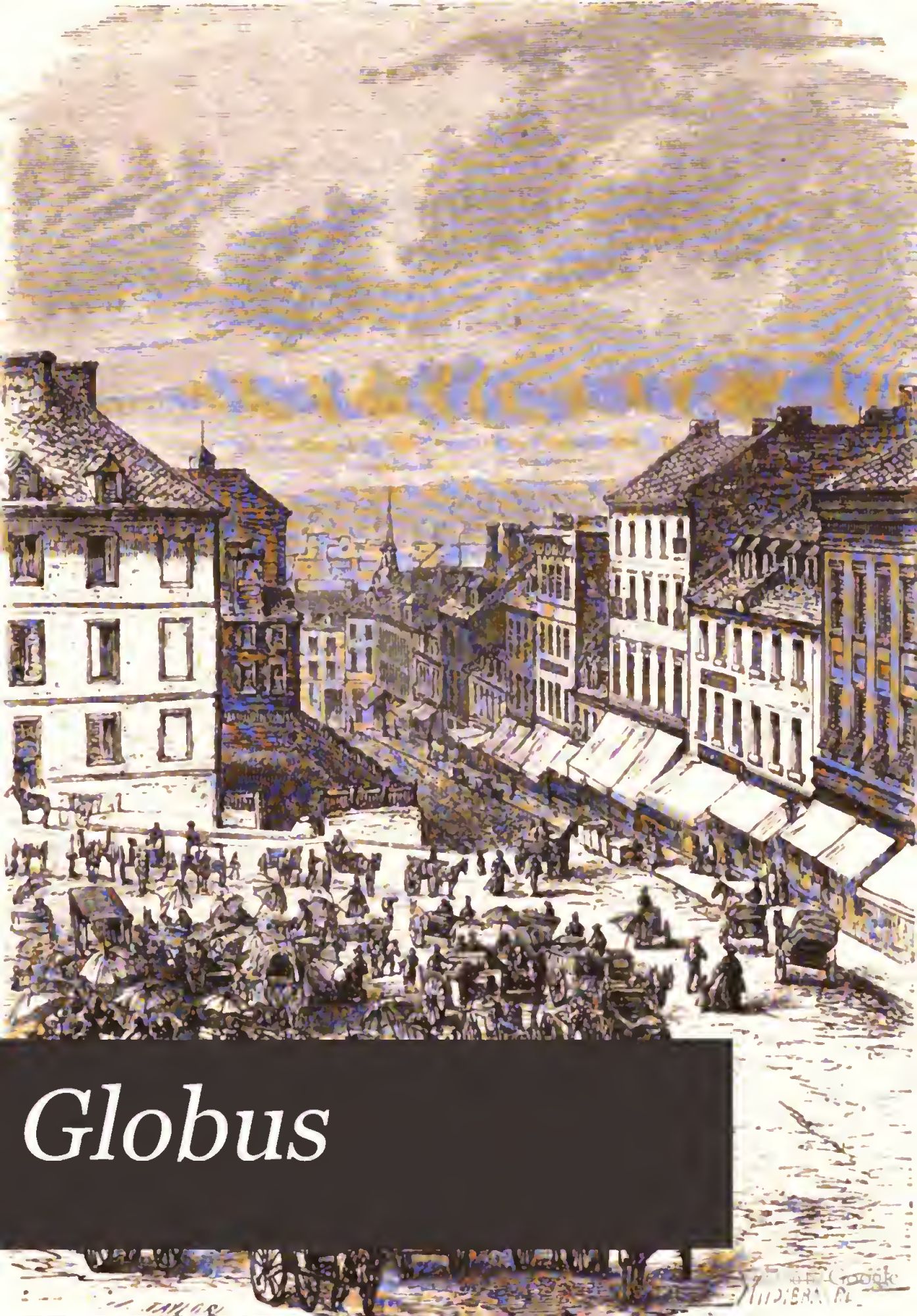
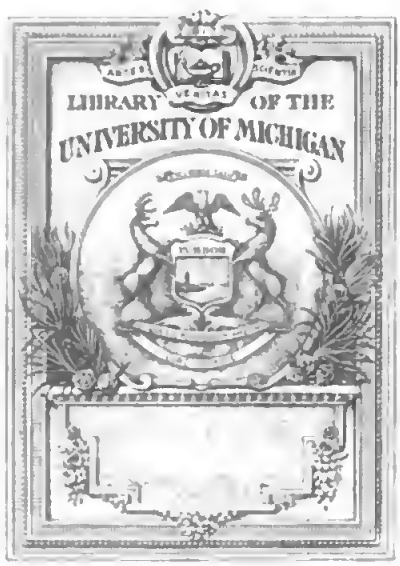


Globus



Digitized by Google

G
1
.G8

Digitized by Google

Globus.

XXX. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Dreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1876.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dnepr und Njemen an die Gestade des Baltischen Meeres 287.

Deutschland. Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier 59. 381. Professor Göppert's Denkschrift über einen Park zu Breslau 143. R. Aßmus und K. Stieler, Bilder aus Elsaß-Lothringen 224. Die Anzahl der Wenden in Sachsen 271. Slavische Findlinge. Von Richard Andree 297. Den Tod austragen und den Sommer gewinnen. Von Franz Schmidt 299.

Oesterreich. A. L. Hickmann's Graphische Statistik von Böhmen 31. Fiume 49. Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien 65. 81. 97. Evangelische Calanien in Galizien 189. Rheinlachse in der Donau 208.

Schweiz. Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle 191. Schweizerische Einwanderung in die Krim 208.

Dänemark. Isländer nach Manitoba 240.

Norwegen. Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition 80. 350.

England. Frisches Fleisch aus Amerika in London 63. Wöchentliche Production von Birmingham 64. Livingstone's Statue in Edinburgh 176. Historische Karte von Helgoland 224. Rückkehr der englischen Nordpolexpedition 304. Ex- und Import von England im Jahre 1875 304.

Frankreich. Regulirung der Seine und Rhone 192.

Italien. Italiener in Birma 48. Die italienische Expedition nach Innerafrika 160. Italienische Kinderspiele. Von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld 318.

Rußland. Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland 96. Einverleibung der innern Kirgisenhorde in das europäische Rußland 143. Unterdrückung der kleinrussischen Sprache 192. Schweizerische Einwanderung in die Krim 208. Gäste aus Ostasien 208. Am Imandra-See (Schilderungen aus Lappland). Von Aldin Kohn 235. 247.

Serbien. Weihnachten bei den Serben. Von Nikola J. Petrowitsch 56. 71. Der Djurdjew-dan bei den Serben. Von Nikola J. Petrawitsch 93.

Türkei. Türkische Charakterskizzen 28. Zeitungen in Constantinopel 80. Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. van Lantenau 108. 125. 138. Geschichte der Bulgaren. Von C. J. Jireček 144. Seeränder im Marmara-Meer 176. Sklavenhandel der Tscherkessen 176. A. Hilberg, Nach Ekti Djumaia 224. Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien und der Herzegowina. Von Heinrich Kiepert 327.

Asien.

Die Fingernägel asiatischer Völker 7. Die Verbreitung der Angoraziegen 30.

Türkisches Vorderasien. Ueber die homerische Ebene von Troja, von R. Hercher 62. Vulcanbildung bei Kania 96. In Turkisch-Armenien 321. 337. 353. 369. Bittschrift der Einwohner von Wan an den armenischen Patriarchen von Constantinopel 367.

Die Uferstaaten des Persischen Golfes. Von Emil Schlagintweit 362. 379.

Russisches Asien. Sibirien: Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den sibirischen Handel. Von N. Latkin 11. Reisebriefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien 87. 109. 184. 202. 268. 281. Gäste aus Ostasien in St. Petersburg 208. Geographisches Material in den sibirischen Archiven 159. Wiggin' Reise nach dem Ob 128. Die Jenissei-Expedition 128. Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer 351. 365. Vorläufiger Bericht über die Lena-Oleneck-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czetanowski 217. 232. — Russisch-Turkestan: Karawanenverkehr zwischen Krasnowodsk und Chiwa 143. Petroleum in Chaland 160. Säwerzow's projectirte Reise nach Hochasien 240. Militärische Expedition nach dem Alai-Plateau 272. Schiffahrt auf dem untern Amu-Darja 288.

Englisch-Indien. Der Pundit Nain Sing 30. Prof. Williams über ostindische Zustände 47. Indiens Grenznachbarn gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit 105. 123. Arakan unter britischer Regierung. Von F. Rayel 284. Mohammedaner in Indien 288. Zur Statistik von Britisch-Birma 296. Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874 bis 1875 384.

Hinterindien (nebst dem asiatischen Archipel). Kritik der „Reisen auf den Philippinen von Dr. Jagor" in der philippinischen Presse. Von G. Grupe 110. Italiener in Birma 48. Tonkin (Eröffnung des Hafens Haiphong und Handels-

402255

verhältnisse) 175. Colonisation von Sumatra 111.
China nebst Vasallenstaaten. Die Chaca-Tanguten und Ölöt-Mongolen. Von Albin Kahn 13. 27. Eröffnung eines neuen Hafens auf Hainan. Von E. W. Stuhlmann 15. Der Pundit Nain Sing 30. Erleichterung des Fremdenverkehrs 31. Küstenaufnahmen in China und Korea 31. Zeitung in Korea 48. Von der Insel Hainan 78. Die erste Eisenbahn in China 96. Aus dem Reiseberichte Peschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn 119. 134. 311. 346. Peking und Nordchina 129. 145. 161. 177. 193. 209. J. A. Sofiatowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875 153. 170. Chinesische Schüler in den Vereinigten Staaten 208. Ein christlicher Begräbnißplatz auf der Insel Hainan. Von E. W. Stuhlmann 223. Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874 251. 264. Prschewalski nach dem Lob-nor 288. Pantanin's Reise nach der westlichen Mongolei 288. Schilderungen aus dem südlichen China. Von E. W. Stuhlmann 285. 302. Aufnahmen des „Fawn" in Ostasien 304. Neue Vertragshäfen in China 368.

Afrika.

Blaude und eathhaaeige Neger 128.
Der Norden. Playfair's Reise durch Tunesien 256. E. van Baey's Reise nach dem Hagär-Gebirge 288.
Aegypten. Reise von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabische Wüste vom Nil zum Rothen Meere 8. P. Ascherson's Reise nach der Kleinen Oase 72. Aus Kaedofan (Mason, Pueby, Pfund) 239.
Ostküste. Der afrikanische Sklavenhandel 14. Zur Völkerkunde Madagaskars 39.
Der Süden. Kaffern-Unruhen 48. Einwanderung in die Cap-Colonie 96. Eisenbahnen im Captande 114. Volkszählung der Cap-Colonie 192. Vertrag wegen West-Griqualand 304.
Die Westküste. Von der afrikanischen Westküste 113. 273. 289. 305. Nachrichten vom Ogowe 31. 221. Land und Volk von Alem. Von Dr. W. Eeman 156. 173. Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman 359. 375.
Das Innere. Die Livingstone-Mission am Nyassa-See 14. Eduard Mohr nach Innerafrika 16. Die zweite Besteigung des Albert Nyanza durch Gessi 55. 95. 249. Die italienische Expedition nach Innerafrika 160. Nachrichten von Stanley 112. Stanley in Centralafrika 166. 183. 198. 215. Dr. Pogge bei den Muata Jamwo 343.

Nordamerika.

Neue Werke über Nordamerika 57. Reste der Indianer im Osten Nordamerikas 112.
Britisch Nordamerika. Ein Ausflug nach Canada 1. 17. 33. Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada 187. 200. Isländer nach Manitoba 240. Einwohner der Bermuda-Inseln 128.
Vereinigte Staaten. Die Verbreitung der Angaraziegen 30. Frisches Fleisch aus Amerika in London 63. Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse 80. Chinesische Schüler in den Vereinigten Staaten 208. Die Eröffnung der Süd-Pacific-Bahn von San Francisco bis Los Angeles 240. Der Lachsfang in Oregon 304. Aus den Baumwollenstaaten 314. 344. Anzahl der Jesuiten 352.
Central-Amerika. Eine Besteigung des Popocatepetl 25. Krieg zwischen Guatemala und S. Salvador 80. Die Eisenbahn von Costa Rica. Von Dr. H. Polakowsky 278.

Südamerika.

Neugranada. Der Darien-Canal 255.
Peru. Pardo's Thätigkeit als Präsident 257.
Chile. Weltumsegelung der Corvette „Chacapuca" 224.
Regenlinien. Die Maetineta 63. Frisches Fleisch vom La Plata nach Paris 192. Einwanderung. Eisenbahnen 208. Guanovertrag 256.
Paraguay. Congreßmitglieder 48. Kaffeebau 256.
Brasilien. Das Pflanzenreich am obern Jacuhy; Kulturpflanzen der deutschen Colonien S. Leuz und Mont'Alverne; das Thierreich am obern Jacuhy. Von C. Canstatt 44. 92. 219. Bevölkerung Brasiliens 128. Der Wasserfall Guayra in Parana 142. Religiöser Fanatismus in San Paulo 256. Kautschuk in Para und Amazonas 271.

Der Continent von Australien.

Kabel zwischen Neuseeland und Australien 15. Lachseier nach Australien 48. Zur freien Auswanderung nach Australien 238. Die fünfte Reise von Ernest Giles 270.
Westaustralien. Die Colonie Westaustralien 254. 256.
Südaustralien. Zuckerrohr 64. Volkszählung 240. Universität Adelaide 240.
Victoria. Seidenzucht 48. Einfuhr von Lachseiern 160. Brough Smyth's Werk über die Eingeborenen von Victoria 240. Aufregung gegen die Chinesen 256.
Neu-Süd-Wales. Schulfrage 96. Goldumsatz der Münze von Sydney von 1855 bis 1875 192. Die Universität Sydney 240. 352.
Queensland. Die Palmer Goldfelder 63.
Northern Territory. Einwanderung 79. Williams's Fahrt auf dem Daly-Flusse 270. Budjan's Reise 368.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle" 76. 89.
Tasmanien. Die letzte Tasmanierin (Geschichtliche Rückblicke und statistische Uebersicht) 205.
Neuseeland. Naturwissenschaftl. Kenntnisse der Maoris 61. Darstellung eines Maori über Bankscalt 80. Zahl der Maoris 144. Anzahl der Weißen 224.

Digitized by Google

Rückkehr zum Heidenthum 256. Aufhöeen der unterſtützten Einwanderung.
Neu-Guinea. Die Fly-River-Expedition 23. Woher ſtammt der Tabak 112. S. M'Farlane's neueſte Fahrt nach Neu-Guinea im März u. April 1876 140. 150.
Hervey-Inſeln. Unterwelt und Elyſium der Hervey-Inſulaner 234.
Samoa-Inſeln. Aſſaier Steinbergen 160.
Hawaii. Am Gipfelkrater des Mauna Loa. Von F. Bingham 42. Ueber einige hawaiiſche Alterthümer. Von F. Bingham 53.

Der Nordpol.

Von der öſterreichiſch-ungariſchen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874 225. 241. 257. Nordpolfahrt der „Pandora“ 272. Rückkehr der engliſchen Nordpol-Expedition 304. Die engliſche Nordpol-Expedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876 333.

Vermiſchte Mittheilungen.

Aberglauben, Sagen Gebräuche ꝛc. (ſ. auch unter den betreffenden Ländern).

Aus Thüringen 299; Oſtfriesland 59. 381; Italien 318; Serbien 56. 71. 93; Türkei 108. 125. 138; von den Hervey-Inſeln 234. Fußſpuren; von Richard Andree 207.

Prähiſtorie.

Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle 191.

Vom Büchertiſche.

K. Andree's Geographie des Welthandels; von L. Katſchee 16. A. L. Hickmann's Graphiſche Statiſtik von Böhmen 31. Neue Werke über Nordamerika 57. Ueber die Amerikaniſche Ebene von Texas von R. Heechee 62. Atlas der Ethnographie; von Georg Gerland 64. Jagor's Philippinen in der philippiniſchen Preſſe 110. Geſchichte der Bulgaren; von C. J. Jireček 144. R. Aßmus u. K. Stieler: Bilder aus Elſaß-Lothringen 224. A. Hilberg: Nach Esli Djumaia 224. — Die geographiſche Verbreitung der Thiere; von A. R. Wallace. Deutſch von A. B. Meyer. Beſprochen von Dr. A. Reichenow 272. — Carl Walff's Hiſtoriſcher Atlas 352. Der Bericht über den materiellen und moraliſchen Fortſchritt Indiens im Jahre 1874 bis 1875 884.

Biographiſches, Perſonalia.

Antinari 160. Aßmus 224. v. Baer 288. Bannat 359. 375. Beazza 224. Beyrallo 321. 337. 353. 369. Geſt 55. 95. 249. E. Giles 270. Göppert 143. Gagarin 255. Güßfeldt 8. Herchee 62. Hickmann 31. Hoell 240. Jagor 110. Jireček 144. Lenz 31. 224. Livingſtone 176. Maeche 31. Maſan 239. M'Farlane 140. 150. Mahe 16. Nain Sing 30. Nares 333. Nordenſkjöld 128. 351. 365. Paeda 287. Pfund † 239. Playfair 256. Pogge 343. Palanin 288. Prſchewalski 119. 134. 288. 311. 346. Purdy 239. Schwerzaw 240. Schliemann 128. Schweinfurth 8. Brough Smyth 240. Saſnowski 153. 170. Stanley 112. 166. 183. 198. 215. Steinberger 160. Stieler 224. v. Thielmann 25. Wiggins 128. Williams 47. Wiltſhire 270. Windich † 48. Young 14. Prinzeſſin 65. 81. 97.

Autoren, von denen Beiträge (auch in Ueberſetzungen) in Bd. XXX enthalten ſind:

Richard Andree 207. 297.
Paul Aſcherſon 72.
Franz Bingham 42. 53. 166. 183. 198. 215.
Oscar Cannſtatt 44. 92. 219.
Alexander Czekanowski 217. 232.
W. Erman 156. 173. 359. 375.
O. Finſch 87. 103. 184. 202. 268. 281.
G. Genpe 110.
L. Katſcher 16.
Heinrich Kiepert 327.
Albin Kahn 13. 119. 134. 235. 247. 311.
H. v. Lankenau 108. 125. 138.
R. Latkin 11.
H. Meier (Emden) 59.
Nikola J. Petrowitſch 56. 71. 93.
H. Polakowsky 278.
F. Ratzel 284.
A. Reichenow 272.
O. v. Reinsberg-Düringsfeld 318.
Emil Schlagintweit 105. 123. 362.
F. Schmidt (Wetmar) 299.
C. W. Stahlmann 15. 78. 223. 285. 302.
Sosnowski 153. 170.

Illuſtrationen.

Europa.

Oeſterreich (Croatien und Dalmatien).
Terzatta, Schloß der Frangipani bei Fiume 50.
Thunfiſchfang im Buſen von Peelnero 52.
Dalmatiſche Banduren mit einem Ränder 66.
Moslakiſche Maskaraden aus dem Beziele aus Zara 87.
Hirtin aus der Umgegend von Knin 69.
Die Kerka-Fälle bei Scardona 70.
Knin, vom Wege nach Verlicca aus geſehen 82.
Die Keela oberhalb der Brücke von Knin 83.
Mädchen von Sebenico 84.
Teaù, von der Inſel Bua aus geſehen 85.
Die Schiffsländе von Spalata und die äußere Mauer des Diocletianiſchen Palaſtes 86.
Der Dom zu Spalata mit dem Periſtyl des Diocletianiſchen Palaſtes 98.
Pacticus des Tempels im Diocletianiſchen Palaſt zu Spalata 100.
Innere Anſicht des Domes zu Spalata, des einſtigen Tempels im Diocletianiſchen Palaſte 101.

Balearen.

Windmühlen bei Palma de Mallorca 117.
Aus loſen Steinen kunſtvoll zuſammengefügter Schafſtall auf Menorca 118.

Schweiz.

Der ſogenannte Bär und der ſogenannte Eisfuchs von Thayingen nebſt ihren Originalen 191.

Aſien.

Annam.

Hände zweier annamitiſchen Edelleute 7.

Hinterindiſche Inſeln.

Blaſebälge auf Borneo 40.

China.

Chineſiſche Bogenſchützen 130.
Chineſiſche Kananiere 131.
Bauer vom Ufer des Pei-ho 132.
Der Pei-ho innerhalb Tien-tſin 133.
Nordchineſiſches Kameel 146.
Büeger von Tien-tſin 147.
Der Vicekönig Li 148.
Chineſiſcher Bettler 149.
Barken des Pei-ho 162.
Opiumraucher 163.
Palankin eines hohen Beamten 164.
Chineſiſcher Karren 165.
Generalanſicht der Befeſtigungen von Peking 178.
Das Thor Tſien-men zwiſchen Mandſchu- und Chineſen-Stadt in Peking 179.

Straße der französischen Gesandtschaft in Peking 190.
Oberbanze eines buddhistischen Klosters 181.
Triumphbogen auf der Brücke, welche über die Seen des Pekinger Palastes führt 182.
Chinesischer Gelehrter 194.
Mandarin 194.
Tatarische Frau 195.
Jung verheirathete Chinesin 195.
Chinesische Dame beim Putz 196.
Prinz Kung 197.
Bronze-Instrumente des Pekinger Observatoriums 210.
Schachspieler 211.
Chinesischer Schubkarren 212.
Diener bei feierlichen Begräbnissen 213.
Straßenscene in Peking. Guckkasten 214.

Kleinasien.

Bitlis 322. 323.
Türkische Bei von Bitlis 324.
Kurdischer Krieger von Sort 325.
Die Insel Agthamar im Wan-See 326.
Blicke (Cyprinus Tarichi) aus dem Wan-See 326.
Der Felsen von Wan, von Norden gesehen 338.
Die Felskammern und Inschriften des Chorchor 339.
See und Festung von Wan 340.
Die Festung von Wan 341.
Persischer Kaufmann von Wan 342.
Erdenlager 353.
Jedi-Kitiffa, die Kirche von Warak 354.
Kirche von Agthamar 355.
Kloster Nareg 356.
Kurdischer Fürst 357.
Kurdische Typen 358.
Kirche van Chachu in einem Nebenthale des Thartum-su 370.
Kirche Coeschk-Wank 371.
Portal der Kirche Coeschk-Wank 372.
Trümmer einer georgischen Kirche 373.
Laze 374.
Bettelnder Derwisch 374.
Das Schloß von Kosada im obern Thale des Tscharuch 375.

Afrika.

Westküste.

Die Insel Don Henrique bei Fernando Po, Aufenthalt von politischen Verbannten 114.
Der Clarence Pik auf Fernando Po 115.
Junge Gabunesin (M'pongwe) 274.
Gabnneſe (M'pongwe) 274.
Pahuin-Talmetscher 275.
Pahuin 275.
Fans 276.
Ein Babongo 277.
Haartrachten der Frauen am Fernando Vaz 290.
Juan Fernand, Häuptling der Barre des Fernand Vaz, und seine Familie 291.
Porträts von Häuptlingen am untern Ogawe 292.
Insel Ningesaka am untern Ogawe 293.
Jonanga-See 293.
Die Fetisch-Spitze am Ogawe 294.
Elfenbeinschnitzereien aus Angola 306.
Rhede van S. Paulo de Loanda 308.
Bay von Mossamedes 310.

Inseln des Stillen Oceans.

Eingeborener der Salomons-Insel Isabel 24.
Fischgöze, Giftgatt, Opferdecken } von Hawaii 54.

Nordamerika.

Canada.

Indianer von Malbaie 2.
Quebec vom Point Levis aus 4.
Marktplatz der Oberstadt von Quebec 5.
Jagd auf den Orignal (canadisches Elenthier) 6.
Wasserfall van Lorette 18.
Die Victaria-Brücke 19.
Schiffsländе von Montreal 20.
Ansicht van Montreal 21.
Der Markt Bonsecours in Montreal 22.
Schlittenfahrer und Schneeschuhläufer auf dem Mont Royal 34.
Fang der Aalen 35.
Ottawa mit dem Parlamentsgebäude 36.
Der Wasserfall „La Chaudière" des Ottawa-Flusses 37.
Das Parlamentsgebäude in Ottawa 38.

Nordpolarländer.

Kaiser-Franz-Josef-Land.

Cap Tyrol und die normale Form der Bärenjagd auf Schlittenreisen 228.
Das Allencap 229.
Im äußersten Norden 230.
Eindrechen in Meeresspalten 242.
Ankunft vor offenem Meere 243.
Schlittenziehen 244.
Abschied vom Lande 245.
Das Verlassen des „Tegetthoff" 246.
Das Uebersetzen über die Canäle 258.
Scene aus dem Rückzuge 259.
Bärenjagd im Wasser 260.
Ankunft auf Nowaja-Semlja 260.
Erschöpfung 261.
Ein russisches Boot in Sicht 262.
Rettung der Expedition durch russische Schiffe in der Tunenbay van Nowaja-Semlja 263.

Karten.

Uebersicht der von Dr. P. Güßfeldt 1876 in der östlichen Wüste Aegyptens astronomisch bestimmten Punkte 9.
Aufnahme des Fly-River durch den Dampfer „Ellengowan" December 1875 23.
Prschewalski's Reisen in Hoch-Asien 1870 bis 1873 120.
Die östliche Halbinsel von Neu-Guinea 151.
Henry M. Stanley's Skizze des Südwestufers des Victaria Nyanza 167.
Karte des Kaiser-Franz-Josef-Landes aufgenommen von Julius Payer 1873 und 1874 226.
Die Gruppirung der Caufessianen in Bosnien. Von H. Kiepert 328.
Skizze der englischen Entdeckungen im Norden des Smith-Sundes 324.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ein Ausflug nach Canada.

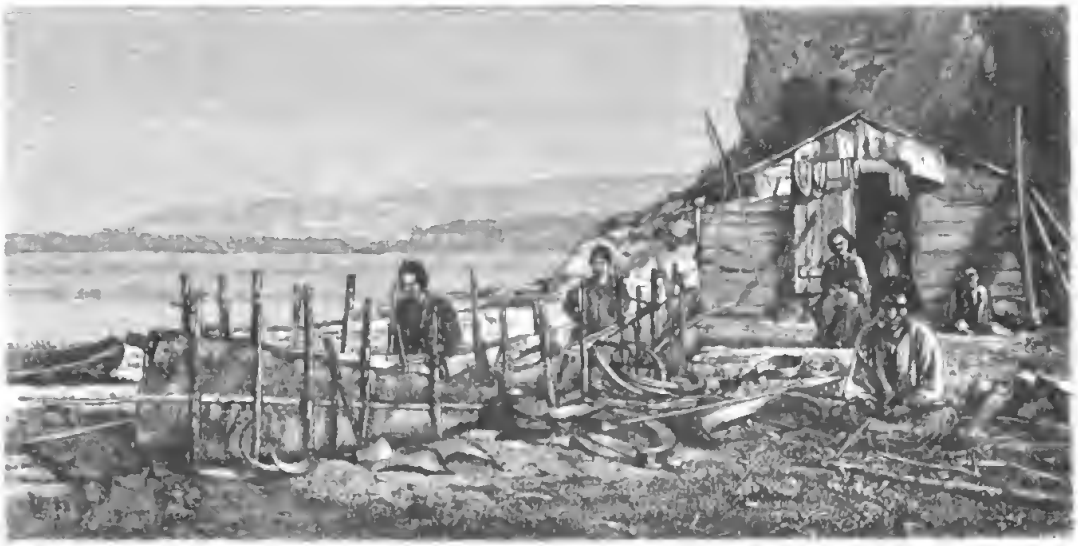
I.

Unter allen Dampferlinien des Atlantischen Oceans, welche die Alte und die Neue Welt mit einander in Verbindung bringen, ist die Linie „Allan", deren Schiffe zwischen Liverpool und Quebec fahren, wohl unstreitig die anziehendste. Denn in der guten Jahreszeit wählen die Dampfer den Weg nördlich von Newfoundland oder Terre Neuve durch die Belleisle-Straße und brauchen ja auf offenem Meere nur 3000 Kilometer zurückzulegen, während die übrigen 1200 durch den St.-Lorenz-Golf und -Strom immer Angesichts des festen Landes und in verhältnißmäßig ruhigem Gewässer dahinführen. Im Winter, wo der St.-Lorenz-Strom zugefroren ist, landen sie dagegen in Portland im Staate Maine, von wa Passagiere und Güter per Eisenbahn nach Ottawa und Montreal geschafft werden. Weit sicherer auch kann der Reisende hier, als auf den 10 bis 12 Breitengrade südlicher gelegenen Schiffscoursen darauf rechnen, Eisbergen zu begegnen, welche — wie bekannt — ihre Heimath in der Baffins-Bay haben, im Juni und Juli langsam gegen Süden treiben und dort der vereinten Wirkung der Sonne und des Golfstroms erliegen, immerhin aber manchmal den 37. Breitengrad, also die Breite von Baltimore oder Richmond, erreichen. Diese oft noch thurmhohen Colosse, welche man meist erst gleichzeitig mit den Küsten Labradors oder Newfoundlands in Sicht bekommt, gewähren dann von den hellen Strahlen der Julisonne beschienen ein zauberhaftes Bild. Aber ganz plötzlich kann es verschwinden und mit ihm Sonne, Eisberg und Küsten, und ein dicker Nebel verhüllt Alles. In diesem plötzlichen Erscheinen desselben liegt eine große Gefahr für die Schiffe, deren mehr als eines schon wie Glas zwischen den Eisbergen zertrümmert wurde. Nur langsames, vorsichtiges Fahren kann dann die Gefahr vermindern.

Bei Nacht wird die Belleisle-Straße durchfahren und bei Tagesanbruch befindet man sich am Eingang des Lorenz-Golfes, um Nachmittags die große und noch fast unbewohnte Insel Anticosti zu erblicken. Bei ihren 6486 Quadratkilometern Flächeninhalt zählte sie 1871 wenig über 100 Einwohner, welche hauptsächlich die fischreichen Gewässer ausbeuten, und die ihr gegenüberliegende Südküste von Labrador, welche vom Manicuagan-Flusse bis zur Belleisle-Straße 700 Kilometer weit sich hinzieht, im selben Jahre nur 3696 Bewohner, darunter 1835 Franzosen, 1309 Indianer, der Rest Engländer, Iren und Schotten. Doch nimmt hier die Bevölkerung trotz des rauhen Klimas und des unfruchtbaren Bodens langsam zu. Von den Küsten Neu-Braunschweigs, der Prinz-Edwards und den Magdalenen-Inseln kommen Acadier herüber nach diesen öden, felsigen, aber fischreichen Gestaden; es sind arme, unwissende Leute, aber tüchtige, unverzagte Fischer und Seefahrer, die dort ihren kargen Unterhalt gewinnen und dabei sich stattlich vermehren. Denn alle die 118,000 bis 120,000 Acadier, die ihre französische Sprache und ihr französisches Volksthum bis heute bewahrt haben — von den 2,800,000 Bewohnern Ober- und Unter-canadas (Census von 1871) sind etwa ein Drittel französischer Abstammung, während in Neu-Braunschweig ihr Antheil an der Populationsziffer noch bedeutender ist —, sind

nachweislich Abkömmlinge von nicht ganz 400 Fiſcherfamilien, welche in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts aus Saintonge (jener alten franzöſiſchen Provinz, welche das heutige Departement Charente-Inférieure und Theile von Charente und Deux-Sèvres umfaßte), der Bretagne und den Landes nach Acadien (Neu-Braunſchweig) ausgewandert ſind. In der That eine erſtaunliche Fruchtbarkeit, wenn man die Verluſte bedenkt, welche ihnen einſt die Kämpfe mit den Engländern und ihre Zerſtreuung im ſiebenjährigen Kriege und noch alljährlich der Grimm des Meeres zufügt.

Noch ehe man das weſtliche Ende von Anticoſti erreicht, zeigen ſich zur Linken zwei Landſpitzen, Cap Roſier und Cap Gaspé, in welche die im Süden des St.-Lorenz-Stromes liegende Halbinſel ausläuft. Letzteres hat einen Namen in der Geſchichte des Landes; denn dort landete 1534 ſein erſter Entdecker, Jacques Cartier, und errichtete ein dreißig Fuß hohes Kreuz mit dem Wappen ſeines Königs, Franz I. von Frankreich. Zwei Längengrade weiter öſtlich, bei Matane, iſt der Waſſerſpiegel des Lorenz-Stromes noch immer über 50 Kilometer breit, und kaum erblickt man vom Dampfer, welcher am Süduſer hinauffährt, die gegenüberliegende Küſte als bläuliche Linie am Horizont. Der erſte Anblick des Landes iſt ein trauriger und ernſter; überall zeigen ſich große ſchwarze Flecken, Spuren von Bränden, die über die Hügel hinraſten und die Nadeln der Tannen verſengten. Im Hintergrunde ſteigen die Gipfel der Monts Notre Dame, welche die Halbinſel von Cap Gaspé durchziehen, bis zu 1300 Meter an. Aber bald macht der düſtere Eindruck einem freundlichern Platz, wenn jene Reihe weißer Häuſer am Fuße grünender Hügel beginnt, welche bis Quebec hinauf den charakteriſtiſchen Schmuck der Ufer des St.-Lorenz-Stroms bilden. Da ſieht man keine großen Dörfer, ſondern nur ein paar kleine Städte, wie Rimouski, Trois-Piſtoles, Kamouraska, Montmagny u. ſ. w.; ſonſt aber baut ſich ein Jeder ſein Haus auf ſeinen Acker und kümmert ſich nicht darum, wie groß die Entfernung iſt, die ihn von ſeinem nächſten Nachbar ſcheidet. Nur ab und zu ſtreckt eine Kirche ihren mit glitzernden Blechplatten gedeckten Thurm empor und zeigt den Mittelpunkt einer neuen Pfarrei an, welche eben dem jungfräulichen Boden abgewon-



Indianer von Malbaie. (Nach einer Photographie.)

nen worden iſt. Sonntags ſchirrt dann der canadiſche Landmann ſeinen Teader vor ſeinen eleganten Federwagen und veranſtaltet mit ſeinen Nachbaren ein Wettfahren nach der Pfarrkirche. Mit Geſchirr und Wagen treiben dieſe Leute einen Luxus, welcher allmälig einen beſorgnißerregenden Umfang angenommen und ſchon viele kleine Bauern ruinirt hat. Sie gerathen in Schulden, müſſen ihr Land verkaufen und ziehen dann mit ihren Familien nach den Fabrikdiſtricten der benachbarten Vereinigten Staaten. So zählte man 1870 in dem induſtriellen Maſſachuſetts 69,491 Perſonen, die in Canada geboren waren, und zwar weitaus die meiſten franzöſiſche Canadier, in Newyork deren gar 78,510.

Am reinſten hat ſich das franzöſiſche Volksthum in den Grafſchaften am untern Laufe des Lorenz-Stromes erhalten; ja die dort wohnenden Engländer und Indianer verſchmelzen ſich täglich mehr und mehr mit dem dominirenden Elemente. Einige Zahlen beweiſen dies am beſten: ſo zählte 1871 die Grafſchaft Bellechaſſe unter 17,637 Einwohnern 17,542 Franzoſen, Montmagny unter 13,555 deren 13,449, l'Islet 13,375 unter 13,517, Kamouraska 21,038 unter 21,254, Temiscouata 21,809 unter 22,491, Rimouski 25,957 unter 27,418, Charlevoix 15,270 unter 15,611, Montmorency 11,602 unter 12,085, Chicoutimi 16,643 unter 17,493. Alljährlich entſtehen neue Pfarreien landeinwärts von den alten, und gegen Süden hin beginnt das franco-canadiſche Element die angrenzenden Theile von Neu-Braunſchweig und von Maine in Beſitz zu nehmen. Nordwärts vom Lorenz Strome haben ſich in den letzten 20 Jahren mehr als 15,000 franzöſiſche Canadier am Saguenay-Fluſſe, der gegenüber von Trois-Piſtoles mündet, und an dem von ihm durchſtrömten St.-John-See niedergelaſſen. Dort ſind über 1 Million Hectaren Landes vermeſſen worden, und hätten dort nicht 1870 furchtbare Waldbrände gewüthet, ſo wäre die Entwickelung jener Gegenden wahrſcheinlich ſchon viel weiter vorgeſchritten.

So blühend nun aber auch das Land, von ſeinem Hauptſtrome aus betrachtet, im erſten Augenblicke ausſieht, ſo muß man ſich doch ſtets gegenwärtig halten, daß eben nur ein Streifen Landes an den beiden Flußufern angebaut iſt, der

höchstens eine Breite von vier Wegstunden besitzt und alsdann granitischen Felswüsten weicht. Da findet man kein Alluvium mehr, sondern nur Granit, zahllose Seen und prachtvolles Nadelholz; nicht Ackerbau wird dereinst diesen weiten Gebieten eine Zukunft verleihen, sondern die Ausnutzung ihrer Wälder und ihrer mineralischen Reichthümer.

Vorbei zieht nun der Dampfer bei Pointe des Pères, wo er einen Augenblick verweilt und von wo seine Ankunft nach Quebec telegraphirt wird, vorbei bei zahlreichen Inseln, wie Bic, Isle Verte u. s. w., bei Cacouna, einem der beliebtesten Seebäder des Landes mit einem riesigen Hôtel nach amerikanischem Muster, vorbei bei der Mündung des Saguenay, dessen Ufer im Winter durch den eisigen Frost und die Schneestürme veröden, aber in der schönen Jahreszeit von zahlreichen Touristen belebt sind, ebenso wie die herrlichen Striche um Malbaie (südlich von der Saguenay-Mündung am Lorenz-Strome). Mehreremals wöchentlich fahren dann Dampfer von Quebec aus bis Chicoutimi den Saguenay hinauf, dessen 1 bis 2 Kilometer breites Bett von prächtigen, scheoffen, oft 300 bis 400 Meter ansteigenden Klippen eingefaßt ist.

Nähert man sich Quebec von der See her, so ist es nicht die stattlichste Seite, welche die alte 1608 von Samuel de Champlain gegründete Stadt dem Beschauer zukehrt, da ihr schönster und größter Theil von dem Felsen der Festung verdeckt wird und nur die eine Straße am Fuße desselben sichtbar ist, welche, weil fast ausschließlich von Irländern bewohnt, darum die schmutzigste in der ganzen Stadt ist. Um dieselbe in ihrer ganzen Pracht zu überschauen, sind zwei Punkte vor allen trefflich geeignet, einmal Point Levis auf dem gegenüberliegenden südlichen Flußufer, und dann einige Kilometer stromadwärts ein Felsgipfel zur Linken des Wasserfalls von Montmorency. Von letzterm Orte aus soll die canadische Stadt mit ihren blitzenden Dächern von Blech einige Aehnlichkeit mit Algier und dessen weißgetünchten Häusern besitzen, nur daß, abgesehen von den niedrigeren Hügeln und der einförmigern canadischen Vegetation, der hier schon bedeutend schmalere Lorenz-Strom bei all seiner gewaltigen Tiefe und Klarheit und seinen unzähligen Segeln nicht im Stande ist, das unermeßliche Mittelländische Meer zu ersetzen.

Quebec ist die eigentlich französische Stadt in Nordamerika, wenn auch Montreal und New-Orleans eine absolut größere Zahl französisch redender Einwohner besitzen. Quebec zählte nämlich 1871 unter 59,699 Bewohnern 40,890 Franzosen, Montreal deren 56,856 unter 107,255 Seelen, während in New-Orleans die französische Zunge schätzungsweise durch etwa 60,000 Menschen vertreten ist. Nur in Quebec ist es dem französischen Elemente gelungen, durch seine numerische Ueberlegenheit, durch die großen von ihm gegründeten Institutionen und durch seine Herrschaft in politischen Versammlungen dem ganzen Gemeinwesen seinen Stempel aufzudrücken. Das zeigt sich in allen Familienverhältnissen, in den Gerichtshöfen und in der Politik, während andererseits die großen Kaufläden infolge des verlängerten Addeuchs geschäftliche Beziehungen zum alten Mutterlande durchaus englisches Gepräge tragen. Auch vom Theater läßt sich dasselbe sagen, da die canadische katholische Geistlichkeit den französischen Dramen und Lustspielen nicht eben hold ist, wie denn überhaupt dieser Stand einen bedeutenden Einfluß selbst auf Fragen der innern Politik ausübt, der doppelt unbegreiflich ist in einem Lande, wo Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit eben so unumschränkt wie in England und Amerika herrschen, und wo jede Religion ohne Staatsaufsicht ausgeübt wird und ihre Diener durch ihre Anhänger erhalten werden müssen *). Ein Irrthum wäre es aber zu glauben, daß man dort drüben in Amerikas Norden dieselben Franzosen wie im heutigen Frankreich wiederfindet. Es ist das alte Frankreich vielmehr aus der Zeit, als noch das Lilienbanner herrschte, und selbst dem stumpfsinnigsten Reisenden muß es auffallen, daß, was er dort an französischem Wesen begegnet, alles ins siebenzehnte Jahrhundert gehört **). Alles Moderne dagegen ist englischen oder amerikanischen Ursprungs. Welchen Einfluß auf diese Verhältnisse der neue Strom französischer Einwanderung, der sich jetzt dorthin ergießt, haben wird, ist einstweilen schwer abzumessen.

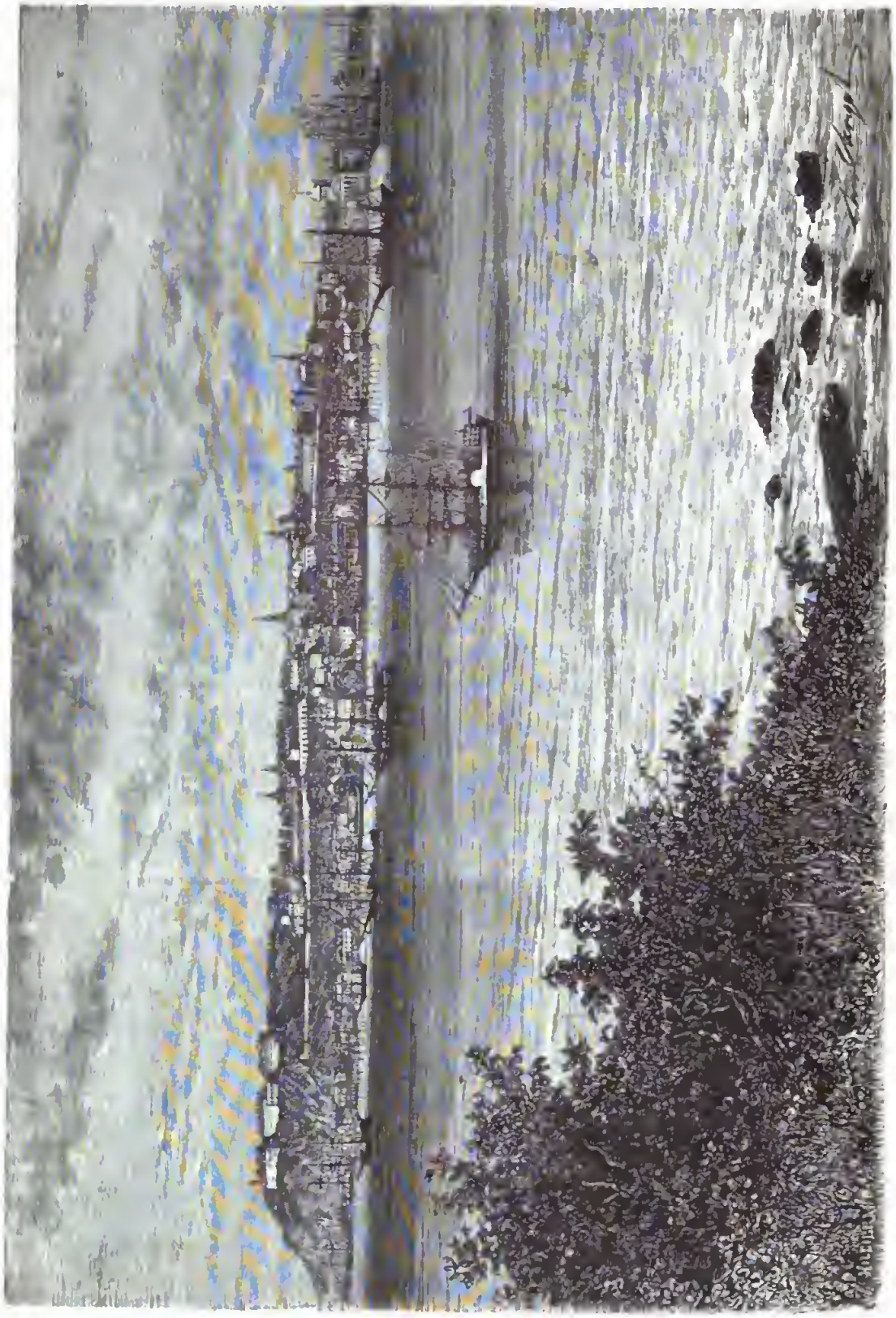
Was aber Quebec hauptsächlich zur Hauptstadt des französischen Canada macht, ist weniger die Anwesenheit des Lieutenant-Governor und der beiden Kammern des Provinzial-Parlamentes, als die Universität Laval, welche ihren Namen von dem ersten Bischof von Canada trägt. Von der katholischen Geistlichkeit von Quebec gegründet, war sie lange Zeit die einzige höhere Unterrichtsanstalt in Nordamerika, wo französisch unterrichtet wurde. Dann aber erweckte ihr großer Erfolg ihr eine immerhin nutzbringende Concurrenz, indem die englische Victoria-Universität zu Coburg in der Provinz Ontario sich eine französische Zweiganstalt „incorporeirte", welche ihren Sitz in Montreal hat, eine juristische und medicinische Facultät umfaßt und jetzt zahlreicher besucht wird als die Quebecer hohe Schule.

Weil Quebec alt ist, aber immerhin nicht alt genug, ist es im Innern keine schöne Stadt im modernen Sinne. Durch seine meist abschüssigen, engen und winkeligen Straßen (eine Ausnahme davon macht nur die Vorstadt St. Roch, welche, ebenso wie St. John und das am 30. Mai 1876 durch ein gräßliches Feuer großentheils in Asche gelegte St. Louis, vom Strome aus hinter der Citadelle landeinwärts gelegen ist) und durch seine kleinen Häuser, die selbst im Geschäftsviertel oft noch von Holz sind, unterscheidet es sich scharf von den anderen Städten seines Continents, in denen allein die gerade Linie und der thurmhohe Hausbau zur Geltung kommt. Auch die Reinlichkeit und das Pflaster lassen zu wünschen übrig: viele Straßen, namentlich in der Altstadt, sind ganz mit alten Holzblöcken gepflastert, und wo überhaupt ein Bürgersteig vorhanden ist, besteht er aus Bohlen.

Die elegante Promenade liegt in halber Höhe zwischen Citadelle und Fluß unweit des Denkmals, welches im Garten des Gouverneurs den beiden gegnerischen Generalen Wolfe und Montcalm errichtet wurde, die hier 1759 gleichzeitig fielen, der erste als Führer des siegreichen englischen Heeres, der andere als französischer Befehlshaber von Quebec, dessen Fall den Streit um Canada endgültig zu Englands Gunsten entschied. Von dort oben hat man eine herrliche Aussicht auf den Strom, die Orleans Insel und die Quartiere der Unterstadt; dort promeniren die Schönheiten der canadischen Gesellschaft, zwar in englischen Toiletten, aber unter französischen Gesprächen. Von der Sprache des

*) Nach Sheridan Hogan, le Canada, Montreal 1855, ist in runden Summen die Hälfte aller Bewohner von Ober- und Unter-Canada dem katholischen Glauben zugethan (486 Kirchen oder Capellen); es sind meist französische Canadier und Irländer. Ein Siebentel gehört zur englischen Kirche (344 Gotteshäuser); ein Achtel sind Methodisten (455 Kirchen u.); ein Zehntel Presbyterianer (245 Kirchen); ein Siebenunddreißigstel Baptisten (136 Kirchen). Ueber 10,000 Andänger zählten damals noch die protestantische, lutheranische und congregationalistische Kirche.

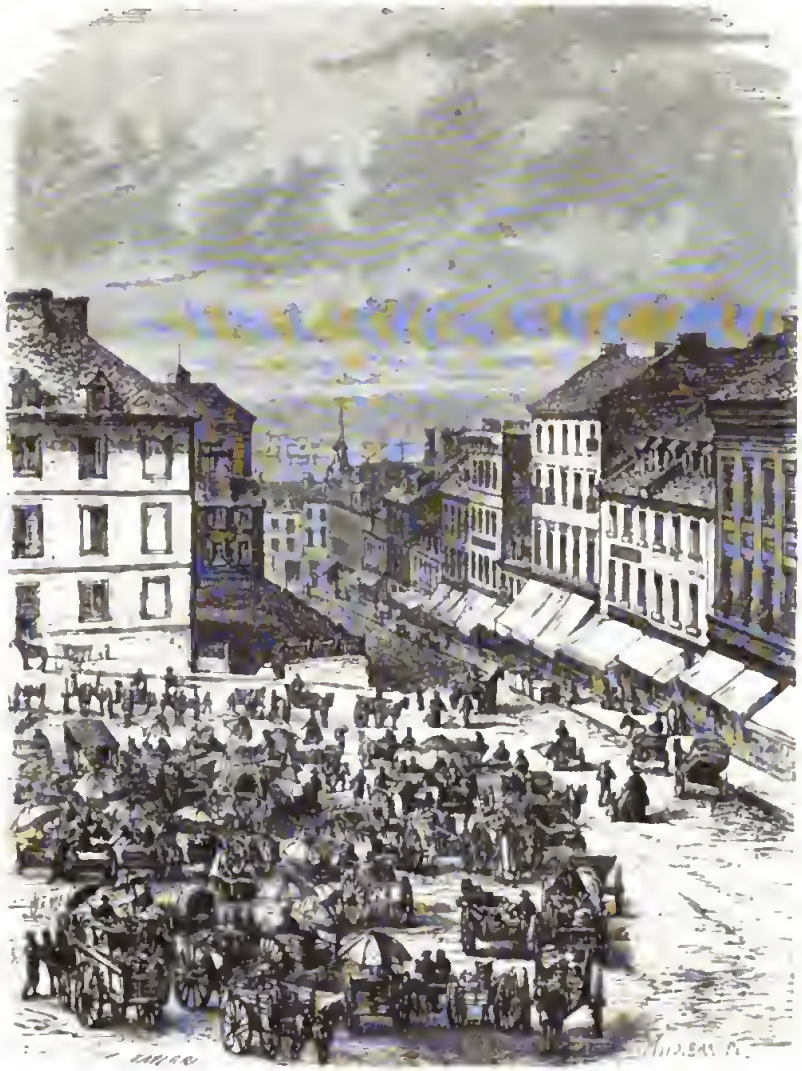
**) Ueber diese Dinge orientiren vortrefflich „Parkmann, Die Pioniere Frankreichs in der Neuen Welt" (Stuttgart 1875. Mit Einleitung von Fr. Kapp) und „Parkmann, Das Ancien-Regime in Canada" (Stuttgart 1876).



Quebec vom Point Levis aus. (Nach einer Photographie.)

Mutterlandes unterſcheidet ſich das canadiſche Franzöſiſch durch eine eigenthümliche Ausſprache, die aus der Normandie, der Heimath der meiſten unter den erſten Anſiedlern, ſtammen ſoll. Neuerdings will ein Canadier den ſeinem Dialekte ähnlichſten Accent in Chartres gefunden haben. Es iſt durchaus kein „Patois“, was der Canadier redet, ſondern eine Sprache voller Ausdrücke, wie ſie in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren und wie ſie ſich nebſt faſt allen dort üblichen Worten in jedem neuen Wörterbuche finden.

Quebec beſitzt nicht weniger als vier franzöſiſche Zeitungen, die täglich erſcheinenden liberalen „L'Evénement“ und „Journal de Québec“; ferner „Le Canadien“, 1806 gegründet und die älteſte franzöſiſche Zeitung in Nordamerika, dreimal in der Woche herauskammend und der conſervativen Partei zugethan, und endlich das ultrakatholiſche Wochenblatt



Marktplatz der Oberſtadt von Quebec. (Nach einer Photographie.)

„Le Courrier du Canada“, letzteres unſtreitig das am ſchlechteſten geſchriebene von allen. Dazu kammt noch das „Echo de Levis“ in der Quebec gegenüberliegenden gleichnamigen Stadt, während die engliſche Preſſe durch den „Chronicle“ und den „Mercury“ vertreten iſt. Rechnet man dazu noch einige wiſſenſchaftliche, literariſche und religiöſe Journale in der einen oder andern Sprache und die treffliche, zweiſprachige Monatsſchrift „Journal de l'Inſtruction public“, ſo erhält man eine ſtattliche Reihe von periodiſchen Veröffentlichungen, die von dem regen geiſtigen Leben Quebecs Zeugniß ablegen.

Von eigentlichen ſehenswerthen Gebäuden und dergleichen hat die Stadt ſehr wenig aufzuweiſen. Die einſt unnahbare Feſtung, die noch vor wenigen Jahren wegen ihrer ſtarken Beſatzung und gewaltigen Werke als das Gibraltar von Nordamerika galt, iſt heute jedem Beſucher zugänglich und nur von wenigen Freiwilligen bewacht. Außer dem ſchon erwähnten, Wolfe und Montcalm gemeinſchaftlich geweiheten Denkmale ſteht auf dem Schlachtfelde ſelbſt, dem ſogenannten Abrahamsfelde weſtlich der Stadt, ein Obelisk zu Wolfe's Gedächtniß, während der Marquis de Montcalm im Kloſter

der Urſulinerinnen ruht unter einer Tafel, welche die Aufſchrift trägt:

Honneur
à Montcalm!
Le destin, en lui dérobant La Victoire,
L'a récompensée par
Une Mort Glorieuse.

In der Oberſtadt bezeichnet außerdem eine Tafel die Stelle, wo am 31. December 1775 der amerikaniſche General Montgomery bei einem erfolgloſen Angriffe auf die Stadt ſeinen Tod fand. An Gebäuden verdienen nur die engliſche und die franzöſiſche Kathedrale, die Capelle des Seminars mit einigen Philippe de Champaigne zugeſchriebenen Gemälden, das Zollhaus und ein 1872 theilweiſe durch Feuer zerſtörter Juſtizpalaſt kurzer Erwähnung. Beſondere architektoniſche Schönheit iſt keinem unter ihnen nachzurühmen.

In Handel und Induſtrie hat Quebec ſchon ſeit lange dem glücklichern Montreal den erſten Platz überlaſſen müſſen. Eine rieſige Arbeitseinſtellung der Schiffsbauhandwerker im Jahre 1867 gab einer Induſtrie den Todesſtoß, welche lange Zeit eine Haupteinnahmequelle der Bevölkerung bildete. Aus denſelben Werften, einſt dem belebteſten Theile der Unterſtadt, wa noch 1866 etwa 300 Schiffe van Stapel gelaufen ſind, gingen im Jahre 1872 etwa 20 hervar! Ob der Plan gelingen wird, in Untercanadas Hauptſtadt wirder ſchwunghafte Induſtrien einzubürgern und die zahlreich aus den Vereinigten Staaten auswandernden Arbeiter

Jagd auf den Orignal (canadiſches Elenthier). (Nach einer Photographie.)

dort zu feſſeln, kann erſt eine wahl nicht ganz nahe Zukunft lehren. Heute ziehen die meiſten transatlantiſchen Kauffahrteifahrer beim Diamond-Harbour, der ſüdlichſten Spitze der Stadt, ahne anzulegen vorbei nach Mantreal, und nur der Holzhandel iſt ſeinem alten Mittelpunkte treu geblieben. So viel Halz, als nur die reichen Wälder des Diſtricts zum Exparte nach Europa hergeben, ſammelt ſich in mächtigen Flößen an den Ufern des St.-Lorenz-Stromes ober- und unterhalb Quebecs und beſanders am Fuße des herrlichen Waſſerfalles (12 bis 13 Kilometer van der Stadt) des Baches Montmarency, der wenig unterhalb in den Lorenz mündet. 1872 ſtieg der Werth des aus ganz Canada nach England und den Vereinigten Staaten verführten Holzes auf 96 Mill. Mark, wovan 40 Mill. auf Quebec entfielen.

Die Umgegend der Stadt iſt prachtvall; im Winter herrſcht ein reges geſelliges Leben und die ſogenannten sporting clubs gewähren den jungen Leuten für jede Jahreszeit ein anderes, geſundes und kraftigendes Vergnügen. Da folgen ſich Pferderennen und Wettfahrten, Wettläufe und Rudern, Turnen, Partien auf dem Schlittſchuh, engliſches Cricket und das Spiel mit dem indianiſchen Rabaſtock oder dem Federball, endlich weite Ausflüge, um den Orignal (canadiſches Elenthier) oder den Karibu (Renthier) zu jagen, wenn nicht gar ein Bär die harmloſere Jagd ſtört.

Van Juli bis zum September ſind die Ufer des untern St.-Lorenz-Stromes van kränklichen Leuten aus den Vereinigten Staaten überflutbet, welche der dartigen Hitze entfliehen. In der That ſinkt die Temperatur nach dem Meere zu raſch: in Quebec iſt die mittlere Temperatur für Juli und Auguſt 18° C., am Cap Raſier nur 14°. Aber dafür

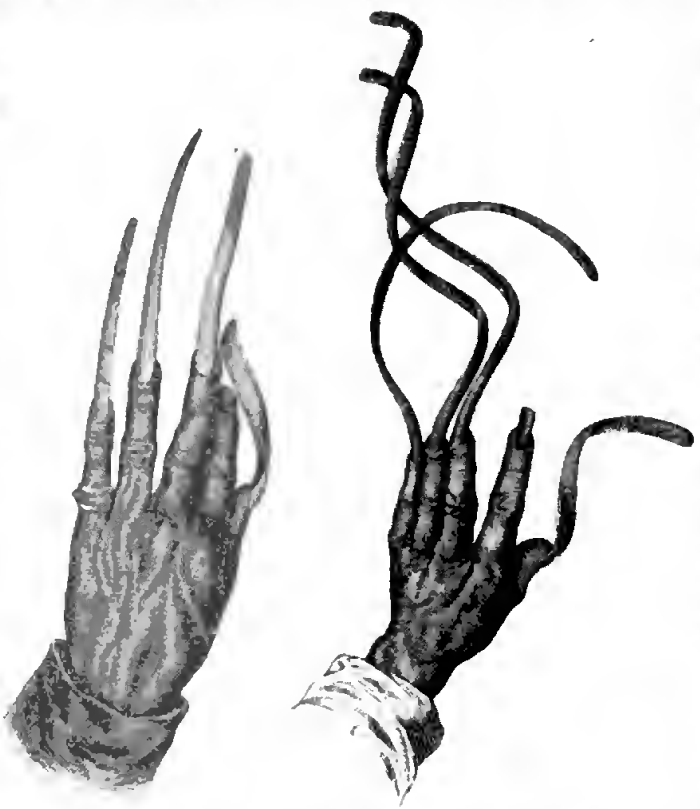
wartet der Badegäſte und Reiſenden in Maldaie, Gaspé, Cacouna u. ſ. w. ein grimmiger Feind in Geſtalt des Nordoſtwindes, eine wahre Geißel für den District von Quebec. Wochenlang jagt er die Nebel des Golfes durch das ganze Land, ſchlägt an den trockenſten, wärmſten Sommertagen die Fremden gleichſam in ein naßkaltes Leinenluch und hinterläßt in ihrer Bruſt die Keime unaufhörlicher Erkältungen und Lungenkrankheiten. Acht, vierzehn Tage hindurch hindert er alle landwirthſchaftlichen Arbeiten, jeden Spaziergang, jedes Vergnügen des Landlebens. Im Winter wiederum verurſacht er ſchreckliche Schneeſtürme, die jede Verbindung unterbrechen und Jedermann in ſein Haus bannen, und im Herbſt Windſtöße, welche ſo viele Verwüſtung auf dem Meere anrichten, und jene wiederholten, lang anhaltenden Orkane, welche alsdann die Schifffahrt auf dem St.-Lorenz-Strome und Golfe ſo gefährlich machen.

Die Fingernägel oſtaſiatiſcher Völker.

Die Hand allein iſt geeignet durch Betaſten genau die Größe, Geſtalt, Feſtigkeit und den allgemeinen Charakter der Gegenſtände zu erforſchen. Ihre Fläche iſt an jedem Theile äußerſt empfindſam und das beſonders an den Fingerſpitzen, wo die Nervenwärzchen nicht allein ſehr ausgebildet ſind und bloßgeſtellt, ſondern auch, nach einigen Autoren, ſich wirklich in die Höhe richten, wenn ſie gereizt werden. Die fleiſchigen Theile unten an der Spitze bilden wulſtige Kiſſen, unterſtützt durch die Nägel, welche vermöge ihrer Widerſtandskraft offenbar beſtimmt ſind, den Mechanismus des Organes zu vervollſtändigen, indem ſie die Fingerſpitzen tauglich machen, auf äußere Gegenſtände ſich feſt andrücken zu laſſen.

Die Nägel ſind Hornplatten, welche aus der eigentlichen Haut hervorkommen und aus einer fleiſchigen Wurzel hervorwachſen. Sie ſind dicht an die weichen Theile gedrückt und können nicht ohne heftige Schmerzen abgenommen werden. Außerdem, daß ſie als Unterſtützung und Schutzwehr der Fingerſpitzen dienen, ſind ſie auch eine Scheidewand zwiſchen den Nerven darunter und etwaigen Eindrücken von oben, ſo daß ſie die Communication von Einwirkungen auf dieſe Nerven verhindern; dadurch wird die Thätigkeit der Nerven auf die dargebotenen Gegenſtände concentrirt und die empfangenen Eindrücke ſind lebhaft und unvermiſcht.

Der Menſch gebraucht die Nägel weder als Waffen zur Vertheidigung noch als Schaufeln, um die Erde damit aufzuwühlen, noch als Haken, um damit zu klettern und ſich feſtzuklammern. Bei den meiſten Säugethieren ſind jedoch dieſe Theile von großer Wichtigkeit in der Oekonomie ihrer Lebensweiſe und deshalb durch eine Menge Abſtufungen modificirt. Man denke an die Krallen des Löwen, an den Huf des Pferdes, die beide nur Modificationen deſſelben dünnen gerundeten Nagels ſind, der ein ſo paſſendes Schlußſtück der Menſchenfinger bildet.



Hände zweier annamitiſchen Edelleute. (Nach Photographien.)

Theilweiſe aufgehoben wird aber der Zweck unſerer Nägel, wenn dieſelben, wie bei einigen oſtaſiatiſchen Völkern, namentlich Siameſen, Annamiten und Chineſen, übermäßig lang getragen werden. Sobald nämlich die Nägel mehr als einige Millimeter die Fingerſpitze überragen, werden ſie eher zu hinderlichen als nützlichen Organen. Spielerei und Eitelkeit verführen wohl einzelne civiliſirte Europäer, ſich die Nägel über das gehörige Maß wachſen zu laſſen; im Allgemeinen werden ſie aber kurz gehalten, durch Arbeit abgenutzt oder bei Naturvölkern mittelſt Benagens in der gehörigen Länge erhalten.

Das oſtaſiatiſche Extrem der Nägel iſt nun kürzlich von E. T. Hamy zum Gegenſtande einer Mittheilung in der Pariſer anthropologiſchen Geſellſchaft gemacht worden (Sitzung vom 17. Februar 1876). Anlaß hierzu gaben ihm zwei Photographien, welche von Herrn Gſell in Saigon aufgenommen waren und die die Hände zweier annamitiſchen Edelleute darſtellen. Drei und vier Centimeter lange Nägel, ſagt Hamy, ſind in China keine Seltenheit, und die chineſiſchen Damen tragen beſondere Metallhülſen über ihren

langen Nägeln, um das Abſtoßen derſelben zu verhüten. Uebertroffen aber werden die chineſiſchen Nägel noch in Siam, Annam und Cochinchina, wo namentlich bei den Männern die Nägel manchmal zu förmlichen Klauen von ſonderbarer Form anwachſen, wie die nach den erwähnten Photographien gefertigten Abbildungen beweiſen. Bei der einen Hand erreichen die Nägel bereits die anſehnliche Länge von 10 bis 12 Centimeter; nach der Spitze zu krümmen ſich dieſelben allmälig und nehmen die Geſtalt wirklicher Klauen an. Der Daumennagel krümmt ſich anders als jene der übrigen Finger; er iſt ſpiralförmig. Kurz wird nur der Nagel des Zeigefingers getragen und dieſes allein ermöglicht es dem Beſitzer, ſeine Hand noch als Greifinſtrument zu benutzen, ihrem natürlichen Zwecke gemäß. Mit dem Zeigefinger und der Daumenſpitze kann er noch kleine Gegenſtände ergreifen und feſthalten — trüge er auch den Nagel des Zeigefingers lang wie die übrigen, ſo wäre ihm dieſes unmöglich. Auch in der Abbildung der zweiten Hand, die durch noch weit abnormere Nägel ſich auszeichnet, finden wir den Nagel des Zeigefingers verhältnißmäßig kurz. Die übrigen aber erreichen die erſtaunliche Länge von 40 und ſelbſt 45 Centimeter! Der ſpiralförmig gekrümmte Nagel des Daumens iſt zweimal ſo lang wie bei der zuerſt erwähnten Hand. Dreifach ſchlangenförmig gekrümmt ſind die Nägel des Mittel-, Ring- und kleinen Fingers. Außerdem iſt bei dieſer Hand deutlich eine Hypertrophie des Nagelgewebes erkennbar. Das Beiſpiel iſt um deswillen ſo lehrreich, weil wir daran ſehen, wie weit die Nägel, die bei den meiſten Menſchen künſtlich geſtutzt werden oder ſich abnutzen, ſich zu entwickeln vermögen. Den Pathologen iſt übrigens bekannt, daß bei Greiſen zuweilen ähnliche Hypertrophien der Nägel an den Zehen vorkommen.

Hamy vermag nicht anzugeben, wie ſtark die hier erwähnte „Mode“ in der hinterindiſchen Halbinſel verbreitet iſt. Unter 20 Siameſen, die Leon de Rosny kennen lernte, hatte nur einer einen abnorm langen Nagel an einem kleinen Finger, und unter den annamitiſchen Geſandten, die zeitweilig nach Paris kamen, hatten nur einzelne lange Nägel an den kleinen Fingern und Daumen. Jedenfalls gelten lange Nägel in Hinterindien als Schönheit und Zeichen von Superiorität. Ein Beweis, daß der Inhaber keine Handarbeit verrichtet, ſind ſie jedenfalls dort gerade ſo gut wie lange Nägel bei Europäern.

Reiſe von Dr. Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabiſche Wüſte vom Nil zum Rothen Meere *).

Mitte März dieſes Jahres vereinigten ſich Dr. P. Güßfeldt und Dr. G. Schweinfurth zu einer Forſchungsreiſe durch die öſtliche Wüſte Aegyptens. Zweck der Reiſe war für den einen der Reiſenden Vervollſtändigung unſerer botaniſchen Kunde von dieſen ſo ſelten beſuchten Gebirgseinöden der ägyptiſchen Wüſtenregion ſowie Gewinnung von paläontologiſchem Material behufs genauer Feſtſtellung des Alters der daſelbſt auftretenden Sedimentgeſteine, für den andern die aſtronomiſche Beſtimmung einer Reihe von Punkten zwiſchen Nil und Rothem Meer, Höhenmeſſungen und magnetiſche Beobachtungen; beide Reiſende ließen ſich die topographiſche Skizzirung der von ihnen durchreiſten Strecke, auf den vorhandenen Karten nur oberflächlich nach den lückenhaften Routiers weniger Reiſenden der ältern Zeit (Mitglieder der franzöſiſchen Expedition unter Napoleon 1798 bis 1801, Wilkinſon 1823, Figari-Bey und Huſſon 1844) eingetragen, angelegen ſein. Die Gunſt der Verhältniſſe geſtattete eine befriedigende Löſung aller Fragen, deren Beantwortung innerhalb der angedeuteten Grenzen fiel.

Dr. Güßfeldt hat auf dieſer Reiſe die Länge und Breite von 20 Punkten aſtronomiſch feſtgelegt; und zwar entſprechen jedem Punkte mehrfache Beobachtungsreihen. Ein ſechszölliger Sextant und ein Taſchenchronometer, das durch zwei Ankeruhren erſten Ranges fortwährend controlirt wurde, dienten für die Beobachtungen. Die Länge wurde durch Zeitübertragung erhalten und deshalb wurde der Gang des Chronometers auf das Sorgfältigſte feſtgeſtellt. Da Ausgangs- und Endpunkt der Reiſe in Beniſuef zuſammenfielen, ſo konnte der mittlere Gang des Chronometers während derſelben beſtimmt werden; aber auch auf der Reiſe ſelbſt wurde der Gang viermal beſtimmt. Der mittlere tägliche Gang ergab ſich zu $+ 0^{s},4$; die größte Abweichung davon ($0^{s},9$) fand beim Beginn der Reiſe ſtatt.

Bedenkt man, daß das empfindliche Inſtrument durch Erſchütterungen des Kameeltritts, des Bergſteigens und die ſehr beträchtlichen Temperaturdifferenzen von Tag und Nacht beeinflußt wurde, ſo muß man die Vorzüglichkeit deſſelben (Verfertiger Harburg & Weill, London) anerkennen. Von den zur Beſtimmung der zwanzig Punkte des Weges und des Ganges der Uhr gemachten Beobachtungen ſind 416 theils während der Reiſe, theils nach derſelben berechnet und zur Bildung der Reſultate verwandt worden. Die Zahl der wirklich angeſtellten Beobachtungen iſt eine weit größere; doch war es nicht nöthig, ſie alle für die Rechnung heranzuziehen. Es ſei jetzt ſchon bemerkt, daß der meiſt unbewölkte Himmel dem Beobachter großen Vorſchub leiſtete, daß aber die heftigen, oft ſturmartigen Bewegungen der Atmoſphäre das Beobachten in empfindlichſter Weiſe ſtörten.

Für die magnetiſchen Beſtimmungen bediente ſich Dr. Güßfeldt deſſelben Apparats, mit dem er in Weſtafrika gearbeitet hatte. Der Apparat (nach Angaben Prof. Neumayer's vom Mechanikus Bamberg in Berlin conſtruirt) geſtattet die drei Elemente des Erdmagnetismus zu beſtimmen. — Zu Höhenbeſtimmungen dienten ein Fortin'ſches Riſebarometer (daſſelbe wurde von einem zu dieſem Zwecke eigens engagirten Diener getragen) und zwei Beck'ſche Aneroïde, die das Möglichſte leiſteten, was von dieſem unzuverläſſigſten aller Inſtrumente erwartet werden darf. Die Höhenberechnung wird ſeiner Zeit an die correſpondirenden Barometerbeobachtungen in Cairo angeknüpft werden.

Die Reiſenden verließen am 19. März den Nil bei Bahad-en-Naſſara (31° 6′ 39″ öſtl. L. Gr., 29° 3′ 54″ nördl. Br.), gegenüber der Stadt Beniſuef (31° 6′ 34″

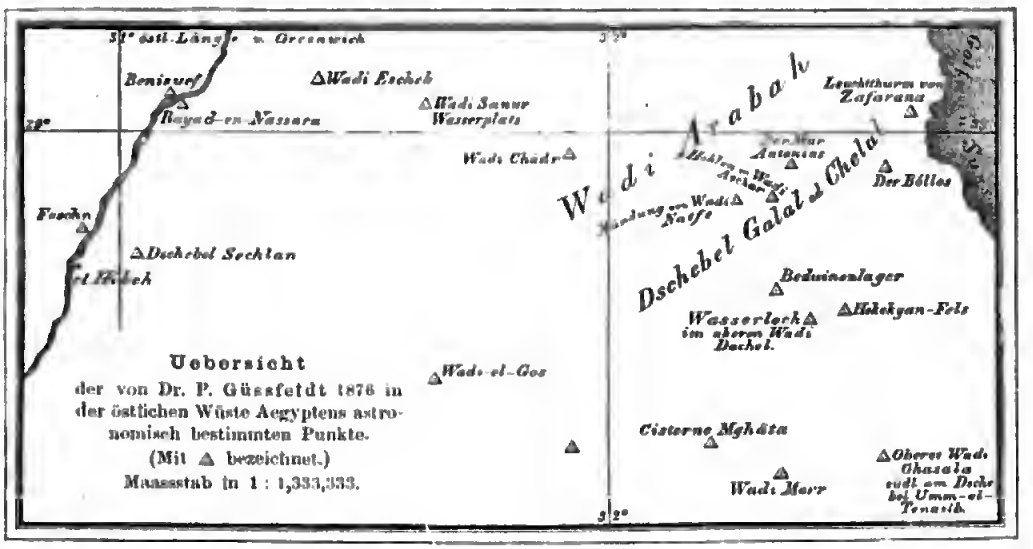
*) Ueber dieſes von uns ſchon in Bd. XXIX, S. 262 erwähnte Unternehmen wird in einem autographirten Schreiben, d. d. Cairo, 20. Mai 1876, berichtet „Geographiſche Nachrichten von Dr. G. Schweinfurth in Cairo Nr. 1,“ dem wir das Obenſtehende entnehmen, berichtet.

Digitized by Google

östl. L. Gr., 29° 4′ 30″ nördl. Br.), und wandten sich, nach nördlicher Umgehung des ostnordöstlich vom erstgenannten Platze gelegenen Homr-Gebirges, nach Osten, indem sie die Wadi-Systeme von Snarke, Eschеb, Nehieh, Sanür (Wasserplatz 31° 37′ 6″ östl. L. Gr., 29° 3′ 17″ nördl. Br.), Abu Remm, Abu Risch, Dschemila, Abu Debbät, Chädr durchzogen; alsdann erreichten sie die Quelle von Areïde am nördlichen Thalrande des großen Wadi Arabah. Vegetationsleere „Serïr"-Flächen, weite tischebene Hochebenen von Nummulitenkalk wechselten auf diesem Theile der Wanderung mit vielverzweigten Thatsenkungen, welche von einer Krautvegetation von stellenweise überraschender Ueppigkeit erfüllt waren. Den Vegetationscharakter in der Kalkregion der Arabischen Wüste bezeichnet zwischen 28° und 29° 30′ nördl. Br. vor Allem ein weißblühender Ginsterstrauch (Retama Raetam F.), der weder südlich noch nördlich von der angegebenen Begrenzung zu finden ist; die Hauptmasse der Vegetation in den Wadis bildet Artemisia judaica L.

Im Wadi Sanür fand Dr. Schweinfurth in großer Menge jene Art Kieselsplitter, wie sie zwar von Menschenhand häufig benutzt, doch nie verfertigt sein können. Auch die dazugehörigen Kerne (s. die nebenstehende Abbildung),

von welchen sich durch Temperaturverzerrung die prismatisch stengeligen, planconvexen Stücke abtrennten, fanden sich daselbst in entsprechender Anzahl vor. Die erstaunliche Menge, in welcher derartige Splitter stellenweise weite Strecken in den ödesten Theilen der Libyschen und Arabischen Wüste bedecken, schließt allein schon die Möglichkeit der Annahme von Artefacten aus. Auch ist nachweisbar der Versuch, durch geübte Schlagführung ähnliche Kieselsplitter, wie die beschriebenen (wie sie die Obsidiane Südamerikas in größter Formvollendung zu erkennen geben), zu erzeugen, noch nie geglückt. Der angebliche Nachweis von sogenannten „Schlagmarken", welche als Kennzeichen der Artefacte dienen sollen, entbehrt alles Grundes. Die Kerbung des Randes findet sich an den rohen natürlichen Splitterstücken ebensogut vor wie an den zu Pfeil- und Lanzenspitzen ꝛc. künstlich zugehauenen unserer Museen.



Ein sechs Stunden breites von W.-S.-W. nach O.-N.-O. gerichtetes Thal, welches in seiner äußern Erscheinung an die große Oasensenkung von Chargeh erinnert und von ähnlichen Steilabfällen des eocenen Kalkgesteins (alten Meeresufern) begrenzt erscheint, das Wadi Arabah, wurde von Ain Areïde aus quer durchschnitten. Das Wadi ist auf der Südseite vom Nordabfall des 1000 bis 1100 Meter hohen Galäla- oder Cheläl-Gebirges begrenzt. Sieben im Durchschnitt nach N.-N.-W. verlaufende Paralleltäler senken sich von der Plateauhöhe des Gabala zum Wadi Arabah hinab. Von W. nach O. aufgezählt sind ihre Namen: Umm Damarāna, Enneba, Nätse, Aschar, Abu Geräf, Abu Hammäd, Nigbe. Zwei derselben, Wadi Nätse (Mündung desselben 32° 15′ 51″ östl. L., 28° 52′ 50″ nördl. Br.) und Wadi Aschar, wurden von den Reisenden bis zu ihrem eine tiefe Einsicht in den Bau des Gebirges gestattenden Ursprunge verfolgt. Diese Thäler sind reich an großartigen Naturschönheiten, welche allein schon eines Besuches verlohnten. Der Ursprung des Wadi Natse ist durch eine merkwürdige Grottenbildung ausgezeichnet. Unter 1200 Fuß hohen Felswänden entspringt das Wasser aus engem Spalt und hat in stufenartiger Folge zwischen den Berggehängen zwei runde, 50 Schritt im Durchmesser haltende Höhlen mit kuppelartig überhängenden Wölbungen ausgewaschen. Moosbedeckte 20 Fuß lange Stalaktiten hängen von den Wänden der obern Gratte herab, die, außerdem nach in üppigen Schmuck von Bennshaar (Adianthum Capillus Veneris) gekleidet, einen durchaus fremdartigen, am wenigsten an die ägyptische Wüstenleere erinnernden Charakter offenbaren. 15 Fuß hohe Feigenbäumchen (F. palmata F.) sprossen neben verwildertem Palmgestrüpp aus den Felsspalten hervor, der üppigste Pflanzenwuchs concentrirt sich auf den breiten Steinstufen, über deren moosgepolsterte Bänke das reinste Wasser rieselt. Sehr reich an Kameelweide und noch mannigfaltiger in der Zusammensetzung seiner Flora ist das große Wadi Aschar (Höhlen daselbst zu 32° 20′ 21″ östl. L. Gr. und 28° 52′ 49″ nördl. Br. bestimmt). Seinen zahlreichen von pittoresken und gewaltigen Felsgestalten eingeschlossenen Windungen folgend gelangt man zu einem Pfade, dem einzigen für Kameele zugänglichen, welcher auf die von einigen Araberfamilien mit ihren Herden bewohnte Höhe des Galäla führt. Hier überrascht eine durchaus neue vom gewöhnlichen Typus der Wadi-Flora gänzlich abweichende Vegetation den Besucher. Die sanft abfallenden Hügelwellen, welche die Oberfläche des Plateaus bedecken, sind durchweg, ohne die geringste Lücke offen zu lassen, mit einem niedern aber äußerst dichten Kraut-

wachſe bekleidet. Hier, in einer Höhe von über 1000 Meter, war es, wo Dr. Schweinfurth das Pflanzenverzeichniß der ägyptiſchen Wüſtenflora mit zahlreichen unerwarteten Funden zu bereichern vermochte. Viele bisher nur om Sinai oder im Innern von Paläſtino bekannt gewordene Gewächſe fanden ſich ouf dem Galälo wieder, einzelne ſogar, die man früher nnr in Perſien nnd Afghaniſtan beobachtet hatte. Der im Durchſchnitt ſinoiſche Charakter der Gebirgsflora vermengt ſich auf dieſem Gebirge mit dem mediterranen der ägyptiſchen Küſte von Alexandria. Die eine eßbare Wurzel beſitzenden Scorzonera undulata und Malabaila Sekakul R. wuchſen ouf der Höhe in unglaublicher Menge, während die charakteriſtiſche Balanophoree Cynomorium coccineum auf Artemiſien ſchmarotzt.

Während am Nordabhange des Golāla die Mannigfolligkeil der Floro eine reiche botaniſche Ausbente erzielen ließ, erſchloß auf der Südſeile das Erdreich ſeine on aufgeſpeicherten organiſchen Reſten reichen Fundgruben den Reiſenden. Dieſelben umgingen auf einem dis on die Meeresküſte ſüdlich vom Leuchtthurme von Zafarana reichenden Marſche das nordöſtliche Ende des Gebirges, nachdem ſie zuvor im Kloſter St. Antonins (Dēr Mor Antonios 32° 23′ 26″ öſtl. L. Gr., 28° 55′ 50″ nördl. Br.), dem älteſten der Welt, eine ſehr gaſtliche Anſnahme Seitens der daſſelde bewohnenden Mönche, 50 an der Zahl, erfahren hatten. Eine gleiche wurde ihnen onch in dem dnrch dos Galāla-Gebirge vom erſtgenannten geſchiedene Kloſter St. Paul (Dēr Bōlos 32° 33′ 59″ öſtl. L. Gr., 28° 50′ 50″ nördl. Br.) zu Theil. An dieſem Platze ſtehen Schichten der obern Kreideformation an, während ſie am Nordabhange des Gebirges nur on der unterſten Boſis der Bergmaſſe, an den Mündungen tiefer Tholeinſchnitte, freigelegt reſp. angedeutet erſcheinen. Dr. Schweinfurth halte hier eine ſehr reiche Petrefactenausbeute, die er nebſt den onderwärts auf dieſer Reiſe erzielten Funden dem königlichen paläontologiſchen Muſeum zn München zum Geſchenk mochte.

Die Hauptmaſſe des Galāla beſteht ous verſchiedenen Schichten der Nummulitenformotion, gegen die Baſis des Berges aber treten om gonzen Südabfalle deſſelben vielfach gegliederte, ausſchließlich aus Anſternarten (Exogyren nnd Gryphäen) zuſammengeſetzte Bänke ols Vorhügel hervor, die in den dazwiſchenliegenden Mergelſchichten eine nnerſchöpfliche Fundgrube von Echiniten, Hippuriten nnd namentlich avch Ammoniten darbieten. Von lezteren fand Dr. Schweinfurth fünf verſchiedene Arlen, darnnter zwei von 3 Fuß und darüber im Durchmeſſer. Dieſe petrefactenreichen Schichten, welche eine Mächtigkeit von gegen 500 Fuß erreichen, ſind oufs Regelmäßigſte auf einen Sondſtein abgelagert, der beim Kloſter St. Panl die nnterſten Thaleinſchnitte begrenzl und keinerlei Einſchlüſſe, die auf arganiſchen Urſprnng deuten, enlhäll. Derſelbe ſcheint ſich nebſt den übrigen Formationen jener Gegend aufs Engſte on die entſprechenden Schichlen der Sinai-Halbinſel und Paläſtinas anzuſchließen. Einige Slunden ſüdlich von St. Paul, im obern Wadi Dachl, erhebt ſich die gonze Maſſe dieſes Sandſteins, 200 Fnß mächtig, an der Baſis des ſteilen Südabhonges des Golāla, regelmäßig von den von der eocenen Hanptmaſſe des Gebirges ousgehenden Vorhügeln der Kreide in treppenartiger Schichlung überlagert. Hier ſieht mon den Sandſtein ſelbſt in unverrückter Lage auf dem Urgeſteine ruhen, welches in der Breite von 28° 41′ zum erſten Mole anſteht. Hornblendeſchiefer, Granit, Porphyrit, Diorit ꝛc. treten daſelbſt in eben ſo bnntem Wechſel ovf wie drüben am Sinai, mit welchem ſie nrſprünglich ein nnd daſſelbe Maſſiv dargeſtellt haben müſſen, das erſt in neuerer Zeit durch die Spaltbildung des Rothen Meeres in zwei Hälften, den Sinoi und den Garib-Umm-el-Tennāſſīd-Stock, getheill wurde. Keine frühere Sedimentbildung als die der obern Kreide ſcheinen dieſe Urgebirge ſeit der Zeit ihres Entſtehens bemäntelt zu haben, in den ägyptiſchen Wüſten ſind mithin keine älteren Formationen vorhanden als die genonnte. Figari-Bey, ein Pharmaceut und Chemiker im Dienſte des Vicekönige von Aegypten, der ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Geologie beſchäftigte und eine große geologiſche Karte von Aegypten voller illuſoriſcher Angoben veröffentlicht hot, hatte ſich daher einem großen Irrthnme hingegeben, als er oor 30 Jahren an den Abhängen des Galälo nach Steinkohlen ſuchen zu müſſen glondte. Die von ihm in den Sandſtein von Wadi Dachl getriebenen Stollen, wenige Fnß über den anſtehenden Grünſteinen, verrathen noch hente die Stelle ſeiner nutzloſen Anſtrengungen.

Vom Wodi Dachl (Waſſerloch daſelbſt 32° 24′ 14″ öſtl. L. Gr., 28° 40′ 4″ nördl. Br.) aus umgingen die Reiſenden in weitem Winkel die ſüdlichen Ausläufer des Galāla, indem ſie in die Region der Urgebirge eintraten, welche im Umm-el-Tenāſſīd ihre nördlichſte Maſſenanhänſnng vereinigen. Sie dnrchſchritten das Wadi Ghazāla ſeiner ganzen Länge nach nnd gelangten alsdann weiter in Weſt beim Wadi Morr wieder in den Bereich der ons oberen Kreideſchichten zuſammengeſetzten, wall- und dammartigen, mit Sandſteinproſtrot verſehenen Vorhügelzüge des Galāla. Die das Wodi Morr begrenzenden Schichten ſind durch einen beiſpielloſen Reichthum an großen wohlerhaltenen, discusförmigen Ammoniten ausgezeichnet, deren Maſſen hauptſächlich znm Aufbau dieſer Schichten beigetragen haben. Den Urſprung des weitausgedehnten Wadi Torfa betretend, erreichten die Reiſenden alsdann die bereits om Anfange des Jahrhunderts vom Botaniker der franzöſiſchen Expedition, Roſſenou Délile, beſuchte großartige Naturciſterne von Mghāta (32° 12′ 22″ öſtl. L. Gr. und 28° 27′ 20″ nördl. Br.), welche, einzig in ihrer Art, dnrch den Kieſelreichthum des völlig waſſerdicht gemachten eocenen Kalkgeſteins in den Stand geſetzt iſt, ihren Inhalt gegen die Einflüſſe jahrelanger Dürre zn verwahren. Die Kieſelmaſſe, welche hier das weiche, weiße und kreideartige Geſtein durchzieht, nmgiebt ein jedes ſeiner Bruchſtücke mit einer harten Rinde, hot gonze Bänke in demſelben abgelagert, welche ein Entweichen des angeſammelten Regenwaſſers hindern, und eine ungeheure Menge urſprünglicher Kolkconcretionen in Kieſel umgewondelt. Hier lagern om locus natalis in regelmäßiger Reihe jene melonenförmigen Gebilde im feſten Geſtein, welche anderwärts, wie auf dem Plateau der Lidyſchen Wüſte, die Oberfläche mit Reihen von ſo onffallender Symmetrie bedeckt erſcheinen loſſen.

Der Rückweg zum Nil wurde von Mghāla ans in W.-N.-W. znrückgelegt, anfänglich über nackte, von häufigen Sandverwehungen nnterbrochene Serir-Flächen, dann wurdr im Wadi-el-Gos das kortographiſch noch nie verzeichnete Syſtem des Wadi Moathil betreten. Im Wadi el Gaur wnrde ein waſſerreicher Brunnen beſucht und dann wieder über vegetationsloſe der obern Eocenformation angehörige Serir-Flächen geſchritten. Bei 40 Kilometer vom Nilthal entfernt zeigen ſich auf der nackten Steinfläche die Flechten und Schnecken (Helix desertorum) des Mokkatam, die bis zum Nilthale den Wanderer begleiten, landeinwärts aber, nnd znm Rothen Meere zu, bei ſo geringer Erhebung nirgends angetroffen wnrden. Der Weg lief bei den Hügeln von „Hadid“ und Sechlan vorbei nnd mündete unterhalb des Dorfes Hibeh in das Nilthal. Am 22. April, nach einer Wüſtentour von 35 Togen, fand dieſelbe ihren Abſchluß im Ueberſchiffen des Nils von Hibeh nach Feſchn (30° 55′ 25″ öſtl. L. Gr. und 28° 49′ 22″ nördl. Br.).

Digitized by Google

Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den sibirischen Handel.

Von **N. Latkin** in St. Petersburg.

Gegen Osten von der Meerenge Jugorsky-Schar, fast unter 70° nördl. Br., gleich am Ausgang der eben genannten Meerenge, liegt die breite Mündung des Baidaratzky- oder Karischen Meerbusens, die sich auf mehr als 200 Werst gegen Südosten erstreckt und in einer schmalen, länglichen Bucht endigt, mit einer mittlern Tiefe von 20 Fuß. In dieselbe ergießt sich der noch unerforschte, vom nordöstlichen Ural kommende Baidaratj oder Baidacat, der an seiner Mündung 200 Faden breit und an seiner Barre 8 Fuß tief ist. Vom südlichen Ende der Baidaratzky-Bucht gegen Südosten dehnt sich bis zum Flusse Obi eine wellige Moorgegend aus, die der Halbinsel Jalmal zur Basis dient und jetzt unter dem Namen der Baidaratzky-Landenge bekannt ist. Quer über dies wüste noch sehr wenig bekannte Land fließt in südöstlicher Richtung der ebenfalls vom nordöstlichen Theile des Ural herkommende Fluß Schtschutschia und ergießt sich 250 Werst unterhalb der Stadt Obdorsk in den Obi. Das Thal dieses Flusses wie auch seine Länge sind uns noch unbekannt; nur den Erzählungen der dort lebenden Samojeden und russischen Fischer entnehmen wir, daß der Fluß in seinem untern Laufe an 80 Faden breit und bis 100 Werst von seiner Mündung schiffbar sei. Es läßt sich annehmen, daß der Fluß nicht über 200 Werst lang und bloß für Schifferboote, nicht aber für schwerbeladene Fahrzeuge schiffbar ist. Höchst wahrscheinlich hat der Schtschutschia den Charakter unserer sibirischen Waldflüsse, die ebenfalls auf dem Gebirge ihren Ursprung nehmen: er ist wohl an seinem Ursprung steil, flach und steinig, in der Mitte voll Klippen und endlich, nachdem er das Moorland erreicht, breit und still, so daß er im Stande ist, Boote mit einer Ladung von 200 bis 300 Pud zu tragen. Die Breite der Baidaratzky-Landenge vom Anfange des Karischen Meerbusens bis zum Obi übersteigt nicht 200 Werst; Einige nehmen noch weniger an. Dieses Land, so öde und so wenig bevölkert es ist, verdient die größte Aufmerksamkeit durch seine geographische Lage, weil es aus vielen Gründen großen Einfluß auf den sibirischen Seehandel haben kann.

Seit Nordenskjöld's Entdeckung einer Seestraße nach dem Jenissei ist das Vorhandensein einer solchen auch nach der Mündung des Obi ganz augenscheinlich. Nun muß hauptsächlich die Frage erörtert werden, ob die Fahrzeuge vom Meere aus sich der Mündung dieses westsibirischen Flusses nähern können und ob wirklich seine Barre so flach ist, wie dies auf unseren mangelhaften hydrographischen Karten angegeben, nämlich nur eine Tiefe von 6 bis 12 Fuß erreicht. Außerdem muß noch die Tiefe der Obischen Bucht bestimmt werden, sowie die Zeit, wann dieselbe vom Eise frei wird, außerdem, wie lange eine ungehinderte Navigation etwa andauern könne.

Um dies alles genau zu ermitteln, ist es unumgänglich nöthig, eine Expedition zu Wasser nach dem Obischen Meerbusen und dem Obi auszusenden; eine solche zu Stande zu bringen ist die Gesellschaft zur Förderung russischen Handels und Navigation sehr eifrig, doch bis jetzt ohne Erfolg, bemüht gewesen. Eins ist gewiß, nämlich daß das Karische Meer während einiger günstiger Jahre, die jetzt übrigens häufig sind, im August und September frei vom Eise ist, weshalb es sich also annehmen läßt, daß die Navigation in der Obischen Bucht während dieses Zeitraumes ganz gut möglich sei.

Doch ist dies Alles ungenügend, da eine beständige und vom Eise unabhängige Navigation erforderlich ist, um einen regelmäßigen Handel zwischen Sibirien und Europa einzuleiten. Noch kürzlich lasen wir in einem Tagesblatt, daß eine solche beständige Navigation in der Mündung des Obi zu den Unmöglichkeiten gehöre, weil die Seefahrzeuge genöthigt wären, um in die Obi-Bucht zu gelangen, beim Umfahren des Bjely-Ostrow bis zu 74° nördl. Br. nach Norden vorzudringen, und daß man bei diesem Breitengrade in Amerika immer auf undurchdringliche Eismassen stoße, folglich auch dasselbe hinsichtlich des Karischen Meeres anzunehmen sei. Diese Meinung ist aber nicht stichhaltig und läßt sich Mancherlei dagegen einwenden, so z. B. daß wir im Karischen Meere von den großen sibirischen Flüssen Obi und Jenissei herrührende, weite, warme Strömungen haben, die von großem Einflusse auf das Schmelzen des dortigen Eises und der Eisflächen sind. Letzteres wird auch durch einen die Richtung ins Karische Meer nehmenden Arm des Golfstromes beeinflußt, so daß jedenfalls der Zustand des Eises während des Sommers in unserm Karischen Meere ein ganz anderer als im Norden Amerikas ist, worüber uns jede neuere Karte der nördlichen Hemisphäre aufklären kann. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß es Jahre giebt, wie z. B. 1872, wo das Karische Meer beinahe unzugänglich ist *). Hinsichtlich dieses Umstandes bietet die Baidaratzky-Landenge bei ihrer unbedeutenden Breite und geographischen Lage dem sibirischen Seehandel außerordentliche Vortheile, die die durch das Eis im Karischen Meere verursachten Unbequemlichkeiten aufwiegen und sogar den Waarentransport nach und aus Sibirien wohlfeiler machen können. Ich habe schon oben erwähnt, daß der Anfang (Südende) der Karischen oder Baidaratzkischen Bucht nur 200 Werst vom Flußbett des Obi entfernt sei und daß der Weg dorthin über die Baidaratzky-Landenge 250 Werst von Obdorsk anfängt. Auf diese Art könnten die vom obern Obi kommenden Ladungen bei der Mündung des Flusses Schtschutschia 200 Werst oberhalb der Mündung des Obi liegen bleiben, auf einer einzurichtenden Bahn, sei es einer gewöhnlichen oder einer Dampf- oder auch einer Pferdeeisenbahn, über die Baidaratzky-Landenge bis zum Anfange der Baidaratzky-Bucht transportirt und von da auf Schiffen weiter nach Europa gebracht werden. Die Baidaratzky-Bucht ist alljährlich von Eis frei und vom Juli bis Ende September schiffbar. Sie ist sogar dann zugänglich, wann das Karische Meer und das Nördliche Eismeer um Nowaja-Semlja und die Kalgujew-Insel herum mit dichten Eismassen bedeckt sind, was durch mehrfache Fahrten der Norweger und des Engländers Wiggins bewiesen worden ist. So gelang es im Jahre 1870, als im Anfang Juni das Nördliche Eismeer von großen Eismassen bedeckt war, dem Capitän Torkildsen, am 24. Juni ins Karische Meer vorzudringen und während der ersten Hälfte des Juli ohne jegliches Hinderniß die Baidaratzky-Bucht fast bis zu ihrem Anfang zu befahren. Am Tage seiner Einfahrt in die Bucht

*) Wir verweisen hier auf Payer's trefflichen Aufsatz in Nr. 21 des vorigen Bandes, S. 328 ff.

wie auch an den folgenden Tagen war die Temperatur des Wassers im Karischen Meerbusen 3½ bis 6° C. und die der Luft 6 bis 10°. Im selben Jahre trat der Capitän Ovale am 11. Juli in die Karische oder Baidaratzkische Bucht ein, durchfuhr sie südwärts bis zu 68° 55′ nördl. Br. und fand überall die Temperatur des Wassers bis 5,4° und die der Luft bis 7° vor. Er hielt sich in der Baidaratzky-Bucht bis zum 20. Juli auf, ohne Eis zu sehen; je weiter er aber ins Karische Meer vordrang, desto mehr fiel die Temperatur des Wassers und der Luft. Dasselbe bestätigt auch der dritte Seefahrer, Johannesen, der auf seinem Fahrzeuge in der Baidaratzkischen Bucht südlich bis fast zu 69° nördl. Br. vordrang. Im Jahre 1871 durchkreuzten 12 norwegische Seefahrer das Karische Meer nach allen Richtungen, ohne durch Eis daran gehindert zu werden. Sie kamen durch den Jugorsky-Schar Ende Juni oder Anfang Juli und traten ihre Rückfahrt im September an, ebenfalls ohne auf Eis zu stoßen. Ebenso kehrte Johannesen aus dem Karischen Meere sogar im October zurück und Wiggins befuhr 1874 im Juli und August die Baidaratzky-Bucht, ohne vom Eise gehindert zu werden, und fand sogar am südlichen Ende derselben einen bequemen Ankerplatz. Wie aus alle dem eben Gesagten hervorgeht, beweisen diese vierjährigen Seefahrten hinlänglich, daß die Navigation in der Baidaratzky-Bucht zwei Monate, d. i. von Ende Juni bis September, dauern kann. Nehmen wir nun in Betracht, daß die Entfernung vom nordöstlichen Ausgange aus der Meerenge Jugorsky-Schar bis zum Südende der Baidaratzky-Bucht in gerader Richtung im Ganzen nicht mehr als 200 Werst ausmacht (auf unseren Karten ist noch weniger, nur 170 Werst, angezeigt), ferner daß die Baidaratzky-Landenge ebenfalls 200 Werst lang ist, so erhalten wir im Resultat 400 Werst Weges zu Lande und zu Wasser vom Jugorsky-Schar bis zur Mündung des Flusses Schtschutschia, während von der Mündung derselben Schtschutschia, den Obi hinab, durch den Obischen Busen bis zur Karischen Einfahrt oder bis zum Jugarsky-Schar die Entfernung 1600 Werst beträgt, folglich der Weg über die Baidaratzky-Landenge um 1200 Werst kürzer ist. Sollte mir dagegen eingewendet werden, der Weg über die Landenge habe die Unbequemlichkeit, daß die von der Obi-Mündung transportirten Waaren von Fluß auf Seefahrzeuge umgeladen werden müßten und daß der Transport zu Lande mit neuen Unkosten verbunden sei, so glaube ich bestimmt, daß dies durch die augenscheinlichen Vortheile, die ein so verkürzter Weg mit sich führt, aufgewogen wird. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Fracht von der Baidaratzky-Bucht nach England und von da zurück, wie auch von Norwegen oder Holland bei Weitem weniger kosten wird als bis zur Obi-Mündung, da dieselbe so entfernt (um 4° nördlicher) ist und die dahin gesandten Schiffe Gefahren ausgesetzt sind. Leichter werden auch die Schiffe, die nach der Baidaratzky-Bucht, als die, welche nach dem Jenissei und dem Obi gehen, zu versassecuriren sein, da die oben genannte Bucht weder Sandbänke noch Riffe hat und im Vergleich zum Karischen Meere hinsichtlich des Eises gefahrlos ist. Die Einfahrt in die Baidaratzky-Bucht bietet auch viel weniger Gefahr dar als die in den Fluß Petschara, wo vom Meere aus die Gusjaewschen und andere Sandbänke vorliegen, auf denen während der 14 Jahre, daß eine Navigation dorthin besteht, so manches Fahrzeug gestrandet ist. Dennoch hat sich die Fracht nach der Petschora und von da zurück sehr verringert und ist von 65 auf 35 Kopeken für 1 Pud gefallen. Wenn wir also als den entferntesten Punkt der Navigation auf dem Obi die Stadt Biisk annehmen, so wird der Transport je eines Puds Waare von dort nach England über die Baidaratzky-Landenge und Bucht 75 Kopeken kosten, nach Petersburg nicht mehr als 85 bis 90 Kopeken; der Transport je eines Puds Waare aus Tomsk wird um 5 und aus Jalutorowsk oder Tjumen um 10 Kapeken billiger sein, d. h. also, daß jedes auf diesem Wege aus Tjumen nach England verführte Pud Waare — 60 Kapeken und bis Petersburg 75 Kopeken kosten würde. Diese Transportziffern sind nicht erdacht, sie sind den Flußtransportpreisen der Dampfschiffe des Obischen Systems und den Schiffspreisen der Petschora entnommen, zu denen noch 15 Kopeken auf jedes Pud für das Auf- und Abladen und den Transport über die Landenge hinzugefügt wurden, was ganz genug für 200 Werst ist. — Vergleichen wir damit den jetzigen Transport der Waaren aus Westsibirien nach Petersburg und England, so ist der Preis dafür dreimal so hoch als der für den Transport durch die Baidaratzky-Bucht angegebene. Nehmen wir ferner die Transportpreise auf der künftigen sibirischen Eisenbahn, so finden wir auch da den See- und Flußtransport bei Weitem billiger. So wird z. B. der Transport je eines Puds Mehl, Hafer u. s. w. aus dem Tomskischen Gouvernement nach Petersburg 1 Rubel 40 Kopeken kosten, da für 2650 Werst 1 Rubel 10 Kopeken und für den Transport zu Wasser und für das Auf- und Abladen 30 Kopeken zu zahlen sind. Nach England wird der Transport je eines Puds Waare schon 1 Rubel 50 Kapeken ausmachen, also gerade das Doppelte, während es für Petersburg einen Unterschied von 40 Kopeken auf je 1 Pud ausmacht. Nehmen wir nun aber andere Waare, wie verschiedene Samen, Fett und Butter, Schafwolle, Wollenfabrikate u. s. w., Waaren, die zur zweiten Abtheilung des Eisenbahntarifs gehören, so wird ihr Transportpreis für je 1 Pud bis Petersburg und England noch um 35 Kapeken erhöht. Alle Waaren, die aus dem Auslande hauptsächlich nach Sibirien gehen, gehören zur ersten Tarifabtheilung, d. h. der Transport je eines Puds Waare derart wird aus Petersburg nach Tomsk 2 Rubel 30 Kopeken und nach Tobolsk 2 Rubel 15 Kopeken kosten, während der Transportpreis derselben Waaren über die Baidaratzky-Landenge bis zur ersten Stadt 75 Kopeken und bis zur zweiten 60 Kopeken pro Pud ausmachen wird. Von welcher Seite wir auch diese Angelegenheit betrachten, so finden wir immer, daß der Weg über die Baidaratzky-Bucht und Landenge nach Obdorsk zur Mündung des Flusses Schtschutschia von wichtigster Bedeutung für Westsibirien ist. Daher ist es unumgänglich, diesen Weg genau zu erforschen, weshalb denn auch die Gesellschaft zur Förderung des russischen Handels dieses ins Programm ihrer Seeexpedition zur Mündung des Obi *) aufgenommen hat.

Schließlich füge ich noch hinzu, daß der jetzige Gouverneur Westsibiriens, General Kafeakoff, einen lebhaften Antheil an dieser Angelegenheit nimmt, da er gleichfalls von dem großen Nutzen, der daraus Sibirien erblühen wird, vollkommen überzeugt ist.

*) Vergl. „Globus" XXIX, S. 304.

Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

I.

Ich habe („Globus", Bd. XXVIII, S. 268 f.) nach Prſchewalski eine Schilderung der Tanguten, eines dem Europäer wenig bekannten Volksſtammes, gegeben und bei dieſer Gelegenheit der Chara- oder ſchwarzen Tanguten erwähnt, welche in der Gegend des Sees Kuku-Nor und in Zaidam hauſen, ohne jedoch auf eine etwas nähere Beſchreibung dieſes Tangutenſtammes einzugehen. Um nun den Leſern des „Globus" ein möglichſt vollſtändiges Bild der Tangutenfamilie zu bieten, will ich in Folgendem über die Chara-Tanguten das geben, was uns Prſchewalski von ihnen erzählt, und hieran zugleich das anſchließen, was er von den mit den Chara-Tanguten die gleiche Gegend bewohnenden Olüt-Mongolen mittheilt.

Beginnen wir mit der unter den Olüt-Mongolen in der Gegend des Kuku-Nor herrſchenden Legende über die Entſtehung beider nicht ſehr zahlreicher Volksſtämme.

Vor einigen hundert Jahren lebte am Kuku-Nor ein tangutiſcher Volksſtamm, die Oguren, welcher der Lehre Buddha's anhing und zur „gelbmützigen Secte" gehörte *). Die Oguren lebten größtentheils vom Raube und fielen hauptſächlich die Pilgerkarawanen an, welche aus der Mongolei nach Tibet gingen, um dem Dalai-Lama ihre Verehrung zu bezeugen und vor Allem ihre reichen Gaben zu überreichen. Um dieſen Räubereien ein Ende zu machen, entſendete der Herrſcher der Olüten, Huſchi-Chan, deſſen Herrſchaft ſich über den nordweſtlichen Theil der Mongolei erſtreckte, ſeine Heerſchaaren, welche die Räuber vom Erdboden vertilgen ſollten. Die Oguren wurden auch thatſächlich theils vernichtet, theils aber zerſtreut; es gelang nur einigen in die nordweſtlichen Gegenden des heutigen Kan-ſu zu entkommen, wo ſie ſich mit der übrigen Bevölkerung vermiſchten. Nach der Beſiegung der Oguren kehrte ein Theil der Olüten in ihre nördliche Heimath zurück, während ein anderer Theil ſich für immer am Kuku-Nor anſiedelte. Dieſe Anſiedler ſind die Vorfahren der jetzigen am Kuku-Nor wohnenden Mongolen. Doch haben ſich auch viele dieſer Mangol-Olüten in Tibet angeſiedelt, wo ihre Nachkommen ſich bis auf etwa 800 Jurten vermehrt haben, was eine Seelenzahl von 4000 bis 5000 Köpfen repräſentirt. Dieſe in Tibet angeſiedelten Olüt-Mongolen ſind in acht Choſchunate (Banner) getheilt und leben ungefähr ſechs Tagereiſen ſüdweſtlich vom Dorfe Rnntſchu, welches nahe am Südabhange des Tan-la-Gebirges und gegen zwölf Tagereiſen von Laſſa am Wege, den die von Norden her zum Dalai Lama reiſenden Pilger ziehen, liegt. Sie treiben Ackerbau und werden von dem Fluſſe Damſuk, an welchem ſie ſich niederließen, Damſuk-Mongolen genannt.

Während des Blutbades, welches die Olüten unter den Oguren anrichteten, erzählt die mongoliſche Tradition weiter, gelang es einer alten Frau mit drei ſchwangeren Töchtern zu entfliehen und glücklich ans rechte Ufer des obern Hwang-ho zu gelangen. Hier gebaren die drei Frauen drei Söhne, von denen die Chara-Tnnguten abſtammen, die ſich ſelbſt „Banyk-koſſym" nennen. Sie kamen viele Jahre nachher wieder an den Kuku Nor, wurden hier anfangs von den Olüt-Mongolen verfolgt, vermehrten ſich jedoch ſehr bald und wurden von Angegriffenen zu Angreifern, die ſich wie ihre Vorfahren vom Raube nähren. „Wenn man die verfluchten Mägde erſchlagen hätte," ſagen die Mongolen der Gegend, „ſo gäbe es jetzt keine Chara-Tanguten, und wir würden in Ruhe leben." Nach Angabe der Mongolen ſind ſeit der Ankunft der Olüten in Kuku Nor acht Generationen dahingeſchieden. Die letzteren haben jedoch von den erſteren ihre jetzige Lebensweiſe angenommen und wohnen wie dieſe in ſchwarzen Zelten; nur die vom See entfernteren nach Weſten (Zaidam) zu wohnenden Olüten leben in Filzjurten.

Ueber die Chara-Tanguten äußert ſich Prſchewalski folgendermaßen.

„In größerer Anzahl als die Mongolen leben am Kuku-Nor die Chara-Tanguten, welche ſich von hier nach Zaidam ausbreiten, doch am meiſten am obern Laufe des Gelben Fluſſes zuſammengedrängt ſind. Hier heißen ſie „Saliren", bekennen den mohammedaniſchen Glauben und befinden ſich im Aufſtande gegen China. Die Chara-Tanguten von Kuku-Nor ſind nur nominell dem chineſiſchen Gouverneur von Kan-ſu unterworfen; ſie nennen den Dalai-Lama von Tibet ihren legalen Monarchen und werden von ihren eigenen Beamten regiert, ohne ſich den Vorgeſetzten der mongoliſchen Choſchunate, in deren Verwaltungsbezirke ſie leben, zu fügen. Die ſpecielle Beſchäftigung dieſer Chara-Tanguten iſt Mord und Raub, welche ſie am meiſten gegenüber den neben ihnen wohnenden Mongolen üben. Die Tanguten nehmen ihnen nicht nur ihr Vieh weg, ſondern ermorden auch die Menſchen oder nehmen ſie mit ſich, um ſie zu ihren Sklaven zu machen. Die unglücklichen Mongolen, welche ihrer Natur nach furchtbare Feiglinge ſind, dürfen ſich nicht einmal mit bewaffneter Hand gegen die Räuber vertheidigen, weil nach dem tangutiſchen Geſetze der Mongole, welcher einen tangutiſchen Räuber erſchlägt, deſſen Familie als Sühne eine ungeheure Strafe bezahlen muß. Wenn der des Todtſchlages ſchuldige Mongole arm iſt, muß das ganze Choſchunat für ihn die Strafe zahlen. Wenn nun dieſes die Zahlung verweigert, ſo ſammeln ſich die Tanguten zu Hunderten und beginnen einen offenen Krieg. Dank dieſen unbeſtraften Räubereien vermindert ſich die Zahl der Mongolen am Kuku-Nor von Jahr zu Jahr und ihrer harrt in nicht ferner Zukunft die vollſtändige Vernichtung, wenn die chineſiſche Regierung keine Schutzmaßregeln ergreift.

*) Buddha vergaß ſeinen Anhängern mitzutheilen, ob die Lamas, ſeine Vertrauten und Stellvertreter auf Erden, verheirathet ſein oder ob ſie im Cölibate leben ſollen, und dieſe hochwichtige Frage trennt die Buddhagläubigen in zwei Secten, die ſich gegenſeitig verketzern. Die eine dieſer Secten behauptet, Buddha habe gewollt, daß ſeine irdiſchen Stellvertreter ſich des Familienglückes erfreuen, und die Anhänger dieſer Lehre tragen rothe Mützen; ihre Gegner dagegen behaupten, Buddha habe gewollt, daß ſeine Stellvertreter, die Lamas, unverheirathet bleiben, da ſie ſich, wie die Cölibatäre Roms, nach dem Grundſatze: „non caste, sed caute" richten können, und die Anhänger dieſer letzteren Lehre tragen gelbe Mützen. Es ſcheint faſt, als ob die äußeren Unterſcheidungsmerkmale beider Secten einſchneidender ſind als die inneren, wenn man bedenkt, daß ja ohnedies der Buddhismus es nicht gar zu ſtreng mit der Lehre von der Ehe nimmt, da er ja nichts dagegen hat, daß ſich ein Mann neben ſeiner Frau noch einige Concubinen hält, wenn er will und wenn er ſie ernähren kann. Merkwürdig iſt, daß beide Secten in Tibet ſelbſt herrſchen, wo doch der unfehlbare Dalai-Lama ex cathedra entſcheiden könnte, wer Recht hat und wer ſich im Irrthume befindet. Vielleicht giebt er für Geld beiden Secten Recht und läßt jede nach Belieben ihre Couleur wählen.

Aber die Chara-Tanguten begnügen sich nicht mit dem Raube in der nächsten Umgegend, sondern üben ihre Industrie auch in entfernten Gegenden, wie z. B. im westlichen Zaidam, aus. Die Räuber bilden zu diesem Behufe kleine Partien zu zehn Mann und jeder von ihnen hat ein oder zwei Reservepferde bei sich, für den Fall, daß ein Reitpferd unterwegs fällt. Auf bepackten Kameelen führt die Partie den nöthigen Mundvorrath mit sich, da sie manchmal zwei, ja wohl drei Monate ohne Unterbrechung der Ausübung ihres Handwerkes obliegt. Wenn die Räuber mit ihrer Beute heimkehren, so eilen sie auch, wie es frommen Menschen geziemt, zu den Göttern, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Zu diesem Behufe begeben sie sich an den Kuku-Nor, wo einige Mongolenfamilien dem Fischfange obliegen; von diesen kaufen sie Fische, wenn sie ihnen dieselben nicht lieber fortnehmen, und setzen sie wieder (als Gott wohlgefälliges Opfer) in den See.

Die Mangalen behaupten, daß die Chara-Tanguten nun schon seit achtzig Jahren in der Gegend von Kuku-Nor und Zaidam in dieser Weise hausen. Die chinesischen Gouverneure von Kan-su schauen und schauen ihrem Treiben durch die Finger, denn sie erhalten von den Räubern hierfür bedeutende Geschenke. Deshalb bleiben alle Klagen der Mongolen unberücksichtigt und die Chara-Tanguten rauben ungestraft in der ganzen von Mongalen bewohnten Gegend.

Man darf, meiner Ansicht nach, selbst dann nicht Philanthrop sein, wenn man durchaus nicht die Richtigkeit des Darwin'schen Gesetzes des Kampfes ums Dasein anerkennt; gewiß wird ein Volk, abgesehen vom Struggle for life, sich die nöthigen Mittel zur Erhaltung seiner Existenz beschaffen, wenn es überhaupt noch existenzfähig und existenzwürdig ist. Sind es die Ölöt-Mongolen am Kuku-Nor? Der „Wan“ (Regent) von Kuku-Nor, der doch gewiß seine Untergebenen kennen muß, sagt von ihnen: „Sie sind nur äußerlich menschenähnlich, im Innern sind sie leibhaftiges Rindvieh. Wenn sie nur keine Vorderzähne im Oberkiefer hätten und auf vier Füßen gingen, so wären sie leibhaftes Rindvieh.“ Sie sind unter dem langen Drucke der Chara-Tanguten dermaßen verkommen, daß sie von allen Mongolen am niedrigsten gestuft sind. Wie hoch sie also auf der Leiter menschlichen Werthes stehen, wird sich Jeder leicht denken können, der sich dessen erinnert, was ich („Globus“, Bd. XXVIII.) über die Mongolen im Allgemeinen gesagt habe.“

Aus allen Erdtheilen.

Der afrikanische Sklavenhandel

hat in letzterer Zeit einige starke Schläge erlitten, welche als bedeutungsvoller Fortschritt auf diesem Gebiete zu bezeichnen sind. Unter ihnen sind besonders die Aufhebung des Sklavenhandels durch den Sultan von Zanzibar und die Etablirung einer schottischen Mission am Nyassa-See hervorzuheben, welch letztere einen Dampfer auf den Fluthen desselben zu schwimmen hat (s. „Globus“ XXIX, S. 144).

Schon im Jahre 1873 hatte der Sultan von Zanzibar in seinem Vertrage mit England die Ausfuhr der Sklaven zur See untersagt; aber die Händler schafften sie nun an der Küste entlang und zwar jährlich bis zu 15,000 Stück, was natürlich nur um so mehr Elend und Mühsale für dieselben im Gefolge hatte, ohne dem Handel wirklichen Abbruch zu thun. Sobald dies festgestellt war, erließ der Sultan Proclamationen an alle seine Beamten und ordnete Verhinderung der Ausrüstung von Sklavenkarawanen, Confiscation von Sklaven und Gefangennahme von Händlern in seinen Ländern an. Bei der Ausführung dieser Verordnungen, welche den Wünschen seines Volkes direct entgegen sind, dürfte er allerdings die Unterstützung Englands in Anspruch zu nehmen haben.

Die letzten Nachrichten, welche von der sogenannten Livingstone-Mission am Nyassa-See nach England gelangt sind, bekunden den befriedigenden Fortgang der Arbeiten. Die Niederlassung wurde am Cap Maclear, welches die beiden südlichen Buchten des Sees von einander trennt, gegründet, und es gelang den Missionären, vor Eintritt der Regenzeit unter Dach und Fach zu kommen, so daß sowohl die Vorräthe gesichert waren, als auch die Reisenden nichts von der Witterung zu leiden hatten. Einige der letzteren litten an leichten Fieberanfällen, die aber bald wieder verschwunden waren. Man war eben daran eine regelmäßige Postverbindung mit der Küste herzustellen, welche durch zuverlässige Eingeborene aufrechterhalten werden sollte. Der Bericht erwähnt ferner, daß die Mission mit Vorräthen wohl versorgt sei und Geflügel und Ziegen angeschafft habe, auch daß sich bereits eine Menge Eingebarene in der Nähe ansiedeln, um sich auf diese Weise unter den Schutz der Engländer zu stellen, welche sie als Befreier begrüßen und denen sie in jeder Weise bereitwilligst hülfreich sind.

Im December 1875 unternahmen Marinelieutenant E. D. Young und vier andere Mitglieder der Gesellschaft den See in ihrem kleinen Dampfer, um sich sowohl die Umwohner desselben anzusehen, als auch den Eindruck zu erforschen, welchen ihre Ankunft hervorgebracht. Sie fanden, daß sich die Nachricht ihrer Anwesenheit mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, und daß die arabischen Sklavenhändler es schon einen Monat lang nicht mehr gewagt hatten, Sklaven über den See zu bringen. Der Nyassa-See ist bedeutend länger, als Livingstone sich ihn dachte, der bei seiner Befahrung desselben im October 1861 nur bis zur Insel Bandepe in 11° 17′ südl. Br. nach Norden gelangte. Seine nördlichen Ufer dehnen sich bis 9° 20′ südl. Br. aus, d. h. 20 deutsche Meilen weiter nach Norden, als man bisher annahm, und die Küsten haben wohl eine Länge von 800 engl. Meilen. Der See hat viele landschaftliche Schönheiten und hübsche Inseln; er ist sehr tief und man konnte an mehreren Stellen auf hundert Faden Entfernung vom Ufer mit einer gleichlangen Leine keinen Grund finden. Eine 100 engl. Meilen lange Bergkette erhebt sich am nordöstlichen Ende 10,000 bis 12,000 Fuß über den Seespiegel. Die Bevölkerung der Ufer ist nicht so stark, wie früher, da große Schaaren in die Sklaverei geschleppt wurden. Man sah besonders am nordöstlichen Ufer die Ruinen vieler Dörfer und Tausende von Skeleten, die auf dem Boden bleichten. Die überlebende Bevölkerung hat sich auf Pfahlbauten und Felsen im See zurückgezogen. Der untere Theil des Sees ist in den Händen mächtiger Häuptlinge und ihrer Stämme, welche mit den Arabern auf die Sklavenjagd ins Innere des Landes gehen. Auf dem See befinden sich fünf Schiffe (Dhaus), welche zum Sklaventransporte dienen und jährlich 15,000 bis 20,000 dieser Unglücklichen befördern. Als die Reisenden nach dem Hauptstapelplatze Kota-Kota am Westufer unter 12° 55′ südl Br. kamen, waren die anwesenden Araber (etwa 100) sehr erschreckt

und fragten Dr. Laws, was mit ihren Schiffen geſchehen werde. Die Engländer haben aber laut ihren Inſtructionen vorläufig noch nichts gegen den Sklavenhandel thun können.

Die Araber handeln Sklaven und Elfenbein gegen Calicos ein, welche von den Eingebarenen getragen werden, und zwar iſt der Preis der erſteren 12 Yards Calica per Kopf. Nach Ausſage der Häuptlinge iſt dies der einzige Grund des Sklavenverkaufs.

Die Miſſionäre ſind bereits von einigen Adſchana-Häuptlingen bei Magamera um Hülfe gegen portugieſiſche Händler von Quillimane angegangen warden, welche ſie bekriegen und dann die Sklaven um je 20 Yards Calica dort verkaufen. Die Engländer ſchlagen nun vor, die Eingebarenen ſelbſt mit Calica zu verſehen und das Elfenbein aufzulaufen, wodurch dem Sklavenverkaufe dort ein Ende gemacht werden würde.

Eröffnung eines Hafens für den europäiſchen Handel auf Hainan.

Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann.

In dem Vertrage, welchen England im Jahre 1859 mit China ſchloß, wurde unter Anderm auch ſtipulirt, daß auf der Inſel Hainan dem ausländiſchen Handels und Schiffsverkehr ein Platz geöffnet werden ſolle. Auserſehen wurde hierzu die Hauptſtadt Kiung-tſchan fu, welche etwa eine Meile landeinwärts an der Nordweſtküſte der Inſel liegt und der als Hafenplatz der Ort Haikau, an der Hainanſtraße gelegen, dient. Da jedoch ſich damals die Aufmerkſamkeit der fremden Kaufleute den nördlich von Hongkong eröffneten Häfen zuwendete und die über Hainan vorhandenen, höchſt ſpärlichen Berichte nichts weniger als verlockend lauteten, ſo unterblieb die Eröffnung, und ſie wäre jetzt auch noch nicht erfolgt, hätte ſich einerſeits das europäiſche Geſchäft in den anderen Häfen neuerlichſt nicht, namentlich in Folge der Concurrenz chineſiſcher Kaufleute, ſehr verſchlechtert, anderererſeits nicht die Aufbringung des engliſchen Dampfers „Carisbrooke", der auf der Tour von Singapore nach Hongkong heimlich Paſſagiere und Waaren an der Oſtküſte der Inſel gelandet hatte, es den europäiſchen Kaufleuten in Erinnerung gebracht, daß ſie berechtigt ſeien, die Eröffnung eines Hafens auf Hainan zu fordern.

Am 23. März d. J. verließ nun die „Ling-Fêng", ein unter dem General-Zoll-Inſpector Hart ſtehendes Dampfſchiff mit zwei Beamten der Seezölle, den Herren H. O. Brown und C. C. Stuhlmann, und einigen europäiſchen Zoll-Subalternen und Hafenbeamten Hongkong und nach einer durch ſchlechtes Wetter ſehr verzögerten Reiſe wurde am 27. März Hai-kau erreicht. Zu gleicher Zeit traf dort die engliſche Corvette „Egeria" ein, an deren Bord ſich der engliſche Conſul in Canton, Sir Brooke Robertſon, ſowie der für Hai-kau beſtimmte engliſche und auch deutſche Viceconſul Mr. Forreſt und deſſen Dalmetſcher befanden. Endlich landeten auch noch an demſelben Tage zwei Zollkreuzer die für die Einrichtung des Zollhauſes nöthigen Materialien und eine Anzahl in Canton eingeſchiffter Handwerker, welche jene in Ausführung bringen ſollen. Die europäiſche Bevölkerung in Hai kau und wohl auf der ganzen Inſel Hainan beſtand nunmehr aus zehn Köpfen.

Der Hafen von Hai-kau liegt nach dem „China Pilot" in 20° 7½′ nördl. Br. und 110° 15′ öſtl. L. Gr. Er bildet einen großen gegen Nordweſt offenen Halbmond und gewährt ſamit bei ſtürmiſchem Wetter — und ſolches iſt hier namentlich im Sommer nicht ſelten — den ankernden Schiffen nur ſehr unzureichenden Schutz. Fahrzeuge von 8 Fuß Tiefgang müſſen etwa drei engliſche Meilen vom Lande ankern und tiefer gehen. Die Schiffe können nur bis auf vier Meilen nahe kommen. Die Verbindung iſt demnach eine äußerſt ſchwierige, zeitraubende und koſtſpielige. Ein weiterer Uebelſtand iſt, daß der Hainan-Straße gen Norden ausgedehnte Sandbänke vorgelagert ſind, deren Fahrrinne oft nur ſechszehn Fuß Waſſer hat und die ohne einen tüchtigen Laatſen kaum gefunden werden kann. Große Schiffe müſſen demnach immer von Süden in die Hainan-Straße laufen.

Bisher war die Einfuhr fremder Waaren in Hainan ſehr gering und wurde ſolche nur von chineſiſchen Häuſern betrieben. In der Hauptſache beſtand ſie aus Opium (700 Kiſten) und einigen engliſchen Baumwollſtaffen, während die Ausfuhr in Zucker, Betelnüſſen und einer Sorte Fächer beſteht und hauptſächlich nach Hongkong und Canton geht. Mit der „Ling-Fêng" iſt auch ein Kaufmann aus Swatow gelandet, der wenigſtens vorläufig dort die europäiſche Handelsverbindung allein vertreten wird. Indeſſen beabſichtigen mehrere deutſche Hongkong-Häuſer verſuchsweiſe Dampfſchiffe nach Hai-kau zu ſchicken, wie denn auch die nach den Tonking-Häfen Haiphong und Hanoi laufenden Dampfer dort vorſprechen wollen. Alles in Allem ſcheint es jedoch nicht glaublich, daß ſich dort ein lebhafter Verkehr entwickeln wird; immer aber iſt es möglich, daß einige Wenige hier ein gutes Geſchäft machen werden.

Kabel zwiſchen Neuſeeland und Auſtralien.

H. G. Die Legung eines Kabels zwiſchen dem auſtraliſchen Continente und Neuſeeland nahm am 5. Februar dieſes Jahres ihren Anfang und ward am 21. deſſelben Monats erfolgreich beendet. Schon im Jahre 1870 brachte der jetzige Premierminiſter von Neuſüdwales, Robertſon, ein derartiges Kabel in Anregung, aber in Folge ſeines Rücktrittes wurde das Project nicht weiter verfolgt. Auf einer 1873 abgehaltenen intercolonialen Miniſterconferenz ward die Angelegenheit wieder zur Sprache gebracht, und die Vertreter von Queensland, Neuſüdwales und Neuſeeland einigten ſich dahin, daß die erſtgenannte ein Kabel von Normanton am Gulf of Carpentaria nach Singapore und die beiden letzteren einen ſubmarinen Telegraphen zwiſchen ſich legen laſſen ſollten. Die reſpectiven Parlamente gaben ihre Einwilligung dazu, und die Generalagenten der drei Colonien in London erhielten den Auftrag, mit dortigen Geſellſchaften Verhandlungen anzuknüpfen. Das Kabel zwiſchen Normanton und Singapore kam nicht zu Stande, wohl aber die Verbindung zwiſchen Neuſüdwales und Neuſeeland. Ein Contract ward mit der Eaſtern Extenſion Auſtralia and China Telegraph Company in London, welche ſchon Kabel in der Länge von über 6000 nautiſchen Meilen in Betrieb hat, abgeſchloſſen. Dieſelbe verpflichtete ſich, das Kabel auf ihre Koſten herzuſtellen, in Stand zu erhalten und zu bearbeiten, wogegen ihr von den beiden Colonien, außer der Einnahme, für die erſten zehn Jahre eine jährliche Subſidie von 7500 Pf. St. zugeſtanden wurde. Davon übernimmt Neuſeeland, für welches das Kabel inſofern eine verhältnißmäßig höhere Bedeutung hat, als es bis dahin noch nicht mit der Außenwelt in telegraphiſcher Verbindung ſtand, zwei Drittel, und das andere Drittel fällt auf Neuſüdwales.

Die erwähnte Compagnie veraccordirte die Anfertigung und Legung des Kabels wieder mit der Telegraph Conſtruction and Maintenance Company in London, welche Geſellſchaft die meiſten atlantiſchen und alle öſtlichen Kabellinien bis Hongkong beſorgt hat. Die Totallänge des angefertigten Kabels beträgt 1370 nautiſche Meilen, und zwar in vier verſchiedenen Nummern: Type A, für das Feſtland beſtimmt, mit zehn, Type B, Mittelkabel, mit 59, Type C, Hauptkabel Nr. I, mit 300, und Type C, Hauptkabel Nr. II, mit 1001 Meilen. Die beiden Endpunkte münden in Batany Bay, in der Nähe von Sydney, Neuſüdwales, und in Tasman aber Blind Bay, im Norden der ſüdlichen Inſel von Neuſeeland, und beträgt die Entfernung zwiſchen beiden Punkten 1141 Miles. Das Kabel mißt aber auf der Strecke 1250 Seemeilen, weil das Schlaffen deſſelben eine Zugabe nöthig macht. Der Reſt iſt für Eventualitäten beſtimmt. — Das Kabel wurde von den beiden Dampfern „Hibernia" und

„Edinburgh", welche für ſolche Operationen beſonders eingerichtet ſind, nach Auſtralien befördert und dort gelegt. Der Dampfer „Hibernia" verließ England am 9. October 1875 und begab ſich zunächſt nach Südauſtralien, um hier ein kleines Kabel zwiſchen dem Feſtlande (Yankalilla) und Kangaroo Island zu legen. Die „Edinburgh", welche am 17. November von England abging, erreichte Sydney am 28. Januar mit ungefähr 1200 Seemeilen Kabel. Die Legung begann am Sonnabend, den 5. Februar, von Batany Bay aus, und am 21. Februar ward das Neuſeeland-Ende in Nelſon gelandet. Sofort wurden Gratulationsdepeſchen zwiſchen dem Premierminiſter von Neuſeeland, Sir Julius Vaget, und den Premiers der auſtraliſchen Colonien gewechſelt, und am 25. Februar traf auch eine derartige vom deutſchen Colonialminiſter ein.

Eine einfache Depeſche von Auſtralien nach Neuſeeland und umgekehrt, welche, einſchließlich der Adreſſe, nicht mehr als zehn Worte enthalten darf, koſtet 10 Sh. 6 P. oder 10 Mark 50 Pfennig, und für jedes weitere Wort wird 1 Sh. oder eine Mark berechnet. Eine Depeſche von Auſtralien nach London koſtet 188 Mark.

* * *

— Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" wird aus Berlin über Eduard Mahr, den bekannten Afrikareiſenden, deſſen Reiſewerk „Nach den Victoriafällen des Zambeſi" wir in Nro. 1 des 28. Bandes des „Globus" beſprochen haben, und in deſſen Hände die Deutſche Afrikaniſche Geſellſchaft ihr (wenigſtens vorläufig) letztes Unternehmen zur Erſchließung des unbekannten Innern von Afrika gelegt hat, folgendermaßen geſchrieben. „Mahr hat am 16. Mai Berlin verlaſſen, um ſich zunächſt nach England zu begeben, wo er mit Cameron und Bates Rückſprache nehmen und die noch fehlenden Ausrüſtungsgegenſtände beſchaffen will. Von Hamburg wird ſich Mahr Mitte Juni nach Liſſabon einſchiffen, von wo nach mehrtägigem Aufenthalt die Fahrt nach der Angola-Küſte fortgeſetzt werden ſoll. Die Ankunft daſelbſt wird ausſichtlich im Laufe des Monats September erfolgen. Zum Ausgangspunkte ſeiner Expedition hat er den öſtlichen Theil der portugieſiſchen Provinz Angola erwählt, wo er an die Forſchungen des Majors von Homeyer und des öſterreichiſchen Lieutenants Lux anknüpfen wird. Dieſes Terrain ſcheint ein ſehr günſtiges, namentlich nach dem Erfolge des Cameron'ſchen Marſches durch Afrika. Den erſten längern Aufenthalt wird Mahr in Malange (9° 35' ſüdl. Br., 16° 10' öſtl. L. v. Gr.), einem Centralpunkte weitreichender Handelsverbindungen, nehmen, welcher geſunder liegt als Punga Andongo (4210 Fuß hoch, 9° 40' ſüdl. Br., 15° 30, öſtl. L. v. Gr.), wo Homeyer ſtationirte und bekanntlich ſchwer erkrankte. Ueber Caſſandje (9° 38' ſüdl. Br., 17° 47' öſtl. L. v. Gr., wie die beiden eben erwähnten Orte ſchon 1854 und 1855 von Livingſtone beſucht) wird er ſodann in öſtlicher Richtung nach Kibanda, dem äußerſten Punkte des von Lux (der es Kimbundu nennt und nach 19° 34' öſtl. L. und etwas über 10° ſüdl. Br. ſetzt) erforſchten Gebietes, welches bereits außerhalb der portugieſiſchen Beſitzungen ſich befindet und dem Muata Yanwo tributpflichtig iſt, vorzudringen ſuchen." Von Kimbundu iſt es dann noch gegen 50 deutſche Meilen bis Kabebe, der Hauptſtadt des Muata Yanwo, welcher auch Dr. Pagge's, eines andern Sendlings der Deutſchen Afrikaniſchen Geſellſchaft, Reiſeziel bildet.

— Die ungefähre Zahl der Juden in Großbritannien beträgt etwas über 51,000, wovon etwa 40,000 in London wohnen.

Vom Büchertiſche.

Karl Andree: „Geographie des Welthandels." Zweite ergänzte Auflage von Dr. Richard Andree. Stuttgart, Julius Maier, 1876 (circa 30 Lieferungen, à 1 Mark).

Dieſes Werk des frühern Redacteurs des „Globus" dürfte den Leſern dieſes Blattes gar wohl bekannt ſein. Das langſame Erſcheinen der erſten Auflage des erſten und zweiten Bandes (1861 bis 1872) gereichte dem Werke nicht zum Nachtheil, ſondern zur Ehre, weil daraus die Gründlichkeit und der ungeheure Fleiß des berühmten Verfaſſers zu erſehen waren, der mehr als ein Decennium ſeines Lebens der Löſung der einen Aufgabe widmete: der Aufgabe, das vom Handel geſchaffene Leben in ſeinem Wechſel, ſeiner Vielfältigkeit, ſeiner Entwickelung durch Zeit und Raum, ſeinen Wirkungen eingehend und nach allen Richtungen hin darzuſtellen, der Aufgabe, zu zeigen, „daß die Handelsgeographie, die bisher als dürres Knochengerippe daſtand, wenn richtig behandelt, ein nicht unwichtiger Zweig der Culturwiſſenſchaft iſt und ſich obendrein lesbar machen läßt *)." Und wahrlich, unſer Autor hat es verſtanden, ſeinen Stoff richtig zu behandeln, vollends zu beherrſchen und einen trockenen Gegenſtand intereſſant und anziehend, nicht blaß „lesbar", zu machen. Man weiß, daß das Werk Aufſehen erregt hat, und der Umſtand, daß von den erſten zwei Bänden eine neue Auflage nöthig ward, bevor noch der dritte Band — den der Sohn des Verſtorbenen in würdiger Weiſe ergänzt — in erſter Auflage fertig iſt, — dieſer Umſtand will etwas heißen. Uebrigens hat das Buch nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in England Würdigung gefunden; ein naheliegendes Beiſpiel hiervon iſt die Thatſache, daß die laufende (Mai-) Nummer eines bedeutenden engliſchen Monats-„Magazine" einen ausführlichen Artikel über „uncivilisirtes Geld" auf Grund des Andree'ſchen Werkes bringt; weitere derartige Artikel ſind für andere Londoner Blätter angekündigt. Wir halten es für unſere Pflicht, gelegentlich der zweiten Auflage dieſes großartig angelegten und glänzend durchgeführten Buches die Leſer des „Globus" nochmals auf daſſelbe aufmerkſam zu machen. Speciell verweiſen wir auf den umfangreichen Abſchnitt über Karawanenweſen, deſſen mannigfaches, vorher nicht geſammeltes Material Andree zu einem ſchönen, farbenreichen Bilde zuſammengetragen hat. Von einer kurzen Inhaltsſkizze kann hier gar keine Rede ſein: das Buch will eben „geleſen, nicht recenſirt" ſein, um mit Leſſing zu reden.

London, Mai 1876. L. Katſcher.

*) Wörtlich aus einem Briefe Andree's an den Schreiber dieſer Zeilen (17. November 1872). Darin heißt es ferner: „Das Buch machte mir ſehr viel Mühe und Arbeit. In keiner andern Literatur fand ich auch nur einen Anhaltspunkt, und am Ende war mir das auch ganz lieb, da ich nun freie Bahn vor mir fand, eine neue Disciplin zu ſchaffen."

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Fingernägel aſiatiſcher Völker. (Mit zwei Abbildungen.) — Reiſe von Dr Güßfeldt und Dr. Schweinfurth durch die Arabiſche Wüſte vom Nil zum Rothen Meere. (Mit einer Karte.) — Die Baidaratzky-Landenge und ihre Bedeutung für den ſibiriſchen Handel. Von N. Latkin in St. Petersburg. — Die Chara Tanguten und Olät Mongolen. Von Albin Kahn. I. — Aus allen Erdtheilen: Der afrikaniſche Sklavenhandel. — Eröffnung eines Hafens für den europäiſchen Handel auf Hainan. Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. — Kabel zwiſchen Neuſeeland und Auſtralien. — Verſchiedenes. — Vom Büchertiſche. — (Schluß der Redaction 17. Juni 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 2.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Ein Ausflug nach Canada.

II.

Eine Fülle reizender Ausflüge läßt sich von Quebec aus machen nach den Fällen der Choudière, von Sainte-Anne und Montmorency — wo freilich wie an ähnlichen Stellen der Schweiz, Deutschlands und der Vereinigten Staaten die Anwohner es gründlich verstehen, die neugierigen Reisenden zu schröpfen —, dann nach den hübschen Seen von Saint-Charles und Beauport und dem etwa 16 Kilometer entfernten Dorfe Lorette, wo die letzten Reste der Huronen leben, nicht ganz unvermischte Nachkömmlinge der wenigen Familien, welche der Vernichtung ihres Volkes durch die Irokesen entgingen. Das Dorf La Jeune Lorette ist eine große canadisch französische Pfarrei von 3000 Einwohnern, an einer Stelle gelegen, wo der St. Charles, ein niedlicher Fluß braunen Wassers, wie es allen, die in den Tannenwäldern des Nordens entspringen, eigenthümlich ist, sich in schäumenden Cascaden zur Ebene des Lorenz-Stromes hinabstürzt. Jenseits desselben befindet man sich auf indianischem Gebiete, in einem Weiler, dessen Häuser von denen der übrigen Canadier stark abweichen. Es sind Schuppen aus schlecht behauenen Balken mit niedrigem Dache und großen Thüren und Fenstern; darin als einziges Geräth ein Feldbett an der Wand, auf welchem seltsam verzierte wollene Decken liegen; der Herd in der Mitte des Ganzen und zum Abzuge des Rauches nur ein Loch in der Decke, kurz nichts, als eine vergrößerte und nur wenig verbesserte Nachbildung des alten angestammten Wigwam. So schildert H. de Lomothe das Dorf, der es 1873 besuchte. Doch scheinen einige dieser Indianer schon mehr den Lebensgewohnheiten ihrer Nachbarn sich angepaßt zu haben; wenigstens sah Charles Marshall (The Canadian Dominion, London 1871) dort auch „niedliche gut gefügte Balkenhäuser mit Gärten", ja selbst „comfortable und elegante Wohnungen mit Teppichen und Clavieren" und keine Spuren des alten Lebens in der Wildniß. Der fast zweihundertjährige Verkehr mit den Canadiern ist natürlich nicht ohne Einfluß auf Körper und Geist der ursprünglichen Bewohner des Landes geblieben. Während der reinblütige Indianer fast stets bartlos ist, verräth schon der Bart bei vielen Männern von Lorette die Racenmischung. Dafür bewahrt oder Arm und Reich mit ängstlicher Sorgfalt die Stammesüberlieferungen, die alten Gewänder und Waffen, um sie bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten wieder hervorzuholen. Das stete Zusammenleben sowie Theilnahme an gewissen pecuniären Vortheilen und stets aufrecht erhaltenen Privilegien, an denen die verschiedenen Regierungen des Landes nicht gerüttelt haben, hat diese kleine Gemeinde fest zusammengefügt und in ihr die Rangunterschiede und erblichen Rechte bis heutigen Tagen conservirt. So ist es gekommen, daß jetzt ein ehrsamer Bürger und Notar von Quebec kraft seines Erbrechtes zugleich Häuptling der Huronen ist!

Der männliche Theil des Stammes spricht und kleidet sich fast durchgehends, wie ihre canadischen Nachbarn, während die Frauen manches Eigenthümliche sich bewahrt haben. So umwickeln sie den Kopf meistens mit einem schwarzen Tuche, von welchem eine starke Wolldecke als Mantille herabhängt. Dazu tragen sie ein kurzärmeliges Leibchen,

Waſſerfall von Perette. (Nach einer Photographie.)

einen dunkelfarbigen Rock, eine Art von Gamaſchen aus Ren- oder Elenthierleder, die mit den Borſten des Stachelſchweins oerziert ſind, bis zu den Knien reichen und mit Lederſtreifen am Gürtel befeſtigt werden, und an den Füßen mit Glasperlen verzierte Mocaſſins.

Der Stamm lebt von dem Erträgniſſe der ihm reſervirten Wälder und von kleiner Handarbeit, namentlich der Anfertigung von Schneeſchuhen, birkenen Körben, Mocaſſins, Federputz, indianiſchen Gewändern, hölzernen Tabackspfeifen, Tomahawks und ſonſtigen Waffen, die unter den Fremden und den Curioſitätenhändlern der nahen Stadt willige Abnehmer finden. Die Männer gehen auf die Jagd und nehmen Dienſte entweder auf den großen Holzflößen, welche die Flüſſe des Nordens herabkommen, oder als „voyageurs“ bei der Hudſonsbay-Compagnie. Dadurch kommt aber größeres Wohlleben in die Familien, in Folge deſſen die alten Eigenthümlichkeiten raſch verſchwinden: die jungen Mädchen kleiden ſich wie die Canadierinnen und verheirathen ſich oft mit Canadiern, und der größte Theil des jungen Nachwuchſes verſteht ſchon die Sprache ſeiner Vorfahren, in welcher noch in der Kirche gepredigt wird, nicht mehr. Nur ſelten kommt es vor, wie es Lamothe begegnete, daß ein junger Mann von ſich ſagen kann: „Ich ſpreche ebenſo gut en sauvage (d. h. huroniſch), wie en canadien“ (d. h. franzöſiſch). Meiſt iſt ein ſolcher zur Hälfte sauvage (Indianer), Abkömmling eines canadiſchen Vaters und einer sauvagesse oder Huronin.

Wir ſprachen ſchon oben von dem Luxus, den der canadiſche Landmann mit Pferd und Wagen treibt; leider iſt es nicht der einzige. Weiſt er doch die Bezeichnung „Bauer“ von ſich und will „habitant“ (Bewohner) genannt ſein; ſein zierliches, hübſch angeſtrichenes Holzhaus iſt innen mit recht engliſcher Bequemlichkeit ausgeſtattet; Sonntags kleidet ſich die ganze Familie nach der neueſten Mode und Abends erholen ſich die jungen Mädchen, die über Tag den Eltern auf dem Felde geholfen haben, am Pianoforte. Vor jedem Hauſe ſpielt eine größere oder geringere Anzahl ſtrammer, geſunder Kinder, und wenn auch die kleinſten darunter barfuß einherſpringen, ſo ſieht man doch ſofort an ihrem ſaubern, guten Anzuge, daß nicht Armuth die Urſache davon iſt.

Die Victoria-Brücke. (Nach einer Photographie.)

Die Mädchen tragen ihre langen Haare nach engliſcher Mode loſe, dazu im Sommer gewöhnlich weiße Blouſen und bunte Röcke; die Männer kleiden ſich Werktags in einen groben, graufarbigen Kittel nebſt rothem Gürtel und die „tuque“ oder normanniſche Kappe. Feſttags aber erſcheinen alle wie völlige Gentlemen. Drei Feinde hat jedoch der Landmann dort zu fürchten, die ſeinen Wohlſtand bedrohen: den Luxus, den alten Schlendrian und ſchließlich ſeine Neigung für die freien Künſte und Wiſſenſchaften. Der Luxus in Aeußerlichkeiten, ſo ſehr er auch bei der meiſt großen Zahl der Familienmitglieder den Geldbeutel belaſtet, wäre noch zu ertragen, wenn der Landmann nur ſeinem Boden den größtmöglichen Ertrag abzugewinnen verſtände. Aber der fortdauernde, nur in langen Zwiſchenräumen durch Brache unterbrochene Getreidebau hat die Ländereien längs des Stromes arg heruntergebracht und neu gerodeter Acker verſchlechtert ſich nach einigen guten Ernten gleichfalls bald. Viehzucht und Cultur der Obſtbäume ſtehen in ihren Erfolgen weit hinter denen Englands und der Vereinigten Staaten zurück, und der Wald, die Zukunft des Landes, wird von der Regierung mit unbegreiflicher Verblendung großen Speculanten, die noch dazu Fremde ſind, preisgegeben. Und endlich verhindert die Abneigung des Volkes gegen jede Grundſteuer, welche von der einen der beiden feindlichen politiſchen Parteien fleißig genährt wird, die Anlage eines guten und ausgedehnten Wegenetzes. In letzter Zeit haben nun wohl angeſehene Leute, große Grundbeſitzer und Geiſtliche, gegen dieſe alte Wirthſchaft ſich aufgelehnt, praktiſche Ackerbauſchulen und Muſterfarmen eröffnet und an einzelnen Stellen, namentlich im Bezirk von Montreal, auch einige Erfolge erzielt. Aber das hauptſächlichſte Hinderniß, das ſich ihren Beſtrebungen entgegenſtellte, war und iſt das wachſende Verlangen der Jugend, Landwirthſchaft und Handwerk aufzugeben und höhere Berufsarten zu ergreifen. Dies iſt in der Art und Weiſe des öffentlichen Unterrichts begründet: ſeitdem das Land coloniſirt wurde, beſtehen dort an verſchiedenen Punkten höhere Schulen, welche jährlich einige Hundert trefflich unterrichteter junger Leute entlaſſen, während die Elementar- oder Volksſchulen und der techniſche Unterricht noch geringe Verbreitung genießen und 1871

über ein Drittel der französischen Canadier als gänzlich ohne Schulbildung befunden wurde. Doch hat sich dieses Verhältniß in letzter Zeit sehr gebessert, so daß der Minister des öffentlichen Unterrichts in Quebec 1872 unter circa 1,100,000 Einwohnern *) die Anzahl der Schüler jeder Art auf 222,105 angeben konnte, d. h. 1 Unterricht-Genießender auf je 5 Bewohner, was Untercanada auf gleiche Stufe mit den darin am höchsten stehenden Ländern stellt. Aber wenn auch der Elementarunterricht jetzt mehr berücksichtigt wird, so fehlt es doch noch gänzlich an Lehranstalten für Ingenieure, Schiffsbauer, Beeglente und Aechitekten, kurz für alle jene Berufsarten, die in Nordamerika von ganz besonderer Bedeutung sind.

Was ist die Folge davon? Natürlich sucht jeder Vater wenigstens einem seiner Söhne eine bessere Erziehung zu geben, und ebenso natürlich sind die geistlichen Gymnasien überfüllt mit jungen Leuten, welche später Jura und Medicin studiren, die einzigen Fächer, welche in französischer Sprache gelehrt werden. Darum giebt es schließlich zehnmal mehr Advocaten, als für sämmtliche zu führenden Processe nöthig sind, und sicherlich viel zu viel Aerzte für ein Land, wo ein rüstiges, hohes Alter von 90, 100 Jahren und darüber nicht zu den Seltenheiten gehört. So kommt es, daß das Diplom als Arzt oder Advocat schließlich nur einen Titel, keine Beschäftigung verleiht, und seinen Inhaber der hohen oder niedern Politik in die Arme treibt. Nur die Einführung industrieller Unternehmungen, Ausbeutung der mineralischen Reichthümer, Eisenbahnen, Banken

Schiffslände von Montreal. (Nach einer Photographie.)

and dergleichen können hier helfen und das canadische Volk vor dem allmäligen Verderben bewahren. Durch nichts wird diese Behauptung besser bewiesen, als durch den Umstand, daß jetzt die Arbeiter Canadas zum großen Theile in die Fabrikgegenden der Vereinigten Staaten hinüberwandern.

* * *

Unter allen den prächtigen Dampfern Nordamerikas, die wegen ihrer mehrfachen Kabinenreihen über einander und der glänzenden innern Ausstattung mit vollem Rechte schwimmende Paläste genannt werden, reichen nur wenige an die beiden Schiffe der Gesellschaft Richelieu, den „Quebec“ und den „Montreal“, hinan, welche während der schönen Jahreszeit abwechselnd den täglichen Dienst zwischen den beiden Städten, deren Namen sie tragen, versehen. Sie fahren aber leider zu so später Abendstunde von Quebec ab, daß der Reisende des Anblickes der lachenden Ufer des Lorenz Stromes verlustig geht. Um Mitternacht geht es bei Trois-Rivières vorbei, einer der ältesten Gründungen der Franzosen aus dem 17. Jahrhundert und heute eine Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, dort gelegen, wo der Saint-Maurice in den Lorenz sich ergießt. An ihm und seinen Nebenflüssen zieht sich langsam, aber sicher ausschließlich canadisch französische Einwanderung und Colonisirung hinauf, so namentlich am Matawin, der 20 Stunden Weges nördlich vom Lorenz-Strome demselben parallel fließt und an seinen Ufern viel anbaufähiges Land besitzt. Rücksichts-

*) Davon waren 938,000 Franzosen, 123,000 Irländer, 69,822 Engländer, 49,000 Schotten und 6988 Indianer.

Anſicht von Montreal. (Nach einer Photographie.)

lose Ausbeutung der Wälder ist indessen vorderhand das Lebensprincip jener Gegenden.

Im Morgennebel passirt das Schiff die ihrem Namen sowohl wie der Bevölkerung nach ganz französischen Grafschaften Berthier, Richelieu, l'Assomption und Verchères mit ihren herrlichen, von großen Bäumen licht bestandenen Prairien. Bald darauf blitzen durch den Nebel blechgedeckte Dächer; am Fuße eines einzelstehenden Hügels erheben sich die hohen Thürme einer Kathedrale über lange Häuserreihen; am Norduser des Stromes macht mit einem Schlage das grüne Wasser des Lorenz dem dunkeln des Ottawa-Flusses Platz: stundenweit fließen beide, ohne sich zu vermengen, neben einander her. Dann kommen die hohen Fabrikgebäude von Hochelaga in Sicht und die Victoria-Brücke, die 3134 Meter lang ist und einen röhrenförmigen, bedeckten Gang hat. Dieselbe, welche einstweilen die längste Brücke der Welt ist, besteht aus 25 eisernen Röhren von einer Gesammtlänge von 1871 Meter, welche von zwei Widerlagern und 24 als Eisbrecher construirten Pfeilern aus schwarzem Kalkstein etwa 20 Meter über dem Wasser gehalten werden. Uebrigens befriedigt dieses Wunderwerk der Ingenieurkunst weit mehr den Geist als das Auge, da seine gewaltigen Verhältnisse aus der Ferne gesehen stark zusammenschrumpfen. Die lange steife Linie des gedeckten Ganges und die dünnen, geradlinigen Formen der Bogen geben ihr das gewöhnliche Aussehen einer Bockbrücke, und man sieht ihr dann nicht an, daß ihr Bau fünf Jahre gedauert und 25 Millionen Mark verschlungen hat. Jetzt geht man übrigens mit dem Plane

Der Markt Bonsecours in Montreal. (Nach einer Photographie.)

um, in Montreal selber eine noch längere Brücke über den Strom zu schlagen; dieselbe soll 4725 Meter lang werden und Raum für eine Eisenbahn, eine Pferdebahn, einen Fahr- und einen Fußweg bieten, dabei nur drei Jahre Bauzeit und nur 16 Millionen Mark kosten.

Endlich erreicht das Schiff durch einen Wald weißer Dampfer mit über einander liegenden Kabinen hindurch die Schiffslände von Montreal, die aus festem Kalkstein erbaut ist und zusammen mit den Schleusen und Steineinfassungen des Lachine-Canals eine meilenlange Ufermauer bildet, die in der Welt wenige ihres Gleichen zählt. Vor dem Ankömmlinge erheben sich die stattlichen Häuser des Marktes Bonsecours und dicht daneben auf dem Platze Jacques Cartier (s. oben S. 2) eine hohe Säule mit der colossalen Statue Nelson's, des Siegers von Trafalgar, welche 1809 aus freiwilligen Beiträgen errichtet wurde. In der That eine sonderbare Gedankenverbindung, daß man auf dem Platze, der dem Andenken des französischen Seemannes und Entdeckers Neu Frankreichs geweiht ist, dem englischen Seehelden, der Frankreichs Flotte zerstörte, ein Denkmal errichtet hat!

Wo heute Montreal steht, fand Cartier im sechszehnten Jahrhundert auf der von Armen des Ottawa und St. Lorenz umflossenen Insel das Indianerdorf Hochelaga. Etwa ein Jahrhundert später, 1640, überließ Ludwig XIII. der frommen Schwester Bourgeois und ihren Genossinnen die ganze Insel und 1642 zogen 55 Personen dorthin und erbauten sich einige Häuser, welche „Villemarie" genannt wurden und den Anfang des heutigen Montreal bildeten. Der Platz war, wie die Folge lehrte, nicht übel gewählt, da bis zu ihm

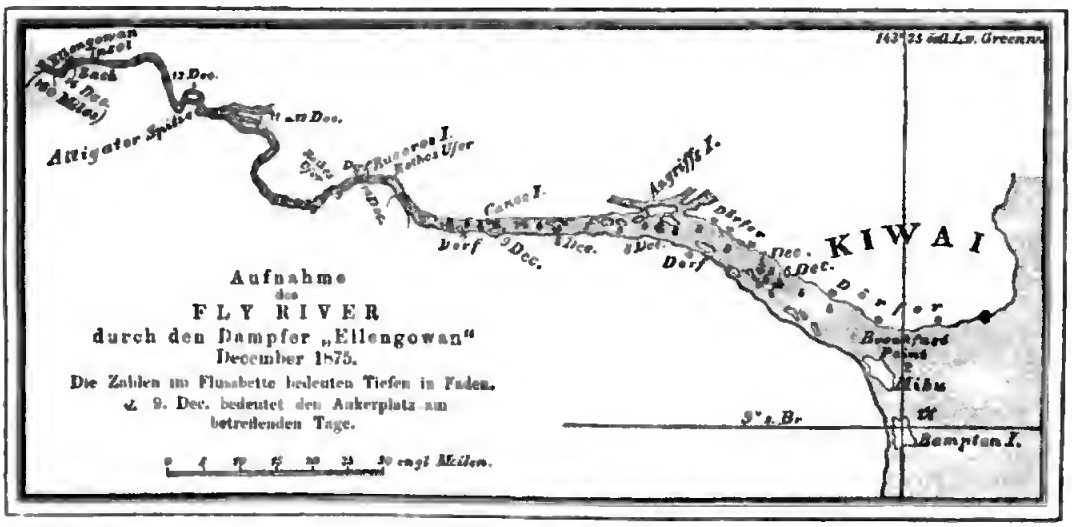
hin Seeſchiffe den St.-Lorenz-Strom hinauf gelangen können, und nahm allmälig zu. Schon 1653 kamen 200 neue Anſiedler aus Anjou dazu; ſpäter Soldaten des verabſchiedeten Regiments Carignan, das in der Landesgeſchichte einen berühmten Namen ſich erworben. Doch hinderte anfangs die Nachbarſchaft der Iroleſen ein raſches Aufblühen, und kaum 6000 Bewohner zählte die Stadt 1760, als unter ihren Mauern der Vertrag unterzeichnet wurde, der Canada den Engländern überlieferte. Seitdem ſind 115 Jahre verfloſſen; aus dem Flecken iſt eine große Stadt von 107,000 Einwohnern (darunter 56,000 Franzoſen) geworden, und ſelbſt dieſe Blüthe betrachten die Montrealer nur als das Vorſpiel größerer Dinge, die noch ausſtehen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert war die Stadt der Mittelpunkt eines ſpeciellen Handelszweiges geweſen: der Handel mit Pelzen und namentlich den Fellen der zahllos vorhandenen Biber hatte dort ſeinen Hauptſitz, den er jetzt ganz verlaſſen hat; von dort zogen die Trappers nach allen Richtungen an den reichen Waſſeradern des Landes hinauf und bahnten den erſt ſpät nachfolgenden Anſiedlern die Wege. Heute iſt die Stadt Ausgangspunkt der transatlantiſchen Schifffahrt auf dem Lorenz-Strome und ſucht ſelbſt Newyork zu überflügeln. Schon können Schiffe von 400 bis 500 Tonnen auf Canälen die zahlreichen Stromſchnellen umfahren, welche den St. Lorenz zwiſchen dem Ontario-See und Lachine oberhalb Montreal unterbrechen, und zwiſchen Ontario- und Erie-See gleicht auf canadiſchem Gebiete der 43 Kilometer lange Canal Welland mittelſt 27 Schleuſen den etwa 100 Meter betragenden Niveauunterſchied zwiſchen beiden Gewäſſern aus, welcher die natürliche Verbindung beider, den Niagarafluß zu zahlreichen Schnellen und ſeinem rieſigen Sturz in die Tiefe zwingt. Alle dieſe Waſſerſtraßen werden jetzt von der Regierung derart erweitert, daß ſie Schiffen bis zu 1000 Tonnen zugänglich werden; man hofft dadurch Montreal zum Handelscentrum des ganzen großen nordamerikaniſchen Seengebiets zu machen.

Was aber auch kommen mag, ſo iſt Montreal ſchon heute ihrem Aeußern nach eine Großſtadt und jedenfalls die ſchönſte des Landes mit breiten, gutgehaltenen Straßen, großen und prachtvollen Läden, zahlreichen Banken und Paläſten. Auch die Privathäuſer ſind im gleichen Stile wie die der größten amerikaniſchen Städte erbaut; und Kirchen der verſchiedenſten Secten giebt es in Menge, leider zum guten Theile in jenem ſchrecklichen halb gothiſchen, halb ſchnörkeligen Stile, der die Kenner in Entſetzen und die echten Angelſachſen in Entzücken gerathen läßt. Natürlich will die katholiſche Geiſtlichkeit bei ſolchem Luxus an gottesdienſtlichen Gebäuden nicht zurückſtehen, ſo daß der Biſchof von Montreal, der ſchon in ſeiner Kathedrale eine der ſchönſten Kirchen Nordamerikas beſitzt, ausgedehnte Geldſammlungen unternimmt, um davon am St.-Lorenz-Strome eine großartige Nachahmung der Peterskirche in Rom zu errichten.

Die Fly-River-Expedition.

Eine Schilderung dieſer Expedition brachten wir bereits in Nro. 18 des vorigen Bandes; allein wir glauben doch die naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften derſelben nachtragen zu ſollen, welche wir einem Berichte des italieniſchen Naturforſchers d'Albertis entnehmen.

d'Albertis beſpricht zunächſt die Einwohner des Dorfes



Katau, das an einem kleinen Fluſſe beinahe gegenüber dem Cap York liegt und wo die Expedition anhielt, um in der Perſon eines alten Häuptlings einen Führer und Piloten zu engagiren. Katau beſteht aus vier Häuſern, welche durch ihre große Länge auffallen und je einer Anzahl Familien zur Wohnung dienen, weshalb ſie in kleine Räume abgetheilt ſind. Dieſe Häuſer ſind denjenigen an der Nordweſtküſte Neu-Guineas ähnlich; auch werden hier wie dort Schädeltrophäen vor den Thüren aufgehangen. Das Innere iſt ſehr ſchmutzig und dunkel, aber trotzdem die Bauart viel beſſer

als bei den beiden Nachbarvölkern. Jedes Haus hat zwei Thüren, welche als allgemeine Ein- und Ausgänge dienen und auf eine Art Veranda führen, die von den Eingeborenen zum geselligen Verkehr und als Arbeitsplatz benutzt wird. Die Wohnungen sind auf etwa 10 Fuß hohe Erdhaufen gestellt und gar nicht weit vom Hochwasserstande entfernt; die eingezäunten Felder enthalten Yams, Bananen und Kokosnußpalmen. Der Begräbnißplatz liegt in der Nähe des Dorfes und man bemerkte auf den Gräbern eine Menge Mundvorrath und auch einige Waffen.

Die Männer sind groß, mager und kurzleibig; haben dafür aber um so längere Arme. Die Frauen sind ebenfalls groß, dabei unschön und scheinen musculös sehr entwickelt. Ihre Hautfarbe ist dunkel kupferig, jedoch nicht so schwarz wie die der Eingeborenen des Cap York oder diejenigen der Tawan- oder Coruwallis-Insel. Das Haar ist wollig und kraus, meist kurz und stets gleichmäßig — nicht in Büscheln — auf dem Haarboden vertheilt. Die Frauen gehen einigermaßen bekleidet, die Männer vollständig nackt einher. Es wäre schwierig zu entscheiden, welcher Typus unter ihnen vorherrscht, so sehr variiren die einzelnen Individuen; d'Albertis sah manche, welche den Eingeborenen des Cap York vollständig glichen, und wieder andere, die Arabern ähnlich waren, und hält es für wahrscheinlich, daß sich Mischlinge der Papuaner unter ihnen befinden, die im westlichen Theile Neu-Guineas wohnen, worin er auch durch den Umstand bestärkt wird, daß sie dieselben Häuser bauen und auch lieber Bogen und Pfeile als den Speer gebrauchen. Weiterhin leiden sie an zwei Hautkrankheiten, welche dem westlichen Volke eigenthümlich sind und von ihm „Bento" und „Cascado" genannt werden; auch bewahren sie die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde ebenso auf, indem sie dieselben verzieren und den Unterkiefer abnehmen, wie es bei den Eingeborenen der Oranje-Bay an der Südostküste üblich ist. d'Albertis konnte nicht feststellen, ob sie den Unterkiefer ebenfalls als Armschmuck verwenden; wenn dies jedoch nachgewiesen werden könnte, so hält er seine Ansicht für begründet, daß der Katanstamm sich mit den östlichen Völkern vermischt hat.

Eingeborener der Salomons-Insel Isabel. (Nach Dumont d'Urville.)

Auf einigen Inseln der Torresstraße (z. B. der Darnley-Insel) wohnt eine eigenthümliche Varietät der sogenannten papuanischen Race, welche sich von den Einwohnern anderer Inseln dieser Straße unterscheidet. Viele Einwohner von Katau haben nun ein diesen ähnliches Aeußeres, und es dürfte sehr schwer werden, den Urtypus dieses Stammes zu ergründen, da derselbe offenbar durch Vermischungen mit anderen Racen verwischt wurde.

Während der „Ellengowan" für die Nacht vor der 25 Meilen von der Mündung des Fliegenflusses entfernt liegenden Insel Kiwai die Anker auswarf, kamen viele Männer aus einem am Ufer liegenden Dorfe an Bord. Sie hoben, ähnlich den Eingeborenen in Katau und auf den Inseln der Torresstraße, durchbohrte Ohrmuscheln; auch sind die Ohrläppchen künstlich verlängert und durchlöchert. Sie verzieren ihre Ohren mit roth gefärbten Grasdüscheln, und der Reisende beobachtete einige mit zwei Zoll langen Ohrläppchen *). Sie führen Bogen und Pfeil sowie Tomahawks und Messer aus Eisen, welche sie von Katau und einigen Inseln der Torresstraße einhandeln, wohin diese Gegenstände durch die Schiffe gebracht werden, die man zur Perlenfischerei dorthin sendet. Der Typus dieser Leute ist gleichmäßiger; sie haben eine entwickelte, aber zurücktretende Stirn, und krauses, walliges, schwarzes, gleichförmig über den Haarboden verbreitetes Haar. Solche, die es lang trugen, hatten es mit Oel oder Fett, das mit Erde oder Asche vermischt war, beschmiert. Die Leute sind meist groß und schlank gebaut und dachte d'Albertis zuerst, daß sie Beschneidung ausüben, fand jedoch, daß er sich geirrt hatte. Etwa elf von den vierzig oder fünfzig, die an Bord kamen, hatten Geschwüre am Scrotum und geschwollene Leistendrüsen, welche sie jedoch nicht in der Bewegung zu hindern schienen. In der Hautfarbe glichen sie den Eingeborenen von Katau, sind aber eher um eine Schattirung heller. Die Stirn ist niedrig und schmal; Augenbogen und Backenknochen stehen dagegen stark hervor; die Nase kann als Adlernase bezeichnet werden. Sie haben kleine, dunkelkastanienbraune Augen und bei vielen derselben beobachtete man einen bläulichen Ring um die Iris. Ihre Zähne sind sehr stark und weiß; ihre Körperbehaarung ist gering und wird nicht abgeschnitten. Sie trugen kurze, dichte Bärte.

Es gelang d'Albertis, einige Körpermessungen vorzunehmen, deren Resultate hier folgen.

	Zoll	Linien
Umfang des Kopfes . .	20	2½
Umfang der Brust über den Brustwarzen . .	33	2½
Umfang des Beckens .	31	2½
Vom Becken zum Fuße	39	2
Länge des Beines . . .	20	1
„ „ Oberarmes .	14	1
„ „ Unterarmes	11	1
„ „ Fußes	10	2
Durchschnittliche Körperlänge betrug	68	—

Diese Eingeborenen rauchen Tabak aus großen Bombuspfeifen, die denjenigen gleichen, welche sowohl bei den Wilden am Cap York als auch auf anderen Inseln der Torresstraße im Gebrauche sind.

An den Ufern des Fly-Flusses, in der Nähe der Canoe-Insel (s. die Karte), liegen einige große Dörfer, welche stark bevölkert sind. Ein Haus kam dem Reisenden zu Gesichte, das er auf 500 Fuß Länge schätzte. Die Bewohner derselben haben mit denjenigen Kiwais große Aehnlichkeit und sind nur etwas schlanker und von wenig hellerer Farbe. Er sah einige, welche Arabern glichen. Ihre Körperlänge ist mäßig, der Kopf verhältnißmäßig klein, die Stirn niedrig und abgeplattet. Sie trugen alle denselben Typus zur Schau und müssen deshalb unter sich heirathen, oder sich mit einem ähnlichen Volke vermischen. Wenn man die Bewohner des nordwestlichen Neu-Guinea als Repräsentanten der papuanischen

*) Diese weitverbreitete Sitte beobachtete neuerdings wieder die „Gazelle" auf Neubritannien östlich von Neuguinea; früher Dumont d'Urville auf Isabel (s. die Abbildung). Ebenso folgen ihr die Bewohner der Königin-Charlotte-Inseln, der Neuen Hebriden, von Neucaledonien, der Loyalty-Inseln, von Neuseeland (die Maori), von Fidschi (Viti), Tonga, Marquesas, die der Karolinen und der Gilbert- und Marshall-Inseln, weniger die Samoaner, gar nicht mehr (wenn schon früher) die Hawaier, Marotonganer und Tahitier.

Race nimmt, ſo darf man wohl den eben beſchriebenen Stamm nicht zur letztern rechnen; derſelbe ſcheint vielmehr eher mit den Eingeborenen des ſüdöſtlichen Theils identiſch zu ſein.

Eine Eigenthümlichkeit dieſes Stammes iſt die Ausſchmückung der Häupter erſchlagener Feinde und zwar geſchieht dieſe auf folgende Weiſe. Nachdem die Schädel von allen Fleiſchtheilen befreit wurden, bedeckt man ſie mit einer Maske aus Wachs, welche vom Anfange der Stirn bis zu den Wurzeln der oberen Zähne herabgeht. Der obere Theil der Maske wird mit den leuchtend rothen Samen des Abrus precatorius und der Rand derſelben mit geflochtenem Werg verziert. Die Augen werden durch zwei kleine Kaurimuſcheln aber ſchwarze Samenkörner dargeſtellt, welche durch einen Kreis von den eben erwähnten rothen Samen eingefaßt ſind. An den Schläfenbeinen hängen ähnliche lange Ohrgehänge, wie ſie von den Eingeborenen getragen werden. Der Unterkiefer iſt mit Wergſchnüren ſtark an den Oberkiefer befeſtigt. Eine 2 Fuß lange Schlinge iſt an ein Stück hartes Holz gebunden, das hinter den Gelenken des Unterkiefers durchgeſchoben wird. Beim Abnehmen einer Maske fand d'Albertis die Augenhöhlen mit Kalk gefüllt und die Naſe mit Werg und Gras gefarmt. Im Innern des Schädels befanden ſich Steine, harte Samenkerne und Bimsſteinſtücke, welche durch Büſchel aus trockenem Graſe am Herausfallen verhindert wurden. Beim Schwingen dieſer Köpfe mittelſt der Schlinge entſteht ein lautes raſſelndes Geräuſch, weshalb man darauf ſchließen kann, daß ſie beim Tanzen gebraucht werden.

Die Waffen, welche dieſe Leute führen, ſind Bogen und Pfeile. Die erſteren haben eine Länge von 6 Fuß, die letzteren ſind ſehr verſchieden; manche haben Spitzen von hartem Holze, Bambus oder der langen Kralle des Caſuars. Manche der Pfeile waren vergiftet. Dieſe Eingeborenen tragen ſtets ein Bambusmeſſer bei ſich, das zum Abſchneiden der Köpfe ihrer Feinde dient. Es wird vor dem Gebrauche mit einer Muſchel geſchärft, welche zu dem Zwecke am Meſſer befeſtigt bleibt; auch führen ſie eine Art Dolch, der aus dem Hüftknochen des Caſuars gefertigt wird und deſſen Handgriff man mit den rothen Samen des Abrus precatorius verziert. Man tödtet mit ihm den verwundeten Feind.

Der Reiſende ſammelte zehn Schädel der Eingeborenen am Fly River und fand bei der Vergleichung mit ſolchen von Inſeln der Torresſtraße, daß am Fly River die Höhe der Schädel ſich zur Breite verhält wie 100 : 84 bis 88, alſo brachycephale Formen vorherrſchen, während ſie in der Torresſtraße 100 : 71 zeigten, alſo dolicephal ſind. Alle Schädel des Fly River waren unter einander ſehr gleichmäßig, haben aber mehr Verwandtſchaft zu denen der öſtlichen als denen der weſtlichen Stämme.

Je weiter der Forſcher in Neu-Guinea vordringt, deſto ſchwerer wird es dem Anthropologen, das Problem der papuaniſchen Race zu löſen, und d'Albertis glaubt, daß dies erſt geſchehen kann, wenn das Innere des Landes beſucht, die Sprachen ſtudirt und die Schädel der verſchiedenen Stämme verglichen ſind.

Trotz dem kurzen Aufenthalte der Expedition im Fly River beobachtete d'Albertis 48 Arten Vögel (ganz Guinea enthält etwa 60), einen Peripatus, an Inſecten eine Catonida und eine Lucanadea, beide wahrſcheinlich noch unbekannt, ſowie die wundervollſten Schmetterlinge; ferner 4 bis 5 Eidechſenarten, einen Froſch und einen Dendrophis. Er beſtreitet aber die bisher behauptete Anweſenheit von Büffel und Rhinaceros, welche frühere Reiſende aus der Exiſtenz großer Kothballen, die vielmehr vom Caſuar ſtammen, ſchließen zu dürfen glaubten. Unter den Bäumen machten ſich beſonders wilde Muscatnuß und Feigenbäume ſowie Aleurites, Canarium, Calamus australis bemerklich, dagegen kamen keine Eucalyptus vor, die doch in anderen Theilen Neu-Guineas ſehr verbreitet ſind.

d'Albertis will nun eine zweite, beſſer ausgeſtattete Expedition für die Erforſchung des Landesinnern ausrüſten und zwar den Fly-Fluß, ſoweit er ſchiffbar iſt, hinauffahren und dann durch das Innere über Land nach ſeiner frühern Station Yule-Island zurückkehren. Es hält aber ſehr ſchwer, einen geeigneten Dampfer zu finden; auch überſteigen ſolche Ausgaben die Mittel eines Privatmannes, weshalb man bereits in Sydney den Vorſchlag gemacht hat, dem verdienſtvollen Naturforſcher durch Subſcription zum Zwecke der Anſchaffung eines Dampfers ſeine Aufgabe zu erleichtern.

Eine Beſteigung des Popocatepetl.

Der Popocatepetl iſt in den jüngſten Tagen von dem Fürſten Starhemberg und dem Freiherrn von Thielmann *) glücklich beſtiegen worden. Die Reiſenden verließen Mexica am Montag, den 21. Februar, und erreichten Amecameca ohne andern Unfall als einigen Zeitverluſt, welchen der tiefe Sand der Straße verſchuldet hatte. Zwiſchen Miraflores und Tlalmanalco überraſchte ſie ein heftiger Platzregen mit Hagel, der die Luft angenehm abkühlte und die bereits recht matten Maulthiere ſo weit erfriſchte, daß das Nachtquartier noch vor völliger Dunkelheit erreicht werden konnte. In Amecameca fanden ſie im Hauſe des Herrn Juan Nariega nicht allein die gaſtfreundlichſte Aufnahme, ſondern auch ſachkundige Beihülfe behufs Verſorgung mit den vielen Erforderniſſen einer größern Bergpartie. Am nächſten Tage war das Wetter zwar in den Morgenſtunden klar, doch umzog ſich ſchon Vormittags der Himmel derartig, daß auf die ſchöne Ausſicht auf das Thal von Mexica, welche der Weg von Amecameca nach dem Sattel zwiſchen dem Popocatepetl und Iztaccihuatl bietet, verzichtet werden mußte. Nichtsdeſtoweniger war der Ritt durch den herrlichen Nadelholzwald, welcher den Fuß des Berges umſäumt, höchſt genußreich. Trotz der frühen Jahreszeit war das Unterholz voller blühender Büſche und Sträucher und die überaus liebliche Ausſicht auf das Thal von Amecameca entſchädigte für den Mangel eines weitern Blickes. Es kam hinzu, daß der Charakter des Nadelholzes an ſich den Deutſchen ſtets an ſeine heimathlichen Berge erinnert und denjenigen, der ſeit Monaten den Duft der Fichten und Tannen hat entbehren müſſen, weit kräftiger anregt, als irgend ein tropiſcher Wald aber ein Palmenhain dies thun kann. Nach dreiſtündigem Ritt wurde der Weg von Amecameca nach Puebla, dem die Reiſenden bisher gefolgt waren, verlaſſen, und ein enger Saumpfad führte in einer fernern Stunde durch Kiefernwald, bei welchem der Mangel des Unterholzes und der knorrigere

*) Derſelbe, deſſen intereſſantes Reiſewerk über den Kaukaſus und die aſiatiſche Türkei wir in Nr. 24 des vorigen Bandes S. 373 erwähnten.

Wuchs der Stämme ſchon die erreichte bedeutende Meereshöhe erkennen ließ, zum Rancho des Generals Sanchez Ochoa, in etwa 12,000 Fuß Meereshöhe unmittelbar am Fuße des Kegels des Popocatepetl gelegen. Das Gehöft beſteht lediglich aus einem Schuppen, in welchem der im Krater des Vulcans gewonnene Schwefel durch Schmelzen gereinigt wird, einem kleinern Schuppen zur Behauſung der Arbeiter (ſämmtlich Indianer) und einer in Verſchläge abgetheilten Baracke, welche dem Aufſeher, Juan Tellez, zur Wohnung dient. In einer Abtheilung dieſer nicht ſehr einladenden Wohnſtätte fanden die Reiſenden Platz zum Niederlegen, ſonſt aber, außer ſehr freundlicher Aufnahme Seitens des Aufſehers, nicht das Geringſte. Da das Gepäck mit den Vorräthen noch zurückgeblieben war, ſo blieb vor dem Eſſen (das auf anſtrengenden Bergpartien eine größere Rolle ſpielt als ſich mancher Städter träumen läßt) reichlich Zeit zu einem Ausflug auf eine benachbarte Anhöhe, welche einen maleriſchen Blick nach Oſten bot. Während nach Mexico zu der Himmel bezogen und die Ebene voller Dunſt war, herrſchte im Oſten der hellſte Sonnenſchein, und von einem Rahmen grüner Nadelhölzer eingefaßt zeigten ſich Puebla und Cholula ſo deutlich, daß das bloße Auge die Bäume auf dem Paſeo von Puebla, die Straße nach Amozoc und die kleine Capelle auf dem Teocalli von Cholula deutlich erkennen konnte; den ernſten Hintergrund bildeten die Malinche mit ihrem ſchroffen Gipfel und in weiter Ferne der Pic von Orizava, letzterer bei Sonnenuntergang im herrlichſten Roth erglühend.

Der Aufbruch wurde für den nächſten Morgen (Mittwoch, den 23. Februar) um 4 Uhr feſtgeſetzt, und nachdem die Reiſenden noch die praktiſche Erfahrung gemacht hatten, daß auf 12,000 Fuß Höhe weder Fleiſch noch Kartoffeln gar werden, ging man zeitig zur Ruhe. Es hielt allerdings etwas ſchwer, die Führer zur feſtgeſetzten Stunde in Marſchbereitſchaft zu bringen, allein um halb fünf konnte die Beſteigung beginnen. Die erſten 1600 Fuß abſoluter Höhe konnten zu Pferde auf einem Zickzackwege zurückgelegt werden; die feine vulcaniſche Aſche, mit welcher die Wände des Vulcans bedeckt ſind, macht den Thieren das Steigen allerdings recht ſauer, und als bei Sonnenaufgang das Ende des Reitweges bei einem auf Lavablöcken errichteten Kreuz erreicht war, waren ſie völlig erſchöpft. Das Wetter war nicht ungünſtig, die Luft war friſch, der Berg völlig wolkenfrei, ebenſo wie ſein Nachbar, der Iztaccihuatl, und der ferne Pic von Orizava; in den Thälern wogten allerdings dicke weiße Nebel. Als die Sonne ſtieg, war das Bild ein herrliches: der Dom des Popocatepetl glänzte im blendendſten Weiß und gleich Inſeln ſtiegen die beiden anderen hohen Gipfel aus dem leuchtenden Wolkenmeere empor, eine Erſcheinung, von der ſich Niemand einen Begriff machen kann, der Wolken nur von unten geſehen hat. Nun begann die eigentliche Erſteigung. Zunächſt war noch ein kurzes Aſchenfeld zu paſſiren und dann wurde die Schneewand betreten, welche in gleichförmig ſteiler Steigung (wenig unter 40 Grad) zum Gipfel führt. Der Zuſtand des Schnees war günſtig; nur wenige verglaſte Stellen ließen den Eispickel vermiſſen; ſonſt genügte ein feſtes Einſetzen des genagelten Bergſchuhs zum ſichern Tritt. Die beiden Führer und die begleitenden Indianer ſtiegen ſicher und ſchnell auf ihren mit Lappen umwundenen Sandalen, um ſo mehr, als der Schnee vom Wind leicht gefurcht war und kleine Vorſprünge das Aufſetzen des Fußes erleichterten. Wo dies nicht der Fall iſt, iſt der genagelte Bergſchuh bei Weitem vorzuziehen. Der Anſtieg bis zum Kraterrande war ziemlich eintönig und nahm, da beide Reiſende in den Alpen wohlbewandert waren, trotz mangelnder Vorübung in den letzten Monaten, nur drei Stunden in Anſpruch. Um 9 Uhr war der Kraterrand erreicht und ganz unvermittelt und ungeahnt erſchloß ſich der Blick in den ſchauerlichen Felſenkeſſel, deſſen gelbgraue Wände gegenüber bis zu 2000 Fuß ſenkrecht aus der Tiefe emporſtiegen. Der Anblick hat etwas überwältigend Schauerliches, das kein Bild und keine Beſchreibung wiedergeben kann. Der in der Tiefe aus den Solfataren aufſteigende Dampf, die eigenthümliche Miſchung von Schwefelgelb und Aſchgrau im Keſſel, der blendend weiße Schnee auf den Rändern der Wände und der tiefblaue Himmel darüber vereinigen ſich zu Lichteffecten, welche man geſehen haben muß, um ſie für möglich zu halten. Die Reiſenden verweilten hier zunächſt nur kurze Zeit, um alsbald zur Beſteigung des Gipfels zu ſchreiten. Die Führer weigerten ſich anfangs weiter zu gehen und ſchützten gefährliche Stellen und ſchlechte Beſchaffenheit des Schnees vor; ſie mußten aber nachgeben, da die Reiſenden andernfalls ohne ſie gegangen ſein würden. Die Sache geſtaltete ſich nicht ſo ſchlimm; längs des Kraterrandes anſteigend, abwechſelnd auf den Felsblöcken ſelbſt und auf den ſteilen Schneewänden längs derſelben klimmend, erreichte man in 1¼ Stunden die Spitze. Gefährliche Stellen kamen kaum vor, doch war Schwindelfreiheit und ein ganz ſicherer Tritt an manchen Orten erwünſcht. Der Gipfel ſelbſt beſteht aus einer ſanft gewölbten Schneefirſt, deren höchſte Stelle nur etwa 30 Fuß vom Rande der ſenkrecht abfallenden Kraterwand entfernt iſt. Die Schneewände ringsum ſind von dem zu Zeiten hier oben herrſchenden Sturmwind in ein Schollenmeer mit 5 Fuß tiefen Furchen zerwühlt worden, eine Erſcheinung, welche in den Alpen nirgends in gleicher Großartigkeit vorkommt und auch hier hauptſächlich der iſolirten und allen Lüften ausgeſetzten Lage des Gipfels zuzuſchreiben iſt. Zur Zeit war es jedoch, abgeſehen von einzelnen kurzen Windſtößen, völlig ſtill und (auf 17,884 Fuß Meereshöhe!) ſo ſonnig warm, daß die Reiſenden volle ¾ Stunden am Kraterrande ſitzen und das großartige Schauſpiel mit Muße bewundern konnten. Ueber dem Thal von Mexico ſchwebten freilich noch Wolken, aus denen nur der Pic von Toluca hervorragte, doch hatten ſich im Oſten die Nebel gebrochen und geſtatteten manchen ſchönen Blick in das Land um Puebla. Der Süden war gänzlich klar und bis in endloſe Ferne zogen ſich die Berge und Thäler der Tierra caliente. Der Pic von Orizava und der Iztaccihuatl ſchauten fortwährend klar und heiter auf die wogenden Nebel herab; zu Zeiten waren auch die Malinche und der Cofre de Perote völlig frei.

Zur angenehmen Ueberraſchung blieben die Reiſenden auf der Spitze von allen üblen Wirkungen, welche man der dünnen Luft zuzuſchreiben pflegt, völlig verſchont; weder Schwindel, noch Brechreiz, Athembeſchwerden, Flimmern der Augen oder Blutandrang nach dem Kopfe ſtellte ſich ein. Erſt beim Abſtieg, der um 11 Uhr begann, machten ſich vorübergehende Uebelkeit und dumpfer Kopfſchmerz bemerkbar. Am Kraterrande wurde ein Frühſtück eingenommen; das Hinabſteigen in die Tiefe des Kraters unterblieb jedoch wegen eintretenden Nebels und wegen der ſehr läſtigen Schwefeldämpfe; überdies hatte der Krater ſeine ganze Großartigkeit den Reiſenden bei ihrem Standpunkte unweit des Gipfels gezeigt, und mehr war nicht zu erwarten. Vom Kraterrande bis zur Grenze des Schnees führt eine ſogenannte Schurre, in welcher der im Krater gewonnene Schwefel hinabgefördert wird; in dieſer fuhren die Reiſenden, jeder hinter einem Führer auf einer Strohmatte ſitzend, mit Windeseile dem Thale zu; etwa 2500 Fuß ſenkrechter Höhe wurden in wenig über eine Viertelſtunde zurückgelegt. In einer fernern Stunde wurde der Rancho wieder erreicht.

Der nächſte Tag bot den Reiſenden, was ihnen der Gipfel verſagt hatte; auf dem Wege vom Rancho nach Amecameca

Digitized by Google

lag das That van Mexico im hellen Sonnenſchein zu ihren Füßen. Die Stadt ſelbſt iſt van hier durch den höchſten der zwiſchen den Seen von Chalco und Texcoco liegenden vulcaniſchen Berge verdeckt, doch waren Chapultepec und Guadalupe klar zu erkennen. Den Vordergrund bildete wieder das freundliche Thal von Amecameca mit ſeinem capellenreichen Sacro Monte, und Waldesduft und Blüthenpracht am Wege ließen die Strapazen des letzten Tages ſchnell vergeſſen. Am 25. Februar wurde noch der Sacro Monte mit ſeiner herrlichen Ausſicht auf die beiden gewaltigen Nachbarn, den Popocatepetl und den Iztaccihuatl, und mit ſeinen moosbehangenen hundertfüßigen Wachholderbäumen beſucht, und dann führte die Diligencia die Reiſenden zur Stadt zurück.

Die Chara-Tanguten und Olüt-Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Olüt-Mongolen ſind in ihrem Aeußern zwar den Chara-Tanguten ſehr ähnlich, aber der Ausdruck ihres Geſichtes iſt unbeſchreiblich dumm; ihr Auge iſt matt, geiſtlos, ihr Charakter abgeſtumpft, dahinbrütend und melancholiſch. Im Herzen des Olüten lebt kein Funken Energie, in ihm entſteht kein Wunſch. Eine viehiſche Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt, mit Ausſchluß deſſen, was den Magen betrifft, beherrſcht dieſen ganzen Volksſtamm. Folgendes wird uns einen Blick in das Geiſtesleben dieſes verkommenen Stammes gewähren.

Prſchewalski war der Ruf „eines großen Heiligen aus dem Abendlande“ nach Kuku-Nor vorausgegangen, der nach Laſſa ziehe, um mit dem Dalai-Lama, „dem großen Heiligen des Morgenlandes“, Bekanntſchaft zu machen. Veranlaſſung hierzu gab die Kühnheit des Reiſenden, der es wagte, in Begleitung von nur drei Männern Gegenden zu durchziehen, welche von Räubern wimmelten. Die Mongolen hatten geſehen, daß dieſe vier Männer mit niegeſehenen Waffen ſchoſſen, nie ihr Ziel verfehlten, ſelbſt wenn es ſich in großer Entfernung befand; daß ſie Vögel im Fluge trafen, Felle und Vögel präparirten, Pflanzen ſammelten u. ſ. w. Hierzu kam noch das Geheimnißvolle der Reiſenden, die Niemandem über den Zweck der Reiſe Auskunft gaben, und, trotzdem ſie, weit von jeder Hülfe, unter Fremden waren, ſich durch ihr Auftreten Achtung zu verſchaffen wußten. Als nun gar zu Prſchewalski verſchiedene Higenen, ja ſelbſt ein Abgeſandter aus Tibet kamen, da ſah die Bevölkerung hierin die vollſtändigſte Beſtätigung ihrer Meinung, daß er ein großer „Chubilgan“, ein Heiliger, ſei. Obgleich dieſe Annahme für Prſchewalski viel Vortheilhaftes hatte, ihm die Reiſe erleichterte und ihn in gewiſſer Hinſicht ſogar vor verſchiedenen Unannehmlichkeiten ſchützte, ſo hatte ſie doch auch viel Unbequemes an ſich. Von allen Seiten drängten ſich nämlich dieſe Mongolen (häufig aber auch Chara-Tanguten) an Prſchewalski heran, um ſeinen Segen zu erhalten, oder ihn um Vorherſagungen zu bitten; ja es kamen ſogar helle Haufen, um ihn oder ſeine Waffen anzubeten. Selbſt Fürſten des Volkes ſendeten ihre Söhne zu dem Reiſenden mit der Bitte, daß er ihnen ſeine Hände auflege und ſie ſegne fürs ganze Leben. Nach der Ankunft der Reiſenden in Dulan-Kit verſammelten ſich gegen zweihundert Menſchen, welche vor ihnen niederknieten und ſie anbeteten. Beſonders ſchwierig wurde es Prſchewalski, ſich derer zu erwehren, welche Prophetien von ihm verlangten. Es kamen nicht bloß ſolche zu ihm, welche die ferne Zukunft zu erfahren wünſchten, ſondern auch Leute, die ihn baten, ihnen über ein verloren gegangenes Stück Vieh Aufſchluß zu geben, oder ihnen zu ſagen, wo eine verlorene Pfeife liegt. Ein Fürſt der Chara-Tanguten bat Prſchewalski alles Ernſtes, die Unfruchtbarkeit ſeiner Frau zu heben und ihr die Möglichkeit zu verſchaffen, wenigſtens einige Kinder zu gebären. Als die mongoliſchen Fürſten ſahen, daß die Chara-Tanguten die vier Männer, welche durch einſame Gebirgsſchluchten zogen, nicht anzugreifen wagten, baten ſie Prſchewalski, daß er ſie gegen die letzteren in Schutz nehme und ihnen anbefehle, das den Olüt-Mongolen geraubte Vieh wiederzugeben.

Man nannte Prſchewalski nicht nur einen großen Heiligen, ſondern auch einen berühmten Arzt. Die Urſache hierzu war, daß er Pflanzen (für ein Herbarium) ſammelte und daß ihm einige Kuren glücklich gelungen waren. Er hatte nämlich einigen Fieberkranken mittelſt Chinin geholfen. Eine Folge hiervon war, daß ſich Prſchewalski's Ruhm durch die ganze Mongolei bis nach Kan-ſu, Kuku-Nor und Zaidam verbreitete. Es war beſonders in den beiden letztgenannten Gegenden, in denen ſich ſehr viele Kranke, vorzüglich Frauen, zu ihm herandrängten. Es iſt wirklich intereſſant zu hören, wie Prſchewalski dieſes erzählt, und deshalb will ich hier ſeine eigenen Worte anführen.

„Da ich durchaus nichts von Medicin verſtehe,“ ſagt der Oberſtlieutenant im ruſſiſchen Generalſtabe, „und nur über einen ſehr winzigen Vorrath von Arzneimitteln verfügte, auch wenig Zeit und Luſt hatte, mich mit den herbeikommenden Kranken abzugeben, habe ich gewöhnlich zum größten Charlatanmittel meine Zuflucht genommen, das je in der mediciniſchen Welt aufgetaucht iſt, zum Baumſcheitismus, welcher, wie bekannt, die Heilung aller Uebel durch eine Verletzung der Haut mit einem Bündel Nadeln, das an einer Springfeder befeſtigt iſt, und durch nachträgliches Einreiben dieſer Stelle mit einer beſondern Oelgattung, predigt. Es ſcheint, als ob ich eine Vorahnung davon gehabt hätte, daß mir ein ſolches Inſtrument nützlich ſein werde, und ich nahm es mit mir, als ich die Expedition antrat. Wenn aber der Dr. Baumſcheit, der Erfinder dieſes zauberhaften Heilmittels, noch lebt, ſo kann er ſtolz darauf ſein, daß ſeine Erfindung die Bewohner von Kuku-Nor in Entzücken verſetzt hat, ſo daß ſie die Springfeder mit Nadeln als eine heilige Sache betrachteten, die faſt aus Buddha's eigenen Händen ſtamme. In der Folge, und zwar ſchon während meiner Rückreiſe, ſchenkte ich dieſes Zauberinſtrument einem mongoliſchen Fürſten, der ſich ſogleich in ſeinem Gebrauche einzuüben begann, indem er damit ſeinen ganz geſunden Adjutanten Blut abzapfte.

Größtentheils ſind unter den Mongolen Geſchlechtskrankheiten, verſchiedene Hautausſchläge, Ueberladung des Magens, Verletzungen und Rheumatismus herrſchend. Der curioſen Erklärungen der Krankheitsurſachen iſt kein Ende.

So erklärte z. B. einer, welcher an einer geheimen Krankheit litt, infolge welcher ihm ſchon die Naſe abgefault war, daß ſich dort ein Wurm eingeniſtet habe, den man durchaus herausſchaffen müſſe; ein Weib, das ſich mit Dzamba (Mehl aus geröſteter Gerſte, mit Formtheebrühe in einen Teig verwandelt) den Magen überladen hatte, ſagte, daß ihr im Magen ein Zapfen wachſe; ein Augenkranker behauptete, daß ihn böſe Augen bezaubert haben u. ſ. w.

Die Kranken begnügten ſich jedoch theilweiſe nicht mit der Baumſcheit'ſchen Operation, ſondern baten immer, ihnen innerliche Medicin zu geben. In dieſem Falle verwendete ich Glauberſalz, Pfeffermünztropfen und Sodapulver; manchmal gab ich, um nur loszukommen, gegen den grauen Staar — Magneſia. Solche innerliche Gaben nahmen jedoch ein Ende, denn ſie erſchöpften unſere Vorräthe an mediciniſchen Mitteln; Baumſcheit allein diente mit Ruhm beinahe bis zur Beendigung der Expedition."

Man wird ſich einen Begriff vom Heldenmuthe der Chara-Tanguten bilden können, wenn man erfährt, daß Prſchewalski, als er nach Tibet ging, beim Fürſten von Zaidam einen überflüſſigen Sack mit Dzamba zurückließ. Dieſer nahm den Sack mit Freuden in ſein Gewahrſam und ſagte, daß er ſein ganzes Choſchunat vor den räuberiſchen Tanguten ſchützen werde. Als Prſchewalski nach drei Monaten zurückkehrte, erzählte ihm der Fürſt mit Freuden, daß ſich wirklich während der ganzen Zeit in ſeinem Choſchunate kein einziger Räuber gezeigt hätte aus Furcht, gerade den von ihm zurückgelaſſenen Sack zu ſtehlen. Der Fürſt ſchenkte Prſchewalski aus Dankbarkeit zwei Hammel.

In adminiſtrativer Beziehung erſtreckt ſich Kuku-Nor weit über das Seebecken hinaus, denn der Verwaltungsbezirk reicht im Norden bis an den obern Tetung-gal (nördlicher linker Nebenfluß des Hwang-ho, welcher oberhalb Lan-tſchau-fu, der Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Kan-ſu, mündet), im Süden bis Tibet, d. i. bis ins Gebiet der Quellen und des obern Laufes des Hwang-ha, und ſelbſt Zaidam, das ſich weit nach Nordweſt hinzieht, gehört zur Verwaltung von Kuku-Nor. Dieſer ganze Landſtrich iſt in 29 Choſchunate getheilt, von denen 5 am rechten Ufer des obern Hwang-ho liegen, 5 das Gebiet von Zaidam bilden, die übrigen 19 aber ſich im Thale des Sees Kuku-Nor und am obern Tetung-gal befinden. Mit Ausnahme der fünf am rechten Ufer des obern Hwang-ho belegenen Choſchunate, welche dem Amban von Si-ning-fu unterſtellt und, nach Angabe der Mongalen, größtentheils von Tanguten bewohnt ſind, ſind die anderen Choſchunate von Kuku-Nor der Verwaltung zweier Sſün-wans unterſtellt und zwar dem Sſün-chai-wan und dem Mur-wan. Jeder von ihnen verwaltet zwölf Choſchunate, und zwar der erſtere den größern weſtlichen, der zweite den kleinern öſtlichen Theil.

Ich glaube, daß ſich die Leſer aus Obigem ein klares Bild über die Culturſtufe, auf welcher Chara-Tanguten und Ollät-Mongalen ſtehen, ſowie über ihre Culturfähigkeit gemacht haben. Wir dürfen wohl ſagen, daß es Zeit ſei, die Volksſtämme der Wüſte Gobi ſo eingehend wie möglich zu ſtudiren, da, wie es mir ſcheint, eine genauere Kenntniß ihrer Sitten, Gebräuche, ihres Aberglaubens und ihres moraliſchen Werthes manchen Aufſchluß über die Barbewohner Europas geben kann. Einzelnheiten, wie ſie der gründliche und nüchterne Militär Prſchewalski bietet, können einem künftigen Reiſenden als Fingerzeige ſowohl für ſeine Ausrüſtung als auch für ſein Verfahren mit den in der Mongalei hauſenden Völkerſchaften dienen.

Türkiſche Charakterſkizzen.

Der Verfall der türkiſchen Zuſtände iſt zu bekannt, um einer Erörterung zu bedürfen; in den nachfolgenden Zeilen ſollen deshalb nur einige Streiflichter auf Einrichtungen und Eigenſchaften der Türken geworfen werden, welche ebenſowohl den Verfall verſchuldeten, als die Reform nur unter den eingreifendſten Umwandlungen möglich machen.

Bei der Beurtheilung der Fähigkeiten eines Volkes wird man nach der Erziehung fragen müſſen, welche daſſelbe in ſeinen verſchiedenen Lebensſtellungen erhält. Dieſe iſt unter den Türken bei Hoch und Niedrig gleich erbärmlich. Die Kinder der Reichen erhalten von Anfang an ſchädliche Eindrücke; ſie leben in den Harems unter Haremsfrauen und Sklaven, wo Faulheit, Laune und Genußſucht herrſchen; ihre Erziehung erhalten ſie von einem Hodſcha (Lehrer), der ſelbſt ein unwiſſender Halbprieſter iſt, und dieſer läßt ſie den Koran und andere Gebete auf Arabiſch, das ſie nicht verſtehen, auswendig lernen, ſowie die verſchiedenen Ceremonien einüben, welche bei den Türken üblich ſind. Nach erlangter Reife trennt man die Geſchlechter, die Mädchen lernen Nadelarbeiten und manchmal auch Clavierſpielen, während die Knaben in irgend eine Stellung im öffentlichen Leben treten. Die armen Kinder genießen genau dieſelbe Belehrung, aber in öffentlichen Schulen, welche ſich in jeder Moſchee befinden. Auch hier iſt der arabiſche Koran das A bis Z des Unterrichtes.

Es ſind jedoch viele Verſuche gemacht worden, um beſſern Unterricht einzuführen. So gründete der Vorgänger des jetzt abgeſetzten Sultans Abd-ul-Aziz nach dem Krimkriege Vorbereitungsſchulen und ſogar eine Univerſität, die für alle Volksſtämme und Religionen beſtimmt war. Chriſten und Türken ſchliefen und aßen zuſammen, die Lehrkräfte waren gut und die Unterrichtsſprache Franzöſiſch, obgleich auch die orientaliſchen Sprachen gelehrt wurden. Nach dem Tode des Sultans jedoch eignete ſich ſein Nachfolger das Vermögen der Anſtalt an; viele der franzöſiſchen Lehrer wurden entlaſſen, und das ganze Inſtitut kam ſo herunter, daß viele Türken ihre Söhne herausnahmen. Die Medicinerſchule, welche anfangs mit zehn Profeſſoren und einem Director, lauter Wienern, beſetzt war, beſitzt nun leider ein unwiſſendes türkiſches Lehrercollegium. Ungemein ſchädlich iſt auch die fortwährende Verpflanzung der Inſtitute von einem Orte zum andern, welche dieſe gar nicht zur Ruhe kommen läßt.

Dies ſind alſo die Bildungsanſtalten, aus denen Staatsmänner und Beamte hervorgehen ſollen! Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß eine etwa plötzlich auf die Türken übertragene europäiſche Erziehung für dieſe abſolut unverdaulich ſein dürfte. Der Türke kann abſolut nichts lernen, was abſtract und logiſch ſich aufbaut, wie z. B. die Mathematik; er kommt dabei nicht über den erſten Anfang hinaus. Er hat unter allen halbciviliſirten Völkern den ungeſchulteſten und ſchwerfälligſten Geiſt, der erſt nach einer

Heranbildung mehrerer Generationen ſchmiegſamer werden dürfte.

Es bleiben noch die chriſtlichen Schulen zu erwähnen übrig, welche zur Bekehrung der Moslems errichtet wurden, aber wenig oder gar keinen Erfolg haben, was das letztere betrifft. Die Türken ſenden ihre Kinder dorthin, welche neben den Elementarwiſſenſchaften auch das neue und das alte Teſtament durchſtudiren, aber doch den Koran als verbeſſerten Auszug beider anſehen und bei ihrem Glauben bleiben.

Bei der Beurtheilung der adminiſtrativen Fähigkeiten der Türken muß man im Auge behalten, daß dieſelben als rohes kriegeriſches Volk ein Land eroberten, deſſen Einwohner ihnen eigentlich in jeder andern Hinſicht überlegen waren. Die Glaubensunterſchiede haben eine Vermiſchung der Unterdrücker und Bedrückten, eine Ausgleichung und Verſöhnung unmöglich gemacht, weshalb die beiden heute noch in einem ähnlichen Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie vor Jahrhunderten. Die Türken befanden ſich wegen ihrer niedern Civiliſationsſtufe von Anfang an in einem Abhängigkeitsverhältniß zu ihren neuen Unterthanen, was geſchäftliche, adminiſtrative und organiſatoriſche Dinge anbelangt, und deshalb wäre eine Vermiſchung um ſo leichter geweſen, wenn nicht die Religionsverſchiedenheit eine Kluft zwiſchen den Völkern geweſen wäre, deren Tiefe man erſt bei Erwägung der erwähnten Verhältniſſe begreifen kann.

Die Türkei iſt wohl unter allen halb oder gar nicht civiliſirten Staaten der einzige, welcher keine eigentliche regierende Claſſe beſitzt, aus der die Staatsbeamten hervorgehen. Der alttürkiſche Adel, wenn man ihn ſo nennen darf, iſt längſt verſchwunden und die Erlangung hoher Stellen hängt von der kaiſerlichen Huld ab, zu welcher natürlich manche krumme Wege führen. Die Paſchas und Vezière ſind meiſt nur Parvenüs im vollen Sinne des Wortes, und ohne die gebildetere chriſtliche Bevölkerung, welche den gänzlich rohen Mohammedanern eine Art von Baſis verleiht, könnten die Machthaber ſelbſt nicht ſo ſchlecht, wie es heute geſchieht, regieren. In allen Regierungscentren hält der Muſelmann ſcheinbar das Scepter, allein die Unterbeamten, wie Secretäre, Schreiber, Buchführer, diplomatiſche und Conſularagenten ſowie einige Provinzgouverneure mit all ihren Secretären und Räthen, ſind chriſtliche Armenier, Griechen oder andere Europäer. Wenn ſich Mohammedaner in ſolchen Stellungen befinden, ſo haben ſie es ſtets ihrer etwaigen europäiſchen Ausbildung zu verdanken. Die Unfähigkeit der Türken wird von den wenigen hervorragenden Leuten unter ihnen ſelbſt eingeſehen, was der Ausſpruch des Großveziers Mahmud Paſcha beweiſt, der einem Geſandten gegenüber verſicherte „qu'il n'avait à faire qu'à des ânes“. Ob er aber die Grundurſache dieſer Uebelſtände einſieht, hat er nicht geſagt; ſie läßt ſich aber in wenige Worte faſſen. Die türkiſche Geſellſchaft iſt auf dem Backſchiſch begründet. Ohne Backſchiſch kein Amt, das in den Händen der Favoritinnen liegt und die es durchaus nicht verſchmähen, ein Geſchenk anzunehmen, wenn es nur werthvoll genug iſt. Man darf aber nicht glauben, daß etwa ein Backſchiſch genügt, denn es ſteht immer eine ganze Stufenleiter von Perſönlichkeiten noch vor der Favoritin, die ſämmtlich erkauft werden müſſen. Das verſchwenderiſche Leben des Orients bringt nun große Ausgaben mit ſich, die regelrechten Einnahmen ſind klein, und ſo entſteht das natürliche Bedürfniß, durch allerhand Intriguen die eben erſt erhobenen Würdenträger ſobald als möglich wieder zu ſtürzen, weil eine neue Ernennung auch wieder eine neue Auflage von Backſchiſchs mit ſich bringt. Selbſt der höchſte Staatsbeamte, der Großvezier, hat über die Verleihung wichtiger Poſten, z. B. das Commando von Armeen, nichts zu ſagen, ſondern die Anſtellungen erfolgen nach der Laune des Herrſchers, deren Quelle leicht nachzuweiſen iſt, und die Miniſter haben ſich dann eben zu fügen.

Bei keiner Anſtellung wird auf die nöthigen Eigenſchaften der Perſönlichkeit geſehen und die geringen Fachkenntniſſe der Türken haben dazu geführt, daß man dieſe gar nicht berückſichtigt und ebenſowohl einen Seemann plötzlich zum Kriegsminiſter, als einen Ceremonienmeiſter zum Miniſter des öffentlichen Unterrichts macht.

Jeder Regierungszweig iſt mit viermal ſo vielen Beamten belaſtet, als nothwendig wären, um die Geſchäfte zu erledigen; die Gehalte ſind gering, die Beamten meiſt nichts werth, und gezwungen, ſich auf alle mögliche Weiſe einen Lebensunterhalt zu ſchaffen; ſie ſind alſo auf die Unehrlichkeit angewieſen.

Dieſe Zuſtände werden durch die Geldverlegenheiten der Türkei noch ungemein verſchlimmert, und wenn man bisher die niederen Beamten Monate und Jahre lang auf ihren Sold warten ließ, während die höheren Würdenträger ſchon für ſich ſelbſt ſorgten, ſo haben ſich die Geldverhältniſſe in der letzten Zeit derart verſchlechtert, daß auch dieſe zu leiden beginnen. Dies iſt eigentlich nicht mehr als billig und es wäre dieſem Umſtande keine beſondere Bedeutung zuzuſchreiben, wenn nicht das ganze türkiſche Beamtenſyſtem auf der lucrativen Stellung der höheren Beamten beruhte. Die niederen Angeſtellten leben nämlich jahrelang in den dürftigſten Umſtänden, und die Vorenthaltung ihres Soldes legt ihnen die größten Entbehrungen auf, was ſie alles mit unendlicher Geduld ertragen; ausſchließlich weil ſie hoffen, einmal eine höhere Stelle zu erreichen, wo ſie dann in Reichthum ſchwelgen und ſich die beſten Tage machen können. Verſchlechtert ſich nun die Stellung der höheren Beamten, wozu alle Ausſicht vorhanden iſt, ſo wird der Staatsdienſt alle Anziehung verlieren, und es iſt ſchwer zu ſagen, woher dann die Beamten kommen ſollen, denn an eine Verbeſſerung ihrer Lage iſt natürlich nicht zu denken. Der türkiſche Patriotismus und wahl kaum irgend ein anderer in der Welt iſt groß genug, um ſich einer Laufbahn zu widmen, die außer einer immerhin zweifelhaften Ehre nur Hunger und Gefahr bringt. Mit einer ſolchen Sachlage wäre wohl der Anſtoß zur vollſtändigen Auflöſung des Reiches gegeben.

Die auswärtigen Beamten der Pforte, welchen es unmöglich iſt, ſich auf irgend eine Weiſe zu bereichern, können natürlich Soldverweigerungen am allerwenigſten vertragen, um ſo mehr als ſie meiſt vermögenslos und vollſtändig von ihrer Regierung abhängig ſind; und doch ſind die Gehalte derſelben vor Kurzem ſiſtirt worden, was uns nur als ein weiteres Zeichen der Kopfloſigkeit der türkiſchen Wirthſchaft dient.

Einflußreiche Mitglieder des türkiſchen Staates ſind die Eunuchen, welche in jeder höhern Familie gewiſſermaßen die Rolle eines erſten Miniſters einnehmen. Die Eunuchen des Sultans, deren es über hundert giebt, haben etwa ein Dutzend ältere an der Spitze, aus denen der erſte gewählt wird. Dieſer hat einen monatlichen Gehalt von 600 türkiſche Pfund (etwa zu 18½ Mark) und ſteht im Range mit dem Großvezier auf derſelben Stufe. Da der Obereunuch die ſämmtlichen Geſchäfte des Harems zu verwalten hat, die Erziehung der Kinder überwacht, ja ſogar den künftigen Sultan erzieht, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß gar viele Intriguenfäden in ſeiner Hand zuſammenlaufen und daß er eine Macht ausübt, welche manchmal diejenige des Sultans überragt.

Die handeltreibenden Claſſen begründen ihre Exiſtenz häufig genug weniger auf den rechtlichen Erwerb, als auf

Digitized by Google

Betrug, Fälschung und Uebervortheilung aller Art. Dies gilt besonders von den Kaufleuten der größeren Städte, welche von den Fremden leben. Dabei sind sie aber schwerfälliger als die Griechen, Armenier und Juden, mit denen sie bei solchen Gelegenheiten jedoch fest zusammenhalten. Die Entwickelung des Handels ist in unzerbrechliche Fesseln gelegt. Ganz abgesehen von der Faulheit der Türken sind sie auch jeden Freitag in ihrer Moschee; die Juden machen am Samstag keine Geschäfte, die Christen feiern den Sonntag, außerdem giebt es viele Feiertage, welche von allen Secten gehalten werden, so daß die eigentliche Arbeitszeit sehr kurz und unterbrochen ist.

Diese Verhältnisse machen sich auch in ihrer Wirkung auf alle Handwerksarbeiten geltend. Es ist nirgends schwerer, eine Arbeit ausführen zu lassen, nirgends braucht man so unendlich viel Zeit dazu und muß sich mit so geringen Leistungen begnügen. Geschicklichkeit im Handwerk geht den Türken vollständig ab; alles, was sie liefern, ist schlecht und nachlässig gemacht, da sie sich vor jeder Anstrengung scheuen, was sich auch darin äußert, daß sie keine harte Arbeit verrichten mögen und solche den slavischen Bewohnern des Landes überlassen.

Kein Maß von Ehrgeiz oder Habgier kann aus einem Türken einen tüchtigen Kaufmann machen; so giebt es z. B. keinen einzigen mohammedanischen Banquier oder Geldwechsler in Konstantinopel.

Kein anderer Staat wird von den Vertretern der auswärtigen Mächte ebenso geplagt, wie der türkische. Nicht weniger als fünf Gesandtschaften, zwölf Legationen und die Repräsentanten der Vasallenstaaten machen den türkischen Oberbeamten das Leben sauer. Die Diplomaten überbieten sich an Vorstellungen, Reclamationen, Forderungen und Drohungen, die aber auch nöthig sind und wozu der Stoff niemals ausgeht. Der Sultan hört wohl die Rathschläge der Gesandten an, wenn es ihm nicht gelingt, diesen durch Vorschiebung seiner Minister auszuweichen. Wenn er arg gedrängt wird, erläßt er auch vielleicht einen Ferman, der die allerbesten Reformen (auf dem Papiere) anordnet, an deren Ausführung aber weder er noch seine Beamten denken, selbst wenn sie es könnten; denn zu Reformen gehört meistens Geld und das wird auf „bessere Zwecke" verwendet. Die Pforte denkt nie daran, gegebene Versprechen zu halten, wenn es ihr im geringsten unbequem ist.

Die größte Anzahl der Uebelstände in der Türkei dürfen wir dem Verhältnisse zwischen Christen und Türken zuschreiben. Ein Staat, in welchem die Hälfte der Bevölkerung mit aller Kraft fortdauernd unterdrückt wird, kann nicht gedeihen. In allen Lebensstellungen ist der Christ verachtet, wenn er auch geduldet wird, und im Rathe mit den Moslems sitzend benimmt er sich, als ob er kaum berechtigt wäre, dieselbe Luft mit ihnen zu athmen und wagt es kaum eine Meinung zu äußern. Man darf nicht etwa glauben, daß die Türken den christlichen Bekehrungsversuchen entgegentreten; dazu ist ihre Verachtung dieses Glaubens viel zu groß, sie finden es unter ihrer Würde dieselben auch nur zu bemerken, und dies ist ein sprechender Beweis, welche Schwierigkeiten die Civilisation in der Türkei noch zu besiegen haben wird.

Die Christen werden der Ehre der Waffen nicht für würdig befunden! Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß gerade die Armee den besten Boden bieten würde, um eine Ausgleichung der sich schroff gegenüberstehenden Gegensätze anzubahnen. Eine Reform auf diesem Gebiete darf nicht ausbleiben, wenn wirklich gründlich mit der alten Wirthschaft aufgeräumt werden soll.

Wann wird dies aber geschehen? Wird ein türkischer Reformator auftauchen, oder sind die Tage des „kranken Mannes" in Europa gezählt? Das sind die Fragen, welche gegenwärtig ganz Europa in Bewegung versetzen und deren Erledigung nicht mehr lange ausbleiben kann. Kl.

Aus allen Erdtheilen.

Der Pundit Natu Sing.

Die Namen jener indischen Eingeborenen, welche Oberst Montgomery seit länger als einem Jahrzehnt in die Grenzländer Ostindiens und besonders nach Tibet behufs geographischer Aufnahmen entsendet, bleiben aus naheliegenden Gründen, namentlich mit Rücksicht auf die orgwöhnischen chinesischen Behörden, geheim und werden durch Pseudonyme ersetzt, wie „Pundit, Havildar, Mirza, Asiatic" oder gar „Nr. 9". (Vergl. E. Schlagintweit, Englische Forschungsreisen in Centralasien, „Globus" Bd. XXV, S. 365 u. 376.) Der erfolgreichste unter dieser Schaar muthiger Männer, der als „Pundit" bekannt war, hat sich kürzlich von diesem beschwerlichen Dienste zurückgezogen und zugleich ist sein Name bekannt gegeben worden, damit er wohlverdientermaßen in der Geschichte der Geographie fortlebe als der Pundit Nain Sing. Es ist derselbe, der schon in den funfziger Jahren von den Brüdern Schlagintweit verwendet wurde und 1865 bis 1867 jene epochemachende Reise zu den Quellen des Brahmaputra und längs desselben bis über Lhassa hinaus ausführte. Seine letzte Unternehmung ist auch die bedeutendste: van 1873 bis 1875 hat er vom Pangong-See in Kaschmir aus Tibet der Länge nach bis zum Tengri-Nor (s. dessen Entdeckung „Globus" XXVII, S. 250) durchkreuzt und seinen Reiseweg auf einer Länge von 1200 englischen Meilen durch 276 Breiten- und 497 Höhenbestimmungen niedergelegt. Ueber das Detail dieser höchst wichtigen Unternehmung ist noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen; aber die Karte ist in der Juninummer des „Geographical Magazine" durch E. G. Ravenstein veröffentlicht worden. Es ergiebt sich daraus, daß sein Weg etwa zwei Breitengrade nördlich vom Laufe des Brahmaputra über ein 13,000 bis 16,000 Fuß hohes, von abflußlosen Seebecken erfülltes Plateau sich hinzieht. An den Tengri-Nor gelangt, entdeckte er einen Ausfluß desselben nach Norden hin, der auf der Karte des Halbtibetoners vom Jahre 1872 nicht existirt, erreichte auf anderm Wege als jener Lhassa, überschritt den Brahmaputra in 91° 40′ östl. L. Greenwich, ging von dort aus gerade südlich und stieg dann 15,000 Fuß hinab in die Ebene von Assam. Wir hoffen, unseren Lesern über diese bedeutende Reise bald ausführlicher berichten zu können.

Die Verbreitung der Angorazlegen.

Der starke Bedarf nach Mohair, welches sich in der Fabrikation von tuchartigen Stoffen, namentlich für Damenkleider, immer mehr einbürgert, hält dasselbe so hoch im Preise, daß z. B. in Port Elisabeth, am Cap der Guten Hoffnung,

Digitized by Google

gegenwärtig für das Pfund 1 Sch. 9 P. bis 2 Sch. 6 P. bezahlt werden, während die dort producirte feinſte Schafwolle nur 1 Sch. 5 P. bis 1 Sch. 10 P. koſtet. (Von Port Eliſabeth wurden in den erſten drei Monaten des laufenden Jahres 84,142 Pfund im Geſammtwerthe von 8194 Pf. St. ausgeführt.) Es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß mit der Angoraziege, welche dieſe werthvolle Wolle liefert, Acclimatiſationsverſuche gemacht werden. In Auſtralien ſind dieſelben bereits eingeführt und als Hausthiere für den kleinern Landwirth oder die Goldgräber, welche ſehr oft auch etwas Landwirthſchaft treiben, ſehr rentabel. Zumal die Bewohner der ſubalpinen Gegenden Auſtraliens züchten dieſe Thiere und kreuzen ſie mit gewöhnlichen weißen Ziegen, wodurch ſie in wenigen Jahren beinahe reinblütige Angoras erhalten. Für die Wolle ſolcher Thiere wird in London bis zu 3 Sch. pro Pfund bezahlt. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß ſie durchaus nicht weniger genügſam ſind, als die Hausziegen und überall fortkommen, wo es gelingt, die letzteren zu halten.

Die Angoraziegen haben langes, ſchwach gelocktes weißes und weiches Haar. Die koſtbarſte Ziegenwolle liefern nun allerdings nicht die Angoras, ſondern die Kaſchmirziegen; ſie haben ein rauhes aber dünnes Oberhaar und die Wolle in Geſtalt eines feinen, ſeidenweichen Unterhaares. Dieſe Erſcheinung erinnert uns an die Thatſache, daß auch die dichtwolligſten haarloſen Merinoſchafe in einem heißern Klima bald Ueberhaare bekommen und die Wolle im Verhältniß dafür kürzer, feiner und weniger dicht wird, die Hautbedeckung ſich alſo dem Klima anpaßt, was ſich auch bei der Verſetzung ſolcher behaarter Schafe in ein kälteres Klima darin äußert, daß dieſe Haare alsbald wieder verſchwinden und einem dichtern Wollſtande Platz machen. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß die Kaſchmirziegen das Himalayagebirge und ähnlich hohe Gebiete bewohnen, ſo können wir uns auch erklären, warum dieſelben das weiche Unterhaar beſitzen; nämlich um den rauhen Winden und großen Temperaturſchwankungen dieſer Gegenden erfolgreich widerſtehen zu können; ebenſo ſicher können wir aber auch vorherſagen, daß ſie nur unter ganz ähnlichen Verhältniſſen ihr Unterhaar behalten werden.

Es iſt deshalb begreiflich, daß die Einführung der Kaſchmirziegen aus den angegebenen Gründen eine ſehr riskante Sache wäre, und dies ſah auch ein Californier, Mr. Harris, ein, der ſich zu dieſem Zwecke nach dem Himalayagebirge begeben hatte. Er hörte dort jedoch, daß Angoras in warmen Klimaten mit Vortheil auf den Gebirgen gezüchtet werden könnten, und entſchloß ſich deshalb, nach Angora zu reiſen. Er konnte aber wegen der inneren Unruhen, welche in dieſen Gegenden herrſchen, nicht zu Lande vorwärts dringen, ſondern mußte über Calcutta, Ceylon, das Rothe Meer, durch den Suezcanal nach Port Said, von wo er das Taurusgebirge in 21 Tagen unter vielen Mühſalen überſchritt. In Angora kaufte er zwei Böcke und zehn weibliche Ziegenjährlinge, die er in Kiſten auf Maulthiere packte. Von Konſtantinopel reiſte er über Liverpool nach Baltimore, das er vor Kurzem glücklich erreichte, ohne auch nur ein Junges zu verlieren, von denen mehrere auf der Reiſe geboren wurden. Jede Ziege kommt ihm auf 525 Dollars Gold zu ſtehen und dieſelben werden nun auf ſeine Weiden bei Hollifter in Benito County verbracht, wo er bereits 1700 Hausziegen beſitzt.

Die Angoras ſind zwar kleiner als die gewöhnlichen Ziegen, allein durch vernünftige Zuchtwahl iſt ohne Zweifel ein Kreuzungsproduct zu erzielen, das, weil größer, mehr Mohair liefert, ohne daß die Qualität darunter leidet. Zur weiteren Verbreitung der Angoraziegen iſt hierdurch ein wichtiger Schritt geſchehen, und es iſt leicht möglich, daß ſie in den Gebirgen die Schafe nach und nach verdrängen werden. H. L. v. Klenze.

— Wie der „Standard“ meldet, hat die deutſche Regierung der engliſchen den Vorſchlag gemacht, daß die in den chineſiſchen Gewäſſern und an der Küſte von Korea zu machenden Aufnahmen von den engliſchen und den deutſchen Schiffen, die ſchon Befehl haben, in der chineſiſchen Piratenfrage übereinſtimmend zu handeln, gemeinſchaftlich vorgenommen werden ſollen. Dieſe Nachricht wird ſowohl in wiſſenſchaftlichen wie ſeemänniſchen Kreiſen freudig begrüßt werden, da einerſeits große Theile der chineſiſchen und koreaniſchen Küſten noch nie vermeſſen worden ſind, beziehentlich die vorhandenen Karten einer Verbeſſerung und Controle dringend bedürfen, andererſeits gerade die in jenen Meeren ſtark vertretene deutſche Handelsmarine den Mangel ausreichender Orientirungsmittel an jenen von Untiefen, Klippen, Felsinſeln, Riffen und Sandbänken ſtarrenden Geſtaden von Tag zu Tag mehr empfindet. Noch vor Kurzem wandten ſich engliſche Kaufleute der chineſiſchen Hafenſtädte an ihre Regierung mit der Bitte, daß dieſelbe genauere und umfaſſendere Aufnahmen veranſtalten möchte, da ihre Verluſte durch Scheitern von Schiffen längs der chineſiſchen Küſte mehr und mehr zunähmen.

— Nicht genug damit, daß die beiden franzöſiſchen Afrikareiſenden Marche und Marquis de Compiègne den Oſyeba am Ogowe einige Leute im Kampfe tödteten (ſ. „Globus“ XXVI, S. 379) und dadurch dieſelben zu erbitterten Feinden jedes Weißen und zu Gegnern jedes Verſuches, jenen Strom zu erforſchen, machten — nein, auch die näher der Mündung zu ſeßhaften Bakelle mußte Marche durch eine blutige That gegen ſich aufbeingen, als er mit dem Marineoffizier Savorgnan de Brazza von Nenem zur Erforſchung des Ogowe ſich aufmachte! Am 10. Januar d. J. verließ er mit Bakelle-Ruderern Samkita (10° 50′ öſtl. L. Gr.), um ſtromaufwärts zu fahren; bald bemerkte er, wie einer derſelben von ſeinen Waaren ſtahl, legte an und ſchoß ihn nieder. Vor ſofortiger Ahndung bewahrte den Reiſenden nur der Umſtand, daß ſein Opfer ein Sklave war; aber die böſen Folgen ſind nicht ausgeblieben. Denn von den neun Booten der Expedition ſind unterwegs nicht weniger als ſechs umgeſchlagen, ſo daß ihr ganzer Inhalt verloren gegangen iſt — und da ein ſolcher Unfall dort ganz ungewöhnlich iſt, ſo muß man annehmen, daß er von den Ruderern abſichtlich herbeigeführt wurde, um den Tod ihres Cameraden zu rächen.

Auch von Dr. Lenz, der im Okanda-Lande (am Ogowe in circa 11¾° öſtl. L. Gr.) weilt, lauten die letzten Nacheichten trübe: er ſoll von allen Waaren und ſonſt nöthigen Dingen entblößt und nicht im Stande ſein, vorläufig weiter in das unbekannte Innere vorzudringen. (Vgl. übrigens Bd. XXIX, S. 142, Spalte 1, Zeile 16 von unten.)

— Aus Nanking wird ein wichtiger Schritt der chineſiſchen Regierung berichtet. Dieſe Stadt iſt der erſte Ort im chineſiſchen Reiche, wo öffentliche Kundmachungen der Regierung an der Außenſeite der kaiſerlichen Aemter angeſchlagen worden ſind, welche erklären, daß die Fremden das Recht haben, im Innern des Landes zu reiſen, und in welchen dem Volke befohlen wird, ihnen mit Höflichkeit zu begegnen

---

Vom Büchertiſche.

A. L. Hickmann's Graſiſche Statiſtik von Böhmen. Reichenberg, Selbſtverlag. Lieferung I. Karte über die Bevölkerungsdichte (die relative Bevölkerung) — Sprachenkarte nebſt der Eintheilung des Landes nach Landtags-Wahlbezirken.

R. A. Phyſikaliſche Karten ſind recht eigentlich ein Werk der Deutſchen. Der erſte, welcher (1665) ein phyſikaliſches Gemälde auf kartographiſcher Grundlage ſchuf, war der verdiente Jeſuit Athanaſius Kircher, derſelbe, welcher auch

zuerſt (gleichzeitig mit Leibnitz) die Ausbrüche der Vulcane als Zeugniſſe für eine innere Gluth unſeres Planeten anſah. Ein Deutſcher, Heinrich Berghaus, der jetzt hochbetagt und verſchollen in einem Dorfe der Mark Brandenburg lebt, war es, deſſen Sammlerfleiß den erſten phyſikaliſchen Atlas zuſammenbrachte (1837 bis 1848), ein bahnbrechendes, heute noch nicht erſetztes, wenn auch veraltetes Werk, auf deſſen Schultern alle ſpäteren Unternehmungen ähnlicher Art im In- wie im Auslande ſtehen; denn z. B. der berühmteſte phyſikaliſche Atlas der Engländer, jener von Keith Johnſton, iſt nur eine Nachahmung des Berghaus'ſchen, und zwei Deutſche, Auguſt Petermann und Heinrich Lange, zeichneten dafür in Edinburg die Karten.

Auf Berghaus' Schultern ſteht auch das verdienſtvolle Unternehmen Prof. Hickmann's in Reichenberg, der ſchon ſo manchen tüchtigen Beitrag zur Kunde Böhmens lieferte. Seine auf ſechs Lieferungen zu je zwei Karten angelegte „Graſiſche Statiſtik“ von Böhmen — wie nicht ganz präcis der Titel lautet — wird außer den beiden hier zu beſprechenden Karten noch den landtäflichen Großgrundbeſitz, den geologiſchen Bau Böhmens, ſeine Höhenſchichten, Forſt- und Bodencultur, das Vorkommen der Kohlen, die Textilinduſtrie, die confeſſionellen und Unterrichtsverhältniſſe, die Witterungsverhältniſſe, den Verkehr und die wichtigſten hiſtoriſchen Daten zur Anſchauung bringen — Karten, die alle im reichſten Maße zu einer Betrachtung Stoff liefern und beſſer oft als dicke Bücher auf einen Blick die bezüglichen Verhältniſſe überſchauen laſſen. Das vollendete Werk wird nach dieſem Proſpectus alſo rein phyſikaliſche, ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Karten vereinigen.

Die erſte Karte zeigt uns die Bevölkerungsdichtigkeit Böhmens. In neun Farbenabſtufungen, welche den Sätzen von 3000, 3000 bis 4000, 4000 bis 5000, 5000 bis 6000, 6000 bis 7000, 7000 bis 8000, 8000 bis 10,000, 10,000 bis 15,000, 15,000 bis 20,000 Seelen auf die Quadratmeile entſprechen, führt ſie uns ein Bild des am dichteſten bevölkerten Kronlandes der Monarchie vor. Man erkennt auf den erſten Blick, wie hier der Schwerpunkt in dem induſtriellen, zumeiſt deutſchen Nordoſten des Landes liegt, während der Südweſten dagegen, zumal im Böhmerwald und den ſich davor lagernden Diſtricten, die am dünnſten bevölkerten Partien aufweiſt. Erſcheint innerhalb ſolcher ſpärlich bewohnter Gegenden plötzlich inſelartig die dunklere, ſtarke Bevölkerung anzeigende Farbe wieder, ſo läßt ſich unſchwer ein phyſikaliſcher Grund dafür nachweiſen, wie z. B. das Pilſener Steinkohlenbecken verdichtend auf die Bewohner wirkt, in Folge der Induſtrie, die ſich hier anſiedelte.

Im äußerſten Nordweſten fällt der induſtrielle Aſcher Bezirk durch ſtarke Bevölkerung auf (10,000 bis 15,000 Seelen auf die Quadratmeile). Wie er als Zunge ſich ablöſt von Böhmen und auch durch ſeine zahlreiche proteſtantiſche Bevölkerung von dem Hauptlande ſich unterſcheidet, ſo deutet auch dieſe hohe Dichtigkeit mehr nach dem benachbarten Sachſen als nach dem Egerlande hin. — Trotz der neun Farbenabſtufungen, welche zum Theil durch Miſchfarben erzielt wurden, iſt das Bild dieſer Karte ein durchaus klares und deutliches. Es würde aber noch entſchieden gewonnen haben, wenn der Verfaſſer bei der Einzeichnung der Bevölkerungsdichtigkeit ſich nicht ängſtlich an die politiſchen Grenzen der Bezirke gehalten, ſondern ſeine Abſtufungen durch ein Syſtem von Curven verbunden hätte, wie dieſes z. B. Behm und Wagner bei ihrer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit von Deutſchland thaten.

Die zweite Karte zeigt uns die Verbreitung der beiden Sprachen Böhmens. An Karten, welche die Nationalitätsſcheiden in Böhmen darſtellen, iſt kein Mangel; Joſeph Jireček gab bereits 1850 eine ſolche im Maßſtabe von 1 : 360,000 unter Mitwirkung der Matice česká heraus, und manche andere iſt ſeitdem gefolgt, abgeſehen von Czoernig's und Ficker's ethnographiſchen Karten, auf denen Böhmen als Theil der Monarchie erſcheint. Hickmann's Karte hat einen ähnlichen Maßſtab wie jene Jireček's, nämlich 1 : 600,000, ein Maßſtab, der allerdings die Eintragung von mehr Details gerade an der Sprachgrenze geſtattet hätte. Den allgemeinen Anſprüchen genügt dieſe Karte jedenfalls, für den Specialforſcher iſt ſie, wir möchten ſagen, zu abgerundet. Gerade wo es ſich um die bei gegenſeitiger Empfindlichkeit der Nationalitäten ſo heikle Sache einer Abgrenzung beider handelt, muß mit der größten Genauigkeit vorgegangen werden. Hickmann giebt den Tſchechen die rothe, den Deutſchen die gelbe Farbe; aus beiden wäre leicht eine Miſchfarbe zu erzielen geweſen, mit welcher er die gemiſchten Gebiete, die ſich längs der Sprachgrenze hinziehen, hätte bezeichnen können. Die ſo eingehend und mit großem Fleiße gearbeiteten, für den Ethnographen höchſt werthvollen Aufſätze von A. Prochaska, welche die „Mittheilungen des Vereins für die Geſchichte der Deutſchen in Böhmen“ kürzlich publicirten, konnten Hickmann noch nicht bekannt ſein, als er ſeine Sprachenkarte zeichnete. So treffen wir auf kleine, das Ganze übrigens keineswegs beeinträchtigende Abweichungen. Payreſchau gehört nach A. Prochaska, desgleichen nach A. Ficker (Die Völkerſtämme der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie. Wien 1869, S. 45) nach zu der deutſchen Sprachinſel bei Budweis; Hickmann bezeichnet es als tſchechiſch. Kleinere deutſche Sprachinſeln, wie jene bei Neu-Peka und auf der ehemaligen Cameralherrſchaft Pardubitz, verzeichnet Hickmann nicht, ſo daß ihm die Tſchechen bezüglich dieſer Karte durchaus keine Parteilichkeit vorwerfen dürften.

So oft wir eine Sprachkarte Böhmens überſchauen, bemerken wir mit Bedauern die ungünſtige Poſition und Zerſplitterung, in welcher unſere Stammesgenoſſen ſich dort befinden. Mit Ausnahme des compacten deutſchen Sprachgebietes im Norden und Nordweſten ſehen wir kleine, an den Rand gedrängte und ſetzenartig abgeriſſene Inſeln und Zungen, ſtrategiſch in einer ſehr ungünſtigen Lage und dem Einfalle der aggreſſiv vorgehenden Tſchechen ausgeſetzt. Während da, wo das deutſche Reich ſchützend und ermuthigend über ſeine Angehörigen an der Sprachgrenze wacht, nirgends ein Rückſchritt der deutſchen Nationalität erkennbar iſt und in Lothringen die Revindication begonnen hat, während in der Schweiz, bei vollſter Gleichberechtigung der drei dieſelbe conſtituirenden Nationalitäten, die deutſche Zunge der romaniſchen langſam aber ſtätig Dorf auf Dorf oberobert, während die Wenden der Lauſitz von den Deutſchen ſchneller und ſchneller abſorbirt werden — ſehen wir in der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie eher das Umgekehrte. Die Schädigung der deutſchen Nationalität in Südtyrol, in Ungarn und Siebenbürgen, in Böhmen iſt nicht unbedeutend. So ſchmerzlich uns dies auch ſein mag, ſo iſt doch der Fehler bei uns ſelbſt zu ſuchen; auch im Völkerleben ſiegt beim Kampf ums Daſein der Stärkere, und ſind dürre Aeſte vorhanden, ſo ſchadet es nichts, wenn der Wind ſie abſtößt.

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Fly-River-Expedition. (Mit einer Kartenſkizze und einer Abbildung.) — Eine Beſteigung des Popocatepetl. — Die Chora-Tanguten und Oſüt-Mongolen. Von Albin Kohn. II. (Schluß.) — Türkiſche Charakterſkizzen. — Aus allen Erdtheilen: Der Pundit Nain Sing. — Die Verbreitung der Angoraziegen. — Verſchiedenes. — Vom Büchertiſche. — (Schluß der Redaction 24. Juni 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 3.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Ein Ausflug nach Canada.

III.*)

Eine Stadt, die wie Montreal so zuversichtlich auf ihre künftige Größe vertraut, bedurfte eines würdigen Ortes zur Erholung und zum Spazierengehen. Ein solcher war leicht gefunden, und er kann sich dreist dem Schönsten, was die großen Städte Europas und Amerikas in dieser Beziehung aufzuweisen haben, an die Seite stellen: es ist der Mont-Royal, der sich über der Stadt erhebt und dessen Namen zu dem ihrigen verstümmelt wurde. Die prächtige Straße, welche um ihn herumläuft, ist das beliebteste Stelldichein der Wagen und Reiter im Sommer, der Schlitten und Schneeschuhläufer im Winter. Der ganze Berg ist jetzt in einen einzigen großen englischen Park umgewandelt, in welchem sich hier und da Landhäuser der reichen Bewohner Montreals erheben, und von seinem Gipfel genießt man die herrlichste Aussicht auf die Stadt „mit den silbernen Dächern", den St. Lorenz-Strom, seine Inseln und die Gefilde an seinen Ufern. Ein zweiter Ort, wohin die Städter gern ihre Ausflüge richten, ist die Insel Sainte Hélène, welche dem östlichen Ende der Stadt gegenüberliegt und gleichfalls parkartig geschmückt ist. Ihre Nordostspitze ist befestigt und trägt die Casernen, welche einst die englischen Truppen, heutigen Tages aber nur noch eine kleine Abtheilung Freiwilliger beherbergen. Schließlich vermitteln zahlreiche Fährboote einen ununterbrochenen Verkehr mit den niedlichen Dörfern des gegenüberliegenden Ufers, mit Saint Lambert, Longueuil, Laprairie u. s. w.

Bei der gemischten Zusammensetzung seiner Bevölkerung zeigt Montreal in seinen verschiedenen Quartieren auch sehr verschiedene Physiognomien. Während im Osten die unbemittelteren Schichten der französischen Canadier wohnen, erheben sich im Norden nach dem Berge hin die reizenden, in dichtes Grün gebetteten Villen der englischen und französischen Kaufleute, weit entfernt von der staubigen Atmosphäre ihrer Geschäftslocale. Der westliche Theil der Stadt, auch das Viertel Saint Antoine, wo noch viele Franco-Canadier sitzen, ist vorwiegend englisch, während im alleräußersten Westen, dort wo der Lachine-Canal in den St. Lorenz mündet, das Viertel Sainte Anne 10,000 von den 19,000 Irländern der Stadt beherbergt. Wie überall, hat der arme „Paddy" auch hier das schlechteste Loos gezogen: sein Quartier ist das elendeste, schlechtest gehaltene und so niedrig gelegen, daß es fast jährlich durch den Eisgang unter Wasser gesetzt wird. Nirgends ist der Irländer ein guter Nachbar, nirgends wird er gern gesehen; und was Wunder, daß ihn in Neu-England der Yankee, im fernen Westen der Deutsche, in den Südstaaten der Neger, in Canada der

*) Zu der Schilderung Quebecs auf S. 3 ff. dieses Bandes ist soeben ein trauriges Nachwort nöthig geworden: Am 18. Juni, nicht volle drei Wochen nach dem großen Brande in der Vorstadt St. Louis, hat ein noch schrecklicheres Feuer fast das ganze Geschäftsviertel der Stadt in Asche gelegt. Beide Seiten der Straße Richelieu und die östliche der Straße Champlain wurden zerstört, im Ganzen an 200 Magazine und Wohnhäuser, darunter sieben Hotels, neun Kirchen, das Zollhaus, das Gerichtshaus, zwei Banken, die Docks, die Brücke und verschiedene Schiffe. Abgesehen von mehreren Menschenleben, die verloren gingen, soll der Schaden 1½ Mill. Dollars betragen.

Schlittenfahrer und Schneeschuhläufer auf dem Mont-Royal. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Franzoſe, überall aber der Schotte und der Engländer verſpottet und verhöhnt? Kann er doch nicht einmal mit ſeines Gleichen in Frieden leben! Orange und Grün, die beiden Parteien, welche ſich in Irland ſelbſt ſtets in den Haaren liegen, fechten ihren Kampf überall da aus, wo ſich nur ein paar Iren treffen. Dazu iſt Ein's Sohn leichtſinnig, unbeſtändig, aufſchneideriſch, unzuverläſſig in ſeiner Freundſchaft, heftig und brutal in ſeinen Antipathien, und in Politik und Religion bewegt er ſich nur in Extremen, ob er nun übermäßig loyal oder unverbeſſerlicher Fenier, ultramontaner Katholik oder fanatiſcher Orangiſt iſt. Was ihn aber ſeinen Mitbürgern anderer Zunge am meiſten verhaßt macht, iſt ſeine ungezügelte Gier nach Herrſchaft und Aemtern, der er ſich mit dem Betreten der neuen Welt hingiebt. Das ſo gewinnbringende und ſo verrufene, dabei recht eigentlich amerikaniſche Geſchäft des gewerbsmäßigen Politikers zieht ſeinen pfiffigen, ſchmiegſamen, queckſilbernen Geiſt beſonders an; in dem ganzen Gewerbe giebt es kein Geheimniß und keine Schliche, hinter die er nicht käme. Und das iſt der gleiche Fall in Canada wie in den Vereinigten Staaten: auf die Irländer ſich ſtützend konnte der Millionendieb Tweed Jahre lang die ganze Verwaltung der reichen, rieſigen Stadt Newyork nach Belieben leiten und ſeine Taſchen füllen. Ebenſo hauſirt der Ire in Canada mit den Wahlſtimmen, über die er verfügt, und läßt ſich von der ſiegenden Partei die fetteſten Aemter verleihen. Darum der allgemeine Haß gegen ihn, den er mit Wucherzinſen zurückgiebt! In den Vereinigten Staaten vermag nun wohl die gleichmäßige natio-

Fang der Alſen. (Nach einer Photographie.)

nale Erziehung über kurz oder lang ſolche Eigenthümlichkeiten zu beſeitigen; anders aber liegt die Sache in Canada, wo das Syſtem getrennter Schulen dem iriſchen Particulacismus nicht beikommen läßt und ihn in alle Ewigkeit zu erhalten droht.

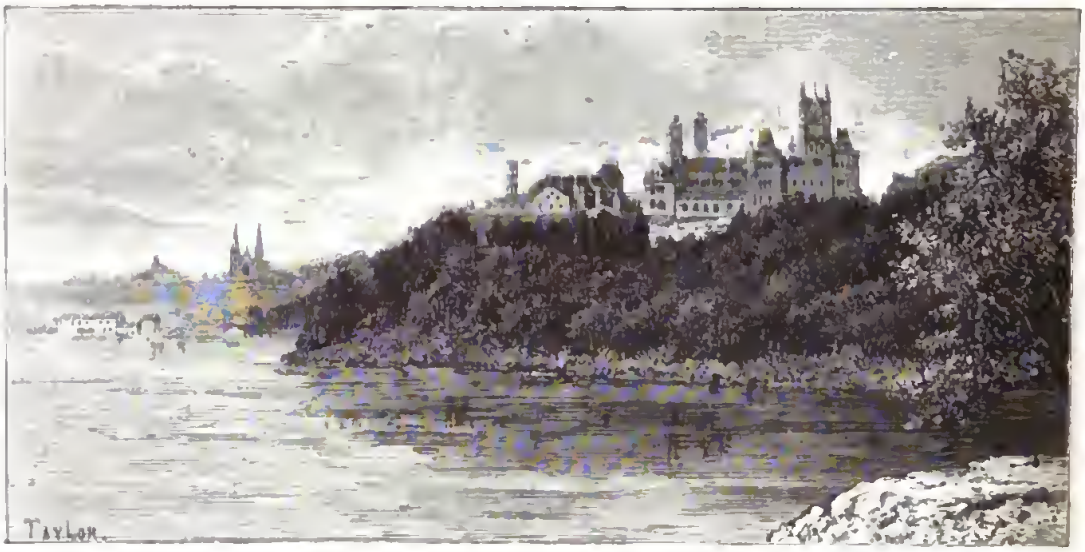
So viel von der bunten Bevölkerung des aufblühenden Montreal.

Durchſtreift man die Felder in ſeiner Umgebung, ſo gewahrt man ſofort am Stande des Getreides den beträchtlichen Unterſchied im Klima gegen Quebec, wo die Ernte volle drei Wochen ſpäter beginnt. Auch ſind um Montreal die Felder ſorgfältiger beſtellt, und weit berühmt durch ganz Nordamerika ſind die dort gedeihenden Aepfel. Sonſt herrſcht auch hier, wie um Quebec und im ganzen Norden der Vereinigten Staaten, die Sitte, die Felder mit Zäunen (fences) zu umgeben, ſo daß die ganze Landſchaft wie ein rieſiges Schachbrett ausſieht. Die ganz unglaubliche Menge Holz, welche ſo verſchwendet wird, hat zur Verwüſtung der dortigen Wälder nicht wenig beigetragen: es wird bald nöthig werden, dieſe häßlichen, ſteifen Lattenzäune durch lebendige Hecken zu erſetzen, was ſowohl der landſchaftlichen Schönheit zu Gute kommen, als die allzu ſtarke Ausdörrung des Bodens durch die Sonnenſtrahlen vermindern und ſo das Klima verbeſſern helfen wird. Dies Verfahren, wie es z. B. auf Neu-Seeland befolgt wird, iſt nach jeder Richtung hin zu empfehlen.

Von Montreal hinab iſt der Unterlauf des St. Lorenz faſt horizontal: jener See Saint Louis, zu welchem ſich der Strom oberhalb dieſer Stadt erweitert, liegt nur 17 bis 18 Meter über Quebec, und zwiſchen dem See und Mont-

real liegen noch die Stromschnellen von Lachine von etwa 14 Meter Höhe, so daß der St. Lorenz auf der 70 Stunden langen Strecke von Montreal bis Quebec noch nicht volle 4 Meter fällt. Bei der Bergfahrt umgehen die kleinen Dampfer, welche im Sommer zwischen dem Ontario-See und Montreal coursiren, diese und andere Schnellen mittels 5 Canälen, die zusammen 28 Schleusen und 69 bis 70 Kiloaeter Länge haben; aber thaladwärts schießen sie, von zuverlässigen Steuerleaten geführt, kühn die Schnellen hinab, nicht ohne daß mitunter ein Schiff dabei verloren geht. Auch kleiaere Boote und Flöße unternehmen das Wagstück, und meist sind ihre Steuerleute Bewohner von Caughaawaga, einem kleinea, fast ausschließlich voa Irokesen bewohnten Orte gegenüber von Lachiae (also auf dem Südufer des St. Lorenz). Ihre Zahl, die Mischlinge eingerechnet, beträgt 1350; sie besitzen große Wälder, eine hübsche Kirche und Schulen, wo ste ihre angestammte Sprache ebensogut wie Englisch und Französisch lesen und schreiben lernen. Ja, sieht man doch auf dem Montrealer Bahnhofe, van wo fast allabendlich Bewohner jenes Ortes auf der Bahn nach Hause zurücklehren, die Tags zuvor oder am Morgen zu Wasser dort anlangten, verschiedene Kundmachungen in irokesischer Sprache. Aus alter Zeit haben diese jetzt christlichen und meist französirten Indianer den Gebrauch bewahrt, jedem Herrscher Frankreichs (und so zuletzt noch Napoleon III.) bei seiner Throndesteigung ein Geschenk an Pelzwerk zu übersenden, wofür sie eiaige werthvolle kirchliche Geräthe zum Dank erhalten.

Den Schnellen von Lachine entspricht auf der nördlichen Seite der Montrealer Insel im Rivière des Prairies (demjenigen Arme des Ottawa, der zwischen der Montrealer und der Jesus-Insel fließt) der ebenso hohe Fall Récollet. Man benatzt die dortige geringe Breite des Flusses, um die Alsen zu fangen, welche wie die Lachse und andere Fischarten im Frühling die Flüsse in die Höhe ziehen, um dort zu laichen. Mittels Reisigwehren oder großer Netze, die man am Fuße der Stromschnellen aufstellt, fängt man sie dann in reicher Menge. Ueberhaupt giebt es wenig Länder, wa der Fluß- und Seefischfang ia solcher Blüthe steht und soviel rüstige Arme beschäftigt, wie in Canada, wo der St. Lorenz-Golf,



Ottawa mit dem Parlamentsgebäude. (Nach einer Photographie.)

die Küsten von Labrador, von der Prinz-Eduard-Insel, Neu Braunschweig und Neu-Schottland sowie die zahllosen großen und kleinen Seen und Flüsse unerschöpfliche Vorräthe des trefflichen Nahrungsmittels darbieten. Der Raum gestattet uns leider nur wenige statistische Daten über diesen so wichtigen Erwerbszweig hier anzuführen, aber dieselben genügen schon, seine Ausdehnung erkennen zu lassen. 1870 beschäftigte der Fischfang in den vier Provinzen Quebec, Ontario, Neu-Braanschweig und Neu-Schottland nicht weniger als 979 Schiffe und 16,369 Boote, welche von 32,747 Leuten bemannt waren und einen Ertrag von 7,225,000 Dollars erzielten. Derselbe ist nach officiellen Berichten iai Jahre 1874 auf naheza 11½ Millionen Dollars gestiegen, wovon mehr als die Hälfte auf Neu-Schottland entfällt. 1875 ist der Ertrag wieder auf 10¼ Millionen Dollars gesunken. Dieser Rückgang ist jedoch kein allgemeiner, sondern beschränkt sich auf einige Thierarten, während namentlich der Fang von Stockfischen, Makrelen und Heringen seine alte Höhe und Beträchtlichkeit fortdauernd bewahrt. Dagegen ist die Austernfischerei einstweilen als vollständig ruinirt anzusehen, da sie nur einen Ertrag voa 35,000 Dollars abwarf. Ebenso leidet der Hummernfang: nachdem die Fischer der Vereinigten Staaten in wenigen Jahren ihre unerschöpflich scheinenden Gründe verwüstet haben, soll Canada den Ausfall ersetzen. Natürlich machen sich aach hier die Folgen rücksichtsloser Ausbeutung und des Fanges unausgewachsener und Rogen enthaltender Thiere rasch fühlbar. Am schlimmsten ist jedoch der Rückgang in der Menge von Lachsen, welcher sich trotz der ausgedehnten Bemühungen, leere oder sich allmälig entleerende Gewässer mit junger Brut wieder zu besetzen, in letzter Zeit eingestellt hat. Schuld daran trägt die zunehmende Verunreinigung der Gewässer durch Fabrikanlagen, wie z. B. die von den zahlreichen Sägemühlen herrührenden Sägespäne, die vielen Wehre, welche die stromaufwärts ziehenden Fische an dem Erreichen ihrer Laichplätze hindern, und vor Allem das Aufstellen zu vieler, zu großer und zu engmaschiger Netze, welche die kleinen und rogenden Exemplare ebenso festhalten, wie die großen, die zur Nahrung einzig und allein verwendet werden dürften. Einer der ältesten Fischereizweige Canadas,

Walfischfang und Robbenschlag, scheint sich jetzt wieder langsam zu heben, wenn auch die 22,781 Gallonen Walfischthran, welche 1875 erbeutet wurden, verschwindend sind gegen die reichen Erträge zu Anfang dieses Jahrhunderts.

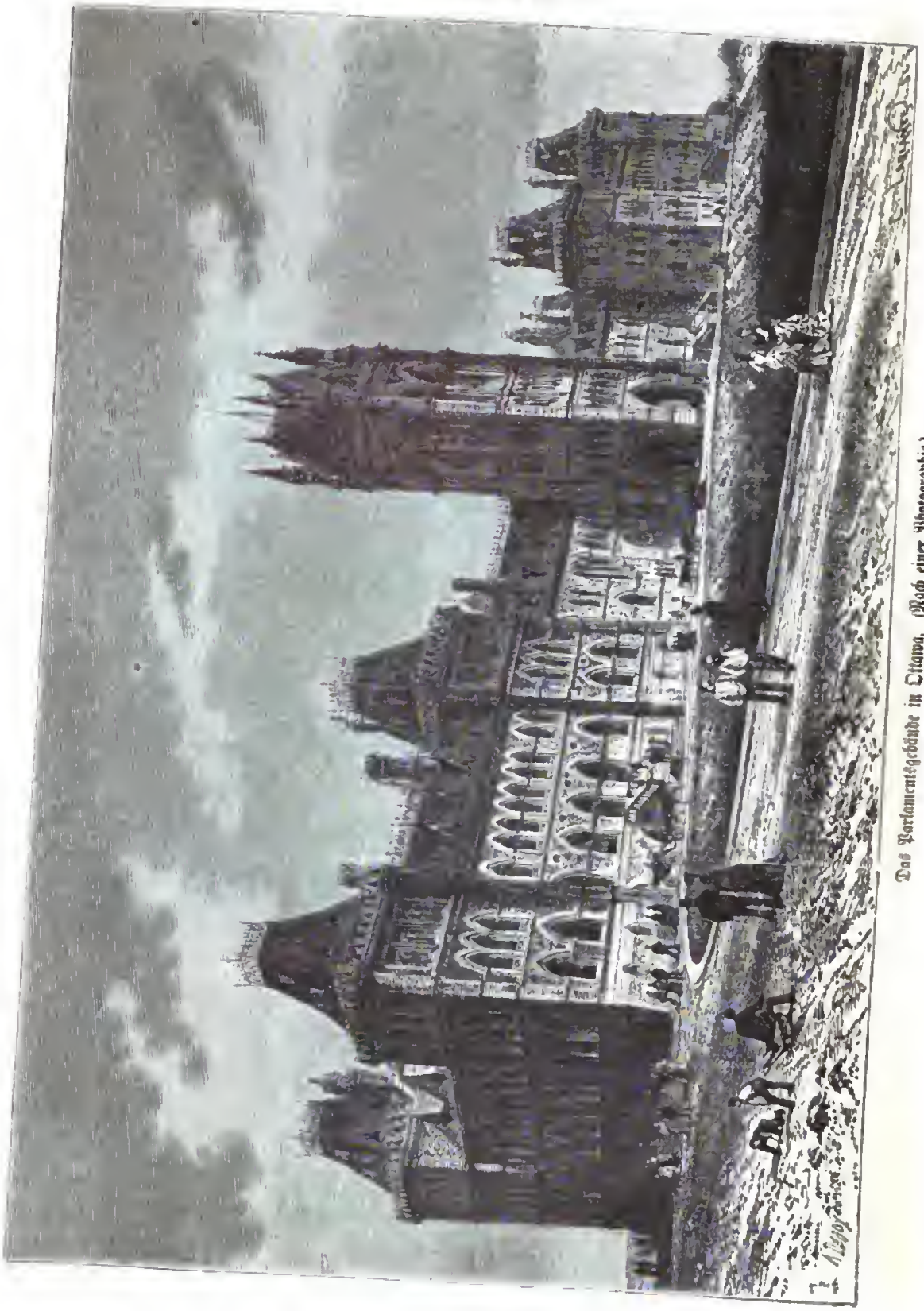
* * *

Die Flußfahrt von Montreal nach Ottawa beginnt Morgens in Lachine, führt durch den See Saint Lams, dann in den Arm des Ottawa-Flusses, welcher die Insel aan Montreal van der Perrot-Insel trennt, durch eine Schleuse, durch welche der kleine Fall Sainte Anne umgangen wird, unter der Brücke hindurch, welche die Eisenbahn nach Toronta trägt, und dann den Ottawa-Strom gegen Westen hinauf. Bald ändert sich das Aussehen des nördlichen Ufers: die Felder werden immer spärlicher und kleiner und machen Hügeln Platz, welche mit Ahornen, Tannen, Lärchen, Eschen und Birken bewachsen, oft genug aber auch von der Axt aber dem Feuer kahlgefressen sind. Eben dagegen nnd nur von einem einzelnen Hügel bei Rigaud unterbrochen ist das Süduser. Bei Carillan, von wa an aufwärts der Ottawa die Grenze zwischen den Provinzen Quebec und Ontario bildet, hemmen drei Stromschnellen die Weiterfahrt, und da der sie umgehende Canal einstweilen noch zu eng für größere Schiffe ist, sa muß der Reisende hier auf eine kurze Eisenbahn übergehen, die ihn am Narduser entlang nach Greenville führt, waa ihn wieder ein Dampfbaot aufnimmt. Die Ufer werden allmälig höher und waldreicher, bis mau gegen Abend bei einer Biegung des Flusses über die Böschung des

Der Wasserfall „La Chaudière" des Ottawa Flusses (Nach einer Photographie.)

rechten Ufers hinweg eine imposante Masse hoher gothischer Gebäude erblickt, welche die Spitze eines steil zum Flusse abstürzenden Hügels krönen. Es sind die Gebäude des Parlaments und der Ministerien, welche stolz die ganze Umgebung der Bundeshauptstadt überragen. Links bleibt der schöne Wasserfall des Rideau-Flusses, der sich in zwei Absätzen aon 30 Meter Höhe in den Ottawa ergießt, während gerade aor dem Daapfer Walkensäulen die Stelle der mächtigen „Chaudière" anzeigen, deren Getöse weithin vernehmbar ist. Dort stürzt sich die gesammte Wassermasse des Ottawa (französisch l'Outaonais), die sich aberhalb eines Felsendammes vereint hat, mit einem einzigen 20 Meter hohen Satze in einen hufeisenförmigen Abgrund hinad, in welchem sie schäumend herumwirbelt. Taffé schätzt in seiner Abhandlung lber das Ottawa-Thal die Wassermenge, welche sich bei Hachwasser jede Secunde in den Trichter der Chaudière ergießt, auf 4500 Cubikmeter, ebensoviel als das Valumen des Rheins bei Straßburg bei hohem Wasserstande beträgt. Letzter schwankt aber beim Rhein weit mehr, als beim Ottawa, dem die zahlreichen Seen, die er selbst und seine Nebenflüsse durchströmen, als beständige Barrathsbehälter und Regnlataren dienen. Schade nur, daß jetzt eine lange Reihe von industriellen Anlagen sich an beiden Seiten des majestätischen Falles angesiedelt haben und seine reinen Wasser beschmutzen, und daß wahre Berge von Brettern ans den nahen Sägemühlen seinen Anblick von seinem untern Ende aus versperren.

Ottawa ist eine ganz neue Stadt, welche ihre Stellang und ihr Glück ein wenig seiner strategischen Lage und besonders den sich bekämpfenden Ansprüchen der drei aber



Das Parlamentsgebäude in Ottawa. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

vier anderen großen Städte des Landes verdankt. Während der ersten Jahre nach der mehr oder minder unfreiwilligen politischen Vereinigung von Ober- und Untercanada (1840) war Kingston Sitz des Gouverneurs und des Parlaments, dann seit 1843 Montreal, bis 1849 der dortige englische Pöbel das Parlamentsgebäude nebst seiner Bibliothek während einer Revolte in Flammen aufgehen ließ, und die Regierungsfactoren nach Toronto übersiedelten und abwechselnd dort und in Quebec residirten, um nicht Untercanada zu kurz kommen zu lassen. Seit 1858 erhoben sich von allen Seiten Stimmen gegen dieses nomadische Umherwandern, und man beschloß endlich, dem Mutterlande die Entscheidung zu überlassen, welche zum großen Erstaunen Aller auf eine kleine Stadt hoch im Norden fiel, wo noch kaum die Waldausrodungen begonnen hatten: Bytown, so nach seinem Gründer, dem Obersten By, genannt. Derselbe war der Erbauer des Rideau-Canals, welcher den Ottawa-Fluß mit dem St. Lorenz Strom bei Kingston verbindet und eines der ersten derartigen Werke in Nordamerika ist, und legte die Stadt erst 1826 an. 1830 besaß dieselbe kaum etwa hundert elender Hütten, begann aber allmälig aufzublühen. Da warf ihr die Londoner Entscheidung das ganze Glück in den Schooß. Der Ottawa-Fluß und der Rideau-Canal bilden für die neue Hauptstadt, die nun Ottawa hieß, zwei Wasserwege, welche von der Laune der Yankees völlig unabhängig sind, und ihre nördliche Lage tief im Innern des Landes sichert sie gegen jeden Handstreich. Das waren wohl bei ihrer Erhebung zur politischen Residenz die leitenden Gesichtspunkte. Zehn Jahre später wurde sie dann durch die Vereinigung aller englischen Colonien Nordamerikas das Haupt eines Landes, das Europa an Umfang gleichkommt, aber freilich noch keine 4 Millionen Menschen beherbergt. 1871 zählte Ottawa schon 24,000 Einwohner, und rechnet man das gegenüberliegende Hull dazu, gar 30,000. Hull und die am Rideau liegenden Theile von Ottawa enthalten etwa 11,000 französische Canadier, welche ihre eigenen Schulen, Kirchen und ihre Zeitung, den „Courrier d'Outaouais", besitzen. Hauptsächlich der Holzhandel ist es, der das erste Gedeihen der Stadt bewirkte. Es sind jetzt große englische und amerikanische Firmen (Eddy, Wright, Mc Laren, Gilmour &c.), in deren Auftrag jeden Herbst mehr als 25,000 Holzhauer meist französischer Nationalität in die Wälder ziehen, erst im Frühjahre zurückkehren und während dieser Zeit mit der Axt und leider wider Willen oft genug mit schlecht behüteten Feuer colossale Verheerungen anrichten, gegen welche sich schon manche warnende Stimmen erhoben haben, die aber leider bis jetzt ungehört verhallt sind.

Das Prachtstück der Stadt ist das Parlamentsgebäude mit seinen beiden Seitenanbauten für die Ministerien, welches stolz vom Barrack Hill aus die Ufer des Ottawa und den Chaudière-Fall beherrscht und einen großartigen freien Platz von der Stadtseite aus begrenzt. Wie es einem loyalen englischen Unterthanen geziemt, hat der Baumeister sich stark von Reminiscenzen an Westminster beeinflussen lassen, aber leider auch dem verdorbenen Geschmacke seiner Landsleute für Schnörkelwerk, Rustica-Stil und polychrome Steine gehuldigt. Diese Bruchsteine sind absichtlich als unregelmäßige Vielecke zugehauen, so daß die vielfach gezackten Fugenlinien die Façade wie mit angebeutetem Mosaik bedeckt erscheinen lassen, was weder großartig, noch künstlerisch, noch dem Auge sonderlich angenehm ist. Ferner passen die engen Thür- und Fensteröffnungen, wie sie der halb mönchische Stil mit sich bringt, durchaus nicht zu den Anforderungen der innern Einrichtung: anstatt daß die Bureaux, Sitzungssäle und Gänge mit einem Meere von Licht übergossen sind, sind sie nur spärlich erleuchtet. Und da schließlich die Voranschläge beim Bau besonders des großen Thurmes ganz beträchtlich überschritten worden sind, so hat es dem Gebäude nicht an einer ziemlich erregten Kritik gefehlt, welche sich auch auf die den Bauunternehmern befreundeten Politiker erstreckte. Im Innern sind vorzüglich die Sitzungssäle des Senats und des Hauses der Gemeinen zu beachten, ferner die langen Gänge mit den Bildnissen ihrer sämmtlichen Präsidenten von 1791 bis 1873 und der große Rundbau für die Bibliothek, welcher ganz aus feuerfestem Material hergestellt worden ist. Es ist das eine nothwendige Vorsicht in einem Lande, wo wenige Häuser ein Menschenalter überdauern, ohne mehr oder minder die Macht des Feuers zu spüren und wo im Besondern die Parlamentsbibliotheken unter der Häufigkeit der Brände zu leiden gehabt haben. Wie schon erwähnt, verbrannte die erste derselben 1849 während eines Aufstandes zu Montreal; ihr folgte 1854 der größte Theil des rasch gebildeten Ersatzes zu Quebec, diesmal durch Zufall. Und als dann die Regierung zur einstweiligen Unterbringung des Restes ein Kloster miethete, wurde dasselbe, ehe es noch bezogen worden war, eine Beute der Flammen.

Zur Völkerkunde Madagaskars.

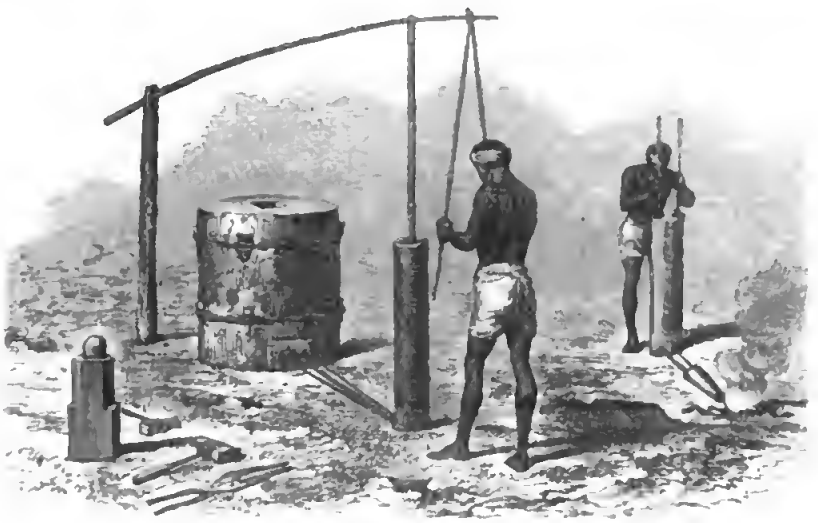
R. A. Das große Werk, welches der verdienstvolle Alfred Grandidier uns über seine Reisen in Madagaskar versprochen hat und das nicht weniger als 10 bis 12 Quartbände mit 400 Tafeln und mehreren Karten enthalten soll, läßt leider immer noch auf sich warten. In der vorläufigen Notiz, welche er über seine Reisen veröffentlichte (Bull. de la Soc. de Geogr. ser. II, Tome II, p. 81, 1871), erzählt er uns, daß er 28 Individuen verschiedener Stämme gemessen, sich drei Schädel verschafft, viele Leute von vorn und von der Seite photographirt, Sitten, Dialekte, Religion und Traditionen sehr genau studirt habe. Wir dürfen von diesem ausgezeichneten Forscher also auch in ethnographischer Beziehung Tüchtiges erwarten und er wird manchen Schleier lüften, der noch über der Völkerkunde Madagaskars ruht.

Unterdessen ist ein englischer Missionär, der gleichfalls lange auf Madagaskar lebte, ihm wenigstens theilweise zuvorgekommen. Dr. Joseph Mullens hat (Journ. of the Anthropological Institute, October 1875, S. 181 ff.) eine Abhandlung über den Ursprung und die Entwickelung der Madegassen geliefert, in welcher er den Satz vertritt: Die Bewohner Madagaskars sind auf der ganzen Insel ein einheitliches Volk malayischen Ursprungs, was später an fremden ethnischen Zuthaten erfolgte, ist unwesentlich. Von Afrikanern kann auf Madagaskars Boden gar keine Rede sein, die später eingewanderten Neger natürlich abgerechnet; keinenfalls darf man dem Volke eine wesentliche afrikanische Beimischung zuschreiben, etwa herrührend von einer Urbevölkerung, die vor den Malayen vorhanden war. So lautet

ungefähr das Facit der Arbeit von Mullens; ehe wir jedoch auf seine sehr verdienstvolle Abhandlung eingehen, sei es gestattet, Einiges ins Gedächtniß zurückzurufen, was bei Mullens ganz unbeachtet bleibt, uns aber bei der in Rede stehenden Frage nicht unwesentlich erscheint.

Alle Beobachter und Reisende, die von Madagaskar aus berichten, heben die große Verschiedenheit in der körperlichen Erscheinung der Leute hervor, welche wohl auf verschiedene Abstammung der Bevölkerung, auf eine Zusammensetzung derselben aus heterogenen Elementen schließen ließ. Fresfange (1802), dem noch nicht bekannt war, daß die Howas später zu den Malayen gestellt werden sollten, bemerkt von ihnen: „Sie sind klein, ähneln den Malayen, haben lange schlichte Haare.“ Von den Antaximern, an der Südspitze, erzählt derselbe Reisende: „Die Bewohner dieser Gegenden sind sehr schwarz und haben krauses Haar. Sie führen Schilde, ein Gebrauch, den man bei den anderen Malgaschen nicht antrifft.“ Und so derselbe an mehreren Stellen, wo er stets auf den Unterschied zwischen dem krausshaarigen schwarzen und dem schlichthaarigen, olivenfarbigen Theile der Bevölkerung hinweist *).

Macé Descartes in seinem vorzüglichen Buche Histoire et géographie de Madagascar (Paris 1846, S. 265) nimmt eine afrikanische Grundlage an, über welche eine malayische Bevölkerung sich ergaß; je nach dem Vorwalten der einen oder andern Race haben wir neger- oder malayenähnliche Madegassen. Les Antakars ressemblent beaucoup aux Cafres, comme eux ils ont les cheveux laineux, les lèvres épaisses et le nez épaté! Ellis (Three visits p. 301) berichtet von den Betsimasaraka im Osten, daß ihm allerdings das krause Haar mit wolliger Anwandlung aufgefallen sei, „aber nie sah ich einen Malegassen so wollig wie einige afrikanische Stämme.“ Auch Waitz (Anthropologie II, S. 426) nimmt afrikanische Urbevölkerung an, zu welcher später Malayen kamen. Alle Berichterstatter heben die große Negerähnlichkeit der Basimba im Westen hervor, deren Name allein schon, wie mancher Ortsname, auf Bantu-Abstammung deutet. Was Grandidier (Bull.



Blasebälge auf Borneo. (Nach Temminck.)

de la Soc. de Géogr. 1872, I, p. 131) von den Antanosseu erzählt, deutet entschieden auf Ostafrikaner.

Sprachlich genommen dagegen stehen die Malgaschen, so viel wir bis jetzt wissen, einheitlich da, und daß ihre Sprache eine malayische sei, dies nachgewiesen zu haben ist bekanntlich W. v. Humboldt's Verdienst. Als Curiosität wollen wir nebenbei bemerken, daß die Malgaschen neuerdings von James Cameran (vergl. „Ausland“ 1873, S. 777) zu Juden gestempelt wurden; die Uebereinstimmung mit altsemitischen Gebräuchen ist in der That nicht gering, sie fiel schon Macé Descartes (a. a. O. S. 292) auf, wurde aber auf das richtige Maß zurückgeführt. An eine ernsthafte Widerlegung der semitischen Abstammung brauchen wir jedoch so wenig zu denken, wie es noch nöthig erscheint, die Kaffern aus dem Banne der ihnen zugemutheten Judenschaft zu erlösen.

Aus allem Angeführten erhellt, daß Mullens, der Verfechter madegassischer Raceneinheit, viel zu weit geht, wenn er sagt, daß man selbst im entlegensten Winkel der Insel keinen Stamm antreffe, der total verschieden von den Einwohnern der Ebenen oder offenen Provinzen sei. Der wesentlichste Unterschied bestehe in der Cultur, die bei den christlichen Stämmen weit höher als bei den heidnischen sei.

Gleich den meisten Ethnographen theilt Mullens die Malgaschen in drei Abtheilungen: Betsimasaraka an der Ostküste und den niedrigeren Terrassen derselben; Sakalavas in den Ebenen des Westens und im Nordosten; Howas auf dem Centralplateau. „Nirgends aber,“ sagt Mullens (S. 184), „kann auf der Insel ein Stamm gefunden werden, der in Sprache, Gesichtszügen, Gewohnheiten ꝛc. afrikanisch sei.“ Die drei genannten Stämme aber sind einheitlich verbunden und malayischer Abkunft. Die Ortsnamen, gleichviel ob von Sakalaven, Betsimasaraka oder Howa ertheilt, sind stets dieselben und der gegenwärtigen madegassischen Sprache entnommen. An der Nordwestküste finden wir Nossi-bé, große Insel; Nossi-komba, Affeninsel; Nossisaly, fröhliche Insel. Wir haben Ampasimena, rothes Sandbarf; Marolahy, Fürstenstadt; Andranomalaza, berühmtes Wasser. An der Westküste: Maintirano, schwarzer Fluß; Mafandrana, heiße Quellen; Mamirano, frisches Wasser; die Stadt Manandaza bedeutet die Ruhmreiche und Mataimbandy die Stadt der faulen Lügner. Es giebt ein Fierénana in Bonizongo und eines an der Sakalaven Küste.

*) Neueste Beiträge zur Kunde der Insel Madagaskar. Aus dem Französischen. Weimar 1812. S. 142. 143. 146.

Digitized by Google

Die ſprachlichen Unterſuchungen andetreffend, ſagt Mullens, daß dieſelben ſeit Humboldt nicht weſentlich vorgeſchritten ſeien und wir noch bei dem ſtänden, was J. J. Freeman vor etwa 40 Jahren veröffentlichte. Indeſſen ſeien ihm in Madagaskar unpublicirte Schriften competenter Kenner in die Hände gefallen, aus denen er Einiges publiciren wolle. Er theilt dann folgende Liſte mit, wobei er bemerkt, daß im Madegaſſiſchen o wie unſer u geſprochen wird; man müſſe Huva und nicht Hova ſagen.

Deutſch	Malayiſch	Madegaſſiſch
Krokodil	buáya	voaya.
Knochen	tulang	taolang (Betſim.).
Fliege	làlat	lalitra.
Frucht	búa	voa.
Erde	tanáh	tány.
Wachſen	túmboh	mi-tombo.
Hand	tangan	tángana (Betſim.).
Himmel	langit	langitra (Betſim.).
Hängen	gantoug	mi-hantona.
Furcht	tákut	tahotra.
Mond	bolan	vólana.
Stein	batu	váto.
Jahr	tahun	táona.
Geiſt	tuaka	tóaka.
Stechmücke	uya-mok	moka.
Zwei	dua	roa.
Vier	ámpat	éfat-ra.
Sechs	ánam	énina.
Zehn	sa-puloh	folo.
Zwanzig	dua-puloh	roa-polo.
Tauſend	sa-riba	arivo.

In ihrer Structur gleichen ſich auch beide Sprachen, doch ſcheint das Malayiſche weniger entwickelt als das Madegaſſiſche. Beide haben incluſive und excluſive Pronomina; für Nominativ und Accuſativ wird dieſelbe Form gebraucht. Reduplication iſt in beiden häufig. Die Präfixe, durch welche die Verba conjugirt werden, werden hier wie da in der gleichen Weiſe gebraucht und haben beiderſeits dieſelbe Bedeutung. Beide Völker aber nahmen von den Arabern die Zeitrechnung und dazu gehörigen Tag- und Monatsnamen an; auch ſcheint sóratra, das Wort für ſchreiben, arabiſchen Urſprungs zu ſein.

Von den Franzoſen, die ja ſeit dem 17. Jahrhundert eine Rolle auf Madagaskar ſpielen, hat die Sprache auch Manches angenommen. Der junge Malgaſche ſitzt jetzt auf einer seza an einer latahat-ra (table); ſein Reis wird ihm von einem lakozy (Lacai) gebracht und er ſpeiſt mit der foriset-y (fourchette); wäſcht ſeine Hände mit savona und trocknet ſie mit der sarvita. Seine Kleider hängen in einer lalamora (armoire), ſeine Stiefel ſind „hoty“ (genau wie die Tſchechen, die auch ihren Ausdruck boty für Stiefel zu Karl's IV. Zeiten von den Franzoſen entlehnten).

Malayen, begünſtigt von der Regelmäßigkeit der Monſune und von Natur aus treffliche Seefahrer, auf Madagaskar zu finden, hat für uns gar nichts Auffallendes; ſie erreichen eben ihre Weſtgrenze hier, wie die Oſtgrenze durch die Oſterinſel gebildet wird. Vielleicht gingen ſie weiter noch nach Weſten auf den afrikaniſchen Continent — wenn Freeman's Vermuthung richtig iſt, daß Sambeſi, Kilimani, Mombas, Moſambik, Kiloa madegaſſiſche Namen ſind, was wir übrigens dahingeſtellt ſein laſſen wollen.

Noch Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde III.) führen 4 Mill. Einwohner für Madagaskar an; Ellis nahm 5½ Mill. an. Dem gegenüber greift Mullens weit niedriger. Er ſchätzt folgendermaßen auf Grund ſeiner langen Reiſen:

1. Betſimaſaraka, welche die Sihanakos (40,000), Tanalas (20,000), Tankayt (50,000), Ikongos (20,000) umſchließen, zuſammen 300,000.
2. Sakalaven des Nordens und Südens 500,000.
3. Howas, und zwar Imerina und Bonizongo 1 Mill.; Imamo und Mandridrano 100,000; Betaſo und Bálin Ankarat 100,000; Betſileo 300,000; Ibara ꝛc. 200,000. Zuſammen 1,700,000 Howas.

Alſo für ganz Madagaskar nur 2½ Mill. Einwohner, bedeutend weniger als alle früheren Schätzungen annahmen.

Wann die malayiſche Einwanderung erfolgte, vermag Mullens nicht zu ſagen; was Traditionen betrifft, ſo ſind ſolche nur unter den Howas vorhanden. Danach waren ſie zuerſt im Südoſten der Inſel angeſiedelt; nachdem ſie erſtarkt, ſchwärmten ſie aus und fanden ihren Weg in die Hochebenen und Berge. „Die erſten Howas ſcheinen Imerina vor etwa 800 Jahren erreicht zu haben. Vielleicht 120 Jahre ſtanden ſie in freundſchaftlichen Beziehungen zu einem Stamme, den ſie hier vorfanden. Dieſen Stamm nennen ſie Bazimba. Heute erzählen ſie von ihnen als ihren Vorfahren; in der heidniſchen Zeit wurden ſie göttlich verehrt und die Bazimba-Gräber ſind noch jetzt die heiligſten Gegenſtände im Lande. Zum Glück geben uns die Howa-Traditionen die Namen von ſieben Bazimba-Königen, dieſe Namen ſind aber ſo echt malegaſſiſch wie die Howa-Namen ſelbſt. Die Bazimba-Gräber ſind in der Form ganz wie die gewöhnlichen Howa-Gräber, nur roher und aus roheren Steinen errichtet. Sofern nun wir nach dem urtheilen, was wir über die Bazimba wiſſen, waren ſie ein echt madegaſſiſches Volk, an dem nichts Afrikaniſches war“ (S. 190).

Während ſotchergeſtalt Mullens die Bazimba nur als ein untergegangenes Volk betrachtet wiſſen will, das er mit den Malgaſchen zu identificiren ſucht, verſetzen andere Autoren die lebenden Bazimba in den Weſten der Inſel zwiſchen die Flüſſe Mani (oder Siſubungi) und Manambule, ſtellen ſie als röthlich braun, negerartig, mit ſpitz gefeilten Zähnen, heidniſch, ohne Induſtrie, nur von der Jagd lebend und des Cannibalismus verdächtig hin (Macé Descartes a. a. O. S. 271). Uns ſcheint dies weit wahrſcheinlicher als die Angabe von Mullens, der über den wichtigſten Punkt der Tradition, nämlich daß die einwandernden Howas die Bazimba bereits vorgefunden, hinweggeht, ſpäter aber fortfährt: „Nach einiger Zeit geriethen die Bazimba und die Fremdlinge in Streit, die erſteren wurden, ſo erzählt die Geſchichte, nach Südweſten vertrieben, d. h. aber ins Unbekannte. Die Ueberlegenheit der Fremden ſtammte, nach der Tradition, von ihrem Gebrauche des Eiſens her.“ Noch jetzt ſitzen die Bazimba ſüdweſtlich von den Howa, und nur Mullens, der von vornherein keine Afrikaner auf Madagaskar gebrauchen kann, ſetzt ohne billigen Grund für „Südweſten“ „ins Unbekannte“. Ob die Howas die Kenntniß des Eiſens mitgebracht oder erſt im Lande erlangt haben, läßt Mullens unentſchieden; die Bazimbas hatten hölzerne Waffen (nach der Tradition), von ihnen kannten ſie alſo das Eiſen nicht kennen lernen. Es giebt aber ein anderes unträgliches Zeichen, daß die einwandernden Malayen allerdings die Kenntniß des Eiſens aus ihrer Heimath mitbrachten, und dieſes ſind die von uns bereits einmal („Globus“ XXIX, S. 265) erwähnten cylinderförmigen Blaſebälge. Wir glaubten damals, Tylor ſei der erſte geweſen, der auf die höchſt intereſſante Uebereinſtimmung der madegaſſiſchen und malayiſchen Blaſebälge hingewieſen habe, finden aber jetzt, daß das Verdienſt, dieſes aufgefunden zu haben, Theodor Waitz (Anthropologie I, 294) gebührt. Der madegaſſiſche, bei der

Eisenbereitung gebrauchte Blasebalg, eine Doppelpumpe, ist derselbe auf Sumatra, auf den Sulu-Inseln, auf Borneo bei den Dajaks (wir geben von diesen eine Abbildung, die mit den madegassischen Blasebälgen bei Ellis, Three visits, p. 264, verglichen werden möge), auf Mindanao, in Dore auf Neu-Guinea. Aus dem Vorkommen dieses Instruments läßt sich schließen, daß die Besiedelung Madagaskars erst stattgefunden habe, nachdem schon das Eisengewerbe auf den Sunda-Inseln bekannt war. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß die Howa das Zebu oder den indischen Buckelachsen züchten, während die einheimischen Rinder Madagaskars der afrikanischen Art gleichen (Peschel, Völkerkunde, S. 378).

Dadurch, daß Mullens die bisher unbekannten Traditionen über die Vazimba mittheilt, giebt er uns gerade einen der besten Beweise an die Hand, das Vorhandensein einer frühern Bevölkerung vor der Einwanderung der Howas darzuthun. Wir wollen übrigens nicht versäumen, noch selbst einige Argumente hier beizubringen, welche einer Isolirung Madagaskars in ethnischer Beziehung zu statten kommen. Der reißende Mosambique-Strom, welcher die Insel vom Continente trennt, wird schwerlich von den heutigen des Schwimmens und der Schifffahrt unkundigen Kaffern durchsetzt worden sein; Madagaskar zeigt, wie bekannt, in zoologischer und botanischer Beziehung außerordentlich viel Eigenthümlichkeiten, die es von Afrika trennen. Trotzdem wird sich gegenüber den bei vielen Völkern der Insel vorhandenen Körpermerkmalen ein Vorhandensein von Negerbevölkerung nicht leugnen lassen. Ueber diese hinweg ergossen sich die einwandernden zur Herrschaft gelangenden Malayen und zwischen beiden Theilen fanden dann zahlreiche Mischungen statt.

Am Gipfelkrater des Mauna Loa.

Von **Franz Birgham.**

Im Februar des Jahres 1875 wohnte ich längere Zeit als einziger Weißer in dem kleinen Dorfe Napaopao auf dem Süduser der Kealakeakua-Bay, die tief in die Westküste der Insel Hawaii einschneidet *). An einem heißen Nachmittage fiel mir eine ungewöhnliche Bewegung unter den Eingeborenen auf, die in Schaaren nach den Ruinen des Heiaus, des alten Opfertempels außerhalb des Dorfes, strömten. Auf meine Frage wurde mir gesagt, daß soeben ein Haku mele, d. h. ein professioneller Sänger von Meles oder Hulas, jener hawaiischen Gesänge, aus Ka'u, dem Südbezirk der Insel, angelangt sei und, gleich den Rhapsoden des alten Griechenlands von Ort zu Ort wandernd, seine Meles vortrage. Als ich neugierig mitging, schallten mir schon von Weitem die Strophen:

„Haui ka lani; ka mauli au honua" —
(Gefallen ist der Häuptling; vernichtet ist das ganze Reich.)

entgegen, die Anfangsverse der berühmten Kaao oder Legende, die, vor über 90 Jahren von dem Haku Mele Keaulumoku verfaßt, die Eroberung des hawaiischen Archipels durch Kamehameha den Großen schildert. In einem kleinen Palmenhain saß der Hulasänger, ein junger, kräftiger Kanaka, auf einer Lauhala-Matte, von einem dichten Kreise Eingeborener jeden Alters und Geschlechts umringt. Sein Oberkörper war entblößt, um die Hüften war ein dunkelrothes Tuch gewunden, ein Kranz der wohlriechenden Mailebläter hing um seinen Hals, und auch auf dem Kopfe hatte er einen Lei von großen, dunkelrothen Blumen. Während er zu der gewöhnlichen, alle zwei Strophen sich wiederholenden, melancholischen Melodie hawaiischer Hulas die Verse des endlosen Meles mehr recitirte als sang, schlug er den Tact mit den Händen und begleitete den Rhythmus mit ausdrucksvollen Geberden, wobei auch der Oberkörper in eine wiegende Bewegung gerieth. Obgleich der Umgangssprache mächtig, konnte ich doch nur mit Mühe dem Sinne des Gesanges folgen, denn die Sprache der Meles ist von der gewöhnlichen durch Veraltung und besondern Satzbau und Wortbildung fast gänzlich verschieden; aber an den allmälig wilderen Bewegungen des Sängers und den immer lebhafter werdenden Mienen der Zuhörer konnte ich sehen, wie sehr der Vortrag sie erregte. Und als endlich nach einer längern Strophe der Haku mele athemlos und schweißtriefend eine Pause machte, belohnte ihn Beifallsgeschrei, Händeklatschen und zugeworfene kleine Münzen; und einige vom Genuß saurer gegohrener Bataten berauschte Weiber umarmten ihn und rieben Nasen mit ihm, ein früher ganz allgemein polynesischer Brauch, der jetzt freilich fast gänzlich durch civilisirtes Küssen verdrängt worden ist, daher denn auch heute im Hawaiischen das Wort honi sowohl Riechen als Küssen bedeutet.

Schon wollte ich gehen, als ein eben wieder anfangender Vers des Meles meine Aufmerksamkeit erregte. Es war eine hochpoetische Schilderung der Thaten der heidnischen Göttin Pele, der Beherrscherin aller hawaiischen Vulcane, und mag in freier Uebersetzung etwa wie folgt lauten:

„Wie eine Schaukel ist Hawaii über dem dampfenden Ofen der Pele;
Im Wirbelwind fliegt der rothe Staub zum Himmel;
Zerbrochen ist das Rückgrat des Landes, und die Knochen der Erde knirschen aneinander,
Wie ein fallender Berg kracht der einstürzende Himmel."

Und dabei fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich schon seit Langem die Besteigung des Mauna Loa, dessen Gipfelkrater seit zwei Jahren wieder thätig war, im Sinne hatte, und als am Abend der in gerader Linie fast 30 engl. Meilen entfernte, durch die dazwischenliegende Bodenerhebung aber nicht sichtbare Vulcan mit seinen unterirdischen Feuern die Wolken am östlichen Himmel dunkelroth färbte, beschloß ich bestimmt die freilich ziemlich beschwerliche Expedition. Und wie, um mich in meinem Vorsatze zu bestärken, lief am frühen Morgen der kleine Schooner „Ka Moi" (der König), von Honolulu kommend, in die Bay ein; gegen Mittag fuhr ich in einem Canoe an Bord, um auf demselben nach der dem Vulcan am nächsten gelegenen Südlandschaft Ka'u zu gelangen.

Als der „Moi" gegen Abend mit schwachem Winde zur Bay hinaustrieb, hatte ich endlich Gelegenheit, das Lieblings-

*) Vergl. zur Orientirung die Karte auf S. 358 des 25. Bandes des „Globus".

Digitized by Google

vergnügen der Hawaiier, das berühmte oa naln, „auf der Welle reiten“, zu ſehen, faſt der einzige Ueberreſt ihrer früher ſo zahlreichen athletiſchen Spiele. Bei dem Dorfe Kei auf der Südſpitze der Bay fängt die Brandung ſchon eine halbe engliſche Meile vom Ufer an, um, in langen Reihen hellgrüner Wellen hereinrollend, ſich an den eiſernen Lavafelſen zu brechen. Jede dritte Woge iſt bekanntlich bedeutend höher und ſtärker als die beiden anderen, und ſahen wir auf dem gegen 20 Fuß hohen, weißſchäumenden Kamm einer ſolchen etwa ein Dutzend Eingeborener auf ihren papas naln (Wellenbrettern) mit großer Geſchwindigkeit auf das Ufer zuſchießen. Die Meiſten lagen flach auf den 10 bis 15 Fuß langen und ſehr ſchmalen Brettern, dieſelben mit Händen und Füßen ſteuernd, während ein Paar der Geſchickteſten kniend oder ſelbſt völlig aufrecht auf denſelben ſtanden, die Hände auf den Hüften, das Haar vom Winde nach hinten getrieben. Nur noch eine kurze Strecke vom Ufer entfernt, tauchte plötzlich die ganze Schaar wie auf Befehl unter, und als die Woge donnernd und hochaufſpritzend auf die Felſen traf, erſchienen Alle mit ihren Brettern ſchwimmend hinter der nächſten Welle, um, auch unter die folgenden tauchend, wieder die nöthige Entfernung vom Ufer zu erreichen und die tollkühne Fahrt von Neuem zu beginnen. Nie ſah ich deutlicher, wie vollſtändig der Menſch auch das Waſſer zu ſeinem Elemente machen kann, denn ſtundenlang trieben die Hawaiier dieſes Spiel, bei welchem die geringſte Unachtſamkeit ſie ſammt ihren Brettern an den Felſen zerſchmettert hätte.

Raſch glitt das Schiff vor dem ſcharfen Landwinde (der jede Nacht von den Bergen Hawaiis herabkommt, während ſo lange die Sonne über dem Horizonte ſteht, eine erfriſchende Seebriſe weht) in geringer Entfernung vom Ufer nach Süden hin und paſſirte gegen Morgen die ſich weit ins Meer hinausſchiebende Kawili-Spitze. Bei den größeren Ortſchaften wurde das Ruderboot ans Ufer geſchickt mit Waaren für die vielen meiſtens Chineſen gehörenden Läden, in denen der Eingeborene ſich mit allen Luxusartikeln der Civiliſation, von der Stecknadel und dem Schwefelholz bis zur Taſchenuhr oder dem ſeidenen Kleide, verſehen kann. Bei dem Südcap Kalae trafen uns aber Gegenwinde, und erſt am Morgen des dritten Tages gelang es dem „Moi“ gegen einen wüthenden Kona- (Südoſt-) Sturm vor dem kleinen Hafen Punalu vor Anker zu gehen, worauf ich ſofort in einem Canoe durch die hohe Brandung ans Land fuhr.

Zum Glück erwartete mich ſchon der mit der Ueberlandpoſt betraute Führer, ein junger Eingeborener mit dem zutreffenden Namen Kalaniwela, „der heiße Himmel“, ſo daß ich, da mich kein Gepäck beſchwerte, gleich die Reiſe zu Pferde fortſetzen konnte. Nach mehrſtündigem Ritt über das offene, ſteinloſe Land aus rother Erde, bei dem ein tropiſcher Gußregen uns durchnäßte, erreichten wir nach ſtetiger Steigung von 2500 Fuß die 15 engl. Meilen entfernte, von großen Viehhürden umgebene Ranch Kapapala, deren Beſitzer, ein ſchon ſeit 40 Jahren auf Hawaii anſäſſiger Irländer, uns freundlich empfing und Nachtquartier gewährte. Auf dem 35 Meilen langen und 25 Meilen breiten Gute leben gegen 50 eingeborene Familien und weiden 150 Pferde, 10,000 Stück Rindvieh, 5000 Schafe und 5000 Ziegen.

Am frühen Morgen des 10. Februar ritt ich mit meinem Führer wieder fort, um jetzt, nach Verlaſſen des um die Inſel laufenden Weges, die in einer Entfernung von 20 Meilen nach Nordweſten ſich erhebende Spitze des Mauna Loa zu erreichen. Unſere Pferde waren von der ſtarken, zähen Art, die zur Jagd auf wildes Rindvieh über die rauhen Lavafelder Hawaiis gebraucht werden, und ſomit für die bevorſtehende pfadloſe Tour geeignet; ein mitgeführtes Maulthier trug ein Zelt zum Nachtquartier, Lebensmittel, Decken ꝛc. Vor uns erhob ſich die vollkommen regelmäßige, ſanftgewölbte Kuppel des Mauna Loa, deſſen ungeheurer Dom ſich im Gegenſatze zu faſt allen anderen Vulcanen der Welt auf einer Baſislinie von 120 Meilen ſo gleichförmig durch Jahrtauſende dauerndes, allmäliges Ueberkochen der flüſſigen Lava aus ſeinem Gipfelkrater bis zu der Höhe von 13,760 Fuß über dem Meere erhoben hat. Die Strahlen der Morgenſonne warfen einen röthlichen Schein auf die Schneeflächen auf ſeinem Gipfel, die ſich in tiefen Spalten und Riſſen auch weit hinunter fortſetzten, während tiefer unten ein Streifen weißer, flockiger Wolken die Vegetationslinie markirte und einen vollkommenen Kranz um den Berg bildete. Ueber dem Gipfel ſtieg langſam eine dunkle Rauchwolke empor, die nach Erreichung einer beträchtlichen Höhe von einem obern Luftzuge aus Nordweſten ſcharf abgeriſſen wurde.

Nach einem angenehmen Ritte von ſieben Meilen durch grünes Weideland mit tiefem Graſe erreichten wir Ainapo, das obere Vorwerk Kapapalas, das ſchon 4000 Fuß über dem Meere liegt. Nach kurzem Aufenthalt führte der Ritt über jetzt gänzlich pfadloſes Land weiter. Bei ſteter Steigung ging es bald durch offene Wälder von rieſigen Kukui-, Koa- und Mamanebäumen mit Stellen voller Erdbeeren in Blüthe, während ſich hin und wieder in den dichteren Theilen Herden verwilderten Rindviehs zeigten; dann mußten wieder beſchwerliche Felder flachausgelaufener Lava, ſogenannter Pahoehoe, paſſirt werden, auf denen nur verkrüppeltes Ohigebüſch, Ohelsbeeren und langes Bundgras wuchs, ſo daß wir erſt kurz vor Sonnenuntergang die Stelle erreichten, welche herumliegende leere Flaſchen und Zinnbüchſen ſowie Aſchenhaufen als den Lagerplatz kennzeichneten, auf dem ſchon frühere Beſteiger des Vulcans Nachtquartier gehalten. Es war dies eine kleine, ebene Fläche mit Sandboden, durch Bäume gegen den Wind geſchützt, in deren Nähe ſich auch in Spalten Gras und Regenwaſſer für die Thiere fanden. Nachdem das Zelt aufgeſtellt und die Thiere mit langen Seilen auf der Weide feſtgebunden waren, wurde über einem großen Feuer raſch Abendeſſen bereitet und bald darauf trotz der ſcharfen Kälte und dem dichten, Alles einhüllenden und jede Ausſicht verſperrenden Nebel unter dicken Decken zur Ruhe gegangen.

Doch ſchon um vier Uhr Morgens waren wir wieder auf, da ich vorhatte, an demſelben Tage den Gipfel zu erreichen und vor Abend wieder zu dem Lager zurückzukehren; demnach wurde auch das Maulthier und alles Gepäck hier zurückgelaſſen. Nach kurzem Frühſtück ging es weiter über meilenweite Flächen kahler Pahoehoe, mit Aſche- und Schlackenfeldern abwechſelnd, in die Höhe; bald ſtellten ſich auch weite aber nicht tiefe Schneeflächen ein, die zuerſt nur mißtrauiſch von den Pferden betreten wurden. Einfarbig und monoton erſtreckte ſich das Land ohne Spur von Vegetation nach allen Seiten hin, denn ſchon hatten wir die hohe, aloëähnliche Ensis argentea, die höchſtwachſende Pflanze Hawaiis („Globus“ XXV, S. 361), hinter uns gelaſſen. Immer ſteiler wurde der Weg, bis wir ein Lavafeld neuerer Formation paſſirten, deſſen rauhe Spitzen und Zacken ſelbſt die abgehärteten und wohlbeſchlagenen Hufe unſerer Pferde beſchädigten. Die letzten paar Meilen dagegen waren faſt ganz eben, ſo daß es mich einigermaßen überraſchte, als wir gegen Mittag plötzlich an dem ſenkrechten Rande des Kraters hielten.

Mokuaweoweo, der Gipfelkrater des Mauna Loa, bildet einen ovalen Circus, deſſen Seitenwände 600 bis 800 Fuß tief vollkommen ſenkrecht abfallen; er iſt von Norden nach Süden gegen zwei Meilen lang, mit einer Breite von Oſten

nach Weſten von anderthalb Meilen. Eine auffallende Eigenthümlichkeit bildet ein faſt eine halbe Meile breiter Abſatz, der halbwegs zwiſchen dem obern Rande, auf dem wir ſtanden, und dem Boden des Kraters ſich an der ſüdöſtlichen Wand deſſelben entlang zieht. Da ein ähnlicher, aber kleinerer Abſatz oder Terraſſe ſich auch an dem Nordende des Kraters befindet, ſehe ich dieſelben beſtimmt für die Ueberreſte des frühern, gegen 400 Fuß höheen Niveaus der Lava im Krater an. Der vulcaniſch thätige Theil beſchränkte ſich am Tage meines Beſuchs auf die ſüdweſtliche Ecke des Kraters, von der wir, da wir den ſüdöſtlichen Rand ereicht hatten, etwa eine engliſche Meile entfernt ſtanden, doch konnten wir deutlich ſehen, wie in einem Seebecken von etwa 500 Fuß Durchmeſſer die Lava als blutrothe, flüſſige Maſſe in ſteter Bewegung große Wogen und Wellen warf, deren dumpfes Getöſe bis zu uns heraufdrang, während aus ihrer Mitte eine beſtändige ſtarke Fontaine in die Höhe ſtieg, meiner Schätzung nach 100 bis 150 Fuß hoch, um gleich Waſſer in feurigen Tropfen in das Baſſin zurückzufallen. Andere Reiſende, mit denen ich ſpäter ſprach, haben die Höhe dieſer Fontaine bedeutend größer — ſelbſt bis auf 500 und 600 Fuß — geſchätzt, doch ſehe ich meine Angabe für den Tag meiner Anweſenheit am Mokuaweowea als richtig an. Dabei ſtieg fortwährend eine dunkle Wolke entfeſſelter Gaſe und Rauches aus dem Krater in die Höhe, während auch aus ſeparaten Spalten gelbe Schwefel- und Salpeterdämpfe entquollen. Etwas ſeitwärts von dem activen See ſtanden mehrere bis 30 Fuß hohe, anſcheinend erloſchene Eruptivkegel. Der übrige Boden des Kraters, der im Jahre 1873 durch Ueberkochen des Sees gänzlich von einer neuen Lavaſchicht bedeckt wurde, ſchien wieder völlig abgekühlt, denn überall lag eine dichte, weiße Schneedecke; in einer tiefen Spalte in unſerer Nähe war ſogar unter dieſem tropiſchen Himmel das Waſſer zu einer dicken Eisſchicht gefroren. Am Nord- ſowie am Südende des Mokuaweowea liegt je ein kleiner, kreisrunder, erloſchener Nebenkrater, durch Schluchten mit erſterm verbunden; der ſogenannte Pohakuglanalai an dem Südende iſt ſogar noch tiefer als ſein großer Nachbar *).

An dem Südoſtrande, an dem wir hielten, fand ich noch die mehrere Fuß hohen Mauern aus loſen Lavaſtücken des Lagers des Commodore Wilkes, der im Jahre 1841 mit der Vereinigten-Staaten-Fregatte „Vincennes“ den hawaiiſchen Archipel beſuchte und topographiſch aufnahm; ſeine Karte iſt in Ermangelung vollſtändiger Regierungsvermeſſungen noch heute die beſte. Seine Expedition campirte, von mehreren Hundert Kanakas begleitet, mehrere Wochen lang auf dieſer, der ſogenannten Pendulum-Spitze, deren Höhe auf 13,440 Fuß feſtgeſtellt wurde, während der höchſte Punkt des Vulcans mit 13,760 Fuß ſich auf dem Weſtrande des Kraters fand. Waſſer kocht hier bei einer Temperatur von 187° F. Sonſt iſt der Gipfel des Mauna Loa, der großen Schwierigkeit des Weges halber, nur noch von kaum einem Dutzend einzelner Reiſender beſtiegen worden, wogegen faſt jeder Beſucher Hawaiis den 10,000 Fuß tiefer auf dem Südoſtabhange und nur 30 Meilen von der Küſte gelegenen unabhängigen Nebenkrater Kilauea aufſucht. Obgleich ſchon ein paar Reiſende zu verſchiedenen Zeiten durch eine enge Schlucht am Weſtrande bis zum Boden des Kraters hinabgeſtiegen ſind (freilich im Sommer und vor 1873, als derſelbe jahrelang unthätig war), konnten wir es leider des tiefen Schnees und der beſchränkten Zeit halber nicht unternehmen.

Auf keiner andern Stelle habe ich je vollſtändige Stille und abſolute Verlaſſenheit ſo tief empfunden, als hier auf dem Gipfel des Vulcans am Rande des rauchenden Kraters. Auf ſechs bis acht Meilen im Umkreiſe zeigt ſich kein Grashalm oder Farrenblatt; nichts trifft das Auge als kahle Lava-, Schlacken- und Schneefelder, kein Vogel, kein Inſect verirrt ſich je in dieſe ſchauerliche Einöde, in der das Ohr keinen Ton als das dumpfe Brauden der flüſſigen Lavawogen und das Geziſch des ausſtrömenden Dampfes hört. Selbſt die Ausſicht iſt durch den allmäligen Abfall und den faſt ebenen Gipfel des Berges auf ein paar Meilen beſchränkt; nur über dem nordöſtlichen Rande ſteht man die noch gegen 200 Fuß höheren Gipfelzacken des Mauna Kea, „des weißen Berges“, ſich erheben.

Doch nach einigen Stunden Aufenthalt ſtellte ſich auch bei mir die unvermeidliche, durch die ſtarke Luftverdünnung verurſachte „Bergkrankheit“ (mai mauna) mit Uebelkeit, Kopfweh und Schwindel ein, ſo daß ich auf den Rückweg drang, den wir gegen drei Uhr, nach einem letzten Blicke in die rauchende Behauſung der Göttin Pele, antraten. Auf demſelben Wege erreichten wir erſt ſpät am Abend wieder unſer Lager, wo wir Alles in beſter Ordnung fanden, und die Nacht unter einem ſternenklaren Himmel zubrachten, aus dem die fünf Sterne des ſüdlichen Kreuzes zu uns herüberſtrahlten, während hoch über uns der Mokuaweowea und weiter unten in der Feene die Feuer des Kilauea blutroth glühten. Als am nächſten Tage die Sonne im Zenith ſtand, ſtiegen wir wieder vor dem gaſtlichen Kapapala aus dem Sattel.

*) Mitte März 1876 befanden ſich ſowohl der Gipfelkrater Mokuaweowea als der Kilauea auf dem Südabhange des Mauna Loa wieder in voller Thätigkeit.

Das Pflanzenreich am obern Jacuhy.

Von **Oscar Cannſtatt.**

Nachdem wir letzthin die Beſchaffenheit des Bodens in den Coloniediſtricten von S. Cruz und Mont' Alverne näher erörtert haben *), erſcheint es nicht überflüſſig, auch etwas die Zuſammenſetzung der Vegetation und ſpäterhin die Fauna in dieſen Theilen Südbraſiliens zu ſkizziren, um ein annähernd klares Bild jener Gegenden zu erhalten. Der Reichthum Braſiliens an Pflanzen und Thieren iſt ſo allbekannt, daß wir kaum beſonders auseinanderzuſetzen brauchen, welche Schwierigkeiten ſich uns entgegenſtellen, um bei ſo flüchtiger Betrachtung das Weſentliche von dem Unweſentlichen zu trennen und hervorzuheben.

Vor zwölf Jahren etwa noch deckte die ganze Fläche der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne in unüberſehbarer Ausdehnung ein dichter Urwald, in welchem das Auge, ſo weit es reichte, keine Lichtung zu entdecken vermochte. Heut zu Tage wechſeln die düſteren Wälder mit freundlichen

*) Vergl. die früheren Artikel Bd. XXIX, S. 205. 331.

Plantagen. An manchen Stellen ſind die Baumrieſen ſogar weit zurückgewichen, und niedliche Häuschen im Schatten dunkeler Orangengehölze legen Zeugniß ab von dem Wohlſtande ihrer Inſaſſen. Der eigentliche Urwald mit ſeinem Pflanzenmeer iſt darum aber noch nicht aller Pracht und Urſprünglichkeit entkleidet. Beſcheiden hat er ſich nur bis auf 300 oder 400 Schritte hinter die Wohnſtätten der Menſchen zurückdrängen laſſen und bietet dort dem fleißigen Coloniſten, wenn er die Gluth der Sonne beim Anbau ſeines Landes allzu ſehr empfindet, ein ſchattiges Obdach während ſeiner Sieſta. Als eine dichte undurchdringlich grüne Mauer erſcheint der Wald, und in der That, es iſt nicht leicht, durch dieſen lebendigen Wall ſich Bahn zu brechen. Und dennoch müſſen wir, um das Pflanzenchaos zu entwirren, durch Dornen und Lianen uns einen Weg ſuchen, durch welchen es uns vergönnt ſei einen Blick in dieſe dem Europäer gänzlich neue Welt zu werfen.

Die Braſilianer wie die Coloniſten bedienen ſich zu ſolchem Gange in den Wald eines ſogenannten „Facäos“ oder einer „Faca“ (Faſchinenmeſſer). Ohne den Gebrauch eines ſolchen iſt ſelbſt der kürzeſte Weg durch braſilianiſchen Urwald, wenn nicht oft betretene Pfade vorhanden ſind, ein Ding der Unmöglichkeit. Beiläufig bemerken wir, daß jene „Facäos“ von Jedermann, der ſich die braſilianiſchen Sitten zu eigen gemacht, getragen werden. Beſonders unentbehrlich ſind ſie aber für die Coloniſten, bei denen wir oft kleine Knaben von ſieben Jahren ſchon mit den längſten Meſſern herumlaufen ſahen. Die „Facäos“ vertreten eben die Stelle der Taſchenmeſſer, haben aber mitunter die Größe eines Infanterieſeitengewehres und werden dolchartig bald vorn, bald auf dem Rücken im Gurte getragen.

Kaum einige wenige Gewächſe des braſilianiſchen Urwaldes gleichen unſeren europäiſchen Bäumen und Sträuchern, und eine genaue Detaillirung dieſer eigenartigen Pflanzenwelt würde die Kenntniſſe eines ſehr gewiegten Botanikers erfordern. Ja dieſen ſelbſt kann manche Pflanze in Verlegenheit ſetzen, wenn mit dem blaßen Wiſſen nicht zugleich ein tieferes Verſtändniß für die ſeinen Combinationen der unerſchöpflich variirenden Natur verbunden iſt. Hat Bonpland doch, der gefeierte Gelehrte, welcher Humboldt auf ſeinen Reiſen in Südamerika lange Zeit begleitete, ein Lebensſtudium daraus gemacht und die Bequemlichkeit europäiſchen Lebens der Erforſchung ſüdbraſilianiſcher und paraguayiſcher Wälder für immer geopfert. Sein Aufenthalt in S. Borja am Uruguay, S. Anna und Corrientes, Gegenden, die wohl faſt die gleiche Vegetation haben, wie der von uns beſprochene Theil der Provinz Rio Grande do Sul, war wenigſtens nur botaniſchen Studien gewidmet. Leider iſt von jenen letzten Arbeiten des berühmten Naturforſchers ſo gut wie nichts der Nachwelt überliefert worden, da die ihn in den letzten Tagen pflegende Mulattin (er ſtarb bei S. Anna am 4. Mai 1858), den Werth der Herbarien und Schriften weder kennend noch beachtend, nur das Wenigſte noch Vorhandene ſeinen Freunden ausgehändigt hat. Dem Eindringen in den Wald beſonders hinderlich iſt das allenthalben verbreitete Rohrgras (Uricanna), welches dem deutſchen Schilfrohr in Form der Blätter und Blüthen am meiſten ähnelt. Von dieſem Rohrgras giebt es mehrere Varietäten. Es iſt eine perennirende Pflanze, welche ſich alle ſieben Jahre nur erneuert. Wichtig iſt ſie inſofern, da ſie als nie trügender Fingerzeig dem Coloniſten zur Beurtheilung der Bodengüte dient. Man kann das Rohrgras daher wohl an die Spitze der braſilianiſchen Standortsgewächſe ſtellen. Beſonders charakteriſtiſch für den Urwald aber ſind die Lianen, Cipos, und die mannigfachen Schlinggewächſe, welche von der zarteſten Ranke bis zum armdicken Tau guirlandenartig Bäume und Sträucher mit einander verbinden. Dazwiſchen treten Schmarotzerpflanzen aller Arten auf, welche die Baumrieſen mit ſchimmerndem Dunkelgrün bedecken oder als prächtige Blumen zwiſchen den Aeſten unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Andere Gewächſe wieder vereinigen in ſich die Eigenthümlichkeiten der Schmarotzer und der Schlinggewächſe und erdroſſeln in laokoontiſcher Umarmung die benachbarten Bäume. Mit dem erdrückten Stamme in ihrer Mitte, dem Luft und Nahrung entzogen, erſtarken dann dieſe mörderiſchen Lianen zu mächtig hohen Coloſſen, deren weißliche Rinde und ſonderbare, couliſſenartige Einbuchtungen die Eigenthümlichkeit der „Figueira“ verrathen.

Nächſt dem Rohrgras und den Schlinggewächſen machen ſich die vielen Arten von Dornen auf höchſt unangenehme Weiſe bemerkbar; beſonders iſt es eine Art „Mimoſa“, deren Stacheln ſich dem Gedächtniß und empfindlicher noch den Händen einprägen. Ganz außerordentlich dornig auch iſt die im Unterholz ſo ſehr verbreitete Stechpalme und der Baumfarren. Beide Pflanzen ſind eine Hauptzierde des Waldes, welchem ſie zumeiſt durch ihre Anweſenheit das tropiſche Anſehen verleihen. Der Boden iſt mit einer weichen dichten Humus-, Blätter- und Reiſerſchicht bedeckt und faule, halbvermoderte oder eben friſch vom Wind umgewarfene Stämme thürmen ſich vor uns zu anſcheinend unüberſteiglichen Barricaden empor. Zwiſchendurch bilden andere umgeſtürzte Baumrieſen ſonderbare Bogen oder Gänge, welche, mit Pflanzen überwuchert, ſich oft zu kleinen Bergen geſtalten oder ruinenhaft uns auf den Lichtungen des Urwaldes entgegenſtarren. Durchzogen von Sümpfen, Felſen und Schluchten mit wildverwachſenen Flüſſen und Bächen, gewährt der Urwald durch alle dieſe von der Natur auf einem Fleck vereinigten Abſonderlichkeiten einen Anblick der Großartigkeit, wie ihn kein Werk menſchlicher Kunſt hervorzuzaubern im Stande wäre. Der Wald als ſolcher iſt ein durchaus reiner Laubholzbeſtand, welcher nur in den Thälern nahe der Serra und in flachen Lagen mit der einzigen ſüdbraſilianiſchen Nadelholzart, dem „Pinheiro“ (Araucaria brasiliensis), theilweiſe vermiſcht iſt. Die ja auch in Südeuropa bekannte Pinie oder Braſilfichte iſt hier, ſobald der Boden, auf dem ſie fußt, nur von etwas friſcher, ſandiger Beſchaffenheit iſt, ein majeſtätiſcher Baum von mitunter über 50 Meter Höhe. Der Habitus des Baumes hat einige Aehnlichkeit mit dem unſerer nordiſchen Kiefer. Im Gegenſatz zu dieſer oftmals auf ſchlechtem Standort verkrüppelten Species zeigt ſich die Pinie aber ſelbſt auf dem ungünſtigſten Terrain als ſtolze und ſchlanke Vertreterin der Cauiferen. Am häufigſten findet ſich der Baum in dem ſogenannten „Pinheiral“ am Wege von S. Cruz nach S. Amaro. So beliebt, wie bei den Braſilianern die Früchte der Pinien, die „Pinhäos“, ſind, welche in Form von coloſſalen Zapfen in der Größe eines Männerkopfes und noch größer ziemlich maſſenhaft vorkommen, ſo unbeachtet würde der Baum von Seiten der Coloniſten bleiben, wenn nicht das Holz ein ziemlich geſuchtes Tiſchlermaterial wäre, welches dem deutſchen Fichtenholz wenig nachgiebt. Die Pinie übernimmt, beiläufig bemerkt, als junges Stämmchen bei unſeren Landsleuten in Braſilien die Rolle des Weihnachtsbaumes, wozu ſich die ſehr regelmäßig gewachſenen Schößlinge trefflich eignen, wenn auch die langen ſpitzen und ſpröden Nadeln bei Weitem empfindlicher ſtechen, als unſere nordiſchen Chriſtbäumchen.

Außer der Pinie findet ſich in den Wäldern der Coloniediſtricte keine Coniſere. In die Augen fallend durch das helle, friſche und ſaftige Grün der Blätter ſind für den Europäer die Palmen. Sie bilden in der Provinz Rio Grande da Sul zwar keine reinen Beſtände, doch treten ſie hier und

Digitized by Google

do ſo maſſenhaft auf, z. B. an einigen Hängen der Berge von Mont' Alverne, in dem von den Deutſchen mit dem Namen „Holländerloch“ bezeichneten Theile der Colonie, daß das übrige Laubholz daneben gänzlich verſchwindet.

Unter den Palmen, deren es eine Menge von Gattungen und Abarten giebt, iſt wohl die häufigſte die „Gérivá“, welche den bekannten Palmkohl oder „Palmitto“ liefert, der aus dem Marke des Stammwipfelſtückes gewonnen wird. Es iſt dies auch diejenige Palmenart, mit der wir es hauptſächlich auf den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne zu thun haben und die ſchlechtweg von den Deutſchen „Palmitte“ genannt wird. Trotz ihrer großen Härte an der Außenſeite des ſchlanken Stammes, der ſich nach dem Wipfel zu in regelmäßiger Progreſſion verjüngt, iſt es doch ungemein leicht, den Stamm in dünne Lotten zu ſpalten, die unter dem Namen Palmenrippen oder Palmitten (Ripas do Palmitto) von den Deutſchen als Sparren beim Decken der Häuſer verwendet werden.

Nächſt den Palmitten finden ſich noch, aber nur ſehr ſpärlich, auf den Colonien auch andere ſüdbraſilianiſche Palmenarten, wie die „Gomiuwa“ und „Bopurungo“, welche indeſſen mehr in der Gegend von S. Leopoldo heimiſch ſind. Gänzlich vermißt man die Kokos- und die Dattelpalme.

Ein palmenähnliches Gewächs, welches man häufig an der Grenze der Araucarien-Zone und an lichteren Stellen des Urwaldes antrifft, iſt ferner ein baumartiges Farrenkraut, das oft in Stämmen von erſtaunlicher Höhe vorkommt.

Die Stämme der übrigen Waldbäume erheben ſich in der Regel zweig- und blattlos bis zu 15 und 20 Meter Höhe und veräſten ſich dann gewöhnlich in einige knorrige Zweige, die ſchließlich jene oben abgeplattete von Schlinggewächſen, Moos und Flechten durchzogene, umfangreiche oder dünnlaubige Blätterkrone tragen.

Die Stämme, welche von der dünnſten, ſchwanken Ruthe bis zu Coloſſen von 2 Meter und mehr Durchmeſſer durcheinander ſtehen, haben eine im Allgemeinen nur dünne, weniger zerriſſene, als von Pilzen und Schmarotzergewächſen dichtbedeckte und durchſetzte Rinde. Ein beſonders ehrwürdiges Ausſehen verleiht den älteren Bäumen an den Nordhängen der Berge die Fülle des ſie überwuchernden Bonnbartes (Tillandsia usneoides L.), der in langen Büſcheln an Stamm und Zweigen herumflattert. Charakteriſtiſch für die Bäume iſt auch die im Gegenſatz zu den Blättern unſerer europäiſchen Laubholzarten härtere Subſtanz und durchgängig dunklere Färbung der Blattmaſſen.

Als beſonders erwähnenswerth gerade unter jenen Bäumen, deren Blätter dieſe pergamentartige Beſchaffenheit im höchſten Grade beſitzen und durch ſeine Häufigkeit zugleich auffallend, möchten wir den „Matanho“ (Mord des Auges), ein wahres Unkraut der Wälder, hervorheben. Der „Matanho“ erwächſt bis zu großer Stärke, hat eine riſſige, graue, unſeren Eichen ähnliche Rinde und führt — dies iſt von weiterm Intereſſe — zwiſchen Splint und Rinde eine weiße Milch, welche für ein ſtarkes Gift ausgegeben wird. Beſonders ſchädlich iſt der Saft den Augen, deren Erblinden er herbeiführen ſoll, wie dies im Namen ſchon ausgedrückt iſt. Wenn die Leute einen ſolchen Baum umzuhauen genöthigt ſind, ringeln ſie daher den Stamm, um das Spritzen des Saftes zu verhüten, mit einem Meſſer unter- und oberhalb der Stelle, wo die Axt eingeſchlagen werden ſoll, und warten bis der Saft etwas abgelaufen iſt. Das Holz von Matanhenſtämmen iſt übrigens eines der ſchlechteſten und unbrauchbarſten im Walde, welches nicht einmal zu Brennmaterial tauglich ſein ſoll.

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieſer Stelle jedes Baumes wenn auch mit noch ſo wenig Worten Erwähnung thun, der in den Wäldern der Coloniebiſtricte vertreten iſt, da die Anzahl zu groß iſt. Wir ſelbſt haben über 100 verſchiedene Holzarten daſelbſt kennen gelernt, und Nach verſicherten uns Braſilianer, daß es noch bei Weitem mehr in der Umgegend gäbe. Die nutzbarſten und häufigſten ſind etwa die verſchiedenen „Ipé-, Angico-, Gropiapunha-, Timbauva-, Cedro-, Canella-, Batinga- und Tajuva-Arten. Ferner der Guajuviro, Cabriuva, Tarumã, Cambará, Araeiro, Congirano, Louro, Cafeo, Piquiá, Caxeta und Guabiroba. An mehreren Orten findet ſich auch der Congonha (Ilex paraguayensis), deſſen Laub zur Herſtellung des bekannten Paraguaythees (braſilianiſch Herva maté) dient. Manche der Bäume tragen eßbare Beeren oder Früchte, andere wieder ſind wichtige Medicinalgewächſe, die meiſten aber zeichnen ſich durch ihr ſchönes Holz aus. An den Ufern der Flüſſe iſt auch in jenen Gegenden das Bambusrohr heimiſch, welches ſich oft bis tief in den Wald hinein verbreitet. Es iſt von der Dicke eines Armes und ſtärker noch, ohne die Zerbrechlichkeit anderer Rohrarten zu theilen. Die Sprößlinge des Bambusrohrs erreichen die Höhe der größten Bäume, ſtehen in dichten Bündeln beiſammen und laſſen zwiſchen ſich kaum eine Spanne Raum. Dabei verwickeln ſich die zwar kleinen, aber außerordentlich zähen und mit Dornen bewachſenen Zweige, welche aus den knotigen Anſätzen des Stammes hervorſproſſen, ſo in einander, daß es nicht anders möglich iſt, ſolchen Bambuswald zu durchkreuzen, als indem man ſich Schritt für Schritt mit wuchtigen Meſſerhieben Bahn zu brechen ſucht. Die Verwendbarkeit des Bambus iſt eine ſehr mannigfache. Man verfertigt Gefäße, Matten (Esteres) und Geräthſchaften aller Art daraus.

An Blumen und duftigen Kräutern iſt der Wald nicht minder reich, als an Bäumen und Sträuchern. Mit dem prächtigen Purpurroth der ſogenannten „Borkblätter“ wechſeln die ſafrangelben Blüthen von Schlinggewächſen und Winden. Wilde Fuchſien prangen neben üppigen Orchideen, und unerſchöpflich ſcheint die Laune der Natur in der Combination von Form und Farben. Arm dagegen iſt der Wald an Singvögeln und dergleichen mehr. Zwar iſt die Pflanzenwelt belebt von zahlreichen Schmetterlingen, Käfern, Vögeln und Vierfüßlern; aber das liebliche Concert des deutſchen Waldes vermißt man ſchmerzlich. Es iſt dem Auge ungleich mehr geboten als dem Gehör. Während buntſchillernde „Peixoſores“ (Blumenküſſer) — ſo bezeichnen in poetiſcher Auffaſſung die Braſilianer die Colibris — ſich in den Lüften wiegen, verloſſen höchſtens geſchwätzige Papageien kreiſchend den nächſten Baum. Dazwiſchen, namentlich des Morgens, beginnen die rothhaarigen Brüllaffen (Mycetes seniculus und ursinus) ihr unharmoniſches Concert, oder niedliche, ſchwarze Pfifferäffchen, von Neugierde geplagt, wagen ſich mit den ihnen eigenthümlichen Lauten hervor, um zu ſehen, wer die heilige Ruhe der Waldeinſamkeit zu ſtören wagt. Von fern läßt wohl auch der „Ferreiro“ (Schmied), ein ſchneeweißer, taubenähnlicher Vogel mit ſmaragdgrünen Achſelflecken, ſeinen weithin tönenden Schlag vernehmen.

Dies iſt das Bild des Urwaldes. Auf den gelichteten Flächen, wo die Cultur ſich immer weiter vordrängt, wird die Vegetation durch eine ebenſo große Anzahl von Agriculturpflanzen vom üppigen Gras der „Campos“ (Prärien) bis zu den vielbeſungenen Orangen und mannigfachen Obſtbäumen des ſüdlichen Amerikas repräſentirt. Die Orange in erſter Linie, die wir in Deutſchland ſo mühſam in Treibhäuſern zur Blüthe bringen, iſt dort zu Hauſe und ihre Früchte erquicken den Colouiſten an Stelle der nicht ſonderlich gedeihenden europäiſchen Obſtbäume. Neben den vieler-

Digitized by Google

lei Laranjeiro- (Orangenbaum-) Arten, von denen wir nur die Laranja doçe, L. tangerina und L. do embigo erwähnen, dienen saftige Limanen, Cyder, Pfirsiche, Marmelen, Feigen und Ananas dem Bewohner jener Gegenden zur Erfrischung. Ganz besonders beliebt ist aber die „Banana", das einzige Fruchtgewächs, welches dem Europäer in der Regel gänzlich fremd ist. Die Pflanze gehört zu den Halmgewächsen mit hahlem Stumm, der in Windungen bis zu einer ziemlichen Höhe emporsteigt. Die stiellosen Blätter stehen nach auswärts geneigt als sehr breite, unendlich lange Scheiden um den eigentlichen Stamm herum. Die Früchte hängen traubenartig an emporsteigenden langen Stielen herab. Selten hat ein Stamm mehr als eine solche Traube; doch trägt dieselbe allein gegen hundert jener wohlschmeckenden Früchte, die zu den besten gehören, welche Brasilien aufzuweisen vermag. Sobald die Früchte reif sind, erstirbt der Stamm und treibt aus der Wurzel neue Schößlinge. Die Frucht selbst hat die Gestalt und Größe einer kleinen Gurke, läßt sich sehr leicht schälen und bietet dann eine weiße, kernlose Fruchtmasse, welche in Geschmack und Farbe große Aehnlichkeit mit einer recht saftigen und gewürzigen Birne hat. Ihres gefälligen Aussehens und ihrer Früchte wegen versäumen die Colanisten selten, einige Bananen in der Nähe ihres Wohnsitzes an einem Bache, denn dies ist der ihr vornehmlich zusagende Standort, anzubauen und zu pflegen. Europäische Obstbäume sind, wie schon oben bemerkt wurde, selten. Von Beerenfrüchten gedeiht allein fast die Brambeere und die durch Einwanderer übergeführte englische Gartenerdbeere. Bezüglich der Feldfrüchte, welche fleißige Hände auf dem dem Urwald abgerungenen Boden meist mit wenig Mühe erziehen, hoffen wir gelegentlich in einem der folgenden Abschnitte Einiges mittheilen zu können. Nach der vorstehenden Schilderung schon wird man aber gestehen müssen, daß der Reichthum des Bodens und seine Productionskraft eine ganz außerordentlich große sein muß.

Aus allen Erdtheilen.

Professor Williams über ostindische Zustände.

Nach den zahlreichen und lange fortgesetzten Berichten über die Festlichkeiten, welche dem Prinzen von Wales zu Ehren veranstaltet wurden und die mit all' ihrer indischen Pracht in ihrer steten Wiederholung auch dem eifrigsten Leser englischer Zeitungen sehr langweilig geworden sein mögen, bringt die „Times" in einem Briefe des Sanskritprofessors Mr. Monier Williams endlich einmal eine Zusammenstellung der Eindrücke, welche nicht die Festlichkeiten, sondern die Zustände Indiens auf einen im Gefolge des Prinzen reisenden Gelehrten gemacht haben. Aus diesem Berichte, der uns Indien in seiner gegenwärtigen Lage mit großer Schärfe und durchdringender Klarheit, frei von jeder Schönfärberei vorführt, fügen wir die besonders hervorzuhebenden Punkte zu nachstehender Skizze zusammen.

Die Bevölkerung besteht aus einem merkwürdigen Gemische aller möglichen Menschenracen, doch sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen ebenso bedeutend wie bei denjenigen der kaukasischen Race in Europa. Ebenso sind auch alle Sprachfamilien vorhanden, arisch, semitisch und turanisch. Hindostanisch, die allgemein gebräuchliche Sprache, entspricht ebensosehr als in England die englische, auch hier dem Völkergemische der Eingeborenen. Wenn man auch behauptet, daß die englische Sprache einmal die Stelle der hindostanischen einnehmen wird, so sind davon sehr wenige Anzeichen zu bemerken; im Gegentheil hat sogar das Englische, wenn auch an den Regierungssitzen gebräuchlich, unter der Masse der Bevölkerung noch gar keine Verbreitung gefunden, und wenn es auch viele Eingeborene in den größeren Städten des Innern fließend sprechen, so wird es doch nur erlernt, um damit die Befähigung zu einer Regierungsanstellung zu erlangen.

Von Religionen sind Brahmanenthum, Buddhismus, Islam und Christenthum vertreten. Das Brahmanenthum ist bei den Gebildeten entweder ein reiner Pantheismus oder ein pantheistischer Deismus. Es pflegt den Bilderdienst, der aber bei den unteren Volksclassen natürlich zum Götzendienst ausartet. Der Buddhismus existirt in reiner Form nicht mehr in Indien; er ist dem Brahmanenthum ähnlich, hat aber weder ein höchstes Wesen noch Kasten oder Opfer.

Der Islam, welcher etwa 41 Millionen Anhänger zählt, hat seine Verbreitung den mohammedanischen Eroberern zu verdanken, welche die Hindus zum Uebertritte zwangen. Das Christenthum macht hauptsächlich in den unteren Classen und bei den reinen eingeborenen Stämmen Proselyten. Die meisten Erfolge erzielen die Missionsschulen, allein die Kastenunterschiede bilden große Hindernisse. Die gebildeten Classen Indiens stehen meist auf dem Standpunkte des mehr oder weniger reinen Deismus, denn Erziehung und Aufklärung haben allem Aberglauben und Götzendienst die Basis entzogen. Von allem öffentlichen Gottesdienst ist sehr wenig mehr übrig geblieben und beschränkt sich derselbe hauptsächlich auf Verehrung von Gegenständen, wie Felsen, Bäumen ꝛc., und auf die pünktliche Beobachtung der verschiedenen Ceremonien bei Geburten, Heirathen und Begräbnissen. Die großen Kasten haben sich in unzählige kleine zersplittert, die sich durch kleine Verschiedenheiten im religiösen Ceremoniell unterscheiden. Nationalitätsgefühl und Patriotismus sind beinahe unbekannt, dagegen die Familienbande von ungemeiner Festigkeit.

Dem unbefangenen Beobachter können die Fortschritte unter Englands Scepter unmöglich entgehen. Während man gern glaubt, daß Indien dazu benutzt wird, um politische, sociale und militärische Experimente damit anzustellen und die Engländer mehr auf die Erhaltung ihres Prestige und die Entwickelung des Handels als auf die Wohlfahrt des Landes sehen, so ist doch überall die gute Absicht und die Wirksamkeit ihrer Verwaltung zu erkennen. Das Ball ist politisch unselbständig, und die 450 mehr oder weniger abhängigen Staaten unter der Regierung ihrer Fürsten bieten ebenfalls große Schwierigkeiten, welche letztere durch Eisenbahnen und Telegraphen insofern vermehrt worden sind, als die Centralisation der Leitung im auswärtigen Amte zu London manche Fragen complicirt.

Es wird oft gesagt, daß wenn die Engländer mit der Erziehung des Volkes so fortfahren, sie Indien bald verlieren werden, allein trotzdem darf von derselben nicht abgesehen werden; allerdings ist die Art und Weise der Bildung zu bemängeln. Schulen aller Grade sind überall vorhanden und die Ansprüche keine geringen; es ist aber doch erst ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung geschult; die großen Massen sind von den Gebildeten durch eine Riesenkluft getrennt. Dabei ist zu befürchten, daß die Schulen mehr Instruction als Erziehung bezwecken, also den Geist mit Wissen versorgen, ohne den Charakter zu bilden und zu heben. Diese Art Erziehung ist zwar besser als keine, allein sie flößt den jungen Leuten zu viel Selbstgefühl ein, nimmt ihnen ihre Re-

Digitized by Google

ligion, ohne ihnen andere Principien zu geben, läßt sie die Lebensweise und Beschäftigung ihrer Väter verachten und läßt sie die Wissenschaft nur als Brücke zum Staatsdienst betrachten, in den sie unmöglich alle eintreten können. Erst kürzlich waren für eine Stelle mit nur 15 Rupien monatlich 500 Bewerber vorhanden. Die Enttäuschten wenden sich aber nicht zum Handwerk, sondern bleiben unzufriedene Elemente, die in der Presse der Eingebarenen dann den Abfall predigen. Man glaubt, daß es besser wäre, den Indiern praktische Ausbildung in ihrem Lebensberuf zu geben und nur Einzelne zu Höherm zu erziehen. Die weibliche Erziehung steht noch auf einem sehr niedern Standpunkte.

Die Frage, wie sich die Eingebarenen der englischen Regierung gegenüber verhalten, ist dahin zu beantworten, daß sich zwischen Engländern und Indiern noch eine große Kluft befindet, die seit der Erhebung immer weiter wird und schwerer zu überbrücken scheint. Es ist auffällig genug, daß in jeder Stadt das europäische Quartier vollkommen abgesondert liegt, daß man in der Eisenbahn Indier und Europäer nicht in denselben Wagen beisammen sieht; dies und noch viele andere Umstände heben den Racenunterschied grell hervor. Dies hat zur Folge, daß die Indier sich unterdrückt fühlen und die Massen sich lieber unter der schlechten Regierung eigner Landesherren befinden würden. Es ist die wichtigste Pflicht der Engländer, in jeder Weise eine engere Verbindung und mehr Gegenseitigkeit mit den Eingebarenen einzugehen, und die Schwierigkeiten der Situation können in die Fragen zusammengefaßt werden: „Wie können Regierung und Unterthanen sich näher gebracht werden, und auf welche Weise wären mehr beiderseitige Sympathie und aufrichtigere Gefühle zu erzeugen?“

Tammy Windich †.

Mit Bedauern verzeichnen wir den Tod des westaustralischen Eingeborenen Tammy Windich, welcher den Reisenden John Forrest auf dessen beiden Entdeckungsreisen von Perth über Land nach Adelaide begleitete. Tammy war jetzt wieder der Eucla Telegraph Construction Party beigegeben, welche mit der Legung eines Landtelegraphen von King George's Sound nach Port Eucla, der östlichen Grenze der Colonie, beschäftigt ist, und starb am 3. März 1876 in Esperance Bay, 122° östl. L. Gr., an der Wassersucht. Mr. John Forrest widmet diesem verdienten Eingebarenen im „Perth Inquirer“ folgenden Nachruf. „Dieser treue und intelligente Eingeborene ist auf dem Felde der Forschung gestorben, wo er so viele Jahre thätig war. Er war noch ein junger Mann und betheiligte sich an allen Forschungsreisen, welche in den letzten zehn oder zwölf Jahren in dieser Colonie unternommen wurden. Er begleitete Mr. Hunt, Mr. Alexander Forrest und mich. Zweimal durchkreuzte er mit mir den Westen des Continents und nahm an dessen Erforschung einen sehr hervorragenden Antheil. Er besaß große Kenntnisse des Innern Australiens und war ohne alle Frage der erfahrenste und beste Buschmann in der ganzen Colonie. Ich werde dafür sorgen, daß er anständig beerdigt, sein Grab eingehegt und mit einer passenden Inschrift versehen werde. Mir, dem er bei vielen beschwerlichen Reisen oft der einzige Gefährte war, ist die Nachricht von seinem Tode tief zu Herzen gegangen, und ich fühle, daß ich in ihm einen alten, bewährten Begleiter und Freund verloren habe.“ H. G.

— Im Königreiche Birma, dessen Beherrscher bekanntlich den Engländern nicht sonderlich hold ist und sich zum Vasallen Chinas erklärt hat, haben die Italiener augenblicklich den meisten Einfluß erworben und die übrigen Europäer aus der Gunst des Königs verdrängt. Italienische Ingenieure errichten jetzt in der Hauptstadt Mandalay eine Kanonengießerei, vier italienische Büchsenmacher arbeiten an Hinterladern eines neuen Systems und verhelfen so dem Könige zu Waffen, welche von auswärts einzuführen ihn die Engländer verhindern. Endlich ist einer italienischen Gesellschaft die Bewilligung ertheilt worden, Mandalay mit der englischen Grenze durch eine Eisenbahn in Verbindung zu setzen, welche mindestens 40 deutsche Meilen lang und in 6½ Jahren vollendet werden soll. Im kommenden Herbst werden die nöthigen Ingenieure aus Italien in Birma eintreffen, um die Arbeiten zu beginnen. Möge das der Anstoß werden zu genauerer Durchforschung des Landes, das bis heute größtentheils für uns völlig unbekannt ist und von kaum einem Dutzend wissenschaftlicher Reisenden besucht wurde! Eine interessante und vortrefflich illustrirte Darstellung des Landes und vieler der neueren Reisen daselbst finden unsere Leser übrigens in Friedrich v. Hellwald's „Hinterindische Länder und Völker“ (aus dem neuen Cyclus „Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen.“ Leipzig, Otto Spamer 1876. Mit 74 Abbildungen. Preis 6 Mark).

— Wie das „Athenäum“ hört, ist kürzlich auch in Korea eine Zeitung gegründet worden, welche sich betitelt „Eine fromme und officielle, die von Jedermann gelesen werden müßte.“

— Für die Gläubiger der Republik Paraguay — sagt die „Brazil and River Plate Mail“ — mag es interessant sein zu erfahren, daß die dortigen Mitglieder des Congresses jetzt ohne Schuhe an den Füßen Gesetze erlassen.

— Die Kaffern haben neuerlich ihre holländischen Nachbarn beunruhigt. In unverschämten Briefen haben sie die Weißen des Diebstahls beschuldigt und das Land bis zum Krokodilfluß beansprucht, indem sie auch gleichzeitig den Boers befahlen, ihre Forms zu verlassen. Dies thaten die letzteren jedoch erst, als drei bewaffnete Kaffernzüge über die Grenze gingen. Einer derselben ging bis auf wenige Stunden an Leydenburg heran, so daß die Regierung von den Boers, welche ein Lager bezogen hatten, um Hülfe gebeten wurde. Diese aber wußte weder zu rathen noch zu helfen; doch brauchte man sie glücklicherweise nicht, da die Kaffern ihre Streitkräfte plötzlich wieder zurückzogen. Diese Grenzverletzung sollte jedoch keinesfalls ruhig hingenommen werden, denn es ist höchste Zeit, den Uebergriffen der immer übermüthiger werdenden Kaffern Schranken zu setzen.

— Um die Seidenzucht in Australien einzuführen, hat die Regierung von Victoria einem Italiener, Chevalier Bruno, unter bestimmten Bedingungen ein Areal von 5000 Acres übergeben, um dort Maulbeerbäume zu pflanzen, wofür er eine jährliche Pacht von 6 P. (50 Pfg.) per Acre zu entrichten hat. Die Anlage und der Betrieb des Unternehmens soll durch eine Actiengesellschaft erfolgen.

— Die in Nr. 22 des vorigen Bandes berichtete Sendung von Lachseiern ist in Australien angekommen, und zwar befanden sich nach ein Viertel bis die Hälfte derselben am Leben. Am besten hat sich die Verpackungsmethode von Mr. Yant bewährt, da die von ihm gepackten Kisten die meisten lebenden Eier enthielten. Die in den Brutkästen nachträglich eingetretene Sterblichkeit läßt nach dem „Field“ sehr wenig Hoffnung, daß dieser Versuch gelingen werde. Doch wird man mit weiteren Versuchen nicht nachlassen.

Inhalt: Ein Ausflug nach Canada. III. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Zur Völkerkunde Madagaskars. (Mit einer Abbildung.) — Am Gipfelkrater des Mauna Loa. Von Franz Birgham. — Das Pflanzenreich am obern Jacuhy. Von Oscar Cannstatt. — Aus allen Erdtheilen: Professor Williams über ostindische Zustände. — Tammy Windich †. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 1. Juli 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

F i u m e.

Wir hatten den Maler Charles Iriarte in seinen Schilderungen mit Feder und Stift längs der Westküste Istriens bis Pola und in dessen Umgebung begleitet (s. Bd. XXVIII, S. 1, 17, 209 und 225); folgen wir ihm jetzt weiter an den östlichen Gestaden des Adriatischen Meeres nach Süden hinab.

Zwischen Istriens Ostküste und dem gegenüberliegenden Festlande, das zum Königreich Croatien gehört, ziehen sich zwei Reihen langgestreckter Felsinseln hin, welche meist aus demselben Kalke bestehen, wie der Karst und ein Theil der Südalpen. innen, nahe dem Festlande, die Inseln Veglia, Arbe und Pago; außen, mehr seewärts, Lussin und Cherso. So entstehen drei Meeresstraßen, die sich weit in nordsüdlicher Richtung hinziehen: der Canal della Marlacca zwischen dem Festlande einer-, Arbe und Veglia andererseits; zwischen letztern und Lussin und Cherso der Canal del Quarnerolo und schließlich zwischen Lussin und Cherso und der istrischen Küste der Quarnero. Inseln und Klippen, langgestreckte Halbinseln, tiefeinschneidende Meeresbuchten und stets steil aufsteigende Küsten sind die charakteristischen Merkmale dieses Gebietes, welches der Geograph in derselben Weise, wie die von den Hellenen besiedelten Länder nicht in Meer und Land zerlegen darf, sondern gemäß der Amphibiennatur seiner Bewohner in seiner Zusammensetzung aus Fels und Wasser als ein Ganzes zu betrachten gezwungen ist. Wie die einzelnen Gipfel und Spitzen einer Alpenkette, die von dem Sturme der Bora und den schäumenden Wellen zernagt und ausgefressen sind, ragen die Eilande über dem Meere empor.

„Man stelle sich — sagt Heinrich Noë (Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, 1870; ein hochinteressantes Werk, wie alle die zahlreichen Wanderbücher des genialen und scharf beobachtenden Verfassers) —, man stelle sich die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Gestein grenzt, mit Wasser angefüllt vor: die hohen Gebirge ragen noch über seinen Spiegel hinaus, die niederen sind von ihm begraben, die mittleren schauen mit schmalen Rücken nothdürftig darüber hinweg — das ist Dalmatien, über solche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.“ Wenn sich aber die Bora von den Höhen des Karstgebirges heradstürzt auf das Adriatische Meer zu ihren Füßen, oder von Süden die Winde heraufblasen, so finden sie wohl in den weiten Golfen von Triest und Venedig Raum genug zum Austoben; hier aber in den engen Canälen brechen sie sich und verfangen sich und wühlen die Gewässer der fast rings umschlossenen amphitheatralischen Becken so mächtig auf, daß die erfahrensten Schiffer — und bessere als die dalmatischen sucht man seit den Römerzeiten weit und breit vergebens! — sich nicht aus den tiefen, stillen und sicheren Zufluchtshäfen herauswagen.

Ueberaus reich an Fischen ist dieser Meerbusen, so daß die Bewohner seiner Küsten nicht im Stande sind, den Ueberfluß zu bewältigen, und die Fischer von Chiaggia vom venetianischen Strande herüberkommen, um ungestört ihren Theil an dem Meeressegen einzuheimsen. Im November verlassen sie, wohl 250 Leute auf 50 bis 60 Barken, die „Bragazzi“ heißen, ihre Heimath und verweilen bis gegen Ostern hin in den österreichischen Gewässern.

Terzatto, Schloß der Frangipani bei Fiume

Reihe um machen fortwährend einige der Barken die Rückfahrt nach Chioggia und Venedig, um dort ihren Fang abzusetzen, der durchschnittlich im Jahre 400,000 Kilogramm betragen und einen Werth von 120,000 Mark repräsentiren soll. Eigenthümlich ist diesem Meerestheile eine Art Krebse, scampi genannt, die nur in norwegischen Fjords wieder vorkommen sollen und als Zuthat zum Risotto hoch in Ehren stehen.

Die größte Stadt der ganzen Gegend ist Fiume im innersten, herrlichsten Winkel des ganzen Golfes. So kahl und jeden Pflanzenwuchses bar die Felsgestade des Quarnero bei der Punta bel Promontore, Istriens südlichster Spitze, und nördlich davon sind, so lachend und fruchtbar erscheinen sie, sobald man die engste Stelle des Canals hinter sich hat, von Moschienizze bis Fiume. Dort gleicht das Land, durch die Insel Cherso gegen den Wind geschützt, einem reichen Garten. Aber setzt man die Umfahrung des Golfes von Fiume weiter südlich über Porto Re und Buccari (s. Abbildungen aus der gleichnamigen Bucht in Bd. XXVIII, S. 228 und 229) bis Novi und Zengg fort, so tritt man bald wieder in das Gebiet der grauen, nackten Felswüsten ein.

Fiume, von den Deutschen St. Veit am Flaum geheißen, eine königliche Freistadt, bildet mit drei Dörfern das sogenannte ungarische Littorale, einen zur ungarischen Krone gehörigen Annex, der direct dem ungarischen Ministerium untersteht, in der Magnatentafel durch seinen Gouverneur und in der Repräsentantentafel durch einen Abgeordneten vertreten ist. Diese einzige Hafenstadt Ungarns nimmt sich von außen mit ihren weißen, palastähnlichen Häusern, der schönen Schiffsländе und den hohen Bergen dahinter stattlich genug aus. Der weite Hafen, der 30 bis 40 Dreimastern und doppelt so vielen Küstenfahrern Aufnahme gewährt, die ansehnlichen Werften, die gefüllten Magazine, der breite Corso, die sprudelnden Brunnen, Alles giebt ihr den Anschein einer blühenden, thätigen, sich rastlos entwickelnden Stadt. Durch zwei Bahnen mit dem getreidereichen Ungarn verbunden, nimmt sie auch im Handel keine unbedeutende Stelle ein (1871 liefen 2304 Schiffe von 116,959 Tonnen mit Waaren im Werthe von über 9 Millionen Gulden ein, leer 315 Schiffe von 20,502 Tonnen, während 1383 Schiffe von 103,189 Tonnen für 5,637,545 Gulden Waare exportirten und 779 Schiffe von 40,269 Tonnen leer ausliefen) und besitzt außer dem Schiffsbau eine lebhafte Industrie in Mehl, Chemikalien, Segeltuch, Leder und Papier. Ihre jetzigen (seit 1868) Herren, die Magyaren, haben sich nach Kräften bemüht, durch nicht unbedeutende Opfer die Stadt zu heben — aber diese soll trotzdem die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht recht erfüllen. Möglich auch, daß diese Hoffnungen zu überschwänglicher Natur waren, als daß sie der Hafenort in so kurzer Zeit realisiren konnte. Während die meisten Städte dieses Küstenlandes die ein halbes Jahrtausend währende Herrschaft der Venetianer in ihrem Aeußern keinen Augenblick verleugnen, ist es in Fiume, wenigstens in der Unterstadt, deren Grund und Baden zum großen Theile seit etwa funfzig Jahren dem Meere abgewonnen worden ist, den Magyaren gelungen, Alles mit einem ungarischen Firnisse zu überstreichen. Da findet man einen Corso Deak, einen Abamich-Platz, eine Kossuth-Straße und Uraeny-Promenade; da sind große Brauereien mit freundlichen, weißschürzigen Kellnerinnen und schmurrbärtigen Musikanten, wie in Pesth (Budapescht, wie es jetzt officiell genannt wird), und jedes Gasthaus hat zur ebenen Erde seine „Schwemme“; in magyarischer Sprache sind die Bekanntmachungen und Ladenschilder abgefaßt und ungorische Ansprachen beschwören die Urwähler, den Deutschen und Italienern nicht das Oberwasser in der Stadtverwaltung zu belassen. Dieser neumodische Ueberzug verschwindet aber sofort, wenn man den Uhrthurm des Corso hinter sich hat und die schmutzige Altstadt, die spöttisch Gomila, d. i. Haufen, heißt, betritt. Stufenförmig zieht sich dieselbe den Berg hinan, und enge Treppen führen unter niedrigen Bogen hindurch zu winkeligen Gäßchen, wo in unsauberen Osterien italienischer Gesang erschallt und neuer Wein getrunken wird. Noch weiter hinauf sind niedliche Villen am Bergeshange zerstreut, und dann sperrt ganz oben der graue nackte Fels, von dem sich schäumend die Fiumara hinabstürzt, den Weg.

Dieser Fluß entspringt als Rečina etwa $2^1/_2$ deutsche Meilen nördlich von Fiume und mündet östlich der Stadt in das Meer. Seine alte Mündung — dem Flusse selbst grub man eine neue — wurde schon unter Maria Theresia durch Ausbaggern zu einem Hafen umgewandelt und mit mächtigen Ufermauern versehen, an denen alle Holzschiffe ankern. Dort ist der hübscheste Platz in Fiume. Die alten Bäume am Ufer überragen noch die Masten der dort ankernden Schiffe; gut gebaute Häuser begrenzen die breite und belebte Anlände und eine Reihe von Pfählen, deren jeder einen lebensgroßen geschnitzten Türken- oder Ungarnkopf trägt, trennt den Fuß- vom Fahrwege. Dieselbe Verzierung findet sich übrigens an den Schlußsteinen der Thore von sämmtlichen bedeutenderen Gebäuden der Stadt, an allen Bogen, ja selbst an den Schmuckfachen, den Ohr- und Armringen aller Anwohner und Anwohnerinnen der Quarnero bis hinauf zu den Fiumaner Damen wieder — Iriarte will sie nicht unwahrscheinlicher Weise als eine festgewurzelte, wenn auch jetzt unverstandene Erinnerung an den Sieg auffassen, welchen Belo IV. 1232 bei Grobnik unweit Fiume über die Osmanen davon trug.

An merkwürdigen Gebäuden besitzt die Stadt, welche 1870 13,314 Bewohner zählte, fast nichts: die alte Hauptkirche mit antikisirendem Portale, die Veits-Kirche, eine Nachahmung der Maria della Salute in Venedig und ein hübsches Theater vom Jahre 1801 sind einzig der Erwähnung werth. Die interessanteste Baulichkeit liegt außerhalb des Ortes: es ist das alte Schloß der Familie Frangipani auf dem Berge Tersat oder Terzatto, welcher den Namen der einstigen Römerstadt Tarsatica bewahrte. Neben demselben erhebt sich ein Franziskanerkloster, ein Wallfahrtsort, zu welchem eine Treppe von 400 Stufen führt, die sich über der Schlucht der Fiumara an den Felsen hinaufzieht. Schon unten bei der Stadt, wo die Treppe unter einem hübschen Thorbogen ihren Anfang nimmt, hat eine wunderthätige Madonna ihren Sitz, welcher Städter wie slavische Bauern gleicher Weise ihre Huldigung darbringen. Damen, in Trauerkleidern und von Dienern begleitet, entledigen sich unter dem Bogen ihrer Schuhe und steigen barfuß die 400 Stufen hinan.

Die Trümmer des Schlosses der Frangipani wurden 1813 Eigenthum des Feldmarschalls Grafen Nugent, eines Irländers in österreichischen Diensten, der sie vor völligem Untergange bewahrte und den einstmaligen Kerker zu seiner Gruft bestimmte. Nur hat er zwischen die alten Umfassungsmauern aus dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert und den hübschen viereckigen Thurm aus der Zeit der Renoissance ein kleines Alterthümermuseum in Gestalt eines schrecklich modernen, weißen griechischen Tempels hingepflanzt, der den Eindruck des Ganzen arg stört. Herrlich aber ist die Aussicht, die man von der Spitze des Thurmes genießt, wendet man nun seine Blicke landeinwärts, wo man das steilabfallende Thal der Rjeka (Fiumara) mit den zahlreichen industriellen Anlagen, die ihre Wasserkraft benutzen, hinauf-

Thunfischfang im Busen von Preluca

Digitized by Google

ſieht, oder läßt man das Auge weit hinaus über das Meer und ſeine felſigen Inſeln ſchweifen.

Hiſtoriſche Erinnerungen mancherlei Art werden dort oben wach: in einem kleinen Gärtchen vor jenem Tempel ſteht die Siegesſäule mit Adler und Inſchrifttafel, welche die Franzoſen auf dem Schlachtfelde von Marengo errichteten, während das Franziskanerkloſter die Gräber der Frangipani birgt. Erinnerungen an dieſes Grafengeſchlecht begegnet man überall an dieſen Geſtaden und namentlich auf der Inſel Veglia, die ſein dauerndes Eigenthum war, während es in Fiume nicht dreißig Jahre lang (1338 bis 1365) herrſchte, als es ihnen als Pfand vom Geſchlechte Duino überlaſſen worden war. Das Kloſter iſt ſehr maleriſch, wenn auch ſeine Wände ſehr unethrerbietige Gemälde tragen, die kaum einer italieniſchen Kneipe zur Zierde gereichen würden; intereſſant iſt die zweiſchiffige, der Längsachſe nach getheilte Kirche, nur daß ihr wiederholte Reſtaurationen vom Jahre 1291, 1430 und aus dem Anfange des laufenden Jahrhunderts arg zugeſetzt haben. Die Grabmäler der Frangipani ſind einfache Leichenſteine zum Theile mit dem Reliefbilde des Betreffenden, die unbeachtet in einem Winkel der Kirche liegen und von den Tritten der Kirchgänger früherer Jahrhunderte oft ſehr gelitten haben.

Ein etwas einförmiger Weg führt von Fiume weſtwärts am Meere entlang nach Preluca. Zuerſt kommt man bei dem Bahnhofe der Trieſter Bahn vorbei, dann bei einigen Fabriken, Brennereien, einer Torpedogießerei und bei einzelnen, einſamen Gärten und Obſtbaumpflanzungen, in die alte eiſerne Thorgitter einen Einblick geſtatten, und wo Statuen von Faunen und ländlichen Göttern verſtümmelt im hohen Graſe liegen. Dann aber bekommt der Wanderer drei lange Stunden nichts weiter zu ſehen, als Hirtenjungen, die mit ihren Schafen hoch oben an den Bergen herumkletern oder auf den Strandfelſen hocken. Endlich öffnet ſich die wohl verſteckte, nach allen Seiten gut geſchützte Bay von Preluca, an welcher man nach Sprengung der Felſen Hütten zum Thunfiſchfang errichtet hat. Die Vorrichtungen zu dieſer Fiſcherei, dem Reichthume dieſer Küſte, ſind überaus einfach und beſtehen in zwei Obſervatorien von 20 Meter Höhe, rieſigen ſchräg gegen die See hin aufgeſtellten Leitern, auf deren Spitze ſich ein Sitz für den Späher befindet. Am Fuße des Berges lehnt ſich eine nach drei Seiten hin offene Bretterhütte an die Felswand; ſie hat eine über den Erdboden erhabene Dielung, auf welcher die Fiſcherleute ſchlafen. Deren ſind etwa zehn, darunter ein Schiffsjunge, alles Einwohner der Inſeln Cherſo und Veglia.

Sie ſperren den Meerbuſen mittelſt eines großen Netzes auf einen Theil ſeiner Breite ab; von oben überſchaut nun der Auslugner, der immer drei volle Stunden auf ſeinem luftigen Sitze aushalten muß, das Meer und giebt ein Zeichen, wenn die Beute in die Bai gerathen iſt. Sofort ſchließt der, welcher unten die Wache hat, mit einem zweiten Netze die Oeffnung und verſperrt damit den Thunfiſchen jeden Ausweg. Mit leichter Mühe werden dann dieſelben ans Ufer getrieben und gefangen. Iſt das Glück günſtig, ſo machen dieſe Leute oft brillante Geſchäfte: ganze Bänke von Thunfiſchen fallen ihnen zu und jeder Fiſcher erhält dann außer ſeinem Lohne Tauſende von Pfunden als ſeinen Antheil, zudem alle kleinen Fiſche, die in die Maſchen des Netzes gerathen, und die er im nahen Volosca verkauft.

Ueber einige hawaiiſche Alterthümer.

Von **Franz Birgham.**

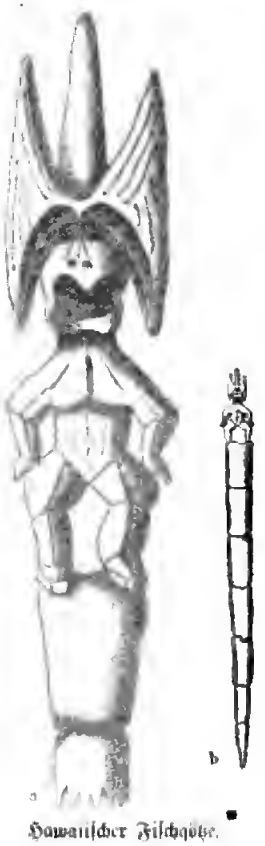
Wenn je ein Volk dem Götzendienſt in ſeiner abſchreckendſten, mit Menſchenopfern und anderen Greuelthaten verbundenen Form gehuldigt hat, ſo war es die Nation der alten Hawaiier auf dem Sandwich-Archipel. Ohne auf eine Schilderung der äußerſt verwickelten Mythologie einzugehen, mögen hier einige aus eigener Anſchauung geſammelte Thatſachen mit beſonderm Bezuge auf die althawaiiſchen Götzenbilder und Idole Platz finden. In allen Heiaus (heidniſchen Opfertempeln), die ſich in großer Anzahl auf allen Inſeln vorfanden (auf der Weſtküſte Hawaiis zwiſchen Kailua und Honaunau, einer Strecke von nur 15 engl. Meilen, traf ich die Steinruinen von nicht weniger als ſechs großen Tempeln vor), ſtanden unzählige der ausſchließlich aus hartem Holz gefertigten Götzenbilder in allen Größen und von den abſchreckendſten Formen. Coak erwähnt beſonders diejenigen auf dem Heiau von Napoopoo, deſſen Zerſtörung ihm ſein Leben koſtete. Auf der im Ganzen über 2200 Fuß langen Mauer des Pahuna (Aſyl, Zufluchtsſtätte, wörtlich „verſteckende Mauer") von Honaunau (ſ. auch „Globus" XXV, S. 70) ſtanden früher dieſe Götzen dicht neben einander aufgeſtellt, ſo daß mit den im Innern, im ſogenannten Hale o Keawe, befindlichen faſt hundert Stück dort geweſen ſein müſſen. Kotzebue, der im „Rurik" den Ort beſuchte, bildet mehrere derſelben in ſeinem Werk ab. Auf dem großen Tempel Pukohola des Kriegsgottes Kaili bei Kawaihae ſtand außer der Hauptſtatue des Gottes im Innern eine große Anzahl Nebengötzen auf den Umfaſſungsmauern, wovon die zahlreichen Oeffnungen noch zu ſehen ſind. Auf der dreiten Mauer des Forts bei Kailua ſtanden, wie mir alte Eingeborene erzählten, zwölf der größten Götzen in einer Reihe mit nach dem Meere gewandten Geſichtern, um von dort herkommende Feinde abzuſchrecken, bis ein ruſſiſches Kriegsſchiff ſie alle wegnahm. — Im Jahre 1819, nach dem Tode des großen Kamehameha und noch zwei Jahre vor Ankunft der erſten Miſſionäre und vor Einführung des Chriſtenthums, verloren die Hawaiier den Glauben an ihre Götter, und es fand ein allgemeiner Bilderſturm ſtatt. Ueberall wurden die Idole herabgeſtürzt, zertrümmert oder verbrannt; nur wenige konnten von den Kahunas (Prieſtern) in Höhlen und ſonſtigen Schlupfwinkeln verſteckt werden. Trotzdem hat ſich unter den Eingeborenen die Furcht vor ihren alten Akuas (Göttern, Geiſtern) bis heute erhalten. So erzählte mir ein alter Anſiedler in dem erwähnten Honaunau, daß er früher einen der größten geſtürzten Götzen zum Anbinden ſeines Canoes benutzt habe, dabei aber nie einen Kanaka auch nur zur geringſten Hülfeleiſtung habe bewegen können. Die wenigen aus jenem Bilderſturm übrig gebliebenen Idole wurden bald von Kriegsſchiffen und Walfiſchfängern aller Nationen fortgeführt, ſo daß jetzt echte Götzenbilder (eine Zeitlang machte ſich ein Kanaka in Honolulu ein rentables Geſchäft daraus, Holzgötzen zu ſchnitzen und als echte zu verkaufen) auf Hawaii ſehr ſelten ſind und deshalb wohl die

Digitized by Google

Abbildung und Schilderung einiger während meines dortigen Aufenthalts angetroffenen Alterthümer von Interesse sein mögen. Auch in der ausgezeichneten ethnographischen Sammlung im Berliner Museum findet sich außer dem Kopf eines Pockengötzen (akua mai puupuu liiti), der aber aus Federn gefertigt ist, nur noch ein kleines Holzidol.

Figur 1 stellt einen Kukailimoku genannten Fischgötzen vor. An der 6 Zoll hohen Figur ist besonders die Form des Kopfschmucks auffallend, der wahrscheinlich einen Federhelm der alten Krieger darstellen soll. Der Götze (a) steht auf einem 2 Fuß langen Stab (b), mit dem zusammen er aus einem Stücke des dunkelbraunen Koa-(cordia-)Holzes geschnitzt ist. Beim Auszug einer Canoeflotte auf den Fang des blauen, schmackhaften Opelufisches wurde der Stab aufrecht in das Vordertheil des Hauptcanoes, welches auch den Priester trug, gestellt, damit der Akua den Fischern zu reichem Fange verhelfe. Das Götzenbild gehört einem englischen Händler in Kona auf der Westküste der Insel Hawaii, der es in einer Höhle bei Kapalilua entdeckte und mir zum Abzeichnen überließ. Da das sonst eisenharte Holz stark verwittert ist, läßt sich auf ein sehr bedeutendes Alter des Idols schließen. Als andere Fischgötter dieser Art wurden mir von alten Eingeborenen genannt Ka moho-aki, Keili und Kukeoloewa, welche Namen ich bisher nicht in den Listen hawaiischer Gottheiten angeführt gefehen habe.

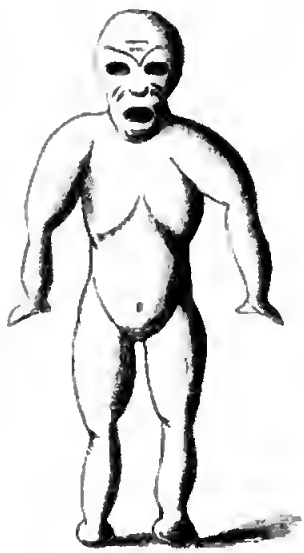
Fig. 1.



Hawaiischer Fischgötze.

Während meines langen Aufenthalts in Kailua auf Hawaii wurde mir das als Figur 2 abgebildete Idol gezeigt, welches in weit höherm Grade die Kunstfertigkeit der alten Hawaiier beweist. Bei der Besichtigung des dortigen kleinen Sommerpalais Hulihea der königlichen Familie holte der mich begleitende Makai (Aufseher) aus einer Vorrathskammer ein Bündel hervor, das er mit geheimnißvoller Miene von seiner Mattenumhüllung befreite, um mir das hier abgebildete Kunstwerk zu zeigen. Es ist dies ein 3 Fuß langes ovales Becken, das an beiden Enden von je einer 1 Fuß hohen menschlichen Figur in Götzenform gestützt wird, und als Behälter für Hunde- und Schweinebraten bei den feierlichen Opfern vor dem Hauptgötzenbild in den Tempeln diente. Becken wie Figuren sind wieder aus einem Stücke Kouholze geschnitzt und blank polirt. Merkwürdig erscheint, daß im Gegensatze zu europäischen Begriffen von Symmetrie beide Figuren sich nach derselben Richtung hin wenden, und somit die Glieder der einen nach hinten, diejenigen der andern dagegen nach vorn gebogen sind, was jedenfalls dem Künstler die Ausführung bedeutend erschwert haben muß. In Anbetracht, daß das Gefäß ein Alter von über hundert Jahren hat und somit ohne metallische Instrumente, sondern nur mit rohen Steinmeißeln gearbeitet wurde, erscheint der Entwurf und die Ausführung aus dem rohen Holzblock doppelt bewundernswerth. Früher sollen derartige Becken nicht selten und auch oft in passender Weise von Hundefiguren gestützt worden sein, doch mögen sie jetzt fast alle zerstört

Fig. 3.



Hawaiischer Giftgott

Fig. 2

Hawaiisches Opferbecken

sein, denn trotz aller Mühe gelang es mir nicht ein zweites aufzufinden.

Seit Langem hatte ich gesucht, selbst eines der versteckten Götzenbilder zu entdecken, aber vergebens. Endlich, zwei Tage vor meiner Abreise von Kailua, hörte ich, daß ein alter Kanaka ein derartiges Versteck in einer Ana (Höhle in der Lava) kenne, in welcher in seiner Jugend, vor mehr als fünfzig Jahren, ein Kahuna, wahrscheinlich zur Zeit des

Digitized by Google

allgemeinen Bilderſturmes, das Abbild des Gottes Kalaipahoa verborgen habe. Als ich ihn aber aufſuchte und meinen Wunſch ausdrückte, den Akua zu beſuchen, weigerte er ſich zuerſt entſchieden, weil der genannte Gott ein ſogenannter Giftgott ſei, deſſen bloße Berührung den Tod bringe, und weil ſeit jener Zeit noch Niemand in der Höhle geweſen ſei. Nach vieler Mühe gelang es doch endlich mit Ueberredung und Verſprechungen, ihn zum Führer nach der Ana zu gewinnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich den Gott nicht herausbringe und mir auch ein Seil um den Fuß binden laſſe, damit wenigſtens mein Körper herausgezogen werden könne, wenn ich dem Giftgott zum Opfer gefallen wäre. Nach dem Vorangehenden brauche ich wohl kaum noch zu bemerken, daß trotz aller nominellen Bekehrung zum Chriſtenthume die hawaiiſchen Kanakas, oder wenigſtens die älteren Generationen, ebenſo abergläubiſch als je ſind und feſt an die Akuas, das Zu-Tode Beten (das ſogenannte ana-ana) u. ſ. w. glauben.

An einem Morgen ging die Expedition vor ſich, denn eine große Anzahl Eingeborener kam mit, um zu ſehen, ob der Haole (Fremder) oder der Akua der Stärkere ſein werde. Ein kurzer Ritt von einer engliſchen Meile von Kailua brachte uns auf ein kahles Lavafeld am Meeresufer bei dem Orte Makaeo. Nach langem Suchen fand der Führer am Rande einer großen Lavaplatte einige halbverwiſchte mit Korallenmörtel hingemalte Zeichen und fing an die Steine, welche, künſtlich in einander gefügt, den Eingang zur Höhle maskirten, auszuheben. Bald zeigte ſich eine Oeffnung, kaum groß genug, um ſich mit Mühe hindurchzuzwängen. Auf meine Frage, wer mitkomme, meldete ſich kein Einziger. Als ich mich mit einer Laterne und dem bewußten Strick um den linken Fuß hinabgelaſſen hatte, fand ich, daß die Höhle eine bloße unterirdiſche Spalte von 2 bis 3 Fuß Höhe in der Lava ſei, ſo daß ich nur flach ausgeſtreckt vorwärts kriechen konnte. Etwa 12 Yards vom Eingang fand ſich eine kleine Erweiterung und hier lag das als Figur 3 abgebildete Götzenbild auf einem Haufen verfaulten Holzes, den wahrſcheinlichen Reſten eines Kaſtens. Daſſelbe war gegen 3 Fuß hoch und ſtellte einen aufrechtſtehenden Menſchen mit wohlgeſchnitzten Gliedern, Kopf und Körper dar, doch war das Holz auch bereits ſehr altersmorſch. Von dem Kopfputz, einer Perrücke aus menſchlichen Haaren, mit der das Idol dieſes Gottes gewöhnlich geſchmückt wird, oder dem früher eingeſetzt geweſenen Gebiß aus Haifiſchzähnen war nichts mehr zu ſehen. Daneben lag nur noch eine zerfallene Kalebaſſe mit menſchlichen Schenkelknochen.

Als ich, von den ſcharfen Spitzen der Lava ſtark zerſchunden, wieder ans Tageslicht kam, empfingen mich die Eingeborenen mit dem zweifelhaften Troſte, daß, wenn ich auch dieſes Mal davongekommen wäre, mir doch auf der Fahrt nach dem Aina haole (Land der Fremden) ein Unglück zuſtoßen würde, wie z. B. ein engliſcher Schiffsoffizier, der ſich auch einmal einen Akua angeſehen habe, am nächſten Tage beim Baden ertrunken ſei. Da der Aberglaube der Kanakas noch ſtark genug war, ſie feſt glauben zu laſſen, daß die Berührung mit dem Laau make (dem Giftholze) des Götzenbildes ſie tödten würde, mußte ich das Idol in der Höhle zurücklaſſen, der Eingang wurde wieder mit denſelben Steinen ſorgfältig geſchloſſen, und in wenig Jahren wird nur noch ein Haufen verfaulten Holzes von dieſem Zeugen des alten hawaiiſchen Götzendienſtes übrig ſein.

Die zweite Befahrung des Albert Nyanza.

F. B. Erſt zwölf Jahre nach Samuel Baker's erſter Entdeckung dieſes Sees iſt es wieder einem Europäer gelungen, denſelben zu erreichen. Am 26. Juni wurde vor der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft nachfolgender Brief des Chefs des ägyptiſchen Generalſtabs verleſen, aus welchem ſich die erſte Umfahrung des Sees durch Herrn Geſſi, Mitglied der Gordon'ſchen Expedition, ergiebt. Das Hinausfließen des weißen Nil aus dem Albert Nyanza iſt nun feſtgeſtellt; dagegen iſt letzterer nach den neuen Zahlenangaben bedeutend kleiner als auf Baker's Karte angegeben.

Kriegsminiſterium, Kairo, 10. Juni.

„Lieber General Rawlinſon! Eine arabiſche telegraphiſche Depeſche vom General Gordon Paſcha, datirt 29. April 1876, ſcheint Folgendes anzugeben:

Am 8. März verließ Herr Geſſi Dufle mit den beiden eiſernen Rettungsbooten und dem Dampfer „Chedive“ ſammt ihren 22 Offiziere und Leute zählenden Mannſchaften, deren Waffen, Munition und anderen Vorräthen. Sie gingen nach Magungo, um die bereits Seiner Hoheit als auszuführend mitgetheilte Recognoſcirung zu machen. Sie langten am 31. März in Magunga an [welches auf der Karte von Baker Paſcha angegeben iſt *)]. Dort verloren ſie den Weg und kehrten nach der Inſel Fari zurück, die als Auſina-Kataralte (?) bekannt iſt. Dort trafen ſie Mahammed Aga Wat el Mek, von mehreren Offizieren, Soldaten und dem Häuptling Auſina begleitet. Nach den gewöhnlichen Empfangseeremonien zogen ſie die Regierungsflagge auf und ſalutirten ſie. Nach mehreren Ruhetagen kehrten ſie nach Magungo zurück, wo ſie am 12. April anlangten, und an demſelben Tage zogen ſie dort, am Ufer des Sees Albert, in Gegenwart der Offiziere, Soldaten und Eingebarenen die Flagge auf, und die ganze Verſammlung betete um langes Leben und fortgeſetzten Sieg für Seine Hoheit, den Chedive, und die Prinzen, ſeine Söhne; und ſo kamen alle dieſe Regionen und ihre Einwohner unter die Regierung des Chedive. Herr Geſſi verließ Magungo am 15. April mit den beiden eiſernen Booten, um den Albert-See zu erforſchen, und hielt nicht an, bis er das Ende erreicht hatte. Am 19. April war er im Stande anzugeben, daß der See 140 Meilen lang iſt bei einer Breite von 50 Meilen; aber es war ihm nicht möglich, die vollſtändige Umfahrt am Ufer entlang zu machen. Er ſagt, daß der See im Süden von großen Bäumen (Wäldern?) begrenzt wird und daß in jenem Theile das Waſſer nur fußtief iſt; daß er im Weſten von hohen Bergen *) und großen Wäldern begrenzt wird, ſo daß ein Durchgang (passage) dort unmöglich war (?). Im Oſten iſt ein Fluß, der in den See fällt, aber die Wälder verhindern das Hinauffahren und der Strom iſt ſo ſtark,

*) Am nordöſtlichen Ufer des Sees, ſüdlich vom Einfluſſe des Somerſet-Nil, 2° 16' nördl. Br. nach Baker's Reiſewerk Bd II, S. 116.

*) Baker's „Blaue Berge“, 7000 Fuß über dem See (S. 81).

daß er nicht ohne Gefahr befahren werden konnte. Mit nächſter Poſt wollte Geſſi eine Karte dieſer Recognoſcirung einſenden und die entſprechenden Seiner Hoheit dem Chedive vorzulegenden Berichte. — Nachſchrift. Als Herr Geſſi hinter Magungo weiterging, begleiteten ihn der Fähnrich Said Aga und 12 Soldaten.

Obige Depeſche theilt uns viel mit; aber der Bericht und die verſprochene Karte werden bald hier ſein und dann werden wir etwas Zufriedenſtellenderes als die zweimal überſetzte Depeſche haben. — Mit großem Reſpect bleibe ich, lieber General Rawlinſon, Ihr ganz ergebener

C. M. P. Stane."

Weihnachten bei den Serben.

Von Dr. Nikola J. Petrowitſch in Kragujewaz.

1. Der Bodnji-dan, der Tag vor Weihnachten.

Alle ſerbiſchen Stämme faſten vor Weihnachten 6 bis 7 Wochen, gewöhnlich vom 15. November (alten Stils) an. Der Tag vor dem Anfang (alſo der 14. November) wird der Tag der „Poklade" (Faſtnacht) genannt. Zu dieſem Tage müſſen alle Familienmitglieder zuſammenkommen, ſelbſt diejenigen, die das ganze Jahr im Felde bei dem Vieh wohnen, denn die „Poklade" ſind für die Bauern die Zeit des beſten Eſſens und Trinkens. Von „Poklade" bis Weihnachten dagegen darf keiner im Hauſe fette Speiſen eſſen.

Der Tag vor Weihnachten heißt „Badnji-dan" (Chriſtabend); mit ihm fangen die religiöſen Gebräuche für Weihnachten an. Schon Morgens in aller Frühe, 2 bis 3 Stunden vor der Morgendämmerung, werden alle Stühle, Meſſer, Nadeln, Löffel u. ſ. w. aus dem Hauſe unter das Dach entfernt, wo ſie bis zum erſten Weihnachtstag bleiben müſſen. In der erſten Dämmerung werden zwei Familienmitglieder mit einem Wagen *) in den Wald geſchickt, um den „Bodnjak **) zu holen. Wenn ſie vor dem erwählten Baume angelangt ſind, bekreuzen ſie ſich drei- bis viermal, werfen etwas Korn auf denſelben und fangen dann erſt an zu hacken, wobei ſie es ja einzurichten ſuchen, daß der „Badnjak" gegen Oſten fällt. Wird derſelbe im Fallen von einem andern Baume aufgehalten, ſo glauben die Leute, daß das ganze Hausglück in dem folgenden Jahre aufgehalten wird. Den erſten Holzſpan bewahrt man ſehr ſorgfältig und legt ihn unter das Milchgeſchirr, damit die Milch im nächſten Jahre ſo dicke Sahne trägt wie der Holzſpan.

Fällt der Bodnjak glücklich nach Oſten, ſo wird er in ſechs Theile getheilt, nach Hauſe geführt und an das Haus angelehnt. Die Hausfrau kommt ſogleich heraus und bricht über dem Bodnjak das erſte Leib Brot — Pogatſcha ***).

Denſelben Tag wird auch die Petſcheniza †) geſchlachtet, d. h. entweder ein Ferkel oder ein größeres Schwein. Den erſten Tropfen des Blutes von der Petſcheniza bewahrt die Hausfrau und backt denſelben in einen Kuchen ein, welcher ſpäter als Mittel gegen die Ruhr gebraucht wird; ebenſo wie ein in dem Thier gebratener Apfel oder eine Birne gut gegen Leidſchmerzen ſein ſoll.

So wie es Abend wird, verſammelt ſich die ganze Familie in dem Hauſe *) und der älteſte Sohn (oder der erſte nach dem älteſten Mitgliede) holt den Bodnjak, jenen Eichenſtamm. In einigen Gegenden (z. B. Uziza) darf man den Bodnjak nur mit Handſchuhen anrühren. Für den erſten Abend wird das dickſte Stück gewählt. — Wenn er über die Schwelle tritt, ſagt er: „Guten Abend und glückliche heilige Weihnachten!" („Dobro wetsche i tschentit sweti Boxitsch.") Die Anweſenden antworten ihm: „Gott ſoll Dir helfen und glückliche heilige Weihnachten;" oder: „Und Du geſund und glücklich," wobei der Eintretende mit Weizen, Mais und Gerſte, in welcher jener erſte Holzſpan den Tag über geſtanden hat, geworfen wird. Auf ähnliche Weiſe werden im ganzen drei Stücke vom Bodnjak in das Haus hineingetragen.

Darauf werden die drei Stücke des Bodnjak auf das Feuer gelegt, aber ſo, daß das dickere Ende weit darüber hinausragt, damit ſich über demſelben ſpäter alle Schäfer küſſen können, was zum Erfolge hat, daß die Schafe ihre Lämmer lieben. In der Gegend von Gruſcha (in der Mitte Serbiens) wird das dickere Ende des Badnjak mit Honig beſchmiert, welchen dann ſpäter die Kinder ablecken, ebenfalls damit die Schafe ihre Lämmer lecken. Wer zuerſt bemerkt, daß das dickere Ende des Bodnjak abgebrannt und gefallen iſt, der bekommt ein Schaf aber ein Lamm.

Am „Bodnji-dan" werden ſehr viele und verſchiedene Kuchen gebacken: einer in Form eines in den Pflug eingeſpannten Ochſens; ein anderer ſtellt den Bienenſtock vor; ein dritter Hühner; ein vierter eine Schafherde u. ſ. w. Jedes Mitglied der Familie bekommt einen Kuchen; der für die männlichen Mitglieder heißt „Kijak" **), der für die weiblichen „Pleteniza" ***). Alle Kuchen werden in einem Siede, worin verſchiedene Getreidearten ſich befinden, aufbewahrt. Auch der Weihnachtskuchen wird am Bodnji-dan gebacken.

Wenn die „Badnjazi" ſchon brennen, holt Einer Haferſtrah, welches vor das Haus und in alle Hausräume geſtreut und eben ſo empfangen wird wie die Bodnjazi; alle Ceremonien muß derjenige machen, welcher zuvor den Badnjak

*) In der Herzegowina wird der Bodnjak mit acht Ochſen in das Haus hineingefahren.

**) Bodnjak, in einigen Gegenden auch „Weſſeljake" genannt, iſt ein langer Stamm, gewöhnlich von der Eiche.

***) Pogatſcha heißt ein in Form eines Tellers gebackenes Brot ohne Sauerteig. Daſſelbe wird auf der Kohle gebacken.

†) Es kommt von dem Worte „peljti", braten.

*) Das ſerbiſche Dorfhaus beſteht aus einem oder zwei Zimmern, welche gewöhnlich keinen hölzernen Fußboden haben; deswegen brennt das Feuer immer frei in der Mitte des großen Zimmers.

**) Die wörtliche Bedeutung iſt Knüttel (sinaus); doch hier wird das Wort allegoriſch gebraucht.

***) „Pleteniza" iſt ein geflochtener Zopf, hier aber bedeutet es eine Flechte von Brot. Auch in Deutſchland kennt man das Gebäck „Judenzopf".

Digitized by Google

hereingetragen hat. Das Stroh wird mit einem Strick gebunden in das Zimmer hineingebracht, und dieser darf nicht aufgebunden werden, sondern das Stroh wird mit den Händen herausgenommen und in das Zimmer gestreut. Die alte Großmutter geht im Zimmer herum und schreit wie eine Glucknenne: „Kwo, kwo, kwo;“ die Kinder halten sich an ihrem Rock fest und alle rufen wie die Küchel: „Piju, piju, piju, pi“ *). So wird das ganze Haus durchschritten und überall Stroh gestreut. Während dessen bereiten die Anderen das Abendessen und die nothwendigen Wachskerzen.

Jetzt naht die Zeit des Gebetes. Hier muß man den Serben sehen, wie er mit dem größten Ernst, mit der Theilnahme, die nur ein tief religiöses Herz fühlen kann, zu der Feierlichkeit schreitet. Der Aelteste unter den Anwesenden klebt das Licht an die östliche Wand des Hauses; alle versammeln sich darum und mit Andacht erwartet jeder das erste Wort des Gebetes, welches hier der Vater des Hauses im Namen des Priesters spricht — ein Gebet voll Liebe, voll Glauben und Hoffnung. In diesem feierlichen Augenblicke hört man kein Wort.

Auf einmal, nachdem sich alle einige Mal bekreuzt haben, fängt das Gebet so an:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Mit der Furcht bete ich zu dem Herrn, zu der heiligen Mutter Gottes. O, Herr Jesu, helfe mir, der unwissend vor dir steht; verzeihe uns unsere Sünden. Helfe mir, o Gott; in deinem heiligen Namen bete ich dich an! O, Gott, ich bete zu dir und du wirst meinen Nachkommen deine Hülfe immer gewähren. Heiliger Lulo, mein Patron; heiliger Nikola, du ewiger Reisender am Meere, helfe mir auf jedem Wege, im Walde und auf dem Wasser. Amen!“ Nachdem kehrt sich der Betende um, sagt allen: „Gott wird uns helfen; alle sollen wir gesund bleiben.“ — Das Licht wird in einen Sack voll Gerste hineingesteckt, wo es die ganze Nacht brennt. So lange es noch an der Wand brennt, sieht man zu, ob hinter Jedem ein Schatten zu sehen ist; denn welchem derselbe fehlt, der wird noch in diesem Jahre sterben **).

*) Dies geschieht in der Hoffnung, daß in Folge dessen im nächsten Jahre viele Hühner brüten werden.

**) Dieser Aberglaube ist besonders in Maischwa und Pozerina verbreitet.

Mit dem Gebete ist der größte Stein vom Herzen Aller gefallen — und jetzt wird alles munter und lustig; man läuft herum und fängt an zu scherzen. Die Frauen tummeln sich, um das Nöthige für das Abendessen vorzubereiten. Der Tisch wird entweder mit einer Pferdedecke von Ziegenhaar oder mit einem weißen Handtuch gedeckt. Obenan sitzt der Vater des Hauses, neben ihm das älteste männliche Mitglied und so weiter, zuerst die Männer, dann die Frauen, alle nach dem Alter. Keiner (ausgenommen die Frau) darf sich setzen, bevor er dem Vater die Hand geküßt hat. — Das Abendessen ist besser als gewöhnlich und bietet welsche und Haselnüsse, Fische und andere Leckereien. Der Tisch bleibt die ganze Nacht gedeckt, alle Löffel werden nach dem Alter der Mitglieder in einen Teller gelegt; welcher Löffel dann am nächsten Morgen seine Stelle verändert hat, dessen Eigenthümer überlebt das nächste Jahr nicht. Ebenso sieht man in eine Schüssel ausgelassenen Schweinefettes hinein; wer bei dieser Gelegenheit an sich keinen Kopf bemerkt, auch der wird bald sterben.

Die Nacht vor Weihnachten schlafen alle in einem Zimmer; bei dem Bodnjak bleibt nur einer, um das Feuer bis zum folgenden Morgen zu erhalten.

Im „Stari-Wlach“, dem Südwesten von Serbien, tragen am Bodnji-dan die Schäfer den ganzen Tag ein Steinchen im Munde, um den Wolf von dem Vieh fern zu halten — denn sobald der Wolf sich dann der Herde nähert, wird ihm das Maul versteinert.

Aus dem Hause wird am Bodnji-dan Niemandem etwas geliehen.

Wenn das Wetter trübe ist, dann wird das Jahr sehr fruchtbar sein.

Im Osten von Serbien hat jedes von den drei Stücken Bodnjak seinen Namen. Das größte und erste Stück heißt „Bodnjak“, das zweite „Bodnjatschiza“ (die Frau des Bodnjak); das dritte und kleinste „das Kind“ (des Bodnjak) *). Andere nennen wieder den ersten Bodnjak „Josef“, den zweiten „Maria“, den dritten „Jesus“.

*) Milan Militschewitsch: Zimot Srba Seljaka. Glasnik XXXVII, S. 22.

Neue Werke über Nordamerika.

Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas von John H. Becker. (Mit Einleitung von Fr. v. Hellwald. Augsburg, Lampart & Comp. 1876.)

ist ein Werk, welches jedenfalls ein hohes Interesse beansprucht, zumal es in einem Augenblicke erscheint, in dem alle Augen nach Westen gerichtet sind, um den Nachrichten aus der Weltausstellung zu lauschen, und zu einer Zeit, wo sich die hundertjährige Republik bemüht, Zeugniß abzulegen von ihrer centennialen Wirksamkeit, die inneren Zustände derselben in einer Weise aufdeckt, die der gewissenhaftesten Section eines Physiologen aufs Haar gleicht. Es muß dieser Fleiß und diese Genauigkeit der Arbeit, das Resultat einer Selbstbeobachtung durch fast zwei Decennien, gewiß anerkannt werden; ob aber der Verfasser in seinem Eifer die überschwenglichen Urtheile, welche zum großen Theil noch in Europa über die Zustände jenseits des Oceans herrschen und die hauptsächlich aus der zahlreich erschienenen Literatur ihren Ursprung herleiten, welche sich unter dem Titel „Reisebeschreibungen“ zusammenfassen läßt, d. h. Resultate kurzer oberflächlicher Beobachtungen, wobei der erste großartige und neue Eindruck und die Kürze der Zeit den tiefern Einblick in die Verhältnisse verhinderte, auf das richtige Maß zurückzuführen, nicht zu weit geht, das möchten wir doch dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls führt Becker eine große Anzahl von Schäden in der Gesellschaft an und macht sie dem amerikanischen Volke sowohl als auch der Regierungsform zum Vorwurf, die sich in allen Ländern, auch auf dem europäischen Continente, seit den letzten Jahrzehnten eingestellt haben, welche sich einer sogenannten höheren Civilisation erfreuen. Wir nennen nur beispielsweise: das rücksichtslose Jagen nach materiellem Gewinne unter Hintansetzung der Gewissenhaftigkeit; die Abneigung der Männer sich zu verheirathen wegen der kost-

spieligen Putzsucht der Damen; die Scheu vor körperlicher Arbeit und Mühe und daraus hervorgehende Speculationswuth und Glücksjägerei, die sich namentlich auch auf das politische Gebiet überträgt, durch Wahlbeeinflussung Stellen zu erreichen und dadurch materiellen Einfluß zu gewinnen und anderes mehr. Hochinteressant bleibt es dagegen immerhin, zu erfahren, welchen hohen Grad diese Zustände alle dort drüben erreicht haben und noch mehr, wie der Verfasser bemüht ist, die wahren Ursachen der jetzigen Corruption aufzufinden. Am durchschlagendsten scheint uns in dieser Beziehung das Capitel über die ethnischen Verhältnisse, worin der Verfasser sehr treffend nachweist, wie die eigenthümliche Völkervermischung gerade die Hauptursache bildet, indem durch das Zusammenleben so verschiedener Racen, von denen mit der Zeit eine jede die mitgebrachten festen Grundsätze durch die andere hat verachten gesehen, diese schließlich hat fallen lassen und die leichtere Auffassung der anderen angenommen hat, wodurch dann ein vollständig grundsatz- und pietätloses Mischvolk entstanden ist. Ueber die seit dem letzten Bürgerkriege so plötzlich zur Gleichberechtigung emporgekommenen „schwarzen Menschenbrüder" äußert sich der Verfasser fast nur in sarkastischer Weise, spricht ihnen alle Befähigung ab, auch für die Zukunft sich eine den weißen Racen annähernde Bildung zu verschaffen, und glaubt daher, daß eine gewisse Staatengruppe im Süden, wo sie die Mehrheit bilden, eher afrikanischen Zuständen entgegen gehen werde. Ebenso glaubt er, daß die ungeheuren Verschiedenheiten in den Interessen der einzelnen Staatengruppen, z. B. der ältesten nordöstlichen, der nordwestlichen diesseits des Gebirges, der sogenannten Pacific-Staaten ꝛc., auch diese veranlassen wird, sich von einander abzulösen und größere Einzelstaaten zu bilden, wobei er nicht festzustellen vermag, ob dies in republikanischer Form mit Dictaturen oder in royalistischer Form geschehen werde. Da der Verfasser aber für diese Vorgänge glücklicher Weise keine Zeitangaben hinzufügt, so glauben wir, daß wir es der Zeit und dem amerikanischen Volke am besten selbst überlassen können, ob es sich aus der jetzigen Corruptionsperiode nochmals durch eigene Kraft als Gesammtstaat herausarbeiten könne oder ob es dem Zer- und Verfall schon so nahe ist. Als höchst anregende und interessante Lectüre können wir das Werk aber allen denen empfehlen, die sich überhaupt für die amerikanische Republik interessiren oder etwa hinüber zu gehen beabsichtigen.

Transatlantische Streifzüge, Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika von Max von Versen, Oberstlieutenant. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1876. (328 S., 2 Karten; Preis 9 Mark.)

Wie der Titel schon besagt, giebt das vorliegende Werk hauptsächlich die Eindrücke wieder, welche der Verfasser auf zwei Reisen (1869 und 1872) in den Vereinigten Staaten durch eigene Anschauung erhalten hat, obgleich dasselbe in Buenos Ayres beginnt und eine Beschreibung seiner Reise von da quer durch den amerikanischen Continent und über die Cordilleren nach Copiapo sowie seine pacifische Seereise von da nach S. Francisco über Lima, Guayaquil und Panama enthält und damit eigentlich die Fortsetzung seines frühern Werkes „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg" bildet. Für den Leser ist es aber von der größten Wichtigkeit, dies zu wissen und zu beachten; denn es läßt sich das überaus vortheilhafte Urtheil, welches der Verfasser über die nordamerikanischen Zustände nach allen Richtungen hin fällt, wohl hauptsächlich darauf zurückführen, daß er aus den so gänzlich verwahrlosten südamerikanischen Republiken in dieselben eintrat. Denn wenn der Verfasser auf Seite 112 die überaus große Kirchlichkeit lobt, die nicht bloß äußerer Schein sei, sondern durch die strengste Sonntagsheiligung und den entschiedenen Einfluß sich bekunde, den die christliche Moral auf die Staatsgesetze ausübe; wenn er S. 117 sagt, daß von 60 Millionen Acker culturfähigen Landes noch nicht 3 Millionen cultivirt seien, überhaupt die landwirthschaftlichen Verhältnisse aufs Aeußerste lobt; wenn er S. 147 sagt: „Seitdem ich den nordamerikanischen Boden betreten, fühle ich mich so sicher, daß ich nie eine Waffe mehr bei mir führte, und habe auch nie einem Auftritte beigewohnt, wo sich Personen mit Worten oder Handgreiflichkeiten insultirt hätten;" wenn er S. 246 die Erfolge fleißiger ländlicher Ansiedler so überaus günstig schildert, daß in $2^1/_2$ Jahren eine Ansiedelung von 50 Schweden durch Nachzug und Vermehrung auf 600 Seelen und von einigen bis zu 20,000 Acker Besitz entfaltet; wenn er endlich S. 321 wieder die Kirchlichkeit lobt und S. 327 geradezu ausspricht, daß die Amerikaner recht gut einsähen, daß Bildung und Kirchlichkeit die Grundlagen der Republik bildeten — so kann man diese Angaben alle schwer in Einklang bringen mit anderen Stimmen aus und von Amerika, welche ebenfalls unter der Jahreszahl 1876 erschien, die Verhältnisse im directen Gegensatze hierzu und das Chaos der Corruption als vollständig unheilbar schildern. Die Wahrheit wird wohl, wie überall, in der Mitte liegen.

— Die „Revista Marittima" meldete vor Kurzem, daß die italienische Firma E. Pallas & Comp. in London die Concession zur Dampfschifffahrt auf dem Nicaragua-See und dessen Ausfluß zum Caribischen Meere, dem bei Greytown mündenden Rio San Juan, erhalten hat. Die Dampfer fahren unter italienischer Flagge und erhalten vom Staate Nicaragua, der dadurch mit Europa in regelmäßigen Verkehr tritt, eine Subvention. Eine sehr belustigende und belehrende Schilderung der frühern Schifffahrt auf jenen Gewässern finden unsere Leser in:

Theodor Kirchhoff, Reisebilder und Skizzen aus Amerika. (Altona und Newyork 1875.)

Es ist dies eine Sammlung frischer, anziehend geschriebener Bilder aus dem amerikanischen Leben, das keiner besser kennt, als der unseren Lesern seit lange wohlbekannte Verfasser. Die größere Hälfte nimmt die Schilderung der 1500 Miles langen Stagefahrt von Salomon in Kansas bis Idaho City ein, von welcher der Schluß (Von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho) schon im „Globus" (Bd. XIII, S. 311, 335 und 371) zu lesen ist. Im schroffen Contraste zu den Mühen und Gefahren der Kutschenfahrt stehen die im zweiten Abschnitte geschilderten Annehmlichkeiten der „Fahrt mit dem Hôtelzuge der Pacificbahn". Der dritte bringt „Bilder aus dem Goldland", aus dem tollen Leben einer Goldminenstadt, während „Bilder aus dem Süden", Dampfschifffahrten auf dem gefährlichen Red River, dem Caddo-See und über den See von Nicaragua, Sittenschilderungen aus den Südstaaten und ein Besuch in der Mammuthhöhle in Kentucky den Beschluß machen.

Robert von Schlagintweit. Die Prairien des amerikanischen Westens. Mit 3 Illustrationen. (Cöln und Leipzig, E. H. Mayer, 1876. 207 S.)

Eine interessante zusammenfassende Schilderung der natürlichen Verhältnisse sowohl wie des Lebens auf den Prärien, welche auf Autopsie und ausgedehnter Kenntniß der einschlägigen Literatur, auch der periodischen deutsch-amerikanischen Presse beruht und sich vortrefflich liest. Die el

Abſchnitte behandeln: „Allgemeine Lage und Charakter. Das Klima. Die Eiſenbahnen und ihre Bedeutung. Anſiedelungen und Städte. Die Forts und Camps. Sociale Zuſtände der Weißen. Allgemeiner Charakter der nordamerikaniſchen Indianer. Die Indianer in ihrem Verhältniſſe zu den Weißen. Landwirthſchaftliche Verhältniſſe. Die Thierwelt. Ein Blick in die Zukunft.“ Schon hieraus erſieht man die vielerlei Geſichtspunkte, aus denen der berühmte Verfaſſer ſein Thema zu behandeln gewußt hat.

Karl Knortz, Amerikaniſche Skizzen. (Halle, H. Geſenius, 1876. 311 S., 4 Mark.)

Der — irren wir nicht — in Wisconſin lebende und durch ſein Buch „Märchen und Sagen der nordamerikaniſchen Indioner“ den Ethnographen bekannte Verfaſſer bietet uns hier ein Sammelbändchen, in welchem er mehrfach auf das in ſeinem erſten Werke behandelte Thema zurückkommt, ſa im dritten der ſechs Aufſätze: „Indianiſche Legenden“, der beſonders die Sage von Hiawatha behandelt, und in den beiden Beilagen „Indianiſche Mythologie“ und „Vater Baraga“, letzteres ein kurzer Lebensabriß des um die Indianer am Lake Superior und im angrenzenden Canada hochverdienten Biſchofs Baraga (geb. 29. Juni 1797 bei Dabernick in Krain, geſt. 23. Januar 1868 in Marquette in Michigan), deſſen philologiſche Werke über die Sprache der Otſchidwe zu dem Beſten auf dem Gebiete indianiſcher Sprachforſchung gehören. Socialen aber völkerpſychologiſchen Inhalts ſind drei Aufſätze, die humoriſtiſche „Reiſe eines deutſchen Romantikers nach Amerika und wie es ihm daſelbſt als Schulmeiſter erging“, „Zur Geſchichte des Mormonenthums“ und „Der amerikaniſche Spiritualismus“, während die beiden letzten „Die Mammuthhöhle in Kentucky“ und „Eine Ferienreiſe am Lake Superior“ Naturſchilderungen enthalten. Die „Ferienreiſe“ beſchäftigt ſich auch viel mit den erbärmlichen Indianern am Soult-Fluſſe (zwiſchen Huron- und Oberen See), bei denen Knortz ſich eine Zeit lang zu linguiſtiſchen und mythologiſchen Forſchungen aufhielt. Intereſſant iſt die Ueberzeugung dieſes mit dem Weſen der Indianer ſa vertrauten Mannes, „daß es nichts Leichteres giebt, als einen Indianer für dieſe oder jene Anſicht zu gewinnen, und daß die Ideen nur ſo lange bei ihnen haften bleiben, als man ſelbſt bei ihnen iſt. Am andern Tage wiſſen ſie gewöhnlich kein Wort mehr davon. Hierzu liefert denn auch die Geſchichte der indianiſchen Miſſionäre den allerdeutlichſten Beleg.“

Das Kind und die Volksreime der Oſtfrieſen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

V. *)

Das Spiel iſt das Leben des Kindes. Ein Kind, welches nicht ſpielt, iſt kein Kind oder es iſt krank. Das Spielen mit Sachen feſſelt nicht in der Weiſe, wie das mit Seinesgleichen. Leider hemmt die materialiſtiſche Jetztzeit, die vermehrten Forderungen, die die Schule und das Leben ſchon an noch nicht halberwachſene Knaben und Mädchen ſtellt, die Jugendluſt ganz gewaltig. Gemeinſame Spiele werden wenigſtens hier immer weniger; vor 30 bis 40 Jahren ſah ich deren mehr an einem Tage, als jetzt in einem Vierteljahr, und ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß gemeinſame Spiele nur noch bei den Schulen oder bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, z. B. Sedanfeſt, vorkommen. Die jetzige Jugend wird der unſerigen gegenüber um ihre Jugend betrogen.

Daß es vor Zeiten anders war, beſagt auch unſer großer Reichthum an Spielreimen, die ſich nur auf gemeinſchaftliche Spiele im Freien beziehen. Wir beſchränken uns nur auf eine dürftige Auswahl, vorzugsweiſe auf ſolche, die unſeres Wiſſens nur Friesland eigen ſind.

I. Abzählreime.

Een, twee, dree,
Du biſt free.

* * *

Een, twee, dree, veer,
Een Glas Beer,
Een Glas Wien,
Du ſalt d'r of ſien.

* * *

Mien Vader leet reis (einſt) 'n uld Wagenrad beslaan,
Rä reis, wo völ Tengels (Nägel) dat daar ingaan?
Wird von 1 bis 30 gezählt.

* * *

Achter't Karkhof ſtuft dat Sand,
Kan wal ſtufen na Engeland.
Van Engeland na Braband,
Van Braband na Jüffernſtrand,
Jüffer mit de Tuten,
Kan de Hel wal ſluten,
Arre, barre, Botterflarre.
Eene mine mu,
Wel ſtinkt nu?
Dat deiſt du.

* * *

Olen,
Dolen,
Stolen,
Gufen,
Köft.

* * *

Ine, mine, mink, mank,
Klingklang.
Hoſe poſe pakki di,
Eier, weier — wekk.

* * *

Een, twee, dree, veer, fief, ſes, ſöven,
Jan mit de beide Beenen wult neet löven.
Jan mit de beide Beenen full in de Sloot.
Nu — is — Jan — mit — da — beide — Beenen — dood.

* * *

*) S. Bd. XXIX, S. 333.

Een, twee, dree, negen,
Dee ntlöpt, is kregen.
Een, twee, dree, tikk,
Dee neet ntlöpt, dee is't.

* * *

II. Spielreime.

Nachfolgender Reim wird unter beſtändigem Hüpfen geſungen. Beim Worte ſtil wird eine kurze Pauſe gemacht:

Ik säd'r von Jaapk (Jakob),
Ik säd'r von Jaapk,
Ik säd'r von Jaapk, sta stil,
Warum sal ik dan stille staan?
Ik heh doch nnit geen kwaad ge daan,
Ik sä der von Jaapk,
u. s. w

Die Kinder ſtellen ſich ſo in zwei Reihrn auf, daß ſie ſich die Hände rrichen können, dir ſie dann geſchlaſſen in die Höhe halten. Geſungen:

Snieder wnl'n Böltsak (Schiffers Bett) neien,
Sünder Naat, sünder Draat,
Sünder een of ander Raad.
Var.:
Zik, zak wul'n Büxe neien,
Sünder Naat, sünder Draat,
Sünder Scheer nf Fingerhood.

Allr Kinder ſtrhen an einer Seite der Straße, eins mitten auf derſelben. Die Phantaſie macht die Straße zum Stram:

Zeemantje, Zeemantje,
Help mi over't Water!
Ik kan d'r neet over komen,
Dat Water fangt an to stromen.

Ebenſo:

Alle mien Ennetjes swemmen over't Water,
Ik kan d'r neet overkmmen,
Dat Water fangt an to stromen.
„Dan sal'k Ju d'r over dragen."

Die Kinder wählen ſich eine Mutter, ſtellen ſich vor ihr auf und ſingen abwechſelnd mit ihr den nachſtrhendrn Reim. Nach Abſingung der Schlußzeile laufen die Kinder fort; die Mutter ſucht ſie zu haſchen. Das gefangrne Kind wird alsdann Mutter:

Mooder, Mooder, de Klokken lüden!
„Wat sal dat bedüden?"
Ju Man is dood.
„Wel het dat daan?"
Alle olle Hexen, dee vör Ju staan.

Knabenſpiel. Man wählt einen Ortstheil, der ganz umgangen werden kann. Durch Abzählen werden zwei „Krieger" gewählt. Dirſr geben ſich die Hand, grhen um den Ortstheil herum und rufen an jeder Ecke nachſtehenden Reim. Die anderen Spielrr bleiben zunächſt zurück, verſtecken ſich dann oder ſchleichen den „Kriegern" nach. Die zuletzt Gehaſchten werden „Krieger".

Kümling, Kümling!
Een Hook (Ecke),
Twee Hook,
Dree Hnnk,
Veer Hook.

* * *

Mädchenſpiel. Dir Mädchen ſtellen ſich paarweiſe rinander gegenüber auf und reichen ſich die Hände, die ſie hoch halten. Das letztr Paar faßt ſich beim Kleide und geht hintereinander ſingend unter die aufgehobenen Hände hindurch. So machen es alle anderrn.

Ik reep van Mûs,
Krûp dör dat Hûs,
Ik reep van Zikke, Zakke, Zare. —
Dee mien leefste Süster is,
Pakk achter an de Kare,
Un wen mien Kare stükken brekt,
Dan lig' wi al mit 'nander in do Drek.

* * *

Die Knaben werfen ihrr Kreiſel aus, und um zu erfahren, wrſſen am längſten läuft, heißt es:

Trummelslagen,
Für un Flamm,
Dee an't langste lupen kan,
Een, twee, dree!

* * *

Man verbindet einem Kinde die Augen und führt es dann ſingrnd fort. Iſt der Reim zu Ende, ſo ſtößt man es von ſich und es iſt nun ſeine Aufgabe, eins der Kinder zu haſchen und zu errathen. Gelingt ihm das, ſo tritt dieſes an ſeine Stelle.

Blinde Münneke, waar leid ik di?
In't Hoonderhnk (Hühnerſtall),
Ga van mi,
Koom noit of dien Levend wèr an mi.

* * *

Auf einer Schiefertafel wird rin Quadrat gemacht und dies in nrun Theile getheilt. Einer der Spielenden macht dahinein einen Strich (Stokje), der andere eine Null (Blokje). Wem es gelingt, drei gleichartige ſenkrecht, wagerecht oder ſchräg in ununtrrbrochener Reihenfolge zu erlangen, hat gewonnen.

Hier set ik mien Blokje,
Dâr setat du dien Stokje.

* * *

Alle Kinder ſtrhen in einer Reihe; vor derſelben der Sprecher. Die Hände müſſen verborgen, der Mund verſchloſſen bleiben. Wenn nun der Sprecher nachſtehrnden Reim ſagt, verſucht rr durch allrrlei komiſche Fragen und Grimaſſen es dahin zu bringen, daß das betreffrnde Kind zum Sprechen oder Lachen verführt wird. Gelingt dies, ſo tritt es aus der Reihe aber giebt ein Pfand. Der Sprecher verſucht dann ſein Glück beim zweiten Kinde u. ſ. w.

Mien Heer under de gries, gran Deken,
Dürt neet lachen un neet spreken,
Geen Handen Bewies,
Geen Tanden Bewies,
Hest van Nacht bi Kruphorntje slapen?

* * *

Dir Kinder reichen einander die Hände, heben ſie in die Höhe und bilden einen Kreis. Katze und Maus ſitzen einander gegenüber unter den Armrn der Mitſpielrnden und führen folgendes Geſpräch. Beim Ha! eilt die Maus davon, ſich kreuz und quer durch die aufgehobenen Hände windend. Die Katze muß grnau den Weg der Maus wählen. Iſt dieſr erhaſcht, ſo iſt das Spiel zu Ende.

Katze: Mûs, Mûs, wâr sitst du?
Maus: Al in mien Höl!
Katze: Wat deist du daar?
Maus: Spekfreten.
Katze: Geef mi ook 'n Hap' (Biſſen).
Maus: Ik mag't sulfst wal. Ha!

Digitized by Google

Die Kinder ſtehen in einer Reihe. Jedes wählt ſich einen Namen: golden Rathhûs, golden Straatſlinte, golden Schip etc. Dann erfolgt nachſtehendes Geſpräch zwiſchen einem gewählten Herrn und Knecht. Dieſer muß das Kind ſuchen, welches ihm vom Herrn genannt wurde. Fehlt der Knecht in der Wahl, ſo antwortete ihm das falſch bezeichnete Kind: Stinkst as'n Rakker, man neet as'n Bakker. Dies geht ſo fort, bis der Knecht das richtige trifft. Dieſes hat nun vor jenem drei Schritt Vorſprung, um einem Ziele zuzulaufen. Hierbei ſagt der Herr: Vögel floeg ut un kôm bol (bald) wêr in Hûs. Wird es eingefangen, ſo geht es in die Hölle, wenn nicht, in den Himmel. Das Spiel wird nun fortgeſetzt, bis der Knecht alle Kinder gefunden hat. Die himmliſchen Gäſte bilden nun ein Spalier, durch das die der Hölle hin- und herlaufen müſſen und von beiden Seiten Schläge bekommen.

Hanaje, mien Knecht!
„Bleeft (was iſt gefällig?) mien Heer?“
„Haal mi dit d'r hêr,
Haal mi dat d'r hêr,
Haal mi't golden Rathhûs d'rhêr.“

* * *

Ein beliebtes Knabenſpiel iſt folgendes:

Zwei Anführer; jeder wählt ſich eine Parole; ſie halten die Hände angefaßt und heben dieſe empor. Alle anderen Knaben kommen in einer langen Kette und gehen unter der Brücke hindurch. Bevor ſie durchgelaſſen werden, ſprechen die beiden:

Dee golden Poort is toogesloten,
Mit Sieden un mit Seiden,
Dreemaal mit Frä,
Dreemaal mit Unfrä.

Darauf wird, wenn die Reihe ſechsmal ungeſtört hindurch paſſirt, der Letzte aufgefangen und ihm von beiden Seiten die Frage vorgelegt: Wat wult du am leefsten hebben; 'n golden Slötel, Sloss, Appel etc. Je nach der Wahl ſtellt ſich der Aufgefangene hinter den Knaben, deſſen Parole er gewählt hat. Sind alle abgefangen, ſo wird ein Strich über die Straße gemacht und beide Theile ziehen gegen einander. Wer über den Strich gezogen wird, hat verloren; er muß ſich auf Knie und Arm legen, um mit den Worten:

Spieker (Nagel), Hamer, Ambolt

Püffe zu erhalten.

Folgendes Mädchenſpiel iſt eine Verhöhnung der frühern Mönchswirthſchaft. Die Kinder bilden einen Kreis. Eins derſelben, der Pater, ſteht in deſſen Mitte. Bei 1. bleiben alle Kinder ſtehen und der Pater geht, eine Nonne ſuchend, von einem Kinde zum andern und ſpricht, ſie mit dem Finger bezeichnend: Dee neet, dee neet, dee! Sofort ſetzt ſich der Kreis in Bewegung und ſingt 2.; bei 3. buckt die Nonne nieder, bei 4. zeichnet ihr der Pater einen Kranz ums Haupt, bei 5. wird ſie von ihm ein Mal, bei 6. drei Mal geküßt, bei 7. wieder aufgehoben und bei 8. wird der Pater von ihr aus dem Kreiſe geſtaßen. Die Nonne wird dann Pater:

Nünnetje, wul Ji mee faaren?
En ho ho en pil la lo,
En ho si so!
Noch een mal in't Rnnde,
Of daar ook een moj Meisje stnn.
En ho, ho en pil la lo etc.
Nu mnt hae wol ins sökeu gaan 1.
En ho, ha en etc.
Hest dn nn Eene na dien Sinn? 2.
En ha, ho en etc.
De Pater set sien Nünn np d' Stool 3.
En ho, ho en etc.
De Pater streit sien Nünn 'n Kraus 4.
En ho, ho en etc.
De Pater gaf sien Nünn 'n Soan (Kuß) 5.
En ho, ho an etc.
Dat dürt hee noch wol dreemaal doon 6.
En ho, ho en etc.
De Pater helpt sien Nünn wêr np 7.
En ho, ho en etc.
De Pater joog sien Nünu d'r nt 8.
En ho, ha en pil la lo,
En ho si so!

* * *

Beim Apfelſchälen ſchnellen die Mädchen die Kerne zwiſchen Daumen und Zeigefinger fort. Die Richtung, die der Kern nimmt, bezeichnet die Gegend, wo der Bräutigam in ape wohnt:

Köre (Kern) Köre, Brüdigam,
Waar wohnt mien Brüdigam?
Na Osten, na Westen
Spring too mien Allerbesten.

Um nicht zu ermüden, ſchließen wir mit einem Schaukellied (Bumbamleed), welches ſtellenweiſe nicht viel Verſtändliches giebt:

Anke Heister,
Toom nn Taister,
Teister un Toom,
Sadel nn Boom,
Boom nn Sadel,
Fisk un Vadel,
Vadel nn Fisk,
Stool nn Disk,
Disk un Stool,
Water un Pool,
Pool nn Water,
Kalf un Kater,
Kater nn Kalf,
Plätzken (Butterkuchen) half!
Haal 'n Plätzken,
Haal twee Plätzken,
Haal dree Plätzken u. ſ. w. bis
Haal twalf Plätzken.
Roode, roode Farve,
Roode Farve na Lickers Hûs,
Lickers Hûs stun in da Brand.
Wel sä dat?
Leef Engelkes.
Wat wul'n se denn?
Wat eten un drinken,
Hans Hikkerleping,
Sit up de Klink,
Lang mi de Beker, dat ik d'r ut drink,
Is der nix, so laat d'r wat halan,
Jan von Spanje kan't betalen,
Jan von Spanje is 'n goode Man,
Kan wal tegen Jan Davids an,
Jan Davids is 'n Trummelslager,
Sien Wief, dat is 'n Horenblaser,
Blöd nt (die Schaukel muß ohne neue Stöße zum Stillſtand kommen).

Wir haben uns bemüht, in dieſem Wenigen ein Bild unſerer reichen Jugendſpiele zu geben. Eine große Menge, die mit der Verſpottung der vorproteſtantiſchen Zeit ſich beſchäftigt, laſſen wir heute unberückſichtigt, wie wir denn auch des karg uns zugewieſenen Raumes wegen mit der Erklärung der einzelnen Spiele äußerſt kurz ſein mußten.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die Homerische Ebene von Troja.

Von Rud. Hercher (Abhandlung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1876).

Rud. Hercher, der in seinem Aufsatze über Ithaka in der Zeitschrift Hermes I, S. 263 ff. dem Glauben ein Ende zu machen gesucht hat, daß Homer's Localschilderungen aus dem Reiche des erfindungsreichen Odysseus nach bestehenden örtlichen Verhältnissen gemacht seien, untersucht in dem oben bezeichneten Aufsatze die Angaben über den berühmten Kampfplatz der griechischen Helden mit den für Haus und Hof kämpfenden Trojanern, und kommt auch hier zu dem negativen Resultat, daß trotz allen guten Glaubens in alter und neuer Zeit, der die heiligen Stätten, wo das Schiffslager stand, wo der Skamandros entsprang u. s. w., glaubte nachweisen zu sollen, Homer die troische Küste nie mit Augen gemessen, daß die von ihm seinen Helden zum Tummelplatz angewiesene Ebene ein reines Phantasiegebilde mit der lockersten Anknüpfung an die Verhältnisse der Wirklichkeit ist. Dem Zuge der modernen Dichtung entspreche es allenfalls, vor Abfassung einer Ilias das Schlachtfeld abzuschreiten und nach dem Berge Ida zu visiren, um den Thronsessel des die Ebene überschauenden Zeus an die richtige Stelle zu placiren, nicht so den Forderungen der Alten an ihre Dichter. Eine Orientirungsreise sei also dem alten Dichter nicht zuzutrauen, ganz abgesehen davon, daß für die Gestaltungen seiner Phantasie z. B. die „wilden Wunder des Flußkampfes" zwischen Skamandros und Achilleus sich keine irgendwie beschaffene Oertlichkeit eignen konnte. Gänzlich im Widerspruch mit den wirklichen Verhältnissen der troischen Ebene, in der zur Annahme einer im Laufe der Zeiten eingetretenen Veränderung ihrer Wasserläufe keinerlei Grund vorhanden ist, ist das Auftreten eines sich ebenbürtigen Brüderpaares von Flüssen, des Skamandros und des Simois. Nirgends erscheint der letztere als der unbedeutendere. Er tritt als alleiniger troischer Fluß auf, während der Skamandros am Götterkampfe theilnimmt; er wird im Kampfe mit dem rasenden Achilleus zum Beistand aufgerufen, und Skamandros verspricht sich große Dinge von seiner Hülfe. Kann der Dichter hier einen winzigen „Hungerbach" im Sinne haben? Und doch sucht man in der Wirklichkeit auf der troischen Ebene neben dem Menderes (Skamandros) vergebens einen zweiten Fluß, so auch nur einen irgend bedeutenden Nebenfluß des Skamandros, obgleich weder bei Homer noch bei anderen Schriftstellern des Alterthums die Meinung zu begründen ist, daß der Simois ein Nebenfluß des Skamandros gewesen sei. Der einzige Zeuge der spätern Zeit, der den Namen des Simois auf einen der Nebenflüsse des Skamandros überträgt, und zwar auf den heutigen Dumbrek, ist Demetrius von Skepsis bei Strabo XIII, S. 602. Mag er aber selbst oder die Bewohner von Neu-Ilion die Taufe vollzogen haben, es ist unglaublich, daß der Dumbrek, einer seiner dürftigen Nebenbäche, von Homer als Simois verherrlicht sein sollte. Alle sonstigen einschlagenden Stellen, wenn sie nicht durch Widersprüche sich als unglaubhaft und aus unlauterer Quelle geflossen erweisen, bei Geographen und Historikern wissen nur von dem einen Fluß der troischen Ebene, dem Skamandros. Sein Name allein ist auf Inschriften, Münzen, in der Namenbildung, bei Märchenerzählern öfter zu finden. Und demgemäß findet sich in den älteren Stücken der Ilias auch deutlich nur ein Fluß erwähnt. Nicht weniger als zehn Mal ist schlechthin von „dem Flusse" die Rede. So durfte doch ein Dichter nicht reden, dem ursprünglich zwei gleichberechtigte „tiefwirbelnde" Flüsse als in der Ebene befindlich überliefert waren. Der Simois ist erst von einem Nachdichter eingefügt wenn auch für sein hohes Alter die Erwähnung bei Hesiod spricht.

Aber selbst nach Hinwegnahme dieses zweiten Flusses lassen Homer's Angaben über die Oertlichkeit des Schlachtfeldes deutlich erkennen, daß sie wedee auf Autopsie beruhen noch überhaupt Anspruch machen, genau ins Auge gefaßt und zu fester Construction des ideolen Tummelplatzes der troischen Helden verwendet zu werden.

Homer schildert ein ideales Kampfspiel und braucht eine gleich ideale Bühne. Wie hätten sich seine Helden auf dem in der Wirklichkeit durch mehrere Wasserläufe coupirten Terrain so frei bewegen, wie die Streitwagen gebrauchen können! Der nach Homer's Angabe zwischen Stadt und Schiffslager fließende Skamandros wird mehr empfunden als gesehen, fördernd und hemmend wirkt er nicht ein auf die Kampfesart. Und doch hat ihm der Dichter nur eine Furth gegeben, freilich ganz in Uebereinstimmung damit, daß er sich auch an der Ebene, der Stadt, dem Thor, dem Thurm genügen läßt. Diese Furth wird zwar wiederholt erwähnt, aber eingestandenermaßen nur ein einziges Mal bei der Fahrt des Priamos ins griechische Lager passirt. Von individueller Zeichnung des Flusses ist nichts zu bemerken. Die ihm beigelegten Epitheta stehen eben so auch bei anderen Flußnamen. Im dritten Buche der Ilias rücken die beiden Heere gegen einander. Hier verschwindet der Fluß geradezu. So auch durchstiegt Agamemnon Δ 165 die Ebene in einem Rennen. Unbehindert rollen die Streitwagen nach allen Seiten. Aber wo ihrer die Helden zum gewaltigen Wurfe bedürfen, hat die Ebene Steine in beliebiger Größe. Dagegen fall Mydon, des Pylämenes Wagenlenker Ε 582, als er vom Wagen gestürzt, so lange auf Kopf und Schultern stehen, „von lockerm Sande gehalten", bis ihn die Pferde umstaßen (!!). So leer die Ebene sonst ist, so finden doch die Troer Θ 507 im Nu das nöthige Brennholz, um die Wachtfeuer zu speisen und das Abendmahl zu rüsten. Nach Belieben des Dichters erscheinen und verschwinden das Denkmal der Myrinna, das Grab des Aesyetes und der Kallikolone, ohne ständige Merkzeichen zu werden.

Construirt man sich, abgesehen von den realen Verhältnissen, nur nach des Dichters Worten die Ebene, so ist ihr Bild folgendes. Als Grundlinie gilt der Hellespont und das Schiffslager. Von dem Centrum des letzteen aus trifft eine mitten durch die Ebene gezogene Senkrechte gerade auf das Skäische Thor. Diese Linie wird etwa in der Mitte von einer andern, welche den Skamandros darstellt, ungefähr rechtwinkelig geschnitten. Wo der Schnitt stattfindet, liegt die Furth des Skomandeos, der Mittelpunkt der Ebene. In nächstee Nähe der Furth auf troischer Seite (ob rechts oder links von der Furth, ist nicht zu entscheiden) das vom Skamondeos unzertrennliche Grabmal des Ilos, und rechts und links von der Furth auf der dem Griechenlager zugewendeten Seite lehnt sich der Uferstreifen, welchen Homer ξωστὸς πεδίοιο nennt. Eine zweite Theilung der Ebene der Länge nach ergiebt sich durch die Fluchtlinie der Teoer, die immer dieselbe ist, „mitten durch die Ebene." Ueber diese allgemeinste Skizzirung des Terrains hinauszugehen, fordern weder noch erlauben es die Homerischen Angaben und Schilderungen.

(Die Reste des Homeeischen Troja einstmals zu finden — fügen wir hinzu — ist also gerade so wahrscheinlich, wie die Stelle, wo Moses die Gesetzestafeln empfangen hat, die Arche Noah's gestrandet ist oder Siegfried von Hagen erschlagen ward. Red.)

Digitized by Google

Die Palmer Goldfelder.

Unter ſämmtlichen auſtraliſchen Goldfeldern ſind dieſe die reichſten. Sie liegen etwa 57 engliſche Meilen weſtlich von der Hafenſtadt Cookstown am Palmer-Fluſſe und haben eine Ausdehnung von ungefähr 20 engliſchen Quadratmeilen. Die Gegend iſt dort ſehr ſteil, alſo eine Anſiedelung nur für die Goldgräber möglich; auch über die Geſundheitsverhältniſſe läßt ſich nicht viel Gutes ſagen, denn während der letzten zwei Monate vor Eintritt der Regenzeit herrſcht eine furchtbare Hitze, nach deren Schluß noch zwei Monate lang die Nächte ſehr kalt ſind. Auch die Schwarzen machen die Gegend unſicher, ſo daß die Polizei umfaſſende Vorkehrungen treffen mußte. Das Gold der Palmer-Felder erreicht den höchſten Preis unter allen Sorten der Colonie, da es am reichſten iſt. Es iſt ſonach leicht erklärlich, daß eine große Anzahl von Goldgräbern dort beſchäftigt iſt; aber ſeit kurzer Zeit entſteht eine ſolche Auswanderung dorthin, daß die Entvölkerung der Goldfelder in den übrigen auſtraliſchen Colonien droht. Die Urſache dieſes Goldfiebers, das die Auſtralier mit „rush“ bezeichnen, iſt die Auffindung rieſiger goldführender Strecken, welche an Reichthum alles bisher Dageweſene übertreffen. Man fürchtet ernſtlich eine ſtarke Schädigung der Landwirthſchaft und Induſtrie durch Maſſenauswanderung der Arbeiter nach dieſem neuen Eldorado.

Eine ſtarke Concurrenz erwächſt dieſen Arbeitern durch die Kulis, von denen bereits 400 ankamen, während weitere 2000 erwartet werden. Die Chineſen überlaſſen das Aufſuchen des Goldes, das ſogenannte „prospecting“, ſtets den Weißen und machen ſich erſt an die Arbeit, wenn die goldführenden Stellen bekannt ſind; ſie ernten alſo ohne zu ſäen, was natürlich ſchon allein genügt, um die weißen Arbeiter gegen ſie aufzubringen.

Eine Stadt iſt nun im raſchen Wachsthum begriffen, die man vergeblich auch auf den neueſten Karten ſuchen dürfte; ſie heißt Edwardstown und liegt an der Vereinigung des Palmer- mit dem Batcher-Fluſſe. Sie enthält bereits acht oder zehn Hotels, etwa dreißig Kaufläden, drei Schmieden, einen Fleiſcherladen, zwei Apotheken, ein Billardzimmer, ein Hospital und ein winziges, aus Baumrinde erbautes Stadthaus.

Die Ausbeutung des Alluviums weicht immer mehr der Verwerthung der ungemein goldreichen Quarzfelſen, welche durch Maſchinen zerſtampft und dann mit Queckſilber zum Zwecke der Amalgamirung ausgezogen werden. Neue Maſchinen werden täglich erwartet und wird dann das bereits vorhandene Material zur Verarbeitung gelangen. Man rühmt dem Quarze der Palmerdiggings beſonders die gleichmäßige Vertheilung des Goldes in demſelben nach.

Friſches Fleiſch aus Amerika in London.

Der Fleiſchverſorgung Londons ſteht ein unberechenbarer Umſchwung bevor. Es iſt Thatſache, daß ſchon die ſogenannten „australian meats“, d. h. die präſervirten Fleiſche aus Auſtralien, die in Blechbüchſen verkauft werden und in England einen großartigen Abſatz finden, für dieſes Land billiger ſind als rohes Fleiſch. Ja, ſelbſt die aus Amerika importirten präſervirten Fiſche kommen trotz Blechbüchſen und Transportkoſten und ungeachtet des enormen Fiſchreichthums Englands niedriger zu ſtehen als in London gekaufte friſche Fiſche. Aber trotz alle dieſer Concurrenz hat friſches Fleiſch von beſſerer Qualität, in London wenigſtens, ſo unerſchwingliche Preiſe, daß ein großer Theil der Bevölkerung von dem Genuſſe gänzlich ausgeſchloſſen iſt. Vielleicht iſt ein Plan, der vor Kurzem in Amerika gefaßt wurde, geeignet, dem Uebel abzuhelfen. Es iſt nämlich eine Geſellſchaft mit großem Capital in Bildung begriffen, zu dem Behufe, das Fleiſch friſchgetödteter Thiere, beſonders des Rindviehes, nach England zu ſenden. Der Transport geſchieht von Neuyork nach Liverpool per Schiff, von Liverpool nach London und den anderen großen Städten per Eiſenbahn. Die Verſuche, die man zur Erprobung des Werthes der neuen Idee im Laufe des verfloſſenen Vierteljahres angeſtellt, ſind wider Erwarten glänzend geglückt und der Scepticismus, dem das Project anfänglich begegnete, iſt geſchwunden. Die Probeſendungen fanden in den Londoner Fleiſch-Centralmarkthallen großen Beifall und wurden zu guten Preiſen abgeſetzt. Von einer Ladung berichtet man, daß ſie wegen einiger hintereinanderfolgender Feiertage nach Ankunft in London hier noch 3 bis 4 Tage liegen bleiben mußte, daß aber die Qualität des Fleiſches dennoch tadellos war. Aus dieſen Daten erhellt zur Genüge, daß das von den betreffenden Unternehmern angewendete Verfahren, rohes Fleiſch ſo lange friſch zu erhalten, ganz vortrefflich ſein muß. Woraus daſſelbe beſteht, iſt jedoch vorläufig ein Handelsgeheimniß. Sicher iſt, daß die Schiffe eigens zu dieſem Zwecke mit ſpeciellen Einrichtungen verſehen ſind. Ein amerikaniſches Blättchen giebt einige nähere Andeutungen. Je ein Viertel eines Thieres werde in rohes Tuch gehüllt; mehrere ſolcher Ballen werden in eine große Kiſte gelegt. Jede Kiſte enthalte einen von Dampfkraft getriebenen Fächer behufs Luftwechſels und ſei überdies von außen mit einer dicken Eiskruſte verſehen. Schreiber dieſes erhält aber von einem Sachverſtändigen aus dem Weſten ein Schreiben, worin dieſen Angaben widerſprochen wird. Mein Correſpondent iſt von Eingeweihten eines Beſſern belehrt worden. Das Schiff enthalte einen großen geſchloſſenen Raum, in welchem eine Metallplatte den Fußboden bedecke. Auf dieſe Platte werde eine gewiſſe Säure gegoſſen, von der ſchon ganz geringe Quantitäten genügen ſollen, um den Raum ſehr kalt zu machen, ohne die Wirkung des Erfrierens des Fleiſches hervorzubringen. Das Fleiſch werde am Plafond und den Wänden aufgehängt und von der Ausdünſtung der Säure friſch erhalten. Das iſt Alles, was wir über die Sache erfahren konnten. Was an dieſen Mittheilungen über die Beſchaffenheit des Conſervirungsmodus Wahres iſt, wiſſen wir nicht; auch haben wir keine Ahnung davon, welches Metall und welche Säure hier gemeint ſeien. Qui vivra, verra. Jedenfalls läßt ſich an der Durchführbarkeit des Projectes nicht mehr zweifeln.

(L. K — r.)

Die Martineta.

Der Naturforſcher Friedrich Leybold ſchildert in einer längern Reihe von Aufſätzen in der „La-Plata-Monatsſchrift“ eine Reiſe von Valparaiſo in Chile über die Anden nach der argentiniſchen Provinz Mendoza. In letzterer traf er auf der Oſtſeite der Cordillere auf den welligen Hügeln um Viſtaflores zwei Typen von Thieren, die für ſolche Orte charakteriſtiſch ſind: das Pampas-Viscacha (Lagostomus trichodactylus), von welchem wir in Band 27, S. 75 f. eine ausführlichere Schilderung brachten, und die Martineta (Eudromia elegans). Von letzterm Vogel ſagt er (a. a. O. 1876, Nr. 12, S. 185):

Die Martineta iſt ein koſtbarer und eleganter Vogel und verdient ſehr in allen Ländern mit einigermaßen mildem Klima acclimatiſirt zu werden, theils wegen ſeines Nahrungswerthes, theils für das edle Jagdvergnügen. Sie bildet gleichſam einen Uebergang zu den Faſanen Aſiens und iſt ein ziemlich großer Vogel, robuſter als die Henne und von ausgezeichnetem Fleiſche. Ihr graubraunes unſcheinbares Gefieder nähert ſie den Rebhühnern, aber ein aufrichtbarer Federkamm auf dem Kopfe, ihre Geſtalt und Art zu gehen, indem ſie in langem Gänſemarſche von 6 bis 10 Individuen aus den zerſtreuten Gebüſchen hervorkommt, giebt ihnen das Anſehen von Faſanen. Während des Marſches laſſen ſie einen ſanften, gepreßten Laut hören, der eigenthümlich und ſchwer zu beſchreiben iſt, und nur um ſich gegenſeitig von fern zu rufen, bringen ſie ein durchdringendes Pfeifen her-

vor. Ihre großen Eier, von einer schönen hell gelbgrünen Farbe, finden sich häufig in den Weizenfeldern während der Monate November und December, und die Eingeborenen nehmen bisweilen 10 bis 14 Eier aus einem Nest, um die Jungen unter den Hühnern aufzuziehen, mit denen sie sich sehr gut vertragen.

Auf der Jagd mit Hunden ist es nicht schwer, ihre Spur aufzufinden, denn der Hund nimmt sie gern an und folgt ihr mit Vorliebe; aber unglücklicherweise hat dieser Vogel die Gewohnheit, immer zu laufen. Er läßt sich nicht durch den Hühnerhund stellen, sondern entfernt sich, versteckt mit großer Schnelligkeit in gerader Richtung laufend, und erhebt sich mit Geräusch, aber weit vom Jäger, wenn ein hitziger Hund ihm zu nahe kommt. Ihr Fleisch ist ausgezeichnet und höchst zart, auch wenn es ganz frisch ist.

Ich möchte die Aufmerksamkeit der Acclimatisationsgesellschaften auf diesen kostbaren, so robusten und fruchtbaren Vogel lenken, dessen Erwerb und Verbreitung für jedes Land mit gemäßigtem Klima von großem Werthe sein würde.

* * *

— Den Rang, welchen Birmingham unter den Handelsmetropolen einnimmt, kann man aus folgenden Zahlen ersehen, welche seine durchschnittliche wöchentliche Production angeben. Birmingham liefert wöchentlich auf den Weltmarkt: 40,000,000 Stahlfedern, 6000 eiserne Bettstellen, 7000 Gewehre, 300,000,000 Nägel, 100,000,000 Knöpfe, 1000 Sättel, 5,000,000 Kupfer- und Bronzemünzen, 20,000 Brillen, 6 Tonnen Artikel aus Papiermaché, für 30,000 Pf. St. Schmuckgegenstände, 4000 engl. Meilen Stahl- und Eisendraht, 10 Tonnen Stecknadeln, 5 Tonnen Haarnadeln, Häkchen und Schlingen, 130,000 Groß Holzschrauben, 500 Tonnen Schrauben mit Muttern, 50 Tonnen Scharniere und Thürangeln, 300 engl. Meilen Wachsschnur zu Wachszündhölzchen, 40 Tonnen gereinigtes Metall, 40 Tonnen Silber, 100 Dutzend Kamingesimse, 3500 Blasebälge und 800 Tonnen Messing- und Kupferwaaren.

— Unter allen uncivilisirten Völkern scheinen die Maoris Neuseelands die meisten naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu besitzen. Besonders die Botanik ist bei ihnen in einer Weise herangebildet, welche unser Erstaunen erregen muß. Beinahe alle Pflanzen, welche auf den beiden Inseln wachsen, ob sie nun von ihnen irgendwie verwendet werden oder nicht, haben ihre feststehenden Namen; so sie sind sogar in Familien gruppirt, was doch eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse bedingt. So haben z. B. die Veronicas, welche in sehr vielen Varietäten und Formen vorkommen, alle denselben Gattungsnamen.

— Um den Anbau von Zuckerrohr in Südaustralien einzubürgern, hat die Regierung zu Adelaide eine Belohnung von 5000 Pf. St. für die ersten 500 Tonnen Zucker ausgesetzt, welche in den nördlichen Districten dieser Colonie aus dort angebautem Zuckerrohre gewonnen werden. Diese Concurrenz bleibt bis zum 30. September 1879 offen. Weiterhin wird ein Gesetz dem Parlamente vorgelegt werden, nach welchem es Unternehmern frei gestellt wird, sich Complexe bis zu 1280 Acres auszusuchen und gegen eine Pacht von jährlich 6 P. (50 Pfg.) per Acre zur Anlage von Zuckerplantagen zu verwenden. Hat dann der Unternehmer binnen fünf Jahren die Hälfte des Complexes eingezäunt und cultivirt, so kann er gegen Erlegung der gewöhnlichen Regierungstaxe ohne weitere Nachzahlung das Ganze eigenthümlich übernehmen.

Vom Büchertische.

Atlas der Ethnographie. Von Georg Gerland. 41 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. Separatausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Leipzig. Brockhaus 1876.

Wir glauben nicht, daß es eine angenehme Aufgabe für Prof. Gerland war, diese comprimirte Ethnographie herauszugeben. Der Raum, knapp bemessen, legt dem Verfasser überall Fesseln an, und außerdem wird der Text (50 vierspaltige Querfolioseiten) zum Begleitworte für die Bilder, ist von diesem abhängig und beeinflußt. Indessen es ist geschehen, was an Knappheit geleistet werden konnte; Begründung für manche ausgesprochene Ansicht darf man hier nicht suchen wollen, dazu mangelt eben der Raum. Mit allen den vielen ethnographischen Systemen, die bisher aufgestellt wurden, scheint Gerland nicht einverstanden — anfechtbar sind sie ja alle — und er verfällt daher auf den Gedanken, die Menschen geographisch einzutheilen. Ob er damit etwas Besseres an die Stelle älterer Systeme gesetzt hat, möchten wir bezweifeln, wie es uns denn wenig anmuthet (S. 39), die Nordafrikaner (Hamiten) zu „afrikanischen Semiten" gestempelt zu sehen, die mit den „asiatischen Semiten" zu einer Gruppe vereinigt werden.

Hauptzweck des Werkes ist indessen die bildliche Darstellung, und hier hat der Herausgeber nur die Rolle des ordnenden Sammlers gespielt. Wir erkennen in dieser Beziehung willig sein Verdienst an, wenn wir auch die zahlreichen alten Bekannten, die schon in Jugendschriften figuriren, gern vermieden gesehen hätten. — Was aber die Ausführung in Zeichnung und Schnitt betrifft, so bedauern wir, kein Lob spenden zu können. Man ist doch gewöhnt, jetzt Besseres in ethnographischen Abbildungen zu sehen, als hier geboten wird. Die Holzschnitte erheben sich nicht viel über die Mittelmäßigkeit, und der Zeichner hat manchmal gar kein Verständniß für die copirten Typen gehabt. Auf Tafel 1 überrascht eine Tasmanierin mit dem Körper der Venus von Milo, und daß Richard Burton's Wanjamuesi (Tafel 21) Caricaturen sind, wurde schon wiederholt hervorgehoben was auch bei Burton's bekanntem Niggerhasse nicht überraschen kann. Die Karte, welche die Verbreitung der Menschenracen angiebt, ist ebenfalls kein Muster der Technik. Für Amerika und Australien ist sie nur historische Karte; sie berücksichtigt die Gegenwart nicht. Ob die Zuziehung der Tibbu zu den Sudannegern gerechtfertigt ist (s. auch Text S. 38), erscheint seit Nachtigal mehr als zweifelhaft. Die Lappen reichen auf der Karte viel zu weit südlich und die Samallo sitzen lange nicht so weit nach Westen wie angegeben. Sie nehmen nur den Strand vom Cap Serdze Kamen bis zur Anadyr-Mündung ein.

Wir hätten lieber gesehen, daß weniger, das Wenige aber gut gegeben worden wäre. So genügt der Atlas keineswegs höheren Ansprüchen. Diese Vorwürfe treffen aber den hochverdienten Herausgeber nicht, den wir durch seine anderweitigen Arbeiten auf ethnographischem Gebiete schätzen lernten.

Inhalt: Fiume. (Mit zwei Abbildungen.) — Ueber einige hawaiische Alterthümer. Von Franz Birgham. (Mit drei Abbildungen.) — Die zweite Befahrung des Albert Nyanza. — Weihnachten bei den Serben. Von Dr. Nikola Z. Petrowitsch in Kragujevaz. I. — Neue Werke über Nordamerika. — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier. V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Ueber die Homerische Ebene von Troja. — Die Palmer Goldfelder. — Frisches Fleisch aus Amerika in London. — Die Martineta. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 8. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

I.

Eine siebenzehnstündige Seefahrt, bei günstigem Wetter ein entzückender Genuß für den Reisenden, bringt denselben von Fiume nach Dalmatiens Hauptstadt Zara. Sicher tragen ihn alsdann die bequemen Dampfer des österreichischen Lloyd, meist von geschickten dalmatischen Capitänen geführt, auf den breiten, ruhigen Canälen zwischen dem Festlande und den ihm parallel sich dehnenden Inseln hin; so nahe bleibt er stets dem Lande, daß er die kleinen, über die Berge zerstreuten Dörfer und auch die geringsten Ausbuchtungen der Felsenküste mit bloßem Auge wahrnimmt. Solche Fahrt sollte im Frühling oder zu Beginn des Herbstes unternommen werden, weil sie dann den größten Reiz mit völliger Sicherheit vereint, während die Stürme des November und zu Ausgang des Winters den Schiffern gefährlich werden. Aber zur guten Jahreszeit werden die Töne der Landschaft, je weiter man nach Südosten vordringt, immer leuchtender, das Wasser durchsichtiger und die Berge duftiger, und lustig schwellt der Wind die lateinischen Segel der zahlreich vorüberziehenden Barken.

So langgestreckt, wie seine zahllosen Inseln von Pago und Isola Lunga im Norden bis Curzola und Meleda im Süden sind, ebenso lang zieht sich das ganze Königreich Dalmatien von Nordwesten nach Südosten hin. Im Norden, wo es der bis 1753 Meter ansteigende Velledich von Croatien, das Dinara Gebirge (1811 Meter) von Bosnien scheidet, ist das Land am breitesten und hat einen Durchmesser von etwa 60 Kilometer; aber nach Süden zu wird es immer schmaler und schmaler, bis es nur noch aus dem westlichen Abfalle der Gebirge der Herzegowina und Montenegros besteht, so daß eine Kugel aus einem guten Hinterlader, die auf türkischem Gebiete losgeschossen wird, leicht über das dalmatische Königreich hinweg ins Meer fliegen kann, wie bei Breno südlich von Ragusa. Ja an zwei Stellen ist es den Türken gelungen, ihr Reichsgebiet bis an die Meeresküste auszudehnen: beim Hafen Klek südlich von der Narenta-Mündung und in der Sutorina bei der Einfahrt zu den Bocche di Cattaro. So überschreitet die große dalmatinische Reichsstraße zweimal fremdherrliches Gebiet, und so wird das ganze Land in drei Theile zerschnitten, nämlich das eigentliche Dalmatien, Ragusa und Oesterreichisch Albanien. Daß das in dem schiffereichen Lande kein großes Verkehrshinderniß ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Während in den beiden südlichen Abtheilungen von Flüssen keine Rede ist, besitzt der nördliche Hauptstamm des Landes deren drei, die Zermagna, Kerka und Cettina, und von einem vierten, der herzegowinischen Narenta, wenigstens die vielverzweigte Mündung. Die ersten drei nehmen in den Dinarischen Alpen ihren Ursprung, fallen rasch zu verhältnißmäßig geringer Meereshöhe hinab und durchbrechen in ihrem Unterlaufe die den Dinarischen Alpen ungefähr parallele Küstenkette, welche in ihren Gipfeln (Mossor, Biocovo und Sustvid) an Höhe jenen wenig nachgiebt. Auch der Strich Landes zwischen jenen beiden Gebirgszügen ist von Felshöhen und Bergkuppen, welche unseren deutschen Mittelgebirgen in der Erhebung über die Meeresfläche gleichkommen, erfüllt. Das ganze Gebiet ist aber felsig und

trocken und unfruchtbar im äußerſten Maße, und unter allen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie nimmt Dalmatien in Bezug auf die Bodencultur die unterſte Stufe ein. Mais, Gerſte und etwas Reis, vor allem aber Wein, Oel und Südfrüchte bringt es hervor; aber ſeine einſt ſo ſtattlichen Wälder ſind den rückſichtsloſeſten Feinden des Waldes, den Venetianern, zum Opfer gefallen, und daß der junge Nachwuchs nicht gedeihe und emporkomme, dafür ſorgen ſchon die Ziegen, deren Zahl im Jahre 1805, als das Land franzöſiſch wurde, 1,100,000 Stück betrug, und die noch heutigen Tages unter allen Kronländern am zahlreichſten in Dalmatien (nahe an 300,000 Stück) hauſen. Iſt aber auch das Land heruntergekommen, ſo doch ſicherlich nicht ſeine Bevölkerung, wenigſtens in phyſiſcher Beziehung. Faſt neun Zehntheile derſelben ſind ſlaviſcher Nationalität; ein Zehntheil bilden die in den Küſtenplätzen anſäſſigen Italie

Dalmatiſche Panduren mit einem Räuber.

ner; in verſchwindender Minderheit befinden ſich die wenigen Deutſchen, Albaneſen und Juden. Die den Serben und Bosniaken nahe verwandten Slaven Dalmatiens ſind ein ſchöner Menſchenſchlag von hohem Wuchſe, ſtarkem Knochenbau, kräftiger Muskulatur und voller, tönender Stimme. Dunkeles Haar, ſchwarze feurige Augen und blendendweiße Zähne zeichnen ſie alle aus, und ſonnenverbrannt iſt jeder vom nackt herumkriechenden Kinde bis zum Erwachſenen oder Greiſe, der Bruſt und Hals Sommers entblößt trägt, und deſſen Geſicht das rothe Käppchen nicht gegen die Sonnenhitze ſchützt. Ungebildet iſt der Dalmatier wohl, aber er beſitzt einen guten, natürlichen Verſtand und ſchnelle Auffaſſungsgabe, und der rohe unwiſſende Morlake iſt an Verſchmitztheit, Schlauheit und Beweglichkeit den ſchwerfälligen Gebirgsbauern anderer Kronländer weit überlegen. Graß iſt ihr kriegeriſcher Muth, ihre Tapferkeit und Abhärtung; ebenſo groß auch ihr leichter Sinn und ihre Sorgloſigkeit, die nicht von heute auf morgen denkt.

Morlakiſche Muſikanten aus dem Bezirke von Zara.

Digitized by Google

Doch weiter auf dieſe Dinge hier einzugehen, verbietet uns der Raum; wer ſich darüber zu unterrichten wünſcht, findet den Stoff in wiſſenſchaftlicher Darſtellung in Proj. Franz Petter's Dalmatien (Gotha, J. Perthes 1857), in unterhaltendſtem Gewande in Th. Schiff's „Aus halbvergeſſenem Lande“ (Wien 1875, ſ. „Globus“ XXIX, S. 240), aber Roë's Dalmatien und ſeine Inſelwelt (Wien, Peſt, Leipzig 1870).

* * *

An einem Herbſtmorgen, zur Stunde, da die Morgennebel unter den Strahlen der aufſteigenden Sonne ſich verlieren, näherte ſich das Schiff, welches Yriarte beſtiegen hatte, der Landeshauptſtadt Zara. Ihre Bewohner ſchlafen noch und die Quais ſind menſchenleer; nur einige Panduren, über und über mit Silber und funkelnden Münzen bedeckt und auf dem Kopfe rothe, mit Goldflitter beſetzte Käppchen, ſitzen am Ufer und rauchen aus ihren langen Weichſelröhren. Aber gleich darauf erſchallt munteres Geſchwätz: zwei Polacker, mit ſchwarzrothem Schnabel, der mit einer griechiſchen Borte und zwei großen phantaſtiſchen Augen verziert iſt, werden vom Morgenwinde ſanft dahingetrieben und führen wohl ein hundert junger Mädchen und Frauen von den benachbarten Inſeln zur Stadt; ſie arbeiten dort an der Niederlegung der ehemaligen Feſtungswälle. Durch die Porta Marina (S. Chryſogon), einen alten Römerbogen, auf welchen die Republik Venedig ihr ſtolzes Wappenſchild mit dem Markus-Löwen geſetzt, betritt der zu Waſſer Angelangte die Stadt, die auf drei Seiten vom Meere umgeben und mit dem Feſtlande nur durch eine Brücke bei der Porta Terra Ferma zuſammenhängt. Sie zählt nur wenig über 8000 Einwohner. Die Hauptſtraßen ſind gerade und ſchneiden ſich rechtwinklig: man fühlt ſofort, daß man eine Soldatenſtadt betritt, ein Bollwerk gegen die Angriffe der Türken und Ungarn. Im Aeußern iſt Zara eine italieniſche, ſpeciell venetianiſche Stadt geblieben und äffenbart überall Spuren venetianiſcher Kunſt, Sprache und Sitte. Ein Neffe des berühmten Michele Sammichele, Girolamo, hat die Porta Terra Ferma und zwei von den neun Baſtionen, welche den Ort umgeben, erbaut; ebenſo erinnern manche Paläſte und Privathäuſer in ihrer ganzen Einrichtung an das ſonnige Land jenſeits der Adria. Und wenn auch faſt alle Bewohner der einſtigen Feſtung — ſeit 1874 hat ſie aufgehört es zu ſein — Slaviſch verſtehen und ſprechen, wozu ſie der Verkehr mit der Landbevölkerung wohl nöthigt, ſo reden ſie doch unter einander den venetianiſchen Dialekt. Unter den Plätzen iſt nur die Piazza dei Signari von Bedeutung, unter den Kirchen die intereſſante, aus dem 13. Jahrhundert ſtammende Dom im lombardiſchen Stil, mit drei Schiffen und drei dieſen entſprechenden Portalen.

Von jeher war die Waſſerfrage für Zara, das keine lebendigen Quellen beſitzt, von der größten Bedeutung, um ſo mehr, da es im Laufe der Geſchichte zahlreiche Belagerungen auszuhalten hatte. Darum errichteten ſchon 1574 die Venetianer einen großen, unterirdiſchen Waſſerbehälter (Ciſterne), der wegen der fünf Oeffnungen, durch welche man mittelſt Eimer das Naß heraufholt, „I cinque pozzi“ (d. i. die fünf Brunnen) heißt. Aber der Waſſervorrath dort unten verſiegte doch mitunter, und noch in den zwanziger und dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts erreichte der Waſſermangel ſolche Höhe, daß man neun deutſche Meilen weit von den Fällen der Kerka her das Trinkwaſſer zu holen gezwungen war. Seit 1838 hat man eine Quelle eine Stunde weit her in die Stadt geleitet; aber auch ſie verſiegt im Sommer.

Im Ganzen und Großen beſitzt die Stadt weder Handel noch Induſtrie, höchſtens die Maraſchino- und Spritfabrikation ausgenommen. Die Umgegend erzeugt Wein und Oel; was man aber ſonſt braucht, kommt aus Trieſt oder Italien. Was dem Orte allein Leben verleiht, das iſt die Anweſenheit des Statthalters, des dalmatiniſchen Landtags und der Militärbehörden, eines katholiſchen Erzbiſchofs, eines griechiſchen Biſchofs und mehrerer Schulen (Gymnaſium, geiſtliche Schule, Unterrealſchule und Lehrerſeminar), die ihren Sitz dort nur aufgeſchlagen haben, weil Zara eben Hauptſtadt iſt. Und trotzdem iſt das geiſtige Leben dort gering, weit geringer, als in Spalato und Raguſa. Zwar beſitzt die Stadt drei Druckereien und 6 bis 7 Zeitungen und Zeitſchriften, eine officielle, eine geiſtliche, eine ſlaviſche, eine italieniſche, die übrigen für die Intereſſen des Ackerbaues — aber die Zeit, wo hier Bücher in nicht unbedeutender Zahl gedruckt worden ſind, iſt vorüber.

Für den Fremden beginnt erſt, wenn er Zara und die Küſte verläßt, wo er nur altbekannte italieniſche Dinge wiederfindet, der eigentliche Reiz der Reiſe, die ihn nun ſofort in ausſchließlich ſlaviſches Gebiet führt. Yriarte zog dem Poſtwagen, der zweimal wöchentlich nach Knin an der Kerka fährt, die Reiſe zu Pferde vor, die ihm freiere Umſchau und regeren Verkehr mit der Bevölkerung gewährte. Sobald man die Befeſtigungen hinter ſich hat, wendet ſich der Weg vom Meere ab landeinwärts. Anfangs zeigen ſich noch einige Weinberge und Pflanzungen von Vogelkirſchen; aber bald umfängt den Reiſenden eine völlige Einöde, zum Theil eben, zum Theil felſig, nur von wenigen zerſtreut gebauten Dörfern unterbrochen. In Biljane machte der Reiſende den erſten Halt um die Zeit, da man den Arbeitern auf dem Felde das Mittageſſen bringt. Alte Frauen und Kinder ziehen dann hinaus, darfüßig oder mit Opanken (Bundſchuhen) verſehen und nur mit einem einfachen, vorn aufgeſchlitzten Hemde bekleidet, das auf den Aermeln oder am Halsausſchnitte zierlich mit rothen und grünen Sternen beſtickt iſt. In dem mit dicken Silbernägeln beſetzten, dreifachen Gürtel ſteckt der Stiel eines rieſigen Spinnrockens, deſſen Gewicht den Gürtel unter die Hüften hinabdrückt. Mit der rechten Hand drehen ſie die Spule und ſpinnen den Faden, während die Linke den mit Polenta gefüllten, großen Napf auf dem Kopfe im Gleichgewicht erhält.

Hinter Biljane tritt die Straße in den Diſtrikt (Bezirkshauptmannſchaft) Benkovac, deſſen Bewohner zu den unruhigſten und gewaltthätigſten des Landes zählen. Dort mußten die Franzoſen während ihrer kurzen Herrſchaft im Lande (1805 bis 1815) die größten Gewaltmaßregeln zur Anwendung bringen, um Raub, Diebſtahl und Mord nur etwas zu beſchränken. Heute iſt natürlich die Straße völlig ſicher; aber der tief eingewurzelte Haß zwiſchen einzelnen Nachbardörfern iſt noch nicht geſchwunden und ſoll mitunter noch ſo hell wieder ausbrechen, daß die Obſtbäume des Gegners nicht vor der Axt, ſeine Häuſer nicht vor dem Feuerbrande und ſeine Brunnen nicht vor Verſchüttung und Verunreinigung ſicher ſind. Nach kurzer Raſt in Benkovac, die der Mappe des Malers das prächtige Abbild eines Panduren eintrug, ging es weiter auf der Hauptſtraße, die nur wenig Dörfer berührt, ſondern ſie meiſtens zur Rechten und Linken liegen läßt, ſo Perutić mit einem Schloſſe des Grafen Benja, und Kozlovac, wo hohe Ausſichtsthürme noch an die Türkenzeit erinnern. Doch ewig gleich bleibt ſich die Landſchaft; eine ſteinige Ebene folgt der andern und der ſpärliche Pflanzenwuchs iſt ſo grau wie das Geſtein. Nur die herrliche Beleuchtung und die glänzenden Farbentöne verleihen dieſen Einöden unendlichen Zauber. Bald hinter Liſane, wo ſich der Weg theilt und der eine Zweig deſſelben nach Scardona und Sebenico ans Meer, der andere

Digitized by Google

Hirtin aus der Umgegend von Knin.

weiter landeinwärts nach Knin führt, vernahm Yriarte beim Ueberſchreiten einer Brücke aus dem darunter hinziehenden trockenen Bachbette einen klagenden, ſanften Geſang, der fremdartig an ſein Ohr ſchlug und ihn doch wieder an die Weiſen der andaluſiſchen Gebirgsbewohner und die einförmigen, traurigen Melodien der kabyliſchen Schäfer gemahnte. An der Spitze ihrer aus Böcken, grauen Hammeln und ſchwarzen Schafen beſtehenden Herde ſchritt eine Hirtin in buntem Gewande dahin; ſie ſtickt im Gehen und ſcheint ihre Thiere durch ihren Geſang zu leiten. Der Maler verließ die Straße und folgte, durch die Ufer des Gießbachs verborgen, dem Mädchen. Auf ein großes, weißes Tuch, deſſen Saum ſchon mit einem breiten Mäanderbande beſtickt iſt, ſtickt ſie Eichenblätter von großer Naturwahrheit, nicht nach einer Vorzeichnung, wie unſere Damen, ſondern rein nach dem Gefühle und augenblicklicher Erfindung. Und welch liebliche Erſcheinung iſt ſie ſelbſt! Unter der rothen Kappe, die genau die Kopfform wiedergiebt, quellen die dichten, blonden, kurz gehaltenen Haare hervor; Goldmünzen trägt ſie im Ohre und Glasperlen um den Hals. Ein mit niedlicher, bunter Zeichnung geſticktes Hemd, ähnlich den ruſſiſchen, umgiebt die Bruſt, und ein Gürtel von ciſelirtem Silber hält den franzenbeſetzten, buntgeſtreiften Rock, der, wie die Gamaſchen, von teppichartigem Gewebe gefertigt iſt. Darüber trägt ſie einen vorn offenen, weit hinabreichenden, dunkelblauen Ueberrock, aus welchem die weiten, mit Sternchen beſtickten Hemdsärmel herausfallen. Welch ſonderbarer Gegenſatz zwiſchen der grauen, öden Natur ringsum und den Goldflittern, Münzen, Glasperlen, der bunten Stickerei und den lebhaften Farben an der Kleidung des einſamen Mädchens!

In Oſtrovica wurde das Nachtlager aufgeſchlagen, wo ſich einſt Türken und Croaten eine blutige Schlacht geliefert haben ſollen. Das Schlachtfeld iſt heute ein großer Sumpf, wo man Blutigel fängt, und das Dorf ſelbſt zählt kaum zwanzig Häuſer. Aber unter einem dalmatiſchen Dorfe darf man ſich nichts was einem deutſchen Dorfe gleicht, vorſtellen. Die einſtöckigen Hütten, aus mächtigen, halb-

Die Kerka-Fälle bei Scardona.

behauenen Quadern aufgeführt, lehnen ſich meiſt an den Südabhang eines Hügels. In der Mitte des mit Stroh oder Schieferplatten gedeckten Daches befindet ſich ein großes Loch, wo der Rauch hinauszieht und der Regen hindurchfällt. Als Fußboden dient die nackte Erde, in welche die vier Beine des Tiſches eingerammt ſind. Zwei Bänke und eine bunt bemalte Truhe vollenden die innere Einrichtung. Als Bett dient eine Schütte Stroh an der Wand, die, wenn es hoch kommt, mit grobem Leinen bedeckt iſt. Ein Brett trennt die Schlafſtellen der beiden Geſchlechter, und im ſelben Raume wie die Menſchen wohnt auch das Vieh, Pferde, Schafe und Kühe, während die Schweine, welche meiſt eine gefährliche Neigung verrathen, draußen ihren beſondern Stall beſitzen. In der Mitte des Raumes liegen Steine als Feuerherd, und darüber hängt an einer ſchweren Kette ein mächtiger Keſſel. An den Wänden hängen lange Flinten, mit Silber beſchlagene Piſtolen und krumme Handſchars. Das iſt ein Haus des „Darfes“; einen Büchſenſchuß, vielleicht aber auch eine halbe oder ganze Stunde weit ſteht das zweite, dritte, genau ſo eingerichtete. Ein Dutzend bis zwanzig derſelben ſind dann ein Darf. Von einem Gaſthauſe iſt natürlich in Oſtrovica keine Rede: in einem großen, alten Gemäuer, deſſen Gewölbe eingeſtürzt ſind, wird dem Reiſenden ein Bund Maisſtroh zum Nachtlager hingeſchüttet und ein Feuer angezündet, an welchem bald ein ganzer Hammel am Spieße bratet. Die Dörfler halten die Ruine für eine ehemalige türkiſche Maſchee; es iſt aber viel mehr eine Reitercaſerne geweſen, wie ſie Napoleon's Feldherr Marmont, Herzog von Raguſa, mehrfach im Lande errichtete, um die widerſpenſtige Bevölkerung im Zaume zu halten. Ueberhaupt haben die Franzoſen in der kurzen Zeit ihrer Herrſchaft viel nützliche Werke in Dalmatien ausgeführt, wie z. B. die Straße von Zara nach Knin, von Trau nach Spalata u. ſ. w., kurz faſt mehr, als Oeſterreich ſeitdem für das Land gethan, das ihm von dem Frieden von Campo Formio (1797) an bis 1805 und von 1815 bis jetzt eignete. Schiff (S. 58) erzählt darüber folgende bezeichnende Aeußerung des Kaiſers Franz, der in den zwanziger Jahren das Land bereiſte.

„Wer hat dieſes Gebäude erbaut?“ fragte der Kaiſer.

„Die Franzoſen, Majeſtät,“ hieß es.

„Und wer hat dieſen Garten angelegt?“
„Die Franzoſen, Majeſtät.“
„Und die Straße?“
„Die Franzoſen, Majeſtät.“
„Und dieſe Seidenſpinnerei?“

„Die Franzoſen, Majeſtät.“

„So?“ ſagte der Kaiſer in ſeiner bekannten, glotten Manier, „mir ſcheint, hier haben Alles die Franzoſen gemacht; da iſt es ſchade, daß ſie nicht ein paar Jahre länger hier geblieben ſind.“

Weihnachten bei den Serben.

Von **Dr. Nikola J. Petrowitſch** in Kragujewaz.

II. Bozitſch (der Weihnachtstag).

In der erſten Morgendämmerung werden vor jedem Hauſe einige Salven abgeſchoſſen (wa es die Mittel erlauben, ſogar den ganzen Tag hindurch), als Zeichen, daß der „Bozitſch“ anrückt und daß man aufſtehen ſoll. Alles verläßt ſogleich das Bett, um den Bozitſch munter zu empfangen. Die Knaben gehen ſogleich nach Waſſer an eine gute, reine und geſunde Quelle, in welche ſie unter dem Rufe: „Guten Morgen, glückliche heilige Weihnachten!“ etwas Hafer als Geſchenk werfen. Dies Waſſer heißt dann „Geſundheitswaſſer“ und mit ihm waſchen ſich alle im Hauſe. Die älteren Familienglieder bereiten ſich indeſſen zum Kirchgang vor — denn das Gotteshaus iſt oft 1 bis 2 Stunden vom Dorfe entfernt, während ſich die Hausfrau daran macht, mit dem „Geſundheitswaſſer“ die „Tſchesniza“ zu backen. In dieſelbe wird ein Holzzeichen für die Schafe, Kühe, Bienen, für das Ackern, Mähen u. ſ. w. hineingebacken, ſo daß zu Mittag, wenn die Tſchesnizo gebrochen wird, jeder in ſeinem Stück ein Zeichen erhält — ein jeder wird dann das größte Glück in derjenigen Arbeit haben, deren Zeichen er in ſeinem Stücke bekommen hat. Die Tſchesniza wird auf ganz ähnliche Art wie die Pogatſcha gebacken, d. h. eingehüllt in Kohlen, welche hernach unweit des Herdes auf einen Haufen gelegt werden. Um denſelben gehen dann alle aus dem Hauſe herum und ſagen dabei: „Ich ging durch das Feuer, um nicht wie das Feuer zu brennen.“ Dies ſoll gegen Typhus helfen. Aus der Gluth herausgenommen wird die Tſchesniza mit Honig beſchmiert. — Von demſelben Teig macht man auch einen hohlen Kuchen für das Vieh.

Nachdem ſich Alle im Hauſe gewaſchen haben, wird reine Wäſche ausgetheilt, und zwar immer von der jüngſten Schwägerin im Hauſe. Die alte Wäſche liegt über Weihnachten unter dem Dache, um alle Unreinlichkeiten das Jahr über entfernt zu halten.

Keiner im Hauſe darf Fleiſchſpeiſen genießen, bevor die „Zakwari“ (Kirchgänger) zurückgekommen ſind und „Navora“ *) gebracht haben. Davon ißt dann jeder ein Stück und darf dann genießen, was er will. Iſt die Kirche zu weit, um Navoro zu holen, ſo wird zuerſt eine Haſelnußknospe oder eine Knospe von der Cornelkirſche (cornus mascula) gegeſſen, um wie die Cornelkirſche ſo geſund zu ſein **).

Erſt jetzt werden auch die Hühner gefüttert, und zwar dient der Strick, in welchem das Stroh zum Chriſtabend gebracht wurde, um die Hühner nahe am Hauſe zu halten; das Vieh bekommt Heu, aber nicht mit der Heugabel, ſondern mit den Händen; denn ſonſt würde es ſich den Sommer über ſtaßen. Die Vögel erhalten die Ueberreſte vom Abendeſſen, um auch ihnen zu zeigen, daß der Bozitſch gekommen ſei.

Morgens kommt auch der Polozajnik *) (vor oder nach dem Kirchengang) und ſchießt ſeine Flinte vor dem Hauſe ab. Derſelbe hat ein Säckchen mit Hafer bei ſich, tritt ein und wirft überall Hafer herum. „Guten Morgen, glückliche heilige Weihnachten!“ — das ſind die erſten Worte, welche er zu den Hausleuten ſpricht; der Hausvater aber ein anderer antwortet ihm: „Gott ſoll Dir helfen und die heilige Weihnachten,“ und wirft ſeinerſeits den Polazajnik mit Hafer. Erſt nach dieſer Begrüßung beginnen die intereſſanten Gebräuche, welche der Palazajnik in jedem Hauſe verrichten muß. Zuerſt geht er dreimal um das Feuer herum **), rückt die „Bodnjaken“ ein wenig zuſammen und ſetzt ſich oben an den Tiſch, wo ſonſt der Hausvater zu ſitzen pflegt. Die Hausfrau bringt dann eine ſehr dicke Decke heraus und legt ſie ihm um. Je dicker nämlich die Decke, deſto dicker wird im kommenden Jahre auch die Sohne ſein. So ausſtaffirt ergreift der Polazajnik die Feuerſchaufel, rührt damit im Feuer herum, daß die Funken nach allen Seiten ſtieben, und ſpricht dabei folgende Worte: „Wie viel Feuerfunken, ſo viel ſoll Dir Gott Schafe, Geld, Schweine, Bienenſtöcke, Vieh ꝛc. geben!“ — dann legt er auf ſeinen Platz ein ſilbernes Stück Geld. Aus der Taſche zieht er darauf das Toſchentuch heraus, hängt es draußen ans Dach und ſagt: „So großen Hanf ſollſt Du auf dem Felde haben!“ — Jetzt erſt grüßt er den Hausvater und die Uebrigen, und jetzt erſt bringt man ihm vom Boden herunter einen der am Morgen des Bodnji-don dorthin entfernten Stühle. Im Augenblicke jedoch, wa er ſich niederſetzen will, ſucht man denſelben roſch wegzuziehen, daß der Palazajnik zu Boden fällt; denn gelingt dieſer Streich, ſo hat man große Hoffnung auf ein glückliches Jahr.

Sind alle dieſe Ceremanien fertig, ſo geht der Polozajnik noch Hauſe, um Abends wiederzukommen; in einigen Gegenden bleibt er dagegen ſogleich zur Mahlzeit und zum Abendeſſen da. Geht er Abends fort, ſo erhält er von der Hausfrau einige Geſchenke.

Vor dem Eſſen wird gebetet wie am Bodnji-don, nur ſind dieſe Gebete etwas kürzer. Darauf fängt das „Mir-doſchanje“ an. Dies geſchieht auf folgende Art: Der Hausvater nimmt zwei Wachslichter; eins behält er für ſich,

*) So heißt das Brot, welches man beim Abendmahle bekommt. Bei den Serben kann man Navora nach jedem Gottesdienſt erhalten, ohne vorher Wein zu nehmen.

**) Cornus mascula hat bekanntlich ſehr wenig Mark und gilt für ein ſehr hartes Holz.

*) So heißt der erſte Beſucher zu Weihnachten. Denſelben wählt jedes Haus, weil man glaubt, daß das Glück des Hauſes im nächſten Jahre vom Polazajnik abhängig iſt. — In Uzica heißt er auch „Polajnik“ und im Banat „Polajenik“.

**) In den ſerbiſchen Bauernhäuſern brennt daſſelbe in der Mitte des großen Zimmers.

das andere giebt er dem nächſt Jüngern; dann küſſen ſich dieſe zwei, indem der Vater ſpricht: „Gott gebe uns Ruhe!“ und der Jüngere antwortet: „In Ewigkeit, Amen!“ Dann thut der Vater daſſelbe mit Allen, ſelbſt mit den Frauen, nur daß dieſe dem Vater die Hand und die Bruſt küſſen. Hat der Vater mit allen Anweſenden dieſe Ceremanie durchgemacht, ſo kommt die Reihe an das nächſt älteſte männliche Mitglied und ſo fort. Das Mirboſchanje müſſen alle im Hauſe durchmachen — nur Mann und Frau dürfen ſich bei dieſem Act niemals küſſen. — Im weſtlichen Theil von Serbien hat man den Gebrauch Mirboſchanje aufgegeben, weil ſich infolge deſſelben das Vieh im Sommer ſtark ſtößt und unruhig verhält!

Iſt dies alles in der größten Ordnung und mit der größten Andacht vollbracht, ſo geht man (gewöhnlich ſchon gegen 9 Uhr) zu Tiſch. Das Weihnachtseſſen der Serben iſt ſehr einfach und beſteht aus einer ſauren Suppe und Braten („Petſcheniza“); höchſtens daß noch eine Art von Mehlſpeiſe („Gibaniza“) bereitet wird. Fleiſch und Wein, das ſind die Hauptbeſtandtheile des Feſtmahles. Den Anfang des Eſſens bildet der Gebrauch mit der Tſchesniza. Der Hausvater und der Palažajnik brechen *) die Tſchesniza in Stücke, nachdem ſie ſich zuvor Handſchuhe angezogen (ohne dieſelben darf man die Tſchesniza nicht berühren) und dieſelbe dreimal von Oſten nach Weſten gedreht haben. Dabei wird genau Acht gegeben, daß kein Bißchen von der Tſchesniza abfällt, denn dies gilt als Zeichen des nahen Todes: „Jemand muß aus dieſem Hauſe ſterben.“ Dann wird die Tſchesniza zertheilt, ſo daß jeder ein Stück bekommt; Alle küſſen ſich wieder gegenſeitig und erſt dann können ſie ſich ſetzen.

Nach der ſauren Suppe wird die Petſcheniza (der Schweinebraten) auf den Tiſch gebracht. Dieſelbe wird nur kalt gegeſſen. Nur der Kopf des Schweines wird für das neue Jahr ſtehengelaſſen, alles Uebrige ohne Maß zu halten verzehrt. Denkt man an die vergangenen Faſtenzeiten, wo kein Stückchen Fleiſch gegeſſen wurde, und ſieht man jetzt dieſe luſtige Geſellſchaft, wie ſie ohne Maß ißt und trinkt, dann kann man leicht die vielen Opfer, die eine Weihnachtszeit bei den Serben fordert, begreifen. — Von 9 Uhr Morgens bis Abends oder wenigſtens bis 3 Uhr Nachmittags ſteht man vom Tiſche nicht auf. Mit dem Eſſen ſind auch alle wichtigen Gebräuche des Baſitſch vollbracht.

Doch in einigen Gegenden hat das ſerbiſche Volk noch manche ſpecielle Gebräuche, welche ich hier anführen will.

Vor dem Eſſen werden in einen Teller voll Wein und Honig drei Nüſſe hineingelegt, nach dem Eſſen wieder herausgenommen, reſpective der Geſundheit, der Frucht und dem Einkommen gewidmet, und dann geöffnet. Findet ſich eine hohle dabei, ſo wird das betreffende Gut im kommenden Jahre mangeln.

Die Hühner werden ferner alle zuſammengebunden und ſo gefüttert, damit ſie mehr Eier und zwar unweit des Hauſes legen.

Der Sack, auf welchem man am erſten Weihnachtstag gegeſſen hat, wird drei Tage gar nicht aufgehaben; ebenſo das Haus nicht gekehrt. Erſt am dritten Tag (heiliger Stephan) wird das Stroh und das Uebrige ausgekehrt und der Unrath in eine Ecke des Hofes geworfen; von dem Stroh behalten die Hausfrauen ein wenig, um die Hühner auf demſelben anzuſetzen.

Kein Meſſer darf zur Weihnachtszeit auf dem Wetzſtein geſchliffen werden, um die Enterſchmerzen bei den Kühen, die Bruſtſchmerzen bei den Frauen und die Halsſchmerzen bei den Kindern zu verhüten.

Die Ochſen darf man in dieſer Zeit nicht einſpannen.

Jeder im Hauſe bekommt ein Stückchen von dem Faden, mit welchem die Petſcheniza gebunden war, zu beißen, um das Jahr über nicht böſe zu werden.

Daß der Weizen voll und ſchön werde, muß die Tſchesniza mit einem Holzſpan von der Carnetkirſche durchſtochen werden.

Auf eine Ecke der Tſchesniza wird ein Löffel voll Salz ausgeſchüttet. Dieſe Ecke wird abgeſchnitten, aufbewahrt und ſpäter als gutes Mittel gegen viele Krankheiten bei Vieh und Menſchen gebraucht.

Während des Mittageſſens werden brennende Holzſtücke über das Haus geworfen, um das Haus gegen den Typhus zu ſchützen. Da aber in Serbien die meiſten Bauernhäuſer mit Stroh gedeckt ſind, ſo geſchieht es häufig genug, daß das Haus abbrennt. Typhus kommt dann allerdings nicht in das Haus, aber das Haus iſt auch verſchwunden!

Nach der Mahlzeit bekommt das Vieh Salz zu freſſen; der „Viehkuchen“ wird dem ſchönſten Ochſen auf das Horn feſtgeſteckt. Im Stari-Vlach führt man den einen Ochſen in das Haus hinein und zerbricht über demſelben den Viehkuchen.

Viel Branntwein darf man nicht trinken, denn ſonſt kann man leicht am Typhus erkranken.

Während der Weihnachtszeit macht man bei den Serben gar keine Beſuche — der Palažajnik ausgenommen.

Zur Weihnachtszeit betrunken zu ſein iſt keine Schande, man ſagt: „Wenn ich auch betrunken bin, ſo iſt mir doch der Božitſch gekommen.“

In Dalmatien werden zu Weihnachten die größten Streitigkeiten geſchlichtet.

In Batſchka reiten die jungen Leute auf den Feldern herum, als ob ſie den Božitſch jagen wollten.

Mit der Aſche von der Tſchesniza werden die Seidenraupen beſtreut, damit die Raupen ſo zahlreich werden wie die Aſchentheilchen.

Wenn ſich Zwei zu Weihnachten begegnen, ruft der erſte: „Jeſus wurde geboren!“ und der andere antwortet: „Fürwahr, er wurde geboren.“ Dieſer Gruß gilt in einigen Gegenden bis zu dem neuen Jahre.

*) Die Tſchesniza darf nicht mit dem Meſſer geſchnitten werden.

P. Aſcherſon's Reiſe nach der Kleinen Oaſe *).

Mein Aufenthalt in der Kleinen Oaſe dauerte gerade einen Monat, während deſſen ich mich Seitens der Bewohner wie der Behörden der beſten Aufnahme zu erfreuen hatte. Die ägyptiſche Regierung iſt hier wie in den übrigen Oaſen (außer Farafrah, welches mit unter dem Statthalter von Beharieh ſteht) durch einen den Titel Mulăchis (in Dachel Hakim) führenden Beamten **) vertreten, welchem eine ge-

*) S. Bd. XXIX, S. 262 und 346.

**) Dieſer Poſten iſt in der Oaſe Dachel vor Kurzem in die Hände unſeres hochverdienten Freundes Haſſan Effendi (ſ. Bd. XXIX,

ringe Anzahl von ausgedienten Soldaten zur Ausführung ſeiner Befehle zur Verfügung ſteht. Der eigentliche Sicherheitsdienſt wird durch ſogenannte Wächter (Rhafir) verſehen, welche von den Gemeinden aus der ärmern Volksclaſſe geſtellt und ſehr kärglich beſoldet werden. Der Poſten des Mnlâchis von Beharieh war bei meiner Anweſenheit ſchon ſeit mehreren Monaten unbeſetzt; ich hatte unter dieſem Umſtande keineswegs zu leiden, da der das Militärcommando von neun Mann befehligende Tſchauiſch (Unteroffizier), Namens Rubi, mir ſofort die leerſtehenden Zimmer des Gouverneurs einräumte und auch ſonſt Alles aufbot, um meinen Aufenthalt in der Oaſe möglichſt angenehm zu machen. Daſſelbe geſchah von Seiten der eingeborenen Ariſtokratie, namentlich dem Omdah oder Groß-Schech Osmân und ſeinen Söhnen Solem und Sôſ-en-Naſſr und dem Kadi Mohammed, deſſen Großvater Mnſa meinen Vorgänger Cailliand vor mehr als einem halben Jahrhundert freundlich aufgenommen hatte.

In der angeſeſſenen Bevölkerung der Kleinen Oaſe glaube ich nach ihrer körperlichen Beſchaffenheit zwei verſchiedene Beſtandtheile unterſcheiden zu können; ein an Zahl geringerer Bruchtheil ſcheint aus eingewanderten Nilthal-Bewohnern zu beſtehen, die ſich in Nichts von dem Fellah-Typus unterſcheiden; die Mehrzahl der Bewohner indeß und gerade die vornehmeren und begüterten Familien zeigen keineswegs jene beſonders in dem dicklippigen Mnnde nnd den mandelförmigen Augen hervortretenden ägyptiſchen Geſichtszüge, noch weniger aber den ſemitiſchen Typus der am Weſtrande des Nilthals nomadiſirenden Araber, ſondern beſitzen eine weit mehr europäiſche Phyſiognomie. Es dürfte wohl nicht zu gewagt erſcheinen, ſie für die Nachkommen jener älteſten Oaſenbewohner libyſchen Stammes zu halten, die nns anf den Monumenten als Samn und Tehennu begegnen (ſ. Bd. XXIX, S. 217) und nach nnſerer heutigen Nomenclatur als Berbern zu bezeichnen ſind; außer ihrer Geſichtsbildung, die mehrfach an die von Hartmann in ſeinem epochemachenden Werke „Die Nigritier“ abgebildeten algeriſchen Berbern erinnert, rieſen mir noch zwei Eigenthümlichkeiten der Oaſenbewohner jene monumentalen Darſtellungen ins Gedächtniß, die Haartracht der vornehmeren Claſſen, bei denen Männer und Knaben das Haar nicht bis auf die „Paradieslocke“ kahl abſcheeren, ſondern ringsum in eine Anzahl mehrere Decimeter langer Zöpfe flechten, ſowie das verhältnißmäßig nicht ſeltene Vorkommen blonder oder helldrauner Haare und blaner Augen bei denſelben. Bekanntlich hat die gleiche Erſcheinung bei den Kabylen Algeriens vielfach die irrthümliche Annahme einer Abſtammung von den germaniſchen Vandalen hervorgerufen, obwohl ich mit Hartmann in ihr nur eine anf gewiſſe Familien beſchränkte Variation, die indeß bei den Berbern weit häufiger als bei den Aegyptern beobachtet wird, erblicken kann.

Außer dieſen altangeſeſſenen Bewohnern finden ſich in der Kleinen Oaſe auch einzelne fremde Einwanderer. Das größte Intereſſe beanſprucht eine in dem Oertchen Adjuſeh, einer bei Mendiſcheh gelegenen Neslah (Ausbau), ſchon zu Cailliaud's Zeit angeſiedelte Colonie von Sinahnern, die noch heute, alſo mindeſtens in der dritten Generation, ihre Berberſprache beibehalten haben. Ferner haben ſich einzelne Bedninen vom Nilthale in Beharieh angeſiedelt; einige Zigeunerfamilien (aradiſch Rhadjâri), die ſich weder in ihrer Phyſiognomie noch in ihrer Sprache von den Fellahin unterſcheiden, ſcheinen zu den reicheren Oaſenbewohnern, bei denen ſie als „Einlieger“ aufgenommen ſind, in einem gewiſſen Hörigkeitsverhältniſſe zu ſtehen; endlich iſt die Zahl der Negerſklaven ſehr anſehnlich, welche namentlich früher durch die Modjaberah von Audjila direct aus dem Sudan eingeführt wurden; doch haben neuerdings die energiſchen Maßregeln der Regierung den Sklovenhandel auf dieſer Route faſt gänzlich unterdrückt. So viel ich desbachten konnte, werden die ſchwarzen Sklaven in der Kleinen Oaſe menſchlich behandelt und befinden ſich kaum in einer ſchlechteren Lage als die beſitzloſe, freie Bevölkerung, welche ihre Exiſtenz nur durch Arbeit in den Gärten und Aeckern der wenigen Begüterten friſtet.

Die wirthſchaftlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind in der Kleinen Oaſe im Weſentlichen dieſelben wie in den ſüdlicheren Oaſen. — Bemerkenswerth iſt die im Nilthale nicht bekannte Art des Feueranzündens, welche ich in der Kleinen Oaſe in Uebung antraf. Während man ſich in der Regel des Anſchlagens mit Stahl nnd Stein bedient und ſelbſt Streichhölzer der reichern Claſſe von den Handelskarawanen ebenſogut zugeführt werden als Cigarretteupapier, welches einen allgemein begehrten Artikel darſtellt, üben die Feldarbeiter, wenn ſie ihre frugalen Mahlzeiten bereiten, die Kunſt des Prometheus noch in der bei den roheſten Naturvölkern gebräuchlichen Art, dnrch Reibung. Von einer trockenen Palmblattrippe (djerid) wird das nnterſte dickere Ende etwa in 4 Decimeter Länge abgeſchnitten und anf der einen Fläche das markige Innere dnrch einen Längsſchnitt bloßgelegt. Auf dieſer Fläche wird nun eine ſeichte Rinne eingeſchnitten und in dieſer mit dem obern etwas zugeſpitzten Ende deſſelben Djerid anfangs langſam aber mit großer Kraft (gewöhnlich hält ein Mann das dickere Stück mit dem Fuße feſt, während ein anderer das dünne mit beiden Händen bewegt), dann aber immer ſchneller gerieben. Durch die Reibung werden fortwährend von dem ſpröden Gewebe Partikelchen losgeriſſen und erhitzen ſich dieſelben bald ſo, daß nach etwa $1^1/_2$ Minnten die angeſammelte glimmende Maſſe dürres Gras zu entzünden im Stande iſt.

Anch die Bereitung von Palmwein (Lagbi), welche in der Kleinen Oaſe wie in Siwah allgemein ſtattfindet, iſt im Nilthale nicht im Gebrauch.

Der Charakter der Landſchaft und die Bauart der Wohnplätze gleichen denen in Dachel nnd Chargeh, welche durch Remelé's meiſterhafte Photographien in weiteren Kreiſen bekannt geworden ſind. Als Eigenthümlichkeiten der Kleinen Oaſe ſind hervorzuheben die häufige Verwendung von Bruchſteinen als Baumaterial, das ſeltene Vorkommen der Sſant-Akazie und das Fehlen der Indigocultur. Am meiſten weicht indeß die Art der Waſſerzufuhr von der in den ſüdlichen Oaſen ſtattfindenden ab. Während in dieſen die waſſerführende Schicht ſehr tief liegt und ſchon ſeit dem grauen Alterthum durch tiefgehende arteſiſche Bohrungen aufgeſchloſſen werden mußte, ſcheinen in Beharieh die Gebirgslagen, denen das belebende Naß wenigſtens zunächſt entſtrömt, nahe unter der von hartem Sandſtein gebildeten Oaſenfläche zu liegen, welche ſich ſowohl in Gaſſr-Bauiti als in Mendiſcheh ſanft gegen die die tiefſten Einſenkungen der Landſchaft bildenden Garten- und Ackercomplexe abdacht. Die genannten Ortſchaften ſind auf dieſem Abhang erbaut nnd die Quellen treten aus mehr oder weniger ſtollenartig in den Abhang hineingeführten Canälen hervor, welche, größtentheils ſchon in früheren Jahrhunderten angelegt, ſich auf der Oberfläche durch die in geringen Abſtänden ſich folgenden ſenkrechten Reinignngsſchächte (sonpirail, Cailliaud) verrathen. Viele der alten Stollen ſind verſandet und das „Brunnengraben“ der Eingeborenen beſteht nnr darin, daß man eine ſolche verſtopfte Waſſerader meiſt durch Einſchlagen von oben wie-

S. 217) übergegangen, nachdem ſein Vorgänger Churſchid Effendi wegen mancherlei Bedrückungen, die er ſich gegen die Bewohner zu Schulden kommen ließ, dieſer Stelle entſetzt worden war.

der zu eröffnen ſucht. Die maleriſchen Felsſchluchten, in denen die ſtärkſten Quellen (vergl. „Globus“ XXIX, S. 347) ſtrömen, mögen zum Theil durch Einſturz ſolcher Stollen wie Cailliaud vermuthet, und die lange fortgeſetzte Auswaſchung entſtanden ſein.

Einzelne Quellen entſpringen übrigens auch inmitten der von Palmengärten und Aeckern eingenommenen Vertiefungen, z. B. die ſehr waſſerreiche Ain tauileh bei Sabu, welches Dorf ebenfalls in der Einſenkung des zu demſelben und Mendiſcheh gehörigen Palmenwaldes gelegen iſt.

Die wildwachſenden Pflanzen der Kleinen Oaſe ſind ihrer Mehrzahl nach dieſelben, welche ich in den von mir früher beſuchten Oaſen angetroffen hatte. Doch prägt das häufige Vorkommen mehrerer in den ſüdlichen Oaſen nicht beobachteten Arten der Vegetation einen eigenthümlichen Stempel auf und nähert ſie in manchen Stücken der Flora Unterägyptens, z. B. der Umgebungen von Alexandrien. Neben der früher genannten Marsilia (welche ſich übrigens als die im tropiſchen Afrika verbreitete M. diffusa ergeben hat) und Adiantum Capillus Veneris iſt hier beſonders die an allen feuchten Orten gemeine Dattenpflanze Heloscindum nodiflorum zu nennen, welche mir, nach dem Vargange meines verſtorbenen um die Naturgeſchichte der Rheinlande ſo hoch verdienten Freundes Wirtgen, als Erſatz des in allen Oaſen fehlenden Satates gedient hat. Ferner die reizenden Waſſergewächſe Ottelia alismoides (Hydrocharitaceae) und die blaublühende Seeroſe, Nymphaea coerulea, ein wohlbekannter Schmuck der Waſſerpflanzenhäuſer unſerer botaniſchen Gärten. Das auf meiner frühern Reiſe conſtatirte räthſelhafte Auftreten mehrerer orientaliſcher Typen in den Oaſen, mit Ueberſpringung des Nilthals (namentlich zweier auch in der Kleinen Oaſe von mir wieder gefundenen Arten, einer Nelke, Dianthus Cyri, und einer Zwergakazie, Prosopis Stephaniana), wurde durch ein weiteres höchſt auffälliges Beiſpiel beſtätigt; für jene orientaliſche Pappel (Populus euphratica), welche vom Jordan bis zum Himalaya und von den Altailändern bis an den Indiſchen Ocean verbreitet, außerdem nur noch in einem beſchränkten Bezirke zu beiden Seiten der algeriſch-marokkaniſchen Grenze (Lalla Maghrnia und in der Nähe der Oaſe Figig der marokkaniſchen Sahara) bekannt iſt, wurde ein Fundort nachgewieſen, der die ungeheure Kluft zwiſchen dem öſtlichen Bezirke und dieſem weſtlichen Vorpoſten einigermaßen verringert. Das heutige Vorkommen dieſer Pappel iſt von beſonderer Wichtigkeit, weil wir für dieſelbe in einer frühern geologiſchen Epoche eine weit ausgedehntere Verbreitung annehmen müſſen. Es kann nämlich kaum bezweifelt werden, daß die in faſt allen miocänen Tertiärfloren Mitteleuropas (Oeningen, Bonn, Bilin, Schoſnitz bei Kanth in Schleſien, Radoboj in Croatien ꝛc.) und auch in Südeuropa (Toscana) vorkommende Populus mutabilis Heer dieſelbe Art iſt, deren heutige getrennte Wohnbezirke wohl mit großer Wahrſcheinlichkeit als Reſte eines frühern größern anzuſehen ſind. Dieſer Fall iſt beſonders lehrreich für diejenigen Pflanzengeographen, die für getrennte Areale die ſelbſtändige Entſtehung der Art an jedem der einzelnen Bezirke für wahrſcheinlicher halten.

An dieſen Baum knüpft ſich übrigens außer dem geographiſch-geologiſchen auch ein bibliſch-hiſtoriſches und ein botaniſch-mythologiſches Intereſſe. Er iſt der 'Arab der Bibel, jener Baum, an dem die Juden an den „Waſſerbächen Babylons“ ihre Harfen aufhingen. Früher glaubte man dieſen bibliſchen 'Arab mit der bekannten Trauerweide unſerer Gärten identificiern zu müſſen, welche dieſem Irrthume ihren botaniſchen Namen Salix babylonica *) verdankt.

*) Die neuerdings von dem ausgezeichneten Dendrologen C. Koch ausgeſprochenen Zweifel an dem häufigen Vorkommen der Trauerweide (mindeſtens in angepflanzten Exemplaren) im Orient ſind nicht begründet und die von ihm vermuthete Herkunft dieſes Baumes aus China iſt keineswegs nachgewieſen.

Erſt in dieſem Jahrhundert hat Ainsworth in der noch heute in Paläſtina Kharab genannten Populus euphratica den 'Arab wieder erkannt und wurde dieſe Anſicht auch durch die deutſchen Reiſenden Dr. Wetzſtein und Dr. R. Kiepert beſtätigt, von denen Erſterer das Vorkommen des Kharab in der Nähe der Jordanmündung aufzeichnete, während Letzterer mir von dieſem Fundorte 1870 eine Probe mitbrachte, welche ſich als Populus euphratica ergab. Dieſer berühmte Baum, welcher in der Kleinen Oaſe den Namen Merſiſch führt, gehört zu der nicht großen Anzahl derjenigen Holzgewächſe, die, wie der neuerdings ſo viel in den Mittelmeerländern angepflanzte auſtraliſche Eucalyptus Globulus *), im jugendlichen Alter eine von der des erwachſenen Baumes ſo abweichende Blattbildung zeigen, daß man ohne Kenntniß des Zuſammenhanges zwei völlig verſchiedene Arten vor ſich zu haben glaubt. Die jungen Exemplare und Stockausſchläge tragen ſchmale, weidenähnliche Blätter, während größere Bäume eine unſerer Zitterpappel ähnliche Blattform beſitzen. Daß Orientreiſende häufig in Beſtänden der Populus euphratica Pappelwälder mit Unterholz von Weiden zu erblicken glaubten, kann mich nicht wundern, da ich ſelbſt in Beharieh anfangs Weidengebüſche vor mir zu haben glaubte.

Die Thierwelt in Beharieh iſt eben ſo dürftig als in den ſüdlicheren Oaſen. Von Hausthieren werden nur Eſel, Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner und Truthühner in größerer Zahl gehalten; Pferde und Büffel finden ſich nur ſparſam und Kameele ganz vereinzelt. Von Raubthieren kommen außer Schakalen, Füchſen und Wieſeln auch Hyänen vor, deren Spuren mir oft gezeigt wurden. Unter den Inſecten verdient der bekannte von den alten Aegyptern göttlich verehrte und ſo häufig in Stein nachgebildete Scarabaeus, Ateuchus sacer, Erwähnung, welcher in den übrigen Oaſen, obwohl auf der Rohlfs'ſchen Expedition mein damaliger Diener, M. Kord, dieſer Claſſe beſondere Aufmerkſamkeit zuwandte, nicht beobachtet wurde.

Wie in den übrigen Oaſen fehlt es auch in Beharieh nicht an Reſten aus dem Alterthum, welche nur zu deutlich dafür ſprechen, daß damals in dieſen Gebieten eine ungleich ſtärkere Bevölkerung in weit höherm Wohlſtande lebte als ihre heutigen herabgekommenen Nachkommen. Belzoni (1819) und Cailliaud (1820) berichten von dieſen theils aus der römiſchen Kaiſerzeit, theils wohl noch aus der byzantiniſchen Periode herſtammenden Feſtgräbern, Caſtellen und Kirchen, welche ich großentheils noch in demſelben Zuſtande angetroffen habe. Einen wunderbaren Eindruck machte auf mich die wohlerhaltene Kirchenruine bei Häß, jener eine Tagereiſe ſüdlich von Gaſſr-Baniti noch in der Einſenkung der Kleinen Oaſe gelegenen, nur von etwa 50 Menſchen bewohnten Colonie. Dieſer Bau, deſſen zierliche Architektur mit der Dürftigkeit der dem mohammedaniſchen Cultus in der Oaſe gewidmeten Stätten aufs Erfreulichſte contraſtirt, wurde ſchon in einer Zeit verlaſſen, wo man in einem großen Theile Europas noch heidniſchen Göttern opferte; und doch iſt er trotz des vergänglichen Materials ſo wohl erhalten, daß die Inſchriften, welche vor 1200 Jahren fromme Beter in die Lehmwände kritzelten, noch heute lesbar geblieben ſind. Dagegen hat der früher erwähnte römiſche „Triumphbogen“ vor einigen Jahrzehnten durch ein Erdbeben

*) Vergl. die Mittheilungen von Dr. P. Magnus, Sitzungsberichte des bot. Vereins Brandenburg, 1876, S. 19 ff. Bot. Zeit. 1876, Sp. 309 ff.

Digitized by Google

ſchwer gelitten; nicht nur ſind, wie mein Freund Jordan*) vor zwei Jahren bemerkte, die Bogenöffnungen, welche Cailliaud neben dem mittlern Thoreingang ſah, faſt ganz verſchwunden, ſondern es iſt auch die aus Quadern erbaute Futtermauer der die Pforte tragenden Erdaufſchüttung faſt ganz zuſammengeſtürzt: die Trümmer ſind größtentheils in den benachbarten Häuſern als Treppenſtufen oder anderweitig verwendet.

Reſte aus altägyptiſcher Zeit waren meinen öfter genannten verdienſtvollen Vorgängern nicht bekannt geworden. Ich muß es daher als eine beſondere Gunſt des Zufalls betrachten, daß in den letzten Jahren mehrere mit Hieroglyphenſchmuck verſehene Denkmäler durch zufällige oder abſichtliche Ausgrabungen Seitens der Eingebornen zum Vorſchein gekommen ſind. So fand man erſt vor wenigen Monaten auf einem dem Omdah Osmân gehörigen Platze unweit der Nordweſtecke des Palmenwaldes von Gaſſr-Bauiti die Grundmauern eines größern Gebäudes, wohl eines Tempels. Von den Sculpturen der Wände haben ſich noch die Füße mehrerer überlebensgroßen menſchlichen Geſtalten und die Nomensſchilde überwundener Völker erhalten. Größeres Intereſſe noch als dieſe nach meiner flüchtigen Bleiſtiftſkizze nicht chronologiſch beſtimmbaren Reſte beſitzt eine Stele, welche in der Nähe der Culturinſel El 'Ajun liegt, da unſer gefeierter Lepſius auf meiner Copie den der XVII. und XVIII. Dynaſtie (18. bis 15. Jahrh. v. Chr.) angehörigen Königsnamen Tutmes (Tuthmoſis) erkannte. Da die Denkmäler des Nilthals noch zur Zeit der XVIII. und ſelbſt der XIX. Dynaſtie Kriege der Oaſenbewohner mit Aegypten erwähnen **), ſo hat die monumentale Erwähnung eines Pharao aus dieſer Periode wohl beſonderes Intereſſe, zumal das älteſte bisher aus den Oaſen bekannte datirte Denkmal, der den Namen des Perſerkönigs Darius tragende Tempel von Chargeh, mindeſtens ein Jahrtauſend jünger iſt.

Zur Rückreiſe nach Cairo wählte ich die Straße nach Samalut, einem etwas nördlich von Minieh gelegenen Städtchen, theils weil ſie die kürzeſte Verbindung mit dem Nilthale herſtellt, welche ohne ſonderliche Anſtrengung in 3½ Tagen zurückzulegen iſt, theils weil ſie auf den bisherigen Karten nicht einmal (wie der von der franzöſiſchen Expedition erkundete Weg nach Minieh) durch eine punktirte Linie angedeutet iſt. Dieſe Straße und der Weg nach Bechneſeh, welcher in der Oaſe nach einer Perſönlichkeit, die ihn zuerſt begangen haben ſoll, Dorb-el-Maſſa'ûdi genannt wird, ſind, nach der Anzahl der während meiner Anweſenheit eingetroffenen Karawanen und den vielen von mir vorgefundenen Kameelſkeleten zu ſchließen, bei Weitem beſuchter als die Straße nach dem Fajum, auf welcher die Paſſverbindung mit dem Nilthale ſtattfindet.

Am 1. Mai verließ ich Bauiti und verwendete dieſen Tag zu Excurſionen in der Nähe von Mendiſcheh und Sabu, welche Orte ich übrigens ſchon früher einmal beſucht hatte. Am 2. Mai brach ich Vormittags von Mendiſcheh auf, beſuchte die ſüdöſtlich von dieſem Dorfe bei der Culturinſel Denîſeh gelegenen chriſtlichen Ruinen, welche Cailliaud in ſeinem Atlas abgebildet hat, und erreichte gegen 2 Uhr, nachdem ich in öſtlicher Richtung einen Paß zwiſchen zwei Inſelbergen, Fedjet-el-harrah, durchſchritten, die Quelle Ain Merêkîd, bei der ſich in der Nähe eines Schechgrabes mehrere Familien angeſiedelt hoben, welche etwas Acker- und Gartenbau betreiben. Auch hier wurde mir die Erfahrung nicht erſpart, daß die Kameeltreiber, denen in der Wüſte ſelbſt die Märſche nie lang genug ſind, an den Brunnen die Zeit zu vertrödeln lieben. Ich gelangte an dieſem Tage nur noch ¾ Stunden weiter zu der durch eine ausgetrocknete Sebchah (Salzſumpf) von Ain Merêkîb getrennten letzten Quelle Aiu Gelîd. Am folgenden Morgen wurde nach etwas mehr als einſtündigem Marſche der Abfall des Wüſtenplateaus, welcher hier El-Harrah (die heiße Gegend) genannt wird, erſtiegen. An dieſer Stelle trennt ſich die in öſtlicher Richtung verlaufende Straße nach Somalut von der nach O.-S.-O. führenden nach Dalgeh, Mellaui und Siut, welche auf der Karte der libyſchen Expedition *) nach Rohlfs' Erkundigungen eingetragen iſt. Die bisher erwähnten Punkte ſind daher auf dieſer Karte in richtiger Reihenfolge, wenn auch nicht in den wahren Entfernungen zu finden. Die Einſenkung der Kleinen Oaſe erſtreckt ſich indeß viel weiter nach Oſten als bisher angenommen wurde.

Das Wüſtenplateau, welches wir an dieſer Stelle betreten, iſt anfangs durch zahlreiche Zeugengruppen, welche die Namen Giranât (Nachbarn) und Gûr el Uahîoh (Hügel der Oaſenbewohner) führen, unterbrochen. Nach ſechsſtündigem Marſche erreicht man jenen großen von N.-N.-W. nach S.-S.-O. ſich erſtreckenden Dünenzug Abu-Moharrik, den wir ſchon auf der Hinreiſe überſtiegen und der wahrſcheinlich mit den auf der Strecke von Marag nach Faraſrah am 24. December 1873 paſſirten Dünen und vielleicht ſelbſt mit dem Rhart auf der Straße von Siut nach Dachel und den Flugſandhügeln auf Schweinfurth's drittem Tagemarſch von Siut nach Chargeh zuſammenhängt. Dieſe hier ſehr zahlreichen und labyrinthiſch verflochtenen Dünen [der Localname Schebekah (Netz) iſt ſehr zutreffend] hielten meine Karawane mehrere Stunden auf, ſo daß ich in nur geringer Entfernung öſtlich der Dünen unweit eines wegen ſeiner auffälligen Form El-Medêuah (das Minaret) genannten Zeugen lagern mußte. Am 4. hatte ich zunächſt durch das Sandtreiben gletſcherartig polirte Felsplatten (Gargaſ genannt) zu paſſiren, und erreichte um 10½ Uhr jene weite, öde Serirfläche, welche ich bis zum 5. Abends zu durchziehen hatte; erſt dann wurde die einförmige Fläche wieder durch einige Felshügel unterbrochen, welche nach einem dort zu Tage ausgehenden Steinſalzlager den Namen Garat-el-milhah (Salzhügel) führen. Das Geſtein dieſer Felsbänke iſt ganz aus Nummuliten zuſammengeſetzt, welche, ſtellenweiſe durch Verwitterung frei geworden, weite Strecken mit einer roſa gefärbten Decke überziehen.

Wenige Minuten nach unſerm Aufbruch am 6. früh kam der mauerähnliche Abſturz der Arabiſchen Wüſte in Sicht und um 9½ Uhr verkündete der Jubelruf meiner Kameeltreiber: Er-Rîf! das Nilthal, deſſen Palmenwälder und zahlreiche Ortſchaften ſchwarzblau von dem grauen Serir und gelben Sande ſich abhoben. Noch hatten wir eine anſehnliche Dünenkette, Rhart-el-Moharib **), zu überſteigen; um die Mittagsſtunde betraten wir wieder mit unmerklichem Abſtiege die ſchwarze Nilerde. Vom Aufſtieg bei der Kleinen Oaſe an, wo ſich auf dem Plateau einige ſpärliche Wüſtenkräuter fanden, hatte ich bis zu einem ſchmalen Gürtel von pflanzenreichem Sande, welcher den Nilthon von der kieſigen Wüſtenfläche trennt, kaum eine Spur von Vegetation bemerkt. Der Contraſt zwiſchen der glühenden, nackten, todesſtillen Wüſte und dem in jungem Grün der

*) Rohlfs, Drei Monate in der Libyſchen Wüſte, S. 221.

**) Brugſch in Bull. inst. ég. Nr. 13, 1874—1875, p. 95, und bei Rohlfs, Drei Monate in der Libyſchen Wüſte, S. 335.

*) Petermann's Mittheilungen 1875, Taf. 11, und Rohlfs, Drei Monate in der Libyſchen Wüſte.

**) Dieſer Name, einem früher in dieſer Gegend allmächtigen, vor der Regierungszeit Mohammed Ali's auch die Kleine Oaſe beherrſchenden Araberſtämme entlehnt, iſt nicht mit dem jenes großen Dünenzuges Abu Moharrit, welcher „Vater des Stolperns" bedeuten ſoll, zu verwechſeln.

Durrah-Saat und des Halfahgraſes *) prangenden Nilboden, wo uns zwitſchernde Vögel und harmlos ſpielende Kinder bewillkommneten, und hübſche Frauen dem durſtigen Wanderer aus dem edel geformten Kruge das köſtliche Waſſer des heiligen Stromes darboten, konnte nicht ſchraffer und wohlthuender ſein. Wir verſtehen es, daß auch das rohe Gemüth des beduiniſchen Kameeltreibers ſich der Macht dieſes Eindrucks nicht entziehen kann und verzeihen ihm, wenn er ſeine Freude über die glückliche Beendigung der anſtrengenden Reiſe nicht anders als durch Pulververgeudung äußern kann.

Das unbedeutende Dorf Rubi, nach welchem dieſe Straße in der Oaſe gewöhnlich benannt wird **), konnte uns zu keinem Aufenthalte veranlaſſen; eine Stunde öſtlich von demſelben erreichten wir den mit hohen Steilufern (Gef) wie der Hauptſtrom verſehenen Bachr Juſſuf, den hochberühmten Joſephs-Canal, der eigentlich wohl einen natürlichen alten Stromarm darſtellt. Die Ueberführung der Karawane zwiſchen den Dörfern Neslah-el-Aſid und Mangatiu nahm, da die entlaſteten Kameele nur mit Mühe watend und ſchwimmend hinübergebracht werden konnten, faſt zwei Stunden in Anſpruch. Am jenſeitigen Ufer angelangt ſahen wir in geringer Entfernung vor uns die zahlreichen eiſernen Schlote der Zuckerfabrik (Ma'aſſrah) und um 5 Uhr ſtanden meine Kameele auf dem Perron der dicht neben der Fabrik gelegenen Eiſenbahnſtation Samalut.

Am folgenden Abend begrüßte ich in Cairo nach ſiebenwöchentlicher Trennung die Freunde Schweinfurth und Güßfeldt wieder und ließ mir die Erlebniſſe ihrer ebenfalls erſt vor Kurzem beendeten erfolgreichen Reiſe (ſ. Nro. 1 des laufenden Bandes) nach den uralten Klöſtern am Gebel Galâla und ihrer vegetations- und verſteinerungsreichen Umgebung erzählen.

*) Leptochloa bipinnata Hchst. (Eragrostis cynosuroides R. et S., Cynosurus durus Forsk. non L.)

**) In ähnlicher Weiſe ſpricht man gewöhnlich nicht vom „Darb-el-Hajum, ſondern vom „Darb-el-Rajân.“

Die wiſſenſchaftliche Expedition Sr. Majeſtät Schiff „Gazelle“.

III. Von Mauritius bis Neu-Hannover *).

G. Der Aufenthalt unſerer Corvette in Mauritius währte bis zum 15. März: die Ausrüſtung ward erneuert und vervollſtändigt, die Deviation der Compaſſe wurde von Neuem beſtimmt und was von beſonderer Wichtigkeit war, die Chronometer wurden verglichen und regulirt. Am genannten Tage verließ das Schiff den Hafen von Port Louis und begab ſich zunächſt wiederum in ſüdlichere Breiten, um auch auf dieſer Fahrt abermals auf das Eifrigſte ſich der Erforſchung der Tiefen- und Temperaturverhältniſſe des Indiſchen Oceans zu widmen. Wiederum waren die hydrographiſchen Unterſuchungen von den erfreulichſten Reſultaten begleitet, ſo daß Herr von Schleinitz die Erſcheinungen, und die davon herzuleitenden Geſetze, von welchen er glaubt, daß ſie neues Licht auf die Theorie der Meeresſtrömungen werfen, in Folgendem kurz zuſammenfaſſen zu können glaubt: 1. Die Meeresſtrömungen finden, abgeſehen von den durch regelmäßige Winde veranlaßten Triftſtrömungen, ihre Veranlaſſung und Erklärung in der Differenz der abſoluten ſpecifiſchen Gewichte verſchiedener Theile der Oceane, und ſchon eine ganz geringe Differenz hierin erzeugt eine ſtarke Strömung. 2. Dadurch, daß die Differenz im Salzgehalte tropiſcher und kalter Meere in Bezug auf das abſolute ſpecifiſche Gewicht den Temperaturdifferenzen entgegenwirkt, werden die Meeresſtrömungen gemäßigt, die andernfalls wahrſcheinlich ſo heftig in nahezu meridionaler Richtung ſich bewegen würden, daß die Schifffahrt unmöglich würde. 3. Es iſt nach phyſikaliſchen Geſetzen eine Zone zuläſſig und wahrſcheinlich, wo die Differenzen im Salzgehalte die Differenzen in den Temperaturen aufwiegen in der Weiſe, daß Waſſer verſchiedener Temperaturen und verſchiedenen Salzgehaltes neben einander im Gleichgewicht ſein können, d. h. ohne merkbare Strömung. Dieſe Zone liegt im weſtlichen Theile des Indiſchen Oceans zwiſchen 40° und 45° ſüdl. Br.

Auch der Tiefſeefauna wurde wiederum eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Bei den Tieflothungen förderte man nämlich mit der Lothleine ein ähnliches Gebilde wie früher ſchon im Atlantiſchen Ocean zu Tage.

Es kam dies Thier niemals vor an der Oberfläche, weder bei Tage noch bei Nacht, ſondern ſtets in gewiſſen Tiefen. So am 10. und 13. Mai in 366 Meter; am 27. Mai und 2. Juli in 2376 Meter, meiſtens bruchſtückweiſe, am 10. Mai aber ein ganzer Stock. Die Länge des Stammes war 8 Centimeter, die der birnenförmigen Schwimmblaſe 1 Centimeter.

Nach fünfwöchentlicher Fahrt traf die „Gazelle“ am 23. April in der Nähe der Inſel Dirk Hartog an der Weſtküſte Auſtraliens (zwiſchen dem North-Weſt Cap und der Mündung des Murchiſon River zwiſchen 25½° und 26° 10′ ſüdl. Br. und in 113° öſtl. L. Gr.) ein, woſelbſt ſie bis zum Abend des genannten Tages verweilte. Die wenigen Stunden des Aufenthalts wurden von den Gelehrten eifrig zur Erforſchung des Eilandes verwendet, welches eine hellbraune oder gelbe, zum größten Theile ſteil ins Meer abfallende Sandſteinküſte von 60 bis 200 Meter Höhe beſitzt, im Allgemeinen mit gleichmäßig verlaufenden Contouren. Die Vegetation iſt dürftig; niedriges Strauchwerk, Haidekraut und wenig grobes Gras ſind vorhanden, Holz aber und friſches Waſſer mangeln. Im ſüdlichen Theile der Inſel exiſtirt bei alledem eine Viehzuchtniederlaſſung, während in der Sharksbay weſtlich der Inſel Perlmuſchelfiſcherei betrieben wird.

Von hier ging es weiter die Küſte entlang zum Dampier-Archipel (zwiſchen 20° und 21° ſüdl. Br. und 116° und 117° öſtl. L. Gr.) und von dort nach Kaepang auf Timor, woſelbſt die Corvette am 14. Mai wohlbehalten eintraf. Obwohl niederländiſche Beſitzung iſt Koepang gegenwärtig doch nur ein mittelmäßiger Schiffsausrüſtungsplatz. Es mag dies eine Folge der geringen Frequenz ſein, welche an dieſem Orte ſtattfindet; denn vorzugsweiſe wird er nur während der todten Jahreszeit der Perlenfiſcherei (April bis October) von den an der Nordküſte Auſtra-

*) S. die früheren Abſchnitte Bd. XXIX, S. 344 u. 364.

Digitized by Google

liens kreuzenden Perlenfischerfahrzeugen besucht, welche daselbst ihre Ausrüstung ergänzen. Auch die Postverbindung ist keine sehr rege, da der Postdampfer von Batavia nur alle sechs Wochen eintrifft, um Briefe zu bringen und mitzunehmen. Da heißt es denn pünktlich sein und den Termin der Abfahrt nicht verfehlen.

Am 26. Mai ward Koepang wieder verlassen, und richtete Herr von Schleinitz seinen Cours nunmehr durch die Ombay-Straße nach Amboina bei Ceram, woselbst wir früher schon einmal den „Challenger“, jenen muthigen Mitkämpfer im Reiche der Wissenschaft, angetroffen haben. (Siehe „Globus“ Bd. XXVII, S. 89.) Nachdem der Kohlenvorrath des Schiffes hier neu ergänzt worden, ging man am 11. Juni bereits wieder Anker auf, um nunmehr Meerestheile und Inseln aufzusuchen, welche noch zu den wenigst bekannten gehören und deren Länder- und Völkerkunde bis dahin sehr im Argen lag.

Herr von Schleinitz wählte seinen Weg durch die Maniga-Straße zwischen Ceram und Buru, um dann, da der erwartete Südostpassat nicht einsetzen wollte, längs der Nordküste von Ceram zu dampfen. Theils nun, um die verbrannten Kohlen durch Einnahme von Holz zu ergänzen, vorzüglich aber auch, um zur Verbesserung der Karten der Küste von Neu-Guinea beizutragen, lief die „Gazelle“ am 15. Juni in den Mac-Clure-Golf, der tief in die Westspitze jener großen Insel einschneidet, ein und ankerte am Abend in der sogenannten Bay von Segaar, die bisher weder auf englischen noch holländischen Karten verzeichnet war. Während des Aufenthalts daselbst, der bis zum 20. Juni währte, wurde nicht allein die letztere Bay, sondern auch die Südküste des Mac-Clure-Golfs und eine tiefe Bay bei dem bisher unbekannten Orte Patipi vermessen.

Die Eingeborenen am Mac-Clure-Golf sowohl als auch speciell an der Bucht von Segaar erwiesen sich friedfertig und zum Tauschhandel geneigt. Sie leben in Pfahldörfern, von denen mehrere in genannter Bucht gelegen sind; ihre vorzugsweise Beschäftigung ist die Fischerei. Ihr Culturzustand ist scheinbar um ein Geringes höher als der von ganz wilden Volksstämmen. Die Ursache davon mag zum Theil in dem Küstenhandel gesucht werden, der, durch Chinesen und Malayen vermittelt, zwischen den Eingeborenen und einzelnen in der Molukken-See gelegenen Inseln unterhalten wird. Sie werden in Folge davon mit Bekleidung (besonders für die Frauen), außerdem mit Eisen für ihre Waffen und Werkzeuge und mit etwas Hausgeräth versehen. Abhängig sind sie von dem unter niederländischem Einfluß stehenden Sultan von Tidore. Einem Eindringen in das Innere Neu-Guineas setzt die Natur selbst hier fast unüberwindliche Hindernisse entgegen: ungesunde Mangrovesümpfe umgeben die Küste und weite Fahrten auf den erstere durchziehenden Salzwasserläufen sind erforderlich, um die aus jungem Kalkgestein bestehenden Berge zu erreichen, deren Besteigen wiederum durch die Ueppigkeit der Vegetation nahezu unmöglich gemacht wird.

Von der Segoar-Bay begab sich die „Gazelle“ zunächst nach der mit prächtiger Vegetation bedeckten Insel Pinon, an deren N.-W.-Seite sich ein schöner, sicherer, rifffreier Ankerplatz vorfand. An den übrigen Seiten der Insel zieht sich ein bisher auf den Karten nicht angegebenes Riff um dieselbe; außerdem zeigte es sich, daß Pinon nur den zehnten Theil der bisher angegebenen Größe besitzt. Eingeborene oder Spuren einer Anwesenheit derselben wurden nicht bemerkt; dagegen fanden sich sechs bis sieben verschiedene Vogelarten, auch eine Fledermausart, Krabben und andere kriechende Thiere wurden gesehen.

In Amboina schon hatte Herr von Schleinitz beschlossen, seinen Weg durch die fast noch unbekannte (nur im Februar und März 1870 hatte Capitän G. de Lenna, der Begleiter Cerruti's auf dessen Fahrt nach den Molukken ꝛc., einige Aufnahmen daselbst gemacht) und mit Riffen stark besetzte Galevo-Straße zwischen Neu-Guinea und der Insel Salvati zu nehmen, obwohl man ihm davon abrieth der Gefährlichkeit wegen und weil absolut keine Karten von jener Gegend vorhanden wären: letzteres indessen ein Grund mehr für unser Forschungsschiff, sie zu wählen als Durchfahrt zur Dampier-Straße, dem nächsten Hauptziel. Der Eingang zur Galevo-Straße war gut, besser wenigstens als man zuerst vermuthete. Nach dem glücklichen Passiren des südlichen Drittheils ankerte die „Gazelle“ am Nachmittag des 22. im Eingange eines nordwestlichen Wasserlaufes nahe der Insel Salvati, deren Hauptort den gleichen Namen führt. An Küstendörfern wurde nur eines (wahrscheinlich Muca) bemerkt, wie denn überhaupt die ganze Gegend dort nur sehr schwach bevölkert zu sein scheint. Zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen ist die Galevo-Straße leider noch ungeeigneter als die Mac-Clure-Bay, da die Küste, soweit das Auge reicht, auch hier mit breiten Mangrovesümpfen umgeben ist. Durch dieselben führen zwar Wasserläufe hindurch, indessen sind diese wieder in solcher Weise durch gestürzte Bäume versperrt, daß ein Vordringen unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird, jedenfalls aber nur mit großer Mühe und Zeitverlust bewirkt werden kann. Nachdem während zweier Tage durch den Capitän-Lieutenant Jeschke unter Zuhülfenahme der Dampfpinasse in der Galevo-Straße ein Fahrwasser ausgelothet war, wurde dieselbe nunmehr rasch durchlaufen. Am 28. Juni wurden die niedrigen David- aber Freewill-Inseln passirt: von hier aus waren zeitweilig noch die Berge des nördlichen Neu-Guinea zu sehen. Die Commerson-Inseln kamen am 7. Juli in Sicht. Uebrigens sind es zwei und nicht eine, wie man bisher annahm. Am nächsten Tage sah das Schiff die Anachoreten-Inseln. Der Wunsch, mit der „Gazelle“ in der Nähe derselben zu ankern, konnte nicht erfüllt werden, da einerseits in das die Inseln umgebende Korallenriff kein Eingang aufzufinden war, andererseits aber außerhalb desselben die Wassertiefe zu bedeutend war — eine Schiffslänge vom Riff fand ein ausgesandtes Boot mit 75 Meter Leine nirgends Grund. Es blieb daher nichts weiter übrig, als mit dem Lande durch die Boote zu communiciren, während die Corvette unter Segel blieb. Die Anachoreten-Inseln nehmen etwa eine Fläche von zwei geographischen Quadratmeilen ein; sie bestehen aus drei Inseln und zwei kleineren Inselchen, welche, nahe bei einander liegend, allesammt von dem erwähnten Korallenriff umschlossen sind. Trotz ihrer Kleinheit haben sie Handelszwecken gedient, und dürfte das dem Umstande beizumessen sein, daß sie völlig mit Kokospalmen bewachsen sind. Mit dem Ertrage der letzteren, vorzüglich dem Kokosöl, treiben die wahrscheinlich friedfertigen Eingeborenen einen Tauschhandel, indem sie für dasselbe allerlei kleine europäische Artikel, wie bunte Baumwollenstoffe, Perlen, Pfeifen, Taback, Eisen, Messer, Beile, Fischhaken u. s. w., zu erwerben suchen, was ihnen natürlich nicht schwer fällt, da sie keinen Begriff von dem geringen Werthe der genannten Gegenstände haben. Eine Folge dieses Handels scheint der höhere Culturzustand der Bevölkerung zu sein, welcher den der umliegenden Inseln übertrifft.

Von den Anachoreten-Inseln mußte Herr von Schleinitz des frischen Südost-Passats wegen abermals einen Umweg nach Norden machen, um die Insel Neu-Hannover zu erreichen, da er nördlich vom Aequator günstigen Strom und westliche Winde anzutreffen hoffte. Wennschon auch nicht

beides noch Wunsch eintrof, so gelang es doch, besser vorwärts zu kommea, so daß noch dem Passiren der dergigen Matthias-Inseln am 19. Juli längs der Nordküste Neu-Hannovers entlang gesegelt werden konnte, um einen geeigneten Ankerplatz zu suchen. Bei dieser Gelegenheit wurden wieder mehrere in den Karten nicht angegebene Inseln möglichst genau bestimmt. Zahlreiche Canoes mit Eingeborenen — schwarzbraune, sehr wohl gebaute Gestalten mit roth oder gelb gefärbtem, kurzem Haar, geschlitzten Ohrläppchen, einigem Schmuck um die Arme oder in den Ohren, sonst aber völlig nackt — ruderten auf das Schiff zu, vermochten es aber natürlich bei der großen Geschwindigkeit, welche es lief, nicht zu erreichen.

Am Strande der Inseln und auf den Korallenriffen schien der ungewohnte Anblick eines großen Schiffes die überaus zahlreich versammelten Eingeborenen in große durch Laufen, Springen, Winken und Schreien kundgegebene Aufregung versetzt zu haben. Die Küste ist offenbar hier stark bevölkert. Die Dörfer liegen unter Kokospalmen am Sandstrande der mit dichter Baumvegetation bedeckten Inseln korallischen Ursprungs.

Die Insel Neu-Hannover wird fast überall von niedrigem dicht bewaldetem Vorlande umgeben, welches im N.W. besonders weit hinausspringt. Außerhalb dieser Spitze wurde ein das Vorland in ziemlich bedeutender Entfernung umgebendes Korallenriff bemerkt. Nach der Wasserfarbe zu schließen, schien innerhalb des Riffes genügende Tiefe für die „Gazelle" zu sein, so daß sie durch eine von zwei entdeckten Oeffnungen (das Riff war an diesen beiden Stellen brandungsfrei) auf den nunmehr gefundenen Ankerplatz zusteuern konnte. Derselbe fand sich eine gute Kabellänge von der Küste bei einer Wassertiefe von 32 Meter. Dieser Hafen ist geräumig und gut. Indessen kann man nirgends trockenen Fußes an Land kommen, da vor dem Strande ein zweites Korallenriff liegt und dieses selbst bei der Ebbe noch mit einem Fuß Wasser bedeckt ist. Frisches Trinkwasser wurde nirgends gefunden.

Der Aufenthalt diente verschiedenen Zwecken: hauptsächlich lag Herrn von Schleinitz daran, die bisher verbrauchten Kohlen durch einzunehmendes Holz zu ersetzen, was auch geschah; andererseits wurde dieser Theil der noch gänzlich unbekannten Insel Neu-Hannover erforscht und naturwissenschaftliche Objecte gesammelt, schließlich aber wurde der Hafen vermessen und Ebbe- und Fluthbeobachtungen angestellt.

Aus allen Erdtheilen.

Von der Insel Haiaan.

Nachstehende Mittheilungen sind einem Briefe des Herrn C. C. Stuhlmann zu Hoihau auf der Insel Hainan, welchem der „Globus" schon andere Mittheilungen über China verdankt, entnommen (vergl. Nr. 1 dieses Bandes S. 15). Die Insel Hainan ist bis jetzt fast völlig unbekannt, weshalb Mittheilungen von dort ein besonderes Interesse beanspruchen können.

„3. Mai 1876.

Länger als fünf Wochen sind wir von der Außenwelt vollständig abgeschnitten gewesen. Seit wir Hongkong verließen (23. März) bis gestern hatte keiner von uns ein Sterbenswörtchen von dem, was außerhalb unserer Insel vorgegangen, erfahren. Wahrscheinlich ist die „China", ein deutscher Dampfer, welcher laut Verabredung hier einlaufen sollte, verloren gegangen, da man andernfalls uns doch wohl mit einer der inzwischen hier aus Hongkong eingetroffenen Dschunken einmal Briefe und Zeitungen hatte zufließen lassen. Gestern ist hier nun der Dampfer „Washi" von Hongkong hinaus gekommen und mit ihm erhielt ich Eure Briefe vom 1. März, wahrscheinlich die ersten Schriftstücke, welche von Deutschland aus nach Haiaan befördert sind. Die „Washi" brachte auch die Hongkonger und Schanghaier Tagesblätter und außerdem eine Zufuhr von frischen Provisionen, welche uns doppelt gut nach den Ziegenbraten und ähnlicher Hausmannskost, auf die wir in letzter Zeit angewiesen waren, mundeten.

Im Brockhaus'schen Conversationslexicon findet sich eine Beschreibung Hainaas, welche ich schon jetzt noch mehreren Seiten hin berichtigen kann. Die Einwohnerzahl der Städte Kiung-tschau-fu und Hoihou beträgt nämlich nicht, wie dort angegeben, für eine jede circa 200,000 Einwohner, sondern für ersteren Platz etwa 10,000 und für letztern etwa 15,000. Der chinesische Gouverneur der Insel residirt in Kiung-tschau-fu, einem keineswegs schön gebauten Orte, sondern einem armseligen, echt chinesisch-schmutzigen, mit 40 Fuß hohen Mauern umgebenen Neste. In Kiung-tschau-fu haust auch seit längerer Zeit ein alter französischer Missionär, welchen ich noch nicht gesehen habe, der aber fast ganz zum Chinesen geworden sein soll und der wahrscheinlich bis zu unserer Ankunft Europos Bewohner und übertünchte Höflichkeit allein auf dieser Insel repräsentirt hat. Kiung-tschau-fu liegt eine deutsche Meile landeinwärts von Hoihau. Trotzdem aber dieses der Haupthafen des Landes und jenes die Hauptstadt, ist die beide Orte verbindende Straße in sehr mäßigem Zustande.

Auch Hoihau ist ein jämmerliches Loch und bis jetzt sind auch wir, obschon wir wohl weitaus am besten wohnen, kläglich logirt. Verglichen mit den Zollhäusern und unseren Wohnlichkeiten in Tschi-fu und Swatau, geschweige denn denen in Schanghai und Canton, sind sie kaum als bewohnbar zu betrachten. Das Zollhaus liegt nahe am Strande, welcher Strand wiederum von der Seeseite her nur dadurch zu gewinnen ist, daß man entweder zu Fuß den Schlick, welcher je nach Stand von Fluth und Ebbe eine Breite von 1000 bis 3000 Fuß hat, durchwatet, oder auf dem öligen Rücken eines Kulis durchreitet. Vor dem Eingang des Zollhauses weht, schon von Weitem erkennbar, an einer langen Stange das dreieckige gelbe chinesische Banner mit blauem Drachen und rother Sonne, und an beiden Seiten paradirt eine große Tafel, welche einen Tigerrachen vorstellt, zwischen dessen Zähnen in chinesischer Schrift allerlei schreckliche Drohungen gegen Schmuggelei verzeichnet stehen. Diese Hu p'ais oder Tigertafeln sind übrigens ganz harmlose Dinger und gehören ebenso zu dem Mobiliarinventarium eines jeden chinesischen Zollhauses wie das Adlerschild zu demjenigen eines deutschen. Ueber dem hiesigen steht in der Landessprache Kiung-tschau-fu-Zollhaus, obschon es Hoihau heißen sollte. Dieses hat darin seinen Grund, daß in dem Vertrage von 1858 Kiung-tschau-fu als zu eröffnender Hafen stipulirt wurde und alle chinesischen Behörden dem Buchstaben des Gesetzes, in Dingen, die nicht ihr Interesse berühren, möglichst strict nachleben.

Durch das Eingangsgebäude, in welchem einige Unterbedienten hausen, tritt man in einen ziemlich geräumigen Hof, in dessen einer Ecke ein Maulbeerbaum, ein Granat-

apfelbaum, Jasmin und viele sonstige schön blühende Bäume und Sträucher wachsen. Geradeaus liegt das Hauptgebäude, in dessen Erdgeschoß wir unser Comptoir errichtet haben, während im obern Mr. Brown und ich wohnen. Ein großes Gemach, das zugleich als Salon und Eßzimmer dient, und zwei Schlafzimmer, das sind alle unsere Räume. Vor dem Salon liegt eine Veranda und von dieser sieht man zunächst auf den Hafen, der aber fast immer mehr Schlamm als Wasser enthält. Weiterhin zeigt sich das Meer und am Horizont, als ein dünner blauer Streifen, das gegenüber sich nach Süden hinausstreckende Festland, die Halbinsel Lei-tschau oder Lui-tschau. Nach der andern Seite, in westlicher Richtung, blickt man in das Innere der Insel hinaus, und hier ragen aus dem Gewirr von kleinen Dörfern, grünenden und reifenden Feldern, Kokosnußwäldern und Bambusdickichten zwei eigenthümlich geformte Berge, welche von den Chinesen das Sattelgebirge genannt werden und die erloschene Vulcane sind. Weit herum liegt Lava und Bimsstein, welche man vielfach zum Häuserbau und zu Umfriedigungen der Gärten und Felder verwendet.

Alle unsere Baulichkeiten sind derartig von weißen Ameisen zerfressen, daß es kaum möglich ist, in den Holzwänden irgendwo einen Nagel festzuschlagen. Außerdem haben wir Myriaden von schwarzen Ameisen, die Alles, woran sie kommen können, zerfressen und mit Gestank behaften. Die Füße meiner Bettstelle, meines Schreibtisches, meines Bücherschrankes u. s. w. stehen daher sämmtlich in kleinen Petroleumnäpfchen. In einem vom Schlafzimmer abgenommenen Raum habe ich meine Badewanne und außerdem mein Arsenal von allerlei zum Theil höchst sinnreich erfundenen chinesischen Fallen und andere Maschinen zum Fang von Mäusen, Ratten, Scorpionen, Fledermäusen ꝛc. An Ungeziefer hat Hainan eine ganz ungeheure Mannigfaltigkeit, nach meiner Meinung eine weit größere als das südliche Festland.

Mein Zimmer theile ich mit Treff, einem von irländischen Eltern in Nin-tschwang geborenen Jagdhunde, und Lian-Huang, einer chinesischen Drossel, welche mir vor einigen Tagen von einigt chinesischen Schreiber im Zollhause geschenkt wurde. Lian-Huang spricht den Hainan-Dialekt, welcher beträchtlich anders als der des südlichen Festlandes ist, und augenblicklich ruft er mir zu: „Der Herr ist hier; setzen Sie sich; nehmen Sie Thee; was bedeutet das?“ und dergleichen mehr. Wie die Chinesen behaupten, ist ein solcher kluger Vogel auch sein eigener Arzt, weshalb ihm denn auch in einem in seinem Käfig hängenden Beutelchen eine Hausapotheke zur Verfügung steht. Wenn er krank wird, pickt er sich das richtige Medicament heraus und gesundet dadurch unfehlbar. Ich als Anhänger der Wasserkur habe ihm noch eine Wanne mit Wasser in den Käfig gesetzt und es scheint mir, daß er jetzt der Allopathie den Rücken kehren und sich zur Hydropathie wenden will. Er badet wenigstens sehr fleißig, hat dagegen den Medicinbeutel noch nicht angerührt.

Hinter dem Hauptgebäude befindet sich ein kleiner Hof, welcher zur Nachtzeit von zwei Gänsen, welche nur zu diesem Zweck für kaiserlich chinesische Rechnung gehalten und gefüttert werden, bewacht wird. Die Gans wird hier in China häufiger als Wächter benutzt, wozu sie auch noch besser als der Hund taugt. Hinter dem kleinen Hof liegen die Wohnung und das Büreau des Hafenmeisters und die Logis anderer europäischer Subalternen.

Es ist schon jetzt oft recht heiß, doch soll Hainan im Ganzen ein gesunder Platz sein. Die Gegend nach dem Sattelgebirge zu ist theilweise sehr malerisch und die Vegetation ist noch üppiger als auf dem Festlande unter dem 23. Grad. Zahlreiche Pflanzen habe ich schon gefunden, die mir völlig unbekannt sind, und ich bin mit Eifer darüber aus, ein Herbarium zu sammeln und eine Käfer- und Schmetterlingssammlung anzulegen. In der kühlern Jahreszeit denke ich auch wieder fleißig zu jagen, namentlich in den Waldungen am Sattelgebirge, wo es viele Fasanen, Pfauen und Schnepfen geben soll.

Die hiesigen Chinesen werden mit jedem Tage dreister und sind uns keineswegs freundlich gesinnt. Wo wir uns nur zeigen rufen sie uns Schimpfnamen nach; geht man dann jedoch dreist auf sie zu, so nimmt der ganze Haufen Reißaus. Gefahr für uns ist nach meiner Ansicht gar nicht vorhanden, und obenein wird der englische Kriegsdampfer „Egeria“ hier in nächster Zeit eine längere Station nehmen.

Die „Ling Fing“, mit der diese Zeilen befördert werden, verläßt uns übermorgen und wird auf ihrem Wege nach Hongkong eine für Dampfer neue, chinesischen Dschunkenleuten jedoch bekannte, Passage benutzen und nicht via Nantschan gehen, sondern östlich, an der Nordküste Hainans entlang, bis zum Cap Hainan Head und von dort direct nach ihrem Bestimmungsort. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß gewisse auch noch auf den neuesten Karten verzeichnete Sandbänke nicht existiren und eine gute östliche Passage dort zu finden ist.“

Einwanderung ins Northern Territory, Nordaustralien.

H. G. Die Colonie Südaustralien hat bisher an ihrer Ansiedelung um Port Darwin an der Nordküste, im sogenannten Northern Territory, wenig Freude gehabt und wenig Erfolg gesehen. Es war eben eine Gründung und zwar eine recht schlechte, welche Südaustralien nichts Anderes gebracht hat als nicht unbedeutende Schulden. Der Premierminister Baucant rieth schon 1866 dem Parlamente, die Northern-Territory-Ansiedelung aufzugeben oder wenigstens ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Aber die Herren waren klüger und träumten allerlei von einer goldenen Zukunft. Darauf hin wollten sich jedoch keine Ansiedler bei Port Darwin einfinden, und die, welche es wagten, bekamen es bald herzlich satt und verließen wieder den Norden. Das dortige Klima ist nun einmal nicht für Europäer gemacht, um Beschäftigungen im Freien nachzugehen. Jetzt scheint indeß ein Wendepunkt eintreten zu wollen. Die Regierung unter P. Boucant hat nämlich mit Français Louis Bugnion, einem religiösen Schwärmer nach dem Muster von Swedenborg, welcher Bischof einer neuen zahlreichen Methodistensecte im südlichen Rußland ist, einen Contract abgeschlossen, nach welchem sich derselbe verpflichtet, binnen drei Jahren 40,000 Erwachsene mit ihren Familien in Port Darwin anzusiedeln. Die Freiheit vom Militärdienste, welche seine Anhänger bislang in Rußland genossen, soll ihnen in Zukunft entzogen werden, und aus diesem Grunde ist schon eine beträchtliche Anzahl von ihnen, mit Erlaubniß der russischen Regierung, außer nach Mauritius und Indien auch nach Canada ausgewandert, wo ihnen die englische Regierung bei ihrer Niederlassung in jeder Weise behülflich war. Aber die Leute können das kalte Klima Canadas nicht vertragen und möchten lieber in einer tropischern Gegend ihre neue Heimath gründen. Da ist nun ihr Bischof Bugnion auf das Northern Territory verfallen, welches er selber besucht hat und dessen Klima nach seinem Dafürhalten dem in Südrußland nicht unähnlich ist. Wie die Mennoniten überhaupt, so soll auch diese Secte des Bischofs Bugnion aus moralisch guten, nüchternen, haushälterischen und fleißigen Menschen bestehen, welche dabei über pecuniäre Mittel zu verfügen haben.

Der Contract in seinen Einzelheiten besagt, daß in keinem Monate mehr denn 3000 eintreffen dürfen und daß die Ankommenden mit Lebensmitteln auf sechs Monate versorgt sein müssen, sowie auch mit Geräthschaften und Werkzeugen für Cultivirung des Bodens oder für den Betrieb irgend eines Handwerks. Sobald sich die südaustralische Regierung von der Erfüllung dieser Bestimmung überzeugt, wird sie die Kosten der Ueberfahrt nach einer bestimmten Taxe in Baar ersetzen und außerdem jedem Volljährigen 60 oder 120 aber 180 Acres Land, je nach der Güte des Bodens, überweisen.

Erst vom vierten Jahre ab ist davon eine jährliche Rente von resp. 2 Sch. 6. P. (2½ Mark), 1 Sch. 3 P. (1¼ Mark) und 10 P. (⅝ Mark) zu entrichten, bis nach Ablauf des zehnten Jahres den Inhabern, nachdem sie englische Unterthanen geworden, das Land als freies Eigenthum überwiesen wird. Dem Bischof Bugnion selbst wird von der südaustralischen Regierung der Besitz von 600 Acres im Northern Territory zugesichert und dazu noch die Summe von 1000 Pf. St. als Entschädigung für die Reisen, welche er in dieser Angelegenheit auf seine Kosten unternommen.

Man verspricht sich von dieser starken Einwanderung ins Northern Territory große Erfolge und vertraut, daß diese Mennoniten, ähnlich wie im südlichen Rußland, die Wildniß in fruchtbare Ansiedelungen umwandeln werden. (Wir wünschen das auch, sind aber weniger vertrauensselig. Das Northern Territory wird wohl „ein weißer Elephant" für Südaustralien bleiben. Es ist darüber schon so viel gefaselt, daß eigentlich Niemand mehr Vertrauen hat.)

Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse.

Die Gesetzgebende Versammlung von Californien hatte einen Ausschuß ernannt, um den Einfluß zu untersuchen, den die Minenoperationen auf die Versandung der Flüsse ausgeübt, und der Bericht dieses Comitees liegt nun vor. Nach diesem zeigten sich die Folgen schon 1862 in den Thälern des American, Bear, Feather und Yuba River. Ueberschwemmungen wurden häufiger und die Farmer mußten überall Dämme aufführen. Diese wurden jedoch beständig durchbrochen, bis schließlich alles kulturfähige Land mit Geröll und Sand bedeckt und ruinirt war. Wo man früher Häuser, Gärten und Felder sah ist nun eine Wüste. Die Verwüstungen haben jedoch erst nur begonnen und werden noch andere Proportionen annehmen, seit das „Hydraulic mining" (das Auswaschen goldhaltiger Lagen mittelst mächtiger Wasserstrahlen) Berge versetzt; und Sutter County, das fruchtbarste im Staate, hält sich nur noch durch kostspielige Dämme gegen völlige Verwüstung. Marysville war vor 15 Jahren die dritte Stadt im Staate, heute ist sie nicht einmal mehr die nennte, trotzdem daß sie eine der besten Lagen hat. Die Ströme füllten sich auf, bis die Stadt, die früher 30 Fuß über dem höchsten Wasserstande lag, den Ueberschwemmungen zur Beute wurde. Dies Minensystem füllt so die fruchtbaren Thäler mit Wüstensand, während es gleichzeitig die Berge ihrer Erde entkleidet. Das Gold, welches auf diesem Wege gewonnen wird, verschwindet im Werthe gegen die Productionsfähigkeit der fruchtbaren Thäler.

In dem Thale des Yuba allein hat man bis jetzt 29 Sectionen des üppigsten Landes in eine Wüste verwandelt, im Bear-River-Thale 36 Sectionen, am Sacramento 16, am Feather 8 und am American 10 Sectionen. An den kleineren Flüssen hat die Verwüstung in gleichem Verhältnisse Schritt gehalten und Meilen von Gütern und Farmen mußten verlassen werden. Etwa 80,000 Acres des besten Landes sind in dieser Weise bereits verloren gegangen.

Ebenso verderblich ist das allmälige Versanden der schiffbaren Ströme, der Bays, die Gefahr für den Hafen von San Francisco selbst. Das Bett von vielen derselben hat sich da, wo sie die Berge verlassen, um 20 bis 30 Fuß erhöht, während weiter unten dies nicht in gleichem Grade stattfand. Sie haben dadurch mehr Fall, sind reißender geworden und schwemmen nun große Steine und Kies nach den Niederungen und den Buchten der Bay, die bereits anfangen zu versanden. An Suisun und San Pablo Bay geht diese Auffüllung reißend schnell vorwärts. Das Land, was verwüstet wird, wäre eine Schatzkammer für ewig, während das Bischen Gold sich rasch erschöpft, und es wäre die höchste Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun.

* * *

— Officiellen Angaben zufolge erscheinen jetzt in Konstantinopel nicht weniger als 72 Zeitungen, zum Theil freilich von verschwindend kleinem Formate, und zwar 16 türkische, eine arabische, eine persische, eine deutsche, eine englische, 12 griechische, 13 armenische, 4 bulgarische, 2 hebräische, eine italienische und 20 französische. Auffallend ist besonders die letztere Ziffer im Vergleich zu der einen englischen.

— Der einmonatliche Kartoffelkrieg zwischen den beiden Republiken Guatemala und Salvador ist am 19. April durch die dreitägige Schlacht von Pasaquina, in welcher auf beiden Seiten eine Streitmacht von je 2500 bis 2700 Kriegern engagirt war, zu Gunsten des erstern Staates entschieden worden. Immerhin kostete jedem der Gegner dieser „Krieg" etwa 1 Million Piaster und 2000 Menschenleben. Nach nordamerikanischen Zeitungen (der „Explorateur" Nr. 72, welcher den vollständigen Friedensvertrag abdruckt, weiß davon nichts) hätte Salvador sich verpflichtet, in allen auswärtigen Angelegenheiten in Uebereinstimmung mit Guatemala zu handeln, flüchtige Verbrecher auszuliefern und die Jesuiten zu vertreiben. Darin will die „Newyork Tribune" den Keim eines zukünftigen centralamerikanischen Staatenbundes erblicken.

— Vorstellung eines Maori über Bankerott. Ein Maorihäuptling in Neuseeland, ein Mann von Intelligenz und in Geldangelegenheiten mit seinen benachbarten Pakehas (Weißen) sehr gewissenhaft, verlor kürzlich 40 Pf. St. bei einem Weißen, der sich bankerott erklärt hatte. Er erzählte befreundeten Häuptlingen, daß er sein Geld bei einem Pakeho verloren, welcher „packarapu" (bankrupt) geworden. Auf die Frage, was „packarapu" bedeute, gab er folgende Erklärung: „Ein Pakeha, der „packarapu" werden will, fängt ein Geschäft an und verschafft sich ohne Zahlung eine Menge Waaren. Er macht dann möglichst viel Geld daraus, vielleicht 2000 Pf. St. und bringt es sicher bei Seite, mit Ausnahme von 5 Pf. St. Mit diesen 5 Pf. St. geht er nun zum Richter und erklärt, er wolle packarapu werden. Der Richter entgegnet, es thue ihm zwar leid, aber es müsse geschehen. Er ruft hierauf alle Advocaten zusammen, sowie alle Leute, welchen der Pakeha schuldet, und spricht: Dieser Mann hier ist „packarapu", allein er will Euch Alles geben, was er hat, und darum hat er mich gebeten, diese 5 Pf. St. unter Euch zu vertheilen. Der Richter giebt dann den Advocaten 4 Pf. St., und unter die Gläubiger vertheilt er 1 Pf. St., worauf der packarapu-Pakeha ruhig nach Hause geht. — Australische Zeitungen meinen, der Maori habe nicht so ganz Unrecht.

— Die norwegische Regierung hat das Schiff „Voringen", Capitän Wille, ausgesendet, um den Ocean zwischen Norwegen und Grönland damit erforschen zu lassen, namentlich die Ausdehnung des tiefen Canals längs der Küste, die Bank zwischen den Faroer und Island, die Tiefseefauna ꝛc.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. I. (Mit vier Abbildungen.) — Weihnachten bei den Serben. Von Dr. Nikola J. Petrowitsch in Kragujewaz. II. (Schluß.) — P. Ascherson's Reise nach der Kleinen Oase. — Die wissenschaftliche Reise Sr. Majestät Schiff „Gazelle". III. — Aus allen Erdtheilen: Von der Insel Hainan. — Einwanderung ins Northern Territory, Nordaustralien. — Die Wirkungen des Goldgrabens auf die californischen Flüsse. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. Juli 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage: „Verlag von J. Wurster u. Comp. in Zürich."

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

II.

Am folgenden Tage führte der Weg über Krnjeve und Barivode noch Kistanje durch trauriges, melancholisches Land, das aber der Abwechselung und des Reizes nicht entbehrt. Bald sind es Ebenen, deren graue Oelbäume sich von dem lichten Golde der herbstlichen Weinreben scharf abheben; bald felsige Hügel, nach deren Ersteigung man sich wiederum auf einer Ebene befindet oder graue Thäler unter sich erblickt, über welche zahlreiche Schafheerden wie schwarze und weiße Punkte zerstreut sind. Nirgends auch nur ein fußbreit Erde; stundenweit ist der Boden wie mit Felsplatten belegt und von Rissen und Spalten durchfurcht. Die Straße ist wenig betreten: ein griechischer Pope kommt mit Frau und Magd vorbei, alle drei auf einem Karren liegend, den zwei magere Gäule ziehen, und ab und zu begegnet man einer kleinen Karawane, wo alle Frauen rittlings zu Pferde sitzen, den Fuß in einem Steigbügel von Stricken. Nähert man sich Kistanje, so merkt man bald an Einzelnheiten der Tracht, daß man sich der Grenze des Türkenreiches nähert. Schon verhüllen alte Frauen die untere Hälfte des Gesichtes, während die jungen Mädchen frisch und unverschleiert in die Welt hinausschauen. Alle Männer tragen den Turban und die meisten von ihnen haben in dem breiten, tief unten sitzenden Gürtel eine lange Pfeife von Kirschbaumholz mit thönernem Kopfe stecken. Die Bevölkerung der Umgegend bekennt sich allgemein zum griechischen Glauben; in den zehn Dörfern des Bezirks von Kistanje leben nur wenige katholische Familien. Die Ebene, in welcher die Stadt liegt, ist weit und ziemlich fruchtbar und trägt mehr Bäume als der Strich Landes nach Zara zu, weil hier zum ersten Male eine immerhin nicht sonderlich starke Humusschicht den kahlen Felsboden überdeckt. Immer fruchtbarer wird das Land gegen Knin hin; man sieht immer mehr schöne Nußbäume, Hirse- und Sorghumfelder und schließlich die staffelförmig aufsteigenden Häuser jenes Städtchens, über welchem auf einem mächtigen Felsen, dem Monte S. Salvadar oder Spas, wie ihn die Slaven nennen, eine gewaltige Citadelle thront, diese selbst wieder von den Gipfeln der Dinarischen Alpen überragt, so daß die Gesammtheit dieser Factoren einen der anziehendsten Punkte Dalmatiens bildet. So unbedeutend der Ort mit seinen siebenzig Häusern ist, so wichtig war, namentlich in früheren Zeiten, ehe das Pulver die Kriegskunst umgestaltete, die Festung, welche die unter ihr hinziehende Straße und Brücke beherrschte. Wohl an zwanzig Mal hat sie im Laufe der Zeiten ihren Besitzer gewechselt und jeder fügte den vorgefundenen Befestigungswerken neue hinzu. In älteren Zeiten war sie der Zankapfel zwischen den Ungarn, Türken und Venetianern, in neueren zwischen Oesterreichern und Franzosen; und von letzteren vier Mächten rühren ihre Bastionen, Thürme, Wälle und Abschnitte nach altem und neuem Systeme her. Zuletzt spielte die Feste, welche dem Marschall Marmont als Stützpunkt für einen Kriegszug nach Bosnien dienen sollte, im October 1813 eine freilich unbedeutende Rolle: die wenigen Franzosen, welche ihre Besatzung bildeten, ergaben sich bald — und seitdem hat sie aufgehört ein fester Platz zu sein. Heute beherbergen ihre zehn militärischen Gebäude nur noch eine Compagnie Artillerie und eben so viel Fußvolk

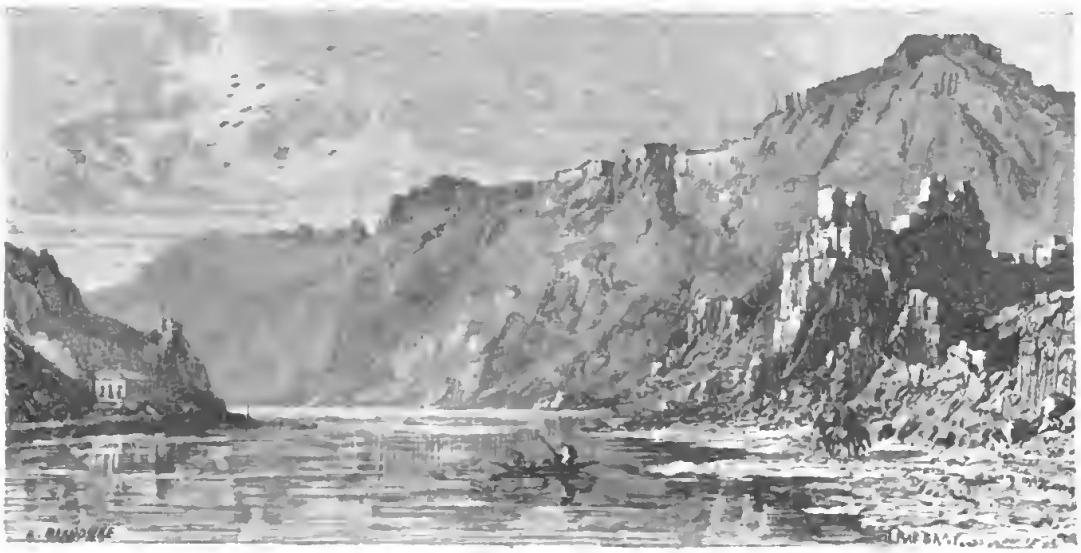
Knin, vom Wege nach Verlicca aus gesehen.

Digitized by Google

Weil der Ort am Vereinigungspunkte mehrerer Straßen liegt, die nördlich nach Croatien, nach Bosnien, südöstlich nach Sinj und Spalato, südlich nach Dernis und Sebenico und westlich nach Zara führen, und weil seine Umgebung verhältnißmäßig fruchtbar ist, so besitzt er trotz seiner Kleinheit einen nicht ganz unbedeutenden Verkehr und einen regelmäßigen Handel mit Bosnien. Aus den Wäldern der Türkei kommen namentlich Reisigbündel und Brennholz, welche lange Reihen von kleinen, nervigen, ausdauernden Pferden über die unwegsamen Grenzgebirge herüberschleppen.

Die Kerka drängt den Flecken gewissermaßen an den Festungsberg hinan und an demselben hinauf. Die Schiffbarkeit des mehrfach durch Wasserfälle unterbrochenen Flusses für größere Fahrzeuge reicht leider nur 20 Kilometer von seiner Mündung an aufwärts (welchen Umstand, wie neuerdings gemeldet wurde, die österreichische Regierung benutzen will, um in Sebenico einen neuen Seehafen zu errichten). Sein Bett bei und oberhalb Knin ist breit und sein Gewässer so klar und durchsichtig, daß man überall den Grund erblickt. Imposante Felsmassen steigen zu beiden Seiten auf und engen den Strom mehr und mehr ein; ab und zu zeigt sich eine Höhle in diesen steilen Wänden, aus welcher reichlich Wasser hervorströmt, das weiteres Eindringen verbietet. Von der Kniner Brücke aus bietet sich ein malerischer Anblick: schroff und unzugänglich steigt das rechte Ufer empor und von ihm lösen sich einzelne Gipfel ab, auf welchen die Türken einst Vertheidigungsthürme errichtet haben. Weniger schroff ist das andere Ufer; dort hat noch unweit des Anfangs der Brücke ein kleines weißes Gebäude Platz gefunden, das Schlachthaus des Fleckens, dessen Abfälle zahllose Fische herbeilocken. Aber weiter vorzudringen erlauben die dann steil aufsteigenden Felsen nicht.

Zwischen Knin und Sebenico an der Küste verkehrt regelmäßig die Post, welche diese Strecke in zwölf Stunden zurücklegt und halbwegs in Dernis eine Stunde verweilt. Die Straße überschreitet die Kerka und durchzieht zunächst ziemlich fruchtbares, aber schlecht bebautes Land. Häufig tritt dort der Strom aus seinen Ufern, schädigt die Felder und verbreitet Miasmen, welche böse Fieber im Gefolge haben. Namentlich im August und September grassiren dieselben



Die Kerka oberhalb der Brücke von Knin.

und alsdann vermeiden es die so abgehärteten Slaven, im Freien oder bei offenen Fenstern zu schlafen. — Die Dörfer längs der Poststraße, welche im Thale der Cosovica, eines Nebenflüßchens der Kerka, hinaufführt, unterscheiden sich in Nichts von den früher beschriebenen und ihre Häuser sind gleichfalls nicht malerischer. Bei Klanac verengt sich jenes Thal zu einer engen Spalte, welche stets Räubern zum Aufenthalte diente. Noch vor kurzer Zeit wurde die Post dort stets von Gendarmen begleitet, was dann nur noch bei größeren Geldsendungen stattfand und unlängst ganz weggefallen ist, nicht ohne daß aber die Polizei auf jene Stelle stets ein wachsames Auge behielte, zumal die Bevölkerung der Umgegend überaus unbändig ist und beim geringsten Zanke zu der Flinte greift. Um Dernis herum, das man in vier Stunden von Knin aus erreicht, ist die Gegend wieder fruchtbarer und herdenreicher. Auf langen Aufschüttungen fährt man zu dem hochgelegenen Orte hinauf, dessen flache, niedrige Häuser noch von einem alten Minaret aus der Türkenzeit überragt werden. Da es Sonntag war, so herrschte viel Leben in dem Orte, dessen Bewohner die trotz ihrer Einfachheit interessanteste Tracht in ganz Dalmatien tragen. Alle älteren Frauen verhüllen die untere Hälfte des Gesichts und tragen wie die marokkanischen Jüdinnen doppelte falsche Flechten, die sie mit lirschrothen oder leuchtend grünen Bändern umwickeln und oben auf dem Kopfe befestigen. Die großen Hals- und Busentücher sind sehr einfach, aber weiß wie Schnee und mit einer ebenfalls sehr einfachen, aber geschmackvollen Borte besetzt. An den Beinen tragen sie gestickte Gamaschen, dann einen groben, blauen Ueberrock und über die Schulter einen gestickten Beutel, in welchem sie ihre Einkäufe und kleinen Habseligkeiten mit sich führen.

Jenseit Dernis und des Cikola-Flusses, den die Straße nach dem Verlassen der Stadt überschreitet, steigt sie in Windungen bergauf und tritt dann wieder in eine ebene, aber hochgelegene und öde Gegend ein, die sich endlos und ermüdend fast bis Sebenico hinzieht. Das einzige Auffallende war eine lange Reihe morlakkischer Karren voll Steinkohlen, die aus einer Grube unweit Dernis stammen, aber trotz ihrer Billigkeit sich nicht recht einzubürgern vermögen, weil ihre

Heizkraft zu gering iſt. Ehe man Sebenico erreicht, ſteigt die Straße nochmals bedeutend an, um die oben ſchon erwähnte Küſtenkette zu überſchreiten. Endlich erblickt man durch einen Einſchnitt zwiſchen zwei grauen Felſen hindurch das Meer mit ſeinen Inſeln und die Stadt, zu welcher man zwiſchen zwei Forts hindurch hinabſteigt. Sie liegt nicht unmittelbar am Meere: die Kerka hat ſich im Laufe vieler Jahrtauſende dort eine Mündung gegraben, welche wohl die größten Kriegsflotten aufzunehmen vermöchte, aber nur von verhältnißmäßig wenigen Küſtenfahrern aufgeſucht wird. Unterhalb der Waſſerfälle, welche wir auf S. 70 abbildeten, fließt ſie zunächſt bei Scardona vorbei und erweitert ſich dann zum See Proklion, deſſen Inhalt ſchon mit Meereswaſſer gemiſcht iſt. Wieder durchbricht darauf der Fluß im rechten Winkel das Küſtengebirge und bildet dann das tiefe und fiſchreiche Becken von Sebenico, welches der Küſte und den Küſtengebirgen parallel läuft und durch den Canal S. Antonio mit dem Meere in Verbindung ſteht. Und wie

Mädchen von Sebenico.

die Stadt nach der Landſeite hin von mehreren kleinen Feſtungen begrenzt wird, dem Fort S. Giovanni, dem in Trümmer liegenden „Forte Barone“ (ſo geheißen nach ſeinem tapfern Befehlshaber, Freiherrn Chriſtoph Martin von Degenfeld, der es im Jahre 1647 als venetianiſcher Feldherr gegen die überlegenen Schaaren des Paſchas von Bosnien hielt) und dem Fort S. Anna, ſo ſuchten auch die einſtigen Herrſcher des Landes die Einfahrt zu der herrlichen Bucht, welche ſie überdies durch Ketten den feindlichen Schiffen zu ſperren vermochten, durch Werke zu ſchützen. Auf ihrem Südufer erbaute 1540 bis 1570 der ſchon genannte Michele Sammicheli den Venetianern das Fort S. Nicolo, das aber trotz ſeiner guten Erhaltung heutzutage eben ſo nutzlos iſt wie die Trümmer der gegenüberliegenden Redoute, welche die Franzoſen im Jahre 1810 aufführten. Kommt man vom Meere, ſo hat die Stadt, deren Häuſer ſich den Berg hinaufziehen, ein amphitheatraliſches Ausſehen und ſoll mit ihren Citadellen, wenn man Kleines Großem vergleichen kann,

Genua ähnlich ſehen. Von vorn und hinten durch Meer und Fels in die Enge gedrängt, iſt ſie ſehr unregelmäßig gebaut und beſitzt außer der Hauptſtraße keine einzige gerade Gaſſe. Vom Ufer aus führen eine Menge Treppen in die Oberſtadt, ſteil, gewunden, eng und ſchlecht gehalten, bei Regenwetter ſchlüpfrig und faſt gefährlich zu paſſiren. Dagegen ſind die Häuſer, welche ihre 6100 Einwohner beherbergen, nicht übel gebaut und zeigen hier und da einen hübſch verzierten venetianiſchen Balcon. Wie in den Städten Oberitaliens findet ſich auch hier eine von Spaziergängern belebte „Piazza dei Signori“ mit einer 1522 erbauten Loggia (Stadthaus), deren Schönheit aber durch Umbau verloren gegangen iſt. Das einzig merkwürdige Gebäude der Stadt iſt heutzutage der Dom, deſſen Bau 1443 begann und erſt 1536 vollendet wurde, und der darum zwei Stile zur Schau trägt: im untern Theile an den Thoren und den Fenſtern der Nebenſchiffe den gothiſchen Spitzbogen des Flammenſtils, in der obern Hälfte den reinern italieniſchen Stil aus dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. Obwohl für die Geſchichte der Architektur von Intereſſe, iſt er doch bei Weitem nicht ſo werthvoll und wichtig, als ihn die Landeskinder machen wollen. Die Grundform iſt die eines lateiniſchen Kreuzes, das von einer hohen Kuppel gekrönt iſt. Die beiden Eingänge des ſchwerfälligen Portals ſind mit rohen Marmorſculpturen verſehen und tragen darüber runde Fenſter mit durchbrochener Steinarbeit. Zwei Reihen von je fünf glatten Säulen mit phantaſtiſchen Blättercapitälen tragen das Hauptſchiff und trennen es von den beiden Nebenſchiffen. Jede dieſer Säulen iſt mit der gegenüberſtehenden durch eine halbkreisförmige Rippe verbunden, auf welcher oblonge Steine ruhen, welche von einer Rippe zur andern reichen. Dieſes kühne Steingefüge ſtellt ſich, weil ohne Bewurf oder Uebermalung, von innen wie von außen dem Auge ganz frei dar. In ähnlicher Weiſe iſt auch das mit Blei gedeckte Dach der Kuppel und die Chorvorlage gebaut.

Von Sebenico aus beſucht man am beſten die Kerka-Fälle (ſlaviſch Skardinskislap), weil die zwei und einhalbſtündige Fahrt ſtromauf wegen der gewaltigen Felſenmaſſen, zwiſchen denen ſich der Fluß hindurchwindet, überaus anziehend iſt. Weiterhin gewährt der See Proklian und der Ausblick von Scardona, eines kleinen Fleckens, der den Namen der einſtigen Römerſtadt durch alle Jahrhunderte hindurch treu bewahrt hat, reiche Abwechſelung. In römiſchen Zeiten war die Stadt nicht unbedeutend, denn ſie war der Sitz eines der drei dalmatiſchen Gerichtshöfe und der Platz, von wo aus die Binnengegenden mit Waaren verſehen wurden. Spurlos verſchwindet ſie aus der Geſchichte, in welcher ſie nie eine große Rolle geſpielt hatte, und erſcheint erſt im 13. Jahrhundert wieder als Sitz von Seeräubern, mit denen die Ungarn und Venetianer erſt 1322 aufräumten. In ihrem Beſitze wechſelten nun Serbien, Venedig, Bosnien und die Türkei ab, bis ſie ſeit 1684 definitiv im Beſitze der Venetianer blieb. „Die heutigen Einwohner Scardonas, unter welchen es auch viele Griechen giebt, leben vom Ackerbau und Handel. Ehemals und zwar bis 1815 kamen die türkiſchen Karawanen bis nahe zu dem Flecken, und da war der Ort etwas lebhafter. Einen ſtarken Stoß hat der Wohlſtand der Einwohner im Kriegsjahr 1809 erlitten. Die Einwohner hatten beim Vordringen der öſterreichiſchen Truppen die Waffen ergriffen und waren mit ihnen gegen Sebenico gezogen. Dafür mußten ſie nach dem Rückzug der Oeſterreicher mit einer ſtarken Contribution büßen. Weil aber das Gelderwerben hier zu Land wegen Mangels an ergiebigen Erwerbsquellen eine ſehr ſchwierige Sache iſt, ſo bleiben die Folgen ſolcher Erſchütterungen lange nachhaltig.“ (F. Petter, Dalmatien II, S. 39.) Eine gute halbe Stunde weiter ſtromauf von Scardona erreicht man, ſtets zwiſchen coloſſalen Felſenmauern hinfahrend, die von einer grünen, lachenden Umgebung eingerahmten Fälle. Das hemmende Geſtein beſteht dort aus einem ſehr weichen, leicht zerſtörbaren Kalke, in und durch welchen ſich das Waſſer zahlreiche Canäle, kleine Tunnels und Oeffnungen gegraben hat, ſo daß man nicht einer großen Waſſermaſſe gegenüber ſich befindet, die mit einem Satze aus bedeutender Höhe herabſtürzt, wie bei den großen, berühmten Waſſerfällen, ſondern einer Unzahl kleiner Cascaden, die von rechts und links her über- und durcheinander drauſen und namentlich bei Hochwaſſer und hellem Sonnenſchein einen reizenden Anblick gewähren. Noch am ſelben Abend ſchiffte ſich Yriarte ein, um folgenden Tages früh die fünf Stunden in Anſpruch nehmende Fahrt nach Spalato anzutreten. Das Schiff hält ſich ſtets ganz dicht an der Küſte, die dort ſehr ſteil und ſchwer zugänglich

Trau, von der Inſel Bua aus geſehen.

Die Schiffslände von Spalato und die äußere Mauer des Diocletianischen Palastes.

iſt. Hat es aber die Punta della Planca umfahren, ſo tritt es in ein Gebirt des Adriatiſchen Meeres ein, wo daſſelbe nur als ein rieſiger Binnenſee erſcheint, der durch zahlreiche Canäle mit dem Hauptgewäſſer zuſammenhängt. Die Städte in dieſem ſüdlichen Theile Talmatiens liegen ſtets am Meere und jede iſt ein Hafen, wie in Iſtrien und an der croatiſchen Küſte; aber alle ſind ſie in den innerſten Winkeln der Meerbuſen verſteckt, und langgedehnte Inſeln entziehen ihren Anblick denen, welche auf hoher See vorbeifahren. In drei- und vierfacher Reihe ſind dieſelben dem Feſtlande vorgelagert, nicht mehr, wie weiter im Norden von Nordweſten nach Südoſten ſich hinziehend, ſondern faſt genau von Oſten nach Weſten gerichtet, dabei meiſt von ſolcher Größe, daß ſie für ſich allein einen geſonderten Diſtrict bilden, wie Brazza, Leſina, das ſchlachtenberühmte Liſſa, wo 1811 die franzöſiſche Flotte durch die engliſche, 1866 die italieniſche durch die öſterreichiſche unter Tegethoff geſchlagen wurde, ferner Curzola, Lagoſta, Meleda, das im Alterthume gleichen Namen mit Matta (Melite) führte, und die Halbinſel Sabbioncello, die nur durch eine ſchmale Landenge mit dem Continente zuſammenhängt. Nirgends verliert man in dieſen Canälen, dem von Spalato, von Brazza, von Greco di Leſina u. ſ. w., das Land aus dem Auge, ein treffliches Gebiet für Schifffahrt und Handelsemporien. Das war den umſichtigen Syracuſanern nicht entgangen, welche im Anfange des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts von jenen Inſeln Beſitz nahmen, nicht ohne daß ihnen die ſeekundigen Liburner feindlich entgegentraten. Aber der Tauſchhandel, die Einfuhr von Wein und Oel und die Ausfuhr von Rohproducten des Waldes und der Herden war zu vortheilhaft, als daß die Griechen ihren Beſitz ſo leicht aufgegeben hätten, und Dionyſius ſicherte ſeine Anſiedlungen in der Adria durch Befeſtigungen und Militärcolonien. So wurde Iſſa, das heutige Liſſa, ſo Tragurion (das die Slaven noch Trogir, die Italiener verkürzt Traù nennen), ſo Pharos (heute Leſina) und das „ſchwarze Kerkyra“, das heutige Curzola, zu griechiſchen Colonien. Merkwürdig iſt, wie getreu die Slaven jene antiken Namen bewahrt haben, Tragurion als Trogir, Pharos als Hvar, Kerkyra als Karkar, während die Italiener dafür Traù, Leſina und Curzola ſagen. Letztere darf man aber auch keineswegs für Nachkommen der alten, an jenen Küſten anſäſſigen Römer halten: erſt im Mittelalter wurde von Venedig aus, wie auch der Dialect zeigt, dies Gebiet von Neuem mit Italienern beſetzt.

Zwiſchen zwei Felsinſeln Solta und Zirona hindurch und an der Süd- und Oſtküſte der Inſel Bua entlang fahrend kommt das Schiff in eine faſt rings geſchloſſene Bai, den Canale bei Caſtelli (I Caſtelli heißt die Reihe von Dörfern an ſeinem Nordgeſtade zwiſchen Traù und Spalato), und damit in Sicht von Spalato, das dem Palaſtbau des in der Nähe geborenen und hier geſtorbenen Weltbeherrſchers Diocletian ſeinen Namen und ſeine größte Merkwürdigkeit verdankt.

Zwei Briefe des Dr. Finſch über ſeine Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

I.

Die von uns („Globus“ XXIX, S. 299) ſchon erwähnte naturwiſſenſchaftliche Reiſe der Herren Dr. Finſch, Dr. Brehm und Graf Waldburg-Zeil nach Weſtſibirien nimmt einen erwünſchten Fortgang, und die Berichte von derſelben, welche der Bremer „Verein für die Deutſche Nordpolarfahrt“ veröffentlicht, bringen des Intereſſanten viel, namentlich ſeitdem die Reiſenden auf aſiatiſchem Boden angelangt ſind. So ſchilderten die vorletzten Briefe die Reiſe über Omsk nach Semipalatinsk und die von dort aus zu Anfang Mai unternommenen Jagdausflüge. Jetzt liegen zwei Briefe des Dr. Finſch vor, welche ſchon von den Grenzgebieten Rußlands gegen China datirt ſind und die wir hier faſt unverkürzt mittheilen. Deren erſter ſchildert die Fahrt von Semipalatinsk ſüdwärts durch die Steppe nach Sergiopol, zum See Ala Kul und über die Vorberge des Gebirges Ala Tau nach Lepſa, während der zweite von den Gebirgswanderungen um Lepſa, namentlich der Excurſion zum Alpenſee Tſchaſyl Kul ſüdlich von Lepſa (Lepſinsk) (auf A. Petermann's trefflicher Karte zu Sewerzow's „Erforſchung des Thian-Schan“, Ergänzungsheft Nro 43 zu den „Mittheilungen“, Tſchyſyl Kul genannt), ferner von der Reiſe über Urbſchar und Bagti nach der chineſiſchen Grenzſtadt Tſchuguttſchak und von da auf chineſiſchem Gebiete über Bugutuſai nach dem ruſſiſchen Grenzpoſten Saiſſan handelt. Während der kurzen Zeit, welche die Reiſenden in den Gebirgen Ata Tau und Tarbagatai verweilten, wurde eifrig geſammelt. Dr. Finſch ſchreibt: „Mich freuen beſonders die Fiſche vom Ala Kul und Ala Tau, die, obſchon wenig Arten, gewiß Neues enthalten. Ich habe in großem Stile und ſerienweiſe geſammelt. Auch von Vögeln habe ich gewiß an 100 Bälge gemacht; vielleicht iſt Neues darunter. Außerdem haben wir zwei vollſtändige Argali, zwei Kulans (wilde Pferde), zwei Antilopes subguttarosa, verſchiedene Maralgehörne, und unter den Amphibien iſt ohne Zweifel Neues. Das Herbarium des Grafen iſt ſehr beträchtlich angewachſen; an Steinausbeute iſt bei conſtanter Steppenreiſe wenig zu machen; Inſecten ſind wenig; namentlich wundert mich die geringe Zahl Schmetterlinge.“

Lepſa (Turkeſtan), 13. Mai.
(Zwiſchen 45 und 46° N. und nahe 80° O.)

In Begleitung des Gouverneurs und anderer Herren fuhren wir am 3. Mai von Semipalatinsk ab, ſetzten per Fähre über den Semipalatinska und den Irtiſch, wurden hier von reichen Kirgiſen bewirthet und trafen gegen Mitternacht im Jurtenlager an den Arkatbergen ein. Eine prachtvolle Jurte war für uns eingerichtet, ſchön mit Taſchkendteppichen belegt, und wir blieben bei Pillaf, Schafffleiſch und Kumis noch lange ſitzen. Die Arkatberge ſind kahle, groteske und auffallend wilde Granitgebirge, die etwa bis 1200 Fuß hoch aus der baumloſen Steppe ſich maleriſch erheben. Erſt am 4. konnten wir das großartige Bild ganz überblicken. An dieſem Tage große Archali- (d. h. Argali-) Jagd. Dabei waren 50 Kirgiſen, wie wir alle, zu Pferde, die Damen ebenfalls. Wir wurden in den Felſen angeſtellt. Es war eine ungemein wilde Jagd, die Kirgiſen trieben zu Pferde. Ich hatte das Vergnügen, ein Argali zu ſehen, welches meinem Nebenmanne auf 40 Schritt vorbeiging, und zwar hin

und zurück, ohne daß er es ſah. Nach dem Argali kam ein Wolf, den ich fehlte. Heftiger Regen zwang zur Rückkehr, wir mußten in eine Jurte kriechen, und hier gingen fünf Argali kaum 50 Schritt weit vorbei. Abends wurden zwei Kitzchen vom Argali lebend und ein vom Adler zerriſſenes eingebracht. Es war am Abend ſehr kalt und ſchneite in der Nacht ſo, daß es eine vollſtändige Winterlandſchaft gab. Dennoch wurde am 5. eine neue Jagd auf Argali veranſtaltet, wobei Brehm das Glück hatte, ein Weibchen zu ſchießen, der Graf das Kitz, welches aber leider in den Felſen verloren ging. Wunderbar iſt es zu ſehen, wie die Thiere über die Felſen ſauſen, das kleine, kaum vier Tage alte, faſt noch beſſer als das alte. Der Heimzug mit dem erlegten Argali auf den Pferden war ſehr maleriſch, im Zuge befanden ſich Koſacken, viele Kirgiſenchefs ꝛc.; einzelne der letzteren hielten dreſſierte Steinadler auf der rechten Hand. Hier wird mit Hülfe des Steinadlers der Wolf und der Fuchs gejagt, nur nicht im Frühjahr; der Vogel hat dann Liebesgedanken und taugt deshalb nicht zur Jagd.

Am 6. war es auch noch kalt, doch die Witterung im Ganzen beſſer; es fand ein großes Wettrennen der Kirgiſenknaben ſtatt. Sie ritten 20 Werſt in 54 Minuten. Dann folgte ein Wettringen, wobei die Kirgiſen ſich in zwei Abtheilungen theilten und ihre Kämpen vorgehen ließen. Letztere waren nur mit Hoſe und Hemd bekleidet, ſie faßten ſich, Schulter an Schulter geſtemmt, am Gürtel und ſuchten ſich zu werfen; es waren ſtramme, muskulöſe Kerls. Auch Reitkünſte, z. B. ſtehend in Carrière zu reiten, wurden ausgeführt. Wir fuhren Abends gegen 7 Uhr ab, reiſten die ganze Nacht durch und trafen am 7. Mai gegen 10 Uhr in Sergiopol ein, einem kleinen Orte von 1000 Einwohnern, der früher Ajakus hieß. Der Koſacken- und Tatarenweg bis Sergiopol geht durch die Steppe, die indeß mehrere Höhenzüge zeigt. Bei der letzten Station vor Sergiopol erblickt man zuerſt die ſchneebedeckte Gebirgsreihe des Tarbagatai. Die Steppe iſt belebt von den Herden der Kirgiſen, deren Jurten und auffallende Gräber häufig zu ſehen ſind. Vor der Stadt, die in weiter baumloſer Steppe liegt, wurden wie von einem Koſackenpiket in Paradeuniform, acht Mann mit Trompeter und Standarte, empfangen und ins Quartier geleitet, wo uns der Kreischef von Lepſa, Oberſt Friedrichs, empfing, der zehn Tage in Sergiopol auf uns gewartet hatte. Wir erhielten hier einige intereſſante Fiſche aus dem Balchaſchſee, und fuhren Nachmittags 2 Uhr weiter. Die Koſackenlinie hört jetzt auf, d. h. es giebt keine Dörfer mehr, ſondern von 20 zu 40 Werſt ein elendes Lehmhaus, welches Piket heißt, und wo eigentlich Koſacken ſtehen ſollten. Hier werden gewöhnlich etliche Pferde gehalten, aber Wagen ſind nur ſelten zu haben. Der Weg führt ununterbrochen über die Steppe, welche ſchon hier und da weiße ſalzhaltige Auswaſchungen ſowie Sümpfe und Seen zeigt. Sie wird maleriſch begrenzt vom Tarbagatai. Ein Koſackenpiket gab uns das Geleit; dann begleiteten uns, wie auf dem ganzen Wege, Kiegiſenchefs. Wir fuhren durch bis zum vierten Piket, früh 3 Uhr (8. Mai), wo uns acht Koſacken in Front erwarteten; zwei Mann wurden als Poſten vor die Jurte geſtellt. Unſer Lager war am Fluſſe Karakal; hier genoſſen wir früh 6 Uhr einen ſchönen Blick auf den Tarbagatai und die entfernteren Schneekuppen des Ala Tau im Süden. Die Thierwelt der Steppe enthielt für uns neue Vogelformen: das Sandhuhn, die öſtliche Turteltaube (Turtur gelastes), die weißlichlige Alpenlerche, die gelbköpfige Bachſtelze. Käfer waren ſelten auf der Steppe, auch haben wir keine Schmetterlinge geſehen, wohl weil es noch zu kalt war. Thee wird hier des ſalzigen Waſſers wegen immer ſchlechter. Unſer Hauptgetränk bleibt Kumis; es iſt nicht übel, ſäuerlich wie Buttermilch, mit eigenthümlichem Geruch und Nachgeſchmack. In Karakol blieb der Gepäckwagen zurück; das Gepäck wurde auf drei Kameele verladen. Da es hier nur kirgiſiſche Steppenpferde giebt, die noch nie eine Tarantaſſe ſahen, ſo mußten wir die erſten 12 bis 15 Werſt reiten. Das Einſpannen der wilden Beſtien war ſehr intereſſant, oft hielten fünf Kerls ein Pferd, und unter Schreien und Hieben ging es dann fort wie die wilde Jagd. Alles war gut, ſo lange der Wagen hielt; aber meiſt reißen beim erſten Anſpannen ſchon Stränge und Zügel. Hinter Karakol fanden wir die erſten ackernden Kirgiſen, die hier große Weizenfelder beſtellen; ſie ſtauen dazu den Fluß und bewäſſern mittelſt Gräben die fruchtbare Erde, welche von dem elenden Pflnge kaum ein paar Zoll tief umgewühlt wird. Die Ackerleute waren von Hunderten von Lachmöven (Larus ridibundus) umgeben. An allen neuen Halteſtellen hatten die Chefs der Kirgiſen Jurten für uns aufgeſchlagen und begleiteten uns im beſten Staate bis zum nächſten Bezirke. Die Steppe war mit Rhabarber, Schierling und Spiräa, die anfängt zu blühen, bedeckt. Da, wo der Alkaliboden beginnt, wurde es kahl; die Pflanzen hatten eine graue, düſtere Farbe. Große und Zwergtrappen waren nicht ſelten, auch viele Weihen gab es, hier und da erblickten wir einen Steinadler; Kulans (wilde Pferde) und Antilopen (Saigas) kommen nicht vor.

Am 8. Mai, Nachmittags 4 Uhr, traten wir in reine Salzſteppe ein; Pferde ſinken hier bis über die Feſſeln in den mit einer weißen Salzkruſte bedeckten Boden. Der Staub iſt furchtbar, man paſſirt große Rohrwälder, und offenbar befanden wir uns hier in dem ausgetrockneten Bett des Sees Ala Kul. In der Nacht erreichten wird endlich das Ufer des Sees an der Weſtſeite. Es iſt zunächſt nichts als ein coloſſales Röhricht, hier und da war eine ſchmale Waſſerſtraße ſichtbar. Viele Gänſe, Enten und Schwäne ließen ſich hören. Wir ſchliefen hier ein paar Stunden in einer Jurte und ſetzten unſern Weg früh am 9. zum Südufer des Sees fort. Es iſt meiſtens nichts als Salzſteppe, den See bekommt man nur an zwei Stellen zu ſehen, ſonſt bleibt er vom Röhricht verdeckt; am Horizonte erſchienen wunderbar flimmernde Luftſpiegelungen, dabei war es ſehr heiß. Am Nachmittag gegen 3 Uhr erreichten wir ein Jurtenlager auf einem ſchönen Hügel am Südrande des Sees. Es war ein prachtvolles Bild. Man überſieht die unendliche Fläche des Sees, graublau, begrenzt im Hintergrunde vom Tarbagatai, an den er zu ſtoßen ſcheint, und hat im Süden die Vorberge des Ala Tau vor ſich, hinter denen hohe ſchneeige Gipfel emporragen. Das Vogelleben am See iſt ſehr reich: unzählige Graugänſe, die Junge hatten, Enten, Schwäne, graue Kraniche, Möven, darunter auch die ſchöne große Fiſchermöve (Larus ichthyaetus). Aber alles Waſſergeflügel war ſehr ſcheu und kaum zu beſchleichen. Auf der Steppe am See fanden wir zuerſt Roſenſtaare und ſchwarzköpfige Bachſtelzen, darunter ſolche mit weißen Augenſtreifen, und eine eigenthümliche Lerche. Von Rohrſängern war nichts zu erhalten, weil Jagd in dem Dickicht unmöglich war. Ich hatte alle Kirgiſen zur Mithülfe beim Sammeln aufbieten laſſen, und ſo erhielten wir Käfer und zwei merkwürdige Soeten Eidechſen, darunter eine höchſt intereſſante geckoartige Form mit himmelblauen und roſenrothen Flecken. Es war ſehr heiß (21° im Schatten) und Mücken ſtellten ſich ein, deren Opfer ich zuerſt wurde. Nachdem wir ein kleines Boot aus einem Baumſtamme ausgeflickt, wurde ein Fiſchzug gemacht (am 10.), der große Mengen Fiſche brachte, aber nur 3 bis 4 Arten, die wie alle intereſſant und unbekannt ſind, jedenfalls nicht europäiſchen Formen angehören, mit Ausnahme einer Coditisart. Ein eigenthümlicher, an 2 Fuß

langer Fiſch, Marinko genannt, ſoll giftig ſein, ſchmeckte uns aber ſehr gut. Wir blieben bis zum 11. Mai an dieſer Stelle des Ala Kul (bunter See) und wohnten in der Jurte des Sultans Abin Dair, der ſeine Abkunft von Dſchingis Khan herleitet und zu dem Geburtsadel vom „weißen Knochen“ gehört. Er hat 2000 Jurten in ſeinem Bereiche. — Wir haben am Ala Kul viele Pflanzen ſowie einige Schnecken geſammelt, ferner Waſſer-, Grund- und Salzproben genommen.

Am 11., Nachmittags 4 Uhr, brachen wir auf. Die Luft war kühl (nur 14°); der Weg ging durch die Salz- und Rhabarberſteppe, immer in Sicht des Ala Tau, deſſen erſte Hügelreihe, die Saikanberge, mehr und mehr hervortraten. Am Fuße derſelben erwarteten uns neue Kirgiſenhäuptlinge mit ſchön aufgeſchirrten Reitpferden. Sie geleiteten uns nach einem Jurtenlager. In der Nähe befanden ſich kirgiſiſche Gräber, darunter das hohe kegelförmige eines Großen, alle aus ungebrannten Lehmziegeln aufgemauert. Noch denſelben Abend brachen wir wieder auf; Hitze und Staub wurden durch Regen etwas gemildert. Wir mußten jetzt reiten, da eins der Pferde ſich durchaus nicht einſpannen ließ und die übrigen mit dem Wagen durchbrannten. Als ſich der Eifer der Pferde gelegt, konnten wir wieder einſteigen und erreichten bei ſehr kühlem Wetter (man fror trotz des Pelzes) gegen Mitternacht ein Jurtenlager, wo ein echt kirgiſiſcher Pillaf und Kumis unſerer harrten. Ein Weg war eigentlich gar nicht da, bei der Dunkelheit konnte man wenig ſehen und der Wagen wurde nur von Koſacken zu Pferde an Stricken gehalten. Der Ruf „derſchdi“ — „halten“, „feſthalten“ — war unaufhörlich. Brehm warf um. Wir froren Nachts in der Jurte ſehr. Am 12. früh Morgens 5 Uhr waren wir wieder auf. Vor uns breitete ſich die weite grüne Ebene mit vielen Auls der Kirgiſen aus. Auf ihr weideten zahlreiche Herden, namentlich ſchöne Ziegen und Fettſchwanzſchafe. Sie war begrenzt im Süden von grünen Hügeln, aus denen rother Fels hervortrat, im Weſten von kahlen Sanddünen, im Norden und Oſten von höheren Bergreihen, die mit friſchgefallenem Schnee bedeckt waren und hinter denen die Hochgebirge des Ala Tau hervorblickten. Wir erhielten früh Pillaf und friſchgebratene Schafbruſt, und fuhren dann weiter, mehr in die Berge hinein. Wir paſſirten zuerſt den Fluß Dſchindſchilla, wo rothe Siegelerde auftritt, und gingen dann ununterbrochen in Schluchten und über Bergkuppen weiter durch die grüne, aber baumloſe Landſchaft. An Pflanzen ſammelten wir prachtvolle wilde rothe Päonien, eine blaue Campanula und andere. Wir ſahen hier zuerſt Bienenfreſſer. Ich ritt den ganzen Weg, da es mir im Wagen, der oft halten mußte, zu ungemüthlich war. (So 6½ Stunden auf einem Kirgiſenpferde iſt eben kein Spazierritt.) Gegen 4 Uhr hatten wir endlich die letzte Höhe erreicht und ſahen Lepſa in der Ebene maleriſch vor uns liegen, umrahmt von grünen, aber kahlen Bergen; nur im Süden zeigten ſich die Berge mit Vegetation (Bäumen) bekleidet. Hinter ihnen ragt in maleriſchen Kuppen und Spitzen das bis zur halben Höhe mit Schnee bedeckte Ala-Tau-Gebirge. Lepſa hat etwa 3000 Einwohner. Es ſind faſt alles Koſacken und einige Tataren; Kirgiſen wohnen in der Nähe. Die Stadt hat breite Straßen, die durch Anpflanzung von Birken ein freundliches Anſehen haben, und als Wohnungen lauter kleine Holzbauten. Es ſteht hier außer den Koſacken eine reguläre Batterie, deren Chefs, Oberſt von Roſen und Capitän von Thyzenhauſen, wir kennen lernten. Die Gründung der Stadt erfolgte erſt ſeit der Eroberung Turkeſtans, und ſie entwickelt ſich zuſehends. Die Koſacken betreiben etwas Landbau und viel Bienenzucht; es giebt hier einen herrlichen Honig, der ſich wie Schmalz ſchneidet. Wir ſind hier im Hauſe eines reichen Koſacken gut untergebracht und erfreuen uns wieder einigen Comforts. Schade, daß wir ſo ſchnell fort müſſen: hier wäre ein Ort zu ſammeln. Geſtern machten wir einen Ritt längs des Lepſafluſſes in die Berge, die ſehr ſchön ſind. Wir erlegten den weißbäuchigen Waſſerſchmätzer (Cinclus Leucogaster), die Maskenbachſtelze (Motacilla personata), die weißflügelige Elſter (Pica leucoptera); erhielten mehrere intereſſante Fiſchformen: eine Cobitisart und mir neue Form, aber keine Salmoniden. Heute machen wir eine andere Excurſion in die Berge nach einem 6000 Fuß hoch gelegenen See (Lepſa liegt ſchon über 4000 Fuß hoch). Wir bleiben an dem See über Nacht. Hoffentlich erhalten wir dort Intereſſantes.

NB. Hochgebirgstouren ſind jetzt des vielen Schnees halber noch nicht möglich.

Die wiſſenſchaftliche Expedition Sr. Majeſtät Schiff „Gazelle“.

IV. Von Neu-Hannover nach Brisbane.

G. Bald nach der Ankunft in Neu-Hannover, nachdem die Eingeborenen, welche in zahlreichen Canoes das Schiff umfuhren, die erſte Scheu überwunden hatten, und ſich näher heran wagten, begann ſich ein Tauſchhandel zu entwickeln, der viele intereſſante Gegenſtände in die Hände der Beſatzung lieferte. Indeſſen kam nicht Einer an Bord der Corvette: dazu waren ſie auf keine Weiſe zu bewegen, trotz ihrer Neugierde, welche ſo weit ging, daß Frauen und Mädchen vom Lande aus ſich kopfüber ins Waſſer ſtürzten, um zum Schiffe heranzuſchwimmen und dort von den Canoes aufgenommen zu werden. Friedlich verhielten ſich Alle, obwohl der männliche Theil der Bevölkerung ſtets mit Speeren oder Keulen bewaffnet geht. Man darf dies aber keineswegs für den Ausfluß freundlicher Gefühle halten; es iſt vielmehr lediglich die Furcht vor der Macht und Ueberlegenheit eines Kriegsſchiffes. Sie ſtahlen, wo ſich die Gelegenheit darbot. Durch ein freundliches, liebenswürdiges Weſen ſuchten ſie zunächſt alles Mißtrauen ſchwinden zu machen und den, welchen ſie beſtehlen wollten, gewiſſermaßen für ſich einzunehmen. Dann aber verſuchten ſie zu entwenden, was möglich war und wo ſie es unentdeckt und ungeſtraft thun zu können glaubten. Am 21. Juli wurde der Ankerplatz wieder verlaſſen, um an einer andern Stelle der Inſel friſches Waſſer aufzuſuchen und einzunehmen. Etwa in der Mitte der Südküſte Neu-Honnovers ſchien der gewünſchte Ort gefunden zu ſein, und ankerte die „Gazelle“ am 22. Juli des Morgens nicht ſehr weit von einer Flußmündung in einer kleinen gegen den Südoſt-Monſun ziemlich geſchützten Bucht. An derſelben ſelbſt liegt kein Dorf; doch kamen die Eingeborenen ſehr bald zu Hunderten aus den einige Meilen weſtlich und öſtlich gelegenen Dörfern an den Strand. Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ihnen und denen der Nordküſte

findet nicht ſtatt. Bemerkenswerth war nur, daß dieſe Wilden noch nie Weiße geſehen zu haben ſchienen, wie aus ihrem ganzen Benehmen geſchloſſen werden konnte; ſie verhielten ſich ſcheu und feindſelig: letzteres vermuthlich ein Grund für ihre kriegeriſche Beanlagung reſp. Gewohnheit. Das Stehlen war ihnen aber ebenſo bekannt und geläufig, wie ihren Landsleuten im Nordweſten der Inſel, welche übele Neigung natürlich bald zu verſchiedenen Differenzen führte.

Bei einem Ausfluge nämlich, den Herr von Schleinitz den erwähnten Fluß aufwärts unternommen, verſuchte eine Anzahl Eingeborener die Gig, das Boot des Commandanten, während derſelbe das dem Fluſſe nahe Gebirge beſtieg, wiederholentlich zu berauben. Der Bootsſteuerer konnte ſich das ſelbſtredend nicht gefallen laſſen und feuerte mehrfach blinde Schüſſe über die Köpfe der Wilden ab. Indeſſen vergebens: erſt nachdem einer verwundet worden, ſuchten ſie das Weite. Am nächſten Tage traf es ſich, daß einige Offizierburſchen Zeug zum Trocknen auf dem linken Ufer des Fluſſes aufgehängt hatten, als plötzlich die Eingeborenen auf dem andern Ufer in großer Zahl bewaffnet erſchienen. Nicht lange währte es, und einige der Verwegenſten oder auch Raubluſtigſten warfen ſich in den Fluß, ſchwammen zu den Burſchen und nahmen ihnen verſchiedene Stücke Zeug ab, indem ſie die Wehrloſen mit ihren Waffen bedrohten. Zufällig nahte zur ſelben Zeit die Jolle (kleines Boot mit einem Steuerer und zwei bis vier Ruderern) dem Lande. Der Bootsſteuerer derſelben hatte, als er das Vorhaben der Wilden bemerkte, ſofort nichts Eiligeres zu thun, als zu verſuchen ihnen ihren Raub wieder abzujagen. Mit geſpanntem Revolver war er dem andern Ufer nahe, wo ihn der ganze Haufen ſchon erwartete. Leider verſagte die Schußwaffe, und nun praſſelte ein Hagel von Steinen und Speeren auf das kleine Boot, welches den Rückzug anzutreten gezwungen war. Dem Bootsſteuerer ging ein Speer unter dem Arme durch, glücklicherweiſe ohne zu ſchaden, während einer der Bootsruderer derartig durch einen Steinwurf an den Kopf getroffen wurde, daß er beſinnungslos zu Boden ſank. Dadurch wuchs der Muth der Wilden ganz bedeutend. Sie bedrohten abermals aufs Ernſtlichſte die waffenloſen Burſchen mit Steinen und Speerwürfen und verfolgten ſie ſogar nach dem nahen Walde. Da vom Bord aus der Vorfall ſogleich bemerkt worden war, ſo wurde raſch ein Kutter armirt und zur Hülfe geſchickt. Außerdem ließ Herr von Schleinitz mittelſt eines Bootsgeſchützes mehrere Granaten nach der Richtung werfen, wohin die Wilden ſich, als der Kutter nahte und den erſten Schuß abgegeben hatte, eiligſt zurückzogen.

Damit glaubte der Commandant indeſſen die Angelegenheit noch keineswegs geordnet: denn nicht allein, daß die Eingeborenen nach im Beſitze der geſtohlenen Sachen waren, ſo ſchien es doch wichtig ihnen zu beweiſen, daß Europäer nicht allein den Willen, ſondern auch die Macht haben, derlei Unrecht zu beſtrafen. Zu dieſem Zwecke wurde ein Zug des Landungscorps an Land geſetzt, um den Wilden event. in ihre Dörfer zu folgen. Herr von Schleinitz ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze der kleinen Expedition. Um den Ort, wo die Dörfer ſich befanden, zu erreichen, mußten zunächſt etwa 4 Seemeilen längs der Küſte und dann 2 Seemeilen einen Fluß aufwärts zurückgelegt werden. Dieſer Fluß mündet in die dem Ankerplatz der Corvette nächſte, ziemlich große und durch Korallenriffe faſt geſchloſſene Bay in ſumpfigem Terrain. So leicht war es daher nicht, ihnen beizukommen, da bei dem flachen Waſſer die Boote nicht ſehr nahe heran konnten, und mußten die Leute in Folge deſſen, bis an die Hüften im Waſſer, ans Ufer waten. An dem erwähnten Fluſſe entlang führte ein moraſtiger Weg, welchen zwei der Offiziere ſchon einige Tage vorher, ebenfalls um den Dörfern einen Beſuch abzuſtatten, betreten hatten. Dieſelben konnten daher als Führer dienen. Die Wilden mußten wohl einen derartigen Beſuch Seitens der Fremdlinge erwartet haben, da ſich bereits bei der Landung bewaffnete Eingeborene zeigten und nun auf dem Vormarſche in der Ferne das Blaſen der Kriegsmuſchel und das Raſſeln der Kriegstrommel deutlich gehört wurde.

Bald nahete ſich das Detachement, etwa 30 Mann ſtark (zwei Sectionen waren zur Deckung des Rückzuges bei den Booten zurückgelaſſen worden), den Dörfern, von denen drei oder vier nahe bei einander liegen. Eines derſelben lehnt ſich an eine ſteile, felſige Anhöhe, welche gewiſſermaßen als befeſtigter Waffenplatz dient. Da das Terrain an der Stelle, wo die Matroſen ſich befanden, anſteigt und die Hütten in einer welligen, fruchtbaren, mit Palmen, Bananen und anderen Anpflanzungen beſtandenen Ebene liegen, ſo konnten ſie natürlich vortrefflich eingeſehen werden, und wurden denn auch die offenbar zum Kampfe bereiten Eingeborenen in der Stärke von einigen hundert Mann, mit Speeren, Keulen und Schleudern bewaffnet, wahrgenommen. Die Kriegsinſtrumente ertönten noch fort und fort und fanden aus den entfernteren Dörfern Erwiderung. Die Weiber und Kinder waren entfernt worden.

Zunächſt wollte indeſſen Herr von Schleinitz noch einmal den Weg gütlicher Verhandlungen einſchlagen, um ein Blutvergießen zu vermeiden, da in dieſem Falle die Wilden ihre Rache an jedem Weißen geübt haben würden, der ihnen ſpäter einmal, etwa durch wehrloſe zufällig an jene Küſte gerathende Kauffahrteiſchiffe, in die Hände fiel. Vor dem Eingange des nächſten Dorfes hatten ſich vier Wilde, wahrſcheinlich die Häuptlinge, poſtirt; als Herr von Schleinitz, zum Zeichen ſeiner friedlichen Abſichten mit dem Tuche winkend, ſich ihnen nahete, zogen ſie ſich zurück. Der ſeinen Commandanten begleitende Offizier blieb nun zurück, und erſterer ſteckte auch noch den Revolver, den er bis dahin in der Hand getragen, ein. Aber erſt innerhalb der erſten Häuſer hielten die Vier Stand. Einer reichte jetzt Herrn von Schleinitz, vermuthlich als Zeichen der Bewillkommnung, ein an einen Stock gebundenes junges Huhn, wofür als Gegengeſchenk einige Stücke bunten Tuches gegeben wurden. Es begann nun mittelſt der Zeichenſprache eine kaum mißzuverſtehende Unterhaltung: den Häuptlingen ward der Grund auseinandergeſetzt, weshalb man gekommen war, nämlich die geſtohlenen Sachen um jeden Preis wieder herauszufordern; würden dieſelben nicht gutwillig hergegeben, würde auf ſie geſchoſſen und ihre Häuſer in Brand geſteckt werden. Nachdem Herr von Schleinitz ihnen noch die Wirkung eines Schuſſes ad oculos demonſtrirt hatte, indem er einen Baum ſo anſchoß, daß der Saft herausſtröpfelte, ſchien den Wilden ein feindlicher Zuſammenſtoß mit den Deutſchen doch nicht ſo ganz geheuer, und ſie fingen an, den Diebſtahl zu mißbilligen oder wohl beſſer, ſie gaben ſich den Anſchein, als wenn ſie es thäten. Nachdem ſie einige Anweiſungen an die weiter rückwärts verſammelten Krieger gegeben, kam bald eines der geſtohlenen Stücke zum Vorſchein. Der Hauptzweck ſchien ſomit erreicht, und wurde alsbald der Rückzug angetreten; zur Genugthuung des Commandanten aber ſchickten die Wilden bald auch die übrigen geſtohlenen Stücke nach. Noch am ſelben Abend um 11 Uhr verließ die Corvette ihren Ankerplatz, um den Cours nach der Byron-Straße, welche Neu-Hannover von Neu-Irland trennt und welche noch ganz unbekannt war, zu nehmen; ebenſo ſollte der Canal zwiſchen Neu-Irland und der Inſel Sandwich (dieſelbe liegt genau ſüdlich von der nordweſtlichſten Spitze des langgeſtreckten Neu-Irland) unterſucht werden.

In einer kleinen Bucht Neu-Irlands ankerte das Schiff abermals zu mehrtägigem Aufenthalte. Die Ufer waren

hier ganz von Mangroveterrain umgeben und bildeten ſogar, am Fuße der Gebirge Neu-Irlands beginnend, etwa 25 Seemeilen weit ein flaches ſumpfiges Vorland mit Korallenkalkſtrand, welches ſich nach der Byron-Straße hinzieht. Gutes trinkbares Waſſer ward daher erſt etwa 6 Seemeilen öſtlich gefunden.

Die vom Ankerplatz etwa 20 Seemeilen gegen Nordweſten entfernte Byron-Straße ſollte nun vermeſſen werden. Zu dieſem Zwecke wurde einer der Kutter (mittelgroßes Boot für 20 bis 30 Perſonen, einſchließlich der Ruderer) für mehrere Tage ausgerüſtet und unter Befehl des Navigationsoffiziers, Capitänlieutenant Jeſchke, geſtellt. Er kam indeſſen früher von dieſer Expedition zurück, als er erwartet worden war. Veranlaſſung hierzu gab die Seitens der Wilden durch einen Speerwurf erfolgte ſchwere Verwundung des Boatsſteuerers und des in Folge derſelben bei dieſem eingetretenen Wundfiebers. Der Kutter war nämlich, bei einem Dorfe vorbeifahrend, ohne irgend welche Veranlaſſung angegriffen worden. Erſt als dieſſeits gefeuert und einzelne Eingeborene zu Boden geſtreckt worden waren, hatten ſich die Canoes zurückgezogen. Den Hauptzweck ſeiner Sendung hatte der Kutter aber erfüllt: eine ſchiffbare Paſſage durch die Byron-Straße war gefunden und die dort exiſtirenden Inſeln waren feſtgelegt worden. Ein anderes zu ähnlichem Zwecke ausgeſandtes Boot war ebenfalls angegriffen worden. Der Commandirende deſſelben, Unterlieutenant Credner, ſtreckte gleichfalls einen Wilden nieder und blieb dann unbeläſtigt. Ueberhaupt ſcheint in dieſen Eingeborenen ein kriegeriſcher Sinn zu liegen: die Lage der Dörfer, ganz verſteckt auf ſchwer zugänglichen Anhöhen, deutet darauf hin, daß ſie ſich unter einander befehden. Durch Zufall kam Herr von Schleinitz in ein ſolches Dorf und fand die deutlichſten Anzeichen dafür, daß dieſe Wilden Anthropophagen ſind.

Jene Bucht auf Neu-Irland wurde am 2. Auguſt wieder verlaſſen und beim Segeln längs der Küſte der Verlauf der letztern beſtimmt. Am 4. Auguſt ward abermals eine Bucht angeſteuert, an deren Sandſtrande mehrere große Dörfer unter Palmen gelegen waren. Nicht fern vom Strande bildet eine Reihe von Hügeln viele ſehr hübſche von Waſſerläufen durchzogene Thäler, die ebenſo wie die Hügel ſelbſt meiſt in ſehr gutem Culturzuſtande gehalten ſind. Ueberhaupt iſt die vorzugsweiſe Beſchäftigung der Eingebarenen hier der Ackerbau und der Fiſchfang; die Induſtrie dagegen iſt, wie die wenigen allerdings kunſtfertigen Waffen und einige andere Artikel beweiſen, in der Entwickelung zurück. Die meiſt eingezäunten Pflanzungen haben beſtimmte Herren, und ſcheint bei dieſen Wilden daher der Begriff von Mein und Dein ſich mehr Eingang verſchafft zu haben, als an den bisher beſuchten Orten jener Gegenden. Hunderte von Canoes umſchwärmten das Schiff, meiſt um kleine Tauſchgeſchäfte zu machen.

Nachdem die Kenntniß von Neu-Irland weſentlich erweitert war, gelüſtete es auch, die noch größere ſüdwärts gelegene Inſel Neu-Britannien kennen zu lernen: der Unterſchied zwiſchen dieſen ſo nahe bei einander liegenden Inſeln war ein überraſchender. Schon die äußere Erſcheinung Neu-Britanniens lieferte dafür den Beweis. Drei Berge von neuer vulcaniſcher Formation (nämlich die „Mutter“, der ſich zu beiden Seiten — alle drei faſt in einer Linie liegend — die ihr ganz ähnlichen, aber etwas niedrigeren „Töchter“ anſchließen) entſteigen unmittelbar dem Meere und ſtehen mit zwei ſich an der Rückſeite an ſie anlehnenden, noch ſchwach thätigen Vulcanen zuſammen auf einer ſchmalen Halbinſel, welche wiederum nur durch eine noch ſchmalere Landzunge mit der Hauptinſel hakenförmig verbunden iſt. Eine fernere weſentliche Eigenthümlichkeit der Küſte iſt, daß das bisher überall vorgefundene Mangroveterrain gänzlich fehlt. Abgeſehen von den erwähnten kegelförmigen Bergen wird die Küſte von einem 100 bis 250 Meter hohen, hügeligen, theils bewaldeten, theils angebauten, theils kahlen Höhenzuge gebildet, hinter welchem hügelige Hochplateaus mit hügeligen Niederungen wechſeln.

Leider war in der Blanche-Bay, dem jetzigen Ankerplatze, der erſt 1872 durch den Beſuch des engliſchen Kriegsſchiffes „Blanche“ bekannt geworden iſt, kein ſüßes Waſſer in entſprechender Menge zu entdecken. Es ſprudeln zwar am Strande mehrere Quellen hervor, indeſſen iſt das Waſſer derſelben nahezu kochend, ſalzig und ſchwefelig.

Die hier lebenden Eingebarenen empfinden freilich den Mangel an Waſſer nur in geringem Maße, denn ſie kochen und waſchen nicht, letzteres ſchon aus dem Grunde, weil ſie kaum etwas zu waſchen haben. Als Getränk dient ihnen vorzugsweiſe die auch dem europäiſchen Gaumen angenehm ſchmeckende und kühle Kokosmilch. Das wenige Waſſer, welches ſie außerdem bedürfen, gewinnen ſie aus Löchern, die ſie in der Nähe des Strandes graben, und aus welchen ſie das etwas braciſche Waſſer in Kokosſchalen ſchöpfen und ſo aufbewahren. Auch zeigten ſich die Bewohner keineswegs wild und kriegeriſch, worauf auch ſchon ihre Beſchäftigung hinweiſt: ſie treiben Fiſchfang, Ackerbau und etwas Viehzucht (Schweine und Hühner). Nicht minder iſt auch ihr Fleiß in der Bebauung der Felder anzuerkennen: jeder irgend günſtige Fleck iſt urbar gemacht und bepflanzt. Da nach dem Verlaſſen dieſes nun lange Zeit beſuchten und unterſuchten Archipels der „Gazelle“ wieder eine längere Seefahrt bevorſtand, ſo mußte ſich Herr von Schleinitz nochmals genügend mit Holz und Waſſer verſehen, zu welchem Zwecke er am 17. Auguſt nach der Südſpitze Neu-Irlands zum Carteret-Hafen hinüberſegelte.

Bei dieſer Fahrt wurde die bisher für eine Inſel gehaltene Gruppe der York-Inſeln paſſirt. Die am Carteret-Hafen lebenden Eingebarenen ſind den Verkehr mit Europäern gewohnt und verkehren auf das Friedfertigſte mit dieſen; nichtsdeſtoweniger ſind ſie eingeſtandenermaßen Anthropophagen, und jeder Gefangene oder Getödtete wird unverzüglich von ihnen verſpeiſt.

Die ſchönen hohen Berge der öſtlich gelegenen nicht ſehr entfernten Inſel Baugainville kamen am 25. Auguſt in Sicht. Da die Unterſuchung dieſer Inſel von nautiſchem und wiſſenſchaftlichem Werthe war, ſo lief die „Gazelle“ dieſelbe an. Leider hinderte aber auch hier wieder das ſchon ſo oft ſtörend in den Weg getretene Mangrovevorland ein von wirklichen Reſultaten begleitetes Eindringen ins Innere, obwohl die überaus reiche Vegetation aufs Anmuthigſte und Lebhafteſte dazu verlockte. Die Eingeborenen gehen hier ganz nackt und ſind von ſchwarzer Hautfarbe. Ihre Waffen, von denen verſchiedene eingetauſcht wurden, wie vergiftete Speere und Pfeile, zeigten eine erſtaunliche Geſchicklichkeit und Sorgfalt in der Herſtellung; trotzdem ſcheint der Culturzuſtand dieſer Wilden um nichts höher zu ſein, als derjenige der Bewohner Neu-Britanniens und Neu-Irlands. Da nunmehr aber die Zeit drängte, um den feſtgelegten Termin, in welchem der Hafen von Auckland auf Neu-Seeland erreicht ſein mußte, innezuhalten, ſo war Herr von Schleinitz gezwungen, um unter Dampf ſchneller vorwärts zu kommen, zum Zweck der Einnahme von Kohlen, einen auſtraliſchen Hafen anzulaufen. Port Curtis an der Nordoſtküſte wird oft zu dieſem Zwecke beſucht: trotzdem waren daſelbſt weder Kohlen noch Holz zu haben, was bei dem dortigen Dampfſchiffsverkehr wirklich unbegreiflich iſt. Aus dieſem Grunde beſchloß Herr von Schleinitz ſobald als möglich den nächſten, größern Hafen zu erreichen. In Folge deſſen ankerte die Corvette auf der Rhede von Brisbane in Queensland am 29. September, Vormittags.

Culturpflanzen der deutschen Colonien S. Cruz und Mont' Alverne *).

Von Oscar Cannstatt.

Die deutschen Colonien Südbrasiliens erzeugen eine große Menge der mannigfaltigsten Agriculturpflanzen. Einzelne Districte jedoch pflegen nur diejenigen Gewächse, deren Ertrag, je nach Lage der Colonie oder nach den gesammelten Erfahrungen, besonders lohnend ist, in größerer Ausdehnung und mit specieller Sorgfalt zu cultiviren. Dies ist auch in den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne der Fall. Während an anderen Orten bald Mais und Zuckerrohr, bald schwarze Bohnen u. s. w. gepflanzt werden, concentrirt sich hier das Hauptinteresse auf den Anbau des Tabacks. Gleichwohl sind unter den Feldproducten der Colonie-districte so ziemlich alle in Mittel- und Südbrasilien gedeihenden Agriculturpflanzen, mit alleiniger Ausnahme des Kaffees, des Thees und des Indigos, vertreten. Dem Anbau des Kaffees und des Thees ist das Klima nicht günstig. Bei nur kümmerlichem Gedeihen aber würde es bei etwaigem Anbau desselben den in Rede stehenden Districten schwer werden, im Ertrage mit der eigentlichen Thee- und Kaffeeheimath in Santos und weiter nördlich zu wetteifern. Das Gleiche gilt vom Indigo und der Baumwolle.

Die Cultur der Feldfrüchte geschieht in der Regel durch Handarbeit mit Hacke und Spaten. Pflüge werden nur höchst selten benutzt.

Die Feldfrüchte, welche am häufigsten auf den Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne angebaut werden, sind:

Der Mais (Zea Mays L.), der in mehreren Varietäten vertreten ist und als „weiße" und „gelbe" Milho (dies ist die landesübliche portugiesische Bezeichnung dafür) in den Handel kommt. Der Mais ist die dem amerikanischen Boden eigene ursprüngliche Culturpflanze (vergl. A. de Candolle, Géographie botanique etc. Tom. II, p. 942). Daher mag es wohl kommen, daß man eine große Zahl von Varietäten dieser Pflanze, welche auf eine langjährige Cultur schließen lassen, vorfindet. Für unsere Colonisten ist der Mais von der allergrößten Wichtigkeit, da sein Anbau leicht ist, weder besonders große Vorbereitungen noch Hülfsmittel und Pflege erfordert und dennoch in kürzester Zeit eine reiche, oft hundertfältige Ernte liefert, welche alle Nahrungssorgen fern hält.

Der Taback bildet, wie oben bemerkt, momentan das Hauptproduct der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne. Derselbe wird in den größtmöglichen Quantitäten gepflanzt, doch dabei nicht sonderlich gepflegt, so daß seine Qualität vieles zu wünschen übrig läßt. Ja, da er nach dem Gewichte verkauft wird, so sind die Leute sogar darauf bedacht, nur grobe, recht große und fleischige Blätter zu erzielen, die möglichst schwer wiegen, in Europa aber bei der Verarbeitung den meisten anderen Landesproducten dieser Art an Güte nachstehen.

Nächst dem Mais und Taback spielen die schwarzen Bohnen unter den Agriculturpflanzen der Coloniedistricte eine höchst wichtige Rolle. Es ist dies eine kleine niedrig wachsende Bohnenart von schwarzer Farbe, welche das brasilianische Nationalgericht (feijaos pretos) repräsentirt. Mit einem Stücke gesalzenen und in der Luft getrockneten Fleisches, sogenannter Harque, zusammen werden jene Bohnen in manchen Häusern, vornehmlich bei den eingeborenen Brasilianern, Jahr aus Jahr ein zubereitet und stets mit gleicher Vorliebe verzehrt.

Ein ebenfalls Brasilien eigenthümliches Gewächs ist die Mandiocawurzel, welche als Ersatz für die nicht immer gerathenden Kartoffeln (batatas inglezas) und zur Gewinnung der Farinha, des Surrogats für das Brot, dient.

Pohl unterscheidet zwei Hauptarten dieser Pflanze: Manhiot Aipi und Manhiot utilissima. Die Pflanze ist jedenfalls in Brasilien einheimisch, da nach Acosta schon im 16. Jahrhundert die Mandiocacultur auf den Antillen und weiter südlich verbreitet war. Neben den obigen Bezeichnungen führt die Pflanze auch die Namen: Yucca dulce und Yucca amarga oder brava. Da die Mandiocawurzel einen starken Gehalt von (wenn wir nicht irren) Blausäure hat, so wird sie vor dem Genusse erst in den Farinhamühlen einem besondern Extractionsprocesse unterworfen. Das Mehl der zerstampften Wurzel wird dann statt des Brotes ohne weitere Zubereitung den fetten Speisen zugesetzt und genossen. Außer den gewöhnlichen Kartoffeln kommen auf den Colonien noch eine Art süßer Kartoffeln (batatas doces), wenn auch nur spärlich, vor.

Unsere heimischen Ackerfrüchte, wie Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Linsen, Erbsen und dergleichen, sind von untergeordneter Bedeutung auf den beiden Colonien; weniger wohl wegen ihres Gedeihens, als wegen der mangelnden resp. schlechten Absatzverhältnisse. Man legt neben den genannten Hauptproducten mehr Gewicht auf die in Brasilien heimischen Pflanzen, wie weiter auf den Anbau der Erdnuß (Amendoim, Arachis hypogaea), des Zuckerrohrs u. s. w.

Einer besondern Pflege erfreuen sich die Kürbisse, welche als Futter für Pferde, Esel und Schweine im Colonistenhaushalt kaum entbehrlich sind. Auch giebt es eine Menge von Kürbisarten, deren Schalen zur Fabrikation von allem möglichen Hausgeräth, wie Flaschen, Schüsseln, Löffeln und hunderterlei Dingen, dienen.

Mehr als auf anderen Colonien verwendet man in S. Cruz Sorgfalt auf den Gemüsebau. Bei einem der wohlhabenderen Colonisten, der sich besonders dafür zu interessiren schien, sahen wir in einem wohlgepflegten Garten Mancherlei, dessen Vorkommen und Gedeihen wir in S. Cruz kaum für möglich gehalten hätten. Wir erinnern uns, da Beete mit den vorzüglichsten Spargeln, Kohlpflanzen, Salaten aller Arten und Küchenkräuter der verschiedensten Gattungen gesehen zu haben. Besonders schwierig soll die Cultur einzelner Zwiebelgewächse und einiger Kohlarten sein.

Der Wein wird sehr viel angebaut und findet sich in schattigen Geländen und Lauben fast an jedem Hause auf den Colonien. Die Tranben aber sind von geringer Güte. Ja zur Weinbereitung ist das Gewächs nach seiner dermaligen Beschaffenheit überhaupt nicht zu gebrauchen. Bei dem Weinbau macht sich eben die Eigenthümlichkeit des Klimas am meisten geltend, da die Beeren ungemein fleischig werden und ungleichmäßig zur Reife gelangen. Wollte man einen einigermaßen trinkbaren Wein an Stelle des mit dem Spottnamen „Nationalwein" belegten Getränkes herstellen, so bliebe nichts anderes übrig, als die reifsten Beeren beim Keltern auszusuchen. Dabei entarten die Reben sehr leicht. Sehr mißlich ist es auch mit den Futterkräutern und

*) Vergl. oben S. 44.

Gräſern beſtellt. Auf den Varzeas (Wieſen) und den Campos (Prärien) oder auf feuchten, freien Plätzen am Walde finden ſich zwar eine Menge langhalmiger Grasvarietäten (Capim d'Angola, Capim de Colonia, Capim melado), die aber nicht alle gute Futterkräuter ſind. Neben den Capimarten hat man noch eine mehr krautartige Pflanze (Gramma), welche indeſſen, um ſie in Maſſen zu erhalten, beſonders angepflanzt werden müßte. Klee, Luzerne und dergleichen gedeiht, wo es gepflanzt wird, vorzüglich. Ohne Zweifel würde es darnach bei einem etwaigen Verſuch, die noch ſehr primitive Vieh- und Milchwirthſchaft auf den Colonien zu heben, an dem beſten Futter nicht fehlen.

Der Agriculturbetrieb in den Coloniediſtricten von S. Cruz und Mont' Alverne beſteht im Allgemeinen in dem primitivſten Raubbau. Die Colonien liegen, wie wir früher berichteten, in den gebirgigen und waldreicheren Theilen der Provinz. Wird nun eine Colonie in Beſitz genommen, ſo iſt es das erſte Werk des Coloniſten, einen Theil des Urwaldes, mit welchem in der Regel das Land in ſeiner ganzen Ausdehnung bewachſen iſt, abzuholzen und zu bepflanzen. Durch den ſodann faſt jedes Jahr ſich wiederholenden Abtrieb von Wald wird immer nur der friſcheſte und empfänglichſte Theil der Ländereien zum Anbau der Ackerfrüchte benutzt, während die vorjährigen Plantagen auf jahrelang dem wuchernden Unkraut überlaſſen bleiben. Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieſe Art der Badencultur früher oder ſpäter einem rationellern Betriebe weichen muß. Ob die Coloniſten ſich vor der Zeit, ehe der Wald bis auf einen unbedeutenden Reſt zuſammengeſchmolzen ſein wird, dazu bequemen werden, die Landwirthſchaft einſichtsvoller zu betreiben, iſt unwahrſcheinlich. Der Anblick einer ſolchen neuen Plantage oder Roça bietet dem Auge kein ſonderlich erhebendes Bild. Wild und in chaotiſcher Verwirrung liegen die mächtigſten Baumrieſen durcheinander und ſtrecken ihre Aeſte gen Himmel. Sind ſie nach Wochen von der ſengenden Gluth der Sonne ausgetrocknet, ſo werden ſie in Brand geſteckt und tagelang züngelt ein Feuermeer da, wo noch vor Kurzem der jungfräuliche Urwald die Bewunderung und das Staunen des Neulings erregten. Dies iſt die Zubereitung der Pflanzſtätten, wie ſie gebräuchlich, ſo lange als in den neuen Welttheilen der Ackerbau an Stelle der Goldgräberei getreten iſt.

Der Djurdjew-dan bei den Serben.

Von Profeſſor Dr. **Nikola J. Petrowitſch** in Kragujewaz.

Was bei den Deutſchen der Johannistag, iſt bei den Serben der Georgitag, welchen man am 23. April alten Stils (5. Mai) feiert. Georgitag (Djurdjew-dan), an welchem die meiſten Feldorbeiten anfongen, iſt mit ſo vielen abergläubiſchen Gebräuchen verbunden, daß ihre Kenntniß von Bedeutung für das ganze Volksleben der Serben iſt. Daß dieſelben aus den älteſten Zeiten ſtammen, iſt ſelbſtverſtändlich; Alles erinnert an das einſtige Heidenthum oder an die erſten Tage des Chriſtenthums. In den folgenden Zeilen wollen wir diejenigen Gebräuche ſchildern, welche noch heute bei dem ſerbiſchen Volke Geltung haben.

Vorfeier.

Noch vor dem Djurdjew-dan wird in die Kette (Werige), welche in jedem ſerbiſchen Bauernhauſe von einem Dachbalken herabhängt und den Waſſerkeſſel trägt, ein Knoten geſchlungen, um das Vieh vor den Hexen und den böſen Thieren zu ſchützen.

Von der Haſelſtaude werden Kreuze gemacht und an die Häuſer, Felder, Stallungen u. ſ. w. gelegt, um alle dieſe Räume vor dem Hagel zu ſchützen; denn wo ein ſolches Haſelſtaudekreuz liegt, da kann niemals ein Hagelwetter vorkommen.

In eine Ecke des Handtuchs wird ein wenig Salz eingebunden, welches dann dreimal durch einen „Vodanj" (die Holzröhre, durch welche das Waſſer auf das Mühlrad fließt) gezogen wird. Dieſes Salz wird am Djurdjew-dan dem Vieh gegeben, weil es gegen alle Hexereien wirkt.

Im weſtlichen Theile von Serbien hat man ferner folgenden Gebrauch: Vor dem Djurdjew-dan bindet jedes Mädchen einige Blumenſträuße, deren jeder den Namen eines jungen Mannes aus dem Dorfe erhält, und welche um Mitternacht auf einen hochgelegenen Platz (gewöhnlich auf das Dach) gelegt werden. Morgens früh eilen die Mädchen um zu ſehen, auf welchen Strauß der ſtärkſte Thau gefallen iſt; denn derjenige junge Mann, deſſen Namen derſelbe trägt, wird für das nächſte Jahr der Schatz des Mädchens ſein. Alles dies muß im Geheimen vollbracht werden, denn wenn nur ein Menſch von dieſen Hexereien weiß, ſo iſt Alles wirkungslos. Die jungen Leute wiſſen aber recht wohl von dieſen Hexereien, gehen Nachts vor dem Djurdjew-dan hin, ſuchen die verborgenen Sträuße und nehmen ſie mit — und damit auch noch dem Glauben der armen Mädchen das Glück für ein ganzes Jahr. Daſſelbe geſchieht in anderen Gegenden anſtatt mit Sträußen mit dem Alant (Inula Helenium L.) Zu einem Büſchel von dieſer Pflanze (Oman) ſpricht das Mädchen: „Omane, mein leiblicher Bruder, mache, daß der Stephan (oder wie der junge Mann ſonſt heißt) wie verrückt nach mir läuft!"

Die Johannisblumen, welche vor dem Djurdjew-dan geſammelt wurden, faſt man noch vor Sonnenaufgang (gewöhnlich über dem Feuer) trocknen und als Arzneimittel gegen den Schnupfen gebrauchen.

Um den Namen des Bräutigams zu erfahren, thun die ſchon erwachſenen Mädchen folgendes: Zum Abendeſſen vor dem Djurdjew-dan hauchen ſie den erſten Biſſen an, eben ſo den letzten und bewahren beide auf. Abends bevor ſie zu Bette gehen, legen ſie unter das Kopfkiſſen einen Holzſpan, einen Spiegel und beide Biſſen Brot. Von wem ſie dann in der Nacht träumen, der wird ſicher bald um ihre Hand werben. Der Holzſpan wird unter das Kiſſen gelegt, um über das Waſſer fahren zu können, falls der Zukünftige weit über dem Waſſer wohnen ſollte; im Spiegel ſollen ſich beide ſpiegeln und die zwei Biſſen Brot faſſen beide gemeinſchaftlich aufeſſen.

Nach vor Sonnenuntergang ſammelt die Dorfjugend (Jünglinge und Mädchen) das Waſſer, welches von dem Mühlrade ſpritzt. In dieſes Waſſer werden Feldblumen und grüne Zweige gelegt und am folgenden Tage (Djurdjew-dan) baden aber waſchen ſich die Mädchen darin, um reine weiße Geſichtshaut und langes Haar zu bekommen, die Jünglinge, um den Körper vor allem Schmutz zu ſchützen.

Digitized by Google

Wie viel Tage vor Djurdjew-dan es donnert, um ſo viel Para (gleich ½ Pfg.) wird das Mehl am Markte billiger werden. Dies wird beſonders im Stori-Wlach (ſüdweſtlicher Theil von Serbien) geglaubt.

Djurdjew-don.

Vor Sonnenaufgang badet ſich die ganze Dorfjugend im Fluſſe, oder wenn das Dorf keinen Fluß hat, ſo geht jeder in ſeinen Garten, wo er ſich wäſcht, um das ganze Jahr über ſo rein wie Waſſer zu bleiben. Viele binden einen Sprößling von der Weide um den Leib und gehen ſo „decorirt“ in das Bad. Nachdem werden einige Büſchel von Weidenzweigen gemacht und nach Hauſe getragen. Dieſes alles ſoll die Reinlichkeit des Körpers bewahren. Die Mädchen waſchen ſich mit jenem Waſſer vom Mühlrad und wenn ſie für ſolches nicht geſorgt haben, ſo nehmen ſie dazu Waſſer, in welchem „Liebſtöckel“ (Ligusticum Levisticum Linné) in einem Topf unter einem Roſenſtock geſtanden hat. Dadurch ſollen nicht nur die Wangen eine ſehr zarte Haut, ſondern auch eine Roſenfarbe bekommen. Dieſen Gebrauch findet man in allen ſerbiſchen Gegenden; ſelbſt die Kinder werden angehalten ihn mitzumachen; denn die Eltern halten feſt daran, daß es nichts Geſunderes giebt als ein Morgenbad am Djurdjew-dan. Dagegen vor dem Djurdjew-dan in einem Fluß zu baden iſt ſtrengſtens verboten, wenn auch, wie dies oft der Fall iſt, das Wetter zwei bis drei Wochen vorher es ſchon erlaubt.

Um das Vieh das nächſte Jahr hindurch geſund zu erhalten, wird noch vor Sonnenaufgang über die Viehherde oder über die Plätze, wo dieſelbe übernachtet hat, hinweggeſchoſſen — man glaubt, daß auch das Vieh ſo ſtark und kräftig werde, wie der Schuß kräftig war.

In den Stori-Wlach, dem Südweſten von Serbien, müſſen die Männer, wenn ſie die Schuhe anziehen, auf einer Holzachſe ſitzen; denn auf dieſe Weiſe werden die Beine für das ganze nächſte Jahr vor allen möglichen Schmerzen bewahrt. Auch dies muß vor Sonnenaufgang geſchehen, denn ſpäter kann es nichts mehr helfen.

Noch eine wunderbare Sitte muß vor Sonnenaufgang vollbracht werden. Die Frau, welche das Vieh beſorgt *), kleidet ſich um Mitternacht vor dem Djurdjew-dan entweder ganz aus oder behält nur das Hemd an, und ſo melkt ſie in einen Melkkübel (mulcha) ein wenig Milch von ihrem Vieh; dann geht ſie und ſucht von anderem, fremdem Vieh ein wenig Milch in einen andern Melkkübel, in welchem ein Strick liegt, zu melken. Nach Hauſe zurückgekehrt nimmt ſie aus der Milch des fremden Viehes den Strick heraus und legt ihn in die Milch von ihrem Vieh. Man glaubt, daß dadurch auch die Milch aus dem fremden Vieh in ihr eigenes gezogen wird.

Einige kriechen am Djurdjew-dan noch vor Sonnenaufgang unter einen Stachelbeerſtrauch; dies ſoll den Betreffenden das ganze Jahr über vor Rückenſchmerzen bewahren. Zu dieſem Zwecke werden ſehr oft Stachelbeerſträucher ſo gezogen, daß ſie mit beiden Enden bogenförmig die Erde berühren.

Nicht ſelten findet man in den weſtlichen Gegenden Serbiens viele Schafherden, welche ſchon im März viele Lämmer zählen, und doch werden die Bewohner niemals ein Lamm vor Djurdjew-dan ſchlachten. Selbſt in der Schumadija, wo die Leute durch öftern Verkehr viele „alte Sitten“ vernachläſſigt haben, werden diejenigen vom „alten Schlage“ niemals vor Djurdjew-dan ein Lamm tödten. Obwohl es da viel Lämmer giebt und dieſelben hoch im Preiſe ſtehen, ſo verkaufen doch die reichen Landleute aus ihrer Herde nur ſehr ungern ein Lamm. Djurdjew-dan ſoll nämlich Alles entſcheiden. Die Lämmer werden Morgens gezählt und das beſte geſchlachtet; daſſelbe wird in den meiſten Gegenden „Djurdjewilo“ (d. h. das Lamm des Djurdjew-dan) genannt. Dann wird es zwiſchen allen Hausgenoſſen ſo getheilt, daß jeder ein Stück bekommt; aber jeder muß ſehr Acht haben, daß er die Knochen des Djurdjewila ganz behält; denn wenn dieſelben zerbrochen werden, ſo iſt Gefahr vorhanden, daß die Schafe im nächſten Jahre die Beine brechen werden. — Das Fell vom Djurdjewilo wird zu dem Preiſe, den man vom erſten Verkäufer bekommt, verkauft und der Erlös gewöhnlich einer Kirche geſchenkt.

Erſt wenn das Djurdjewilo in Freude und mit allen Ceremonien verzehrt worden, iſt es erlaubt, die Lämmer zu ſchlachten und zu verkaufen.

Auch der Bienen wird an dieſem Tage gedacht. Von jedem Zahn des Mühlrades wird ein Stückchen abgeſchnitten und alles in ein Läppchen eingebunden. Dies wird in einem Bienenſtock aufbewahrt, um denſelben vor fremden Bienen zu hüten, oder, wie man in Serbien ſagt, um die „Fremdlinge von unſerm Honig fern zu halten.“

Die Warzen der Kühe und Schafe werden von den Frauen mit Raſt, Eidotter und Salz beſtrichen, um zu verhüten, daß ein Anderer das Vieh melken kann. Einige machen aus der Weidenrinde Pfeifen und blaſen darauf den ganzen Tag, während ſie das Vieh treiben. Dadurch ſoll die Milch geſchützt werden.

Ueberhaupt ſcheinen an dieſem Tag, als dem Anfange des Sommers und beſonders der Sommerweide, die Gebräuche mit dem Vieh in vollem Zuge zu ſein. Das Vieh wird durch mancherlei Mittel geſchützt, bald vor den „böſen Augen“, bald vor den böſen Nachbarn. Aber die Zaubereien gegen Hexen und ſonſtige Bosheiten ſind die bedeutendſten. Das Vieh wird am Djurdjew-dan erſt ſehr ſpät auf die Weide getrieben und den ganzen Tag bewacht; man beobachtet jeden Schritt, den man mit dem Vieh macht, und keiner darf dem Vieh nahe kommen.

Diejenigen Frauen, welche im Dorfe als Zauberinnen verſchrien ſind, werden beſonders beobachtet. Um dieſelben für das ganze Jahr unſchädlich zu machen, zieht ein junger Mann Schuhe (Opanke), in welche ein Stück Silbergeld gelegt wird, an, ſo daß das Geld unter die Ferſe kommt, geht ſo dreimal um die Viehherde herum und ſpricht: „Wenn die Zauberin in ſilbernen Schuhen (Opanke) kommt, dann ſoll ſie unſer Vieh bezaubern!“

Man glaubt, daß die Pferde nur am Djurdjew-dan ſatt werden und auch nur an dieſem Tag an Leibſchmerzen leiden. Dies wird auf folgende wunderbare Art gedeutet: Als die Mutter Gottes Jeſu geboren und in die Krippe gelegt hatte, waren in dem Stalle ein Ochs und ein Pferd. Der Ochs hat nicht gefreſſen, ſondern mit ſeinem Kopfe das Heu ſo geſtoßen, daß Jeſus ſtets bedeckt wurde; aber das Pferd war ſo gierig, daß es immerfort fraß und Jeſus aufdeckte. Die Mutter Gottes wurde darüber ſehr böſe und verdammte das Pferd: „Es ſoll ſich niemals ſatt freſſen, nur am Djurdjew-dan ſoll es ſatt werden; aber an dieſem Tag ſoll es auch Leibſchneiden haben!“ — Im Allgemeinen begegnet man bei den Serben einem wunderbaren Haß gegen Pferde, wogegen die Ochſen ſehr geliebt werden. Es iſt ſelbſt zum Sprichworte geworden:

„Den Bruder und den Ochſen ſollſt du bitten,
Das Weib und das Pferd ſollſt du ſchlagen.“

Die Gegenden, welche die Serben bewohnen, ſind für die

*) In Serbien müſſen die Männer das Vieh auf die Weide treiben und hüten; ſowie aber das Vieh den Haushof betritt, hört ſofort die Pflicht des Mannes auf und fängt die der Frau an.

Pferdezucht viel weniger passend als für die Zucht besonders der Ochsen und Schafe. Erst in neuerer Zeit findet man viel Pferde in der Gegend von Maćwa und Pozerina.

Auch die Felder werden nicht unbeachtet gelassen. Ein Hühnchen, welches vor dem 6. April (Blagaweści) ausgebrütet ist, wird um das Dorf herumgetragen. Wo das Tragen endet, da wird ein Lamm geschlachtet und gebraten. Diejenigen, welche diese Ceremonie mitgemacht haben, bleiben auf demselben Platz zum Mittagessen, welches aus dem Lamm besteht, zusammen. Dies geschieht in der Absicht, um das Dorf und die Felder vor dem Hagel zu bewahren. Wenn aber der Hagel dennoch kommt, dann wird nach derjenigen Seite geschossen, von wo die Wolke sich nähert, oder es wird vor das Haus eine Schüssel mit Löffeln herausgetragen; in einigen Gegenden wird auch ein Stuhl inmitten des Hofes umgelegt.

Den Djurdjew-dan trachtet man möglichst im Freien zuzubringen. Die Serben sitzen am liebsten unter einem Obstbaum und wenn eine Blüthe in das mit Wein gefüllte Glas fällt, dann sagt man: „In diesem Jahre haben wir für das Obst gar nicht zu sorgen," d. h. in diesem Jahre werden wir Obst im Ueberfluß haben. Das ist ganz natürlich; denn wenn das Obst erst um Djurdjew-don blüht, dann ist es vor der Kälte sicher, weil in den südlichen Gegenden, wo die Serben wohnen, sehr selten nach nach dem Djurdjew-dan Schnee fällt.

Mit den Nesseln werden die Mützen geschmückt, um sich vor den Mücken zu hüten.

Für dies Mal scheiden wir von unseren Betrachtungen über den Djurdjew-dan, mit der Hoffnung, zu demselben noch einmal zurückzukehren, da dieser Tag für viele Gebräuche, Ideen und Sitten des serbischen Stammes einen Schlüssel bildet.

Aus allen Erdtheilen.

Weiteres über den Albert Nyanza.

F. B. Ein Brief des Obersten Gordon aus Kerri am Weißen Nil vom 29. April 1876 (in England angekommen am 11. Juli) bringt folgende weiteren Details über die Umschiffung des Albert-Sees (s. Nro. IV, S. 55 dieses Bandes). „Gessi, einer meiner Leute, kam heute vom Albert-See zurück; er nahm zwei Boote mit sich und umfuhr den See in neun Tagen. Er ist 140 bis 150 (engl.) Meilen lang und 50 Meilen breit, sehr stürmisch und gefährlich zu befahren. Am Südende ist ein Wald aus Ambatichbäumen, und das Wasser ist sehr seicht. Obgleich Gessi deutlich das Ende des Sees sah, sagt er, daß der Bergrücken auf der Westküste sich nicht mit dem Bergrücken auf der Ostküste vereinigt; es ist dort eine Thalöffnung (gap.) [1]. Kein Fluß fällt in den See (?) [2], welcher während der trocknen Jahreszeit nicht trocken ist. Ich nehme an, daß, da die Niveaus des Albert- und des Tanganyika-Sees dieselben sind [3], eine Kette von Seen und Sümpfen sich zwischen Albert und Tanganyika erstreckt [4]. Ich habe keine Nachricht von Stanley und kann nur annehmen, daß er vom Victoria-See nach Westen marschirt ist, das Südende des Albert-Sees sah, und dann vielleicht nach dem Seennetz weiterging, das, wie ich glaube, sich südlich vom Albert-See befindet. Speke hat nach den Berichten von Eingeborenen den Albert-See in beinahe dieselbe Lage und fast in derselben Größe angesetzt, wie Gessi ihn fand; siehe Speke's Karte („Hinterwasser des Nil", Unta Nzigé). Sowohl Gessi als ich fanden große Hülfe an Baker's Karte. Der Murchison-Fall ist 22 Meilen vom Einfluß in den See [5]."

Spätere Briefe von Gordon vom 2. und 8. Mai aus Kerri an Stone (von diesem an Sir Rutherford Alcock mitgetheilt) und an seinen Bruder geben nach, mit Ausschluß des schon Bekannten, folgende Information über Gessi's Fahrt.

Gessi befand sich in großer Gefahr, da der See beständig sehr stürmisch und hochgehend war, so daß seine Araber sich in großer Furcht befanden, bis sie sahen, wie gut sich die beiden Rettungsboote bewährten; kein anderes Boot hätte sich in solchen Winden und Wellen halten können. Es fällt kein bedeutender Fluß in den See; diejenigen, die einfließen, sind im Sommer trocken. Auf der Ostküste giebt es gute Häfen, aber im Westen ist das Ufer so unwirthbar, als man sich nur denken kann, indem die Berge senkrecht in das Wasser abfallen. Die Eingeborenen waren ziemlich feindselig. Zwischen dem Murchison-Fall und der Rusina-Insel (im Victoria-Nil) befindet sich noch ein Katarakt. Auf der Rückfahrt fuhr Gessi in zwei Tagen vom Südende des Sees zum Nordende. Im Juni wird der kleine Dampfer erst fertig sein und hofft Gordon alsdann nach Mogungo hinauf zu fahren.

Sehr bald nachdem der Weiße Nil den Albert-See verlassen, theilt er sich in zwei Arme; der breitere ist der bekannte nach Norden, bei Kerri, Duffle und Gondokoro vorbeifließende Strom, während der andere mit einer Breite von 200 Yards und sehr starker Strömung nach Nordwesten fließt, wie die Eingeborenen sagen, weit ins Innere hinein. Gordon nimmt an, es sei dies der „River Jaïe" oder „Bahr Djemit" der Karten, der nach Petherick als „Amin" unter 7° 20′ nördl. Br. in den Weißen Nil mündet, noch Ernst Marno aber vielleicht der Oberlauf des auch von Schweinfurth berührten Flusses Rohl ist.

[Nun fand Petherick („Journal of the Royal Geographical Society" Bd. 35, 1865, S. 294) den Amin etwa unter 6½° nördl. Br. nur 30 Yards breit bei einer Tiefe von 16 bis 18 Fuß, und Marno (Mittheilungen der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien 1875, Bd. 18, S. 293) sagt vom Jei unter 4° 42′ nördl. Br.: „Wir erreichten Mittags den mächtigen Gebirgsfluß Jei, welcher hier in zwei Armen auf sandigem Grunde über zahlreiche und große Felsblöcke dahinströmt. Er hatte hier an der Uebergangsstelle jetzt (zur trockensten Zeit) an den tiefsten Stellen eine Tiefe von ½ bis 1 Meter." Diese respectiven Valumino scheinen eine Identität jenes Nilarmes mit dem Jei auszuschließen, wenn auch die Höhenverhältnisse (der Albert-See 2720 Fuß, der Jei unter 4° 42′ nördl. Br. 2460 Fuß) eine solche zuließen. Was aber den Ursprung des Jei anlangt, so sagt Marno, der demselben am nächsten kam, darüber (ebendaselbst S. 297 f.): „Sein Wasserreichthum läßt auf einen längern Lauf und zahlreiche vom Gebirge kommende Zuflüsse schließen; die gänzliche Unkenntniß des Landes hier im Süden gestattet

[1] Nach Südwesten sucht das Auge vergebens nach einer Grenze, wie auf dem Atlantischen Ocean. (Baker II, 87.)

[2] Abgesehen vom Victoria-Nil sah Baker die Wasserfälle zweier großer Flüsse auf dem Westufer und verzeichnet den Kafigiri auf seiner Karte auf der Ostseite; auch erwähnt Gessi selbst im ersten Bericht einen von Osten herkommenden, sehr reißenden Strom.

[3] Albert Nyanza 2720 F. (Baker), Tanganyika 2710 (Cameron).

[4] Durch Livingstone's und Stanley's Umgehung des Nordendes des letztern widerlegt.

[5] Im Victoria oder Somerset-Nil, nach Baker nur 18 Meilen.

keine näheren Annahmen, nur die Vermuthung, daß er von den Gebirgen, welche im Norden des Albert Nyanza vermuthet werden können, aber vom Nordabfall der blauen Berge käme. Sir S. Baker giebt am Nordende des Sees im Lande Koschi Gebirge an; nach der Aussage mehrerer Augenzeugen (Europäer) fallen dort keine Gebirge vorkommen, das Land soll sumpfig sein, der See selbst in einen Sumpf verlaufen, wie dies auch Baker angiebt; es läge demnach die Frage nahe, ob der Zeï nicht der Abfluß des nordwestlichen versumpfenden Sees sei. Eine Frage, welche bekanntlich nicht neu ist, welche aber, nachdem Baker im Norden des Sees Gebirge angegeben, überflüssig erschien."

Was die Europäer, welche Maruo als Augenzeugen anführt, betrifft, ja ist wohl Lieutenant Chippendoll, ein anderer Begleiter Gordon's, gemeint, welcher im Frühjahr 1875 von Duffle am Nil über Faloro im Madi-Lande gegen den Albert-See hin vordrang (vergl. „Globus" XXVIII, S. 287 f.) und den Nil bei einem Dorfe der Koschi wieder erreichte, welches noch drei Tagereisen vom See entfernt ist. So weit sein Auge reichte, dehnte sich vor ihm gegen Südwesten, d. h. zum See hin, eine flache Ebene aus, und auch er hörte von der Gabelung des Nilstromes. Unmöglich erscheint somit Gordon's Annahme keineswegs. Red.]

Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland.

Am 31. Mai trafen in Petrosawodsk (am Onega-See) der schwedische Ingenieurlieutenant und Ornithologe Hermann Sandeberg und der Zoologe Johannes Sensou ein, um naturwissenschaftliche Studien am Weißen Meere zu machen. Aehnliche Zwecke verfolgen die am selben Tage daselbst angelangten Candidaten der Universität Helsingfors, Sievers und Nordesvon. Sie beginnen ihre Untersuchungen am Golf von Onego und erstrecken dieselben über den Wyg-See nach Onega-See. Zugleich soll die Erhebung der Wasserscheide zwischen dem Weißen und dem Baltischen Meere behufs Lösung der Frage, ob eine Verbindung beider möglich sei, festgestellt werden. Im Herbst wollen sie den Flug der Vögel beobachten. In Petrosawodsk kam ferner der Professor der Petersburger Universität Wagner in Begleitung des Botanikers Grigarieff und zweier Studenten an und begab sich am 30. Mai nach Powjenez am Nordufer des Onega-Sees. Diese Expedition hat die Aufgabe, naturwissenschaftliche Forschungen in diesem Gebiet und im Weißen Meere zu machen. Bezüglich des letztern beabsichtigt sie auf der Solowetz-Insel und an der Kandalakscha-Bay Station zu nehmen; auch photographische Aufnahmen der Landschaften und Küsten sollen gemacht werden. Endlich berichten Helsingforser Blätter, daß der Magister Genez sich über Kem nach Russisch Lappland begeben habe, um ethnographische Studien zu machen.

* * *

— Aus Konia (Iconium) eingegangene Nachrichten erzählen von einer bemerkenswerthen Vulconbildung auf dem Berge Kuju-Pinar (Kuju = Brunnen, Pinar = Quelle) in der Nähe des Dorfes Tigan-Köi (Pravinz Konia). Nach einem beinahe zwölftägigen gewaltigen unterirdischen Rollen öffnete sich dort ein Krater, welcher von jenem Berg auf die umliegenden Feldflächen große Felsstücke und Baumstämme (?) schleuderte. Der türkische Volksglaube sieht darin ein untrügliches Vorzeichen wichtiger Ereignisse, welche im Anzuge seien. (A. A. Z.)

— Die erste Eisenbahn in China bei Schonghai (s. Band XXIX, S. 320), welche freilich nur eine Länge von 5 englischen Meilen besitzt, ist am 30. Juni dieses Jahres eröffnet worden und wird stark benutzt.

— Im Parlamente der Copcolonie ist der Vorschlag gemocht wordea, 1000 norddeutsche Familien zu veranlassen, sich auf den Kronländereien anzusiedeln.

— H. G. In Australien hat die Schulfrage in neuester Zeit große Debatten hervorgerufen, ohne daß die Lösung derselben, welche in einem Lande mit so vielen verschiedenen Kirchen und Secten allerdings ihre großen Schwierigkeiten haben mag, in einigermaßen befriedigender Weise gelungen wäre. Dies gilt namentlich von Neu-Süd-Wales, wo der Versuch, die Frage zum Abschluß zu bringen, wieder zu Anfang April dieses Jahres an den verschiedenen sich einander bekämpfenden Parteien im Parlament gescheitert ist. Als solche stehen sich deren vier gegenüber.

1. Die Denominationalisten wollen die Schulen der einzelnen Kirchen nad Secten aufrecht erhalten und verlangen, daß der Staat die resp. Kirchen- u. s. w. Gemeinschaften als das ausschließliche Organ für Schulen anerkeanen und denselben eine pecuniäre Beihülfe je noch der Kopfzahl zukommen lasse.

2. Die Anti-Denominationalisten bestehen auf Beseitigung des gonzen denominationalistischen Schulwesens, ahne deshalb den religiösen Unterricht ausschließen zu wollen. Diese Partei acceptirt das bis dahin in Neu-Süd-Wales geltende Schulsystem, welches auf dem nationalen System in Irland basirt, d. h. das Lesen in Auszügen aus der Bibel, wie sie von den Erzbischöfen Murray und Whately zusammengestellt sind, vorschreibt, und außerdem außerhalb der vier Stunden, welche täglich für den rein säcularen Unterricht bestimmt sind, die Ertheilung von Religionsunterricht, aber ahne Zwang, gestattet.

3. Die Partei derer, welche die Bibel als solche und nicht im Auszuge in die Schulen eingeführt wissen wollen und beanspruchen, daß der Aafang und der Schlaß der Schule mit Gebet begleitet sei, doch sa, daß die Kinder, deren Eltern es beantragen, sich davon ausschließen können.

4. Die Säcularisten, welche behaupten, daß der Unterricht in der Schule nur einen rein säcularen Charakter an sich tragen dürfe und daß der Religionsunterricht ausschließlich den resp. Kirchen n. s. w. zu überweisen sei. Dieser Partei gehören sowohl diejenigen an, welche an dem Werthe des religiösen Unterrichts überhaupt zweifeln, als auch die, welche demselben schon Werth beilegen, aber glauben, daß der Stoot sich darum in der Schule nicht zu kümmern habe.

— Auf Tasmanien starb vor Kurzem die „Königin" Trunkaminni oder Lolla Rookh, eine der letzten dortigen Eingeborenen, am Schlagfluß im Alter van 73 Jahren. Sie war Wittwe des Königs Billy, der im März 1871 starb, und erhielt eine jährliche Pensian von 80 Pf. St. von der Regierung. Die Nachricht, daß mit ihr der tasmonische Stamm jetzt gänzlich ausgestorben, ist wohl verfrüht, da vor einigen Jahren noch ein halbes Dutzend eingeborener Frauen in der Nähe von Hobart Town lebte.

Inhalt: Ch. Priorte's Wanderungen in Dalmatien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Zwei Briefe des Dr. Finsch über seine Forschungsreise nach Westsibirien. I. — Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle". IV. — Culturpflanzen der deutschen Colonien S. Cruz und Mont' Alverne. Von Oscar Caunstatt. — Der Djurdjew-dan bei den Serben. Von Professor Dr. Nikolo J. Petrawitsch in Kragujewatz. — Aus allen Erdtheilen: Weiteres über den Albert Nyonza. — Wissenschaftliche Reisen im europäischen Rußland. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

III.

Vom Schiffe aus betrachtet hat Spalato das Aussehen einer großen Stadt, wie es ja auch in der That der volkreichste (im Jahre 1869 zählte es 12,196 Einwohner) und wichtigste Ort in ganz Dalmatien ist. Halbmondförmig auf dem ebenen Strande einer sich nach Süden öffnenden Meeresbucht erbaut, zeigt es vorn die lange Flucht der Quaimauern, zur Rechten sein großes Lazareth und zur Linken die Neustadt und die Vorstädte. Ein mächtiger Glockenthurm steigt aus den engen Häusermassen empor und hebt sich scharf von dem dahinter liegenden Küstengebirge ab, das dem Beschauer nur eine einfache, wenig bewegte Silhouette zeigt. Vom Schiffe aus unterscheidet man nur schwer die Reste des antiken Riesenbaues, welche die ganze Altstadt in und zwischen sich aufgenommen haben und denen man drinnen so vielfach begegnet.

Diocletian war von niederen Eltern in dem nahen Salona *), das noch heute den alten Namen führt, geboren, hatte von der Pike auf gedient und war, als Kaiser Carus 284 bei einem Feldzuge gegen die Parther gestorben oder vielleicht auch, wie die meisten Kaiser des dritten Jahrhunderts, von seinen Soldaten erschlagen wurden, von denselben auf den Thron erhoben worden. Nach außen hin gelang es dem thatkräftigen Manne, dem römischen Namen von Neuem Ansehen zu verschaffen und, wie Augustus, den zerfahrenen Verhältnissen wieder Stabilität zu verleihen. Wie jener setzte er Rhein und Donau als Reichsgrenzen gegen Norden fest und gab, was jenseits lag, auf. Dann galt es, im Innern Ruhe zu schaffen. Des todten Kaiser Carus' Sohn Carinus erhob sich gegen den neuen Herrscher: unweit des heutigen Belgrad wurde er besiegt und erschlagen. Britannien und Aegypten waren abgefallen und wurden nach langen Kämpfen dem Reiche wiedergewonnen, die von den hannaverschen Küsten her einfallenden Seeräuber zurückgeschlagen, ebenso die nach Gallien drängenden Franken und Alemannen, und die Katten, welche in Böhmen saßen, besiegt. Ebenso zeigte der römische Adler im Osten den Persern seine alte Macht: der Oberlauf des Tigris wurde zur Grenze des Reiches, Armenien zum römischen Vasallenstaate. Und doch wurde dem verdienten Kaiser das böse Schicksal zu Theil, ein schlimmes Alter zu erleben und nur Unzufriedene um und unter sich zu haben. Schuld daran mögen die Finanzzerren gehabt haben, die Diocletian nicht zu ordnen vermochte und die ihn zu den verdrehtesten Mitteln greifen ließen. Wollte er doch, wie auch die französische Revolution in ihrer schlimmsten Zeit, durch einen Erlaß den Preis jeder Waare festsetzen und regeln! Die Unterthanen ließen sich den horten Steuerdruck wohl gefallen, so lange die Heere gegen Germanen und Parther im Felde standen — aber in Friedenszeiten fingen sie an zu murren. Dann kamen die Verfolgungen hinzu, welche der dem neuen Sonnencultus zugethane Herrscher mehr aus Laune, als ihm ein Opfer mißlang, als aus politischen Gründen gegen die Christen,

*) Wenn ihn Manche in Diocleа, das noch heute Dioklitia heißt und an der Südgrenze Montenegros liegt, geboren sein lassen, so ist dies wohl nur eine Abstraction aus des Kaisers Namen.

Der Dom zu Spalato mit dem Peristyl des Diocletianischen Palastes. (Nach einer Photographie.)

deren Reich damals noch ſicherlich „nicht von dieſer Welt“ war, verhängte. Nicht durch ſeine, ſondern durch ſeines Schwiegerſohnes und Mitregenten, des Galerius, Schuld erreichten dieſelben dann ihre entſetzliche Höhe. Dies, zuſammen mit einer andauernden Kränklichkeit, ließen in dem Kaiſer den Entſchluß reifen, von dem Welttheater zurückzutreten. In Nikomedia in Bithynien, wo er einen orientaliſch üppigen Hof gehalten hatte, erklärte er im Jahre 305 vor verſammeltem Volke und Heere, daß er ſein hohes Amt niederlege, ſtieg ſofort in einen Reiſewagen und begab ſich nach Dalmatien, wo ihm am heimathlichen Meeresſtrande der großartigſte Palaſt erbaut worden war. Neun Jahre lang war daran gearbeitet worden; er enthielt ſeine eigenen Tempel, ſeine warmen Bäder, Kaſernen für die Leibwache, ein Theater u. ſ. w. und bedeckte ohne die daranſtoßenden Gärten und Parks eine Oberfläche von 30,500 Quadratmeter, kurz, es war eine Wohnung, würdig des Mannes, der die Schickſale ſo vieler Millionen geleitet, das Römerreich in ſeiner alten Macht wieder hergeſtellt hatte und durch die Theilung deſſelben in Orient und Occident Verhältniſſe herbeiführte, welche das ganze Mittelalter hindurch ihre Wirkung geäußert haben. Schwer glaublich erſcheint darum jene Anekdote, welche ihn als beſcheidenen Gärtner darſtellt. Sein Mitkaiſer Maximianus — heißt es —, den er ebenfalls zur Abdankung genöthigt hatte, ſoll ihn durch Geſandte zur Wiederergreifung der Herrſchaft aufgefordert haben; da zeigte ihnen Diocletian ſeine prächtig gedeihenden Kohlſtauden und meinte, daß Maximianus wohl davon ablaſſen würde, ihm die Laſt der Herrſchaft von Neuem zuzumuthen, wenn er dieſen ſchönen Kohl ſehen könnte.

Das Gebäude war ein längliches Viereck, deſſen kürzere Seiten im Norden und Süden 164 Meter, deſſen längere nach Oſten und Weſten gekehrte nahe an 200 Meter maßen. An jeder der vier Ecken ſprang noch je einer der größten von den ſechszehn Thürmen, welche den Palaſt umgaben, um 12 Meter weiter vor. Ihre Grundmauern ſind faſt vollſtändig erhalten, ebenſo wie die äußeren Umfaſſungsmauern des Ganzen. Im Norden, Weſten und Oſten führten Eingangsthore hinein, die von je zwei achteckigen Thürmen flankirt waren, und in der Hälfte des Zwiſchenraumes zwiſchen den Eckthürmen und den Eingangsthoren erhoben ſich wiederum Thürme von quadratiſcher Grundform. An der Nordſeite liegt das Hauptthor, die gut conſervirte „goldene Pforte“, durch welche der Weg nach Salonae führte; im Weſten befand ſich das eiſerne, im Oſten das eherne Thor, und nur die dem Süden und dem Meere zugewandte vierte Seite, wo des Kaiſers Gemächer lagen, enthielt weder Thor noch Thürme. Dort führte nur eine unterirdiſche Pforte hinein und auf Wendeltreppen ſtieg man zu einer prachtvollen, nach der See hin offenen Colonnade empor. Funfzig Säulen, aus einzelnen Trommeln zuſammengeſetzt und etwa 2 Meter von einander entfernt, trugen die Halle, welche einſt einen herrlichen Anblick des rauſchenden Meeres und der vorgelagerten Inſeln gewährt haben muß. Vierzig von den Säulen ſind der Zerſtörung dadurch entgangen, daß die Nachkommen die Zwiſchenräume ausfüllten und die Umfaſſungsmauern des Palaſtes zu Stadtmauern degradirten. Auf dem Bilde von S. 86 kann man deutlich ihre verſtümmelten Ueberreſte zwiſchen allerlei modernem Anbau und Flickwerk unterſcheiden. In alten Zeiten beſpülten die Meereswellen die Grundmauern des Palaſtes; erſt ſpäter bildete ſich wahrſcheinlich durch die herabgeſtürzten Trümmer eine Art Vorland, das dann mit Häuſern beſetzt wurde. Der Herzog von Marmont, der dieſe Uferſtraße verbreiterte, wollte außerdem die angeflickten Buden und Häuſerchen fortreißen und die Säulenſtellung wieder freilegen — allein es fehlte an Mitteln, um die Beſitzer der ſo günſtig gelegenen Grundſtücke zu entſchädigen, und ſo iſt die Reſtauration oder auch nur eine Aufräumung der verſchütteten Gewölbe unterblieben und iſt noch heutigen Tages ein frommer Wunſch. Durch zwei ſich rechtwinklig ſchneidende und mit Säulenhallen eingefaßte Straßen, deren eine von Weſten nach Oſten, vom eiſernen zum ehernen Thore, deren zweite von Norden, d. h. der goldenen Pforte, nach Süden zu lief, wurde der ganze innere Raum in vier Quartiere getheilt; wo ſich beide ſchneiden, liegt heute der Domplatz, in alten Zeiten der Periſtyl oder Vorhof der eigentlichen kaiſerlichen Wohnung — denn Alles, was nördlich davon lag, war den Frauen, der Leibwache und den Sklaven zugewieſener Raum, und erſt ſüdlich vom Domplatz hat man die wichtigeren Theile der Reſidenz, die Tempel, die Prachtſäle und Bäder u. ſ. w., zu ſuchen.

Wenige Fürſtenſchlöſſer wurden ſchneller von einem traurigen Schickſale ereilt als dieſes. Kein volles Jahrzehnt mehr bewohnte es der weltmüde Kaiſer; dann ſtarb er und man hörte bald vor den tobenden Fluthen der hereinbrechenden Barbaren faſt nichts mehr von ſeinem gigantiſchen Bauwerke. Einen Theil deſſelben erwählten ſich die Behörden von Salonae zum Sitz; in einem andern wurde ein „Gynäceum“ eingerichtet, eine Fabrik, wo Mädchen und Weiber für die Soldaten Gewänder webten. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts diente es kurze Zeit den elenden Schattenkaiſern Glycerius und Julius Nepos, den Geſchöpfen des Ricimer, zum Aufenthalte; Nepos fand darin ſeinen gewaltſamen Tod. In den nun folgenden Kämpfen zwiſchen Odoaker und dem Oſtgothen Theodorich ſank das eben erſt nothdürftig wieder hergeſtellte Gebäude von Neuem in Schutt und Aſche, um erſt im Jahre 640 neue Bewohner zu erhalten. Damals überfluthelen die Avaren das Land und vernichteten das ſchon einmal niedergebrannte Salonae. Seine Einwohner flüchteten auf die nahen Inſeln der Adria und ſuchten, als ſich der Sturm verzogen hatte, in den Ruinen des Palaſtes, welcher wegen der Höhe und Feſtigkeit ſeiner Umfaſſungsmauern ihnen guten Schutz darbot, Unterkunft. Wie ſo manche anderen Reſte des Alterthums, namentlich die Amphitheater, wurde die Kaiſerreſidenz nun Zufluchtsſtätte für ein bedrängtes Volk, welches dem neuen Orte den Namen „Ad Palatium“ (Beim Palaſte) gab, woraus das heutige „Spalato“ entſtanden ſein ſoll. Die neuen Bewohner waren ſchon Chriſten; neben der Befeſtigung ihrer Burg und der Vermauerung der Thore und Intercolumnien gedenken ſie ihrer Religion und verwandeln den großen Tempel des Jupiter (nach Anderen der Diana) in eine chriſtliche Kathedrale, das kaiſerliche Mauſoleum, das man andererſeits für einen Tempel des Aeſculap erklärt, in eine Kirche Johannes des Täufers und bewahrten dadurch die beiden Gebäude vor der Vernichtung. Papſt Martin ſandte ſchon 650 ſeinen Legaten, Johannes von Ravenna, dorthin (zugleich auch, um die eben eingedrungenen Chrovaten oder Croaten zu bekehren), welcher Ragufas Anſprüche als Metropolitanſitz zurückwies und in Spalato, der Nachfolgerin Salonae's, ſeinen erzbiſchöflichen Thron aufſchlug. Unmittelbar neben der Kathedrale wählte er den Platz für ſeine Wohnung und fügte ſie zwiſchen die antiken Säulen des Periſtyls hinein. Noch heute wohnt dort der Spalatiner Prälat. Die Stadt und ihre Umgebung machte dann ſchwere Zeiten durch, wo ſich Croaten, Ungarn, Venetianer und Griechen um ſie zankten; endlich fiel ſie 1420 endgültig der Lagunenſtadt zu und blieb in deren Beſitz bis 1797, von wo an ſie die Schickſale des übrigen Dalmatien theilte. Unter Venedigs Herrſchaft nahm die Stadt bald zu und wuchs raſch über die beengenden Palaſtmauern nach Norden und nament-

Portieus des Tempels im Diocletianiſchen Palaſt zu Spalato.

Innere Anſicht des Domes zu Spalato, des einſtigen Tempels im Diocletianiſchen Palaſte.

lich nach Westen hinaus, so daß selbst der Mittelpunkt alles italienischen städtischen Lebens, die Piazza dei Signori, in die Neustadt westlich vom Palaste gelegt wurde. Gleich zu Beginn des venetianischen Besitzthums und besonders, als die Republik von 1645 bis 1670 um Creta kämpfte, wurde Spalato stark befestigt; erst unter Marmont, nachdem diese Werke längst alle Bedeutung verloren hatten, wurden sie wieder beseitigt. Einige Strandbatterien und das kleine Fort Grippi ist alles, was sich davon erhalten hat.

Hat man die engen, aber ziemlich geraden Gassen der Altstadt bis zum Domplatze durchschritten, so sieht man (genau so wie unser erstes Bild es zeigt) zur Linken den Dom mit seinem Glockenthurme und vor sich eine der beiden kürzeren Seiten des Peristyls, welche die Façade des Vestibulum, d. h. der künftigen Vorhalle des Palastes, bildet. Es ist das eine große, von einer Kuppel überwölbte Rotunde, welche in den Hauptsaal der Residenz führte, dessen hohes Gewölbe von zwei Säulenreihen getragen wurde. Auf beiden Seiten des Saales waren die Palasträume selbst völlig symmetrisch angelegt; alle aber standen mit jener langen Säulengallerie, die sich nach dem Meere hin öffnete, in Verbindung. Am Eingange des Vestibulum liegt eine wohlerhaltene Sphinx von ägyptischem Granit, welche einst im Tempel des Jupiter gestanden haben soll. Sie mußte nebst ihrem Gegenstück, das ebenfalls noch im Hofe des Hauses Cindro vorhanden ist, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts dem Glockenthurme weichen, den die Königin Maria, die Gemahlin Karl's II. von Sicilien, durch den Baumeister Tiverdoj aufführen ließ. Dieser ließ in dem nahen Salonae allerlei Reste antiker Sculptur, Säulen und sonstige Architektorstücke sammeln und vermaurte diese in den Thurm, sie so vor sicherm Untergange rettend. Zur Zierde gereicht allerdings der Thurm dem Dome nicht; wie denn auch, als man das Gebäude für den christlichen Gottesdienst zu benutzen anfing, mehrere Fenster in die Kuppel gebrochen wurden, um der vorher nur durch die Thür erhellten Cella mehr Licht zuzuführen. Trotzdem ist es in dem Gotteshause noch dunkel genug. Dieser sogenannte Jupitertempel ist ein Kuppelbau, der rings von 24 Säulen umgeben war, die noch zum großen Theile erhalten sind. Von außen achteckig, ist der Tempel, das besterhaltene Stück römischer Baukunst in Dalmatien, innen rund, mit Nischen und acht Wandsäulen in zwei Geschossen, 13 Meter weit im Durchmesser und 21 Meter hoch. Jene acht monolithe Säulen sind von orientalischem Granit, 7 Meter hoch und tragen ein Gesims, das bis zum Uebermaß mit Friesen, Borten, Zahnschnitten und anderen Verzierungen überladen ist und so recht den verdorbenen Geschmack der späten römischen Kaiserzeit zeigt. Auf diesem ersten Gesimse ruht eine zweite, nur $3^1/_2$ Meter hohe Säulenstellung, welche einen ringsherumlaufenden Fries mit Darstellungen von Wagen, Jagden, Wettrennen, Hirschen u. s. w. trägt, dessentwegen Manche meinen, daß der Tempel der Diana geweiht gewesen sei. Ueber diesem steigt dann die Kuppel auf, ein Gewölbe von dünnen halbrunden Ziegeln. Der Umstand, daß sich unter dem Dome eine Krypta befindet, wird von Einigen dafür, daß dort Diocletian's Grabstätte gewesen sei, geltend gemacht. Die Meisten suchen dieselbe jedoch in der Kirche Johannes des Täufers, die westlich vom Dome liegt; es ist das ein um 15 Stufen erhöhter, kleiner, mit einem Tonnengewölbe bedeckter Tempel, dessen vierfäulige Vorhalle verschwunden ist.

Das sind in Kurzem die Reste, welche von dem Riesenpalaste erhalten sind. Kein Zweifel jedoch, daß sich noch unendlich viel mehr bei systematischem Nachgraben finden ließe, woran freilich bei der Bebauung des ganzen Territoriums nicht zu denken ist. Stehen doch innerhalb der Palastmauern außer jenen beiden antiken Tempeln, die in christliche Gotteshäuser verwandelt wurden, nicht weniger als noch drei andere Kirchen. Man muß in die Höfe, in die Häuser, ja bis in die Wohnzimmer der Spalatiner dringen, wenn man den Trümmern des Alterthums nachgehen will. Hinter einem Bette, auf einer Treppe, selbst in der Hinterwand eines Spindes werden dem Forscher corinthische Capitäle oder ganze Säulen gezeigt, ferner Reste von Basreliefs, antikes Gemäuer, Sarkophage u. s. w. Seit länger als 40 Jahren zeigt die österreichische Regierung nun wohl ein lebhaftes Interesse für Spalato's größte Merkwürdigkeit, welche unter den Venetianern sich geringer Rücksichtnahme erfreute*), und läßt ohne ihre specielle Erlaubniß nicht die geringste bauliche Veränderung vornehmen; aber zu umfassenden Untersuchungen, welche gewiß für Archäologie und Geschichte des Interessanten in Hülle und Fülle liefern würden, ist es noch nicht gekommen. —

Das Klima Spalatos ist gesund, seine Umgebung fruchtbar, die Sommerhitze relativ gemäßigt und der Winter milde. Das ist aber, von Diocletian's Palaste abgesehen, auch Alles, was sich Anziehendes von der Stadt aufzählen läßt, wo es um das Capitel „Unterhaltungen" schlecht bestellt ist und die sich obendrein bemüht, ihr altes charakteristisches Gewand abzustreifen und in ihren neuen Theilen den modernen, nüchternen, geradlinigen Typus anzunehmen. Der Spalatiner lebt zurückgezogen und ohne viel geselligen Verkehr; selbst das Spazierengehen auf der Piazza ist nicht so lebendig und anziehend, wie in den früher besuchten Städten. Trotzdem ist der Dalmatiner auf sein Spalato stolz und betrachtet es als den Juwel seines Landes — und es läßt sich auch nicht abstreiten, daß der dortige Handel ziemlich entwickelt ist und der Hafen Verkehr zeigt, daß überhaupt nur dort von Arbeit und Production recht die Rede sein kann. So ist unter den Anzeichen eines gesunden Fortschritts, der dem zurückgebliebenen Lande (trägt dasselbe doch zu den Staatskosten nicht nur nichts bei, sondern erfordert sogar noch jährlich einen bedeutenden Zuschuß!) dringend Noth thut, die Bildung einer Weinbau-Gesellschaft hervorzuheben. Dalmatien, dessen einundzwanzigster Theil nach Petter mit Weingärten bedeckt ist, ist überaus reich an Weinsorten (wohl funfzig und darüber), die aber nicht zur Ausfuhr taugen und an Ort und Stelle consumirt werden müssen. Ein Franzose, M. Aristide Bigneau, steht an der Spitze jener Gesellschaft; er behandelt die Weine, wie es um Bordeaux geschieht, und hat sie schon sehr verbessert, so daß der Weinbau vielleicht in Zukunft eine Quelle erhöhten Wohlstandes für das Land wird. Da ist jetzt schon der Prosecco, wie man fast alle süßen Weine nennt, der „weiße", d. h. nach unseren Begriffen bräunliche, bierfarbene Bugava von der Insel Brazza, der weiße, trockene und aromatische Malvasia, der süße und starkduftende Rosa (Moscato con odor di rosa) von Almissa; der Spiaggia von Lesina; der Marzamia, der theuerste von allen, bei Cattaro wachsend, der Maraschino und Tartaro von Sebenico u. s. w. u. s. w. Der Weingenuß ist dem Dalmatiner ein Lebensbedürfniß so sehr, daß der Reisende überall im Lande mit Gewißheit auf einen guten Trunk Wein und gutes Brot rechnen kann. Aber außerhalb seiner Provinz, etwa Croatien und Theile Italiens ausgenommen, kennt man bis jetzt weder die seinen noch die geringen Sorten, höchstens den aus Weichselkirschen bereiteten „Maraschino di Zara".

*) So findet sich im Spalatiner Archive eine Urkunde, welche einem „wohlverdienten" Bürger Venedigs erlaubt, zwei Schiffsladungen Marmor und alter Steine aus Spalato und Salonae fortzuführen.

Zwei Briefe des Dr. Finſch über ſeine Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

II.

Grenzpoſten Saiſſan, in Ruſſiſch Turkeſtan,
27. Mai 1876.

Unſer Aufenthalt in Lepſa, der bis zum 17. Mai währte, wurde nach beſten Kräften ausgenutzt, theils in Sammeln, theils in Ausflügen. Wie brachten die Koſackenjugend beiderlei Geſchlechts in Bewegung, die nach Thieren und Pflanzen ausgeſchickt wurde, engagierten auch einen erfahrenen Fiſcher, der uns die Vorkommniſſe des Lepſafluſſes und ſeiner Nebengewäſſer mittheilen ſollte. So erhielten wir ein paar Arten Eidechſen, eine Froſch- und Krötenart, von Fiſchen eine barbenähnliche Form und eine Grundel (Cobitis) in allen möglichen Varietäten. Salmoniden fehlen. Käfer und Schmetterlinge erhielten wir wenig, dagegen lieferte die Pflanzenwelt reiche Ausbeute. Die Vogelwelt zeigte uns auf einem kleinen Ausfluge in die Berge am 13. und 14. Mai verſchiedene neue von der europäiſchen Ornis durchaus abweichende Formen, ſo den weißbäuchigen Waſſerſchmätzer (Cinclus leucogaster), Motacilla personata, Pica leucoptera, einen ſchönen Diſtelzeiſig (Carduelis), eine prachtvolle Rothgimpelart und andere mehr. — Am 15. Mai unternahmen wir in Begleitung des Oberſten Feiebrichs eine Excurſion nach dem etwa 6000 Fuß über dem Meere gelegenen Alpenſee Dſchaſyl Kul (grüner See), der an maleriſcher Schönheit und Grün der Färbung mit den oberbayeriſchen Seen wetteifern kann. Der Weg führt anfangs über hügelige Vorberge, dann längs eines reißenden Bergwaſſers, das öfters gekreuzt werden muß, ins Gebirge. Sehr wohlthuend wirkt die reiche Strauch- und Baumvegetation, namentlich erfreute uns das ſmufte Roſa und Roth des wilden Apfelbaumes (Pirus Sieverianus), der — beiläufig — wohlſchmeckende Früchte liefert. Leider wird der Baum, um zu den Früchten zu gelangen, abgehauen. Einzelne Partien waren ſo voll Steine und die Felſen ſo ſteil, daß wir von den Pferden ſteigen mußten, obſchon die kiegiſiſchen Steppenpferde auch dem wildeſten Steingeröll nicht aus dem Wege gehen. An dem See, der mitten zwiſchen hohen ſchneebedeckten Kuppen liegt, ſteht ſchönes Laub- und Nadelholz. Leider blieb ein Fiſchzug mit dem Grundnetze gänzlich ohne Erfolg; auch von den Hochgebirgsthieren, Steinbock, Maral, bekamen wir nichts zu ſehen. Doch ſah Graf Waldburg andern Tags bei einer Excurſion bis zum Schnee Steinböcke und das herrliche Alpenhuhn (Megaloperdix), leider ohne Exemplare erhalten zu können. Der Maral iſt eine von der unſerigen weſentlich verſchiedene Hirſchart, mit rolaſſalem Geweih, welches letztere ſehr ſchwer zu erhalten iſt, weil dieſe Geweihe noch unausgebildet, d. h. weich und im haarigen Zuſtande, in China als Leckerei (richtiger wohl als Reizmittel und Arzenei. Red.) ſehr geſucht ſind. So forderten die Kirgiſen für ein kaum 8 Zoll lang angeſetztes Geweih 20 Rubel. — Daß bei dieſer Partie das übliche Gefolge von Kirgiſenhäuptlingen zu Pferde, aben am See die Jurten und der Pillaf mit Schaffleiſch nicht fehlten, iſt ſelbſtverſtändlich. — Wir ſahen auf dieſer Excurſion einen Bienengarten. Die Bienenzucht wird nämlich im Ala Tau ſtark und auf großartige Weiſe betrieben. Unſer Hauswirth, ein alter reicher Kaſack, beſitzt allein 2000 Bienenſtöcke. Der Honig iſt ſehr aromatiſch und wird meiſt ſchon vor der Ernte an taſchkendiſche Händler verdungen.

Von einem Ehrenpikel von 12 Koſacken in Galla geleitet, verließen wir am 17. Mai Lepſa und wandten uns abermals dem See Ala Kul und zwar diesmal ſeiner Oſtſeite zu. Beim Ueberſteigen der Höhe, welche den Thalkeſſel Lepſa im Norden ſchließt, ritten wir auf einen Bergkegel, von dem ſich uns eine entzückende Rundſchau bot. Namentlich zeigten ſich uns die mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen des fernen hohen Ala Tau; einzelne Pike hatten beſonders maleriſche Formen. Nachdem wir noch in den Bergen einmal ein Jurtenlager bezogen, ſtiegen wir am 18. in die Steppe herab; es war ſchon recht warm. Die üppige Pflanzenflora war im Abblühen, aber die kahle Bergreihe, der wir uns zuwandten, erſchien in lebhaftem Grün. Wir paſſirten den Kyſil Abſchie (rother Salzfluß), merkwürdig durch ſeine rothen Ufer aus Siegelerde, mit der die Kirgiſen ihre Jurtenſtuben färben. Als wir uns dem Tentekfluſſe (Zufluß des Sees Saſſyk Kul, der zwiſchen dem Ala Kul und Bakchaſch-See liegt) näherten, vergrößerte ſich unſere Begleitung bedeutend; wohl 30 vornehme Kirgiſen erwarteten uns, darunter zwei Sultane. (Man ſieht enorm corpulente Männer, die auf den dünngliederigen Roſſen mit der Leichtigkeit Schlanker hingalopiren.) Beim Ueberſchreiten der verſchiedenen zum Theil tiefen und ungemein reißenden Arme ſuchten 20 bis 30 Kirgiſen den Anprall des Stromes zu ſchwächen. Andere hielten mit auf die Pferde ein und ſo ging alles gut. Gleich hinter dem Fluſſe erblickt man ein Dorf, das wohl aus 20 Häuſern beſteht und von Ruſſen bewohnt wird, Coloniſten aus dem Gouvernement Woroneſch, die nach dem Amur wollten, aber hier wegen Mangels an Mitteln ſitzen blieben. Das ganze Dorf war verſammelt; beim Eintritte boten die Aelteſten Salz und Brot und geleiteten uns in ein Haus, wo uns Milch erquickte. Die Leute ſahen im Ganzen gut, ihre Colonie gedeihlich aus; und ſo ſchieden wir mit den beſten Wünſchen für das fernere Aufblühen derſelben. Wir begaben uns nach dem Jurtenlager der Kirgiſen, in deſſen Nähe das große Grabmal eines Sultans ſteht. Daſſelbe war, abweichend von den unzähligen, die wir ſchon ſahen, aus wirklich gebrannten Ziegeln errichtet, dieſe aber leider nur mit Lehm zuſammengeklebt, und ſo zeigte ſich jetzt ſchon mehr Verfall. Für ein Volk, welches überhaupt keine ſtändigen Bauwerke beſitzt und nur für ſeine Todten baut, war dies immerhin etwas Bemerkenswerthes. Der Weg führte durch eine meiſt mit Rohr beſtandene Steppe, das von Wildſchweinen an manchen Stellen ganz zerackert war und die Nähe des Sees anzudeuten ſchien; aber erſt Abends gegen 9 Uhr erreichten wir dieſen. Zahlreiche Kraniche, wilde Gänſe, Enten, Pelikane, Möven und anderes Waſſer- und Sumpfgeflügel belebten die Ufer. Die Ruſſen der Colonie Uſchmrall, mit Flinten bewaffnet, hatten uns bis zum Jurtenlager Dſchangis Agatſch (liegt zwiſchen dem Ala Kul und Saſſyk Kul) das Geleit gegeben; vorher paſſirten wie einen Fluß, an dem die Tarantaſſen ausgeladen werden mußten, denn er war ſo tief, daß er unſeren Kameelen bis an den Bauch reichte.

Am 19. ging unſer Weg über eine mit Schilfeling und Rhabarber beſtandene Grasſteppe, die mit kahlen Salzſtellen durchſetzt war und an deren Flußgeländen zahlreiche Kirgiſenaule ſich befanden, mit reichen Viehherden, hier und da mit Landbau, der durch künſtliche Bewäſſerung ermöglicht wird. Die Kirgiſen geben ſich viele Mühe und verſtehen ſich trefflich

auf das Abdämmen der Flüsse und das Bewässern. Gegen Abend erreichten wir das große Kirchdorf Urdschar (am Südfuße des Tarbagatai), von Kosacken und Tataren bewohnt, wo uns eine Ehrenwache empfing. Außerdem wartete, und zwar seit zehn Tagen, ein Piket von zwölf Kosacken aus Bagti auf uns, mit denen wir zusammen am 20. die Weiterreise antraten. Die Steppe war hier keineswegs einönig, erhielt vielmehr durch den Blick auf die schneebedeckten Gebirge ein sehr malerisches Gepräge. Lerchenarten, wohl 6 bis 7, bilden den Hauptbestandtheil der Ornis, außerdem ist die schwarzköpfige Bachstelze und der rothkehlige Wiesenschmätzer charakteristisch, ganz abgesehen von Steppenhühnern, Trappen und Kranichen; von letzteren haben wir jetzt meist Grus virgo vor uns. Wilde Gänse (anser cinereus) belebten überall da, wo es stehende Gewässer giebt, die Steppe in großen Schaaren. Selbst beim einsamen Jurtenlager findet sich unser Haussperling, und die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) versucht es überall, an den sten Jurtenringe ihr Nest anzukleistern. Da, wo es höheres Gras giebt, zählt die Wachtel zu den häufigsten Vögeln und unser Kuckuck gehört mit zu den am frühesten erwachenden. Den Herdenidity (Charadrius gregarius) trafen wir überall einzeln, die schon Junge führenden Weibchen sind so zahm, daß sie erst kaum auf sechs Schritt wegflagen. In diesen Tagen bekamen wir zuerst Saiga-Antilopen in Sicht, leider viel zu weit und scheu für unsere Büchsen. Daß indeß nicht jeder Tag ganz ereignißlos ist, auch abgesehen von der Erlegung von Thieren, zeigten zwei Beispiele. Das eine Mal explodirte dem Dalmetscher des Obersten Friedrichs während des Reitens anscheinend ohne allen Anlaß das Pulverhorn in der Tasche; es gab einen Schlag, der Mann brannte auf der rechten Seite, das scheue Pferd warf ihn ab, er wälzte sich auf der Steppe, erdrückte das Feuer und — nitschewo! (russisch, bedeutet „macht nichts!“). Das andere Bild. Auf der letzten Station vor Bagti wurden, wie gewöhnlich, noch nie eingesponnte Pferde benutzt. Nachdem die Schwierigkeit, sie in die Stränge zu bekommen, überwunden war, sollte es endlich losgehen. Es gilt so vorsichtig als möglich in die Torontasse zu kriechen. Ich habe dies erreicht, der Graf ist soeben im Begriff, da werden die Pferde scheu; der Mann rechts wird zu Boden geschleudert, der linkerseits vermag sie kaum zu halten. Da springt Tamar Bey (unser kirgisischer Begleiter, ein wahrer Prachtkerl) wie ein Tiger auf den Rücken des rechten (es sind drei Pferde); dasselbe setzt in dem Momente seitwärts, er herab, der Wagen geht über Tamar Bey und liegt in den nächsten Secunden mit mir am Wege. Alles nitschewo! denn es war Alles glücklich abgelaufen. Nachdem wir spät in der Nacht in Bagti, einem kleinen, rein militärischen Posten, mit einigen Casernen und Soldatenwohnungen, eingetroffen waren, gingen wir am 21. Mai ins Himmlische Reich hinein und zwar nach der Stadt Tschugutschak, nur 21 Werst von Bagti. Es war ein stattlicher Zug: eine Tarantasse mit Brehm, wohl 40 Kirgisenhäuptlinge, 24 Kosacken mit Trompeter, mehrere russische Offiziere; alle berittn, im Galop oder Corrière (bei großer Hitze) über die Steppe jagend. Nach etwa 10 Werst hielten zwei bezopfte Mandschu am Wege, die Visitenkarten abgaben und dann im Carrière mit uns nach der Stadt eilten. Wir selbst sahen, nachdem wir eine Anhöhe passirt hatten, die Stadt vor uns liegen: braune Lehmmauern niedriger, flacher Häuser, wenig unterschieden von der Steppenfarbe. Rechts erheben sich höhere mit Zinnen versehene Mauern, die des Forts zum Schutze gegen neue Einfälle der Dunganen (Insurgenten), die 1866 die Stadt vollständig zerstörten, so daß sie es seitdem zu nichts mehr gebracht hat. Vor der Stadt schon lernten wir das Bewässerungssystem der fleißigen und praktischen Chinesen kennen, noch mehr, als wir die Stadt erreicht hatten. Jedes der elenden mit Rohr gedeckten Häuser lehnte sich an einen von hohen Lehmmauern umgebenen Garten, in dem bereits verschiedene Küchengewächse prangten. Ueber jedes Beet ließ sich beliebig Wasser rieseln. In den schmalen Straßen und dem krummwinkligen Bazar (zum Theil bedeckt) verwunderte Gesichter und fremdartige, sonderliche Menschen schauend, ritten wir nach dem Hause des Gouverneur-Generals (Tschansun) Tjun, der großen Caserne. Am Thore mußten wir absteigen und nach chinesischem Brauch um Einlaß fragen; wir wurden hierauf von dem alten Herrn, einem guten Funfziger, an der Thür seines Hauses empfangen und seinem General vorgestellt. Es stand bereits ein kaltes Mahl, meist Früchte, darunter frisch erhaltene Birnen scheiben, für uns bereit; sehr guter Thee und sogenannter chinesischer Wein, d. h. enorm starker juselhaltiger Arrak, wurde in Nephritschälchen servirt, meist Alles für uns kaum genießbar. Der Gouverneur-General bewohnte zwei kleine Zimmer, das, in welchem wir tafelten, und ein anderes, in welchem sich das kaiserliche Siegel, ganz aus Silber und faustgroß, sorgfältig verhüllt, und die Köpfungsschwerter befanden. Außerdem waren hier einige Waffen, darunter ein amerikanischer Hinterlader und ein sehr schöner Krimstecher. Die Unterhaltung war sehr schwierig, indem alles aus Chinesisch in Kirgisisch, Russisch und Deutsch und umgekehrt übersetzt werden mußte; überhaupt speiste uns der alte Herr mit den bekannten chinesischen Höflichkeitsformen ab, stellte uns alles zur Verfügung ꝛc. ꝛc. Auch Kleinigkeiten offerirte er uns sehr feierlich und erhielt dafür als Geschenk einen Campaß. Es war unbeschreiblich heiß im Zimmer, und ich freute mich, als wir ins Freie kamen, obwohl auch hier eine drückende luftzugslose Julihitze herrschte. Wir besahen die Caserne mit unzähligen kleinen Kämmerchen und Zimmerchen; alles war reinlich und weiß getüncht. Dann wohnten wir einem Scheibenschießen der kaiserlich chinesischen Infanteristen bei. Es waren ziemlich ruppig aussehende, meist alte Kerls in beliebigem Gewande; als Auszeichnung hatten sie einen weißen Glasknopf und zwei rothgefütterte Stücke Marderfell an der Mütze. Die Burschen schossen auf etwa 40 Schritt nach einer mannsbreiten Scheibe aus Leinwand, und schon der Umstand, daß vielleicht 60 Schritte hinter der Scheibe das Volk dicht geschaart stand, ließ mich nicht viel erwarten. Und so war es auch! Von fünf Pfeilen, die jeder versandte, schoß kaum der dritte Mann einen in die Scheibe, und die übrigen gingen so wenig weit darüber hinaus, daß das chinesische Publicum ganz unbesorgt sein durfte. Wir besuchten hierauf den Bazar, der selbst von chinesischen Sachen so wenig enthielt, daß wir nichts Passendes zu kaufen vermochten, und gingen dann in das tatarische Viertel zu einem reichen Tataren zu Tisch, der uns gut bewirthete; seine bildhübsche und malerisch gekleidete Frau machte uns dabei die Honneurs. Tamar Bey, unser kirgisisch-muselmännischer Freund, mußte dabei draußen bleiben. Obschon uns der Gouverneur Nachtquartier angeboten hatte, brachen wir doch noch Abends auf, und da die nächsten Jurten nur 18 Werst entfernt sein sollten, entschloß ich mich trotz allgemeiner Abspannung mitzureiten. Von Oberst Friedrichs (Bezirkschef von Lepsa) und Tamar Bey nahmen wir herzlichen Abschied. Leider war die Station nicht 18, sondern 30 Werst, und überdies verirrte sich der Kosack, mit dem ich ritt, in der Dunkelheit, so daß ich erst um 11 Uhr anlangte, nachdem wir mindestens 35 Werst (5 deutsche Meilen) geritten waren. Lange Ruhepause bis 23. Mai Morgens, also fast 36 Stunden, dann ging's mit Telege weiter.

Am 22., 23. und 24. setzten wir unsern Weg nach

Saiſſan fort; bei der großen Hitze (30° in der Sonne bei Mittag, in der Jurte 35°) konnte nicht ſchnell gereiſt werden. Der Weg führte über mehr als 3000 Fuß hoch gelegene Hochſteppe, welche zu beiden Seiten von Bergketten begrenzt war. Wir befanden uns noch immer auf chineſiſchem Gebiet. Zuweilen paſſirten wir kleine reißende Gebirgsbäche und Jurtenlager von Kirgiſen und Kalmücken, ruſſiſchen Unterthanen, die hier ruhig auf chineſiſchem Gebiet ihre Herden weiden und ſogar mit Hülfe der Bewäſſerung Haſer und Getreide bauen, unbehelligt von den Beſitzern des Landes und den Tunganen, die vor Allem, was Ruſſiſch iſt, coloſſale Furcht haben. Nach am Spätabend des 24. erreichten wir ein Hochplateau, auf dem wir am 25. den ganzen Tag in etwas kühlerer Bergluft lagerten. Der Platz heißt Bugutuſai und iſt ein Grenzpiket, wo im Sommer 25 Koſacken ſtationiren, um Uebergriffe der Tunganen ſofort zu züchtigen. Auf einem erhöhten Bergkegel hält beſtändig ein Poſten, der weit hineinſehen kann nach China bis zu dem ſchneebedeckten Kamm des Urkandſchagebirges. Nicht weit davon ſind große Steinhaufen als Reſte chineſiſcher Grenzpoſten, die dieſes Frühjahr von den Tunganen durch Ermordung ihrer Beſatzungen ſämmtlich aufgehoben wurden. Unſer Platz beſaß in einer kühlen Quelle eine beſondere Annehmlichkeit; kleine krebsartige Weſen in derſelben machten mir dies Gewäſſer intereſſant. Am Abend kam Dr. Pander von Saiſſan (Sohn des berühmten Anatomen, der mit d'Alton zuſammen werthvolle Atlaſſe veröffentlichte); er brachte uns nicht nur Erquickungen, ſondern auch Briefe (bis zum 8. April), die erſten, welche wir ſeit Petersburg erhielten. Natürlich große Ueberraſchung und Freude! Auch Zeitungen empfingen wir von Petersburg.

Am 26. Mai brachen wir früh 4 Uhr auf, ſtiegen zu einer Hochebene hinab, die an 50 Werſt breit von der nördlichſten Reihe des Tardagatai begrenzt wird. Die Steppe beſtand faſt durchgehends aus Kies und feinem Steinboden, ſpärlich mit Pflanzen bewachſen; ſie war wohl das Einförmigſte, das wir bisher geſehen, vielleicht mit Ausnahme der reinen Salzſteppe. Nur die umrahmenden Berge geſtalteten das Bild zu einem anmuthigen, aber in der heißen Luft flimmerten und ſchimmerten die Höhen in nebelhafter Weiſe. Als wir gegen 11 Uhr die Hochebene überquert, erwarteten uns Tarantaſſen, mit denen wir um 3 Uhr aufbrachen, um gegen 8 Uhr hier einzutreffen, wo wir im Hauſe des Majors Tſchanaſſ, des Bezirkschefs von Saiſſan, der uns von Bagti hergeleitete, gaſtliche Aufnahme fanden. Der Weg iſt ſehr gut, führt aber ununterbrochen durch kahle, phantaſtiſch verwitterte Schieferſchluchten und zwiſchen kegelförmigen, begrünten, aber baumloſen Bergen abwärts in die Steppe des Schwarzen Irtiſch, die am Horizont von den dämmernden Schneekuppen des Altai begrenzt wird. Sobald wir die Ebene erreicht hatten, ſahen wir uns auf der eigentlichen Poſtſtraße, und ſeit Semipalatinsk wieder Werſtpfähle, alſo wieder die geregelte Poſtlinie; Saiſſan, nur ein Militärpoſten, beſteht aus kleinen freundlich ausſehenden Häuſern und hat breite, mit Waſſergräben verſehene, weidenbepflanzte Straßen. Es iſt und wird, wenn zur Stadt erhoben, ein wichtiger Verkehrsplatz für China. Schon jetzt gehen große Kameelkarawanen hier durch, welche die chineſiſche Armee mit Mehl verſorgen. Es herrſcht daher hier ein regeres Leben, als man es ſonſt in dieſer Gegend findet.

* * *

Von Saiſſan aus wollten die Reiſenden mittelſt Bootes auf dem Schwarzen Irtiſch nach dem Saiſſan-See fahren und ſich von dort über die Hochſteppe Takir zu dem 5000 Fuß hohen Altai-See Marka Kul wenden, ferner den 9000 Fuß hohen Dſchingiſtar beſteigen und über Seranoſky, Uſt Buchtarma und Uſt Kamenogorsk nach Barnaul gehen. Die glückliche Ankunft in letzterer Stadt meldete ein Telegramm des Dr. Finſch aus Baenaut den 22. Juni wie folgt: „Geſtern wohlbehalten Barnaul angelangt über Saiſſan und Chineſiſchen Hacholtai. Fanden zwei Telegramme. Nach Abfertigung reicher Sammlungen gehen ſofort nach Tamsk weiter. Alle grüßen. Finſch.“

Am 3. Juli lief nun noch folgendes Telegramm aus Tamsk, den 2. Juli Abends, ein:

„Wir ſind heute früh hier eingetroffen. Morgen reiſen wir mit Dampfer nach Somarow *) weiter. Von dort gehen wir wahrſcheinlich mit Ladka den Ob abwärts, zunächſt nach Berefaw. Finſch.“

*) An dem Zuſammenfluß des Ob und Irtiſch.

Indiens Grenznachbaren gegen Afghaniſtan *).

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Die Frage nach den Wegen, auf welchen eine ruſſiſche Angriffsarmee von Ruſſiſch-Turkeſtan aus gegen Indien vorgehen könnte, und noch den Gefahren, die ein ſolcher Zuſammenſtoß für den Beſtand des engliſchen Kaiſerreiches in Indien nach ſich ziehen müßte, zu Anfang dieſes Jahrhunderts zuerſt vom ehrgeizigen Kaiſer Napoleon I. erwogen, welcher im Schutz- und Trutzbündniß mit Perſien, abgeſchloſſen zu Finkenſtein im Regierungsbezirk Marienwerder im Mai 1807, letzteres verpflichtete, „den franzöſiſchen Truppen den Durchzug nach Indien zu geſtatten, ſobald durch ſeine Vermittelung und Hülfe Transkaukaſien Seitens der Ruſſen geräumt iſt“ *), bildet jetzt den Gegenſtand zahlreicher Bücher und Schriften und kehrt in Parlamentsverhandlungen wie in der Tagespreſſe ſtändig wieder. In dieſen Blättern ſoll nun der Verſuch gemacht werden, die Länder zu ſchildern, welche Indien von Rußland trennen.

Auf allen Karten werden als Grenznachbaren des indiſchen Kaiſerreiches im Weſten aufgeführt Afghaniſtan und Beludſchiſtan (Kelat); die Grenze zwiſchen beiden wird zwi-

*) Vergleiche die amtliche Sammlung: „Collection of Treaties relating to India et Neighbouring Countries, by C. T. Aitchinson (Calcutta 1862 — 1866), 8 Bände, und die jährlichen indiſchen Verwaltungsberichte.

*) v. Schlechta-Wſſehrd, Die Kämpfe zwiſchen Perſien und Rußland in Transkaukaſien, 1804 bis 1813 (Wien 1864), S. 23.

schen 28½° und 30° nördl. Br. verlegt. Die Herrscher über diese Reiche betrachten sich als Nachbaren der Engländer, bezeichneten in Staatsverträgen alles Land bis zur englischen Grenze als ihr Besitzthum, machen unaufhörlich Anstrengungen, Hoheitsrechte im Grenzgebiete auszuüben, und es hat deshalb die jetzt übliche Begrenzung ihre volle Berechtigung. Thatsächlich gelingt aber diesen Staaten die Bezwingung ihrer Indien zunächst wohnenden Völkerschaften selbst auf den Hauptverbindungswegen nicht; so mußte der Landesherr, Scher Ali, Emir zu Kabul, 1869 den Anwohnern des Khaiber-Passes, Peschawar gegenüber, eine bedeutende Abfindungssumme zahlen, um der Nothwendigkeit zu entgehen, den sichern Durchzug nach Indien, dessen Vicekönig er in Ambala einen Staatsbesuch machte, sich mit Waffengewalt zu erzwingen.

Dieser Grenzstrich von 400 bis 500 Kilometer Breite ist ein Gebirgsland von stellenweise großartigem Alpencharakter; bei 4759 Meter liegen im Safed Koh, bei 3547 Meter in der Soliman-Kette die höchsten Gipfel. Von der indischen Ebene erfolgt der Aufstieg aus 120 bis 390 Meter Höhe durch kurze, steile und tief ausgewaschene, darum leicht zu vertheidigende Flußthäler; flacher verlaufen die Berge gegen Afghanistan und gehen schon bald in ein von den östlichen Quellflüssen des Hilmend bewässertes Hochland über, dessen Hauptorte im obern Theile in 2555 Meter (Ghasni), im untern breiten Thale in 1066 Meter (Kandahar) liegen. Der Landschaft entspricht der Charakter der Bevölkerung: enge Familienverbände, so daß jeder Stamm sich vom Nachbar im nächsten Hauptthale abschließt, und Sinn für Ungebundenheit kennzeichnen die staatlichen Zustände; Beaufsichtigung der Viehherden bei Abweidung der Alpentriften, etwas Ackerbau in den Thälern, Handel, oder wenn Tauschgegenstände fehlen, Angriffe auf Karawanen und Gehöfte in der vorliegenden Ebene bilden die Beschäftigung und gewähren die Mittel zum Lebensunterhalte in diesen im Ganzen nur an wenigen Stellen den Ackerbau lohnenden Gebirgsthälern.

Gebirgsvölker auf solch niedriger Stufe der Gesittung sind für geordnete Staaten höchst unbequeme Nachbaren. Uebergriffen muß entgegen getreten werden; dabei ist aber Stamm für Stamm, Thal für Thal, Dorf für Dorf zu bezwingen und der kleine Krieg hört nicht auf. Auf der Westgrenze seines indischen Besitzes hat England solche Völker auf die Länge von acht Breitengraden zu Nachbaren. In Sindh breitet sich eine schmale Wüste, 10 bis 20 Kilometer breit, zwischen dem beiderseitigen Culturlande aus; im nördlichen Pandschab reicht das England zugehörige Culturland stellenweise bis an den Fuß des Gebirges heran, ja schmale Ausläufer desselben, im Besitze solcher Stämme, ragen in englisches Gebiet herein und müssen zugänglich sein, soll nicht den daran wohnenden englischen Unterthanen der Verkehr gehindert werden. England mußte diese Nachbaren zur Ruhe verweisen und hat selbst große Anstrengungen nicht gescheut, dies zu erreichen. Noch sind die Grenzler an Ordnung nicht gewöhnt; aller Enden lodert der kleine Krieg auf und augenblicklich stehen die Engländer auf dem Kriegsfuße gegen drei Stämme: im Norden gegen die Mohmands, im Centrum gegen die Afridi, im Süden gegen die Anwohner des Bolanpasses.

Ethnographisch gehören diese Völker verschiedenen Hauptstämmen an. Im Norden bis zu 30¾° nördl. Br. herab wiegen iranische Pathan oder Afghanen vor, jedoch stark gemischt mit arischen Indiern und diesen in Anzug und Lebensweise ähnlich, weshalb man sie als „indische Abtheilung der Afghanen" zusammenfaßt; südlich von ihnen sitzen Brahui vom indischen, nicht arischen Drawidastamme, untermischt mit Belutschen, ebenfalls Iraniern. Die Afghanen dieses Grenzstriches sind stattliche Erscheinungen, schlank von Wuchs, von regelmäßigen Zügen, echt arische Gestalten; die Hautfarbe ist wohl dunkel, aber geht über helle Bronze nicht hinaus; die Frauen sind sogar noch lichter, obgleich sie nicht verschleiert sind. Der echt afghanische Typus, den ein breiter Kopf, eine hervorstechende Nase und ein kurzer, tief im Nacken sitzender Hals kennzeichnet, ist äußerst schwach vertreten; Kenner des Pandschab werden durch diese Gebirgsbewohner an die Gudschar erinnert, einen meist zum Islam bekehrten Hindustamm, der hauptsächlich zwischen den Flüssen Tschenab und Satledsch sitzt, aber auch sonst im nördlichen Indien zahlreich ist und als Nachkomme der Juëtschi oder weißen Hunnen gilt, ein indoscythischer, d. i. türkisch-tatarischer Volksstamm, der auf seiner Wanderung aus Innerasien Indien im 1. Jahrh. v. Chr. erreichte und im Pandschab große Besitzveränderungen veranlaßte. Die Afghanen wanderten in diesen Grenzstrich in sehr später Zeit ein, erst im 8. und 9. Jahrh.; während der Kämpfe der arabisch-indischen Statthalter um Selbständigkeit besetzten sie das Hauptthal des Kabulstromes. Die Seitenthäler und die Abhänge gegen Indien sind erst infolge der Züge Baber's im Beginne des 16. Jahrh. in Besitz genommen worden.

Die Belutschen, ihre Nachbaren im Süden, sind ebenfalls von starkem Knochenbau, aber ihr Gesicht ist abgeplatteter. „Sie haben fast alle Adlernasen, doch laufen sie nicht mehr, wie bei Afghanen, spitz zu und sind namentlich an der Wurzel ziemlich breit. Der Hals ist länger als bei Afghanen, die Hautfarbe röthlich braun und von dunkelbronzeartigem Glanze" (Spiegel). Ihre Ursitze werden zwischen Arabien und Armenien gesucht; sie selbst haben über ihre Wanderung die Ueberlieferung, daß sie im 12. Jahrh. unter einem Führer Namens Tschakar auszogen aus Syrien, den Euphrat nahe bei Bagdad überschritten und zunächst in Mekran Halt machten. Hier ließen sich viele nieder; die anderen zogen unter demselben Oberhaupte östlich weiter, überstiegen das Hochland von Kelat, das wegen seines Klimas und der Kahlheit der Berge ihren Gewohnheiten nicht zusagte, und machten in Katscha Gandawa, der Grenzprovinz Kelats gegen das britische Sindh, Halt. Ein Theil zog noch weiter und endete seine Wanderung erst kurz vor Delhi *).

Die Brahui unterscheiden sich von den Belutschen äußerlich durch geringere Körpergröße, hellere Gesichtsfarbe, fein geschnittene aber runde Gesichter, brannes Haupt- und Barthaar; einige tragen das Haar nach Art der indischen Radschputen. Die Brahui sind nach ihrem Aeußern, ihrer Sprache und den dürftigen geschichtlichen Nachrichten über ihr Land die ältesten Ansiedler in Belutschistan und ein und desselben Stammes mit den indischen Drawidas; diese sind die vorarischen Bewohner Vorderindiens und waren hinter den Ariern bei ihrem Einzug in Gesittung nicht zurück. Auch in Kelat geben die Brahui die Landesfürsten; sie sind hier fleißige Ackerbauer und wenn sie auch durch die Unfruchtbarkeit großer Landstriche zu Wanderungen mit ihren Herden genöthigt sind, so unterscheiden sie sich von echten Nomaden durch einen starken Sinn für eine Heimath, der sich in mancherlei Gebräuchen äußert. Den Belutschen gelten sie so sehr als indisches Volk, daß Einwanderer aus Indien den Brahui zugezählt werden, wenn sie ihnen auch nicht zugehören.

Die Sprache bildet unter den Pathan das Paschtu

*) Vergl. Kelat 1857 to 1860 (by Major Green, Calcutta 1861). 1872 wurden in Indien Belutschen gezählt: im Pandschab 235,123, meist im Deradschat (Grenzbezirk gegen Afghanistan); in Bombay, Provinz Sindh, 38,634.

oder Afghanische; es gehört dem indogermanischen — nicht semitischen — Sprachstamme zu, zeigt vorwiegend indisches Gepräge und schließt sich am nächsten an die neuindischen Sprachen an. Wie alle Gebirgssprachen ist es hart, rauh und klingt unschön. Das Balutschi ist nach Raverty „eine Mischung aus Persisch, Sindhi, Pandschabi, Hindi und Sanskrit mit einigen exotischen Wörtern und kann eine selbständige Sprache nicht genannt werden.“ Das Brahui zeigt alle Eigenthümlichkeiten der drawidischen Sprachen Südindiens; zahlreiche Brahui bereisen dieses als Pferdehändler und finden sich mit ihrer Sprache nnschwer zurecht. — In der englischen Verwaltung finden Paschtu und Balutschi in den letzten Jahren große Beachtung. Jedem Civilbeamten im Grenzbezirke ist es zur Pflicht gemacht, sich innerhalb einer entsprechenden Frist in der Landessprache des ihm anvertrauten Bezirkes prüfen zu lassen, sei dies Paschtu oder Brahui. Beamte, welche die Prüfung bestehen, erhalten eine namhafte Gehaltszulage. Auf Anregung der Regierung gab Professor Trumpp seine große Paschtu-Grammatik heraus; Missionär Hughes zu Peschawar verfaßte ein Lesebuch des Paschtu, Bruce eine Grammatik nnd Lesebuch des Balutschi. Noch ragen diese Sprachen stellenweise nur wenige Kilometer breit auf indisches Gebiet herein, aber sie erlangen um so größere Bedeutung, je näher sich die Grenzen Englands und Rußlands in Asien berühren.

Die Religion ist bei sämmtlichen Stämmen der Islam; jedoch besteht der große Sectenunterschied, daß Pathans und Brahui Sunniten sind, die Belutschen aber Schiiten. An Aberglauben überbieten die Pathans alle übrigen; so unbegrenzt ist ihre Verehrung für Heilige und Fakire oder mohammedanische Gaukler unter religiösem Deckmantel, daß dem Indier die Erzählung übertreibender Kaufleute glaubhaft klingt, man marde dort Heilige lediglich um ein neues Mausoleum errichten zu können! Für die nördlichen Pathans ist geistliches Oberhaupt der Akhund von Suat; dieser wird bei jedem wichtigen Staatsereigniß um Rath gefragt und ist keineswegs der Fanatiker, der nur Aufruhr im Innern und den Religianskrieg gegen die Fremden predigt, sondern äußert eher einen wohlthätigen Einfluß. So war er 1874 eifrig bemüht, den Krieg abzuwenden, der zwischen dem Emir zu Kabul und seinem rebellirenden Sohne, Jakub Khan, drohte, welcher damals als Gouverneur von Herat seinem Vater den Gehorsam verweigerte.

Die Brahui gelten als laue Mohammedaner; ihre Hochzeit feiern sie im Freien mit einem Festtanze und verewigen den Ort durch einen Tschapa oder Kreis von Steinen, in dessen Mitte ein höherer Stein aufrecht gestellt wird. Aehnliche Erinnerungssäulen (Tscheda) werden den ahne Nachkommen Verstorbenen gesetzt (s. Ausführliches darüber und Abbildungen dieser Steindenkmäler „Globus“ XXV, S. 222).

Die politischen Zustände gleichen etwa jenen im deutschen Reiche zur Zeit der Blüthe des Reichsgrafenthums. Jeder Stamm bildet ein eigenes Gemeinwesen mit Fürsten, deren Würde in gewissen Familien erblich ist, als Oberhaupt. Ein Gewohnheitsrecht, zn dessen Handhabung das Balk mitwirkt, regelt die inneren Verhältnisse. Das von jedem Stamme eingenammene Gebiet schließt sich eng an die Terraingestaltung und die Flußgebiete an; wasserscheidende Bergrücken bilden auch die politische Grenze. Die folgende Tabelle — entworfen vom jetzigen Gouverneur von Bengalen, Sir R. Temple, in der Zeit seiner Verwendung im Grenzbezirke — zeigt von Nord nach Süd die Namen aller Stämme längs der Grenze des Pandschab sowie ihre Abstammung und Stärke.

Laufende Nummer	Wohnsitz	Stamm	Race	Zahl der kampffähigen Männer
1	An der Grenze des Districtes Hazara . . .	Hassanzai	Pathan	8,000
2		Dschadun		
3		Bancrwal		
4	Peschawar gegenüber	Swati	Pathan u. Swati, abhängig v. Swat	20,000
5		Ranizai		
6		Othmankhail		
7		Mamand	Pathan, abhängig van Kabul	12,000
8	Kohat- u. Peschawar-Grenze .	Afridi	Pathan	20,000
9		Bezati		
10	Kohat-, Banmu- und	Sipah	Pathan	30,000
11	Dera-Ismail-Khan-Grenze	Orakzai		
12		Zaimuscht Afghans		
13		Turi	Pathan	20,000
14		Waizir		
15	Dera-Ismail-Khan-Grenze	Afrani		
16		Kasrani	Belutsch	5,000
17		Bozdar		
18	Dera-Ghazi-Khan-Grenze	Khetran	Pathan	3,000
19		Kasah		
20		Laghari		
21		Gurtschani	Belutsch	12,000
22		Marri		
23		Bhugti		
			Summa Pandschab	130,000

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

I. Die Sklaverei einst.

Angesichts der Vorgänge im Orient dürfte es dem deutschen Leser nicht uninteressant sein, Näheres über Sitten, Gebräuche und Leben des türkischen Volkes wenigstens nach einer Richtung hin zu erfahren. Wir glauben daher mit nachfolgendem Originalbericht des türkischen Majors Osman-Bei, den er zu St. Petersburg in russischer Sprache hat erscheinen lassen, einen ebenso unterhaltenden als belehrenden Einblick in die inneren Verhältnisse jener Gegenden zu bringen.

* * *

Im System des mohammedanischen gesellschaftlichen Haushaltes spielt oder spielte die Sklaverei eine zweifache Rolle, eine politische und eine sociale. In politischer Hinsicht ist sie eine Art Verlockung zu Eroberungen; in socialer ist sie eng mit dem Dasein der Harems verbunden. Als Mohammed seine Gesetze gab, herrschte die Sklaverei ringsum überall. Er rüttelte aber nicht an der altherkömmlichen Ordnung der Dinge; im Gegentheil, er sah in der Sklaverei eine Macht, die klug ausgebeutet werden mußte. „Die Sklaven," sagte er sich, „sind unglückliche Leute; wenn ich ihnen bessere Lebensbedingungen biete, werden sie für mich sein."

So gründete er seine Lehre, die deshalb im ganzen Osten die Oberhand gewann, weil sie auf rein demokratische Principien begründet war: nämlich auf vollkommene Gleichheit und Brüderlichkeit aller rechtgläubigen Muselmänner. Diese Ideen standen mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen Völker im schärfsten Widerspruch, und nur die mohammedonische Doctrin allein hatte ein rein revolutionäres Programm, insofern sie ihren Bekennern politische und sociale Gleichheit verhieß. Kein Wunder also, daß sie sich mit reißender Schnelligkeit ausbreitete, da die auf den Ruinen des römischen Reichs neuaufgebauten Staaten fest am Kastenwesen und Feudalprivilegien hielten, während das Volk in den Fesseln der Sklaverei gefangen lag.

Wenn ein erobertes größeres Gebiet sich weigerte, die Lehre Mohammed's anzunehmen, so ließen die Sieger den Besiegten ihren alten Glauben und ihre Einrichtungen, belasteten sie aber dafür mit verschiedenen Abgaben, so daß sie sich gewissermaßen das Recht, ihren Kopf auf den Schultern weiter tragen zu dürfen, mit schwerem Gelde erkaufen mußten. Gefangene, die mit den Waffen in der Hand in die Hände der Sieger fielen, wurden das Eigenthum der letzteren; sie konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Dieser Kategorie von Sklaven bediente sich nun der kluge Prophet, um seine politischen und religiösen Doctrinen weiter zu verbreiten.

In politischer Hinsicht waren die Sklaven ein hübscher Gewinn für die herrschsüchtigen Muselmänner und ein Anregungsmittel zu weiteren Eroberungen; andererseits bildeten die Sklaven eine Macht, auf welche der Islam sich stützen konnte, indem sie die Reihen der Kämpfer ausfüllen mußten. Die Moslim überschwemmten nach und nach Asien, Afrika und Europa und breiteten sich überall aus. In jener Zeit, wo der Reichthum vorzüglich in Land, Vieh und — Menschen bestand, hatte der Sklave einen doppelten Werth in den Augen des Eroberers, da er ihn mit sich heraufführen und ihn bei neuen Eroberungen und später in Haus und Feld brauchen konnte; die Sklavinnen ferner dienten ihm zur Vermehrung seiner Race. Nachdem Mohammed das Princip der Sklaverei anerkannt hatte, machte er diese zu einer Pflanzschule, in welcher Soldaten, Arbeiter, Diener und Weiber nur zur Verbreitung und zum Triumph des Islam beitragen mußten.

Dieser Plan stimmt noch heute vollkommen mit den demokratischen und kosmopolitischen Principien überein, die in den Grundregeln der mohammedanischen Gesetzgebung liegen. Das mohammedanische Volk bildet im Großen und Ganzen keine eigentliche große Nation, sondern ist nur ein Conglomerat von Menschen der verschiedensten Abstammung: Asiaten, Afrikaner, Europäer, Neger, Mulatten u. s. w. Der Glaube an Allah und den Propheten ist das Band, das diesen Knäuel der verschiedenartigsten Elemente zusammenhält. Landsleute und Brüder sind alle, die mit dem Ausruf: „Es giebt keinen Gott als Allah!" einander begrüßen.

Der demokratische Geist der mohammedanischen Lehre erklärt den ungeheuern Erfolg und das Heranströmen von Millionen von Menschen zu derselben. Selbst die Sklaven konnten der großen Anziehungskraft derselben nicht widerstehen und brannten vor Begierde, in diese große Brüdergemeinschaft, in der Alle untereinander gleich waren, einzutreten zu dürfen, und aus Sklaven Herren zu werden; so opferten sie Glauben und Gebräuche ihrer Voreltern und wurden Mohammedaner.

In seinen Gesetzen befahl Mohammed seinen Anhängern, es als eine heilige Pflicht anzusehen, für das Wohl derjenigen zu sorgen, welche die Vorsehung ihnen anvertraut habe, mit den Sklaven, über die sie wie über ihre eigenen Kinder zu wachen hätten, freundlich und liebreich umzugehen, da sie Gott für das Wohl derselben verantwortlich wären. Er bestimmte sogar die Zahl der Stockschläge auf Rücken und Fußsohlen eines ungehorsamen Sklaven, deren Zahl nie zu überschreiten sei. Auch den Männern erlaubte der Prophet, ihre Weiber zu züchtigen, ohne aber dabei die erlaubte Zahl der Streiche anzugeben.

Weiter unterließ Mohammed nicht, seinen Anhängern anzuempfehlen, denjenigen ihrer Sklaven, die ihnen treue Dienste geleistet hätten, nach einer gewissen Zeit die Freiheit zu schenken; es sei dies eine gottgefällige That. Und dies war eine weitere Maßregel, die Anhänger des Islam zu vermehren. Jeder Sklave, der seinen Freibrief erhalten hatte, wurde Bürger, konnte in den Staatsdienst treten und sich zum höchsten Würdenträger aufschwingen. So war die Sklaverei gewissermaßen eine Art Noviziat, welches der Proselyt für den Islam durchzumachen hatte; ohne dasselbe würde die Amalgamirung schwerlich so häufig von Statten gegangen sein und weniger günstige Resultate gegeben, auch schwerlich die muselmännische Bevölkerung das numerische Uebergewicht im Reiche behalten haben. Bekanntlich fängt ja auch dieses an abzunehmen, seit die Möglichkeit neue Sklaven zu ihrer Fahne überzuführen abgenommen hat.

Die weiblichen Sklaven wurden in die Harems gesteckt, wo sie theils, je nach Schönheit, Alter und Schlauheit, die Frauen der Türken oder deren Kebsweiber, auch

Mägde u. ſ. w. wurden; junge Sklaven wurden oft die Leibwächter ihrer Gebieter, oft Landarbeiter, Gärtner u. ſ. w.

Man muß den Türken die Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie vergaßen im Großen und Ganzen Mohammed's Lehre nicht und gingen meiſt vortrefflich mit ihren Gefangenen um; mancher Herr war ſeinem Sklaven ein guter Vater, der ihn ſpäter für treue Dienſte ſicher mit Freilaſſung belohnte und ihm ſo den Weg zu Reichthum und Ruhm eröffnete. Die ſeiner Zeit ſo berühmt und berüchtigt gewordenen Janitſcharen, welche die Welt durch ihre Tapferkeit und Grauſamkeit in Schrecken verſetzten, wurden ausſchließlich aus Gefangenen gebildet.

Wenn wir die berühmten Feldherren und Würdenträger des ottomaniſchen Reichs durchgehen, ſo finden wir unter ihnen eine große Menge freigelaſſener Sklaven. Alle Mamelucken in Aegypten ſtammten ohne Ausnahme von Sklaven her und regierten lange im Namen des Sultans über jenes Land.

Die Sklaverei iſt ferner noch ein unzertrennliches Zubehör des ſocialen Syſtems der Türkei, denn ohne Sklaven wäre es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit einen Harem zu halten. Wenn die Dienerinnen freie Mädchen wären, könnte man dann wohl die Gebieterinnen unter Schloß und Riegel halten? Die Sklaverei abſchaffen, hieße nicht allein alle Harems auflöſen, nein, das ganze Gebäude Mohammed's, alle Lehren des Koran umſtoßen. Wird das je möglich ſein? Heutzutage iſt die Abſchaffung der Sklaverei und die damit unvermeidliche Auflöſung des Harems der Stein des Anſtoßes zwiſchen dem Weſten und Oſten und erklärt genugſam den Widerwillen des Muſelmanns gegen die Bedingungen, die ihm die Völker Europas auferlegen wollen. Es iſt dies geradezu eine Lebensfrage für ihn, eine Frage, die alle Grundpfeiler zu unterwühlen droht, auf welchen das ganze alte Staatsgebäude ruht.

So erklärt ſich auch der Widerſtand, den der kleine mohammedaniſche Deſpot, der ſich Sultan von Zanzibar nennt, dem mächtigen England leiſtete, indem er dieſes zwang, ſeinen ganzen Einfluß aufzubieten, um ihn dahin zu bringen, den Sklavenhandel einzuſtellen. Wenn dieſer afrikaniſche Herrſcher es hätte wagen dürfen, er würde dem engliſchen Bevollmächtigten geantwortet haben: „Allah und ſein Prophet erlauben mir, Sklaven zu halten — und Du verächtlicher Giaur wagſt es, mir ſolches zu unterſagen!“ Angeſichts ſeiner ſchwachen Vertheidigungsmittel aber ſchwieg der Sultan, leiſtete nur anſcheinend Widerſtand um günſtigere Bedingungen zu erhalten und brachte ſo die Engländer zu einem gewiſſen Nachgeben; ſie bewilligten ihm bis auf Weiteres das fernere Beſtehen der Sklaverei, ohne welche kein mohammedaniſcher Staat beſtehen kann, in ſeinem eigenen Gebiete.

Die Epiſode in Zanzibar wird ſich jedesmal wiederholen, ſobald die mohammedaniſche Strömung mit der europäiſchen in dieſer Frage zuſammentrifft. In der europäiſchen Türkei begnügt man ſich damit, daß man den öffentlichen Verkauf der Sklaven verbietet, oder richtiger das Princip des Sklavenhandels nicht zuläßt, in der Praxis aber durch die Finger ſieht. Die Mohammedaner ſind herzlich froh, daß die Giaurs ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, und daß ſie im Stillen ihre kleinen Geſchäfte dieſer Art nach wie vor zu treiben im Stande ſind.

In jener geſegneten alten Zeit verſchaffte man ſich Sklaven auf folgende einfache Weiſe: türkiſche Heereshaufen drangen in Georgien (Gruſien) ein, verwüſteten das ſlaviſche Gebiet, machten räuberiſche Einfälle in die öſterreichiſchen Grenzländer und raubten alle jungen Burſchen und Mädchen, die ihnen in die Hände fielen. Mit dieſer Beute kehrten ſie dann heim, behielten die tauglichen für ſich und verkauften die anderen. Der türkiſchen Armee folgten gewöhnlich eine Menge Handelsleute und Agenten, die ihre Comptoire und Agenturen in den Hauptſtädten des Reiches hatten. Wenn dieſe Geſchäftsleute nun ihre erhandelten menſchlichen und anderen Waaren geſammelt hatten, ſo zogen ſie in langen Karawanen nach ihrem Beſtimmungsort ab, meiſt nach Konſtantinopel; dort begab ſich der Kaufmann auf den Markt, ſchlug ſeine Bude auf und hielt die Waare feil. Zur beſtimmten Zeit verſammelten ſich dann die Käufer und jeder ſuchte ſich die Mädchen oder Knaben aus, deren er bedurfte.

Ich bewunderte einmal in Europa ein ſehr ſchön gemaltes Bild, welches einen türkiſchen Sklavenmarkt darſtellte. Der Maler hatte, um das Pikante ſeines Sujets zu erhöhen, vorn auf demſelben ein wunderreizendes Mädchen im vollkommenſten Evacoſtüm dargeſtellt, das, von Käufern aller Art umringt und forſchend betrachtet, verſchämt da ſaß. Eine Scene dieſer Art konnte nur der Einbildung des Malers ihre Entſtehung verdanken, dem Bazar in Konſtantinopel war ſie nun und nimmer entnommen; denn der Mohammedaner hat ſtets die höchſte Achtung für weibliche Schamhaftigkeit. Ein Mädchen, welches bereits vor Aller Blicken ſo da geſeſſen hätte, würde viel ſchwerer einen Käufer finden, als ein ſtreng verhülltes. Der Türke kauft mit derſelben Seelenruhe eine ſchöne Sklavin, wie er um Tabak oder Kaffee feilſcht.

Die Agenten erhandeln oft ganze Partien Sklaven und Sklavinnen für die reichen und angeſehenen Mohammedaner; dieſe ſuchen ſich die beſten aus und geben die übrigen zurück oder tauſchen ſie gegen andere um. So reiſen dieſe Speculanten im Lande umher und bieten hier und in der Stadt ihren ariſtokratiſchen Kunden ihre Waare an, gerade wie in Europa die Modiſtinnen oder Juweliere es mit ihren Artikeln zu thun pflegen. Da der öffentliche Sklavenmarkt in Konſtantinopel ſchon vor zwanzig Jahren aufgehoben wurde, ſo erinnere ich mich deſſen nicht mehr perſönlich; ich war damals noch zu jung, doch kenne ich genug von demſelben aus den Erzählungen von Augenzeugen.

So kannte ich perſönlich genau einen gewiſſen Hadſchi-Abdullah, einen Sklavenhändler alter Schule und Specialiſt in ſeinem Fache, wie es deren wenig giebt. Er beſuchte uns zuweilen und war ein gern geſehener Gaſt; auch verdankten wir ihm unſere beſten Diener. Abdullah war ein Maure aus Marokko und ſeit langer Zeit in Konſtantinopel anſäſſig. Er war von coloſſalem Wuchſe, hatte ein dunkles, wildes Geſicht und kohlſchwarze Augen, eine plattgedrückte Naſe, dicke Lippen und trotz ſeiner ſchwarzen Haare einen langen grauen Vollbart. Um über ſeine Stärke zu urtheilen, brauchte man nur ſeinen dunkeln Stiernacken und ſeine großen muskulöſen Hände zu betrachten. Beſtändig hatte er an ſeinem Gürtel mehrere Peitſchen hängen, den Schrecken ſeiner unglücklichen Sklaven. Trotz ſeines wilden Ausſehens war Abdullah doch zuweilen von einer gewiſſen bärbeißigen Gutmüthigkeit und ſogar geſprächig. Oft ſetzten wir uns zu ihm und horchten ſeinen Erzählungen zu. Als er ſechszehn Jahre alt war, entlief er dem Padiſchah von Fez und kam nach Konſtantinopel. Seine erſten Heldenthaten waren Räubereien. Da er kein Betriebscapital hatte, ſo ſtreifte er in verſchiedenen Grenzprovinzen umher, wo es ihm gelang, ein paar hübſche Mädchen zu ſtehlen, die er vortheilhaft verkaufte, und ſo ſein Geſchäft auszubreiten. Er ließ ſich als patentirter Kaufmann in eine Gilde einſchreiben, bezahlte ſeine Abgabe und genoß bald in Folge glücklicher Operationen einen guten Credit. Auch unternahm er mehrere Reiſen in verſchiedene Gegenden der europäiſchen Türkei, nach Adrianopel, Schumla u. ſ. w., wo er mit ſeiner Menſchenkarawane gute Geſchäfte machte. Doch waren dieſe Reiſen nicht immer gefahrlos. So wurde er auch einſt von Räubern überfallen,

die ihn banden, seine Waare auf das Unbescheidenste untersuchten, ihn verhöhnten und von denen er sich nur durch eine bedeutende Summe freikaufen konnte.

Abdullah genoß in Konstantinopel einen sehr guten Ruf; seine Waare wurde immer pünktlich auf Bestellung geliefert; er verstand es sie herauszuputzen, jeden Geschmack zufriedenzustellen; ja, wenn irgend Jemand seiner Kunden mit einem eigensinnigen Sklaven nicht fertig werden konnte, so brauchte er diesen nur Abdullah zu übergeben und er konnte überzeugt sein, ihn bald fromm und gehorsam zurückzubekommen.

Eine unserer Sklavinnen konnte nur mit Schaudern von ihm sprechen und behauptete, der alte Bösewicht habe den Tod von mehr als einer armen Sklavin auf seiner schwarzen Seele.

Als ich Abdullah kennen lernte, war er nahe an hundert Jahre alt. Es war dies im Jahre 1858; damals hatte er bereits seine Geschäfte aufgegeben, denn die gute alte Zeit des Sklavenhandels war vorbei und nur einigen seiner alten Kunden erwies er noch die Gefälligkeit, und das nur heimlich, ihnen Sklaven zu verschaffen.

Seine erste Frau war die Frau eines reichen Janitscharen gewesen, ihrer erwähnte er oft. Von den übrigen sprach er nicht mehr, weil er selbst die Zahl derselben vergessen hatte, so viele waren deren gewesen. Selbst heute sind Speculanten von Abdullah's Art noch nicht ganz ausgestorben, die auf Menschen nur wie auf einen Handelsartikel zu sehen gewohnt sind und vor keinem Mittel zurückschrecken, sich einer erwünschten Waare zu bemächtigen und sie durch List oder Gewalt, Güte oder Strenge zum Verkauf geeignet zu machen. Das gewöhnlichste Mittel, sie erst in ihre Hände zu bringen, ist das Opium; dann folgen Peitsche und andere Zähmungsmittel. Da dies allgemein bekannt ist, so übergiebt sich kein freies Mädchen, und wäre sie dettelarm, etwa um durch sie ihre materielle Lage zu verbessern, den Händen der Sklavenhändler.

In alten Zeiten hielten reiche und vornehme Leute viel mehr Sklaven als jetzt; jeder Pascha hatte deren wenigstens zwanzig, der arme Beamte selbst einen Sklavendiener. So besteht der wesentliche Unterschied jener Zeit mit der heutigen darin, daß früher die Sklaverei sich durch alle Classen verbreitet fand, während sie sich jetzt nur fast allein auf die Harems concentrirt, wie auf einzelne Hausdiener in den Familien.

Auch die alte Sitte, einander Sklaven zu schenken, ist fast ganz außer Gebrauch gekommen. So hielten es z. B. die türkischen Großen ehemals für ihre Pflicht, dem Sultan jährlich Sklaven beiderlei Geschlechts zu verehren. Jeder Großvezier erhielt bei seinem Dienstantritt ein ganzes Heer solcher Geschenke, selbst Eunuchen, von seinen Collegen und anderen vornehmen Beamten, nebst Briefen mit Ergebenheitsbezeugungen. Die jüngeren schöneren Mädchen wurden dann sogleich in den Harem gebracht zur Vorstellung am Abend, wenn der Vezier sein irdisches Paradies durch die Thür des „Glücks" betrat. Die jungen Schönen wurden reihenweise im großen Saale aufgestellt, wobei man wohl Acht gab, daß keine einzige die Schönheit ihrer Form verberge. Dann wurden sie dem hohen Würdenträger einzeln vorgestellt. Gewöhnlich musterte dieser seine neuen Sklavinnen mit der stumpfen Gleichgültigkeit eines übersättigten Sybariten, ließ ihnen Geschenke geben und entließ sie. Selten nur kam es vor, daß irgend eine besonders hervorragende stolze Schöne die Blicke ihres neuen Beherrschers auf sich zog, der dann befahl, sie in besondere Gemächer zu führen, um ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Jetzt sind schöne Sklavinnen selten und theuer, daher werden denn auch solche Geschenke immer seltener, selbst unter den Vornehmen; der Sultan allein und die Glieder der kaiserlichen Familie machen einander zuweilen noch dergleichen Ueberraschungen.

Aus allen Erdtheilen.

„Reisen auf den Philippinen von Dr. Jagor*)."

(Kritik des Werkes in der philippinischen Presse.)

Das den Lesern des „Globus" durch verschiedene Auszüge in Bd. XXIII. bekannte Werk Jagor's wurde Ende 1874 durch Oberforstmeister Sebastian Vidal mit Genehmigung des Autors ins Spanische übersetzt und durch königliche Cabinetsordre die Verbreitung und Lectüre desselben dringend befürwortet. In der „Gaceta oficial" vom 30. Mai 1875 heißt es: „In Anbetracht des großen Nutzens und zur Unterstützung der möglichst großen Verbreitung des unter dem Titel „Viajes por Filippinas" vom Ingeniero de montes Sebastian Vidal übersetzten Werkes des deutschen Gelehrten Dr. F. Jagor hat Se. Maj. der König befohlen, daß Eure Excellenz die Anschaffung des Werkes in allen Officinen des Staates befürworte und dieses Decret in der „Gaceta de Manila" publicire." — An den Generalgouverneur der Philippinen.

Am 3. August wurde auch selbes Decret in der Gaceta publicirt und alle sich überhaupt für etwas interessirenden Spanier waren gespannt auf die Ausgabe des Werkes; aber weder König Alfonso noch General Malcampo hatten auf die junta de censura gerechnet; diese, meist aus Augustinermönchen zusammengesetzt, verbot die Einführung des Werkes, confiscirte dem hier weilenden Uebersetzer, Herrn Vidal, Director des hiesigen botanischen Gartens ꝛc., sämmtliche Exemplare (NB. welcher sie habhaft werden konnte) und stiftete ein Autodafé damit an. Wenige Wochen nach der officiellen Empfehlung des Werkes wurde somit dasselbe noch höher officiell verboten!

Angenommen nun, daß Jagor's Werk wirklich Aufklärungen enthielte, deren Veröffentlichung auf den Philippinen, als einer Colonie, nicht angebracht ist, sollte man doch glauben, daß mit der an sich schon lächerlichen Widerrufung eines königlichen Decretes der Sache genügt sei und Alles vermieden werden müßte, die gefährlichen Artikel bekannt werden zu lassen. Statt dessen beginnt die Presse, welche durch die junta de censura sich in den Händen der Mönche befindet, auf eine ganz schamlose Weise zu kritisiren, indem sie sich nicht begnügt, den Verfasser sowohl wie den Uebersetzer auf das Unanständigste zu beleidigen und ganze Artikel des Werkes vollkommen verdreht zu veröffentlichen, sondern sie greift auch auf das Aergste Deutschland an, das Volk sowohl wie die Regierung, welche als Teufelskinder hingestellt werden, mit welchen umzugehen für Staat und Kirche verderblich sei. Die wenigen hier lebenden intelligenten Spanier lächeln über den ultramontanen Eifer; jedoch leben hier in Manila leider mehr Spanier der niede-

*) Zu Anfang Juli dieses Jahres ist Dr. Jagor von seinen mehrjährigen, zu ethnographischen Zwecken unternommenen Reisen in Vorder- und Hinterindien nach Berlin zurückgekehrt, wo er das reiche gesammelte Material zu verarbeiten gedenkt.

ren und niedrigſten Claſſen als wie anſtändige, und ja ſehen wir Deutſchen, welche alle durch mehr oder minder große Intereſſen hier feſtgehalten werden, uns durch den Fanatismus bedroht und Inſulten ausgeſetzt (wie ſolche vor zwei Jahren ſchon narfielen, da das Gerücht verbreitet war, die Deutſchen conſpirirten mit den Meſtizen, um Manila an Fürſt Bismarck zu verhandeln!).

* Im Auszuge bringe ich nachſtehend eine wörtliche Ueberſetzung einer beſonders craſſen Kritik von Frau Ramon Martinez, in der „Revista filipina“ publicirt und im „Porvenir filipino“ reproducirt: „Des rein wiſſenſchaftlichen Inhaltes wegen wird das Werk Jagor's nur für Wiſſenſchaftsleute Intereſſe haben und nur von ſolchen geleſen werden! — Der Autor behandelt, prüft und urtheilt über die weitgreifendſten Probleme mit einem rein deutſchen Maßſtab, als bekannt verſchweigend, daß das deutſche Criterium in den ſocialen Wiſſenſchaften nicht das der Wahrheit iſt. Wir erkennen die Dienſte Deutſchlands in den Naturwiſſenſchaften ihrem Werthe gemäß an, aber wir haben auch die Ueberzeugung, daß in der Religion und den ſocialen Wiſſenſchaften Deutſchland auf die allererdärmlichſte Art die Wahrheit verletzt, und wenn wir hinzufügen, daß die Grundlage der unumſtößlichen Gerechtigkeit und wahrer Politik nur verſtanden werden kann von den Völkern, welche erleuchtet ſind vom Warte Gottes, ſo erkennen wir, daß Deutſchland, ſowohl als Volk wie in ſeiner Regierung, abgewichen vom Wege des Glaubens und hinabgeworfen in einen Abgrund von Vorurtheilen und Finſterniß, beherrſcht außerdem von einem Cäſarismus, welcher der Tod der menſchlichen Freiheit iſt, nicht fähig iſt und es ihm nicht erlaubt werden darf, die ſocialen Probleme zu prüfen. — — — Alles, was Deutſchland beurtheilt, ſieht es durch das Prisma ſeines Syſtems. Da bei dieſem das Licht fehlt, ſieht es die Flecken des Oculars als Flecken des Objectes an, ſich einbildend, in den anderen Nationen Irrthümer zu ſehen, welche nur in ſeinem Gehirn exiſtiren. — — — Abgeſehen von dem Urtheil, welches der Autor über die Tagespreſſe fällt, können wir nicht umhin, uns zu entſetzen über das, was er über die Cenſur ſagt; er giebt vor, ſelbige ließe nur einige offizielle Zeitungen von Paris und Madrid zur Weide für die Tagesblätter durchſchlüpfen und lege ſamit ihre eiſerne Hand auf private Abonnements. Will er mit ſolch vorſätzlichen Irrthümern das ſpaniſche Gouvernement darſtellen als beſeelt vom ſelben aufſtöbernden und inquiſitoriſchen Geiſt, wie der des Fürſten Bismarck, und den unvorſichtigen Leſer glauben machen, daß in Manila alle fremden Publicationen mit Beſchlag belegt werden, nicht mehr nicht weniger als was die deutſche Regierung thut mit den franzöſiſchen Zeitungen, welche der Bismarck'ſchen Politik nicht ſecundiren? — — — Nach dem Urtheil Jagor's müſſen wir ihm auf ſein Wort als Doctor aleman glauben, da er als Beweis nur einen engliſchen Kalender anführt, daß viele Häfen Chinas und Japans nur dem Handel geſchloſſen wurden, weil die katholiſchen Miſſionäre mit ihren indiscreten Predigten die Regierungen aufhetzten, ſo daß jetzt die Chineſen aufgeregt werden, wenn ſie einen Prieſter reden hören. — — — Die vorgehenden Reflexionen ermächtigen uns, dem Jagor den Ignaranten zurückzugeben, welchen er Angeſichts der Welt reſpectablen Verwaltern der Philippinen an die Stirn ſchreibt; — gewiß wird Jagor nicht damit einverſtanden ſein, daß wir ihn einen Ignaranten nennen, und doch iſt er dies, nicht allein weil er nicht einmal die erſten Kenntniſſe hat von dem, was Gott dem Menſchen aufgab, die Pflicht, für ſeine Lehre zu werben (!), ſondern auch weil er leichtſinnig geſchrieben hat über Sachen, die er nicht verſteht, weil er ſich beſchmutzt hat in ſeiner Ehre als Literat, weil ihm das richtige Criterium fehlt, das zum Löſen der ſocialen Probleme nöthig iſt; er hat über Alles discutirt mit den Anſichten eines reinen Rationaliſten und mit dem Syſtem des Utilitariſten.“

In dieſer Weiſe fährt Frau Raman nun noch einige Bogen hindurch weiter fort, ohne auch nur eine der ſogenannten Unwahrheiten Jagor's logiſch zu widerlegen; er ſchimpft einfach auf die Ketzer und nicht gerade auf ſehr anſtändige Weiſe — Alles aus purer chriſtlicher Liebe.

Jagar bringt nun allerdings einige Capitel, welche den Prieſtern hier nicht gerade ſehr angenehm zu hören ſein mögen; ohne jedoch irgend Unwahres oder Uebertriebenes zu ſagen, ſchildert er Leben und Treiben in den von ihm bereiſten Provinzen, welches mit kleinen Abwechſelungen in allen übrigen das Gleiche iſt, auf eine bisweilen etwas kauſtiſche Weiſe; was er über die Prieſter ſagt, iſt nur das, was ſelbſt die Spanier hier vollkommen zugeben und was wir hier aus nächſter Nähe leider als nur zu wahr beſtätigen müſſen.

Die „Revista de Espana“ bringt Band 54, Mai und Juni 1875, S. 286 bis 288, einen langen unparteiiſchen Artikel über das Werk; ebenſo erwähnt der „Diaria español“ vom 14. Mai 1875 in längerer Abhandlung lobend des wahren und hübſch geſchriebenen Werkes; die „Epoca“ bringt verſchiedene kürzere lobende Artikel.

Die Ueberſetzung Vidal's iſt übrigens eine vollkommen wortgetreue, und wenn auch das Herz des Spaniers gern einige Stellen geſtrichen hätte, ſo iſt doch H. Vidal trotz ſeiner vielen Kenntniſſe ein viel zu beſcheidener Ueberſetzer, um ſich Veränderungen des Textes erlaubt zu haben.

Manilo, 10. October 1875. Guſtaa Grupe.

Coloniſation von Sumotra.

F. B. Während die Engländer ſich noch immer mit Plänen zur Erforſchung und Coloniſation von Neuguinea beſchäftigen, wenden die Franzoſen jetzt zu gleichen Zwecken ihre Aufmerkſomkeit auf das ungleich reichere Sumatra. Nach der „Revue Maritime et Cotoniale“ hat M. de Saint Pol-Lias der Pariſer Geographiſchen Geſellſchaft ein Project vorgelegt, welches von derſelben als günſtig betrachtet wird. Nach demſelben ſoll das Unternehmen in die Hände einer Verbindung von Leuten gelegt werden, die ſowohl Capital als Kräfte liefern können, und zwar ſo, daß 20,000 Francs den Betrag jeder einzelnen Unterſchrift bilden ſollen. Die erſte Abtheilung Coloniſten ſoll aus einem Director beſtehen, der die Einzelheiten des Unternehmens beaufſichtigt, einem Botaniker aus der Schule in Grignon, einem Ingenieur, Doctor, Kaufmann, zwei wiſſenſchaftlichen Männern, Erforſcher, Naturaliſten u. ſ. w. M. de Saint Pol-Lios hat ſchon faſt ſeinen ganzen Stab angeworben, unter dem ſich auch Raſfrau, der abyſſiniſche Reiſende, befindet. Der für die erſte Anſiedelung ausgeſuchte Ort liegt an der Oſtküſte, wo, wie man hofft, eine Bewilligung von 2000 Hectaren Land ſich von der holländiſchen Regierung wird erlangen laſſen, deren auf Java ſo oft gezeigte Eiferſucht jedoch, unſerer Meinung nach, das größte Hinderniß des Projectes werden dürfte. Dieſes Land ſoll zuerſt mit Tabak angebaut werden, für den ſich der äußerſt fruchtbare Boden und das Klima des Bezirks auszezeichnet eignen ſollen, und ſoll auf dieſe Weiſe ein Einkommen geſchaffen werden, welches der Geſellſchaft zur Errichtung weiterer Anſiedelungen, zur Ausbreitung ihrer Operotionen nach Malocca, Cochinchina, Borneo und Neuguineo, ſowie überhaupt zur Entwickelung franzöſiſcher Intereſſen im fernen Oſten verhelfen ſoll. Abgeſehen von der Möglichkeit des Erfolgs dieſes Unternehmens unterliegt es keinem Zweifel, daß, beſonders ſeit den holländiſchen Mißerfolgen in Atchin, der Handel Europas mit Sumatra einer ungeheuern Vergrößerung fähig iſt, wie ſich ſchon aus folgender Liſte wirklicher und möglicher Ausfuhrartikel der Inſel ergiebt: Pfeffer, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Reis, Mais, Eben-, Teak-, Sandel- und Sapan-Hölzer, Aloe, Zimmt, Kompher, Benzin, Indigo, Capſicum, Gummi, Wachs,

eßbare Vogelnester, Rohre, Farbhölzer, Gold, Edelsteine, Seide und Elfenbein.

Wohee stammt der Tobock?

Darüber erzählen sich Eingeborene auf Neu-Guinea, welche ihren Wohnsitz im Südosten der Insel 15 englische Meilen nördlich von Port Moresby haben, Folgendes.

Es begab sich, daß eine Frau mit Namen Heva in Elema, einem Orte irgendwo zwischen Cap Possession und dem Aird-Flusse, guter Hoffnung wurde. Gegen Ende ihrer Schwangerschaft mußte ihr Mann auf einige Zeit verreisen und verließ sie. Die Frau kam während seiner Abwesenheit nieder, aber was sie gebar, war kein Kind, sondern — Pflanzensamen. Sie erschrak nicht wenig darüber und wußte für den Augenblick nicht, was sie damit anfangen sollte. Da erinnerte sie sich, daß der Same doch der Erde angehöre, und sie vergrub ihn, und es dauerte nicht lange, so kam eine schöne Pflanze zum Vorschein. Als nun ihr Mann heimkehrte, war seine erste Frage: „Wo ist unser Kind?“ Sie aber antwortete: „Es war ein schlechtes, und ich habe es begraben,“ und dabei führte sie ihn an die Stelle, wo die Pflanze stand, und sprach: „Siehe da! Das ist unser Kind.“ „Nun,“ entgegnete der Mann, „wenn es einmal unser Kind ist, so müssen wir es auch in Pflege nehmen.“ Nicht sehr lange darauf hatte er einen sonderbaren Traum: es war ihm, als würden die Blätter von der Pflanze gebrochen, getrocknet und verbrannt, und der Rauch, welchen er einathmete, wäre wonniglich. Er erzählte am nächsten Morgen seiner Ehehälfte den Traum, und diese meinte, Versuch mache klug, man wolle einmal die Probe machen, denn schaden könne es doch nicht. Wie gerathen, so geschah es, und, in der That, es bewahrheitete sich Alles, was der Mann geträumt, und der Rauch war viel, viel köstlicher, als alle Speisen und Getränke, welche sie je zuvor genossen hatten. Anfänglich wollten sie dies Geheimniß für sich behalten, allein Heva war geschwätzig und plauderte es aus. Da kamen nun die Nachbarn und Leute aus weit her und wollten von der wunderbaren Pflanze haben. Man gab ihnen dann und unterrichtete sie des Näheren. So ist es denn gekommen, daß die Tabakspflanze jetzt im ganzen Innern von Neu-Guinea sich verbreitet hat; nur an der Küste gedeiht sie nicht.

Bevor die Eingeborenen, unter denen diese Sage verbreitet ist, den Rauch einziehen, haben sie die Gewohnheit, wiederholt auszurufen: „Kuku e! Kuku e!“, d. i. Tabak ach! Tabak ach! — eine Exclamation, welche das wonnige Gefühl andeuten soll, welches der Genuß des Tabacks ihnen bereitet. Dieser Ausdruck kommt auch dann zur Anwendung, wenn sie Jemanden ganz besonders ehren wollen, indem sie dessen Namen davor setzen. So z. B. begrüßten sie den englischen Missionär Lowes, welcher in Port Moresby stationirt ist und dort allgemein Misi Loo genannt wird, bei seinem ersten Besuche zu Anfang dieses Jahres mit dem ehrenden Rufe: Misi Lao Kuku e! Misi Lao Kuku e!, der sich bis spät in die Nacht wiederholte.

Dieser Missionär berichtet noch, daß die Eingeborenen des Inlandes, in welches er ungefähr 20 engl. Meilen vordrang, ihre Häuser nicht bloß, ähnlich wie es an der Küste geschieht, sechs bis zehn Fuß über der Erde errichten, sondern daß sie gar nicht selten ihre Wohnungen hoch oben auf den Bäumen aufschlagen. Einmal soad er selbst einen Baum, auf welchem sich drei Wohnungen in verschiedenen Höhen befanden, aan denen die letzte wohl an sechzig Fuß hoch war. Was die Eingebarenen dazu oeranlassen mag? Sie selber geben als Grund an, daß es schon ihre Vorfahren so gemacht hätten, allein die Sache dürfte wohl tiefer liegen. Sie glauben an einen bösen Geist, den sie Vata nennen, und dieser übt seine Herrschaft auf der Erde aus. Um nun diesem gefürchteten Kabalde während der Nacht nicht zur Beute zu fallen, wohnen und schlafen sie hoch, und wer am höchsten logirt, hat natürlich am wenigsten zu fürchten und fühlt sich am sichersten.

* * *

Die Reste der Indianer im Osten Naedameeikas haben sich nach einem Berichte des französischen Reisenden Alphans Pinart ziemlich civilisirt. Es existiren noch, schreibt er, im Staate Maine, in Neu-Braunschweig, einem Theile Canados und Neu-Schottlands sowie auf Cap Breton Ueberbleibsel des großen Stammes der Abenakis und der Micmacs und Melicetes. Diese civilisirten Indianer leben jetzt in Dörfern, die sich kaum aan jenen der Weißen unterscheiden; die Leute haben dabei ihre physischen Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache bewahrt. Im Sommer ziehen sie auf die Jagd und den Fischfang. Folgende Dörfer habe ich besucht: ein Dorf auf einer Insel im Penobscot nahe bei Oldtawn in Maine; am Shoodie-See an der Grenze van Maine ein Dorf der Passamoqnoddy; ein Dorf der Sybail am Pleasant Point, 5 Miles aon East-Port (Passamaanoddy-Bay), das wie die Missionen Saint François und Saint Joseph an der Grenze van Canada und Neu-Braunschweig aon Etschemin-Indianern bewohnt ist; am Saint Johns und Sainte Croix sowie bei Tobiane wohnen die Melicetes; die Micmocs finden sich in Neu-Schottland om Penhaal-See bei Liverpaal, auf Cap Breton (in Dorfe Baddeque und auf Chapel-Island) und im östlichen Canada. Ihr größtes Dorf ist bei Mission Point, gegenüber Campbelltown.

Nocheicht von Stanley.

Der Landaner „Daily Telegraph“ hat fünf Briefe aon Stanley erhalten, wonach derselbe seine Umfahrung des Victoria-Sees vervollständigt und von der Südwestecke desselben, welche er bei seiner ersten Befahrung des Sees anerforscht ließ, eine Karte entworfen hat (vergl. „Globus“ XXVIII, S. 373 ff.). Er hat ferner die Ukerewe-Insel und König Mtesa zum zweiten Male besucht und ist van dart mit 2000 Speerträgern aus Uganda (Mtesa's Reich) nach dem Albert-See (Mwutan Nzige) hinübermarschirt. Er erreichte denselben bei Unyampako (welches wahrscheinlich unter etwa 1° nördl. Br. zu suchen ist), befuhr ihn aber nicht; beschreibt dann den Gamboragora-Berg mit seinen hellfarbigen Bewohnern, kehrte zu Mtesa zurück und ging darauf westlich vom Victoria-See südwärts über den Kagera-Fluß und den kleinen Wiwondermere-See durch das Land Karagwe (Alles aan Speke und Grant in den Jahren 1861 und 1862 besuchte Oertlichkeiten) nach Udschidschi am Taganyika See. Bei Absendung seines letzten Briefes (24. April 1876) befand er sich nach 15 Tagemärsche vom Taganyika, aon wa aus er nordwärts zum Albert Nyanza zurückzukehren gedenkt. Frank Pocock war noch bei ihm und beide befinden sich wohl.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. III. (Mit drei Abbildungen.) — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. II. — Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit. I. — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt van H. v. Laukenon. I. — Aus allen Erdtheilen: Reisen auf den Philippinen aon Dr. Jagor. — Colonisation von Sumatra. — Woher stammt der Tobock? — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 29. Juli 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarische Anzeigee Nr. 7.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

I. Fernando Po*).

Fernam da Pa aber, wie es gewöhnlich, aber weniger richtig, genannt wird, Fernanda Pa ist die größte (nach Behm und Wagner hält sie 37,61 Quadratmeilen oder 2071 Quadratkilometer Areal) und dem Festlande nächstgelegene unter den vier Guinea-Inseln, welche genau in einer von Nordnordosten nach Südsüdwesten gerichteten Linie liegen, in deren nordnordwestlicher Verlängerung auf dem afrikanischen Festlande das Camerun-Gebirge, der Ladul an der Grenze von Adamaua und der Atlantika südlich von Iola sich erheben. Ebenso wie letztere beiden Berge wahrscheinlich und das riesige Camerun-Gebirge (4250 Meter hoch) sicher vulcanischen Ursprungs sind, ebenso ist es auch diese Inselkette, deren erste und letzte, vom Festlande aus gerechnet (Fernanda Po und Anadam), spanisches, deren beide mittelsten, Ilha do Principe und S. Thomé, portugiesisches Besitzthum ausmachen. Alle vier haben im Ganzen einen und denselben Charakter; sie sind hoch und fruchtbar, mit dichten Wäldern bedeckt, reich an fließenden Gewässern und tragen pyramiden- oder kegelförmige Berge mit schraffen wilden Felsspitzen. Je weiter vom Festlande entfernt, desto weniger hoch sind die Gipfel: während der Clarence-Pik auf Fernando Po 3261 Meter (nach dem Bataniker Gustav Mann, der ihn zu Anfang der 60er Jahre dreimal bestiegen hat, aber nur 2886 Meter) ansteigt, mißt der Chaves-Berg auf S. Thomé nur 2285 und die Spitze von Anabom noch keine 1000 Meter. Fernando Po's Gestalt ist die eines länglichen Vierecks, welches hoch, stellenweise sogar sehr schraff, aus dem Meere aufsteigt und von zwei Gebirgsketten durchzogen wird, in deren nördlichen der schon erwähnte Clarence-Pik liegt. Viel niedriger ist das südliche Gebirge. Der aus verwitterten vulcanischen Gesteinen bestehende Baden ist ungemein fruchtbar und bringt die prachtvollsten Urwaldungen hervor, namentlich die für den Schiffsbau so gesuchten Teakbäume und treffliche Färbehölzer. Engländer haben die Ausbeutung dieser natürlichen Schätze um S. Isabella im Norden der Insel in Angriff genommen, wurden aber durch die Transportschwierigkeiten gezwungen, sie wieder aufzugeben. Sümpfe, heißt es, finden sich nirgend und das Klima in den höheren Theilen ist, obwohl durch die fast beständigen Nebel feucht, doch gesund, während es an der Küste so ungesund wie im Nigerdelta ist. Europäer kommen darum, so herrlich die Insel vom Meere aus betrachtet sich ausnimmt, schlecht fort. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Anfang des neuesten Buches des vielgewanderten Richard F. Burton, welcher einige Zeit lang auf Fernanda Pa das englische Consulat versah (Two Trips to Gorilla Land and the Cataracts of the Congo, 2 Bde., London 1876, II, S. 1). „Während der heißen Zeit des Jahres 1863 — sagt er dort — hatte sich „Nanny Pa", wie der civilisirte Afrikaner dies salze und herrliche Eiland nennt, in ein Beinhaus, in ein finsteres, schreckliches Grab für

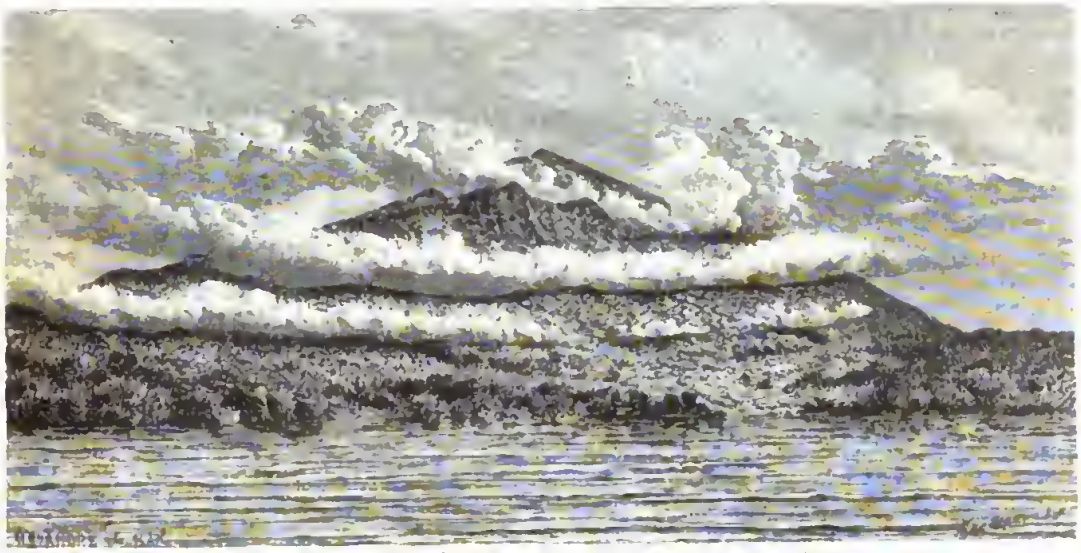
*) Vergl. die ersten dieser Schilderungen nach Viceadmiral Fleuriot de Langle in Band XXV, Nr. 13, 14, 15, 20 u. 21.

Die Inſel Don Henrique bei Fernando Po. Aufenthalt von politiſchen Verbannten. (Nach einer Photographie.)

Europäer verwandelt. Das gelbe Fieber vom vorhergehenden Jahre, welches in zwei Monaten ein Drittel der weißen Bewohner, genauer 78 von 250 Köpfen, fortgerafft hatte, war zwar noch nicht wieder erſchienen; aber die Bedingungen für ſein Wiederauftreten waren die denkbar günſtigſten. Das feſte Land war zu Waſſer geworden, die Vegetation zu Schleim, die Luft halb zu Dampf; einen Unterſchied zwiſchen Naß und Trocken gab es nicht mehr.“ So entfloh denn Burton der tödtlichen Atmoſphäre und begab ſich nach S. Paul de Loando und an den Congo.

Fleuriot de Langle ſchildert das Klima in der Bucht von Biafra, in welcher Fernando Po liegt, folgendermaßen: Die Regenzeit endigt im October; dann wird das Wetter veränderlich und auf Regenſchauer folgt raſch ſchönes Wetter. Dann beginnen auch die Tornadas (heftige Gewitterſtürme) und dauern bis in den Juni. Vorzüglich ungeſund iſt der October, weil die Sonne dann mit außerordentlicher Kraft auf den noch feuchten Boden ſcheint und böſe Miasmen hervorruft. Am wohlſten befinden ſich erfahrungsmäßig die Europäer während der Regenzeit, d. h. von Juni bis September, indeſſen der Beginn und das Ende derſelben die meiſten Opfer aus ihren Reihen fordert. Weniger ſchädlich ſind die Nebel, die beſonders vom December bis in den Februar auftreten.

Daß infolge der vielen Niederſchläge die Inſel Ueberfluß an Bächen hat und eine herrliche Vegetation beſitzt, iſt einleuchtend. Letztere iſt namentlich durch den ſchon erwähnten G. Mann vom Botaniſchen Garten in Kew erforſcht worden, welcher urſprünglich 1859 zur Niger-Expedition des Dr. Baikie ſtoßen ſollte, aber, da er keine Gelegenheit fand, dorthin zu gelangen, 1½ Jahre auf Fernando Po zubrachte. Seine Ausbeute hat für die Pflanzengeographie höchſt intereſſante Reſultate ergeben (ſ. Petermann's Mittheilungen 1862, S. 151). Nach Dr. Hooker, welcher Mann's Herbarium bearbeitet hat, ergiebt ſich bei der Vergleichung der Flora des Clarence Pik mit der des übrigen Afrika eine innige Verwandtſchaft mit Abeſſinien, von deſſen Flora ſie geradezu als ein Glied zu betrachten iſt, obwohl die beiden Punkte durch 1800 engliſche Meilen Landes von einander getrennt ſind, ferner eine eben ſo merkwürdige Verwandtſchaft mit



Der Clarence Pik auf Fernando Po. (Nach einer Photographie.)

der Flora der aſtafrikaniſchen Inſeln Mauritius, Bourbon und Madagaskar, während zwiſchen dem Clarence Pik und den weſtafrikaniſchen Inſeln ſowie der Capcolonie in botaniſcher Hinſicht durchaus keine Aehnlichkeit beſteht. (Vergl. auch Schweinfurth ebendaſelbſt 1868, S. 166.)

Unſere Inſel wurde den Europäern erſt im Jahre 1471 oder 1472 bekannt, angeblich durch einen Capitän, deſſen Namen ſie noch heute trägt. Der Tod des Infanten Heinrich hatte den raſchen Fortgang der afrikaniſchen Entdeckungen einige Jahre hindurch gehemmt. Erſt 1471 erforſchten João de Santarem und Petro de Escalone die Guinea-Küſte und drangen über die Mündung des Gabun und des Ogowe bis zum Vorgebirge Santa Catarina (1° 50′ ſüdl. Br.) vor. Zum erſten Male war der Aequator überſchritten worden und hatte die portugieſiſche Flagge auf der ſüdlichen Hemiſphäre geweht. Im ſelben oder dem darauf folgenden Jahre wurden auch einige der Guinea-Inſeln entdeckt, namentlich Fernando Po, das zuerſt den Namen Hermoſa, die Schöne, erhielt. Volle dreizehn Jahre dauerte es dann, ehe ſich die Portugieſen weiter vorwagten; ſo ſehr hielt ſie der vortheilhafteſte Tauſchhandel und die Errichtung feſter Plätze auf den friſch gewonnenen Geſtaden feſt. Erſt 1484 paſſirte Diego Cam das Cap Santa Catarina, entdeckte die Mündung des Congo, den er auf eine kurze Strecke hinauffuhr, und beendete 1485 ſeine Fahrt in einer Entfernung von 1125 Seemeilen von Cap Santa Catarina.

Auf Fernando Po fanden die Portugieſen ſchon Bewohner vor, während die drei anderen Guinea-Inſeln leer waren. Die Niederlaſſung, welche ſie dort gründeten, wurde im 16. Jahrhundert von den Holländern zerſtört. 1778 traten ſie die Inſel an Spanien ab, welches 1827 den Engländern den zeitweiligen Gebrauch derſelben geſtattete. Nun wurde ſie die Station für die gegen die Sklavenſchiffe kreuzenden Fahrzeuge; damals gründete Capitän Owen an einer Bay der Nordküſte die Colonie Clarence und ſiedelte Leute aus Sierra Leone an. 1845 nahm Spanien wieder Beſitz von ſeinem Eigenthum, verwandelte den Namen Clarence in S. Iſabella, legte eine kleine Garniſon dorthin und verjagte die anglikaniſchen Miſſionäre. Doch die ſtatt jener angelangten Jeſuiten hat unlängſt daſſelbe Schickſal ereilt,

als Spanien ſeine Königin vertrieb. Noch im letzten Regierungsjahre derſelben war die Inſel und ſpeciell die Klippe Dan Henrique und eine daſ verankerte alte Fregatte, die bei Trafalgar mitgefochten hatte, zum Verbannungsorte für ihre politiſchen Feinde beſtimmt warden. Das nöthige Geld, um die Garniſan von Fernanda Pa zu beſolden und in Caſernen unterbringen zu können, mußte Cuba aufbringen. Die Bevölkerung der Inſel ſchätzt man auf etwa 30,000 Köpfe. Dieſelde beſteht in den paar Niederlaſſungen aus wenigen Europäern, Kruleuten und Negern van Sierra Leone und Cap Caaſt Caſtle. Die eigentlichen Eingeborenen ſind die Edeeyah oder Adiah, deren Sprache mit dem Dualla am Camerun-Gebirge und dem Bimbia einige Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Wenn manche Berichterſtatter van mehreren Sprachen auf der Inſel ſprechen, ſo wallen Andere darin nur ſehr naheſtehende Dialekte erkennen. Dies Volk, welches die Europäer „Buvi" nennen, theilt ſich in die Stämme der Ba-teti, Ba-ni, Ba-kaski und Ba-lako. Die Jeſuiten haben unter ihnen einige Proſelyten gemacht und einige Cullurverſuche angeſtellt: Alles iſt mil ihnen zugleich verſchwunden. Die Adiah ſind im Durchſchnitt 5½ Fuß groß; ihre Beine ſcheinen im Verhältniß zum Rumpf zu kurz zu ſein, ihre Hände und Flüße ſind kleiner als bei allen anderen Negern; ihr Haar iſt mehr ſeidenartig als wollig, ſehr lang und hängt in Locken vertheilt auf beiden Seiten herab. Das Geſicht iſt rundlich, die Backenknochen minder hervarſtehend, die Naſenlöcher nicht ſo weit, die Lippen dünner und überhaupt der Mund beſſer gebildet als bei ihren Nachbarn auf dem Feſtlande. Hautnarben machen ſie ſich nicht. Wegen ſeiner günſtigen Lage wird Fernando Po van der großen Zahl der an den Nigermündungen handeltreibenden Schiffe angelaufen, welche dart Vegetabilien, namentlich Yams, und Palmöl einhandeln. Die Oelernte findet in der Bay van Biafra zweimal ſtatt, zuerſt van Mai bis Ende Juli und dann in geringerm Maße von Mitte November an. Auch die „African Steam Ship Campany" hat in Clarence aber S. Iſabella eines ihrer Verkehrscentren, auf welches freilich viel mehr Geldmittel verwendet werden müßten, wenn ſich dart, wie beabſichtigt wird, auch der geſammte Handel jener Küſten concentriren ſollte.

Willkomm's „Spanien und die Balearen".

Die Berliner Verlagshandlung von Th. Grieben giebt ſeit Anfang des laufenden Jahres eine „Bibliathek für Wiſſenſchaft und Literatur" heraus, in deren „Abtheilung für Werke allgemeinern Inhalts" einige Bücher angekündigt aber ſchon erſchienen ſind, welche ſpeciell den in unſerer Zeitſchrift vertretenen Fächern angehören. So giebt unſer geehrter Mitarbeiter Prof. H. Vambéry unter dem Titel „Das Türkenvalk" eine zeitgemäße ethnographiſche Schilderung der verſchiedenen Stämme dieſer weitverzweigten Familie von der Lena bis zur Adria, wabei deren Sagen, Geſchichte, Sprachen und Literatur gleicherweiſe berückſichtigt werden. Prof. E. Hallier in Jena hat in allgemein verſtändlichen Schilderungen „Ausflüge in die Natur" geſchrieben, und der wahldekannte Bataniker Prof. Willkamm in Prag, welchem unſere Literatur die beſte, lebensaalle und anſchauliche Darſtellung der phyſiſchen Verhältniſſe Spaniens verdankt, ſchildert in dem aben genannten Bande ſeine Erlebniſſe und Beabachtungen, welche er im Frühjahr 1873 in dem ihm ſchan durch frühern langjährigen Aufenthalt wahldekannten Lande und namentlich auf den Balearen gemacht und angeſtellt hat. Weitaus der größte Theil des Buches iſt dieſen Inſeln gewidmet: nach einer kurzen Schilderung der Reiſe von Genf bis Barcelona (Seite 1 bis 26) falgt der längſte der drei Abſchnitte: „Ein Frühling auf den Balearen" (S. 29 bis 172), und der erzählende Theil ſchließt dann mit „Streifzügen auf dem ſpaniſchen Feſtlande" (S. 175 bis 254). Die letzten 80 Seiten mit wiſſenſchaftchen Erläuterungen und Zuſätzen ſind var allen dem Bataniker eine willkommene Zugabe, dem ſie über die Vegetationsverhältniſſe der einzelnen beſuchten Oertlichkeiten die mannigfachſten Aufſchlüſſe geben. Beſanders möchten wir aber auf die gedrängten Abſchnitte über die Geſtaltung, die geagraphiſche Lage, das Klima u. ſ. w. der einzelnen Inſeln hinweiſen, wie ſie auf S. 270, 285, 301, 335 ꝛc. enthalten ſind.

Die nichtſpaniſche Literatur über dieſe merkwürdigen Eilande iſt ſo gering, daß jeder neue Beitrag zu derſelben erwünſcht erſcheinen muß, auch wenn er nicht aus ſo bewährter Feder entſtammte. Kein Balk hat eine reichere Zahl Reiſewerke aufzuweiſen, als die Engländer — und dennoch beſitzen ſie im Ganzen nur drei Werke über die Balearen, das van Campdell aus dem Jahre 1716, d. h. der Zeit (1713 bis 1782), wo Menarca engliſch war, das van Dadd van 1862 und das ſaeben eeſchienene von Charles Toll Bidwell: „The Balearic Island." Bei weitem das ausführlichſte und bedeutendſte Buch über den Gegenſtand beſitzt nun zwar die deutſche Literatur in den beiden durch zahlreiche prachtvolle Abbildungen geſchmückten Rieſenbänden („Die Balearen in Wort und Bild") des Erzherzogs Ludwig Salvatar van Tascana, der in Miramar auf Mallorca einen intereſſanten, nach altmallarquiniſchem Geſchmacke eingerichteten Landſitz ſich eingerichtet und die Inſeln aufs Gründlichſte ſtudirt hat — allein der fürſtliche Autar hat nur geſchenkweiſe ſeinem Prachtwerk einige Verbreitung gegeben, ſa daß es wahl nur Mitgliedern einiger deutſchen geagraphiſchen Geſellſchaften bekannt geworden iſt. Einem weitern Leſerkreiſe wallen wir alſo Willkomm's Buch als belehrend und unterhaltend van Herzen empfehlen und im Folgenden einige intereſſante Punkte herausheben.

Die gegenwärtigen Bewahner der Balearen — heißt es auf S. 32 — ſind ein Miſchlingsvolk, welches zum Theil aus den Abkömmlingen der verſchiedenen Natianen, die nach einander jene Inſeln erabert und beherrſcht haben (Phönicier, welche die Inſeln ibuschim d. i. die Fichteninſeln nannten, woraus Ibza entſtand; Römer, Vandalen, Weſtgothen, Araber), hervorgegangen ſein mag, in der Hauptſache aber aus den Nachkammen der chriſtlichen Eroberer, der Arragonier, beſteht. Von den Caſtilianern unterſcheiden ſich dieſe Inſulaner ſehr weſentlich, ja ſie ſcheinen ſogar gegen jene eine entſchiedene Abneigung zu beſitzen. Mehr ltedereinſtimmung zeigen ſie mit den Bewahnern Valencias und Cataloniens, mit deren Sprache auch die ihrige, welche gleich dem Catalan, Valencianiſch und Provenzaliſch ein Zweig der im Mittelalter weit verbreiteten limaſiniſchen Mundart iſt und ihrerſeits ſich in den mallarquiniſchen, menarquiniſchen und ivizaniſchen Dialekt ſpaltet, die meiſte Verwandtſchaft hat.

Dieſe Sprache beſitzt eine ziemlich reiche, meiſt poetiſche Literatur, und wird fortdauernd ſargſam gepflegt und fortgebildet; ſie iſt die Verkehrsſprache; in ihr wird in den Elementarſchulen unterrichtet und in den Landkirchen gepredigt. Daneben ſpricht allerdings jeder einigermaßen gebildete Mann (die Frauen viel weniger) das officielle Caſtilianiſch. Der Menarquiner zeichnet ſich durch große Artigkeit, Zuvorkommenheit, Freundlichkeit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit aus. Kein Menſch verſchließt des Nachts die Thür und Diebſtähle ereignen ſich äußerſt ſelten. Die Ueberall, ſelbſt bei dem ärmſten Tagelöhner, herrſchende Reinlichkeit erinnert faſt an Holland, groß iſt die Arbeitſamkeit und die Gaſtfreundſchaft faſt unbegrenzt. Eine große Schattenſeite im Charakter der Menarquiner iſt jedoch der craſſeſte Particulariſmus, den man ſich denken kann, und der um ſo unbegreiflicher iſt, als auf der Inſel viel Bildung und ſeine Weltſitte herrſcht und viele ihrer Bewohner theils als Seeleute, theils aus Wißbegierde große Reiſen gemacht haben. „Nicht genug (S. 37), daß die Bewohner Menorcas, auch die gebildetſten Mahoneſen, ihre Inſel, ihre Inſtitutionen, Sitten und Gebräuche für das Beſte halten, was in der Welt exiſtirt, betrachten ſie ſich gar nicht als Spanier, ſondern möchten am liebſten, daß ihre Inſel einen unabhängigen Staat bilde."

Die Menarquinerinnen (S. 52) ſind zum Theil recht hübſch, hübſcher als ihre Schweſtern auf Mallorca, aber ſie beſitzen kein kleidſames Nationalcoſtüm und gleichen in ihren einfachen Kattunkleidern und mit ihrem Kopftuche mehr den Bäuerinnen Böhmens, als Spanierinnen. Auch die Männer haben keine maleriſche Tracht; ſie tragen, gleich der Mehrzahl der Mallorquiner, eine einfache kurze Jacke mit langen Hoſen von verſchiedenen Stoffen, breite niedrige Filzhüte und lederne Schuhe. Unter beiden Geſchlechtern bemerkt man ziemlich viel Blondhaarige. Der Teint iſt dunkel, die Geſichtsbildung aber nicht ſpaniſch, ſondern eher italieniſch.

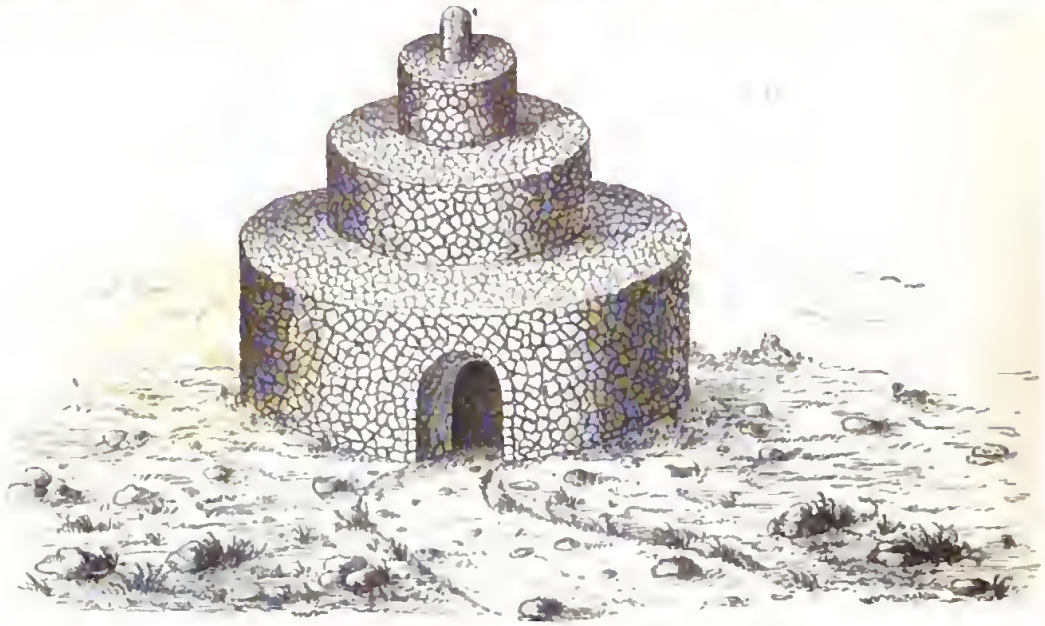
Von großem Intereſſe iſt die agrariſche Eintheilung der

Windmühlen bei Palma de Mallorca.

Inſel (S. 43, 44). Abgeſehen von den ſechs Städten und wenigen Dörfern (pueblos) giebt es keine geſchloſſenen Ortſchaften; die ganze Oberfläche iſt vielmehr mit zahlreichen „Cantas" (große Landgüter, aſt mit ſchloßartigem Herrenhaus), „Fincas" (kleinen, vorzugsweiſe für Viehzucht und Ackerbau beſtimmten Pachtgütern oder Barwerken) und „Caſerios" (Bauernhäuſern mit geringem Grundbeſitze) beſtreut. Alles nicht den wenigen Städten und Dörfern gehörige Areal iſt in Gutsgebiete getheilt, zu deren jedem eine Anzahl Bauernhäuſer gehört, deren Bewohner Pächter, ſeltener Beſitzer ihrer Höfe ſind. Um die faſt ſtets auf der Weide befindlichen Schafe und Ziegen von den Feldern abzuhalten, ſind alle Aecker, Gärten und Viehtriften von aus loſen Steinen, die zu Millionen herumliegen, errichteten Mauern (cercas) umgeben, welche bei Fußwanderungen das Fortkommen ungemein erſchweren, da ſie nur für Fahr- und Viehwege Oeffnungen enthalten. Wo Fußſteige ſie kreuzen, ſind Trittſteine auf beiden Seiten der Mauer zum Hinüberſteigen angebracht. Ebenſo charakteriſtiſch für die Landſchaft, wie dieſe ſie wenig zierenden Mauern, ſind auch die Windmühlen, deren eigenthümliche Conſtruction auf allen Inſeln dieſelbe iſt. Die Achſe des Rades verlängert ſich nämlich in eine Stange, von deren Spitze eine große Menge von Seilen nach dem Außenrande der 5 bis 6 aus Segeln oder Brettern beſtehenden Flügel geſpannt ſind. Eine ſolche Befeſtigung der Flügel faſt der häufigen Stürme wegen nothwendig ſein. Die Mühlen ſind ziemlich hohe, runde, etwas coniſch zulaufende, ſtets weiß getünchte Thürme, in denen hoch oben die Achſe des phantaſtiſchen Rades angebracht iſt. Eine ganze Reihe ſolcher Mühlen, wie ſie, über 30 an der Zahl, in dem „Malinar de Poniente" und dem „Malinar de Levante" weſtlich und öſtlich von Palma ſich erheben, macht daher einen ganz eigenthümlichen Eindruck. — Uebrigens hat nicht nur jedes Gut, ſondern ſelbſt jeder Bauernhof auf Menorca ſeinen eigenen Namen, deren Mehrzahl arabiſchen Urſprungs iſt, indem ſie theils mit dem arabiſchen Artikel

al (z. B. Alcosar, Alcoria, Algaroba, Algendar ꝛc.) anfangen oder aus dem arabischen Worte Beni oder Biul, d. h. Kinder (als Stammesbezeichnung), und einem zweiten, einem Eigennamen, zusammengesetzt sind, z. B. Bini-Saida, Bini-Sarmeña ꝛc. Letztere Gattung, die auch in Valencia, Murcia und Andalusien vorkommt, ist auf den Balearen und besonders Menorca außerordentlich häufig. Auch die Silbe Son, welche in den Namen vieler Quintas den ersten Theil ausmacht, soll arabisch sein und „Besitzung" bedeuten. Diese Namen sprechen nicht allein für den bedeutenden Einfluß, welchen die arabische Herrschaft (798 bis 1232) auf die Bewohner der Balearen ausgeübt hat, sondern auch dafür, daß die Eintheilung des Grundes und Bodens von Menorca von den Arabern herrührt, welche die letztere Insel noch 59 Jahre länger als die anderen besetzt hielten.

Menorca würde ein herrliches Klima besitzen, wenn es nicht dem oft orcanartigen Nordwinde (Tramontano) so sehr ausgesetzt wäre, dessen schädlichen Einfluß Willkomm wiederholentlich (S. 48, 50, 270) an den südwärts gekrümmten Bäumen und dem kniehalzartigen Wuchse der Pistazien, Myrthen und wilden Oelbäume beobachtete. Während an geschützten Stellen und in den ostwestlich gerichteten Thalschluchten namentlich die Apfelsinen in solchen Massen gedeihen, daß sie die Bäche zu Hunderten hinwegführen und man selbst in der Hauptstadt Palma 20 bis 30 Stück für 1 Real (22 Pfennige) kauft, müssen die Orangenbäume selbst in nordsüdlich streichenden „Barrancos" durch einen Mantel dichtstehender Lorbeerbäume gegen die Gewalt und die niedrige Temperatur des Nordwinds geschützt werden. Selbst den zahlreichen, auf den hohen und kahlen Plateaus des Innern weidenden Schaf-, Ziegen- und Schweineherden werden diese oft mit rasender Wuth daherbrausenden Stürme gefährlich (S. 49). Um ihnen gegen die oft urplötzlich hereindrechenden Gewitterstürme eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, haben die Bauern aus den überall in der Umgegend umherliegenden losen Steinen kreisrunde Ställe von



Aus losen Steinen kunstvoll zusammengefügter Schafstall auf Menorca.

pyramidaler Form errichtet, welche wie aus über einander gesetzten Scheiben gebildet erscheinen. Jede dieser eigenthümlichen, blaß aus über einander gelegten Steinen ohne Mörtel kunstvoll zusammengefügten Pyramiden enthält im Innern ein geräumiges Gewölbe. Diese sonderbaren Viehställe erinnern sehr an gewisse Bauwerke celtischer (?) Abkunft, die sich im Süden Menorcas erhalten haben. Es sind das aus über einander gethürmten Steinblöcken gebildete Pyramiden bis zu 10 Meter Höhe, deren jede in ihrer Basis eine Concavität enthält und von einer kreisrunden Mauer cyklopischer Bauart umringt ist. Diese Bauten der Vorzeit scheinen den menorquinischen Bauern als Vorbild für jene Viehställe gedient zu haben, welche in der ganzen südwestlichen Hälfte der Insel gebräuchlich sind, und da sie meist auf freien Höhen stehen, ein ganz eigenthümliches Moment in der Physiognomie jener Landschaften bilden. (Aehnliche Bauten finden sich auch anderwärts; in den Weinbergen um Corato bei Andria in Italien sieht man z. B. an vielen Stellen kleine kegelförmige Häuschen [caselle], welche aus Kalksteinen ohne Mörtel zusammengesetzt sind und zur Aufbewahrung von Ackergeräthschaften und zur Lagerstätte für die Wächter dienen.)

Ungemein milde und angenehm ist dagegen das Klima des benachbarten Mallorca, während des Winters und Frühlings im Flachlande, während der heißen Jahreszeit in der Sierra, welche den Nordwesten der Insel durchzieht und so die kalten Winde abhält. Dadurch hat die Ebene ein so warmes Klima, daß viele Tropengewächse dort im Freien ohne allen Schutz gedeihen und selbst die Früchte reifen, z. B. die Banane, die Chirimoya, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Baumwolle. Nur die Dattel wird wegen der großen Feuchtigkeit der vorherrschenden Südwest-, Süd- und Südostwinde nicht reif. In Alcudia stieg Willkomm ans Land und fuhr von dort auf der landesüblichen Tartane nach Palma, wo er Ostern verlebte. Von dort aus besuchte er des Erzherzogs von Toscana Landhaus Miramar (S. 90), das Landgut Rayn mit seinem Museum, in dessen Nähe er tausendjährige Oelbäume von 4 bis 5 Meter

Umfang bewunderte, die prachtvolle Tropfsteinhöhle von Arta (S. 120), deren Plan dem Buche beigefügt ist, und schildert uns die Tracht der Mallorquiner (S. 108) und besonders der Männer von Pollenza (S. 132), die er für arabischen, wenn nicht noch ältern Ursprungs hält (denn sie gleicht derjenigen der Maragatos in Galicien und Leon, welche directe Abkömmlinge der Westgothen sein sollen). Die erst im Jahre 1852 erfolgte Ausrottung des kostbaren balearischen Buchsbaumes (S. 292) erfüllt den Pflanzenfreund mit gleichem Kummer, wie die ziemlich traurigen Waldverhältnisse der Insel (S. 317). Interessant ist die Vorliebe der Mallorquiner (S. 113), die Wände ihrer Zimmer mit großen eingerahmten Landkarten zu schmücken, wie es Willkomm in Felanitx, Campos, Manacor, Artá, Pollenza u. s. w. selbst in Wirthshäusern fand. „Beiläufig sei bemerkt, daß die meisten dieser Karten in Paris erschienene Specialkarten über einzelne Provinzen von Spanien, über Amerika und Seekarten waren; nur eine Karte der Balearen selbst, die mich am meisten interessirt haben würde, habe ich nirgends gesehen." Hervorheben möchten wir noch die fesselnde Schilderung von dem Besuche des Colegio de Nuestra Señora de Luch (spr. Ljuk) (S. 142), einer Wallfahrtskirche nebst Hospiz und Erziehungsanstalt, welch letztere hauptsächlich die musikalische Bildung der 12 unbemittelten Zöglinge anstrebt, und die traurige Entartung des einst so poetischen, heitern Volkslebens in Andalusien (S. 229), und damit Abschied nehmen von einem Werke, dem wir so reiche Belehrung unter anziehender Form verdanken.

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

I.

Es ist wohl selten ein dermaßen wichtiges und gefahrvolles Unternehmen, wie eine Reise durch die Mongolei bis tief nach Tibet hinein, mit so geringen Mitteln und dabei doch so glücklich vollendet worden, wie die Reise Prschewalski's, von der ich bereits einzelne Resultate den Lesern des „Globus" mitgetheilt habe. Für das erste Jahr der Reise hatten der Kriegsminister, die Geographische Gesellschaft und der Petersburger Botanische Garten zusammen nur die Summe von 2500 Rubel bestimmt, in der schon das Gehalt des Oberstlieutenant Prschewalski mit eingerechnet war. Für jedes der beiden folgenden Jahre wurden ihm, wahrscheinlich infolge von Vorstellungen Seitens des Generals Wlangali, des damaligen russischen Gesandten in Peking, 3500 Rubel ausgezahlt. Für das erste Jahr der Reise erhielt der Begleiter Prschewalski's, der Unterlieutenant Pylzow, als ob er in einer kleinen Garnisonstadt Innerrußlands lebte, 300 Rubel, in den beiden folgenden Jahren aber je 600 Rubel Gehalt. Von diesen 2500 resp. 3500 Rubeln mußte Prschewalski nicht nur sämmtliche Mittel zur Reise, zur Aufnahme bisher wenig bekannter Gegenden, zu seinem und seines Begleiters Unterhalte und Schutze beschaffen, sondern sogar noch den ihm mitgegebenen beiden Kosacken je 200 Rubel jährlich auszahlen und dabei für ihren vollständigen Unterhalt sorgen.

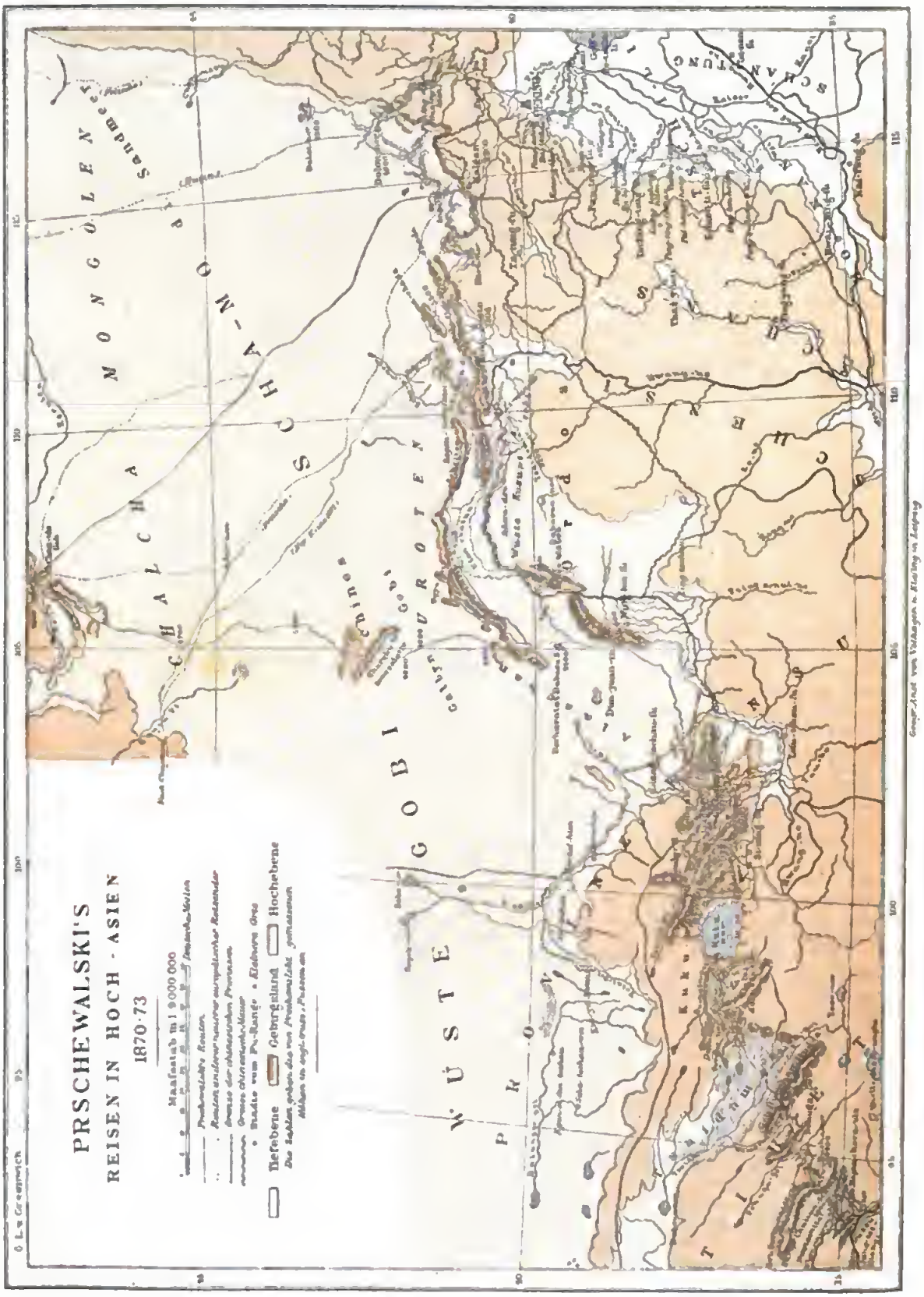
Wir müssen sagen, daß es Prschewalski, auf echt soldatische Manier, leider verstanden hat, sich mit den ihm bewilligten Mitteln einzurichten, weil er, wie er ja eingesteht, für die Sache selbst enthusiasmirt war; er wäre vielleicht mit noch geringeren Mitteln ausgekommen, dann aber wohl kaum bis über den Kuku-nor hinausgelangt, während er mit den ihm gewährten wirklich kärglichen Mitteln bis nach Nordtibet, über den Gebirgszug Burchan-Budda hinaus, gelangte. Einige tausend Rubel mehr hätten hingereicht, um Prschewalski nach Lassa, vielleicht auch noch weiter, gelangen und Hue's Darstellungen von jenen so selten von Europäern besuchten Gegenden wissenschaftlich ergänzen und berichtigen zu lassen.

Mancher Leser mag wohl begierig sein zu erfahren, wie sich Prschewalski eingerichtet hat, um mit so geringen Mitteln so Großes zu erreichen; denn daß seine gesammelten wissenschaftlichen Schätze sehr bedeutend sein müssen, geht aus dem vor uns liegenden ersten Theile seiner Mittheilungen hervor, wenn auch bei Weitem das Wenigste in ihm ausführlich behandelt ist und das Meiste erst in zwei anderen Theilen veröffentlicht werden wird.

Für seine 2500 Rubel kaufte Prschewalski sieben Kameele, zwei Reitpferde und einiges Gepäck, wozu hauptsächlich Waffen und Munition gehörten. Eine Hauptrolle spielten Snider-, Lancaster- und Berdanbüchsen, Revolver und Jagdgewehre, welche zum Erwerb der wichtigsten Nahrungsmittel dienten, da einestheils die von Prschewalski durchzogenen Gegenden von den Dunganen verwüstet und von den Bewohnern verlassen waren, andererseits aber auch die Chinesen den Fremdlingen keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, weil sie meinten, daß sie diese ungebetenen Gäste durch Hunger aus ihrem Lande vertreiben würden. Die Waffen sollten aber auch außerdem zum Schutze gegen Räuber dienen, welche Prschewalski während des ersten Jahres seiner Reise nicht zu Gesichte bekam, was er eben der guten Bewaffnung und dem Rufe der ungemeinen Geschicklichkeit im Schießen, der ihm voranging, zuschreibt. Später bestätigte sich jedoch seine Annahme, daß eine gute Bewaffnung reisender Forscher und eine große Fertigkeit im Gebrauche der modernen europäischen Waffen den besten Schutz gegen asiatische Räuberhorden und chinesische Saldaten bilden. Er überzeugte sich von der Wahrheit des Grundsatzes: „Si vis pacem, para bellum!"

Außerdem kaufte Prschewalski für 300 Rubel verschiedene Waaren, um mit ihrer Hülfe die Rolle eines reisenden Kaufmannes zu spielen, da er hoffte, auf diese Weise die Aufmerksamkeit der dem Verdachte unendlich leicht zugänglichen Bevölkerung der von ihm bereisten Gegenden von seinem eigentlichen Reiseziele abzulenken. Diese Absicht gelang ihm jedoch nicht vollständig und das Verkaufen seiner Waare raubte ihm nicht nur die ohnedies noch von anderen so zu sagen häuslichen Geschäften übermäßig beanspruchte Zeit, sondern lockte ihm noch müßige Neugierige auf den Hals, welche, ohne seine Waare kaufen zu wollen oder zu können, sich herbeidrängten, um die niegesehenen Wunderdinge an-

Digitized by Google


PRSCHEWALSKI'S
REISEN IN HOCH-ASIEN
1870-73
Maassstab m 1:9000000
Tiefebene
Gebirgsland
Hochebene
MONGOLEN
CHALCHA
SCHA-MO
WÜSTE GOBI
PROVINZ
SCHANTUNG
Sandmeer
Chinesische Gobi
Galbyn
Wüste Kusupi
Kuku
Ordos
Tanguten
Tiuet

zustaunen, zu bewundern, wo möglich auch zu betasten und — zu stehlen. Deshalb gab auch Prschewalski während seiner zweiten Reise dieses simulirte Geschäft ganz auf und erschien beim „Amban“ (Fürsten) von Ala-schan in der Uniform eines Oberstlieutenants des russischen Generalstabes, infolge dessen denn auch die Meinung entstand, daß er ein hoher kaiserlicher Beamter und Vertrauter seines Monarchen sei, der ihn ausgesendet habe, die weite Welt zu beschauen, um ihm später in müßigen Stunden die Wunderdinge, welche er besonders in der Mongolei gesehen, zu erzählen. Es versteht sich wohl von selbst, daß sich Prschewalski durchaus keine Mühe gab, diesen Glauben zu untergraben, sondern daß er im Gegentheil auf seine wichtige Stellung pochte. Von nun an ging ihm überall der Ruf voraus, daß er vom „Zagan-Chan“ (Weißen Chan) ausgesendet sei, um mit eigenen Augen die Natur der Mongolei und ihre Bewohner zu schauen.

Man muß wirklich über den Muth des Mannes erstaunen, der es wagte, mit einer Summe von 230 Lan, d. h. mit circa 460 Rubel baaren Geldes in der Tasche eine Reise durch die mongolische Wüste bis tief nach Tibet hinein zu unternehmen! Man muß eben den Muth des Forschers haben, der beim Anblicke eines großartigen Naturereignisses, eines Steppenbrandes, seine Armuth zu vergessen versteht.

Eines solchen selbst den Hunger vergessen machenden Anblickes erfreute sich der Reisende am „Dalai-nor“, am Seemeere der Mongolen (circa 50 deutsche Meilen genau nördlich von Peking auf der mongolischen Hochebene gelegen), bei dessen Beschreibung er zeigt, wie wenig er den Angaben der Bewohner der nächsten Umgebung traute. Diese behaupteten nämlich, daß ihr salziges Seemeer ungeheuer tief sei; Prschewalski ging einige hundert Schritt in dieses Steppen- oder Wüstenmeer hinein und fand, daß es in einer so bedeutenden Entfernung vom Ufer kaum 2 bis 3 Fuß tief ist. Der Dalai-nor nimmt übrigens eine Oberfläche von ungefähr 60 Quadratkilometer ein und wird von zwei kleinen Flüßchen, dem Schara-gol und Gungyr-gol, gespeist. Auch der im Wasser lebenden Wirbelthiere hat unser Forscher nicht vergessen. Es gelang ihm, trotzdem die Wasserfläche noch mit Eis bedeckt war, als er sich am Ufer anschickte, eine Species von Diplophysa, Squalius und Gasterosteus aus dem See herauszubringen, der im Sommer den Fischfang reichlich lohnen soll. Bemerkenswerth ist, daß die absolute Höhe dieses Wasserbeckens 1400 Meter (4200 Fuß) beträgt, was wohl hinreichend die Ursache der Rauheit des in der Gegend herrschenden Klimas erklärt. Erst im Anfange April alten Stils, also in der zweiten Hälfte nach unserer Zeitrechnung, beginnt das Eis, das eine Dicke von 3 Fuß erreicht, zu thauen. Das schreckt jedoch weder den Singschwan (Cygnus musicus), noch seinen Verwandten, den Höckerschwan (Cygnus olor), noch auch eine Menge anderer Wasservögel auf ihrer Reise nach dem höhern Norden ab, dem Seemeere ihren Besuch abzustatten.

Eine möglichst genaue Aufnahme der Gegend, die Prschewalski mit seinen Gefährten bereiste, gehörte selbstverständlich mit zu seinen Hauptaufgaben. In der Gegenwart seiner Führer Messungen vorzunehmen, Notizen zu machen, diese hernach ins Tagebuch einzutragen, auch die zurückgelegte und gemessene Linie auf das hierzu bestimmte Papier mit möglichster Genauigkeit zu verzeichnen, endlich aber die ganze Arbeit so zu verbergen, daß sie während einer zufälligen Revision durch chinesische Beamten, deren man sich in jenen Gegenden immer versichert halten darf, nicht gefunden werde, dazu gehörte eine große Dosis von Erfindungsgabe, Geistesgegenwart und List. Hier hat sich unser Forscher folgendermaßen aus der Klemme geholfen.

Statt die Schmalkaldener Bussole, welche er mit sich hatte, auf ein Postament zu stellen und dieses im Boden zu fixiren, nahm er sie beim Visiren in beide Hände und hielt sie so lange vor seine Augen, bis die Magnetnadel sich zu bewegen aufhörte. Wenn dieses während längerer Zeit nicht erfolgte, nahm Prschewalski das Mittel zwischen den äußersten Schwankungspunkten. Die Entfernungen maß er nach der Stundenzahl und ungefähren Schnelle der Kameele. Um die gefundenen Zahlen gleich zu fixiren — Prschewalski verließ sich durchaus nicht auf sein Gedächtniß — benutzte er ein kleines Taschennotizbuch; die Eintragung der Zahlen und Zeichen geschah immer angesichts des Gegenstandes. Es ereignete sich häufig, daß der Reisende von gaffenden Bewohnern verfolgt und beobachtet wurde; er blieb in diesem Falle ein Stückchen hinter seiner Karawane zurück, befriedigte scheinbar irgend ein natürliches Bedürfniß und benutzte den Augenblick, während dessen die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Begleiter gelenkt war, um sich seine Notizen zu machen. Um seinen Führern, wenn er solche hatte, wie er sagt „Sand in die Augen zu streuen“, zeigte er ihnen gleich in der ersten Zeit sein Fernrohr. Er erklärte ihnen, daß dies eine Maschine sei, durch welche man die Gegend beschaue, um sich zu überzeugen, ob nicht Wild oder Geflügel in der Nähe sei, auf das man Jagd machen könnte. In seiner Einfalt fand der arme Mongole natürlich keinen Unterschied zwischen einem Fernrohre und einer Bussole und glaubte, daß Prschewalski auch durch die letztere sich nach Antilopen und Rebhühnern umschaue, und da er solche häufig in Gegenwart der armen Barbaren in bedeutender Entfernung erlegte, so glaubten sie, daß die beiden „Maschinen“, welche Prschewalski beständig an seiner Seite trug, wirklich nur zu dem angegebenen Zwecke gemacht wären. Selbst chinesischen Beamten wußte Prschewalski diese Annahme plausibel zu machen.

Fast mit noch mehr Schwierigkeiten war das Eintragen der Notizen und das Anfertigen der Reisekarte verknüpft. Denn wenn die Karawane Halt machte, um ihr Nachtlager aufzuschlagen, mußte Prschewalski so gut wie sein Begleiter und die beiden Kosacken, von denen der eine, ein Buriate, Dolmetscher war, die Kameele abladen, das Zelt aufstellen, „Argal“ (trockene Excremente von Pferden, Kameelen u. s. w.) suchen, Wasser herbeischaffen, Pferde und Kameele weiden, und sich außerdem mit ihnen in das Wachehalten theilen; denn die Karawane befand sich beständig auf dem Qui vive. Erst wenn alle diese thatsächlich höchst wichtigen Geschäfte erledigt waren, konnte Prschewalski an seine Hauptaufgabe denken, die Eintragung besorgen und Tagebuch und Kartenentwurf aufs Sorgfältigste verstecken.

Denken wir uns hierzu noch, daß der, wenn auch nicht verwöhnte, so doch an gewisse Bequemlichkeiten und Genüsse, so weit sie sich auf Stillung von Hunger und Durst beziehen, gewöhnte höhere Stabsoffizier Speise und Trank genießen mußte, die so ekelhaft waren, daß sich derjenige, der nie aus dem civilisirten Europa herausgekommen ist, keine Vorstellung von ihnen machen kann. Hier beispielsweise ein Recept für das Getränk, das die Mongolen in der verhältnißmäßig wasserreichen Gegend von Dolon-nor (zwischen Peking und dem Dalai-nar) genießen und das Prschewalski und seine Gefährten in Ermangelung eines besseren trinken mußten. Man nehme, sagt der Reisende, ein Glas reines Wasser, mische es mit einem Theelöffel Straßenkoth und füge des Geschmackes wegen eine Prise Salz, der Farbe wegen aber Kalk und des Geruches halber etwas Gänseexcremente hinzu — und man wird genau die Flüssigkeit erhalten, welche den größten Theil der mongolischen Gewässer füllt.

Wir alle glauben schon aus der Schule ganz genau das Kameel zu kennen. Man hat uns ja während „der Naturgeschichte“ gesagt, daß es das „Schiff der Wüste“ sei, zu den Wiederkäuern gehöre, sich mit Disteln begnüge und selten zu trinken brauche. Nebenbei wurde natürlich seines Buckels, seines langen Halses und kleinen Kopfes erwähnt und so — kannten wir das Kameel. Wenn wir nun lesen, daß ein Reisender in der Wüste einige Kameele besitzt, so glauben wir, daß er nun schon sicher und mühelos die Sahara oder Gobi durcheilen kann, ohne weiter um sein Heil besorgt zu sein.

Das Bild, welches Prschewalski von seinen Wüstenschiffen entwirft, ist nicht freundlich. Wir wollen das eigentlich Naturhistorische des Kameels ganz bei Seite lassen und nur das berücksichtigen, was der mit Kameelen durch die Wüste Reisende bedarf. Da finden wir, daß das Thier vor allen Dingen zu seiner Nahrung eine Kalipflanze, welche nur in der Wüste, aber nicht zu üppig und reichlich, vegetirt und welche die Mongolen „Babargana“ (Kalidium gracile) nennen, ferner Lauch (Allium), den Lisiagrostis splendens (mongolisch „Dyrisun“), eine sehr harte Pflanze, den niedrigen Wermuth (Arthemisia Absinthium), den Saxaul (Haloxylon) und besonders die Nitraria Schoberi, den „Charmyk“ der Mongolen, vorzüglich wenn seine süßsalzigen Beeren reif sind, braucht. Alle diese Pflanzen finden sich nun zwar in der Wüste, denn sie sind ihr eigenthümlich; aber sie würde aufhören Wüste zu sein, wenn sie dicht mit ihnen bedeckt wäre. Ein Kameel muß lange genug umhersuchen, bis es so viele dieser Pflanzen in seinem Magen ansammelt, wie es zu seiner Sättigung bedarf. Nächstdem braucht das Kameel vor allen Dingen die weißen Salpeterefflorescenzen, welche der Mongole „Gudschyr“ nennt und die sich sehr häufig in der Steppe zeigen. Nur zur Noth kann dieser Gudschyr durch Kochsalz ersetzt werden, welches das Kameel jedoch auch neben dem Gudschyr noch allmonatlich 2 bis 3 Mal erhalten muß; denn es wird schwach und magert bei der besten Nahrung ab, wenn es längere Zeit ohne Salz gelassen wird. In diesem Falle nimmt es selbst weiße Steine ins Maul und kaut an ihnen in der Meinung, daß es Salzstückchen seien.

Viele Kameele fressen aber auch Alles, was vorkommt, von der Sonne gebleichte Knochen, ihre mit Stroh ausgestopften Sättel, Riemen, Felle u. s. w. Einem Kosacken der Expedition fraß ein Kameel seine Tuchhandschuhe und seinen ledernen Sattel auf, und die Mongolen erzählten Prschewalski, daß es sich, wenn Kameele lange hungern müssen, ereignet, daß sie ihrem Eigenthümer in aller Seelenruhe — das alte Zelt auffressen. Hin und wieder findet sich ein Kameel, das Fleisch und Fische frißt, und Prschewalski hatte in seiner Karawane einige Exemplare, welche, wenn er mehr Wild erlegt hatte, als er augenblicklich mit seinen Begleitern verzehren konnte und das Fleisch an der Sonne trocknete, sich desselben ganz ruhig bemächtigten und es verspeisten. Einer dieser Vielfraße hat seinem Herrn oft die zum Ausstopfen bestimmten Häute von Vögeln und getrocknete Felle gestohlen und sich nicht gescheut, den Rest der für den Hund bestimmten Suppe zu verzehren. Solche Gastronomen, sagt Prschewalski, sind jedoch eine Seltenheit.

Auf der Hütung sättigen sich die Kameele in 2 bis 3 Stunden, dann legen sie sich nieder um auszuruhen, oder streifen in der Steppe umher. Das mongolische Kameel kann 8 bis 10 Tage ohne Nahrung und im Frühling und Herbste 7 Tage ohne Wasser sein. Während der Sommerhitze scheint es jedoch nicht länger als 3 oder 4 Tage ohne Wasser aushalten zu können. Die Fähigkeit, längere oder kürzere Zeit ohne Nahrung und Getränk auszudauern, ist übrigens eine individuelle Eigenschaft; je jünger und fetter das Thier, desto länger hält es auch aus. Prschewalski war einst im Sommer 1870 in der Lage, seine Kameele 6 Tage lang nicht tränken zu können, und dennoch blieben sie rüstig. Während der Reise in der heißen Jahreszeit soll jedoch wo möglich alle Tage, und zur Frühjahrs- und Herbstzeit jeden zweiten oder dritten Tag getränkt werden. Im Winter werden die Kameele nicht getränkt; sie begnügen sich mit Schnee.

In intellectueller Hinsicht nimmt das Kameel eine sehr niedrige Stufe ein, und deshalb wohl ist sein Name bei uns zur Bezeichnung eines geistig wenig entwickelten Menschen sprüchwörtlich geworden. Es ist gleichzeitig im höchsten Grade dumm und furchtsam. Es reicht manchmal hin, daß vor seinen Füßen ein Hase aufspringt, daß es sogleich einen Seitensatz macht; dem Beispiele des einen Kameels folgen dann alle, welche die Karawane bilden. Sie werden scheu, als ob sie in der größten Gefahr wären. Ein großer schwarzer Stein oder ein Haufen Knochen kann manchmal eine ganze Kameelherde in die größte Verwirrung bringen. Ein herabgefallener Sattel oder gar ein Packet erschreckt ein Kameel dermaßen, daß es über Hals und Kopf davonstürzt, und oft folgen ihm die übrigen nach. Wenn ein Wolf ein Kameel anfällt, so denkt es nicht an seine Vertheidigung, obgleich es doch mit einem Schlage seiner mächtigen Hufen seinen Feind zu Boden schmettern könnte; es speit den Angreifer nur an und brüllt aus voller Kehle. Selbst Krähen und Elstern schädigen dieses dumme Thier. Sie setzen sich auf seinen Höcker und verwunden ihn häufig. Auch in diesem Falle schreit und brüllt das Kameel nur. Das Speien wird immer von einem Auswurfe gekauter Speise begleitet und ist ein Zeichen der höchsten Gereiztheit des Thieres. Außerdem stampft das gereizte Kameel mit seinen Füßen den Boden und biegt seinen unförmlichen Schwanz hakenförmig. Uebrigens liegt Böswilligkeit nicht im Charakter dieses Thieres, wahrscheinlich, weil es sich gegen Alles äußerst apathisch verhält. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Männchen während der Brunstzeit, welche in den Februar fällt. Dann werden sie sehr böse und fallen nicht nur andere Männchen, sondern selbst Menschen an. Die Paarung kann jedoch nicht ohne Beihülfe des Menschen stattfinden. Das Weibchen ist 13 Monate tragend und bringt ein, nur in sehr seltenen Fällen zwei Junge zur Welt, wobei wiederum Menschen helfen müssen. Wenn das Weibchen geboren hat, bleibt es ein Jahr gelte, so daß es also nur nach zwei Jahren wiederum ein Junges zur Welt bringt. Das Junge ist während der ersten Tage nach seiner Geburt das hülfloseste Geschöpf auf der Welt, so daß es der Mensch selbst an das Euter der Mutter setzen muß, um es säugen zu lassen. Wenn es zu gehen beginnt, folgt es der Mutter überall hin; diese liebt ihr Junges sehr zärtlich und beginnt, wenn sie von ihm getrennt wird, sogleich dumpf, aber sehr durchdringend zu brüllen.

Die Freiheit des jungen Kameels dauert nicht lange. Schon einige Monate nach der Geburt beginnt man es in der Nähe der Jurte anzubinden, um es von der Mutter zu entwöhnen, welche die Mongolen wie eine Kuh melken. Im zweiten Jahre wird dem jungen Kameele die Nasenwand durchstochen, und in die Wunde wird ein kleines hölzernes Stäbchen gesteckt, an das später der „Burunduk“, die Leine, befestigt wird. Weiter wird es eingeübt, sich auf Commando niederzulegen, zu welchem Behufe die Mongolen gewöhnlich das Thier am Burunduk halten und „Sok! Sok! Sok!“ rufen. Das zweijährige Kameel wird mit der Karawane mitgenommen, um es an die Reise durch die Wüste zu gewöhnen. Im dritten Jahre wird es zum Reiten und im vierten zum Lasttragen verwendet, obgleich ihm dann nur kleine Lasten

aufgebürdet werden. Im folgenden Jahre iſt das Thier vollſtändig ausgewachſen und wird hinfort nicht mehr geſchont. Oft dient das Kameel 25 Jahre ſeinem Herrn, häufig auch noch länger. Im Ganzen lebt es 30, ja unter günſtigen Verhältniſſen auch 40 Jahre.

Man ſieht aus dieſer Prſchewalski's Buche entnommenen Beſchreibung des „Wüſtenſchiffes", daß es ein recht unbehülfliches iſt; trotzdem muß der Reiſende ihm ſein Heil anvertrauen, da er kein beſſeres Mittel hat, um durch die Wüſte zu kommen.

Indiens Grenznachbaren gegen Afghaniſtan.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Für die Grenze von Sindh liegen ſo eingehende Mittheilungen über Namen und Stärke der einzelnen anſtoßenden Stämme nicht vor. Hinter den Marri und Bhugti ſitzen nördlich die Kakar, ein in viele Zweige zerſplitterter Pathon-Stamm. Die inneren Gebiete ſind von Europäern noch nicht betreten worden; die am Randgebirge Sewiſtans ſitzenden hatten ſich bisher als Wegelagerer berüchtigt gemacht, faſſen aber im Frühjahr 1876 ſich verpflichtet haben, Reiſende in Sicherheit über Tull (Tal) ziehen zu laſſen. Südlich und weſtlich vom Bolan-Paſſe ſitzen Belutſchen vom Rindſtamme, gemiſcht mit Brahui; letzteren gehören die Fürſten der Grenzdiſtricte an und nehmen neben dem Khan von Kelat, ebenfalls einem Brahui, den nächſten Platz ein. So iſt der Mir von Dſchalawan ein Raiſani-, jener von Saranan ein Zehri-Brahui. In den Dörfern wohnen viele Indier (Dſchats), in der ſüdlichen Provinz Las oder Bela bilden ſie ſogar einen ſo großen Theil der Bevölkerung, daß einer derſelben ſich zum Gebieter aufwerfen konnte, wegen Uebelwollen gegen Britiſch-Indien jedoch mit ſeiner Familie nach Haiderabad in Sindh interniert wurde, von wo im Sommer 1874 der älteſte Sohn Ali Khan entfloh und ſeither die dortigen Brohui-Fürſten mit dem Titel Dſcham wieder in Schrecken ſetzt.

Durch Einfälle in ihr Gebiet und Ermordung von Mannſchaften und Offizieren aus Hinterhalten ſind die Engländer ſeit der Eroberung des Pandſchab von den Sikhs genöthigt geweſen, in die Wohnſitze der meiſten dieſer Bergvölker militäriſche Expeditionen zu entſenden. Hierdurch ſind ihre Verhältniſſe näher bekannt geworden und viele derſelben haben durch Verträge oder mündliche Vereinbarungen ſtaatsrechtliche Verbindlichkeiten gegen Britiſch-Indien übernommen. An Zahl und Thatkraft ihrer Angehörigen und durch eine weiter gehende innere Organiſation ragen darunter die folgenden Stämme hervor.

Die Mahmands hegen gegen die Engländer Haß ſeit 1841; in der kurzen Zeit ihrer Anweſenheit in Afghaniſtan hatte mit ihrer Zuſtimmung der Fürſt Sadat Khan ſeinem Neffen Tarabaz Khan Platz machen müſſen und Doſt Mohammed konnte ſich ihrer als Emir von Kabul mit Erfolg zur Beunruhigung der engliſchen Grenzdiſtricte bedienen. Peſchawar zunächſt wohnen die Tarakzai, Halimzoi und Pindiali-Unterobtheilungen; dieſe hatten aus der Sikhzeit in engliſch gewordenen Dörfern jährlich Abgaben im Werth von 20,000 Mark einzufordern, begnügten ſich aber 1850 bis 1851 damit nicht, ſondern verwüſteten Dörfer und führten reiche Leute in die Gefangenſchaft, bis dieſelben von ihren Angehörigen um hohes Löſegeld befreit wurden; Vieh wurde geradezu täglich geſtohlen. 1851 ſuchten ſie an 1500 Mann engliſcher Truppen in ihren Thälern auf; und während man dort die Dörfer niederbrannte und viele Gegner tödtete, wurde an der Grenze das jetzt mit einer Compagnie eingeborener Infanterie beſetzte Mitſchni erbaut und die Wachpoſten für die Grenzpolizei befeſtigt, ſo daß ſeither ein Gürtel von Blockhäuſern die Grenze ſchützt. Im Winter zog man Mitſchnis Beſatzung zurück; ſofort folgte ein neuer äußerſt frecher Einfall, der jedoch im April 1852 blutig gerächt wurde, was die gute Wirkung hatte, wenigſtens die Halimzai dauernd zur Ruhe zu bringen. Dieſe übernahmen in einem ſchriftlichen Vertrage die Zahlung eines Jahrestributes von 400 Mark und leiſteten 1857 während des Sipahi-Aufſtandes ihrerſeits Aushülfe im Polizeicorps, weshalb ihnen ſeither der Tribut nachgeſehen wird und ſie in der Grenzmiliz Verwendung finden. Feindlich blieben die übrigen Mohmands geſinnt; obwohl vielfach gezüchtigt, ſetzen die Grenzſtämme bis zur Stunde den kleinen Krieg fort und überfallen Grenzdiſtricte wie Karawanen. Thronſtreitigkeiten brachten ſeit 1873 Unfrieden in den Stamm; der Ermordung des legitimen Thronfolgers folgte eine Erhebung ſeines Onkels Nauroz Khan, der ſich mit großen Plänen trug. In Kabul galt er als Verbündeter von Jakub Khan zu Herat, der durch ihn hoffte ſeines Vaters Armee im Weſten zu beſchäftigen. Nauroz Khan ſtieg bei den Seinigen roſch zu Anſehen empor; die meuchleriſche Ermordung (21. März 1873) eines engliſchen Majors, der ſich unter dem Fort Mitſchni am Ufer des Kabul-Fluſſes erging, wurde ihm als große Heldenthat angerechnet, den Engländern aber, denen ſich der Emir als Rächer anbot, die Unterlaſſung einer Züchtigung als Ohnmacht. Der Emir verlegte ſich zunächſt auf Intriguen und ſuchte die Großen der Mohmands dafür zu gewinnen, die Sadat-Familie, welcher Nauroz Khan angehört, vom Throne zu entfernen und dem Tarabaz-Zweige der herrſchenden Dynaſtie wieder die Führung zu übertragen. Dieſer Vorſchlag fand die Zuſtimmung des Stammesälteſten nicht; im Frühjahr 1875 beſtätigte deswegen der Emir den Sohn des 1873 ermordeten Thronerben als Fürſten, ließ Nauroz Khan angreifen und trieb ihn in wenigen Gefechten, wobei auf afghaniſcher Seite 16 Mann blieben, an die engliſche Grenze. Die Engländer verſtärkten die Grenzpoſten, zogen aus Anlaß eines Schuſſes auf einen engliſchen Offizier (23. November 1873) beim Fort Schabkadr das Land und die Rechte ein, welche die Tarakzai auf ihrem Gebiete beſaßen, und verboten allen Tarakzai auf die Dauer von drei Jahren, engliſches Gebiet zu betreten, bei Strafe der Einſperrung. Seither iſt die Ruhe nicht mehr geſtört worden; aber noch immer iſt der 914 Meter hohe Khaiber-Paß geſperrt und der Kabul-Thalweg unſicher. Es wird Nauroz Khan zur Laſt gelegt, daß das Abkommen von 1875 mit den Khaiberi nicht in Kraft tritt, nach welchem dieſe ſich dem Emir

gegen eine jährliche Zahlung von 12,000 Mark verpflichten, Karawanen von der engliſchen Grenze ſicher bis Lalpura am Indus zu geleiten, wohin der Emir eine ſtarke Garniſon verlegte.

Die Afridi bewohnen zwiſchen Peſchawar und Teri (Tiri) den in briliſches Gebiet hereinragenden Bergrücken, dem nach Süden der Kohat-Fluß entſtrömt. Dieſer Höhenzug muß überſchritten werden, will man von Peſchawar nach Kohat und den Diſtricten am rechten Induſufer ohne den gewaltigen Umweg über Atok gelangen. Der Uebergang über dieſen Bergrücken führt 30 Kilometer lang in einer engen von ſteilen Felſen begleiteten Schlucht fort, die gegen Peſchawar langſamer fällt als gegen Kohat, eine Stadt von 11,274 Einwohnern. Dieſer Theil des Gebirges bietet gute Schlupfwinkel und war von jeher die Zufluchtsſtätte, wohin ſich Verbrecher aus der Ebene flüchteten. Die Afridi, in viele Stämme zerſplittert und ewig in Fehde unter ſich oder mit Nachbaren, gewährten ſolchem Zuwachs ihrer Wehrkraft gern Unterkunft. Für die Engländer hatte ein freier Verkehr über dieſen Bergrücken großen Werth; 1849 boten ſie deswegen den anwohnenden Afridi eine Jahresſumme von 11,400 Mark, wogegen dieſe Wachen auszuſtellen und Reiſende zu ſchützen übernahmen. Dieſer Verpflichtung kamen die Afridi ſchon im nächſten Jahre nicht mehr nach; das Eintreffen einer Sappeurabtheilung zur Verbeſſerung des Weges erregte ihren Argwohn ſo ſehr, daß ſie die Truppe angriffen und vernichteten. Der Mord wurde zwar ſofort blutig gerächt, aber der Paß blieb geſchloſſen. Abtheilung um Abtheilung mußte das Uebergewicht der engliſchen Waffen fühlen; das Fort Mackeſon, wo ſeither eine halbe Compagnie eingeborener Infanterie liegt, und das Blockhaus Schamnati auf der Peſchawar-Seite wurden nöthig, ehe es nur ſo weit kam, daß die Afridi 1853 gegen die bedeutende Summe von jährlich 28,800 Mark die alte Verpflichtung übernahmen, den Verkehr zu geſtatten und durch Poſten zu ſichern. Wegebauten blieben aber nach wie vor mißliebig; genügte es auch in der Regel, ihnen zu verbieten, in die Ebene herabzuſteigen und die ihnen nothwendigen Gegenſtände einzuhandeln, ſo fehlte es doch nicht an ernſten Zuſammenſtößen. Die Regierung beſchloß endlich, den ſchlechten Saumpfad über den Paß unter allen Umſtänden zu einer guten Straße zu erweitern; das ganze vorige Jahr ging unter Verhandlungen und Einfällen Seitens der Afridi hin, bis endlich der Eigenwille der am Paſſe Wohnenden durch Uebernahme einer neuen Geldentſchädigung gebrochen wurde. Da verweigern die entfernter ſitzenden Afridi die Anerkennung des Uebereinkommens, und von Neuem zogen im März dieſes Jahres indiſche Grenztruppen gegen ſie. Waren die Truppen ſonſt mit Schüſſen aus unvollkommenen Luntenflinten empfangen worden, ſo ſahen ſie jetzt ihre Gegner mit Enfield-Vorderladern bewaffnet, welche ihnen aus den von England an Afghaniſtan gelieferten Vorräthen durch Beraubung der die Gewehrkiſten mit ſich führenden Karawanen zugekommen ſein ſollen. Dieſe beſſere Bewaffnung ſcheint die Afridi ſehr zuverſichtlich gemacht zu haben; ſie verweigerten die Unterwerfung ſelbſt dann, als die Engländer im April daran gingen, die Saaten zu zerſtören, was ihnen einen heilſamen Schrecken einjagen ſollte. Die Afridi ſcheinen ſich wie mit Waffen ſo auch mit Lebensmitteln über Afghaniſtan zu verſehen, und die ſchon im Februar von Grenzbeamten ausgeſprochene Befürchtung: „Diesmal wird der ganze Stamm aufſtehen, wenn einem von ihnen ein Haar gekrümmt wird,“ ſcheint ſich zu beſtätigen; noch immer ſtehen die engliſchen Truppen vor dem Paſſe Gewehr bei Fuß und hoffen die Gegner, die ihnen inzwiſchen manchen Mann weggeſchoſſen, durch eine ſtrenge Abſchließung aus Noth zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Zu einiger ſtaatlichen Ordnung ſcheinen es in den letzten Jahren die Mahſud-Waiziri, die Nachbaren der Afridi, gebracht zu haben. 1860 bis 1861 hatten ſie den Engländern viel zu ſchaffen gemacht und waren ſelbſt ſo weit gegangen, den Grenzort Tank, Hauptſtadt eines kleinen indiſchen Fürſtenthums, anzugreifen; ſie beugten ſich jedoch nach einer empfindlichen Niederlage und haben im Vorjahre Nachbarſtämme gezwungen, ſich ihnen unterzuordnen.

Die lang geſtreckte Grenze von Sindh bis Kelat bewacht auf engliſcher Seite eine meiſt aus Belutſchen beſtehende Grenzmiliz; ein Theil dieſer Miliz, die Sindh Horſe, ſind beritten und verſehen gegen Sold ſehr wirkſam den Dienſt, der ſonſt der Grenzpolizei übertragen iſt. Es iſt Sorge getragen, ſie möglichſt in der Nähe ihrer Dörfer zu ſtationiren.

Unter den Belutſch-Stämmen an der Grenze von Kelat haben die Bhugti und Marri die Führung übernommen. Die Bhugti bewohnen den im Ganzen unfruchtbaren Strich Landes dem engliſchen Diſtricte Jacobabad gegenüber. Unmittelbare Nachbaren ſind die Larkhani- und Gortochani-Abtheilungen; Hauptort iſt Dera (Deyra) an der Nordgrenze Kelats. 1839 ſahen ſich die Engländer zum erſten Male genöthigt, ſie wegen Raubeinfälle zu züchtigen; weniger günſtig verlief der Feldzug von 1845, ſie fanden eine Zufluchtsſtatte bei ihren Nachbaren, den Khetrani, und die Engländer trafen nur leere Hütten an. 1847 wurden ſie endlich überraſcht, viele Bhugti wurden niedergemacht und ein Theil aus Furcht veranlaßt, auf engliſches Gebiet überzuſiedeln. Man wies ihnen Land bei Larkhand an; doch ſagte ihnen die halb ſeßhafte Lebensweiſe noch wenig zu, ſo daß ſie im nächſten Jahre wieder über die Grenze zogen, in ihre alte Lebensweiſe zurückfielen, ſchließlich aber doch einſahen, daß ſie unter engliſchem Schutze ſich auf die Dauer beſſer befinden würden und wieder um Aufnahme baten. Dieſe wurde gewährt und ſeither bildet dieſer Stamm den Grundſtock einer ſehr brauchbaren Grenzmiliz. Ihre Angehörigen jenſeits der Grenze werden durch Blockhäuſer in Schach gehalten, die über die Grenze vorgeſchoben ſind und die Gefangennahme von Räubern ſichern, die ſich über die Grenze wagen. Sunri und Guranari haben darunter die ſtärkſten Beſatzungen. Oeſtlich der Bhugti bewohnen die Marri die gegen Oſt abfallenden Bergabhänge bis zum Bolan-Paſſe hin; ihr Land iſt im Ganzen fruchtbarer als jenes der Bhugti, insbeſondere ſind die Flußthäler der Nara, Lar und Lhari ſehr ertragsfähig. Hauptort iſt Kahun (nordweſtlich von Dera), berühmt in der indiſchen Kriegsgeſchichte durch die umſichtige Vertheidigung, durch welche es Hauptmann L. Brown im afghaniſchen Kriege fünf Monate lang gegen die mit ſtarker Macht andrängenden Marri hielt. Die Marri ſind weitaus die kriegeriſchſten unter allen ihren Nachbaren; den Bolan-Paß belagern ſie beſtändig und aus den Abgaben oder Beraubungen von Karawanen erzielen ſie große Einnahmen. 1845, während des Feldzuges gegen die Bhugti, ſuchten die Engländer ihr Bündniß; die Marri hielten aber nicht Freundſchaft, ſondern machten 1849 mit ſtarker Macht einen Angriff auf Kasmor, eine kleine Grenzſtadt öſtlich von Jakobabad; hier wurden ſie aber mit ſo mörderiſchem Feuer empfangen, daß ſie niemals wieder mit größerer Macht in Sindh einfielen, ſondern nur in kleinen Trupps auf ſchnellen Pferden als Räuber auftraten. Sie erkennen mit den Bhugti, daß ſie gegen England Verpflichtungen haben, denen ſie ſich auf die Dauer nicht entziehen könnten, wenn ſie auch wollten; ihre Führer ſind aber nicht im Stande, ihre unbändigen Angehörigen in Schranken zu halten, und fürchten mit Recht Verwickelungen von Aufreizungen des überlegenen Nachbaren. Ueberdies haben ſie dem Khan zu Kelat den Vaſalleneid geleiſtet und ſind auch hierdurch der Gefahr aus-

gesetzt, von ruhiger Beschäftigung weg zum Heerbann gegen unbotmäßige Unterthanen des Khan aufgeboten zu werden.

Bis jetzt ist England gegen die Grenzler immer nur von Fall zu Fall vorgegangen. Anfangs genügten wenige hundert Mann; schon 1854 zählte aber jede Expedition an kampffähiger Mannschaft und Train durchschnittlich 1500 Mann, später nie mehr unter 2300 Mann; ja 1868 mußten sogar gegen die Swati am Ambela-Passe, nördlich von Peschawar, 10,000 Mann zusammengezogen werden. Die Verluste waren nicht unbedeutend; so wurden 1863 von 5630 Mann 847 verwundet oder blieben todt, darunter 15 Offiziere todt, 21 verwundet. Zur Deckung der Grenze stehen drei Zehntheile der ganzen englisch-indischen Armee an der Nordwestgrenze. Unmittelbar im Grenzbezirke stehen im Pandschab 19,225, in Sindh 5599 Mann; ihre Reserven finden diese Garnisonen in weiten Zwischenräumen: im Norden in Rawalpindi (4143 Mann), im Centrum in Haiderabad (1936) und im Süden in Karatschi am Meere (3297 Mann). Diese stattliche Armee hat allerdings erreicht (und zwar in den letzten Jahren meist ohne Abfeuerung eines Schusses nur durch Absperrung der Grenzler von der Grenze und durch Gefangensetzung aller dem Verbote zuwider Handelnden, bis jeweils Genugthuung für den einzelnen Frevel geleistet war), daß England seit Formirung der Grenzdistricte (1848) ernstliche Gefahren noch nicht zu bestehen hatte, und dies einer Bevölkerung gegenüber, in welcher sich jeder Mann vom Jünglingsalter an in den Waffen übt und als Berufssoldat betrachtet werden muß. Auch Afghanistan enthielt sich der früheren Bündnisse mit diesen Stämmen, um sie als Vortruppen gegen Indien zu gebrauchen. Dieser bewaffnete Friede kann aber nur als Uebergang zu dauernderen Zuständen betrachtet werden. Mit Vollendung der Eisenbahnen von Lahor, nördlich bis Peschawar, südlich bis Karatschi, ist eine Verminderung der Grenzbesatzungen, die Vereinigung von Sindh mit dem Pandschab und Ausscheidung der Grenzstriche als eigene Provinz in Regierungskreisen in Aussicht genommen. Besteht auch noch keine Neigung nach Grenzerweiterungen, so ist diese doch wohl unausbleiblich; jedenfalls gelangt England zu weiteren Verträgen mit den Stämmen, die sie der englischen Oberhoheit wirksamer unterordnen und ein an landschaftlichen Reizen reiches Gebirgsland dem Unternehmungsgeiste der anglo-indischen Bevölkerung erschließen.

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

II.

Seit der Zeit, daß die Ottomanen aufgehört haben, Streif- und Raubzüge bei ihren Nachbarn zu machen, ist der Sklavenhandel in Verfall gerathen, sie können nicht mehr ganze Massen von Menschen in die Sklaverei führen. Die einzigen Gegenden, die ihnen nach der Eroberungsperiode noch Sklaven lieferten, waren Georgien (Grusien), Kaukasus und Afrika; dieses letztere nur schwarze Sklaven.

Dank der Besitznahme Georgiens durch die Russen hat dieses aufgehört, Konstantinopel ein ferneres Contingent seiner Töchter und Weiber zu stellen. Nur aus einigen Theilen des Kaukasus und aus Afrika erhält es noch zuweilen Zufuhr. Bis zum Jahre 1864 füllte der Kaukasus noch die stets fühlbarer werdenden Lücken der türkischen Harems. Nachdem Rußland diesen ganz erobert, hat sich auch jene Quelle erschöpft. Die Bergvölker Kaukasiens, besonders die wilden Tscherkessen, ein echtes, unbändiges Rändervolk, hielten es für vortheilhafter, ihre Weiber und Mädchen in die türkischen Harems zu verkaufen, als ihr Land anzubauen, sich anderweitig ehrlich zu ernähren und mit einem kärglichern Gewinn sich zu begnügen. In Konstantinopel war man nun genöthigt, sich mit der Zufuhr von dort vorläufig zu begnügen, selbst wenn die Qualität geringer geworden war.

Die Gesetze des Propheten erlauben dem Muselmann nur, nichtmahammedanische Sklaven zu halten, die er als Sieger im Kriege erbeutet hat. Die Tscherkessen aber sind bekanntlich gleichfalls Bekenner des Islam und ihr Land ist nie von den Türken erobert worden, folglich können sie auch weder als Sklaven gekauft noch verkauft werden.

Diese Frage, die selbst den Scheich ül-Islam in Verlegenheit setzt, wird, wie die Moslim nöthigenfalls alles verdrehen, durch eine Ausrede umgangen. Sobald der Verkäufer ihnen nur sagt, die Waare sei ein Sklave, so ist ihnen das genug und sie kaufen sie, ohne weiter nach Herkunft und Glauben zu fragen. „Die Sünde falle auf das Haupt des Verkäufers!“ sagen sie tröstend. Eine Ausflucht, Loyola's und seiner Jünger würdig! Gleich diesem sagen auch die Türken: „Wir sind genöthigt, unsere Harems zu erhalten und darum sind auch alle Mittel, dies zu erreichen, gut.“

Auch die Kurden stellen Waare für die türkischen Harems. Um kurdische Sklaven zu erlangen, verfährt man in der Türkei nach dem dortigen Sprichwort: „Sag Schlechtes van dem Hunde und du darfst ihn aufknüpfen.“ Wenn man nämlich irgend einen unabhängigen kurdischen Stamm zu überfallen gedenkt, so brandmarkt man ihn zuvor als „Teufelsanhänger“ oder „Menschen ohne Glauben und Gesetz“. Nimmt man ihnen dann ihre Töchter oder Söhne, so schickt man sie sogleich weit aus dem Lande weg. Des berühmten Omer Pascha erste Gemahlin war solch eine Beute, die er auf seinem Feldzuge in Kurdistan mitgenommen hatte. Omer Pascha schenkte ihr die Freiheit, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, die jetzt die Erbin seines unermeßlichen Vermögens geworden ist.

Auf diese Weise umgehen die Türken das Gesetz und führen ihren eigenen Propheten an. Ganz so verfahren sie auch gegen die Perser, die auch Mohammedaner, aber Smniten sind und als Schismatiker angesehen werden. Wie viele gefangene Perser fand z. B. nicht der General Kauffmann in Chiwa, die er alle befreiete. Hinsichtlich der gefangenen Russen war dort eine Ausflucht der Art nicht nöthig: gegen den Giaur braucht der Muselmann keine Ausflucht oder List; deren Verfolgung gilt schon an und für sich als ein verdienstvolles Werk.

Bei der Unterwerfung des Kaukasus 1864 eilten 10,000 Tscherkessenfamilien und mehr zu ihren Brüdern und Glaubensgenossen, den Türken. Zu stolz und faul, um zu arbeiten und sich auf friedliche Weise ihren Unterhalt zu erwerben,

Digitized by Google

zogen sie es vor, sich den Türken in die Arme zu werfen. Die Russen waren froh, diese räuberischen Tagediebe los zu werden. Wie aber empfingen die Glaubensgenossen ihre hülfesuchenden Brüder? Gierige Sklavenhändler und Kaufleute erwarteten überall die halbnackten, mit Lumpen bedeckten, vor Kälte und Unwetter halb erfrorenen Weiber, die, Zugvögeln gleich, weither übers Meer gezogen kamen, um am rettenden Ufer vor Ermüdung hinzusinken, wie eine längst ersehnte willkommene Beute. Unter diesen Händlern befanden sich eine Menge heimlich von den ersten türkischen Magnaten abgesandte Agenten, die da hofften, jetzt nach längerer Zeit einmal wieder auf eine billige Weise die Harems derselben füllen zu können.

Die Ankömmlinge waren in einer verzweifelten Lage and man nutzte dieses aus; eine solche Gelegenheit machte wohl so bald nicht wiederkommen. Unterdessen nahm die türkische Regierung, wie die officiellen Berichte wenigstens sagten, feierlichst die hungernden Glaubensgenossen unter ihren Schutz. So befriedigte denn die kaukasische Ueberschwemmung die glücklichen Haremsbesitzer wieder auf eine Reihe von Jahren und brachte neues frisches Blut ins Land, verjüngte die Generation *). Doch rechtfertigte sich die Erwartung nicht im erhofften Maße. Die Einwanderer wurden in verschiedene türkische Provinzen vertheilt und die Kaufleute traten mit ihnen zur Erlangung weiblicher Waare in die früheren commerciellen Verbindungen. Die Emigranten aber wollten jetzt, auf türkischem Boden und unter Glaubensgenossen, vielfach selbst ihre eigenen Sklaven halten und überließen sie nur ungern ihren Brüdern, den Türken.

Trotz der feierlichen Proteste der türkischen Behörden dagegen ist es doch eine Thatsache, daß die Sklaverei in den ihnen überlassenen Gebieten fortdauert; der Preis der Waare hat sich aber bedeutend erhöht. So erzählte man mir 1868 in Nikopolis an der Donau von einem alten Tschetschenzen, der seine Tochter, ein wunderreizendes Mädchen, bereits ein paar Mal nach Konstantinopel gebracht habe, sie dort zu verkaufen, aber einen so ungeheuern Preis verlange, daß er bisher noch keinen Käufer, wenngleich Liebhaber genug, für sie gefunden habe.

Da, wie oben gesagt, Sklavinnen, deren man sich nicht im Kriege bemächtigt hat, nach Mohammed's Gesetz als illegitim angesehen sind, so folgt daraus, daß auch ihre Kinder es eben so sein müssen. Den Kindern der Kebsweiber erkennt das mahammedanische Gesetz ebenfalls keine gesetzlichen Rechte zu.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß in den höchsten Classen in Konstantinopel, Kairo, Mekka und anderen Städten die Familienbande größtentheils auf diese Weise begründet sind, so wird man begreiflich finden, daß oft die höchsten Würdenträger und geachtetsten und reichsten Bürger in die größte Verlegenheit gerathen würden, wenn sie Rechenschaft über ihre Herkunft ablegen sollten; kaum die Hälfte derselben würden Documente aufweisen können, die ihre legitime Geburt kund thäten. Der Gebrauch oder, richtiger gesagt, die Nothwendigkeit hat den Mahammedaner dahingebracht, dieses Gesetz zu umgehen, und heut zu Tage fragt in der Türkei Niemand einen Andern nach seiner Herkunft; die Puristen unter den Türken allein seufzen und jammern über die Verderbniß der jetzigen Zeit.

Diejenigen Leser, welche etwa die Türken nach dem, was sie von ihnen gelesen haben, für ein religiöses, ja selbst sanntisches Volk zu halten geneigt sind, werden meine Worte vielleicht bezweifeln, wenn ich sie als in unsittlichen Zuständen lebend und verharrend schildere. Es ist aber leider nur zu wahr, daß unüberwindliche Schwierigkeiten und Verhältnisse ein ganzes Volk (wenigstens in den höheren Schichten) dahin gebracht haben, Gesetz und moralische Principien bei Seite zu werfen. Während einiger Jahrhunderte war das türkische Volk mehr als einmal genöthigt, das Gesetz für einen todten Buchstaben zu halten und mit seinen Traditionen zu brechen, und dies geschah jedesmal dann, wenn das Princip der Selbsterhaltung und die Staatsinteressen es zwangen, das Gesetz zu umgehen und zu entgegengesetzten Hülfsmitteln Zuflucht zu nehmen. Die Benutzung von Sklavinnen ist eines jener durch die Praxis geheiligten Mittel.

Der Harem, als der Grundpfeiler des maselmännischen Staates, kann nicht vernichtet werden, wenn nicht das ganze Gebäude zu Grunde gehen soll; so ist er denn auch unantastbar.

Der Koran schreibt die strenge Beabachtung des Setr-Awret vor, d. h. des Gesetzes, welches die Weiber nöthigt, ihr Gesicht mit Ausnahme der Augen zu verhüllen; es gestattet keine Ausnahme, weder für Reiche, nach für Arme. Jede Türkin, die für ehrbar gehalten zu werden wünscht, ist verpflichtet, ihr Gesicht zu verhüllen und am hellen Tage wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt einherzugehen.

Betrachten wir nun das praktische Resultat dieses Gesetzes, wie es im alltäglichen Umgange im Hause des Mahammedaners sich herausstellt. Nehmen wir z. B. an, daß ein solcher nicht im Stande ist, sich Sklavinnen zu halten, und sich eine freie türkische Magd sucht, die ihn gegen eine monatliche Vergütung bedient. Was ihm nun auch jene Magd reichen möge, immer wird er nur die verhüllte Gestalt um sich haben, von der er nur die Augen allein sieht und kennt; wie eine bewegliche Automatenfigur wird sie im Hause herumschreiten, die sich, sobald sie ihn nur kommen sieht, abwendet und ihm den Rücken zukehrt. Ein Haus, in dem nun gar ein halbes Dutzend solcher schamhafter Dienerinnen vorhanden ist, macht geradezu den Eindruck eines Irrenhauses. Ein Herr, der in seinen Harem geht, schreit so laut er kann: „Aufgepaßt!“ damit sich Alles rasch verstecken kann. Beobachtet er diese Vorsicht nicht und tritt ohne Umstände ein, so wird er bald keine einzige Dienerin finden, die bei ihm bleiben will.

Man sieht, wie unbequem eine solche Dienerschaft für die Herrschaft ist; dem weiblichen Dienerpersonal fällt diese ewige Maskerade aber noch unendlich schwerer. Man stelle sich nur eine solche Dienerin vor, die da ihre Herrin ankleiden, das Zimmer aufräumen, Geschirr waschen, den Hausstand besorgen und dabei beständig aufpassen soll, daß kein Unberufener ihr Gesicht sieht. Ist nicht ein solcher Zustand geradezu unerträglich?

Man nimmt vorzugsweise Sklavinnen aus fremden Ländern. Eine Christin kann aus verschiedenen Gründen, die mehr politischer Art sind, nicht als Dienerin in ein mahammedanisches Haus aufgenommen werden. Es würde dies gefährlich für die mahammedanischen Ansichten sein; europäische Zofen würden nach und nach den türkischen Damen ihre Sitten und Gebräuche mittheilen, Verbesserungen und Neuerungen einzuführen suchen, die den Besitzern der Harems vielleicht mehr als nur unbequem werden dürften. Fragen über die Emancipation der Frauen wären unvermeidlich durch die Vergleiche, welche die Damen über ihre Lage im Vergleich zu der ihrer Zofen anstellen würden, die Rechte der Gebieter könnten in Frage gestellt werden. Genug, eine Vermischung der christlichen Welt mit der mohammedanischen wäre jetzt noch ein reines Ding der Unmöglichkeit, wenngleich, früher oder später, diese durch die zunehmende Zahl der Christen im Lande einmal vor sich gehen wird.

Der Markt für den Sklavenhandel wurde vor etwa

*) S. A. Hilberg, Nach Esti-Djumaia. (Wien 1876.) S. 47 u. 49.

zwanzig Jahren aufgehoben; diese Maßregel sollte zur Vernichtung der Sklaverei dienen, statt dessen führte sie nur dahin, daß dieser Handel jetzt in verschiedenen Winkeln der Hauptstadt wie des Reichs fortgesetzt wird. Die vom Markt vertriebenen Händler hielten nun ihre Sklaven in ihren Häusern, von wo aus sie ihren Kunden alles lieferten, was sie nur wünschten. Da nun aber keine großen Geschäfte ohne einen Zusammenkunftsort, gewissermaßen eine Börse, zu machen waren, so fanden die Sklavenhändler es vortheilhaft, eine Menge Kaffeehäuser zu eröffnen, wohin ein Jeder zu diesem Zweck kommen konnte. Eine Menge solcher Kaffeehäuser sind der Suleimanije-Moschee gegenüber belegen, während die Häuser selbst, in denen sich die Sklaven befinden, in verschiedenen Quartieren der Hauptstadt zerstreut sind. Alle Häuser und Kaffeehäuser dieser Art werden zu bestimmten Stunden von Käufern und Verkäufern besucht, die dort die Waare betrachten und sich über den Preis zu einigen suchen. Im Kaffeehause fühlt sich Alles wie daheim — man trinkt seinen Kaffee, unterhält sich von den Geschäften, alles in größter Ruhe. Die armen Mädchen blicken dabei flehend und schelmisch lächelnd in die Augen der Besuchenden, als ob sie sagen wollten: „Um's Himmels willen, kauf mich!“ Hat man seine Waare gewählt, so zahlt man den Preis und betrachtet sie als sein ausschließliches Eigenthum, das ruhig dem neuen Besitzer in sein Haus folgt.

Neben dem öffentlichen Handel werden aber auch Privatgeschäfte betrieben, und zwar nicht von patentirten Verkäufern; vielmehr ist das ein Monopol der Weltdamen, die nicht selten den höchsten Ständen angehören. Sogar die Frauen von Ministern und Paschas befassen sich damit. Sie kaufen gewöhnlich auf Speculation zu einem geringen Preise irgend ein heranwachsendes Mädchen und verkaufen es später zu doppelten und dreifachen Preisen, sobald es ausgebildet ist. Der Vortheil, der oft so erlangt wird, ist bedeutend und leicht zu erwerben, weshalb auch die vornehme Welt sich gern damit abgiebt. Ein sieben- bis achtjähriges Mädchen mit hübschen, regelmäßigen Zügen und einer versprechenden Gestalt — und die Damen verstehen sich auf die Beurtheilung — kostet nicht mehr als 2000 Franken. Wenn sie herangewachsen ist, kann ein solches Mädchen der glücklichen Besitzerin oft 20,000 Franken einbringen. In Konstantinopel giebt es Frauen, die nicht allein hiervon gut leben, sondern sich auch große Capitalien damit erworben haben.

Das System, seine Waare an den Mann zu bringen, ist sehr einfach. Die Besitzerin schickt rechts und links Vermittlerinnen aus, die da Käufer aufsuchen und die Waare herausstreichen. Der Ort, an welchen diese Agentin sich gewöhnlich zuerst wendet, ist das Serail irgend eines reichen Türken. Ebenso gern wenden sie sich an die Emissäre des Vicekönigs, die für schöne Waare viel Geld zahlen. Oder man macht eine Spazierfahrt in der Equipage durch die Hauptstraßen Stambuls oder an öffentlichen Orten. Eine oder zwei hübsche Sklavinnen werden mitgenommen und die Liebhaber haben Gelegenheit genug, sie im Wagen zu bewundern und zu erfahren, wer und bei wem sie zu haben sind. Die höchste für eine solche Sklavin zu bezahlende Summe pflegt 25,000 Franken nicht zu überschreiten.

Die Frau des verstorbenen Großveziers Fuad-Pascha beschäftigte sich gleichfalls mit dem An- und Verkauf junger Sklavinnen und trieb die Sache in immer größerm Maße, bis sie endlich eine ganze Pension minderjähriger Sklavinnen bei sich hatte. Das Beispiel dieser Dame steht übrigens nicht vereinzelt da. Das System des Menschenschachers wird hier als ein vollkommen erlaubtes angesehen.

Im Allgemeinen ist, man muß es gestehen, das Loos der Sklavinnen durchaus kein bedauernswerthes. Diejenigen unter ihnen, welche sich durch irgend hervorragende Eigenschaften auszeichnen, werden Kebsweiber, dann Mütter ihrer Familie und freie Weiber. Es sind nicht wenige unter ihnen, die an vornehme Personen verheirathet werden, weil man bei den Türken lieber eine Sklavin als ein freies Weib ehelicht. Es erklärt sich dies leicht. Der despotische Charakter des Türken erlaubt in seinem Hause keine Beschränkung seiner Launen und seines Willens. Dort ist er allein Herr. In Allem controlirt er seine Frau und macht sie zum willenlosen Automaten. Jeder Türke ist zu Hause ein kleiner Sultan, dem blindlings Alles gehorcht; eigensinnig und finster, erträgt er weder Launen, noch Unzufriedenheit, am wenigsten aber Widerspruch. So muß er also ein Weib haben, das, wie das türkische Sprichwort sagt, „weder Mund noch Zunge hat.“

Die Töchter aus freien Familien besitzen nur selten alle diese Eigenschaften; abgesehen von der mangelhaften Erziehung, die sie meist zu Hause genossen haben, sind sie sich ihrer Herkunft als Freie bewußt und stolz darauf, fügen sich also nicht so leicht in den Willen ihres Mannes und Herrn, dem sie durch ihre Familien- und verwandtschaftlichen Beziehungen oft hinderlich sind, indem sie an diesen Stütze und Rückhalt gegen den Despotismus des Mannes finden. Infolge dessen haben die Türken einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihre Schwiegereltern, der oft in Haß und Verfolgung übergeht. Alle diese Nachtheile fallen bei der meist elternlosen Sklavin weg. Ist es dann solch einer Tscherkessin gelungen, einen gewissen moralischen Einfluß auf ihren Herrn auszuüben, so findet sich bald ein ganzer Schwarm durstüßiger Verwandten in spitzen Pelzmützen ein, die der Mann aus Liebe zu seiner schönen Sklavin mit offenen Armen empfängt, wenn sie sich ihm als Schwiegervater und Schwager vorstellen. Noch belohnt er den, der die Frau gestohlen und ihm auf dem Markt verkauft hat; ohne ihn hätte der Bei oder Pascha sie ja nie bekommen.

Freilich sind nicht alle Tscherkessinnen so glücklich, eine glänzende Carrière zu machen und dann für ihre Verwandten sorgen zu können. Diese weniger glücklichen bleiben eine Zeit lang Odalisken (gesetzmäßige Geliebte) und werden dann entweder verkauft, oder an irgend einen Günstling oder Diener vertheirathet. So ist das Loos der Tscherkessinnen viel verlockender als das der Türkinnen. Zwischen ihnen besteht kaum eine Concurrenz; die ersteren machen stets die besten Partien. Den Harem des Sultans nicht ausgenommen, der ausschließlich aus Tscherkessinnen zusammengesetzt ist, waren die Frauen der meisten Paschas fast alle anfänglich Sklavinnen. So die Frauen von Reschid-Pascha, Rukdi-Pascha, Risa-Pascha, Mehemed-Pascha, des Polizeimeisters u. s. w.*)

Zur Sklavenrace zu gehören wird in der Türkei nicht als unehrlich oder erniedrigend angesehen. Es ist dies eine so alte eingewurzelte Einrichtung, daß deren Vorhandensein als ganz etwas Natürliches angesehen wird. Diejenigen aber, denen es nicht gelingt, Kebsweiber oder Ehefrauen zu werden, nehmen Kammermädchenstellen ein und vertheilen die häuslichen Arbeiten bei ihrem Herrn unter einander. Dafür kleidet und unterhält man sie.

So dient eine solche Sklavin gewöhnlich 6 bis 7 Jahre,

*) Ergötzlich zu lesen ist — so schreibt die „Allg. Ztg.“ unter dem 30. Juli 1876 — daß der Sultan von Zanzibar, der große Sklavenemancipator, auf dem Postdampfer unter britischer Flagge fünf schöne Circassierinnen für seinen Harem einführen wollte. Man denke sich seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm dies auf Grund seiner eigenen Proclamation verweigert wurde.

dann verheirathet man sie, ehe sie zu alt wird, mit irgend einem Hausdiener oder Handelsmann. Sobald man sie dann freiläßt, sorgt die Herrschaft für deren Aussteuer aufs Beste: die Eigenliebe läßt sie alles Mögliche anwenden, damit die Sklavin von derselben nur als von ihrer Wohlthäterin spricht.

Was die männlichen Sklaven betrifft, so ist deren Zahl so gering, daß es kaum lohnt, von denselben zu reden. Unter den Sklaven des jetzigen Sultans giebt es einige, die eine höhere Bildung genossen haben, wie z. B. Newrep-Pascha, Siner-Pascha und Andere. Der erstere verwaltete eine Zeit lang das Finanzministerium.

Aus allen Erdtheilen.

Bevölkerung Brasiliens.

Die Gesammtzahl der Bewohner des Kaiserreichs beträgt, so weit das Ergebniß der letzten Volkszählung vorliegt, 9,700,487. Dabei fehlen aber noch 58 Kirchspiele, deren Bevölkerungszahl noch nicht festgesetzt werden konnte. Von diesen 9,700,187 Individuen sind 8,223,620 Freie und 1,476,567 Sklaven. Von den Freien sind 7,902,659 Brasilianer und 320,961 Ausländer. Von den Sklaven sind 1,343,198 in Brasilien geboren, während 133,369 noch von Afrika eingeführt sind. Von dieser ganzen Bevölkerung kann nicht einmal der sechste Theil lesen und schreiben. Es können lesen und schreiben von den Freien 1,560,768, nicht lesen und schreiben können 6,662,852; von den Sklaven können lesen und zum Theil schreiben 1337, während 1,475,230 weder lesen noch schreiben können. Würde man von den lesen und schreiben könnenden Freien die Ausländer abziehen, die ja doch meistens alle mehr oder weniger Schulbildung mitbringen, so würde das Verhältniß ein noch weit mißlicheres sein. In ganz Brasilien giebt es 1,298,825 Häuser, von denen 1,262,868 bewohnt sind.

— Der für die diesjährige Jenissei-Expedition gemiethete Dampfer „Ymer", Capitän Ericson, sollte am 18. Juli den von Amerika zurückkehrenden Professor Nordenskjöld in Drontheim an Bord nehmen. Auf dem Schiffe befinden sich Docent Kjelman, welcher sich zu botanischen Untersuchungen nach dem nördlichsten Norwegen begiebt, und Docent Stuxberg, der die Reise nach dem Jenissei mitmacht. Der „Ymer" ist mit Proviant für ein Jahr versehen und führt einen Kohlenvorrath mit sich, der für einen Weg von wenigstens 5000 englischen Meilen ausreicht. Als Handelswaare sind an Bord: Salz, schwedisches Steingut, Glassachen, verarbeitetes schwedisches Eisen, gewebte Sachen, Reibhölzer, Papier u. a.

— Am 6. Juli ist Capitän Wiggins von Sunderland nach der Ob-Mündung in See gegangen, um die von den Herren Gardiner, Goring und Sibiriakoff ausgerüstete Expedition auszuführen. Die deutsche Expedition in Westsibirien (Dr. Finsch, Dr. Brehm und Graf Waldburg-Zeil) ist davon benachrichtigt worden, da beide Theile sich möglicherweise helfen und nützen können.

— Trotz aller Unterstützung Seitens der fremden Gesandtschaften und trotz seines kaiserlich türkischen Firmans, der ihm die Fortsetzung seiner Arbeiten gestattete, ist Dr. Schliemann durch die fortgesetzten Quälereien und Nergeleien Ibrahim Paschas, des Gouverneurs der „Provinz „Inseln des Weißen Meeres", dahin gebracht worden, nach zweimonatlichem fruchtlosen Herumzanken die Ausgrabungen bei Hissarlyk einzustellen.

— Die Einwohner der Bermuda-Inseln bestehen nach der dort erscheinenden Royal Gazette aus folgenden Elementen: 1. Nachkommen der Engländer, die unter den Stuart's hier einwanderten; 2. Nachkommen der Negersklaven, deren Vorfahren meist von der Guineaküste stammen; 3. Nordamerikanische Indianern, die von Virginia herübergebracht wurden und als Mustees in den alten Gesetzen erscheinen; 4. Indianern aus Mexico; 5. Portugiesen von den Azoren 1845 importirt; 6. 1873 eingewanderten Schweden. Franzosen, Deutsche, Italiener sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie nicht in Betracht kommen. Alle jene Racen beginnen sich zu vermischen und es läßt sich noch nicht absehen, was bei fortgesetzter Kreuzung daraus werden soll. Das amerikanische Indianerblut schlägt in manchen Familien noch kräftig durch. Was die Neger betrifft, so sagt unsere Quelle: „Es fällt jedem Besucher sofort auf, daß infolge von Zeit und Klima und Erziehung der ursprüngliche afrikanische Typus sich stark geändert hat; selbst da, wo die Farbe so schwarz wie immer geblieben ist, zeigen die Gesichtszüge eine Abänderung."

— Blonde oder rothhaarige Neger, Chinesen, Araber sind nicht so selten, wie man gewöhnlich annimmt. In einer der letzten Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft übergab Broca die blonde Haarlocke einer Mulattin von der Insel Martinique. Der Vater derselben ist ein Weißer, die Mutter eine sogenannte Copresse, also selbst schon ein Mischproduct, aber den Schwarzen näher als den Weißen stehend. Die Haare entsprechen der Nr. 22 der Broca'schen Scala, sind 50 Centimeter lang, schlicht, völlig europäisch in ihrem Ansehen, haben nichts mit Negerhaar gemein und contrastiren auffällig mit der dunklen Haut der Mulattin. Dieser Fall ist insofern von Interesse als hier eine Ausnahme von der Regel vorliegt, daß bei Mischlingen zwischen Negern und Weißen der Negercharakter sich am längsten in der Kräuselung und Farbe des Haares erhält. Man findet oft blendend weiße Individuen, mit vollständig mittelländischem Gesichtsschnitt, bei denen jedoch der schwarze, krollige Haarwuchs darauf hindeutet, daß Negerblut ihrem Stammbaume nicht fremd ist.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. I. Fernando Po. (Mit zwei Abbildungen.) — Willkomm's „Spanien und die Balearen". (Mit zwei Abbildungen.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. I (Mit einer Karte.) — Indiens Grenznachbaren gegen Afghanistan. Von Emil Schlagintweit. II — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. v. Lankenon. II. — Aus allen Erdtheilen: Bevölkerung Brasiliens. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 5. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

I.

In letzter Zeit haben die Beziehungen zwischen China und England fast ohne Unterbrechung einen gesponnten, feindseligen Charakter gehabt, so daß sich die Blicke der Politiker immer wieder und wieder auf die große Ebene zwischen den mongolischen Bergen und dem Meerbusen von Tschili richten. Denn dort laufen die Fäden der Verwaltung von über 400 Millionen Menschen zusammen, von über ein Drittel mehr als die gesammte Bevölkerung Europas beträgt. Auf beiden Seiten kann man von einer Kriegspartei sprechen, wenn sie auch auf englischer Seite vielleicht nur in einer verschwindend geringen Anzahl von Kaufleuten besteht, die in einem Kriege ihr Heil erblicken. Diese haben ihre Gelder in den chinesischen Hafenplätzen in große Unternehmungen gesteckt, sehen sich aber jetzt allmälig durch die findigen Chinesen überholt und ausgestochen. Volksunruhen, womöglich ein Krieg, bei welchem ihre Habe von der wüthenden Menge vernichtet würde, gäbe ihnen Gelegenheit, bedeutende Entschädigungsansprüche geltend zu machen und sich ohne Verlust aus einem Handelsgebiete zurückzuziehen, wo ihnen das Verdienen von Tag zu Tag sauerer gemacht wird *). Auf der andern Seite ist auch der nichtswürdige Mord des trefflichen Margary noch immer ungerächt, und vielfach herrscht die Ansicht, daß die deswegen nach Yünnan entsendete englische Expedition unter Grosvenor so gut wie nichts durchgesetzt hat und daß die Chinesen es wiederum verstanden haben, der Sache die Spitze abzubrechen. Es ist bisher nicht Englands Politik gewesen, derartige Angriffe auf seine Bürger und namentlich seine Beamten ungestraft zu lassen — und es hat dies neuerlich in Abessinien und in Malakka, auf dem Congo und an der Guineaküste, bei den Nagas und Dufflas in Assam und bei den Grenzstämmen des Pendschab die Angreifer merkbar genug fühlen lassen. Es mag darum genug einsichtige Leute in England geben, welche dieses Axiom auch den Chinesen beibringen möchten, wie ja auch der Generalmajor Margary bis zu seinem Tode nicht müde wurde, Rache für seinen freventlich erschlagenen Sohn zu fordern.

Auf chinesischer Seite existirt eine den Engländern feindliche Kriegspartei in den höchsten Kreisen, und selbst die Kaiserin-Mutter soll zu derselben gehören. Daß das Erscheinen eines englischen Geschwaders in den nordchinesischen Gewässern ihre Stimmung nicht sonderlich gebessert hat, liegt auf der Hand; als ein Ausfluß dieses Uebelwollens erscheint es, daß die chinesische Regierung zögert, ihren dem englischen Gesandten gemachten Zugeständnissen in Betreff der Transitzölle u. s. w. nachzukommen. Daß diese Partei sehr wohl durch die Erfahrungen des Jahres 1860 gelernt hat, wohin die „rothhaarigen Barbaren" ihren Hauptstoß richten würden, beweist die Meldung der Pekinger Zeitung vom 24. März dieses Jahres, daß die „uneinnehmbaren" Befestigungen von Sin-scheng am Pei-ho (zwischen den Ta-ku-Forts und Tien-tsin) nach dreijähriger Arbeit voll-

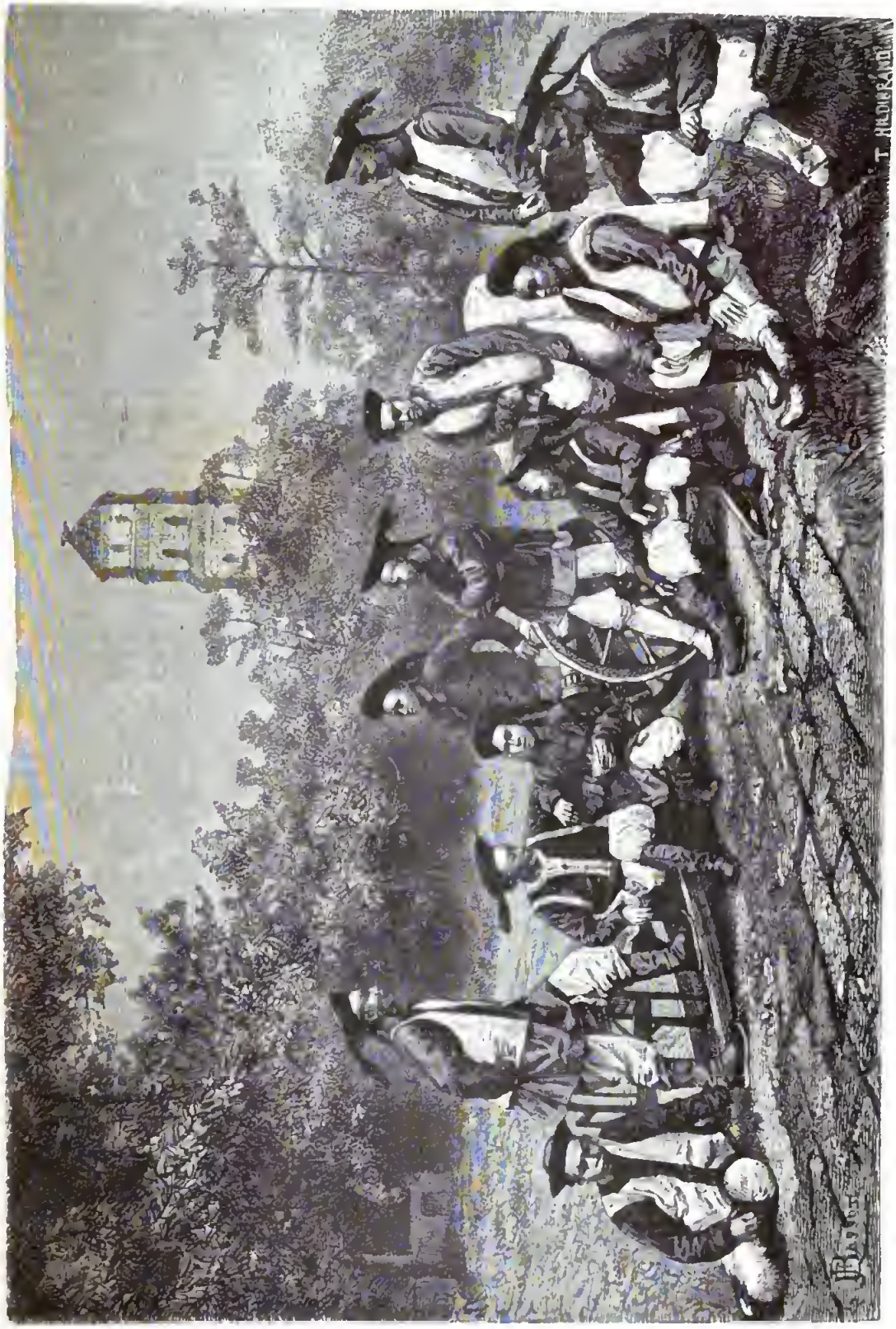
*) S. eine große Anzahl beweisender Thatsachen in dem interessanten Buche von F. Ratzel, „Die chinesische Auswanderung." (Breslau 1876.) S. 48 f.

endet wurden. Dahingestellt muß es freilich bleiben, ob es wahr iſt, was der Mandarin Li-hung tſchang angiebt, daß die zu den Schanzarbeiten verwendeten 10,000 Soldaten ſich Lohnabzüge zum Ankaufe von Baumaterialien haben gefallen laſſen. Es widerſpräche dies zu ſehr dem Charakter des chineſiſchen Heeres, wie es uns kürzlich Prſchewalski („Globus“ XXVIII, S. 314 ff.) geſchildert hat, wenn ſich auch die darin ausſprechende und gefliſſentlich von oben herab genährte Erbitterung gegen die Fremden nicht hinwegleugnen läßt.

Eine eingehendere Schilderung des Landes zwiſchen Peking und dem Meere, ſpeciell des Laufes des Pei-ho und Pekings ſelber mag darum gerade jetzt von Intereſſe erſcheinen. Wir geben ſie in den folgenden Blättern nach den Aufzeichnungen des Herrn T. Chontzé und machen zugleich unſere Leſer auf das ſchlechthin beſte und handlichſte Werk, was bis jetzt über die Hauptſtadt Chinas und ſeine Umgebung geſchrieben worden iſt, aufmerkſam: „Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland. Von Dr. E. Bretſchneider, Arzt der kaiſ. ruſſ. Geſandtſchaft in Peking.“ (Mit einer Karte, 42 S. Ergänzungsheft Nr. 46 zu Petermann's Mittheilungen. Preis 2,20 Mark. Gotha 1876.)

Chineſiſche Bogenſchützen. (Nach Photographien.)

Unter allen Flüſſen, die in den Golf von Tſchili münden, iſt, abgeſehen von dem Hwang-ho oder Gelben Strome, der aber jenem Meere nicht treu bleibt, ſondern im Laufe der Geſchichte ſchon mehrere Male ſeine Mündung verändert hat und bald nördlich, bald ſüdlich der Halbinſel von Schantung ſeine vom Löß getrübten Fluthen in den Ocean wälzt, der wichtigſte der Pei-ho oder der Weiße Fluß, weil er weit hinauf und den größten Theil des Jahres hindurch ſchiffbar iſt. Er entſpringt nordöſtlich von Kalgan am Rande der mongoliſchen Hochebene an jener Stelle, wo die große chineſiſche Mauer am weiteſten gegen Norden ausbiegt und das Thor Tu-ſchi-ku liegt. Im Gebirge hat er vorwiegend eine ſüdliche und ſüdöſtliche Richtung; nachdem er dann nordöſtlich von Peking in die Ebene getreten iſt, fließt er bis Tung-tſchan gerade ſüdlich und dann, Peking weſtlich laſſend, in vielfach gewundenem Laufe ſüdöſtlich bei Tien-tſin, wo er zwei große Nebenſtröme empfängt, und Ta-ku vorbei zum Meere. Wie ſehr dieſer Fluß für die Wohlfahrt der Provinz Tſchili, deren Einwohnerzahl man auf nahe 37 Mill. Menſchen ſchätzt, und beſonders der Reichshauptſtadt mit ihren 1 bis 1½ Mill. Einwohnern von Wichtigkeit iſt, werden wir ſpäter ſehen.



Chinesische Kanoniere. (Nach einer Photographie.)

Am 3. Juli 1873 Abends ankerte der amerikanische Dampfer Si-nan-fing etwa eine Seemeile vor der Barre und eine Stunde weit vor der Mündung des Pei-ho Angesichts der Insel Scha lui tien mit ihrem Leuchtthurme, der für jenen seichten und stündlich sich durch die sinkenden festen Stoffe des Hwang-ho-Wassers mehr und mehr verflachenden Golf so nöthig ist. Nur bei Hochwasser und bei Tage kann man die Barre überschreiten, und auch dann ist es immer noch trotz der ausgelegten Bojen ein schlimmes Stück Arbeit. So mußte denn der Dampfer, obwohl der Lootse schon an Bord war, noch bis zu Tagesanbruch warten. Im Jahre 1873 versuchte die chinesische Regierung mittelst in Frankreich angekaufter Baggermaschinen ein Fahrwasser herzustellen. Aber die Schöpfeimer waren viereckig anstatt cylindrisch, so daß sich der zähe Schlamm in den Ecken und Winkeln festsetzte und die Arbeit schließlich unmöglich machte. Heutigen Tages befindet sich infolge dessen die Barre in demselben, wenn nicht in schlechterm Zustande als zur Zeit der englisch-französischen Expedition, und nur Dampfer von 500 bis 600 Tonnen können sie passiren.

Allmälig taucht in der Ferne das flache, überschwemmte Land aus dem Morgennebel auf, und man unterscheidet die hohen Bastionen der Ta-ku-Forts zu beiden Seiten der Mündung und das Denkmal, welches den bei der Erstürmung der Forts 1860 gefallenen und während der fünfjährigen Occupation gestorbenen französischen Soldaten errichtet worden ist. Zuerst steuert das Schiff nördlich auf dieses Denkmal zu, später auf das Südfort und befindet sich dann alsbald im Flusse selbst, rechter und linker Hand Befestigungen. Eine starke Biegung des Flusses — und man sieht die Reste einer Befestigung, welche einst die Mündung beherrschte und am 21. August 1860 nach kurzer Beschießung von den Franzosen unter General Collineau erstürmt und später wegen seiner beherrschenden Lage in die Luft gesprengt wurde. Das entschied auch das Schicksal der beiden Ta-ku-Forts, welche sich ohne Zögern ergaben. Das Land auf dem linken Flußufer rings um die Trümmer jenes Forts heißt heute allgemein „die französische Concession von Ta-ku". Es sind 25 bis 30 tief liegende, unbebaute Parcellen zu je 25 chinesischen Morgen, welche Franzosen für jährlich 25 mexicanische Dollars (120 Mark) auf immer pachten konnten und können, ein Recht, von welchem nur die Compagnie der französischen Messagerien für drei Parcellen Gebrauch

Bauer vom Ufer des Pei-ho. (Nach einer Photographie.)

macht, während alle anderen ihre Ansprüche aufgegeben haben, sehr mit Unrecht, wie Mr. Chouzé meint, da Ta-ku eines Tages doch noch einmal der Anfangspunkt einer Eisenbahn nach Tien-tsin und weiterhin werden könnte.

Von 1860 bis 1865 hatten die Engländer das südliche Fort besetzt, ohne zu ahnen, daß dort vor der Uebergabe eine Menge Kanonenröhren in den Boden vergraben worden waren. Das Nordfort hatten französische Truppen inne, zuletzt unter Hauptmann Fèvre's Befehl, der seinen Leuten den langweiligen Aufenthalt durch kriegerische Uebungen und Theaterspielen angenehm machte und der sich dort eine kleine Truppe heranzog, mit welcher er 1866 in Korea kämpfte. Seit August 1865 weht dort wieder die dreieckige chinesische Flagge, der gelbe Drachen auf blauem Grunde, umgeben von einem ausgezackten orangefarbenen Rande. Damals salutirte die chinesische Artillerie die französische Flagge, die herabgelassen wurde, und eine Abtheilung kaiserlicher Soldaten präsentirte das Gewehr vor den abziehenden Franzosen. Als dann die chinesische Standarte gehißt wurde, warfen sich die Chinesen auf die Knie; ihre Generale und Oberoffiziere aber drehten sich nach Norden hin, nach der Richtung, wo ihr kaiserlicher Herr residirte, und verrichteten am Fuße der Flaggenstange die Ceremonie Ko-te-u: sie knieten dreimal nieder, warfen sich neunmal zu Boden und berührten neunmal mit der Stirn die Erde. Dann gab das französische Kanonenboot, welches die Garnison abholte, drei Salutschüsse ab (weiter geht auch die chinesische Höflichkeit in ihrer Sparsamkeit nicht) — und die fremde Invasion des Himmlischen Reiches hatte ihr Ende erreicht.

Jetzt sind jene Werke ausgebessert und trefflicher als früher armirt; an Stelle der im 18. Jahrhundert von den Jesuiten in Peking gegossenen Kanonen stehen heute Krupp'sche Geschütze auf den Wällen und neue Percussionsgewehre sind an Stelle der alten Luntenflinten getreten. Aber die Bogenschützen sind darum nicht seltener geworden in den Reihen der kaiserlichen Armee und der in ihr herrschende Geist um nichts besser.

Weiterhin passirt der Dampfer Si-ku mit der großen, dem Meergotte geweihten Pagode Hai-tscheng-miao, wo die einheimischen Schiffer Weihrauch und Papier verbrennen, Gelübde thun und ihre Weihgeschenke aufhängen. Mitunter befiehlt selbst der Kaiser, dem Hai-tscheng eine Art Dankgottesdienst zu halten, wenn die Getreidetransporte eine be-

Der Peiho innerhalb Tien-tsin. (Nach einer Photographie.)

ſonders glückliche Seereiſe gehabt haben. Dann wird ein hoher Würdenträger abgeſendet, um im Tempel unter großen Feierlichkeiten eine Tafel von ſchwarzem Holze aufzuhängen, welche mit goldenen Buchſtaben bedeckt iſt und das kaiſerliche Siegel trägt. Tauſende von Dſchunken ankern bei Si-ku; die von Fu-kiang erkennt man an ihrer eleganten, leichten Form, während nur die aus der Provinz Kwang-tung an Größe ihnen gleichkommen. Dieſe Schiffe halten mitunter 900 bis 1000 Tonnen; ohne Kiel und mit plattem Boden verſehen, können ſie die Barre leicht paſſiren, aber wenn ſie den Pei-ho weiter als bis Si-ku hinaufgehen, ſo kann es leicht kommen, daß ſie ſitzen bleiben und Hochwaſſer abwarten müſſen. In Si-ku reſidirt auch der engliſche Vicecanſul von Ta-ku in dem Landhauſe eines reichen Bürgers von Tien-tſin. Der Dampfer hält dort eine kurze Zeit an, um Güter auszuſchiffen, darunter auch ſechs Mitrailleuſen, welche aus dem kaiſerlichen Arſenale von Schanghai kommen und die ſie in Empfang nehmenden tatariſchen Offiziere, große Kinder, höchlichſt in Erſtaunen ſetzen.

Um übrigens einer betrügeriſchen Ausſchiffung zollpflichtiger Waaren unterwegs zwiſchen Si-ku und Tien-tſin vorzubeugen, wird der Schifferraum amtlich verſiegelt und es kommen ein engliſcher und zwei chineſiſche Zollbeamte an Bord, welche dort bis zu dem Beſtimmungsorte bleiben.

Nur mit großer Mühe kann ſich ein Dampfer durch die Menge rieſiger Dſchunken hindurchwinden, welche trotz aller Bemühungen der fremden Conſuln in Tien-tſin und der Strampolizei überall da, wo der Wind zu wehen aufhört, ihre enormen Eiſenanker fallen laſſen. Nur langſam geht es vorwärts, ſtets im Fahrwaſſer eines Kahnes, deſſen Bemannung ohne viel Federleſens die groben Ankertaue, die dem Dampfer im Wege ſind, mit Beilſchlägen kappt. Von den Dſchunken ertönt natürlich eine Fluth von Schimpfwörtern, welche die Matroſen mit einem Hagel von Steinkohlen beantworten. Auch die Schiffspumpe wird für alle Fälle gefechtsbereit gemacht; denn nichts fürchten die „ſchwarzhaarigen Leute“, wie ſich die Chineſen ſelbſt nennen, mehr als Näſſe in den Haaren und zwar aus Furcht vor — Ungeziefer! Aber ihre Anwendung erwies ſich als unnöthig, denn bald hatte der Si-nan-tſing die letzten dieſer Fahrzeuge hinter ſich, deren Schnäbel und Hintertheile mit phantaſtiſchen Ungeheuern verziert ſind, und bald ſah man nur noch ihre vielfarbigen Wimpel, die mit Anrufungen der Götter bedeckt ſind aber mit einem einfachen Kreuze, wenn ihre Bemannung aus Chriſten beſteht.

Bis nach Tien-tſin hinauf ſieht man nichts weiter als das gelbe Waſſer des Pei-ho und an den beiden Ufern Ziegelöfen und einige unbedeutende Dörfer auf unfruchtbarer (die Chineſen ſagen „bartlaſer“) Ebene, die nur hier und da von einigen Sarghum-, Mais- oder Hirſefeldern unterbrochen wird. Die circa 20 Dörfer zwiſchen Ta-ku und Tien-tſin ſind alle aus einem gelblichen mit Stroh gemiſchten Lehm erbaut, deſſen Farbe ſich wenig von den Pei-ho-Fluthen unterſcheidet. Im Winter hat auch das Land daſſelbe verzweifelt eintönige Ausſehen. Im Sommer ſieht man wildwachſend nur eine Art niedrigen röthlichen Heidekrautes, das in kleinen Büſcheln die weißen Salzausblühungen durchbricht. Am linken Ufer liegen die Dörfer Sin-ha, Nang-keu, Sin-ta-tua, Laag-tſin und Tſiang-tſchwang-ſi; ſie ſtehen nicht ſo nahe am Ufer wie die jenſeitigen, deren Lehmwänden der Bugſpriet des Dampfers oft bedenklich nahe kommt: ſie wären wohl kaum im Staade, einem Anpralle Widerſtand zu leiſten. Auf dem rechten Flußufer liegen Hu-kia-ken, Ko-ku, Kang-kia-tſchwang, Tſien-ſchwei-ku u. ſ. w. Ihre meiſt bis auf den Gürtel herab nackten Einwohner ſitzen auf den Schwellen ihrer Häuſer, rauchen in ſtoiſcher Ruhe aus kleinen Pfeifen tatariſchen Tabak und ſchauen den Dampfer an. Aber die Hunde bellen, die Kinder rufen ihm aus Leibeskräften Schimpfworte nach und die zerlumpten Bauern hindern ſie keineswegs. Freilich im Jahre 1867, als hunderttauſend Nien-fei-Rebellen die Umgegend von Tien-tſin heimſuchten, waren ſie gegen die Beſatzung des franzöſiſchen Kanonenboates, das zu ihrem Schutze den Pei-ho hinaufdampfte, bedeutend höflicher und gefügiger; aber jetzt rufen ſie, von aller Furcht befreit, dem Fremden ihr „Jang-koueitſe, Jang-koueitſe!“ (d. i. überſeeiſcher Teufel) und ſchlimmere Sachen noch aus voller Lunge nach.

Weiterhin erreicht das Schiff die ſogenannte „Doppelte Achte“, ſcharfe Biegungen und Krümmungen des Fluſſes, der dort einen meilenweiten Lauf zurücklegt, ohne ſich dabei merklich dem Meere zu nähern. Die Dampfer müſſen, um dieſe Strecke zu überwinden, Pfähle in das Ufer ſchlagen und mittelſt daran befeſtigter Taue wenden.

Endlich erſcheinen in weiter Ferne zur Linken die Umriſſe der fremden Niederlaſſung und die Umfaſſungsmauern von Tien-tſin, welche letztere der Mongolenprinz Seng-kolin-ſin 1858 gegen die Europäer aufführen ließ. Aber niemals hat er genügend Soldaten gehabt, um ſie und die Forts auf beiden Seiten einigermaßen zu beſetzen; die Engländer nannten darum die Werke „Seng-kolin-ſin's folly“. Dann folgt am rechten Ufer ein elegantes chineſiſches Gebäude mit einem bizarren Dache, Liang-kia-yüan (Garten der Familie Liang) genannt, worin ſich ein Seezollamt befindet. Oberhalb deſſelben liegen Felder und ein kleines Dorf, welches die amerikaniſche Niederlaſſung ausmacht; dahinter die engliſche mit europäiſchen Gebäuden. Linker Hand bedecken wahre Berge von Salzſäcken das Ufer, ſo weit man ſehen kann. Endlich legt der Si-nan-tſing bei dem Quai der engliſchen Niederlaſſung an, nachdem er acht Stunden, eine verhältnißmäßig raſche Fahrt, für die Strecke von Ta-ku bis Tien-tſin gebraucht hatte.

Aus dem Reiſeberichte Prſchewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Glaubensboten machen großes Aufheben von ihrer ſegensreichen Thätigkeit bei den Wilden und Halbwilden und möchten gern die leichtgläubigen Europäer davon überzeugen, daß die chriſtlichen Heilswahrheiten aus den Mongolen etwa moraliſchen Volksſtamm machen würden. Prſchewalski beweiſt durch Thatſachen, wie wenig das Taufwaſſer den Mon-

golen verändert, und wie wenig verständlich für ihn die Grundsätze der ihm eingelernten Moral sind. Dem Reisenden wurde von den römisch-katholischen Missionären in Sijinse ein Individuum als Führer empfohlen, dem er monatlich fünf Lan Silber und freien Unterhalt geben sollte. Schon nach der ersten Tagereise entfloh der christliche Mongole unter Mitnahme eines Messers und eines Revolvers, welchen letztern Prschewalski einige Zeit darauf von den Missionären zurückerhielt. Selbst dieser getaufte Asiat hielt es nicht für Sünde, einen „überseeischen Teufel" (wie man in China und den ihm unterworfenen Gegenden jeden Europäer nennt) zu bestehlen.

Halbwegs zwischen Kalgan und Kuku-chola, von wo Rey Elias 1872 seine bekannte Reise durch die Mongolei antrat, beschloß Prschewalski, den von Huc und einigen späteren Forschern eingeschlagenen Weg zu verlassen und eine Richtung zu verfolgen, welche mehr Neues bot und ihn gleichzeitig den Beobachtungen der Chinesen entrückte, da die Nähe derselben für den Reisenden im höchsten Grade unangenehm ist. Prschewalski schlug die Richtung nach dem sich gerade vor ihm erhebenden Gebirgszuge Schara-chada, dem Gelben Gebirge, ein, welches seinen Namen von der Masse gelber Kalkfelsen erhalten hat, die gegen das Thal des Sees Kürü-nor abstürzen. Der Schara-chada erhebt sich zwar nur gegen 330 Meter über das genannte Thal, zeichnet sich aber dadurch aus, daß er in seiner ganzen Breite ein hügeliges Plateau bildet, auf dem sich ausgezeichnete, selbst von Dseren-Antilopen besuchte Hütungen finden. Der Westabhang des Schara-chada ist weniger steil und zerklüftet, obgleich steile Böschungen auch hier nicht gänzlich fehlen. Die Breite des Rückens, wo ihn Prschewalski überschritt, beträgt gegen 27 Werst.

Mit dem Schara-chada parallel zieht sich in einer Entfernung von nahezu 50 Werst ein zweiter Höhenzug, der Suma-chada, hin, welcher jedoch einen wildern Charakter zeigt. Beide Gebirgszüge sind wahrscheinlich Ausläufer des äußern mongolischen Höhenzuges, die sich jedoch nicht weit gegen Norden hinziehen. Zur Charakteristik des Suma-chada, dessen Sohle im Südosten sich in einer absoluten Höhe von 1530 Meter befindet, gehört, daß beinahe alle seine Felsen, die fast ausschließlich aus Granit bestehen, abgerundete Seiten und abgeriebene, glatte Oberflächen haben, was unzweifelhaft auf Gletscherwirkung hinweist. In diesem Gebirgszuge findet sich zuerst das Bergschaf, Argali (Ovis Argali), wieder, das sonst erst weit gegen Norden, in dem Wiljuer, Witlimer und Aldaner Gebirgszuge, haust.

In der Nähe des Ostabhanges des Suma-chada Gebirges beginnt der Aimak (Provinz) der Uroten, welche, trotzdem sie mit den Zacharen verwandt sind, sich dennoch bedeutend von ihnen unterscheiden, und mehr als diese den rein mongolischen Charakter an sich tragen. Doch sind auch sie moralisch von den Chinesen verdorben. Ebenso ist auch ein anderer Nachbarstamm der Uroten, die „Tumyten", welche in der Gegend von Kuku-choto (oder Kwei-hwa-tscheng, von Elias astronomisch bestimmt zu 40° 47′ 54″ nördl. Br. und 111° 47′ östl. L.) wohnen, stark chinesirt. Sie wohnen mit den Chinesen in Dörfern zusammen, und wenn auch die meisten noch in Jurten leben, so haben sich doch schon viele an das Leben in Fansen gewöhnt, ja einzelne haben sich sogar schon an die Landwirthschaft gemacht, betreiben sie aber mit einer wahrhaft mongolischen Sorglosigkeit.

Die allgemeine Eigenschaft sämmtlicher Mongolenstämme, welche sie übrigens mit allen asiatischen Nomadenstämmen gemein haben, ist ihre ungewöhnliche Geldgier, und in dieser Beziehung unterscheiden sie sich durchaus nicht von den Chinesen. Für ein Stückchen Silber ist der Nomade bereit Alles zu thun, und diese Käuflichkeit kann dem Reisenden, der über entsprechende Mittel verfügt, sehr nützlich werden. Aber man muß, um mit einem Mongolen irgend welche Geldgeschäfte zu machen, eine engelgleiche Geduld haben. Prschewalski erzählt z. B. Folgendes. „Angenommen man will einen Hammel kaufen; es ist ja dies eine scheinbar einfache Sache; thatsächlich ist es jedoch nicht so. Wenn man geradeswegs zum Mongolen käme und ihn fragen würde, ob er einen Hammel zu verkaufen habe, ihm auch gleich sein Gebot machen würde, so würde man unter zehn Mal nur ein Mal das gewünschte Thier kaufen. Wenn der Nomade auf einen Käufer trifft, der sich leicht einigt, so faßt er sogleich den Verdacht, daß derselbe ihn betrügen will, und entschließt sich am häufigsten, nicht zu verkaufen. Um das Geschäft nach allgemeinem Usus abzuschließen, muß man sich anfangs neben den Verkäufer setzen, Thee trinken und ihn fragen, ob sein Vieh gesund ist, und bei dieser Gelegenheit eine lange Erzählung mit anhören, wie das Vieh in diesem Jahre im Allgemeinen mager und wie besonders die Hammel theuer sind. Hierauf folgt das Beschauen, oder richtiger das Belasten des verkäuflichen Thieres, welches nach mongolischen Begriffen je fetter, desto schmackhafter ist. Natürlich ist es auch um so theurer. Der Käufer und Verkäufer kehren wieder in die Jurte zurück, trinken wiederum Thee und beginnen zu handeln. Bei dieser Gelegenheit wird immer bedeutend mehr gefordert, als das Thier werth ist und bedeutend weniger geboten, als man geben will. In den Zwischenpausen versichert man sich gegenseitig der unbegrenzten Freundschaft, und der Eigenthümer des Thieres erschöpft sich in Lobeserhebungen über dasselbe, während es der Käufer nicht genug zu tadeln weiß. Der Handel wird nicht mit Worten geschlossen, sondern durch vorher verabredetes Drücken der Finger. Zu diesem Behufe zieht eine der handelnden Personen die Hand in den Aermel, während die andere mit ihrer Hand in diesen hineinfährt, so daß also das ganze Geschäft im Geheimen abgemacht wird. Eine solche Procedur existirt auch in China und wird bei vielen Gelegenheiten angewendet. Endlich ist nach langen Complimenten der Hammel gekauft, und nun werden die Wagen besehen. Die Wage des Käufers wird gewöhnlich als zu leicht betrachtet, und der Verkäufer will, daß die seinige zum Wägen des Silbers genommen werde, welche gewiß nie fehlerfrei ist. Es entsteht hierüber ein Streit, der jedoch in irgend einer Weise beigelegt wird. Das Silber wird nun abgewogen. Doch auch dann ist das Geschäft nicht ganz abgeschlossen; der Verkäufer will noch irgend etwas erhalten, und wären es auch nur die Eingeweide. Erst wenn er entschieden mit allen nachträglichen Forderungen zurückgewiesen ist, ist das Geschäft beendet."

Ein solcher Handel dauert 2 bis 3 Stunden; man kann sich demnach einen Begriff von der unangenehmen Lage machen, in welcher sich der Europäer, der sich einem solchen Usus fügen muß, befindet.

Beim Kaufen von Milch ist noch eine ganz andere Schwierigkeit zu besiegen; sie wird nämlich gar nicht verkauft, wenn der Himmel bewölkt ist. Hin und wieder verstand es Prschewalski jedoch, die Mongolin zur Mißachtung dieser abergläubischen Sitte zu verleiten, indem er ihr einige Nadeln oder gar unechte Perlen zeigte. In diesem Falle bat sie, die Milch unter dem Rockschoße aus der Jurte tragen zu dürfen, damit der Himmel die begangene Sünde nicht sähe. Wie appetitlich aber überhaupt der Mongole mit der Milch umgeht, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß er sie in einem Geschirre herbeibringt, dessen Rand er mit Rindsexcrementen belegt, auf die er hernach den Deckel drückt. Hierdurch will er das Verspritzen der Flüssigkeit verhindern,

und er erreicht sein Ziel; wie der Käufer hiermit zufrieden ist, das kümmert ihn nicht viel. Daß die Mongolin der Kuh nimmer das Euter wäscht, darf wohl kaum erwähnt werden; sie wäscht sich ja selber nie!

Zur nähern Kenntniß der Bewohner der Wüste dürften noch folgende Bemerkungen Prschewalski's dienen.

Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Mongolen ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft erst nach der Gesundheit des Viehs und dann erst nach dem Befinden des Eigenthümers und seiner Familie gefragt. Den zweiten Hauptgegenstand jeder Unterredung bildet die Medicin und die Art und Weise ihrer Verwendung. Wenn der Nomade einen Europäer vor sich hat, in welchem er, wenn nicht einen Halbgott, so doch einen großen Zauberer sieht, so sucht er auch sogleich hieraus Nutzen zu ziehen und von ihm irgend ein Geheimmittel zu erfahren, um mit dessen Hülfe Viehkrankheiten zu heilen. Der Umstand, daß Prschewalski Pflanzen sammelte und trocknete, bestätigte nur noch mehr die Annahme der Mongolen, daß er unzweifelhaft seines Gewerbes ein Arzt sei, und er wurde am Kuku-nor wirklich zum großen Arzte promovirt, als es ihm geglückt war, mit Hülfe von Chinin einige Fieberkranke von ihrem Uebel zu befreien.

Endlich kommen noch religiöse Gegenstände aufs Tapet, denn der Glaube bildet die ganze innere Welt des Nomaden. Ueber ihn wird gesprochen und discutirt, wenn sich hierzu nur die geringste Gelegenheit bietet. Jedoch spricht man nicht etwa von Himmel und Hölle und von einem abstracten Gotte, sondern nur von den gebräuchlichen Ceremonien, von den vom Lama und von den Higenen verrichteten Wundern, an die der Zuhörer glauben muß, wenn er nicht den fanatischen Zorn des Mongolen heraufbeschwören will. Der geistig Unentwickelte liebt es in Asien wie in Europa, das Unverstandene und Unverständliche zum Gegenstande seiner Träume und seiner Gespräche zu machen. Einen Zweifel an die vom Mongolen erzählten Wundergeschichten merken zu lassen, hieße ihn tödtlich beleidigen.

Zu den Schwierigkeiten, mit welchen der Reisende in den hier besprochenen Gegenden zu kämpfen hat, gehört, wie schon oben angedeutet, das unendliche Mißtrauen der Bewohner, besonders aber der Chinesen, und der Mangel einer bestimmten geprägten Münzsorte. Als Prschewolski seine Richtung auf den Gelben Fluß zu nahm, hatte er keinen Führer; er mußte immer nach dem Weg fragen, was besonders in den von Chinesen bewohnten Gegenden große Schwierigkeiten hatte, da weder Prschewalski noch seine Begleiter der Sprache mächtig waren, und die Chinesen den Fremden gegenüber nicht eben zuvorkommend sind. Eine Folge hiervon war, daß die Reisenden häufig irre gingen, zehn und mehr Werst vergebens zurücklegen mußten und endlich doch wieder in das Dorf zurückkehrten, in welchem sie Tags zuvor von Jung und Alt, von Groß und Klein begafft worden waren. Wie gern man die Fremden sah, beweist der Umstand, daß man in einem chinesischen Dorfe einen Kettenhund losließ, um den Hund der Reisenden, ihren treuen „Faust", todt zu hetzen. Doch Prschewalski ergriff einen Revolver und erschoß das wüthende Thier. Diese Entschlossenheit schüchterte die Chinesen dermaßen ein, daß sie sich eiligst in ihre Fansen flüchteten. Hätte er ruhig zugesehen, daß man seinem Hunde Schaden zufügte, so wäre er selbst und seine Begleiter verloren gewesen, da die Chinesen seine Geduld als Schwäche und Feigheit gedeutet hätten.

In einem Städtchen, Zagan-tschulutai (die weißen Steine), welches Prschewalski passiren mußte, war er genöthigt, einige Lan Silber in Tschoch (Neusilberplatten, welche auf einen Riemen gereiht werden) umzuwechseln. Da der Reisende schon von früher her die unendlichen Schwierigkeiten kannte, welche mit einem solchen Geschäfte verknüpft sind, nahm er einen Mongolen als Zwischenhändler an. Nachdem die neugierige Menge die Fremden hinreichend begafft hatte, trat Prschewalski mit seinen Agenten in einen Laden, um sein Geschäft abzuschließen; doch er wurde hier mit dem Bemerken abgefertigt, daß es „Kalganer Silber" sei. In einem zweiten Laden wurde behauptet, daß im Innern der Silberbarre Gußeisen sich befinde, und in einem dritten wollte man überhaupt nichts von einem Wechseln hören. Erst im vierten Laden entschloß man sich, das Geschäft zu schließen. Die Silberstückchen wurden lange vom Kaufmanne betrachtet, er klopfte mit ihnen, beroch sie und bot endlich in der Form einer Anleihe 1400 Tschoch für ein Lan, während man in Peking 1800 Tschoch zahlte. Es entstand, wie gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten, ein heftiger Wortwechsel, der mongolische Agent Prschewalski's zeigte sich sehr eifrig, suchte den Kaufmann zu überzeugen, wies ihm, um seine Gier zu reizen, mit Zungenschnalzen das Silber, drückte die Finger im Aermel und schloß endlich das Geschäft mit 1500 Tschoch ab. Nun wurde in Zagantschulutai nicht nach dem „Maulschan", d. h. Eins für Eins und Hundert für Hundert, sondern nach dem „Dselen", d. h. 60 für Hundert gerechnet. Fast jede Stadt in China hat ihren eigenen Modus der Berechnung.

Das Erscheinen der Prschewalski'schen Expedition im Muni-ula-Gebirge (nördlich von dem großen nördlichen Bogen des Hwang ho, etwa unter 40° 50′ nördl. Br. und zwischen 109° und 110° östl. L. Gr.) setzte die chinesischen und mongolischen Bewohner in Erstaunen. Ohne Führer mußte Prschewalski allein den Weg zu diesem Höhenzuge suchen, was ihm nach dreitägiger Mühe gelang, indem er ein Flüßchen, den Ara-mürgün-gol, hinauf ging, dessen Quellen sich in der Nähe des Hauptrückens befinden. In einem Walde, in der Nähe einer kleinen Pfütze, schlug er sein Zelt auf. Die Lamas des nahen Klosters Gümpin, welche sich den Zweck der Reise der vier Europäer nicht erklären konnten, verboten den Bewohnern der Umgegend, denselben Naherungsmittel zu verkaufen, um sie so zu zwingen, die Gegend so schnell wie möglich zu verlassen. Als jedoch Prschewalski einen Rehbock erlegt hatte, sahen die Mongolen, daß die Reisenden nicht vor Hunger sterben würden, und von nun an machten sie sich ihre Anwesenheit zu Nutze, um von ihnen für Milch und Butter Geld zu lösen.

Das organische Leben auf dem Muni-ula ist nicht reich; man findet dort nicht den dichten Blumenteppich, den weichen, glänzenden Rasen unserer Wiesen. Selbst während der schönsten Jahreszeit ist die Gegend traurig, einförmig und wie nach einem Modell geformt. Das Gras, welches büschelweise wächst, ist überall von der gleichen Höhe und besitzt nicht das saftige Grün unserer Gräser und die Blumen prangen nicht in glänzenden Farben. Nur in der Nähe der seltenen Quellen ändert sich der Charakter der Vegetation: die Pflanzen sind dort intensiver grün und hin und wieder zeugt ein blumendesätes Plätzchen von besseren Vegetationsbedingungen.

Im Muni-ula-Gebirge sollen viele Hirsche leben, doch gelang es Prschewalski nicht, während eines vierzehntägigen Aufenthaltes in demselben und trotzdem er der Jagd eifrig oblag, auch nur einen einzigen zu erlegen. Die Mongolen jagen die Hirsche in jenem Gebirge wegen ihres jungen Geweihs, welches in China theuer bezahlt wird. Als die besten betrachtet man die Hörner, welche drei Enden haben, und welche, trotz ihrer bedeutenden Größe, noch hinlänglich mit Blut gefüllt sind. Für solche Hörner werden 50 bis 70 Lan für das Stück gezahlt. Aeltere, also härtere, werden nicht mehr

gekauft. Wozu die Chineſen die Hörner gebrauchen, iſt bis jetzt noch tiefes Geheimniß. Man ſagt nur, daß ſie in beſonderer Weiſe zubereitet von den Söhnen des Himmliſchen Reiches als ſtarkes Reizmittel gebraucht werden. Jedenfalls ſcheinen die jungen Hirſchhörner in der chineſiſchen Medicin eine ſehr wichtige Rolle zu ſpielen, denn ſonſt würden nicht für ſie ſo ungeheure Summen außer Landes geſendet werden.

Die Jagd in der Alpenregion des Muni-ula, das bis zu 7400 Fuß anſteigt, iſt übrigens keine Kleinigkeit. Man muß, ſagt Prſchewalski, eine erprobte Geſundheit und große phyſiſche Kraft beſitzen. Oft befindet man ſich in der größten Gefahr, noch häufiger muß man Beſchwerden ertragen, von denen der Bewohner der Ebene keinen Begriff hat. Das Geringſte iſt das Gehen über ſteile, faſt überhängende Abhänge, das den Menſchen dermaßen ermüdet, daß er oft, nachdem er zehn Schritte gegangen, ausruhen muß; die ungeheuren Felſen mit ihren ſchmalen, häufig ausgewitterten, hervorragenden Vorſprüngen, die tiefen, ſenkrechten Schluchten und das kleine Steingerölle, welches der Sibirier das „Teufelsgeſtein“ nennt, bilden eine ganze Reihe gar nicht geringer Gefahren. Deshalb auch iſt die Jagd in dieſem Gebirge gar kein Vergnügen, beſonders da ſie oft fruchtlos iſt, indem das geſchoſſene Thier in einen Abgrund ſtürzt und an den Felſen zerſchellt.

Das nächſte Reiſeziel Prſchewalski's war der Hwang-ho. Um dieſen zu erreichen, mußte er über den Muni-ula und weiter in die chineſiſche Stadt Bautu, oder eigentlich Si-Bautu, zum Unterſchiede von dem nicht weit entfernt liegenden Städtchen „Ara-Bantu“. Vom Gipfel des Muni-ula nach Bautu ſind es zwei Tagereiſen, die Tagereiſe zu ungefähr vierzig Werſt gerechnet.

Kaum hatte Prſchewalski und ſeine Reiſegefährten das Stadtthor paſſirt, ſo wurde er von der Wache angehalten und aufgefordert, ſeinen Paß zu zeigen, worauf er in den Jamen (Rathhaus) geführt wurde. Daß die Ankunft der Fremden Haufen neugieriger Chineſen herbeilockte, verſteht ſich von ſelbſt, denn jeder wollte die „überſeeiſchen Teufel“ ſehen. Im Rathhauſe verblieben die Reiſenden gegen zwanzig Minuten und von hier wurden ſie zum Mandarin, der ſie zu ſehen wünſchte, geführt. Vor dem Thore der Wohnung des chineſiſchen Generals wurden den Reiſenden die Waffen abgenommen, und dann erſt wurden ſie vor ihn geführt. Er war ganz roth gekleidet und erwartete ſie an der Thür ſeiner Fanſa. Der Mongole, welcher Prſchewalski von Muni-ula nach Bautu als Führer gedient hatte, warf ſich beim Anblicke des rothen Mandarinen vor dieſem nieder; Prſchewalski ſelbſt aber und ſein Begleiter ſowie auch der Kaſak, welcher als Dolmetſcher diente, begrüßten den Mandarinen nach europäiſcher Sitte. Dieſer lud nun die Fremden in die Fanſa, wo er die beiden Offiziere bat, ſich zu ſetzen, während der Mongole und Kaſak ſtehen blieben. Nachdem er ſeinen Gäſten hatte Thee reichen laſſen, fragte er ſie, woher, weshalb ſie nach Bautu gekommen, wohin ſie wollten u. ſ. w. Als Prſchewalski erklärte, daß er durch Bautu nach Ordos und Ala-ſchan wolle, entgegnete der Mandarin, daß die Reiſe dahin ſehr gefährlich ſei wegen der Menge von Räubern, welche ſich überall auf der Heerſtraße umhertrieben. Prſchewalski wich weiteren Aufklärungen über ſein Reiſeziel aus und ließ dem Mandarin erklären, daß er ihm einen ſchönen ruſſiſchen Gegenſtand, eine Uhr, zu ſchenken wünſche. Dieſes Anerbieten hatte den gewünſchten Erfolg. Zwar nahm der Mandarin anfangs den Schein an, als ob er das Geſchenk ablehne, doch dankte er ſpäter und verſprach ſein Viſum nach Ordos zu ertheilen.

Trotz der Protection des Mandarinen wurde es den Fremden ſehr ſchwer, in Bautu ein Quartier zu finden. Die Polizeidiener ließen ſich förmlich von den Hausbeſitzern dafür bezahlen, daß ſie die Reiſenden nicht bei ihnen einquartierten. Endlich wurden ſie bei einem Kaufmanne untergebracht, bei dem auch chineſiſches Militär im Quartier lag; eine ſchmutzige Fanſa wurde ihnen angewieſen, in der ſie von den neugierigen Chineſen vollſtändig belagert wurden. Erſt als Prſchewalski den Polizeibeamten eine Belohnung dafür verſprach, wenn ſie ihn vom Zudrange des Pöbels befreiten, wurde die Menge der Neugierigen etwas kleiner; wahrſcheinlich ließen dann die Poliziſten nur gegen Eintrittsgeld ihre Landsleute in den Hof der Fanſa gelangen.

Das Gedränge der ſchauluſtigen Menge wiederholte ſich, als ſich die Reiſenden auf den Straßen zeigten, um Einkäufe zu machen. Die Kaufleute, in deren Läden Prſchewalski zu dieſem Behufe eintrat, baten ihn nur recht ſchleunig den Laden zu verlaſſen, denn ſie waren erſchrocken, als ſie die Menge Volks ſahen, die mit den Fremden in den Laden eindrang. Prſchewalski beeilte ſich auch Bautu ſo bald als möglich zu verlaſſen, und war zufrieden, als ihn der Mandarin am andern Tage gegen die Mittagsſtunde zu ſich laden ließ. Er empfing die Reiſenden in derſelben Fanſa, wie das erſte Mal, und fragte Prſchewalski, wie weit es von Bautu bis zur Hauptſtadt Rußlands ſei, wie in ſeiner Heimath der Boden bearbeitet wird u. ſ. w. Gleichzeitig betrachtete er ſehr genau die Paradeuniform, in welcher heute die Reiſenden erſchienen waren, ja er beſah ſogar ihre Hemden. Während des üblichen Theetrinkens wurden auch die (übrigens wenig werthvollen) Geſchenke für die Reiſenden gebracht, welche in kleinen ſeidenen Beutelchen beſtanden, in denen die Mongolen ihre Tabaksdoſen zu tragen pflegen. Der Mandarin erhielt hierfür die ihm verſprochene Uhr. Da Prſchewalski erklärt hatte, daß er noch an demſelben Tage über den Gelben Fluß hinüber wolle, ſendete ihm der Mandarin auch bald ſeinen chineſiſchen Paß und gleichzeitig mit dieſem einen Erlaubnißſchein zum Weiterreiſen, der auch ſogleich benutzt wurde. Noch an demſelben Tage reiſte Prſchewalski mit ſeiner Karawane von Bautu ab und gelangte ans rechte Ufer des Gelben Fluſſes, in die Provinz Ordos, deren weſtliche, nördliche und öſtliche Grenze der Rieſenſtrom, der in der hier beſchriebenen Gegend einen ungeheuren Bogen nach Norden macht, bildet. Die Südgrenze giebt die berühmte chineſiſche Mauer ab, welche jedoch in dieſer Gegend eher einem halbverfallenen Lehmwalle, als einer Mauer gleicht. Wie bei Kalgan, ſo ſcheidet auch im Süden von Ordos die Mauer zwei Völker, die ſich auf zwei verſchiedenen Culturſtufen befinden, das angeſeſſene, Ackerbau treibende chineſiſche Volk und die nomadiſirenden Mongolen.

Hier gerade kann man deutlich ſehen, wie die Beſchäftigung und die ganze Civiliſation des Menſchen von dem phyſiſchen Bau des Landes abhängig iſt, das er bewohnt, das ihn erzeugt hat. Einerſeits ſehen wir die warme, fruchtbare, reich bewäſſerte und von Gebirgen durchſchnittene chineſiſche Niederung, andererſeits aber die hochgelegene, kalte und wüſte Hochebene, deren Geſtaltung das hiſtoriſche Geſchick zweier Völker entſchieden hat. Unähnlich nach Lebensweiſe und Charakter, müſſen die Völker, welche ſo verſchiedenartige Landſtriche bewohnen, einander fremd und feindlich gegenüberſtehen. Wie dem Chineſen ein ewig bewegliches, mit Entbehrungen verbundenes Nomadenleben unbegreiflich ſein und ihn abſchrecken muß, ſo muß wiederum der Nomade auf die mühevolle Arbeit des benachbarten Landbauers mit Verachtung blicken und ſeine wilde Freiheit höher als alle Erdengüter ſchätzen. Hier entſprang auch der Charakter beider Völker, der ſo voller Contraſte iſt; der arbeitſame Chineſe, welcher in unvordenklichen Zeiten eine relativ hohe, wenn auch eigenartige Civiliſation erreicht hat, hat ſich immer vom

Kriege fern gehalten und betrachtete ihn als das größte Uebel, wogegen der leichtbewegliche, wilde und gegen physische Beschwerden abgehärtete Bewohner der kalten Wüsten der heutigen Mongolei immer zu Eroberungs- und Raubzügen bereit war. Beim Mißlingen verlor er wenig; im Falle des Gelingens aber gewann er Güter, welche die Arbeit vieler Generationen angehäuft hatte.

Dieses die Ursachen der beständigen Einfälle der Nomaden in China, wozu ihnen die äußere Region der Hochebene Gelegenheit gab. Hier konnten sich große Harden ansammeln und in einem Augenblicke in feindliches Gebiet eindringen. In historischen Zeiten haben die Mongolen und Mandschuren einige solche Anfälle ausgeführt; die große Mauer konnte die Fluth der Barbaren nicht aufhalten, welche wiederum ihrerseits keinen Staat, der die festen Bedingungen der innern Entwickelung in sich trägt, hervorzubringen vermochten. Nachdem sie eine gewisse Zeit geherrscht hatten, verloren die Barbaren in der Berührung mit der ihnen bisher fremden Civilisation das einzige Fundament ihrer Macht, den kriegerischen Geist, und wurden nicht nur auf ihre Hochebene zurück getrieben, sondern sogar zeitweise von China unterjocht. Das letztere verstand es oft, nicht sowohl durch Gewalt, als vielmehr durch List, die ihm Seitens der Nomaden drohenden Gefahren von sich abzuwenden. So weit Prschewalski über den Einfluß, den der Boden und die von seiner physischen Gestaltung und Lage abhängigen klimatischen Verhältnisse auf den Bewohner üben.

Die Sklaverei und der Harem bei den Türken.

Mitgetheilt von **H. v. Lankenau.**

III.

Auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft stehen dagegen die farbigen Sklavinnen. Sie können weder Frauen noch Geliebte werden, selbst nicht einmal Zofen, da der Anblick der dicken aufgeworfenen Lippen wie der schwarzen Hautfarbe auf die weiße Race einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Sa werden sie meist nur als Köchinnen gebraucht.

Dieselben politischen und religiösen Ursachen, die in der Sklaverei weißer Menschen eine Nothwendigkeit erblicken lassen, herrschen auch bei den schwarzen vor. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß die letzteren nie zur Vermehrung der Bevölkerung des Landes beitragen. In dieser Hinsicht erscheint die Behandlung der Neger wahrhaft grausam, da Tausende und aber Tausende der aus Afrika während so vieler Jahrhunderte übergeführten Neger keine Nachkommenschaft hinterlassen haben.

Es ist wirklich eine merkwürdige Thatsache, daß alle frei gewordenen Neger, welche Weiber ihrer Race oder selbst Weiße heirathen, keine Kinder hinterlassen. Fälle von in dritter Generation geborenen Negern sind gänzlich unbekannt.

Wenn das Gegentheil der Fall wäre, so würde ein großer Theil der Bevölkerung von Konstantinopel, Smyrna, Saloniki u. s. w. jetzt aus Mulatten und Kreolen bestehen. In Arabien allein und in Aegypten ist dies der Fall; dort ist das Klima der Racenmischung günstiger. So kann man nur den Bemühungen der europäischen Mächte zur Aufhebung des Negerhandels und zur Verbesserung der Lage derselben Beifall zollen.

In Konstantinopel giebt es fast kein Haus, in dem sich nicht wenigstens eine oder mehrere Negerinnen befänden. Der Preis für eine solche variirt zwischen 250 und 1500 Franken. Diesen letztern Preis giebt man gern für eine tüchtige Köchin, welche die Delicatessen der türkischen Küche zu bereiten versteht.

Die Lage der Negersklavinnen ist eine sehr gedrückte, da auf ihnen die ganze Wirthschaft ruht; denn außer der Küche haben sie noch für die Wäsche, die Reinlichkeit des Hauses u. s. w. zu sorgen. Dafür erhalten sie nur etwa zwei Franken im Monat und einen alten Neger zum Mann, aber erst dann, wenn sie selbst alt geworden und zu Wenigem mehr tauglich sind. Diese Art Abschied ist noch das beste Loos, das ihrer harrt. Körperliche Züchtigung erhalten sie übrigens nur selten; der Türke sendet lieber eine ungehorsame, starrsinnige Sklavin fort, ehe er sich mit Schlägen befaßt; er liebt es nicht, aus seiner Ruhe gebracht zu werden.

Und doch halten wenig Neger und Negerinnen ein falsches Leben lange aus. So sieht man denn auch in den Häusern verhältnißmäßig nur wenig alte Sklaven. Sie werden bald finster, niedergedrückt, starrköpfig und ungehorsam und verursachen dadurch die heftigsten Scenen. Besonders unterstützt werden sie darin durch die in Konstantinopel organisirte Negerpropaganda, eine Art Freimaurergesellschaft, die zum Zweck die gegenseitige Unterstützung hat. Da sie sich von allen Seiten unterdrückt und verfolgt sahen, so hat sich ein Verein unter ihnen gebildet, der vor Allem die Freigelassenen, die sich ohne Mittel befinden, zu unterstützen sucht. Dieser ursprüngliche Zweck hat jedoch bald eine wichtige Veränderung erfahren, indem der Verein alle zwischen Herren und Sklaven entstehenden Uneinigkeiten zu schlichten sich bemühte. Der Verein besteht aus einer bestimmten Anzahl Logen, deren jede von einem weiblichen Oberhaupt, „Kol-Baschi", verwaltet wird. Diese vereinigt in sich die geistliche und weltliche Macht: erstere gründet sich auf die mit Aberglauben überfüllte Religion der Neger. Ihre Gattheit Javrubé ist eine menschgewordene Prophetin, welche sich wieder durch Umwandlung zu einem männlichen Wesen verkörpert. Dieses Wunder wiederholt sich jedesmal, wenn die Kal-Baschi erklärt, sie fühle das Nahen der Gottheit. Sobald nun ihr Befehl, sich zu diesem Fest zu versammeln, erfolgt, kommen alle Negerinnen, die zu dieser Loge gehören, zusammen, werfen ihre Küchenarbeiten weg und überlassen es dem Hausherrn, für sich zu sorgen wie es geht. Nun putzen und kämmen sie sich, um Javrubé zu veranlassen, sie zur Gemahlin zu wählen. Bei dieser Gelegenheit schleppen sie auch allerlei Geschenke herbei, Lichtstümpfchen, Stückchen Zucker, Lappen u. s. w., die die Kol-Baschi für Javrubé in Empfang nimmt, aber natürlich für sich behält. Sollte eine Negerin ohne Geschenke kommen, so erhält sie sogleich einen Verweis; diese Spenden dienen theilweise zur Deckung der Ausgaben dieser Bacchanalien.

Digitized by Google

Am Tage der Ceremonie verwandelt ſich das Haus der Prophetin in einen Ameiſenhaufen, ſo wimmelt es in demſelben von Negerinnen. Das Zimmer der Kol-Baſchi, in welchem ein ſchönes Bett ſteht, verwandelt ſich in ein Brautgemach. Dieſe legt ſich nun mit geſchmücktem Haupte und goldenen Ketten und Armbändern bedeckt in das Brautbett Juvrubó's, während eine afrikaniſche Muſik, aus Trommeln (Tef), einer Art Trompete (Darbaka) und Schellen beſtehend, einen Höllenlärm macht.

Unterdeſſen geräth die Kol-Baſchi in Ekſtaſe; ein krampfhaftes Zucken bemächtigt ſich ihrer, ſie liegt wie im Fieberparoxysmus, während Schaum auf ihre Lippen tritt. Nun vollzieht ſich das berühmte Menſchwerden Javrubó's und der Name derjenigen, die dieſe Gottheit zur Bettgenoſſin gewählt hat, wird ausgerufen.

Darauf beginnt ein Lärmen und Toben unter den tollen Weibern, daß man glauben ſollte, man ſei unter Wahnſinnigen oder Trunkenen; alles tanzt, ſpeingt, jauchzt und ſchreit. Scherbet wird herumgereicht und ein afrikaniſches, durch Gewürz aller Art ſcharf und prickelnd gemachtes Mahl beginnt.

Obgleich dieſer barbariſche Cultus unzweifelhaft von ihnen aus Afrika herübergebracht iſt, ſo glauben die Negerinnen doch an eine Verbindung Javrubó's mit Mohammed, nennen ſich gute Mohammedanerinnen und verkünden Allah und deſſen Propheten. Die Macht der Kol-Baſchi iſt bedeutend; doch iſt ſie nur die Verwalterin der Gemeindemittel. So ſind die Koſtbarkeiten, mit denen ſie ſich ſchmückt, nicht ihr Eigenthum, ſondern gehen nach ihrem Tode an ihre Nachfolgerin über. Das Vermögen der Gemeinde wird aus den Spenden derſelben zuſammengebracht und beſteht in Mobilien und Immobilien. Oft wird durch die dritte Hand, nie direct, um die Sache billiger haben zu können, dieſe oder jene nothleidende oder hartbelaſtete Negerin von der Kol-Baſchi freigekauft. Die dazu verwendete Summe hat jene wieder abzutragen, zu welchem Zweck die Vorſteherin ihr eine Stelle zu verſchaffen ſucht, die ihr dies ermöglicht. Ueberdies beſitzt der Verein ein Haus für Kranke und Arme.

Obgleich die Neger nicht zu dieſen Logen gehören, die nur für Weiber beſtimmt ſind, ſo werden ſie doch nicht von jenen vergeſſen, ſondern genießen mannigfache Unterſtützungen. Die Lage der Neger iſt nämlich noch viel trauriger als die der Weiber. Ein freier Neger hat nur einen geringen Kreis für ſeine Thätigkeit und iſt faſt immer arm. Er iſt entweder Laſtträger, Limonadeverkäufer, reiſender Muſikant oder dergleichen. Die Negermuſikanten trifft man an Feiertagen auf öffentlichen Spaziergängen, wo ſie eine mehr oder minder große Zahl Zuhörer, meiſt Negerinnen, um ſich verſammeln. Sie ſehen gewöhnlich leidend und kränklich aus. Ein anderes Inſtrument als eine ſehr primitive Guitarre haben ſie nicht; dazu ihre eigene, meiſt heiſere Stimme. Doch auch ſelbſt damit locken ſie durch ihre afrikaniſchen Motive ihre Landsmänninnen in großer Menge herbei. Eine ſolche Scene iſt oft höchſt rührend; man kann daraus erſehen, welch einen Einfluß die Erinnerung an Vaterland und Heimath auf die Seele ſelbſt des rohen Naturmenſchen ausübt. Eine Tonfigur aus dem Innern Afrikas elektriſirt ein tumuriges Weſen, das man in ſeinem ſtumpfen Dahinbrüten für ein gefühlloſes Thier zu halten geneigt iſt. Die Armuth, in der die Neger leben, hat ſogar die Regierung genöthigt, ſie zu verſchiedenen Arbeiten zu gebrauchen.

Was die Eunuchen betrifft, ſo bedienten ſich ihrer ſchon in uralten Zeiten die aſiatiſchen Völker als Hüter und Wächter; ſelbſt das chriſtliche Byzanz behielt dieſen Gebrauch bei, und von ihm iſt er zu den Türken übergegangen. Indeß lag die Einführung eines Inſtituts, wie das der Eunuchen, keineswegs in der Abſicht des Propheten; nirgends erwähnt er ihrer. Sie ſind als ein Fortſchritt einer ſpätern Zeit zu betrachten, welche die Ehre des Mohammedaners gegen jede Verſuchung ſchützen wollte. Die Sache war jedenfalls für die reichen mächtigen Paſchas, die ſich zahlreich beſetzte Harems hielten, eine höchſt bequeme Einrichtung, wenn ſie auch gegen die Geſetze der Natur und gegen die Lehren ihres eigenen Propheten ſündigten. Denn kein männliches Auge ſoll das Weib des Gläubigen ſehen, und doch ſtellt man Eunuchen zu Wächtern bei den Harems an, die dieſe beſtändig unverſchleiert ſehen, als ob es ihre Schweſtern oder Frauen wären!

In früheren Zeiten gab es im Palaſte des Sultans und bei den hohen Würdenträgern zwei Arten von Eunuchen: weiße, ſogenannte Ak-Allagiari, d. h. weiße Edelleute, und ſchwarze Eunuchen. Die erſteren waren weiße Sklaven (Tſcherleſſen oder Georgier). Jetzt giebt es dergleichen nicht mehr, zuweilen nur noch ſieht man einzelne Veteranen in den Straßen von Konſtantinopel, doch ſterben ſie allmälig aus. Die meiſten genießen eine Penſion vom Staate, einige bekleiden auch noch Beamtenſtellen.

Noch heute giebt es eine ganz eigenthümliche Art weißer Edelleute bei Hofe. Es ſind dies — die Zwerge. Es giebt deren augenblicklich noch vier oder fünf; kleine Mißgeburten, die man auch zu Eunuchen gemacht hat. Die Zwerge ſpielten gewiſſermaßen die Rolle von Hofnarren und hatten daher beſtändig freien Eintritt in den Harem.

Augenblicklich ſind nur ſchwarze Eunuchen im Harem; die Zahl derſelben mag an zweihundert betragen. Die Würdenträger halten deren gewöhnlich drei bis vier, die ſchon als Kinder nach Konſtantinopel gebracht und dort zu Eunuchen gemacht werden; der Preis derſelben iſt alsdann wohl dreimal ſo hoch als der eines gewöhnlichen Negers.

Die materielle Exiſtenz eines Eunuchen iſt begreiflicherweiſe eine bedeutend beſſere als die ſeiner Landsleute. Er iſt überdies der Vertraute des Herrn und jeder iſt zuvorkommend gegen ihn; ſo wird er oft im Hauſe Allen eine unentbehrliche Perſon. Die Palaſtrevolutionen ſind nicht ſelten durch ſie ins Werk geſetzt und durchgeführt worden. Sie begleiten ihre Gebieterinnen bei ihren Beſuchen und auf den Straßen, und haben ſo große Aehnlichkeit mit den Livréedienern anderer Länder. Sie galopiren auf ſchönen Roſſen neben den Equipagen der Damen her, in prächtige, reiche Livréen gekleidet. Unter den verabſchiedeten penſionirten alten Eunuchen beſitzen manche große Reichthümer, leben in großem Comfort, laſſen ſich nichts abgehen und wählen ſich ſogar zur Vervollſtändigung des Ganzen oft unter den Hofſklavinnen, ihren früheren Genoſſinnen, welche der Reichthum des Freiers anlockt, eine Frau, mit der ſie natürlich eine rein platoniſche Ehe führen.

Wenn ich meine Beobachtungen zuſammenſtelle, ſo glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß ſowohl in moraliſcher als auch in phyſiſcher Hinſicht die Eunuchen die goldene Mittelſtraße nicht kennen: ſie ſind entweder ſehr ſchlecht oder gut bis zur Schwachheit; entweder zarten, lammfrommen Gemüths oder böſe wie ein eingefleiſchter Dämon; geizig wie Harpagon oder die perſonificirte Freigebigkeit. Sind ſie hypochondriſcher Natur, ſo ſind ſie auch gewöhnlich geldgierig und habſüchtig; ſind ſie heitern Gemüths, ſo verſchwenden ſie meiſt das Geld auf die leichtfertigſte Art. Aber trotz der zur Schau getragenen Heiterkeit ſcheint über der Seele des Eunuchen doch ſtets eine Wolke des Kummers, ein gewiſſer unbeſchreiblicher Schmerz zu ſchweben, der ihn nie wie die anderen Neger ausgelaſſen luſtig werden läßt. Fergad-Aga, einer der Eunuchen des Sultans Abdul-Meſchid, war ſolch ein Unglücklicher, der nie

aufhörte, ſein trübes Loos in Liedern zu beſingen. Er dichtete poeſiereiche, wehmuthathmende Geſänge, die meine Mutter und ich nie ſatt werden konnten zu hören, wenn er ſie mit ſeiner leicht verſchleierten, ſympathiſchen Stimme beim Klange der Cither uns vortrug. Später griff er zum Opium, um ſeinen fortwährenden Kummer zu ertödten. Seine Lieder ſind in Konſtantinopel ſehr populär geworden. Er hatte ein treues Herz und ſtarb in bitterer Armuth.

Der vollkommene Gegenſatz zu Fergad war einer unſerer eigenen Eunuchen, Stürür-Aga. Er war der boshafteſte, jähzornigſte und hartherzigſte Halunke, der mir je vorgekommen iſt, ein zu allem Böſen fähiger Menſch, dem es wahre Freude zu machen ſchien, wenn er irgend ein Unheil angerichtet hatte. Seine Tücke, die ſich bei jeder Gelegenheit zeigte, zwang auch meine Mutter, ihn zu verſchenken, um ihn nur aus dem Hauſe zu entfernen.

Merkwürdig iſt noch die Eiferſucht der Eunuchen; es iſt, als ob ſie ein Weib zu hüten hätten, das ihnen ſelbſt angehöre. Sie ſind im Stande, ſich auf jede männliche Perſon zu ſtürzen und ſolche ohne Weiteres zu erdolchen, die es wagen ſollte, eine ihnen anvertraute Sklavin zu beleidigen, ja ſelbſt nur liebäugelnd zu betrachten. Während der Regierung Abdul-Meſchid's haben dieſe wilden Neger mehr als eine Perſon umgebracht, die mit der bedeutend emancipirten Sultanin Serlispas-Kadin auf vertraulichem Fuße ſtand.

Die gutmüthigen Eunuchen werden dagegen nicht ſelten durch Geſchenke verleitet, Liebesbriefe oder dergleichen zu befördern, und hat man ſie einmal für ſich gewonnen, ſo thun ſie als ob ſie nichts bemerkten. Die Männer, die da glauben, ſich auf Abſperrung ihrer Weiber und auf ihre Eunuchen verlaſſen zu können, täuſchen ſich daher oft gewaltig!

S. M'Farlane's neueſte Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876.

I.*)

Der Miſſionär S. M'Farlane (in Somerſet unweit Cape York) iſt unſerm Leſerkreiſe auch als geographiſcher Forſcher eine bekannte Perſönlichkeit (ſ. Bd. XXIX, S. 240 und 278). Wir haben heute wieder über eine äußerſt wichtige und nicht minder intereſſante Entdeckungsreiſe deſſelben Mittheilung zu machen, welche er im März und April dieſes Jahres an der Küſte der ſüdöſtlichen Halbinſel von Neuguinea auf ſeinem Miſſionsdampfer Ellengowan unternahm. Er berichtete darüber an ſeinen Freund den Reverend J. P. Sunderland in Sydney in einem ausführlichen Schreiben, welchem wir folgende Einzelheiten entnehmen.

Wir verließen, beginnt M'Farlane, am 21. März Somerſet. Wir hatten auch den kürzlich aus England eingetroffenen Miſſionsarzt Dr. Turner und deſſen Frau an Bord, ſowie die Frauen der in Yule Island ſtationirten Lehrer, welche aus Geſundheitsrückſichten nach Somerſet gekommen waren und ſich dort ſo weit erholt hatten, daß ſie nunmehr zu ihren Gatten und ihrem Werke zurückkehren konnten. Ohne beſondere Schwierigkeit und ohne Ereigniſſe von Bedeutung erreichten wir über Darnley Island den Port Moresby (an der Südküſte von Neuguinea, $9^1/_2{}^\circ$ ſüdl. B., $147^\circ 10'$ öſtl. L. v. Gr.), von wo wir am 3. April wieder aufbrachen und unſern Weg durch die Baſiliſk Paſſage (ſo heißt die Port Moresby gegenüber liegende Oeffnung im Riff) wählten. Wir richteten unſern Lauf ſüdöſtlich auf Hood Bay ($10^\circ 5'$ ſüdl. Br., $147^\circ 50'$ öſtl. L. v. Gr., in gerader Entfernung circa 60 engliſche Meilen von Port Moresby). Das Riff ſcheint an Fiſchen außerordentlich reich zu ſein; denn wir trafen gegen hundert Eingeborene an, welche mit dem Fange derſelben beſchäftigt waren. Gegen Abend, als wir am obern Ende der Bay vor Anker gehen wollten, entdeckten wir zu unſerer großen Freude eine Waſſerſtraße, welche durch die Riffe in eine Lagune führte und ſelbſt für Schiffe von tauſend Tonnen weit und groß genug war. Wir dampften alſo durch dieſelbe zur Lagune hin und ankerten am Eingange, dicht bei einem Dorfe der Eingebarenen. Hier fanden wir einen zu allen Jahreszeiten ſtillen und ſichern Ankerplatz.

Es ſtellte ſich bald heraus, daß wir in eine ſehr dicht bevölkerte Gegend gerathen waren. Zahlreiche Canoes eilten bald herbei; aber wir brauchten nicht weiter beſorgt zu ſein, da ſie mit den Bewohnern von Port Moresby auf freundſchaftlichem Fuße ſtanden und auch einige ihrer Häuptlinge mit dem dortigen Miſſionär, Mr. Lawes, wohlbekannt waren. Das Deck unſers Dampfers füllte ſich ſehr raſch mit Männern, Weibern und Kindern und alle ſchwatzten ſo laut und geſchwind wie ſie nur konnten. Es ſind ſchöne, kräftige, geſund ausſehende, thätige Menſchen, und es ſchien ihnen Alles, was ſie an Bord ſahen, außerordentlich zu gefallen. Nachdem ſie uns inſtändigſt gebeten, am nächſten Morgen ans Land zu kommen und ſie in ihren Dörfern zu beſuchen, kehrten ſie heim, um noch einen luſtigen Tanz zu veranſtalten und von Perlen und Bandeiſen zu träumen, den für ſie ſo werthvollen Geſchenken unſererſeits. Wir konnten faſt die ganze Nacht hindurch das Trommeln und Singen hören.

Schon am frühen Morgen des nächſten Tages beſuchten uns neun Häuptlinge, begleitet von einer großen Volksmenge. Wir unterhielten uns mit ihnen, da ſie zum Theil die Sprache von Port Moresby verſtanden, machten einem jeden ein Geſchenk und begaben uns dann mit ihnen ans Land. Es war für uns ſehr erfreulich, überall Zeichen der Intelligenz, des Fleißes und der Reinlichkeit anzutreffen. Die Häuptlinge führten uns durch ihre Stadt, welche den Namen Kerepunu führt und deren Bewohner ſich auf 2000 belaufen mögen. Die Stadt beſteht eigentlich aus neun Dörfern, die durch Straßen und Gärten, in niedlicher Weiſe eingehegt, verbunden ſind. Die erſteren ſind hübſch rein gehalten und die letzteren von Unkraut ſorgſam gejätet. Papageien und Cacadus, welche in und auf den Veranden vieler Häuſer zu ſehen waren, ſchienen ihre Lieblinge zu ſein. Ein Theil des Volkes betreibt Fiſcherei, ein anderer beſorgt das Pflanzen, und wenngleich ſie zuſammen wohnen, ſo greift doch niemals einer in des andern Geſchäft über. Abends kehren ſie von der Arbeit zurück und tauſchen ihre Vorräthe um. Ein Stück Land iſt ſehr bald und man möchte ſagen in ſyſtematiſcher Weiſe bearbeitet. Eine Anzahl Männer ſtellt ſich in einer langen Reihe, mit einem zugeſpitzten Stocke in der Hand, auf, welchen ſie erheben und dann gleichzeitig in die Erde ſtechen. Die Stöcke werden ſo zu Hebeln und werfen den Boden um. Es iſt erſtaunlich, wie

*) S. die zugehörige Karte in der nächſten Nummer.

ſchnell ſie in dieſer Weiſe mit einem Acre Land fertig werden. Sie beſitzen eine große Menge Canoes und gewöhnlich ſind zwei, achtzehn Zoll von einander, zuſammengebunden. Wir ſahen ſie bei dem Bau von Canoes beſchäftigt und mußten uns über die Brauchbarkeit und Härte ihrer Beile aus Stein ſowie über ihre Geſchicklichkeit im Gebrauche derſelben wundern. Sie ſchneiden viel beſſer als viele der gewöhnlichen Beile, welche von Europäern an Eingeborene verkauft werden. Die Häuſer dieſer Kerepunuiten ſind gut und zweckmäßig gebaut, ihre Canoes hübſch angefertigt, ihre Gärten mit Sorgfalt gepflegt, ihre Straßen rein gekehrt, kurz Alles erſchien uns ordentlich und anſtändig. Sie verſtehen ſich vortrefflich auf den Handel und man muß ſie geradezu ein Handelsvolk, wenigſtens in viel höherm Sinne des Wortes als ihre Nachbarn, nennen. Die Häuptlinge fanden viel Vergnügen daran, mit uns Arm in Arm durch die Stadt zu wandeln, wobei ſie unſere Sonnenſchirme trugen.

Wir erfuhren von den Eingeborenen, daß ein Fluß, welcher hinter den Aſtrolabe-Bergen (3824 Fuß hoch, an der Küſte zwiſchen Port Moresby und Hood Bay gelegen) entſpringe, in die Lagune einmündete, und wir fuhren daher in unſerm kleinen Boote quer über letztere, um denſelben aufzuſuchen. Die Lagune hat einen Umfang von 15 Miles und beſitzt am Eingange und auf mehr als die Hälfte ihrer Querlänge eine Tiefe von 5 bis 9 Faden. Bisher hatte man immer geglaubt, daß keine mit einem Schiffe paſſirbare Oeffnung in den Riffen in dieſelbe führe, wir aber haben jetzt einen ausgezeichneten Ankerplatz entdeckt, groß genug, um eine ganze Flotte zu beherbergen.

Wir fanden dann den Fluß bald auf und ruderten ihn $1^1/_2$ Miles hinauf. An ſeiner Mündung, von wo aus er eine nordnordöſtliche Richtung zeigte, war er ſeicht und zeigte bei Ebbe, wenigſtens auf dem Wege, welchen wir einſchlugen, nicht mehr als 2 Fuß Tiefe, bald aber vertiefte er ſich auf 8 Fuß bei einer Breite von 80 Yards. Zunächſt lief er nun öſtlich, bog dann ziemlich ſcharf um eine Hügelkette herum und nahm eine nordweſtliche Richtung an, und zwar, wie die Eingeborenen uns mittheilten, zwiſchen den Macgillivray- und Aſtrolabe-Bergen entlang. Wir benannten unſere Entdeckung den Dundee, zu Ehren der Stadt gleichen Namens in Schottland, wo eine um die Miſſion in der Südſee durch ihre reichen Gaben hochverdiente Dame wohnt. Kurz vor ſeiner Mündung in die Lagune breitet er ſich zu einem großen Becken im Umfange einer Mile aus.

Wir verließen Kerepunu am Morgen des 6. April und beſuchten zunächſt die Küſte des Feſtlandes, welches Coutance Island gegenüber liegt (circa 25 engliſche Meilen öſtlich von Hood Bay), um in eine, wie es uns vorkam, Bay oder Bucht, vielleicht auch Fluß, einzulaufen. Aber wir fanden bei der Annäherung ſeichtes Waſſer und gingen daher, ungefähr $1^1/_2$ Mile vor der Einfahrt, in 9 Fuß Waſſer vor Anker, obgleich dort immerhin ein tiefer Canal ſein mag. Verſchiedene Canoes kamen unbewaffnet auf uns zu, um Tauſchhandel zu treiben. Dieſe Eingeborenen erwieſen ſich nicht als eine ſo feine Race wie die Bewohner von Kerepunu. Eigenthümlich war ihr Zierrath an den Ohren. Anſtatt letztere zu durchbohren, hatten ſie ein Bund Perlen an beiden Enden eines Fadens befeſtigt, welcher um den Kopf herumlief, ſo daß die Perlen dann vor dem Ohr herabhingen. An Schmuckſachen beſaßen ſie ſonſt wenig und ſchienen überhaupt ein armes Volk zu ſein. Wir brachten den Dampfer in tieferes Waſſer, um dort für die Nacht zu ankern, und am nächſten Morgen fuhren wir von da aus im kleinen Boote mit drei Eingeborenen nach der Küſte zu, um die Gegend näher kennen zu lernen. Indem wir uns an der öſtlichen Seite des Eingangs hielten, befanden wir uns in einem Fahrwaſſer von 3 bis 5 Faden. Es lagert nämlich im Eingange querüber eine Barre, welche nur nach Oſten zu, in der Nähe des Bluff, d. i. des hohen, ſteilen Ufers, eine ſchmale Einfahrt übrig läßt. Der Bluff iſt über hundert Fuß hoch und bewaldet, während ihm gegenüber niedriges Land und ſandiger Strand auftritt. Als wir etwa eine halbe Mile vom Bluff entfernt waren, kamen wir in eine Lagune von 5 Miles im Umfange, wo das Dorf Aloma liegt mit fünf Häuſern, welche auf Pfählen über dem Waſſer ruhten. Die Lagune iſt in der Mitte ſeicht, an den Seiten jedoch ziemlich 3 Faden tief. Wir paſſirten dieſelbe in nordöſtlicher Richtung und fanden dann eine Waſſerſtraße von der Weite einer halben Mile. Als wir dieſe eine Mile lang verfolgt hatten, führte ſie uns in eine 4 Miles lange und 2 Miles breite herrliche Lagune. Auf einer Sandbank, ungefähr eine Mile nach Oſten zu, lag ein dreißig Häuſer zählendes Dorf. Zu beiden Seiten vor uns erblickten wir Berge, aber die Ufer der Lagune traten nicht beſtimmt hervor und die Bäume ſtanden eine Strecke weit ins Waſſer hinein. Nachdem wir nun auch dieſe Lagune, deren Waſſer nicht halb ſo ſalzig war wie Seewaſſer, paſſirt hatten, entdeckten wir einen Fluß mit öſtlichem Laufe, 20 Yards breit und 3 Faden tief. Derſelbe theilte ſich $1^1/_2$ Miles hinauf nach zwei verſchiedenen Richtungen, d. h. nach Südoſt und nach Nordweſt, und wir wählten den ſüdöſtlichen Arm, welchen wir noch eine Mile hinauffuhren, um dann umzukehren. Der entfernteſte Punkt, den wir erreichten, lag 9 Miles vom vorerwähnten Bluff entfernt, und hier zeigte der Fluß noch eine Tiefe von 3 Faden und eine Breite von 20 Yards. Für die Erforſchung ſolcher Flüſſe bedarf es eines kleinen Dampfers, denn es iſt in einem Klima, wie es hier herrſcht, immer eine gefährliche und beſchwerliche Arbeit, auf weite Entfernungen ein Boot hinaufzurudern. Auf unſerer Rückkehr legten wir bei dem Dorfe an der großen Lagune an, deſſen Bewohner aber in große Angſt geriethen; auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfes bemerkten wir ſogar Canoes, deren Mannſchaft ſich zum Kampfe vorbereitete. In der Nähe der Häuſer liefen kläglich ausſehende Schweine umher, denen nicht minder bange zu ſein ſchien. Erſt nach einigem Parlamentiren gelang es, etliche Boote mit Vegetabilien heranzulocken, um ſie ihnen gegen Perlen abzukaufen, und wir trennten uns dann aufs Freundſchaftlichſte. Wir haben dieſer maleriſch gelegenen Lagune den Namen „Marſhall Lagoon“ beigelegt, und den Fluß, welcher eine neue Straße abgiebt, um ins Gebirge zu gelangen, haben wir den „Deritt River“ benannt. Um die Bay, welche noch nicht auf den Karten eingetragen iſt, nicht namenlos zu laſſen, haben wir ſie „Shallow Bay“ getauft. Sie liegt ziemlich nördlich von Coutance Island.

Von Shallow Bay aus ſetzten wir unſere Reiſe an der innern Seite des die Küſte begleitenden Riffs oſtwärts nach Cloudy Bay ($10^0\,10'$ ſüdl. Br., $148^0\,40'$ öſtl. L. v. Gr.) fort, wo wir zwiſchen einem langen Riff und Eugenie Islet Anker warfen. Dieſe kleine Inſel liegt nicht, wie wir vermutheten, in der Mitte der Bay, ſondern mehr nach Weſten zu. Ihren Namen verdient dieſe Bay mit vollem Rechte, denn ſie hat ein ſehr düſteres Ausſehen. Die Wolken ſcheinen niemals die Berge dieſer Gegend, welche dicht bewaldet ſind, zu verlaſſen. Nach dem wenigen Rauche, welchen wir bemerkten, zu urtheilen, müſſen hier nicht viel Eingeborene leben. Drei Miles nordöſtlich von Eugenie Islet befindet ſich eine kleine Inſel, ungefähr 100 Fuß hoch und 2 Miles im Umfange, an deren öſtlicher Seite — und vielleicht auch an der weſtlichen — ein guter, tiefer Canal in die innere Bay führt. Auch öſtlich von Eugenie

Islet liegt eine 2½ Miles lange und gut behalzte kleine Insel, welche aber niedrig ist und durch eine 150 Yards breite Straße, welche dem Anscheine nach tief sein muß, von der andern getrennt wird. Zwischen diesen beiden Inseln und dem Festlande, eine Entfernung von 3 Miles, breitet sich eine schöne Bay mit 3 Faden Tiefe, wo immer wir sondirten, aus, an deren Spitze wir einen Fluß zu bemerken meinten; aber wir überzeugten uns nicht weiter davon.

Wir ruderten nun weiter nach Osten zu und landeten an einem Punkte, welcher, der Oeffnung an der Ostseite der niedrigen Insel gegenüber, 100 Yards vom gegenüberliegenden Lande entfernt sein mag, und fanden hier etliche Kokosnußbäume und Austern. Es donnerte nun nicht lange, so liefen wir in einen herrlichen Hafen ein, ¾ Miles breit, 5 bis 6 Miles lang und 3 Faden tief, und von dicht bewaldeten Bergen umgeben, welche sich bis an den Rand des Wassers allmälig abböschen. Wir fanden am Ufer zwar Landungsstellen und Spuren von Eingeborenen, aber keine Dörfer vor. Wir benannten diesen Hafen, welchem wir in nicht zu ferner Zeit geschäftiges europäisches Leben prophezeien, den „Robertson Harbour", und von den beiden vorerwähnten Inseln die hochgelegene „Sewell" und die niedrige „Percy Island". Wir kehrten durch die Straße östlich von Percy Island, 3 bis 5 Faden tief, zurück. Als bester Eingang sowohl zum Hafen als zur Bay hinter den beiden Inseln empfiehlt sich diese Straße, während auf der Westseite der Insel, wo wir einfuhren, zahlreiche gefährliche Riffe vorkamen. Bei unserer Rückkehr nach dem Dampfer bemerkten wir dicht dabei ein großes Canoe, welches mit eingeborenen Frauen ohne irgend eine männliche Begleitung angefüllt war. Wir vermutheten uns in der Nähe des vielbesprochenen Hoine Anuo (Frauenland) zu befinden, und die beiden torotongonischen Lehrer an Bord, welche zu jenen gefahren waren, hatten dies denn auch in der That von ihnen erfahren. Unser Schiffskoch hatte für uns, die wir mit gutem Appetit heimkehrten, ein vortreffliches Mahl bereitet und wir suchten daher durch Winken u. s. w. die schönen Segler zu veranlassen, unsere Gäste zu sein; allein sie verschmähten unsern Liebesdienst und fuhren mit vollen Segeln davon.

Wir dampften jetzt noch einem Dorfe an der östlichen Spitze von Cloudy Bay, der Karte nach Colombier Point, aber in der That zwischen den beiden Stellen gelegen, die auf der Karte als Colombier Point und Table Point notirt sind. Wir hatten gehofft, in diesem Dorfe das „Frauenland" anzutreffen; aber noch ehe wir Anker warfen, schwammen schon Männer mit Tauschgegenständen auf uns zu. Hier waren noch nie zuvor Weiße gewesen. Während die Matrosen am nächsten Tage mit Holzhauen für unsern Dampfer beschäftigt waren, besuchten wir das Dorf, was man uns nur nach längerm Zögern und unter Anzeichen von Furcht gestattete. Die Männer faßten uns bei der Hand, um uns zur Umkehr zu bewegen, indem sie zu verstehen gaben, daß sich die Frauen und Kinder ängstigten, obgleich sie selbst es nicht weniger thaten. Wir gaben ihnen unsere friedfertigen Absichten kund und schritten auf das Dorf zu, welches wir erst nach vieler Verzögerung und Verhandlungen mit den Männern erreichten. Es mochte 15 bis 20 Häuser umfassen und war mit einem starken, 14 Fuß hohen Pfahlwerke umgeben, dessen Eingang, jedenfalls unseretwegen, verbarricadirt war. Aus dieser Quasi-Festung lugten die Frauen heraus, während die Männer außerhalb Wache hielten, die aber bei der Trennung sich von unserer Freundschaft so weit überzeugt hatten, daß sie uns einluden, wiederzukommen. Ueber unsere weiße Hautfarbe konnten sie nicht genug staunen und nicht weniger bewunderten sie unsere Regenschirme; was sie von uns verlangten, war wieder Bandeisen. Dies Dorf führt den Namen Dedele.

Wir begaben uns nun, um Holz zu hauen, nach Gronge Island, einer kleinen Insel am Barrier Reef, der Küste gegenüber, welche mit Contance Island große Aehnlichkeit hat, nur daß der Ankergrund lange nicht so gut ist. Einige der Eingeborenen gingen des Abends ans Land und kehrten mit 53 Tauben und etlichen fliegenden Füchsen zurück. Wir blieben hier einen ganzen Tag, mit Holzhauen beschäftigt.

Aus allen Erdtheilen.

Der Wasserfall Guayra im Paraná.

Am 4. December des letztverflossenen Jahres verließ der Capitän Nestor Borba Coritiba (im Osten der brasilianischen Provinz Paraná). Am 17. desselben Maaats traf er in der Militärstation Jatoby ein, woselbst die Expedition organisirt wurde. Im Ganzen wuchs sie auf zwölf Theilnehmer an, unter denen auch der Bruder des genannten Capitäns, Telemacho Borba, sich befand. Am Neujahrstage 1876 ging es weiter, zunächst auf den beiden Nebenflüssen des Paraná, Tybagy und Paranapanema, welch letzterer einen Theil der Grenze der brasilianischen Provinz Paraná bildet. Ohne besondere Ereignisse war man in den Paraná selbst gelangt, dessen Fischreichthum von den Reisenden ebenso fleißig ausgebeutet wurde, wie der herrliche Wildstand, der sich in überreicher Fülle an den Ufern des Stromes darbot. Von Nahrungssorgen wurden daher die Expeditionsmitglieder nicht gerade heimgesucht. Fortwährend war man in freundschaftlicher Verbindung mit den anwohnenden Indianerstämmen, den sogenannten „Indios Coroados". Anfänglich waren diese über den Anblick weißer Menschen aufs Höchste überrascht: offenbar war ihnen vordem nie ein solcher zu Gesicht gekommen. Die seit Anfang der Expedition derselben beigegebenen halbcivilisirten Indianer gaben vortreffliche Dolmetscher mit jenen Stämmen ab, so daß durch diese das von Anfang an begonnene freundschaftliche Verhältniß aufs Beste gepflegt und gemehrt werden konnte. Einen Fehler hatten die guten Wilden freilich, eine übermäßige Neugier: Alles was die Weißen besaßen, wollten sie sehen und prüfen, wenn möglich auch besitzen. Um sie einigermaßen zu befriedigen, verehrte man ihnen zum Andenken die herrlichsten Dinge, wie Hüte, Westen, Beinkleider u. s. w., was Alles mit größtem Danke angenommen wurde.

Genau einen Monat nach dem Abgange von Jatahy, am 17. Januar, befand man sich in der Nähe der Mündung des Piquiry und verspürte sehr bald die durch die heftigere Strömung merkbare Nähe des Wasserfalles Guayra, der auch Sete Quedas, d. i. die sieben Fälle, heißt. Die Geschwindigkeit des Wassers nahm bald derartig zu, daß es gerathen erschien ans Land zu steigen und dort die Reise fortzusetzen. Meilenweit schon vernahmen die Reisenden den tosenden Donner, welchen die in die Tiefe stürzenden unge-

heuren Waſſermaſſen erzeugen. Auf bebendem Erdboden, dem Zittern vulcaniſcher Erſcheinungen nicht unähnlich, näherten ſie ſich der furchtbar großartigen Naturerſcheinung. Dort, wo der mächtige Strom in die Tiefe jagt, mißt er die ungeheure Breite von 4470 Yards (2100 Toiſen). Bald indeſſen verengt er ſich gegen früher zu verhältnißmäßig winziger Breite, da zwei ſich nahe gegenüberliegende Felſenberge den Waſſern hemmend in den Weg treten. Kaum 65 Yards, gegen vorher ein reines Nichts, mißt nun die Breite des Bettes und zwiſchen den Bergen hindurch raſen donnernd und brauſend die fürchterlichen Waſſermaſſen. Sie ſtürzen nicht ſenkrecht in die Tiefe, ſondern etwa unter einem Winkel von 50° zum Horizont geneigt aus einer Höhe von 60 Fuß. Der Giſcht und der Sprühregen, welchen der Anprall der Waſſer an die Felſen und Felsſtücke erzeugt, bietet einen erhabenen Anblick dar, einen Anblick, ſo mächtig und ſo großartig, wie er kaum zum zweiten Male auf der Erde, die Fälle des Niagara und des Sambeſi kaum ausgeſchloſſen, gefunden werden dürfte. Aufs Höchſte aber ſteigert ſich die Herrlichkeit des Anblicks, wenn jene ſchäumenden ſprühenden Waſſermaſſen im Sonnenſchein erglänzen, zahlloſe Farbenbilder erſcheinen und unendlich viele Regenbogen darin ſchillern.

Ein Hauptzweck der Expedition kam nunmehr, nach Vermeſſung der bereits angegebenen Dimenſionen des Waſſerfalles, zum Schluß: nämlich die endgültige Feſtſtellung, daß es möglich iſt, den Rieſenkatarakt an ſeiner engſten Stelle unter eine Brücke zu zwängen und zwar, um die Provinzen Paraná und Matto Groſſo durch einen Schienenſtrang zu verbinden und ſo auch hier dem Handel jener reichen und noch unerſchloſſenen Länder neue Verkehrsadern zu ſchaffen.

* * *

— Weil der ſeit kurzer Zeit ganz bedeutend geſteigerte Karawanenverkehr zwiſchen Krasnowodsk und Chiwa durch vereinzelte Angriffe der Türkmenen zu leiden hatte, hat die ruſſiſche Regierung halbwegs zwiſchen beiden Orten am Usboi, dem trockenen Oxuslouſe, ein befeſtigtes Lager zu errichten befohlen, wohin ſechs Compagnien Infanterie, eine Sotnie Koſacken und einige leichte Geſchütze gelegt worden ſind.

— Im ruſſiſchen Reichsrathe iſt noch vor dem Beginne der Sommerferien der Beſchluß gefaßt worden, das Land der innern (auch nach ihrem letzten unabhängigen Sultan Bukejew'ſche genannten) Kirgiſenhorde, welche bisher noch zu ruſſiſch-aſiatiſchem Beſitze gerechnet wurde und unter Militärverwaltung ſtand, mit dem Gouvernement Aſtrachan, d. h. mit Europäiſch-Rußland, zu vereinigen und unter Civilverwaltung zu ſtellen. (Strelbitzki giebt dieſer Orda ein Gebiet von 66,633 Quadratwerſt = 75,830 Quadratkilometer). Dieſe Bukejew'ſche Horde, welche bisher noch einen Schein von Selbſtändigkeit bewahrt hatte, iſt der letzte Ueberreſt jener großen Mongolenherrſchaft des Tſchingis-Chan und Batu-Chan, welche einſt halb Aſien und Europa, auch Rußland ſelbſt, unterworfen hatte. (A. Z.)

— Um einen Beitrag zur Förderung und Verbreitung geographiſch-botaniſcher Kenntniſſe zu liefern und um einen Verſuch zu machen, Humboldt's unſterbliches Werk „Ideen über Phyſiognomie der Gewächſe" praktiſch darzuſtellen, hat Prof. Göppert in Breslau in einer „Denkſchrift" den Plan eines daſelbſt anzulegenden Parkes niedergelegt, der bei geringen Koſten dazu dienen ſoll, Vegetationsbilder der geſammten gemäßigten und Polarzone zu liefern, ohne daß er dadurch ſeinen Charakter als Erholungsort einbüßt. Wir entnehmen dem intereſſanten, an den Breslauer Magiſtrat gerichteten Schriftſtücke Folgendes:

„Zunächſt bitte ich, mich in die etwa zwiſchen dem 42. bis 53. Grad nördlicher Breite gelegenen Wälder der Vereinigten Staaten zu begleiten, die in ihrer Zuſammenſetzung ganz auffallend von den unſerigen abweichen.

Wir beginnen mit den Laubhölzern: die uns ſchon bekannten weißen, rothen Akazien, Platanen, Ontario- und Balſampappeln, die eigentlichen Rieſen der dortigen Wälder, echte und falſche Kaſtanien, Gleditſchia, Ambrabäume bilden das Maſſiv, es ſchließen ſich an die von den unſerigen ſehr verſchiedenen Ahornarten, Eichen an 24 Arten, während Deutſchland nur 4 zählt, die Tulpenbäume, die ſchwarzen grauen, weißen oder Hikorynußbäume, welche ſich alle durch ihre herrliche rothgelbe Färbung des Laubes beim Anſchlagen im Frühling und beim Laubfall im Herbſt auszeichnen und den Wäldern einen unvergleichlichen Schmuck verleihen.

An dieſe höchſt ausgezeichnete Baumflora ſchließt ſich nun die nicht minder intereſſante Unterwaldvegetation: kirſchgroße Moosbeeren, eßbare Frucht tragende Heidelbeerſträucher von 8 bis 10 Fuß Höhe, wahre Bäume, die uns bekannten Azaleen, Rhododendren, Crataegus, Roſen, Himbeeren, Spiraeen ꝛc., welche, in Gruppen vertheilt, den zwiſchen den Waldpartien gelegenen Raſenplätzen zu nicht geringer Zierde gereichen werden. Auch krautartige ausdauernde Gewächſe, Aſtern, Sonnenroſen, ſollen uns Anſchauung von der Vegetation der Nordamerika ſo eigenthümlichen Prärien gewähren. Wenn wir weiter nach Norden wandern, beginnt die mehr oder weniger ausſchließliche Herrſchaft der Nadelhölzer: Weimouthskiefern, canadiſche und Balſamtannen, Lebensbäume, Cypreſſen verſchiedener Art, denen ſich in neueſter Zeit auch einige ebenfalls vollkommen harte caliſorniſche Rieſen anſchließen. Auch die coloſſale Wellingtonia, der freilich der kalte Winter 1870/71 nur zu gefährlich wurde, iſt zu intereſſant, als daß wir nicht wieder Culturverſuche damit anſtellen ſollten. Je näher dem Polarkreiſe, deſto mehr verringert ſich der Baumwuchs und verſchwindet derſelbe endlich ganz. Niedrige kriechende Sträucher, Nadelhölzer, Weiden, Rhododendren ꝛc. vertreten ihre Stelle, werden am beſten auf felſiger Grundlage gedeihen. Hier iſt dann auf einer leichten welligen Erhebung des Terrains der paſſendſte Ort zur Anlage einer Felspartie, wozu aber nicht zufällig zu erlangende Geſteine, wie bisher, ſondern die ja überall an Eiſenbahnen befindlichen, daher leicht zu transportirenden Felsarten unſerer Provinz zu wählen ſind, zur Verbreitung geognoſtiſch-mineralogiſcher Kenntniſſe, die in ſolchen maſſigen Stücken zum Unterricht mehr Intereſſe darbieten, als die zollgroßen, regelrecht zugehauenen Liliputexemplare unſerer für Schulen beſtimmten Mineraliensammlungen. Dieſe Felspartie möge den Uebergang zur rechten Seite unſeres Planes als Fortſetzung der Polarregion bilden. Wir kommen nach Nordenropa, nach Nordaſien, nach Sibirien. Die Waldvegetation Sibiriens mit ihren Nadelhölzern, denen weiter nach dem Süden hin viele den unſerigen verwandte Laubhölzer folgen, doch auch mit manchen aber darſtellbaren Eigenthümlichkeiten, wie die Spiraeen, Robinien oder Erbſenbäume. Weiter nach Süden, mehr ſüdöſtlich, liefert der Kaukaſus mit ſeinen Rhododendris, Nußbäumen, Pappeln, Kaſtanien viel Charakteriſtiſches; ebenſo die Salzſteppen Mittelaſiens (die Tamarix-Arten); die Baumvegetation des Himalaya, und endlich im äußerſten Oſten die von China und Japan, welchen beiden Ländern unſere Gärten und Parke die allergrößten Bereicherungen von Freilandpflanzen verdanken. Unter vielen Hunderten ſteht eine große Auswahl frei. Sie erlaſſen mir wohl, ſie zu nennen; nur auf die prachtvollen Magnolien, Weigelien, Cedern, Cypreſſen will ich verweiſen, um meine Behauptung zu rechtfertigen.

Wir haben nun faſt den halben Erdkreis durchſtrichen; kehren wir vorläufig nach Europa zurück und benutzen den noch übrigen Raum zu möglichſt vollſtändiger Repräſentation der europäiſchen Flora aller Regionen, nach Norden und auch nach Süden hin, ſoweit es die klimatiſchen Verhältniſſe irgend geſtatten. Raſten aber in unſerer ruheloſen Zeit hält ſchwer. Geſtattet es alſo hier irgend ein paſſender Raum, und der wird ſich finden, ſo wenden wir uns nun noch zu der ge-

mäßigten Zone der südlichen Halbkugel nach Australien, Neuseeland und Südamerika, deren Bürger, namentlich schöne immergrüne Sträucher, schon anfangen, sich bei uns dauernd niederzulassen, und wenigstens der Sommerflora zur Zierde gereichen.

Unser vortreffliches neues Gewächshaus nimmt die Araucarien, Myrtaceen, Eucalypten, selbst Baumfarn in sichern Gewahrsam, die hier im Freien aufgestellt werden können."

— Im Caplande ist am 16. Juni 1876 die Verlängerung der Eisenbahnstrecke Capstadt-Wellington bis Worcester unter großen Feierlichkeiten eröffnet worden. In drei Jahren hofft man dieselbe bis Beaufort vollendet zu haben. — Auch in anderen Theilen des Landes wird fleißig an den Bahnen gebaut: von der bei Port Elizabeth beginnenden „Eastern Line" sind 45 englische Meilen schon eröffnet, weitere 20 bis Bushman's River Poort im Bau befindlich; von der „Midland Line" nach Graaff Reynet sind von Port Elizabeth an 65, von Uitenhage an 44 englische Meilen der Vollendung nahe; von der „Border Line" denkt man gegen Jahresschluß 60 englische Meilen von East London an gerechnet, fertig zu stellen. Letztere Bahn wird auch die beiden Dörfer Berlin und Potsdam (in Britisch Kaffraria) berühren.

— Zahl der Maoris. Nach dem Census von 1874, veröffentlicht in den Parliamentary Papers for New Zealand 1875, betrug die Anzahl aller Maoris nur noch 45,470, von denen 43,538 auf der Nord- und nur 1932 auf der Südinsel leben. Die Anzahl der Männer überragt jene der Frauen um rund 4000.

Vom Büchertische.

Geschichte der Bulgaren von Const. Jos. Jireček (Jiretschek) (Prag 1876, F. Tempsky).

H. K. Dem ausgezeichneten Gelehrten eines bekannten Namens (dem Sohne des frühern österreichischen Unterrichtsministers) können wir nur dankbar sein, daß er die Resultate gründlicher philologischer und historischer Studien nicht, nach dem Beispiele mancher ultranationaler Collegen, ausschließlich in czechischer Sprache veröffentlicht und damit der Kenntnißnahme seiner Landsleute und anderer Slaven vorbehält, sondern sie durch gleichzeitige Herausgabe einer deutschen, nirgend den Fremden verrathenden Bearbeitung uns und auch anderen lernbegierigen Nationen zugänglich gemacht hat. Denn sein Buch enthält reiche neue Aufschlüsse aus einem Gebiet des Wissens, welches bisher theils nur mit geringer Kritik und Vollständigkeit, theils nur innerhalb des slavischen Sprachenkreises bearbeitet worden ist; besonders auffällig wird dieses auch dem Nichtkenner jener Literaturen schon bei einer flüchtigen Durchsicht der citirten und in lehrreichen Auszügen angeführten Werke, unter welchen theils umfangreichere, theils eine schon äußerst schwierig zusammenzubringende Menge von Zeitschriftartikeln, Monographien u. s. w. in serbischer, bulgarischer, russischer, rumänischer Sprache den ersten Platz einnehmen. Viele bisher selbst dem geößern wissenschaftlichen Publicum kaum bekannte Thatsachen geographischen, ethnographischen, archäologischen, historischen Inhalts bringt aus jenen Quellen schon die sehr klar und anschauliche „einleitende geographische Uebersicht". Wie ersahren hier z. B. gelegentlich, daß statt geographischer Irrthümer, welche bis zu den jüngsten Localforschungen europäischer Gelehrten unsere Karten verunstalteten — z. B. die Hinüberziehung von auf der Südseite des Balkan gelegenen Nebenthälern der Mariza zum Flußgebiete des Wid und damit der Donau, unter Voraussetzung eines dem Iskerthale parallelen zweiten Durchbruches der Hauptkette —, der wirkliche Sachverhalt schon Jahrzehnte früher einsichtigen Localgelehrten genau bekannt und von ihnen literarisch dargestellt war, freilich an einer uns Nordeuropäern schwer zugänglichen, ja kaum überhaupt bekannten Stelle: in bulgarischen Zeitschriften des Druckorts Konstantinopel! — Ueberaus bereichert und vielfach berichtigt wird aus solchen Specialuntersuchungen, wie deren in allen Theilen des Buches beigebracht werden, die bisher höchstens aus byzantinischen Quellen bekannte mittelalterliche Geographie des Landes.

Den Beginn der den eigentlichen Kern des Buches bildenden historischen Darstellung bilden zwei Abschnitte mehr ethnographischen Inhalts über die älteste bekannte (thrakisch-illyrische) Bevölkerung und die nach dem Verfasser bereits seit dem Ende des 3. Jahrhunderts beginnende Verdrängung derselben durch slavische Einwanderung. Ist vielmehr die Autochthonie der Slaven auf diesem Boden, ihre Identität mit den Thrakiern des Alterthums, bei vielen slavischen Gelehrten zu einer Art von Glaubensartikel geworden, so freuen wir uns den Verfasser vollkommen frei von solchen lustigen Hypothesen und ganz auf der Höhe wissenschaftlicher Kritik zu finden und hoffen, daß sein Buch für die Zukunft zur Verbreitung richtigerer Anschauungen über jene historischen Verhältnisse auch bei seinen Volksgenossen sein redliches Theil beitragen werde. Ebenso wird von ihm die noch häufig auftretende schiefe Ansicht von der überwiegenden Masse des im 7. Jahrhundert eingedrungenen finnischen Elementes, dem die heutigen Bulgaren kaum mehr als ihren Namen verdanken, mit Schärfe auf das gebührende engere Maß zurückgeführt.

Der erzählende Inhalt der folgenden dreißig Abschnitte der Volksgeschichte liegt der Tendenz dieser Zeitschrift ferner; es genüge daher hier hervorzuheben, daß wenn die Aufhellung einzelner besonders unklaren Zeiträume — auffallender Weise besonders aus neuerer Zeit nach der türkischen Eroberung — bei dem bisherigen Mangel aller gleichzeitigen Nachrichten auch noch immer ein frommer Wunsch bleibt, dagegen diejenigen Partien, für welche es überhaupt Quellen und zumal einheimische giebt, durch eine Fülle wenig bekannter Thatsachen in interessantester Weise illustrirt werden. Am meisten gilt das von den Zuständen und Bewegungen des letzten Jahrhunderts. Die letzten Abschnitte, betitelt: Die fanatischen Bischöfe und der Hellenismus in Bulgarien, Die Wiedererwachung des Bulgarenvolkes, Die bulgarische Nationalbewegung und der Kirchenstreit, endlich der über die neubulgarische Literatur, werden auch demjenigen, der die Zeitgeschichte des Orients mit Hülfe guter Originalcorrespondenzen (wie sie z. B. seit Jahrzehnten die A. A. Z. bringt) und einzelner wahrheitgetreuer Reisebeschichte (z. B. von Boué Lejean, St. Clair, Kanitz) aufmerksamer verfolgt hat, ungemein viel Neues bringen, wie das eben nur die Beherrschung der gesammten einschlägigen nationalen Literatur ermöglichte. Ueberhaupt, wer sich auch nur vom politischen Standpunkt für das lange Zeit vom civilisirten Europa unbemerkt gebliebene nationale Wiedererwachen der bis jetzt noch in ihrer Entwickelung durch türkische Stupidität und Barbarei gehemmten südslavischen Völker interessirt, wird das Studium des trefflichen Buches des Herrn Dr. Jireček nicht entbehren können.

Inhalt: Peking und Nordchina. I. (Mit vier Abbildungen.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. II. — Die Sklaverei und der Harem bei den Türken. Mitgetheilt von H. v. Lankenau. III. (Schluß.) — S. M' Faelane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Wasserfall Guayra im Paraná. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 12. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 10.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Peking und Nordchina.

II.

Der Hafen von Tien-tsin ist für die chinesische Hauptstadt eine wahre Vorrathskammer, die nur 15 deutsche Meilen weit von ihr entfernt liegt. Die Stadt an und für sich ist nicht volkreich; aber an ihre Zinnenmauern, welche in den vier Haupthimmelsrichtungen von Thoren unterbrochen sind, lehnen sich Vorstädte an, in denen eine Menschenmenge von 950,000 Seelen (930,000 giebt das statistische Bureau in Schanghai an, 400,000 die Russen, 300,000 die preußische Expedition, 200,000 Lockhardt!) durch einander wimmelt. In den Jahren 1860 bis 1862 genügten freilich ein englisches und ein französisches Regiment, um diese riesige Bevölkerung völlig im Zaume zu halten.

Im Jahre 1860 befand sich der auswärtige Handel von China fast ganz in den Händen dreier großer Häuser, der beiden englischen Dent & Comp. und Jardine-Matheson und des amerikanischen Russell & Comp., welches letztere nur mit chinesischem Capitale arbeitete. Sie hatten ihre Hauptcomptoirs in Schanghai und Hongkong und errichteten sofort nach Eröffnung der Vertragshäfen auch dort Agenturen. Was nur an Waaren aus Europa und Amerika kam, ging zunächst direct nach Schanghai und wurde erst von dort je nach Bedürfniß nach den Häfen zweiten Ranges, darunter auch Tien-tsin, welches für große Seeschiffe nicht mehr erreichbar ist, vertheilt. So waren die Kaufleute von Tientsin lange Jahre hindurch nur die Vermittler des Imports für die Chinesen und des Exports für auswärtige Häuser. Meist der chinesischen Sprache nicht mächtig, hatten sie stets ihre Compradores (vom portugiesischen comprar = kaufen), eine Art Mäkler und Commis, welche ein entsetzliches Englisch radebrechen. Diese besorgen anstatt ihrer zu vernehmen oder zu faulen Herren die Geschäfte und kennen allein die Preise und die Bedürfnisse des Platzes, was übrigens nicht besonders schwer ist, da die großen chinesischen Häuser alltäglich die Preise und Bestände der einzelnen Waaren veröffentlichen — eine Thatsache, welche den meisten ausländischen Kaufleuten unbekannt geblieben zu sein scheint. Leicht können dann die Comprodores diese Zahlen zu ihrem Vortheile verändern, und da sie außerdem noch von ihrem Hause Procente für die Vermittelung von Geschäften beziehen, so verdienen sie mindestens ebenso viel, wie ihre Auftraggeber. So wie aber einmal ein des Chinesischen kundiger Ausländer versucht, direct Geschäfte mit einheimischen Hänsern abzuschließen, so lernt er den Corpsgeist der Bezopften kennen: seinen Zweck erreicht er nicht, aber ohne sein Wissen wird ihm durch die Machinationen seiner chinesischen Bediensteten rasch die ganze Kundschaft entfremdet. So erzählt F. Ratzel (Die chinesische Auswanderung S. 48) nach v. Scherzer, wie die Cantoner Chinesen schließlich schlau genug waren, anstatt sich die Waaren von Hongkong bringen zu lassen, direct dort zu kaufen und auf chinesischen Fahrzeugen nach Canton und anderen Plätzen einzuführen, wobei ihnen außer dem Schmuggel gewisse Zollvergünstigungen zu Gute kommen. Als noch öfter größere Mengen Waaren nach Canton kamen und dort in europäischen Händen waren, geschah es nicht selten, daß sie als durchaus unverkäuflich nach Hongkong zurückgingen, weil die Cantonesen

dieſelben nach Verabredung ignorirten; aber in Hongkong angekommen, wurden ſie ſofort von Agenten derſelben Cantoneſen aufgekauft.

Aehnlich machten es auch die Chineſen von Tien-tſin. Vor einigen Jahren hat ſich dort eine Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft gebildet, deren Schiffe unter chineſiſcher Flagge fahren und die Waaren direct aus Schanghai holen, wodurch ſie die den europäiſchen Kaufleuten zu zahlenden Commiſſionsgebühren erſparen. Ja neuerdings gehen ſie ſelbſt nach Europa und China: in Schanghai iſt es nach v. Scherzer keineswegs mehr ungewöhnlich, daß chineſiſche Händler bei Ueberfüllung des Marktes ihre Producte auf eigene Rechnung gegen Vorſchuß nach Europa ſchicken. In London ſelbſt beabſichtigen chineſiſche Capitaliſten eine Handels- und Schifffahrtsgeſellſchaft zu errichten, und es wird nicht lange dauern, bis ihre Handelsflagge, ein gelbes Andreaskreuz auf grünem Grunde, in europäiſchen Gewäſſern ſich zeigt. Selbſt von Abſendung ſtändiger chineſiſcher Botſchaften nach den Hauptſtädten Europas und von Errichtung chineſiſcher Conſulate in manchen Häfen iſt ſchon die Rede.

Da eine Statiſtik des auswärtigen Handels von Tien-tſin zugleich eine ſolche von Peking und eines großen Theiles von Nordchina iſt, ſo mögen hier einige Angaben darüber Platz finden.

1874 liefen in Tien-tſin 300 fremde Schiffe ein mit 149,054 Tonnen Waaren im Werthe von 113,280,000 Mark (1875 iſt derſelbe auf 17,058,711 Taëls à 6 Mark oder circa 102 Millionen Mark geſunken). Davon waren 187 Dampfer und zwar 80 amerikaniſche, 77 engliſche, 39 chineſiſche, 1 ſchwediſcher, 1 ruſſiſcher und 102 Segelſchiffe, nämlich 44 deutſche, 33 engliſche, 8 däniſche, 5 amerikaniſche, 5 ſtameſiſche, 4 franzöſiſche, 2 holländiſche, 1 ſchwediſches. Dieſe 300 Schiffe exportirten 124,910 Tonnen im Werthe von etwa 17½ Millionen Mark, d. h. von 15 Procent der Einfuhr. Der ganze Umſatz von Tien-tſin belief ſich alſo auf 273,964 Tonnen im Werthe von 130¾ Millionen Mark, was etwa 14 Procent des geſammten auswärtigen Handels von China ausmacht. Davon entfallen 66½ Millionen auf eingeführte fremde und 46½ Millionen auf eingeführte chineſiſche Producte, 7½ Millionen auf chineſiſche nach auswärts und 10¼ auf chineſiſche nach anderen chineſiſchen Häfen verführte Erzeugniſſe. Aus dieſen Zahlen erſieht man leicht den Unterſchied nicht in der Menge, wohl aber im relativen Werthe zwiſchen Import und Export. Letzterer ſetzt ſich meiſt zuſammen aus roher Baumwolle, ſchwarzen und rothen Bruſtbeeren, Hirſch- und anderen Geweihen, die in der chineſiſchen Medicin eine große Rolle ſpielen, getrockneten Seeroſen (eine von den Feinſchmeckern des Südens hochgeſchätzte Delicateſſe), Taback von J-tſchan und aus der Tatarei, Kameelshaar und Schafwolle, deren Abſatz einer großen Ausdehnung fähig wäre, wenn man ſie an Ort und Stelle waſchen und von dem Fette, das unterwegs ihr Verfaulen herbeiführt, befreien könnte, und ſchließlich dem nach der ruſſiſchen Grenze durchpaſſirenden Thee. Dieſe Waaren gehen am meiſten nach Schanghai, dann nach Canton, Hongkong, Fu-tſchau, Swatow, Ning-po, Amoy, Nin-tſchwang, Han-kau und Tſchi-fu (die Reihenfolge je nach dem Werthe des Exports).

Der Import, der 75 Procent des ganzen Verkehrs ausmacht, beſteht aus chineſiſchen und fremden Erzeugniſſen.

Nordchineſiſches Kameel. (Nach einer Photographie.)

Die erſteren ſind: Papier (namentlich aus Swatow); Erbſen und Bohnen aus der Mandſchurei, aus denen man Maſtkuchen macht; Reis (für die Wohlhabenderen, das gemeine Volk muß ſich mit Hirſe begnügen); Seidenwaaren von Su-tſchau und Canton; brauner, weißer und Candiszucker aus Swatow; Taback, der von den Chineſen, um das Trockenwerden zu vermeiden, mit Oel präparirt wird; Thee von Han-kau und Fu-tſchau. Der Verbrauch des letztern in ſeinen verſchiedenen Qualitäten iſt, wie bekannt, allgemein verbreitet. Aber wie viel Aufgüſſe muß ein Theeblatt oft durchmachen, ehe es im Magen eines Bettlers verſchwindet! Erſt hat es der Herr benutzt, dann ſeine Dienſtboten, dann das Theehaus, das Theaterreſtaurant, das ſtädtiſche Gaſthaus und die ländliche Schenke. Man trocknet es ſtets wieder in Weidenkörben, die man ſich nicht die Mühe giebt den Blicken der Vorbeigehenden zu verbergen. Ebenſo iſt es mit dem für die Mongolen beſtimmten Ziegelthee, den ſie mit Milch zuſammen kochen und auch als Geld verwenden. Eine franzöſiſche Kunſtreitergeſellſchaft, welche 1870 in kleinen Tagereiſen von St. Petersburg bis Peking zog,

erhielt von ihren mongolischen Zuschauern als Eintrittsgeld kaum etwas anderes, als Stücken Ziegelthee. Die unglücklichen Künstler hätten zur Fortschaffung ihrer Einnahme eines ganzen Wagenparks bedurft, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, dieselbe gegen Hammel, Milch, Butter u. s. w. umzutauschen.

Der Import fremder Waaren besteht besonders in Baumwoll- und Wollstoffen, Metallen, chemischen Zündhölzern, Nadeln, Sandel- und Sapanholz, japanischem und russischem Tang, japanischem Thee, Glas und Opium.

Baumwoll- und Wollstaffe kommen meist aus Manchester, wo sie speciell für China fabricirt werden. Versuche, französische Waaren einzuführen, sind gescheitert, wohl weil sich die Franzosen nicht dieselbe Mühe gegeben haben, wie die Engländer und Amerikaner, welche mit großen Opfern ihre Webstühle änderten, um die Stoffe genau der Größe der chinesischen Kleider anzupassen. Nur Korea concurrirt mit groben Baumwollstoffen.

Bürger von Tien-tsin.

Von Metallen ist zunächst das von den Chinesen viel verarbeitete Kupfer zu nennen. Sehr gesucht für Pfeifenköpfe ist das weiße japanische; gelbes und rothes kommt jetzt seit der Unterdrückung des Panthay-Aufstandes aus Yünnan. In Folge dieser mohammedanischen Rebellion mußte die Regierung des Kaisers Hienfung eiserne Münzen schlagen und nahm zum Verkaufe von Titeln, Rängen und Ehren ihre Zuflucht, um Geld zu schaffen. Stahl kommt meist aus dem Auslande, da die chinesische Eisenindustrie trotz reichen Rohmaterials nicht sehr hoch steht. An Verarbeitung von Eisenblech haben sie sich seit 1860 sehr gewöhnt.

Chemische Streichhölzer, die fast alle aus Wien kommen (der Chinese nennt sie tze-lai-'ho, d. i. „Feuer, welches von selbst kommt"), werden in Nordchina in großen Massen verbraucht und überall im denkbar kleinsten Detail verkauft; in Südchina, dessen feuchtes Klima ihnen schadet, stehen sie in geringem Ansehen. Uebrigens weiß der Chinese genau, wie viel Stück jede Schachtel enthalten soll und kauft nie, ehe er sie nicht durchgezählt hat.

Die europäischen Nadeln sind namentlich in der Mongolei sehr gesucht, wo man allenfalls mit einem Portemonnaie voll Nähnadeln reisen könnte. Wenn zur Winterszeit die Mongolen ihr schönes Wildpret nach Peking bringen, kann man für ein paar grobe Nadeln einen Fasan kaufen.

Aus Sandelholz machen die Chinesen Fächer, Büchsen u. s. w., und aus Sandelholzstaub, der zu einer Paste verarbeitet wird, wohlriechende Rosenkränze und Kerzen zum Räuchern in den Pagoden.

Der Tang wird zu Saucen und Suppen verwendet und gekocht verzehrt. Japanischer Thee concurrirt nur wegen seiner Billigkeit, nicht wegen seiner Qualität mit dem chinesischen. Fensterglas ist ein Luxusartikel; das gewöhnliche chinesische Fenster besteht aus einem vergitterten Rahmen, in welchen geöltes Papier von Korea und mitunter Talkstein eingesetzt ist. Ueber die Opiumeinfuhr, deren Werth 1874 nahe an 194 Millionen Mark betrug, soll später Ausführlicheres mitgetheilt werden.

Die fremden Consuln, den französischen ausgenommen, wohnen auf dem englischen Antheil der Concession, welche nach einer benachbarten Pagode den Namen Tze-tschu-lin, d. h. der Wald der veilchenfarbenen Bambus, führt. Auf der französischen Concession stehen nur das Consulat, ein Zollamt, eine von Lazaristen-Missionären bediente katholische Kirche, eine Jesuitenniederlassung und ein paar Geschäftshäuser; außerdem aber umschließt sie noch ein kleines Dorf mit einer sehr unruhigen Einwohnerschaft, welche dem französischen Consul schon mehrmals Gelegenheit geboten hat, seine Energie, seinen Tact und seine Klugheit zu zeigen. Das Consulat selbst ist ein sehr schöner Neubau, welchen man dem Genie des Abbé Favier, eines Missionärs von altem Schrot und Korn, verdankt. Wie seine Vorgänger im 18. Jahrhundert, besitzt er Eigenschaften, die ihn ohne diplomatischen Einfluß oder militärischen Druck seine Ziele erreichen lassen: er ist Baumeister, Maler, Musiker, vielleicht auch Dichter, und erwirbt sich durch seltene Gefälligkeit die Liebe Aller, der Eingeborenen wie der Ausländer*).

Bei einem Besuche der Fremdencolonie in Tien-tsin kann man drei Dingen nicht entgehen: bei keiner Visite einem Glase Sherry; ferner einer amerikanischen Kegelpartie im Club und den Gesprächen über Pferde und Pferderennen, die zwei Mal des Jahres von den Fremden veranstaltet werden und zwar südlich von der ummauerten Stadt, bei dem Tempel Hatkwang-se, wo 1858 Lord Elgin und Baron Gros die Verträge unterzeichneten. Da die Umgegend ziemlich wildreich ist, so ist dort auch ein beliebter Tummelplatz der Jäger und Falkoniere.

Wenn man den Palankin wählt, so kostet der Weg von den fremden Concessionen bis zum Palaste des Vicekönigs von Tschili Li wohl eine gute halbe Stunde. Choutsé aber wählte statt des mit grünem aber blauem Tuche überzogenen Kastens einen kleinen Pony und ließ sich von einem Pferdeknechte und einem Boten, der seine Visitenkarte abgeben sollte, begleiten. Der Weg führt am Pei-ho entlang, vorbei bei den Ruinen des 1870 niedergebrannten Hauses der St.-Vincent-Schwestern und dem Ostthore der Stadtmauer, dann auf einer Schiffbrücke über den von Süden kommenden Kaisercanal, an deren Ende man linker Hand zwei hohe Mastbäume mit den Bannern des Vicekönigs erblickt. Sein Bote gab dem Pferde beide Sporen, und eine Minute später ritt Choutsé in einen schlecht gehaltenen Hof ein, an dessen Ende auf einem großen rothen geschlossenen Thore zwei phantastische,

*) Vergl. Bretschneider, Ergänzungsheft 46 zu Petermann's Mittheilungen, S. 31.

augenrollende Krieger angemalt ſind, die dem Nahenden gleichſam die ſchreckliche Majeſtät des hinter ihnen hauſenden hohen Beamten zu verkünden ſcheinen. Daneben ſind zwei kleine Thüren angebracht, die offen ſtehen, die aber der Gaſt nicht durchſchreitet, wenn er etwas auf ſich hält. Zwei, drei Minuten ſpäter, während welcher Zeit der Vicekönig ſeine Toilette in Ordnung bringen und ſeinen Staatshut aufſetzen konnte, öffneten ſich denn auch unter drei Kanonenſchlägen die Flügel des großen Thores, und Chantzé ritt in einen großen Hof, zwiſchen zwei Reihen unbeweglich daſtehender Beamten aller Grade hindurch. Am Fuße der Treppe übergab er ſein Thier dem Reitknecht, durchſchritt eine große, für öffentliche Empfänge beſtimmte Halle und trat in einen dritten kleinen Hof, begleitet von einigen Beamten, welche ihn in dem zweiten empfangen hatten. Dort erwartete ihn der Statthalter, der ſeinen europäiſchen Gruß damit erwiderte, daß er beide Hände vor der Bruſt faltete und ſie bis zur Kinnhöhe emporhob.

Von der Einfachheit und der Beſchaffenheit der officiellen Wohnungen hoher chineſiſcher Beamten kann man ſich kaum einen Begriff machen. Schon das Sprichwort „Beamte beſſern ihre Wohnungen ebenſoviel aus, wie Reiſende die Wirthshäuſer am Wege“ weiſt auf ihren Zuſtand hin.

Die Ausſtattung des Empfangsſaales iſt überaus einfach: dem Eingange gegenüber ſteht ein etwa zwei Fuß hohes Canapé von gefirnißtem Holze, das in der Mitte einen kleinen, 20 Centimeter hohen Tiſch mit zwei Theetaſſen trägt; zu beiden Seiten deſſelben liegt ein flaches, mit weißer Matte bedecktes Kiſſen und lehnt ſich ein zweites an die Wand, rund, hart mit Stroh ausgeſtopft und mit rothem Tuche überzogen. Zu beiden Seiten des Canapés ſteht ein Nipptiſchchen von vier Centimeter Höhe und dann ein ſchwerer Lehnſtuhl von hartem Holze. Wände und Decke ſind mit einer weißen Papiertapete mit ſilbernen Muſtern beklebt, und von der Decke hängt eine Laterne, deren vier Glasfenſter mit Landſchaften in ſchreienden Farben bemalt ſind. Der Fußboden beſteht aus großen, grauen, ſchlecht polirten Ziegeln, welche die Feuchtigkeit durchſickern laſſen. Die Rückwand ziert eine Aquarelle, eine Jagd darſtellend, auf der man grüne und gelbe Pferde, eine violette Antilope und die ſonderbarſten Felsbildungen ſieht. Rechts und links von dieſem Gemälde hängen zwei Streifen rothen Papiers, auf denen in Goldſchrift und chineſiſchen Lettern ſteht: „Die Dinge dieſer Welt geharchen den Befehlen des Schickſals“ und: „Ihre Leitung hängt nicht von dem Menſchen ab.“ — Der Thee wird in ganz gewöhnlichen henkelloſen Taſſen gereicht, die in Zinndeckern ſtehen und mit einem porcellanenen Deckel bedeckt ſind, der das Getränk warm halten und beim Schlürfen die Theeblätter zurückhalten ſoll.

Li wurde im zweiten Jahre der Regierung Kaiſer Taokwang's in der Provinz Ngan-hwei geboren. Sein Vater war ein unbedeutender Gelehrter, der aber ſeinen fünf Söhnen, deren zweiter Li iſt, eine gute Erziehung gab. Li erwarb raſch die verſchiedenen gelehrten Grade und trat 1848 in die kaiſerliche Akademie „der Pinſelwald“. Als die Taiping, auf deren Seite er anfangs geſtanden haben ſoll, ſein Heimathland überſchwemmten, ſtellte er ſich an die Spitze einer Miliztruppe und diente unter dem Oberbefehl des Statthalters der beiden Kiang. Zum Kreisvorſteher (Taotai) ernannt, wurde er bald einer der erſten Beamten des Vicekönigs Tſeng-kwo-fang und 1861 Gouverneur von Kiang-ſu, als welcher er mit Hülfe des engliſchen Oberſten Gardon (deſſelben, der jetzt im Dienſte des Chedive an den Nilſeen mit den Negern ſich herumſchlägt) den Taipings ſchwere Verluſte beibrachte. Dafür belohnte ihn der Kaiſer mit einem gelben Untergewande und dem Titel Fei-ý-tſchau-pau (Wächter des Thrones). Nach der Eroberung von Nanking wurde er in die dritte Adelsclaſſe erhoben und erhielt die Pfauenfeder mit dem doppelten Auge. 1866 ſäuberte er den Norden Chinas von den Nien-fei-Rebellen, wurde im folgenden Jahre Statthalter von Hu-pe und Hu-nan und zog als ſolcher in den Weſten gegen die aufſtändiſchen Mohammedaner. Damals begleitete ihn als Offizier der Franzoſe Pinel, der als Tambour des 101. franzöſiſchen Linienregimentes nach China kam, die Landesſprache lernte, von Li ſeine Anſtellung als Sergeant bewirkte und es durch Tapferkeit bis zum Artilleriegeneral gebracht hat. Er iſt vollſtändig zum Chineſen geworden, mit einer Eingebarenen verheirathet und durch Landbeſitz, zu deſſen Ankauf die Regierung ihn gewiſſermaßen nöthigte, feſt an ſeine zweite Heimath geknüpft. Unbeweglich ſtand er während Chantzé's Empfang bei den anderen Offizieren im Zimmer des Vicekönigs. Seit 1870 iſt Li Generalgouverneur von Tſchili und nominelles Mitglied (als ſolcher führt er hinter ſeinem Namen den Titel Tſchung-tang) des Staatsrathes, deſſen Vorſitzender Prinz Kung iſt. Nach dem ſoeben gemeldeten Tode des bedeutenden Staatsmannes Wen-Siang wird er möglicherweiſe nach Peking berufen werden und eine noch bedeutendere Rolle im Cabinete ſpielen. Außer ihm zählt dann daſſelbe noch einen Chineſen, Tſo-tſchung-tang, von dem Sosnowski jüngſt eine eingehende Charakteriſtik gegeben hat (ſ. unten S. 155), und zwei Mandſchus, Pau-kün und Jing-kwai. Dieſer letztere ſoll den Fremden ſehr feindſelig geſinnt ſein; doch erwartet man von Li's Einfluß, daß die fremden Intereſſen in Folge dieſer Veränderung nicht viel zu leiden haben werden. Li iſt ein Freund europäiſcher Kunſt, die er für ſein Heer und deſſen Ausrüſtung verwendet; er iſt ein guter Kunde von Krupp, bei dem er erſt kürzlich für 200,000 Tan (à 2 Rubel) gezogene Kanonen beſtellt hat. In ſeinem Glauben Rationaliſt, hängt er doch ſehr an einigen abergläubiſchen Gebräuchen. Sein Weſen iſt entſchieden vornehm; er iſt ſechs Fuß hoch und dünn, hat feine Züge, ein lebhaftes Auge und viel Gutmüthigkeit, ver-

Der Vicekönig Li. (Nach einer Photographie.)

bunden mit einer gewiſſen liebenswürdigen Barſchheit, die ſich in lebendigen Geſten äußert, mit denen die Chineſen im Allgemeinen ſonſt ſehr ſparſam ſind. Im vertraulichen Geſpräche z. B. ſpielt ſeine lange Pfeife mit Jet-Mundſtück und kupfernem Kopfe eine große Rolle; mit ihr ſchlägt er häufig auf den Arm ſeines Beſuchs, namentlich um ihn auf irgend einen Punkt der Unterhaltung beſonders aufmerkſam zu machen. Ein anderes Mal, vorzüglich wenn er die Löſung einer Frage erörtert, geht ſeine Hand auf und ab, wie das Beil des Henkers: dieſe ihm ſehr geläufige Bewegung bedeutet, daß die Köpfe ſeiner Feinde gefallen ſind, was ihm ſtets großes Vergnügen bereitet hat.

Bei der Rückkehr vom Palaſte betritt man jenſeits jener Schiffbrücke eine enge Gaſſe, die zu der Vereinigungsſtelle von Teng-kiè (Laternenſtraße) und Ku-y-kiè (Alte-Kleider-Straße) führt. In der erſtern unterhält jedes Haus auch nach Schluß der Läden eine lange Laterne von rothem Papiere, welche durch ein Drahtgeflecht geſchützt wird und die beiden Charaktere „Konk-i“ („Bequemlichkeit Aller“) trägt. Alle anderen Straßen werden nur von Laternen erhellt, welche die Paſſanten mit ſich tragen. Die „Alte-Kleider-Straße“ iſt nur eine Fortſetzung der erſtern längs des Kaiſercanals. Von Morgen bis Abend hallt ſie wieder von dem tactmäßigen Näſeln der Trödler, die zu ihrer Linken einen Haufen alter Kleider liegen haben, dieſelben eines nach dem andern in die rechte Hand nehmen, deren Eigenſchaften und Preis herſagen und ſie dann zu einem zweiten Haufen aufſchichten. Dann geht es wieder von rechts nach links und das Singen nimmt bis in den ſpäten Abend kein Ende, auch wenn ſich kein Liebhaber des Trödelkrams einſtellt. In derſelben Straße wohnt auch einer der berühmteſten Figurenhändler Chinas; ſeine Waare iſt aus Thon und bemalt und hat nichts Groteskes an ſich, wie faſt Alles, was die Chineſen malen. Da finden ſich Statuetten berühmter Schauſpieler, untergeordneter Mandarinen, letztere oftmals etwas perſiflirt, und namentlich eine Sammlung herrlicher Bettler, deren wirkliche und künſtliche Gebrechen aufs Treueſte nachgeahmt ſind, ebenſo wie ihre Lumpen, die aus echten Zeuglappen beſtehen.

Chineſiſcher Bettler. (Nach einer Photographie.)

Weiterhin am Kaiſercanal liegt die Hèu-ki-hèn oder Hinterſtraße, wo die Theater, Theehäuſer, Reſtaurationen u. ſ. w. liegen. Geht man Morgens dort hindurch, ſo tönt die ganze Straße von Hühnergeſchrei wieder, daß man meinen ſollte, in jedem Hauſe wohne ein Geflügelhändler. Es ſind das aber nur die Stimmübungen junger Sänger und Schauſpieler, die Frauenrollen darſtellen. Abends aber hallen Säle und Gemächer vom luſtigen Getöſe der Zecher wieder. Eine der berühmteſten Reſtaurationen iſt Ho-tſing-kwan oder „Eintracht und Freundſchaft“, welche der Mohammedaner Liu-laa-ki hält. Dort trifft ſich die Elite der in Tien-tſin ſehr zahlreich vertretenen mohammedaniſchen Welt und erfreut ſich der trefflichen Küche, der Alles, was vom Schweine kammt, ein Greuel iſt. Doch werden zum Beſten der nicht weniger zahlreichen ungläubigen Kundſchaft auch alle möglichen Sorten Wein verzapft. In dieſem Lokale ſah Chontzé die der Stadt Tien tſin eigenthümliche Sitte des Hwan-kiè, des Austauſches der genealogiſchen Bücher. Die Chineſen aller Stände führen dieſelben ſehr genau, während es in Europa ſchon viel iſt, wenn Jemand etwas von ſeinem Urgroßvater weiß. Wenn ſich nun zwei Tientſiner eng mit einander befreunden, ſo verſammeln ſie ihre Freunde im Wirthshauſe, bringen ihre Ahnenbücher dorthin und nehmen vor dieſen Zeugen eine willkürliche Verſchwägerung beider Familien vor; da wird in ihrer Phantaſie der Onkel des Einen mit der Tante des Andern vermählt oder ſo ähnlich, und die Bruderſchaft der Nachkommen macht ſich dann bei der Verwandtſchaft der Vorfahren von ſelbſt.

Von dort begab ſich Chontzé durch das Oſtthor in die ummauerte, unſaubere Stadt, um bei verſchiedenen Beamten ſeine Karte abzugeben. Auch bei ihnen fand er die Höfe voller Unkraut und ſtagnirenden Waſſers, als wollten ſie den chineſiſchen Dichter illuſtriren, der da ſagt: „Wenn die Säbel voller Roſt ſind und die Grabſcheite blitzen, wenn die Scheuern voll ſind und die Gefängniſſe leer, wenn die Bäcker im Palankin reiſen und die Aerzte zu Fuße gehen, wenn die Stufen der Pagoden abgetreten und die Höfe der Gerichtshäuſer voller Gras ſind — dann iſt das Reich gut regiert!“ Die Gefängniſſe werden aber nicht leer. Denn wovon ſollten ſonſt die 2000 bis 3000 Ya-y, die Wächter der verſchiedenen Gerichtshöfe, leben, die meiſt nicht mehr Gehalt als ihre Herren beziehen? Letztere ſehen ſich in ihrer Noth mitunter genöthigt, die eine Hälfte ihrer Leute durch die andere durchprügeln zu laſſen, bis ſie einen Theil des den Gefangenen abgenommenen Raubes wieder von ſich giebt. Das iſt noch das wirkſamſte Verfahren, um bei Ablauf ihrer Amtszeit eine volle Börſe mitzunehmen. Was ſie zum Andenken an ihre Verwaltung da laſſen, iſt — ein altes Paar Schuhe, wie Chontzé ſie unter der Wölbung des Oſtthores hängen ſah. Wenn nämlich ein Beamter verſetzt wird, ſo worten ſeine Freunde am Stadtthore, bis er im Palankin durchpaſſirt, werfen ſich ihm zu Füßen und bitten ihn, dazubleiben. Er beruft ſich auf den Befehl ſeiner Vorgeſetzten, worauf die Anderen erklären, Gewalt anwenden zu müſſen und ihn bei den Beinen faſſen. In dem Getümmel ſchlüpft er dann, um dem kaiſerlichen Befehle raſch nachzukommen, aus den Schuhen und macht ſich davon. Jene

Beule aber wird in einem eben ſo groben Holzkäfig aufgehangen, wie man ſie benutzt, um darin zwiſchen zwei Zinnen der Stadtmauern Köpfe von Hingerichteten auszuſtellen. Der Chineſe, Spötter von Geburt, benutzt in ſeinen Satiren manches Mal dieſen Umſtand, den verſchiedenartigen Inhalt der Käfiche mit einander zu vermengen.

S. M'Farlane's neueſte Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876.

II.

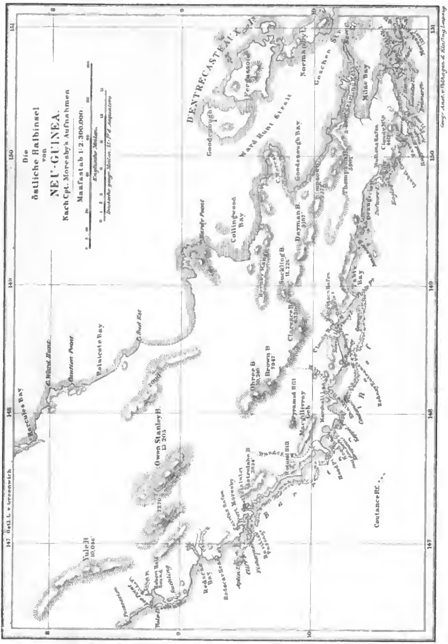
Am Morgen des 13. April fuhren wir weiter nach Amazon Bay (etwa in 10° 20' ſüdl. Br. und 149° 20' öſtl. L. v. Gr.), an deren Einfahrt fünf kleine Inſeln liegen, die durch Riffe ſo ziemlich mit einander verbunden ſind, und zwiſchen welchen in dem Feſtlande ſich guter und zu allen Jahreszeiten ſicherer Ankergrund vorfindet. Der Eingang, ſowohl von Oſten als von Weſten, geſchieht in der Nähe des Feſtlandes und iſt ungefähr eine Mile weit. Zwei dieſer Inſeln, hinter denen ſich auch gut ankern läßt, ſind mit Kokosnußbäumen bedeckt, und auf einer derſelben findet ſich gutes Trinkwaſſer, aber in geringer Menge. Taulon Island iſt die größte in der Gruppe, hat Kokoswälder und ein großes Dorf. Mehrere Canoes kamen auf uns zu und wollten Bandeiſen von uns haben; die Inſaſſen waren unbewaffnet und von Weibern und Kindern begleitet. Auf dem Feſtlande ſchienen ſie Plantagen zu haben. Die Berge um Amazon Bay ſind dicht bewaldet und einige derſelben däuchen ſich allmälig bis ans Ufer ab.

Am folgenden Morgen verließen wir an der Oſtſeite Amazon Bay und paſſirten eine große Inſel. Wir bemerkten verſchiedene Dörfer auf den Hügeln und Rauch an vielen Stellen. Eines dieſer Dörfer lag nahezu auf der Spitze eines 1000 Fuß hohen Berges. Von Amazon Bay bis China Straits (zwiſchen dem Oſtende von Neuguinea und der Hayter-Inſel) iſt die Küſte dicht bevölkert. Wir fuhren hinter der Dufaure-Inſel hindurch, zwiſchen welcher und dem Feſtlande guter Ankergrund exiſtirt. Zahlreiche Canoes kamen auf uns zu, aber wir hielten nicht an, weil wir noch vor Abend eine vor uns liegende Oeffnung, welche uns als der Eingang in eine Lagune oder eine tiefe Bucht erſchien, erreichen wollten. Wir ſetzten alſo unſere Reiſe nach Oſten zu fort, an der öſtlichen Seite von Dufaure Island vorbei, wo das Fahrwaſſer $^3/_4$ Miles breit iſt, und fuhren dann bald in eine 1 Mile weite Oeffnung ein, welche uns in einen ausgezeichneten, ungefähr 8 Miles langen, 4 Miles breiten und 8 bis 10 Faden tiefen Hafen mit moraſtigem Grunde führte. An den Ufern deſſelben lief meiſtens ein ſandiger Strand von beträchtlicher Länge hin, mit Kokoswäldern und Dörfern, von welchen letzteren bald eine Flottille von Canoes auf uns zuruderte. Es dauerte nicht lange, ſo war das ganze Deck unſeres Dampfers mit Eingebornen angefüllt, was wir gern geſtatten konnten, da ſich kein Zeichen von Feindſeligkeit ankündigte. Wer mit Eingebornen länger bekannt iſt, findet dies leicht heraus. Zwar führten ſie Speere und Keulen bei ſich, allein dieſe waren nur für eventuelle Vertheidigung und für den Handel beſtimmt und ſollten nicht einem vorgefaßten und wohl überlegten Angriffe dienen, wie auf unſerer frühern Fly-Fahrt. Wir ankerten, den Hafen halb hinauf, in der Nähe der Küſte, wo wir uns wieder Brennholz verſchaffen wollten. Wir waren froh als es Abend wurde, um endlich unſere neue Bekanntſchaft los zu werden. Zwar waren ſie friedfertig und auch intelligent, aber entſetzlich laut und überhaupt ein gar luſtiges Völkchen. Auf Bandeiſen waren ſie förmlich wild.

An der ganzen Küſte zwiſchen Amazon Bay und China Straits entlang zeigten ſich die Eingebornen nicht nur zahlreicher, ſondern auch intelligenter, und hatten ein viel geſunderes Ausſehen. Sie kleideten ſich, im Vergleich zu ihren Landsleuten, ſehr reſpectabel, die Frauen ziemlich in gleicher Weiſe, d. h. mit Gürteln aus Gras oder Blättern, welche bis an die Knie reichten; aber die Männer trugen eine recht anſtändige Art von Vor- und Hinterkleidung, aus Pandanusblättern angefertigt. Schon während der Nacht verſammelten ſie ſich uns gegenüber am Strande, um das Tauſchgeſchäft für den nächſten Morgen vorzubereiten, und die Schnatterei dabei war ohne Ende. Bei Tagesanbruch erſchienen achtzehn Canoes mit Vegetabilien zum Verkauf und brachten auch eine Anzahl junger Burſchen, welche ſich vorgenommen hatten, nicht mit leeren Händen zurückzukehren, und ſich dabei wenig Sorge machten, wie ſie dazu kamen. So z. B. packte Einer die Ofenthür ins Canoe, ein Anderer die Handhabe einer Winde, ein Dritter eine wollene Decke u. ſ. w. Zwar nahmen wir ihnen ihre Beute wieder ab, allein wir waren denn doch beſorgt, mit ihnen darüber in Colliſion zu gerathen, lichteten die Anker und fuhren ab. Daß ſich der Dampfer ſo ganz ruhig von ſelber fortbewegte, ſetzte ſie, wie überhaupt alle Eingeborenen, mit denen wir zuſammenkamen, nicht wenig in Erſtaunen. Indem wir nun den Hafen verließen, begegneten wir zahlreichen Canoes, hielten uns aber nicht mit ihnen auf. Wir paſſirten die Straße zwiſchen Dufaure Island und dem Feſtlande, welches vielleicht hier auch nur eine große Inſel iſt, aber wir gingen nicht hoch genug, um die Oeffnung, die dort zu ſein ſchien, näher zu unterſuchen. Orangerie Bay verſpricht der wichtigſte Ort an der Südoſtküſte der Halbinſel zu werden, ſowohl was Miſſion als was Handel betrifft. Wir benannten unſere wichtige Entdeckung die „Mullens Harbour".

Oeſtlich von Eagle Point giebt es zahlreiche Baien und ſandigen Strand, der mit Dörfern beſetzt iſt. Die Hügel ſind alle unter Cultur und zu beiden Seiten offenbart ſich thätiges Leben. Es wehte gerade ein friſcher Südoſtwind, gegen welchen unſer kleiner Dampfer, zumal da wir keine Kohlen brannten, nicht ankommen konnte, und dies veranlaßte uns, in eine Bay ungefähr eine Mile weſtlich von dem weſtlichſten Punkte der Roux Islands einzulaufen, um Schutz zu ſuchen. Wir entdeckten hier einen höchſt bequemen und vortrefflichen Ankerplatz, welcher wohl eine große Zukunft vor ſich hat. Die Bay iſt völlig frei. Wenn man ihr gegenüber ſich befindet, ſteuert man nordwärts gerade auf die Mitte zu und dann weiter oben nach Oſten und tritt dann in eine ausgezeichnete, gegen alle Winde geſchützte Bucht ein, welche von lieblichen Hügeln umgeben iſt, an deren Fuß ein ſandiger Strand, Gruppen von Kokosbäumen und zwei oder drei Dörfer liegen. Die Bewohner, nicht ſo zahlreich wie an der Orangerie Bay, ſind ruhige und freundliche Menſchen. Sie kamen mit allerlei Gemüſe an unſern Dampfer und verlangten wieder — Bandeiſen! Wir fuhren ans Land, wo wir Holz in Menge und ſchönes

Digitized by Google



Digitized by Google

ſtießendes Waſſer vorfanden. Vorüberfahrende Schiffe mögen ſchon nach wenigen Minuten von der hohen See aus hier ruhig vor Anker gehen, um ſich Holz, Waſſer und Gemüſe zu verſchaffen.

Wir waren erſtaunt und zugleich erfreut, wahrzunehmen, welche Aufmerkſamkeit und Hochachtung ſie ihren Todten erweiſen. Ganz in der Nähe des Dorfes bemerkten wir ein Grab, von einer niedrigen Steinmauer niedlich umgeben und ſorgſam von Unkraut frei gehalten. Am Kopfende ſtanden zwei Papau-Apfelbäume und am untern Ende einige Crotonen. Hier war es auch, wo wir zuerſt eine merkwürdige Art von Canoes antrafen, welche ſich ſpäter, ſo wie wir dem Oſtende Neuguineas näher kamen, häufiger zeigten. Dieſe Kriegs- oder Staatscanoes ſind in der That recht hübſche und graciöſe Erſcheinungen, wenn man ſie von einiger Entfernung aus ſich fortbewegen ſieht. Sie ſind kunſtvoll ausgeſchnitzt, mit weißen Muſcheln und Wimpeln geſchmückt und an beiden Enden hoch. Sie ſehen aus wie Schwäne, weiß wie Schnee; nur das Schnitzwerk iſt manchmal inwendig roth und ſchwarz gefärbt. Aus Holz geſchnitzte Vögel u. ſ. w. ſind auf Stöcken befeſtigt und an verſchiedenen Stellen des Canoe eingeſteckt. Selbſt der vorliegende Baum, outrigger, iſt mit ſchwarzen und weißen Strichen bemalt, was in der Entfernung dem Canoe, wenn es von zwanzig Mann bedient wird, die aber alle bis zum Kopf und den Schultern verborgen ſind, das Anſehen einer alten römiſchen Galeere giebt.

Von hier aus nach Oſten zu ſcheinen die Eingeborenen überhaupt große Freunde von Schnitzerei zu ſein. Ihre Töpfe, Löffel, Sagaſtäbe, Kenlen, Speere, Canoes, Ruder und alle Schmuckſachen ſind hübſch geſchnitzt, und faſt Alles, mit Ausnahme der Canoes, kann für ein Stück Bandeiſen gekauft werden. Während der Nacht hatte ſich die Nachricht von unſerer Ankunft verbreitet und am nächſten Morgen wurde unſer Dampfer von 34 Canoes umkreiſt, welche in der freundlichſten Abſicht uns beſuchen wollten. Einige halfen unſeren Matroſen Holz hauen und herbeitragen und einer ſchlief ſogar die Nacht über an Bord. Die Bucht ſelbſt iſt ein ziemlich ſtiller Ort; aber in der Nachbarſchaft giebt es um ſo mehr Eingeborene. Nach Oſten und Weſten zu trifft man zahlreiche ſandige und niedrige Ufer und Kokoswälder, und hier wimmelt es von Eingeborenen. Die Einfahrt in die Bucht markirt ſich durch einen merkwürdig ausſehenden Felſen auf der Oſtſeite der Bay, ungefähr eine halbe Mile vom Feſtlande, auf welchem ein Baum hoch hervorragt. Wir benannten dieſen Felſen den Runcie Rock (Namen des Capitäns des Ellengawan) und die Bucht ſelbſt „Iſabel Cove".

Indem wir nun unſere Reiſe nach Oſten zu fortſetzten, kam bald die Inſel Wedge Rock in Sicht. Oeſtlich von der Spitze von Farm Bay findet ſich auf den neueſten Seekarten außer Wedge Rock keine Inſel weiter verzeichnet. Dies kann Schiffe, welche an der Küſte entlang fahren, leicht irre führen, da ungefähr 8 Miles davon eine ſolche exiſtirt, welche der Beſchreibung von dem entſpricht, was man bisher als das Südcap (Sauth Cape) von Neuguinea bezeichnete, was aber in der That eine Inſel iſt, zwiſchen welcher und dem Feſtlande wir hindurchfuhren. Wir haben dieſelbe „Stacey Island" benannt. Wir dampften, nachdem wir in die Bay zwiſchen Rugged Head und Wedge Rock eingelaufen waren, 3 bis 4 Miles fort, als ſich uns eine ſchöne Waſſerſtraße, von der Breite einer halben Mile und 5 Faden tief, eröffnete, durch welche wir in die Catamaran Bay gelangten. Als wir in dieſe Straße einfuhren, ſahen wir anfangs zu beiden Seiten auf 12 bis 14 Miles nichts als geſchloſſenes Land, bis ſich dann die Straßen zwiſchen den Inſeln Stacey, Tiſſat und Brumer nach Süden zu öffneten. Zwiſchen Stacey Island und dem Feſtlande exiſtirt guter Ankergrund. Die Inſel ſelbſt iſt hügelig (der höchſte Punkt liegt etwa 600 Fuß über dem Meeresſpiegel), dreieckig, gegen 4 Miles lang und volkreich. An der Spitze der Bay, der Paſſage zwiſchen Stacey Island und dem Feſtlande gegenüber, läuft eine andere Bay nach Weſten zu, welche wahrſcheinlich mit der öſtlichen oben an Farm Bay zuſammentrifft, ſo daß damit Rugged Head auch nur eine Inſel wäre. Jedenfalls iſt das ſüdlichſte Ende von Neuguinea noch nicht kartographiſch mit Sicherheit feſtgeſtellt und kein ſolches zuſammenhängendes Feſtland wie es die Karten zeigen.

Da wir uns auf einer Miſſionsreiſe befanden und nach paſſenden Plätzen für neue Stationen umzuſehen hatten, ſo hielten wir es nicht für gerechtfertigt, uns länger mit der Löſung dieſer Frage zu beſchäftigen. Unſere Entdeckungen werden aber hinlänglich darthun, daß es auf der ſüdlichen Seite der öſtlichen Halbinſel von Neuguinea noch ſehr viel Arbeit für die Vermeſſungsſchiffe Ihrer Majeſtät von England zu thun giebt. Und wenn wir auch nicht auf unfehlbare Genauigkeit in unſeren Angaben Anſpruch machen, ſo hoffen wir doch, daß unſere gewonnene Kenntniß ſo lange von Nutzen ſein werde, bis königliche Offiziere eine genaue Vermeſſung ausgeführt haben. Inzwiſchen iſt ernſtlich zu wünſchen und zu erwarten, daß alle Schiffe, welche bei der Küſte anlegen, im Intereſſe des Handels ſowohl wie in dem der Humanität und der Religion, den argloſen Eingebornen gegenüber ein friedliches Benehmen beobachten.

Wir ankerten nun für die Nacht, weſtlich von den Leaendie-Inſeln, zwiſchen einem langen Felſen und dem Feſtlande und waren bald von einer Anzahl Canoes und Catamarans (Flößen) umgeben; aber die Eingeborenen legten auch hier wie an anderen Orten eine freundliche Geſinnung an den Tag. Wir fanden überhaupt auf unſerer ganzen Reiſe nirgends Zeichen der Feindſchaft und des Verraths. Als wir am nächſten Morgen um 6½ Uhr aufbrachen, hatten ſich ſchon 45 Canoes um den „Ellengawan" verſammelt und alle wollten Bandeiſen haben. Wir konnten ihrem Verlangen nur dadurch einigermaßen genügen, daß wir eine alte eiſerne Schiffsplatte zerſchlugen, und dieſe Stücke hatten für ſie einen ganz beſondern Werth, weil ſie dicker waren. Wir möchten einem jeden, welcher dieſe Küſten von Neuguinea beſuchen will, den freundlichen Rath ertheilen, ſich mit einem reichlichen Vorrath von Bandeiſen zu verſehen, denn damit kann er ſich überall Vegetabilien und werthvolle ethnologiſche Gegenſtände in Menge verſchaffen. Die Stücke Eiſen ſollen 1½ Zoll dick, 6 Zoll lang und am Ende geſchärft ſein.

Wir fuhren jetzt in die Chinn Straits ein, weſtlich von Heath Island *). 3 Miles von letzterm in weſtlicher Richtung trifft man dicht am Feſtlande eine Inſel, die 300 Fuß hoch und ¾ Miles lang iſt. Am nördlichen Ende von Heath Island befinden ſich zwei kleine Inſeln, welche bei niedriger Ebbe mit demſelben faſt zuſammenhängen; ſie ſind bewohnt und beholzt und enthalten namentlich Gruppen von Kokosbäumen. Die Eingeborenen in und bei den China Straits ſcheinen alle Arten von Canoes, vom Catamaran bis zum ſchönen weißen Kriegscanoe, ſowie die verſchiedenſten Segel, vom großen bis zu geflochtenen Kokosblättern herab, in Gebrauch zu haben. Wir ankerten die Nacht über in Poſſeſſian Bay (an der Weſtküſte von Hayter Island), wo wir ein Schiff aus Sydney antrafen,

*) Capitän Moresby, ihr Entdecker, bezeichnet als China Strait den Meeresarm öſtlich von Heath Island.

welches Trepong songen wollte. Es ist dies ein einsomer, düsterer Ort, Dörfer von Eingeborenen findet man hier nicht, aber die ganze Bay ist mit Mangronebäumen besetzt.

Am folgenden Toge trasen zwölf weiße Kriegscanoes, auf ihrer Reise nach Milne Bay begriffen, sowie eine Anzahl kleinerer Canoes beim „Ellengowon“ ein, und alle wollten natürlich wieder Bondeisen hoben. Außer Keulen und Speeren führten sie ouch eine Menge Steine mit sich, welche an den Seiten ihrer Fohrzeuge entlang gelegt woren und ohne Zweifel im Folle eines Angriffs zur Verwendung kommen sollten; sie selbst aber woren friedfertige Menschen. Die Eingeborenen non Heoth Islonb schienen überhaupt sehr kentsame Leute zu sein und waren außer sich vor Freude als sie hörten, doß wir in ihrer Nähe übernachten wollten. Es thot uns in der Seele leid, daß wir kein Bandeisen mehr für sie hatten. Es war dies einmal der gongborste Artikel und ohne denselben nützte eine Weitersahrt nicht. Hätten wir noch Vorroth danon gehabt, so kounten wir unsere Reise bis Moresby Islond fortsetzen. Aber der Zweck unserer Reise war erfüllt, der hauptsächlich darin bestand, in der winbstillen Johreszeit Ankerplätze an der Küste aufzusnchen, in die man bei stürmischem Wetter einlaufen konn, und zwar auch mit Segelschiffen, nachdem wir unsere Missionen an der Küste gegründet hatten; donn ober ouch zweiteus, um uns nach possenden Wohnplätzen für die Pioniere unserer Mission umzusehen. Wir sinb hoch erfreut, daß uns dies gelungen ist und halten uns überzeugt, doß sich an der gonzen Küste entlong, die wir bereist hoben, mit Leichtigkeit freundliche Verbindungen mit den Eingeborenen werden anknüpfen lassen. Wir beabsichtigen, sobald als möglich eine Mission in den China Straits zu eröffnen unb von da ob unsere Arbeit nach Westen zu auszudehnen, bis wir die in Port Moresby schon bestehende Mission erreicht haben. Das östliche Ende der Peninsula mit den Inseln in der Nochbarschaft, einschließlich der D'Entrecasteoux-Gruppe, wird ein viel ergiebigeres Feld für Missionsthätigkeit abgeben als der Gulf of Papua (westlich von Port Moresby und Yule Island) mit seiner gefährlichen Schifffohrt, seinem tödtlichen Fieber unb seinen wilben, connibalischen Bewohnern.

Ueberdies war unsere Reise reich an wichtigen Entdeckungen. Wir haben zwei neue Flüsse, zwei ausgezeichnete Häfen, eine sichere, glatte, bequeme Meeresbucht, nerschiedene Inseln und viel guten Ankergrunb an der Küste entlong aufgefunden. Wir siad zahlreichen, friedlich gesinnten Eingeborenen begegnet, welche ein recht gesundes Aussehen darboten und denen es an Lebensmitteln keineswegs fehlte. Sie zeigten uns Flochs in kleinen Mengen, aber von einer ousgezeichneten Quolität, welcher einen guten Hondelsartikel bilden könnte. Sonst bot sich uns nichts dar, was in commercieller Beziehung Werth hätte. Es wäre möglich, doß dos Land auch Reichthum on Mineralien besäße, aber das muß sich erst herausstellen. Gegenwärtig bietet sich hier ein schönes Feld für Mission, für Naturforscher und Reisende dar und biese werden ouch den Weg für Ansiedelung am besten bahnen unb ebnen.

Unsere Rückreise nach Port Moresby wurde in wenigen Tagen bewerkstelligt und kounten wir dies außerhalb des Barrier Reef unter Segel thun. Wir sprachen bei Isobel Cove und Hoob Lagoon (Kerepunu) nor und erreichten Port Moresby am 22. April Abends 8 Uhr, wo wir Alles wohl fanben. Am nächsten Montage hielten wir eine Missionsconferenz ab und ordneten dahingehörige Angelegenheiten. Am Dienstoge begaben wir uns nach Lealea, einem 16 Miles von Port Moresby entfernten Dorfe, um von do eine Labung Stöcke und Pfähle herbeizuholeu. Dieselben sollten für Einhegung unb für Errichtung eines Hauses für bie Lehrer nerwendet werden, welche im nächsten Septenber erwortet werden. Am 29. April verließen wir Port Moresby, um nach Somerset heimzukehren. Wir legten bei Yuke Islond on, um uns Breanholz zu verschaffen, unb sonden hier den Dr. James, den Schiffsorzt der Macleay-Expedition non 1875 (s. „Globus“ XXIX, S. 57 bis 59). Fieber hatten ihn außerordentlich mitgenommen und darum kehrte er mit uns, um seine Gesundheit wieder herzustellen, nach Somerset zurück, beabsichtigt ober nochmols Yule Island zu besuchen, um seine Sommlungen weiter zu vervollständigen. Wir hatten nun eine angenehme Fohrt bis Cope York, wo wir, nachdem wir noch ouf Dornley unb York Island vorgesprochen, om 6. Moi glücklich eintrafen und alle unsere Freunde wohl vorsanden. D'Albertis befinbet sich gegenwärtig mit seinem kleinen Dampfer Neva, welchen ihm die Regierung von Neu-Süd-Wales geliehen, in Somerset unb will nur noch die nächste Post abwarten, um danu seine Forschungsreise auf dem Fly River bis zu dessen Quellen unb von da aus über Lond in der Richtung ouf Yule Island anzutreten. Er ist, meines Dafürhaltens, die possendste Persönlichkeit für solche Expedition, und ich möchte mich sicherlich dort nicht mehr mit Forschungen befossen, wo es ihm nicht glückte.

J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875*).

I.

R. K. Als der russisch-chinesische Handel in Kulbscha und Tschugutschak oufhörte, richtete die Regierung des erstern Londes ihre besondere Aufmerksamkeit darauf, dem Unternehmungsgeiste ihrer Unterthanen neue Märkte in anderen Theilen des innern Chinos zu eröffnen. Aber die dortigen Unruhen und der Mangel an Nochrichten über die Hondelsplätze des Innern gestatteten keine durchgreifenden Maßregeln. Aus letzterm Grande beschlossen zu Anfang des Jahres 1874 die Ministerien des Aeußern, der Finanzen und des Krieges mit Genehmigung des Kaisers eine Expedition auszusenden mit dem Auftrage: 1. Die Wege von Saissan durch die Dschungorei nach der Provinz Sz'-tschwon in topographischer Hinsicht zu erforschen unb zu ermitteln, auf welche Weise und durch welche Mittel dieselben für den russischen Handel nutzbor zu machen seien; 2. falls der Handel in dieser Richtung entwickelungsfähig ist, die Frage zu studiren, wo Consulate oder eventuell nur Agenturen und Factoreien

*) Nach dem Russischen im zwölften Bande der „Iswestija der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft“, Heft II, S. 143 bis 155.

errichtet werden müßten; und 3. möglichst vollständige Nachrichten über die sogenannte Dunganenbewegung einzuziehen, über ihre Lebenskraft, über die Mittel, über welche die chinesische Regierung behufs ihrer Unterdrückung verfügt, und überhaupt alle Angaben zu sammeln, welche möglicher Weise ein Urtheil über die künftige politische Lage der von der Insurrection ergriffenen Gebiete gestatten könnten.

Die Leitung der Expedition wurde Sosnowski übertragen; sie bestand aus dem Dr. med. Pjasezki als Arzt und Naturforscher, dem durch seine Arbeiten in der westlichen Mongolei bekannten Offiziertopographen Matusowski, dem gemietheten Dolmetscher Andrejewski, der in Kalgan einige Geschäfte abzuwickeln hatte, und drei sibirischen Kosacken als Escorte; außerdem gingen als eingeladene Gäste mit der Photograph Bojarski und der Chinese Sjni, welcher 36 Jahre lang als Vertreter einer der größten Theefirmen in Kiachta gelebt hat. Sosnowski erhielt außer den besonders festgesetzten Diäten- und Postgeldern für die ganze Dauer der Reise 2000 Rubel Vorschuß und 5000 Rubel für außerordentliche Ausgaben; die Kaufmannschaft von Kiachta stellte ihm ihrerseits 3000 Rubel und Waarenproben zur Verfügung und ebenso in Han-kau der ehemalige Viceconsul Iwanow und die Vertreter des Handelshauses Radionow jeder noch 900 Lan (zusammen = 2000 Rubel), so daß der Reisende im Ganzen über 12,000 Rubel verfügte.

Nach dem Beispiel englischer und anderer Expeditionen wurde Peking als Ausgangspunkt gewählt. Nachdem die definitive Ausrüstung in Semipatatinsk bewerkstelligt worden, überschritt die Gesellschaft am 12. Juli 1874 die Grenze bei Kiachta und langte am 19. August in Peking an *), wo sie Geleitbriefe erhielt und sich alsdann theilte. Andrejewski und Sjui gingen zu Lande, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der Straße bekannt zu machen, auf welcher die Kaufleute von San-si ihren Thee von Han-kau am Yang-tse-kiang nach Kalgan schaffen. Alle übrigen gingen nach Tien-tsin, weiter zur See nach Schanghai, dann den Yang-tse-kiang hinauf und trafen Ende October in Han-kau ein, wo gerade die Wintersaison mit den üblichen Pferderennen eröffnet wurde. Während einerseits die Kosacken dort durch ihre Reiterkünste die Einheimischen in Erstaunen versetzten, gaben diese den Russen Paraden und dergleichen zum Besten. Ja, die Befehlshaber ließen die Truppen hatten, wenn Herr Bojarski eine malerische Stellung auf seinen Platten zu fixiren wünschte.

Für Sosnowski handelte es sich nun darum, zu entscheiden, ob er wie bisher als Privatmann auftreten sollte oder als in officieller Eigenschaft reisender Offizier. Der Chutschön oder Schutzbrief des Tsung-li-yamen (Auswärtiges Amt) war doch nur eine sehr bedingte Garantie für die Sicherheit der Expedition. Hatte doch der unglückliche Margary ebenfalls einen Chu-tschön und Empfehlungen obendrein gehabt, und doch wurde sein Kopf schließlich auf den Mauerzinnen von Man-wein aufgepflanzt! Ist es möglich, einen Chinesen davon zu überzeugen, daß acht Männer aus fernen Landen ohne allen Zweck nur des Reisens wegen Geld ausgeben? Wozu dann dabei die Aufnahmen, die Beobachtungen und das Sammeln von Nachrichten? Und wie kann der Reisende endlich solche Thätigkeit vor den scharfen Augen der Behörden verbergen?

Dazu kam, daß in den in Schanghai und Cantan in chinesischer Sprache erscheinenden Zeitungen die verschiedensten Nachrichten über die Zwecke der russischen Expedition gebracht wurden, so daß es Sosnowski schließlich für das Beste hielt, die volle Wahrheit zu sagen, daß nämlich die Expedition von der russischen Regierung zur Erforschung von Handelsbeziehungen ausgesandt worden sei. Der Consul in Han-kau bot seine Vermittelung mit den Behörden an; die Reisenden statteten dem Generalgouverneur und anderen Beamten ihre Besuche ab und erreichten damit, daß jene auf dem einzuschlagenden Wege die Ankündigung vom Eintreffen der Expedition vorausschickten und der Gesellschaft zunächst ein Kanonenboat mit zwei Geschützen beigaben.

Der Fluß Han-kiang*), an dessen Mündung (in den Yang-tse-kiang) Han-kau liegt, durchfließt drei der größten Provinzen Chinas, im untern Laufe Hu-pe, im mittlern und obern Sz'-tschwan **) und Schen-si und bildet einen Theil des Handelsweges, welchen die Russen zu erforschen hatten. Um also einen richtigen Begriff von der Tauglichkeit dieses Stromes für industrielle und commercielle Unternehmungen zu erhalten, war es von Wichtigkeit, ihn seiner ganzen Länge nach zu verfolgen. Deshalb wurde auch von Han-kau ab, welches sie am 11. (23.) Januar 1875 verließen, eine detaillirte Routenaufnahme („Marschroute") ausgeführt und die Tiefe, Breite und Geschwindigkeit des Stromes gemessen. In seinem untern Theile ist der Fluß selbst für Dampfer von bedeutendem Tiefgange schiffbar; die Strömung ist ruhig und eben, die Ufer bald niedrig und sandig, bald höher und lehmig. Zu beiden Seiten liegen Baumwollpflanzungen, weite Reisfelder und eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und Gehöften versteckt im Schatten der Weiden. Eine Menge von großen und kleinen Schiffen bewegt sich beständig auf und ab und bildet stellenweise buchstäblich einen Wald von Masten.

Solche Centren, wie Je-kia-kou und Schan-yang (Siang-yang?), zwei bedeutende Flußhäfen, welche Handel mit Reis und Baumwollenpapier treiben, Fan-tsching (Hafen gegenüber von Siang-yang, etwas nördlich vom 32. Grad n. Br.), von wo der Weg der Kaufleute von Sansi nach Kalgan abgeht, und Lo-che-kau, welches an 60,000 Einwohner zählt und die Producte des Südens dem Norden übermittelt, wimmeln von rastlos thätigen Menschenmassen wie ein Jahrmarkt. In seinem mittlern Laufe durchschneidet der Han das Gebirge Wu-tan-schan, welches viel Steinkohlen und Schieferformationen besitzt. Dort hat der Fluß Schnellen, deren man 360 von verschiedener Benennung und Bildung zählt, und erreicht die colossale Geschwindigkeit von 9½ Fuß in der Secunde. Obwohl daselbst öfters Schiffbrüche vorkommen und z. B. Sosnowski selbst durch Kentern eines der Boote einen Theil seiner Sammlungen und Instrumente einbüßte, ist der Verkehr doch sehr lebhaft, und wenn plumpe, chinesische Dschunken mit einer Fracht bis zu 1200 Pud dort durchkommen, so läßt sich diese Möglichkeit wohl auch für Flußdampfer annehmen, besonders wenn im Fahrwasser Correctionen ausgeführt würden. In seinem Oberlaufe dagegen ist der Fluß wegen seiner Seichtheit und der vielen Sandbänke wenig für die Schifffahrt geeignet.

In Schen-si, Sz'-tschwan und Kan-su betreten wir ein

*) Auf dem Wege dorthin traf sie endlose Transporte mit Waffen und Ausrüstungsgegenständen, welche für die bei Urumtsi gegen die Dunganen operirenden chinesischen Truppen bestimmt waren. Der Kampf sollte im Frühjahr 1876 beginnen, und damals standen in Kan-su bereits 70,000 Soldaten, zum Theil mit europäischen Gewehren bewaffnet, unter dem General Tso-tsung-tang bereit, die abgefallenen Landschaften wieder zu unterwerfen. Nach den letzten Nachrichten haben allerdings die damals sehr siegesgewissen Chinesen eine arge Niederlage davongetragen.

*) Von seinem Quellgebiete sowohl als wie von seinem Unterlaufe abwärts von Siang-yang hat Fr. v. Richthofen genaue Aufnahmen gemacht, die demnächst erscheinen sollen.

**) Nach den Karten berührt der Han-Fluß nirgends den Boden von Sz'-tschwan.

Gebiet, welches von fremder Concurrenz zu weit abgelegen ist und deshalb offenbar sich denjenigen Gegenden, wo der Handel von Rußland beeinflußt wird, anschließen muß. Die wichtigsten Producte des Landes sind Thee, Seide in rohem und bearbeitetem Zustande, Rhabarber, Safran, Taback und Früchte. Im südöstlichen Theile von Schen-si und in allen Theilen Sz'-tschwans ohne Ausnahme sind weite Strecken mit herrlichen Theepflanzungen bedeckt, deren manche sich eines großen Rufes erfreuen und die ihre erste Ernte an den Pekinger Hof senden. Rußland am nächsten gelegen sind die Theemärkte Zü-yan-sjan (Kü-yan-hien unserer Karten?) und Han-tschung-fu (Stadt mit 80,000 Einwohnern am obern Han-kiang im südlichen Schen-si). Namentlich an letzterm Platze, wo die Expedition Mitte April anlangte und wo sie noch die deutlichsten Spuren des Taiping Aufstandes wahrnehmen konnte, haben sich wegen Mangels an Absatz viel Vorräthe angesammelt. Vor dem Aufstande wurde der Thee, von dem Sosnowski über 100 verschiedene Proben sammelte, nach Innerasien und Tschugutschak versendet, und namentlich jene röthliche Sorte, welche ihrer Zeit Semipalatinsk berühmt gemacht hat und angeblich mit Gold aufgewogen wird, kam aus diesen Gegenden. Um einen Begriff von den Preisen zu bekommen, genüge die Angabe, daß von einer Sorte Thee, die an Qualität die meisten in Europa consumirten übertreffen soll, 205 Pfund für 3 Rubel zu haben sind. Die Preise anderer Producte sind zum Theil ungläublich billig: ein Pud (32 Pfund) des hufeisenförmigen Rhabarbers kostet 2 Rubel; die berühmten Atlasse, die in Rußland zu 75 bis 100 Rubel verkauft werden, kosten an Ort und Stelle nicht über 35 bis 40. Der Thee geht meist zunächst nach Han-kau, wo er präparirt und zum großen Theile mit einem künstlichen Aroma versehen wird. Nicht minder schwunghaft wird dort der in Innerasien in so colossalen Mengen verbrauchte Ziegelthee durch vielerlei Surrogate verfälscht.

Anfang Juni 1876 machte sich die Expedition von Han-tschung-fu nach Lan-tschau-fu, der Hauptstadt von Kan-su, auf den Weg. Zuerst war die Gebirgsgegend, welche auf den Karten mit Pe-ling bezeichnet ist und die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Gelben und des Blauen Stromes, des Hwang-ho und des Yang-tse-kiang, enthält, zu überschreiten, um das breite Thal des Wei-ho, der sich unterhalb der Riesenstadt Si-ngan-fu in den Gelben Strom ergießt, zu erreichen; dann ging es wieder auf Gebirgswegen über Kung-tschang-fu und Ti-tao hinüber nach Lan-tschau-fu. Das südlichere dieser beiden Gebirge (der sogenannte Pe-ling) trägt auf seinem südlichen Abhange noch Palmen und Reis; weiter nach Norden hin ändert sich aber das Aussehen der Landschaft: die lehmigen Bergabhänge sind mit nordischen Laubholzarten bedeckt und in den weit auseinandergerückten Thälern dehnen sich Weizenfelder aus. Das nördlichere Gebirge (zwischen dem Wei-ho und Lan-tschau-fu) steigt bereits in dem Passe bis 7400 Fuß an und zeigt schon kahle Hochebenen mit Salzlachen, die Vorboten der Gobi. Hinter Lan-tschau-fu geht die Straße bis zum Anfange der Gobi immer nach Nordwesten (dort kreuzt sie Prschewalski's Weg, s. die Karte auf S. 120); zur Seite hat sie entweder reiche Weidetristen oder nackte Sand- und Schieferstrecken, links die Wände des Schneegebirges Nan-schan, rechts die trockenen, kahlen Gipfel seiner Vorberge, an welchen in Gestalt eines einfachen Erdwalles die historische „Wan-li-tschan-tschen" oder „Große Mauer" mühsam hinaufklettert.

Aber ringsum welch gräßliches Bild der Vernichtung! Große Dörfer, zahlreiche einzelne Ansiedelungen, wo noch unlängst Leben und Thätigkeit herrschte, stehen jetzt da in trüber Stille als blutbesudelte Ruinen. Alles ist öde, keine Seele darin, nur hier und da schaut hinter schnell zusammengeflicktem Lehmwerke oder aus einem Erdloche hervor schlüchtern ein ausgemergeltes Gesicht. Nicht die Jahre des Alters haben es mit tiefen Runzeln durchfurcht und ihm den Stempel der Schwäche aufgedrückt, sondern die schweren Leiden einer kaum vergangenen Zeit. Es ist vielleicht das einzig übriggebliebene Glied einer zahlreichen Familie. Alle sind sie umgekommen als Opfer des Aufstandes. Das Land hatte entsetzlich zu leiden, und es kam so weit, daß das Pfund Rindfleisch 3 bis 4 Rubel kostete, ein Sack Getreide 100! Ja man hat Leichen und selbst die eigenen Kinder verzehrt. Jetzt ist jedoch die gewöhnliche Ordnung der Dinge wieder hergestellt; die Leute kommen aus ihren Zufluchtsorten in den Bergen wieder hervor, und der ganze Weg ist mit einer fortlaufenden Reihe von Wachthäusern und Militärposten, den sogenannten „Ljanfen", bedeckt, deren Insassen neben der Sorge für die öffentliche Sicherheit auch mit der Wiedereinführung von Ackerbau und Viehzucht beschäftigt sind.

In Lan-tschau-fu langte die russische Expedition am 21. Juni n. St. an und verweilte daselbst etwa einen Monat, indem sie die ausgedehnte Gastfreundschaft des dortigen Generalgouverneurs Tso-tschung-tang genoß. Da es demselben voraussichtlich*) beschieden ist, in den Beziehungen zwischen China und Rußland dereinst eine bedeutende Rolle zu spielen, so beschäftigt sich Sosnowski eingehender mit der Charakteristik dieser bedeutenden Persönlichkeit. Ich habe mich — sagt er — fast zwei Jahre in China aufgehalten und alle Classen der Gesellschaft, Bürger und Militärs, Gelehrte und den gemeinen Mann, kennen gelernt, aber ich bin wenig so aufgeklärten Chinesen begegnet, wie Tso-tschung-tang. Er hat mich entschieden durch seine vernünftigen Ideen in Erstaunen versetzt sowie durch seine richtige und genaue Kenntniß von Rußland. Er begann nach vollendetem Studium seine Laufbahn in Hu-nan mit Operationen gegen die Taiping-Rebellen, wurde dann Gouverneur von Fu-kiang und 1868 zum wichtigen Posten eines Generalgouverneurs von Schangan (d. h. der Provinzen Schen-si, Kan-su und der Landschaft Kuku-nor) berufen. Ueber besonders glänzende militärische Talente verfügt er wohl kaum, aber als Verwalter und Organisator ist er im höchsten Grade befähigt, von Natur geradezu und aufrichtig, offen und ehrlich. Er hat es eingesehen, daß die ganze Unordnung hauptsächlich in der Bestechlichkeit der Beamten und Offiziere ihren Grund hatte. Er stellte also gute Beamte an, ward Soldaten, angeblich 150,000 Mann, an, gab ihnen eine gute Organisation, setzte einen ordentlichen Sold fest, welcher pünktlich ausgezahlt wird, errichtete in Lan-tschau-fu ein Arsenal, wo Gewehre nach den neuesten Systemen, Mitrailleusen und Hinterladungsgeschütze fabricirt werden, bewältigte dadurch den Aufruhr und flößte dem seiner Odhut anvertrauten Trümmerhaufen neues Leben ein. Im Mai 1875 wurde der Tschung-tang (dies ist sein Titel; Tso der Name) mit dem Titel eines Statthalters auch über das ganze südwestlich angrenzende Gebiet, d. h. das erst wiederzuerobernde Dschungarien und Turkestan, gestellt. Uebrigens erreicht seine Jurisdiction keineswegs mit den einmal feststehenden Grenzen seines Gebiets ihr Ende, sondern gilt überall, wo es sogenannte „Straßenräuber", d. h. Insurgenten, giebt.

Die Russen hatten sich namentlich von Han-tschung-fu an eines Empfanges zu erfreuen, wie er bis jetzt wohl nur

*) Er ist inzwischen abberufen; sein Nachfolger ist den Fremden nicht so günstig gesinnt, so daß die kaum eingeleiteten Beziehungen vielleicht rasch wieder abgebrochen werden.

den wenigſten Reiſenden im Reiche der Mitte zu Theil geworden iſt. Ihre Reiſe war eine endloſe Reihe feierlicher Empfänge und Ovationen. Auf dem ganzen Wege waren Benachrichtigungen verſchickt worden, worin die Orte für ihr Frühſtück, Mittageſſen und Nachtlager bezeichnet waren; Soldaten, Behörden und Volk ſtrömten zur Begrüßung herbei; die Feſtungen ſalutirten, die Städte flaggten und illuminirten; ja die Liebenswürdigkeit ging ſtellenweiſe ſo weit, daß man Brücken und Straßen reparirt hatte. Vor ihrer Abreiſe aus Lan-tſchau-fu ſtellte Tſo dem Reiſenden einen General, einen Oberſten, einen Diſtrictsvorſteher, einen Kreisvorſteher, einen Unteroffizier und einen gemeinen Soldaten, kurz Leute von jedem Range und Stande, zur Verfügung. Die Inſtruction derſelben ging dahin: für den geſammten Unterhalt unterwegs zu ſorgen; im Falle ſchlechten Wetters und Regens oder, wenn ein Mitglied der Expedition erkranken ſollte, den Ruſſen vorzuſtellen, daß es nicht möglich ſei weiterzureiſen; vom Aufſtand ergriffene Gebiete gar nicht zu betreten, und wenn die Fremden doch darauf beſtehen ſollten, alsdann alle dort vorhandenen Truppen und Garniſonen als Geleit mitzunehmen. Jedesmal am Abend vor dem Aufbruche erſchienen der General und zwei andere Beamte zur Entgegennahme von Befehlen beſonders wegen der Arbeiten des Arztes, des Topographen und Photographen, theilten die Tagesordnung mit und beſprachen die nöthige Zahl der Vorſpannthiere, Reitpferde und Wagen. Sosnowski trug übrigens während der ganzen Reiſe ſeinen vorſchriftsmäßigen Uniformrock, obwohl die Hitze zeitweilig unerträglich war. Gewöhnlich rückte das ganze Lager mit vollem Beſtande in Parade aus und ſtellte ſich zu beiden Seiten der Straße als Spalier auf, die Vorgeſetzten auf dem Flügel. Bei Annäherung der Fremden gaben die Kanonen oder in deren Ermangelung Falkanets drei Schüſſe ab und die Offiziere beugten vorſchriftsmäßig die Knie; dann begaben ſich die Ruſſen an die Tête; wieder drei Kanonenſchüſſe, worauf die Marſchordnung eingenommen wurde, und ſo ging es bis zum nächſten Lager.

Man wird mich fragen, ſagt Sosnowski, wie ich ſolche Aufmerkſamkeiten erklären kann. Vor Allem: ich habe richtig gefragt und ſie haben aufrichtig geantwortet; die Natur hat ja den Aſiaten ſo reichlich mit der Eigenſchaft, Kunſtgriffe und Schliche anzuwenden, ausgeſtattet, daß die Chancen eines Streites auf dieſem Boden ſehr ungleich vertheilt ſind. — Der zweite Grund waren die guten Beziehungen zu den Behörden.

China erſcheint uns als der verkörperte Gedanke der Centraliſation; aber es iſt kein Frankreich, wo faſt jeder Gensdarm die Idee der Reichseinheit perſonifizirt. Hier hängt Alles von perſönlichen Beziehungen und Verbindungen ab, und die Formloſigkeit derſelben erinnert ſehr an die aſiatiſchen Chanate. Da, wo die Reichsordnung auf rein familiäre, patriarchaliſche Anfänge gegründet iſt, kann es eben nicht anders ſein. Nicht nur die Statthalter und Generalgouverneure der Provinzen erſcheinen als die vollſtändigſten Satrapen, ſondern ſelbſt jeder „Sjan“ (Kreisvorſteher, Landrath) iſt allen Ernſtes eine Größe, die im Stande iſt, Einem alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Auf eine geſchriebene Klage hin ſucht er ſich ſtets ſchriftlich herauszuſchwindeln, weil er ſich ja ſein halbes Leben lang mit dem Studium der Literatur beſchäftigt hat; eine perſönliche Reviſion oder Inſpection durch einen höhern Beamten exiſtirt aber nicht. Denn wie es für den höchſten Sohn des Himmels, den Kaiſer, ſich nicht ziemt, die Mauern ſeiner Paläſte zu überſchreiten, ſo iſt es auch unpaſſend, daß Localbeamte zur Beſichtigung einer Provinz herumreiſen. Dieſe Eindrücke nahm ich aus meinen perſönlichen Beobachtungen mit; doch kann ich auch eine Menge fremder Beiſpiele anführen. Es iſt ja bekannt, daß die chineſiſche Regierung kein anderes Mittel fand, einen ungehorſamen Sohn und berüchtigten Seeräuber zu beruhigen, als indem ſie ihn zum Generaladmiral der kaiſerlichen Flotte erhob. Auch der berühmte Li-tſchung-tang befand ſich anfangs auf Seiten der Taiping-Rebellen und ging erſt ſpäter zur kaiſerlichen Partei über. Augenblicklich iſt er Generalgouverneur von Tſchili und nimmt den thätigſten Antheil an der Geſammtregierung. Die franzöſiſche Expedition kam ferner nur darum vorwärts und erreichte ihren Zweck, weil ſie dem Generalgouverneur von Yün-nan einen Vorrath von Kriegsmaterial zum Kampfe gegen die Panthays überließ. Und endlich ein ſprechender Beweis in Rußland ſelbſt: es iſt bekannt, daß der Amurbezirk durch den dortigen Statthalter abgetreten wurde, und daß der Tſung-li-yamen erſt ſpäter widerwillig die vollendete Thatſache ſanctionirte.

Was drittens zum Erfolge unſeres Zuges mitwirken konnte, das ſind die traditionellen langjährigen, friedlichen Beziehungen; der ruſſiſche Name erfreut ſich wirklicher Sympathien, während andererſeits die Erinnerung an den engliſch-franzöſiſchen Krieg im Volke noch nicht erloſchen iſt; ebenſo ſehr begreift daſſelbe das ganze Unglück, welches der Opiumhandel veranlaßt. Und nicht die letzte Rolle ſpielten ſchließlich meine Geldunterſtützungen an Arme und der Vertrag, den ich wegen Lieferung von Proviant nach Gutſchen *) mit Tſo-tſchung-tang ſchloß, mit dem Wunſche, durch eigenes Beiſpiel dem Handelsverkehre einen Weg zu bahnen.

*) Ende November 1875 iſt die erſte Getreidekarawane von 300 Kameelen von Semipalatinsk nach Gutſchen abgegangen. Allein Tſo's Abberufung wird wahrſcheinlich dieſen Handel wieder unterbrechen.

Land und Volk von Akem.

I.

W. E. Die durch den engliſchen Feldzug gegen Aſchanti im Jahre 1873 und 1874 hervorgerufene Literatur hat unſere Kenntniß der Goldküſte und ihres intereſſanten Hinterlandes nicht in dem Maße bereichert, als man ihrem Umfange nach vermuthen könnte. Es liegt dies zum Theil an der großen Eile, mit der die Mehrzahl der einſchlägigen Werke abgefaßt wurde, um nicht nach Erkaltung des durch den abenteuerlichen Zug im Heimathlande hervorgerufenen Intereſſes auf den Markt zu kommen. So giebt Capitän Henry Brackenbury in dem Vorwort zu ſeinem „Aſhanti War“ (London 1874) ſelbſt an, daß er ſein 800 Seiten ſtarkes Buch unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges in ſechs Wochen geſchrieben habe. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß nur der militäriſch allerdings vorzugsweiſe intereſſante

Zug Sir Garnet Wolseley's eingehend beſchrieben wird. Die Diverſionen der Capitäne Dalrymple, Butler und Glover, die auf geographiſch weit weniger bekanntem Gebiet weſtlich und öſtlich von dem ſeit Edward Bowdich's Geſandtſchaftsreiſe nach Kumaſſi im Jahre 1817 genugſam bekannten Wege Wolſeley's ſtattfanden, werden daneben ziemlich ſtiefmütterlich behandelt. Auch die Mittheilungen, die Capitän John Glover ſelbſt in der Sitzung der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft vom 11. Mai 1874 über ſeine Expedition vom Volta nach Kumaſſi machte, ſind mehr geeignet, unſere Neugier zu erregen als ſie zu befriedigen *).

Ein ausführlicher Bericht über die angeblich ſeit langer Zeit, thatſächlich wohl erſt ſeit dem Friedensſchluß von 1874, zum britiſchen Protectorat gehörige Landſchaft Akem iſt daher keineswegs überflüſſig, zumal da auch Seitens der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft, die ſeit 1855 in Akem Fuß gefaßt hat, wenig Zuſammenhängendes über dieſes Wirkungsfeld berichtet worden iſt. Und doch beſuchte ſchon 1839 der Miſſionär Rüs von der zu Akropong im Gebiet der Aknapem begründeten Station aus die Hauptſtadt von Akem, Kjedi, ohne aber den Verſuch zu einer Niederlaſſung zu machen **). Später aber iſt es gelungen, drei Stationen in Akem zu begründen: Aſiakwa, Kukurantumi und Kjedi, und Capitän Glover, dem 1873 die ſchwere Aufgabe zufiel, die Einwohner des öſtlichen Akem zu organiſiren und gegen die Aſchanti zu führen, rühmt in dem oben erwähnten Vortrage den in jeder Beziehung günſtigen Einfluß, den die Miſſion auf ihre Zöglinge geübt.

Was vollends die älteren Berichterſtatter über die Goldküſte, namentlich der däniſche Kaufmann L. F. Römer in ſeinen Nachrichten von der Küſte Guinea (Kopenhagen 1769), von Akem zu ſagen wiſſen, beruht lediglich auf Hörenſagen und beſchränkt ſich weſentlich auf Hervorhebung des ungewöhnlichen Goldreichthums gerade dieſes Gebiets.

Akem, das etwa zwiſchen 6° und 6° 30′ nördl. Br. und zwiſchen 20′ und 1° weſtl. L. v. Gr. liegt, wird vom Volta durch das kleine Gebiet der Krobo, von der Küſte durch das Akuapem- und Fantiland getrennt; im Weſten grenzt es an Aſen, im Norden endlich bildet der Prah die Grenze gegen das Aſchantireich. Dieſer letztern bedrohlichen Nachbarſchaft der Aſchanti verdanken wir indirect den neuen Bericht, deſſen Mittheilung Zweck dieſer Zeilen iſt.

Schon während der Friedensverhandlungen im März 1874 beſchwerte ſich der Aſchantikönig, Koſi Karakari, daß die Könige von Akem bemüht ſeien, ihm ſeine Unterthanen, namentlich den Fürſten von Dwaben ***), abſpenſtig zu machen, und bald darauf hören wir von dem Abfall dieſes mächtigſten Vaſallen des Aſchantireichs, deſſen ſtattliche Hauptſtadt nur 3 Meilen öſtlich von Kumaſſi liegt. Doch ſcheinen die Aſchanti trotz der ihnen von den Engländern zugefügten ſchweren Verluſte dieſen Empörern gewachſen geweſen zu ſein, da gegen Ende 1875 die hartbedrängten Dwaben den Prah überſchritten, um auf britiſchem Gebiet, in Akem, Schutz zu ſuchen.

Um Verletzungen der Grenze durch die ſiegreichen Aſchanti zu verhindern, entſandte der Gouverneur der Goldküſte eine Truppenabtheilung nach Akem, deren Befehlshaber, Capitän J. S. Hay, in der Sitzung der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft vom 26. Juni dieſes Jahres über die während ſeines Aufenthaltes in Akem gemachten Wahrnehmungen berichtet hat. Dieſe Schilderung iſt es, die wir unſeren Leſern nach dem im Sitzungsbericht gegebenen Auszuge mittheilen wollen. Zur Orientirung über Akem bieten ſelbſt die beſten Karten der Goldküſte kaum mehr als das oben über Lage und Begrenzung Angeführte. Eine Ausnahme macht nur das wahrſcheinlich auf Berichten der Baſeler Miſſionäre beruhende Kärtchen in dem intereſſanten Werke der Miſſionäre Ramſeyer und Kühne: „Vier Jahre in Aſante. Baſel 1875“, das, beiläufig geſagt, über die Zuſtände des Aſchantireichs während des letzten Krieges den reichſten Aufſchluß gewährt, da die Verfaſſer während ihres unfreiwilligen Aufenthalts in Kumaſſi nur zu gute Gelegenheit hatten, dieſe barbariſchen Verhältniſſe kennen zu lernen.

Laſſen wir nun Capitän Hay ſelbſt das Wort nehmen.

Ich verließ — ſagt er — Accra am 17. November und erreichte Kjebi, die Hauptſtadt von Akem, am 21. nach einem fünftägigen beſchwerlichen Marſch von 150 Meilen *), meiſt durch Schlamm und Waſſer. In den drei Monaten, während deren mein Hauptquartier in Kjedi war, hatte ich ausgiebige Gelegenheit, mich mit dem intereſſanten, bisher ſo gut wie unbekannten Diſtrict Akem vertraut zu machen. Was ich während meines Aufenthalts zu beobachten im Stande war, will ich hier in der Kürze zuſammenſtellen.

Der Diſtrict Akem in Weſtafrika liegt zwiſchen 6° und 7° nördl. Br. Er wird in ſeiner ganzen Ausdehnung von dicht mit Urwald beſtandenen Bergketten eingenommen, mit Ausnahme eines kleinen Gebiets im Südoſten und eines noch kleinern im Weſten. Die Städte und Dörfer liegen meiſt auf oder dicht an den Gipfeln der Hügel. Die größere Ebene im Südoſten enthält nur zwei kleine Städte, Oſaneaſe und Aſämang, und iſt im Uebrigen bis auf einige zerſtreute Jägerhütten gänzlich unbewohnt. Die Beſchreibung einer dieſer Städte genügt für alle, da Unterſchiede zwiſchen den einzelnen kaum zu entdecken ſind. Führt der Weg durch den pfadloſen Wald, ſo verkündet keine Vorſtadt oder irgend ein anderes Anzeichen dem Wanderer die Nähe menſchlicher Wohnplätze, da Urwaldbäume ſie verdecken, bis man ſie völlig erreicht hat **). Meiſt beſtehen ſie aus einer einzigen langen Straße, in der die Häuſer getrennt ſtehen. Dieſe beſtehen aus einem Bambusgerüſt mit einem Dach aus Palmen- und Piſangblättern. Die mit Lehm bedeckten Seitenwände haben ſelten Fenſter aber Oeffnungen. Der Eingang geſchieht durch eine Seitenthür, die in den zugleich als Küche benutzten Hofraum führt. An ſeinen drei Seiten ſind die ſehr kleinen und niedrigen Innenräume vertheilt. Im Mittelpunkt der Stadt befindet ſich gewöhnlich ein Fetiſchbaum, der als Wohnort der Localgottheiten gilt. Unter zwei anderen Bäumen ſind Bänke oder hölzerne Klötze aufgeſtellt, welche die Könige und Häuptlinge zu ihren Palavern und Empfangsfeierlichkeiten benutzen.

Das ganze Gebiet iſt gut bewäſſert; die bedeutendſten Flüſſe ſind der Berem, der Denſu, der Bompong und der Pompong ***). Die Betten dieſer Flüſſe ſind niemals trocken,

*) Vergl. Proceedings of the R. Geogr. Society. Vol. 18, p. 286.

**) Vergl. Evangeliſches Miſſions-Magazin. Neue Folge. Jahrgang 18, S. 308 ff. Baſel 1874.

***) Faſt wie Dſchwaben geſprochen. Ramſeyer und Kühne, Vier Jahre in Aſante, S. 54. Die Engländer ſchreiben Juabin, Jaudin.

*) Dieſe Zahl kann nicht richtig ſein, da die directe Entfernung nicht über zwölf deutſche Meilen beträgt.

**) In Uebereinſtimmung hiermit erzählt Capitän Glover, daß er auf ſeinem Marſche vom Volta nach Kumaſſi, der ihn mitten durch Akem führte, ſeit dem Eintritt in die Waldregion bei Odumaſſie, mit Ausnahme der Lichtungen in der Umgegend der Aſchantihauptſtadt keinen Ort fand, von dem aus er 100 Yards in irgend einer Richtung hätte ſehen können. (Proceedings of the R. Geogr. Society. Vol. 18, p. 288. 289.)

***) Nach der oben erwähnten Karte bei Ramſeyer und Kühne fließt der Berem, an dem unter Anderm die Hauptſtadt Djebi liegt, in den Prah. Ein Bompong vereinigt ſich mit dem Denſu, der ſich weſtlich von Akra ins Meer ergießt. Ein anderer Bampong fließt in den Volta. Die feine Nüance zwiſchen B und P ſcheint den deutſchen Ohren entgangen zu ſein.

da ſie beſtändigen Zufluß von den Bergketten erhalten, auch häufig durch Regen anſchwellen. Infolge von zahlreichen Waſſerfällen und Unties wären ſie nur für leichte Canoes ſchiffbar. Die Eingeborenen wenden auch dieſe nicht an, da ſie keinen Verkehr haben und zu träge ſind, ihn ins Leben zu rufen.

Nach dieſer Schilderung der charakteriſtiſchen Züge in der natürlichen Geſtaltung des Landes komme ich zum zweiten Theil meines Gegenſtandes, der Bodenbeſchaffenheit, dem Baumwuchs, den Producten des Mineral- und Pflanzenreichs, den Eigenthümlichkeiten des Klimas.

Das ganze Gebiet von Akem iſt in hohem Grade goldführend. Die Eingeborenen ſind aber zu unwiſſend und zu träge zu einer regelmäßigen Ausbeutung. Sie begnügen ſich damit, runde 16 bis 20 Fuß tiefe Löcher zu graben, und erhalten das Gold in kleinen Stücken und in Form von Staub *). Letzteru finden ſie auch in den Flüſſen, wo ich ſie ſelbſt ihn habe waſchen ſehen. Das Land iſt in manchen Theilen ſo von dieſen Goldlöchern durchſetzt, daß es ſchwierig, manchmal gefährlich wird, es zu durchwandern **).

Der Boden iſt ein zäher, rother Thon, in dem vielfach rother Sandſtein und Quarzſchichten auftreten.

Das Land iſt reich an Bäumen, welche gewaltige Höhe und Stärke erreichen. Ich habe ſelbſt Stämme von über 200 Fuß Höhe geſehen. So lange der Wald in ſeinem Urzuſtande belaſſen wird, iſt jeder Anbau unmöglich. Und doch wäre der reiche Boden bei nur geringem Aufwand von Thätigkeit und Intelligenz im Stande, Baumwolle, Reis, Ingwer und Kaffee, um Anderes unerwähnt zu laſſen, in beliebiger Quantität hervorzubringen. Trotz der Faulheit der Eingeborenen gedeiht die Oelpalme ***) üppig, und zöge man ſie in Plantagen, ſo würde ſich das Oel als lohnender Artikel für den Handel mit der Küſte erweiſen. Tabock wächſt wild in üppiger Fülle, uncultivirt und ungenützt, da die Eingeborenen für ihren eigenen Bedarf zubereitete amerikaniſche Blätter an der Küſte kaufen. In der Nähe von Begoro, der nördlichſten Stadt des Diſtricts, giebt es zahlloſe Gummi- und Federharzbäume †). Beide würden ſich als reiche Quelle des Wohlſtandes erweiſen, wenn die Eingeborenen genug Menſchenverſtand und Fleiß beſäßen, um die Schätze nutzbar zu machen, welche die Natur mit ſo verſchwenderiſcher Hand über ſie ausſtreut.

Das Klima von Akem iſt das ganze Jahr hindurch feucht. Während der drei Monate meines Aufenthalts (vom November bis zum Januar), in der ſogenannten trockenen Jahreszeit, verging kein Tag ohne Regen, der gewöhnlich am Nachmittag begann und von heftigem Donner und Blitz begleitet war.

Ich komme nun zum dritten und letzten Theil meines Gegenſtandes, der perſönlichen Erſcheinung, den Gebräuchen und der Religion der Eingeborenen.

Die Männer ſind gewöhnlich von mittlerer Größe, die Frauen wohlgebildet, aber klein. Ihre Farbe iſt heller als die der Küſtenſtämme, der Negertypus iſt weniger ausgebildet. Die Männer ſind, obgleich ſchwächlich gebaut, großen Anſtrengungen gewachſen, wenn dieſe unvermeidlich ſind. Doch ſind ſie von ſo unverbeſſerlicher Trägheit, und, wenn ſie irgend Rum in genügender Quantität erlangen können, dem Trunke ſo ergeben, daß ſie meiſt alle Arbeit den Frauen überlaſſen. Dieſe haben die Nahrung herbeizuſchaffen, ſammeln Zweige zur Feuerung und waſchen das Gold aus den Flüſſen *). Bei den Männern habe ich häufig eine außerordentliche Vergrößerung der Backenknochen unter den Augen wahrgenommen. Sie nehmen die Geſtalt von Hörnern zu beiden Seiten der Naſe an und werden ſo lang, daß mir Fälle vorgekommen ſind, in denen der Mann ſtark ſchielen mußte, um überhaupt noch zu ſehen. Das Wachſen der Backenknochen beginnt in der Kindheit. Die Haut zerreißt nicht, ſondern erſcheint über dem Horn ausgeſpannt wie ein Handſchuh. Dieſe Erſcheinung iſt, wie ich glaube, dem Stamm eigenthümlich, da ich ſie nirgends ſonſt wahrgenommen habe.

Nahrung. Sie haben eine beſondere Vorliebe für Palmöl, können es aber ſelten bekommen, da ſie zum Anbau zu faul ſind. Sie genießen es als Suppe, mit Schnecken oder Affenfleiſch. Ihr gewöhnliches Gericht führt den Namen „Fou-Fou“ und beſteht aus gekochtem, unreifem Piſang, der in einem ausgehöhlten Baumwollbaumſtamm **) mit einem Zuſatz von etwas kaltem Waſſer zu Brei geſtampft wird ***). Hiervon verzehren ſie ungeheure Quantitäten,

*) Dieſe primitive Art der Goldgewinnung in Akem beſchreibt ſchon Römer; Nachrichten S. 152 ff. Vergl. auch den Bericht von Andreas Riis aus dem Jahre 1839 im Evangeliſchen Miſſions-Magazin. Neue Folge 18, S. 308: „Sobald der Boden nach dem trockenen Harmattan durch einige Regengüſſe erweicht iſt und die Flüſſe reichlich Waſſer enthalten, findet dieſes Goldgraben ſtatt, alſo im Mai oder April. Zu dem Graben werden ſo elende Werkzeuge gebraucht, als ſie die Neger haben oder ſelber machen können; das Eiſen dazu kaufen ſie von den Weißen an der Küſte. Mit dieſen Inſtrumenten machen ſie ein Loch, gewöhnlich zirkelförmig 1½ bis 2 Fuß im Durchmeſſer, werfen den erſten Boden und den nachfolgenden ſo lange weg, bis die goldhaltige Erde anfängt. Von dieſer ſammelt man einen handlichen Haufen in eine große, runde Holzſchüſſel, geht damit an den nahen Bach und wäſcht ihn weg bis das Gold allein zurückbleibt. Zu dieſer Arbeit braucht ein jeder Hausvater nicht nur ſeine ganze Familie, ſondern kauft auch dazu ſo viel Sklaven, als ſein Geld erlaubt; ſie bezahlen ſolche gewöhnlich mit 30 Thalern, zuweilen theurer. Außer den genannten Gruben machen ſie auch viereckige von 6 bis 8 Fuß in Breite und Länge, mit denen ſie dann auf ähnliche Weiſe verfahren. Ueberhaupt graben ſie ſo tief als es das Hereintreten des Waſſers erlaubt, das an den meiſten Orten ziemlich bald in die Grube tritt. Die goldhaltige Erde hat eine gelbe Farbe und iſt mit einer Anzahl weißer Steine vermiſcht. Das Gold, das hier gefunden wird, iſt außerordentlich fein und daher den Kaufleuten beſonders lieb.“

**) Dieſe Gefahr ſchildert in draſtiſcher Weiſe Capitän Glover, ſ. Proceedings 18, p. 280.

***) Dieſe (Elais Guineensis) iſt hier wohl unzweifelhaft mit dem unbeſtimmten „palm-tree“ des Originals gemeint.

†) Gum tree and india-rubber ſind etwas unbeſtimmte Bezeichnungen. Ob letzteres hier Ficus elastica oder eine Siphonia bezeichnen ſoll, iſt nicht auszumachen.

*) Zum Vergleich mag das Urtheil hier Platz finden, welches Riis (a. a. O. S. 308) über die Bewohner von Akem fällt: „Die Nation iſt ein munteres und lüſtiges Volk, lügenhaft und betrügeriſch, im Glück ſtolz und übermüthig, in Gefahr furchtſam und verzagt, zum Theil dem Spiel und dem Branntweintrinken ergeben; es ſind Leute von guter Geſichtsbildung, mittlerer Größe und ziemlich ſchwarz. Ihr Erwerb iſt Bearbeitung des Bodens, Jagd, Handel und Goldgraben. Welcher von dieſen Erwerbszweigen am meiſten einbringt, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen; der eine ſcheint den Leuten zu ihrem Durchkommen ſo nöthig als der andere, doch dürfte das Goldgraben noch am ergiebigſten ſein, ſo läſſig und ſo kurz es auch, nur einmal des Jahres, betrieben wird.“ Ueber die ſchimpfliche Feigheit der Bewohner von Weſt- und Oſt-Akem klagen übereinſtimmend die Capitäne Butler und Glover; Beiden gelang es nur nach endloſen Verhandlungen einen Theil der ſtreitbaren Männer über den Prah des Aſchanti entgegenzuführen. Dem erſteren liefen aber alle ſeine Leute am Schlachttage von Amoafu im entſcheidenden Augenblick davon, ohne einen Feind geſehen zu haben, und Capitän Glover hält unter 700 Akims nur 100 für muthige Leute. (Brackenbury, Aſhanti War II, S. 254 u. 258.)

**) „Cotton-tree“, wahrſcheinlich Eriodendron.

***) Faſt mit denſelben Worten beſchreibt der däniſche Arzt Paul Erdmann Iſert (Reiſe nach Guinea. Kopenhagen 1788, S. 289) die Zubereitung dieſes nach ihm „Foi Foi“ genannten Gerichts, ſowie der Suppe aus in Palmöl gekochtem Fliſch bei den Bewohnern von Akuapem. Er fügt hinzu: „Ich muß geſtehen, daß mir dieſes Eſſen der Negee vorzüglich wohlgefallen hat. Es machte allein meine Nahrung aus, ſo lange ich mich in Akuapem aufhielt.“

wonach sie häufig 24 Stunden fasten. Bisweilen rösten sie Pisang über einem Holzfeuer.

Die Ehegebräuche sind sonderbar und interessant. Polygamie herrscht unstreitig und der Reichthum eines Mannes bemißt sich nach der Zahl seiner Weiber. Der Bewerber erhält keine Aussteuer von der Familie der Braut, sondern zahlt vielmehr dem Vater eine Summe von 5 bis 10 Pfund in Goldstaub, Zugaben an Zeug und Rum ungerechnet. Von diesem Herkommen ist nur der regierende Häuptling des Gebiets ausgenommen, der bos Recht hat, die Tochter jedes Mannes ohne die sonst übliche Bezahlung zu verlangen. Der jetzige König des östlichen Akem hat ungefähr 30 Frauen, von denen aber einige hochbetagt sind, da es Sitte ist, daß der König, der den „Stuhl" besteigt, die Hauptfrauen seines Vorgängers beibehält. Der jetzige König, der in Uebereinstimmung mit der Erbfolgeordnung seinem Oheim gefolgt ist *), hat eine Anzahl von Frauen seines Vorgängers im Harem.

Eine Tochter aus der königlichen Familie kann bei allen Stämmen sich jedem Manne antragen, und dieser darf sie nicht zurückweisen, meist bei Todesstrafe. Wählt eine Prinzessin, wie dies bisweilen vorkommt, einen Bauer, so wird dieser sofort Häuptling. Er behält wie alle übrigen das Recht, sich andere Frauen zu nehmen. Wenn aber die Prinzessin gegen eine derselben eine Abneigung faßt, so befiehlt sie dem Mann einfach, die Mißliebige fortzuschicken. Bei Todesstrafe hat er zu gehorchen. Sie haben auch das Barrecht, eine Scheidung von ihren Männern bewirken zu können, ohne vor einem Tribunal zu erscheinen. Etwas weißer Thon, dem Manne überreicht, gilt als Zeichen der Entlassung. Das gemeine Volk dagegen muß vor den Häuptlingen erscheinen, die den Fall entscheiden. Bewilligen sie der Frau die Scheidung, so behält die Familie den Kaufpreis und die Häuptlinge schenken der Frau ein Stück weißen Thon, mit dem sie die Bäume der Hauptstraße bezeichnet als Zeichen, daß sie nicht mehr Ehefrau ist. Wird die Scheidung dem Manne bewilligt, so muß die Familie der Frau die erhaltene Summe zurückgeben.

Mit Ausnahme der Wenigen, die auf der Jagd beschäftigt sind und eine Woche oder länger in der geringen Aussicht auf Beute in den Wäldern zubringen *), hat die große Masse der männlichen Bevölkerung keinerlei regelmäßige Beschäftigung. Sie vertändeln und verschlafen die Zeit in den Städten und Dörfern, während die Frauen an der Arbeit sind. Bei Eintritt der Dunkelheit, der während des ganzen Jahres ungefähr zur selben Zeit erfolgt, ziehen sie sich in die Häuser zurück. Sie fürchten sich gewaltig, bei Nacht auszugehen. Und bei den Gängen, die der König mit seinen Offizieren macht, um überall nach dem Rechten zu sehen, trifft jeden, den er draußen findet, die Prügelstrafe, da angenommen wird, daß kein gutes Vorhaben ihn bei Nacht hinausgeführt haben kann, wo die bösen Geister unterwegs sind.

*) Vergl. über das Nessenerbrecht: Bastian, Die deutsche Expedition an der Loangoküste I, S. 165.

*) Die Armuth an Thieren in diesen Gegenden erwähnt Glover, Proceedings 18, S. 289 u. 296.

Aus allen Erdtheilen.

Geographisches Material in den sibirischen Archiven.

R. K. Im neuesten Hefte der „Nachrichten der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft" (XII, 1876, Heft 2, S. 222 ff.) veröffentlicht M. Wenjukow einen ihm von dem bekannten Reisenden G. N. Potanin überschickten Auszug aus dem Actenfascikel Nr. 1153 der Hauptverwaltung von Westsibirien, welches den Titel „Ueber den Grenzhandel in den Jahren 1824 bis 1828" führt. Wenjukow schickt voran, daß die russischen Grenzbehörden im orenburgischen Kreise und in Westsibirien von jeher die Gewohnheit hatten, theils zu Regierungs- und Handelszwecken, theils aus persönlichem Interesse Nachrichten über die angrenzenden Theile Centralasiens zu sammeln, welche großentheils in die Archive kamen. So hat A. v. Humboldt eine ganze Anzahl handschriftlicher Marschrouten von den semipalatinskischen Beamten Klostermann und Korlenko erhalten. So hat der frühere Grenzvorsteher Gens in Orenburg eine treffliche Sammlung von Manuscripten zusammengestellt, in denen er alle geographischen und ökonomischen Nachrichten aufzeichnete, die er mit großem Fleiße den nach Orenburg gelangten innerasiatischen Kaufleuten resp. den russischen, welche Centralasien besuchten, abgefragt hatte. Eine ähnliche Sammlung befindet sich jetzt im Besitze von L. N. Sobolew, der lange in Turkestan gedient hat und jetzt in Orenburg lebt. Vereinzelte derartige Aufzeichnungen finden sich fast in jedem Archive an der Grenze, und einige davon sind schon durch Nebolsin, Golubew, Helmersen und Grigoriew veröffentlicht worden.

Jener Auszug giebt nun eine Aufzählung von den 49 Stationen der Straße von Aksu in Ostturkestan über Yarkand nach Ladak, giebt die Entfernungen (in Werst) zwischen den einzelnen Orten an, beschreibt mit kurzen Worten die zu durchwandernde Gegend und namentlich, wie es auf jeder Station mit Wasser, Brennmaterial, Weide und dergleichen beschaffen ist. Die von Wenjukow hinzugefügten Erklärungen und Anmerkungen geben hauptsächlich an, wie die einzelnen Orte, in Distanz und Orthographie nur wenig abweichend, sich fast alle auf Walker's neuester Karte jener Gegenden wiederfinden und welche vortreffliche Bestätigung die vor etwa 50 Jahren schon in Omsk vorhandenen Nachrichten durch die englischen Reisenden des letzten Jahrzehntes (Hayward, Shaw, Henderson, Forsyth, Bellew) erhalten haben. Zu bedauern ist nur, daß jene werthvolle Route nicht früher zur Veröffentlichung gekommen ist und den Engländern zur Orientirung dienen konnte. Wenjukow's Wunsch, daß den verschiedenen sibirischen Archiven mit ihren kostbaren geographischen Materialien vorzüglich aus dem 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts von nun an eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werde, ist darum gewiß berechtigt. Jene sammelnden Beamten betrachteten ihre Errungenschaften als „Staatsgeheimnisse" und stellten ihr Licht unter den Scheffel, wodurch Rußland einer-, die Wissenschaft andererseits zweifellos viel verloren hat.

Und wie noch unlängst mit solch werthvollen Dingen in Sibirien umgesprungen wurde, davon erzählt Wenjukow aus der Zeit seines Aufenthalts in Sibirien einige schlagende Beispiele. „So wurde bei einer Untersuchung des Omsker Stabsarchivs im Jahre 1859 befohlen, Originalroutenaufnahmen Nasarow's, Teljatnikow's und Anderer, eine große Manuscriptkarte des Narymschen Kreises von Nisantew und viele andere alte und darum „unnütze" Zeichnungen hinauszuwerfen. Einige davon übergab ich der Geographischen Ge-

fellschaft; wa aber die anderen geblieben sind, weiß ich nicht. Unter den ausgemusterten Manuscripten fand ich ein ganzes Heft mit den Texten nicht nur der russisch-chinesischen Grenzverträge, sondern auch mit nie gedruckten „Instrumenten“ (d. i. Grenzbeschreibungen) von Kolytschew, Glasunow u. s. w. Ein nicht sehr altes Manuscript über den Kiachtaer Stadtbezirk sandte ich der Geographischen Gesellschaft zu, welche dasselbe als „merkwürdig“ anerkannte; aber wo es jetzt ist weiß ich nicht.“

* * *

— Ende Juli veröffentlichte, wie die A. A. Z. berichtet, nach langem Warten das „Diritto“ amtliche Nachrichten über die auch von uns früher erwähnte italienische Expedition nach Innerafrika, die aber ziemlich trüber Natur sind. Danach waren die Reisenden, wie früher in Aden, wo sie einen Monat auf die Geleitbriefe des Vicekönigs von Aegypten warten mußten, so jetzt in Zeila bis zum 16. Juni aufgehalten worden, und zwar nur Dank den Schwierigkeiten, die ihnen der Gouverneur des Districts in den Weg gelegt, der sich ihnen trotz der vicekönigl ichen Empfehlungsbriefe sehr feindlich bezeigte. Nun stellt es sich heraus, daß der Ferman des Chedive an seinen Statthalter keineswegs sehr empfehlend war und wohl den üblen Empfang in Zeila erklären konnte. Die Reisenden konnten nur mit Zurücklassung der für den Fürsten von Schoa bestimmten Geschenke Victor Emanuel's bei sehr vorgeschrittener Jahreszeit und nachdem die Gelegenheit, sich einer Karawane anzuschließen, vorübergegangen war, aus dem unwirthlichen Lager von Zeila wegkommen. Auf diese Nachricht hin und besonders als Marchese Antinori, der Führer der Expedition, sich direct bei der Italienischen Geographischen Gesellschaft beschwerte, hat der Minister des Aeußern den italienischen Generalconsul in Alexandrien telegraphisch angewiesen, vom Chedive, gegen welchen man in Rom sehr aufgebracht zu sein scheint, energische Maßregeln für die Sicherheit seiner Landsleute und das Fortkommen des Unternehmens zu verlangen. Nach den neuesten Nachrichten hat die Expedition auf dem Wege nach Schoa jetzt Amba Eissa erreicht, wa sie gut empfangen wurde und Führer und Escorte erhielt. Die Italienische Geographische Gesellschaft beabsichtigt, einen Vertreter nach Zeila zu senden, um mit ihren Reisenden in besserer Verbindung zu bleiben.

— Die Samoa-Affaire, über deren Anfänge wir früher berichteten, hat ihren ersten Abschluß gefunden. Als der nordamerikanische Oberst Steinberger, welcher von den Häuptlingen zum lebenslänglichen Präsidenten und Premierminister gewählt worden war, sich weigerte, des Königs Schwester zu heirathen, wurde dieser seiner überdrüssig. Er erklärte ihn für einen Betrüger und überantwortete ihn dem Capitän Stevens vom britischen Kriegsschiffe „Barracouta“, welches gerade im Hafen vor Anker lag. Dieser war unbedachtsam genug, ihn arretiren zu lassen und an Bord als Gefangenen festzuhalten. Die Häuptlinge, sämmtlich des Obersten Freunde, verjagten nun den König Malietoa, worauf Capitän Stevens auf Wiedereinsetzung desselben bestand. Eine berathende Versammlung wurde am 13. März in dieser Angelegenheit abgehalten, zu welcher Stevens Zutritt verlangte. Er erschien in der Begleitung von funfzig bewaffneten Marinesoldaten und befahl, die ebenfalls bewaffneten einheimischen Truppen, welche das Sitzungshaus umgeben hatten, zu entwaffnen. Diese aber gaben Feuer und tödteten vier Matrosen, während andere zwölf verwundet wurden. Stevens zog sich zurück und ließ dann in der nächsten Nacht Apia besetzen und das britische Consulat verschanzen. In dieser Stellung verharrte er bis zum 27. März, nachdem er den Häuptlingen seine Bedingungen gestellt hatte. Stevens verließ nun die Samoa-(Schiffer-)Inseln, um sich nach Auckland auf Neuseeland zu begeben, wahin er den gefangenen Steinberger transportiren wollte. Auch den Zwölfpfünder und alle anderen Waffen, welche sich auf der dem Obersten gehörigen Jacht befunden hatten, nahm er mit sich, um sie dem nordamerikanischen Consul in Auckland zu überweisen, während er die beiden Kanonen, die der Expräsident in Apia aufgepflanzt hatte, vernageln ließ. Schon in Levuka (Fidschi-Inseln), wo die „Barracouta“ einlief, unterrichtete der dortige Gouverneur, Sir Arthur Gordon, den Capitän Stevens, daß er gegen das internationale Recht gehandelt und nicht befugt gewesen sei, den Nordamerikaner gefangen zu nehmen. Er zog daher vor, dem Steinberger sofort in Levuka die Freiheit zu geben und ließ ihn, als er sich weigerte, das Schiff zu verlassen, mit Gewalt ans Land bringen. In Auckland angelangt, erhielt Stevens von dem Commodore Haskins, welcher das Obercommando über die in Sydney stationirte Flottille der Südsee führt, nicht nur einen gehörigen Verweis, sondern es wurde ihm auch anbefohlen, mit seinem Schiffe nach England zurückzukehren, um sich dort vor der Admiralität zu verantworten.

Hoskins begab sich bald darauf auf der „Pearl“ nach den Samoa-Inseln, weigerte sich aber dem Obersten Steinberger, welcher mit dem nächsten Postdampfer ebenfalls in Auckland eingetroffen war, eine Rückfahrt auf der „Pearl“ zu gestatten.

Diese Angelegenheit kann leicht zu internationalen Verlegenheiten führen, da Steinberger, der ein ganz specieller Freund des Präsidenten Grant ist, willens ist, sein Recht bis aufs Aeußerste zu verfolgen. H. G.

— Am 16. März dieses Jahres traf mit dem Schiffe „Durham“ eine große Sendung von Lachseiern auf gemeinschaftliche Kosten des Sir Samuel Wilson in Excildoun (Colonie Victoria) und der Provinzialregierung von Otago (Neuseeland) in Melbourne ein. Sir S. Wilson beabsichtigte, mit seinem Antheile die Flüsse in Victoria zu besetzen. Dieser Versuch ist nun vollständig fehlgeschlagen. Obgleich die Sendung, unter Beobachtung der größten Vorsicht, in einem im Zwischendecke des Schiffes angelegten Eishause expedirt wurde, so zeigte sich doch schon bei der Ankunft die Mehrzahl der Eier verdorben und die unter sachkundiger Behandlung aus dem Reste gewonnenen jungen Lachse gingen sämmtlich bald nach dem Ausschlüpfen zu Grunde. Man giebt jedoch die Hoffnung nicht auf, bei einem neuen Versuche zum Ziele zu gelangen. Die Nachrichten über die nach Neuseeland gelangte Sendung lauten günstiger. Die Besetzung verschiedener Flüsse mit Forellen ist daselbst so vollständig gelungen, daß dieselben schon regelmäßig gefischt werden.

— In Russisch-Chokand sind reiche Petroleumquellen gefunden worden.

Inhalt: Peking und Nordchina. II. (Mit vier Abbildungen.) — S. M'Farlane's neueste Fahrt nach Neuguinea im März und April 1876. II. (Mit einer Karte.) (Schluß.) — J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875. I. — Land und Volk von Akem. I. — Aus allen Erdtheilen: Geographisches Material in den sibirischen Archiven. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 22. August 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

III.

Am Koi der englischen Concession fand Chouzé die beiden Barken, welche ihn den Pei-ho bis Tung-tschau (20 Kilometer genau östlich von Peking) hinaufführen sollten. Alles ist dort schon bereit: Bett und Koffer stehen in dem vordersten Fahrzeuge; Bedienung und Küche haben sich es ja dem zweiten bequem gemacht. Nur die Bootsleute fehlen noch, und es nutzt nichts, zu fragen, wo sie sind; denn der Schiffsherr giebt unfehlbar zur Antwort: „moë-mien-tsiu-liao" (sie sind gegangen, Mehl zu kaufen). Denn an den Proviant denken sie stets erst im letzten Augenblicke, wenn sie auch das Sprichwort: „Man muß mit dem Ausbessern des Daches nicht bis zum Regen warten" immer im Munde führen.

Mit der Fluth fährt man rasch den Pei-ho aufwärts bis zur östlichen Brücke; dort aber muß man, wenn einem nicht gewichtige Empfehlungen zur Seite stehen, alle möglichen Leiden und Mühen ausstehen, ehe die Schiffbrücke sich öffnet. Allerdings wird dadurch auch der Verkehr der Fußgänger auf mehr als eine Stunde gänzlich abgeschnitten. Natürlich benutzen die Schiffer, die schon seit dem frühen Morgen vergebens auf Oeffnung der Durchfahrt gewartet haben, die günstige Gelegenheit, und ein Schiff an das andere gedrängt folgen sie den Booten des bevorzugten Fremden und stoßen singend mit den langen Ruderstangen ihre Fahrzeuge hindurch, während von oben her die Brückenwächter schreien und fluchen.

Nördlich liegen dann die Trümmer der 1870 niedergebrannten katholischen Kirche und des Consulats; von ersterer stehen die Mauern trotz aller Sprünge noch aufrecht und auf ihnen thront noch das Kreuz, was dem abergläubischen Sinne der Chinesen nicht entgangen ist. Die Reste des Consulats, eines ehemaligen kaiserlichen Absteigequartiers, wurden hinweggeräumt, und dort die Opfer der Volkswuth, welche am 21. Juni 1870 gefallen, bestattet. Dieser Punkt liegt dort, wo der Kaisercanal oder richtiger der Wei-Fluß, welcher auf eine weite Strecke den Canal ersetzt, in den Pei-ho mündet. Derselbe ward zu Ende des 13. Jahrhunderts angelegt, um auf ihm der Hauptstadt aus den südlichen Provinzen Reis zuzuführen. Noch vor zwanzig Jahren erfüllte er diesen Zweck; seitdem versandete er in seinem mittlern Laufe dadurch, daß der ihn speisende Hwang-ha sein Flußbett so gewaltig veränderte; er wurde ebenso von der Regierung vernachlässigt und ist seitdem durch den neu entstandenen Dampferverkehr überflüssig gemacht worden.

Endlich erreicht das Boot den katholischen Kirchhof und läßt Kaku, die letzte, stark befestigte Vorstadt von Tien-tsin, hinter sich. Dorthin flüchtet sich die Hefe der Bevölkerung, und dort treffen sich die Kun-sin-tze (d. i. matte Sterne), so oft sie irgend einen bösen Streich beabsichtigen. Es ist das eine ausgedehnte Verbrüderung, eine Art Komorra oder Mafia, zu welcher Bootsleute, Ausloder, Packträger und namentlich die Gerichtsdiener gehören. Gruppenweise in den einzelnen Stadtvierteln vertheilt, üben sie dort eine wahre Tyrannis aus. Chouzé hat es selbst erlebt, daß sich einer ihrer Vorsteher bei einem ihm befreundeten Kaufmanne beschwerte, daß derselbe beim Ausladen eines Schiffes Leute aus einem

andern nicht dazu berechtigten Quartiere verwendet habe, Entschädigung verlangte und andern Falles mit Rache, ja mit dem Niederbrennen seiner Speicher drohte. Und alles dies sagte er in einem Tone, daß man sah, wie er an keine Gegenrede gewöhnt war. Hätte man ihn angezeigt, so wäre doch keine Gefängnißzelle für ihn da gewesen; die Behörden würden sich damit begnügt haben, daß er sein Haar lang in die Stirn hätte wachsen lassen, damit er sich am Gerichtstage nicht von den wirklichen Untersuchungsgefangenen, denen diese Haartracht vorgeschrieben ist, unterschiede. Oefters begegnen sa die höheren Beamten ihren Gefangenen auf der Straße, wagen aber nichts zu sagen. Die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Verbindungen führen selbst zu Kämpfen, die aber meist ziemlich unblutig enden.

Noch weit oberhalb Tien-tsin spürt man die Fluth; dann aber wird der Fluß seicht und die Schifffahrt ebenso schwierig wie langweilig. Auch an Bord ist wenig Unterhaltung; eine alte Megäre prügelt das Kind des Schiffseigners die ganze Nacht hindurch und kocht keifend und schimpfend für die drei Baatsleute. Das Baot selbst ähnelt von aaßen einer Gondel; sein Inneres ist 2 bis 2,2 Meter hoch und 3 Meter lang. Eine Erhöhung von der Breite der Kammer ($1^1/_2$ Meter) und 60 Centimeter hoch nimmt zwei Drittel seiner Länge ein, und dort steht das Bett mit seinem Moskitanetze. Unter dieser Plattform wird das Gepäck untergebracht. Der Boden der Kammer liegt in der Höhe der Wasserlinie, d. h. zwei Fuß unter dem Vorder- und Hintertheil des Baotes. Sein Mast ist beweglich und wird

Barken des Pei-ho.

nur bei Wind aufgerichtet; sonst setzt man an seine Stelle ein einfaches Stück Holz von 6 Fuß Höhe, an welches die Leine befestigt wird, mittels deren ein Theil der Bemannung das Fahrzeug vorwärts zieht. Der Mann am Steuerruder regiert auch das große, einzige Segel des Baotes; dasselbe ist auf eine Anzahl Bambusstangen befestigt, um es je nach der Stärke des Windes wie einen Fächer größer oder kleiner machen zu können. Die Wände des Schiffes bestehen nur aus einer Anzahl von Füllungen, die man nach Belieben und je nach dem Wetter vorschiebt oder fortnimmt. Kein Wunder, daß der scharfe Knoblauchsgeruch von den Speisen der Matrosen hindurchzieht, und nach dem Essen der noch unangenehmere des Opiums, dessen Genusse sich der Schiffspatron, zusammengekauert wie ein Hund, wegen der Enge seiner Zelle, hingiebt.

Der Opiumgenuß ist in China nicht viel älter als ein Jahrhundert; damals soll ein indischer Vicepräsident Whaler das schon lange bei Persern und Indern verbreitete Laster bei den Chinesen eingeführt haben. Dort hat es eine reißende Verbreitung gefunden: während 1798 nur 333 Tonnen verbraucht wurden, erreichte die Einfuhr von Malwa, Patna, Benares, der Türkei und Persien im Jahre 1866 schon 3903 Tonnen, mithin das Zehnfache. 1863 wurden 50,087 Pikul (zu circa $60^1/_2$ Kilogramm) oder 3029 Tonnen eingeführt; 1864 52,083 Pikul (3151 Tonnen); 1865 56,133 Pikul (3336 Tonnen) und 1866 64,516 Pikul (3903 Tonnen); 1874 endlich 67,468 Pikul im Werthe von $193^3/_4$ Millionen Mark. In diesen Zahlen, welche den „Reports on trade by the foreign commissioners at the ports in China“ entlehnt sind, ist aber gar nicht einbegriffen, was

das Land ſelbſt an Opium erzeugt, wo viele arme Leute wegen der billigern Beſchaffung ſelbſt Mohn bauen. Sind doch nach Rey Elias viele Chineſen in die Mongolei ausgewandert, um dort in Ruhe Opium bauen und rauchen zu können, ſo daß augenblicklich der Opiumbau die gewinnbringendſte Cultur daſelbſt ausmacht.

Nach dem ſchon mehrfach angeführten Buche von F. Rotzel (S. 40 ff.) werden ſogar gegenwärtig zwiſchen 8 und 10 Millionen Kila Opium in China eingeführt und mehr als halb ſoviel im Lande ſelbſt erzeugt. Woher dieſe Angaben ſtammen, iſt leider nicht angegeben. Nach demſelben nimmt man an, daß jährlich 300 Millionen Mark für Opium in China ausgegeben werden, wovon drei Viertel ins Ausland gehen. In Peking findet man Opiumraucher

Opiumraucher. (Nach Photographien.)

von allen Altersſtufen — und demnach hat man im Allgemeinen das Gefühl, daß es eine Unſitte, wenn kein Laſter iſt *). Man raucht bei ſich zu Hauſe aber bei den Comödianten und namentlich in den eigentlichen Kneipen, welche als Aushängeſchild vom Opiumrauche gebräunte Papierblätter an die Mauer oder Thür geklebt haben. Eine ſolche Verbreitung und Allgegenwärtigkeit wie das Tabackrauchen in Europa und Amerika kann jedoch der Opiumgenuß in China nicht erlangen, weil man ihm nur im Liegen huldigen kann;

*) Das Einkommen, welches die indiſche Regierung aus dem Opiumhandel bezieht, — ſo ſchreibt die „Allgemeine Zeitung“ unter dem 24. Auguſt 1876 — iſt durch den Umſtand gefährdet, daß einige von den anderen Mächten, welche England zu gemeinſamen Schritten behufs Reviſion der Verträge mit China eingeladen hat, erklärt haben: die Opiumfrage ſchwäche die allgemeine Stellung der weſtlichen Mächte in ihren Beziehungen zu China, und der Gewinn, den eine einzige europäiſche Nation aus dem Opiumhandel ziehe, habe eine Einbuße in der moraliſchen Kraft zur Folge, welche die Geſammtheit der anderen Mächte andern Falles der chineſiſchen Regierung gegenüber zur Geltung bringen würde.

es ist barer Unsinn, wenn neuerdings berichtet wurde, daß die chinesischen Soldaten auf dem Marsche Opium rauchten.

Man braucht nämlich verschiedene Dinge, um dem Genusse fröhnen zu können: eine kleine Lampe in der Art unserer Oelnachtlampen, eine 12 bis 14 Centimeter lange Nadel, eine Pfeife, deren Röhre (im Durchmesser 3 Centimeter, in der Länge 30 bis 35 Centimeter haltend) am Ende mit einer Porcellankugel bedeckt ist, durch welche ein Canal von der Dicke einer Haarnadel führt, und endlich Opium im wässerigen Zustande, welches meist in einer Muschel aufbewahrt wird. Davon nimmt man mit der Nadel einen Tropfen, erwärmt denselben ein wenig an der Lampe und legt ihn, wenn er anfängt, blasig und trocken zu werden, auf die Oeffnung in der Porcellankugel. Dann streckt man sich aus, legt den Kopf auf ein Kissen, hält die Pfeife mit der linken Hand an die Lampe und legt mit der rechten mittels der Nadel von Neuem erhitztes Opium auf die Oeffnung, dessen Rauch mit einem einzigen langen Zuge eingesogen wird.

Eine Statistik der Opiumraucher ist ziemlich unmöglich. Ratzel giebt an, daß man noch englischen amtlichen Actenstücken in der Mitte der fünfziger Jahre ihre Anzahl in China auf 4 Procent der männlichen Bevölkerung berechnete, daß dieselbe aber seitdem beträchtlich zugenommen haben müßte, da die Klagen über die rasche Verbreitung des Lasters noch und nach aus allen, auch den entferntesten Theilen des Reiches sich hoben vernehmen lassen. Ebenso schwer läßt sich die durchschnittlich pro Mann und Tag verbrauchte Menge des Narcoticum angeben, die von 1 bis angeblich 60 (?) Gramm wechselt. Täglich 6 bis 7 Gramm zu rauchen gilt schon für eine seltene Ausschweifung. Nun kosten 3½ Gramm des

Palankin eines hohen Beamten. (Nach einer Photographie.)

rohen Opium, wie es im Handel vorkommt, etwa 24 Pfennig; dieselbe Menge gereinigten, das durch Auflösen im Wasser und Wiedereindicken auf die Hälfte concentrirt ist, etwa 36 Pfennig. Arme Leute machen sich aus Abfällen und den Resten des schon einmal gerauchten Stoffes eine Mischung, die etwa auf die Hälfte des Preises des rohen Opiums zu stehen kommt.

Diese anscheinend geringen Kosten, welche das Laster verursacht, erscheinen aber in einem ganz andern Lichte, wenn man dagegen die Durchschnittslöhne der niederen chinesischen Classen betrachtet. Dieselben betragen nach Syrski (s. Ratzel a. a. O. S. 35) in der centralen Ebene, dem volkreichsten und fruchtbarsten Theile Chinas, inclusive Beköstigung jährlich für einen gewöhnlichen Arbeiter 48 bis 72 Mark, für Tagelöhner bei wenig dringenden Arbeiten täglich 24 bis 32 Pfennig, in dringenden Arbeitszeiten 40 bis 50, bei der Seidenzucht 60 bis 80 Pfennig, beim Seidenhaspeln 1,20 bis 2 Mark. Besser sind die Löhne im menschenärmern Süden, bei Canton, wo ein Tagelöhner in gewöhnlichen Zeiten pro Tag 32 bis 44 Pfennig, zur Zeit der Reispflanzung 60 bis 80 Pfennig erhält. Viel schlechter stehen sich die Arbeiter in den großen, volkreichen Städten: in der großen europäischen Seidenspinnerei zu Schanghai verdienen Weiber und Kinder je nach der Geschicklichkeit von 8 bis 56 Pfennig, ferner die mit Zubereitung der Theeblätter beschäftigten Kinder 12 bis 20, junge Männer 24 bis 36 Pfennig, und zwar ohne Kost. (Eine große Anzahl weiterer Beispiele siehe ebendaselbst.) Schon aus diesen Angaben geht hervor, welch' bedeutenden Theil ihrer Gesammteinnahme die niederen Classen opfern müssen, um jener Lust zu fröhnen. Das Opium

kostet oft mehr, als die tägliche Nahrung, was man von dem Reizmittel der Europäer, dem Tabak, nicht sagen kann, höchstens von dem Schnapse, der in gewissen Gegenden im Uebermaße genossen wird. Auch das Opium wirkt nur im Uebermaße genossen schädlich — und wie man bei uns nach dem Essen ohne schlimme Folgen ein Gläschen Likör nimmt, so vermögen auch die höheren Classen in China sehr täglich einige Gramm Opium zu verrauchen, ohne daß ihre Gedanken dadurch verwirrt und ihre physischen Kräfte geschwächt werden. Chaussé hält es für eine große Uebertreibung, wenn Reisende in dem wachsenden Opiumverbrauche eine große Gefahr für China erblicken. Ebenso gut, meint er, könnte man sagen, daß Tabak, Bier und Wein manche europäischen Nationen oder die Nordamerikaner ihrem Verderben entgegenführen. Betrachte man die Gesammtheit, so sei man über ihre Beharrlichkeit erstaunt, wie sie geradezu ihre Energie und Thätigkeit verdoppele. Individuen freilich unterlägen dem Laster, und das in übergroßer Zahl, aber die Nation schreite ruhig auf der ihr vorgezeichneten Bahn weiter.

Dem gegenüber ist doch hervorzuheben, daß ein so genauer Kenner des Landes wie F. von Richthofen in dem vermehrten Opiumgenusse ein mögliches Hinderniß der zuletzt geradezu rapiden Vergrößerung der Volkszahl erblickt und meint, daß derselbe das Geschlecht herabbringe und dem Lande in den letzten Jahrzehnten mehr Schaden zugefügt habe, als die gesammte Auswanderung. Ratzel (o. a. O. S. 41) legt besondern Nachdruck darauf, daß gerade die Haupttugenden des Chinesen, Geduld, Genügsamkeit und Fleiß, durch das Opiumrauchen untergraben werden, und hält es nicht für fraglich, „daß an der Verarmung und Zerrüttung, welche sich heute dem Auge des Beobachters in China nicht minder häufig aufdrängen, als vor hundert Jahren Wohlstand und Ordnung, das Opium neben den Kriegen und Aufständen keinen geringen Theil der Schuld trägt."

Chaussé führt auch die Ansicht des Dr. Armand an, wonach der Opiumrauch bei gewissen Affectionen der Athmungswege eine heilsame Wirkung ausübt, und giebt an, daß man in China damit gegen den Rheumatismus und die Periodicität der Fieber ankämpft, wie man ja auch in Europa viele Gifte in der Heilkunde verwende. Aber die colossale

Chinesischer Karren. (Nach einer Photographie.)

Zunahme im Verbrauche läßt diesen Einwand als nichtig erscheinen; solche Quantitäten dienen nicht als Arzneien, sondern als Genußmittel.

Den Rauch selbst einzuathmen ist höchst unangenehm. Neulinge verspüren danach wie nach dem Genusse zu vielen starken Kaffees eine nervöse Ueberreizung, welche bei täglichem Genusse drei Jahre lang wieder erscheint und dann mehr und mehr an Dauer abnimmt, so daß es dem Raucher, der es anfänglich genommen hat, um wach zu bleiben, nach fünf Jahren zum Einschlafen unumgänglich nöthig ist. Denn der Ueberreizung folgt eine Reaction, während welcher das Nervensystem sich ausruht; man verfällt dann in einen Zustand der Kraftlosigkeit, welche bis zu vollkommener Stumpfheit und Abgestorbenheit führen kann.

Zwischen Tien-tsin und Tung-tschau begegnet man außer einigen kleinen Dörfern nur vier großen Flecken, Jang-tsun, bis wohin man noch die Fluth spürt, Nan-tsaë-tsun, Ho-si-wu und Ma-tau. Bei jedem legten Chaussé's Bootsleute an, um ihre Vorräthe an Mehl, Reisbranntwein und Melonen zu erneuern. Von Ha-si-wu aus schossen die Chinesen 1860 auf das am andern Ufer des Pei-ho belegene Lager der Franzosen, so daß diese gezwungen waren, jenen reichen Ort niederzubrennen. Noch heute erinnern die Trümmer einiger Häuser und einer Pagode an jenes Ereigniß.

Jene vier Flecken liegen am rechten, westlichen Ufer des Pei-ho und an der großen, stanbigen Straße von Peking nach Tien-tsin, welche dem Flusse beständig folgt und nur seine vielfachen Krümmungen abschneidet. Auf der Straße herrscht wenig Verkehr; nur ab und zu sieht man einige Karren oder Fußgänger, die aus Furcht vor Räubern in Gesellschaft reisen und meistens eine Waffe zur Schau tragen, irgend einen alten Säbel ohne Scheide, den sie mit Bindfaden sich on den Gürtel knüpfen, oder dergleichen. Mitunter auch zieht ein Beamter in seinem officiellen Palankin vorbei, voran zwei tatorische, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Vorreiter, welche im Trabe jedermann zur Ordnung verweisen, der sich nicht beeilt, der hohen Persönlichkeit Platz zu machen.

Viel bedeutender ist der Verkehr auf dem Flusse, wo sich lange Züge von Dschunken folgen, von derselben Art wie

Digitized by Google

die, welche in Tien-tsin und Ta-ku Reis für Tung-tschau laden, wo ein hoher Beamter sitzt und den Getreidezoll Namens des Kaisers erhebt. Dann begegnet man wieder großen Flößen mächtiger Holzstämme, aus denen die Chinesen ihre schweren Särge schnitzen. Dieselben kommen aus den Wäldern der Mondschurei nach Ta-ku und werden von dort an ihren Bestimmungsort geflößt. Mitunter fährt auch eine riesige Dschunke vorbei, welche vorn ein Gestell voll Lanzen mit rothen Quasten und die Abzeichen irgend eines hohen Beamten, der sich an Bord befindet, trägt. Solch ein Fahrzeug ist in mehrere Gemächer getheilt und ist sehr bequem, braucht aber für die Strecke, welche ein Boot in 36 Stunden zurücklegt, nicht weniger als 14 Tage. Ein fremder Diplomat, der zum ersten Male nach Peking reiste, wurde einst von dem Consul seines Landes in solch einen schwimmenden Palast gepackt; aber am zehnten Tage war seine Geduld zu Ende, er hielt den ersten besten Wagen, der am Ufer vorbeikam, an, und vollendete damit in wenigen Stunden seine Reise. Er schaut, daß er die hohen chinesischen Beamten ferner nicht mehr um ihr Ansehen beneide, das sie zu so viel Aufwand von Geduld und Langeweile verdamme.

Endlich zeigt sich in der Ferne der große Thurm einer Pagode in Tung-tschau. Das Boot verläßt den Pei-ho, tritt in seinen engen Nebenfluß, den Scha-ho, ein und muß sich durch eine Legion von ankernden Dschunken seinen Weg bis zum Kloster Ta-wang-miao im nordöstlichen Theile der Stadt Tung-tschou bahnen, dessen Bonzen sehr reinliche Zimmer für Reisende und Magazine für den noch Kiachto bestimmten Thee halten.

Tung-tschau steht mit Peking durch einen 22 Kilometer langen Canal, den Ta-tung-ho, in Verbindung; aber wegen der Schleusen, welche ein fünfmaliges Umladen der Waaren erfordern, ist seine Befahrung sehr umständlich, weshalb die Reisenden es vorziehen, von Tung-tschau aus zu Pferde oder Wagen die Residenz in etwa drei Stunden zu erreichen. Beide Orte verbindet eine belebte Chaussée, welche zu beiden Seiten mit zahlreichen Weilern, Gehöften, Gast- und Theehäusern besetzt ist.

Choutzé bemerkte beim Hinausfahren aus Tung-tschau, daß zwei Zinnen der Stadtmauer mit Mauerwerk ausgefüllt waren; damit soll angedeutet werden, daß innerhalb der Stadt zwei schwere Verbrechen, wie Vatermord oder dergleichen, begangen wurden.

Zuerst erreicht man in einer Entfernung von 8 Li Pa-li-kiao (d. h. Acht-Li-Brücke), deren Namen wegen des dort erfochtenen Sieges dem Marschall Montauban als Herzogstitel von Napoleon III. gegeben wurde; sie führt über den Ta-tung-ho und ist in trefflichem Zustande, obwohl einige Löwen auf dem Geländer noch die Spuren der französischen Kugeln tragen. Weiterhin liegt eine Pagode, wo alle Beamte, die nicht zu der ersten Classe gehören oder, zur zweiten zählend, nicht über 60 Jahre alt sind, ihre Palankine verlassen müssen, deren sie sich in der Hauptstadt nicht bedienen dürfen. Dort richten auch diejenigen, welche vor dem Kaiser erscheinen sollen, ihren Anzug her, um sich allenfalls sofort in den Palast begeben zu können, während sie doch in Wirklichkeit erst in einigen Tagen vorgelassen werden. Natürlich muß ihr Gewand recht staubig sein, um die Eile anzudeuten, mit welcher sie sich zu der Person des Souverains begeben haben.

Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, um so mehr wird die Landschaft durch zahlreiche Klöster, dazwischen gepflanzte Begräbnißplätze und große Marmordenkmäler belebt. Erst kurz vor Peking sieht man die zinnengekrönte Stadtmauer und den mehrstöckigen Thurm über dem Thore Tung-pien-men, durch welches man die berühmte Residenz betritt.

Stanley in Central-Afrika.

(Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 7., 10. und 14. August 1876.)

1.

Weiterfahrt auf dem Victoria Nyanza. — Verrätherei der Eingeborenen von Bambireh. — Rückkehr zum Lager.

Laut der Notiz auf Seite 112 sind endlich nach langem Schweigen fünf Briefe von Henry M. Stanley in England angelangt, welche eine Schilderung der Thätigkeit seiner hochwichtigen Expedition während der zwölf Monate vom April 1875 bis zum 24. April 1876 enthalten.

Der erste Brief (datirt von der Mahyiga-Insel, circa 6 engl. Meilen südlich von der großen Insel Bambireh im See Victoria Nyanza, am 29. Juli 1875) nimmt den Bericht der Umschiffung des Sees wieder bei dem Kagera-Flusse (am Westufer, Speke's Kitangule) auf, an welchem Punkte der letzte Brief (s. „Globus" XXVIII, S. 378) schloß. Stanley's Boot, die „Lady Alice", wurde von zwei Canoes des Königs Mtesa begleitet, während der „Admiral" Mogassa ihn später mit einer Escorte von 30 anderen einholen sollte. Am Abend nach Passirung der Mündung des großen Kagera-Flusses wurde auf dem flachen Sandufer bei Kagya am Fuße des Usangora-Plateaus gelagert; die Eingeborenen zeigten sich freundlich und gastlich. Auch am nächsten Tage wurde Stanley bei Makongo von den Einwohnern gut empfangen, welche eifrig mit Pombe-(Bier)-Trinken beschäftigt waren, welches sie durch lange Strohhalme einsaugten. Aber schon während der Nacht erhob sich Getrommel und Geschrei und als die Sonne aufging, fand sich die kleine am Ufer lagernde Truppe im Halbkreis von etwa 500 Kriegern mit Bogen, Schild und Speer umgeben, welche zuerst eine drohende Haltung einnahmen, bis ihr Häuptling erschien, der sie mit einem langen Stocke zurücktrieb, worauf mit seiner Hülfe das Boot ins Wasser geschoben wurde, da das Hinaufziehen desselben aufs Ufer die Ursache der Feindseligkeit gewesen war. Nachdem auch die Uganda-Escorte sich unter der Deckung der Stanley'schen Gewehre, aber nicht ohne vieles Lärmen Seitens der feindlichen Eingeborenen, in ihren beiden Canoes eingeschifft hatte, fuhr die Expedition nach der 4 Meilen vom Festlande gelegenen Musira-Insel hinüber, wohin auch der Makongo-Häuptling nachkam und zur Versöhnung drei Bündel Bananen mitbrachte.

Am Nachmittage sah man die große Uganda-Canoeflotte in der Entfernung vorbeifahren, und segelte Stanley nach der 35 Meilen entfernten Alice-Insel ab, um jene einzuholen. Nach wenigen Meilen schon kehrten aber die beiden Escortcanoes um, da ihre Mannschaft vor dem drohenden Wetter Angst bekam. Erst um Mitternacht langte Stanley in einer kleinen wohlgeschützten Bucht der Alice-Insel an, in welcher einige Fischer von Bambireh am Fuße

einer riesigen überhängenden Felsmauer an einem Feuer Fische trockneten. Am Morgen kamen die Eingeborenen mit kleinen Bündeln grünen Grases als Friedenszeichen herbei; aber trotz ihrer Freundlichkeit brachten sie keine Nahrungsmittel, so daß Stanley Mittags wieder abfahren mußte, mit der einzigen Hoffnung, auf der großen und volkreichen Insel

Bambireh (25 Meilen nach Südwesten) Proviant zu finden. Während eines heftigen Gewitters ankerte die „Lady Alice" um Mitternacht unter der Leeseite von Barker's-Insel, doch regnete und donnerte es die ganze Nacht weiter, so daß nur durch fortwährendes Ausschöpfen das Boot flott erhalten wurde. Bei Tagesanbruch erhob sich ein günstiger Wind aus Nordosten, vor dem das Boot in drei Stunden das Südostende von Bambireh erreichte.

Grüne Abhänge mit Platonenwäldern, in welchen große Herden fetten Viehes weideten, zeigten sich auf allen Seiten; als das Boot aber in die kleine Bucht einlief, an welcher das Dorf Kadschuri liegt, erschienen auf dem Plateau über demselben die Eingeborenen in großer Anzahl und es ertönte der Kriegsruf. Trotzdem kamen sie ans Ufer herab und luden Stanley mit großer Freundlichkeit zum Landen ein. Kaum hatte jedoch das Boot das Ufer berührt, als die Eingeborenen ins Wasser stürzten und das Fahrzeug mit der Mannschaft und allem Inhalt, im Ganzen ein Gewicht von fast 4000 Pfund, hoch und trocken ans Land schleppten. Zweimal erhob Stanley seine Revolver, um zu tödten und dann getödtet zu werden; doch überredeten ihn seine Begleiter, daß keine Gefahr vorhanden sei. Mittlerweile vermehrte sich die Anzahl der Wilden immer mehr und es erhob sich ein betäubender Lärm um das Boot. In ihrer Wuth schlugen die Eingeborenen den Boden und das Boot, schäumten am Munde und fletschten und knirschten die Zähne; Speere wurden geschwungen, Pfeile zum Zielen erhoben und der letzte Augenblick der Expedition schien gekommen. Stanley blieb wachsam im Hintertheile des Schiffes sitzen, während seine Dolmetscher mit den Wilden unterhandelten und deren Häuptling, Schekka, sie auch von Thätlichkeiten zurückhielt. Drei Stunden lang dauerte dieser fürchterliche Aufruhr, bis endlich ein Geschenk von vier Tüchern und zehn Halsbändern aus großen Perlen als Friedensgabe festgestellt wurde. Kaum waren dieselben jedoch dem Häuptlinge übergeben, als auf dessen Befehl die Eingeborenen sämmtliche Ruder des Bootes fortnahmen, ehe die Mannschaft sich dessen versehen konnte. Nach diesem verrätherischen Gewaltstreich ging die ganze Bande langsam in das Dorf zum Mittagsessen zurück. Bald darauf näherte sich ein Weib und rieth Stanley, mit Schekka Honig zu essen, da dies das einzige Mittel sei, sein und seiner Leute Leben zu retten. Der Steuermann des Bootes wurde hierauf ins Dorf geschickt und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß Schekka nichts Feindseliges vorhabe und am nächsten Tage mit Stanley Honig essen und dadurch feste Brüderschaft schließen wolle, worauf jedoch Stanley mit Recht kein Vertrauen setzte.

Um 3 Uhr fing die Kriegstrommel zu ertönen an, so daß binnen einer halben Stunde gegen 500 Krieger auf einem niedrigen Hügel, 100 Yards vom Boote, um Schekka versammelt waren, welcher, in ihrer Mitte sitzend, sie anredete. Plötzlich liefen gegen 50 der Wilden auf das Boot zu, nahmen Stanley's Trommel und riethen ihm, sich vorzubereiten, da sie jetzt kämen seine Gurgel abzuschneiden. Kaum waren dieselben jedoch wieder mit der Trommel bei Schekka angelangt, als Stanley seinen Leuten zurief, das Boot ins Wasser zu schieben. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung hoben die 11 Männer, lauter ausgesuchte Leute, das Boot auf und schoben es so weit in den See hinaus, daß alle ins tiefe Wasser gezogen wurden. In demselben Augenblicke kamen die Wilden mit lautem Kriegsruf den Hügel herab auf ihre Canoes zugelaufen, aber kaum hatte Stanley dem ersten seiner Leute ins Boot geholfen, als er zuerst seine schwere Elephantenbüchse mit ihren beiden großen conischen Kugeln und dann sein doppelläufiges Schrotgewehr mit schrecklichem Erfolge in das dichteste Gedränge der Feinde abschoß; ohne einen Speer zu werfen oder einen einzigen Pfeil abzuschießen, zogen sie sich eiligst vom Ufer zurück. Mittlerweile rissen Stanley's Leute in Ermangelung der Ruder die Sitze und Bodenbretter auf, um mit denselben das Boot fortzurudern, während Stanley fortfuhr, die hervorragendsten und muthigsten der Wilden niederzuschießen. Zweimal traf er Männer, welche die Canoes zur Verfolgung flott machen wollten, und mit einer Kugel der Elephantenbüchse schoß er einen Unterhäuptling, den Räuber der Trommel, und zwei hinter demselben stehende Krieger todt. Aber noch war nicht alle Gefahr vorüber; denn kaum war das Boot aus der Bucht heraus, als zwei Canoes voller Krieger von einem benachbarten Eilande hervorkamen. Stanley ließ sie bis auf 100 Yards herankommen, dann schoß er auf sie mit der großen Büchse und explodirenden Kugeln; vier Schüsse tödteten fünf Mann und versenkten die Canoes. Damit war auch das Gefecht entschieden, in welchem die Wilden für die geraubten acht Eschenruder und eine Trommel einen Verlust, wie Stanley später erfuhr, von 14 mit Kugeln und Schrot Getödteten und Verwundeten erlitten.

Da sich eine leichte Brise erhob, konnte das Segel aufgesetzt werden, und am Abend war das Boot schon 8 Meilen südöstlich von der feindlichen Insel. Während der nächtlichen Windstille mußte die Mannschaft jedoch angestrengt rudern, so daß Bambireh bei Sonnenaufgang 20 und Mittags schon 25 Meilen nordwestlich lag, worauf eine sich erhebende Nordwestbrise das Boot mit einer Schnelligkeit von fünf Knoten per Stunde durch das Wasser trieb. Mit Sonnenuntergang war es nur noch 12 Meilen nördlich von der Sosua- oder Gosua-Insel entfernt, und hoffte Stanley vor Mitternacht einen Hafen zu erreichen. Um 8 Uhr nahm der Wind jedoch so sehr an Stärke zu, daß das ohne Ruder schwer steuerbare Boot trotz der größten Anstrengungen der Mannschaft an der Insel vorbeigetrieben und die ganze Nacht mitten zwischen unbekannten Inseln und Felsen von den ungeheuren Wellen umhergeschleudert wurde. Am Morgen fand sich Stanley in der Straße, welche Sosua von der großen Insel Mysomeh (Meisomeh) trennt und gelang es bald, vor einem leichten Westwinde bei Sosua vorbei die westwärts gelegene Refuge- (Zufluchts-) Insel zu erreichen. Dieselbe ist gegen 2 Meilen im Umkreise und scheint früher bewohnt gewesen zu sein; denn zur großen Freude der durch 48stündiges Fasten fast verhungerten Mannschaft fanden sich grüne Bananen und an Farbe und Größe kirschenähnliche, aber nach Datteln schmeckende Früchte im Ueberfluß vor; auch gelang es Stanley, mehrere große, fette Enten zu erlegen. Einen Tag und eine Nacht lang blieben die erschöpften Reisenden auf dem schmalen Sandufer gelagert, dann wurde nach der Singo-Insel hinübergesegelt. Eine Landung an der eine Meile südlich von jener gelegenen mit grünen Platanen bedeckten Insel Ito verhinderten die mit Steinschleudern bewaffneten Bewohner.

Zwei Tage später erreichte das Boot die Wiro-Halbinsel, das südwestliche Ende der Insel Ukerewe, wo in einer kleinen Bay Fleisch, Kartoffeln, Milch, Honig, grüne und reife Bananen, Eier und Geflügel gekauft, und während das Boot vor Anker lag, an Bord gekocht und verzehrt wurden. Um Mitternacht setzte die „Lady Alice“ wieder das Segel auf, um über die grauen Wellen des Speke-Golf nach dem 22 Meilen südlich gelegenen Usukuma und dem Lager der Expedition zu fahren. Aber schon um 3 Uhr Morgens stellte sich mitten im Golfe ein Sturm aus Nordnordost mit haselnußgroßem Hagel ein, an dem pechschwarzen Himmel zeigte sich kein einziger Stern, und unter schrecklichem Donner und Blitz wurde das Boot wieder ein Spielzeug der wild erregten Wellen. Am Morgen des 5. Mai zeigte sich die Ruvoma-Küste 10 Meilen nach Süden entfernt, während das Lager bei Kagehyi noch 20 Meilen nach Südosten lag. Endlich erhob sich ein günstiger Wind, vor dem das Boot pfeilschnell auf sein Ziel zusteuerte. Schon von Weitem erschallte Jubelgeschrei aus dem Lager, das sich beim Nähern des Bootes in Flintensalven und Fahnenschwenken verwandelte, während sich das Ufer mit den wild umherspringenden Negern der Expedition bedeckte. Und als der Kiel der „Lady

Alice" endlich nach 57tägiger Abwesenheit den Strand berührte, sprangen 50 Mann ins Wasser, hoben Stanley aus dem Boote und trugen ihn unter fortwährendem Freudejauchzen, Gewehrschüssen und Hurrahrufen durch das Lager. Die erste vollständige Umschiffung des Victoria Nyanza war vollendet.

II.

Besuch beim Könige von Ukerewe. — Züchtigung der Wilden von Bambireh. — Ankunft der Expedition in Uganda.

Der zweite Brief ist vom 15. August 1875 aus Daoma, einem Hafen im südwestlichen Uganda, datirt. Bei der Rückkehr ins Lager bei Kagehyi fand Stanley, wie schon früher berichtet, daß ihm nur noch ein weißer Begleiter geblieben, da der andere während seiner Abwesenheit am Fieber gestorben, daß ferner die Expedition nur durch den Tod eines Häuptlings einem Ueberfall Seitens der umwohnenden Stämme entgangen und daß einen Tag später, am ersten des neuen Mondes, die Expedition ohne seine Ankunft die Rückkehr nach Unjanjembe angetreten hätte, da die falsche Nachricht seines Todes ins Lager gebracht worden war.

Nach neuntägigem, vergeblichem Warten auf das Erscheinen des „Admirals" Magassa mit König Mtesa's Flotte, vermittelst welcher die ganze Expedition nach Uganda übersahren sollte, entschloß sich Stanley, zu Lande am Westufer des Sees entlang nach Uganda zu marschiren. Schon waren fast alle Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen, als eine Gesandtschaft von Rvoma, dem Häuptlinge des südlichen Usinja (oder Mwari), anlangte und dessen peremptorisches Verbot des Durchzuges durch sein Land überbrachte. Da Rvoma 150 Gewehre und mehrere Tausend Speerträger und Bogenschützen zur Ausführung seiner Befehle zur Verfügung hatte und auch mit dem gefürchteten Häuptling Mirambo verbündet war, mußte Stanley den Landmarsch aufgeben; aber wo sollte er die große Anzahl Canoes zur Fahrt über den See finden? Nach vielen Erkundigungen über die Seemacht der verschiedenen am Speke-Golf wohnenden Stämme hörte er, daß bei König Lukongeh von Ukerewe, nach Sasse der größten Insel des ganzen Victoria Nyanza, am meisten Aussicht auf Erfüllung seines Wunsches sein würde. Da er selbst von den Anstrengungen der Seeumschiffung ernstlich krank geworden, sandte er seinen englischen Begleiter Pocock mit Geschenken und der Bitte um 40 Canoes nach Ukerewe hinüber. Nach zwölftägiger Abwesenheit kehrte derselbe mit einer Flotte von 50 Canoes und etwa 300 Wakerewe unter dem Befehl eines Bruders des Königs zurück. Doch hatte dieser die Weisung, die Expedition nach Ukerewe hinüberzubringen, was Stanley bestimmt verweigerte. Da er wieder wohler geworden, segelte er selbst mit der „Lady Alice" in zwei Tagen nach Lukongeh's Kiduga (Hauptstadt) hinüber. Am zweiten Tage nach der Ankunft fand die Audienz statt, zu welcher Stanley mit seiner Bootsmannschaft in ihren besten Anzügen und mit reichen Geschenken unter den Klängen der Hörner hinmarschirte. Nach zehn Minuten wurde ein Feld erreicht, in welchem Lukongeh auf einem kleinen Hügel inmitten von Hunderten seiner Krieger saß. Der König, ein junger Mann mit heller Hautfarbe, zeichnete sich durch seine Kleider aus rother und gelber Seide und Damastzeug aus. Nachdem sich beide eine Zeitlang angesehen, trat der König mit einigen auserwählten Häuptlingen zu einem nahegelegenen Steinhaufen, worauf Stanley durch seinen Dolmetscher seine Wünsche vortrug. Der König hörte aufmerksam zu, war freundlich und liebenswürdig, zögerte jedoch zuerst mit der Zusage, indem er seine Canoes für zu alt und verfault für eine so lange Reise hielt, schloß aber endlich dennoch mit dem Versprechen, die gewünschten Fahrzeuge zu liefern. Auf seine dringende Einladung blieb Stanley noch 15 Tage auf Ukerewe, während welcher die Gastfreundschaft des Königs ihn täglich mit Vieh, Ziegen, Hühnern, Milch, Eiern, Bananen und Plantanen im Ueberfluß versorgte, und auch große Quantitäten Pombe-Bier für die Mannschaft geliefert wurden. Eine nähere Schilderung der Insel Ukerewe mit ihrem König, Volk und Geschichte verspricht Stanley später zu liefern. Am letzten Tage besuchte Lukongeh, nur von seinem Hauptrathgeber begleitet, Stanley's Zelt und theilte ihm im Geheimen mit, daß er bereits 50 Canoes nach dem Lager in Usukuma abgesandt habe; da jedoch seine Leute sich jedenfalls weigern würden, die weite Reise nach Uganda mitzumachen, wäre ihnen gesagt worden, die Expedition wolle nach Ukerewe herüberkommen, und somit müsse Stanley sich mit Gewalt in den Besitz der Fahrzeuge setzen.

Nach Kagehyi zurückgekehrt, fand Stanley, daß nur 23 Canoes angelangt seien, aber obgleich diese Zahl viel zu klein für alle seine Leute war, beschloß er, sie dennoch zu benutzen. Auf ein Hornsignal nahmen seine Leute alle Ruder fort, zogen die Fahrzeuge hoch aufs Land herauf und trieben die überraschten Wakerewe mit den Büchsenkolben, aber ohne ihnen Schaden zuzufügen, vom Lager und Hafen fort. Drei Tage später schiffte Stanley zwei Drittel seiner Leute und Waaren in die Canoes ein und erreichte mit denselben nach fünftägiger Fahrt die 25 Meilen von Bumbireh und halbwegs nach Uganda gelegene Zufluchts-(Refuge-)Insel. Der feindlichen Nachbarschaft halber, und da das Festland nur 6 Meilen entfernt lag, ließ er ein stark befestigtes Lager auf den Felsen der Insel bauen. Mit Zurücklassung von 50 Soldaten zur Vertheidigung desselben kehrte er nach 15tägiger Abwesenheit mit allen Canoes nach Kagehyi zurück, schiffte den Rest der Expedition ein und entkam glücklich den Häuptlingen von Usukuma, welche gern vor der Abfahrt ein schweres Lösegeld erpreßt hätten. Auf der Fahrt litten die verfaulten Canoes so stark von Sturm und Wellen, daß bei der Ankunft an der Zufluchtsinsel nur noch 15 übrig waren. In dem Lager wurde alles in bester Sicherheit gefunden; der Häuptling von Itawoguemba auf dem Festlande und Kibschadschu, sein Vater, der „Sultan" aller Inseln zwischen Ukerewe und Ihangiro, hatten die Garnison mittlerweile mit Lebensmitteln versorgt; auch lieferten sie Stanley einen Führer nach Uganda und verkauften ihm drei weitere Canoes. Nach mehreren Ruhetagen auf der Zufluchtsinsel wurde die ganze Expedition in mehreren Fahrten nach der Mahyiga-Insel übergesetzt, welche 5 Meilen südlich von Bambireh und 1 Meile von der dazwischen liegenden Iroba-Insel liegt. Stanley hatte nämlich die Züchtigung der Wilden von Bambireh für ihren verrätherischen, wenn auch mißglückten Ueberfall auf ihn beschlossen.

Mittlerweile waren sieben große Uganda-Canoes in Iroba angelangt, welche Mtesa nach Usukuma schickte, um einen arabischen Händler mit seinen Waaren über den See zu bringen. Der Befehlshaber Sabadu ließ sich von Stanley überreden, vor der Weiterfahrt ihm zum Uebersetzen der Expedition nach Uganda behülflich zu sein; er theilte Stanley mit, daß Admiral Magassa mit den geraubten Rudern und der Nachricht von Stanley's Ermordung zu Mtesa zurückgekehrt und dafür in Ketten gelegt worden sei, nachher aber mit vielen Truppen über Land ausgesandt wurde, um bestimmte Nachrichten über den weißen Mann einzuziehen. Nach langen, gänzlich zwecklosen Unterhandlungen mit den Häuptlingen des Festlandes und der umliegenden Inseln, um Geiseln zu erhalten, beschloß Stanley den Kriegszug gegen Bambireh um so mehr als die Leute Sabadu's, seines Verbündeten, bei

einem dortigen Besuche, um Lebensmittel zu holen, mörderisch ungefallen wurden. Am folgenden Morgen fuhr er mit einer Kriegsmacht von 50 mit Gewehren und 230 mit Speeren bewaffneten Leuten in 18 Canoes nach Bambireh hinüber, wo er um 2 Uhr anlangte. Die Wilden waren jedoch nicht unvorbereitet; auf jedem Hügel stand ein Wachtposten. — Es kann nicht Zweck dieses Artikels sein, die leider von Stanley angewandten strategischen Manöver mit derselben Ausführlichkeit zu schildern, wie er es selbst in seinem Briefe thut; es genüge die Thatsache, daß in dem sich entspinnenden Gefechte die Gewehrsalven aus der in geringer Entfernung vom Ufer in Schlachtordnung liegenden Flotte den Eingeborenen, welche mit Speeren, Bogen und Schleudern tapfer ihre Insel vertheidigten und zur Verhinderung eines vermeintlichen Landungsversuchs dicht ans Wasser herankamen, einen Verlust von 42 Todten beibrachten, welche man, auf dem kurzen Rasen liegend, zählen konnte, während über 100 Verwundete sich mit den Fliehenden zurückzogen; auf Stanley's Seite fielen nur zwei Verwundungen durch geschleuderte Steine vor. Ohne hier über das Recht oder Unrecht dieses Blutbades abzuurtheilen, steht jedenfalls die Thatsache fest, daß die Insel Bambireh durch Stanley's Handlungsweise auf lange Zeit jeder weitern Forschung verschlossen worden ist. Ohne zu landen kehrte die siegreiche Flotte mit der Dunkelheit ins Lager zurück, wo sie mit Jubelgeschrei und Triumphgesängen empfangen wurde.

Durch die Ankunft weiterer Uganda-Canoes fand sich Stanley jetzt im Besitze von 32 Fahrzeugen, mit welchen die ganze Expedition am nächsten Tage nach dem Festlande übersetzte, wo sie einen Tag lang von dem Häuptlinge Kattawa wohl verpflegt wurde. Das nächste Lager wurde auf der schon besuchten Mustra- (Mstra-) Insel aufgeschlagen. Von dem nahen Makongo auf dem Festlande kam eine Sendung von 5 Stück Vieh, 4 Ziegen und 100 Bündeln Bananen sowie Honig, Milch und Eier an, wahrscheinlich als Versöhnungsgeschenk für den früher beabsichtigten Angriff auf Stanley. Auch Kajossa, der König von Usongora, bot 100 Stücke Vieh an; doch bat Stanley statt dessen um zehn Canoes, die ihm auch mit ihren Mannschaften zugesandt wurden. Am fünften Tage nach der Abfahrt von Bambireh landete die Expedition in Dumo, einem Hafen am Westufer des Sees, je zwei Tagemärsche von dem Kagera- und Kutongo-Flusse entfernt, und schlug dort ihr Lager auf. Während dieser Fahrt über den See, welche von Usukuma bis Uganda mit allen Aufenthalten und Abstechern 56 Tage dauerte, verlor Stanley sechs Leute durch Ertrinken, fünf Gewehre, eine Kiste Munition und drei der Reiteſel, da letztere in den Canoes gebunden werden mußten, so daß ihm nur noch ein einziges dieser nützlichen Thiere blieb. Fast das einzige Nahrungsmittel der Expedition bildete auf der ganzen Fahrt das Getreide, welches Stanley vor der Abreise von Usukuma für einen Ballen Zeug dort gekauft hatte.

Stanley hatte vorzugsweise Dumo zum Lager gewählt, weil er von dort aus die größte Auswahl eines Weges nach Nordwesten, Westen oder Südwesten zu dem nun bevorstehenden Marsche nach dem Albert Nyanza treffen konnte. Vorher wollte er Mtesa einen nochmaligen Besuch in Utagalla abstatten, um sich mit ihm wegen der Führer, Escorte und des einzuschlagenden Weges zu verständigen.

Franz Birghum.

J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875.

II.

K. K. Von Lan-tschau-fu konnte Oberstlieutenant Sosnowski in Folge der vielseitigen Unterstützung, die er bei den Behörden fand, zum ersten Male einen Bericht direct durch die Gobi nach dem Saisanposten abschicken, anstatt denselben, wie bisher, über Peking und Kiachta expediren zu müssen. In 50 Tagen legte sein Bote, der Kosackenunteroffizier Pawlow, die 3000 Werst von Lan-tschau-fu bis an die russische Grenze zurück, ein seltenes Reiterstückchen. Am 21. Juli verließ die Expedition die Hauptstadt von Kan-su und ging in nordwestlicher Richtung über Liang-tschau-fu und Su-tschau nach Ngan-si-fan-tschau, das schon außerhalb der Großen Mauer gelegen ist. Tso hatte den Reisenden die Fuhrwerke zur Verfügung gestellt, welche, 8000 an der Zahl, zu militärischen Zwecken zwischen Lan-tschau-fu und Kia-yü-kwan, dem westlichsten Thore der Großen Mauer, aufgestellt waren. Zwei Werst hinter Ngan-si-fan-tschau überschreitet die Straße den Steppenfluß Bulungir-gol, und alsbald verschwindet mit einem Schlage die ganze Vegetation: die Gobi beginnt. Dieselbe ist übrigens keineswegs eine solche trostlose Einöde, wo man die äußersten Entbehrungen und Strapazen zu erdulden hätte. Der Weg führt bald auf ebener, mit Steintrümmern übersäeter Fläche, bald über niedrige Felsrücken dahin. Wasser findet sich sehr nahe der Oberfläche. Um solche Quellen und Gebirgsketten herum wächst viel Gras nicht nur für Kameele, sondern auch für Pferde; auch kleine Straucharten kommen vor. Stellenweise erstreckt sich die Pflanzendecke über einen beträchtlichen Raum und dort weiden dann ungeheure Herden wilder Pferde und Esel. Acht Tagereisen, und es beginnt die fruchtbare Oase von Chami; nochmals ein Tagemarsch über unfruchtbare Ebene, und man befindet sich im Thian-schan, dessen graue Gipfel schon lange vor Chami sichtbar sind. Chami war von jeher ein wichtiger Durchgangspunkt. Hierher kam die Wolle aus Turfan und die Producte Turkestans, von Norden aus Barkul die Erzeugnisse der mongolischen Steppe und von Süden die Schätze des centralen Chinas. Die mohammedanische Bevölkerung hat sich aus Auswanderern von Dshitischar, Buchara und Samarkand und aus Nachkommen von Uiguren zusammengesetzt. Früher hatten die Bewohner vielfache Verbindung mit Turfan, von wo viele den Lob-nor besuchten, über welchen sie merkwürdige Angaben machten. Das nördliche Ufer dieses Sees wird von Dulanen bewohnt, unter denen es Mohammedaner und Lamaisten giebt, das westliche von Torguten. Die Dulanen haben beständige Wohnsitze; Sprache, Sitten und Gewohnheiten der mohammedanischen Dulanen sind wie die der Bewohner von Turfan. Im See liegt eine Insel, wo sich Reste von Kirgisen erhalten haben, die mit dem Namen

Digitized by Google

„Lob“ bezeichnet wurden; sie kommen mitunter nach Turfan, dis wohin sie zwölf Tage unterwegs sind, und leben von Viehzucht und Fischfang.

Der Uebergang über das Thian-schan von Chami nach Barkul ist für Räderfuhrwerk sehr bequem. Seine absolute Höhe, durch den Thermobarometer bestimmt, beträgt 8980 Fuß, die von Barkul 6700 Fuß und die von Chami 3150 Fuß. Von Barkul führt dann in der Richtung nach der russischen Grenze ein alter, in sehr gutem Zustande befindlicher Weg über Gutschen und Bulantochoi und weiter im Thale des Schwarzen Irtysch hinab. Am 23. Januar 1875 hatte die Expedition Han-kau verlassen und schon gegen Ende Octobers befand sie sich in Saisan auf russischem Gebiete, nachdem sie 4000 Werst, davon 1200 zu Wasser, zurückgelegt hatte.

Die Forschungsresultate sind in Kürze folgende. Mit Ausnahme einer Strecke von 300 Werst ist der Weg in seiner ganzen Ausdehnung fahrbar. Er führt durch bewohnte Gebiete, ausgenommen acht Tagereisen in der Gobi. Gegenüber der Kiachtaer Straße ergiebt diese westliche Route eine Abkürzung von 1600 Werst, wenn man von Tjumen (Gubernium Tobolsk) bis Han-kau rechnet, aber bis zu den Theepflanzungen von Sz'-tschwan insgesammt 2800 Werst. Große wasserlose Tagemärsche kommen nicht vor. Formirt man die Karawane in Kan-tschau-fu (in Kan-su, nordwestlich von Lan-tschau-fu), so kann sie ohne umzuladen bis Tjumen gehen. Diese Route müßte natürlich durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffahrt auf dem Irtysch und Erbauung einer Eisenbahn bis Tjumen noch eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Die Entfernungen unterwegs wurden mit dem Hodometer gemessen. Die Routenaufnahme wurde im Maßstabe von 5 Werst auf den Zoll ausgeführt und besteht in einem Streifen von circa 13 Faden Länge. An zwölf Punkten wurden astronomische Bestimmungen der Breite und Länge vorgenommen. Zwar sind die Berechnungen derselben noch nicht abgeschlossen; allein Sosnowski glaubt doch, daß die Karten dadurch stellenweise große Verbesserungen erfahren werden. An zehn Punkten wurden vollständige magnetische Beobachtungen durchgeführt. Eine ganze Reihe von Höhen wurden mit dem Aneroid gemessen, Punkte, die in orographischer Hinsicht ein größeres Interesse hatten, mittelst des Kochthermometers. Regelmäßig jeden Tag wurden die Thermometerstände aufgezeichnet. An photographischen Aufnahmen, Ansichten und Typen, wurden circa 300 gefertigt; außerdem besitzt Dr. Pjasezli eine beträchtliche Sammlung von Aquarellen. Ferner Proben der Hauptartikel des dortigen Handels und Verkehrs sowie Modelle, welche die verschiedenen Seiten des Volkslebens darstellen; endlich botanische und zoologische Sammlungen. In der letzten Zeit brauchte die Expedition für ihr Gepäck 50 Kameele, obwohl sie einen beträchtlichen Theil der Sammlungen durch die Post voraus abgeschickt hatte.

* * *

Sosnowski wendet sich dann zu dem Begriffe des Chinesenthums, das bei den Europäern fast durchweg identisch ist mit dem Begriffe des Stillstandes, der Unbeweglichkeit und des Verfalls. Gegen diese landläufige Anschauung macht er nun vielerlei geltend.

Der Ackerbau und das System der ländlichen Oekonomie*) steht in China auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit, wie man sie nur selten selbst in Europa antrifft. Ruhe kennt der Boden nicht, und die ihm entzogenen Kräfte werden ihm durch sorgfältige Düngung ersetzt; Düngmittel sind ein regelmäßiger, bedeutender Handelsartikel. Die Bewässerung der Felder geschieht mittelst Canälen, die selbst an Bergabhängen entlang geleitet werden; und wo es unmöglich ist, unmittelbar Wasser hinzuschaffen, da hilft man sich mit Schöpfrädern. Ganze Genossenschaften von Arbeitern wandern von Gehöft zu Gehöft, von Feldmark zu Feldmark und beschäftigen sich mit dem Bewässern der Felder, wozu sie temporäre Brunnen und Wasserschöpfmaschinen einrichten. Ueberhaupt ist es ein unterscheidendes Merkmal der chinesischen Landwirthschaft, daß sie den größtmöglichen Nutzen aus dem Boden zieht, ohne ihn zu erschöpfen. Mit welcher Mühe und welchem Fleiße bearbeitet aber auch der Chinese sein Feld! Man muß es sehen, wie er auf schwerzugängliche Höhen mühsam hinaufletteet, die Steintrümmer hinwegräumt, künstliche Flächen herstellt und sich nicht selten selbst an den Pflug spannt. Die Wohlseitheit der Lebensbedürfnisse ist überraschend; bei der beschränkten Benutzbarkeit des Bodens und der merkwürdigen Dichtigkeit der Bevölkerung erfordert sie eben rationelle Landwirthschaft und eine ungeheure Menge producirender Arbeit unter der Bevölkerung. Nach unseren Vorstellungen ist 1 Tschoch oder $^1/_3$ Kopeke eine Größe von unermeßlicher Werthlosigkeit; aber in China kann man für einen Tschoch einen Brotfladen kaufen; für 50 Tschoch kann eine Familie ihren Tagesunterhalt bestreiten.

Die Industrie*) hat sich selbständig entwickelt und in vieler Hinsicht einen unnachahmlichen Grad von Vollendung erreicht. Die Organisation der Arbeit, die Zertheilung der Fabrikation in kleinste Zweige und die Mannigfaltigkeit der Handwerke ist bewundernswerth. Die Seidengewebe zeichnen sich durch Glanz, Festigkeit und Trefflichkeit der Farben aus; die Porcellanarbeiten genießen einen Weltruf; die Schaitzereien setzen durch die Feinheit und Vollendung der Ausführung in Erstaunen. Wenn Viele einen Verfall gewisser Industrien bemerken, so erklärt sich dies vor allem durch die Unruhen und Aufstände der letzten Jahre. So fingen z. B. die guten Porcellansorten an seltener zu werden, weil die besseren Fabriken (in Kiang-si) 1860 durch die Taipings zerstört wurden. Die feinwolligen Felle, welche bei den Russen als „tibetische“ berühmt sind, kamen zur selben Zeit aus dem Verkehre; sie wurden in der Umgegend von Ning-hia-fu hergerichtet, aber beim letzten Aufstande wurden die Schafe verzehrt und die Mehrzahl der Arbeiter getödtet. Es gehört doch eine große Portion von Vertrauen auf die angeborenen, intellectuellen Fähigkeiten des Volkes dazu, um ohne eine ordentliche, sachmäßige Vorbereitung solch complicirte Sache, wie die artilleristische Technik ist, anzugreifen. Nach der letzten englisch-französischen Expedition machten sich die Chinesen an die Organisation ihrer Arsenale und Fabriken. Fremde Maschinen wurden verschrieben, Ausländer, besonders Engländer und Franzosen, richteten Fabriken ein und waren die ersten Werkmeister und Instructeure. Nur kurze Zeit ist verstrichen, und jetzt besteht fast in allen Arsenalen das technische Personal in seiner Hauptsache aus Chinesen, welche stählerne Hinterladekanonen anfertigen, ganz europäisches Pulver fabriciren und Fregatten bauen.

Der Handel**) basirt auf höchst vernünftigen Principien. Die Chinesen unternehmen En-gros-Geschäfte in Compagnien. Gewöhnlich eröffnet ein Capitalist ein Handlungshaus und stellt das nöthige Personal gegen Gehalt an.

*) Vergl. hierüber F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung. Breslau 1876, S. 25 bis 31.

*) Vergl. darüber und über den Mangel eines Großbetriebes chinesischer Industrien F. Ratzel a. a. O. S. 31 bis 35.

**) S. Ratzel a. a. O., S. 44 ff.

Außer der jährlichen Abrechnung wird alle drei Jahre eine Generalrevision vorgenommen. Der Gewinn wird folgendermaßen vertheilt: $^3/_{10}$ wird dem Reservefond der Firma zugewiesen, von $^3/_{10}$ bis $^3/_{10}$ erhält der Herr, $^1/_{10}$ der älteste Cassirer, worauf der Rest nach Verhältniß unter die übrigen Bediensteten vertheilt wird. Jedem steht es dann frei, seinen Antheil entweder an sich zu nehmen oder in den Geschäften der Firma zu belassen als ihm gehörige Actie, und damit wird er Compagnon. In anderen Beziehungen sind die Erfolge nicht weniger bemerkenswerth: das Wechselgeschäft und die nach Möglichkeit erleichterten Uebertragungen werden ohne jegliche Beschränkungen und Formalitäten effectuirt. Private Darlehenscassen aber sogenannte Versatzbanken haben eine strenge Organisation, beschränken sich auf bestimmte, sehr mäßige Procente und haben vor Ablauf von drei Jahren kein Recht, ein Pfand zu verkaufen, und wenn die Sache auch nur auf ein paar Tage verpfändet gewesen ist. In jeder Stadt oder beträchtlicherem Orte bilden die Kaufleute einer Provinz ihre besondere Corporation, welche ihr eigenes Haus besitzt, wo die Versammlungen der speciellen Vertreter der einzelnen Handelszweige und die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte aller Kaufleute stattfinden. Dort werden die Preise festgesetzt, Geschäfte abgeschlossen, Streitigkeiten zwischen Mitgliedern ohne Appellation entschieden und so fort. Alles dies wird durch die Bemühungen privaten Unternehmungsgeistes eingerichtet, geordnet, unterhalten und der Controle der Selbstverwaltung unterstellt ohne jegliche Theilnahme der Regierung.

Daß ein Wettstreit im Handel mit den Chinesen selbst für die Engländer kein leichtes Ding ist, dafür kann als bester Beweis folgendes Factum dienen. Bald nach dem Kriege hatten die Engländer den Handel wieder aufgenommen und überall Firmen und Agenturen eingerichtet. Die Neuheit, die Menge von Capitalien und die energische Thätigkeit verdutzte anfangs die Chinesen, und sie verhielten sich der auf ihren eigenen Märkten entstandenen Fremdherrschaft gegenüber anscheinend passiv; als aber die Erkenntniß von den damit verknüpften Vortheilen anfing in die große Masse einzudringen, da begann auch die Reaction, langsam, ohne Ueberstürzung, nach dem chinesischen Ausdrucke „langsam eilend". Und wenn jetzt nach Angabe der Consuln die Gesammtsumme des englischen Umsatzes in China sich nicht vermindert, so läßt doch Jahr für Jahr die directe Theilnahme der Engländer daran mehr nach: unternehmende Eingeborene verdrängen und ersetzen sie. In Han-kau z. B. sind von 200 Handlungshäusern, die anfangs existirten, nur 50 bis 60 übriggeblieben; im russischen Sabaikal (Trans-Baikalien) werden schon seit einigen Jahren in Folge der Chinesen-Ueberschwemmung die Klagen immer lauter, daß sie den ganzen Handel in ihre Hand nähmen. Das industrielle Amerika selbst hat seine Chinesenfrage und spricht seine Befürchtungen gegen den gelben Mann aus. Es ist eine interessante Thatsache, daß sogar in den Küstenplätzen, wo es den Ausländern gelang, völlig unabhängige Territorien zu bilden, alle Handelsoperationen, von den größten bis zu den kleinsten, nur durch Vermittelung chinesischer Commissionäre, der sogenannten Compradores, ausgeführt werden, und es unmöglich ist, sie zu umgehen*).

Und so haben wir als allgemeines Resultat: eine hohe Entwickelungsstufe der praktischen Seiten des Volkslebens, eine Masse productiver Thätigkeit und so bedeutende intellectuelle Kräfte, daß sie im Stande sind, sogar in der Berührung mit civilisirten Nationen zu concurriren. Kann man bei solcher Sachlage den Gedanken an einen todten Organismus gelten lassen? Andererseits sagt uns die Geschichte, daß China schon in alten, fast könnte man sagen vorgeschichtlichen Zeiten eine sehr bedeutende Cultur besaß; die großen Erfindungen des 14. Jahrhunderts, welche der Renaissance in Europa vorangehen, waren in China lange vor Christus bekannt. Giebt man die angeführten Thatsachen zu, so muß man eins von beiden anerkennen: entweder die Cultur, welche in alten Zeiten erarbeitet worden ist, war lange nicht in dem vollkommenen Zustande, in welchem sie sich jetzt darstellt, und folglich hat es einen Fortschritt gegeben, den wir nicht wahrgenommen haben wegen der geringen Bekanntschaft mit dem Lande und weil die Annahme einer Unbeweglichkeit nicht statthaft ist; oder zweitens, daß hier im Verlaufe ganzer Jahrtausende ein dunkeler, aber hartnäckiger Kampf mit irgend einer unbekannten Kraft stattfindet, welcher das Wachsthum aufhält, und daß das Factum dieses Kampfes selbst nicht nur jede Vorstellung von der Kränklichkeit des Organismus ausschließt, sondern vielmehr beweist, daß dieser Organismus im höchsten Grade lang- und zähledig ist.

Welches sind nun diese unbekannten Kräfte? Ich stelle die Frage, sagt Sosnowski, ohne es irgend wie auf mich zu nehmen sie zu lösen, was bei meinem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte im Lande selbst auch ein Leichtsinn wäre. Andererseits lassen sich aber auch die Eindrücke nicht verschweigen, welche jeder, der in fremdem Lande reist, unvermeidlich davon trägt.

Den China-Reisenden setzt ein gewisser Zwiespalt, ein gewisser Widerstreit der beiden Elemente, aus welchen die Bevölkerung besteht, in Erstaunen: es ist die Beamtenschaft auf der einen und die Ranglosen, d. h. Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, auf der andern Seite. Dieser Zwiespalt ist offenbar durch das Erziehungssystem bedingt, welches als seinen einzigen Zweck die Heranbildung von Beamten für den kaiserlichen Dienst verfolgt. Nur für diese trägt die Regierung die Kosten für Schulen und Lehrer, während sie das übrige Volk seinen eigenen Bestrebungen überläßt, welches denselben durch Hauslehrer und Volksschulen Genüge thut. Dort lernt der Ranglose Rechnen und die erforderliche Menge von Schriftzeichen, was beides zusammen ihm einige materielle und wissenschaftliche Kenntnisse beibringt, weil die Schrift ideographisch ist, und tritt dann in das Leben ein. Da er sich seine angeborenen Geisteskräfte unberührt von jenem gesetzlich geordneten Erziehungswesen erhalten hat, so bildet er jene producirende Classe und erreicht in allen praktischen Thätigkeiten jenen hohen, aber geschilderten Grad von Vollkommenheit. Die Bildung der Beamten dagegen geht einen andern, streng geregelten Weg. Wenn sie in den Vallsschulen aber bei Hauslehrern genügende Vorkenntnisse gesammelt haben, werden sie in ihre Kreis- oder Bezirksstädte geschickt, wo sie sich einem Examen unterwerfen müssen. Bestehen sie dasselbe, so beziehen sie als „Studenten aber Stufai" die Staatsschulen. Student können sie wohl an 30 Jahre bleiben; als solche sind sie von allen öffentlichen Diensten und Abgaben befreit, verlieren aber das Recht, sich ihren Stand wählen zu dürfen, müssen vielmehr als Candidaten des Staatsdienstes ihre weitere Bildung unter Leitung von Staatslehrern sich erwerben. Dazu werden sie in Poesie, Literatur, guten Sitten, religiösen Gebräuchen, Musik und Mimik unterrichtet und zwar aus vier classischen und fünf canonischen Büchern, welche wegen ihres Alters und wichtigen Inhalts als solche anerkannt sind. Alljährlich findet

*) Das mehrerwähnte Ratzel'sche Buch giebt in seinem Hauptabschnitte eine sehr eingehende und interessante Darstellung der chinesischen Auswanderung und des chinesischen commerciellen Einflusses in den gesammten Nachbarländern, ihrer Besiedelung der Mandschurei, Mongolei und Formosas, ihres Verkehrs mit dem Amurlande, Korea, Japan und den Philippinen, ihres dominirenden Einflusses in Hinterindien und ihrer Auswanderung nach Amerika, Australien u.

ein sogenanntes Jahresexamen statt, und nach Verlauf von zwei Jahren im dritten eine einleitende, vorläufige Prüfung. Es werden zur Bearbeitung Themata aus jenen vier und fünf Büchern gegeben, politische Aufgaben und sinnwortige Verse von 4 bis 10 Zeilen. Mit diesem Ballast beschwert wird der Student in seine Provinzialhauptstadt geschickt und von da behufs Erlangung der höheren wissenschaftlichen Grade (Candidat oder Tsai-shen, Gelehrter oder Gun-schi und Magister oder Tsin-schi) nach der Residenz und ins Staatsexamen, worauf er in den kaiserlichen Dienst tritt. Auf solche Weise wird künstlich jenes ausgeartete Geschlecht von Schmarotzern und bestechlichen Beamten erzogen, welches in Wahrheit unseren Begriffen von Chinesenthum entspricht. Tüchtige liberale Männer, wie z. B. der oben erwähnte Tso-tschung-tang, sehen die Verkehrtheit dieses Systems, das solche unbrauchbaren Beamten erzeugt, wohl ein; sagte er doch von denselben: „Ihre Arbeit besteht in Essen, Trinken und Verse machen.“ So schickte Sosnowski in Gutschen seinen Dolmetscher aus, um Nachrichten über den Weg einzuziehen. Derselbe kommt zurück und erzählt, daß er die Localbehörden zwar vollzählig versammelt angetroffen, aber keinen Bescheid von ihnen habe erhalten können, weil sie gerade in ernstem Dispute über die Frage begriffen gewesen seien, ob es richtiger wäre, in einem Verse zu sagen: „Der Wind heult“ oder: „Der Wind pfeift.“ Und das ereignete sich 120 Werst von Urumtsi, dem Herde des Aufstandes, und zu einer Zeit, wo die chinesischen Soldaten Hungers starben! In solchem Grade kann ein unsinniges System gute natürliche Anlagen herunterbringen.

Zum Glücke für das Land ist die Zahl der Beamten gering im Vergleiche zu der der Bevölkerung; man zählt ihrer einen 14,000, also eine verschwindende Menge. Man braucht keine Prophetengabe zu besitzen, um behaupten zu können, daß, wenn die Regierung einmal von ihrem Systeme abläßt und den Weg der Reformen betritt, dann China das Schauspiel, welches jetzt Japan bietet, wiederholen wird. Denn religiöse Intoleranz und Fanatismus, wie man sie im Mahammedanismus findet, giebt es hier nicht.

Zum Schluß einige Bemerkungen über die Stellung und Bedeutung Chinas zu und für den Mohammedanismus im Osten. Die Dschungarei und Ostturkestan werden vorzugsweise von Mohammedanern bewohnt; ebenso machen dieselben in den drei nördlichen Provinzen des innern China einen beträchtlichen Procentsatz der Bevölkerung aus. Hier ist es unmöglich, den Mohammedaner an seiner äußern Erscheinung von dem gewöhnlichen Chinesen zu unterscheiden: er hat dasselbe schiefe Auge, trägt dasselbe Kleid und beobachtet alle die bestimmten Sitten und Gebräuche. Es ist den Chinesen in manchen Gegenden gelungen, sich jene so zu assimiliren, daß sie beim Ausbruche des Aufstandes sich offen auf die Seite der Regierung schlugen. Diese Empörung ist in Europa aus nicht ganz triftigen Gründen als die der Dunganen bekannt. Sie begann 1860 in der Provinz Schen-si, verbreitete sich rasch nach dem benachbarten Kan-su und von dort bis in die Grenzländer. Anfangs war die Lage der Regierung schwierig: die Truppen gingen wegen der im Intendanturwesen herrschenden grenzenlosen Unordnung bataillonsweise zu den Aufständischen über. 1868 wurde dann Tso-tschung-tang zum Höchstcommandirenden ernannt; folgerichtig unterwarf er zunächst die wichtigsten Centren der Feinde Tsin-tsi-ou, Ho-tschau und Si-ning-fu. 1872 nahm er zuerst Sui-tschau und stellte die Verbindung mit den nördlichen Gebieten wieder her, so daß sich gegenwärtig die Insurrection nur auf die Districte von Urumtsi und Manas und auf Ostturkestan erstreckt. Im Mai dieses Jahres gedachte man, zunächst erstere beiden energisch anzugreifen und dann die Waffen gegen Yakub-Beg von Kaschgar zu kehren (hat aber einstweilen böse Verluste erlitten. Neuerdings sollen die Chinesen Munas erobert haben). China schont so weder Mühen noch Opfer und nicht zum ersten Male macht es diese Prüfungen durch. Wenn man deshalb die Befürchtungen, welche wegen der raschen Ausdehnung des Islam in Indien gehegt werden, und den religiösen Fanatismus, welcher in Turkestan unaufhörlich kriegerische Expeditionen herausfordert, in Erwägung zieht, so muß man anerkennen, daß China, indem es seine eigenen Ziele verfolgt, dabei dem Allgemeinen und Rußland vielleicht im Besondern treffliche Dienste erweist.

Land und Volk von Akem.

II.

W. E. **Religion.** Im Folgenden gebe ich einige der Hauptzüge ihrer Religion, wie sie mir von dem eingeborenen Missionär David Asante schriftlich mitgetheilt worden sind. Die unter den Europäern allgemein verbreiteten Vorstellungen über den Fetischismus der Bewohner der Goldküste sind völlig irrthümliche. Ihre Religion geht nach dieser Ansicht auf in der Anbetung von Stücken Holz und Stein. Man spricht ihnen jede Kenntniß von einem Alles beherrschenden Gott und Schöpfer ab *). Dies alles stimmt mit den Thatsachen durchaus nicht überein. Sie haben, das ist nicht in Abrede zu stellen, eine Menge von Gottheiten, wiewohl sich auch deren Verehrung, wie sich gleich zeigen wird, wesentlich von den gemeinhin darüber verbreiteten Vorstellungen unterscheidet. Lange aber bevor die christliche Lehre in ihr Land gebracht wurde, hatten sie eine klare und auffallend entwickelte Vorstellung von dem einen höchsten Gott, den sie als Schöpfer und Erhalter aller Dinge ansahen. Er ist allgegenwärtig in dem sichtbaren Himmelsgewölbe, das ihnen als Theil seines unermeßlichen und unendlichen Wesens gilt. Er ist allwissend, sieht und hört alles, während er dem Menschen in seiner persönlichen Gestalt unsichtbar bleibt. Da er ohne Geburt und Tod ist, so ist er weder alt noch jung. Er ist der Vater, die Erde ist die Mutter der Welt. Wenn er tödtet, kann Niemand schützen; wenn er schützt, kann Niemand

*) Diese Behauptung ist sehr übertrieben. Fast alle früheren Berichterstatter constatiren die Verehrung eines von den Fetischen verschiedenen höhern Wesens bei den Stämmen der Goldküste; vergl. unter Anderen Henry Meredith: Account of the Gold Coast, London 1812, p. 35 u. 115. H. Monrad: Bidrag til en Skildring af Guinea Kysten, Kopenhagen 1822, p. 1 ff. Ersterer erwähnt z. B., daß die Fanti in Abra den Hauptgegenstand ihrer Verehrung als „Meister, Meister, Vater Aller“ anrufen. Auch die Loango-Neger verehren ein höchstes Wesen neben ihren Fetischen, das unter dem Namen Zambi-ampungu im Himmel wohnt. Bastian a. a. O. I, S. 367.

tödten. Unveränderlich und unwiderruflich setzt er das Schicksal jedes Individuums vor der Geburt fest, so daß bei dem Ehwee-Volk der Satz sprichwörtlich verbreitet ist: „Das Schicksal ist eine unabänderliche Bestimmung.“ Sie nennen den höchsten Gott Anionkópong und geben diesen Namen niemals einer der kleineren Gottheiten, brauchen ihn auch nie in der Mehrheit. In ihm sehen sie nicht nur den Schöpfer aller unbelebten] Dinge, sondern ebenso den der unsichtbaren Geister der Luft, welche, da er selbst zu fern vom Menschen wohnt, den Verkehr zwischen Gott und dem Menschen vermitteln, böse Thaten strafend, gute belohnend. Von diesen Geistern giebt es drei Arten oder Classen, von denen zwei persönlich sind. Die dritte ist zwar unpersönlich, oder nichtsdestoweniger mit einem gewissen Vermögen begabt, ihrem Anbeter Gutes und Böses zuzufügen. Zu dieser dritten unpersönlichen Classe gehören die Amulete, die man am Hals, am Bein und an der Hand trägt und in den Häusern aufstellt. Die kleineren Fetische oder Geister, welche die zweite Classe bilden und augenscheinlich nichts sind als eine Nachahmung der ursprünglich vorhandenen großen Fetische, haben ihren Wohnort hauptsächlich in Odum- oder Baumwollenbäumen, bisweilen auch in einem hölzernen Napf oder einer metallenen Pfanne, die mit einer Masse von Thon und Blättern angefüllt ist. Diese kleineren Fetische haben Priester, die als ihre Dolmetscher fungiren, ihren Willen dem Menschen verkünden, auch öffentlich vor dem gemeinen Volk tanzen. Auch werden sie als Wahrsager verehrt und in Fällen von Krankheit und Mißgeschick vom Volk um Rath befragt. In Krankheitsfällen sind sie besonders nützlich, da sie, im Besitz einer ganz guten Kenntniß der Wirkungen der Pflanzen, in jedem Dorf als die angesehensten Aerzte fungiren.

Eine Person, die von einem der kleineren Fetische als Priester oder Priesterin auserwählt wird, springt wie toll und besessen herum, meidet Speise und Trank, sogar das Sprechen, bis ein älterer Priester den Namen des Fetischs ausgefunden hat. Ist ein kleinerer Fetisch entdeckt, so erhält er einen Wohnort, indem er in einen Napf oder eine Pfanne gestellt wird, auf der ihm Opfer dargebracht werden. Der neu bestellte Priester wird dann einem ältern übergeben, mit dem er drei Jahre zubringt, um in seinem Amte unterwiesen zu werden. Priester werden stets in der Jugend auserwählt und dürfen sich während der Zeit der Unterweisung nicht verheirathen. Sie sind gehalten, sich ihr Leben lang nicht scheeren zu lassen. Dies Priesterthum ist nicht erblich. Stirbt ein Priester oder eine Priesterin, so kann der Fetisch, dem sie dienten, sich den Nachfolger aus jeder Familie mit Ausnahme der des Königs wählen.

Die gewöhnlichen, den kleinen Fetischen dargebrachten Opfer bestehen aus Schafen, Ziegen, Hunden, Vögeln, Yams und Trankopfern aller Art. Außer an den großen jährlichen Festen werden diese Opfer an bestimmten Tagen jeder Woche dargebracht, oder auch so oft das Volk sie beliebt.

Die erste Classe, die der großen Fetische oder Geister, besteht aller Wahrscheinlichkeit nach aus den ursprünglichen Gottheiten des die Bewohner der Goldküste bildenden Ehwee-Volkes. Sie werden nicht in Abbildern verehrt, nicht in Näpfe oder Pfannen eingeschlossen wie die kleinen Fetische oder Geister, auch schreibt man ihnen weder einen dauernden noch einen zeitweiligen Aufenthalt in Bäumen zu, sondern glaubt, daß sie in Felsen, Höhlen, Wäldern und anderen wilden und romantischen Orten ihren Wohnsitz haben. Bis zu einem gewissen Grade schreibt man ihnen dieselben Eigenschaften zu wie dem großen Gott und Schöpfer. Sie sind unsichtbar, sogar für ihre Priester. Nur in den seltenen Fällen werden sie gesehen, wo sie erscheinen, um eine übelgesinnte Person zu Tode zu schrecken oder um eine Grausamkeit zu ahnden, die ein mit ihrem Aufenthaltsort unbekannter Sterblicher gegen sie zu begehen sich unterfangen hat. Andererseits heirathen sie, zeugen Kinder und thun überhaupt alles, was menschliche Wesen thun. Diese großen Fetische erwählen ihre Priester nicht aus dem Volke wie die kleinen. Ihre Priesterschaft, die eine besondere Classe bildet, ist erblich und überhaupt der des alten Bundes in hohem Grade ähnlich. Im Gegensatz zu den Priestern der kleinen Fetische tanzen sie nicht öffentlich, fungiren auch nicht als Wahrsager. Bei Antritt ihres Amtes werden sie von einem ältern Priester in Gegenwart anderer geweiht. Ein Opfer wird dem großen Fetisch, dessen Priester neu berufen wird, dargebracht, und der die Weihe vollziehende Priester ruft im Gebet den Fetisch an und nennt seinen neuen Diener: „Gott, Erde, großer Fetisch . . ., ich weihe jetzt Deinen Sohn . . ., auf daß er Dein Priester sei. Verleihe ihm eine große Familie und viel Wohlstand. Beschütze ihn und die Seinen vor allem Uebel. Segne seine Freunde, die ihm wohl wollen, und verfluche seine Feinde, die ihm übel wollen. Gieb ihm Beredtsamkeit, wenn er seine Gebete beim Opfer spricht u. s. w.“

Die Hauptaufgabe dieser Priester ist, an bestimmten Tagen in der Woche ihren großen Fetischen Opfer darzubringen und dasselbe mit den für die besondere Gelegenheit geeigneten Gebeten zu begleiten, mit denen sie sich sorgfältig vertraut gemacht haben müssen. Ihre gewöhnlichen Opfer bestehen aus Stierkälbern, Schafen, Ziegen und Palmwein. Die dargebrachten Thiere müssen ohne Gebrechen und ohne Flecken, die weiblichen dürfen nicht trächtig sein. Opferplätze für die Trankopfer befinden sich in den Wohnungen und Hofräumen der Priester. Andere Spenden, die aber auch immer mit Trankopfer verbunden sind, werden an die Aufenthaltsorte der Fetische gebracht. Diesen Plätzen naht Niemand, auch nicht der Priester, ohne ein Opfer, welches auf einem Altar aus unbehauenen Steinen dargebracht wird. An dem Tage der Darbringung hat sich der Priester des Umgangs mit Frauen sowie aller thierischen Nahrung zu enthalten. Uebertritt er dies Gebot, wissentlich oder unwissentlich, so ist er befleckt und untauglich, an diesem Tage zu opfern. Diesen Priestern ist die Ehe mit einer Wittwe untersagt; auch ist ihnen die Berührung eines todten Körpers aufs Strengste verboten. Hat ein Priester dem Leichenbegängniß eines Freundes oder Verwandten beigewohnt, so muß er am Abend durch geweihtes Wasser geheiligt werden, mit dem er dreimal sich selbst besprengt oder von einem andern Priester seiner Classe besprengt wird. Er ist auch befreit vom Fasten, sogar beim Tode seiner nächsten Verwandten. Diese Priester haben eine Rangordnung, die sich nach der Bedeutung ihrer Fetische regelt, und genießen daher nicht alle dieselben Vorrechte. Hoherpriester ist der Priester des höchsten oder wichtigsten Fetischs. Er hat mehr Macht als der Häuptling einer Stadt oder eines Districts, ja in mancher Hinsicht mehr als der König einer ganzen Landschaft. Seine Befehle müssen ohne Zögern ausgeführt werden, da Ungehorsam gegen seinen Willen gleichbedeutend ist mit Ungehorsam gegen den großen Fetisch, dem er dient. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erhalten durch Anrufung eines der großen Fetische. Sie machen ein bestimmtes Zeichen und rufen den großen Fetisch namentlich an, sie hinfort als seine Sklaven anzunehmen. Der Priester oder Hoheprieſter besprengt dann den Sklaven mit Weihwasser, und dieser ist frei oder wenigstens nur Sklave des Fetischs. Es steht ihm dann frei, bei dem Priester oder Hohenpriester zu verbleiben oder sich irgend anderswohin zu wenden.

Dies sind die Hauptpunkte der Religion der Goldküste.

Aus allen Erdtheilen.

Tonkin (Tongking).

E. S. Diese Nordprovinz des Königreiches Annam ist durch den Handelsvertrag vom 31. August 1874 zwischen Frankreich und Annam dem Handelsverkehre aller Nationen eröffnet; das „Journal officiel“ vom 27. Februar 1876 enthält den Wortlaut des Originalvertrages sammt der Nachtragsconvention, deren Ratificationen sämmtlich am 26. August 1875 zu Hue, der Hauptstadt Annams, ausgetauscht wurden. Die gewährten Vergünstigungen bestehen darin, daß der Hafen von Haiphong (20° 53′ nördl. Br., 104° 25′ östl. L. von Paris) und einige Hafenorte geringerer Bedeutung nicht nur dem französischen, sondern überhaupt dem auswärtigen Handel geöffnet und die Zölle, Leuchtthurm- und Ankergelder sowie die Freiheit des Lotsendienstes für alle Nationen geregelt ist. Der Zolltarif ist ein sehr mäßiger. Die Waaren zahlen bei der Ein- und Ausfuhr einen Zoll von 5 Procent ad valorem; nur Salz und Getreide zahlen 10 Procent und das letztere darf nur auf Genud besonderer zeitweiliger Erlaubniß ausgeführt werden. Dem französischen Handel wird lediglich der Vorzug eingeräumt, daß die von ihm nach Saigon ein- und von Saigon ausgeführten Waaren bloß den halben Zoll zu entrichten haben. Endlich verpflichtet sich Frankreich, der Regierung von Annam ein geeignetes Zollpersonal zur Verfügung zu stellen und bei Beschützung des Seehandels gegen die Piraten hülfreiche Hand zu bieten. Zur Ausführung dieser Schlußbestimmung wurde in Haiphang, welchem die berüchtigten Pirateninseln vorgelagert sind, aus Kanonenbooten, die von Saigon aus abgezweigt sind, eine französische Marinestation unter dem Befehle eines Fregattencapitäns errichtet, der die kleine Flottille unter dem Oberbefehle des Gouverneurs von Cochinchina leitet. — Reisende, namentlich der Franzose Dupuis, welche das Land neuerdings besuchten, machen über die daselbst obwaltenden Verhältnisse die nachstehenden Angaben. Tonkin, ungefähr zwischen 20 und 23° nördl. Br. gelegen, wird von dem Songka (Nhiha, chinesisch Hongkiang) durchzogen, welcher von Nordwesten aus der angrenzenden chinesischen Provinz Yünnan kommt und sich unterhalb Haiphong bei der Insel Hon dan in den Golf von Tonkin ergießt. Der Hafen von Haiphong ist bei hohem Wasserstande für Schiffe von 2,75 bis 3 Meter Tiefgang zu erreichen; von hier bis zur Provinzialhauptstadt Hanoi oder Kesche (21° 1′ nördl. Br., 103° 35′ östl. von Paris) bringen sehr unvollkommene Dschunken chinesischer Bauart die Waaren, doch hat eine Hongkonger Firma Anstalten getroffen, kleine Flußdampfer zum Bugsiren der Cargoboote und zur Passagierbeförderung dorthin zu senden. Die Schifffahrt auf dem Songka ist bis zur chinesischen Grenzstadt Loo Kai gestattet; bis dahin können jedoch nur Schiffe von 1 bis 1,25 Meter Tiefgang gelangen; jenseits wird er bis Mungkao als schiffbar für flache Boote bezeichnet, dann aber ist er wegen Stromschnellen nicht mehr schiffbar. Der Wasserweg nach Yünnan bietet sohin nicht die großen Vortheile, welche die Franzosen nach der ersten Befahrung in Aussicht stellten; überdies liegen die werthvollen Zinnbistricte an 75 Kilometer von Mungkao entfernt, die Kupferbergwerke Yünnans sogar noch weiter. Tonkin ist reich an mineralischen Lagern wie vegetabilischen Erzeugnissen. Geöffnet, aber nur oberflächlich betrieben sind 14 Goldminen, 7 Silberminen, 3 Kupferminen, 1 Zinnmine, 17 Eisenminen, 3 Salzminen. Unberührt sind Kohlenlager an der Oberfläche, darunter in der Nähe der Meeresküste. Der Boden ist sehr fruchtbar; angebaut werden Maulbeerbaum (für eine stark entwickelte Seidencultur, die allein in der Umgegend von Hanoi bis zu 20,000 Pfund Rohseide liefern soll), Zuckerrohr, Baumwolle, Mais, Tabak, Rüben und vor allem Reis, der zwei Ernten liefert: erste Aussaat December, Ernte März bis April; zweite Aussaat Juli, Ernte Anfang November. Die Qualität des Reises ist verschieden und bald gleich dem von Saigon, bald dem von Birma, bald rother Reis; letzterer wird pro Centner durchschnittlich mit 3,5 Mark bezahlt. An Medicinal- und Farbestoffen ist Tonkin überreich; Cassia, Cardamon, Sticklack und Sternanis können für den Handel am beachtenswerthesten werden; noch sind sie aber im Einkauf theurer als anderswo. Am lohnendsten für den Export sind Baumwolle und Stoffe daraus, Seidenstoffe, Tabak und einzelne Medicamente. Dem Konsmann darf es an Geduld nicht fehlen; die Eingeborenen sind an den Verkauf an Europäer noch nicht gewöhnt, ziehen vor an chinesische Unterhändler zu verkaufen und geben nur in kleinen Quantitäten ab. Consumtionsgebiet ist die dünn bevölkerte Provinz nur in geringem Grade; ein lebhafter Handel wird sich erst entwickeln, wenn einst Yünnan für Europäer erschlossen ist und zu den Landesproducten noch Thee, Rhabarber und Opium als Waaren des chinesisch-europäischen Handels kommen.

Ueber Haiphong bringt ferner die „Allgemeine Zeitung“ vom 21. Juli 1876 nach der „Overland China Mail“ unter anderm Folgendes. „Gleich seinem Schwesterhafen Hoihau in Hainan (s. „Globus“ XXX, S. 78) scheint Haiphong nicht geeignet, die mercantile Unternehmungslust in besonderm Grad an sich zu ziehen. Vor allen Dingen muß Haiphong, so zu sagen, erst geschossen werden. Wenn die ersten Anzeichen einer amerikanischen Ansiedelung in der Errichtung eines Gefängnisses, eines Zeitungsbüreaus und einer Kirche auf der ausgesuchten Stelle zu finden sind, so können die einer französischen Occupation mit gleicher Richtigkeit in der Herstellung von Soldatenbaracken, eines Regierungsgebäudes und eines Marktplatzes zu erkennen sein. Bisher entbehrt jedoch Haiphong dieser charakteristischen Kennzeichen, welche hier hauptsächlich in einer ungeheuren schlammigen Uferstrecke bestehen, die von zwei Forts beherrscht wird, in welchen alle officiellen, ärztlichen und kirchlichen Factoren dieses Hafens untergebracht sind. Ein merkwürdig schmutziges Dorf oder eigentlich eine Verkettung von Dörfern bildet das jetzige wirkliche Haiphong, und die vornehmliche Beschäftigung der Bewohner desselben scheint in der ununterbrochenen Anstrengung zu bestehen, Leib und Seele beisammenzuhalten. Einen Vortheil über Hoihau, den Hafen von Hainan, hat Haiphong jedenfalls: die Schiffe können in einer annehmbaren Entfernung vom Ufer vor Anker gehen, und obwohl es gelegentlich von Orcanen heimgesucht wird, so scheinen diese doch nicht so destructiver Natur zu sein als jene, die man in Hainan fühlt. Man könnte jedoch nicht sagen, daß einheimische Dschunken diesen Vortheil zu würdigen wissen; denn in der Regel sind dort nie mehr als ein Dutzend derselben vor Anker zu sehen. Dennoch ist für Haiphong in dieser Hinsicht die Möglichkeit vorhanden, eine wichtige Verkehrsstation zu werden. Dies könnte unter zwei Bedingungen der Fall werden, nämlich: daß die in der unmittelbaren Nachbarschaft vorhandenen Kohlenwerke eröffnet und ausgebeutet werden oder daß die Reisausfuhr gestattet würde — welche letztere die annamitische Regierung soeben zeitweilig gestattet hat. Wir müssen hier noch bemerken, daß Haiphong der Hafen von Hanoi ist. Hanoi, die jetzige Hauptstadt und der wirkliche commercielle Mittelpunkt von Tonkin, ist ein von Haiphong sehr verschiedener Platz. Es hat eine zahlreiche Bevölkerung, ist sehr sauber und treibt lebhaften Han-

Digitized by Google

del sowohl mit der Außenwelt als auch mit dem Innern. Der fremde Verkehr versprach seinen Handel mehr zu entwickeln. Der Vertrag specificirt eine gewisse Zolltaxe, welche von den Importen und Exporten erhoben werden soll. Was die ersteren anbelangt, so entziehen sie sich der fremden Einmischung, da jedoch nur Haiphong und Hanoi als die Einschiffungspunkte für die Exporte specificirt wurden, sahen die eingeborenen Mandarinen hierin ein Mittel zu einer ergiebigen Erpressung, indem sie jeden Artikel, der zur Einschiffung in einen der beiden Häfen gesandt wurde, mit einer hohen Taxe belegten. Die natürliche Folge daher ist, daß der Handel in einer Weise daniederliegt, die den Kaufleuten nur geringe Vortheile verspricht. Warum die Franzosen, die sonst gewohnt sind, mit den asiatischen Racen in einer Weise zu verfahren, die einen kräftigen Arm bekundet, einen solchen Zustand der Dinge dulden, ist schwer zu erklären. Es heißt, die französische Regierung finde sich keineswegs veranlaßt, ihre Verantwortlichkeiten in Cochinchina zu vermehren, und sie hätte sogar gewünscht Tonkin noch eine Zeit lang sich selbst zu überlassen. Wie dem auch immer sein mag, eine Thatsache ist es, daß die eingeborenen Beamten den Geist des Vertrags in jeder möglichen Weise verletzen. Die Hauptstadt liegt über 50 (englische) Meilen in directer Linie von Haiphong entfernt; aber die vielen Krümmungen, welche beladene Boote in ihrem Laufe verfolgen müssen, machen die wirkliche Distanz dreimal so groß. Selbstverständlich ist dies auch die Ursache, warum die Kriegsschiffe die Hauptstadt nicht so oft besuchen können, und die Mandarinen machen sich diesen Umstand in reichlichem Maße zu Nutzen. Hanoi importirt eine geringe Quantität Baumwollwaaren, bezog jedoch dieselben bisher aus Pakhoi oder Canton. Die Besuche fremder Dampfer werden wohl eine Aenderung in dieser Hinsicht hervorbringen; allein es sind noch keine Anzeichen irgend einer Thätigkeit in dieser Richtung von Seite localer Häuser wahrnehmbar. Die Exporte sind unbedeutend, mit Ausnahme von unechtem Gambier, welcher im südlichen China leichten Absatz findet, weil er zum Färben des Baumwollzeugs verwendet wird, mit welchem sich die Kulis bekleiden. Andere Exportartikel sind Häute, Rotang, Thee, Muskatnüsse und Firniß. Aber der Umsatz dieser Artikel ist noch zu gering, um lohnende Frachten zu bieten. Die Wichtigkeit von Haiphong und Hanoi besteht, wie die Franzosen selbst zugeben, darin, daß sie an der Hauptstraße nach Yünnan liegen. Vorderhand läßt sich wegen der desorganisirten Zustände dieser Provinz aus diesem Umstand noch kein Nutzen ziehen. Banditen jeder Gattung, schwarze, weiße und gelbe, machen die Straße unsicher und die Entwickelung des Handelsverkehrs unmöglich. Wenn es Frankreich ernstlich daran gelegen wäre, Tonkin zu eröffnen, so würde es mit diesem Raubgesindel kurzen Proceß machen. Allein wir fürchten, ein solches Unternehmen sei nicht die Sache Frankreichs. Die Unterdrückung des Räuberunwesens und die Einführung wirksamer aber freisinniger Einrichtungen in Betreff des Handelsverkehrs sind nützliche Unternehmungen, aber sie versprechen wenig Ruhm. Abgesehen davon würden solche Erfolge anderen Nationen mehr zugute kommen als den Franzosen, welche die besten militärischen, aber die schlechtesten commerciellen Colonisten sind. Bisher haben die allerwärts verbreiteten Chinesen den größten Vortheil aus der französischen Occupation gezogen. Etwa 600 Chinesen haben sich in Haiphong angesiedelt und monopolisiren gänzlich alles, was Geschick, schwere Arbeit oder commercielle Findigkeit erheischt. „Träge wie ein Annamite," ist beinahe zum Sprichwort geworden, und es scheint, mit Recht. Die wenigen Franzosen, die sich die Eröffnung des Landes zu Nutzen machen, begnügen sich damit, mit Artikeln zu handeln, welche zwar einen hübschen Gewinn geben, aber keine Opportunität für Geschäfte in ausgedehntem Maßstabe bieten. Ein paar fremde Agenten in Hanoi würden gute Gelegenheit finden, fremden Stückgütern Eingang zu verschaffen, und der unternehmende Mann, dem es glücken würde, eine gute Ladung nach Yünnan zu bringen, dürfte zweifelsohne einen sehr guten Gewinn ernten; was aber Haiphong selbst anbelangt, so zweifeln wir sehr, daß es ein günstiger Platz für ein commercielles Etablissement sein dürfte. Es kann das Wampoa eines blühenden Canton werden, aber schwerlich etwas anderes, ausgenommen es würden seine Kohlenwerke ausgebeutet. Annam ist in der That China sehr ähnlich. Es ist obstructiv und übermüthig, wenn es dies sein darf, und findet außerdem große Schwierigkeiten, um die Ordnung im eigenen Gebiet aufrechtzuerhalten. Soll es je das Feld eines regen Handelsverkehrs mit der Außenwelt werden, so müssen die Banditen erst ausgerottet und die Mandarinen ehrliche und fortschrittsfreundliche Männer werden.

* * *

— Der Pera-Correspondent der „Allgemeinen Zeitung", wohl der über Land und Leute und Zustände in der Türkei am besten unterrichtete unter den vielen, die über jene Thesmata jetzt schreiben, spottet über die officiellen Berichte des englischen Botschafters in Konstantinopel und die officiellen Erklärungen der englischen Minister im Parlamente, daß „wohl einzelne Fälle vorgekommen sein mögen, wo Tscherkessen Kinder als Sklaven verkauften, aber gewiß nicht in regelmäßiger Weise." „Haben denn" — fragt er — die Tscherkessen jemals ein anderes Gewerbe betrieben als Sklavenhandel? Und weiß die englische Botschaft nicht, daß nur in einer Entfernung von höchstens 10 Minuten vom englischen Botschaftshotel von uralten Zeiten her bis auf den heutigen Tag sich der tscherkessische Sklavenmarkt und die Sklavenhändler-Börse befinden? Das weiß doch jeder Schuhputzer in Konstantinopel".

Im selben Berichte vom 4. August schreibt er zum Schluß: „Ganz unglaublich und doch buchstäblich wahr ist es, daß seit einiger Zeit Seeräuber das Marmora-Meer, also ein in jeder Beziehung mare clausum und noch dazu kleines Meer, unsicher machen und also geradezu der Hauptstadt und der colossalen Panzerflotte Hohn sprechen."

(Nach neueren Berichten vom 15. August sind zwei dieser mit Lasen bemannten Boote bei Armutlu am Meerbusen von Gemlik gefangen worden, während ein drittes nach dem Schwarzen Meere entkam.)

— Am 15. August ist im Beisein von etwa 10 Verwandten des Reisenden die Bronzestatur Dr. Livingstone's in East Prince's-street Gardens zu Edinburgh enthüllt worden. Der Missionär ist im Reisekleide dargestellt, in der rechten Hand eine Bibel und die Linke auf den Griff einer Axt gestützt.

Inhalt: Peking und Nordchina. III. (Mit vier Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. (Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 7., 10. und 14. August 1876.) I. und II. (Mit Karte.) — J. A. Sosnowski über seine chinesische Expedition in den Jahren 1874 bis 1875. II. (Schluß.) — Land und Volk von Atjeh. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Tonkin (Tongking). — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 30. August 1876.)

* Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, II Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Literarischer Anzeiger Nr. 8. — Verzeichniß der im Jahre 1874, 1875 und 1876 im Verlage von Karl Scholtze in Leipzig erschienenen naturwissenschaftlichen Werke.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

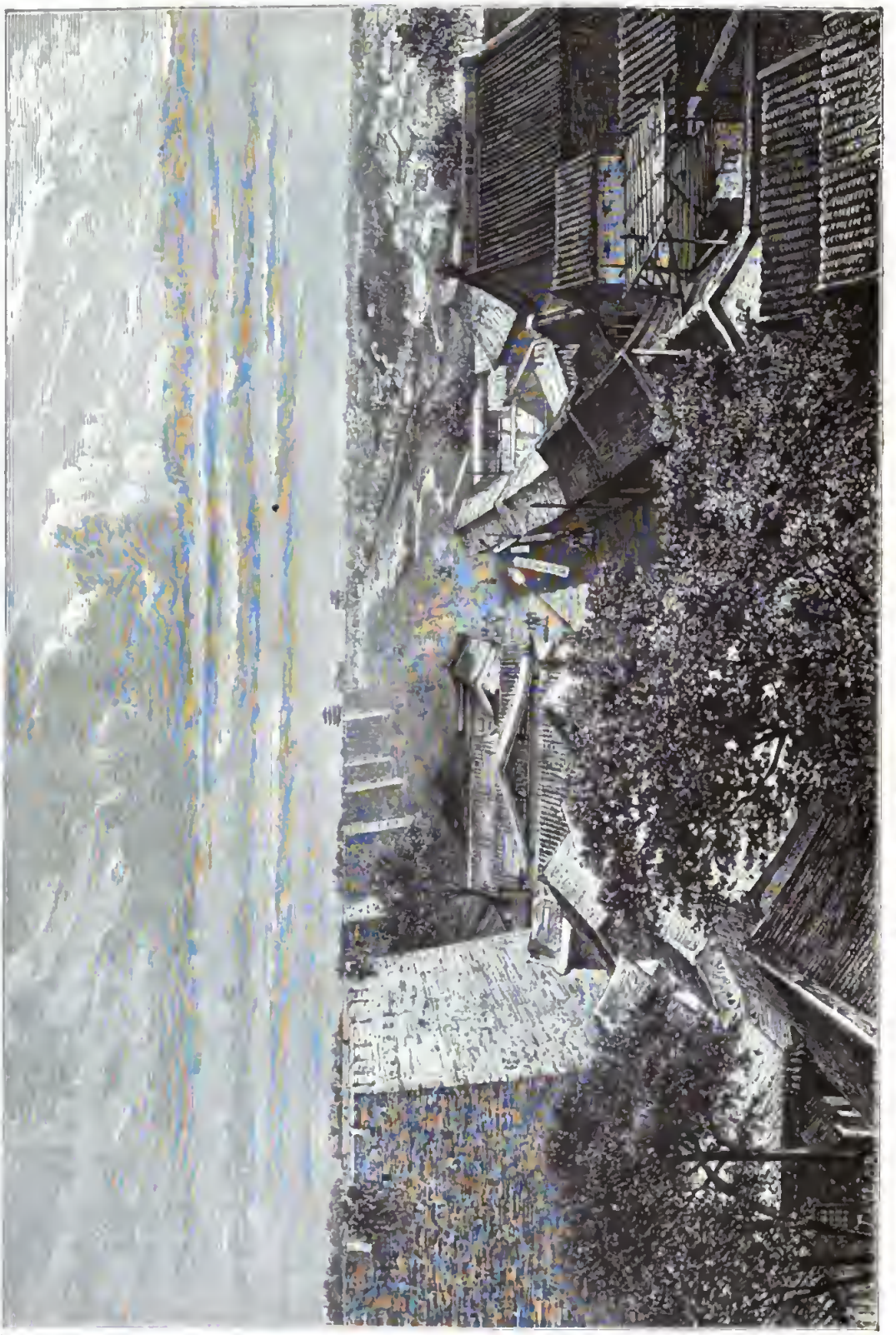
Peking und Nordchina.

IV.

Peking ist eine der ältesten Städte des Landes und wird schon im zwölften vorchristlichen Jahrhundert unter dem Namen Ki erwähnt als Hauptstadt eines Fürstenthumes Jen. Alte, rechtwinklig zu einander laufende Erdwälle im Norden der heutigen Stadt scheinen dieser ältesten Gründung in der Ebene zwischen Pei-ho und Hun-ho anzugehören. Mehrfach wechselte sodann die Stadt im Laufe der Geschichte ihren Namen und ihre Lage, wenn sie auch nie weit von ihrer alten Stelle fortgerückt wurde. Seit 937 war sie fast ohne Unterbrechung Residenz, namentlich der Kitan und ihrer Liao-Dynastie, der Kin-Dynastie, des großen Kubilai Chan, unter dessen Herrschaft sie der berühmte Venetianer Marco Polo besuchte, der Ming-Dynastie, welche seit 1368 zwar regierte, aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts ihre Residenz vom heutigen Nan king dorthin verlegte. Seitdem erst führte die Stadt den Namen Pe-king (d. h. nördliche Residenz), den sie jedoch im Munde des Volkes wieder verlor, als 1644 die aus dem Norden stammende Mandschu-Dynastie auf den Thron gelangte und der Name „Nördliche Residenz" keinen rechten Sinn mehr hatte. Gegenwärtig versteht ihn nur noch der gebildete Chinese, während das gemeine Volk die Stadt schlechtweg King-tscheng, d. h. Residenzstadt, nennt. Dieselbe Bedeutung hat auch die officielle Bezeichnung King-tu. (Wer sich näher über diese Dinge zu unterrichten wünscht, dem empfehlen wir die gründige, treffliche Abhandlung Dr. E. Bretschneider's: „Die Pekinger Ebene u. s. w." S. oben S. 130.)

Der Grundplan der Stadt, wie man ihn ganz im Rohen auf der Karte auf S. 120 dieses Bandes angedeutet findet, besteht aus zwei an einander geschobenen Vierecken, einem größern im Norden, dessen längste Ausdehnung genau von Norden nach Süden gerichtet ist, und einem kleinern, südlich daran stoßenden, dessen ostwestliche Erstreckung die nordsüdliche übertrifft. Jenes nennen die Europäer die Tataren- oder Mandschu-Stadt (chinesisch nei-tscheng, d. i. innere Stadt, oder tscheng-li-tou = innerhalb der Stadt), dieses die Chinesenstadt (chinesisch wai-tscheng = die äußere Stadt oder tscheng wai-tou = außerhalb der Stadt, wie sie denn anfänglich in der That außerhalb derselben lag und nur Vorstadt war). Bretschneider hält jene Ansicht für richtig, wonach die Mauern der gegenwärtigen Mandschu-Stadt ungefähr auf demselben Flecke stehen wie diejenigen von Chan-balig (d. i. Stadt des Chans), der Residenz Kubilai-Chan's, welche Marco Polo beschreibt. Sein ursprünglich französisch niedergeschriebenes Werk ist mehrfach, zuletzt und am besten von dem gelehrten und scharfsinnigen englischen Obersten Yule herausgegeben worden. In vieler Hinsicht ist des Venetianers Beschreibung noch heute zutreffend, während sich in den seitdem verstrichenen 5¾ Jahrhunderten (er dictirte sein Buch 1298) manches auch geändert hat. So berichtet er, nachdem kurz von der Neubegründung der Stadt durch Kubilai-Chan, 3 Li nordöstlich von der schon bestehenden, die Rede war: „Sie ist so groß, wie ich euch sagen werde; denn sie mißt im Umfange 24 Milien. Und an jeder Viereckseite mißt sie 6 Milien; denn sie ist ganz quadratisch, von der einen wie von der andern Seite. Und

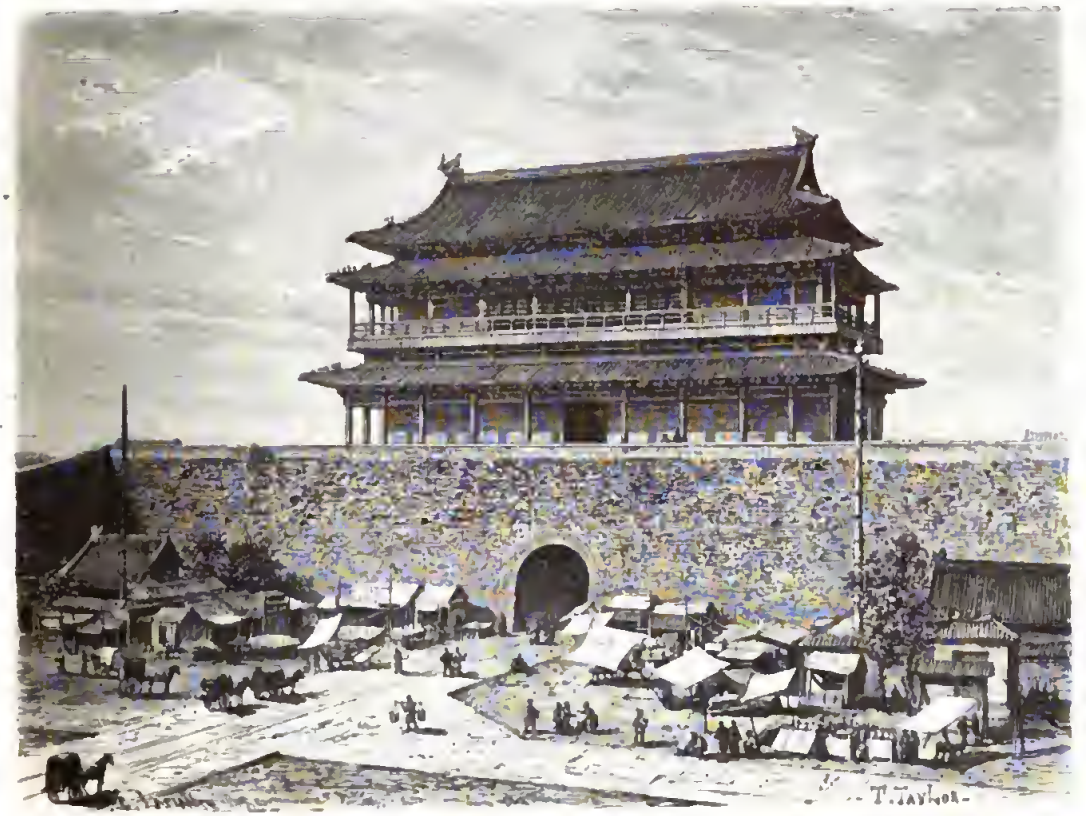
Digitized by Google



Generalansicht der Befestigungen von Peking. (Nach einer Photographie.)

ſie iſt mit Erdthürmen ummauert. Sie hat 12 Thore und über jedem Thore einen großen, ſehr ſchönen Palaſt. Und in dieſen Palaſten ſind viele große Räume, wo die Waffen derer, welche die Stadt bewachen, ſich befinden.“

Die angegebene Ausdehnung ſtimmt ganz gut zu den Dimenſionen der heutigen Mondſchu-Stadt; die Umfaſſungsmauern der alten Chan-datig wurden zwar 1368 beim Sturze der Mongolen verkleinert, aber 1421 wieder erweitert und gleichzeitig mit Ziegeln bekleidet. Vor einigen Jahren ſtürzten dieſelben an mehreren Stellen zuſammen, und da zeigte es ſich, daß ſie in ihrem Innern wirklich nur aus Erde beſtehen, wie die chineſiſchen Annalen und Marco Polo angeben. Dagegen ſtimmt die Zahl der Thore nicht; denn die heutige Mandſchu-Stadt hat deren ſtatt der angegebenen 12 nur 9, von denen 3 nach Süden in die Chineſenſtadt, je 2 nach den drei anderen Himmelsrichtungen führen. Dieſe letzteren, wie alle übrigen und wie die ſieben Thore der erſt 1544 ummauerten Chineſenſtadt tragen über ſich feſte Gebäude oder Pavillons, welche, wie zu des Benetianers Zeiten als Waffenmagazine, jetzt ſpeciell für die Artillerie dienen. Es iſt beachtenswerth, daß die Mondſchu-Stadt auch gegen die Chineſenſtadt hin von ebenſo ſtarken Befeſtigungen umgeben iſt, wie nach allen anderen Seiten, und daß die Mandſchu nicht daran dachten, dieſelben zu beſeitigen, vielmehr ihren Palaſt inmitten der Stadt zu einer Feſtung umwandelten und nur Abkömmlinge der einſtigen Unterthanen ihrer Vorfahren um ſich dulden. Bei dem geringſten Aufſtande in der Stadt draußen würde



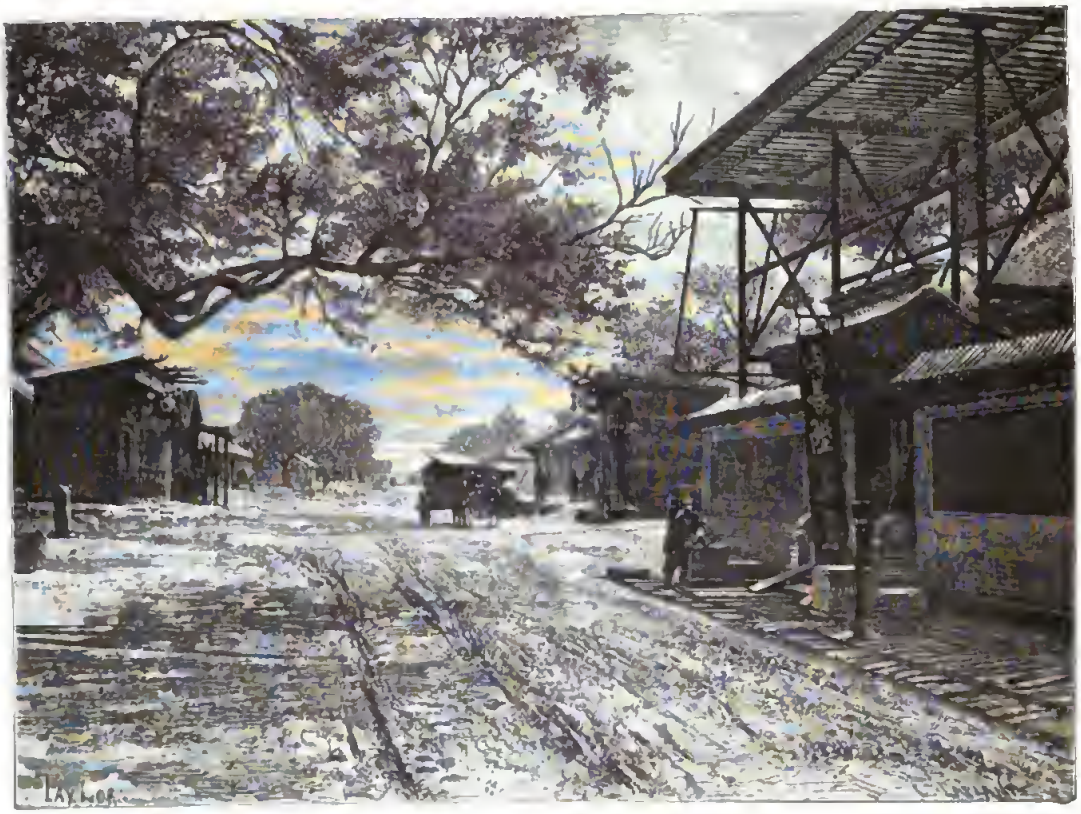
Das Thor Tſien men zwiſchen Mandſchu- und Chineſen-Stadt in Peking. (Nach einer Photographie.)

Alles dort im Palaſte bereit ſein, eine Belagerung auszuhalten, von der übrigens Niemand eine rechte Idee hat. Dieſe Kluft zwiſchen Regierung und Volk macht ſich auch augenblicklich fühlbar: werden doch in Amay von Agenten der geheimen Geſellſchaften Freiwillige für eine beabſichtigte Erhebung gegen die Regierung geworben, und prophezeiet doch — wenn auch etwas allzu voreilig — die aufgebrachte anglo-chineſiſche Preſſe den bevorſtehenden Sturz der Mandſchu-Dynaſtie; Englands Freund, der Emir von Kaſchgar, werde bald vor den Thoren von Peking erſcheinen und mit Hülfe der zahlreichen mohammedaniſchen Unterthanen des Kaiſers den Thron deſſelben beſteigen!

Die Mandſchu-Stadt hat 24 Kilometer im Umfange; ihre Ringmauer iſt 14 Meter hoch und 14½ Meter dick, von außen mit ſchönen Ziegeln (30 Centimeter dick 50 Centimeter lang und 50 Centimeter breit) bekleidet und oben gepflaſtert. So bildet ſie einen in der Welt einzig daſtehenden Spazierweg, der an die Befeſtigungen Babylons erinnert. Alle 200 Meter ſpringt ein viereckiger Thurm, der mit der Mauer gleiche Höhe hat, 20 Meter weit vor, um etwaige Angreifer an jeder Stelle unter Kreuzfeuer nehmen zu können. Die neun Thore, von denen wie ſchon geſprochen, ſind wahre Feſtungen. Ueber der volle 7 Meter hohen Thorwölbung in der Mauer erhebt ſich ein mächtiges Gebäude von etwa 15 Meter Höhe, aus Holz und Backſteinen erbaut und mit dreifachem Dache aus glaſierten Ziegeln, welches als Artilleriemagazin, Beobachtungs- und Wachtpoſten dient. Das doppelflügelige und mit Metallplatten gepanzerte Thor wird noch durch ein halbmondförmiges Außenwerk, das eine der Stadtmauer ähnliche Umfaſſungsmauer beſitzt, gedeckt.

In dasſelbe führen je zwei Pforten; nur das Hauptthor Tſien-men, genau ſüdlich von der kaiſerlichen Reſidenz und genau in der Mitte der die beiden Stadthälften von einander trennenden Mauer, hat deren drei, deren größte ſich nur vor dem Kaiſer öffnet. Jener Haldmond dient gegebenen Falls den Truppen zur Zuflucht und iſt in Friedenszeiten mit herumziehenden Krämern erfüllt. Trotz aller Vernachläſſigung haben die Befeſtigungswerke der Tatarenſtadt noch immer ein impoſantes Ausſehen. An ihren vier Ecken erhebt ſich in vier Stockwerken eine Art Baſtion, die ganz aus Backſteinen erbaut und wie ein Schiff von vier Reihen Stückpforten durchbrochen iſt, hinter denen Kanonen oder Scharfſchützen poſtirt werden könnten. Augenblicklich freilich ſind die Oeffnungen mit Läden geſchloſſen, auf denen Kanonenmündungen — aufgemalt ſind. Ein gewaltiger Graben von 20 Meter Breite und 10 Meter Tiefe läuft rings um die Stadt; mit Waſſer gefüllt gäbe er ein treffliches Vertheidigungsmittel ab, aber die Leitungen ſind in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß ſeine Auffüllung faſt unmöglich iſt. Die Mauer der Chineſenſtadt iſt nach Weſten, Süden und Oſten weniger hoch als die der Tatarenſtadt, aber gleichfalls mit Gräben umgeben.

Das Thor Tſien-men ausgenommen führen die acht Thore der Mandſchu-Stadt zu großen Straßen von 30 Meter Breite, welche geradlinig die ganze Stadt von Norden nach Süden reſp. von Weſten nach Oſten durchſchneiden und dem-



Straße der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Peking. (Nach einer Photographie.)

nach bis 6000 Meter Länge erreichen. Das ſind die großen Communicationswege; andere von nur 20 Meter Breite und von 2 bis 4 Kilometer Länge laufen parallel oder ſenkrecht zu ihnen. So bietet die ſchachbrettartig bebaute Stadt den Nord- und Südwinden in ihren Straßen beſtändig freien Spielraum; der Wille eines Einzigen muß bei Anlegung derſelben gewaltet und dieſe auffallende Regelmäßigkeit veranlaßt haben, wie ſie die aus römiſchen Lagern erwachſenen oder die amerikaniſchen Städte zu zeigen pflegen.

Weniger regelmäßig iſt das Chineſenquartier erbaut, deſſen nördlichen Theil — der ſüdliche wird von den ausgedehnten Gärten der Tempel des Himmels und des Ackerbaues, von Seen, Begräbnißplätzen, Einöden und Aeckern erfüllt — winkelige, krumme Straßen und an einander gedrängte Häuſer erfüllen. Doch auch hier führt eine nicht weniger als 7500 Meter lange Straße quer durch das Gewirr von Weſten nach Oſten und eine zweite bedeutend kürzere von Norden nach Süden hindurch.

Eine dritte, wohlbefeſtigte Stadt erhebt ſich in der Mitte der Tataren- oder Mandſchu-Stadt: die kaiſerliche Burg, auch die „Gelbe Stadt“ genannt, die große Gärten, Berge, Paläſte u. ſ. w. umſchließt und nur zum kleinern Theile ſtädtiſch bewohnt wird.

Folgendes ſind die genauen Größenverhältniſſe Pekings: die Mandſchu-Stadt mißt von Norden nach Süden 5500 Meter, von Oſten nach Weſten 6500, im Umfang 24 Kilometer, im Flächeninhalt 3375 Hectaren; die unregelmäßigere „Gelbe Stadt“ 668 Hectaren. Die Chineſenſtadt mißt von Norden nach Süden 3350 Meter, von Weſten nach Oſten 7500 Meter, im Umfang 21 Kilometer, im Flächeninhalt 2500 Hectaren. Beide Theile zuſammen, alſo Geſammt-Peking, haben 6000 Hectaren Flächeninhalt (d. h. ein Drittel

weniger als die Enceinte von Paris) und 32 Kilometer Umfang (Paris 36 Kilometer).

Schwieriger läßt sich die Bevölkerungsziffer angeben. Die Steuern geben dafür keinen Anhalt, da nicht die Individuen, sondern die Familien besteuert werden, und deren Kopfzahl von 2 bis 20 und 30 schwanken kann, da sie außer Vater und Mutter noch Kinder, zweite Frauen, jüngere Brüder und deren Kinder, Dienstboten u. s. w. umfassen kann. Ebenso wenig würde eine Anfrage bei den Mandarinen zum Ziele führen, deren Geiste der Sinn für Genauigkeit ganz abgeht; sie würden etwa antworten: „Zehntausend mal Zehntausend!“, was ja viel sagen will als „eine unzählige Menge“. Chanyó möchte die Einwohnerzahl von Peking jetzt auf 800,000 bis 1 Million schätzen. Frühere Schätzungen geben ihr freilich bedeutend mehr, ja Sacharoff 1845 1,648,814, die preußische Expedition 1861 1,300,000, Lockhart $1^1/_2$ Mill., Walker 1,200,000, während neuerdings Bretschneider (a. a. O. S. 4) ihr höchstens eine halbe Million zugestehen will. Schenkt man den Berichten aus dem vorigen Jahrhundert, welche von $1^1/_2$, 2, ja $2^1/_2$ Millionen Einwohnern sprechen, Glauben, ja wäre hier allerdings ein gewaltiger Rückschritt zu verzeichnen, den die zahlreichen Trümmerstätten innerhalb der ja stattlich sich ausnehmenden Mauern vollauf bestätigen. Nähert man sich der Stadt, ja findet man die zumal schlecht gehaltenen Wege mit großen Marmorplatten gepflastert, freilich einer sehr gewöhnlichen Art; aber dennoch freut man sich, die je nach dem Wetter und der Jahreszeit kothigen oder staubigen Landstraßen, deren Zustand nicht selten den Verkehr ganz unterbricht, hinter sich zu haben. Fast ebenso schlecht sind die Straßen der Stadt, namentlich des tatarischen Theiles, wo sich nur in nächster Nähe der Thore etwas Pflaster findet und sonst der blaße Erdboden dasselbe ersetzt. Im Chinesenquartier sorgen die Ladenbesitzer etwas mehr für die Straßen; aber die wenigen Bäume in denselben sterben ab und werden nicht wieder ersetzt. Eine Promenade giebt es nirgends, und die Chinesen fühlen auch das Bedürfniß einer solchen nicht; sie bewegen sich nicht zur Erholung und zum Vergnügen, sondern nur in Geschäften, und haben auch die Tataren zur Annahme dieser Sitte oder Unsitte gebracht, welche das so lange nach ihrem Eindringen noch gepflegte Reiten und Jagen fast aufgegeben haben. Ein Mann, der nur irgend etwas auf sich hält, fährt stets im eigenen oder gemietheten Wagen oder besteigt wenigstens ein Maulthier; aber zu Fuße, wie ein Bettler, kann er nicht gehen.

Die Chinesen sehen es als eine Art Privileg an, auf welches sie nicht wenig stolz sind, Eingeborener der Reichshauptstadt zu sein. Fragt man ein Pekinger Kind nach seiner Heimath, so wird er entzückt sein, voller Nachdruck antworten zu können: „Schang-tóu“, d. h. ich bin von oben, von Peking, der Hauptstadt des Reiches der Mitte, jenes Reiches, welches seine Eroberer stets unbewußt absorbirt hat, welches viel mehr die Mandschurei sich einverleibt zu haben, als von derselben erobert worden zu sein scheint. Es ist erst ein Jahrhundert verstrichen, seitdem Kien-lung, der vierte Kaiser aus der noch jetzt regierenden Mandschu-Dynastie, die Grundzüge einer Mandschu-Grammatik und -Prosodie verfaßte — und doch wird das Mandschu bald eine todte Sprache sein. Verlöre die jetzige Dynastie ihren Thron, so würde ihr auch ihr altes Heimathland nur noch zum Theile gehören. Erstlich ist die Auswanderung der Mandschu von dort sehr stark gewesen, weil die Mandschu-Kaiser sich möglichst mit Landsleuten zu umgeben suchten und dieselben nach China zogen; und zweitens weil sie die dort entstandenen Lücken durch Chinesen auszufüllen strebten. Diese Aus- und Einwanderung hat seit 1644, also seit $2^1/_4$ Jahrhundert, bewirkt, daß die Mandschus als Sondervolk in raschem Verschwinden begriffen und die Mandschurei dagegen mit 10 bis 12 Millionen Chinesen erfüllt ist. (Vgl. F. Ratzel a. a. O. S. 75 bis 83.) So hat China an Stelle des Thrones, den es dem Mandschu-Geschlechte überließ, das ganze Land desselben sich zugeeignet.

Oberbonze eines buddhistischen Klosters. (Nach einer Photographie.)

Aber noch ein anderes Zugeständniß mußten die Chinesen nach vierjährigem Kampfe den Eindringlingen machen: sie mußten nach Mandschu-Weise den Vorderkopf rasiren und hinten die Haare lang wachsen lassen, um sie in den bekannten Zopf zu flechten. Und heute würden sie sicherlich ebenso empört sein, wollte man ihnen diese Zierde rauben, als sie es im 17. Jahrhundert waren, als sie zur Annahme derselben gezwungen wurden. Hat sich doch in San Francisco eine Abnahme in der Zahl der chinesischen Gesetzesübertreter bemerkbar gemacht, seitdem man ihnen im Gefängniß die

Zöpfe abschnitt trotz alles Protestirens und ohne auf ihre Geldanerbietungen zu hören. Und was soll der Nutzen dieses Kopfschmuckes sein? Im Kampfe, sagt man, schützt er den Nacken gegen Säbelhiebe und bei Flußübergängen kann man die Waffen daran befestigen und trocken hinüberbringen.

Sonst aber hüteten sich die tatarischen Eroberer wohl, an irgend einer der alten und verrotteten chinesischen Institutionen zu rütteln, sondern richteten anscheinend ihr ganzes Bestreben darauf, die Spuren der gewaltsamen Eroberung zu verwischen und vergessen zu machen. Und wenn die Pekinger Regierung jetzt von dem fremden diplomatischen Corps angetrieben wird, diese oder jene Maßregel mit den modernen Anschauungen mehr in Uebereinstimmung zu bringen, so ist *sie* die wärmste Vertheidigerin des chinesischen Herkommens, welchem sie sich seit 1644 nach und nach und oft nur widerwillig ondequemte.

Heutigen Tages sind Sieger und Besiegte fast völlig mit einander verschmolzen, so daß schon ein sehr geübtes Auge dazu gehört, sie von einander zu unterscheiden. Das können selbst viele Mandschu und Chinesen nicht; und die große Menge der Pekinger Bevölkerung wäre gewiß höchlichst erstaunt, wenn man ihr sagte, daß das Reich seit 1644 von einem fremden Fürsten beherrscht wird.

Sehr häufig wurde auch die Bevölkerung durch Zuführung fremder Elemente modificirt. Zu allen Zeiten haben nordasiatische Wanderstämme Einfälle nach Süden gemacht und sind mitunter dort sitzen geblieben. So kamen 937 die tatarischen Kitan und eroberten das nördliche China; damals stand etwa auf der Stelle Pekings ihre südliche Residenz (Nan-king). Sie wurden zu Beginn des 12. Jahrhunderts von den Tschurtsche, einem Volke der nördlichen Mandschurei, vertrieben; endlich folgten 1215 die Mongolen unter Tschingis-Chan und 1644 auf die wiederum chinesische Ming-Dynastie die Mandschu, welche von einem chinesischen Feldherrn gegen Rebellen herbeigerufen worden waren. Mit Geschick und Energie haben dieselben bis jetzt ihr Herrschergeschlecht auf dem Throne zu erhalten gewußt. Nach ihrer Absicht sollten sich die Tataren vor jeder Vermischung mit den Chinesen hüten, um stets eine ausgesuchte und zum Herrschen bestimmte Race zu bleiben. Darum in den gro-

Triumphbogen auf der Brücke, welche über die Seen des Pekinger Palastes führt.
(Nach einer Photographie.)

ßen Städten die stete Trennung des tatarischen vom chinesischen Theile. Wenn diese Sonderung aber auch in den höheren Ständen befolgt wurde, so doch nicht von der großen Menge des Volkes. Der Tatar erwählt zwar zu seiner rechtmäßigen Gattin stets eine Landsmännin; ist er aber reich genug, um noch eine zweite und dritte ernähren zu können, so trifft er seine Wahl unter Chinesinnen.

In Folge dieser Umstände weicht der nordchinesische Typus von dem classischen, wie man ihn in den mittleren und südlichen Provinzen findet, bedeutend ab. Im Norden ist der Wuchs höher, die Farbe weißer, die Augen gerader, das Gesicht weniger abgeplattet und der Bartwuchs reichlicher.

Unter der Bevölkerschaft Pekings befinden sich etwa 10,000 Mohammedaner, einige wenige russische Katholiken und eine stets schwankende Anzahl von Mongolen und Tibetanern. Ferner zählt man darunter an 70,000 Bettler, welche quartierweise vertheilt sind und eine Art fast unabhängigen Gewerkes bilden. Der asiatische Bettler ist meist viel weniger bekleidet als sein europäischer College, und oft hat er nur einige zerfetzte Lumpen am Gürtel hängen (s. Bild auf S. 149). Ja, Choutzé ist einmal einem begegnet, welcher statt aller Kleidung nur einen Bindfaden um den Leib trug, von welchem hinten und vorn je ein Ziegelstein herabhing!

In Peking giebt es keinen Handel, wenn man von dem Verkaufe der für den täglichen Bedarf der Bewohner nöthigen Lebensmittel und Waaren absieht. Nur die Wohlhabenden können übrigens den weißen Reis zu ihrer Hauptnahrung machen, während die unteren Classen Dank der kaiserlichen Gnade den in den kaiserlichen Magazinen beschädigten und verdorbenen Reis sich verschaffen können. Die arbeitende Classe in Nordchina, abgesehen von Peking, nährt sich nur von Hirsebrei, Mehl, Mais und gegohrenen Bohnenkuchen.

Unter den Fleischsorten ist das vom Schweine am billigsten und den meisten Börsen erschwingbar; dann kommt Hammelfleisch und Geflügel, Enten, Hühner und Tauben. Vor dem Ochsen scheinen die Chinesen dieselbe Scheu zu hegen wie die alten Aegypter oder die Hindu; er ist für sie die Personification des Ackerbaues. Aber trotzdem zieht der

chieneſiſche Bauer es doch wohl vor, den Ochſen, der nicht mehr zur Arbeit tauglich iſt, zu verzehren, als ihn hülflos auf der Erde liegen zu laſſen. Ueberdies finden die in Peking anſäſſigen Europäer ohne Schwierigkeit und jeder Zeit in gewiſſen Schlächtereien ſo viel Rindfleiſch zu kaufen, als ſie irgendwie brauchen.

Stanley in Central-Afrika.

III.

Marſch nach dem Albert Nyanza. — Der Gambaragara Berg und ſeine hellfarbigen Bewohner. — Lager am Albert Nyanza. — Rückkehr nach Uganda.

Fünf Monate nach der Ankunft der Expedition im Hafen von Dumo ſchreibt Stanley ſeinen dritten Brief, datirt aus dem Grenzdorfe Kawangu zwiſchen Unjoro und Uganda, vom 18. Januar 1876. Am Tage vorher war er von dem zweiten Nilbecken, dem Albert Nyanza, zurückgekehrt, freilich ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, denſelben gleich dem Victoria-See in ſeinem Boote zu befahren und aufzunehmen.

Schon im Auguſt ließ Stanley das in einem großen Bananenagehölze erbaute Lager bei Dumo unter Pocock's Aufſicht zurück, und marſchirte in fünf Tagereiſen wieder zu „Kaiſer“ Mteſa, wie er ihn jetzt nennt, bei dem er drei Monate blieb. Trotzdem das nordweſtwärts gelegene Reich Unjoro, welches er, um zum Albert See zu gelangen, durchkreuzen mußte, jedem Blaßgeſichte, ſei es Araber, Türke oder Europäer, verſchloſſen iſt, indem der König Kabarega, der Nachfolger des ſchon von Speke und Baker beſuchten Kamraſi, ſeit Jahren mit den ägyptiſchen Truppen der Paſchas Baker und Gordon im Kriege liegt, behauptete Mteſa doch, daß eine Escorte von 2000 Waganda Stanley hinreichend ſchützen würde, um ſo mehr als Kabarega ſeinen Thron Mteſa verdanke. Weitere zwei Monate gingen mit Vorbereitungen zu dem Marſche hin, und erſt am 1. Januar 1876 brach die Expedition in Begleitung von 2000 Speerträgern Mteſa's unter dem Befehl des Uganda-„Generals“ Sambuſi nach dem Albert-See auf.

Während des Marſches in weſtlicher und nordweſtlicher Richtung über die wellenförmigen, wildreichen Hügelreihen Weſt-Ugandas erlegte Stanley nicht weniger als 27 Hartebeeſts. Am 5. Januar wurde die Unjoro-Grenze überſchritten; überall flohen die Eingeborenen mit Zurücklaſſung ihrer Lebensmittel beim Nahen der Expedition. Am 9. ſchlug dieſelbe ihr Lager in einer Höhe von 5500 Fuß über dem Meere am Fuße des ungeheuren Kabuga-Berges auf. Derſelbe bildet dort die Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Nyanzas; denn öſtlich von dem niedrigen Höhenzug, auf welchem Stanley's Zelte ſtanden, wendet ſich der Katonga-Fluß in ſeinem Lauf zum Victoria See vom Norden her nach Oſten, während auf der andern Seite der Nufango über viele Waſſerfälle und Stromſchnellen donnernd nach Weſten dem Albert-See zuſtürzt. Von einem der vielen Ausläufer des Kabuga-Berges erlangte Stanley einen kurzen Blick auf den auch ſchon von Speke geſehenen Bergrieſen Gambaragara, deſſen 13,000 bis 15,000 Fuß hoher Gipfel oft, wenn auch nicht während des ganzen Jahres, mit Schnee bedeckt iſt. Was Stanley hierauf über die hellfarbigen Bewohner dieſes Berges ſagt, iſt von ſo hohem ethnologiſchen Intereſſe, daß die betreffende Stelle eine wörtliche Ueberſetzung verdient. „Auf ſeinem Gipfel wohnen Kabarega's Haupt-Medizin-Leute, ein Volk von europäiſcher Hautfarbe. Ich habe etwa ein halbes Dutzend derſelben geſehen, und wurde daran erinnert, was König Makamba von Uſige Livingſtone und mir über ein weißes Volk erzählt hatte, welches weit nördlich von ſeinem Lande lebe. Es iſt ein ſchöner Menſchenſchlag, und manche der Frauen ſind merkwürdig hübſch. Ihr Haar iſt wellig mit einem Anflug ins Braune. Die Geſichtszüge ſind regelmäßig, die Lippen ſchmal, aber die Naſe, obgleich wohlgeformt, iſt an der Spitze etwas dick. Mehrere ihrer Abkömmlinge ſind in Unjoro, Ankoei und Ruanda zerſtreut, und es iſt mir geſagt worden, daß die königliche Familie des letzteren ſich durch blaſſe Geſichtsfarbe auszeichnet. Die Königin der Sojua-Inſeln im Victoria Nyanza ſtammt von dieſem Volke ab. Ich habe nicht erfahren können, wo dieſes ſonderbare Volk herkommt; nur die Waganda ſagen, daß der erſte Unjoro-König ihnen das Land am Fuße des Gambaragara-Berges gab, in welchem ſie trotz vieler Wechſel ſeit Jahrhunderten gelebt haben. Bei dem Nahen einer einfallenden Macht ziehen ſie ſich bis auf den Gipfel des Berges zurück, deſſen durchdringende Kälte ſelbſt den entſchloſſenſten ihrer Feinde Trotz bietet. Vor zwei Jahren ſchickte Kaiſer Mteſa ſeinen erſten Miniſter mit 100,000 Mann nach Gambaragara und Uſongoro, aber obwohl der große Uganda-General die Abhänge einnahm und eine weite Strecke zur Verfolgung hinaufſtieg, zwang ihn endlich das rauhe Klima zur Umkehr, ohne mehr als ein paar ſchwarze Sklaven abgefangen zu haben, indem ſich das blaßfarbige Volk bis in ihre uneinnehmbare Feſtung auf dem Gipfel zurückgezogen hatte. Es ſcheint, daß der Berg ein ausgebrannter Vulcan iſt; denn auf der Spitze iſt ein kryſtallklarer See von etwa 500 Yards Länge, aus deſſen Mitte ſich ein ſäulenartiger Felſen zu großer Höhe erhebt. Ein Steinrand umgiebt den Gipfel wie eine Mauer, innerhalb welcher mehrere Dörfer ſind, in denen der Haupt-Medizin-Mann und ſein Volk wohnen. Zwei Männer dieſes Stammes, welche man auf den erſten Blick für Griechen in weißen Hemden hatten würde, begleiteten Sekadſchugu, einen Unterhäuptling Sambuſis, und unſere Expedition zum Albert-See und zurück nach Uganda; aber ſie waren außerordentlich unmittheilſam, und konnte ich von ihnen nichts über die Geſchichte ihrer Nation erfahren. Ihre Nahrung beſtand aus Milch und Bananen, und waren ſie die einzigen Leute von Stand in der ganzen Macht unter Sambuſi, die mehr als zwei Milchkühe beſaßen, um ſie auf dem Marſche mit Milch zu verſorgen. Sekadſchugu, gegen den ſie freundſchaftlich waren, und welchem ſie ſich angeſchloſſen, ſagte, daß ſie ſich gegen Kabarega erhoben und um deſſen Rache zu entgehen bei, ihm Zuflucht geſucht hätten. Ein anderes Exemplar dieſes weißhäutigen Volkes ſah ich an Mteſa's Hof in der Perſon des Prinzen Nunoadſchu, des Bruders des regierenden Königs Kaiſa von Gambaragara. Als ich dieſen Mann zuerſt ſah, hielt ich ihn für einen jungen Araber aus Kairo, der aus unbekannten Gründen in Uganda lebte, und erſt nachdem ich mehrere Leute von derſelben blaſſen Farbe geſehen, konnte ich glauben, daß im Herzen von Afrika, fern von den Wegen der Reiſenden und Handelskarawanen, ein großes und zahl

Digitized by Google

reiches Volk von dieſer eigenthümlichen Farbe lebe. Hätten ſie nicht negerartiges Haar, ſo würde ich ſagen, daß es Europäer oder hellfarbige Aſiaten, wie z. B. Syrier oder Armenier, ſeien.“ (Der „Telegraph“ ſetzt hinzu: „Es können nicht Albinos ſein, da es ein ganzes Volk iſt. Stanley ſagt, es wären weder die helldrannen Warundi noch Araber; und wenn es Wahuma, die Abkömmlinge der Abyſſinier, wären, könnten ſie nicht die merkwürdige Eigenſchaft des Widerſtands gegen die Kälte zeigen.“)

Der Weitermarſch der Expedition führte am Südufer des Rufango-Fluſſes entlang, welcher ſich über ſchäumende Kataraktе durch tiefe Thäler hindurch windet. In zehnſtündigem Eilmarſch wurde eine unbewohnte Strecke des feindlichen Ankori gekreuzt und bei dem wohlbebauten und dichtbewohnten Bezirke Kitagwenda das Reich Unjoro wieder erreicht. Bei dem Anblick der Expedition mit ihren Trommeln, Hörnern und Fahnen flohen die Eingeborenen ſo eilig, daß in vielen Hütten der Mehlbrei noch über dem Feuer und große Töpfe voller Milch für das Abendeſſen gefunden wurden. Der See war noch drei Meilen entfernt, aber nirgends zeigte ſich ein Eingeborener zum Auskunftgeben, ſo daß Sambuſi einen Streifzug von 200 Mann ausſchicken mußte, der am nächſten Tage fünf Gefangene einbrachte, welche mit einer Friedensbotſchaft an ihren Häuptling abgeſandt wurden. Obgleich derſelbe ſich auf einem nahegelegenen Berge befand, ſchickte er keine Antwort zurück. Am Morgen des 11. näherte ſich die Expedition bis auf eine Meile dem Rande des Plateaus, unter welchem 1100 Fuß tief der Albert-See liegt. Hier wurde das Lager aufgeſchlagen, und dann 500 Waganda und 50 von Stanley's Leuten an den See geſchickt, um alle Canoes an der Küſte mit Beſchlag zu belegen und einen Ort für ein befeſtigtes Lager am Fuße des Plateaus zu ſuchen. Schon nach drei Stunden kehrten die Kundſchafter mit der Nachricht zurück, daß ſie nur fünf kleine Canoes vorgefunden, und daß überall die Eingeborenen ſich zum Widerſtande gegen die fremden Eindringlinge zuſammenſchaarten. Am nächſten Tage ſuchte Stanley vergeblich den Uganda-Befehlshaber zu bewegen, an den See zu marſchiren und am Ufer ein feſtes Lager anzulegen, während er mit ſeinem Boote den See befahre; da die Haltung der umwohnenden Eingeborenen aber immer drohender wurde, weigerte ſich Sambuſi entſchieden, länger zu bleiben. Einen Augenblick dachte Stanley daran, das Boot auf dem See flott zu machen und die Expedition ganz zurückzulaſſen, aber bei dem Gedanken, daß ſeine Forſchungsreiſe dann ihr Ende erreicht hätte, dagegen ihm noch die Hoffnung bliebe, von einer andern, minder feindſeligen Seite den See zu erreichen, gab er mit ſchwerem Herzen ſeine Zuſtimmung zum Rückzuge, der dann auch am Morgen des 13. ohne Beläſtigung ſeitens der Eingeborenen angetreten wurde. Erſt am nächſten Tage wagten die Wilden bei Benga in Unjara aus einem Walde einen Angriff, der aber mit wenigen Flintenſchüſſen zurückgewieſen wurde. Vier Tage ſpäter erreichte die Expedition wieder die Grenze von Uganda.

Trotz ſeines kurzen Aufenthalts gelang es Stanley, viele wichtige Nachrichten über den Albert Nyanza zu ſammeln. Das Lager befand ſich in dem Diſtrict Unjampala (31° 24′ 30″ öſtl. L. und 0° 25′ 0″ nördl. Br.*) am Oſtufer eines ungeheuern Golfs, den er zu Ehren der engliſchen Prinzeſſin „Beatrice Gulf“ taufte. Derſelbe iſt faſt ein See für ſich ſelbſt und wird durch das 15 Meilen weſtlich gelegene große Vorgebirge Ufongora gebildet, welches ſich etwa 10 geographiſche Meilen nördlich von Unjampala vom Feſtlande aus in ſüdweſtlicher Richtung 30 Meilen weit in den See hineinſchiebt. Das öſtliche Ufer des Golfs bilden vier Diſtricte des Reiches Unjoro, welches das ganze Oſtufer des Albert Nyanza von dem Victoria-Nil im Norden bis Mpororo im Süden einnimmt. Auf der Weſtſeite des Sees iſt das von Cannibalen bewohnte Ukondſchu, nördlich davon das große Reich Ulegga, während das ganze Südende zwiſchen Mpororo im Oſten und Ukondſchu im Weſten von Ruanda eingenommen wird. Zwiſchen Wiparora und dem Vorgebirge Ufongora liegen die Inſeln des Seeſtaates Ukuudi. Ufongora gehört zu Kabarega's Reich, wird aber von Naiſka, dem Könige von Gambarogara, regiert. Es faſt einen Vulcan, einen großen Salzſee und mehrere Salz- und Alkalihügel und Felder enthalten. Die Eingeborenen, die ihrer Tapferkeit wegen ſehr gefürchtet werden, leben von den anderen Stämmen ganz abgeſchloſſen und beſitzen einen ungeheuren Viehſtand.

Bei Kawanga an der Grenze trennte ſich Stanley von Sambuſi und ſeinen 2000 Waganda und marſchirte mit ſeinen eigenen Leuten auf Speke's und Grant's Route nach Süden auf Karagwe zu, um einen neuen Weg nach dem Albert-See zu ſuchen. Franz Birgham.

*) Nach Geſſi's Angaben (deſſen Brief an Sir R. Alcock wir in einer der nächſten Nummern bringen werden) iſt der nördliche Anfang des das Südende des Albert-Sees einnehmenden Ambatſch-Sumpfes ſchon 50 engliſche Meilen ſüdlich von Baker's Vacovia, d. h. etwa unter 0° 40′ nördl. Br., zu ſuchen. Iſt Stanley's Breite richtig, ſo würde der Beatrice-Golf, den Geſſi nicht erwähnt, noch ſüdlich von dem unbefahrbaren Ambatſch-Sumpf zu ſuchen ſein. Beide Reiſende ſtimmen ſehr wenig mit einander überein.

Reiſebriefe des Dr. Finſch aus Weſtſibirien.

III.*)

Die Dſchiſteppe und ihre Vogelwelt. — Lodkafahrt auf dem Schwarzen Irtyſch. — Reiches Thierleben. — Ein glücklicher Fiſchzug. — Mückenplage. — Der Saiſſanſee und ſeine Fiſchereien. — Fiſchadler. — Unfall. — Troſtloſe Steppe. — Wilde Pferde. — Fata Morgana. — Vegetation. — Geognoſtiſches. — Die Vorberge des Altai. — Zuſammentreffen mit dem Gouverneur von Weſtſibirien. — Das Hochthal von Maiterek.

Maiterek, 5. Juni.

Wir verließen Saiſſan in Begleitung unſeres Gaſtfreundes, Major Tichanoff, Chef des Kreiſes Saiſſan, am 31. Mai Nachmittags. Ein früheres Aufbrechen war wegen des ſtarken Anſchwellens der Zuflüſſe des Kara Irtyſch nicht möglich. Wir fuhren in drei Tarantaſſen und hatten diesmal Artilleriepferde als Vorſpann, die ſich indeß lange lenkſamer als die eingeſpannte Kirgiſenpferde erwieſen. Der Weg führte durch eine öde mit Dſchi, einer drei Fuß hohen, jetzt noch trockenen Grasart, beſtandene Steppe, die hier und

*) S. die beiden erſten Briefe in Nr. 6, S. 87, u. Nr. 7, S. 103.

da mit halbvertrocknetem Moraſt und weißſchimmernden Salzflächen abwechſelt. Der Rückblick auf die ſchneebedeckten Saiirgebirge, die öſtliche Fortſetzung des Tarbagatai, und die plaſtiſch ſchönen Vorberge Saikan hinter Saiſſan gab indeß ein prächtiges Bild, ebenſo der Blick vorwärts auf die weit ausgedehnte ſchneebedeckte Reihe des Altai. In der Dſchiſteppe ſind Charaktervögel: grau- und ſchwarzköpfige Bachſtelzen, rothkehlige Wieſenſchmätzer und ein prachtvoller in ſeiner Färbung an gewiſſe afrikaniſche Webervögel erinnernder, mir unbekannter Ammer. An den einzelnen jetzt verlaſſenen Winterquartieren der Kirgiſen treibt unſere Rauchſchwalbe wie zu Haus im friedlichen Dörfchen ihr zutrauliches Weſen. Die Steppe gewann nach und nach dadurch ein ihrem Charakter fremdes Anſehen, daß ſich einzelne Bäume zeigten; gegen Abend ſahen wir einen ganzen Baumgürtel vor uns, und nachdem wir noch ein paar über ſteile Abhänge fließende kleine Flüſſe paſſirt, langten wir um 8 Uhr am Kara Irtyſch an, der, angeſchwollen, ſich als anſehnlicher Strom zeigte. Bekanntlich iſt er noch 200 Werſt nach China hinein ſchiffbar, aber dieſe Verbindung iſt vorläufig unbenutzt und wird es wahrſcheinlich noch lange bleiben. Unſer Lager ſelbſt befand ſich an einer Krümmung des linken Ufers auf chineſiſchem Gebiete. Wer wie wir ſeit dem Ala Tau keinen Baum mehr geſehen, fühlte ſich inmitten der herrlichen Espen und Pappeln und des mannichfachen Strauchwerks, aus dem der Geſang des Sproſſers herrlich ertönte, wie neu geboren. Die Steppe iſt wie die Prairie und die Tundra großartig, wird aber auf die Dauer doch langweilig.

Eine ſchwerfällige, wohl 25 Fuß lange Lodka (Boot) ſtand zur Weiterreiſe bereit, geführt von ihrem Beſitzer, einem anſehnlichen Kirgiſen, Mendi Bey, der die Fiſcherei auf dem Saiſſan See betreibt. Da unſere Kameele mit dem Gepäck erſt am andern Morgen 6 Uhr ankamen, konnten wir erſt um 7 Uhr abfahren. Es war Gegenwind, und ſo wurde die Lodka außer durch die ſtarke Strömung mittelſt zweier großer Ruder bewegt, an denen acht Kirgiſen oder abwechſelnd unſere acht Koſacken arbeiteten. Die Fahrt auf dem Kara Irtyſch, deſſen Waſſer übrigens in Folge der Schneeſchmelze gelbbraun ausſah, geſtaltete ſich zu einer äußerſt genußvollen. Zu beiden Uferſeiten wechſelten üppige urwaldartige Baum- und Geſtrüppdickichte, deren Wurzeln in Folge der Ueberſchwemmung meiſt unter Waſſer waren, mit Rohrbeſtänden und grünen Wieſen ab. Und dabei das Thierleben! Auf den Gipfeln der Bäume ſahen wir überall Horſte großer Raubvögel, Gänſe, Enten (unter erſteren Anser grandis mit Jungen), Pelikane, große Möven, Seeſchwalben, Kormorane; dazu ertönte der Geſang unzähliger Rohrſänger, der wohlbekannte Ruf des Kuckucks und Pirols, das luſtige Geſchwätz der Dohlen und Staare, kurzum es war ein Eldorado für den Naturforſcher. Leider hieß es für uns „weiter“! Allmälig nimmt die Schnelligkeit der Strömung und Breite des Fluſſes ab. In Rohrwäldern verengt er ſich mehr und mehr. Gegen 7 Uhr Abends kamen wir zu einer kirgiſiſchen Fiſchernieder laſſung: ein paar elende Jurten, in deren Nähe Gerüſte, ähnlich wie in Norwegen, zum Trocknen der Fiſche ſtanden; die hier an die Luft gehängten Fiſche verbreiteten eben keinen angenehmen Geruch, deſto verlockender aber waren ſie für ſchwarze Milane. Wir ſchoſſen einen; es war die indiſche Form (Milvus mela-notis). Die Fiſcher mußten uns einen Fiſchzug zum Beſten geben. Sechs braune, halbnackte Kerle ſpringen in ein großes roh gezimmertes Boot, wir ſelbſt in ein Baumſtammcanoe, welches ſeine natürliche Krümmung unverändert beibehalten hat. Die Leute werfen ein ſehr langes, großmaſchiges Netz mit hölzernen Schwimmern aus; mehrere waten am ſchilfigen Ufer, die anderen ziehen im Boote den Kreis des Netzes enger und enger zuſammen, und nach kaum einer halben Stunde ſind eine Menge der herrlichſten Fiſche erbeutet. Da prangen vor unſeren Augen mehrere an 75 Centimeter lange herrliche Nelmas (eine Coregonusart mit köſtlichem Fleiſch), eine 68 Centimeter lange Quappe, mehrere rieſige Schleien (bis 48 Centimeter lang), Burſche (40 Centimeter lang), Karpfen (wohl der echte) und ein paar Weißfiſcharten. Aber den köſtlichen Sterlet und einen an 3 Fuß langen Hauſen nicht zu vergeſſen! Gegen 8 Uhr gingen wir nahe der Mündung des Kara Irtyſch innerhalb rieſiger Rohrdickichte an Land, und dieſe Nacht gab uns einen kleinen Vorgeſchmack der Mückenplage, welche uns am Ob erwartet; namentlich war ich, wie gewöhnlich, das begehrteſte Opfer, und Geſicht, Hände und Arme zeigen noch heute die eclatanteſten Spuren. Beiläufig: weder Rosmarin- noch ein anderes Oel, noch Fechthandſchuhe und Schleier ſind Specifica dagegen; die Thierchen dringen eben überall durch.

Am 2. Juni wurde frühzeitig eine Excurſion nach dem nahen See gemacht, an deſſen flachen Ufern eine Anzahl Leute mit Fiſchen beſchäftigt war. Auf zahlreichen todten Baumſtämmen ſaßen Fiſchadler, oft paarweis. Es war nicht der unſere, ſondern die öſtliche indiſche Art (Haliaetus leucoryphus). Pelikane blieben, wie Kormorane, Löffler, Nimmerſatte und das Heer der Enten und Gänſe, außer Schußweite, dagegen fiel eine unſerer Mantelmöve ähnliche Möve in unſere Hände. In den Rohrdickichten erlangten wir den dickſchnäbeligen Rohrammer (Emberiza pyrrhuloides), und ein unſerer Bartmeiſe ähnlicher Vogel trieb in Geſellſchaft ſein luſtiges Weſen. Bevor wir in den eigentlichen See eintraten, deſſen jenſeitiges Ufer nicht zu erkennen war, legten wir bei einem Fiſcherplatze an, wo unzählige Fiſche trockneten und wo man aus dem köſtlichen Rogen des Hauſen ſchlechten verſalzenen Caviar bereitete. Die Fiſcherei des Saiſſan-Nor iſt als kaiſerliches Geſchenk ein Monopol der Koſacken Weſtſibiriens und für 4000 Rubel jährlich verpachtet. Sie wird an circa 20 verſchiedenen Stellen betrieben, und wie ergiebig dieſelbe trotz des elenden Verfahrens iſt, erhellt daraus, daß jeder der 20 Fiſchereiberechtigten jährlich an 4000 Rubel gewinnt, bei enorm billigem Preiſe der Fiſche. So koſtet das Pud (20 Kilo) getrocknete Nelma 2 Rubel, Hecht $^1/_2$ Rubel, Schleie $^1/_2$ Rubel, Hauſen 3 bis 4 Rubel, Caviar 20 Rubel. Die Fiſche gehen meiſt nach Uſtj Kamenogorsk am Irtyſch und ſelbſt bis Semipalatinsk. Was ließe ſich bei verſtändiger Bewirthſchaftung und guter Zubereitung aus dieſem herrlichen See erzielen! Die Fahrt über den gelbbraunen See geſtaltete ſich zu einer ebenſo angenehmen wie langſamen, denn der Verſuch zu ſegeln mißlang wegen der Windſtille. Wir hatten alle Muße, die ſchönen Gebirgsketten im Süden (Saiir und Manrak) und im Norden den Altai zu betrachten und dabei die erlegte Beute zu präpariren. Leider befinden ſich keine Fiſche des Saiſſan darunter, da alle gefangenen viel zu groß für Spiritusconſervation waren. Abends 8$^1/_2$ Uhr bei Sonnenuntergang landeten wir an dem ſandigen mit unzähligen Unioniden bedeckten Strande, hinter dem ſich eine ziemlich hohe Düne erhob. Wir wurden hier von Kirgiſen begrüßt, die uns mit Pferden und Kameelen bereits erwarteten. Nachdem der Lärm des Aufpackens der Kameele, die bei dieſer Gelegenheit wie üblich ihr abſcheuliches Geſchrei hören ließen, vorüber, ſetzten wir uns gegen 6 Uhr (3. Juni) zu Pferde und zogen über die troſtloſeſte aller Steppen nach Norden. Dieſe Steppe hat einen mit ſpärlichſter Vegetation bedeckten Kieſelboden, der nur im erſten Theile hier und da mit verkrüppeltem Baumgeſtrüppe des Saik-Saul von myrthenartigem Anſehen bedeckt iſt. Hier fanden wir ſeit Sergiopol zuerſt die tatariſche Lerche (Alauda tatarica) wieder, deren uniforme ſchwarze Färbung dem

Digitized by Google

Grangelb des Steppenbodens wenig angepaßt ist. Weiterhin fand sich auch kein Saik-Saul mehr und der reine Kieselboden war unser Weg, ein landschaftlicher Charakter, der, wie uns Augenzeugen versichern, ganz der Wüste Gobi entspricht. Diese öde Steppe war auf sieben Stunden gänzlich wasserlos, und ist im Frühjahre unpassirbar, weil dann von den Bergen herab sich Wasser ergießen, die an lehmigen Stellen Sümpfe und Teiche bilden. Wir passirten oft das ausgetrocknete Bett salcher Teiche, die wegen der unzähligen Sprünge ein mosaikartiges Ansehen hatten. Als Bewahrer dieser mehr Wüste als Steppe fanden wir außer dem Rosenstaare hauptsächlich die kurzzehige Lerche, außerdem drei Arten Eidechsen, darunter eine von geckoartigem Habitus, die wir schon am Ala Kul erhielten. Ferner bekamen wir hier die ersten Ziesel (Spermophilus), welche Thierchen wir auf unserer so langen Steppenreise bisher noch nicht gesehen hatten. Bald sollte uns aber eine größere Ueberraschung zu Theil werden; drei Kulans, der wilde Einhufer (mehr Pferd als Esel) dieser Gegenden Asiens, zeigten sich, und zwar im Verein mit einen Jungen. Da gab es eine wilde Jagd der Kosacken und Kirgisen, selbst die Kerls, welche die Handpferde zum Wechseln führten, sprengten mit diesen im Carrière nach, so daß die Hetze bald unseren Augen entschwand. Als wir die Jäger später im leichten Galop wieder erreichten, fanden wir zu unserer Freude, daß ein Kosack das Junge eingeholt und gefangen hatte. Ein Versuch, durch dasselbe die Alten herbeizulocken, mißlang. Wir beobachteten sie lange, bis sie endlich in einer Fata Morgana zu Giraffen vergrößert verschwanden. Noch nie sahen wir die Fata Morgana, obwohl wir sie jeden Tag auf der Steppe beobachten, so schön als hier: herrliche blaue Seen mit Bäumen am Ufer spiegelte sie uns vor, so frappant, daß man sie deutlich vor sich zu haben glaubte. Noch mehrere Male sahen wir Kulans, einmal sieben, auf die allsogleich eine vergebliche Hetzjagd unternommen wurde, sowie Saiga-Antilopen, und langten gegen 1 Uhr nach einem ermüdenden Ritt bei großer Hitze in einer salzigen, mit Dschi bestandenen Niederung an, wo sich eine schlechte, aber willkommene Quelle fand. Herrliche blaue Schwertlilien breiteten sich an den saftigen Stellen gleich Hyacinthenbeeten aus. Um 5 Uhr wurde wieder aufgebrochen; wir passirten von Neuem eine Strecke Wüste und traten dann in eine mit anstehendem Schiefer bedeckte Hügelgegend ein. Die Gegend war geologisch sehr interessant: unmittelbar auf den Schiefer folgte Granit, in letzterm trat zuweilen wiederum durchbrechend Schiefer auf, nach diesem Quarz, weißer und grauer, und neben diesem ein grobkörniger Sandstein. In den Niederungen fand sich dichtes Buschwerk, in welches Tausende von Rasenstaaren zur Nachtruhe einfielen. Wir bezogen, wie gewöhnlich, ein Jurtenlager, aßen auch wiederum, wie gewöhnlich, die gebratene fette Schafsbrust, Suppe von Schafsfleisch und tranken dazu den obligaten Thee.

Unser Weg am 4. Juni (ich sehe erst jetzt, daß es der Pfingstsonntag war) führte durch hügelige Gegend mit kleinen Flüssen und kurzgrasiger Steppe in die Vorberge des Altai, die bald die schneeigen Kuppen des Hochgebirges verdeckten; da, wo die kleinen Flüsse inmitten reicher Baum- und Strauchvegetation dahin rauschten, fanden sich reiches Thierleben und zahlreiche Niederlassungen der Kirgisen mit ihren Herden. Diese Vorberge bestehen aus Granit, krystallinischem Schiefer und einem Hornbleuteporphyr und bieten phantastische, obschon kahle Formen, die nicht ohne malerischen Reiz sind. Hier trieben der Trauersteinschmätzer (Saxicola leucomela) und ein unserm Gartenammer ähnlicher Vogel ihr Wesen, ebenso fanden wir die Maskenbachstelze (Motacilla personata) als echten Gebirgsvogel wieder. Indem wir immer bergauf dem Zickzackpfade folgten, öffnete sich uns plötzlich ein Blick in ein fernes mit Bäumen lieblich begrüntes Thal, und mit dem Ausrufe „Maiterek“ sprengte unser kirgisischer Führer im Galop voran, wir ihm nach, und bald langten wir nach einem scharfen Ritte bei einem Jurtenlager in der Nähe eines Espenwäldchens und eines murmelnden Baches an, wo sich ein malerisches buntes Leben entwickelte. Dies war der Platz, wo Se. Excellenz, der Gouverneur von Westsibirien, General Poltaratzky, erwartet wurde. Unser kleines Gefolge von acht Kosacken und einem Dutzend Kirgisen verschwand gegen die Menge der versammelten Kirgisen und derer, die noch kamen. Es waren Alles hervorragende Persönlichkeiten, im besten Staate, viele mit Ehrenmedaillen; ihre Pferde trugen reichen Silberschmuck, dazu die Kameele und Schlachtschafe; kurzum, es war ein sehr lebhaftes Bild. Bald kam der Vortrapp des Zuges des Gouverneurs: zahlreiche Kirgisen und wohl 50 bis 60 ungezäumte Stuten mit Füllen, die wegen der Kumisbereitung herbeigetrieben wurden. Dann erschienen verschiedene Offiziere, darunter mancher Bekannte von Semipalatinsk, welche die Frau Gouverneurin und ihre Tochter, beide kühne Reiterinnen, geleiteten, und endlich wiederum, von zahlreichen Kirgisen begleitet, der Gouverneur. Es gab ein herzliches und, wie es in dieser liebenswürdigen Familie nicht anders sein kann, ungezwungenes Wiedersehen. Bald saßen wir, im Austausche des Erlebten, in der gastlichen Jurte. Nach kurzem Aufenthalte wurde aufgebrochen, denn es galt noch 15 Werst bis zum Piket Maiterek zurückzulegen. Wir sprengten den Damen folgend dahin, die mächtige Suite von Kirgisen war, neben und hinter uns. Der Weg geht thalauf thalab zwischen schönen Eschen und Birken, häufig überschreitet man kleine rauschende Wässerchen, eine liebliche Gegend von parkartigem Charakter, gegen welche die dunklen Berge mit ihren weißen Schneeflecken zur Rechten und zur Linken um so schärfer contrastiren. Nach einem Ritt, meist im Galop, der wegen der vielen und tiefen Löcher des Blindmolls (Spalax) nicht ungefährlich ist, kamen wir endlich in Maiterek an. Eine halbe Sotnie, 50 Kosacken in Parade, standen zum Empfang des hohen Herrn bereit, weniger zur freudigen Ueberraschung unserer kirgisischen Renner, die bei dem ungewohnten Anblick zum Theil wild auseinander stoben, so daß man sie kaum halten konnte. Selbst die Kosackenoffiziere hielten es für ungezeigt, eine Strecke vor der Front abzusteigen, denn den Anblick des „Präsentirt das Gewehr“ können selbst die besten Kirgisenpferde nicht ohne Scheu ertragen. Prächtige Jurten standen schon für uns bereit, und bald waren wir in gewohnter Weise untergebracht. Am Abend gab es eine zahlreiche Versammlung der Kirgisen, mit denen der General Geschäfte abzuwickeln hatte, und ich zählte in der langen Linie, die im Halbkreise vor der Jurte des Gouverneurs hockte, 120 Personen. Dies waren allein die Vornehmen. Nun kamen noch ihre Dienstmannen dazu, man denke sich also, was dies für eine Versammlung war. Maiterek ist ein spärlich mit Lärchen bestandenes Hochthal (circa 4000 Fuß hoch) und gleicht einer grünen Wiese. Es befindet sich hier eine Baracke, in welcher während des Sommers 50 Kasacken, ein sogenanntes Piket, stationirt sind. Neben der Baracke stehen nun 13 Jurten und verschiedene turkmenische rothe Zelte, in welchen die vielen Menschen untergebracht sind. Rechts und links weiden Pferde, wohl an 250; die unvermeidlichen Hammel nicht zu vergessen. Heute war große Parade vor dem General, Scheibenschießen, Reitübungen und Aehnliches, da der Gouverneur seine jährliche Inspection abhielt. Ich sah freilich wenig davon, da es galt, die gestern gesammelten Sachen zu präpariren und zu verpacken. Vor Allem mußte das junge Kulan gerettet werden,

das ein wichtiger Beitrag zu unſerer Sammlung junger Säugethiere iſt, von denen wir intereſſante Sachen beſitzen, ſo das Junge der Saiga, des Steinbocks und der Kropfantilope; heute kam ein junger Wolf und ein Fuchs dazu. (Der folgende Tag — 5. Juni — war regneriſch und wurde zum Niederſchreiben des vorſtehenden Berichts verwendet.)

Die Vermeſſung der Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und Canada *).

I.

Durch einen Vertrag vom Jahre 1818 wurde bereits als Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und Canada weſtlich vom Lake of the Woods der 49. Grad nördlicher Breite feſtgeſtellt; allein mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ehe ſich die Nothwendigkeit einer Vermeſſung derſelben ergab. Außer mehreren nebenſächlichen Differenzen war es beſonders das fruchtbare Thal des Red River ſowie ein Poſten, den die Hudſons-Bay-Compagnie zum Zwecke des Pelzhandels mit den Chippewa-Indianern vor etwa zwanzig Jahren gegründet hatte, deren Zugehörigkeit von beiden Staaten beanſprucht wurde und deshalb eine Richtigſtellung nothwendig machte. Es beſchloſſen deshalb beide Regierungen, ihre Grenze vom Lake of the Woods (etwa in 95½° weſtl. L. v. Gr.) bis zu den Rocky Mountains vermeſſen zu laſſen. Die engliſche Commiſſion wurde im Juni 1872 organiſirt und beſtand aus dem Commiſſär Major Cameron von der königlichen Artillerie, 4 Genieoffizieren und 44 Mann des Geniecorps, wozu die canadiſche Provinzialregierung noch eine Anzahl Geometer mit deren Aſſiſtenten, ſowie einen Arzt, einen Veterinärarzt und einen Geologen hinzufügte. Im Auguſt verließ die Expedition England, ausgeſtattet mit den vorzüglichſten Inſtrumenten, und langte Ende September in Pembina (Dacota, am Red River) an der Grenze an, wo ſie von den canadiſchen Beamten und der amerikaniſchen Commiſſion bereits erwartet wurde. Der Anfangspunkt der Beobachtungen, alſo die Grenze, ſollte zuerſt bei Pembina und zwar von beiden Commiſſionen getrennt beſtimmt werden, um eine größere Genauigkeit zu erzielen. Das hierzu benutzte Inſtrument war das in Amerika erfundene Zenithteleſkop, das zu Vermeſſungen durch ſeine Transportfähigkeit und die Leichtigkeit der Ableſungen und Berechnungen vorzüglich geeignet iſt. Die Zeit, welche erforderlich war, um die geographiſche Lage eines Punktes zu beſtimmen, betrug durchſchnittlich ſieben Tage, da drei klare Nächte für die aſtronomiſchen Beobachtungen genügten. Die Differenz der beiden Beſtimmungen am Red River betrug nur 32 Fuß, die friedlich getheilt wurden, worauf man fand, daß der ermittelte Punkt mit demjenigen, der früher von Capitän Pallifer beſtimmt worden war, übereinſtimmte.

Bald nach ihrem Eintreffen hatte die Expedition einen heftigen Schneeſturm zu überſtehen, der drei Tage lang währte, aber von einem ganzen Monat warmen, ſchönen Wetters gefolgt wurde, das dort wie überall im nördlichen Amerika um dieſe Jahreszeit eintritt und „Indianerſommer“ genannt wird.

Die weiteren Operationen begannen etwa zwei Längengrade weſtlich von Pembina am nordweſtlichen Ende des Lake of the Woods, wo die frühere Commiſſion vom Jahre 1826 ihre Arbeiten beendet hatte. Dieſer Punkt war als in einem Sumpf gelegen beſchrieben worden, und da kein feſter Grund dort zu finden war, hatte man etwa eine Meile ſüdlich davon in genau beſtimmter Entfernung eine hölzerne Pyramide erbaut. Der eben erwähnte Punkt war von der Commiſſion des Jahres 1826 als das in dem Vertrage von 1818 ſtipulirte nordweſtliche Ende des Lake of the Woods feſtgeſetzt worden.

Alle Spuren dieſer Pyramide waren verſchwunden, aber die Erinnerung an ihren Aufbau noch friſch in den Traditionen der Indianer. Ein alter Mann des Chippewaſtammes ließ die Commiſſion durch ſeine jüngeren Familienmitglieder auf den betreffenden Platz führen, der nun 18 Zoll unter Waſſer ſtand und wo richtig auch vor den Augen der Beamten ein behauener Eichenbalken ausgegraben wurde. Eine Beſtätigung dieſes Fundes erfolgte durch den zufällig noch lebenden britiſchen Regierungscommiſſär der Commiſſion von 1826, Mr. Barclay, der trotz ſeiner neunzig Jahre mit wunderbarer Schärfe die einzelnen Umſtände der damaligen Beſtimmung noch in der Erinnerung hatte und einen Ort bezeichnete, der nur 400 Fuß von dem Fundorte des Balkens entfernt war, ſo daß die Commiſſion alſo den letztern als das wirkliche Nordweſtende des Sees ſicher annehmen durfte, welches in einem graſigen, von 3 bis 4 Fuß Waſſer bedeckten Sumpfe liegt. Von dieſem Punkte an geht nach den Vertragsbeſtimmungen die Grenzlinie gerade nach Süden (26 engliſche Meilen), bis ſie auf den offenen Gewäſſern des Sees den 49. Grad ſchneidet: die erſten 16 engliſchen Meilen dieſer Linie trennen ein Cap des weſtlichen Ufers (das ſomit zu den Vereinigten Staaten gehört) vom Feſtlande und gehen durch ausgedehnte Sümpfe, die mehr oder weniger bewaldet ſind. Dieſe Wälder ſind im nördlichern Theile dichter und beſtehen aus Birken und Tamarac, einer Lärchenart, deren bereits gefallene Stämme wüſt durch einander liegen und dem Fuße nur einen trügeriſchen Halt bieten. Der Sumpf ſelbſt trägt eine ſchwache Moosdecke. Das Aushauen und Vermeſſen dieſer Linie war mit großen Mühſalen und Schwierigkeiten verknüpft; außerdem mußten ſämmtliche Lagergeräthe und Proviſionen auf dem Rücken transportirt werden. Zu dieſen Arbeiten wurden größtentheils Indianer vom Lake of the Woods verwendet, allein es war nothwendig, ihnen in mancher Hinſicht nachzugeben, um ſie bei der Arbeit feſtzuhalten, welche knietiefes Waten im Schlamme und Waſſer den Tag über nöthig machte; denn ſie waren zu anhaltender harter Arbeit weder geneigt noch geeignet. Sie wollten auch nur unter der Bedingung arbeiten, daß die Expedition die Sorge für ihre Familien während ihrer Abweſenheit übernähme, und ſo fanden ſich etwa 12 bis 14 Familien ein, die ihre Zelte beim Lager aufſchlugen und denen hier und da etwas Mehl und Speck verabreicht wurde.

Der Froſt trat früh im November ein und die Beſtimmung des Punktes, wo die ſüdlich gehende Grenze den 49. Grad ſchneidet, wurde auf der gefrorenen Oberfläche des Sees vorgenommen, der hier 30 Fuß tief war. Sechs Meilen weſtlich von dieſem Punkte erreicht die Grenzlinie, d. i. der 49. Breitengrad, wieder das Seeufer, wo auf einem kleinen Sandrücken, der einige Pappeln trug und der einzige

*) Eine Karte dieſer Aufnahmen vom 95. bis 107. Grad weſtl. Länge Greenwich ſ. im Geographical Magazine, October 1874.

Digitized by Google

trockene Lagerplatz im meilenweiten Umkreiſe iſt, von der vereinigten Commiſſion eine Reihe von Beſtimmungen vorgenommen wurden. Von hier aus ſah man am ſüdlichen Ufer des Sees die Niederlaſſung eines unabhängigen Indianerſtammes, der dort einige kleine Felder bebaute und ein paar Kühe beſaß, — die einzigen Ueberbleibſel des civiliſatoriſchen Einfluſſes der früheren franzöſiſchen Händler, welche ſich am Lake of the Woods hundert Jahre vor der Eroberung Canadas niedergelaſſen hatten. Der lebhafte Handel, der vor zweihundert Jahren hier in Pelzwaaren und Fiſchereiproducten getrieben wurde, iſt beinahe ganz erloſchen; theilweiſe weil ſich deren Vorrath vermindert hat, theilweiſe weil die Indianer durch Krieg und Blattern decimirt wurden.

Der Punkt, wo der 49. Grad das weſtliche Seeufer berührt, wurde von den beiden Commiſſionen im November 1872 durch eine Anzahl der ausführlichſten Experimente ſelbſtändig beſtimmt und auf dem Boden ausgeſteckt, und man fand, daß die Differenz bloß 29 Fuß betrug, die man abermals in guter Freundſchaft theilte, indem man die Mitte als Grenze annahm. Die Vermeſſung und Abſteckung der Grenzſtrecke von über neunzig Meilen, welche zwiſchen dem Lake of the Woods und dem Red River liegt, geſchah während des Winters 1872 bis 1873 durch aſtronomiſche Abtheilungen, die von den beiden Enden dieſer Linie ſich entgegenarbeiteten. Dieſe Gegend war bis jetzt von Weißen noch unerforſcht und wurde von den Indianern als ein gefährlicher Sumpf bezeichnet. Sie war auch während der wärmern Jahreszeit für Pferde oder Wagen unpaſſirbar; jedoch konnte durch einen Umweg von 25 Meilen in ſüdlicher Richtung wieder eine Stelle der Grenze erreicht werden, die 57 Meilen öſtlich vom Red River liegt. Von dieſem Punkte wor das Vordringen in weſtlicher und öſtlicher Richtung durch Sümpfe ſehr erſchwert und verurſachte viele Mühſeligkeiten, die erſt mit Eintreten des Winters und dem Zufrieren der Sümpfe ein Ende nahmen. Sobald genügend Schnee gefallen war, wurden an die Expeditionsmitglieder lederne Kleider und Ueberröcke aus Büffelhaut ausgetheilt, und bald hatten ſich die Leute auch an Schneeſchuhe gewöhnt, während der Transport von Geräthen und Lebensmitteln zur Verſorgung der einzelnen Vermeſſungsabtheilungen durch Hundeſchlitten bewerkſtelligt wurde.

Hatte man vorher erwartet, daß der Froſt den Operationen im Freien ſofort ein Ende machen würde, ſo fand man vielmehr, daß derſelbe ſie nur unterſtützte, indem er Menſchen und Thieren die Mühſal erſparte, im kalten Waſſer der Sümpfe arbeiten zu müſſen; bald kam man zur Ueberzeugung, daß der Winter die einzige Jahreszeit ſei, in welcher die Gegend zwiſchen dem Lake of the Woods und dem Red River vermeſſen werden könne, da die Sümpfe ſich über die ganze Gegend erſtrecken und nur hier und da von ſchmalen Streifen Waldes unterbrochen werden.

Wenn auch oft eine intenſive Kälte herrſchte und die Thermometer auf 45° F. unter Null, ja einmal ſogar auf 51° ſtanden, ſo waren doch die Leute während der Nacht durch die Bäume einigermaßen geſchützt und am Tage herrſchten ſelten Winde, welche die Kälte fühlbarer gemacht hätten. Traten ſolche jedoch ein, ſo hatten ſie ſtets Froſtſchäden im Gefolge. Man mußte ſich in Acht nehmen, die Metalltheile der Inſtrumente nicht zu berühren, und die Beobachter fanden nicht ſelten ihre Augenlider an die Oculare angefroren. Am 7. Januar 1873 begann ein dreitägiger, furchtbarer Schneeſturm, der die Abtheilungen an ihren Arbeitsplätzen überraſchte, aber glücklicherweiſe kein Opfer forderte, trotzdem zwei Mann, die einen Proviantſchlitten fuhren, in der offenen Prairie vom Sturme überholt wurden. Es war ihnen unmöglich vorwärts zu kommen oder umzukehren; ſie ließen deshalb ihre Pferde laufen und brachten zwei Tage auf dem Boden ihres Schlittens zu. Die Pferde fanden ihren Weg richtig in das Lager zurück und veranlaßten die Abſendung einer Hülfsexpedition, welche jene Beiden aus ihrer ſchrecklichen Lage errettete, ehe ſie noch bleibenden Schaden erlitten hatten.

Das Wetter während des Winters war im Allgemeinen ſtürmiſch und der Himmel bewölkt; in Nächten, wo dies jedoch nicht der Fall, zeigte ſich die größte Kälte, und in den Wäldern fror der Saft in den Stämmen und Aeſten der Bäume, deren Rinde dann mit einem lauten Knall zerſprang. Die Anzahl und Heftigkeit dieſer Detanationen während der Nacht ließen auf die Kälte vergleichend ſchließen. In dieſen klaren Nächten boten die Nordlichter ein wunderſchönes Schauſpiel; das merkwürdigſte bildete ein Dach im Zenith und ſchoß nach allen Seiten gegen den Horizant Lichtſtrahlen hin, die, in ihrer Länge und Breite verſchieden, bald verſchwanden, bald ſich wieder zeigten.

Damit die geographiſche Lage der Grenze genau feſtgeſtellt werden konnte, benutzte man eine Telegraphenlinie, welche die Red-River-Niederlaſſung mit den Vereinigten Staaten verbindet, um dort Signale mit dem Obſervatorium in Chicago auszutauſchen, wodnrch die Zeitdifferenz ermittelt wurde. Neunhundert Meilen Draht wurden direct verbunden und Beſtimmungen der Ortszeit an beiden Enden auf aſtronomiſchem Wege in fünf aufeinanderfolgenden Nächten mit gleichzeitiger Vergleichung der Reſultate durch den Telegraphen ausgeführt. Die Vorbereitungen und Mühen, welche es erforderte, an beiden Enden zu gleicher Zeit das nöthige Perſonal bereit zu haben, ſowie die Linie von anderen Depeſchen während der Beobachtungszeit frei zu halten, waren nicht geringe. In der Mitte des Winters war die Iſolirung der Linie vollſtändig, ſo daß dieſe bedeutende Drahtlänge ohne Schwierigkeiten benutzt werden konnte. Es kann deshalb auch die Beſtimmung der Lage der aſtronomiſchen Station am Red River als eine ſehr genaue betrachtet werden. Der Meridian von Greenwich war vorher mit demjenigen von Chicago in Uebereinſtimmung gebracht worden, weshalb die Vergleichung der Red River-Station mit dieſem Orte erfolgte. Es iſt dieſe letztere Beſtimmung übrigens von nicht geringer Wichtigkeit für die Zukunft, da ſie wahl als Baſis für derartige Arbeiten im centralen Theile Nordamerikas dienen wird, wo die geographiſche Lage wichtiger Oertlichkeiten noch ſo wenig bekannt iſt, daß z. B. die officielle Karte den nordweſtlichen Punkt des Lake of the Woods an einem $4\frac{1}{2}$ Meilen von ſeiner wirklichen Lage entfernten Orte angab.

Zu Anfang des Frühjahres, im erſten Theile des April, konnten keine Arbeiten im Freien ausgeführt werden, da die ganze Gegend durch den ſchmelzenden Schnee überſchwemmt wurde. Die Vegetation machte bis Mitte Mai wenig Fortſchritte, wo die Nachtfröſte ſeltener wurden. Zu dieſer Zeit genügte ein warmer Tag und eine warme Nacht, um mit einem Male die Prairie mit friſchem Grün zu überziehen; zugleich aber begann auch die Mosquitoplage, die mit zunehmender Wärme immer ärger wurde.

Um den nur fünf Monate langen Sommer möglichſt auszunutzen, fand man es für nothwendig, die Geſellſchaft in mehreren Detachements gleichzeitig auf neunzig Meilen der Grenze zu vertheilen. Um dieſen Detachements jedoch in geeigneter Weiſe vorzuarbeiten, wurde eine Erforſchungsexpedition organiſirt, die aus dreißig berittenen Halbblutindianern beſtand, welche dem befehligenden Offiziere zur Escorte dienten. Der letztere ſtellte die nöthigen aſtronomiſchen Beobachtungen zur Beſtimmung der geographiſchen Lage der Punkte an und fertigte eine Kartenſkizze, welche die wichtigſten Geſichtspunkte berückſichtigte, die beſten Lagerplätze

und die einzuschlagenden Richtungen sowie die ungefähre Lage der Grenze angab, so daß die astronomischen Abtheilungen ihre Instrumente ohne Weiteres an den richtigen Orten aufstellen konnten.

Das im Westen des Red River liegende Land war vorher sehr wenig bekannt. Das fruchtbare Alluvium des Red-River-Thales erstreckt sich 35 Meilen nach dieser Richtung und wird dann durch die erste Prairiesteppe begrenzt, die Pembina Mountain genannt wird und ein altes Meerufer ist, dessen ununterbrochener Abhang schon von Weitem sichtbar ist, und auf dessen Höhe das oben erwähnte Hochplateau liegt, das mit einem zwar niedrigen aber dichten Pappelwald bedeckt ist. Auf der westlichen Seite des Pembina Mountain fließt in einer drei Meilen breiten, 350 Fuß tiefen Schlucht der Pembina River, dessen westliche Ufer sich wieder ebenso hoch erheben und den Anfang des Hochplateaus bilden, das sich ohne viele Unterbrechungen 700 Meilen weit bis zu den Rocky Mountains erstreckt. In den Pembina Mountains fand die Expedition im Juni 1873 Heuschreckenschwärme im ersten Lebensstadium, die sich besonders an sonnigen Stellen und auf den Stämmen gefallener Bäume in endlosen Schaaren tummelten. Die „Großen Ebenen", wie man sie nennt, ähneln einem Landmeere; manchmal sind sie vollständig flach; manchmal sind sie von Erdwellen bedeckt und hier und da erheben sich einzelne Hügel von 30 bis 40 Fuß Höhe mitten aus dem umliegenden Flachlande, von deren Spitze aus man auf 10 bis 12 Meilen Entfernung den Horizont sieht und erst recht die Ausdehnung und Einsamkeit dieses Gebiets begreifen lernt. Der Boden dieser Prairie besteht aus sandigem Lehm, der mageres, büschelweise stehendes Prairiegras ernährt. Ueberall sieht man die von Büffeln ausgetretenen Wege, und an vielen Plätzen liegen die gebleichten Schädel und Knochen derselben zerstreut, die zugleich ein Zeugniß der Schaaren sind, welche ehemals auf diesen Gründen weideten, und der unvernünftigen Jagd, welche sie hier ausrottete. Innerhalb der letzten 16 Jahre waren die Büffel 200 Meilen weit westwärts zurückgetrieben worden. Die einzigen Lebenszeichen, welche nun die Aufmerksamkeit der Reisenden erregen, sind die unzähligen Baue der Prairiehunde, welche den Boden durchlöchern und dem Reiter gefährliche Fallen bereiten.

Evangelische Colonien in Galizien.

A. C. W. Wenn es richtig, daß noch manche österreichische Länder auf einer niedrigen Culturstufe sich befinden, so ist diese Behauptung jedenfalls bezüglich Galiziens, im sogenannten cisleithanischen Staatsgebiete Oesterreichs der größten Provinz, zutreffend. Sie umfaßt nämlich einen Flächenraum von 1425,58 Quadratmeilen mit 5,444,689 Einwohnern. Die polnische Bevölkerung besitzt in compacter Masse nur den westlichen Theil des Landes bis etwa zum Sanflusse, während sich jenseits desselben, in der Mitte sowie im ganzen östlichen Theile, der ruthenische oder richtiger kleinrussische Volksstamm ausbreitet, der in Sprache, Religion und Sitten von den Polen wesentlich verschieden ist.

Während das polnische Schriftthum des lateinischen Alphabets sich bedient, schreiben und drucken die Ruthenen mit russischen Schriftzeichen, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen der ruthenischen und großrussischen Sprache kaum so groß ist, als der zwischen dem allemannischen Schweizerdialekt und dem norddeutschen Hochdeutsch. Ueberdies bekennen sich die Ruthenen, im Gegensatze zu den römisch-katholischen Polen, ausschließlich zur griechisch-unirten Kirche, deren Abzweigung von der griechisch-orthodoxen auch nur durch die frühere polnische Politik, zumal durch die Thätigkeit des Jesuitenordens herbeigeführt wurde.

Der östliche von den Ruthenen bewohnte Theil Galiziens gehörte auch historisch Jahrhunderte lang zu Rußland und hatte sich wiederholt polnischer und ungarischer Einfälle zu erwehren, wodurch Polen und Ungarn jenes in handelspolitischer Beziehung wichtige Grenzland erobern wollten. Nach vielfach blutigen Kämpfen mit den kleinrussischen Fürsten wurde 1349 die vollständige Unterwerfung Ostgaliziens unter die polnische Krone vollzogen. Zur Zeit der polnischen Herrschaft war auch die gegenwärtige Landesbenennung — Galizien — unbekannt. Es hieß vielmehr Rothrußland (Czerwono Rosia), was etwa auch Schönrußland bedeutet, weil im polnischen, zumal aber im russischen Sprachgebrauche der Ausdruck „roth" oftmals identisch mit schön ist.

Was das Zahlenverhältniß der verschiedenen Volksstämme Galiziens betrifft, so zerfällt dasselbe: in 2 Millionen Polen, 2,300,000 Ruthenen, 575,918 Juden und 165,000 Deutsche.

Der Rest besteht im östlichen Theile des Landes aus wenigen Magyaren, Rumänen, Armeniern und Zigeunern. Der Confession nach zählen 2,509,015 zur römisch-katholischen, 2,315,782 zur griechisch-unirten, 1369 zur griechisch-orthodoxen und 2102 zur armenischen Kirche. Die Protestanten Galiziens zerfallen in 33,992 augsburgischen und 5711 helvetischen Bekenntnisses und haben ihren Superintendenten in Lemberg. Die Protestanten sind fast ausschließlich deutscher Nationalität. Die ersten Deutschen haben sich in diesem völlig slovischen Lande urkundlich im dreizehnten Jahrhundert angesiedelt, wo sie mehrere Ortschaften gründeten, deren deutsche Namen noch heute, wiewohl durch die polnische Schreibweise verunstaltet, an ihre Heimath erinnern. So Lancut (Landshut), Lankorona (Landskron), Pilzno (Pilsen) und andere. Noch stärker wurde die deutsche Einwanderung unter Kasimir dem Großen, welcher durch deutschen Gewerbefleiß, Handel und Industrie die Wohlfahrt des Landes zu heben versuchte. Als Krakau 1430 Hansastadt wurde, gewann das deutsche Element noch größere Ausbreitung.

Indeß war das Land, als es späterhin nach dem Untergang des polnischen Reiches, 1772, an Oesterreich fiel, durch die Kriege und Unruhen, welche der Theilung Polens vorangegangen, in eine Wüste mit einer decimirten, halbverhungerten Bevölkerung verwandelt. Kaiser Joseph II. berief deutsche Colonisten, größtentheils aus Württemberg, welche in die Verkommenheit und das unsägliche Elend des Landes wieder die ersten Keime der Cultur legen sollten. Von dieser deutschen Einwanderung während der Regierungszeit Joseph's II. sind gegenwärtig noch 134 Ansiedelungen, zumeist im Lemberger Kreise, erhalten. Sie bilden in religiöser wie nationaler Beziehung Oasen sowohl im polnischen wie im ruthenischen Sprachgebiete. Nach dem Tode Joseph's II. kümmerte sich indeß die österreichische Regierung nicht weiter um jene deutschen Ansiedelungen und dachte auch nicht daran, sie zu vermehren. Die geringen Versuche, in Galizien bes-

Digitized by Google

sere Culturzustände herbeizuführen, geriethen wieder ins Stocken. Die großen Güter des Adels waren entwerthet und verschuldet, der Landmann kämpfte mit Noth und Elend, kurz der ganze öffentliche Wohlstand war vernichtet und nur die zahlreiche Judenschaft verstand es im Trüben zu fischen und sich den Säckel zu füllen.

Dieser trostlose Zustand des Landes währte mehr oder minder fühlbar über ein halbes Jahrhundert; ja erst im Laufe der Neuzeit vermochte sich in Galizien ein neuer Culturabschnitt Bahn zu brechen, der indeß bis zur Stunde kaum über die ersten Anfänge hinaus ist.

Wiewohl nun die deutschen Ansiedelungen unter solchen höchst ungünstigen Verhältnissen ihrem Schicksale überlassen wurden, so wußten die Colonisten dennoch durch deutschen Fleiß, Beharrlichkeit und rationelle Bewirthschaftung des in der Regel fruchtbaren Bodens sich eine erträgliche, ja theilweise sogar wohlhabende Existenz zu schaffen. Die deutschen Ansiedelungen boten bald einen vortheilhaften Gegensatz zu der sie umgebenden Indolenz, Armuth und Verkommenheit des polnisch-ruthenischen Elements, das nur die Hände rührte, wenn es nicht thatsächlich zu verhungern galt. Man hätte glauben sollen, das Emporblühen der deutschen Ansiedelungen wäre gerade im Hinblicke auf die sonst so gedrückten Landesverhältnisse geeignet gewesen, für Oesterreich als Hinweis zu dienen, wie und wodurch das Land emporzuheben und bezüglich seines Bodenreichthums auszunutzen sei. Es geschah indeß wenig oder nichts, welche Nichtbeachtung der Landesinteressen Galizien noch heute zu beklagen hat.

Dennoch wußten sich die deutschen Ansiedelungen bis zur Stunde in ihrer günstigen wirthschaftlichen Lage zu erhalten, welche dem Beobachter gelegentlich eines Besuches der Colonistendörfer sofort in die Augen springt.

Wir hatten zwar nicht Gelegenheit, jene in der Umgebung Lembergs zu besuchen, sondern beschränkten unsere Wahrnehmungen nur auf mehrere im westlichen Rzeszower (spricht Rischeschower) Kreise gelegene Ansiedelungen, welche indeß bezüglich ihres Aeußern und übrigen Charakters, nach der Versicherung kundiger Gewährsmänner, von den übrigen Colonien nächst Lemberg nicht verschieden sind. Zumal besuchten wir wiederholt die Dörfer Wildenthal, Ranischau (eigentlich Rheinischau) und Stein, welche innerhalb des Rzeszower Kreises sich befinden, der längs des Sanflusses das polnische Westgalizien von dem ruthenisch-östlichen Landestheil abgrenzt.

Schon das Aeußere dieser deutschen Dörfer ist von dem der polnischen und ruthenischen völlig verschieden. Wenn auch die deutschen Wohnhäuser wie die der slavischen Landleute wegen der Billigkeit des Holzes aus diesem gezimmert sind, so besitzt das deutsche Colonistenhaus doch stets ein freundliches, nettes Aussehen, während die Hütte des Polen oder Ruthenen, in der Regel schlecht gebaut, mehr einem Stalle als einer Menschenwohnung ähnlich und im Innern überaus unrein ist. Die polnische wie die ruthenische Bauernfamilie bewohnt oftmals auch wirklich mit ihrem Viehstande, zumal während des Winters, den einzigen Raum ihrer Hütte, wo für die Familie nicht einmal Betten, sondern nur schmutzige, mit einem alten Schafpelz oder einigen Lumpen bedeckte Strohlager vorhanden sind. In der Stube des deutschen Colonisten sieht es dagegen stets rein und wohnlich aus. Die Fensterscheiben sind blank geputzt und hin und wieder giebt es auch Gardinen, zwischen welchen blühende Blumen hervorblicken. Die hohen Federbetten in der Ecke der Stube, die buntbemalten Kleiderkisten und oftmals blank gescheuertes Zinngeschirr, ein Erbstück von den Vorfahren aus der fernen schwäbischen Heimath, verleugnen keinen Augenblick ihre germanische Herkunft. Da die Colonisten gläubige Protestanten, so fehlt in keiner Stube das Gesangbuch, in dem Sonntags von Alt und Jung fleißig gelesen wird. Der Küche ist stets ein besonderer Raum angewiesen, während Stall- und Wirthschaftsgebäude immer nach dem Hofe zu liegen. Hinter diesem befindet sich in der Regel ein kleiner Obst- und Gemüsegarten, dazwischen ein Blumenbeet oder wenigstens einige Zierpflanzen. Das ganze Haus- und Wirthschaftsgeräth ist sauber gehalten und in musterhafter Ordnung, während es bei dem Polen oder Ruthenen immer unrein, liederlich oder schadhaft ist. Man kann den deutschen Colonisten schon in seinem Wagen auf der Landstraße von seinem slavischen Nachbar unterscheiden, wiewohl jener, wenigstens an Wochentagen, ziemlich dieselbe Kleidung wie letzterer, indeß im reinlichern Zustande, trägt.

Was das innere Leben dieser Colonisten betrifft, so bilden die Bewohner eines jeden Dorfes gewissermaßen eine große Familie, welche unter sich stets in deutscher Sprache verkehrt. Eigenthümlich ist, daß im Laufe der Zeit ihr ursprünglich alemannischer Dialekt ganz verloren gegangen. Sie sprechen gewöhnlich ein ziemlich gutes Deutsch mit etwas breiter slavischer Aussprache, welche daher rühren mag, daß sie, jenachdem sie in West- oder Ostgalizien wohnen, auch fertig polnisch oder ruthenisch sprechen, was zum allgemeinen Verkehr im Lande jedenfalls nothwendig ist.

Ehen werden Seitens der Colonisten stets innerhalb ihres Dorfes oder doch ihrer Landsmannschaft geschlossen, was nicht allein in nationaler, sondern noch vorwiegender in religiöser Beziehung bedingt ist, weil, wie wir schon bemerkt, die Colonisten sämmtlich Protestanten im Gegensatze zu ihren polnisch-katholischen und griechisch-unirten Nachbarn sind. Selbst solche Colonisten, welche ihr Heimathdorf verlassen und sich zum Betriebe eines Gewerbes in einer Stadt niedergelassen haben, pflegen niemals eine Ehe mit einer Polin oder Ruthenin zu schließen, sondern kehren in der Regel zur Brautwerbung nach ihrem Dorfe oder doch innerhalb des Kreises ihrer Landsleute zurück.

Wiewohl der Pole, zumal der Edelmann, dem Deutschen und Allem, was deutsch, unfreundlich, ja oftmals gehässig gesinnt ist, so vermag er doch nicht die überaus vortheilhaften Eigenschaften in Abrede zu stellen, welche den deutschen Colonisten vor dem polnischen oder ruthenischen Bauer auszeichnen. Gelegentlich unserer vielfältigen Besuche auf polnischen Gutshöfen in der Nachbarschaft der großen Colonistendörfer Wildenthal, Ranischau und Stein haben wir bei polnischen Gutsbesitzern häufig Colonisten als Wirthschaftsbeamte, Arbeiter und Diener beschäftigt gefunden und zwar jedesmal zur vollen Zufriedenheit ihrer polnischen Dienstherren.

Wenn nun auch diese Colonisten im fernen slavischen Osten für Deutschland verlorene Landsleute sind, so kann es doch mit Befriedigung und Stolz auf jene Ansiedelungen blicken, weil diese auch dort dem deutschen Namen Achtung und Ehre erworben.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle.

Unter dieser Ueberschrift bringt das „Archiv für Anthropologie“ (Bd. IX, 2. und 3. Vierteljahrsheft, S. 173 bis 179) einen kurzen Aufsatz von L. Lindenschmit, der das allgemeinste Aufsehen erregt hat. Unseren Lesern sind jene Zeichnungen durch Bild und Wort in Nro. 12 des vorigen Bandes bekannt geworden; gerade durch dieselbe Nummer ist nun zufällig ihre Unechtheit entdeckt und die Fälschung aller derartigen Kunstproducte aus der Renthierzeit, auch jener südfranzösischen, deren Authenticität schon R. Andree im „Globus“ XX, S. 215, Spalte 2 anzweifelte, wie es früher auch Lindenschmit selbst bei der Pariser Weltausstellung gethan, höchst wahrscheinlich gemacht worden. Mit jener Nummer 12 des „Globus“ legte Lindenschmit's Sohn ihm zugleich einige Holzschnitte nach Zeichnungen des Herrn Leutemann in „Die Thiergärten und Menagerien mit ihren Insassen“ (Welt der Jugend, Nrn. 15, Leipzig. Verlag von Otto Spamer 1868) vor: sieht man die angeblichen Thayinger Artefakte, den Bären und den Eisfuchs, unmittelbar neben den Leutemann'schen Zeichnungen, wie wir sie hier zusammen

Der Bär von Thayingen.

Der Leutemann'sche „Schwermuthsbär“. (Die Thiergärten und Menagerien u. Fig. 14, S. 16.)

Der sogenannte Eisfuchs von Thayingen.

„Allerwege ein Duckmäuser“. Von Leutemann. (Die Thiergärten u. Fig. 23, S. 22.)

abbilden, so schwindet allerdings jeder Schimmer von Hoffnung, die Echtheit der ersteren noch weiterhin aufrecht erhalten zu können.

Mit vielem Humor und dann mit großem Ernste legt Lindenschmit dar, wie hoch hinaus das Streben des Fälschers gegangen ist, eine weit umfassendere Darstellung der urweltlichen Fauna zu liefern, als seine südfranzösischen Campane, und wie er sich durch diese Vielseitigkeit das Verdienst sicherte, „den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß schon allein durch Zeichnungen, gleichviel von welcher Verläßlichkeit, die Existenz von Thiergattungen nachweisbar sei, von welchen sonst keine sicher bestimmbaren Reste oder nicht einmal Spuren vorliegen, wie von dem wilden Pferde, dem Schwein und dem Moschusochsen.“

Lindenschmit führt sodann weiter aus, wie er bei der Pariser Weltausstellung die derartigen französischen Funde genau geprüft und seine Zweifel an ihrer Integrität ausgesprochen habe, da es sich z. B. bei dem berühmten Mammuthe herausstellte, „daß nahezu alle Striche, aus welchen der Umriß des Thieres gebildet ist, über den ganzen Knochen fortlaufende Risse, Kritzen und Sprünge sind, von welchen mit einem geschickten Eklekticismus nur diejenigen Theile mehr markirt und in Verbindung gesetzt sind, welche für die Darstellung des gewünschten Bildes geeignet waren.“ Damals schon wies Lindenschmit darauf hin, daß den angeblich trogladytischen Sculpturversuchen (Knochengriffe aus liegenden und springenden Hirschen und Renthieren) Elfenbeingriffe mit ebensolchen Gazellenfiguren in der ägyptischen Abtheilung der Louvre-Sammlungen als Vorbilder gedient haben möchten, und wies an den in der betreffenden Abtheilung (L'histoire du travail) der Pariser Ausstellung befindlichen Denkmalen aller Zeiten nach, daß „eine feine Beobachtung, eine gewählte Beschränkung auf das Charakteristische der Formen, wie sie manche Darstellung des Renthiers und des Mammuth zeigen, überall sonst nur auf einer Stufe der Bildung zu Tage treten, welche Jahrtausende weit von jenen sogenannten ältesten Naturstudien abliegt“ und „daß Alles, was zwischen diesen vermeintlich ersten Versuchen von Darstellungen der Thierwelt und den Leistungen einer um Jahrtausende vorgeschrittenen Bildung liegt (die Pferde der ältesten italischen Erzarbeit, die Fabelthiere der gallischen Münzen, die Reiterfiguren der germanischen Goldbracteaten u. s. w., nur den Charakter unbehaltenster Barbarei zeigt.“ Es sei unmöglich — führt Lindenschmit fort — anzunehmen, daß nur in der bildenden Kunst seit der Renthierzeit solch ein Rückschritt stattgefunden habe und in allen übrigen Bildungszuständen ein so unermeßlicher Fortschritt, und auch der Hinweis auf ähnliche neuere Thierzeichnungen wilder Völker (Rathhäute, Buschmänner, die alten Felsensculpturen der Skandinaven und am Rio San Juan) sei unstatthaft, da jene Darstellungen, insofern ihre Urheber in der That von jeder Berührung mit Culturvölkern ausgeschlossen waren, sich nicht über die ersten Versuche von Kindern erheben. „Der Ochse wird durch seine Hörner, das Pferd durch Schweif und Mähne, das Rhinoceros durch zwei Stacheln auf der Nase, die Antilope durch rückwärts gebogene Hörner (s. die

Digitized by Google

Buschmannszeichnungen in „Globus“ XXtX, S. 183) gekennzeichnet; in allem Uebrigen bleiben der Körper und die Füße der Thiere bei verschiedenem Größenverhältniß doch im Ganzen durchgehend immer dieselben.“

Und mit folgenden Worten beschließt Lindenschmit seine kurzen, aber hochwichtigen Ausführungen, deren Studium wir unseren Lesern angelegentlich empfehlen:

„Eine mit vollstem Zweckbewußtsein ausgeführte Täuschung liegt unverkennbar vor. Mag man sich warnen lassen oder nicht, mag man, wie so oft schon in ähnlichen Fällen, dahin übereinkommen, der Entdeckung zunächst keine weitere Bedeutung als für den vorliegenden Fall beizulegen; diese Bekanntgebung wird doch jedenfalls die Folge haben, die Thatsache klarzustellen, daß die Fälschung alterthümlicher Funde jetzt eine weit gefährlichere Richtung auf die Verwirrung wissenschaftlicher Untersuchungen einschlägt als bei ihren früheren Versuchen, welche nur die Täuschung von Sammlern und dilettirenden Alterthumsfreunden mit unechten Münzen und Bronzen im Auge hatten. Diese Thatsache muß und wird die Vorsicht schärfen. Ebenso gewiß wird sich die Ueberzeugung geltend machen, daß so wenig den hochverdienten Gelehrten, welche bisher diesen nur zufällig zu entdeckenden Täuschungen Glauben schenkten, dies in irgend einer Weise zur Last fallen kann, eben so wenig aber auch fernerhin Gegenstände so bedenkenerregender Art, auf irgend eine wissenschaftliche Autorität hin, so unbedingt von jeder Prüfung ausgeschlossen bleiben können wie bisher diese Thierzeichnungen, welche vermöge des Ansehens der ausgezeichneten Forscher, unter deren Auspicien sie veröffentlicht wurden, geradezu als unantastbar betrachtet worden sind.“

Goldumsatz der Münze zu Sydney in Neusüdwales von 1855 bis 1875.

Zum Ausmünzen wurden eingeliefert:

		Goldstand u. Klumpen	Werth		
		Unzen	Pf. St.	Sch.	P.
1855	14. Mai bis 31. Dec.	217,589·205	871,300	2	6
1856	1. Jan. bis 31. Dec.	239,491·990	939,776	1	5
1857	„ „ „	228,215·890	879,181	19	4
1858	„ „ „	342,540·530	1,332,034	3	1
1859	„ „ „	358,127·000	1,380,402	14	10
1860	„ „ „	470,464·300	1,823,637	16	11
1861	„ „ „	477,607·470	1,863,632	2	0
1862	„ „ „	696,311·580	2,700,452	1	1
1863	„ „ „	493,332·110	1,908,526	17	6
1864	„ „ „	728,019·350	2,878,398	17	10
1865	„ „ „	598,606·740	2,351,402	0	10
1866	„ „ „	739,362·930	2,935,928	7	9
1867	„ „ „	629,721·990	2,501,368	19	9
1868	„ „ „	605,806·840	2,359,525	10	1
1869	„ „ „	346,003·940	1,323,487	8	8
1870	„ „ „	317,527·960	1,218,730	4	8
1871	„ „ „	778,627·290	2,887,601	16	5
1872	„ „ „	558,342·450	2,063,774	12	10
1873	„ „ „	496,624·910	1,611,940	17	1
1874	„ „ „	551,046·650	2,073,666	19	11
1875	„ „ „	547,484·680	2,061,070	16	5
		10,855,855·805	39,965,835	15	6

Ausgegeben wurden während dieser Periode in Sovereigns 36,045,500 Pf. St., in Halbsovereigns 3,867,000, in Barren 1,935,081 Pf. St. 2 Sch. 6 P.

Der Ertrag dieser Anstalt war währenddem 385,519 Pf. St. 18 Sch. 4 P.

* * *

— Schon längst ist das Streben der russischen Regierung dahin gerichtet gewesen, die russische Sprache zur allgemeinen Schrift- und Umgangssprache für die Gebildeten, wenn auch zunächst nur bei allen zum russischen Reiche gehörigen slavischen Stämmen, zu erheben, und daher den verschiedenen Dialekten nur die Bedeutung als Sprache des gemeinen Mannes zuzugestehen. Aus diesem Streben ist neuerdings eine Verfügung der zum Ressort des Ministers des Innern gehörigen Hauptverwaltung der Preßangelegenheiten in Betreff des kleinrussischen Volksdialekts hervorgegangen, durch welche sowohl die Einführung von kleinrussischen Büchern und Broschüren nach dem russischen Kaiserreich ohne besondere Erlaubniß der Hauptverwaltung der Preßangelegenheiten, als auch der Druck und die Herausgabe von kleinrussischen Originalwerken und Uebersetzungen innerhalb des russischen Kaiserreichs verboten wird (!). Ausgenommen von diesem Verbot sind historische Documente und Memoiren, sowie Werke der schönen Literatur, jedoch nur unter der Bedingung, daß bei ersteren die Schreibweise der Originale beibehalten ist, bei letzteren von der allgemeinen russischen Schreibweise sich keine Abweichungen finden. Durch die Verfügung sind ferner verboten Theatervorstellungen und öffentliche Vorträge im kleinrussischen Volksdialekt und der Druck kleinrussischer Texte zu Musiknoten. Diese unterm 30. Mai d. J. erlassene Verfügung hat der ziemlich starken kleinrussischen Partei, die, wenn sie auch die Stammverwandtschaft der Kleinrussen mit den Großrussen und die russische Herrschaft anerkennt, dennoch nach selbständiger Entwickelung der kleinrussischen Nationalität und Sprache strebt, viel böses Blut gemacht. Es leben in Rußland 14 Millionen Kleinrussen. (A. Z.)

— Der französische Bauenminister hat am 2. August der Abgeordnetenkammer zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, betreffend die Regulirung der Seine zwischen Paris und Rouen und der Rhone zwischen Lyon und Marseille. Beide Ströme sollen durchgehend eine Tiefe von mindestens 3,20 Meter erhalten, d. h. für Seeschiffe fahrbar gemacht werden. Man beabsichtigt, mit anderen Worten, Paris und Lyon zu Seehäfen umzuwandeln. Die Kosten dieser Arbeit sind auf 45 Millianen Francs veranschlagt.

— Am 21. August segelte von Rouen ein Schiff nach den La-Plata-Staaten ab, dessen untere Räume zur Aufbewahrung frischen Fleisches eingerichtet sind und selbst unter dem Aequator nahezu die Temperatur eines Eiskellers sich erhalten. Es ist das ein für die Verproviantirung von Paris wichtiger Versuch.

— Nach der jetzt erst veröffentlichten letzten Volkszählung der Capcolonie (vom März 1875) vertheilt sich die Gesammtzahl von 720,984 Einwohnern (davon 369,628 männlich und 351,356 weiblich) folgendermaßen auf die verschiedenen Racen: Europäer und Weiße 236,783, Kaffern u. s. w. 214,133, Hottentoten 98,561, Mischlinge 87,184, Fingos 73,506 und Malaien 10,817.

Inhalt: Peking und Nordchina. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. III. — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. III. — Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. I. — Evangelische Colonien in Galizien. — Aus allen Erdtheilen: Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle. (Mit vier Abbildungen.) — Goldumsatz der Münze zu Sydney in Neusüdwales von 1855 bis 1875. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 9. September 1876).

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung nun unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redactur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Peking und Nordchina.

V.

Die Kleidung der Bewohner von Peking ist ungemein einfach, und man kann dreist behaupten, daß es für die Beamten, Soldaten, Bürger und Handwerker insgesammt nur einen einzigen Kleiderschnitt giebt. Nur im Stoffe und der Anzahl der Gewänder finden Unterschiede in der Tracht statt. Die Strümpfe bestehen allgemein aus Kattun oder weißem Nanking und haben die Naht am Spann. Zur Winterszeit sind diese Strümpfe wattirt und gesteppt, was das Waschen erschwert. Ueber dem Strumpfe wird das Bein der tuchenen oder seidenen Hose mit einem meist blauen oder sonst hellfarbigen Bande zusammengebunden; diese Hose rafft man in Gürtelhöhe vorn in eine dreifache Falte zusammen, deren oberes Ende nach innen umgeschlagen wird, und befestigt sie mit einem Gürtel, dessen betroddelte Enden, so ärmlich sie auch sein mögen, stets nach Eleganz streben und auf der linken Seite getragen werden. Unmittelbar auf der Brust wird ein doppelter Latz oder ein Schild von Tuch oder Seide getragen, der nach unten zu spitz ausläuft, mittelst einer Schnur am Halse hängt und um den Leib mit zwei hinten verknüpften Bändern befestigt wird. Das darüber getragene Hemd fällt lose über die Hose herab; es ist ein kurzes nur wenig über die Hüften herabreichendes Gewand, vorn ganz offen und an den Seiten anschließend. Aus den genannten Stücken besteht im Sommer die gesammte Kleidung der arbeitenden Classe und im Allgemeinen die Untergewandung aller übrigen Stände. Es gilt für elegant, über den Hosen Gamaschen zu tragen, die unten am Spann mit Schnüren und oben mittelst Tragbändern jede für sich an dem Hosengurt befestigt werden. Ueber das Hemde zieht man noch ein langes Gewand, das man zur Bequemlichkeit lose hängen läßt, in Gesellschaft aber mit einem Gürtel umschlingt, dessen Schloß oft mit Edelsteinen besetzt ist.

Im Winter ist dieses Gewand wattirt oder mit Pelz besetzt, ebenso wie die Gamaschen. Das niedere Volk wattirt einfach die Hosen und das Hemde, so daß seine ganze Leibwäsche nur in jenem Brustlatz besteht. Bei Staatsvisiten ziehen die Reicheren über jenes erste Gewand noch einen kürzern, dunkelfarbigen Ueberwurf, der vorn zugeknöpft und hinten und an den Seiten aufgeschlitzt ist; dazu kommt um den Hals ein himmelblauer Kragen.

An Stelle dieser Staatsgarderobe tragen die Pekinger häufig ein kurzes, sehr weitärmeliges Kleid, aus welchem die langen Aermel des Untergewandes herausfallen. Letztere reichen um mehrere Zoll über die Fingerspitzen hinaus und schützen so die Hand gegen Staub und kalte Luft, wie Handschuhe. Manche, die sich mit dem einen langen Gewande genügen lassen, tragen darüber eine Art ärmelloser Weste oder einfach nur ein Stück Zeug, das vorn offen, aber zugeknöpft ist und vorn und hinten bis in den Gürtel reicht. Dasselbe dient dazu, daß der hinten hängende Zopf das Hauptgewand nicht schmutzig macht. Das Oberkleid der Beamten ist auf Brust und Rücken mit einer Art Schild geschmückt, dessen Goldstickereien je nach Rang und Würde verschieden sind. Nur bei gewissen Gelegenheiten tragen sie auch ein gesticktes Unterkleid, nämlich am ersten und funfzehnten Tage jedes

Digitized by Google

Monats, wenn sie im Amte sind, ferner an Opfertagen und bei Hoffesten. Die Kopfbedeckung wechselt mit der Jahreszeit, und jedesmal bestimmt ein kaiserliches Decret den Tag, an welchem der officielle Winterhut dem Sommerhute weichen muß, und umgekehrt. Der Sommerhut hat einige Aehnlichkeit mit einem Lichtschirme und besteht aus Stroh oder einem Gazegewebe; von der Spitze, die bei Mandarinen mit einer Kugel geschmückt ist, fällt eine rothe Haarpaschel oder eine Seidenfranse herab. Der Winterhut ist schwarz, von Tuch oder Pelzwerk, mit nahezu senkrecht gegen den Hutkopf umgeschlagener Krämpe und ebenso wie der andere verziert. Nur sehr hohe Beamte dürfen diese Hüte mit Besatz von Marderfell tragen.

Außerdem haben die Chinesen noch allerlei Phantasiehüte, deren Zierrathe von Europäern oft fälschlich für Rangabzeichen gehalten werden. Es sind das kleine Käppchen von schwarzem, blauem oder gelbem Atlas mit einem rothen oder blauen Knopfe, oder auch schwarze oder graue Hüte von weichem Filze, an der Krämpe mit einer Goldborte verziert und hinten etwas höher als vorn. Im Winter tragen die Pekinger gern die mongolische Kopfbedeckung, eine einfache Kappe mit zwei pelzbesetzten Ohrenklappen, während sie auch zeitweise gar keinen Hut tragen, sondern nur ihren Fächer und Sonnenschirm.

Was das weibliche Geschlecht in China anlangt, so giebt es auch dort neben häßlichen niedliche Gesichter, welche überall als solche gelten würden, aber keine schönen, und ihr Reiz ist auch nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer. Jene Zwischenperiode, in welcher Europäerinnen noch nicht so alt erscheinen, als sie in Wahrheit sind, existirt in China nicht. Vor Kurzem noch jung und frisch, werden sie ohne Uebergang alsbald bleich, dürr und quittengelb. Aber so ohne

Chinesischer Gelehrter. (Nach einer Photographie.)

Mandarin. (Nach einer Photographie.)

Weiteres strecken sie nicht die Waffen, und jede alte Chinesin, gleichviel ob Prinzessin oder Bettlerin, wird sich alltäglich, so lange es ihr die zitternden Hände erlauben, Blumen auf den wackeluden, kahlen Kopf stecken. Denn unglücklicherweise kennen die Chinesinnen in Peking weder den Schmuck fremder Haare, noch Hauben oder Hüte, sondern gehen stets barhaupt. So will es die Sitte und die Mode.

Die Tatarin von Peking trägt eben solche Beinkleider wie die Männer, welche auch auf dieselbe Weise über den Strümpfen befestigt werden. Das baumwollene oder seidene Hemd ist ebenso kurz wie bei den Männern, und auf der Brust trägt sie denselben Latz, der nur mehr oder weniger reich gestickt ist. Um die Taille wird eine gefältelte Schürze gebunden, welche wie ein Unterrock um den ganzen Körper herumreicht, und darüber ein langes Kleid ohne Gürtel getragen, welches den Fuß bedeckt und nur die hohe, weiße Schuhsohle unverhüllt läßt. Dieselbe ist etwa 3 Zoll dick und besteht aus zwei Stücken, so daß sie nur unter Hacken und Fußspitze zu liegen kommt. Jenes lange Kleid ist an allen vier Seiten aufgeschlitzt und läßt beim Gehen die gefältelte Schürze sehen; darüber wird dann noch eine zweite kürzere Tunica von anderer Farbe als die des Kleides und der Schürze angelegt. Alle diese Kleidungsstücke der Tatarinnen sind gewöhnlich einfarbig, aber mit einer breiten, gestickten Borte besetzt.

Sie, sowie die Chinesinnen schminken sich: die Schminke ist in Peking der Schleier oder besser die Maske, welche keine Frau, die etwas auf sich hält, beim Ausgehen vorzulegen vergessen darf. Es gilt sogar für anständig, die Farbe in Weiß oder Roth etwas zu übertreiben und namentlich auf der Unterlippe stark aufzutragen. Nur schamlose Frauen entstellen sich nicht durch Weiß, Roth und chinesische Tusche. In Peking verwendet man beim Schminken Honig. Die Dame setzt sich zu ihrer Morgentoilette vor einen Klapp-

Digitized by Google

ſpiegel, welcher den Deckel eines Toilettenkaſtens bildet, nimmt ein Stück Honig von der Größe einer Haſelnuß in die flache Hand, zerreibt es dort und ſalbt damit ihr ganzes Geſicht und einen Theil des Halſes. Darüber kommt eine Schicht von gepulvertem Spaniſch Weiß, das völlig auf dem ſüßen Untergrunde haftet; dann wird ein mit Carmin getränkter kleiner Tuchlappen angefeuchtet und auf die Lippen gedrückt. Endlich reibt ſie etwas Carmin in der flachen Hand fein und drückt dieſelbe gegen die Wangen und Grübchen. Damit iſt die von der Sitte verlangte Bemalung vollendet; dieſelbe hält 2 bis 3 Tage, bröckelt dann ab und muß von Neuem erſetzt werden. Das Nan plus ultra der Modedamen beſteht darin, daß ſie ſich einen kleinen, wagerechten Strich mit Carmin zwiſchen den Augen ziehen und ſich Schönpflaſterchen auf die Schläfen kleben. Dieſelben ſind von grüner, ſchwarzer oder blauer Seide, mitunter mit einem Edelſtein geſchmückt oder mit ein Paar kleiner Fühlfäden, an deren Enden ſich beim Gehen feine Perlen ſchaukeln.

Die jungen tatariſchen Mädchen ſamt die Chineſinnen tragen Zöpfe, aber die verheiratheten Tatarinnen haben eine eigene Haartracht. Dieſelben ziehen auf der Mitte des Kopfes den Scheitel, theilen ſo die Haare in zwei Theile, die oben auf dem Kopfe befeſtigt werden, und legen horizontal auf die Vereinigungsſtelle ein Metallbrettchen von 25 Centimeter Länge, über welches rechts und links die Haare aufgethürmt werden. Schleifen von rothem Bande halten das Kunſtwerk feſt, das außerdem mit natürlichen und künſtlichen Blumen, langen Nadeln und echten oder phantaſtiſchen Schmetterlingen beſteckt wird.

Goldene und ſilberne Fingerlinge tragen ſowohl Tatarinnen wie Chineſinnen über ihren langen Nägeln, deren längſte nach Choutzé 3 Centimeter lang waren. (Vgl.

Tatariſche Frau. (Nach einer Photographie.)

Jung verheirathete Chineſin. (Nach einer Photographie.)

„Globus“ XXX, S. 7.) Auch wenn die Nägel nur ihre gewöhnliche Größe beſitzen, werden doch ſolche Etuis als Schmuck angelegt. Ebenſo tragen ſie Arm- und Halsbänder, Finger- und Ohrringe und kleine Beutel aus durchbrochenem Silberfiligran, die mit Muſtern aus den Federn des Eisvogels verziert ſind und natürliche Blumen enthalten. Jasmin, Olea fragrans und Tuberoſa ſind neben dem am allgemeinſten verbreiteten Maſchus die beliebteſten Gerüche.

Das Benehmen der Tatarinnen iſt lebhafter als das der Chineſinnen; in der Jugend tragen ſie gern ein Caſtüm, das dem der Männer ähnlich iſt, und einen kaletten Filzhut. Ihr Kleid iſt kürzer und das in eine einzige Strähne geflochtene Haar fällt auf eine mit Arabesken verzierte Weſte herab. Die Chineſinnen kleiden ſich ungefähr ebenſo; nur ihr Oberkleid iſt kürzer und reicht nur wenig über das Knie herab. Das Haar tragen ſie glatt geſcheitelt und außerdem einen Chignan, der wagerecht hinten abſteht. Letzterer iſt mit langen Spangen geziert, welche Blumen oder einen rothen Sammetputz mit einer kleinen Schelle tragen. Auch vergrößern ſie ſich ihre Schläfen und Stirn durch Raſiren, damit die Haare eine recht gerade Linie und zwei Winkel bilden, und helfen dabei noch mit Tuſche nach.

Was aber die Chineſinnen vor den Tatarinnen nicht nur, ſondern vor allen Frauen der Welt auszeichnet, ſind ihre kleinen Füße, auf denen ſie ſich ſchaukeln. Wir beſitzen darüber im Recueil des mémoires de médecine militaire, 3. série, tome XI eine Abhandlung des Dr. Morache, der in ſeiner Eigenſchaft als Arzt ſich von Frauen wie Mädchen und Kindern die nackten Füße hat zeigen laſſen können, die ſonſt Niemand, ſelbſt nicht der Gatte, in dieſem Zuſtande ſehen darf. Dieſe Verſtümmelung des Fußes, welche die Chineſen als „Goldene Lilien, innerer Schmuck u. ſ. w.“

bezeichnen, iſt nicht in ganz China gleichmäßig verbreitet; denn während ſie im Süden unter den Wohlhabenderen die Regel bildet, iſt ſie im Norden und ſpeciell in Peking wegen des Zuſammenwohnens mit den Tataren, denen ſie verboten iſt, und wegen der größern Armuth viel ſeltener. Außerdem hat jede Provinz ihre eigene Art der Verſtümmelung, deren ſchönſte Exemplare man in Kwang-ſi und Kwang-tung findet. Reiche chineſiſche Familien leiſten ſich aber überall dieſen Luxus, der ihren Töchtern die glänzendſten Partien verheißt.

Es giebt zwei Hauptarten der Verſtümmelung. Bei der einen, häufig beſchriebenen, die als das Ideal gilt und im Norden am ſeltenſten iſt, werden die Zehen unter die Sohle umgebogen, während der große Zeh frei bleibt. Die Sohle bildet dann eine ſtarke Höhlung, die mehr oder weniger ſich mit Zellgewebe anfüllt, und das Ferſenbein verändert ſeine horizontale in eine verticale Richtung. Daher alle die Störungen in der Gelenkfügung der Fußwurzel. Im Norden ſieht man meiſt einen geringern Grad der Verſtümmelung, wo-

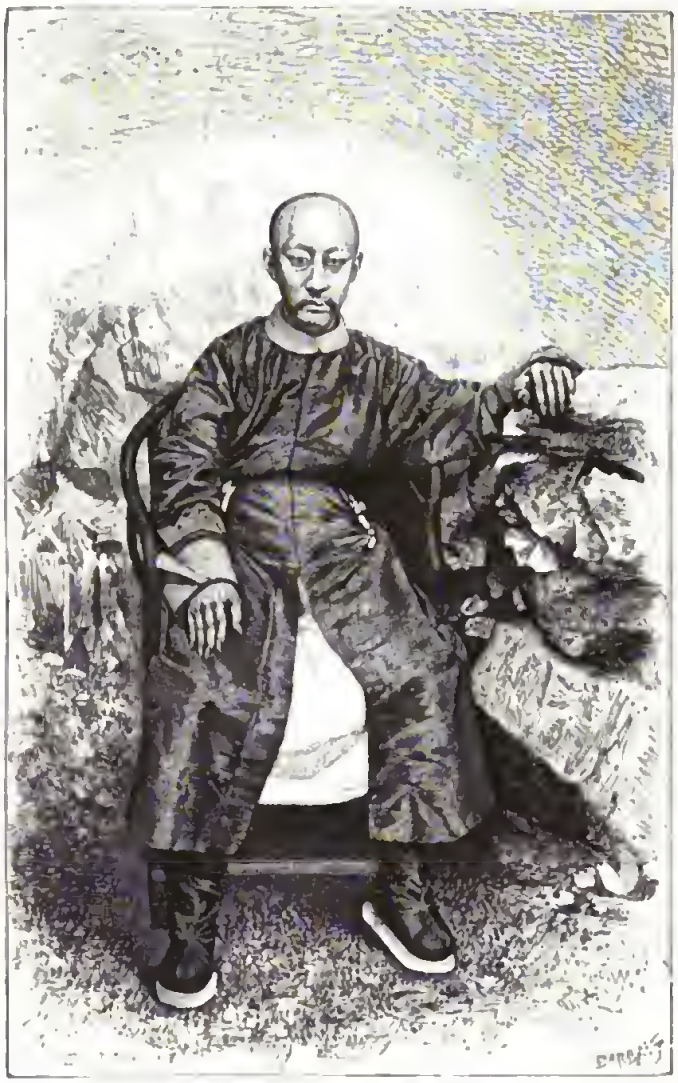
Chineſiſche Dame beim Putz. (Nach einer Photographie.)

bei die vier kleinen Zehen zwar umgebogen werden, ohne jedoch die Richtung des Ferſenbeins zu ändern. Mit einer ſtraff angezogenen Bandage bringt man eine Verkürzung des ganzen Fußes hervor, eine Art von varus nach hinten gehender Senkung des Ferſenbeines, eine Uebertreibung der Fußwölbung, während das Ferſenbein intact bleibt. Dabei kann das Individuum immer noch arbeiten und ſich, wenn auch gezwungen, fortbewegen.

Die Weichtheile des Mittelgliedes des Fußes ſterben ab und erfüllen dafür jene übertriebene Sohlenhöhlung. Die darüber geſpannte Haut iſt oft geröthet und mitunter ſelbſt voller Geſchwüre. Dadurch wird nun auch die Gangart ſehr geändert; die Bewegung der Fußgelenke hört auf und die Muskeln ſterben ab. Selbſt manche Muskeln des Schenkels ſchwinden ein, und das Gehen gleicht demjenigen eines an beiden Schenkeln Amputirten. In Folge deſſen ſind die chineſiſchen Frauen leicht dem Hinfallen, Verrenkungen und Beinbrüchen ausgeſetzt, zumal auch die Knochen an Kraft und Widerſtandsfähigkeit verlieren. Und obwohl die Frauen der Wohlhabenderen unter ganz günſtigen hygieniſchen Ver-

hältniſſen leben, ſo ſind ſie doch meiſt blutarm, was ſich auf die mangelhafte Bewegung und in zweiter Linie auf jene Verſtümmelung zurückführen läßt. Um nun den Fuß ſtets klein zu erhalten, muß ſelbſt bei erwachſenen Frauen die Compreſſion fortgeſetzt werden; bei kleinen Mädchen, die Dr. Marache im Inſtitut der barmherzigen Schweſtern in Peking behandelte, nahm der von jeder Binde befreite Fuß nach einigen Wochen ſchon ſeine normale Geſtalt an. Aber ſolche Verſuche ſtoßen meiſt auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da ſie die Kinder faſt ſicher zu dauernder Eheloſigkeit verurtheilen. In reichen Familien beginnt die Operation nach vollendetem vierten Lebensjahre, ſonſt erſt im ſechsten oder ſiebenten. Bis dahin tragen die kleinen Mädchen große, weite Pantoffeln. Dann aber geht die Mutter, bei vornehmen Familien eine als Heilkünſtlerin, Hebeamme und dergleichen bewährte Dienerin an die Verſtümmelung, deren Procedur wir hier nicht des Nähern beſchreiben wollen. Es ſei nur bemerkt, daß wenn die Zehen ſchon an ihre unnatürliche Lage mittelſt darumgelegter Bandagen gewöhnt ſind, man oft noch ein halbcylindriſches Metallſtück von entſprechender Größe unter die Sohle bindet und dann den Fuß darüber biegt und knetet, um ihm die höhere Vollendung zu geben. Dabei fall dann öfters ein Bruch der Fußwurzelknochen vorkommen, ja durch Schlagen mit einem Stein abſichtlich herbeigeführt werden. In gewiſſen Provinzen endlich fall es Gebrauch ſein, einen Knochen, wahrſcheinlich das Kahnbein, herauszunehmen, nachdem es durch verſchiedene Manipulationen, entſchieden ſchon in zerbrochenem Zuſtande, herausgetreten iſt. Im erſten Stadium der Verſtümmelung trägt das Kind einen Schuh, deſſen vorderes Ende immer ſchmaler und ſchmaler und ſchließlich vollkommen ſpitz gemacht wird. Derſelbe reicht ziemlich hoch hinauf und wird vorn zugeſchnürt; die Sohle iſt platt und ohne Abſatz. Die Form des Schuhes bleibt ſtets dieſelbe, nur ſeine Größe nimmt mit dem trotz der Verſtümmelung ununterbrochen fortſchreitenden Wachsthume des Fußes zu. Im zweiten Stadium, jenem mit dem Metallcylinder, hat der Schuh eine ſtark convexe Sohle, welche zuerſt die Krümmung der Fußſohle befördert, ſpäter aufrecht erhält.

Zur Erklärung dieſer wunderbaren Unſitte erzählt man, daß ſie ums Jahr 1100 v. Chr. durch eine mißgeſtaltete Kaiſerin zum Geſetz erhaben worden ſei, weil ſie wünſchte, daß keine ihrer Schweſtern vor ihrem Klumpfuß etwas voraus haben ſollte. Andere erklären ſie mit der Abſicht, die Frauen auf das Haus zu beſchränken. Beide Erklärungen ſind wenig ſtichhaltig: die erſte iſt nicht bezeugt, und was die zweite anlangt, ſo kennt der Chineſe die mahammedaniſche Sitte der Einſchließung der Frauen nicht, und dieſe haben volle Freiheit, zu gehen, wohin ſie wollen. Die Kleinheit des Fußes, das eine ſteht feſt, iſt ein Kriterium weniger für die Schönheit, als für den Kaufwerth der Frau. Nach der Kleinheit des Schuhes ihrer zukünftigen Schwiegertochter bemeſſen die Eltern des Bräutigams deren Kaufpreis. Den Fuß einer vorübergehenden Frau zu betrachten gilt für ſehr unanſtändig, und wohlerzogene Leute ſprechen nicht von dem Fuße einer Dame, der auch auf Gemälden ſtets von dem Kleide bedeckt wird. Wenn ein chriſtlicher Chineſe beichtet, wird ihn der Miſſionär ſtets fragen, ob er einen Frauenfuß betrachtet hat.



Prinz Kung. (Nach einer Photographie.)

Alle Bemühungen, dieſe Sitte abzuſchaffen, ſind bis jetzt vergeblich geweſen. Die betreffenden Verbote mehrerer Mandſchu-Kaiſer ſind todte Buchſtaben geblieben, und die Biſchöfe, welche auf ihre Chriſten einen größern moraliſchen Einfluß ausüben, als der Kaiſer, haben mit ihren Hirtenbriefen nur bei einigen in der Mongolei anſäſſigen Chineſen Erfolg gehabt.

Zur vollſtändigen Toilette gehören noch einige Dinge, die wir hier noch kurz erwähnen wollen. Wenig elegant ſind ſicherlich die Brillen, die mit ihren großen, runden Gläſern von weißem oder rauchfarbenem Kryſtall ſelbſt Greiſen ein ſo komiſches Ausſehen verleihen. Merkwürdig ſind beſonders

die Ohrenfutterale, außen gestickt, innen mit weichem Pelze gefuttert, die man bei großem Frost anlegt. Pfeife und Nargileh gehören ebenfalls zum Inventar einer Frau.

Ein unzertrennlicher Gefährte des Chinesen ist der Sonnenschirm, und zwar von der auch bei uns gewöhnlichen Form und Ausstattung. Beamten werden mitunter bei ihrem Amtsaustritt von ihren Untergebenen scharlachfarbene, seidene Schirme mit chinesischer Schrift in Goldstickerei als Zeichen der Anerkennung überreicht, und die so Geehrten tragen die seltene Auszeichnung sehr gern zur Schau.

Ferner ist der Lichtschirm oder Wedel zu erwähnen, dessen geschätzteste Art aus Sperberfedern besteht, deren weiße Flecken womöglich so angeordnet sind, daß sie ein Muster oder einen Schriftcharakter bilden. Er ist größer und leichter als die anderen, und macht die 42 Grad Fahrenheit des staubigen Pekinger Sommers erträglich. Solche Schirme macht der Kaiser seinen Günstlingen zum Geschenke; selbige tragen zwar nicht ein allerhöchstes Autograph, sind aber dafür stets von Sr. Majestät Aquarellmaler verziert worden und werden sehr hoch gehalten.

Viel mannigfaltiger in Form und Verzierung, als die Schirme, sind die Fächer, welche an der Seite in gestickten Taschen getragen werden. Beim Reiten wird er hinten in den Nacken gesteckt, so daß nur der obere Theil beim rechten Ohre hervorsieht. Der Fächer dient aber nicht nur zum Fächeln, sondern noch zu vielerlei anderen Dingen. Man schreibt Gedichte darauf, philosophische Gedanken, einzustudierende Lectionen, Notizen zur Auffrischung des Gedächtnisses, Liebeserklärungen, Freundschaftsbetheuerungen, das Lob einer hohen Person, für welche der Fächer bestimmt ist, Danksagungen an eine eben solche, welche einem Untergebenen einen Fächer geschenkt hat u. s. w. Als Liebesbeweis gilt es, wenn zwei Chinesen ihre Fächer tauschen. Kunst und Kalligraphie wenden alles Mögliche auf, dies Allerwelts-Instrument zu schmücken. Da findet man Scenen aus der beliebtesten Comödie, oder einen Plan von Peking aufgemalt, eine Allegorie, eine Landschaft, die dem gleichfalls daraufgeschriebenen Gedichte entspricht, Blumen, die die Flora einer Provinz charakterisiren, Heiligenbilder mit Anrufungen, das Blutbad von Tien-tsin (vgl. Karl Andree, Ein Mordfächer von Tientsin in „Globus“ Bd. XIX, S. 7 und 26. Mit Abbildung) u. s. w.

In China kommen übrigens alle Europäer schließlich doch dahin, sich wie die Eingeborenen zu fächeln, und Choutsé erzählt, wie ihn Se. kaiserliche Hoheit Prinz Kung selbst dazu bekehrt hat, als er ihm bei drückender Hitze im Auswärtigen Amte, dessen Vorsitzender der Prinz ist, seinen Besuch abstattete. Der Fremde suchte sein in Schweiß gebadetes Gesicht mehremals mit dem Taschentuche zu trocknen, worauf der Prinz bemerkte, daß sein Thun die Transpiration nicht beseitigen, und er besser und leichter seinen Zweck erreichen würde, wenn er zum Fächer seine Zuflucht nehmen wollte. Er unterstützte diese Bemerkung damit, daß er ihm seinen Fächer anbot und, als ihn Choutsé voll Ehrerbietung nicht annahm, ihm einen andern reichen ließ. Von dem Augenblicke an fühlte der Fremde sich behaglich und entsagte seinem europäischen Vorurtheile.

Demselben Prinzen hat es übrigens das fremde Element zu danken, daß es sich funfzehn Jahre in China hat halten können. Prinz Kung ist nicht mehr jung; er muß jetzt nahe an funfzig Jahre sein. Er ist der Bruder des verstorbenen Kaisers Hien-fung, der 1859 den Westmächten den Krieg erklärte, und dessen Sohn, Kaiser Tung-tsche, im vorigen Jahre als achtzehnjähriger Jüngling starb. 1860 erschien Kung zuerst auf der politischen Bühne und hat seitdem ununterbrochen den Vorsitz im Auswärtigen Amte geführt. Er, Li-tschung-tang (s. S. 148), und der jüngst verstorbene Wensiang sind in der Gegenwart unbestreitbar Chinas bedeutendste Persönlichkeiten.

Seinem Aeußern nach könnte Kung sowohl Chinese wie Tatar sein. Seine Kleidung ist einfach: ein langes Gewand von hellgrauer Gaze und ein blauer Gürtel mit einem Schlosse von smaragdgrünem Jet. Sein Wuchs ist elegant; auf seinem Gesicht, das etwas Katzenartiges hat, malt sich zugleich stolze Verachtung und teufelige Barschheit; sein Blick ist etwas convergirend. Die Nase ist krumm, der Schnurrbart dünn, die Brauen wie vor Ungeduld gerunzelt. Seine lange schmale Hand und die kleinen Füße verrathen eine aristokratische Natur. Auf seinem kegelförmigen Hute, der mit rothen Seidenfransen bedeckt ist, sieht man nicht den rothen Karallenknopf, das Abzeichen der höchsten Beamten, sondern nur einen rothen Seidenknopf. Beim Anblick dieser Persönlichkeit stutzt der Besucher und zögert. Plötzlich aber verleiht ein Lächeln diesem Gesichte einen bezaubernden Ausdruck und hilft dem Aengstlichen über alle Verlegenheit fort. Er geht ihm einen Schritt entgegen und ladet ihn mit einer graziösen Handbewegung zum Sitzen ein.

Charakteristisch für ihn ist folgender Zug. Im Jahre 1870 stattete Prinz Kung eines Tages aus irgend einem Grunde sämmtlichen fremden Gesandten in Peking einen Besuch ab und begann seine Runde bei dem französischen Geschäftsträger, Grafen Rochechouart. Dieser hatte soeben die Nachricht von Sedan erhalten und theilte sie dem Prinzen mit. Dieser ließ sofort einen Beamten aus seinem Gefolge rufen und befahl demselben, seine Visitenkarte nach der preußischen Gesandtschaft zu tragen und seinen Besuch für heute abzusagen; er werde den folgenden Tag kommen. Dann wandte er sich an den Grafen mit den Worten: „Am selben Tage, wo ich Frankreichs Vertreter mein Beileid ausgedrückt habe, kann ich doch nicht passender Weise dem preußischen Gesandten Glück wünschen.“

Prinz Kung würde eben überall ein Fürst sein.

Stanley in Central-Afrika.

IV.

Nach Karagwe. — Der Kagera-Fluß. — Die heißen Quellen von Miagata.

Der vierte Brief ist vom 26. März 1876 datirt, zu welcher Zeit Stanley sich in der arabischen Handelsstation Kafurro in der Nähe der Hauptstadt des Reiches Karagwe befand.

Nach der Rückkehr von dem äußerst anstrengenden Marsche nach dem Albert Nyanza — denn 16 Tage lang mußte von 2 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang marschirt werden — trennte sich Stanley am 18. Januar von König Mtesa's

Escorte, wobei ihn der Häuptling Sambusi noch um drei Lasten Perlen bestahl. Kaum war jedoch Stanley's Klage zum Könige gelangt, als sämmtliche Besitzthümer Sambusi's, seine Weiber, Kinder, Sklaven und Vieh, confiscirt und er selbst in Ketten gelegt wurde. Auch erbot sich Mtesa, zwei verschiedene Armeen von je 40,000 und 50,000 Mann Stanley zu einem neuen Marsche nach dem Albert-See zur Verfügung zu stellen, was derselbe jedoch mit schwerem Herzen ausschlagen mußte, da er sich doch nicht darauf verlassen konnte, nach der Umschiffung des Sees sein Lager noch unter dem Schutze der Waganda-Häuptlinge wiederzufinden, und weil er sich zur Zeit auch schon auf dem Marsche nach Karagwe am Kagera-Flusse befand, von wo aus er drei Monate zum Rückmarsch gebraucht hätte.

Die Expedition marschirte auf dem schon 1861 von Speke und Grant in entgegengesetzter Richtung zurückgelegten Wege nach Süden und passirte wie diese den Kagera-Fluß bei dem Orte Kitangule, wo derselbe 14 Faden oder 84 Fuß tief und 120 Yards breit gefunden wurde. In der Hauptstadt wurde Stanley sehr freundlich von dem „sanften alten Könige Rumanika" und einigen dort wohnenden Arabern empfangen. Speke's Name war noch in ganz Karagwe in gutem Andenken. Nach langen Erkundigungen fand Stanley, daß es auch von hier aus ganz unmöglich sei, nach dem Albert Nyanza durchzudringen, indem die Einwohner sämmtlicher westwärts gelegener Länder, als Mpororo, Utumbi, Ruanda, Urundi und Uzige, äußerst feindselig gesinnt seien und weder ihren eigenen Nachbarn noch arabischen Karawanen den Durchzug gestatteten, sondern letztere schon zu verschiedenen Malen angegriffen hatten.

Demnach beschloß Stanley, die Gelegenheit zur Erforschung des von Speke entdeckten Windermere-Sees, sowie des großen Kagera-Flusses zu benutzen, wozu er auch bereitwilligst von Rumanika nicht allein die Erlaubniß, sondern auch Canoes, Escorte, Führer und Proviant erhielt. Sein eigenes Boot, die „Lady Alice", wurde wieder zusammengesetzt und damit in Begleitung von sechs Canoes der Wanjambu (Eingeborene von Karagwe) der Windermere-See befahren. Derselbe hat eine Länge von 9 englischen Meilen und ist 1 bis 3 Meilen breit; seine Durchschnittstiefe ist 40 Fuß. „Der Siedepunkt ergab eine Höhe von 3760 Fuß über dem Meere (nach Speke 3639) und gegen 320 Faß über dem Victoria Nyanza" (wohl falsch, da doch Stanley selbst die Höhe des letztern auf 3808 Fuß angegeben hat). Hierauf fuhr Stanley in den den See durchfließenden Kagera-Fluß ein, welcher nie, wie Speke irrthümlich angiebt, Kitangule heißt, sondern von seiner Mündung in den Victoria-See bis Urundi von den Eingeborenen auf beiden Ufern immer Kagera genannt wird und bei dem Orte Kitangule vorbeifließt. Bei dem Einfluß in den See war der Fluß, obgleich nur 50 Yards breit, doch 52 Fuß tief. Indem Stanley drei Tage lang den Strom hinauffuhr, entdeckte er auf der rechten Seite einen zweiten See von neun Meilen Länge und einer Meile Breite. Nachdem das Boot etwa zwei Meilen weit durch dichte Papyrusfelder gedrungen war, fand sich am Südende dieses Sees die Insel Unjamubi, die etwa anderthalb Meilen lang ist. Von dem höchsten Punkte derselben erkannte Stanley endlich die wahre Formation des Kagera und seines Seennetzes. Von seinem Aussichtspunkte in der Mitte der Insel sah er, daß die Karagwe-Küste drei Meilen nach Osten und diejenige von Kischakka ebenso weit nach Westen entfernt lag, so daß der Fluß sich hier auf eine Breite von 6 Meilen erweitert hatte, während er nach Norden zu sich noch mehr ausdehnte. Große Strecken waren von schwimmenden Papyrus-Inseln und Feldern bedeckt, unter welchen das 9 bis 14 Fuß tiefe Wasser mit starker Strömung entlang floß. Die Stellen offenen Wassers werden von den Eingeborenen Rwerus genannt, von welchen Stanley 17 zählte und später noch entdeckte, während die dieselben verbindenden labyrinthähnlichen Lagunen und Canäle sowie die von Papyras bedeckten Stellen Ingesis heißen, welchen Namen Speke aus Versehen auf einen Nebenfluß des Kagera bezog. Die ganze erweiterte Wasserfläche des Kagera mit allen Rwerus und Ingesis bildet demnach einen einzigen großen See von 80 englischen Meilen Länge und einer wechselnden Breite von 5 bis 14 Meilen. Der Windermere selbst ist nur ein solcher Rweru; einen andern fand Stanley 5 Meilen unterhalb der Unjamubi-Insel auf der linken Seite; derselbe war 13 Meilen lang mit einer Breite von 14, von welchen jedoch sechs von den hin- und herschwimmenden Papyrus-Inseln bedeckt waren. Stanley drang in seinem Boote bis an das Südende des großen Seebeckens zwischen die Länder Kischakka und Ruanda vor, wurde aber beim Landen durch das Kriegsgeschrei der Waruanda zurückgetrieben. Von dem äußersten Südende des Sees bei Uhiauba liegt das äußerste Nordende Nord bei Ost. Karagwe nimmt das ganze Ostufer ein, südwestlich liegt Kischakka, westlich Muwari in Ruanda, nordwestlich Mpororo und nordöstlich Ankori *). An der Stelle, wo Ankori und Karagwe zusammentreffen, tritt der Kagera aus dem See heraus und stürzt sich mit großem Lärm in vielen Stromschnellen und Kataralten über eine 10 bis 12 Fuß hohe Felsmauer als schäumender Wasserfall, welchen die Eingeborenen deshalb Morongo oder „Lärmender Fall" nennen, um dann als größter Quellfluß des Victoria Nyanza, wie Stanley jetzt angiebt **), diesem See zuzuströmen.

Nach der Rückkehr von dieser Forschungsfahrt, auf welcher Stanley und seine Leute in großmüthigster Weise während der ganzen Zeit auf Rumanika's Befehl mit Lebensmitteln versorgt wurden, erbat er sich Führer nach den heißen Quellen von Mlagata. Nach zweitägigem Eilmarsch nach Norden erreichte er die tiefe, dichtbewaldete Gebirgsschlucht, in welcher dieselben liegen; überall zeigte sich die reichste, üppigste Vegetation, die er je gesehen. Es sind im Ganzen sechs kochende Quellen, von welchen die beiden heißesten am Fuße eines Felsenhügels ausströmen; das Fahrenheit'sche Thermometer ergab für dieselben eine Temperatur von 129 Grad. Die vier anderen kommen durch einen Niederschlag von dunkeler Erde aus der Tiefe und markirten 110 Grad, und ist es das Wasser dieser letzteren allein, welches als heilkräftig von den Eingeborenen angesehen wird, von welchen Kranke in großer Anzahl ohne Trennung der Geschlechter halb schlafend in den heißen Bassins umherlagen. Stanley campirte drei Tage dort, während welcher er häufig badete, ohne, abgesehen von ungewöhnlicher Reinlichkeit, eine Wirkung auf seinen Körper zu spüren; über den innerlichen Gebrauch berichtet er, daß das Wasser kein Purgativ enthält. Uebrigens nahm er eine Flasche voll des reinsten Wassers mit, um es bei seiner Rückkehr einer chemischen Analyse unterwerfen zu lassen.

Am 25. März kehrte Stanley nach Kafurro zurück und beschloß, da er weiter nichts in Karagwe zu erforschen fand, und der Weg nach Osten hoffnungslos geschlossen war, zwei Tage später am Ostufer des Großen Sees entlang nach Süden weiterzumarschiren. Franz Birgham.

*) Eine Skizze des ganzen Gebietes gab soeben E. G. Ravenstein im September-Hefte des „Geographical Magazine".

**) Als solche bezeichnete er früher den im Süden des Sees mündenden Schimiju. s. „Globus" XXVIII, S. 374.

Die Vermeſſung der Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und Canada.

II.

Verfolgt man die Grenzlinie gegen Weſten, ſo findet man, daß die erſte Unterbrechung der Ebene erſt in einer Entfernung von ſiebenzig Meilen ſtattfindet. Dieſer Diſtrict ebenſo wie die ganze Ebene des centralen Theiles des Continents hat während der Sommermonate außer bei einzelnen Gewittern keinen Regenfall und das Wachsthum des Prairiegrafes im Mai und Juni hängt nur von der Quantität des Schmelzwaſſers des Schnees ab, das ſich an einzelnen Stellen in Tümpeln ſammelt und der unmittelbaren Umgebung die nöthige Feuchtigkeit liefert. Nur dieſer Umſtand verhindert, daß die Prairie eine ſterile Wüſte iſt. Einzelne Strecken guten Weidelandes finden ſich überall; aber die Sommerdürre und die ſcharfen Nordweſtwinde machen das Land zur Getreideproduction unbrauchbar. Das kurze Gras der feuchten Bodenſenkungen iſt ſo nahrhaft, daß Thiere leicht dort gemäſtet werden könnten, wenn es nicht wegen der Mosquitoplage unmöglich wäre, welche die Thiere nahezu wahnſinnig macht, die ſtärkeren verhindert Fleiſch und Fett anzuſetzen und die ſchwächeren geradezu tödtet, zumal wenn ſie nebenbei ſchwere Arbeiten verrichten müſſen.

Am weſtlichen Ende dieſer Ebene, welche durch eine große Fluth der Urzeit erzeugt wurde, die große Granit- und Kalkſteinblöcke überall zerſtreut zurückließ, erhebt ſich der Turtle Mountain (zwiſchen 100° und 100½° weſtl. L. v. Gr.), der nach ſeiner ſonderbaren Form ſo benannt wurde, welche dem Kopfe und Leibe einer Schildkröte ähnlich iſt, in den Vereinigten Staaten anfängt und acht Meilen weit über den 49. Breitengrad nach Norden und ſomit ebenſoviel über die Grenze in britiſches Gebiet hinüberragt. Dieſer Berg wird von der Grenze in einer Länge von 34 Meilen durchſchnitten und iſt dicht mit Pappeln bis zu 2 Fuß Stammesdicke ſowie auch Eichen und Weißbirken bewachſen. Das Innere deſſelben birgt viele Seen und Flüſſe, die ſo groß und zahlreich ſind, daß die Indianer es für unmöglich hielten, die Grenze in einer ununterbrochenen Linie über den Berg zu ziehen. Die Schwierigkeiten dieſer Arbeit waren von den Indianern keineswegs überſchätzt worden, denn die Grenzlinie überſchreitet auf der erwähnten Strecke fünfundſechzig Waſſerflächen, von denen fünfundzwanzig wirkliche Seen mit ſandigen Ufern ſind und eine trigonometriſche Vermeſſung nöthig machten, während ſonſt gewöhnlich die leichter und raſcher zu handhabende Meßkette gebraucht wurde.

Eine Abtheilung engliſcher Geometer und Arbeiter war die ganze günſtige Jahreszeit hindurch damit beſchäftigt, die Grenze 24 Meilen weit von Weſten gegen Oſten über den Berg zu ziehen und traf dann mit einem Theile der amerikaniſchen Commiſſion zuſammen, welche den Berg auf der öſtlichen Seite betreten hatte, aber nach 10 Meilen nicht weiter vordringen konnte, da ein mehr als eine Meile breiter See vorlag. Rothwild und Bären bewohnen den Berg und werden von einigen Familien des Sioux-ſtammes gejagt, die eigentlich amerikaniſche Unterthanen ſind, allein auf dem engliſchen Gebiete Zuflucht ſuchten, nachdem ſie im Jahre 1862 die amerikaniſchen Einwanderer im obern Thale des Red River niedergemetzelt hatten.

Der Diſtrict des Turtle Mountain hat für zukünftige Niederloſſungen in dieſer Gegend eine große Bedeutung, da er Holz zu Bauten und den Herden Schutz im Winter liefert, während ſie im Sommer auf den umliegenden Prairien weiden können. Auch die klimatiſchen Verhältniſſe dieſer Gegend ſind einer beſondern Erwähnung werth, indem ſie zur Erledigung einer immer noch offenen Frage beitragen. Der Turtle Mountain hatte im Sommer Regen, während die umgebende Prairie regenlos blieb; ebenſo zog er die Gewitter an, welche ſich mit furchtbarer Kraft über ihm entluden. An den heißeſten Tagen waren die Gewitter manchmal von Hagelſchlägen begleitet, und zwar hatten die Hagelkörner eine ſo beträchtliche Größe, daß ſie die Leinwandzelte durchſchlugen und die Pferde zur wildeſten Flucht veranlaßten. Der Sturm riß oft alle Zelte nieder und verwandelte die Ebene in einen großen See, hatte ſich aber ſtets binnen einer halben Stunde wieder gelegt. Vom höchſten Punkte des Turtle Mountain kann man die Grenzzeichen mit einem Teleſkope 15 Meilen weit ſehen und zwar erkennt man deutlich die Curve, welche dieſe mit dem 49. Grad nördl. Br. identiſche Linie beſchreibt. Es iſt dies eine praktiſche Illuſtration der Form des Erdballes.

Die Großen Ebenen (Great Plains) ſetzen ſich vom Turtle Mountain in weſtlicher Richtung 138 Meilen weit in einer ungefähren Höhe von 2000 Fuß über dem Meere fort, und nur der Lauf des Souris-Fluſſes (Nebenfluß des Aſſiniboine, der beim obern Fort Garry in den Red River mündet), welcher ein ſich ſchlängelndes Thal von durchſchnittlich zwei Meilen Breite durchfließt, und den 49. Breitengrad viermal durchſchneidet, unterbricht ihre Einförmigkeit.

Dieſes Thal iſt 150 Fuß tiefer als die umliegende Ebene und deshalb vor den Stürmen geſchützt, weshalb auch zu allen Jahreszeiten dort gute Weide vorhanden iſt und Waldbäume ihren Standort haben. Die Operationen der Geſellſchaft wurden durch dieſes That ſehr erleichtert, da es die Grenze mehreremale durchkreuzt und immer gute Lagerplätze gewährte. An einer Stelle dieſes Thales (102° 48′ weſtl. L. Gr. und nur 5 engl. Meilen nördlich vom 49. Grad nördl. Br.) befinden ſich die eigenthümlichen Felſen, welche Les roches percées genannt worden ſind und bei den Indianern in abergläubiſcher Verehrung ſtehen. Die ruinenartige Beſchaffenheit dieſer Felſen entſtand dadurch, daß härtere Schichten auf weichem Sandſtein lagern, der durch Verwitterung ſtärker angegriffen wird. Der weichere Theil dieſer Felſen iſt an mehreren Stellen von groben Reliefarbeiten der Indianer bedeckt, welche die Darſtellung von Vögeln und anderen Thieren verſucht haben.

Auf der Großen Ebene gingen die Vermeſſungen raſch vorwärts, trotzdem wegen der fortwährenden Luftſpiegelungen die Beobachtungen meiſt nur am Morgen und Abend angeſtellt werden konnten; die Luft war während des Tages in fortwährender, vibrirender Bewegung, ſo daß die ausgeſteckten Stäbe zu tanzen ſchienen. Waren Abends und Morgens die Stäbe auch ruhig, ſo waren dafür die Mosquitos alsdann um ſo lebendiger.

Hundertzwanzig Meilen vollkommen flache Ebene liegen zwiſchen dem Turtle Mountain und dem Hochplateau Grand Coteau, das die zweite nordamerikaniſche Steppe bildet und ſich von Nordweſten nach Südoſten zieht. Das Plateau erreicht eine durchſchnittliche Höhe von 2250 Fuß über dem Meere und iſt von Hügeln, Thälern und Mulden bedeckt. Die Grenze durchſchneidet dieſes Gebiet auf eine Länge von 30 Meilen (zwiſchen 103° 40′ und 104° 15′ weſtl. L. Gr.),

und auf dieser ganzen Strecke ist kein ausgesprochener Wasserlauf nach irgend einer Richtung hin vorhanden. Westlich von diesem Districte ist der Boden mehr wellenförmig und trägt große Salzseen, die in einer Kette von Osten nach Westen liegen und ebenso wie der Grand Coteau keinen Abfluß zum Ocean haben. Dort liegt also die zentrale Wasserscheide des Continents, indem alle Flüsse und Bäche, welche die Expedition weiter westwärts kreuzte, dem Missouri und damit dem Golfe von Mexiko tributär sind, während die eben verlassenen Gewässer durch den Red River in die Hudsons-Bay fließen. Alsbald macht sich in der topographischen Gestaltung ein großer Wechsel bemerklich. Der Boden besteht hier aus sehr bröckligem Lehm und ist von tiefen Wasserfurchen durchzogen, deren Wände von der Sonnenhitze ausgebrannt werden. Die Spitzen und Rücken der Lehmhügel sind durch Witterungseinflüsse zu den verschiedensten thurmartigen, kegelförmigen u. s. w. Gestalten geformt und oft sind sie buchstäblich von den in Selbstentzündung gerathenen hier zerstreut vorkommenden Lignitlagern (Tertiärkohle) ziegelroth gebrannt. Der Boden ist unfähig, irgend eine Vegetation zu ernähren und wird von den Halbblutjägern „Les mauvaises terres“ genannt. Dieser District enthält eine Oase, welche nicht größer als etwa 36 Quadratmeilen ist und bis vor kurzer Zeit der Winteraufenthalt von etwa achtzig Familien Halbblutindianern war, die anfänglich zur Red-River-Niederlassung, fünfundzwaanzig Tagereisen östlich, gehöret hatten, aber durch das Zurückweichen der Büffel gezwungern woeden waren, hierher zu kommen. Diese Gegend, Woody Mountain genannt, ist reich an Holz, Wasser und guter Weide und liegt 22 Meilen nördlich von der Grenze und 416 Meilen westlich von der Red-River-Niederlassung (zwischen 106° und 107° westl. L. v. Gr.). Bis dahin war es zweifelhaft gewesen, ob sie auf britischem Territorium liege.

Ende August wurden die verschiedenen Abtheilungen von einem Prairiefeuer überrascht, das sich erst durch eine höher werdende Lufttemperatur und dann durch den Geruch brennenden Grases bemerklich machte. Mit großer Anstrengung gelang es ihnen ohne bedeutenden Schaden durchzukommen, indem sie einen größern Umkreis um die Lagerplätze mit der gehörigen Vorsicht abbrannten.

Der Schneesturm, welcher als Einleitung des Indianersommers gewöhnlich auftritt, fing am 23. September an und dauerte sieben Tage. Die Expeditionen befanden sich während dieser Zeit auf der schutzlosen Prairie und hatten deshalb viel zu leiden. Die Wagen wurden in Hufeisenform zusammengeschoben und Leinwand auf der innern Fläche ausgespannt, um den Menschen und Thieren einigen Schutz zu gewähren; allein Feuerungsmaterial war keines vorhanden, und es blieb den Leuten deshalb nichts anderes übrig, als sich unter ihren Decken zu verkriechen. Die Pferde wollten nicht zur Weide hinaus und kamen deshalb so herunter, daß einige für den Rest der Campagne unbrauchbar waren. Dieser Sturm hinterließ eine achtzöllige Schneedecke, welche die Vermessungen sehr verzögerte. Von der Wuth des Sturmes kann man sich einen Begriff nach dem Umstande bilden, daß ihm einige Halbblutindianer zum Opfer fielen, die ihren Weg nicht zum Lager zurückfanden und später erfroren unter den Häuten gefunden wurden, welche sie den eben erlegten Büffeln abgezogen hatten, um sich vor dem Unwetter zu schützen.

Am 8. October wurden die Arbeiten geschlossen, nachdem man 400 Meilen Grenze vermessen hatte, und die verschiedenen Abtheilungen gingen dann für den Winter 1873/74 nach der Red-River-Niederlassung zurück.

Im ersten Frühjahre 1874 marschirte die ganze Commission in 32 Tagen nach dem Woody Mountain zurück und stellte dort die neue Basis fest. Von hier aus wurden den in den Mauvaises Terres arbeitenden Abtheilungen Vorräthe gesandt. Die nächsten hundert Meilen der Grenze führten durch rauhes und unwirthliches Terrain, und oft mußten sehr beträchtliche Umwege gemacht werden, um vorwärts zu gelangen; so z. B. kannte der Mud River erst sechszehn Meilen nördlich van der Grenze in einer Furth überschritten werden. An einem Punkte, der 500 Meilen westlich vom Red River liegt, gelaagt die Grenzlinie auf eine sandige Ebene, wo wenig Vegetationskrume vorhanden ist und deshalb auch nur wenig Gras wächst; dagegen gedeiht eine Cactusart sehr üppig. Hier sah man zuerst ungeheure Büffelherden, und die Expeditionen waren oft in großer Gefahr, von ihnen auf ihrem Zuge gegen Norden überrannt zu werden. Außerdem weideten sie das ohnehin sehr sparsam vorhandene Gras ab, so daß die Zug- und Reitthiere der Gesellschaft schlecht daran waren.

An einigen Süßwasserseen fand die Commission 150 Familien von Halbblutjägern, die eine Gemeinde bildeten und sich durch Ordnung in ihren Angelegenheiten auszeichneten. Ihr Hauptrathgeber schien ein französischer Priester zu sein, der bei ihnen lebte. Diese Leute nähreten sich ausschließlich von der Büffeljagd.

Die 50 engl. Meilen lange Cactusebene wird im Westen durch die merkwürdige Schlucht des Milk River begrenzt, die auf eine Strecke von vierzig Meilen erforscht werden mußte, ohne daß eine Passage ausfindig zu machen war; denn obgleich der Fluß selbst unbedeutend ist, fallen die Ufer beinahe überall 300 Fuß senkrecht ab. Ein nacktes Plateau von 25 Meilen Breite folgt auf den Milk River, ist reich an wilden Truthühnern und Klapperschlangen und ähnelt sehr der Großen Ebene des Columbia westlich von den Rocky Mountains. Die Trois Buttes oder Sweet Graß Hills, an welche die Expedition jetzt gelangte, ist die hervorragendste Erhebung der westlichen Ebenen, und schon zu ihren Füßen zeigt sich an der üppigern Vegetation der Einfluß der Regen, welche täglich in diesem Districte fielen, während die umliegenden Prairien trocken blieben. Ein mehrtägiger Aufenthalt zum Zwecke der Anloge eines Depots gab dem Geologen der Expedition, Mr. Dawson, Gelegenheit festzustellen, daß die Trois Buttes aus Urgestein bestehen; sie bilden einen selbständigen kleinen Gebirgsstock, dessen höchste Spitzen 6800 Fuß über Meer hoch sind. In den Bergschluchten, welche reich an Quellen waren, sah man gehörnte, wilde Schafe und auf den grünenden Abhängen Büffel in großen Mengen.

Diese Region ist in Folge der tödtlichen Kämpfe zwischen den Schwarzfuß- und Krähenindianern, welche stattfanden, wenn sie sich auf der Büffeljagd hier trafen, eine Art neutrales Gebiet geworden; allein es mußte doch in der letzten Zeit eine Schlacht geschlagen worden sein, denn die Leichen von zwanzig Krähenindianern (Crows) wurden in der Nähe gefunden. Sie waren alle skalpirt, aber sonst durch die große Trockenheit der Luft vollständig erhalten. Von den Abhängen der westlichen Butte erblickt man zuerst die schneeigen Gipfel der Felsengebirge.

Westlich von den Buttes ist das Terrain kiesig und wellig, und bildet die Wasserscheide zwischen den nord- und südwärts fließenden Wassersystemen. Der Anblick des klaren und reißenden, nordwärts strömenden St.-Mary-Flusses war für die Mitglieder der Expedition ein wahrer Genuß, da sie schon seit zwei Jahren nur die lehmigen Gewässer der Großen Ebenen gesehen hatten. Steinkohle trat hier zu Tage und auf dem nahen Plateau fand man Granitblöcke, die mindestens 700 Meilen von ihrem Ursprungsorte

entfernt waren. Nach Ueberschreitung des St. Mary River tritt die Landesgrenze in den fruchtbaren, 25 Meilen breiten Gürtel, der die Rocky Mountains umschließt und aus wellenförmigem Terrain besteht, das sich gegen die Berge hin in Hügel verwandelt. Das Klima hier ist trotz der hohen Lage (4000 Fuß) milder, als am Red River und zum Getreidebau wohl geeignet; auch kann das Vieh hier den Winter im Freien zubringen. In der Nähe der Grenze fand man als Beweis dafür eine Herde verwilderter Rinder vor, die aus den amerikanischen Niederlassungen am Missouri entkommen waren und sich in gutem Zustande befanden. Nur hatten manche die Spitzen ihrer Ohren erfroren. Die Rocky Mountains steigen steil bis zu 10,000 Fuß über dem Meer empor und die horizontalen Schichten der Ebene werden plötzlich durch die 5000 Fuß über die letztere sich erhebenden zerrissenen Bergkämme überragt, die aus Kalkstein bestehen, während an der Basis sich bunter Sandstein befindet.

Die Vermessungen mußten bis zu einem Punkte auf der Höhe der Rocky Mountains fortgeführt werden, wo die Grenzcommission vom Jahre 1861 ihre Arbeiten, von Britisch Columbia aus kommend, mit Errichtung eines Denkmals beendigt hatte. Hierzu wurde ein Train von Packthieren organisirt und der alte Pfad der Kootenay-Indianer benutzt, welcher über einen 6700 Fuß hohen Paß führt. Von dieser Höhe umfaßt das Auge ein Meer von Spitzen und wilden Graten, die hier und da von circusartigen Kesseln unterbrochen werden, deren Wände 3000 bis 4000 Fuß jäh abfallen und tiefe blaue Seen enthalten. Im Osten sieht man Theile der baumlosen Prairie und im Westen Berge und bewaldete Thäler, die sich beinahe ununterbrochen bis zum Ufer des Stillen Oceans 400 Meilen weit hinziehen.

Alle Arbeiten wurden mitten durch das indianische Gebiet hindurch ausgeführt; allein die englische Expedition, immer des Angriffs gewärtig, erfuhr keinerlei Belästigung, obgleich sie keine specielle Escorte hatte. Die Amerikaner hatten sich dagegen mit 500 Mann Soldaten versehen. Die ganze Grenze vom Lake of the Woods bis zu den Rocky Mountains ist nun auf den „Großen Ebenen" von drei zu drei Meilen mit Stein- oder Erdhaufen; die Grenze Manitobas, der Provinz der Zukunft, welche sich rasch mit Niederlassungen überzieht, durch eiserne Säulen in Entfernungen von je einer Meile auf 135 Meilen Länge bezeichnet.

Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien.

IV.

Aufbruch von Maiterek. — Schwierige Gebirgspfade. — Empfindliche Kälte. — Sicherheit der Kirgisenpferde. — Vegetation. — Der Blindwoll. — Vogelleben. — Der See Marka Kul. — Sumpfwiesen. — Der weißköpfige Seeadler. — Nachtlager. — Die Lachsforellen des Marka Kul. — Zusammentreffen des Gouverneurs mit chinesischen Grenzbeamten. — Waldungen. — Im Hochgebirge. — Winterlandschaft. — Anhaltend schlechtes Wetter. — Der Gebirgspaß Buechat. — Jäher Abstieg. — Lärchenwaldungen. — Pflanzenleben. — Von Maiterek über den See Marka Kul nach der altaischen Staniza.

Jurtenlager im Thale des Tau-Teke-Gebirges, im chinesischen Hochaltai, etwa 5000 Fuß hoch, den 11. Juni 1876.

Der anhaltende Regen verhinderte uns, am Pfingstmontage (den 5. Juni) aufzubrechen. Wir benutzten den Tag, um unsere Sammlungen und die Tagebücher zu ordnen. Leider hielt das schlechte Wetter, in einen feinen Sprühregen übergehend, auch noch am 6. an, aber trotzdem brachen wir gegen 10 Uhr Vormittags auf. Der Weg führte in dem Flußthale des Kuldschelik aufwärts, dessen prächtige Lärchenwälder uns bald aufnahmen. Wir erhielten hier einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns hinsichtlich des Weges noch bevorstehen sollte: der kleine aber reißende Fluß und sein steiniges Bett mußten wohl vierzehn Mal passirt werden, dabei ging es über umgefallene Baumstämme und oft so schroff abwärts, daß man nur im Zickzack reiten konnte. Gegen 12 Uhr waren wir mit Ausnahme der Herren, die (für den Altai unentbehrliche) Ledermäntel trugen, bereits so durchnäßt, daß wir unter fünf großen Lärchen und einem der kleinen mennigrothen Kaschgar-Zelte, die in wenigen Minuten aufgeschlagen sind, Schutz suchten und ein mächtiges Feuer anzündeten. Wir erkannten hier die Richtigkeit der Rathschläge des gründlichen Altaikenners, Prof. Radloff in Kosan, der uns für diese Tour Ledermäntel und hohe Wasserstiefel gerathen. Glücklicherweise ließ der Regen etwas nach, so daß wir unsern Weg bald weiter fortsetzen konnten, der keineswegs besser wurde und eigentlich gar kein Weg genannt werden konnte. Er führte fast immer unmittelbar an dem Flusse oder den steilen Hängen des Ufers hin, die Schneefelder in den Schluchten waren eben so wenig angenehm als die vielen reißenden Flußpassagen. Aber schon jetzt konnten wir uns von der Sicherheit altaischer Kirgisenpferde überzeugen, die wir später so oft bewunderten. Gegen 3 Uhr machten wir in einem grünen, von Felsen umschlossenen Thalkessel Halt, nachdem wir mühsam von der Höhe herabgestiegen waren. Die Packpferde — denn Kameele waren auf diesen Gebirgspfaden nicht mehr brauchbar — waren eben so schnell entladen als die Jurten aufgestellt, eine Arbeit, mit der sechs Kirgisen in kaum 20 Minuten fertig sind. Bei einer Temperatur von nur 5 Grad sind Jurten mit ihrer Filzbekleidung indeß doch sehr luftige Wohnungen, und selbst beim lodernden Feuer, in den Pelz gehüllt, wird man kaum warm. Unser Lager befand sich in einer Höhe von etwa 5000 Fuß schon auf chinesischem Grund und Boden, den wir für die nächsten Tage nicht verlassen sollten. In der Nacht fror es, so daß wir am 7. Juni in der Frühe gegen 6 Uhr unsern Weg über frischen Schnee fortsetzten. Letzterer verschwand bald unter einigen milden Sonnenstrahlen, die leider nicht lange anhielten. Wir verfolgten anfangs ein Flußbett, welches aber noch weit heillosere Passagen als das des vorhergehenden Tages bot. Der Pfad führte oft längs der steilen felsigen Ufer auf kaum fußbreiter Bahn voller Gerölle und Steine dahin; auch die Flußübergänge waren bei Weitem schwieriger, namentlich wegen der durch das Wasser glattgeschliffenen großen Rollsteine. Oft besinnt sich das Pferd eine Minute lang, ehe es den Fuß vorwärts setzt, und man thut gut, es gewähren zu lassen, wenn es auch immer nöthig bleibt, den Zügel stramm zu halten, um das Pferd beim Ausgleiten schnell emporreißen zu können. Es muß bemerkt werden, daß Kir-

Digitized by Google

gisen- und Kosackenpferde alle diese schwierigen Passagen auf unbeschlagenem Hufe machen. Die Lärchen wurden, je höher wir stiegen, desto seltener und kleiner, wenn auch nicht krüppelhaft wie auf unseren Hochgebirgen; als wir gegen 11 Uhr die Paßhöhe erreicht hatten, die wohl über 6000 Fuß betragen mochte, fanden wir keine mehr. Wir waren nun auf den mit reichem, obwohl noch unentwickeltem Graswuchs bedeckten höchsten Kuppen und genossen von hier aus einen wunderbollen Fernblick auf das Saik-Saur-Gebirge hinter Saisson, vor dem sich gleich einem Meere ein fahlgelber Streif ausdehnte: die Steppe. Die schönen Wiesen der Hochthäler, in die wir sahen, zeigten hier und da hölzerne Gräber (Magils) der Kirgisen, die an Sennhütten erinnerten und den Charakter einer Alpenlandschaft noch mehr hervortreten ließen. Weniger konnte dies in Bezug auf die Thierwelt gelten; denn auf den mit gelben und veilchenblauen Stiefmütterchen teppichartig bestandenen Wiesen machte sich in erster Reihe unsere Feldlerche bemerkbar, auf den einzelnen Schieferkuppen zeigte sich der graue Steinschmätzer und nur in der Ferne bemerkten wir schwarze Vögel, die nach Flug und Stimme nur Alpendohlen sein konnten. Auffallend war, daß selbst in diesen Höhen der Blindmoll (Spalax) zahllose Haufen aufgeworfen hatte. Nicht minder häufig waren Löcher von Murmelthieren, oft mitten und neben Schiefergestein in die Tiefe führend, doch bekamen wir leider keinen ihrer Bewohner zu Gesicht. Die Freude, auf fast ebenem Wege dahin zu reiten und der Genuß der schönen Aussicht dauerten übrigens nicht lange, denn bald stiegen wir in eine wohl 500 bis 600 Fuß tiefe Thalschlucht hinab, um an der andern Seite eben so steil emporzuklimmen. Da große Schneefelder den eigentlichen Saumpfad theilweise verlegt hatten, so mußten wir oft an den jähen Abhängen so steil abwärts steigen, daß die Pferde beständig auf den Hinterbeinen saßen oder vielmehr rutschten, eine ziemlich unbehagliche Situation, wenn man bedenkt, daß auf dem schlüpfrigen Wege ein einziger Fehltritt das Thier zum Fall bringen konnte. Für Kirgisen schienen diese mindestens ungemüthlichen Passagen reine Spielerei, denn wo es nur irgend anging, trabten sie, oft zwei Handpferde am Zügel, an den Abhängen dahin, so es kam uns so vor, als wenn sie oft wie zum Spaß gerade die schwierigsten Stellen wählten. Wir hatten eine Reihe solcher von Nord nach Süd streichender Thalschluchten, auf der Sohle derselben ebenso viele reißende Bäche zu passiren, und mochten gegen Mittag in einer derselben Halt, um den Koch und mit ihm ein Frühstück zu erwarten, leider vergeblich; statt dessen mußten wir mit einem heftigen Hagelwetter vorlieb nehmen. An den steilen, oft mit dichtem Gestrüppe bewachsenen Abhängen trafen wir wiederholt eine unserm Hänflinge verwandte, aber weit schönere Art, die wir indeß Angesichts der mißlichen Situation unbehelligt lassen mußten. Weiterhin traten wieder Lärchenbäume auf, die umgefallenen Stämme derselben besserten indeß unsern Pfad nicht. An dem steilen Felsabhange einer Schlucht trafen wir ein Steinadlerpaar, von dem das Männchen unsere Beute wurde. Eine unserm Wasserpieper am nächsten stehende Art entging uns leider im Schneegestöber. Die reißenden Flüsse und Bäche belebte unsere Gebirgsbachstelze, aber vergebens sahen wir uns nach Flußvögeln um, von denen der Altai eine eigenthümliche Art besitzt.

Endlich erblickten wir das westliche Ende des Sees Marka Kul (etwa 5000 Fuß hoch), unser heutiges Reiseziel; aber erst gegen 3 Uhr stiegen wir die steile Höhe zu seinem Ufer unweit des Flusses Kuldschir hinab. Dieses Gewässer ist der einzige Ausfluß des Sees und strömt dem Schwarzen Irtysch zu; an ihm befindet sich ein chinesisches Grenzpiket ohne Soldaten. Der Blick auf den großen hellblauen See war in der That prächtig. Rings von schneebedeckten, zum größten Theile bewaldeten Bergen begrenzt, die wohl noch 1500 Fuß über den Spiegel des Sees sich erheben, dehnt er sich in länglicher Form von West nach Ost aus, hier und da steil abfallende Ufer und einzelne bewaldete Buchten bietend. Ueber der Mitte des Sees lagerten graue Wolken, die gleich einem riesigen Geyser sich dampfartig nach oben zertheilten und dem Ganzen einen eigenthümlich fremdartigen Anblick verliehen. Auch um die Gipfel der mit weit herabreichendem frischen Schnee bedeckten Berge zogen gespensterhaft uns ungünstige Wolken. Da wo wir die Thalsohle, auf jähem Abhange niedersteigend, erreichten, breitete sich eine weite schöne Wiesenfläche aus, von zahlreichen Wässerchen durchflossen, die vielfach unpassirbare Sümpfe bildeten. Dieses Terrain mußte in weitem Bogen umritten werden. Auch kleine waldige Baumpartien von Birken und Pappeln, noch unentwickelt und dürr, standen an wegen des sumpfigen Terrains unzugänglichen Orten, und die zahlreichen Horste von Adlern und Milanen blieben somit vor uns gesichert. Nachdem wir diese Sumpfwiesen hinter uns hatten, erreichten wir das aus feinen Kieseln gebildete Gestade des krystallhellen Sees, der von Enten belebt war und aus welchem Fische lustig emporschnellten. Leider fanden wir die erwünschten Jurten an dieser Stelle nicht vor, mußten also abermals trotz Hunger und Durst unsern Weg fortsetzen (wir hatten seit früh 6 Uhr nichts gehabt). Gegen 5 Uhr erreichten wir das Lager in einem leider äußerst sumpfigen Thalkessel. Vorher führte der Weg hart an dem steilen Ufer des Sees hoch hinauf und bergab und durch einen Bruchwald, in dem es von schwarzen Milanen (die östliche Art: Milvus melanotis) förmlich wimmelte; auf einem einzigen dürren Baume saßen zehn Stück. Nicht weniger häufig war der schöne weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucoryphus), der in unseren Sammlungen immer noch zu den Seltenheiten gehört.

Unser Lager befand sich wie immer unmittelbar an einem kleinen Flüßchen, unweit des Sees, getrennt von diesem durch einen Bruch, dessen Birken, Pappeln und Weiden (letztere begannen zu blühen) zahlreichen Vögeln zum Aufenthalte dienten. Am interessantesten für uns war die gelbköpfige Sporndachstelze (Motacilla citreola), ein kleines unbelanntes Golbhähnchen und ein Ammer; als lieben Heimathsgenossen begrüßten wir den Staar. Um die Fische des Marka Kul zu erlangen, wurde unser nur kleines, kaum über 30 Fuß langes Netz ausgeworfen, d. h. mit Hülfe eines berittenen und einiger badender Kosacken in das seichte Wasser so weit hineingezogen, als es langte. Der erste Gang war sehr entmuthigend, denn er lieferte nichts; aber um so erfolgreicher waren die folgenden. Schon der zweite Zug brachte fünf stattliche, unserer Lachsforelle ähnliche Fische, und beim fünften hatte sich der Erfolg bis auf 22 Fische gesteigert, darunter eine fünfpfündige Lachsforelle. Neben diesen schönen großen Fischen kam eine kleine Grundelart so häufig in das Netz, daß sie Eimer voll eingeheimst werden konnte. Die Kosacken waren inzwischen an dem kleinen Flüßchen nicht faul gewesen, sie hatten hier, meist mit den Händen, etliche zwonzig große schöne Aeschen gefangen, eine unserer deutschen ähnliche, aber doch davon verschiedene Art. Zum Abendbrot gab es also diesmal Abwechselung in der ein förmigen Schaffleischkost. Der Fischreichthum des Morla Kul ist in der That ein ganz enormer, bleibt aber für jetzt so gut als unausgenutzt. Außer chinesischen Kirgisen kommen russische Altai-Bouern an seine Ufer und fangen große Mengen Fische, die, ohne Salz an der Luft gedörrt, für uns ungenießbar zubereitet werden. Ebenso roh und einfach als diese Zubereitung ist die Fischerei selbst; man leitet gewöhn-

lich einen der kleinen Zuflüsse ab und fängt darin, was in dem Bett desselben gebtieben.

Am 8. Juni konnten wir erst nach Mittag aufbrechen, einmal weil das Regenwetter leider noch unverändert anhielt und dann, weil der Gouverneur chinesische Abgesandte erwartete, die ihm auf ihrem Grund und Boden ihre Reverenz machten. Gegen 10 Uhr nahte sich in der That ein langer Zug Berittener, die etliche hundert Schritte von unserm Lager ihre rothen Kaschgar-Zelte aufschlugen und nach den üblichen Formalitäten zu Fuß nach der Jurte des Gouverneurs kamen. Es war der chinesische Beamte des Grenzpostens Kuldscha, begleitet von seinem Schwertträger, vier bis fünf anderen Chinesen und einem großen Gefolge chinesischer Kirgisen, die wie ihr Chef in ausgewählter Tracht glänzten. Die Verhandlungen, welche eigentlich nur die jährliche Revision der Grenze betrafen, wurden in der Jurte des Gouverneurs geführt, und zwar durch dessen Dolmetscher, einen Kosackencapitän, der vierzehn Jahre in Kuldscha lebte und vollkommen Chinesisch spricht. Der Genuß der malerischen Scenerien und wildromantischen Partien, welche der Marka Kul bietet, wurde uns leider sehr durch den Regen verbittert, wenigstens erlaubte er es weder zu photographiren noch zu skizziren. Unser Weg führte über noch zerweichte Hochwiesen, welche die Kirgisen im Sommer beweiden lassen, und über Berge, die zuweilen steil und hart am See sich erheben. An seinem Ufer stehen hier und da, unterbrochen von Sumpfniederungen, dichte Wälder (Tannen mit Lärchen, Pappeln und Birken gemischt), die einen wahren Urwaldcharakter tragen, und ohne Zweifel großem Wilde (Marals, d. h. Hirschen, Bären u. s. w.) zum Aufenthalte dienen. Leider war eine Jagd für uns unmöglich; die Kirgisen konnten durch das Dickicht des Unterholzes und die vielen durch Winddruch chaotisch über einander gestürzten Bäume mit ihren Pferden nicht durchdringen; theilweise war der Grund in den Wäldern noch mit Schnee bedeckt oder weithin sumpfig. Schon um 5 Uhr mußte Halt gemacht werden, leider wieder in einem sumpfigen Thale, welches kaum einen trockenen Fleck zum Aufstellen der Jurten bot; trotz mächtig lodernder Feuer verbrachten wir eine sehr kalte und nasse Nacht. Bei so anhaltendem Regen durchweicht der deste Filz und ein beständiges Tröpfeln dient eben nicht zum Einschläfern des auf feuchtem Teppich Gelagerten. Freilich waren wir im Vergleiche zu den Kosacken und Kirgisen noch sehr zu beneiden, da diese ohne Zelte, nur in ihre Mäntel resp. Pelze gehüllt, im Freien schlafen mußten; aber diese Söhne der Steppe und Gebirge erfreuen sich gewöhnlich einer guten Natur, und beim Aufbruche singen die Kosacken so fröhtich, als hätten sie in den besten Federbetten geschlafen.

Der Weg, den wir am 9. Juni verfolgten, führte theils durch Wälder, theils über Hochwiesen, die uns den Anblick des Sees hier und da gestatteten. Ueberall bot er ein malerisches Bild. Wir hatten viele sumpfige Stellen und unzählige kleine und größere Flüßchen zu passiren, deren durch die Regengüsse angeschwollene Gewässer oft mächtig dahin brausten. Die Passage derselben erfordert unausgesetzt die Aufmerksamkeit des Reiters. Wir gelangten gegen Mittag auf ein Wiesenplateau, wo viel Vieh, auch Kameele weideten und sich mehrere Auls befanden. Hier genossen wir den letzten Blick auf den prächtigen See, dessen östliches Ende nun hinter uns lag. Wir wandten uns wieder dem Hochgebirge zu, wie gewöhnlich in einem Flußthale aufwärtssteigend. Als die Höhe erreicht war, bot sich uns der Anblick mächtiger schneebedeckter Gebirge aus nächster Nähe. Das trug freilich nicht dazu bei, die ohnehin niedrige und dabei feuchte Temperatur zu erhöhen. Der Abstieg ins Thal, durch Wälder über ziemlich breite reißende Ströme und Moorwasser, in welche die Pferde bis zum Bauche einsanken, gehörte mit zu den Annehmlichkeiten dieses Tages. Schon um 4 Uhr mußte Halt gemacht werden. Wir lagerten auf üppiger ausgedehnter Alpenwiese nahe einem von einem Flusse durchrauschten Fichtenwalde; ringsum hohe theilweise mit Schnee bedeckte Berge, um deren Gipfel die Wolken phantastische Gebilde schufen. Sie überschütteten uns bald mit Regen, bald mit Schnee. Bei so abscheulichem Wetter schien auch die Thierwelt zu frieren, nur der Lockruf der schwarzkehligen Drossel (Turdus atrogularis) und unseres Baumpiepers ließen sich sowie das Gezirpe von Goldhähnchen und der häuflingartige Ruf des Karmingimpels (Pyrrhula erythrina) vernehmen. Am Abend wurden große Wachtfeuer, ja auch ein paar einsame Fichten angezündet. Letzteres gewährte einen unvergleichlich großartigen Anblick, trug aber zur Erhöhung der Temperatur nichts bei. Als wir am Morgen des 10. vor die Jurte traten, setzte uns der Anblick einer ringsum schneebedeckten Winterlandschaft in Verwunderung. Die Heftigkeit der Regen- und Schneefälle erlaubte uns erst gegen Mittag aufzubrechen. Der Weg, welcher auf halber Höhe einer jähen Thalschlucht dahinführte, war durch die anhaltende Nässe schlecht, und man mußte sich nur darüber wundern, daß die Pferde nicht öfter ausglitten, als es thatsächlich der Fall war. Auf der Höhe angekommen, ritten wir meist längs dem Gebirgsrücken, rechts und links gähnten Abgründe von 800 Fuß Tiefe; dann passirten wir noch mehrere Schluchten und zogen durch eine mit Strauchwerk bewachsene Ebene nach einer grünen Wiese, auf welcher im Angesichte der schneebedeckten Tau-Teke-Gebirge unser Lager aufgeschtagen wurde. Die wohl 8000 bis 9000 Fuß hohen Gipfel erhoben sich malerisch vor uns. Tau Teke bedeutet auf Kirgisisch Steinbock, und in der That ist dieser Gebirgsstock in der Menge von diesem edlen Wilde bewohnt. Doch blieb eine in der Frühe des 11. Juni trotz Regen und Schnee unternommene Jagd, bei der an dreißig berittene Kirgisen als Treiber dienten, leider erfolglos. In Folge dieser Verzögerung brach das Lager erst gegen Mittag, unter fortwährendem Sprühregen, auf. Allmälig auf morastigem mit Zwergbirken bestandenem Grunde aufsteigend, erreichten wir nach ungefähr einer Stunde die Höhe des Passes Burchat, und sahen als Wahrzeichen zwei Steinhaufen mit Stangen vor uns, die chinesischen Grenzpfähle. Hier nahmen wir wohl für immer vom Himmlischen Reiche Abschied und ritten wieder in Sibirien ein. Große Schneefelder bezeichneten unsern Weg auf der öden, wohl an 8000 Fuß hohen Paßfläche, wo der Holzwuchs aufhört. Bald jedoch stiegen wir auf sanften Gebirgshängen wieder zu der von Lärchen und spärlichen Arven gebildeten Baumgrenze hinab. Die sich zertheilenden Wolken boten uns einen flüchtigen Blick selbst auf die schneeigen Häupter des kleinen Altai, aber leider blieb uns ihr höchster Gipfel, die Belucha mit ihren Gletschern, verhüllt. Der anfangs bequeme Abstieg wurde nach und nach abschüssiger und nahm endlich so rapid an Schroffheit zu, daß ein Absitzen von den Pferden, selbst für Kosacken und Kirgisen, nöthig wurde. Der schmale Pfad führte über Steingewirre, oft mit Schnee bedeckt und jähe Wendungen machend, oder längs dem Rande von Schlünden so steil dahin, daß es gerathener schien, auf eigenen Füßen zu gehen, besonders da der Schnee den Pfad noch schlüpfriger machte und umgestürzte Baumstämme zu passiren waren. Eine Stunde Abstiegs, und wir erreichten allmäliger sich senkendes Terrain, auf dem wir inmitten mächtiger Lärchenwaldungen nach weiteren zwei Stunden fast zur Thalsohle gelangten. Hier entwickelten sich, wie der Baumwuchs, so auch die Strauchvegetation und der Blumenflor weit üppiger; während wir am Ala Tau unsere Pfingstrose (Päonie) schon

vor längerer Zeit in Blüthe gefunden hatten, sie aber auf der Paßhöhe nur in Knospen stand, war sie hier wieder in weit üppigerer Blüthe entfaltet. Aehnlich war es mit Enzian und anderen Blumen.

Der Gouverneur wurde, schon ehe wir uns der Thalsohle näherten, von einer zahlreichen Kirgisendeputation, wie immer zu Pferde, ehrfurchtsvoll begrüßt, und bald waren wir, inmitten grüner Bäume und üppiger Sträucher, auf einem freien Platze, wo uns mehrere Jurten zur Einkehr einluden. Nachdem wir uns hier gestärkt, setzten wir unsere Weiterreise nach der altaischen Stanize, einem Militärposten, fort, über den sich nur berichten läßt, daß unsere Ankunft dort bei einbrechender Dunkelheit und beständigem, heftiger und heftiger werdenden Regen erfolgte.

Die Colonie Tasmanien.

(Geschichtliche Rückblicke und statistische Uebersicht.)

H. G. Die vom australischen Continente durch die Baßstraße getrennte große Insel hieß bis zum Jahre 1854 Vandiemensland. Als Strafcolonie beherbergte sie den Auswurf der Menschheit, welcher vor keinem Verbrechen zurückschreckte und namentlich das Handwerk des sogenannten „bushranging“ mit Erfolg betrieb. Dies hatte den Namen „Vandiemensländer“, welchen man häufig in „Vandämansländer“ travestirte, in sehr üblen Ruf gebracht, und alle anständigen Colonisten auf der Insel fingen an, sich desselben zu schämen. So kam es, daß, als 1854 bei der officiellen Bestallung eines Bischofs zum ersten Male der Name „Tasmanien“ angewendet ward, diese Benennung von den Colonisten sofort allgemein adoptirt wurde. Heutzutage ist die geographische Bezeichnung „Vandiemensland“ gänzlich außer Gebrauch und als veraltet anzusehen.

Die Insel ward am 20. November 1642 von dem bekannten holländischen Seefahrer Abel Jansen Tasman entdeckt, welcher am 14. August desselben Jahres mit seinen beiden Schiffen Heemskirk und Zechaan von Batavia aus eine Forschungsreise angetreten hatte. Er benannte das neu entdeckte Land — daß es eine Insel sei, ahnte er nicht — nach dem damaligen Gouverneur des holländischen Ostindien, Anthony Van Diemen. Im Jahre 1772 landete der französische Seefahrer Marion in Frederick Hendrik Bay (42° 55′ südl. Br. und 147° 35′ östl. L. Gr.). Vergeblich suchte er nach Wasser und hatte dabei noch einen heftigen Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen. In den Jahren 1773 und 1777 landete Capitän Cook in Adventure Bay (43° 18′ südl. Br. und 147° 22′ östl. L.) und in den Jahren 1788 und 1792 wurde die Insel von dem übelberüchtigten Lieutenant William Bligh vom Kriegsschiffe Bounty besucht. Im Jahre 1793 segelte D'Entrecasteaux, als er nach dem unglücklichen La Pérouse suchte, im „Recherche“ die Flüsse Huon und Derwent, an der südöstlichen Küste, hinauf. Im Jahre 1798 erforschte Baß, Arzt auf dem britischen Kriegsschiffe Reliance, das Küstenland näher und stellte zuerst die Insularität fest. Die Straße, welche die Insel vom australischen Continente trennt, benannte der Gouverneur Hunter, welcher vom 7. September 1795 bis zum 27. September 1800 die Convictansiedelung am Port Jackson, Neu-Süd-Wales, commandirte, nach ihrem Entdecker die Baßstraße.

Im Jahre 1803 nahm Capitän Bowen von Sydney aus mit einer kleinen Abtheilung Marinesoldaten, im Namen der britischen Krone, Besitz von der Insel. Er gründete, wie er beauftragt war, am linken Ufer des Derwent, am Risdon Cove in 42° 49′ südl. Br. und 147° 20′ östl. L. Gr., eine Zweigconvictniederlassung und wurde deren erster Gouverneur. Schon im folgenden Jahre trat Colonel Collins an seine Stelle. Dieser war zu Ende des Jahres 1803 auf dem Schiffe Calcutta mit einem Trupp Verbrecher an Port Phillip Heads — so genannt im Jahre zuvor von Capitän Flinders nach dem ersten Gouverneur von Neu-Süd-Wales — eingetroffen und hatte am Point Nepean eine erste Landung bewirkt, hielt sich aber überzeugt, daß diese Gegend für eine Ansiedelung gänzlich unbrauchbar sei und segelte nach Vandiemensland, wo er den Capitän Bowen ablöste. Collins verlegte die Ansiedelung am Risdon Cove nach der rechten Seite des Derwent, und gründete so am 19. Februar 1804 das jetzt blühende und zur Hauptstadt der Colonie gewordene Hobart Town in 42° 53′ südl. Br. und 147° 22′ östl. L. Gr. Die Benennung geschah zu Ehren des damaligen britischen Colonialministers Lord Hobart. Die Ansiedelung zählte unter Collins 500 Personen, nämlich 400 Verbrecher, 50 Marinesoldaten und 50 Beamte. Ebenfalls im Jahre 1804 gründete Colonel Patterson von Sydney aus eine zweite Convictansiedelung am Port Dalrymple im Norden der Insel, welche aber nach Verlauf von zwei Jahren dorthin verlegt wurde, wo jetzt die wichtige Stadt Launceston, am Zusammenflusse des nördlichen und südlichen Esk-Flusses, in 41° 30′ südl. Br. und 147° 14′ östl. L. Gr. liegt.

Die Colonie machte anfänglich nur geringe Fortschritte und war öfters großen Entbehrungen ausgesetzt, weil die Lebensmittel, welche importirt werden mußten, nicht immer zu rechter Zeit anlangten. Erst nach drei Jahren wurden Rindvieh, Schafe und Schweine eingeführt. 1810 erschien als erste Zeitung „The Derwent Star“. Colonel Collins starb am 24. März 1810. Als stellvertretende Commandanten der Ansiedelung folgten ihm der Reihe nach Lieutenant Lord, Capitän Murray und Lieutenant-Colonel Geils.

Im Jahr 1813, am 4. Februar, wurde Colonel Davey zum Gouverneur ernannt und bekleidete diese Stelle 4½ Jahre. Die Colonie machte unter ihm gute Fortschritte. Im Jahre 1816 konnte der erste Mais nach Neu-Süd-Wales exportirt werden, und im Derwent wurden Walfische gefangen. Vom 9. April 1817 bis Ende 1823 hatte Colonel Sorell die Gouverneurstelle inne. Unter ihm machte die Colonie insofern eher Rück- als Fortschritte, als bushranging auf der ganzen Insel zur höchsten Blüthe gelangte. Der Census, welcher im Jahre 1821 gehalten wurde, ergab eine Bevölkerung von 7185 Seelen. Der Viehbestand belief sich auf 70,000 Schafe, 35,000 Stück Rindvieh und 350 Pferde, und unter Cultur befanden sich 14,940 Acres. Im selben Jahre traf das erste Schiff „The Emerald“ mit Passagieren direct aus England ein und überbrachte auch eine Anzahl Merinoschafe und Böcke, von denen die heutigen Herden an der Ostküste abstammen. Ein oberster Gerichtshof für Civil- und Criminalfälle wurde eingerichtet.

Im Mai 1824 folgte Colonel Arthur als Gouverneur, welcher bei seiner außerordentlichen Energie wieder bessere

Digitized by Google

Ordnung herstellte, wiewohl in manchen Gegenden der Insel das Banditenwesen doch noch andauerte. Zu Anfang des Jahres 1824 hatten die Colonisten an die englische Regierung petitionirt, die Insel, welche bis dahin eine Pertinenz von Neu-Süd-Wales bildete, zu einer selbständigen Colonie zu erheben. Das Gesuch wurde günstig aufgenommen, und am 3. December 1825 ward die Selbständigkeit von Tasmanien officiell erklärt. Im Jahre 1827 fand eine Eintheilung der Colonie in Districte statt, und an die Spitze einer jeden ward eine besoldete Magistratsperson gestellt.

Der nächste Gouverneur war der später so berühmt gewordene Polarreisende Sir John Franklin, welcher die Stelle am 5. Januar 1837 antrat und in derselben bis Mitte August 1843 verblieb. Unter ihm machte die Colonie rasche Fortschritte, und dazu trug nicht wenig seine ausgezeichnete Gattin, Lady Franklin, bei. Ihm folgte am 21. August 1843 Sir J. E. Wilmott, welcher durch seine Anordnungen die Colonisten derartig gegen sich aufbrachte, daß er im October 1846 abberufen werden mußte. Er starb am 3. Februar 1847 in Hobart Town. Sein Nachfolger war am 25. Januar 1847 Sir William Denison. Am 24. October 1851 fand die erste Wahl zum Legislative Council statt. Die Entdeckung der reichen Goldfelder in der nahen Colonie Victoria auf dem australischen Continente veranlaßte eine sehr starke Auswanderung, so daß die Bevölkerung, welche im Jahre 1850 schon auf 70,164 Seelen gestiegen war, im Jahre 1854 auf 64,874 sank. Vom 27. August 1853 ab hörte die Transportation von Sträflingen nach Vandiemensland auf. Als Sir W. Denison zum Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales ernannt wurde, ward Sir Henry Fox Young, bis dahin Gouverneur von Südaustralien, mit der Gouverneurstelle dieser Colonie betraut. Unter ihm erhielt Tasmanien eine constitutionelle Verfassung mit Parlament, welchem ein vom Gouverneur gewähltes Ministerium verantwortlich ist. Das Parlament besteht aus dem Legislative Council mit sechszehn Mitgliedern, deren Wähler ein Grundeigenthum im Werthe von wenigstens 50 Pf. St. besitzen müssen, und aus dem House of Assembly mit 32 Mitgliedern, welche von denjenigen Colonisten gewählt werden, die entweder einen Grundbesitz von 7 Pf. St. Werth haben oder eine jährliche Rente in gleicher Höhe für gepachtetes Eigenthum zahlen. Das erste Parlament ward am 2. December 1856 eröffnet und nun traten bald Ministerkrisen und Parlamentsauflösungen ein, wie sie in den australischen Colonien so außerordentlich häufig geworden sind. Am 2. August 1857 wurde der erste Telegraph errichtet, und ein am 7. April 1861 abgehaltener Census ergab eine Bevölkerung von 89,977 Seelen.

Sir Henry Young trat im December 1861 ab und hatte zum Nachfolger den Colonel Gore Browne, vom 10. December 1861 bis zum 25. November 1868. Am 15. Januar 1868 wurde der erste Spatenstich an der Launceston and Western Railway — der ersten Eisenbahn der Colonie — gethan, und am 19. August 1869 der erste Zug abgelassen. Am 15. Januar 1869 ward Mr. Charles Du Cane als Gouverneur der Colonie eingeschworen und gewann bald eine außerordentliche Popularität unter den Colonisten, wie kein Gouverneur zuvor. Am 3. März 1869 starb der letzte männliche Eingeborene Tasmaniens, und im April desselben Jahres wurde ein submarines Kabel zwischen Tasmanien und der australischen Colonie Victoria gelegt. Die Volkszählung vom 7. Februar 1870 ergab eine Bevölkerung von 99,328, wovon 52,853 dem männlichen und 46,475 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Seit zwei Jahren ist der frühere Gouverneur der Colonie Westaustralien, Mr. F. A. Weld, Gouverneur von Tasmanien. Am 23. Mai laufenden Jahres ist die Race der eingeborenen Tasmanier mit der „Königin" Lidgiwidgi Trucaninni erloschen*).

Wir wollen nun dieser geschichtlichen Uebersicht kurze Angaben über den Stand der Colonie am Schlusse des Jahres 1874, bis wohin die veröffentlichten officiellen Statistiken reichen, anreihen, unter Vergleichung mit dem Vorjahre. Tasmanien umfaßt ein Areal von 26,215 englischen Quadratmeilen oder ziemlich genau siebzehn Millionen Acres, und hat damit die ungefähre Größe der Insel Ceylon. Wahrscheinlich hing es in Urzeiten mit dem australischen Continente zusammen, und die Inseln in der Baßstraße sind wohl die Ueberreste des Gebirges, welches einst beide Länder mit einander verband. Die Küste weist vortreffliche Häfen und Ankerplätze auf, und das Innere ist paradiesisch. Das Klima Italiens, die Schönheit der Apenninen und die Fruchtbarkeit Englands vereinigen sich in Tasmanien. Man hat es auch wohl den Garten von Melbourne genannt, weil es diese große City jenseits der Baßstraße hauptsächlich mit Gemüse und Früchten versorgt.

Die Bevölkerung belief sich am 31. December 1874 auf 104,176 gegen 104,217 im Vorjahre. Die Auswanderung des Jahres überstieg die Einwanderung um 1449 Köpfe. Auf jedes Tausend der Bevölkerung entfielen nur 29·72 Geburten, ein Verhältniß, welches beträchtlich niedriger ist, als in allen anderen australischen Colonien. Unter Cultur befanden sich 326,486 Acres gegen 324,105 im Jahre 1873. An Weizen wurden 1,066,861 (à 60 Pfund), an Hafer 877,243, an Gerste 125,469 und an anderen Cerealien 112,342 Bushels producirt. Der Ertrag an Kartoffeln ergab 26,169 und der an Heu 41,144 Tonnen (à 2000 Pfund). Der Viehstapel bezifferte sich auf 23,208 Pferde, d. i. + 596; 110,450 Stück Rindvieh, d. i. + 4142; 1,714,168 Schafe, d. i. + 223,430, und 51,468 Schweine, d. i. — 8160 gegen das Vorjahr.

Die Revenue ergab die Höhe von 327,925 Pf. St., d. h. 3 Pf. St. 2 Sch. 11¼ P. pro Kopf der Bevölkerung gegen 293,753 Pf. St. Davon flossen 215,233 Pf. St. oder 2 Pf. St. 1 Sch. 3⅜ P. pro Kopf aus der Taxation gegen 211,172 Pf. St. oder 2. Pf. St. 0 Sch. 6¼ P. im Vorjahre. Die öffentlichen Ausgaben stellten sich auf 374,078 Pf. St. oder 3 Pf. St. 11 Sch. 9⅓ P. fürs Individuum. Die öffentliche Schuld war dieselbe geblieben und summirte sich auf 1,476,700 Pf. St. Dies auf die Seelenzahl repartirt, ergiebt 14 Pf. St. 3 Sch. 6 P. pro

*) Dahin ist unsere Notiz auf S. 96 dieses Bandes, nach welcher noch mehrere weibliche Eingeborene leben sollten (was auch von dem französischen Consul in Sydney behauptet wurde), zu berichtigen. Lidgiwidgi Trucaninni (Lalla Rooth) war fünfmal verheirathet, und zwar jedesmal wieder an einen König. Ihr letzter Gemahl, King Billy, starb im März 1869 und war der letzte männliche Repräsentant. Mitte der dreißiger Jahre wurden die damals schon auf 111 gesunkenen Eingeborenen, um den Colonisten völlig freie Bahn zu machen, nach Flinders Island, im Osten von der Baß-Straße, geschafft. Schnell lichteten sich ihre dünnen Reihen in dem rauhen Klima dieser Insel, bis die Regierung der Colonie im Jahre 1847 doch so viel Erbarmen hatte, daß sie den Rest der armen Geschöpfe, 45 an der Zahl, nach Oyster Bay unweit Hobarttown schaffen ließ, wo unter einem mildern Klima eine Aboriginal-Station, beaufsichtigt von competenten Personen, gegründet ward. 1860 zählten sie nur noch sechzehn. Der Protector of Aborigines, Mr. Dandridge, siedelte vor etlichen Jahren von Oyster Bay nach Hobarttown über und nahm seine letzte Pflichtbefohlene dahin mit. In dieser Familie genoß sie treue Pflege und wurde überhaupt wie ein Familienglied angesehen. Sie war begabter als sonst ihre Race zu sein pflegt, und konnte ganz hübsche zusammenhängende Geschichten aus ihrem langen Leben — sie starb im 73. Lebensjahre — erzählen, was sie immer mit vielem Vergnügen that. Die Regierung von Tasmanien zahlte ihre Pension bei Mr. Dandridge mit jährlich 80 Pf. St. und trug auch die Kosten ihres öffentlichen Begräbnisses, bei welchem die angesehensten Colonisten ihr das letzte Geleit gaben.

Digitized by Google

Kopf. Der Export repräſentirte den Werth van 925,325 Pf. St., d. h. 8 Pf. St. 17 Sch. 7¼ P. gegen 893,556 Pf. St., d. h. 8 Pf. St. 11 Sch. 5¾ P. pro Kopf. An Wolle wurden 17,223 Ballen exportirt. Dagegen wurde im Werthe von 1,257,785 Pf. St. aber 12 Pf. St. 1 Sch. 5 P. pro Kapf importirt gegen 1,107,167 Pf. St. aber 10 Pf. St. 12 Sch. 5½ P. Der geſammte Handelsverkehr, Export und Import zuſammen, weiſt durchſchnittlich nur 20 Pf. St. 19 Sch. ½ P. auf den einzelaen Coloniſten aus gegen 19 Pf. St. 3 Sch. 11¼ P. im Vorjahre. Dies iſt ein auffällig niedriger Satz in Vergleich zu den übrigen auſtraliſchen Colanien, welche ſämmtlich — mit Ausnahme von Weſtauſtralien, wo ſich dies Verhältniß auf 30 Pf. St. 10 Sch. 5¼ P. ſtellt — über 40 Pf. St. pro Kopf (in Queensland ſagar 45 Pf. St. 11 Sch. 6 P.) hinauslammen. Es deutet dies entweder einen Mangel natürlicher Hülfsquellen an, oder es muß in Tasmanien an jenen energiſchen Fortſchreiten fehlen, durch welches ſich ſouſt engliſche Colonien auszuzeichnen pflegen.

Die Colonie beſaß, wie im Varjahre, fertige Bahnen in der Länge von 45 engliſchen Meilen, während noch 121 Meilen, unter der Garantie von 5 Procent auf 650,000 Pf. St., im Bau begriffen waren. Das Telegraphennetz hatte eine Länge von 291 Meilen, und war damit daſſelbe geblieben, wie zu Ende des Jahres 1873.

Fußſpuren.

Als ich jüngſt auf dem Granitfelſen der Roßtrappe am Harze ſtand, wo die colaſſale Spur eines Pferdehufeiſens, ein natürliches Mal, eingedrückt iſt, und der Führer die bekannte Geſchichte vom Hufſchlage des Roſſes der Brunhild erzählte, die hier, um Bodo's Nachfalgungen zu entgehen, in gewaltigem Sprunge über das Thal ſetzte — da war es weniger die wohl verhältnißmäßig maderne Volksſage, die mich intereſſirte, als die Analogie der Vorſtellung vau einer im Stein haftenden Fußſpur, welche ſich allenthalben in faſt identiſcher Farm nachweiſen läßt.

Bei Regillum, wo ſie erſchienen waren, zeigte man den Eindruck der Hufſpuren von den Pferden der Dioskuren, und Richard Schomburgk ward bei den Granitfelſen des Eſſequiba in Guiana an die Roßtrappe erinnert. Dort fand er den täuſchenden Abdruck eines Fußes mit allen fünf Zehen, van dem die Indianer mit einer gewiſſen Scheu erzählten, es ſeien dies die Spuren, die der große Geiſt zurückgelaſſen, als er nach unter ihren Vorvätern gewohnt habe und durch dieſe Gegend gewandelt ſei [1]). So hinterließ auch der Gott Sumé, der den Braſilianern den Bau des Manial gelehrt, das Gepräge ſeiner Füße im Felſen eingedrückt, als er vau der Erde ſchied, wie Vascancellos, der die Fußſpuren ſah, berichtet [2]).

Im Lande der Mixes (Mexico) erſchien ſchon lange vor der Canquiſta ein bärtiger Mann vom Südmeere her und predigte vam wahren Gotte; aber die Indianer glaubten ihm nicht und wollten ihn ermorden. Da flüchtete er auf den Gipfel des Berges Zempualtepec, verſchwand var den Augen ſeiner Verfolger und ließ nur die Eindrücke ſeiner Füße zurück, die man jetzt noch ſieht [3]). Wenden wir uns nach Norden: Am Pfeifenſteinbruch von Cateau des Prairies, dem gemeinſamen Heiligthum vieler Sioux- und Algankinvölker, ſind noch die Fußſpuren zu ſehen, die dart der große Geiſt zurückließ, als er noch unter den Menſchen wandelte [4]).

Wie der graße Geiſt ſüd- oder nordamerikaniſcher Rothhäute es verſtand, den härteſten Fels mit ſeiner Fußſpur zu zieren, ſo auch die chriſtlichen Heiligen männlichen wie weiblichen Geſchlechts. Die zarten Füße der heiligen Agathe ſieht man noch im Steine des Gefängniſſes zu Catania, wa ſie ihr Martyrium erlitt; die Steine erweichten dort wie Wachs, um ihre Fußſpuren aufzunehmen [5]). Der heilige Jakob muß dieſelbe Eigenſchaft beſeſſen haben, Steine zu erweichen, wenigſtens wurde dem tſchechiſchen Herrn Lea von Rožmital (15. Jahrh.) ſelbiger Stein zu St. Jaga di Campoſtella gezeigt. „Auf demſelben hat der lieb Heer Sant Jacob auf dem Mer gefaren und iſt ſein ſchiff geweſt und der Stein iſt ob geſchwummen. Do ſieht man noch heutstags innen ſein Fußtritt“ [6]). Uebrigens hatten die alten Heiden dieſelbe Vorſtellung wie die mittelalterlichen Chriſten, denn bei Pandoſia in Japygien hinterließ Herakles Sardon ſeine Fußſpur als Merkzeichen ſeines ehemaligen Aufenthalts, und die Skythen am Tyras zeigten die Fußtapfe des Herakles [7]).

Mohammedaner und Buddhiſten blieben nicht zurück. Auch deren Heilige und Religianaſtifter vermochten dauernd die Spuren ihrer Füße zu petrificiren. Mohammed wollte einſt in Damaskus abſteigen und betrat ſchon mit einem Fuße den Boden, als der Engel Gabriel ihm mittheilte: daß, wenn er im irdiſchen Paradies (Damaskus) einkehre, er auf das jenſeitige verzichten müſſe. Schnell ſtieg der Praphet wieder auf, aber da, wo er den felſigen Boden berührte, iſt ſeine Fußſpur noch heute nahe dem Thor der nach Hauran führenden Straße ſichtbar [8]). Buddha's zahlreiche Fußſpuren ſind natürlich älter als die chriſtlichen und mohammedaniſchen. Am berühmteſten iſt die Sripada, die heilige Fußſpur auf dem Gipfel des Adamspiks in Ceylon; hier berührte nach der Legende Buddha zum letzten Male die Erde, ehe er ins Nirwana einging. Die Spur ſelbſt iſt eine rohe Vertiefung, bei der durch Meißel und Mörtel Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Fuße hervorgebracht wurde [9]).

Auch die Neger fehlen bei dieſer Vorſtellung nicht. In Unyameſi ging ein Mann mit ſeiner Braut in einen Felſen, der ſich hinter ihnen ſchloß und nie wieder öffnete. Aber auf der Felſenſpitze ſieht man noch ſeine Fußſpur [10]).

Richard Andree.

---

[1]) Schomburgk, Reiſen in Britiſch-Guiana. Leipzig 1847. I, 326.
[2]) Müller, Geſchichte der amerikaniſchen Urreligionen. Baſel 1855. S. 272.
[3]) Mühlenpfordt, Mexico. Hannover 1844. I, 254.
[4]) Waitz, Anthropologie, III, 179.
[5]) Ed. Charton, Voyageurs anciens et modernes, Paris 1863. II, 75.
[6]) Bibl. d. liter. Ver. in Stuttgart VII, S. 178.
[7]) Sepp, Das Heidenthum. Regensburg 1853. II, 463.
[8]) Palgrave, Central and Eastern Arabia II, 19.
[9]) Schmarda, Reiſe um die Erde I, 440.
[10]) Journ. Anthrop. Inst. I. CLI (1872).

Aus allen Erdtheilen.

Gäste aus Ostasien.

A. K. Petersburger Blätter melden, daß zum bevorstehenden Orientalistencongreß bereits drei Jakuten und vier Buriaten in Petersburg angelangt sind. Von den drei Jakuten ist, nach dem „Sibir", der eine als Delegirter der jakutischen Häuptlinge, der zweite als Repräsentant der jüngern Generation (er hat eben den Cursus des Progymnasiums in Jakutsk absolvirt), der dritte aber auf eigenes Ansuchen hingesandt worden. Bezüglich des jungen Gymnasiasten haben die Jakuten das Gesuch an die Regierung gerichtet, denselben auf Staatskosten in irgend eine höhere Lehranstalt zur Erziehung aufzunehmen, damit er späterhin zur Verbreitung von Bildung unter seinen Stammgenossen beitragen könne. Falls dieser Bitte gewillfahrt wird, hat ein reicher Jakut dem jungen Manne für seine spätere Studienzeit bereits die Summe von 1000 Rubel ausgesetzt. Für die Reisekosten dieser Expedition haben die Stammhäuptlinge eine Summe von ungefähr 3000 Rubel gewährt.

Herr Dr. Neumann, in dessen Begleitung die asiatischen Gäste gekommen sind, hat eine sehr bedeutende und interessante Sammlung von Gegenständen mitgebracht, welche die Cultur und Lebensweise der sibirischen Stämme namentlich aus dem transbaikalischen Gebiete und aus dem Lande der Jakuten veranschaulichen. Sowohl die sibirische Abtheilung der Geographischen Gesellschaft als auch verschiedene Privatpersonen haben sehr reiche Beiträge zu dieser Sammlung geliefert.

* * *

— Seit dem 21. August besitzt die Donau Rheinlachse. An jenem Tage hat der erste Fischereiclub für Oberösterreich in Linz die in der Fischzuchtanstalt aufgezogenen jungen Rheinlachse an der Einmündung der Traun in die Donau ausgesetzt.

— Seit mehreren Jahren ist infolge der Totarenauswanderung aus der Krim dort viel Land entvölkert und der fruchtbare, für Wein- und Weizenbau und Viehzucht vorzüglich geeignete Boden enorm im Preise gesunken. Auf Anregung einiger in Odessa ansässigen schweizerischen Banquiers hat sich nun in der Schweiz ein Consortium gebildet und in der Krim große Territorien angekauft, und bereits treffen über Odessa dort ländliche Arbeiter, Winzer, Gärtner und Käsemacher aus der Schweiz ein. Dem Unternehmen, das durch große Geldmittel gesichert ist, kann nur ein günstiges Prognostikon gestellt werden. (A. Z.)

— China giebt Zeichen einer Bewegung für Schulunterricht, welche man einen Wendepunkt in der Entwickelung dieser volkreichsten und ältesten Nation der Erde nennen muß. Träger der Bewegung, der zuerst mit einem umfassenden Schulprogramme hervortrat, ist Yung Wing, ein chinesischer Gelehrter, der seine Erziehung 1854 im Yale College vollendete, einer vorzüglichen amerikanischen Lehranstalt in New Haven (Connecticut), 1701 gegründet und neben Schülercursen mit Facultäten nach dem Muster deutscher Universitäten ausgestattet. Hier erwarb sich Yung Wing schöne Kenntnisse und erhielt einmal selbst den Preis für Aufsätze im Englischen. In seine Heimath zurückberufen, wurde er von dort 1866 nach Amerika gesandt, um die besten Maschinen zur Darstellung von Feuerwaffen anzukaufen. Mit den erworbenen Einrichtungsgegenständen und Arbeitern wurden sodann die Armeewerkstätten in Gang gebracht, die seither China mit Schiffen, Kanonen und Handfeuerwaffen neuerer Construction versehen. Yung Wing war es bei dieser Thätigkeit vor Allem darum zu thun, den leitenden Beamtencollegien die große Ueberlegenheit der Barbaren klar zu machen, und der Erkenntniß Bahn zu brechen, daß ihre Erfindungen im Maschinenwesen für China nutzbar gemacht werden müssen, soll das Land nicht auf einer sehr niedrigen Stufe der Wohlfahrt und Macht verharren, und daß dies ausgiebig nur durch Chinesen erfolgen kann. Auf seinen Vorschlag hat nun die Regierung neuerdings den Plan genehmigt, 120 Schüler nach Amerika zur Ausbildung in dortigen Schulen zu senden; sie haben dort 15 Jahre zu bleiben und einen vollständigen theoretischen Lehrcursus, dann praktische Uebungen in Laboratorien und Werkstätten durchzumachen. Vier chinesische Gelehrte überwachen als Commissäre ihre Fortschritte, und ertheilen ihnen einen Tag in der Woche Unterricht in den chinesischen Classikern, damit die heimathliche Sprache und Literatur ihnen geläufig bleibe. 1875 traf die erste Reihe von dreißig Zöglingen ein, und wurde in Connecticut wie Massachusetts untergebracht; dreißig sind 1876 eingetroffen, sechzig folgen 1877 nach. Schulrath Northrop zu New Haven, der zur Leitung ihres Unterrichtes berufen wurde, rühmt an den Knaben, die sichtlich mit großer Sorgfalt ausgewählt sind, rasche Auffassungsgabe und großen Fleiß. „Ich kann mir nicht anders denken, als daß dieser Sendung von Knaben eine solche von Mädchen nachfolge; wer die verfeinernden Sitten unserer Gesellschaft annahm und ihre Bedürfnisse sich aneignet, wird von selbst danach streben, sich eine Gefährtin gleicher Denkungsart zur Gattin zu erwählen."

— Nach dem dem Argentinischen Congresse überreichten Jahresberichte sind 1876 43,000 Personen in die Republik eingewandert und 23,000 ausgewandert, so daß dem Lande ein Ueberschuß von 20,000 Menschen verblieb, ansehnlich genug, wenn man die allgemeine Handelsstockung und das Darniederliegen jeden Verkehrs im Lande bedenkt. Das unter Cultur befindliche Land hat sich 1875 um mehr als 30 Procent vermehrt und die Wollschur verspricht ein Ergebniß von 250 Millionen Pfund, also bedeutend mehr als in irgend einem frühern Jahre.

Weitere Nachrichten von Buenos Ayres melden die Vollendung der Eisenbahn nach dem 190 Miles von der Hauptstadt entfernten Azul. Dieser neue im Juli 1876 zu eröffnende Zweig der prosperirenden Südbahn erschließt ein werthvolles Gebiet, wo Viehzucht und Ackerbau rasche Fortschritte machen. Nicht weniger wichtig ist die 30 Miles lange Verlängerung der Westbahn bis Bragado, welche noch vor Ablauf dieses Jahres dem Verkehr übergeben werden soll.

Inhalt: Peking und Nordchina. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. IV. — Die Vermessung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. II. (Schluß.) — Reisebriefe von Dr. Finsch aus Westsibirien. IV. — Die Colonie Tasmanien. — Fußspuren. — Aus allen Erdtheilen: Gäste aus Ostasien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 16. September 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Peking und Nordchina.

VI.

Zwei wichtige Institutionen hängen unmittelbar vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welchem Peing Kung vorsteht, ab: die Schule der gesammten occidentalischen Wissenschaften (Tung-wen-kwon) und die Generalinspection der Seezölle. Erstere, 1863 gegründet, war anfänglich nur zur Bildung von Dolmetschern des Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen bestimmt. Aber nach und nach ist der Unterricht in der Mathematik, Astronomie, Chemie, Physik, Anatomie und anderen Naturwissenschaften hinzugekommen. An der Spitze dieses stark besuchten Instituts steht ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Martin, und unter den Lehrern ist der Chemiker Billequin zu erwähnen, welcher ein vollständiges Lehrbuch der Chemie in chinesischer Sprache abgefaßt hat. Kein kleines Stück Arbeit, wenn man bedenkt, daß er erst für die zahllosen technischen Ausdrücke und die Namen bisher in China unbekannter Substanzen chinesische Bezeichnungen aufstellen und erfinden mußte. Dr. Martin ist unermüdlich in Neuerungen, durch welche er die alte Mauer von Vorurtheilen zwischen Orient und Occident schließlich zu Falle zu bringen hofft. Durch Austausch mit den fremden Regierungen hat er eine internationale Bibliothek zu Stande gebracht; er hat eine Druckerei errichtet, wo die chinesische Regierung ein umfangreiches officielles Werk über die Taiping-Revolution hat herstellen lassen; er hat eine illustrirte chinesische Zeitschrift herausgegeben, um das Volk mit den Fremden und ihren Einrichtungen und Gebräuchen bekannt zu machen; auch eine Buchbinderwerkstätte verdankt ihm ihre Entstehung.

Während diese Schule nahe beim Auswärtigen Amte liegt, befindet sich die von 1860 her datirende Zollinspection weiter entfernt in der Straße Kiu-loa. Damals mußte China den Westmächten Kriegskosten bezahlen. Eine Anzahl Häfen war gleichzeitig dem fremden Verkehre eröffnet und natürliche Weise Zolltarife festgesetzt worden. Man kam also überein, daß die chinesische Regierung an England und Frankreich so und so viel Procent ihrer Zolleinkünfte bezahlen und daß bis zur völligen Abtragung der Kriegsschuld europäische Commissäre die Erhebung der Gefälle überwachen sollten.

Schon 1867 war infolge des enormen Aufschwungs, welchen der freie Handel nach China nahm, jene Schuld vollständig getilgt. In der Zwischenzeit hatte aber die chinesische Regierung die Vortheile dieses Systems und die rechtschaffene Verwaltung jener Einnahmequelle so schätzen gelernt, daß sie nicht zu dem hergebrachten, einheimischen Schlendrian zurückkehren wollte, vielmehr bis heutigen Tages im Zollwesen neben Eingeborenen noch immer ein zahlreiches Personal von Fremden beschäftigt. An der Spitze steht der Generalinspector Robert Hart. Die Beamtenstellen sind sämmtlich gut bezahlt, werden sehr gesucht und nur mit tüchtigen Leuten besetzt. Mehrere darunter zeichnen sich durch wissenschaftliche Leistungen aus, wie die Deutschen Dr. F. Hirt, der unseren Lesern schon bekannte Herr C. C. Stuhlmann (jetzt auf Hainan) und Andere. Aspiranten müssen eine gute Bildung nachweisen können, die chinesische Sprache erlernen und zeitweilig sehr strenge Prüfungen bestehen.

1864 betrugen die Einkünfte aus den Zöllen an 50

Millionen Mark und zehn Jahre später (1874) schon 74 Millionen.

Verfolgt man die Straße Kiu-lan, wo Herr Hart wohnt, von Westen nach Osten, so kommt man zum Thore Tung-tschi-men, dem nördlichsten in der Ostseite der Stadtmauern, und verfolgt man letztere innerhalb der Stadt, so trifft man auf eine große Bresche, über deren sanft geneigte Schuttmassen hinweg man die Mauerzinne ersteigen kann. Von dort oben bemerkt man südwärts die Sphären und Quadranten auf dem Thurme des Observatoriums, welches an das südliche Ende der bestiegenen Mauer anstößt. Das Pekinger Observatorium ist dem mathematischen Tribunal unterstellt, dessen Präsidium der fünfte Prinz, Tun-tsin-wang, ein älterer Bruder des Prinzen Kung, ist. Es wurde 1279 durch den ersten Mongolenkaiser errichtet und mit arabischen Astronomen ausgestattet, deren Nachkommen bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fortdauernd die Leitung der Anstalt in Händen hatten. Damals lenkten die katholischen Missionäre, darunter Pater Verbiest, die Aufmerksamkeit des Kaisers Schun-tsche auf die Fortschritte, welche die mathematischen Wissenschaften in Europa gemacht hatten. Natürlich suchten die Mohammedaner die Kenntnisse der Jesuiten zu verdächtigen, und um zwischen den Rivalen entscheiden zu können, ließ der Kaiser eines Abends ein halbes Dutzend Pfeile in eine gegen Süden gekehrte Wand stecken, so daß jeder mit der Mauer einen andern Winkel einschloß. „Bis zum morgenden Sonnenaufgang — sagte er dann den Rivalen — gebe ich Euch Zeit, auszurechnen, wohin zur Mittagsstunde die Schatten aller dieser Pfeile weisen.“ Das war natürlich den Jesuiten ein Leichtes, und infolge ihres Sieges wurde Pater Verbiest zum Präsidenten des mathematischen Tribunals ernannt und in den Adelsstand erhoben. Das betreffende Decret wurde auf eine reichverzierte, mit vergoldeten Drachen eingerahmte Tafel eingegraben, welche im Observatorium aufgestellt wurde und heute sich im französischen Gesandtschaftshotel befindet. Pater Verbiest war es auch, welcher die herrlichen, bis jetzt erhaltenen Instrumente aus Bronze gießen ließ, welche wegen eines Verbots der Regierung leider nicht auf der Pariser Ausstellung von 1867 erschienen, darunter namentlich eine Himmelskugel von 6 Fuß Durchmesser und 2000 Pfund Gewicht, die so geschickt aufgehängt ist, daß ein Kind sie in jede beliebige Elevation stellen kann. Ein großes ehernes Fußgestell trägt vier ungestalte Drachen, auf deren flatternder Mähne ein prächtiger, breiter und kunstvoll verzierter Horizont ruht. Amphitheatralisch ansteigende Marmorstufen umgeben zur Bequemlichkeit des Beobachters diese Instrumente, deren meiste über 10 Fuß in der Höhe messen.

Bronze-Instrumente des Pekinger Observatoriums.

Prinz Tun macht es wie die Fremden: er betritt sein Institut niemals und treibt die Astronomie nur bei sich zu Hause als Liebhaber. Die Sterne betrachtet er angeblich nur, um sie poetisch zu besingen, und seine einschlägigen Werke druckt er sich selbst mittelst Typen, welche die Jesuiten im siebenzehnten Jahrhundert für den Hof verfertigt haben. Politik und Aemter verabscheut er und betrachtet sie nicht als Mittel zur Bereicherung. So, die Fama erzählt, daß er mitunter, wenn er kurz gehalten wird, seinem Bruder gehörige Gegenstände auf dem Leihhause versetzt. In einem Lande, wo Hoch und Niedrig nur auf seinen Vortheil bedacht ist, verleiht eine solche Gesinnung Popularität. Obendrein ist das Versetzen in China etwas sehr Gewöhnliches, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Alle Stände versetzen im Winter ihre Sommergarderobe und im Sommer ihr Pelzwerk u. s. w. Werden doch zugleich die versetzten Stücke gut conservirt, nicht weil die Pfandleiher dazu verpflichtet wären, sondern in ihrem eigenen Interesse, da die Sachen in gewissen Fällen ja ihr Eigenthum werden. (Ausführlicheres über die chinesischen Pfandleiher s. in den eben erschienenen „Chinese Sketches by Herbert A. Giles.“ Trübner & Co. London.)

Von jenem Standorte auf der Mauer, welcher die Terrasse des Observatoriums um 10 bis 12 Fuß überragt, überschaut man den ganzen Zug der Ringmauern und die Stadt mit ihren zahlreichen Bäumen, welche die Höfe der einstöckigen Häuser beschatten. In Peking hat noch, anders als bei uns, jeder Bürger sein Haus für sich, seinen Hof und seinen Baum darauf. Von dort oben erblickt man am Südende der Chinesenstadt die blaue Kuppel des Tempels des Himmels; ferner gerade zu seinen Füßen die langen parallelen Häuserreihen mit ihren 10,000 Zellen, in denen die Magister-Candidaten von der Vorbereitung zum schriftlichen Examen an, jeder für sich, eingeschlossen sind; dann im Centrum der Stadt die funkelnden gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, den buddhistischen Obelisken auf dem Hügel Pai-la-schon und die Kioske auf dem etwas höhern Kohlenhügel. Letzterer, der zu den kaiserlichen verbotenen Gründen gehört, heißt officiell zwar King-schon, gewöhnlich aber Mei-schan, d. i. Kohlenberg. Denn im Volksmunde erhält sich noch Bretschneider eine Tradition, nach welcher dieser Berg künstlich aufgeführt worden und in seinem Innern Steinkohlen bergen soll, welche im Falle einer langen Belagerung von Nutzen sein könnten. Im Norden sieht man das große buddhistische Kloster Jung-ho-kong, einst ein Palast des nachmaligen Kaisers Jung-tscheng, und im Westen am andern

Ende der Stadt heben ſich die Thartürme der Mauer von dem Hintergrunde der fernen, blauen Berge ab.

Den Chineſen iſt das Betreten der Mauer verboten und man begegnet oben nur einigen Wachen, deren ganzer Sold im Erlöſe aus den oben zwiſchen ihren jämmerlichen Hütten wild wachſenden Bruſtbeeren (Zizyphus vulgaris) beſteht. Das Erſcheinen eines Europäers begrüßen die armen Teufel ſtets mit Freude, weil es ihnen die Ausſicht auf einige kleine Silberſtücke eröffnet.

Beim Herabſteigen von der Mauer gelangte Chantzé auf einen kleinen Platz und zum Eingang in den erſten Hof des Obſervatoriums. Kaum hatte er die Thür hinter ſich, ſo ſah er auch drei, vier tatariſche Mädchen, die beim Nahen von Fremden ſtets unruhig werden, die Flucht ergreifen, und traf dann auf zwei Wächter, welche ihre Partie Schach ſpielten. Der eine verliert beim raſchen Aufblicken ſeine Brille und richtet ſeine blinzelnden Augen auf den Ankömmling, während der andere zwiſchen den Zähnen murmelt, daß er keinen Fremden einlaſſen dürfe. Chantzé aber bat ſeine „beiden älteren Brüder“ — ſo nannte er ſie höflicher Weiſe — einfach um die Erlaubniß, ihrem Spiele zuſehen zu dürfen, und erhielt dieſelbe auch.

Das chineſiſche Schachbrett iſt von einer Seite zur andern durch einen Streifen von der Breite eines Feldes durchgetheilt. Dieſer Streifen heißt „ha“, d. i. Fluß, und theilt das Schachbrett in zwei Hälften von je 32 Feldern. Die Figuren beſtehen aus einfachen runden Scheiben, theils ſchwarzen, theils weißen, die mit ihrem Namen beſchrieben

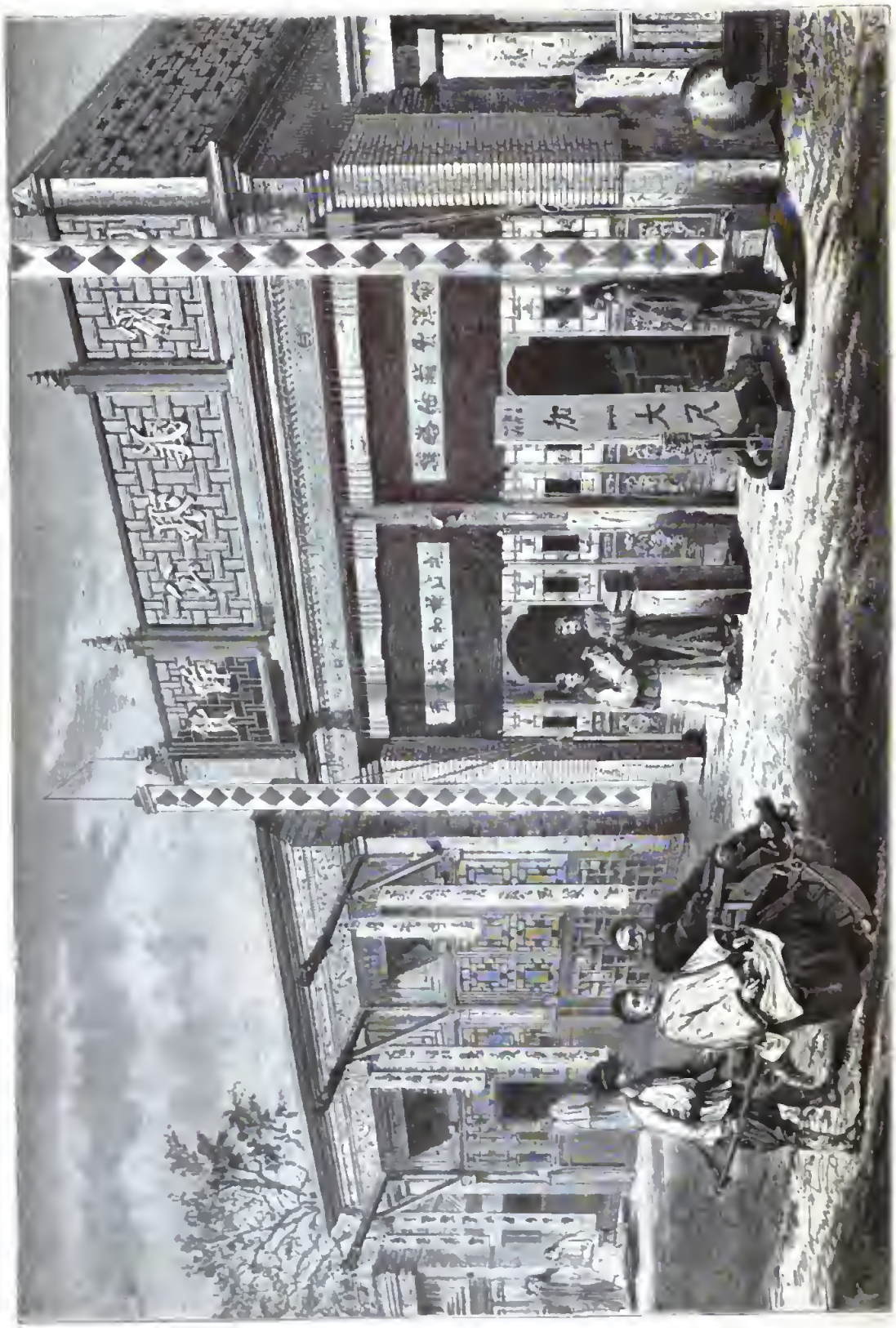
Schachſpieler. (Nach einer Photographie.)

ſind; man ſtellt ſie übrigens nicht mitten auf das Feld, ſondern auf den Durchſchnittspunkt der Linien, welche die Felder begrenzen, ſo daß, obwohl das Brett in der Breite nur acht Felder beſitzt, doch in jeder Reihe neun Steine Platz haben. In der erſten Reihe ſtehen der „tſiang“ (General), unſerm König entſprechend, zwei „ſſe“ (Miniſter), deren jeder unſere Dame vertritt, zwei „ſiang“ (Elephanten), die unſere Läufer erſetzen, zwei Pferde und zwei „tſche“ (Wagen) mit ähnlicher Beſtimmung wie unſere Thürme. Vor jedem Pferde ſteht in der zweiten Linie ein „paa“ (Kanone), welcher über die anderen Figuren fortſpringen kann, ja zwiſchen ſich und der angegriffenen Figur eine dritte haben muß, ſo daß z. B. der von einem „paa“ bedrohte „tſiang“ ſich frei zieht und damit der Kanone die Stütze ihres Angriffs raubt. — In der dritten Reihe ſtehen auf den ungeraden Durchſchnittspunkten fünf „ping“ (Fußſoldaten, Bauern), ſo daß die beiden „paa“ (Kanonen) in der zweiten und die beiden „ſſe“ (Miniſter) in der erſten Reihe ganz frei bleiben, wie es folgendes Schema veranſchaulicht:

B.		B.		B.		B.		B.
	K.						K.	
W.	P.	E.	M.	G.	M.	E.	P.	W.

Manche von den Figuren ſind nur zur Vertheidigung beſtimmt und dürfen den „Fluß“ nicht überſchreiten.

Die beiden Spieler gaben ihrem Beſucher zu verſtehen, daß ſeine Anweſenheit beſſer motivirt ſein würde, wenn er den Einſatz des Spieles bezahlte, um ſo mehr, da ihnen eine Baſtonnade in Ausſicht ſtehe, wenn ein Inſpector ihn bemerkte. Und worin beſtand der Einſatz? Der Verlierende



Chinesischer Schuhkarren. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ſollte den Barbier bezahlen, der ſoeben eintrat, um an den Spietern ſeine Kunſt auszuüben. Auf der Schulter trug derſelbe einen Stock, von welchem auf der einen Seite eine cylindriſche Holzſchachtel mit Fächern und Becken, auf der andern eine Bank herabhing, die mit Schubladen verſehen war. Statt Seife und Raſirpinſel braucht der chineſiſche Barbier heißes Waſſer und einen kleinen, grauen, wenig einladenden Lappen. Und dabei giebt es nicht, wie bei uns, gewöhnlichere und feinere Haarkünſtler, ſondern nur eine Sorte, die für Hoch und Niedrig dieſelbe iſt und Jedermann zuerſt das Geſicht wäſcht, dann bis zur Naſe und den Augenlidern hinauf raſirt, die Brauen ausrupft und die Glieder knetet, gleichviel, ob drinnen im Hauſe oder auf offener Straße, und das Alles für 10 bis 15 Pfennige. Als Chontzé ſeinen „älteren Brüdern“ das Vierfache gab, war ob dieſer Großmuth ihres Dankes kein Ende.

Die Umgebung des in der ſüdöſtlichen Ecke der Tatarenſtadt belegenen Obſervatoriums ſteht über alle Maßen trau-

Diener bei feierlichen Begräbniſſen. (Nach einer Photographie.)

rig und öde aus. Vor einigen Jahren ſuchte eine Feuersbrunſt dieſes Quartier heim, das ſich ſeitdem mehr und mehr entvölkert und zum großen Theile aus Ruinen beſteht. Die Regierung verbat zwar, um der drohenden Entvölkerung vorzubeugen, den Beſitzern, die Steine ihrer zuſammengeſtürzten Häuſer fortzuſchaffen, erreichte aber damit nicht den Wiederaufbau des betreffenden Quartiers. Durchſchreitet man daſſelbe von Oſten nach Weſten, ſo gelangt man in die große Straße Ha-ta-men, welche der Fremde immer von Neuem gern betritt, weil ſie ihm ſtets eine Menge der verſchiedenſten Lebensbilder und Volksſcenen darbietet. Da fahren die chineſiſchen Omnibus hin und her, armſelige Karren, von einem Manne geſtoßen, die zu beiden Seiten des einen großen Rades einen Sitz für je eine Perſon haben. Es ſind das jene Karren, deren Benutzung zur Fortſchaffung des Gepäcks Dr. Schweinfurth für die Güßfeldt'ſche Expedition empfahl (ſ. „Globus“ XXVII, S. 345), und welche, für die ſchmalen Negerpfade Centralafrikas wie gemacht, vielleicht die ſo ſchwer zu beſchaffende Menge einheimiſcher Träger bedeutend reducirt haben würden. Dieſe beſcheidenen Vehikel

Straßenscene in Peking. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

bringen den zahlreichen Waarenständen keine Gefahr, welche beständig beide Seiten der Straße einnehmen. Da sieht man Jahrmarktsmusikanten, Theebuden, Schlächter, Guckkastenmänner, Geschichtenerzähler, Bänkelsänger, Trödlkr, Nekromanten, Phrenologen, öffentliche Schreiber, Bücherantiquare, Verkäufer von kalten Getränken u. s. w. Ueber den meisten dieser vielgestalteten Verkaufsstände ist ein riesiger, viereckiger Sonnenschirm ausgespannt, der in die Erde gesteckt wird und entweder mit weißer Leinewand oder mit unzählig vielen und kleinen zusammengestückelten Läppchen überzogen ist. Diese Flickarbeit macht wohl der chinesischen Geduld, selten aber der Reinlichkeit ihrer Besitzer Ehre. — Viel umdrängt sind die Dioramas, in denen man Bilder aus europäischen Modezeitungen und illustrirten Journalen, schlechte Lithographien und sehr bedenkliche Photographien zu sehen bekommt. Maurer stehen daneben, ein Taschentuch um den Kopf, um ihren sorgfältig am das Haupt gewickelten Zopf gegen Staub und Gyps zu schützen. Auf ihre hölzernen Rammen gelehnt ruhen sie von ihrer Arbeit aus und theilen sich ihre Ansichten über das photographische Verfahren mit. „Da hat der fremde Teufel — sagt der eine — einen hölzernen Kasten und setzt eine Glastafel hinein; dann betrachtet er Dich mit seinem Instrument und verbietet Dir, Dich zu rühren. Dabei besieht er seine Uhr und spricht Gebete — und dann ist's fertig.“ — „Nein — sagt der andere —, er wäscht seine Glastafel mit Medicin.“ — „Ja, ja — ergänzt der dritte —, damit der Kasten ganz allein sehen und malen kann, muß die Medicin mit Menschenaugen bereitet sein. Dazu kommen ja die Christen mit vielen Kosten hierher und sammeln die verlassenen chinesischen Kinder auf. Sie wollen sie nur aufziehen, sagen sie — aber das können sie mir nicht weismachen!“ (Ganz dieselbe Erklärung des Photographirens, die Prschewalski in der Mongolei fand, und die wahrscheinlich absichtlich von den Mandarinen verbreitet worden ist.)

Plötzlich erregt ein mißtönendes Geräusch, Gebrüll und tolle Musik, abwechselnd mit Tönen des Tam-tam, die allgemeine Aufmerksamkeit. Banner und Sonnenschirme zeigen sich, es ist ein Leichenbegängniß, und umgekehrt wie bei uns zieht v o r dem Sarge des Todten die Reihe seiner Verwandten und Freunde einher. Auf ein Kilometer weit ist mit einem Male die Straße zu beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Leichendienern eingefaßt. Jeder von ihnen trägt ein Emblem, als da sind blaue oder weiße Sonnenschirme, seidene Wedel, Hellebarden, Scepter mit einer Hand, Fahnen mit den Titeln des Verstorbenen und Tafeln mit Inschriften, welche das Publicum auffordern, Platz zu machen, sich zu sammeln und Stillschweigen zu beobachten. Diese Diener sind Bettler, die man hier und da auf der Straße aufgegriffen und nur für diesen bestimmten Zweck gemiethet hat; sie tragen ein schwarzleinenes Gewand mit weißem Gürtel und auf dem Kopfe einen schwarzen Filzhut mit rothem Federbusch. Zwischen diesen Leichendienern bewegt sich der Zug, voran ein ganz in rothes Tuch gekleideter Mann, der durch Tam-tam-Schläge die Leute zum Platzmachen auffordert. Dann folgt in einem von acht Dienern getragenen Schrein das Bild des Verstorbenen in halber Lebensgröße und in einem zweiten seine Ehrenauszeichnungen. Nun folgen die Verwandten im weißen Büßerhemde, den officiellen Hut, aber ohne die rothen Quasten, auf dem Kopfe. Alles, selbst die Schuhe, ist an ihnen weiß. Freunde und Bekannte halten und unterstützen die nächsten Leidtragenden, die dem Gebrauche gemäß vor Schmerz anscheinend nicht gehen können und die Luft mit ihrem Schluchzen erfüllen. Alle zwanzig Schritt reicht man ihnen Kissen zu, auf denen sie bequem in Ohnmacht fallen können. Junge Leute, die unter einem blauen und goldenen Baldachin einherschreiten, bestreuen den Weg mit runden, durchbohrten Scheibchen aus weißem Papier, die Münzen vorstellen. Dadurch sollen wohl die bösen Geister unterhalten und betrogen werden, daß sie dem Leichenzuge unterwegs keine Possen spielen und dem Verstorbenen bis in seine letzte Behausung nachfolgen. Gleichfalls um sie zu schrecken, sind auf den violettseidenen Behängen des riesigen Katafalks, der den Sarg enthält, große vergoldete Drachen dargestellt, die sich die Seiten peitschen. Dieser Katafalk ist ein colossaler Palankin, der von etwa sechzig Dienern getragen wird. Zu seinen Seiten gehen buddhistische Bonzen in grauen, gelben und rothen Gewändern und sprechen oder singen unter Triangelbegleitung tibetanische Gebete, von welchen sie selbst nie ein Wort begreifen, und wenn sie aufhören, so erhebt sich alsbald ein entsetzliches Getöse von Gongs, Trommeln, Flöten und sechs Fuß langen Posaunen.

Der Zug schließt mit einer Reihe Wagen, welche mit weißer Leinewand überzogen sind und die weiblichen Familienglieder enthalten. Auch sie sind weiß gekleidet und tragen Weeg auf dem Kopfe, dee mittelst einer Binde von grober, weißer Leinewand befestigt ist.

Abgesehen von dem, was durch die Sitte geboten ist, verräth nichts den Schmerz bei dieser Ceremonie: die Leichendiener rauchen ruhig ihr Pfeifchen, lachen und schwatzen wie die Freunde und Verwandten auch. Liefert doch dasselbe Magazin die Hochzeitsbehänge wie die Begräbnißtüchee, den Katafalk wie die Laternen und den rothen Palankin der Braut. Solch ein Laden hat zur Aufschrift: „Hier weint und lacht man,“ und die starkgeistigen Chinesen vereinen gern beides, ohne jedoch von den althergebrachten Ceremonien zu lassen. Selbst die höchsten Beamten nehmen beim Tode ihrer Muttee auf drei Jahee ihre Entlassung aus dem Staatsdienste, rasteen sich 100 Tage lang nicht und schlafen 49 Nächte in einem hansenen Kleide auf dem Erdboden neben dem Sarge der Verstorbenen. Kniend nahen sie sich ihren Freunden nud Verwandten, wenn sie dieselben znm ersten Male wieder sehen, ja selbst den niedrigen Trägern des Sarges, über deren Wohl und Wehe sie sonst nach Belieben schalten können. Jetzt aber erflehen sie von ihnen eine Gnust, welche durch keine Strenge zu erlangen wäre, die Gunst nämlich, daß sie die Leiche ohne Erschütterung transportiren. In bestimmten Zeiträumen kehren sie dann zu dem Grabe der Muttee zuelck und versöhnen iheen Geist durch Opfer von Feüchten, Gemüsen und Schweinefleisch.

Stanley in Central-Afrika.

V.

Weitermarsch nach Süden. — Resultate und Pläne.

Stanley's letzter Brief ist aus Ubagwe im westlichen Unjamwest (etwa 15 Tagereisen nordöstlich vom Tanganjika-See) am 24. April 1876 datirt. Am 27. März verließ die Expedition die Hauptstadt von Karagwe und marschirte am rechten Ufer des Kagera-Flusses hinauf nach Süden weiter. Da die zu passieende Gegend als dreite, unbewohnte Wildniß geschildert warden, erhielt jeder Mann

eine Last Getreide als Proviant für zehn Tage. Am zweiten Tage erreichte Stanley das östliche Ufer des zu einem langen, schmalen, sich schlängelnden See erweiterten Kagera, an welchem entlang er in drei Tagen eine Entfernung von 36 Meilen zurücklegte. Am vierten und fünften Tage schloß ein Höhenzug die Aussicht auf den Strom ab, aber von gelegentlichen Aussichtspunkten konnte man sehen, wie derselbe sich noch immer nach Süden und Südwesten weiterzog. Am sechsten Tage erreichte Stanley bei Udimba die Grenze von Karagwe, wo er endlich das äußerste Südende des Sees hinter einer Hügelreihe fand, welche sich zwischen Udimba und dem Kagera hinzieht. Auch zeigte sich hier eine entschiedene Veränderung in der Formation des breiten Flußthals. Die Bergketten, welche südlich von Mpororo das Westufer des Kagera in südwestlicher Richtung begrenzen, werden im südlichen Kischakka verworren und unterbrochen, während sich nach Nordwesten ein breites Thal öffnet, durch welches herab der ebenfalls beträchtliche Alanjaru-Fluß sich in den Kagera ergießt. (Speke's Alenjara-See, welcher auf dessen Karte oder nach Norden abfließt.) Nach Südwesten zieht sich der obere Lauf des Kagero weiter, welcher aber oberhalb des Zusammenflusses mit dem Akanjoru nur noch einen schnellfließenden Strom von geringer Breite und Tiefe bildet und ohne Zweifel den ganzen Wasserabfluß des östlichen Urundi und westlichen Ubba aufnimmt.

Da einige Eingeborene die merkwürdige Mittheilung machten, der Alanjaru sei ein Ausfluß des Kagera und ergieße sich in den Albert Nyanza, drang Stanley bis zum Zusammenflusse beider Ströme vor, wo er freilich feststellen konnte, daß der Alanjaru in den Kagera einfließe. Weiter als die Mündung durfte er nicht gehen, da die Eingeborenen von Kischakka auf dem linken Ufer und diejenigen von Ugasu auf dem rechten sehr feindselig sind, und, wie überhaupt alle Stämme westlich von Ugonda, Karagwe und Usui, eine tödtliche Abneigung gegen alle Fremden haben, was sich aus ihrer merkwürdigen Liebe zu ihrem Vieh und der damit verbundenen Furcht vor Bezauberung desselben erklärt, die ihnen sogar verbietet, einem Fremden einen Tropfen Milch zu geben.

Stanley resümirt nochmals seine Kenntniß der dortigen Bodenbildung und Wasserläufe wie folgt: von einem Hügel bei den heißen Quellen von Mtagata (6500 Fuß über dem Meere) sah er in westnordwestlicher Richtung den 40 geographische Meilen entfernten Vergriesen Usumbiro, dessen zwei zuckerhutförmige Kegel mit verbindendem Bergsattel eine Höhe von etwa 12,000 Fuß erreichen und die Grenze zwischen Mpororo und Ruonda bilden (Speke's Mfumbiro, gegen 10,000 Fuß hoch). Sämmtliche Bergketten und Querthäler zwischen Ruonda und dem Victoria Nyanza — wie überhaupt auch alle diejenigen zwischen Alexandria im Norden (?) bis zum Nyassa-See im Süden — scheinen die Richtung von Südwesten nach Nordosten einzuhalten. Auf dem Usumbiro-Berge entspringt der Navarongo-Fluß, welcher in süd-bei-westlichem Laufe zwischen Muwori und Ruanda in den Akanjaru-See fällt. Derselbe soll etwa 20 Meilen breit und 30 lang sein und ergießt sich durch den gleichnamigen Fluß zwischen Kischakka und Ugufu, wie schon erwähnt, in den Kagera, welcher selbst mit noch unbekannten Quellen von Südwesten herkommt. Westlich soll noch ein großer See liegen; ober ob derselbe mit dem Kagera oder dem Albert Nyanza in Verbindung steht, vermag Stanley noch nicht anzugeben.

Die Feindschaft der Warundi sowie die in Usui herrschende Hungersnoth zwangen Stanley südwärts nach Udschidschi weiterzumarschiren, von welchem Orte er, wie bemerkt, bei Abgang des Briefes nur noch 15 Tagemärsche entfernt war. Bis zu diesem Halteplatze Ubagwe hatte ihn von Karagwe aus ein Araber mit seiner Karawane begleitet, welcher ihn jetzt verließ, um über Unjanjembe die Sansibar-Küste zu erreichen; demselben verdanken wir die sichere Ueberbringung der fünf Briefe des Reisenden.

Mit Ausnahme einiger englischen Zeitungen vom December 1874, welche er gerade ein Jahr später durch Gordon's Vermittelung in Dunno erhielt, hatte Stanley seit seinem Abmarsch von der Küste im November 1874 keine Nachrichten aus Europa erhalten. Aus einem der Blätter ersah er, daß der ägyptische Oberst Long Bey noch seinem Besuche in Uganda im Juli 1873 den Victorio Nyanza als kleines, nur 12 Meilen breites Becken schildert, und schließt Stanley seinen Brief mit einem energischen Widerspruch gegen diese Behauptung; seine Berufung auf den unglücklichen Linant de Bellefonds, dessen gewaltsames Ende er noch nicht kennt, hat freilich nur ein melancholisches Interesse.

Es folgen hierauf noch mehrere Briefe seines weißen Begleiters Pocock an dessen Eltern, in welchen sich als einzige Stelle von Werth die Schilderung seiner Fahrt nach der Insel Ulerewe (s. S. 169) findet: „Ich fuhr mit zehn Mann hinüber. Da die Eingeborenen noch nie einen weißen Mann oder ein Boot gesehen, waren sie sehr erstaunt und folgten mir zu Hunderten überall nach. Es ist ein schöner Menschenschlag, und gehen fast Alle gänzlich nackt. Der König heißt Lukongeh und ist über sechs Fuß hoch. Als ich zu ihm kam, saß er, von 2000 bewaffneten Leuten umgeben, auf einem Stein; weder ich noch meine Leute trugen irgend eine Waffe. Er berührte mein Haar und wollte das übrige sehen; als ich meinen Hut abnahm, lachten Alle, auch über meine Schuhe wunderte er sich sehr. Er trug gegen 20 Faden (120 Fuß) leichten Messingdrahts um die Beine gewunden und große Ringe an den Armen, Perlen um den Hals und ein feines Tuch; der Kopf war unbedeckt. Er und sein Volk waren sehr freundlich zu mir und brachten viele Nahrungsmittel; am häufigsten sind Bananen; meilenweit sieht man nur Bananenwälder. Unter meinen Geschenken war auch eine Decke von verschiedener Farbe auf beiden Seiten; dies schien ihn mehr als alles Andere zu überraschen. Das Lager bei Kagehyi wurde am 19. Juni 1875 verlassen."

Fassen wir die soweit von Stanley erlangten geographischen Resultate zusammen, so finden wir, daß dieselben jetzt schon an Wichtigkeit denjenigen kaum irgend eines andern Afrika-Reisenden nachstehen. Er hat auf einem neuen Wege den Victoria Nyanza erreicht, denselben umfahren und uns — sein Hauptwerk — die erste vollständige Karte des Sees mit allen seinen Inseln, Quellflüssen und Uferländern geliefert. Er hat das unbekannte Plateau zwischen beiden Nyanzas zweimal gekreuzt und bringt uns zuerst die für die Ethnologie hochwichtige Nachricht von den hellfarbigen Bewohnern vom Berge Gambaragara. Seine Nachrichten über den Albert-See haben unsere Kenntniß desselben um ein Beträchtliches vermehrt, und er zuerst hat die heißen Quellen in Karagwe besucht und die wahre Natur des Kagera-Stromes und seiner Nebenflüsse erkannt, während er auch jetzt auf ganz neuem Wege nach Süden weiterzieht. Jedenfalls gebührt Stanley jetzt schon einer der ersten Plätze unter den erfolgreichsten Afrika-Reisenden. Aber noch ist sein Werk nicht vollendet, denn trotz dem schon 17 Monate langen Marsche ist die Expedition noch stark und reich genug, um lange Zeit die so erfolgreich begonnene Forschungsreise fortzusetzen. Stanley selbst wollte nach Erreichung des Tanganjika denselben vollständig umfahren und aufnehmen (was freilich unlängst in weit zuverlässigerer Weise, als er es vermag, durch Cameron geschehen ist), und dann entweder nordwärts durch

Digitized by Google

Uzige oder nordwestlich durch gänzlich unbekannte Gegenden zum Westufer des Albert Nyanza durchdringen. Wie der „Telegraph“ aber annimmt, hat Stanley im Juni dieses Jahres Udschidschi erreicht, wo er durch Vermittelung des Sultans von Sansibar ihm nachgesandte europäische Briefe und Zeitungen vorgefunden hat, aus denen er den Verlauf der Cameron'schen Reise erfahren wird, „so daß es wahrscheinlich ist, daß er alles Andere der wichtigsten Aufgabe nachsetzen wird, von Nyangwe (und hoffen wir, schon vom Tanganjika aus) den Lualaba hinabzufahren, was bekanntlich Cameron nicht gelungen ist, um somit auf die einzige sichere Weise die letzte (?) der Hauptfragen afrikanischer Geographie (das Räthsel der Konga-Quellen) zu lösen.“ Und da heutzutage die Verbindungen Udschidschis mit Sansibar durch arabische Handelskarawanen nicht allzu selten sind, dürfte es wohl dieses Mal nicht so lange dauern, bis wir weitere Nachrichten von dem kühnen Forscher erhalten.

Franz Birghom.

Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875.

Von **A. Czekanowski** *).

I.

R. K. „In dem Berichte über die Olenek-Expedition des Jahres 1874 (vergl. „Globus“ XXVIII, S. 236 bis 238) hatte ich die Absicht geäußert, im Sommer 1875 den Unterlauf der Lena und des Olenek zu besuchen; ich habe dieselbe ausgeführt. Mein Unternehmen wurde mit Erfolg gekrönt und die gesammten Materialien alle unversehrt aus dem Norden mit heimgebracht. Ich halte es darum für passend, jetzt einen vorläufigen Bericht über den Zweck, den Verlauf und die hauptsächlichsten Resultate meiner Lena-Olenek-Reise zu geben.

Die Olenek-Expedition der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft (des Jahres 1874) erreichte den hohen Norden zur Winterszeit, was nebst anderen Umständen in mir den Wunsch erregte, dieselben Gegenden nochmals, aber zu einer günstigern Jahreszeit zu besuchen. Als ich nun mit diesem Gedanken vom Olenek zurückkehrte, fand ich in Jakutsk die Nachricht, daß die Geographische Gesellschaft die Erforschung der Flüsse Anabara und Chatanga beschlossen und deshalb die Dauer meiner Expedition noch um ein Jahr verlängert habe. Zu dieser neuen Reise hätte ich sofort wieder aus Jakutsk aufbrechen müssen. Wie angenehm auch für mich dieser Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft und wie erwünscht für mich der Besuch jener beiden Flußgebiete war, so konnte ich mich dennoch nicht entschließen, die Verantwortlichkeit für den Ausgang des Unternehmens auf mich zu nehmen, da ich alle Umstände kannte, von denen der Erfolg wissenschaftlicher Untersuchungen im Norden abhängt, und nachdem ich alles erwogen, wodurch ich denselben irgend zu sichern vermochte. Die Verwirklichung meines Wunsches, den Norden nochmals zu besuchen, schob ich also bis zu einem günstigern Zeitpunkte auf; allein einige unvorhergesehene Umstände zwongen mich, die Ausführung meines Vorhabens zu beeilen.

Die Fragen, welche mich zu einer zweiten Reise in den Norden Sibiriens verlockten, hatten ihren Ursprung in meinen früheren Forschungen. Bekanntlich war die erste Olenek-Expedition mit veranlaßt worden durch die wissenschaftliche Bedeutung der Frage nach dem genauen Alter der mesozoischen Ablagerungen in Nordsibirien, auf deren Vorhandensein die Versteinerungen deuteten, die man zu verschiedenen Zeiten aus dem taimyrschen Districte, von den neusibirischen Inseln, vom Flusse Olenek und aus dem Thale des Jenissei erhalten hatte. Schon diese Aufzählung der Fundorte beweist klar, daß die in Rede stehenden Gesteinsarten in Nordsibirien eine sehr bedeutende Verbreitung haben; bis in die jüngste Zeit war aber von allen nur ein ursprüngliches Auftreten von Schichten dieses Alters bekannt, nämlich an der Mündung des Jenissei, wo sie Lopatin fand. Andererseits wurde trotz der hier angedeuteten allmäligen Vermehrung des paläontologischen Materials die Frage nach dem Alter jener Schichten, welche unter anderm durch das Vorkommen von Cerotites und Inoceramus charakterisirt werden, nicht nur nicht endgültig gelöst, sondern vielmehr derartig verwickelt, daß zu ihrer Beantwortung stratigraphische und paläontologische Specialuntersuchungen nöthig wurden, und zwar dort, wo man auf das Vorkommen falcher Schichten sicher rechnen konnte. Dahin gehörte unter anderen das System des Olenek. Auf Antrag des Akademikers Herrn Schmidt wurde dann eine Expedition dorthin gesendet. Dieselbe brach von der Untern Tunguska im kirenskischen Kreise auf. Ihr stand bis zu den Quellen des Olenek noch ein weiter Landweg bevor. Die Reise wurde zwar zritig begonnen und der Polarkreis rechtzeitig erreicht; aber die Expedition, welche keine Einwohner dort antraf, wo sie allen Grund hatte, auf deren Anwesenheit zu rechnen, verirrte sich und gerieth in das Gebiet der Chatanga, anstatt des Olenek. Der Fehler wurde zwar entdeckt und der Olenek aufgefunden, aber nur unter Zeitverlust. Dazu war der Lauf des Flusses länger, als man hatte annehmen können, und auch das erforderte wiederum mehr Zeit. Die Expedition ersetzte diesen Zeitverlust freilich, weil der Astronom Herr Müller*) an ihr Theil nahm, durch sehr ansehnliche wissenschaftliche Resultate, welche sie in einer bis dahin völlig unbekannten Gegend, wo die Gebiete des Olenek, der Untern Tunguska, der Chatanga und des Wilui zusammenstoßen, erhielt. Andererseits aber gelang es ihr in Folge des Zusammentreffens besagter Gründe nicht, rechtzeitig den Unterlauf des Olenek zu erreichen, ja nicht einmal aus dem Gebiete silurischer Formationen herauszukommen, wie solche am ganzen Flußlaufe von da an, wo die Expedition ihn zuerst erreichte, bis an die nördlichste Waldgrenze existiren. Darum entsprach diese Expedition hinsichtlich der Erforschung der mesozoischen For-

*) Aus dem Russischen in den „Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellsch.“ XII (1876), Heft 2, S. 161 bis 171. Vgl. „Globus“ XXIX, S. 384.

*) Dessen erster Bericht zählt neben magnetischen und meteorologischen Beobachtungen 10 Breitenbestimmungen, sein zweiter Bericht deren nicht weniger als von 34 meist am Olenek gelegenen Punkten auf, außerdem einige Längenbeobachtungen durch Monddistanzen und 22 Zeitbestimmungen.

Digitized by Google

mationen am Olenek — die, wie wir jetzt wissen, nur an seinem Unterlaufe auftreten — der auf sie gesetzten Hoffnung nicht.

Statt dessen hat sie andere, unerwartete Ergebnisse aufzuweisen, nämlich aus der Umgebung von Werchojansk. Schon lange war es mir bekannt, daß sich in dem dortigen Gebirge Fossilien finden. Wirklich gelang es mir dort auch, trotz der vorgerückten Jahreszeit eine Collection davon zusammenzubringen, deren Studium zu sehr interessanten Resultaten geführt hat. Bekanntlich hat Meglicki, welcher gleichfalls dort Versteinerungen fand, die Zusammensetzung des Werchojanskischen Gebirges sehr ausführlich beschrieben. Nach seiner Bestimmung charakterisiren diese Fossilien das Gestein als zur Steinkohlenformation gehörig. Meine Untersuchungen haben jedoch zu einem völlig andern Ergebniß geführt. Schon auf der Reise von Norden nach Werchojansk wurde ich dadurch überrascht, daß ich nirgends Anzeichen traf, nach denen ich aus Gebieten mesozoischer Formation auf einen Boden von anderer Zusammensetzung gekommen wäre. Dennoch rührten die von mir gesammelten Fossilien aus Zweigen des Werchojanskischen Gebirges her und zwar aus Gesteinen, die augenscheinlich mit den von Meglicki beschriebenen identisch waren. Deshalb übersandte ich sofort bei meiner Rückkehr nach Irkutsk meine Sammlung dem Akademiker Herrn Schmidt mit der Bitte, mir seine Ansicht über das Alter der betreffenden Formation mitzutheilen, und fügte hinzu, daß ich Grund hätte zu vermuthen, daß die Gesteine, aus denen die Sammlung herrührte, in ihrer Zusammensetzung mit denen am Unterlaufe des Olenek identisch wären. Bald darauf traf dann Herrn Schmidt's Antwort ein: „Die werchojanskischen Muscheln sind identisch mit jenen der Trias von Spitzbergen, die vom Olenek wahrscheinlich ebenfalls."

Mithin wurde durch die Arbeiten der Olenek-Expedition der Fehler in den Schlüssen früherer Untersuchungen, das Alter der Gesteine des Werchojanskischen Gebirges betreffend, berichtigt; es wurde ferner nachgewiesen, daß die mesozoische Formation unvergleichlich viel ausgedehnter ist, als man Grund hatte zu glauben, und schließlich hat jene Reise aus dieser Formation so viel Material geliefert, daß es danach möglich war, ihr Alter *) zu bestimmen und sie sogar mit der spitzbergischen, die schon im wissenschaftlichen Systeme ihre Stelle angewiesen erhalten hat, zu identificiren. So lieferte die Olenek-Reise der Wissenschaft einen wichtigen Beitrag zur Lösung der Frage vom Alter der sibirischen mesozoischen Formationen.

Nun aber eröffneten sich mir derartige Seiten dieser Frage, daß sie mir die weitere Verfolgung derselben wünschenswerth machten, namentlich hinsichtlich der großen, noch unerforschten Ausdehnung. So bildete schon nur das Sammeln weitern Materials zu der neu entstandenen Frage wegen Identität der werchojanskischen und alenekischen Gesteine eine Aufgabe für sich, welche jenen Wunsch rechtfertigte. Die Hinweise auf Präcisirung der Aufgabe ergaben sich mir aus meiner Bekanntschaft mit den Eigenschaften der am untern Olenek und Lena sowie der auf der Strecke von der Lena bis Werchojansk verbreiteten Gesteine, aus den analogen geologischen Erscheinungen, welche ich mir in früheren Jahren in ungrenzenden Gebieten notirt hatte, ferner aus literarischen Angaben und den zahlreich eingezogenen Erkundigungen. Eine besondere Bedeutung maß ich dem Charakter der kohlenführenden Gesteine an den genannten Stellen bei, indem ich zugleich berücksichtigte, daß Slobin am ganzen Laufe der Lena von Jakutsk abwärts Kohlenlager und daß Meglicki ein eben solches oberhalb Jakutsk, und zwar mit den charakteristischen Fossilien der Steinkohlenzeit und mit Angabe des Fundorts am Flusse Sinjn angiebt. Indem ich diese Erwägungen weiter verfolgte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auch auf jene so zahlreichen Kohlenlager im Innern Sibiriens, von denen mir die bei Irkutsk besonders nahe waren. Dort fand ich zahlreiche Reste, welche schon auf den ersten Blick die Haltlosigkeit der frühern Ansicht, als ob jene Schichten in der Steinkohlenzeit entstanden wären, darthaten. Diese Fossilien sind bis jetzt noch nicht bearbeitet und ihr Alter noch nicht definitiv festgestellt; nur so viel ist bekannt, daß sie mesozoisch sind und der Formation, wenigstens jener um Irkutsk herum, den Charakter der Süßwasserbildungen verleihen. Wenn aber in den Gewässern des Continentes eine so beträchtliche Menge von Landpflanzen begraben sein konnte, wie sie sich z. B. in den Gesteinen um Irkutsk findet, so muß man doch auch annehmen, daß die fließenden Theile jener Gewässer, wenn es solche gab, dem Meere, das die Ufer jener Periode bespülte, dieselben fossilen Reste zuführen mußten. So fragte ich mich denn: Werden sich nicht in dieser offenbar neptunischen Formation, welche ich im Norden sah und welche auch nach Slobin's Angabe anscheinend an der Lena aufwärts verbreitet ist, werden sich nicht darin unter anderen auch Reste einer continentalen Flora finden? Und so entstand eine Frage von kaum geringerer Tragweite als die frühere, insofern man berücksichtigt, daß kohlenführende, mesozoische Schichten mit Pflanzenresten außer aus der Umgegend von Irkutsk auch von der Untern Tunguska bekannt sind, ferner am Amur, in Sabnikal (Transbaikalien), am Witim und am untern Jenissei, und daß dieselben unter einander identisch sind, soweit man die vorhandenen Nachrichten beurtheilen kann *).

Mir war es also erwünscht, die Lena unterhalb von Jakutsk zu erforschen und auch den untern Olenek nochmals zu besuchen. Um aber dieses neue Gebiet mit den schon früher von mir erforschten Gegenden, dem Pribaikal (Land am Baikal-See), der untern Tunguska und Theilen des Olenek, zu verbinden — für welche es mir gelungen war, die Verbindung mit den Forschungen im Kirenskischen Kreise herzustellen —, so glaubte ich auch noch den zwischen Kirensk und Jakutsk liegenden Gebieten einige Aufmerksamkeit widmen zu sollen. Meiner obigen Auseinandersetzung zufolge war es mir erwünscht, an der Lena bis zu ihrer Mündung hinabzugehen und, falls es möglich wäre, zur See nach dem Olenek behufs Erforschung seines Unterlaufes zu fahren. Eine solche Reise konnte mir auch die Möglichkeit zu botanischem und entomologischem Sammeln gewähren, vorzüglich in der nördlichen Tundra, welche bei meiner frühern Anwesenheit zu Beginn der späten Jahreszeit nach jenen beiden Richtungen hin ganz unerforscht geblieben war.

Nachdem ich meinen Plan entworfen und die Möglichkeit ihn auszuführen erlangt hatte, hielt ich es für meine Pflicht, dem Executivausschuß der Sibirischen Section der Kais. Russ. Geographischen Gesellschaft von meiner bevorstehenden Reise Mittheilung zu machen, und dieser versorgte mich, ohne mir irgend welche Verpflichtungen aufzuerlegen, mit offenen Befehlen (behufs der Verpflegung ꝛc.) und einem Kronspasse (behufs Beförderung mit Postpferden).

Mit Allem versehen, beabsichtigte ich, am 1. Mai (1875)

*) Unter den von mir gefundenen Muscheln herrscht nach Herrn Schmidt's Bestimmung Monotis salinaria vor, eine in der Trias sehr verbreitete Art. Sie ist bekannt aus Californien, Alaska, Spitzbergen, Neuseeland, dem Himalaya und Oesterreich.

*) So stand die Frage bei meiner Abreise. Jetzt weiß ich, daß Prof. Oswald Heer die Bearbeitung der Jakutskee und Amurischen Pflanzenreste übernommen und vollendet hat. Die Arbeit wird bald im Drucke erscheinen. Nach Heer's Ansicht ist dies unter den bekannten Floren aus der Periode des braunen Jura die reichste.

von Irkutsk abzureisen; aber eine plötzliche Erkrankung und andere von meiner Macht unabhängige Umstände zwangen mich, die Abreise bis zum 15. Mai aufzuschieben. Diese Zeit war übrigens nicht verloren, da ich während derselben in Herrn S. J. Wenglowski einen thätigen Mitarbeiter erhielt, der, von dem Verlangen getrieben, den fernen und schwer zugänglichen Norden persönlich kennen zu lernen, mir seine Theilnahme an allen bevorstehenden Mühen und Arbeiten anbot.

Am 15. Mai verließen wir Irkutsk und erreichten schon am 1. Juni Jakutsk, wo es mir gelang, den Gouverneur, W. P. de Witte, für mein Unternehmen zu interessiren. Die Sorge für die definitive Ausrüstung zur Reise in weite, menschenleere Gebiete hielt uns einige Tage in Jakutsk auf, welche Zeit ich benutzte, um die Umgegend der Stadt kennen zu lernen. Bei einem dieser Ausflüge besuchte ich das Skopzendorf Marka, wo ich billig den Erfolg und die Ausdehnung des Ackerbaues in einer Gegend bewundern mußte, welche noch vor nicht gar zu langer Zeit nach dem Ausspruche von Autoritäten bestimmt zu sein schien, niemals von der aufgewendeten Arbeit und Energie und dem hineingesteckten Capitale ordentliche Früchte zu ernten. Nicht weniger interessant war es für mich, die erfolgreichen Anfänge der Bienenzucht in Jakutsk kennen zu lernen; und beim Besuche verschiedener Landgüter hatte ich Gelegenheit, mich des Gedeihens der noch so jungen Anfänge der Landwirthschaft, der Schaf- und Pferdezucht zu freuen. Damit vergingen die Tage. Am 7. Juni endlich war alles bereit und am selben Tage begann unsere Fahrt und zugleich unsere regelmäßigen Forschungen auf der Lena.

Wir reisten in einem ausgezeichneten Postboote, einem sogenannten „Dewjaterik", in Begleitung eines Kosacken, eines unumgänglichen Gefährten im Urwalde und auf der Tundra des Nordens, ferner eines erfahrenen Lotsen, der schon mehr als zwanzig Male eine Barke auf der untern Lena geführt, und mit zwei Ruderern. Man hatte uns viel von Winden erzählt, welche die Schifffahrt auf der Lena hindern sollten; dennoch bezeichneten Kenner des Stromes, nachdem sie alle gewöhnlichen Zufälligkeiten bei der Schifffahrt in Rechnung gezogen, den 1. Juli als den äußersten Termin für die Erreichung von Bulun, so daß ich hinsichtlich der für eine eingehende Erforschung der Tundra erforderlichen Zeit ganz sichergestellt war. Aber der Charakter des Sommers täuschte diese Berechnungen; es war ein außergewöhnlicher: selbst alte Leute konnten sich keines zweiten entsinnen, wo die fast unveränderlich nördlichen Winde so ununterbrochen geweht hätten wie im Sommer 1875. Anfangs kamen wir mit der Strömung zwar langsam, aber doch merklich vorwärts. Am 16. Juni passirten wir die Mündung des Wilui. Dann aber fingen die Frühlingswasser an zu sinken, die kleineren Zuflüsse wurden seichter und auf den größeren verursachten nun die Winde mehr Schwierigkeit. So gelangten wir bis zum 1. Juli mit Mühe bis Shigansk. Dort wurde, da der Strom größer wurde, die Fahrt in Wahrheit wegen der Versäumniß peinlich und selbst gefährlich. Ein Vorwärtskommen war überhaupt nur in den windstillen Zwischenpausen möglich und diese waren meist sehr kurz. Der weitaus bedeutendste Theil der Zeit ging mit Aufenthalten in irgend welchen Altwassern am sandigen Ufer zwischen Saadweiden hin, also bei solcher Beschaffenheit des Haltepunktes in fast vollkommener Unthätigkeit. Solcher erzwungener Zustand dauerte meist nicht unter 24 Stunden, oft auch länger und sogar bis volle vier Tage. So vorrückend erreichten wir am 23. Juli mit Mühe Sitjach und am 26. endlich Bulun.

Das Thierreich am obern Jacuhy *).

Von **Oscar Cannstatt.**

Es ist nicht mehr wie recht und billig, nachdem früher Stein- und Pflanzenreich der Colonien von S. Cruz und Mont' Alverne einer genauen Betrachtung unterworfen wurden, auch das Thierreich daselbst etwas näher ins Auge zu fassen.

Südbrasilien! Wer denkt dabei nicht an ein Verschlingen durch einen Kaiman oder Erdrosselung durch eine mächtige Boa constrictor, an Leoparden, welche dem Colonisten im Dunkel des Waldes auflauern, und Tiger, welche sich tückisch zum todtbringenden Sprunge anschicken! Aber nichts von alledem entspricht der Wirklichkeit. Südbrasilien gehört nicht zu den Regionen der südlichen Hemisphäre, in welchen man auf Schritt und Tritt von Gefahren umringt ist, sofern man nur die nöthige Vorsicht nicht außer Acht läßt und sich willig den Landesbräuchen accommodirt.

Entschieden am unangenehmsten berührt das Vorkommen von Schlangen in den genannten Gegenden, deren es wohl eine Menge von Arten giebt, worunter einige wirklich giftige und gefährliche. Aber der Biß von keiner einzigen Schlange ist absolut tödtlich, sobald rechtzeitige Hülfe geleistet wird. In der Regel genügt ein sofortiges Aussaugen und Ausschneiden der Wunde, in welche etwas Ammoniak eingeträufelt wird. Gleichzeitig nimmt man etwas mit wenig Wasser verdünnten Ammoniak innerlich zu sich. Auch ein Unterbinden oberhalb der Wunde, so daß die Circulation des Blutes sofort gehemmt wird, ist zu empfehlen. Dr. Blumenau, der Director der gleichnamigen Colonie in der Provinz S. Catharina, empfiehlt vor Allem eine Mischung von 5 Theilen Salmiakgeist, 2 Theilen Schwefeläther und 1 Theil rectificirtem Bernsteinöl, womit die ausgesogene Wunde betupft oder besser betropft wird. Zur Sicherheit werden von derselben Mischung 5 bis 8 Tropfen in Wasser oder Branntwein gemischt eingenommen und das Ausbrechen eines heftigen Schweißes hierdurch hervorgerufen. Nächst dem Ammoniak sind nicht minder gute Mittel gegen den Schlangenbiß: Cauterisation der inficirten Stelle durch Glüheisen, Excision der ganzen Stelle mit nachfolgender Aetzung und langer Unterhaltung der Eiterung, innerlich aber alle Emetica, Analeptica und Säuren. Wir unterlassen es, eine Menge von Mitteln anzugeben, deren sich außerdem die Eingeborenen bedienen, denn es sind ihrer zu viel. Die meisten derselben sind sympathischer Natur oder beruhen auf großem Aberglauben.

*) Vergl. die vier ersten Artikel in Bd. XXIX, S. 205 u. 331 und Bd. XXX, S. 44 u. 92.

Eine Schlange, welche es auch sei, beißt nicht so leicht, wenn man nicht muthwillig derselben zu nahe kommt oder sie gar reizt. Wir haben zwar gesehen, daß Schlangen beim Eindringen in den Urwald an dem vorhuschenden Arbeiter in die Höhe sprangen, doch ist anzunehmen, daß dieser die Schlange zufällig durch seine Axthiebe berührte oder aus dem Neste aufscheuchte. Es gehört entschieden zu den Seltenheiten, daß ein Colonist so unglücklich ist, von einer Schlange gebissen zu werden. Hörmayer führt als Beleg dessen in seinem Werke über Südbrasilien an, daß von 12,000 Einwohnern der Colonien von S. Leopoldo in zehn Jahren nur die geringe Anzahl von neun Personen durch Schlangen gebissen wurde. Der beste Schutz ist ein Paar dicker Stiefel, durch welche der Biß nicht einer einzigen in den Colonistricten vorkommenden Schlangenart hindurchdringt. — Wir können nun die Schlangen füglich in zwei Classen eintheilen, in die der Wasserschlangen und der Landschlangen. Keine derselben wird länger als 1 bis 2 Meter. Die giftigste, berüchtigtste und zugleich die größte Gattung der Landschlangen ist die „Jararaca“ (Lachesis rhombeata). Sie ist von grauer Farbe mit schwarzen Streifen und hält je nachdem 3 bis 4 Centimeter im Durchmesser bei einer Länge von etwa 1 Meter. Ferner finden wir in den Colonien wie in ganz Südbrasilien die sehr schöne bald roth, gelb und weiß gesprenkelte, bald farbig gestreifte Korallenschlange (Cobra coral oder cobra corasés). Man bezeichnet mehrere Arten, die jene bunte Zeichnung haben, mit dem Namen Korallenschlange. Naturwissenschaftlich unterscheidet man vier Arten, von welchen hauptsächlich in der Umgebung der Colonien Coluber fulvius L. oder Elaps corallinus vorkommt. Einige Naturforscher halten diese Species für giftig, andere bezeichnen sie als gänzlich unschädlich. Zu letzterer Ansicht neigen auch wir, ohne indessen beweisführend diese Ansicht vertreten zu können. — Im Allgemeinen hält man in Brasilien jede Schlange für giftig. Prinz Maximilian von Neuwied behauptet jedoch in seiner Reise durch Brasilien, unter etwa 50 Arten von Schlangen nur fünf wirklich mit Giftzähnen versehene gefunden zu haben, und will gerade die Korallenschlange, von der wir sprechen, häufig lebendig selbst in den Händen umhergetragen haben.

Außerdem kommt bei S. Cruz die „Surucucu“, eine schwarz- und gelbfarbige Schlange von ansehnlicher Länge und Stärke, vor. Weniger häufig sind die kleinen Varietäten. Am zahlreichsten vertreten dürfte dagegen eine große schwarze Wasserschlange sein, die sich an und in den Waldbächen im Ufergesträuch aufhält, bei ihrem gänzlich ungefährlichen Charakter aber nicht zu fürchten ist. Ja, diese und mehrere andere Schlangengattungen werden sogar nützlich durch Vertilgung einer Menge von Ungeziefer. — Riesenschlangen und Klapperschlangen kommen in Südbrasilien mit Ausnahme einer kleinen Varietät der letztgenannten Familie nicht vor. Als bezeichnend für die geringe Gefährlichkeit der Schlangen in den Colonien sei bemerkt, daß der Colonist es in S. Cruz und Mont' Alverne wie in fast allen deutschen Ansiedelungen dortselbst sogar wagt, nach heimathlichem Brauche den Urwald barfuß zu betreten.

Da wir einmal von Amphibien gesprochen, so wollen wir gleich der Krokodile oder Alligatoren mitgedenken. Unter dem Namen „Jacaré“ giebt es einige unschädliche Krokodilarten, die in den größeren Flüssen, Seen (Lagoas) und ausgedehnten tieferen Sümpfen zu finden sind. Die Jacarés, welche eine Größe von etwa $2^1/_4$ Meter erreichen, greifen eben so wenig wie die Schlangen den Menschen an. Sie sind durchaus ungefährlich, im Gegentheil, eher von Nutzen, indem sie das Aas, welches hier und da in den Gewässern schwimmt, vertilgen und eine Anhäufung verwesenden Fleisches in und an den Flüssen verhindern. Sie sind übrigens nicht so häufig, daß man sie zu jeder Zeit, selbst da, wo sie zahlreicher vertreten sein sollen, wahrnähme. Wir selbst haben uns über Jahresfrist in der Gegend jacaréhaltiger Flüsse aufgehalten, bis wir nur eins jener Thiere zu Gesicht bekamen.

Am lästigsten von allen Südbrasilien eigenen Thiergattungen sind verschiedene Insecten, Scarpiane und Spinnen. Spinnen sind sehr häufig; einige davon stehen auch in dem Rufe giftig zu sein. Man findet sie dort von den gewöhnlichsten Arten bis zur großen Busch- oder Vogelspinne, und wollten wir ausführlich sein, so würde es uns schwer genug fallen, alle Gattungen namhaft zu machen. — Gefährliche Folgen hat die Verletzung keiner einzigen Art, nur verursacht der Biß der großen Buschspinne, welche Handtellergröße erreicht und mit einem förmlichen Pelz überzogen ist, starke Anschwellungen und heftige Entzündung mit Fieber. Die Entzündung wird durch Oeleinreibung gehoben. Auch ihre Haare bringen auf der Haut einen Reiz hervor. Die in Rede stehende Spinne ist in der Zoologie bekannt unter dem Namen Mygale Blondii (Latreille) und ist eine der interessantesten Erscheinungen in dieser Thierclasse.

Von den Scorpionen kommt nur eine kleine Species vor, von der Länge eines Daumens, Scorpio americanus L., dessen Biß auch eine kleine Anschwellung zur Folge hat, welche indessen mit Oeleinreibung und Umschlägen von nassem Lehm sich leicht vertreiben läßt. — Besonders zahlreich sind die Insecten, von denen wir natürlich nur wenige, und zwar diejenigen, welche vornehmlich dem Menschen zur Last fallen, aber jene, welche durch ihre Größe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, erwähnen können, wenn wir nicht das vorliegende Capitel übermäßig ausdehnen wollen. Die vielberüchtigten „Masquittos“ in erster Linie sind nichts anderes als unsere deutschen Schnaken und bilden eine der größten Plagen Brasiliens, da sie Menschen und Thiere bis in ihre Behausungen verfolgen und vorzüglich des Nachts peinigen. Namentlich in der ersten Zeit ist die Haut neuer Ankömmlinge aus Europa besonders empfindlich gegen das Stechen dieser in Schaaren auf dieselben eindringenden lästigen kleinen Thierchen. Hat die Haut einmal den ersten Reiz überwunden, so ist das Uebel zu ertragen. Verhältnißmäßig treten in S. Cruz und Mont' Alverne die „Mosquittos“ nur spärlich in der Nähe von Gewässern auf. Das einzige Mittel, welches wir als ein sicheres Palliativ gegen die Schnaken kennen, ist anhaltendes Rauchen von scharfem Taback. Die Thierchen sind übrigens bei Weitem nicht so schlimm als sie verschrien werden. Wir kennen einzelne Orte in Deutschland, wo die Menge der Schnaken zu gewissen Jahreszeiten keine viel geringere ist als in S. Cruz und Mont' Alverne. Von den verschiedenen Arten, welche unter dem Collectivnamen „Masquittos“ herumschwärmen, ist die bösartigste die sogenannte lästige Schnake, Culex molestus. Namentlich die Weibchen sind die eigentlichen Blutsauger und hinterlassen recht empfindliche Stiche. Bei offenem Fenster kann man unter diesen Umständen natürlich nicht schlafen, sonst ist es um die Ruhe geschehen. Sind die „Mosquittos“ in der Gegend von S. Cruz und Mont' Alverne auch nicht sonderlich schlimm, so erzählt dagegen Dr. Pohl in seiner Reise durch Brasilien von Gegenden, welche von den Menschen bloß der „Mosquittos“ wegen verlassen wurden, weil sie, zum Theil auch das Rindvieh, bis zur gänzlichen Abmagerung, ja sogar bis zum Tode gepeinigt wurden waren.

Ein höchst lästiges Ungeziefer nächst den „Masquittos“ sind die mitunter, namentlich in sandigen Partien der Colonie-

diſtricte, häufigen Sandflöhe (bichos de pé), Pulex penetrans L. Sie ſind von mikroſkopiſcher Größe und ſetzen ſich zwiſchen den kleinſten Fältchen am Fuße in Löchern feſt. Beſonders gern niſten ſie ſich an den Zehen ein und legen daſelbſt Hunderte von kleinen länglichen Eiern, die in einer ſackartigen Erweiterung eingebettet ſind. Erſt nachdem ſich ein ſolcher Sandfloh gehörig am Fuße feſtgeſetzt hat, macht er ſich durch heftiges Jucken bemerkbar, und in der Regel wird das Daſein deſſelben erſt entdeckt, wenn die Eier ſchon abgelegt ſind. Das Herausnehmen eines Sandflohes, durch den leicht bei zu geringer Vorſicht Leute die Zehe oder den ganzen Fuß einbüßen, ja unter Umſtänden ſogar das Leben verlieren können, ſoll man ſehr behutſam bewerkſtelligen, indem man mittelſt einer Nadel den ſichtbaren ſchwarzen Knotenpunkt in der Mitte löſt, ſodann rundum den Eierſack lockert und ihn ſo herausholt, daß kein Ei in der Höhlung zurückbleibt. Am beſten geſchieht dieſe Manipulation durch einen Braſilianer, oder Neger, oder überhaupt durch Eingebarene, die damit trefflich umzugehen verſtehen und ein großes Geſchick gerade bei derartigen Operationen entwickeln. Empfehlenswerth iſt es, nach Hebung des Eierſackes in die kreisrunde Wunde etwas Tabacks- oder Cigarrenaſche zu ſtreuen oder den Fuß in einem Tabacksabſud zu baden. Als Präſervativmittel iſt nicht genug gehörige Reinlichkeit der Füße und öfteres Nachſehen ſowie warme Fußbäder bei dem Aufenthalt in dieſen Gegenden anzurathen. Der Sandflah gehört nach alledem nicht nur zu den läſtigſten, ſondern auch zu den gefährlichſten Inſecten Südbraſiliens. Oken behauptet in ſeinem Lehrbuch der Naturgeſchichte, das Thier wäre kein eigentlicher Floh, ſondern ſei eine Milbenart, Rodſchied und Dr. Pohl dagegen führen den Sandfloh als einen nahen Verwandten unſeres gewöhnlichen Flohes auf, wenn er auch bei Weitem nicht ſo ſcheu und flüchtig iſt als dieſer. Dieſe Meinungsverſchiedenheit müſſen wir auf ſich beruhen laſſen. Jedenfalls ſind ſich beide Thiere ſehr ähnlich. Auch hier ſcheint das Weibchen insbeſondere Thieren und Menſchen gefährlich zu werden, wie aus dem anfangs Geſagten hervorgeht.

Ein höchſt widerwärtiges, aber ungefährliches Thier, die Plage in den Häuſern und Wohnſtätten, auf Schiffen und in geſchloſſenen Räumen iſt die „Baratta“, die ſich in großer Geſellſchaft faſt überall in Braſilien und ſomit auch auf den Colonien einſtellt, um ihrer Genäſchigkeit an Zucker, Milch, Fett und Eßwaaren aller Art zu fröhnen. Die Baratten ſind dieſelben Inſecten, welche wir in Deutſchland mit dem Namen „Schwaben“ bezeichnen, nur übertreffen dieſelben in Braſilien ihre deutſchen Stammesverwandten an Größe. Dieſe großen dunklen Käfer ohne Flügeldecken, mit ihren langen Fühlern und den hervorſtehenden Augen ſind in der Regel die erſten Vertreter des Ungeziefers, mit welchen der Ankömmling aus Europa in Braſilien gezwungen iſt Bekanntſchaft zu machen. Ein wirkſames Mittel zur Vertilgung oder Vertreibung der Baratten kennt man eigentlich nicht, doch helfen öfters Schaaren von Wanderameiſen dem Menſchen die läſtigen Gäſte von den Speiſevorräthen vertreiben. Es giebt mehrere Abarten von Baratten, unter welchen eine große Species mit hartem, fettigem Körper von hellbrauner Färbung ganz beſonders ekelhaft iſt. Die Thiere ſind übrigens ungemein lebhaft und nicht leicht zu fangen.

Die größte Plage für die Coloniſten und ſolche, welche auf den Ackerbau angewieſen ſind, iſt das maſſenhafte Auftreten der verſchiedenſten Ameiſenvölker. Auch in den Städten hat man mit dieſem Uebel zu kämpfen, und ſelbſt bei der größten Vorſicht ſind Ameiſen von den Speiſevorräthen nicht ganz fern zu halten. Hierbei gehört in erſter Reihe die kleine rothe Ameiſe unter die Hauptmiſſethäter. Süßigkeiten ziehen vornehmlich dieſe Thierchen herbei, und da man den feſten Zucker in Hütten in Braſilien kaum dem Namen nach kennt, ſo iſt es begreiflich, daß ſich in dem loſen rohen Zucker, wie er im Gebrauch iſt, dergleichen Ameiſen kaum fernhalten laſſen. Mit der Zeit gewöhnt man ſich hierzu ſo, daß man ohne Scheu den Kaffee oder Thee mit Ameiſen genießt. Nichts widerſteht der Freßbegierde dieſer Thiere. Man behauptet zwar, daß ſie ſich leicht von Zucker und Süßigkeiten abhalten ließen, indem man die Speiſen hoch hinge oder die Töpfe in Waſſer ſtelle, ſo daß die Ameiſen trockenen Fußes die Vorräthe nicht erreichen könnten, aber wir haben uns überzeugt, daß ſelbſt dieſe Vorſicht nutzlos war und die Thierchen ungeſcheut durch das Waſſer ſchwammen, um ihren Zweck zu erreichen. Nach Linné iſt dieſe Art wahl die Formica obscura, brunnea, auch unter dem Namen „die Alles verzehrende Ameiſe“ bekanat. Eben ſo läſtig, ja bedeutend nachtheiligee als dieſe kleinen, ſind die großen rothen Ameiſen (Formica castannea, brunnea, pubescens), die gefährlich für jede Pflanzung, für Gemüſe- und Blumengärten, Weinſtöcke und Obſtbäume werden. Mit enormer Schnelligkeit haben dergleichen Ameiſen die ſchönſten Pflanzungen vernichtet, und ſind dann eben ſo raſch ſcheinbar verſchwunden als ſie gekommen waren. Hier hilft allein, ſobald man nur das geringſte Vorkommen der Räuber gewahr wird, das ganze Neſt aufzuſuchen und Alles mit kochendem Waſſer anzubrühen. Auch kaltes Waſſer kann gute Dienſte thun. Daſſelbe gilt von einer kleinen ſchwarzen Art, welche die nämliche Liebhaberei für Blumenſtöcke, Obſt, Gemüſepflanzen und dergleichen mehr hat, auch ebenſo ſchwer ſich davon abhalten und vertilgen läßt. Außer dieſen hauptſächlichſten Arten giebt es noch minder gefährliche Varietäten, wie die große Holzameiſe und die Wanderameiſe. Letztere iſt, wie es ſcheint, beſonders in S. Cruz zu Haus. Mehr als einmal wurden wir ſelbſt von Wanderameiſenſchwärmen daſelbſt auf das Unangenehmſte überraſcht. Die Wanderameiſen ſind die gründlichſten Inſectenvertilger, welche man kennt, doch gehört es eben nicht zu den Annehmlichkeiten, wenn eine Schaar dieſer Thierchen auch den menſchlichen Körper einer gründlichen Unterſuchung unterwirft und Einen juckend und beißend bald zur Verzweiflung bringt. Sie laſſen ſich zum Glück leicht durch ſtarken Rauch, den man mit einer Hand voll Strah oder Reiſig in der Stube macht, vertreiben und haben jedenfalls das Gute an ſich, daß ſie ſich nicht wie andere Gattungsverwandten an den Speiſevorräthen vergreifen. — Hier und da kommen auch Termiten vor. Sie leben wie die übrigen Ameiſen in Geſellſchaft und großen Familien und machen ihre Wohnungen meiſt an Baumſtämmen und unter der Erde. Beſonders hervorzuheben iſt für die Gegenden von S. Cruz und Mont' Alverne wie für die ganze Provinz: Termes cumulans, eine Termite, die ihren Bau kegelförmig oft bis zu bedeutender Höhe (mitunter 2 Meter hoch) über dem Boden erhebt und die ſogenannten Cupimhaufen erbaut, welche aus Erde und einem eigenthümlichen Schleim ſo feſt zuſammengefügt ſind, daß ſie eher für das Werk eines ſtarken großen Thieres als eines ſo unſcheinbaren Inſectes gelten könnten. Als beſonders ſchädlich kann man dieſe Termiten nicht bezeichnen, wenngleich ſie ſich mitunter auch an Geräthſchaften aus Holz, an Kleidern, Papier und Naturalien vergreifen. Man kennt zwei Arten von Termiten, die beſonders häufig dort vorkommen, und zwar T. devastans und jene T. cumulans.

Ein ſeltneres Thierchen iſt der Tauſendfuß, Scolopender, von den Braſilianern Japuruca genannt, dem man aber leicht aus dem Wege gehen kann, da er ſich faſt nur zwiſchen Dielen, Ritzen und Mauerſpalten verborgen hält.

Schwieriger iſt es, dem Ungeziefer des Feldes und Wal-

Digitized by Google

des auszuweichen, welches an gewiſſem Strauchwerk auf der untern Seite der Blätter ſitzt und bei der Dichtigkeit des Waldes leicht vom Menſchen abgeſtreift wird. Es niſtet ſich dann an dieſem ſelbſt oder an ſeinen Kleidern ein. Hierher gehören die Carabaten, welche etwa unſeren europäiſchen Zecken analog ſind. Dieſe Thierchen kommen hier in Unmaſſen vor und ſind in mehreren Varietäten von verſchiedener Größe und Zeichnung vertreten. Sie ſaugen ſich, ſobald ſie auf der Haut eines Thieres oder am menſchlichen Körper Fuß gefaßt haben, mit ihrem Saugapparat ſo feſt, daß der Kopf vollſtändig in der Haut verſchwindet und die elaſtiſche Haut des Leibes nur, ſobald ſie ſich beginnt mit Blut zu füllen, wie ein dicker Knopf ſcheinbar auf der Haut ſitzt. Wir haben hier Carabaten geſehen, die ſich bis zur Größe eines Fingerhutes angeſaugt hatten. Mit einem ſcharfen Ruck laſſen ſie ſich dann leicht herausreißen. Die in Rede ſtehenden Zeckenarten ſind Ixodes americanus L. und Ixodes crenatus (Kollar).

Nächſt den Carabaten müſſen wir die Miequins erwähnen; mikroſkopiſch kleine Thierchen, die ſich ebenfalls feſt in die Haut ſetzen und nach deren Entfernung das heftige Jucken noch wochenlang anhält. Der Hauptaufenthalt dieſer kleinſten Ixodesart iſt, ſo viel wir leider bei uns ſelbſt Gelegenheit hatten zu beobachten, der Pfirſichbaum.

Zu all' dieſem Ungeziefer kommt noch eine erkleckliche Anzahl von weniger bekannten, nur hier und da beobachteten Thierplagen, wie z. B. plötzlich auftretende Schwärme von Eintagsfliegen, Grillen und dergleichen. Auch Heuſchrecken erſcheinen oft in coloſſalen Schaaren und hauſen dann allerdings erbarmungslos in den Feldfrüchten. Die Maſſe der Raupen und des übrigen Ungeziefers wird übrigens durch eine Menge von nützlichen Vögeln gemindert.

Reich iſt die Gegend, wie überhaupt ganz Braſilien, an den ſchönſten Käfern und Schmetterlingen. Unter den erſteren zeichnen ſich beſonders die prachtvollen Arten von Buprieſten und Elateren aus. Wer hätte nicht von braſilianiſchen Prachtkäfern gehört, wer nicht in irgend einer Sammlung oder auf Abbildungen die ſmaragdgrünen glänzenden Thierchen geſehen, die hier zu Hauſe ſind und kaum beachtet werden. In ſchönen Sommernächten glänzt und leuchtet es in der Luft von wer weiß wie viel Arten der herrlichſten Leuchtkäfer, die wie kleine Irrlichter auf- und niederſteigen und deren größte Exemplare (Elater) im Stande ſind, ein Zimmer vollſtändig zu erleuchten.

Nicht minder prächtig durch die mannigfachſten Farben in Blau und Roth, Violett und Goldiggelb ſind die Schmetterlinge, die in Maſſen den Wald beleben und die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich ziehen. Der Raum geſtattet es nicht, auf eine nähere Beſchreibung all' dieſes Reichthums der kleinen Thierwelt einzugehen, doch können wir verſichern, daß derjenige, welcher Freude an der Natur und deren Leben hat, ſich um deren Mannigfaltigkeit willen trotz aller übrigen Miſéren ſtets von Neuem angeregt fühlt und über vieles Schlimme hinwegſetzt. Auch an größeren Thieren iſt die Gegend ziemlich reich. Die Jagd iſt jedoch wegen der Undurchdringlichkeit der Wälder, ferner wegen des Mangels an guten Hunden eine ſo außerordentlich beſchwerliche und ſo durchaus verſchieden von der deutſchen Jagd, daß wir öfter wahrgenommen haben, wie die Paſſion der von Europa kommenden leidenſchaftlichen Jäger ſehr bald nachließ und endlich ganz erkaltete. Dieſem Umſtande iſt es auch wohl zu verdanken, daß in einer verhältnißmäßig ſo gut bevölkerten Gegend, wie die der Colaniediſtricte von S. Cruz und Mont' Alverne, nach keines der landeseigenthümlichen Thiere vollſtändig verſchwunden iſt, ja daß ſogar einzelne Wildgattungen in ſolchen Maſſen vorkommen, wie wir ſie ſonſt nirgends gefunden haben.

Die reißenden Thiere ſind ſammt und ſonders ſcheu und feig; nur wenn ſie gereizt oder verwundet werden, greifen ſie den Menſchen an. Von dieſen kommen ab und zu vor: die Onça parda, die gelbe, und die Onça pintada, die gefleckte Unze.

Die gelbe Unze, ein zum Tigergeſchlecht gehöriges Thier, erreicht die Größe eines großen Fleiſcherhundes und iſt, wie der Name ſchon andeutet, ganz gelb. Sie iſt nicht ſo häufig als die gefleckte Unze, welche ziemlich oft von den Colaniſten in den entfernteren Bergen und Wäldern erlegt wird. Dies Raubthier, welches durch ſein ſchön gezeichnetes Fell bekannt iſt, entwickelt eine beſondere Liebhaberei für Geflügel, Schweinefleiſch ꝛc., doch muß es vom äußerſten Hunger getrieben ſein, ehe es ſich an ſtärkere Thiere, wie Ochſen und Pferde, wagt. Menſchen greift es nicht ſo leicht an, und ſelbſt mit Hunden, die es bellend am Baum, auf den es ſich geflüchtet hat, umſtehen, bindet es nicht gern an. Ferner kommen noch mancherlei Tiger und wilde Katzenarten vor, auf welche ihres ſchönen Pelzes wegen Jagd gemacht wird. In die Claſſe der Raubthiere gehört auch das hier ziemlich häufige Surilla aber Stinkthier, welches gern die Hühnerſtälle beſucht und ein ſchlauer, nicht ungefährlicher Feind des Geflügelſtandes iſt. Den Namen „Stinkthier" hat das Surilla von dem unerträglichen Geſtanke, den es vermittelſt einer am After befindlichen Stinkdrüſe entwickelt und welcher ſich dem ganzen Thier ſowie Allem, was mit ihm nur in die entfernteſte Berührung kommt, mittheilt. Wir haben oft von deutſchen Coloniſten und Braſilianern erzählen hören, daß ſie Kleider und Stiefeln, welche einem Stinkthier zu nahe gekommen waren, nicht mehr tragen konnten und wegwerfen mußten, da ſich der widerliche Geruch auf keinerlei Art mehr daraus entfernen ließ.

Von ſonſtigen Raubthieren iſt uns nichts bekannt geworden. Doch fehlt es nicht an anderen großen Säugethieren, unter denen am zahlreichſten Affen, Tapire und Wildſchweine ſich finden.

Der Tapir oder die Anta kommt namentlich in den weiten Thälern der Flußniederungen vor. Es iſt ein äußerſt harmloſes, ſcheues Thier, welches höchſtens den Pflanzungen, aber niemals faſt dem Menſchen gefährlich wird.

Auch an Wildſchweinen iſt für Jäger reiche Ausbeute in den beſprochenen Gegenden zu finden. Wir kennen deren zwei Arten, eine größere und eine kleinere. Beide ſind bei Weitem nicht ſo anſehnlich als die europäiſchen Wildſchweine und wiegen ſelten über 50 bis 70 Pfund. — Rothwild giebt es nicht. Auch der Rehſtand iſt unbedeutend. Die Rehe ſind ebenfalls kleiner als die europäiſchen, und Schwarzwildpret wie Rehbraten ſind lange nicht ſo ſchmackhaft als unſere heimiſchen Wildbraten. Dagegen faſt das Antenfleiſch einen nicht zu verachtenden Braten liefern.

Waſchbären (Coatis), Gürtelthiere (Tatüs) und Apacas (letzteres ein dachsartiges Thier) findet man auf den Colonien in großer Zahl. Ameiſenbären (Tamanduas) ſind ſchon ſeltener. Reichbevölkert ſind die Wälder mit Affen, unter denen der große rothe Brüllaffe und der kleine Pfifferaffe numeriſch überwiegen. Das Gebrüll der rothen Affen iſt das ſtändige Morgen- und Abendconcert der Gegend, dem man ſich nicht entziehen kann. Ein alter Affe brüllt dabei immer vor und die anderen 40 oder 50 fallen im ſcheußlichen Chor ein.

Auch Lagarten, eine Art Rieſeneidechſen, ſind häufig.

Im Allgemeinen leben die Thiere des Feldes und Waldes ziemlich verborgen, ſo daß man mitunter tage- und wochenlang umherſchweifen kann, ohne eines einzigen Vierfüßlers anſichtig zu werden.

Ungeniirter iſt jedenfalls die Menge der Vögel.

Die Papageien beleben die Wälder, namentlich zu gewiſſen Jahreszeiten, in zahlloſen Schaaren und ſind kaum durch unausgeſetztes Darunterſchießen von den Maispflanzungen fernzuhalten. Es giebt beiläufig in S. Cruz und Mont' Alverne mehrere Arten von Papageien, unter denen die ganz grünen kleinen und größeren grünen mit rothen Flecken am Kopf und violettem Schwanzgefieder zu den häufigſten gehören. Die letzteren ſind leicht zu zähmen und zum Sprechen zu bringen. Am beliebteſten aber ſind die ſogenannten Perroquitos. Das Gefieder iſt das Schönſte und Beſte am Papagei, das Fleiſch iſt zäh und hart. Ebenſo maſſenhaft faſt als Papageien giebt es wilde Tauben. Sie ſind aber ungemein ſchwierig zu erlegen.

In den ſumpfigen Gegenden finden ſich Taucher, Enten, Waſſerhühner, Schnepfen, Reiher, Störche und andere Sumpf- und Waſſervögel in Menge. Am häufigſten aber iſt auf den Campos und auf waldfreiem Terrain der Kibitz (braſilianiſch „Queroquoo“, d. h. „ich will, ich will“), der mit unaufhörlichem Geſchrei der wahre Jagdverderber iſt, da er jedem andern Thiere die Ankunft eines Menſchen verräth. Der Kibitz wird nicht gegeſſen, dagegen iſt es nichts Ungewöhnliches, die kleinen Käutzchen, welche auf den Campos vorkommen, zu verſpeiſen.

Zahlreich ſind ebenfalls die Rebhühner, eine kleine und eine größere Art. Eine Eigenthümlichkeit beider Varietäten iſt es, daß ſie niemals in Ketten oder Völkern, wie bei uns, ſondern ſtets einzeln, höchſtens paarweiſe, ihrer Nahrung nachgehen und daher viel ſchwieriger zu finden und zu jagen ſind als in Europa.

Als intereſſant iſt auch das Vorkommen des amerikaniſchen Straußes auf den Campos zwiſchen Rio Pardo, Taquari und S. Cruz zu erwähnen. Der Strauß iſt ungemein ſchnell und ausdauernd im Laufe, wird aber nichtsdeſtoweniger leicht zu Pferde gejagt und mit dem Laſſo eingefangen. Gezähmt bildet er häufig eine Zierde der Gehöfte.

Im Walde finden wir Spechte, Pfefferfreſſer, Macucos (eine Art Waldhuhn), das Jacú und Jacutinga. Letzteres wird von Kennern dem Faſan an Geſchmack vorgezogen.

Eine beſondere Zierde der Wälder bilden die ſchön gefiederten Tucone, der Ferreiro (Schmied) und die bekannten, auch in den Gärten allerwärts in Braſilien herumſchwärmenden Colibris (broſilianiſch Beixafloros, d. h. Blumenküſſer).

Der Geſang der zahlreichen Vögel iſt kein ſo melodiſcher wie bei uns in Deutſchland, doch darum gerade kein unharmoniſcher.

Bäche und Flüſſe, deren dieſe Gegenden eine große Menge beſitzen, ſind ſchließlich belebt von einer Maſſe verſchiedenartiger Fiſche, Krebſe und Muſcheln, deren Beſchreibung wir indeſſen übergehen, da uns dies allzuweit führen und die Geduld der Leſer erſchöpfen würde.

Aus allen Erdtheilen.

Ein chriſtlicher Begräbnißplatz auf der Inſel Hainan.

Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann.

Auf halbem Wege zwiſchen Kiung-tſchau-fu und Hai-hau, etwa 200 Schritte ſüdöſtlich von dem alten über der Fahrſtraße aufgeführten thorartigen Gebäude, welches die Engländer das half way house, die Chineſen aber Wu-Li-Jing, das heißt Fünf-Meilen-Thor, nennen, liegt inmitten einer weiten, mit unzähligen Heidengräbern überſäeten Ebene ein katholiſcher Begräbnißplatz. Derſelbe iſt von Jeſuiten angelegt, deren Orden im Jahre 1633, der Einladung eines ſich zum Chriſtenthum bekennenden in Hainon ſtationirten Mandorins folgend, hier eine Miſſion eröffnete. Die neue Lehre fand bald zahlreiche Anhänger und während der Regierungen der erſten Kaiſer der jetzigen Dynaſtie verbreitete ſich in Hainan das Chriſtenthum faſt eben ſo ſchnell wie der Zeit in vielen feſtländiſchen Provinzen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab es auf der Inſel fünf blühende zahlreiche chriſtliche Gemeinden. Nicht allein das geringe Volk, ſondern oftmals hochgeſtellte Beamte gehörten zu denſelben, ſa ſogar der damalige Gouverneur Hainans war ein in Kwang-ſi getaufter Chriſt.

Ob nun gleich die katholiſche Miſſion ſeit jener Zeit mit kurzen Unterbrechungen Stationen auf der Inſel unterhalten hat, iſt doch jetzt hier wie im ganzen übrigen China die Zahl der eingeborenen Chriſten nur gering, und dieſe recrutiren ſich faſt nur aus den allerniedrigſten Ständen. Häufig ſind es auch nur materielle Rückſichten, welche einen Neophyten die Taufe nehmen laſſen. Im Volk, ſelbſt unter denen, die dem Chriſtenthum angehören, iſt die bedeutende Stellung, welche jenes hier einſt errungen hatte, vergeſſen und verſchollen.

Der Begräbnißplatz iſt ein großer, offener Raum, welcher ehedem von vier großen Steinen, von denen jetzt nur noch zwei vorhanden ſind, begrenzt wurde. In der Mitte ſtehen die Trümmer eines großen Steinkreuzes und unfern davon, in ſüdlicher Richtung, befinden ſich die Grabmäler von drei während der Regierung des Kaiſers Kang-Hſi (1662 bis 1723) hier verſtorbenen Miſſionären, eines Deutſchen, eines Italieners und eines Franzoſen. Dieſe Monumente ſind in Form eines Sarcophags aus behauener Lava aufgeführt und aus gleichem Material, das im Norden Hainans allgemeine Verwendung findet und an den Abhängen und in den Schluchten von zwei ungefähr 2½ deutſche Meilen landeinwärts gelegenen erloſchenen Vulcanen in großen Maſſen lagert, beſtehen drei vor den Grabmonumenten aufgeſtellte große Tafeln. Auf jeder derſelben iſt oben ein Kreuz eingemeißelt, in deſſen vier Winkeln mit chineſiſchen Schriftzeichen ſteht: das heilige Zeichen der allein wahren Religion. Unter dem Kreuz befindet ſich und zwar in chineſiſcher und in lateiniſcher Sprache die Grabſchrift, deren Buchſtaben, gemäß der im ſüdlichen China allgemeinen Sitte, mit Vermillion roth gefärbt ſind. Vor jeder Tafel ſtehen zwei gleichfalls aus Lava gefertigte Candelaber und eine kleine Vaſe zum Verbrennen von Räucherkerzen. Die Grabſchrift des deutſchen Paters lautet:

P. Joachim Calmes Germanus Societatis Jesu obiit hic in Deo 2°. missionis anno die 9. Octobris 1686. Aet. 34. Soc. 8.

In Chineſiſch: Grab des während der Ching-Dynaſtie verſtorbenen Paters der Geſellſchaft Jeſu, Dr. Calmes. Geboren in Deutſchland. Von dem Wunſch getrieben, die Tugend zu verbreiten, verließ er die Heimath um Andere zu lehren. Er war acht Jahre Mitglied der Geſellſchaft Jeſu und kam im Jahre 1684 als Miſſionär nach China, wo er ein Alter von 34 Jahren erreichte. Geſtorben in Kiungtſchau-fu am 22. Tage des achten Mondes des Jahres 1686. Begraben im Herbſt des Jahres 1686 an einem Tage guter Vorbedeutung. — Errichtet von ſeinem Collegen Franzais de Vega.

Die Grabschriften des Italieners, dessen Name Stanislaos Torrens, sowie des Franzosen Fauget sind derjenigen des Paters Calmes fast gleichlautend. Von diesen Gräbern liegen zerstreut die Trümmer eines vierten, welches wahrscheinlich einen Priester der ersten Mission aufgenommen hat.

An der südlichen und östlichen Seite des Platzes befinden sich die Grabstätten der chinesischen Christen. Deren Zahl beträgt zur Zeit etwa 120, doch sollen in früherer Zeit weit mehr vorhanden gewesen sein und zeigen sich hiervon auch noch viele Spuren. Einige der Grabstätten ähneln denjenigen der Missionäer; die meisten bestehen jedoch aus einer einfachen, aufrecht stehenden Lavaplatte, in die oben ein Kreuz, oftmals auch noch das Wort Deus sowie eine im christlichen Sina verfaßte chinesische Grabschrift eingemeißelt ist. Hinter jeder solchen Gedächtnißtafel ist, wie das auch bei anderen chinesischen Grabstätten gebräuchlich, ein kleiner Erdhügel aufgeworfen.

Seit Jahren haben die Feldnachbarn des Begräbnißplatzes immer weitere Strecken desselben annectirt und so gedeihen denn auch zwischen den Gräbern und selbst unmittelbar um diejenigen der alten Kämpen des heiligen Ignatius lustig Indiga, Melonen und Kartoffeln. Der seit langen Jahren in Kiung-tschan-fu stationirte französische Missionär Père Chagot hat sich wiederholt bei den chinesischen Behörden um die Erlaubniß bemüht, eine Mauer um den Platz aufführen zu dürfen; es ist ihm aber solches nicht gestattet worden.

* * *

— Eine der letzten Nummern des „Gealagical Magazine" bringt eine Karte von Helgaland, welche von einer alten Karte im Besitze des Gouverneurs der Insel copirt ist. Durch drei verschiedene Schattirungen wird die Größe von Helgoland zu drei verschiedenen Zeiträumen angegeben. Im Jahre 800 hatte die Insel 120 engl. Meilen im Umkreis, im Jahre 1300 nur 45 und im Jahre 1649 sogar bloß 4 Meilen, während sie seitdem sich auf weniger als eine Drittel Quadratmeile Oberfläche vermindert hat. Fast nur in einer Richtung ist die Abnahme vorgeschritten, indem auf der Nordostseite das Meer 30 Meilen, auf der südwestlichen dagegen nur eine eingedrungen.

— Die neuesten Nachrichten vom Ogowe vom 17. Juli dieses Jahres gewähren einige Hoffnung, daß die beiden Expeditionen des Dr. Lenz und des Grafen di Brazza, welche zu so langer Unthätigkeit verurtheilt waren, doch noch vorwärts bringen werden. Sie haben mit den feindlichen Okyeba Frieden geschlossen und einen Theil ihres Landes erforscht, auch Führer nach dem Osten von ihnen erhalten. Wahrscheinlich haben die Reisenden jetzt schon den fernsten bisher von Europäern erreichten Punkt hinter sich.

— Die chilenische Corvette „Chacapuca" wird zu einer wissenschaftlichen Weltumseglung ausgerüstet.

— Das englische Kriegsschiff „Fazon" ist nach Zanzibar abgegangen, um die neue Aufnahme der Westküste Afrikas fortzuführen; ein anderes geht zu diesem Zwecke nach Suez und ins Rothe Meer.

— Laut der letzten (geschätzten) Volkszählung auf Neu-Seeland vom 31. December 1875 betrug die dortige weiße Bevölkerung (im Jahre 1856 nur 45,540) 375,856 gegen 310,576 am 30. Juni 1874, was somit in anderthalb Jahren eine Zunahme von 65,280 ergiebt.

Vom Büchertische.

Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Aßmus. Schilderungen von Karl Stieler. Stuttgart. Paul Neff. Circa 15 monatliche Lieferungen zu 1,25 Mark.

Der wohlbekannte, geistreiche und vielgewanderte Jurist aus München — jener Stadt, welche neben ihm in Ludwig Steub und gewissermaßen Heinrich Noë das trefflichste Kleeblatt, was feine, scharfe Beobachtung beim Wandern und vollendete Darstellung anlangt, unserer modernen Literatur zugeführt hat — Karl Stieler, welchem wir schon fesselnde Schilderungen aus den Alpen, vom Rhein und Oberitalien verdanken, vereinigt sich im oben genannten Prachtwerke mit dem Münchener Landschaftsmaler R. Aßmus, um uns eine Reihe der interessantesten Punkte in den neu erworbenen Reichslanden in Wort und Bild vorzuführen. Ein anziehenderer Stoff kann wohl kaum gefunden werden, wie sich ja an landschaftlicher Schönheit, eigenartigem Volksleben und geschichtlichen Erinnerungen nicht viele deutsche Lande mit den beiden jüngsten Gliedern des Reiches messen können. Der Künstler berücksichtigte bei der Aufnahme nach der Natur neben poetischen Landschaftsbildern und charakteristischen Staffagen ganz besonders auch die zahlreichen kunsthistorischen Denkmäler der Architektur, jene imposanten Zeugen deutscher Baukunst, und das Werk soll nicht wenige derartige Bilder bringen, die bisher noch nie veröffentlicht wurden. Als Proben davon enthalten die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen nebst Prospect das reizende Renaissancehaus des Dr. Leay in Zabern, das deutsche Thor in Metz, jenes Prachtstück mittelalterlicher Befestigungskunst. Die Landschaften, welche neben zahlreichen historischen Bildern und Porträts die Lieferungen sonst bringen, sind zum Theil etwas düster und ernst gehalten, aber doch auch wie der Blick ins Maselthal und die Alte Mühle bei Moulins von hohem poetischen Reiz. Das Werk wird hoffentlich nicht wenig dazu beitragen, was übrigens der ausgesprochene Wunsch des Verfassers ist, die Bewohner der alten Reichslande mit ihren neuen Brüdern und deren Heim bekannter zu machen und die einander noch fremden Stämme mit einander zu verständigen und sie einander näher zu bringen. „Nicht die Gegensätze, sondern die Berührungspunkte sollen den Schwerpunkt bilden."

* * *

Nach Eski-Djumaia. Reiseskizzen aus Bulgarien, von Arnold Hilberg. Wien 1876. A. Hölder. 63 S.

Kurze Schilderung einer im Frühling dieses Jahres nach Bulgarien entsendeten Expedition des Orientalischen Museums in Wien, bestehend aus dem Verfasser und Graf E. Zichy. Der Zweck der Reise war die commerzielle Erforschung der Bedeutung, welche die durch F. Kanitz bekannter gemachte Maimesse in Eski-Djumaia westlich von Schumla besitzt. Der genaue von Graf Zichy herrührende Bericht über die dort begehrten Handelsartikel wird ohne Zweifel der österreichischen Industrie, die sich bis dahin fast gar nicht um diesen großen, vor ihren Thoren liegenden Markt gekümmert hat, zu Gute kommen. — Als besonders interessant in dem Schriftchen möchten wir die Erzählung einiger haarsträubenden Bestialitäten der türkischen Soldateska (S. 24, 25), die im vollen Frieden verübt wurden, das Treiben der Tscherkessen (S. 46 ff.) und die Schilderung Schumlas (S. 50 ff.) hervorheben.

Inhalt: Peking und Nordchina. VI. (Mit fünf Abbildungen.) — Stanley in Central-Afrika. V. (Schluß.) — Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czekanowski. I. — Das Thierreich am obern Jacuhy. Von Oscar Cannstatt. — Aus allen Erdtheilen: Ein christlicher Begräbnißplatz auf der Insel Hainan. Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 23. Septbr. 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr. 1
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

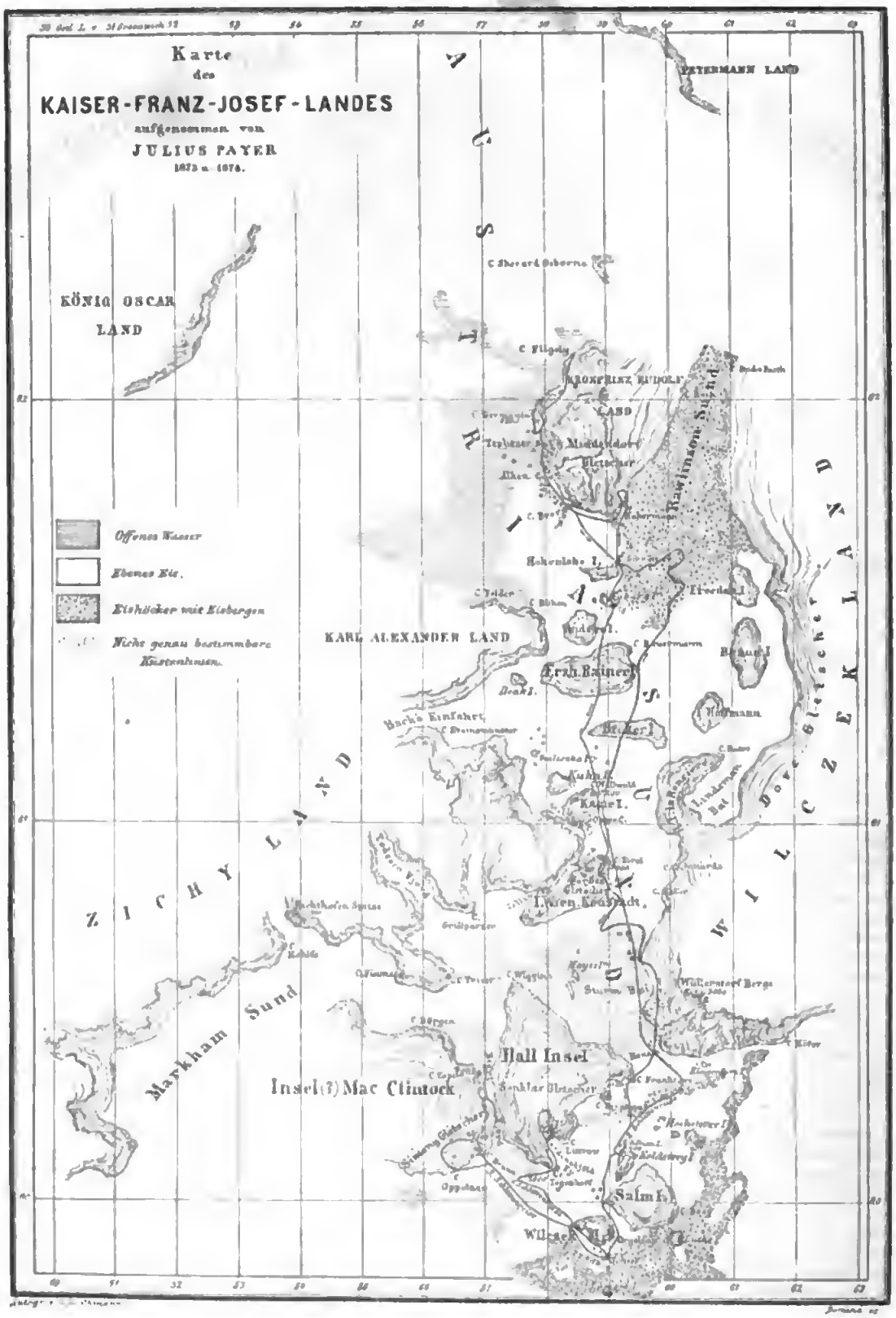
I.

Wir hatten in dem vorigen Bande des „Globus“ (S. 158 f.) unseren Lesern das Payer'sche Nordpol-Werk in kurzen Worten zu empfehlen uns erlaubt und auf den ungewöhnlichen Werth dieser Veröffentlichung aufmerksam gemacht. Heute sind wir durch das gütige Entgegenkommen des Verfassers wie des Verlegers, Herrn A. Hölder in Wien, in die Lage versetzt, ein Mehreres und namentlich eine Reihe Abbildungen von Julius Payer's Hand ihnen vorlegen zu können, die unstreitig das Beste und Zuverlässigste sind, was wir in dieser Art aus jenen eisigen Gebieten besitzen. Am angeführten Orte hatten wir den Inhalt der ersten zehn Lieferungen, welche die Schilderung des Unternehmens bis zur unfreiwilligen Auffindung des Kaiser-Franz-Josef's-Landes und zur ersten kleinern Schlittenreise fortführen, kurz skizzirt und wollen nun auf den folgenden Seiten die kühnen Reisenden bei der nähern Erforschung des arktischen Archipels und auf der Rückreise begleiten.

Zunächst ein kurzer Ueberblick über den ganzen Bereich der Entdeckungen, welcher, fast mit Spitzbergen von gleicher Größe, aus mehreren großen Landcomplexen besteht. Wilczek-Land ist das östliche, Zichy-Land das westliche Hauptmassiv; beide sind von zahlreichen Fjorden durchschnitten und von vielen Inseln umlagert. Eine breite Durchfahrt, der Austria-Sund, trennt diese Massen von einander, zieht vom Cap Frankfurt an gegen Nord, gabelt sich in 81° 40′ nördl. Br. unter Kronprinz Rudolf's-Land und entsendet dort einen breiten Arm, den Rawlinson-Sund, nach Nordosten.

Eine geschlossene Eisfläche breitete sich von Land zu Land aus; sie war zur Zeit von Payer's Reisen zum großen Theil nicht älter als ein Jahr, an vielen Stellen von Sprüngen und breiten Barrièren aufgeworfenen Eises durchzogen und mit zahllosen Eisbergen übersäet, über welche sein Weg hinweg ging. So lange diese Eisdecke festlag, mochte sich jeder Fjord als Winterhafen eignen; wenn sie aber aufbrach, ließ sich längs den besuchten Küsten wenigstens keine einzige Localität dafür finden, da das Land jener kleinen tief eindringenden Buchten entbehrte, welche sich allein dafür empfehlen. Die umstehende Karte wurde mit Hülfe von 15 Breitenbestimmungen, Compaßpeilungen, Zeichnungen und einer Triangulirung entworfen, zu welcher die Schiffslieutenante Weyprecht und Brosch in der Nähe des Schiffes eine Basis von 2170·8 Meter vermaßen. Die Berghöhen wurden mittelst des Aneroids bestimmt und die auf der Karte eingetragenen Namen von Männern, welche sich um das Unternehmen verdient gemacht hatten, schon während der Reise und Aufnahme den Objecten beigelegt, um sich rasch orientiren und verständigen zu können.

Westgrönland ist ein hohes einförmiges Gletscherplateau, Ostgrönland ein großartiges Alpenland mit reizvoll reichem Pflanzen- und mannigfaltigem Thierleben. Von Spitzbergen und Nowaja-Semlja erhält man annähernd eine Vorstellung, wenn man sich ein Hochgebirge gleich jenem der Oetzthaler Ferner, emporragend aus einem um 9000 Fuß erhöhten Meeresniveau, denkt. Der Charakter beider Länder besitzt


Karte
des
KAISER-FRANZ-JOSEF-LANDES
aufgenommen von
JULIUS PAYER
1873 u. 1874.
PETERMANN LAND
KÖNIG OSCAR LAND
KRONPRINZ RUDOLF LAND
Rawlinson Sund
KARL ALEXANDER LAND
Erzh. Rainer I.
Hall Insel
Insel(?) Mac Clintock
Markham Sund
Salm I.
Offenes Wasser
Ebenes Eis.
Eisblöcker mit Eisbergen
Nicht genau bestimmbare Küstenlinien.

mehr Lieblichkeit, als arktische Strenge. Nur das Franz-Josef's-Land zeigt den vollen Ernst der hocharktischen Natur; besonders im Anfang des Frühjahres schien es alles Lebens entblößt zu sein. Ueberall starrten ungeheure Gletscher von den hohen Einöden des Gebirges herab, dessen Massen sich in schroffen Kegelbergen kühn erhoben. Alles war in blendendes Weiß gehüllt; wie candirt starrten die Säulenreihen der symmetrischen Gebirgsetagen. Das Gestein trat nicht wie sonst mit seiner natürlichen Färbung zu Tage; selbst die schroffsten Felswände waren in Eis gehüllt, eine Folge der vielen Niederschläge, der Luftfeuchtigkeit und ihrer Condensation an den kalten Felswänden. Diese Luftfeuchtigkeit eines Landes, dessen Jahresmittel der Temperatur etwa — 13° R. beträgt, scheint auf seinen Inselcharakter zu deuten; denn sowohl Grönland als Sibirien zeichnen sich im Winter durch trockene Kälte aus, und es fiel Payer auf, daß selbst nördliche Winde eine Verminderung derselben brachten.

In Folge ihrer ungeheuern Begletscherung und der sich häufig wiederholenden Plateauformen erinnern diese neuen Länder lebhaft an Westgrönland, durch das tiefe Herabreichen der Firngrenze aber noch mehr an das Victoria-Land am Südpol; im ersten Augenblicke schienen sie auch durch ihre vulcanähnlichen Formen mit diesem verwandt zu sein. Isolirte Gruppen von Kegel- und Tafelbergen, wie solche dem Basalt eigenthümlich sind, bilden die Bergsysteme des Franz-Josef's-Landes, und nirgends waren Kettengebirge zu erblicken. Die Entstehung dieser Berggestalten erklärt sich nur durch Erosions- und Denudationswirkungen, indem selbständige Eruptionskegel nicht bemerkbar waren. Ohne Rivalität, fast alle gleich hoch, ragen die Berge der einzelnen Gebiete auf, im Mittel bis zu 2000 bis 3000 Fuß, im Südwesten bis zu etwa 5000 Fuß.

Die Massenhaftigkeit vulcanischer Formationen im hohen Norden und die Auflagerung sehr junger Schichten in den Niederungen der ersteren ist eine Erfahrung der neueren Nordpol-Expeditionen; in der That scheint eine mächtige vulcanische Zone von Ostgrönland über Island, Jan Mayen und über Spitzbergen nach dem Franz-Josef's-Lande zu reichen. Jedenfalls war die geologische Uebereinstimmung des letztern mit Theilen von Nordostgrönland unverkennbar; auch dessen tertiärer Braunkohlensandstein kam vor, Braunkohlen selbst aber fanden sich nur in geringen Einschlüssen. Doch gehören sie deshalb nicht minder zu den vielen Anzeichen, welche darauf hinweisen, daß das Klima der Polarländer einst zum mindesten ebenso günstig gewesen sein muß, wie in der Gegenwart dasjenige mitteleuropäischer Breiten. Die weitaus vorherrschende Felsart (daneben finden sich noch Sandstein, Thonschiefer und erratisch Quarzite und grüne Schiefer) ist überall krystallinisches Massengestein, welches die Schweden Hyperstenit nennen, das aber mit dem Dolerit Grönlands völlig identisch ist. Derselbe zeigt in allen Stücken Aehnlichkeit mit manchen Doleriten von Spitzbergen; seine horizontal ausgebreiteten Decken, schroffe Tafelberge bildend, erinnern lebhaft an die Amben Abyssiniens und geben dem Lande eine eigenthümliche Physiognomie, wie sie sich im spitzbergischen Nordostlande, im Gillis- und König-Karl's-Lande wiederholt. Dies und die geologische Verwandtschaft scheint darauf zu deuten, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erscheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Inselcomplex zu thun haben, wenn auch ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen der Spitzbergen-Gruppe, von der Gillis- and König-Karl's-Land vielleicht nur die östlichsten Inseln sind, mit dem neuentdeckten Franz-Josef's-Lande nicht sehr wahrscheinlich ist.

Einige der Inseln aus dieser Gruppe müssen von bedeutendem Umfange sein, weil sie die Träger ungeheurer Gletscher sind, wie nur die arktische Welt solche kennt. Ihre über hundert Fuß hohen Abstürze bilden den gewöhnlichen Saum der Küsten. Charakteristisch für alle von der Expedition betretenen Gletscher war ihre ins Graue spielende, seltener matt gründlaue Farbe und geringe Zerspaltung, ihr außerordentlich grobkörniges Eis, ihre geringe Moränenentwickelung, welche wohl durch die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit des Dolerit gegen Verwitterung und namentlich durch die geringe Ausdehnung unbedeckter dem zerstörenden Einflusse der Atmosphärilien ausgesetzter Erdoberfläche zu erklären ist, ihr langsames Vorrücken, ihre anscheinend mächtigen Jahresschichten (zwischen 1 bis 1½ Fuß) und ihre schon mit circa 1000 Fuß (in Grönland und Spitzbergen erst bei 2000 resp. 3000 Fuß) beginnende Firngrenze. Fast alle Gletscher reichen bis zum Meere herab. Es verräth die große Disposition des dortigen Klimas zur Gletscherbildung, daß alle kleineren Inseln des Franz-Josef's-Landes blasenartig übergletschert sind und daß viele Eisströme, aus hohen Firnplateaus herabsteigend, sich über Berglehnen ausbreiten und nicht, wie bei uns, ihrer Concentrirung in Thälern und Mulden bedürfen, um zu eigentlichen Gletschern zu werden. Trotzdem fanden sich Gletscher, deren Dicke viele hundert Fuß beträgt (Middendorff-Gletscher), wie dies die Tiefe der Spalten und die Höhe der Eisberge klar erwies. Die Verdunstung der Gletscheroberfläche geschieht in den arktischen Regionen unter dem Einflusse des immerwährenden Tages mit großer Intensität; überall deutetea tiefe Rinnsale darauf hin, daß mächtige Schmelzwasserdäche ihre Oberfläche während des Sommers durcheilen, während sich Spuren winterlichen Abschmelzens durch die Erdwärme, was auch bei dem angeführten Jahresmittel der Temperatur kaum denkbar ist, nicht wahrnehmen ließen. Die Bewegung der Gletscher ließ sich nur in wenigen Fällen direct messen; sie tritt wahrscheialich in jenen Regionen am intensivsten etwas später, als bei uns, vielleicht Ende Juli und Anfang August ein, weil die Periode der größten Schneeschmelze erst kurz vorher beendet ist, und erreicht im März und Anfang April ihr Minimum. Die sichtbaren Zeichen dieser Bewegung äußerten sich in der Ablösung von Eisbergen selbst im Monat März, häufiger noch im Mai (am Simony-Gletscher), in der Zersplitterung der Meeresdecke an ihrem Fuß im April (am Middendorff-Gletscher) und im Vorkommen von Gletscherschutt (am Forbes-Gletscher) dort, wo zur Moränenbildung jeder Anlaß zu fehlen schien. Gletscherschliffe wurden aber nicht gefunden, ebenso wenig wie Gletscherinsecten.

Die Vegetation des Landes erwies sich in Folge des spärlichen Humus und der lang andauernden Kälte als sehr dürftig und steht tief unter jener Grönlands, Spitzbergens und Nowaja-Semljas. Nirgends zeigte sich eine geschlossene Rasendecke von einigen Quadratfuß Umfang, die an unsere Gegenden erinnert hätte. Selbst ebene Flächen zeigten nur dürftige Gräser von Catabrosa algida, wenige Exemplare von Saxifraga oppositifolia und Silene acaulis, selten das Hornkraut (Cerastium alpinum) und den Mohn (Papaver nudicaule L.); häufiger waren dichte Polster von Moosen, dominirend aber die Flechten. Treibholz, meist ältern Datums, kam zwar gewöhnlich vor, doch nur in äußerst geringer Menge. Die aufgefundenen Holzfragmente, deren Aststümpfe zeigten, daß sie nicht von Schiffen stammten, gehörten vorzugsweise unserer Fichte an, und die Stämme, von welchen sie herrührten, müssen aus den südlicheren Gegenden Sibiriens hingeflößt worden sein, wie dies die großen breiten Jahresringe beweisen.

Im Süden ist das völlig unbewohnte Land mit Ausnahme der Eisbären und Wandervögel auch fast ohne jedes Thier-

leben. Nördlich von 81° nördl. Br. wurden unzählige friſche Spuren vom Fuchſe bemerkt, einmal auch die eines Polarhaſen. Von den großen Säugethieren des Meeres war außer vereinzelten Zügen von Weißwalen nur der Seehund (Phoca groenlandica und barbata) häufig; das Walroß wurde nur zweimal geſehen, von Fiſchen nur die durch das Schleppnetz gewonnenen Gattungen Liparis galatinosus und Gadus.

An Vögeln traf die Expedition in dem Gebiete zwiſchen Nowaja-Semlja und Franz-Joſef's-Land ſowie meiſt auch an den Küſten des letztern ſechs Mövenarten, den Eisſturmvogel, zwei Gattungen Alken, Teiſte, Rotjes, Lummen, Eiderenten, Schneeeulen, isländiſche Strandläufer und Schneeammern.

* * *

Die erſte kurze Schlittenreiſe, welche Payer in der Zeit vom 10. bis 16. März 1874 mit ſechs Mann und drei Hunden von dem eingefrorenen Schiffe aus zur Hall-Inſel und dem Sonklar-Gletſcher unternommen hatte, ſetzte ihn in den Stand, den Plan zu der großen Reiſe nach Norden, ſeinem Lieblingsprojecte, zu entwerfen. Zwar war bald danach das Wetter wieder ſtürmiſch, und dies ſteigerte die unverſcheuchbare Beſorgniß, daß das Eis aufbrechen und die Scholle mit dem „Tegetthoff" wegtreiben könnte. Die Gefahr, denſelben zu verlaſſen, um die neugefundenen Länder gegen Norden zu erforſchen, mußte daher mit der Dauer des Fernbleibens wachſen. Aber nur mindeſtens einmonatliche Dauer der Reiſe konnte namhafte Entdeckungen verheißen, und ſo verſammelte Payer die dazu ausgewählte Mannſchaft, ſetzte ihr die Sachlage und die Gefahren auseinander und verhieß

Cap Tyrol und die normale Form der Bärenjagd auf Schlittenreiſen.

für die Erreichung des 81. Breitengrades eine Belohnung von 1000 Gulden, für die des 82. 2500 Gulden. Alle erklärten ſich zu dem Wagniß bereit — und nun begann an Bord ein Packen, Schneidern, Zurüſten, wie für einen Feldzug, und unter dem Zeltdache des ſchneeumwirbelten Schiffes wurden die roſtigen Schlittenſohlen zur Spiegelglätte geſchliffen.

Am 25. März Abends waren alle Vorbereitungen beendet, der Schlitten mit faſt ſechszehn Centnern beladen. Und zwar wog der große Schlitten 150 Zollpfund, der Hundeſchlitten 37, der Proviant (Boiled beef, Brot, Pemmikan, Fett, Fleiſchextract, condenſirte Milch, Kaffee, Chocolade, Reis, Grütze, Salz, Pfeffer, Erbswurſt und Zucker) 620, Zelt, Schlittſtöcke, Stangen und Bergſtöcke 320, Alkohol und Rum 128, Pelz und Pelzhandſchuhe 140, Inſtrumente, Gewehre, Munition, Kochmaſchinen u. ſ. w. 170 Pfund. Die Reiſegeſellſchaft beſtand außer aus dem Commandanten Payer aus Schiffsfähnrich Orel, den Tyroler Jägern Klotz und Haller, den dalmatiniſchen Matroſen Zaninovich, Suſſich, Lukinovich und drei Hunden, die insgeſammt an dem großen Schlitten zogen. Am 26. März Morgens wurde bei — 17° R. und Schneetreiben aus Nordweſt aufgebrochen. Schon in einer 1000 Schritt Entfernung von dem Schiffe nahm daſſelbe dermaßen zu, daß die Leute ihre nächſten Nachbarn nicht zu erkennen vermochten und im Kreiſe umhergingen. Man mußte alſo das Ende des Sturmes abwarten und das Zelt aufſchlagen, obwohl es einfacher, freilich auch entmuthigender geweſen wäre, zum Schiffe zurückzukehren. Am folgenden Tage wüthete das Unwetter fort, ſo daß ſie in Gefahr geriethen, das Geſicht zu erfrieren, und nur wenig vorwärts kamen. Erſt am 28. März trat bei — 20·6° R. Windſtille ein, und die Marſchgeſchwindigkeit, als die Expedition über den öden

Sund zwischen der Salm- und Wilczek-Insel nach Nordwesten zog, erhob sich auf 80 Schritte in der Minute. Die Bahn bestand zur Hälfte aus einjährigem Bayeise, zur Hälfte aus älteren Schollen, die mit jenem zu einer geschlossenen Decke verbunden waren. Do und dort erhob sich dieselbe zu meilenbreiten Barrièren von Eishöckern, deren Entstehung den Pressungen unter Land zuzuschreiben waren. Noch Passirung der Südwestspitze der Salm-Insel waren die Wüllerstorff-Berge, die sie bis dahin nur selten und in äußerster Ferne gesehen hatten, ihr nächstes Ziel; von ihren Gipfeln aus hofften sie sich über den nach Norden einzuschlagenden Weg zu orientiren. Inzwischen trat Südsüdwestwind ein, der die Temperatur allmälig bis auf — 7° R. erhöhte, Nebel und dichtes Schneetreiben brachte. Schneeverhüllt und mit einem großen Schlittensegel vor dem Winde laufend, geriethen die Wanderer, trotz des Compasses beständig vom wahren Curse abirrend, bald unter die Gletscherwände der Salm-Insel, bald unter festgefrorene Eisberge oder trabten tief einbrechend dahin. Als der Wind zum Sturm anwuchs, schlugen sie nach 16stündigem Marsche das Zelt auf, um in der größern Wärme darin alsbald von Feuchtigkeit zu leiden. Früh am 29. März ließ der Wind nach, und die Außentemperatur stieg vorübergehend sogar auf — 3·3° R., so daß es beim Kochen des Frühstücks drinnen im Zelte zu regnen begann. Während des folgenden Marsches wurde im Interesse der Landesaufnahme die felsige Höhe der Koldewey-Insel, an deren Fuße das Zelt gestanden, bestiegen und dann die durch schöne Säulenstructur ausgezeichnete und vom emporgepreßten Eise umgebene Schönau-Insel umgangen, in deren schroffen Wänden ein Depot von Lebensmitteln und Alkohol für zwei Tage nebst einigen Kleidern vergraben wurde.

Das Alkencap.

Am 30. sank die Temperatur bei heftigem Nordwinde bis auf — 24° R., und wallende rothe Schneefluthen umtobten die aus dem Zelte Tretenden und verhüllten die aufgegangene Sonne immer mehr. Schwerem Winde entgegen ist aber der Marsch ohne Ausgiebigkeit und mit großer Gefahr des Erfrierens verbunden. Es blieb nichts übrig, als geduldig den ganzen Tag und die folgende Nacht in dem kalten, langweiligen Zelte zu verbringen und erst am 31. bei klarem Wetter und — 25·5° R. den Marsch nach Norden fortzusetzen. Mittags machten sie stets eine kurze Rast, nahmen eine Suppe ein, und so oft die Sonne sichtbar war, wurde ihre Meridianhöhe mit dem Theodolit gemessen, alles sichtbare Land im Umkreise gepeilt und gezeichnet. Am selben Tage noch erblickte Payer von dem Cap Fronlsurt aus, das er, mit Haller voraneilend, behufs besserer Orientirung bestiegen, eine weithin und anscheinend gerade nach Norden zu verlaufende Einfahrt, die er Austrio-Sund benannte und frohen Herzens am 1. April betrat. Es kann nur wenig Spannenderes geben — sagt er hierbei — als das Entdecken neuer Länder. Unermüdlich erregt das Sichtbare das Combinationsvermögen über die Configuration, und die Phantasie ist rastlos beschäftigt, die Lücken des Unsichtbaren zu ergänzen. So oft auch der nächste Schritt ihre Irrthümer zerstört, ist sie dennoch sofort bereit, sie wieder zu erneuern. Hierin liegt der große Reiz der Schlittenreisen einer Nordpol-Expedition, gegenüber dem monotonen Einerlei des Schiffslebens; nur dann vermindert sich dieser Reiz, wenn man Tagereisen weit über Schneewüsten zu wandern hat, deren Ufer in solcher Entfernung liegen, daß sie sich nicht hinreichend rasch verändern und dem Errathen des Kommenden keinen Spielraum lassen. Dann stellt sich auch bald der Durst ein und die Langeweile, die von einem Zugthier-

leben dieſer Art überhaupt unzertrennlich iſt und namentlich den geringen Vorrath an Taback raſch erſchöpft. Aehnlich ging es der Expedition auch an jenem Tage, und nur die glückliche Erlegung eines Bären und damit die Erlangung friſchen Fleiſches ſtärkte ihr die geſunkenen Kräfte für den Weitermarſch, der am folgenden Tage die Vorſtellung von der Größe des Franz-Joſef's-Landes mehr klärte, als ſich der breite Markham-Sund nach Weſten hin öffnete und ſich die hohen Berge ſeiner fjordreichen Küſten in maleriſchen Höhenzügen bis zum Cap Tyrol erſtreckten. Am 3. April wurde letzteres faſt erreicht; Schneetreiben aus Süd hielt aber die Dulder Nachmittags und den folgenden Vormittag im Zelte zurück, ſo daß ſie erſt am 5. April, dem Oſterſonntag, mit aufgehißter Fahne den 81. Breitengrad überſchreiten konnten. Am ſelben glücklichen Tage vermehrte ſich auch der Proviant durch Erlegen zweier weiterer Bären, deren Fleiſch nun vorzugsweiſe ihre Nahrung bildete und deren Jagd durch die vielfache Uebung ſchon in ein beſtimmtes Syſtem gebracht worden war.

Sobald nämlich ein Bär in Sicht kam, wurde der Schlitten, einer Bruſtwehr gleich, quer über die Linie, in welcher er daher kam, geſchwenkt, worauf Jedermann ſich ſeiner Zuggurte entledigte, die beiden Tyroler und Payer die Gewehre ergriffen und kniend über den beladenen Schlitten hinweg in Anſchlag brachten. Das Recht des erſten Schuſſes wechſelte ab; Jeder zielte auf den untern Theil des Schädels und drückte erſt dann ab, wenn der Bär nahe war. Ein anderer hatte inzwiſchen die Diſtanz von 30 Schritten gegen den Bären hin abgeſchritten und einen Handſchuh, darauf ein Stück Brot, in den Schnee gelegt. Die Hunde wurden hinter den Schlitten geſchafft und mit dem Segel überdeckt, das unmittelbar nach dem Halten war fallen gelaſſen worden.

Im äußerſten Norden. (Cap Fligely, Cap Wien im Hintergrunde.)

Von den übrigen vier Mann hielten zwei die Hunde, ein dritter nahm den Revolver zur Hand, und der vierte verſah ſich mit Patronen. Nach ſo beendeter Aufſtellung ſprach und regte ſich Niemand mehr. In der Regel fand die Annäherung des Bären, unmittelbar nachdem er ſeine Gegner erblickt hatte, in ununterbrochenem Laufe ſtatt; ſelten geſchah es zögernd und im Zickzack; gewöhnlich hielt er für einen Augenblick an der Stelle, wo das Brot lag. In dieſem Momente fielen drei Schüſſe raſch hintereinander, und faſt ſtets lag der Bär, in den Kopf und in die Lunge getroffen, todt am Boden. Ein furchtbares Geheul drückte nun das Mißvergnügen der Hunde aus, daß ihnen die Jagd verheimlicht worden war; denn weil die Annäherung der Bären immer unter dem Winde erfolgte, ſo entging ſie ihrer Witterung. Ungeſtüm zerrten ſie an den Zugleinen, und wenn ſie losgelaſſen wurden, ſtürzten ſie auf den todten Gegner und zerrauften ſein Fell. Beim Zerwirken ſahen ſie mit geſpitzten Ohren zu, tauchten die Zunge in die rothe Lache des noch rauchenden Blutes und verſchlangen ihnen zugeworfene Fleiſchſtücke mit eiferſüchtiger Gier, während ſie es einzeln d. h. ohne Beiſein der anderen verſchmähten.

Im Laufe der nächſten Tage wurde die Becker-Inſel überſchritten und hinter den ſchroffen Felszügen der Coburg-Inſeln das Kronprinz-Rudolf's-Land zum erſten Male geſehen. Von Oſten her ſtarrte die glänzende Hochfläche des ungeheuren Dove-Gletſchers auf Wilczek-Land in einem faſt ununterbrochenen Weiß herüber, und demſelben Lande gehörte der fernſte noch ſichtbare Punkt im Nordoſten, das Cap Budapeſt, an. Da es ſchien, als ob das Kronprinz-Rudolf's-Land im Norden mit dem weſtlich liegenden Karl-Alexander-Land zuſammenhinge, ſo bogen die Reiſenden dort nach Nordnordoſten in den Rawlinſon-Sund ein.

Doch schon jetzt zeigte es sich, daß das Mißverhältniß zwischen Anstrengung und Erholung die Kräfte der Entdecker geschwächt hatte. Sie hatten täglich nur fünf Stunden geschlafen, waren die übrige Zeit marschirt oder mit Arbeiten beschäftigt, und in demselben Maße, als sich die Tagesleistungen vergrößerten, war auch der Appetit gewachsen. Der fortgesetzte Genuß des Bärenfleisches aber und die Einschränkung des Brotverbrauches erzeugte Durchfall und Schwäche.

Die Bahn lief jetzt (8. April) zwischen unzähligen Eishöckern dahin, deren Höhe bis 40 Fuß erreichte. Die Thäler dazwischen erfüllten tiefe Schneelager und hohe Eisberge überragten das einförmige, sich weiterhin immer wilder gestaltende und irreleitende Chaos, über welche der Schlitten nur mit größter Anstrengung weiter zu bringen war. Immer wilder und wilder wurden die Eishöcker, immer schwieriger das Vorwärtsdringen, und eine Ausschau von der Höhe eines Eisberges vernichtete jede Hoffnung auf Aenderung der Beschaffenheit des Eises. So mußten denn die Reisenden ihren Weg ändern, bogen nach Westsüdwest um und erreichten am Abend des 9. April die weithin sichtbare Felspyramide des Cap Schrötter auf der Hohenlohe-Insel — all' Anstrengungen der letzten Tage waren durch diese Umkehr erfolglos geblieben.

Hier hieß es, sich trennen. Die an 3000 Fuß hohen Gebirge des Kronprinz-Rudolf's-Landes, welche sie von der Höhe jenes Caps überschauten, hatten dem großen Schlitten einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt, und zudem hatte sich die Marschfähigkeit von zweien der Leute so vermindert, daß ihnen eine mehrtägige Ruhe Noth that. Payer selbst aber wollte noch einige Tagereisen weiter vordringen; Orel, Klotz und Zaninovich begleiteten ihn, während die übrigen drei bei Cap Schrötter zurückblieben. Sie erhielten den Auftrag, sich nicht über 300 Schritt vom Cap zu entfernen, gegen Bären in der Defensive zu verbleiben, die Zeit mit dem Trocknen ihrer Strümpfe und dem Repariren zerrissener Stiefel zu vertreiben und zur Schonung derselben auf hölzernen Sandalen einherzugehen. Das Zelt wurde zwischen beiden Partien getheilt, ebenso der Proviant, von welchem die Weiterziehenden für acht Tage erhielten. Dies nebst Gewehr, Revolver u. s. w. erhöhte die Last des kleinern Schlittens, welchen jetzt die Hunde allein zu ziehen hatten, auf 3 bis 4 Centner. Wie rühmend Payer dieser Thiere gedacht und wie er nur ihnen und ihrer ausdauernden Kraft die Ueberschreitung des 82. Breitengrades zu verdanken hat, haben wir schon früher („Globus" XXIX, S. 159) erwähnt.

Der Marsch nach Norden begann unter Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art. Als sich Payer mit seinen Gefährten den südlichen Vorbergen des Kronprinz-Rudolf's-Landes näherte, geriethen sie unter zahllose Eisberge von 100 bis 200 Fuß Höhe, in deren Leibern es bei Sonnenschein unaufhörlich knisterte und knackte. Tiefe Schneelager und aufgebrochene Meeresspalten erfüllten die Zwischenräume, und immer häufiger brachen die Vier ein und durchnäßten sich Segeltuchstiefel und Kleider mit Seewasser. Endlich kamen sie in freiere Gegend und überwanden mit vereinten Kräften die Anhöhe des in seinem untern Theile gewaltig zerklüfteten Middendorff-Gletschers. Als sie dort ruhten, erklärte sich Klotz außer Stande, wegen eines schweren Fußübels fernerhin aushalten zu können, und mußte mit dem vierten Theile des Gepäcks nach der Hohenlohe-Insel zurückgeschickt werden. Kaum daß er hinter den Eisbergen verschwunden war und die Anderen sich wieder in Bewegung setzten, so öffnete sich die Schneespalte unter dem Schlitten, und lautlos stürzten Zoninovich, die Hunde und der Schlitten hinab. Aber eine wunderbare Fügung stemmte den Schlitten in etwa 30 Fuß Tiefe zwischen den Eisgebilden des Gletscherspaltes, und zwar genau in dem Augenblicke, wo Payer, der voranging und mittelst eines Seiles mit den unten Liegenden verknüpft war, bis dicht an den Rand des Abgrundes zurückgerissen worden war.

Eine riesige Leistung war es von dem heldenmüthigen Führer der Expedition, wie er mit Orel's Hülfe sich von den Zugriemen löste, den 10 Fuß breiten Spalt übersprang und unbewaffnet, gleichgültig gegen die Eisbären, ein Stück seiner Kleidung nach dem andern fortwerfend, um rascher vorwärts zu kommen, zum Cap Schrötter zurückeilte und die Hülfe der dort Zurückgebliebenen herbeiholte. Nach $4\frac{1}{2}$ Stunden und nachdem er 3 deutsche Meilen zurückgelegt, langte er an der Unglücksstelle an, und noch lebend, aber fast erstarrt, wurde Zaninovich durch Haller dem Abgrunde entrissen.

Ein weiter Umweg führte dann zur Westküste des Kronprinz-Rudolf's-Landes, längs welcher jetzt Payer die dritte Route nach Norden einschlug. Als sie das imposante Alkencap erreichten, gab sich ein befremdlicher Wechsel in der Natur ringsum kund. Dunkler Wasserhimmel erhob sich im Norden und seine finstere Dunsthülle wälzte sich heran bis zu den schroffen Vorgebirgen des Karl-Alexander-Landes. Die Temperatur stieg auf — 10° R. (gleichzeitig am Schiffe — 23° R.); die Bahn erweichte, geräuschvoll brachen die Schneewehen unter den Wanderern zusammen und alle Felswände waren mit Tausenden von Alken, Tauchern und Tristen besetzt. Ungeheure Schwärme derselben erhoben sich und alles Land, auf das die Sonne schien, belebte das leidenschaftliche Schwirren der beginnenden Brutzeit. Ueberall zeigten sich Seehunde und Spuren von Füchsen und Bären. Ungerechtfertigt aber wäre es, aus dieser localen Erscheinung eines reichern Thierlebens auf eine absolute Zunahme desselben gegen Norden oder gar auf die Nähe des offenen Polarmeeres zu schließen. (Vergl. „Globus" XXIX, S. 328 ff.)

Immer unsicherer wurde nun die Bahn, welche ein starker Ostwind zerbrechen konnte; es gab keine winterliche Schollendecke mehr, sondern nur noch Jungeis, salzbedeckt, zollbick, bedenklich biegsam und überlagert von Trümmerwellen jüngerer Pressungen, so daß sich die Entdecker an ein langes Seil banden und unaufhörlich die Eisdecke sondirten. Am 11. April Abends lag das Säulencap vor ihnen; hier begann das offene Landwasser. Dort betraten sie den abfallenden Gletschersaum des Landes und fielen alsbald in tiefen Schlaf.

Der 12. April (— 11° R.) war der letzte Tag ihres nördlichen Vordringens, nun ohne Gepäck, das beim Lagerplatze einstweilen vergraben wurde. Dann ging es hinauf auf die Berge. Um Mittag war das 1200 Fuß hohe Cap Germania in 81° 57′ nördl. Br. erreicht; dann ging es weiter über das Firngebiet eines Gletschers, bis die zunehmende Unsicherheit des spaltenumringten Weges und Proviantmangel ihnen Nachmittags in 82° 5′ beim Cap Fligely Halt geboten. In weiter Ferne lag noch jenseits des 83. Breitengrades das Petermann-Land mit dem Cap Wien vor ihren Blicken; aber nur mit einem Boote hätten sie auf der offenen Meeresstrße noch einige Meilen weiter nach Norden vordringen können, wo eine geschlossene weiße Fläche von Packeis dieselbe begrenzte. Mit stolzer Erregung pflanzten sie die Flagge ihres Heimathlandes zum ersten Male im hohen Norden auf, dann traten sie die Rückreise an, nachdem sie das nachfolgende Document, in einer Flasche verwahrt, in einem Felsenriffe deponirt hatten:

„Die Theilnehmer der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition haben hier in 82° 5′ ihren nördlichsten Punkt erreicht, und zwar nach einem Marsche von 17 Tagen von dem in 79° 51′ nördl. Br. vom Eise eingeschlossenen Schiffe

aus. Sie beobachteten offenes Wasser geringer Ausdehnung längs der Küste. Es war von Eis umsäumt, welches in Nord- und Nordwestrichtung bis zu Landmassen reichte, deren mittlere Entfernung 60 bis 70 Meilen betragen mochte, dessen Zusammenhang und Gliederung sich jedoch nicht ermitteln ließ. Sofort nach der Rückkehr zum Schiffe und nach stattgehabter Erholung daselbst wird die gesammte Mannschaft dieses verlassen und nach Oesterreich-Ungarn zurückkehren. Dazu zwingen sie die rettungslose Lage des Schiffes und Krankheitsfälle."

Cap Fligely, am 12. April 1874.

Antonia Zaninovich, Matrose.
Eduard Orel, Schiffsfährurich.
Julius Payer, Commandant.

Vorläufiger Bericht über die Lena-Oleuek-Expedition des Jahres 1875.

Von **A. Czekanowski.**

II.

R. K. Der Wind legte sich nicht. Unter solchen Bedingungen war keine Hoffnung mehr vorhanden, noch zeitig genug zu Wasser die weit entfernte Mündung der Lena zu erreichen. Wir waren auch ja schon verspätet: ich hatte mich darauf verlassen, an ihrem unteru Laufe Eingeborene anzutreffeu, die dort noch Fischfang triebeu; unter ihnen hatte ich Freunde und Bekannte, die mir nützlich sein konnten, und ihre Standplätze waren mir bekannt. Aber der Fischfang dauert hier nur bis zum 21. Juli. Mit diesem Tage zieht Alles nach der Tundra und auf die Inselu des Lena-Deltas behufs des Fanges der wilden Renthiere, so daß bei unserer Ankunft iu Bulun der ganze Unterlauf der Lena schon verödet war. Obendrein neigte sich der Sommer seinem Ende zu, und in der Nacht vom 22. zum 23. Juli reifte es stark. Die Lärchenbäume trugen schon die Anzeichen des Herbstes zur Schau, wie auch viele andere Pflanzen durch ihr Aeußeres das Ende des Sommers bekundeten. Die Herbstnebel standen bevor und mit dem 15. August kommen die Fröste an die Reihe. Alles zeigte, wie nöthig Eile sei. — Wir nahmen also von der weitern Flußfahrt Abstand, begabeu uns am selben 26. Juli nach Ajakit (25 Werst unterhalb Bulun) und beschlossen, dort in der Nähe der Tundra die Ankunft der Reit- und Packrenthiere zu erwarten, um mit ihnen den Olenek zu erreichen.

Zum Glücke hatte ich schon in Siktjach durch Absendung eines Boten Maßregeln getroffeu, um Renthiere zu erhalten, weshalb wir nicht lange auf solche zu warten hatten. Am 31. Juli brachen wie auf und schlugen noch am selben Tage unser Nachtlager auf der kahleu Tundra auf, von wa wir in den nächsteu Tagen unbemerkt auf die große nördliche Tundra übergingen. Wa letztere mit der erstern zusammenstößt, besitzt sie einen trockenen, bergigeu, steinigen, felsigen Charakter. In allen Zügen einen scharfen Gegensatz zu der Tundra Westsibiriens bildend, erforderte sie eine sorgfältige Untersuchung. Wir reisten also langsam und in kleinen Tagemärschen, um an den Haltepläteu mehr Zeit zu Excursionen zu haben. So erreichten wir am 19. August den Olenek an der nördlichsten Grenze des ganz krumm wachsenden und zum Theil kriechenden Holzes und gelangten, immer im Thale dieses Flusses hinziehend, am 26. August an seine Mündung. Hier schlugen wir unser Zelt am Ufer auf, am Beginne des Vorgebirges Tumul, des letzteu Felsen auf dem rechten Ufer des Oleuek, an einer an alten Erinnerungen reichen Stelle.

Zwei klägliche, geschwärzte, von Flechten überzogene Grabmäler erheben sich dort über uns am Uferfelsen, nicht mehr als vier Faden von uns entfernt. Die halbverfaulten Bretter der Mäler haben die winterlicheu Stürme und Schneegestöber in wilder Unordnung rings um die eingestürzten und zusammengefaukeuen Grabhügel zerstreut. Ein kleines, unansehnliches, verwittertes, aber nicht verfaultes Kreuz ohne Querbalken steht einsam da wie der Pfuhl auf dem Grabe des Selbstmörders. Die Spuren einer Inschrift sind noch sichtbar; ja selbst noch eine Ueberlieferung im Munde der Eingeborenen hat sich erhalten. Es ist das Grab des unglücklichen Proutschischtschew und seiner unverheckten Gattin *). Anderthalb Jahrhunderte sind rasch vorübergegangen, seitdem die große nordische Expedition, welche einen Seeweg zwischen dem europäischen Rußland und Kamtschatka aufsuchen sollte, volle zehn Jahre lang das öde Eismeer und seine menschenleeren Gestade belebte. Die Beschreibung der nördlicheu Küsten Sibiriens, wie sie die Theilnehmer der Expedition lieferten, hat sich für immer einen hervorragenden Platz in der Geschichte der arktischen Forschungen und eine sympathische Erinnerung im Andenken der Nachwelt gesichert. Die Frage nach der Möglichkeit eines solchen Seeweges wurde freilich im Allgemeinen verneinend beantwortet; und zur Belehrung der Nachwelt erhielt sich nur die entsetzliche Geschichte von Gram, Elend, Unglück und Hunger, wovon die Mitglieder der Expedition betroffen wurden, zugleich aber auch das leuchtende Vorbild ihrer unüberwindlichen Energie.

Jetzt bewegt dieselbe Frage eines Seeweges durch das Sibirische Eismeer wiederum die Gemüther, und ich kann nicht umhin, den Motiven, welche die zeitweilig vergessene wissenschaftliche Frage wieder erweckt haben, meinen Tribut der Achtung zu zollen. Aber der Erfolg des Unternehmens ist noch unbekannt und ein wiederholtes Gelingen (ein Mal ist dasselbe ja vielleicht möglich) **) zweifelhaft. — Aber ist jetzt nicht in Andetracht der Erneuerung dieser Versuche die Zeit gekommen, das Andenken jener Helden von der großen nordischen

*) Er starb am 11. September 1738, seine Gattin zwölf Tage später. Näheres über seine Reise und die große nordische Expedition s. in Fr. Hanemann's Aufsatz „Die Entdeckungsgeschichte der nördlichsten Gebiete von Asien zwischen Lena und Jenissei, 1734 bis 1866", in „Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt." 1873, S. 10 ff. Mit Karte. Red.

**) Laut telegraphischer Nachricht aus Hammerfest vom 18. September ist die hier gemeinte Nordenskjöld'sche Handelsexpedition (vergl. darüber oben S. 128) glücklich durch das sibirische Eismeer nach dem Jenissei hin und zurück gelangt, so daß ihr Leiter, Prof. Nordenskjöld, diesen Seeweg jetzt als eröffnet betrachtet. Der „Ymer" hatte Tromsö erst am 25. Juli verlassen, zur Hin- und Rückfahrt bloß etwa fünf Wochen gebraucht, den Weg schiffbar und eisfrei gefunden und sich sechzehn Tage im Jenissei aufgehalten.

Digitized by Google

Expedition zu ehren, deren Werk den bedeutendsten arktischen Unternehmungen der Jetztzeit ebenbürtig ist, und ist nicht jetzt die Zeit gekommen, diese Anerkennung kundzugeben? — Deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, den elenden Zustand von Prontschischtschew's Grabe, das der völligen Vernichtung entgegengeht, bekannt zu machen, und ich wünsche, daß dem Andenken des Helden die schuldige Achtung erwiesen werde, der zu Schiffe eine Breite erreichte *), wie noch ihm kein einziger Seefahrer auf dem Sibirischen Eismeere.

An der Olenek-Mündung war eigentlich die Aufgabe meiner Reise beendigt. Aber ich konnte dem Verlangen, das offene Eismeer zu besuchen, nicht widerstehen — denn an der Olenek-Mündung ist es durch das kleine Delta verdeckt. Deshalb begaben wir uns vor Antritt der Rückreise ostwärts zum Krestowai-Vorgebirge (Kreuz-Cap). Unterwegs konnte ich das Meer an drei Stellen sehen, und das war genügend für meinen nächsten Zweck, seine Ufergestaltung kennen zu lernen. Dann kehrten wir zum Olenek zurück, wo sich inzwischen an sechs Familien versammelt hatten, welche den Renthierfang mit der nun erforderlichen Arbeit, dem Instandsetzen der Eisfuchsfallen, vertauscht hatten. Dort versahen wir uns mit der nöthigen Winterkleidung, traten am 6. September die Rückreise zur Lena an und erreichten dieselbe am 18. September bei Bulun.

Als wir die Tundra wieder betraten, hegten wir ernstliche Besorgnisse: die Jahreszeit war vorgerückt und die einheimischen Wetterkundigen gaben uns die trostlosesten Prophezeiungen. Aber weder diese noch unsere Befürchtungen sollten in Erfüllung gehen. Die Tundra freilich empfing uns mit starkem Reife; darauf aber folgten wieder herrliche, warme, klare, wolkenlose Tage. Die Winde hörten nicht auf; aber sie veränderten ihre Richtung. Nebel kamen gar nicht vor. Auf der offenen Tundra starb die stets verkrüppelte Vegetation wohl schließlich ab; aber in den tiefen, felsigen, malerischen Thälern der die Tundra durchkreuzenden Bäche prangte die Flora in allen Stadien. Nur unbedeutende Schneegestöber kamen vor; aber weder sie noch der Reif hatten hier irgend welchen Einfluß auf die Vegetation. Am 22. August hatten wir unter $72^1/_2{}^0$ nördl. Br. Sommerhitze, Sturm, Gewitter und Platzregen. Bis zum 27. August einschließlich vermehrte sich unser Herbarium ohne Unterlaß. Erst an diesem Datum begann der Schneefall. Derselbe bedeckte die ganze Landschaft mit einer merklichen Schicht; gleichzeitig trat auch Frost ein und die Vegetation ging ein. Nach einigen Tagen wurde das Wetter wieder milder und der Schnee verschwand, aber die Vegetation kehrte nicht wieder zum Leben zurück, während die Insectenwelt in den stillen, ruhigen Mittagsstunden von Neuem sich rührte. Sogar noch am 14. September konnte man unter $71^1/_2{}^0$ nördl. Br. gegen Abend Netzflügeler (Ephemera, Phryganeae) über dem erwärmten Felsboden der Thäler in Schwärmen herumfliegen sehen.

Auf der ganzen Reise von der Lena zum Olenek waren wir keinem einzigen Menschen begegnet. Am Olenek und weiterhin am Meeresstrande war die Gegend weniger öde, weil die Nähe der Herbstkälte einige Familien gezwungen hatte, aus der Tundra in das Thal des großen Flusses überzusiedeln, wo sich angeschwemmtes Brennmaterial in Menge findet. Auch am Meeresstrande ist daran kein Mangel und an günstigen Stellen dauert dort ein kleiner Fischfang bis in den Spätherbst. Durch freundliches Entgegenkommen, Gutherzigkeit und Dienstfertigkeit nehmen diese Söhne der Tundra den Reisenden für sich ein, und wir versäumten die Gelegenheit nicht, sie kennen zu lernen und ihnen näher zu treten. So lernten wir ihre Lebensweise und Existenzbedingungen kennen, studirten das Land, die Formation des Bodens und die Pflanzen- und Thierwelt ohne Unterlaß und hatten dabei über Erwarten schönes Wetter, so daß wir aus der großen nördlichen Tundra die angenehmsten Erinnerungen mitnahmen und die bei den Sandbänken der Lena verlorene Zeit vergaßen und verschmerzten. In Bulun, wo wir das Zufrieren des Stromes, die Eröffnung des Winterweges und die Rückkehr der Eingeborenen an ihre Winterstationen erwarteten, mußten wir fast einen vollen Monat verweilen. Endlich am 11. October stand die Lena. Am 16. verließen wir Bulun, erreichten am 27. Werchojansk und befanden uns am 15. November in Jakutsk, am 20. December in Irkutsk, nachdem wir binnen sieben Monaten rund 11,000 Werst zurückgelegt.

An Material haben wir Folgendes zurückgebracht: I. an geologischen Objecten:

a. Eine Marschrouten-Aufnahme. Sie wurde auf der Lena von Jakutsk abwärts bis Ajakit ausgeführt, dann quer durch die Tundra bis zum Olenek und weiter von dem Punkte, wo wir diesen Fluß erreichten, bis zu seiner Mündung. In kartographischer Hinsicht wird diese Aufnahme durch astronomische Positionen festgelegt, wie sie in jener Gegend theils früher durch die Expedition von Anjau (1823), theils 1874 bei der ersten Olenek-Expedition durch Herrn Müller bestimmt worden sind, namentlich an der Lena Shigansk, Goworowa, Siktjach und Bulun, am Olenek Bakkalak *).

b. Gleichzeitig mit topographischen Details wurden auch alle Daten für eine geognostische Routenkarte gesammelt nebst den nöthigen Erläuterungen hinsichtlich der Zusammensetzung, und der Art der Lagerung der am Wege hervortretenden Gesteine. Dieses Material ist wegen der ungleichen Außenseite der Gesteine sowie auch des zu Anfang oft beträchtlichen Abstandes zwischen den einzelnen freiliegenden Stellen nicht immer ausreichend, um sich über die Zugehörigkeit dieses oder jenes Schichtenkopfes zu einer bekannten geologischen Formation aussprechen zu können; aber nach dieser Seite hin wird es durch die Resultate der paläontologischen Recognoscirungen ergänzt.

c. Die an der Lena, auf der Tundra, im Olenek-Thale und in Werchojansk zusammengebrachte paläontologische Collection, über $1^1/_2$ Tausend Nummern stark und von 24 Fundstätten herrührend **). Das Beste in dieser Sammlung bilden die Arten Ceratites und Inoceramus, die zu zwei stratigraphisch verschiedenen Horizonten gehören, deren einer noch weitere Unterabtheilungen zuläßt. Um diese zwei Arten gruppirt sich die ganze übrige Ausbeute, aus deren Bestand ich hier die mesozoischen Spirifer, Orthoceras, Nautilus und Reste von Sauriern anführe. Außerdem enthält die Sammlung Pflanzenreste (Farren, Schachtelhalme, Tang ꝛc.), welche aus jener Meeresablagerung herstammen.

Dieser Sammlung messe ich ein vielseitiges wissenschaftliches Interesse bei. Wegen ihrer Stückzahl und weil sie auf verschiedenen Horizonten der mesozoischen Formation gesammelt wurde, verspricht sie endlich die noch nicht völlig gelöste Frage wegen des genauen Alters aller Vorkommnisse

*) $77^0\,29'$, wenig östlich vom Cap Tschetjuskin, der nördlichsten Spitze des asiatischen Continents. Red.

*) Vergl. die oben bereits erwähnte, von Fr. Hanemann bearbeitete Karte von Nordsibirien zwischen Jenisei und Lena, wo Anjou's feste astronomische Punkte bezeichnet sind. Red.

**) Die recognoscirende Thätigkeit der Expedition, welche eine möglichst gleichmäßige Verfolgung aller Ziele erforderte, gestattete es nicht, den paläontologischen Forschungen den Vorzug einzuräumen. Trotzdem habe ich an circa 70 Stellen im mittlern Theile Sibiriens Fossilien gesucht. Diese eine Ziffer genügt, um die Haltlosigkeit der frühern Ansicht, als wäre Ostsibirien sehr arm an Versteinerungen, darzuthun.

beſagter Niederſchlagsformation in Nordſibirien aufzuklären. Andererſeits giebt ſie keine Urſache, noch fernerhin die Anſicht zu vertheidigen, als wären an der Lena unterhalb Jakutsk Repräſentanten der Steinkohlenepoche entwickelt. Ferner enthält ſie alle Daten, um den Grad der Identität zwiſchen den Geſteinen des Werchojanskiſchen Gebirges und den Formationen am untern Olenek beurtheilen zu können. Aber auch in einer andern Richtung ſtellt ſie einen neuen geologiſchen Zuſammenhang her: ſie beweiſt das Vorhandenſein einer Formation mit Inoceramus an der Lena und ſetzt ſo dieſelbe quer durch die unerforſchten Gebiete der Anabara und Chatanga mit der entfernten Mündung des Jeniſſei, wo — wie erwähnt — Herr Lopatin das Ausgehende derſelben Schicht entdeckte, in Verbindung. Eine beſondere Bedeutung verleihen der Sammlung endlich die Reſte feſtländiſcher Vegetation aus jenen ſediwentären Schichten, da ſich mit ihrer Hülfe ohne Zweifel die Frage beantworten laſſen wird, welcher Grad geologiſcher Verwandtſchaft zwiſchen den im Norden entwickelten, jetzt von mir erforſchten, neptuniſchen Kohlenſchichten und den meſozoiſchen, kohlenführenden Formationen im Innern des Feſtlandes beſteht, aus denen ich, wie oben erwähnt, eine beträchtliche Menge von Foſſilien in der Umgebung von Irkutsk und an der untern Tunguska erhielt.

Zum Schluſſe des Berichtes über meine vorjährigen geologiſchen Arbeiten muß ich auch noch die Beobachtungen an der Lena unterhalb Jakutsk erwähnen, deren Werth darin beſteht, daß ſie die frühere Angabe widerlegen, als ob zwiſchen Olekminsk und Jakutsk Urkalk vorkommt. Indem ich eine Ueberſicht der vorzüglich ſtratigraphiſchen Beweiſe auf ſpäter verſchiebe, beſchränke ich mich hier auf die Bemerkung, daß der Kalk beſagter Gegend ein Aequivalent iſt für jene rothen Sandſteine, die in den Kreiſen Niſchni-Ildinsk, Balagansk, Werchoienſk und Kirensk entwickelt ſind, ferner für jene ebenfalls rothen und bunten Geſteine, welche das Quellgebiet der untern Tunguska einnehmen. Das Alter dieſer Formation, die paläontologiſch noch nicht beſtimmt iſt *), muß durch die längſt bekannten Foſſilien von Krivoluzk feſtgeſtellt werden, ferner durch Reſte, welche ich ſelbſt an der Angara beim Dorfe Padunsk und beſonders zahlreich im Quellande der untern Tunguska erhielt. Dazu kommen jetzt noch einige Foſſilien deſſelben Alters, welche aus den rothen Kalkſchichten am Fluſſe Sinja ſtammen.

II. Die botaniſche Sammlung zählt 3000 Nummern. Sie wurde auf der Strecke von Jakutsk bis zur Mündung des Olenek (von 62° bis 73° nördl. Br.) zuſammengebracht und iſt eine Fortſetzung der in früheren Jahren von mir geſammelten Herbarien, die der Akademie der Wiſſenſchaften überſendet wurden, nämlich denen von der Angara (Amtsbezirk Bratskaja Woloſt 56° bis 57° nördl. Br.), der untern Tunguska (58° bis 65°) und vom Olenek (66½° bis 70°). Dieſelben ſtammen alſo aus einem Gebiete, welches 41 Grade der Länge und 17 der Breite umfaßt, was man als Garantie dafür anſehen kann, daß ſie nicht nur für die Kenntniß der localen Flora, ſondern auch für das Studium der Artenvertheilung in dieſem bisher undurchforſchten Theile Centralſibiriens reiches Material enthalten werden.

III. Die entomologiſche Sammlung, faſt ganz ein Werk Wenglowski's, umfaßt über 7000 Exemplare. Beſonders intereſſant iſt der auf der nördlichen Tundra geſammelte Theil."

Zum Schluſſe ſpricht dann Herr Czekanowski denen ſeinen Dank aus, die ihm zur Ausführung ſeiner Reiſe behülflich waren: dem Ingenieur-Oberſtlieutenant Unterberger, ſeinem Freunde und Kameraden N. A. Hartung und ſeinem Reiſegefährten Wenglowski.

*) Herr Akademiker Schmidt theilt mir mit, daß der bekannte belgiſche Geologe Dupont bei ſeiner Anweſenheit in Petersburg 1874 unter anderen meine Collection aus dem Quellgebiete der untern Tunguska gemuſtert und in ihr einige deboniſche, mit belgiſchen identiſche Arten wiedererkannt hat.

Unterwelt und Elyſium der Hervey-Inſulaner.

Miſſionär W. Wyatt Gill hat 22 Jahre auf den Hervey-Inſeln in der Südſee zugebracht und während dieſer langen Zeit vollauf Gelegenheit gehabt, die Traditionen des Volks zu ſtudiren. Er iſt bekannter mit ihm geworden als alle ſeine Vorgänger und vermag namentlich über die religiöſen Vorſtellungen der Inſulaner eingehend zu berichten, wie ein von ihm am 8. Februar dieſes Jahres vor dem Anthropologiſchen Inſtitute von Großbritannien und Irland gehaltener Vortrag beweiſt, den wir hier im Auszuge wiedergeben wollen.

Die Unterwelt heißt bei den Hervey-Inſulanern Avaiki, im Tahitiſchen Hawaii und im Neuſeeländiſchen Hawaiki. Die Welt wird von den Hervey-Inſulanern als das hohle Innere einer ungeheuren Kokosnuß aufgefaßt, worin viele Länder liegen, die der Aufenthalt unglücklicher Geiſter und unterirdiſcher Gottheiten ſind. Nahe bei einer Oeffnung an der Spitze der großen Schale liegen an der Außenſeite ihre Heimathsinſeln. Darüber erheben ſich ins Unendliche wenigſtens zehn verſchiedene Himmel, welche das Elyſium der Tapfern bilden. Zuweilen nennt man die düſtere untere Region po, d. i. Nacht. Urſprünglich beſuchten ſich die Menſchen und die Einwohner von Avaiki, indem ſie durch die Oeffnung an der Spitze der Schale ſpazierten, doch iſt dieſe jetzt wegen verſchiedener Plünderein der Beſucher geſchloſſen.

Seitdem giebt es nur zwei Arten, um in die Unterwelt zu gelangen: 1. man folgt der leuchtenden Spur des Sonnengottes Rä und gelangt hinter ihm in das Gebiet der Nacht, oder 2. man tritt auf einen Zweig des heiligen Bua-Baumes (Fagraea berteriana).

In den heimiſchen Geſängen und Mythen werden mit Vorliebe die Abenteuer jener erzählt, welche der Geiſterwelt ihren Beſuch abgeſtattet haben; namentlich ſind die Geſänge reich an Klagen über jene, welche dem Sonnengotte Rä in die düſtere Region Avaiki's folgten. Die abgeſchiedenen Geiſter, welche mit Guirlanden und Blumen des Heliotrops geſchmückt ſind, gehorchen einem beſondern Anführer, welcher die Zeit ihrer Abreiſe beſtimmt. Nach der Geheimlehre der Prieſter verlaſſen die Seelen bereits den Körper, ehe der letzte Athemzug gethan iſt, und reiſen zu einer Felsklippe, welche der niedergehenden Sonne (Rä) gegenüber liegt. Nun kommt eine gewaltige Woge, welche gegen die Klippe brandet, und ein rieſenhafter Bua-Baum, überdeckt mit wohlriechenden Blüthen, erhebt ſich aus Avaiki, um auf ſeinen Zweigen die

menſchlichen Seelen aufzunehmen, welche auf myſtiſche Weiſe gezwungen ſind, an ihm ſich aufzuhäufen. Iſt der Baum mit dieſer lebenden Frucht beladen, dann ſchwindet er wieder hinab nach Avaiki.

Dort angelangt fängt Akaanga, der Sklave der ſchrecklichen Unterweltgöttin Miru, die Seelen in einem Netze und wäſcht ſie in einem See hin und her. Zappelnd gleich Fiſchen erſchöpfen ſich hier die Unglücklichen, die Maſchen des Netzes halten ſie feſt und in dieſem werden ſie ſchließlich, halb todt, der furchtbaren Miru vorgelegt.

Das Geheimniß der Macht Miru's über ihre Schlachtopfer liegt in der Kava-Wurzel (Piper methisticum). Jedem Beſucher der Unterwelt wird van den vier lieblichen Töchtern der Göttin eine Schale des Kava-Trankes kredenzt und berauſcht von dem Getränke vermögen ſie nicht zu widerſtehen und werden in einen großen Ofen geſchaben und gekocht. Miru, ihre ſchönen Töchter, ihr tanzliebender Sohn und ihre Diener leben einzig und allein von den in die Unterwelt geſchickten und dort gekochten Seelen. Die Trinkſchalen der Miru ſind aus den Schädeln ihrer Schlachtopfer gemacht. In den Geſängen heißt ſie „Miru die Rothe", weil ihre Wangen ſtets von der Hitze der Oefen glühen, in denen die Gefangenen gekocht werden.

Solchergeſtalt, glaubte man, würde das Loos der Feiglinge und der eines natürlichen Todes Geſtorbenen im künftigen Leben ſein. Ein beſſeres Schickſal erwartete dagegen die Seelen der Krieger, gleichviel ob Männer oder Weiber. Ihre Heimath war eine Art Paradies im Himmel. Weder im Winter noch in der Regenzeit können jedoch die Seelen der Tapferen zur Seligkeit eingehen; doch wenn im Auguſt der Korallenbaum ſeine blutrothen, auf vergoſſenes Blut deutenden Blumen entwickelt, dann rüſten ſich die Geiſter der Tapferen zur Fahrt. Wenn alle Seelen auf der großen Felsklippe vereinigt ſind, van der aus man das Marai des Kriegsgottes Rongo überſchaut, dann erhebt ſich plötzlich zu ihren Füßen ein Berg, auf welchen ſie hinaufklettern. Der Weg dort hinauf iſt aus den Keulen, Speeren und Steinen erbaut, mit denen ſie erſchlagen wurden. Auf der Spitze des Berges angelangt ſpringen ſie in den blauen Weltraum hinein, wo ſie als weiße Flecke, gleichſam wie die „Schäfchen" am Himmel, umherſchweben und van wa ſie mit Abſcheu auf die Unglücklichen in Avaiki hinabblicken. Behangen mit Guirlanden aus ſüßduftenden Blumen verbringen ſie ihre Zeit mit Tänzen und wiederhalten Geſängen, in denen ihre tapferen Thaten gerühmt werden.

Die ganz natürliche Folge eines ſolchen Glaubens war die dadurch erzeugte Vorliebe für den Tod im Kampfe. Man erzählte dem Miſſionär von bejahrten Kriegern, die kaum nach im Stande waren den Speer zu halten, die aber darauf beſtanden, noch in die Schlacht geführt zu werden, um durch den Tod in derſelben das Jenſeit der Tapferen ſich zu erwerben.

Auf der Inſel Aitutaki (die auch zu den Hervey-Inſeln gehört) wird der „Himmel" als ein Land gedacht, in welchem Tukaitaua ſeine Freunde fortwährend mit Zuckerrohr füttert. In der „Hölle" dagegen, wa die böſe Miru herrſcht, müſſen die dorthin Verdammten lebende Tauſendfüße verſchlingen. In dem auf dieſe Vergiftung folgenden Todeskampfe erſäufen ſich die Unglücklichen noch und werden dann von der Hexe Miru gekocht und verzehrt.

Intereſſant iſt es hiermit zu vergleichen, was wir neuerdings von den Eingeborenen an Port Moresby (Neuguinea) kennen gelernt haben. Ihr Elyſium, Erema genannt, liegt in der Richtung der untergehenden Sonne, fern jenſeit van Cap Suckling. In Erema gedeihen die Sagapalmen, und die Geiſter der Guten dürfen dort ohne Unterlaß Saga verzehren. Liegt hier eine ähnliche Anſchauung wie bei den Hervey-Inſulanern vor, ſo weichen die Eingebarenen der ſüdöſtlichen Halbinſel Neuguineas van jenen doch darin ab, daß die Seelen der Abgeſchiedenen gelegentlich in ihre alte Heimath zurückkehren und in einem andern Menſchen ihren Wohnſitz aufſchlagen können.

Am Imandra-See.

(Schilderungen aus Lappland.)

Von **Albin Kohn.**

I.

Wir wallen in den folgenden Zeilen an der Hand eines bewährten Führers, des uns ſchon von früher bekannten Freundes der lappländiſchen Volkspoeſie, W. J. Nſemlawitſch Dantſchenka *), einen Ausflug auf die Kola-Halbinſel, in die Gegend des Imandra-Sees, machen und uns dort Land und Leute betrachten.

Wir verlaſſen Kandalaſi, das am Kandalasker Meerbuſen, dem nordweſtlichen Ausläufer des Weißen Meeres, und dem Fluſſe Kanda liegt. Der Weg führt über wenig ſchroffe Gebirgszüge, und rechts von ihm ſieht man die vereiſte Bucht des genannten Buſens und die romantiſchen Ufer des in launenhaften Biegungen dem Meere zueilenden Fluſſes Kanda und weiterhin die nie zufrierende Niwa, welche beſtändig von ſteilen Felſenwänden, die van dunkeln Kiefernwäldern gekrönt ſind, begleitet wird, häufig in kleinen Cascaden über niedriges Geſtein ſtrömt, aber auch ebenſa häufig ſich von Felswänden herabſtürzt und bedeutende Waſſerfälle bildet. An dieſem Fluſſe beginnt ſo recht die lockende, geheimnißvolle Oede Lapplands, die von wundervollen Bildern der nördlichen Natur überfüllte Wüſte, welche den Neuling mit ihrer wilden Schönheit, mit ihrer Freiheit, ja ſogar mit ihrer Oede bezaubert. Von hier aus ziehen ſich bis ans Eismeer auf einem unüberſehbaren Raume großartige Gebirgszüge hin, in deren Thälern ſich Seen befinden, die aus der Ferne wie ungeheure Smaragden und Saphire erſcheinen, während ſich van den mächtigen Gipfeln Hunderte kleiner, glänzender Waſſerfäden, bald reizend durch ihre Schönheit, bald grauſenerregend durch das Getöſe, welches ſie verurſachen, herabſtürzen und ebenſo viele Waſſerfälle bilden.

In den einſamen Thälern dieſer Gegend, an ſtillen

*) S. „Globus" Bd. XXVIII, S. 334. Wir folgen hier ſeinem Buche: „U Okeana. Shisn na krainjem ſjäwerjä", d. h. „Am Ocean. Das Leben im äußerſten Norden." St. Petersburg 1875.

Buchten der Seen oder auf einer bewaldeten Insel derselben, auch wohl an einem romantischen Bergabhange sieht man von fern zerstreut die Sommerzelte oder die Winterwohnungen, „Pyrty“, der Lappländer. Hier findet man sie in kleinen Gruppen zusammengedrängt, dort wiederum vereinzelt, aber immer in der Nähe einer Capelle und eines Gewässers, an dessen Ufern sich die ganze Familie des Loparen (so nennt sie der Russe) während des Sommers mit Fischfang beschäftigt und im Schutze der schattigen, grünen Haine dem Geschrei der Möven, Taucher und anderer Wasservögel zuhört, das während des langen heitern Tages nicht aufhören will.

Anders freilich sieht das Bild während des langen, langen Winters und der eben so langen Nacht aus. Das blaue Himmelszelt verändert seine Farbe in ein unbestimmtes Aschgrau, die Erde bedeckt ein weißes Leichentuch aus tiefem Schnee, der in mikroskopischen Flöckchen zu Boden fällt; Bäche, Flüsse und Seen sind erstarrt, die Bäume des Waldes mit Schnee beladen, und man erkennt sie kaum durch den bläulichen Duft, den das Grün der Nadeln ihm verleiht. Auch der frohe Lärm der Vögel ist verstummt; ihn ersetzt das Geheul der hungeigen Wölfe, welche Beute suchen, und das häufig nur vom Heulen der Windsbraut übertönt wird. Dieses traurige Bild wird nur durch das Nordlicht, das in wundervoller Schönheit in den phantastischsten Formen bis zum Zenith emporsteigt, beleuchtet und belebt, und dieses Licht ermöglicht es dem Loparen, einzeln oder in einer „Rajda“, d. h. in einer langen Reihe, in der leichten „Kjereschka“ (Renthierschlitten) vom Imandra-See nach Kola oder Kandalask zu fahren, um sich dort den einzigen Genuß zu verschaffen, den ihm die europäische Civilisation gebracht hat — um sich in Branntwein oder „narwegischem Rum“ zu betrinken.

Der Lopar, zu dem sowohl vom Süden als vom Westen, von Rußland und Norwegen aus, die Cultur vorgedrungen ist, ist trotz alledem ein Naturkind geblieben. Man hat ihm den Christengott gebracht, ihm auch den Glauben an einen persönlichen Teufel aufgedrungen, es jedoch nicht vermocht, ganz seine alten Götter zu entthronen, aus seinem Herzen, aber seiner wenig glühenden Phantasie zu verdrängen. Die europäische Civilisation hat nur die Zahl der Götter des Loparen vermehrt und ihm den Branntwein gebracht, den er so leidenschaftlich liebt, daß, wenn er nichts weiter hat, das er für ein Gläschen Schnaps bieten könnte, er seine Kjereschka und seine Renthiere hingiebt.

Doch noch eins hat dem Loparen die europäische Civilisation gebracht — die russische Bauernkleidung, welche er jedoch nur während des Sommers trägt, und die russische Sprache, welche selbst die am weitesten gegen Norden und Westen vorgeschobenen Laparen ziemlich geläufig sprechen, von der jedoch die Frauen meist kein sterbendes Wort verstehen, oder es doch sehr schlecht sprechen.

Ueber die Frauen der Lappländer äußert sich Dantschenko in äußerst vortheilhafter Weise. Sie sind, sagt er, scheu und sittsam. Es giebt viele sehr schöne Lappländerinnen, und der Typus ihrer Männer und Brüder würde ganz an den russischen erinnern, wenn ihr Bart dichter, ihr Wuchs größer wäre *). Die lappländische Frau ist ihrem Manne unbedingt treu und die Jungfrau für den Fremden unnahbar. Im Allgemeinen könnte das Familienleben des Loparen als Beispiel und Ideal selbst für höher civilisirte Racen dienen, und es ist kein Fall bekannt, daß der Mann seine Frau geschlagen hätte. In der elenden Hütte hört man nie Zank und Streit; es herrscht im Gegentheil beständig Frieden und Eintracht. Wenn wir dieses berücksichtigen, so möchten wir uns doch wohl die Frage stellen, wer denn eigentlich der Wilde ist: der Lappländer, den wir so zu nennen gewohnt sind, oder der russische, polnische und deutsche Bauer, der jederzeit bereit ist, seine Frau zu prügeln, und sie häufig bis aufs Blut mißhandelt, während jener Naturmensch wahrhaft edel und chevaleresk mit seinem Weibe, mit seiner Schwester und Tochter umgeht. Eine Folge hiervon dürfte sein, daß, während in den russischen Ansiedelungen, namentlich um Murman, in Kandalask und Kola geheime Krankheiten grassiren, sie in den Hütten der Lappländer zu den Seltenheiten gehören und wahrscheinlich nur durch eine gewaltthätige Handlung eingeimpft worden sind.

Der Lappländer verändert viermal im Jahre seinen Wohnort. Am Tage des heiligen Jegory verläßt er sein Winterquartier, welches immer in romantischen Gebirgsthälern aufgeschlagen ist. Einige ziehen in ihre Frühlingslagerstätten an Flüssen, um sich dort mit Fischfang zu befassen, Andere schlagen in den Wäldern ihre Wohnsitze auf, in welchen sie sich mit der Jagd, besonders auf Vögel, beschäftigen, während noch Andere ans Meer ziehen. Am Tage des heiligen Elias werden auch diese Ansiedelungen verlassen und die Sommerwohnungen bezogen, welche sich an großen und kleinen Seen und Flüssen in wahrhaft reizenden Lagen befinden. Von nun an lebt der Lappländer bis zum Herbste vereinzelt. Er schlägt sein Zelt am Ufer des Flusses oder Sees auf, der ihm auf Grund angestammter Rechte gehört. Hier ruht er, umgeben von der schönsten, wenn auch nordischen Natur, nach der schweren Arbeit aus, oder flickt seine Netze, um wieder arbeiten zu können. Morgens und Abends aber fängt er Forellen, Aeschen, Hechte und andere. Der Fang pflegt reichlich auszufallen; aber er bringt dem Fischer keinen Nutzen. Was soll er mit den Fischen machen? Noch hat er es nicht gelernt, sie zu räuchern, und wenn er es auch verstände, woher soll er das Geld nehmen, um auch nur eine sehr einfache Räucherkammer zu erbauen? Die Hitze aber ist furchtbar — und die Fische verderben. In diesen Kesseln, welche in jenen Gegenden die Seen und Thäler überhaupt bilden, sammeln sich die Sonnenstrahlen, indem sie sich an den schroffen Felsenwänden der benachbarten Gebirge brechen, wie im Brennpunkte eines Hohlspiegels, und der arme Lopar ist wider seinen Willen genöthigt, sich oft zwanzigmal während eines Tages zu baden. Wenn er die Forellen auch nur drei Tage in dieser glühenden Atmosphäre lassen wollte, so würden sie zum Gebrauche untauglich werden, und deshalb verkauft er nur Fische, die er im Herbste gefangen und gleich dem Froste ausgesetzt hat. Was im Sommer gefangen wird, wird verbraucht, und es wird eben nur so viel gefangen, als für das eigene Bedürfniß nothwendig ist. Im August beziehen die Loparen wieder ihre Herbstwohnungen, wo sie sich sowohl mit Fischfang als mit Jagd beschäftigen. Da die Herbstwohnungen nahe bei einander liegen, werden auch die Jagden auf Renthiere, Marder, Füchse, Fischottern, Fjälfraße und Bären gemeinschaftlich betrieben. Die Winterquartiere werden gegen Weihnachten, spätestens aber kurz nach Neujahr bezogen. Dieses Wanderleben ist mit den Besitzrechten eng verbunden. Alle Flüsse, Bäche, Seen, Wäldereien sind vertheilt, und jede Familie hat ihr bestimmtes Eigenthum. Der Lappländer ist hierdurch gezwungen, den Fischfang und die Jagd an ver-

*) Vergl. hierzu, was Virchow in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. vom 20. Februar 1875 über „die physischen Eigenschaften der Lappen“ sagt (Zeitschrift für Ethnologie VII, 1875, Heft I u. II). Manches, was sich dort und hier zu widersprechen scheint, erklärt sich wohl dadurch, daß sich Virchow's Angaben auf Lappen aus der schwedischen Provinz Westerbotten, Dantschenko's auf solche vom Imandra-See, der über 90 Meilen davon entfernt ist, beziehen.

ſchiedenen Stellen zu betreiben. Wenn dieſe Art Eigenthumsrechte aufhören würden, würde auch der Lappländer aufhören Nomade zu ſein — aber auch wahrſcheinlich aufhören zu exiſtiren.

Wenn der Lappländer mit ſeiner Familie an einem See oder Fluſſe angelangt iſt, wird auch gleich die Hütte erbaut und am Ufer ein Pfahl in die Erde geſchlagen, an welchen der Hund angebunden wird. Die Netze und ſonſtigen Fiſchereigeräthe werden auf Stangen gehängt, die kleinen Kähne oder Boote in Buchten gebracht, und ſchon am folgenden Morgen beginnt unter Glückwünſchen die Arbeit. Fiſche werden nicht geangelt; dieſe Art des Fiſchfanges iſt den Lappländern unbekannt. Die einfachen Hütten werden ſo nahe wie möglich am Walde errichtet, um Brennholz in der Nähe zu haben. Die Standquartiere der Lappländer werden nach der Gegend benannt, in welcher ſie angelegt ſind. So heißt eins Imandra, vom See, an dem es errichtet iſt, ein anderes Muſſelga, vom See gleichen Namens, ein drittes Noto, weil es am Noto-See ſteht, u. ſ. w. Eine ſolche Anſiedelung beſteht gewöhnlich aus 6 bis 20 Hütten, die oft näher, oft auch ferner von einander errichtet ſind. Neben jeder Hütte befindet ſich ein kleiner Speicher. Solche Speicher werden häufig auch an verſteckten Orten, im Walde, oft ſogar auf einem hohen Baume angelegt; es hängt dies vom größern oder geringern Werthe der Gegenſtände ab, welche man in ihm aufbewahrt. Dieſe Gewohnheit hat ſich ſeit der Zeit bei den Lappländern eingebürgert, als die weißäugigen Tſchudj Lappland verwüſteten; ſpäter haben ruſſiſche Fiſcher die Rolle der Tſchudj übernommen; nach ihnen kamen Schweden und Norweger. Obgleich jetzt das Eigenthum der Loparen nicht gefährdet iſt, bewahren ſie es doch noch immer in geheimen Verſtecken auf.

Den Mittelpunkt der Anſiedelung *) bildet unbedingt eine Capelle, welche aus unbearbeiteten Balken errichtet und mit einem nach zwei Seiten abſchüſſigen Dache verſehen iſt, auf welchem ſich ein Kreuz erhebt. Die Hütten, in denen die Lappländer den Winter verbringen, ſind ein Mittelding zwiſchen der leichten Sommerhütte, die einem Zelte oder einer Jurte gleicht, und dem kleinen ruſſiſchen Hauſe, das nur aus einer Stube beſteht. Sie ſind aus rohen Balken errichtet, haben ein ſchmales Fenſter und eine niedrige Thür. Die Balken ſind auf einander gelegt und die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen werden nicht verſtopft. Das Dach iſt nach einer Seite abhängend. Im Innern iſt aus Steinen eine Art Kamin gemacht, über welchem ſich in der Decke ein Loch befindet, durch das der Rauch entweicht. Einen Schornſtein errichtet der Lappländer nicht. Dieſes Wohnhaus, das der Lapptänder „Pyrt“ nennt, hat eine Länge von 5, eine Breite von 4 und eine Höhe von 1 Meter. Die Decke iſt häufig mit Raſen belegt. In der Nähe des Einganges ſteht eine Art Regal zur Aufbewahrung des Küchengeräthes, neben ihm ein Gefäß zum Waſchen deſſelben und ein Waſſerſtänder. An den beiden freien Wänden ſind Pritſchen angebracht, von denen die an der Hauptwand für den Hauswirth und ſeine Frau beſtimmt iſt, während weiterhin die Söhne und überhaupt nur Mannsperſonen liegen; die Töchter liegen nahe am Eingange. Dieſem gegenüber befinden ſich im ſogenannten Hauptwinkel, wie beim Ruſſen, Bilder von Heiligen, unter denen ſich manchmal auch erotiſche Sachen befinden, wenn ſie nur recht bunt ſind. Dantſchenka ſah in einer Laparenhütte unter den Heiligen auch das roth, grün und gelb gemalte Bild des Fürſten Paſchkiewicz, der ſa jenſeits des Polarkreiſes Heiligenverehrung genießt. In manchen Hütten findet man einen Hausflur, in welchem die Schafe untergebracht, auch wohl verſchiedenes Wirthſchaftsgeräth, Kleidungsſtücke u. ſ. w. aufbewahrt werden.

Jeder Speicher hat zwei Stockwerke; im untern werden die Schafe untergebracht; das obere dient zur Aufbewahrung von Vorräthen. Die Schafe befinden ſich übrigens größtentheils im Freien; ſie werden nur unter Dach gebracht, wenn der Eigenthümer und ſeine Familie ſich zur Ruhe begeben. Der Lappländer liebt die Reinlichkeit des Körpers. Während des Sommers badet er ſich, wie wir geſehen haben, an einem Tage gegen zwanzig Mal; während der Winterszeit wäſcht er ſeinen Körper an der Stubenthür, der dann durch einen Vorhang verdeckt wird.

In einem Pyrt leben oft bis ſechs Familien; häufig ſogar noch weit mehr. Eine Folge hiervon iſt eine ſtarke Ueberfüllung des engen Wohnraumes. Dieſe Ueberfüllung iſt jedoch ein Zeichen des Reichthums des Eigenthümers; denn je begüterter der Lopar iſt, deſto mehr Arme, beſonders aber verarmte Verwandte, ſammelt er in ſeiner Wohnung an. Ein Zeichen des edelmüthigen Charakters und der Gutmüthigkeit dieſes Volksſtammes dürfte übrigens ſein, daß kein armer Verwandter abgewieſen wird. Es giebt auf der Kola-Halbinſel und am Imandra-See keinen Bettler. Wenn ein Lapar durch Unglücksfälle oder eigene Schuld verarmt iſt, geht er in aller Seelenruhe mit ſeiner ganzen Familie in den Pyrt ſeines Onkels, Bruders, Schwagers oder Gevatters, läßt ſich dort nieder und iſt mit den anderen Familienmitgliedern vollkommen gleichberechtigt. Während des Sommers treibt dieſes verarmte Familienmitglied Fiſchfang und Jagd, wenn es will für eigene Rechnung, und kommt zum Winter wieder in die Hütte ſeines Beſchützers. Es iſt dies durchaus keine Erniedrigung für den Verwandten, und es macht ihm Niemand auch nur den leiſeſten Vorwurf. Die Ruſſen, welche ſich auf der Halbinſel Kola angeſiedelt haben, mißbrauchen häufig dieſes Zartgefühl; ſie kommen maſſenweiſe in die Anſiedelungen der Lappländer und laſſen ſich von ihnen während des Winters füttern. Doch auch hiermit begnügen ſie ſich gewöhnlich nicht; ſie beſtehlen häufig noch ihren Gaſtfreund. So erzählte ein Lapar Dantſchenka, daß ſie ihm drei ausgearbeitete Renthierfelle, welche als Matratzen dienten, geſtohlen hätten, und als ihn Dantſchenko fragte, warum er den frechen Dieb nicht angehalten, ſagte er: „Ich habe mich geſchämt! Hätte ich ihm ein Wort geſagt, ſo wäre es ja, als ob ich ihn einen Dieb geſchimpft hätte, und dieſes wäre nicht ſchön; es wäre erniedrigend.“

Dieſe Sinnesart iſt aber durchaus keine Folge von Feigheit, denn in der Anſiedelung leben ja viele Loparen, während häufig nur ein Ruſſe in die Wohnung kommt und hier einen Diebſtahl verübt.

Man wundert ſich, daß kein Lappländer ein ordentliches Haus erbaut, trotzdem es doch unter ihnen recht begüterte Leute, ja ſogar in gewiſſem Sinne Capitaliſten giebt. Dieſes iſt ziemlich leicht erklärlich. Der Reichthum der Loparen beſteht hauptſächlich in Renthierherden; er iſt alſo noch Nomade, der ſich dahin begiebt, wo ſeine Herden die beſten Weiden finden. Gewöhnlich verzehren nun aber die Renthiere während eines Zeitraumes von fünf bis ſechs Jahren das Moos der Tundra, in deren Nähe die Anſiedelung angelegt warden iſt, und nun begiebt man ſich in eine andere Gegend, die manchmal bis 30 Kilometer entfernt iſt. Alle ſechs, höchſtens alle zehn Jahre ein neues Wohnhaus zu erbauen iſt aber ſelbſt in den Gegenden am Imandra-See zu koſtſpielig, und dieſes um ſo mehr, als es doch nur für den Winter dient. Des Lappen Sommer- und Herbſtwohnung, „Pojat“ genannt, iſt eine enge, aus Stangen aber Brettern

*) Abbildungen lappländiſcher Typen, Wohnungen und Landſchaften beachte der „Globus“ in Bd. XXII u. XXIII.

gemachte Bude, die mit Rasen belegt ist und oben eine Oeffnung hat, durch welche der Rauch entweicht. Im Innern ist ein Herd errichtet, auf welchem ein Dreifuß steht; hinter dem Herde steht das ärmliche Haus- und Küchengeräth; die Wände sind mit Heiligenbildern behängt und rechts und links vom Herde befindet sich das Lager der Bewohner. Auch bei diesen Wohnungen werden kleine Speicher errichtet, die gewöhnlich auf Stubben, aber gar auf hohen Pfählen erbaut werden. In diesen Speichern werden Netze, Fische, geschaffene Vögel, Mehl, Salz u. s. w. aufbewahrt und so vor Mäusen und Fjälfraßen gesichert, die sich vergebens bemühen, in sie einzudringen. Das Haus- und Küchengeräth des Lappländers ist ziemlich einfach; es besteht aus gußeisernen Kesseln, in denen die Fischsuppe gekocht wird, aus Schöpfen und Schüsseln aus Holz oder Birkenrinde, einem flachen Schöpflöffel, mit welchem die Fische aus dem Kessel geholt werden, einem Salzgeschirr aus Birkenrinde und einer Tischdecke aus demselben Materiale. Ein halbrundes Brett, die „Kara", dient statt einer flachen Schüssel und bildet den Schluß des Tafelgeschirrs. Teller kennt der Lappländer nicht; ihre Stelle vertritt ein Stück Birkenrinde oder ein flacher Stein; doch beginnen die Reicheren jetzt schon Steingutgefäße einzuführen. Während des Essens sitzt die ganze Gesellschaft auf dem Boden.

Die Speisen des Lappländers sind im Ganzen elend und ekelhaft. Nur während des Sommers, während dessen er keinen Absatz für seine Fische hat, wird oft auf einmal ein ganzes Pud davon gekocht. Dafür wird im Winter und wenn Jagd und Fischfang wenig bringen, gehungert. Vielleicht interessirt sich der eine oder der andere Leser für das Menu des Lappländers, da ja die culinarischen Fähigkeiten und Genüsse für die Civilisation eines Volkes charakteristisch sind. Der beste Speisezettel lautet: 1. Fischpastete, zu welcher saurer Teig aus Roggenmehl genommen wird. 2. „Linda", d. h. Fischsuppe mit Rennthiertalg. 3. „Rjeska", d. h. Fladen aus Roggenmehl. 4. Rennthierfleisch oder Wildpret mit Talg. 5. „Pojda", d. h. Rennthiertalg. 6. Knochen mit Mark. 7. Weizengrütze mit Butter. 8. Weizengrütze mit Talg. 9. Als Dessert — geschmolzene Butter. Die Fladen, „Rjeska", sollen zwar aus Roggenmehl zubereitet werden; da jedoch das Mehl in jenen Gegenden stets sehr theuer ist, geht man sehr sparsam mit ihm um und mengt es immer zur Hälfte mit fein geklaßener Kiefernrinde. Aus diesem Gemenge wird Teig bereitet und die aus ihm gemachten Fladen werden auf einen heißen flachen Stein gelegt, der noch überdies in die Nähe des Feuers gebracht wird. Wenn eine Seite gebacken ist, wird der Fladen umgekehrt und die andere Seite der Hitze ausgesetzt. Die Rjeska vertritt dem Lappländer unser Brot, das für ihn die größte Delicatesse ist und welches nur derjenige kennt, welcher in die russischen Ansiedelungen (Städte kann man die Orte nicht nennen) Kola und Kandalask kommt. Ein ähnlicher Teig wird auch zu den Pasteten verwendet, nur wird er vorher gesäuert. Diese Pastelen wären wohl schmackhaft, wenn eben anderer Teig zu ihnen verwendet würde und der Lappländer Gewürz zu ihnen hätte, denn ins Innere kommen immer Forellen. Häufig werden diese aber auch ohne Teig gebraten, wobei die Lappländerin folgendermaßen verfährt. Vor allen Dingen reinigt sie die Fische mit dem Messer, das immer an einem schmalen Riemen an ihrer Seite hängt. Dann werden sie an ein dünnes Stäbchen gesteckt und am Feuer dermaßen gebraten, daß auch kein Tröpfchen Fett von ihnen auf den Boden fällt, denn die lappländische Köchin versteht es, den in die Erde gesteckten hölzernen Spieß so geschickt zu drehen und zu wenden, daß kein Verlust entsteht. Die Forelle ist gar, wenn die gebräunte Haut vom Fleische absteht, und sie soll vorzüglich schmecken.

Zur „Linda" werden, jenachdem Ueberfluß oder Mangel an Fischen ist, mehr oder weniger Fische verwendet. Wenn diese zerkocht sind, wird Mehl mit feingestampfter Kiefernrinde oder Grütze und Talg hinzugefügt. Statt der Fische wird auch wohl Fleisch von Vögeln oder Wild genommen; doch erlaubt man sich einen solchen Luxus gewöhnlich nur an Festtagen oder wenn Gäste da sind; denn der Lappe liebt es nicht, allein zu essen oder zu trinken. Im Gegentheil freut er sich, wenn er einen Gast hat, den er bewirthen, mit dem er seinen Schmaus theilen kann. Die Pastete sowie die anderen im Speisezettel aufgeführten Gerichte kommen nur an hohen Festtagen oder während einer Hochzeit auf den Tisch, oder besser auf den Fußboden des Lappländers.

Aus allen Erdtheilen.

Zur freien Auswanderung nach Australien.

H. G. Eine Hamburger Auswanderungsfirma kündigt an, daß sie Passagiere ohne Nachzahlung für den Preis von 33 Mark nach Australien befördere, während sonst die Fahrt dahin im Zwischendeck 330 bis 380 Mark kostet. Man hat nun geglaubt, daß dahinter etwas Aehnliches stecke wie bei der berüchtigten Auswanderung nach Brasilien. Dieser öffentlich ausgesprochenen Vermuthung muß ich entgegen treten. Ich bin als alter Australier mit den dortigen Verhältnissen und Zuständen sehr genau bekannt und kann versichern, daß die Regierungen der australischen Colonien in ihren Handlungen sa affen und ehrlich sind, wie nur eine Regierung sein kann. Die dartigen Gesetze und das dortige Gerichtswesen sind so vortrefflich und so wohl geordnet, daß es auch einer Regierung sehr schlecht bekommen würde, wollte sie List und Treulosigkeit gegen Einwanderer ausüben oder nur dulden. Die in Hamburg verheißene freie Auswanderung nach Australien bezieht sich auf Südaustralien und hat es damit folgende Bewandtniß. Diese Colonie ist die zweitgrößte auf dem Continente und umfaßt ein Areal von 914,730 Quadratmiles. Befindet sich darauf auch viel unbrauchbares Land, so ist doch immerhin das culturfähige von sehr beträchtlichem Umfange. Die Bevölkerung betrug aber am 1. Juli 1876 erst kaum 215,000 Seelen. Die Ansiedelungen reichen bis jetzt wenig über 100 Miles von der Küste ab ins Innere hinein, und ein großes Hinderniß für das weitere Eindringen bildet der Mangel an Communicationswegen. Australien und namentlich der Süden ist bekanntlich sehr arm an schiffbaren Flüssen, denn was man von Flüssen auf den Karten verzeichnet findet, sind meistens in der Regenzeit reißende Ströme, in der Sommerzeit aber wasserlose Flußbetten. Um auch das Innere anzusiedeln, müssen Eisenbahnen gebaut werden, damit der Farmer seine Erzeugnisse nach der Küste schaffen und dort absetzen kann. Dem letzten Premierminister, Mr. James P. Boucaut, gebührt der Ruhm, die bisherige Kirchthurmpolitik beseitigt und eine progressive Politik in großem Maßstabe eingeführt zu haben. Auf seine Veranlassung

hat das jetzt in Adelaide tagende Parlament eine Anleihe von 2,000,000 Pf. St. genehmigt, und sollen damit hauptsächlich Eisenbahnen in der Länge von ungefähr 400 Miles gebaut werden. Wenn es nun auch unter gewöhnlichen Verhältnissen keineswegs an Arbeitern in Australien fehlt, so erfordern doch solche außerordentliche Bauten, welche mit aller Energie betrieben werden sollen, sehr viel Arbeitskräfte. Um theils diese, theils gute Colonisten zu gewinnen, hat das Parlament beschlossen, daß in diesem Jahre 100,000 Pf. St. und ebenso auch im Jahre 1877 für freie Einwanderung aus Europa verausgabt werden sollen. Bisher bestand nur assistirte Einwanderung, d. i. die aus Großbritannien nach Südaustralien Auswandernden zahlten für die Fahrt je nach ihrem Alter nur 3 bis 8 Pf. St., während das Uebrige von der Colonialcasse getragen wurde. Als dies Experiment wenig Erfolg gab, beschloß das Parlament, allen nützlichen Handwerkern, Gärtnern, Bergleuten und namentlich den ländlichen Arbeitern und Dienstmädchen, welche nach in der Blüthe ihres Lebens ständen und kräftige, körperlich und geistig gesunde, fleißige, nüchterne und überhaupt gut beleumundete Personen wären, völlig freie Fahrt nach Australien zu gewähren. Man schickte sogenannte Reiseapostel, welche die Colonie genau kannten und dabei eine gute Suade besaßen, nach England, um dort im Lande herumzureisen und auf öffentlichen Meetings den Leuten die Vortheile einer Auswanderung nach Südaustralien zu schildern. Freilich wurde dabei viel in Hyperbeln gesprochen. Man ging dann, um bessere Erfolge zu erzielen, noch einen Schritt weiter. Während das Parlament sich bis dahin entschieden geweigert hatte, die Vortheile einer freien Fahrt von Europa nach Australien auch auf Deutschland auszudehnen, warf es plötzlich, gewissermaßen durch die Noth dazu gedrungen, alle seine guten Gründe über Bord und übertrug diese Berechtigung auch auf Deutsche. Der Generalagent der Colonie in London, Mr. Francis S. Dutton (8. Victoria Chambers, Westminster S. W.), erhielt von seiner Regierung den Auftrag, von Zeit zu Zeit von Hamburg ein Schiff nach Adelaide abgehen zu lassen, welches Deutsche obiger Qualification völlig frei nach Südaustralien befördern solle. Wenn nun dennoch 33 Mark für die Fahrt berechnet werden, so wird das ein Theil der Gratification sein, welche dem Auswanderungsagenten pro Kopf der von ihm engagirten Personen zugesichert ist. Bestimmten Verpflichtungen unterwirft sich der so Auswandernde in keiner Weise, ich betone es: in keiner Weise. Australien ist nicht Brasilien. Wenn er in Port Adelaide anlangt, so gehört er sich allein an und kann über sich frei verfügen, wie er will. Was man natürlich von ihm erwartet, ist, daß er die Colonie, welche ihn frei befördert hat, wenigstens für die ersten Jahre nicht wieder verlasse. Daß er gebunden sei, das Passagiergeld durch Arbeit an den Eisenbahnen wieder abzuverdienen, ist eine Unwahrheit. Er mag arbeiten, wo und wie er will, und der volle Verdienst gehört ihm. Höchstens wird er indirect gezwungen sein, an den Eisenbahnen Arbeit zu suchen, weil den zahlreich nach der Colonie beförderten Arbeitern wohl oft kein anderer Weg für Verdienst übrig bleiben wird.

Die Preise für Lebensmittel waren in Adelaide um Mitte Juli dieses Jahres folgende. Ein Laib Brot, 2 Pfd., 30 Pfg., Mehl 15 Pfg. pro Pfund, Rindfleisch 50 bis 75 Pfg., Hammelfleisch 41 Pfg., Schweinefleisch 50 bis 70 Pfg., Kalbfleisch 50 bis 70 Pfg., Schinken 1 Mark 25 Pfg., Speck 1 Mark, Butter 1 Mark 85 Pfg., ein Dutzend Eier 1 Mark 50 Pfg., Milch 43 Pfg. pro Quart, Aepfel 25 Pfg. pro Pfund, Birnen 30 Pfg. pro Pfund, Kartoffeln 1 Mark für 14 Pfd., ein Kohlkopf 40 Pfg., ein Blumenkohl bis zu 75 Pfg., Zwiebeln 18 Pfg. pro Pfund u. s. w. Ein Glas Ale, ungefähr ½ Seidel, 25 Pfg., eine gewöhnliche Cigarre 20 bis 25 Pfg., eine kleine Wohnung, aus Stube, Kammer und Küche bestehend, 8 bis 9 Mark pro Woche u. s. w.

Was die Löhne anlangt, so galt um Mitte Juli 1876 folgende Höhe. Ohne Kost und Logis erhielt ein gewöhnlicher Arbeiter 5 bis 6 Mark und ein Gärtner 6 Mark pro Tag, Schuhmacher 40 Mark, Tischler 40 bis 50 Mark, Sattler 48 Mark, Bergleute 42 Mark pro Woche, Schneider 75 Pfg. pro Stunde, Dienstmädchen bei freier Station 8 bis 12 Mark pro Woche, ja tief im Innern der Colonie sogar 16 Mark pro Woche.

Wer in Südaustralien Land erwerben und Ackerbau betreiben will, darf nicht ohne Geldmittel sein. Alles auf den öffentlichen Auctionen nicht verkaufte Land (das Angebot muß mehr als 1 Pf. St. pro Acre betragen) kann auf Credit, zum Preise von 1 Pf. St. pro Acre, erstanden werden. Kein Creditkäufer erhält aber mehr Land als 640 Acres, d. i. eine englische Quadratmeile. Er hat dann sofort 10 Procent der Kaufsumme zu erlegen, welche als Pacht für die nächsten drei Jahre angesehen werden. Nach Ablauf dieser Zeit mag er aufs Neue gegen Zahlung von 10 Procent einen dreijährigen Credit beanspruchen. Ist auch dieser Zeitraum verstrichen, so muß er wenigstens den halben Kaufpreis in Baar erlegen, während die andere Hälfte auf weitere vier Jahre gegen jährlich 4 Procent Zinsen gestundet werden kann. Zur ausdrücklichen Bedingung wird dabei gemacht, daß er sich sofort auf dem Lande ansiedele, es einhäge und cultivire. Geschieht dies nicht in vorgeschriebener Weise, so fällt das Land wieder an die Regierung zurück.

Ich kenne Australien aus meinem eigenen Leben daselbst genau und kann Jedem, der nun einmal auswandern will, namentlich die Colonien Südaustralien und Victoria aus Ueberzeugung empfehlen. Er wird besonders in ersterm sehr geordnete Verhältnisse und sittliche Zustände antreffen. In dieser Colonie herrscht der John-Bull-Typus vor, und darunter lebt es sich immer gut. Nur träume er bei Leibe nicht, er werde in Australien in ein Paradies eintreten; gebratene Tauben fliegen auch dort nicht herum. Er wird dort eben so sauer und fleißig — und das noch unter der Glühhitze des Sommers — arbeiten müssen wie in Europa und dabei viele Genüsse der alten Heimath, welche ihm lieb geworden, entbehren. Wer etwa an die Goldfelder denkt, mag lieber nach Berlin oder Leipzig wandern, um dort ein großes Loos zu gewinnen. Ueberhaupt weiß ich nicht, ob fleißige, sittsame, nüchterne, körperlich und geistig gesunde Menschen Ursache haben, ihre Heimath zu verlassen, um einer sehr ungewissen Zukunft entgegen zu sehen. Sie ahnen nicht, in welche Verhältnisse, namentlich wenn mit Familie, sie gerathen können, und wissen nicht zuvor, ob sie Energie genug besitzen, sich darin aufrecht zu halten. Und Freiligrath hat Recht, wenn er dichtet:

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern
Und seinen Rebenhügeln ziehn!

Aus Aegypten.

Oberst Masan, welcher, wie wir in Bd. XXVII, S. 57 berichteten, im December 1874 zusammen mit Oberst Purdy eine Expedition nach dem neu erworbenen Dar-Fur anführte und von Alt-Dongala am Nil eine neue, gerade Straße nach Fascher einschlug, ist, wie die „Allgemeine Zeitung" meldet, unlängst in sehr leidendem Zustande wieder in Kairo eingetroffen. Er und Purdy haben ganz (?) Darfur kartographisch aufgenommen; letzterer unternahm eine Forschungsreise südwärts bis zu den Grenzen von Dar-Fertit, welches Schweinfurth 1871 durchwandert hat, und nach den berühmten Kupferminen Hofrat-el-Nahas (in circa 9¾° nördl. Br. und 25° östl. L. v. Gr.).

Dr. Pfund, welcher die Colstan'sche Expedition nach dem Sudan als Naturforscher begleitete (s. a. a. O. S. 57), ist dagegen am 21. August 1876 in Fascher, der Hauptstadt der Provinz Dar-Fur, gestorben. Er war von Geburt ein

Hamburger, aber schon seit einem Vierteljahrhundert in Aegypten ansässig. 1875 hatte er namentlich den Nordwesten von Kaedsan besucht und botanische Sammlungen gemacht.

Sanft wird gemeldet, daß sich Dar-fur und Kaedsan völliger politischer Ruhe erfreuen, und daß selbst die Negerstämme am Weißen Nile sich allmälig in die neue Ordnung der Dinge finden. M'tesa von Uganda, Stanley's Freund, will Gesandte nach Kairo schicken, wo kürzlich auch solche aus dem Somali-Lande eintrafen. — Zwischen Suez, Zeila und Berbera wurde eine regelmäßige Postverbindung durch Dampfboote eingerichtet.

Volkszählung in Südaustralien.

Am 26. März 1876 wurde der achte Census in Südaustralien aufgenommen und wies eine Seelenzahl von 213,271 aus. Die erste Zählung fand im Jahre 1844 statt und hatte eine Bevölkerung von 17,366 ergeben. Die übrigen wurden gehalten im Jahre 1846 mit 22,390, im Jahre 1851 mit 63,700, im Jahre 1855 mit 85,821, im Jahre 1861 mit 126,830, im Jahre 1866 mit 163,452 und im Jahre 1871 mit 185,626 Seelen. Der letzte Census vom 26. März dieses Jahres mit 213,271, ausschließlich der Ureinwohner, begriff 110,491 Personen männlichen und 102,780 weiblichen Geschlechts. Auf die Pastoraldistricte entfielen davon 3987 und auf die in den verschiedenen Häfen liegende Schiffsmannschaft 1552. Das Northern Territory (Port Darwin) zählte erst 743, d. i. 560 Europäer (467 männliche und 93 weibliche) und 183 Malayen und Chinesen. Davon waren ungefähr 190 Europäer und 80 Coolies und Chinesen auf den Yam Creek Diggins mit Goldsuchen beschäftigt. Während sich in den zehn Jahren von 1851 bis 1861 die Bevölkerung verdoppelt und in dem Decennium von 1861 bis 1871 um 47 Procent zugenommen hatte, hat in den letzten fünf Jahren nur eine Vermehrung von kaum 15 Procent stattgefunden. Der Grund liegt zum Theil in der verminderten freien Einwanderung aus Europa auf Kosten der Colonialcasse, meistens aber in der großen Depression im Verkehrsleben, welche in diesem Zeitraume vorherrschte. Die City of Adelaide, Hauptstadt der Colonie, zählte 31,573 Einwohner, davon 15,104 männliche und 16,469 weibliche. Dann folgen die Städte Norwood und Kensington mit 6576, Hindmarsh mit 4120, Port Adelaide mit 2885, Kapunda mit 2272, Unley mit 1500, Glanville mit 1285 u. s. w.

* * *

— Bekanntlich unternahm der am 9. November 1875 verstorbene Capitain W. H. Howell in Gemeinschaft mit dem am 20. April 1873 verstorbenen Mr. Hamilton Hume im Jahre 1824 die erste große Entdeckungsreise von Yaß, im Süden der Colonie New-Süd-Wales, noch Port Phillips, damals lauter unbekannte und von zahlreichen wilden Eingeborenen bewohnte Gegenden. Die Wittwe desselben, Sophia Howell, hat nun am 13. Mai 1876 die von ihrem Manne auf sie vererbten großen und werthvollen Ländereien in der Nähe von Gaulburn der Universität Sydney als Eigenthum überwiesen, mit der Bestimmung, daß aus der sehr bedeutenden jährlichen Revenue eine Professur für Geographie und Geologie, für welche ihr Mann stets das größte Interesse gezeigt, an der Universität errichtet werde.

— Säwerzow, der bekannte russische Naturforscher und Reisende, beabsichtigt im Herbst 1876 eine Forschungsreise in das neuerworbene Land Ferghana (Choland) und die umliegenden Berge zu unternehmen, im folgenden Sommer das Alai-Plateau und die Ferghano im Süden begrenzenden Gebirge zu besuchen und im Herbste 1877 südwärts bis zur Pamir vorzudringen. Ihn sollen der Astronom Schwarz, welcher die astronomischen Beobachtungen bei der vorjährigen Hissar-Expedition anstellte, der Mineningenieur Muschketow, der Botaniker Smirnow und Andere nebst sechs Kosacken begleiten.

— Der ausgezeichnete Geolog Mr. Brough Smyth, welcher im vorigen Jahre eine interessante geologische Karte Australiens (die erste dieser Art) publicirte, bekleidete bis Ende Mai dieses Jahres die wichtige Stelle eines „Secretary for Mines“ in der Colonie Victoria. Infolge mancherlei Collisionen mit seinen Unterbeamten resignirte er. Wie berichtet wird, hat ihn der Premier der Colonie, Sir James M'Culloch, veranlaßt, sein angefangenes größeres Werk über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in Victoria jetzt bei größerer Muße zu vollenden. Es sind dafür bereits bedeutende Mittel aus der Colonialcasse bewilligt worden, und das vollendete Werk wird um so werthvoller sein, als es eine Race betrifft, die in schnellem Aussterben begriffen ist.

— Die neu gegründete Universität Adelaide in der Colonie Südaustralien trat am 27. Juni dieses Jahres ihr zweites Semester an. Die Zahl der Studenten belief sich auf 32, von welchen 16 dem schönen Geschlechte angehörten. Im ersten Semester waren 18 Studenten und 16 Studentinnen immatriculirt gewesen.

— Laut einer Depesche aus San Francisco ist am 15. Juli der San-Fernando-Tunnel (mit Ausnahme des Hoosac-Tunnels in Massachusetts der längste Tunnel in den Vereinigten Staaten) vollendet worden. Es ist dies der achtzehnte und letzte Tunnel der Süd-Pacific-Eisenbahn auf der Strecke zwischen San Francisco und Los Angeles. Ueberhaupt herrscht augenblicklich in ganz Californien eine große Betriebsamkeit im Eisenbahnbau und namentlich an der genannten Bahn, welche zur Zeit innerhalb Californiens noch aus drei getrennten Stücken besteht, nämlich von San Francisco bis Saledad, von Goshen nach Caliente und von San Fernando über Los Angeles nach Judian Wells. Diese drei Strecken gilt es jetzt mit einander zu verbinden. Man hoffte noch zu Beginn des laufenden Jahres, die Bahn von San Francisco bis Los Angeles am 4. Juli einweihen zu können; aber die großen zu überwindenden Schwierigkeiten haben diesen Termin bis in den September verschoben. Im nächsten Frühjahr soll dann die erste Locomotive von Westen her die Ufer des Colorado-Stromes erreichen. Gleichzeitig läßt die betreffende Eisenbahncompagnie längs ihrer Linie in Kern und Los Angeles County mehrere neue Stadtplätze vermessen.

— Im Juli dieses Jahres sind 800 Auswanderer aus Island im canadischen Bezirk Manitoba angelangt.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. I. (Mit einer Karte und drei Abbildungen.) — Vorläufiger Bericht über die Lena-Olenek-Expedition des Jahres 1875. Von A. Czekanowski. II. (Schluß.) — Unterwelt und Elysium der Hervey-Insulaner. — Am Imandro-See. (Schilderungen aus Lapplaad.) Von Albin Kohn. I. — Aus allen Erdtheilen: Zur freien Auswanderung nach Australien. — Aus Aegypten. — Volkszählung in Südaustralien. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 30. September 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

II.

Nachdem die drei Entdecker jenes Document an dem nördlichsten Punkte ihrer kühnen Wanderung niedergelegt, wandten sie sich zur Rückkehr nach dem Schiffe, 160 Meilen fern im Süden. Lag es aber noch an der frühern Stelle oder war es inzwischen weggetrieben? An das Seil gebunden, kletterten sie über die Gletscher zurück, erquickten sich auf Cap Germania an etwas geschmolzenem Schneewasser und erreichten spät Abends ihr Nachtlager nahe dem Säulencap. Nur eine dreistündige Ruhe gönnten sie sich dort; denn jeder Windhauch konnte das Eis aus der Teplitzer Bay aufbrechen und wegtreiben. Jetzt erschienen die bei der Hinreise leicht überwundenen Hindernisse schwierig; Hunde und Menschen waren erschöpft und letztere wanderten fast mit geschlossenen Augen, Orel wegen Schneeblindheit, die Anderen aus Schlafmangel. Es war ein beständiges Auf- und Abladen des Schlittens, ein Anrücken und Heben und Zusammenbinden der gebrochenen Theile; selbst die Flächen ebenen Eises waren des dichten, nassen Salzschneebreies wegen lästig, der sich auf seiner Oberfläche mehr als ehedem gebildet. Aber glücklich wurde das Allencap und Cap Brorock passirt und nach langem, ermüdendem Wandern gegen Abend Cap Schrötter und die dort Zurückgebliebenen erreicht. Es war charakteristisch zu sehen, wie wenige Tage ohne Arbeit und Aufsicht hinreichen, Menschen unter solchen Umständen zu demoralisiren: sie waren kaum mehr zu erkennen. Geschwärzt vom Thrankochen, matt, vom Durchfall befallen und von Langeweile heimgesucht, krochen sie ebenso erfreut als verwahrlost aus dem geschwärzten Zelte; wenige weitere Tage hätten sicher genügt, sie ernstlich krank zu machen. Doch hatten sie genau nach Payer's Weisungen gehandelt und den Proviantgebrauch möglichst eingeschränkt. Vor seinem Aufbruche hatte er ihnen alle Mittel hinterlassen, sich in der Einöde zu orientiren und den Rückweg nach dem Schiffe zu finden, falls sie fünfzehn Tage vergeblich auf sein Eintreffen gewartet hätten. Als aber Payer sie jetzt fragte, welche Richtung sie nach dem „Tegetthoff" eingeschlagen hätten, wiesen sie zu seinem Entsetzen auf den Rawlinson-Sund anstatt auf den Austria-Sund, nach Nordosten anstatt nach Süden.

Zwei Dinge trieben zur höchsten Eile, die Befürchtung, daß die Zeit plötzlicher Schneeerweichung und Trennung des Landeises bereits begonnen habe und den Rückzug ungemein erschweren dürfte, und die starke Abnahme des Proviants, der, abgesehen von den Depots, nur noch auf zehn Tage reichte. Ohne Weiteres wurde behufs schnellern Fortkommens der gemeinsame Schlafsack, das Hundezelt, alle Pelzhandschuhe u. s. w. zurückgelassen, das getheilte Zelt wieder zusammengenäht und am 14. April bei — 12° R. nach Süden aufgebrochen. Eisböcker, Schneeblindheit einzelner Leute und Faulheit der Hunde ließen den Rückmarsch nicht so rasch von Statten gehen als es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Erst am folgenden Tage, der auch den Pro-

viant durch das Fleisch eines erlegten Eisbären vergrößerte, wurde südlich von den Coburg-Inseln ebenere Bahn erreicht. Inzwischen hatten übermäßige Anstrengung, Schlafmangel, der namentlich im Laufe der nun folgenden Woche eintrat, und das Uebergewicht von Fleischnahrung ihre Kräfte sehr vermindert. Letzteres erzeugte Hungergefühl, und dieses steigert die Reizbarkeit der Nerven ebenso wie es die Muskelkraft herabsetzt. (Die Eskimos dagegen pflegen bis 20 Pfund Fleisch, also einen kleinen Seehund, an einem Tage zu verzehren, und da sie sich dabei wohl befinden, so zeigt dies, wie unnachahmlich civilisirten Menschen die Lebensweise der Wilden ist.) Mehrere Leute, welche das Bärenfleisch nicht vertrugen, wurden während des Marsches öfters vom Schwindel befallen und deshalb auf „halbe Diät" gesetzt. Daher kam es, daß namentlich die nachmittägigen Marschstunden ungemein beschwerlich fielen und die doch verringerte Schlittenlast anscheinend unverändert blieb.

So waren sie längs der Andree-Insel (81 1/2° nördl. Br.) nach Süd hinabmarschirt, hatten das flache Eisgewölbe der Kniper-Insel überschritten und erblickten im Westen die mit vielen Eisbergen erfüllte Bay Einfahrt und im Norden noch einmal das Kronprinz-Rudolf Land. Als sie dann wieder auf die Eisfläche des Meeres hinabstiegen, brachen sie, peinlich überrascht, überall tief in schneeüberdeckte Meerwassertümpel ein, die sie ganz lich durchnäßten, und fanden erst nach längerm Irrgehen Abends eine trockene Lagerstelle. Am 17. April zog Orel mit dem großen Schlitten voran, während Payer mit dem Hundeschlitten noch Cap Hellwald abbog, die schroffen, festgefrorenen Hänge dieses 2200 Fuß hohen, aus einem feingeschichteten Thonschiefer, in seiner Spitze aus Basalt bestehenden Berges erklomm und von oben eine Reihe von Messungen und Beobachtungen vornahm. Von den dort nistenden Tauchern und Teisten schoß er eine Anzahl, aber einer der Hunde fraß sie in einem unbewachten Augenblicke sammt den Handschuhen des Arbeitenden auf. Nur zwei Stück wurden für das gemeinsame Mittagsmahl gerettet. Halbe und ganze Fasttage wechselten von da an mit einander ab; denn der Proviant bestand nur noch in Brot und Bärenfleisch für 2 1/2 Tage. Das hinderte aber den kühnen Entdecker nicht, das imposante fast 3000 Fuß hohe Cap Tyrol auf der Insel Wiener Neustadt, welches weite Umsicht und wichtige Aufschlüsse für die Aufnahme verhieß, mit Haller in einem beschwerlichen Gletschermarsche zu erklimmen (18. April bei — 23 1/2° R.). Beim Hinabsteigen fanden sie zuerst einen ganz mit Flechten (Usnea melaxantha) bedeckten Trümmerhang, dann aber eine von der Sonne beschienene, mattgrüne Berghalde ohne Schnee, ein Asyl, der den Alpen anzugehören schien, nicht dem 81. Breitengrade. Gräser, deren untere Halmtheile bereits zu grünen begannen, Steinbrech, Mohn u. s. w. standen da in dichteren Gruppen als sonst versammelt und ermöglichten ihnen, sich ein Bild des Sommers in diesem Lande zu vergegenwärtigen. Schneequellen ohne Zahl mögen dann diese spärlichen Grasfluren antreiben, sich sommerlich zu schmücken, Wildbäche in geschäftiger Hast die öden Schnee- und Trümmerschluchten hinabstürzen. Zur Zeit aber war noch Alles starr und auch in seinem Sommerkleide ist dieser Erdenfleck im Vergleich mit anderen arktischen Ländern eine Wüste.

Eindrechen in Meeresspalte.

Lange Zeit suchten die Beiden ihre Gefährten vergebens; einiges Schneetreiben hätte hingereicht, sie für immer von jenen zu trennen. Sie fanden sie jedoch nahe dem Forbes-Gletscher im Zelte wieder, und weil die Mannschaft schon seit zwei Wochen keinen Tabak mehr besaß, so begrüßte sie die von Haller oben am Cap gesammelten Flechten als willkommenen Ersatz.

Die Kälte hatte in den letzten Tagen abermals zugenommen; daher sie nun bei Tage schliefen und Nachts marschirten. In der Nacht vom 18. zum 19. April zogen sie bei 20° Kälte einem heftigen, ihren erfrorenen Nasen höchst empfindlichen Südwestwind entgegen, stundenlang bemüht, die Fußsohlen durch starke Bewegung vor Erfrieren zu schützen. Als dies einigermaßen gelungen, nahm die Tiefe und Erweichtheit des Schnees so zu, daß sie Schritt für Schritt tief einbrachen. Wasser erfüllte die tieferen Lagen und drang in ihre Stiefel ein, und weil diese Erscheinung in Anbetracht der tiefen Temperatur nicht durch das Schmelzen des Schnees erklärt werden konnte, so thaten sie jeden Schritt mit mißtrauischem Zögern und in beständiger Furcht vor unsichtbaren Abgründen. Anfangs schrieben sie das Wasser Gletscherbächen zu oder dem Umkippen der Eisberge, welches die Eisdecke des Meeres hier und da aufgebrochen hätte; daß aber letztere selbst und zwar auf eine große Ausdehnung hin zersprungen und die Nässe emporbringendes Meerwasser sei, daran wollten sie nicht eher glauben, als bis das plötzliche Versinken der Voranggehenden keinen Zweifel mehr darüber ließ. Der Tyroler Klotz ging nun mit einem Bergstocke voran und führte sie mit großer Geschicklichkeit, beständig sondirend und häufig einbrechend, zwei Stunden lang sicher durch die Klüfte bis auf noch unzerbrochene Bahn. Die Sonne war jetzt zum ersten Male auch um Mitternacht zu sehen; die Berge des Markham-Sundes empfingen ihr röthliches Licht.

Im Süden lag schwarzer Wasserhimmel, die Länder zur Seite waren in Nebel gehüllt; bald vernahmen sie auch das unzweideutige Geräusch von Eispressungen und naher Brandung. In 80° 36' schliefen sie einige Stunden, bis das Näherrücken des Geräusches sie weckte. Entlang der wiedergefundenen alten Schlittenspur zogen sie weiter; aber schon nach wenigen hundert Schritten hatten sie den niederbeugenden Anblick offenen Meeres vor sich. Kein weißer Saum war jenseits zu sehen. Wälle hoch empor gepreßten Eises umringten dieses Wasser, das, von heftigem Winde bewegt, sich in hohen Wellenkämmen schwang; 30 Schritt weit peitschten die Flugwasser seiner Brandung den Eisstrand.

Und die Dulder ſtanden da — ohne Fahezeng, faſt ahne Proviant, fünfundfunfzig Meilen vom Schiffe entfernt!

Wohin ſallten ſie ſich nun wenden? Verzehrten ſie die Hunde und ſchmolzen ſie den Schner mit ihren zertrümmerten Schlitten, ſo konnten ſie nach ocht Tage leben. Ihr Gepäck mußten ſie dann tragen. Doch die wichtigſte Frage lag in dem Wahin! In welcher Richtung lag das Eis noch ungebrochen? Bat das Land im Weſten zuſammenhängende Brücken? Cammunicirte das Merr vor ihnen mit ſeinen ſüdlicheren Außentheilen, dart wo das Schiff lag? Nnr eine Wahl blieb, der Ausweg über Land, und weil ſich das offene Woſſer noch über die nockten Riffe der Hayes-Inſeln hinaus nach Südweſten verfalgen ließ und ſchwere Dünſte über dem Maelham-Suad darauf hinzudeuten ſchienen, daß auch dieſer bereits aufgebrochen ſei, ſo entſchied ſich Payee für den Ausnaeg über die Gletſcher des Wilczek-Landes. Alles hing davon ab, daß das Eis im Süden des Austria-Sundes noch geſchloſſen lag.

Glücklich erreichten ſie zunächſt in ſüdöſtlicher Richtnng das Land. Bald darauf oder war olles in Nebel gehüllt; die Temperatur ſtieg auf — 11° R., Schneetreiben kam, wuchs zum Schneeſturm an, nnd um nicht abgeſchnitten zu werden, mußten ſie ſich eng an einander halten. Kein Gedanke daran, zu raſten; es golt jo, einen Ausweg zu fiaden, bevor der Wind alle Brücken ihres Rückzuges duechriß. Entlang ungeheurer Gletſchermauern zogen ſie, vam dichten Schnee umwirbelt, dahin; oft im Keeiſe nmhertappend, entgingen ſie nur mit Nath den Abgründen; koum vermochten ſie Athem zu ſchöpfen und ſich gegen den Wind zu halten.

Ankunft vor offenem Meere.

Die Kleider woren im Nu dicht mit Schnee bedeckt, das Geſicht, Augen nnd Mund mit Eisrinden verſchloſſen, das dunkele Meer unten zur Rechtea den Blicken entzogen. Alle hundert Schritte wurde für Augendlicke gehalten, um, ſich umwendend, die erſtarrten Glieder zu erwärmeu und das Eis aus dem Geſichte zu entfernen. Erſt nach ſiebenſtündigem Marſche war der Gletſcher überſchritten und eine ſteiaige Berglehne erreicht, wo das Zelt aufgeſchlagen wurde. Völlig erſchöpft, vau Eis ſtarread uad haugrig legten ſich die Armen ſchlafen; denn der Proviant mußte geſpart werden: trennte ſie das offene Waſſer oder ein breitee Sprung bei Cap Fraakfurt vom Schiffe, ſa mnßten ſie dieſſeits auf den einföemigen Geſtaden des Wilczek-Landes umkammen.

Noch wie vae raſte der Schneeſturm. Am 20. April (bei — 13½° R.) verließen ſie noch dem denkbar dürftigſten Frühſtück das Zelt in dampfenden Kleidern, die drouße ſofort zu Ponzern gefraren. Beim Weitergehen blies das Unwettee ſoſt den Reſt ihrer Standhaftigkeit hinweg. Erſt Abends ließ es uach nnd ſie hatten dos Glück, den ihr letztes Depat bergenden Eisbeeg nahe dem Strande unverrückt zu finden, und in ihm, von den Hunden geleitet, den dort verſteckten Eisbäeen und 45 Pfund Bailed beef. 3 Pfund Fleiſch verzehrte jeder; dann ging es weiter. Zu ihree undeſchreiblichen Freude hatte ſich das offene Waſſer nach Weſt zurückgezogen; in einem großen, ſüdlich gerichteten Bagen vermachten ſie es zu umgehen. Noch hatten ſich die mit ihm eammunicirenden Spalten in ihrer Bahn nicht nnüberſchreitbar erweitert; van Eisbergen aus gelang es ihnen, ihren Weg ſa zu wählen, daß ſie glücklich Cap Fraufuet in 80° 20′ nördl. Br. erreichten. Mit haher Befriedigung betraten ſie an ſeinem Fuße den ununterbrochenen Zuſammenhang des Landeiſes bis zum Schiffe hin und feierten dieſes

rettende Ereigniß durch einen Grog aus Wasser und Spiritus.

Am 21. April machte Payer, während die Anderen vorauzogen, von der Höhe des Caps Messungen. Bei Cap Berghaus holte er sie ein. Ein Streifen Eishöcker war zu überwinden, dann tiefer Schnee, so daß häufige Rasten nothwendig waren. Selbst den ausdauernden Zaninovich ergriffen vorübergehende Anfälle von Ohnmacht, die Folge übergroßer Anstrengung; und der Tyroler Klotz prophezeite: „Nit acht Tog kunnt m'r so fortmochen, mieh zappeln wie de Anter (Enten) am Eis rum, bis m'r alle umfollen!"

Am 22. April bald nach Mitternacht erreichten sie die 400 Fuß hohe Schönau-Insel, wo das Proviantdepot von Bären unberührt gefunden wurde, und auf deren günstig gelegenen Gipfel Payer die Aufnahmearbeiten dieser Reise beendete. Nun war die Zeit des Darbens vorbei; nach siebenstündigem, prächtigem Schlafe ging es weiter.

25 Meilen (es sind stets nautische gemeint, 60 = 1°) trennten sie noch vom Schiffe; diese Strecke beschloß Payer mit dem Hundeschlitten vorauszugehen, um zuerst zu erfahren, ob es noch auf derselben Stelle liege. Der Tag war von ungewöhnlicher Klarheit; alles Land, vor einem Monate noch der Herd der Stürme und Schneebedeckung, schimmerte mit seinen braunen Felswänden jetzt im Sonnenlichte. Träge und verdrossen liefen die Hunde, bis sie die alte, größtentheils verwehte Schlittenspur wiederfanden und den Eintritt in bekannte Gegenden zu errathen schienen. Rasch ging es nun vorwärts, 180 Schritte in der Minute. An der südwestlichsten Ecke der Salm-Insel machte Payer an der windgeschützten Seite eines anscheinend gestrandeten Eisberges

Schlittenziehen.

kurze Rast, um etwas Boiled beef auf der Kochmaschine aufzuthauen, als der Eisberg plötzlich einstürzte. In mehrere Theile gespalten, wälzten sich seine krystallenen Kolosse in dem Eise, das sie in starren Wogen aufbrachen. Die brennende Kochmaschine und die Hunde erfassend, entkam er nur mit Mühe.

Das Umkippen der Eisberge ist die naheliegende Erklärung dafür; aber es kam häufiger vor, als er es vermuthete, und es ist sehr zu widerrathen, im Umkreise eines Eisberges ein Zelt oder ein Depot zu errichten.

Dann zog er weiter durch die Straße zwischen der Salm- und Wilczek-Insel und langte um Mitternacht bei dem weithin sichtbaren Orgelcap an, von dessen Gipfel er das Schiff im fernen Eismeere erblicken mußte, wenn es überhaupt noch da war. Schweren Herzens stieg er hinan und zog die Hunde nach. Ein steiniges Plateau dehnte sich vor ihm aus; bei jedem Schritte, mit steigender Aufregung nach vorn gethan, sank das Land vor ihm, der ferne Horizont des Eismeeres stieg empor, weithin seine unermeßliche weiße Oede. Höhe für Höhe stieg er hinan; plötzlich tauchten drei feine Masten vor ihm auf und das Schiff war gefunden; drei Meilen fern im Eismeere erschien es nicht größer als eine Mücke. Bald hatte er es selbst erreicht und stieg hinab in die Cajüte, um die Schlafenden zu wecken, die mit großer Freude die Nachricht von der hohen erreichten Breite und den gemachten Entdeckungen empfingen. Nach einigen Stunden waren alle Fragen beantwortet; Jedermann verließ das Schiff, um den ankommenden Schlittenreisenden entgegenzugehen. Sie hatten die Flagge auf dem Mast des Schlittens gehißt; festlich wurden sie bewillkommnet, und der Appetit der Abgemagerten nach Weißbrot, Kartoffeln und Milch bildete eine Woche lang die bekümmerte Aufmerksamkeit der Uebrigen.

Auf dem Schiffe hatte inzwischen die regste Thätigkeit geherrscht: Weyprecht und Brasch hatten ihre [illegible] mit Ausdauer und Pünktlichkeit durchgeführten magnetischen Beobachtungen zum Abschluß gebracht und die schon erwähnte Basis auf dem Eise gemessen. Die Mannschaft hatte die Ausrüstung der Boote für die Rückreise nach Europa begonnen und den Proviant wasserdicht verpackt. Auch die Gesundheitsverhältnisse hatten sich wesentlich verbessert, und die Jagd lieferte nun so reichliche Erträgnisse, daß sie fortan vor Schüsseln gedünsteter Vögel und gebratenen Bärenfleisches, welches letztere freilich nur schlechtem Rindfleische gleichkommt, im Ueberflusse schwelgten.

Die letzten Tage des April waren so lieblich und verhältnißmäßig warm, daß sich Payer behufs Vervollständigung der Aufnahme zu einer kurzen, dritten Schlittenreise nach Nordwesten entschloß. Am 29. April brach er mit Brasch, Haller und dem Hundeschlitten noch Cap Oppolzer auf der Insel Mac Clintock auf, bestieg in fünfstündigem, mühseligem Klettern von dort über den Simony-Gletscher das 2500 Fuß hohe Cap Brünn und stellte von oben bei 18° Kälte und stürmischem Winde seine Messungen an, die er erst nach mehreren Stunden der härtesten Arbeit zu Ende führte. Das Resultat derselben war die Darstellung des Gebiets zwischen 80 und 81° nördl. Br. und zwischen 51 bis 57° östl. L. v. Gr., wie es die Karte zeigt. Schon am 3. Mai waren sie wieder beim „Tegetthoff“.

Die folgenden Tage bis zum Antritt des Rückzuges waren der Erholung und dem Wohlleben gewidmet. Aber emsiger noch suchten sie die erworbenen Erfahrungen in Sicherheit zu bringen. Weyprecht ließ den reichen Schatz

Abschied vom Lande.

der gesammelten meteorologischen und magnetischen Ablesungen, die Logbücher und Schiffspapiere am 14. Mai in einer Blechkiste verlöthen, während Payer auf 20 Blättern seine gesammten Vermessungen ins Reine zeichnete und dieselben mit den zoologischen Zeichnungen und etwa 200 Skizzen des Landes, des Eismeeres und der Erlebnisse, seinen Tagebüchern und der Flagge der Schlittenreisen gleichfalls in eine blechgefütterte Kiste verpackte und verlöthete. Von der zoologischen Originalsammlung konnten leider nur eine kleine Auswahl des leichter Transportablen und die Grundproben mitgenommen werden. Jedermann war ferner damit beschäftigt, seine Kleidung für den Rückzug in Stand zu bringen; unausgesetzt wurde im Raume der Mannschaft genäht, Berge von Zwirn verschwanden unter ihren Händen, um in unsinnem Zickzack die defecte Kleidung zu durchirren. Das Schiff — nicht mehr gepflegt wie sonst — wies Spuren zunehmenden Verfalles auf und war umgeben von den Resten der zahlreich erlegten Bären, von denen nur Gehirn, Zunge und die ausgewähltesten Theile noch in die Küche wanderten, während das Uebrige den Hunden preisgegeben wurde.

Kleinere mit den Hunden unternommene Excursionen nach dem Lande beendeten die durch die große Tiefe des Schnees überall sehr erschwerten Untersuchungen über die Gletscherbewegung. Die letzte dieser Wanderungen fand am 15. Mai statt, und hier, an der Stelle, wo sie es zuerst betraten, nahmen sie Abschied von dem Grabe ihres abgeschiedenen Gefährten Krisch und von dem Lande, das die glückliche Laune einer Scholle ihnen geschenkt hatte, um ihnen eine Rückkehr ohne demüthigende Enttäuschung zu ermöglichen. Damit waren alle Aufgaben der Expedition unter den herrschenden Umständen als erlaschen zu betrachten; alle Gedanken galten nun dem Rückzug nach Europa, über dessen Verlauf nach jede klare Darstellung ihnen abging.

Die längst berathene Ausrüstung dazu basirte auf dem

Digitized by Google

trefflichen Material der Schlittenreisen; dazu kam zweckmäßige Verpackung des Proviants und möglichste Verminderung des Gepäcks. Letztere wurde in Folge der nun rauhen Abnahme der Kälte zum Theil durch leichtere Bekleidung erreicht. Ferner sollten drei der Boote, auf einer Schleife ruhend, den Rückzug begleiten; zwei davon norwegische Fangboote, 20 Fuß lang, 5 Fuß breit, 2½ Fuß hoch. Das eine sollte Weyprecht und Dr. Kepes, das zweite Payer und Orel, das dritte Brosch besteigen, und außerdem jedes noch sechs Mann enthalten.

Zu jedem der Boote, welche mit allen möglichen Werkzeugen, Instrumenten, Gewehren und Munition belastet waren, gehörte ein großer Schlitten mit circa 17 Centner Lebensmitteln (namentlich Pemmikan, Erbswurst und Boiled beef) und einer Kochmaschine. Das gesammte Gepäck wog etwa 60 Centner. Nur drei der Hunde wurden mitgenommen, die übrigen erschossen. Die persönliche Ausrüstung bestand während des Marsches in zwei Wollhemden, einer wollenen Unterhose, drei Paar Strümpfen, ledernen Wasserstiefeln und Mützen und einem Schlafpelze. Reine Schafwollwäsche war ein sehr gesuchter Artikel, seine Erwerbung geschah durch listige Manöver, deren redlichstes die Ueberredung war. Jeder trug außerdem noch ein großes Messer, einen Löffel und ein Paar Schneebrillen bei sich. Keiner andern Luxus gestatteten die Umstände als die Mitnahme eines Tabaksbeutels per Kopf; jeder aber wurde mit solcher Kunst gefüllt, daß er an Schwere einem Steine glich. Es war nicht gestattet, auch die Röcke mit Taback zu füttern.

Der Reiseplan war einfach und galt in Hinsicht der einzuschlagenden Route dem Lebensmitteldepot bei den Barentz-

Das Verlassen des Tegetthoff.

Inseln (an der Nordküste von Nowaja-Semlja), also in fast genau südlicher Richtung. Dort wollten sie den Proviant ergänzen und dann längs der Küste Nowaja-Semljas hinabfahrend eines jener Schiffe erreichen, welche die Lachsfischerei in den Flüssen dieses Landes bis zum Beginn des Herbstes zurückhält. Unter allen Umständen sollten die Boote trachten, beisammen zu bleiben; für den möglichen Fall der Trennung wurden die Wilhelm's-Inseln (südwestlich von den Barentz-Inseln) bis Mitte August als Sammelplatz bezeichnet. Zum Marsche selbst wurde anfangs die Nacht gewählt, die Tageszeit diente zum Schlafen, ein Verfahren, das im Verlaufe der Reise immer weniger innegehalten wurde. Allen Erfahrungen nach hing das Gelingen des Rückzuges davon ab, daß bis Ende August das eisbedeckte Meer überwunden war. Die größten Schwierigkeiten waren von der Schneeerweichung zu erwarten; denn wenngleich das Thermometer noch Anfangs Mai auf 14 bis 17 Grad unter Null fiel, und scharfe Nordostwinde die Auflösung des Schnees noch etwas hinausschoben, so näherten sich die mittleren Tagestemperaturen doch schon dem Nullpunkt und überschritten denselben zum ersten Male am 16. Mai. Im Anfang der Reise durften also nur geringe Fortschritte erwartet werden, zumal zwei der Leute noch immer dienstunfähig waren.

Mit Freude wurde der 20. Mai, der Beginn des Rückzuges, derselbe Tag, an welchem einst (1855) Kane sein Schiff verlassen hatte, begrüßt; denn er führte zur That. Doch es war ein ergreifender Anblick, als die Flaggen an die Masten des „Tegetthoff" genagelt wurden, und die Rückreise begann, tausend Meilen entfernt von den ersten Niederlassungen der Menschen. Ein Document mit der Begründung des Verlassens wurde auf den Cajüttentisch des Schiffes niedergelegt, das in seinem Innern noch bedeutende Schätze barg: die zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen, die Instrumente, die kostbare Bibliothek, Proviant

für länger als ein halbes Jahr und 67 zubereitete Eisbärenfelle. Einige hatten dagegen die mitgebrachten Photographien ihrer Freunde oder Bekannten ans Land getragen und an einer Felswand aufgehängt, um sie dem Schicksale des Schiffes zu entziehen, von welchem man annahm, daß es binnen Kurzem ans Land gedrängt und zerpreßt werden müsse.

Am Tage (20. Mai) hatte die Besatzung geschlafen und Abends das letzte Mahl auf dem Schiffe eingenommen; dann war sie in leichtem Reisecostüm ausgezogen, um sich vor den Booten zu versammeln (9 Uhr). Dunkle Wolkenmassen, die über dem Lande lagen, hatten die Sonne verhüllt, und der Weg nach Süden hin führte in das trostlose Einerlei schneebedeckter Eishügel — drei Monate lang war es fortan ihre Welt. Die Leistung des ersten Tages bestand darin, daß sie, elf und zwölf Mann, vor ein Boot oder einen Schlitten gespannt, diesen mühevoll eine Meile weit nach Süden schafften, auf den „Tegetthoff" zurückgekehrt nochmals Thee tranken und nach dreimaliger Wiederholung dieses Weges sich in der Nähe des Schiffes zur Ruhe begaben.

Am Imandra-See.

(Schilderungen aus Lappland.)

Von **Albin Kohn.**

II.

Ich habe schon oben gesagt, daß die europäische Civilisation dem armen Loparen blutwenig gebracht hat; Gutes hat sie ihm wohl überhaupt nicht gebracht, da sie seine Lebensweise, seine Sitten nicht geändert hat; aber sie hat ihn mit dem Branntwein bekannt gemacht, dem er sein ganzes Vermögen zu opfern bereit ist. Um Branntwein zu bekommen reist der Lopar, aber nicht allein, aus der reizenden Montsch-Tundra am Imandra-See nach Kola oder Kandalask. Die Bewohner einer ganzen Ansiedelung spannen ihre besten Renthiere an die leichten Schlitten, und nun geht die Cavalcade, eine „Rajda" bildend, d. h. einer hinter dem andern fahrend, wie im Fluge in die russischen Ansiedelungen. Hierher werden gefrorene Fische, Pelzwerk oder auch Renthiere gebracht und verkauft. Schon beim Handel wird der unwissende Lappländer hintergangen, da er ja keinen Begriff von dem Werthe seiner Waare hat und sich auf die Rechtschaffenheit seines Handelsfreundes verlassen muß, der ihm, nachdem das Geschäft abgeschlossen ist, den größten Theil des Betrages in — Branntwein auszahlt, der größtentheils gleich an Ort und Stelle ausgetrunken wird. Männer, Frauen und Kinder bleiben übrigens so lange in der russischen Ansiedelung, bis das, was sie mitgebracht haben, vertrunken ist, und oft ereignet es sich, daß der Unglückliche auch die Kiereschka und die Renthiere vertrinkt, welche ihn zu den Russen gebracht haben. Die betrunkene Gesellschaft fährt, wenn Alles verjubelt ist, singend und lärmend wieder nach ihrer Ansiedelung zurück. Leider kommt es häufig vor, daß ein völlig betrunkener Lappländer von seiner Kiereschka stürzt und die Renthiere mit dieser allein der „Rajda" folgen. Da die ganze Gesellschaft betrunken ist, merkt Niemand den Vorfall, und der Unglückliche wird eine Beute der Wölfe, Füchse und Krähen.

Wenn, was wohl eine große Seltenheit ist, der Lopar einmal genöthigt ist, allein zu trinken, dann schafft er sich, freilich nur in seiner Phantasie, die nöthige Gesellschaft. Vor allen Dingen erinnert sich dann der gute Sohn seines Vaters, schenkt ein Gläschen voll und trinkt es für ihn aus. Nun kommt die Reihe an die längst dahingeschiedene Mutter, an die todten oder lebenden, aber nicht anwesenden Brüder und Schwestern. Er will seinen Brudee, seine Schwester verkürzen, und jede dieser Personen erhält einen Schluck, natürlich per Procura des Trinkenden. Wenn diese bedacht sind, erinnert sich der gemüthliche Lappländer seines theuren Onkels, seiner guten Tante, seiner lieben Freunde, deren Namen er herzählt, und jede der genannten Personen erhält, was ihr zukommt — einen Schluck. Der Trinkende will Keinen beleidigen, Niemandem Unrecht thun! Jetzt erst, nachdem schon alle seine imaginären Gäste befriedigt sind, denkt der Trinkende auch an sich und thut den ersten Schluck auf die eigene Gesundheit. Hierbei erinnert er sich dann der schönen Lappländerin, welche einst ein englischer Schiffer in seine ferne Heimath entführt hat; er weiht auch ihr einen kräftigen Schluck und singt das Volkslied, das sie verherrlicht *). Doch schon nach der ersten oder zweiten Strophe besinnt er sich. Was kümmert ihn die fremde Lappländerin, welche er nie gesehen hat? Er beginnt nun, immer in kurzen Intervallen trinkend, sein eigenes Lied zu singen, bis er vollständig berauscht zu Boden sinkt.

Da, wie wir gesehen haben, nicht in jedem Jahre der Fischfang und die Jagd so lohnend sind, daß sie hinreichende Nahrungsmittel verschaffen, und von den wenigen Nahrungsmitteln noch ein großer Theil vertrunken wird, so entsteht oft eine solche Hungersnoth, daß häufig ganze Ansiedelungen aussterben **). Dantschenko erzählt einen herzzerreißenden Fall dieser Art. In einer Hütte, sagt er, lag die Leiche eines soeben verstorbenen Loparen. Rund herum standen die Frau und die Kinder. Die Kleinen schauten mit stumpfer Verzweiflung auf die unbeweglichen und gleichzeitig scharf hervortretenden Züge. Die Lappländerin, welche die Hände auf die Brust gelegt hielt, verwandte keinen Blick vom Todten. Sie schwieg; man hörte nicht das Geheul, welches man bei den Russen hört, wie man auch die frommen Redens-

*) Ueber die Lieder der Lappen siehe Schott in der oben angeführten Sitzung des Berliner Vereins für Anthropologie u. s. w.

**) Virchow a. a. O. (S. 33) nennt den Ernährungszustand der von ihm untersuchten Lappen einen überaus kümmerlichen. „Sie sind alle mager und namentlich die Runzelbildung im Gesichte ist eine so starke, daß selbst die Jüngeren den Eindruck eines höhern Alters machen." Ihre Haut hat „wegen des geringen Fettpolsters eine Feinheit, wie wir sie bei den übrigen europäischen Gesichtern sehr selten sehen. — — Es erinnert das in gewissem Maße an die Beschreibungen, welche wir von den Buschmännern haben. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Ernährungsverhältnisse der Lappen in manchen Beziehungen sich denen der Buschmänner anschließen. — — So scheint es mir, daß auch bei den Lappen im Laufe der Jahrhunderte die einseitige und mangelhafte Ernährung auf die ganze Constitution einen solchen Einfluß ausgeübt hat, daß man sie in gewissem Sinne als pathologische Race bezeichnen könnte."

arten nicht vernohm. Nur Thränen strömten aus den gerötheten Augen der Frau, deren Lider geschwollen waren. Ein furchtbarer Hunger herrschte. Eine andere Lappländerin in derselben Ansiedelung stürzte sich vor Nassen, welche durch diese Ansiedelung zogen, nieder und hielt ihnen ihr kleines Kind entgegen, während sie selbst den Kopf auf die Brust senkte. Gewiß hat weder sie noch ihr Kind das ihnen von den Mitleidigen gegebene Brot vom Hungertode gerettet, der die ganze Ansiedelung dahinraffte. Häufig ereignet es sich sogar in solchen Fällen, daß die Frauen ihre Männer nicht überleben wollen und keine Nahrung annehmen, um ihnen in den Tod zu folgen.

Man sagt, daß sämmtliche Lappländer sich haben taufen lassen und zur orthodoxen Kirche übergetreten sind. Da sie, wie wir gesehen haben, von Natur ein harmloses, gutes Völkchen sind, konnten sie durch den Glaubenswechsel nicht gebessert werden. Durch die Annahme des neuen Glaubens ist nur der Aberglauben gewachsen und die Zahl der Höllenfürsten hat sich vergrößert, denn die ehemaligen guten Götter der Lappländer wurden von den Popen aus ihrem Himmel vertrieben und zu den christlichen Teufeln Lucifer, Beelzebub und Satanas verdammt.

Unter den abergläubischen Sagen nehmen zwei einen hervorragenden Rang ein, welche ich hier mittheilen will.

Wenn der Sturm vom Pole daherbraust und Berge von Schnee zusammenweht, dabei laut durch Schlucht und Wald heult, dann sind die „Tschudj“ entfesselt *), von denen sich der Lopar Folgendes erzählt:

Vor langen, langen Jahren lebten in den Bergen, welche den Imandra-See umgeben und die ganze Halbinsel Kolo durchziehen, die Tschudj. Da kamen denn die Getauften (Christen), schlugen die Tschudj und diese verbargen sich in dem Felsen, wo sie auch heute noch leben. Abends oder während eines Schneetreibens hört man, wie sie sich im Innern des Berges unterhalten. Sie rufen einander zu und unterhalten sich mit dumpfer Stimme. Während der Nacht singen sie Lieder; es giebt aber auch Tage, an denen die Tschudj aus den Felsen herauskommen, in der vollen Freiheit sich belustigen und durch Schneetreiben und Sturm die Zeit vertreiben. Aber die Tschudj lieben es nicht, wenn der Mensch von ihnen spricht, denn dann stürmen und brausen sie nur desto stärker und wüthen mit teuflischer Gewalt, die nur der Beschwörung weicht. Doch nicht jedem ist die Beschwörungsformel bekannt und wehe dem, der sie herzusprechen versucht und nicht die rechten Worte findet. Die Tschudj reißen ihm die Mütze vom Kopfe, werfen ihn selbst zu Boden oder treiben ihm große Schneemassen in die Augen, so daß er fast erblindet. Dann ziehen sie über ihn laut lachend hin und berühren sein Gesicht mit ihrem im Winde flatternden Kleide.

Auf der Westseite des Imandra-Sees liegt die in ganz Lappland berühmte Monstsch-Tundra, in welcher sich eine Menge kleiner Seen befinden. Alle diese Seen, alle Flüßchen und Wälder der Gegend sind belebt; an jedem See- oder Flußufer, in jedem Haine haust eine reine, glänzende Jungfrau, und man hört Glockentöne, wenn der Sturm die Fluthen bewegt, welche immer ebenso plötzlich wie der Wind verstummen. Wenn man aber bei Sonnenaufgang den Berg Trison besteigt und sich auf seinen kahlen Scheitel setzt, dann hört man die Steine sprechen und ein dumpfer Lärm läßt sich ringsum vernehmen; es ist zum wahnsinnig werden, und man bemerkt, aber zu spät, daß man sich auf einem Tschuder Grabhügel befindet. Diese Tschudj haben jedoch, ehe sie von den Getauften besiegt und in die Berge getrieben wurden, lange Zeit mit den Loparen gekämpft und ihnen besonders während der Frühlingsunwetter stark zugesetzt.

Doch nicht bloß in den Bergen hausen die Tschudj; auch im Meere lebt dieses Volk!

Die Alten erzählen, daß unterm Wasser eben solche Gebirge und Wälder sind wie auf der felsigen Feste von Lappland. In diesen Wäldern leben Renthiere, in den Schluchten treiben sich Wölfe umher und auf den Rücken der nicht abschüssigen Berge findet man eben solche Ansiedelungen wie auf dem festen Lande in Lappland. In diesen Ansiedelungen leben die „unterirdischen Tschudj“. Ihre Sprache ähnelt dem Hundegebelle; sie unterscheidet sich nur von diesem durch häufigeres Ertönen und durch Heiserkeit. Diese Tschudj haben auch Pyrten, aber aus Stein, erbaut; sie brauchen auch keine Renthiere, sondern besitzen große Herden von Seehunden, Seepferden, Seeläldern und Delphinen. Doch haben die Tschudj auch einen furchtbaren Feind — den Haifisch, auf den sie, mit großen eisernen Bogen bewaffnet, Jagd machen und den sie mit steinernen Pfeilen erlegen. (Die Seehunde haben ihre Sprache, sagt der Lappländer, und unterhalten sich mit einander, wenn Niemand in der Nähe ist, wenn die Polwüste schweigt und am Himmel das Nordlicht spielt, das Meer ruhig ist und sich keine Welle bewegt.)

Die zweite Sage ist wo möglich noch interessanter und deshalb will ich sie in wortgetreuer Uebersetzung nach Tantschenko hier wiedergeben.

„In Lapplanb lebt ein großer Berggeist, Aroma-telle, dessen Größe zehn alte Kiefernbäume überragt. Er geht mit seinen Händen, welche die Größe von Ochsen haben, auf die Jagd des großen weißen Renthiers mit schwarzem Kopfe und goldenen Hörnern. Diese Jagd dauert nun schon unberechenbar viele Jahre und wenn Aroma-telle's erster Pfeil das weiße Renthier treffen wird, wird das erste Erdbeben stattfinden. Dann werden alle alten Felsengebirge bersten und Feuer speien, die Flüsse werden rückwärts fließen, das Wasser der Seen hinwegströmen, das Meer verarmen, austrocknen. Wenn dann Aroma-telle's zweiter Pfeil das weiße Renthier in die schwarze Stirn zwischen die beiden goldenen Hörner treffen wird, dann wird Feuer die ganze Erde umgeben, die Berge werden kochen wie Wasser, an der Stelle des Meeres werden sich andere Berge erheben und sie werden wie Fackeln brennen, und die Polartäader, zu denen jetzt von dort aus Eis und Nordwinde kommen, erleuchten. Wenn sich aber die Hunde auf das Renthier stürzen und es zerreißen werden, wenn Aroma-telle sein Messer in dessen zitterndes Herz stoßen wird, dann werden die Sterne vom Himmel fallen, der alte Mond wird dann erlöschen, die Sonne weit, sehr weit von hier ertrinken und auf der Erde nichts Lebendes verbleiben. — Es wird dies das Ende der Welt sein.

Aroma-telle aber that den Menschen nichts Böses. Wenn jedoch ein Mensch das Unglück hat, die Augen des Renthiers zu sehen, erblindet er fürs ganze Leben; wer den Tritt seiner Hufe hört, wird taub fürs ganze Leben, und wen der glühende Athem des Renthiers trifft, der wird stumm fürs ganze Leben. Gehör, Gesicht und Sprache erhält der Unglückliche einige Augenblicke vor seinem Tode erst wieder, auf daß er seiner Umgebung mittheile, was er in sich selbst gesehen, in sich selbst während dieser Zeit gehört hat.“

Ich muß hier auf zwei Angaben dieser lappländischen Sage aufmerksam machen, deren Aehnlichkeit mit christlichen sich wohl schon dem Leser aufgedrängt hat. Wen erinnert Aroma-telle und sein weißes Renthier mit schwarzem Kopfe und goldenen Hörnern nicht an die durch die katholische Kirche ins Breviarium Romanum aufgenommene und dadurch

*) In „Tschudj“ scheint der Begriff eines untergegangenen Volkes, mit welchem die Loparen zu kämpfen gehabt, und böser körperhafter Kobolde gemischt zu sein.

Digitized by Google

für wahr oder wahrſcheinlich anerkannte Legende vom heiligen Hubertus? Noch auffallender iſt die Beſchreibung der Erſcheinungen, welche nach dem Glauben der Loparen das Weltende begleiten werden, mit der bibliſchen Beſchreibung derſelben.

In Bezug auf die Bedeutung und Entſtehung der Aroma-trlle-Sage verweiſe ich auf die Abhandlung Prof. A. Kuhn's: „Der Schuß auf den Sonnenhirſch“ in der „Zeitſchrift für deutſche Philologie“ (1868). Wenn der gelehrte Forſcher auch nicht direct von Aroma-telle ſpricht, ſo bietet er doch eine Menge ähnlicher Sagen bei anderen Volksſtämmen und erklärt dieſelben. Gleichzeitig weiſe ich hier auf S. 42 und 75 von Dr. Schwartz's „Naturanſchauungen“ hin, wo auseinandergeſetzt iſt, wie der Blitzzickzack die Vorſtellung weckte, ein mit einem Geweih verſehenes Thier (Hirſch und dergleichen) werde im Gewitter gejagt. Das halb weiße, halb ſchwarze Renthier trägt mit dieſer doppelten Bezeichnung die Beziehung auf Sonne und Gewitterwolke an ſich, wie der himmliſche Jäger bald einen Schimmel, bald einen Rappen reitet.

Zum Schluſſe noch eine für den Glauben des Lappländers charakteriſtiſche Bemerkung. Er behauptet, daß es gefährlich ſei, Abends zu ſingen, laut zu reden und überhaupt Lärm zu machen, denn „der Unreine lebt im Waſſer“. Es giebt nun, ſagt er, ſehr verſchiedene „Unreine“. Es giebt langhaarige, welche in Gewäſſern leben; ſie lieben nicht, daß Netze ausgeworfen werden oder Lärm gemacht wird. Noch ſchlimmer iſt es, wenn man nächtlicher Weile Steine ins Waſſer wirft; wer dieſes thut, den ziehen ſie ſofort ins Waſſer. Es ereignete ſich einmal, ſagen die abergläubiſchen Loparen, daß Kinder Steine ins Waſſer geworfen haben; die Teufel haben ſie alle ins Waſſer gezogen. Nun giebt es aber auch noch ein Teufelsweib, welches ſchwarz und ganz behaart iſt, ſich auf einen Felſen, welcher ſich in der Mitte des Imandra-Sees befindet, ſetzt und ihre Haare mit einem goldenen Kamme kämmt. Deshalb athmet auch der Lappländer kaum, wenn er Abends in der Nähe des Sees fährt; er verhält ſich mäuschenſtill. Im Walde iſt es gar nicht beſſer; denn auch dort ſind Teufel; es giebt große, ſehr große! Manchmal erſcheint er größer als der größte Baum, manchmal ſitzt er aber auch auf einem Steine und wird klein und immer kleiner, wie ein Finger. Dann erſcheint er wieder als Greis mit grauem Barte. Auch zwiſchen den Wurzeln liebt er es ſich aufzuhalten. Da rollt er ſich wie eine Fauſt zuſammen und ſchläft. Welche Geſtalt er aber auch annehmen mag, immer iſt es leicht, ihn zu erkennen. Er hat ein rothes Mützchen auf dem Kopfe, deſſen Spitze (Kolpak) erhoben iſt, und er trägt immer einen langen Stock in der Hand. Mit ihm muß man ebenfalls äußerſt vorſichtig verfahren. Lache nur im Walde — und ſogleich betäubt er dich mit ſeinem Lachen, das von allen Seiten erſchallt; ſchreie, und er erhebt ein donnerähnliches Geſchrei. Manchmal treibt aber der Teufel auch mit dem ſein hölliſches Spiel, der ruhig ſeines Weges zieht, denn er erſchreckt ihn plötzlich durch Händeklatſchen, das von allen Seiten ertönt. Er lebt auch in gewiſſen Felſen auf hohen Gebirgen. Wenn man bei ſolchen Felſen oder Bergen vorbeifährt und an Böſes denkt, da ſtürzt er gleich einem Sturm auf den Menſchen, ſendet ihm ein Schneetreiben entgegen, umringt ihn mit dichten Wolken oder ſchreckt ihn durch Blitze. Die größte Anzahl dieſer Unreinen hält ſich in der Gegend von Chibina auf. Da ſind Seen auf den Gebirgsrücken und in den Seen ſind ſolche Felſen, die ganz gerade und wie Häuſer mit Fenſtern verſehen ſind. In dieſen Felſen leben ſie.

Einmal gerieth, ſo erzählt die Sage, ein Lopar während der Jagd in dieſe Gegend. Er war erſchrocken. Er ſah, wie aus einem ſolchen Felſen Rauch aufſtieg und er vernahm Stimmen, als ob dort viele Menſchen verſammelt wären. Dieſe Unreinen ſind böſe und machen, daß eine Rajda während einer ganzen Woche den rechten Weg nicht findet. Beſonders geſchieht dies, wenn man ſich am Freitag oder Sonnabend auf den Weg macht. Wenn man dies aber ebenein am Oſterſonntag thut, dann ertränken ſie den Uebelthäter oder führen ihn in ſo dichtes Gebüſch, daß er nicht hinauskommen kann.

Dieſes erzählen ſich die Lappländer am Imandra-See vom Unreinen, vom Teufel, und — unſer deutſcher und polniſcher Bauer erzählt ſich mit vollem Glauben an die Wahrheit, wenn auch mit anderen Worten, daſſelbe von ſeinem böſen Gotte.

Geſſi's Umſchiffung des Albert Nyanza.

F. B. Die Royal Geographical Society in London hat von Geſſi einen ausführlichen Bericht *) über ſeine im April dieſes Jahres ausgeführte Umſchiffung des Albert-Sees erhalten, welchen wir hiermit mit einigen Kürzungen in der Ueberſetzung wiedergeben:

Kerri, 5. Mai 1876.

„Ich hatte meine beiden Boote als Kutter getakelt und mit 18 Matroſen und 12 Soldaten bemannt. Ich verließ Dufli am 7. März 1876 und erreichte den Ausfluß des Sees am 18. deſſelben Monats; die Gegenwinde, unaufhörliche Regengüſſe und die Strömung waren ſchuld an unſerer langſamen Reiſe. Meine Aufgabe war, den Theil des Fluſſes zwiſchen Dufli und dem See zu erforſchen, Magungo zu beſuchen und den See zu umfahren. — Von Dufli bis zum See iſt es 164 engliſche Meilen, und iſt der Fluß auf der ganzen Entfernung ſchiffbar, tief und breit, an manchen Stellen über 700 Yards. Bei zwei Drittel der Entfernung von Dufli iſt ein großer Zweigarm, welcher in nordnordweſtlicher Richtung läuft und wahrſcheinlich nach Makraka in dem Lande der Niam-niam fließt. Das Land iſt ſehr reich; die Eingeborenen ſind mit Fellen von Antilopen und Ziegen bekleidet und die Bodenerzeugniſſe ſind mannigfaltig, da ſie aus Hirſe, dem Weizen des Landes, Seſam, Honig, Taback, Bananen, Bohnen u. ſ. w. beſtehen. Vieh iſt zahlreich und Bequemlichkeit und Ueberfluß ſcheinen unter dem Volk zu herrſchen. — Wir erreichten die Einfahrt zum See zur Zeit der Sonnenwende und wurden durch das ſtürmiſche Wetter zum Warten genöthigt. Am 20. März ſuchte ich, verführt durch die Ausſicht auf einen ſchönen Tag, die Nordoſtecke des Sees in der Richtung nach Magungo zu kreuzen.“ (Ein ſich erhebender Sturm trieb jedoch die Boote ans Land und verſenkte eins derſelben, ſo daß viel Zeit mit der Hebung und Inſtandſetzung deſſelben verloren ging.) „Am 30. März erreichten wir unſern Beſtimmungsort, aber

*) S. kürzere Nachrichten oben auf S. 55 und 95.

die Feindseligkeit der Eingeborenen zwang mich, den Victoria-Nil hinaufzufahren. In der Nähe des Murchisan-Falls fand ich einen der ägyptischen Regierung unterworfenen Häuptling, zehn Tage später kamen die Truppen an und am 12. April war ich wieder unterwegs."

Auszüge aus meinem Tagebuch.

12. April. Um 4 Uhr Morgens erreichten wir die ersten Eilande, welche 5 bis 7 Meilen vom Ufer entfernt liegen; es sind Sandbänke, auf welchen etwas Vegetation ist, und gewähren sie Schiffen guten Schutz gegen alle Winde.

13. April. Setzten unsern Weg bis zum letzten der Eilande fort. Das Festland des Sees ist niedrig, die Ufer sandig und das Innere reich an Vegetation und Baumwuchs. Wir passirten drei Kataraкte. Es war ein Dorf da und erhielt ich von den Einwohnern folgende Information: Der erste Kataraкt heißt Huima, der zweite Wahambia und der dritte Nanza. Sie rühren von einem großen Flusse her, der niemals trocken wird und Tisa heißt. Ich zweifele nicht, daß dies Sir Samuel Baker's Kaiigiri-Fluß ist *). Die Eingeborenen sagen aus, daß, obgleich sie weit bis ins Innere von Uganda nach Elfenbein gewesen sind, sie niemals die Quelle dieses Flusses erreicht haben.

15. April. Fortsetzung der Fahrt.

16. April. Um 2 Uhr Morgens führten wir unsere Boote vor einem starken Winde aus Osten in einen kleinen Hafen, den ich Port Schudra benannt habe. Er enthält viele Dörfer und bin ich sicher, daß dies Baker's Bacovia ist **); aber der Name ist verschwunden, indem andere Stämme die früheren Bewohner vertrieben haben. Dieser Hafen ist 250 Yards breit und 600 bis 700 Yards lang. Die Ufer des Festlandes bilden ins Wasser abfallende Klippen.

17. April. Ich blieb den ganzen Tag in diesem Hafen, indem wir das Wasser aus unseren Booten schöpften und unsere Kleider nach dem 36stündigen Regen trockneten.

18. April. Setzten unsere Reise mit günstigem Winde fort. Nach einer Fahrt von etwa 40 Meilen ***) bemerkte ich Inseln und Vegetation in der Entfernung. Das Wasser hatte die Farbe gewechselt und war weißlich geworden; vom Mastkorb aus gesehen hatte es eine röthliche Farbe, und beim Auswerfen des Senkbleies zeigte sich eine Tiefe von nur 12 Fuß mit schlammigem Boden. Ich hatte keinen Zweifel mehr, daß wir in der Nähe eines Flusses seien. Nachdem wir 10 Meilen weiter gefahren †), liefen wir auch in denselben (den Missist-Fluß) ein, und als wir 7 englische Meilen denselben hinaufgefahren, hielten uns der dichte Papyruswuchs und andere Wasserpflanzen auf. Von der Höhe stürzte sich ein großer Wasserfall, viel größer als die drei früher gesehenen, herab. Der Fluß ††) endete in dieser Sackgasse. Die Eingeborenen waren aus dem nahegelegenen Dorfe geflohen; als ich jedoch ein Flußpferd erschoß, kamen drei der Wilden langsam herbei, und nachdem ich ihnen das Fleisch geschenkt, stellten sich bald über funfzig ein. Sie sagten aus, daß der Wasserfall von den Wassern herkomme, welche während der Regenzeit sich in den Bergen ansammeln und einen Fluß bilden, aber in der trockenen Zeit, zugleich mit dem Flusse, austrocknen. Sie fragten mich, wohin ich gehe, und als ich das Ende des Sees als mein Ziel angab, sagten sie: „Ihr seid schon am Ende des Sees, Ihr könnt nicht über den Ambatsch hinaus gelangen, denn das Wasser ist nur so tief," wobei sie auf ihre Knie zeigten. Als ich dann den am Ende des Sees vorhandenen Fluß sehen wollte, versicherten sie mich, es sei kein Fluß am Ende des Sees außer demjenigen, auf welchem wir uns befanden, auch kein Wasserfall. Ein Sturm erhob sich und wir kehrten gerade rechtzeitig an Bord zurück, um den Anker aufziehen zu können und einer schwimmenden Insel zu entgehen, welche mit unglaublicher Geschwindigkeit auf uns zukam. Das Land heißt Quanda und seine Bewohner sind der Menschenfresserei verdächtig.

19. April. Wir verließen den Fluß und suchten den Ambatsch zu durchdringen, aber gänzlich ohne Erfolg, da der Ambatschwuchs sehr dicht und das Wasser sehr seicht war. In dieser Weise fuhren wir an dem Ambatsch entlang, wobei der Kiel des Bootes von Zeit zu Zeit den Boden berührte. Das Wasser hatte überall schwarze Farbe in Folge der Ambatsch-Wälder und war nicht trinkbar; nirgends war irgend eine Strömung zu bemerken und der Boden war sandig. Indem wir so an dem Rande der Ambatschfelder blieben, kreuzten wir den See von Osten nach Westen, eine Entfernung von 40 Meilen, ohne eine Durchfahrt zu finden. Von dem Maste sah ich, daß der Ambatschwald sich noch sehr weit ausdehnte und daß dahinter ein Feld oder Thal mit Pflanzenwuchs folgte, welches bis an den Fuß der Berge reichte. — Wir befanden uns jetzt an dem gegenüberliegenden (westlichen) Ufer und suchten bei einem vor uns liegenden Dorfe Erkundigungen einzuziehen. Aber die feindselig gesinnten Einwohner trugen alle ihre Besitzthümer fort und die Nogaros riefen ihre Krieger zusammen. — Bei Eintritt der Dunkelheit zogen wir uns ein wenig vom Ufer zurück.

20. April. Am nächsten Tage näherte ich mich wieder dem Ufer, sah aber keine Eingebarenen. Vom Mastbaum dagegen waren Hunderte sichtbar, in den Büschen im Hinterhalte versteckt. Ich verließ den Ort und erreichte nach einstündigem Segeln ein anderes großes Dorf. Von den gleichfalls geflüchteten, aber friedfertigen Eingebarenen kamen einige so nahe ans Ufer, daß ich sie durch den Dolmetscher auffordern lassen konnte, mir einen Häuptling zu schicken. Nach einer halben Stunde kam ein alter Mann von etwa 60 Jahren und setzte sich auf den Strand. Auf meine Fragen gab er sodann folgende Information: „Ihr könnt nicht durch den Ambatsch dringen, das Wasser ist nur so tief (wobei er seine 15 Zoll lange Pfeife vorzeigte). Es giebt weder einen Fluß noch einen Wasserfall am Ende des Sees; aber wenn Ihr weiter fahrt, trefft Ihr drei Fälle eines Flusses, welcher am Ende des Harif zugleich mit den Fällen eintrocknet; der Fluß hat keinen Namen. Am Ende des Sees, wo der Ambatsch aufhört, ist Sand und Gebüsch; das Wasser endet in der Mitte des Ambatsch. Das Wasser im See steigt nicht, selbst nicht während der großen Regen." — Das stehende, schwärzliche Wasser, der sandige Boden, die gänzliche Abwesenheit einer Strömung, die Seichtigkeit, alles beweist, daß kein Fluß am Ende des Sees vorhanden ist. Von Bacovia bis zum Ende, und auch auf der Westseite, fallen die Berge senkrecht ins Wasser ab und sind nur mit Buschwerk bekleidet, in welchem große Bäume ganz fehlen. Mit günstigem Winde passirten wir die drei Fälle, welche der alte Häuptling erwähnt hatte. Während der Nacht nahm der Wind an Heftigkeit zu und um Mitternacht blies ein

*) Mündet unter 1°43' nördl. Br. in den See.

**) Liegt nach Baker's Karte unter 1°15' nördl. Br.

***) Diese Stelle wäre etwa unter 0°48' nördl. Br. zu suchen. Die beiden von Gessi aufgenommenen und vom ägyptischen Generalstabe publicirten Karten, deren eine den Lauf des Nil zwischen Dufli und dem See, deren zweite letztern selbst darstellt, beruhen nur auf sehr rohen Skizzen und stimmen auch nicht mit Gessi's eigener Beschreibung, weshalb wir von ihrer Reproduction Abstand nehmen. Er giebt z. B. den Abstand von Port Schubra bis zum Missist-Flusse auf zusammen 50 englische Meilen an, während derselbe auf seiner Karte nur 28 beträgt, und macht auf derselben den Albert Nyanza 170 Miles lang und 52 breit, während er im Berichte diese Dimensionen mit 141 resp. 80 Miles ansetzt.

†) Also etwa unter 0°40' nördl. Br.

††) D. h. so weit er befahrbar ist.

Orkan. Die ganze Nacht und den folgenden Tag waren die Boote in größter Gefahr, alle schweren Gegenstände wurden über Bord geworfen, und wir mußten das eindringende Wasser ausschöpfen. Es gab keinen einzigen Hafen oder Zufluchtsort an der ganzen Küste und wurden wir 40 Meilen aus dem Curs getrieben. Endlich wurde der Wind günstiger und gegen 5 Uhr Abends kamen wir in Sicht von Mkaroli *).

Ich bemerkte keine Strömungen während meiner Reise, außer daß bei starkem Südwestwind das Wasser nach Nordosten trieb und umgekehrt. Ich bemerkte eine Linie an den Felsen etwa 4 Zoll über dem jetzigen Wasserstand, doch kann ich nicht sagen, ob dieselbe den höchsten Wasserstand im See bezeichnet, da mich die Eingeborenen überall versicherten, daß das Wasser weder steige noch falle. Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß nur diejenigen, welche den Albert Nyanza während der Regenzeit besucht haben, sich einen Begriff von der ungeheuern Masse des Regenfalls in dieser Region machen können.

Länge des Sees 141 englische Meilen; größte Breite 60 Meilen.

Romolo Gessi,
beigeordnet dem Generalstab Gordon Paschas.

* * *

Durch den oben auszüglich mitgetheilten Bericht Gessi's über seine Fahrt von Dufli bis zum Südende des Albert Nyanza ist eine weitere fühlbare Lücke in unserer Kenntniß des Nil-Laufs ausgefüllt worden, wenn es auch von Dr. E. Behm (Petermann's Mittheilungen 1876, Heft VII, S. 266) nach unserer Ansicht etwas zu viel behauptet ist, daß es die letzte noch übrig gebliebene Lücke gewesen, und daß nun die Nilquellenfrage abgeschlossen sei. Ebenso lag bei diesem trefflichen Kenner afrikanischer Geographie und Entdeckungsgeschichte wohl allzu viel Vorsicht vor, wenn er noch im November 1875 (a. a. O. 1875, Heft XII, S. 457) es für denkbar hielt, daß Victoria Nyanza und Albert Nyanza dem Congo-System angehörten und der Nil nicht aus Seen, sondern aus vielen kleinen Quellarmen, die zum Theil von dem Gebirge im Westen des Mwutan herabkommen könnten, entspränge. So leicht es jetzt auch ist, diese Vermuthung zurückzuweisen, so konnte doch schon damals nach Speke's und Grant's Erkundigungen (1862 bis 1863), nach Baker's Aussagen und Karten (1863 bis 1865 und 1871 bis 1873) und besonders nach Lieutenant Chippendall's Reise (Februar 1875, s. „Globus" XXVIII, Nro. 18, S. 287) schwerlich ein Zweifel mehr über die Herkunft des Weißen Nil aus dem Albert Nyanza obwalten. Wir sagten damals, „der Albert Nyanza scheint demnach an seinem Nordende ein Delta zu haben, durch dessen verschiedene Arme der Weiße Nil nach Norden strömt" (a. a. O. S. 288), und diese Annahme ist durch Gessi's Forschungen, wie sie auf S. 95 dieses Bandes mitgetheilt sind, völlig bestätigt worden. Gessi's Ruhm, den Nil zwischen Dufli und dem Albert-See zuerst befahren und jene Gabelung gefunden zu haben, bleibt darum ungeschmälert, auch wenn Chippendale 1875 oder gar die Brüder Poncet schon 1868 (s. den Brief des Mr. Hayaux du Tilly in L'Explorateur Nro. 77, S. 102) dieselbe in Erkundigung gebracht haben.

Andererseits ist aber auch die Nilquellenfrage noch keineswegs gelöst und es ist noch nicht an der Zeit, Speke als denjenigen zu bezeichnen, dem dieser große Wurf gelungen. So bedeutend der Einfluß des Victoria Nyanza auf das Regime des Nil unzweifelhaft ist, so bleiben doch immer noch der Fragen genug zu lösen übrig. Könnte man dann nicht mit demselben Rechte — wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen — den Genfer See als die Quelle der Rhone, den Bodensee als die des Rheins bezeichnen? Sind es nicht vielmehr alles Regulatoren der Wassermenge der betreffenden Ströme? Und regt nicht Stanley selbst neue Fragen der Art an, indem er früher den im Süden des Victoria Nyanza mündenden Schimiju als größten Zufluß desselben angiebt, neuerdings aber den von Westen kommenden Kagera (s. oben S. 199), so daß einer von diesen beiden zunächst als der eigentliche Quellfluß des Nil zu gelten hätte? (Vergl. dazu, was Behm über den Schimiju sagt in den Mittheilungen 1875, S. 456.) Welche Aufgaben harren endlich noch der Reisenden in den ausgedehnten Gebieten im gesammten Westen, Süden, Osten und Nordosten des Victoria Nyanza, im Gebiete des Sobat, hinüber nach dem Kilimandscharo und Kenia und im Lande der Galla, ehe man von einem Abschluß der Nilquellenfrage sprechen darf! Red.

* * *

Eine Anfrage veranlaßt uns, auf ein Buch zurückzukommen, welches schon 1874 zu Berlin erschien, aber nicht die entsprechende Beachtung erfahren hat, die ihm zukommt: „Dr. O. Dittmer, Kemi und das Nilsystem unter Ergründung der wahren Quellen nebst seinen Monumenten und Inschriften." Da der Nachdruck des Inhalts strafrechtlich verfolgt wird, ist es uns leider unmöglich, besonders interessante und erheiternde Stellen desselben unseren Lesern in extenso vorzulegen. Nur so viel sei bemerkt, daß der Verfasser auf S. 172 bis 179 seine angeblich zwanzigmöchentlichen Forschungen auf dem Albert Nyanza schildert und auf der beigegebenen Karte auch seine Stationen am „Ukerewe-Becken" (Victoria Nyanza) und Mwutan (d. h. Tanganyika) angiebt, mithin als Vorläufer von Cameron, Stanley und Gessi angesehen zu werden beansprucht. Nirgends hat der verdienstvolle Mann die gerechte Anerkennung geerntet, der doch in jenen 20 Wochen nicht weniger als 38,000 Lothungen im Albert-See vorgenommen (d. h. 270 pro Tag!) und denselben überall 80 Fuß tief gefunden, ja der die Breite des Aequators gemessen und sie zu 200 Fuß bestimmt hat. — Das Ganze ist eben ein Scherz und ist von jedem Sachkundigen als solcher aufgefaßt worden; den Beweis für seine Behauptungen ist Dittmer bis jetzt schuldig geblieben und wird ihn auch wohl schuldig bleiben. Red.

*) Gegenüber von Magungo.

Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874 *).

I.

O. S. Am Mittag des 7. März verließen wir Peking durch eines seiner westlichen Thore und erreichten noch an dem gleichen Abend das 80 Li (1 Li = 1/2 Viertelstunde) entfernte Pan-tien. Nachdem wir Lu-ku-tschian, die Brücke über den Wen-ho, passirt, sahen wir die neue Straße, welche eben für die Kaiserreise nach den Gräbern des Westens (westlich von I-tschau im Gebirge gelegen) erbaut wurde. Sie

*) Man vergleiche zur Orientirung die Karte auf S. 120, wo die wichtigeren der hier erwähnten Orte Aufnahme gefunden haben.

war damals erſt 6 Zoll hoch und von gelber, leicht hingeworfener und geglätteter Erde. Bei Tſchang-tſchin-tien bemerkten wir auf dem alten Sandwege zwei große Marmorblöcke. Der eine, 25 Fuß lang, 6 Fuß breit und 3 Fuß dick, war auf Rollen geſetzt und mit einem 5 bis 6 Zoll dicken Hanfſeile umſchlungen. An dieſem großen Seile war eine Menge kleiner Stricke befeſtigt, mittelſt welcher 300 Thiere den Stein immer ruckweiſe ein paar Schuh vorwärts zogen. Der zweite Block war 15 Fuß lang und 4½ Fuß breit und dick, lag auf einem achträdrigen Wagen und wurde von einer großen Anzahl Thiere gezogen. Die Steine kamen auf dieſe Art 200 Li weit her und waren natürlich lange unterwegs. Als wir um 10 Uhr Abends in Pau-tien ankamen, weigerte man ſich in vier Gaſthäuſern uns einzulaſſen, unter dem Vorgeben, es ſei bereits voll. Im fünften ſagten ſie, ſie hätten noch Platz; wie ſie aber uns ſahen, ſchloſſen ſie uns eiligſt das Thor wieder vor der Naſe zu und erklärten, ſie könnten uns nicht aufnehmen. Im ſechsten fanden wir endlich Unterkunft. Die Chineſen reiſen nämlich ſelten nach Eintritt der Dunkelheit, und da in den ſpäten Stunden verdächtiges Volk herumzieht, iſt man gegen alle Reiſenden ſehr mißtrauiſch.

Am 8. paſſirten wir unter anderen Lu-li-ho-tien, Tſo-tſchan, Kau-pei-tien, Ting-hing-hſien und kamen bis Pei-ha-tien. Der am Fluſſe liegende Theil von Lu-li-ho-tien hatte durch die letzten Ueberſchwemmungen ſehr gelitten, faſt alle Häuſer waren dort weggeſpült worden, und man hatte jetzt auf einem höher gelegenen Bauplatz einige ſaldere Bauten errichtet. Hier iſt das Depot für die Anthracitkohle und den Kalk von Fang-ſchan für Tien-tſin; auch die Kohle von Tſchaitang nimmt auf dieſer Straße den Weg nach Tien-tſin.

Am 9. kamen wir bis Pau-ting-fu, am 10. über Fang-ſchun-tſchiau und Wang-to-hſien bis Ting-tſchau. Wang-to-hſien präſentirte ſich als ein ſehr armer Ort. In Tſching-ſeng-tien war Markttag, wobei Pferde, Baumwolle und Getreide die Hauptrolle ſpielten. An Markttagen bieten dieſe ſonſt langweiligen Orte ein geſchäftiges und belebtes Bild. Ueber den 33 Ellen breiten ſehr raſch und tief ſtrömenden Fluß Tang-ho führte bei Ting-tſchau eine niedere Holzbrücke von 78 Ellen Länge. Es war ſchon ganz dunkel als wir in Ting-tſchau anlangten. Wir paſſirten die Stadt in der Richtung von Norden gegen Weſten. Die Thorwege waren wie gewöhnlich zerfallen; man ſah nur wenige Häuſer aber Lichter, aber viele ſchöne alte Bäume und große Waſſerlachen. Die Wirthshäuſer befinden ſich wie gewöhnlich in der Vorſtadt; hier auf der Weſtſeite. Die Stadtmauern ſollen 44 Li im Umfange haben, und die Bevölkerung innerhalb der Mauern 30,000 bis 40,000 Seelen betragen. Man ſieht hier vielen und ſchönen weißen Marmor, z. B. in der Vorſtadt viele ſchöne marmorne Pailaus. So heißen die in den Städten oder auf freiem Felde an den Kreuzungspunkten zweier Hauptſtraßen aufgeſtellten Ehrenbogen, die zu Ehren von Wittwen und Greiſen errichtet werden.

Am 11. Mittags paſſirten wir Sin-lo-hſien. Der Boden von Ting-tſchau bis hierher iſt ſandig. Bis jetzt hatten wir von Peking an ſtets das Gebirge gerade vor uns gehabt; hier machte es eine ſcharfe Wendung nach Weſten und war von der Hauptſtraße aus nicht mehr zu ſehen. Auch Sin-lo-hſien hat während der letzten zwei Jahre viel durch Ueberſchwemmungen gelitten; das Waſſer ſtieg ſo hoch, daß es in die Stadt eindrang und viele Häuſer und Grundſtücke zerſtörte. Eine niedere Holzbrücke geht hier über den Sin-lo-ho; der Fluß hat in der Regel nicht viel Waſſer und keine ſtarke Strömung. Während der Ueberſchwemmung aber wurden wenigſtens ein paar Meilen in der Breite von den Fluthen bedeckt, ſo ſtach iſt das Land hier. Abends erreichten wir Fu-tſcheng-i.

Am 12. Abends 9 Uhr kamen wir nach Tſching-ting-fu. Beim Gaſtwirth erkundigten wir uns nach der von anderen Reiſenden erwähnten Eiſengießerei und wurden nach einer Schmiede gewieſen, wo man Spaten macht. Wir beſuchten auch die hieſige katholiſche Kirche, ein impoſantes Gebäude, das auf einem große Platze ſteht. Es machte den Eindruck, als ob es gut unterhalten würde. Stände nicht nach ein großer und ſchöner rother Tempel hart bei der Kathedrale, ſo müßte dieſe als eine beſondere Merkwürdigkeit der öden, 40 Li im Umfang meſſenden Stadt bezeichnet werden. Der bekannte Miſſionär Dr. Williamſon erwähnt in ſeiner Reiſebeſchreibung ein hier befindliches 80 Fuß (71 Fuß chineſiſch) hohes bronzenes Götzenbild. Ich beſuchte den Tempel nicht ſelbſt, aber der hieſige Biſchof verſicherte mich, es ſei von Holz. Ein ebenſo großes Götzenbild ſteht im Lamatempel zu Peking; auch von dieſem hieß es, es ſei von Bronze; bei näherer Betrachtung ſieht man jedoch deutlich, daß es von Holz iſt und nur einen Ueberzug von Bronzefarbe hat. Südlich von Tſching-ting iſt die Gegend ſandig und ohne ein Zeichen von Cultur. Auf einer Holzbrücke gingen wir über den Pu-tai-ho. Der naſſe Sand war hier über eine Meile breit, im Fluſſe ſelbſt aber befand ſich nur wenig Waſſer. Der Pu-tai-ho iſt in der Provinz Schanſi während der Regenzeit der Schrecken der Einwohner; die Ueberſchwemmung tritt oft ohne die leiſeſte Warnung ein und verbreitet weithin Verderben.

Unterwegs kamen wir an einem überlebensgroßen Bronzebild vorbei, welches mit gekreuzten Beinen auf einer Lotusblume ſaß. Der Guß deſſelben war ſchön, Geſicht und Körpertheile fein und ſcharf, als ob es eben erſt aus der Gießform gekommen wäre. Ohne Zweifel war dies Bild ehedem von einem Tempel überbaut geweſen, jetzt aber ſtand es allen Winden preisgegeben an einer Straßenecke.

Abends 8 Uhr erreichten wir Lnang-tſching-hſien. Es giebt hier viel Ackerfeld; an einzelnen Punkten nimmt es 4 bis 5 engl. Quadratmeilen ein. Nachdem wir Tſching-ting-fu hinter uns hatten, erſchien zur Rechten wieder das Gebirge.

Am 13. paſſirten wir Tſchau-tſchan. Die Straße war hier möglichſt ſchlecht. Beim Verſuch, einen andern feſtgefahrenen Wagen zu paſſiren, ſtrebten wir der Hauptſtraße zu, vermochten ſie aber nicht zu erreichen. Zuerſt verſank ein Maulthier im Schlamm und dann noch eins, da der Nachtfroſt jenem eine trügeriſche Oberfläche gegeben hatte. Wir mußten die Thiere losſchirren und den Wagen rückwärts ziehen. Hier koſtet der Morgen (Mau, deren 6 gleich 1 engl. Acre ſind) Sandboden 2000 bis 3000 Pfennig, guter Baumwollenboden dagegen 20,000 Pfennig. Am Abend erreichten wir Pai-hſing-hſien, einen armen, unbedeutenden Ort mit vielen Häuſern von weißem Kalkſtein.

Am 14. paſſirten wir Lyang-yuen-tien und zwei katholiſche Kirchen von ſeltſamer Bauart, welche an einer Straßenkreuzung auf einem beherrſchenden Punkte liegen. Jede hatte etwa 200 bis 300 Sitzplätze. Beim Läuten zur Morgenandacht begegneten wir einer Dame, die mit der Matte zum Knien in der Hand Morgens 6 Uhr nach der Kirche ging. Lyang-yuen-tien ſchien hauptſächlich von Landwirthen bewohnt zu ſein; in den Straßen lagen viele Düngerhaufen und die Magazine waren faſt alle geſchloſſen. In den Straßen ſah man viele Pailaus, worunter ſehr ſchöne von weißem Marmor. An dieſem Morgen überſchritten wir zum erſten Mal, ſeitdem wir Peking verlaſſen, einen niedern Sandſteinrücken. Hier konnte man Meilen weit wandern, ohne ein Haus zu entdecken. Die Feldarbeiter müſſen ſehr weit gehen, um den

Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. Um 6½ Uhr Abends kamen wir in Schun-ti-fu an. Der Boden zwiſchen Lyang-yuen-tien und Schun-ti-fu iſt arm und ſandig, und die Cultur nicht auf der hohen Stufe, wie im Norden. Dörfer giebt es nur wenige, die weit auseinander liegen, und der Handelsverkehr iſt gering. Noch in ziemlicher Entfernung von Schun-ti-fu mußten wir die Heerſtraße verlaſſen und einen bedeutenden Umweg machen, da die Straße in einen Sumpf verwandelt war und ein Waſſerſtrom über die ganze Breite derſelben floß. Die ganze nördliche Hälfte von Schun-ti-fu wird von Landwirthen bewohnt, und Weizen und Gemüſe nehmen den Raum ein; im ſüdlichen Theil ſind Kaufläden zweiten und dritten Ranges. In der ſüdlichen Vorſtadt befinden ſich die Hauptläden und Magazine, worunter ſehr umfangreiche, die gute Geſchäfte zu machen ſchienen.

Am 15. ging es durch Scha-ho-tien, Ta-hen-tien nach Han-tan-tien. Beim Paſſiren von Scha-ho-tien ſahen wir kaum hundert Perſonen. Wir kamen nun in eine rauhe Sandwüſte, die ſich eine gute Strecke weit hinzog. Statt der Bäume gab es hier nur niedere verkommene Geſträuche. Nun kam wieder angebautes Land, dann Sand, dann eine kurze Strecke weit ein Sumpf. Han-tan-tien ſcheint ein ſehr armer Ort zu ſein. Er iſt lang und ſchmal, hat viele leere Plätze und verfallene Gebäude innerhalb der Mauern.

Am 16. Morgens 9 Uhr kamen wir in Matau an, dem Einſchiffungshafen des Bezirks. Hier verließen wir die Hauptſtraße und gingen auf einem rauhen Kiesweg etliche 60 Li weſtwärts, worauf wir gegen Abend in Pung-tſchung-tſchien am Fuße des Gebirges in der Südweſtecke der Provinz Tſchili ankamen. Auf einigen alten Karten wird dieſe Stadt fälſchlich als in der Provinz Honan gelegen angegeben. Die Entfernung zwiſchen Peking und Pung-tſchung würde in einer geraden Linie nicht über 240 engl. Meilen betragen; auf unſerm Zickzackmarſch brauchten wir jedoch 1100 Li oder 360 Meilen dazu; wir machten ſomit täglich durchſchnittlich 115 Li oder 38 Meilen. Der Boden iſt auf der ganzen Strecke leicht gewellt und verſpricht an einzelnen Stellen reiche Ernten, während er an anderen arm und ſandig iſt. Waſſer zum Tränken findet ſich überall in reichlicher Menge an der Straße; auch auf dem Felde giebt es zahlreiche Brunnen. Manche derſelben ſind mit ſchrägen Rädern und endloſen Eimerketten zum Bewäſſern des Landes verſehen und werden durch Ochſen getrieben; andere haben 2 bis 3 Flaſchenzüge, um das Feld nach ebenſoviel Richtungen hin zu bewäſſern. Trotz der trockenen Jahreszeit waren die Straßen ſehr ſchlecht und liegen an den meiſten Stellen um mehrere Fuß unter dem Niveau der anſtoßenden Felder, ſo daß ſie während der Regenzeit dieſen als Abzugscanäle dienen. Nur an wenig Punkten beſteht noch ein Verkehr auf der alten Heerſtraße, welche ehedem trefflich im Stande und auf beiden Seiten mit Baumreihen eingefaßt war. Der gegenwärtig benutzte Weg läuft im Allgemeinen entlang der alten Straße. Bisweilen mußten wir jedoch große Umwege über angebautes Feld machen, um die ſchlechteſten Stellen zu vermeiden. Wer dieſen Weg in einem Fuhrwerk zurücklegt, vermeidet wo möglich die Hauptſtraße. An vielen Stellen findet man Sümpfe mit ſtehendem Waſſer, an anderen Ströme fließenden Waſſers mit Brücken darüber, wieder an anderen Kauliang (Moorhirſe) oder andere Getreidearten. Die Gaſthäuſer befinden ſich in gleichem Zuſtand wie die Straße. Von etwa 40 Wirthshäuſern, welche wir auf dieſer Reiſe beſuchten, konnten nur zwei in europäiſchem Sinne für ſauber gelten; die übrigen ſtanden auf ſehr verſchiedenen Stufen der Reinlichkeit.

Bei unſerer Rückreiſe, welche gleichfalls 9½ Tage in Anſpruch nahm und auf der gleichen Straße vor ſich ging, paſſirten wir einige Städte, die wir auf der Hinreiſe nicht beſucht hatten. Die meiſten zeigten ſich als ſehr arme Orte und waren offenbar urſprünglich gar nicht zu dauernden Wohnſitzen, ſondern nur zu Zufluchtsorten in böſen Zeiten beſtimmt. Am meiſten waren wir über Tſching-ting-fu enttäuſcht. Von Norden aus geſehen erinnerte es uns mit ſeinen zahlreichen, über die Stadtmauer hervorragenden Pagoden, Tempeln und katholiſchen Kirchen an eine europäiſche Stadt. Dr. Williamſon ſagt über ſie: „Die Mauern ſollen 40 Li im Umfang haben und die Bevölkerung beträgt nach der Schätzung der Eingeborenen 15,000 Familien oder 75,000 Seelen. Ich halte dieſen Anſatz für viel zu hoch, doch iſt die Stadt ohne Zweifel ſehr wichtig.“ Wir paſſirten Tſching-ting-fu von Süden nach Norden, auf einer Strecke von 5 bis 6 Li im Wagen in 35 Minuten. Wäre die Stadt quadratförmig erbaut, ſo dürfte ihr Umfang ſomit 20 bis 24 Li betragen; da die Entfernung von Norden nach Süden aber die größere iſt, ſo glaube ich nicht, daß ſie mehr wie 16 Li im Umfange hat. Im Innern der Stadt ſind neun Zehntheile des Raumes nicht mit Häuſern angelegt, auch befindet ſich hier kein angebautes Land, wie dies ſonſt in der Regel der Fall iſt, wohl aber große Sümpfe mit ſtehendem, grünem Waſſer. Die Kathedrale ſcheint erſt nach Dr. Williamſon's Beſuch erbaut worden zu ſein, da er ſagt: „Die Katholiken haben den Hing Kung, einen alten Reiſepalaſt des Kaiſers, in Beſitz genommen.“ Die einzigen Fuhrwerke, welche wir beim Paſſiren von Tſching-ting-fu ſahen, war ein Wagen mit Bauholz, einer mit Brennholz und Reiſig, einer mit Hirſeſtroh, drei mit Dünger und drei leere Wagen. Ich glaube nicht, daß wir in den Straßen und vor den Thüren im Ganzen 500 Perſonen ſahen und daß mehr als 10,000 Menſchen hier leben. Von Thieren begegneten wir nur einem Schweine und zwei Maulthieren; das war der ganze Verkehr von Tſching-ting-fu. Außer dem großen Götzentempel ſahen noch ein paar andere recht wohl erhalten aus, die meiſten aber gehen dem Verderben entgegen. Die Stadt iſt nach allen Richtungen hin von Sand umgeben; da ſich auch innerhalb der Mauern kein angebautes Land befindet, ſo muß das Leben hier ſehr theuer ſein. Die große Straße von Schanſi her führt durch Tſching-ting fu; zahlreiche Wagen und Laſtthiere aber, welche dorther kamen, gingen lieber um die Stadt herum, als durch dieſelbe.

Eine andere Stadt, die nach innen und außen enttäuſcht, iſt Ting-tſchau. Nach den Behauptungen der Eingeborenen hat dieſelbe 44 Li im Umfang; wir paſſirten die Weſtſeite jedoch in 15 Minuten, was etwa 4 Li entſprechen mag. Williamſon ſagt über dieſe Stadt: „Sie hat wenig Anziehendes, der größte Theil des von den Mauern umſchloſſenen Raums iſt ungebautes Feld; die einzig lebhaften Viertel befinden ſich in der Mitte.“ Der engliſche Conſul Oxenham führt den Ort, den er 1868 beſuchte, als wegen ſeiner Augenfolben berühmt an. Auch dieſe Stadt iſt von einer Sandwüſte umgeben. An der Nordſeite hat ſich der Sand ſtellenweiſe bis zum obern Mauerrand aufgehäuft. Die Stadt liegt nämlich unweit des Tang-ho, der eine große Menge von dem Lehmboden mitreißt, den er durchzieht; die ſchwereren Theile lagern ſich in der Nähe der Gebirge ab, die leichteren werden als feiner Staub weiter getrieben.

Die meiſten Städte dieſer Provinz befinden ſich in einem Zuſtand des Verfalls. Volle drei Viertheile der Tempel liegen in Trümmern und ſind mit den Reſten ihrer Götzenbilder den Elementen preisgegeben. Von dem übrigen Viertel ſind nur wenige in ganz gutem Stand, neue oder neu ausſehende aber bemerkten wir kein halbes Dutzend. Das Volk hat häufig allen Glauben an ſeine Prieſter nad

Digitized by Google

ihren Gottesdienſt verloren, leider aber noch keinen beſſern Glauben gefunden. Wir bemerkten nur wenige Leute in prieſterlichem Gewand, und dieſe ſahen meiſtens ſo aus, daß man ſich nicht wundern darf, daß das Volk ſie nicht hochachtet. Sie gehören allem Anſcheine nach in jeder Beziehung einer niedern Claſſe an. Die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung hatte ein ſtumpfes Ausſehen; dies war durchaus nicht der Fall bei der handeltreibenden Claſſe, unter der wir viele aufgeweckte und ſchmucke junge Leute bemerkten. Obſchon man mich überall als Kwei (d. i. Teufel) oder Kwei-tze (d. i. Teufelsſohn) anredete, ſo wurde dies Wort doch nie in einem unfreundlichen Tone ausgeſprochen oder von ſchlimmen Blicken begleitet. Die Leute waren durchweg artig und beantworteten jede Frage ſehr bereitwillig.

Die Colonie Weſtauſtralien.

I.

H. G. Der auſtraliſche Continent umfaßt ein Areal von 2,984,827 engl. Quadratmeilen oder 1,910,289,280 Acres (à 1·5849 preußiſchen Morgen). Unter den fünf Colonien, auf welche ſich dies Areal vertheilt, iſt Weſtauſtralien die umfangreichſte: ſie begreift nahezu ein Drittel des ganzen Continents und überragt die zweitgrößte Colonie, Südauſtralien, noch um 63,569 Quadratmiles. Alles Land weſtlich von 129° öſtl. L. Gr. mit 978,299 engl. Quadratmeilen (626,111,360 Acres oder 45,898·4 deutſchen Quadratmeilen) macht die Colonie Weſtauſtralien aus, die damit ziemlich genau achtmal ſo groß iſt wie Großbritannien und mehr denn ſiebenmal ſo groß wie der ganze jetzige preußiſche Staat. Der beſiedelte Theil der Colonie iſt von Norden nach Süden ungefähr 600 Miles lang, bei einer durchſchnittlichen Breite von 150 Miles, und liegt zwiſchen Albany im Süden und der Geraldine-Bleimine am Murchiſon-Fluſſe im Norden. In Sharks Bay und weiter nördlich in Nickol Bay (Raeburne), wo ſich ausgedehnte Bänke mit der echten Perlauſter befinden, ſind zahlreiche Boote mit ergiebiger Perlfiſcherei beſchäftigt. Man findet dort Perlen, die einen Werth bis zu 150 Pf. St. haben. An der Nordweſtküſte von Nickol Bay bis zum De-Grey-Fluſſe haben ſich Squatters mit Viehherden niedergelaſſen. Wie die neueſten Reiſen von Warburton, John Forreſt und Giles ergeben haben, beſteht das Innere von Weſtauſtralien bis zur Grenze in 129° öſtl. L. aus ſchwach wellenförmigen, zum Theil offenen, meiſt aber mit niedrigem Scrub bewachſenen, thierarmen und waſſerloſen Wüſten, die ſich jeder Cultur entziehen. Die Colonie wird alſo eine Küſtenanſiedelung bleiben müſſen.

Es war im Jahre 1826, als Major Lockyer, im Namen der engliſchen Krone, Beſitz von Weſtauſtralien nahm. Erſt drei Jahre ſpäter traf eine Geſellſchaft von Coloniſten unter Führung des Gouverneurs Captain (ſpäter Sir) James Stirling aus England ein und ſiedelte ſich am Swan-Fluſſe an. Die erſten Jahre waren trauriger Art, und bis zum Jahre 1839, wo ſich die Bevölkerung noch nicht auf 3000 Seelen belief, wurden überhaupt ſehr geringe Erfolge erzielt. In dieſem Jahre wurde Mr. John Hutt (vom 2. Januar 1839 bis December 1845) Gouverneur, und unter ihm machte die kleine Colonie recht gute Fortſchritte. Am 16. Auguſt 1840 erſchien die erſte Nummer der erſten Zeitung „Perth Inquirer“, noch heute das wichtigſte Blatt der Colonie, und am 22. Juni 1841 ward die Bank of Weſtern Auſtralia etablirt. Am 13. Juni 1845 wurde das erſte Sandelholz, welches heut zu Tage zu den wichtigſten Ausfuhrartikeln Weſtauſtraliens gehört, expartirt, und am 16. December deſſelben Jahres entdeckte man im Victoria-Diſtricte das erſte Kupfer.

Auf John Hutt folgten Oberſtlieutenant Clarke vom 27. Januar 1846 bis Februar 1847, und dann Oberſtlieutenant Irwin bis Juli 1848. Eine Volkszählung in dieſem Jahre ergab 4622 Seelen; unter Cultur befanden ſich erſt 7047 Acres — davon 3316 mit Weizen — und der Viehſtand zählte 10,919 Stück Rindvieh, 141,123 Schafe, 2095 Pferde, 2287 Schweine und 1431 Ziegen. Der Import repräſentirte den Werth von 45,411 Pf. St. und der Export 29,598 Pf. St. Captain Charles Fitzgerald war Gouverneur vom 9. Auguſt 1848 bis Juni 1855, und Mr. Arthur Edward Kennedy vom 19. Juli 1855 bis zum 17. Februar 1862.

Bei der Gründung der Colonie wurde der große Fehler begangen, daß ſehr ausgedehnte Strecken Landes an einzelne Perſonen abgelaſſen wurden, in der Hoffnung, dieſe würden Arbeitskräfte herbeiziehen, um das Land zu cultiviren. Aber dies geſchah nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Käufer Leute mit beſchränkten Mitteln waren. Da nun keine freien Arbeiter zur Einwanderung nach Weſtauſtralien, welches ihnen zu wenig Vortheile, wenn überhaupt welche, darbot, zu bewegen waren und da die dortige Regierung nicht in der Lage war, eine unterſtützte Einwanderung aus Europa ins Leben zu rufen, ſo entſchloß man ſich im Jahre 1848, die engliſche Regierung um Ueberſendung von Sträflingen (convicts) anzugehen. Dies Geſuch wurde ſofort bewilligt, und ſo ward Weſtauſtralien von da ab eine Pönalſtation für Deportirte. Die Noth, nicht der gute Wille trieb dazu. Der dabei gemachten Zuſage, daß mit der Sendung von Verbrechern immer eine gleiche Anzahl von freien Auswanderern nach Weſtauſtralien befördert werden ſolle, iſt die engliſche Regierung nie nachgekommen, wohl weil Niemand dahin auswandern wollte. In den neun Jahren von 1850 bis 1859 wurden ſo 5169 Verbrecher nach Weſtauſtralien geſchafft, und außerdem nach 6364 Perſonen, meiſtentheils Familienangehörige der erſteren. Es kam dadurch ſelbſtverſtändlich bald eine ſehr verdächtige Geſellſchaft zuſammen, unter welcher es den Coloniſten unheimlich wurde, und man ſtellte dann das Verlangen, daß nur die relativ beſſere Sorte der Convicts aus England nach dort deportirt werde. Allein an der Wegführung dieſer lag dem Mutterſtaate ſehr wenig, und ſo mußte man ſich denn mit dem Auswurfe der Menſchheit zufrieden geben. Diejenigen Verbrecher, welche ihre Strafzeit verbüßt hatten, erhielten natürlich ihre Freiheit wieder und konnten gehen, wohin ſie wollten, nur nicht nach Großbritannien zurück. Aber auch ſolchen Verbrechern, die auf längere Zeit ein gutes Betragen gezeigt, wurde eine bedingte Begnadigung zu Theil — man nannte ſie dann ticket-of-leave men — und ſie erhielten die Erlaubniß, ſelbſt in den öſtlichen Colonien ihren Aufenthalt zu nehmen. In den Jahren 1850 bis 1864 haben über 3000 Verbrecher Weſtauſtralien verlaſſen und ſind in die anderen Colonien des Continents eingewandert, wo ſie dann nicht ſelten ihre alten Gewohnheiten wieder aufnahmen. In Weſtauſtralien waren ſie ehrlich geweſen, weil ſie dort keine Gelegenheit hatten

unehrlich zu sein. Dieses System der ticket-of-leave men rief natürlich in den Colonien des Ostens große Unzufriedenheit hervor. In Victoria und auch in Neu-Seeland wurde verordnet, daß den Sträflingen Westaustraliens erst drei Jahre nach Verbüßung ihrer vollen Strafzeit der Eintritt erlaubt sein solle, während in Südaustralien nur die bedingungsweise Begnadigten von der Einwanderung ausgeschlossen waren. In Neu-Süd-Wales existirten dergleichen Beschränkungen überhaupt nicht.

Im Jahre 1863 ernannte die englische Regierung eine Commission in London, welche über Deportation und Strafcolonien zu berichten hatte. Dieselbe schlug vor, daß alle männlichen Verbrecher, deren Arbeitskraft sich in einer Colonie gut verwerthen ließe, in der zweiten Hälfte ihrer Strafzeit nach Westaustralien deportirt werden sollten, und dies würde nach der ungefähren Berechnung jährlich 1500 Verbrecher ausmachen. Die Commission berief sich dabei auf den einstimmigen Wunsch der freien Colonisten in Westaustralien, einen Zuwachs an Verbrecherarbeitern zu erlangen. Dieser Bericht erregte eine ungewöhnliche Aufregung in den östlichen Colonien Australiens, und man petitionirte in kernigen Worten dagegen. Die englische Regierung erklärte, daß sie zwar dem Antrage der Commission keine Folge geben werde, indeß doch keineswegs beabsichtige, wie es die Colonisten wollten, die Sendung von Deportirten nach Westaustralien sofort oder überhaupt zu sistiren. Ein solches Vorgehen würde nur zum großen Nachtheile der Bewohner Westaustraliens ausschlagen, welche ihre Unternehmungen auf Verbrecherarbeit basirt hätten. Sie werde, wie bisher, fortfahren, alljährlich zwei Schiffe mit je 270 bis 280 Verbrechern nach Westaustralien zu expediren, wolle aber anordnen, daß von denjenigen Deportirten, welche nach dem 1. Januar 1864 einträfen, keiner die Colonie verlassen dürfe, der nicht seine volle Strafzeit verbüßt hätte.

Die australischen Colonien im Osten, Victoria voran, waren jedoch mit dieser Erklärung in Downing Street nicht zufrieden und führten der englischen Regierung gegenüber eine ungewöhnlich derbe Sprache. Man verlangte in peremptorischer Weise das vollständige Aufhören von Verbrechersendungen nach Westaustralien und drohte, daß man nicht bloß jeden Verkehr mit dieser Colonie abbrechen, sondern überdies auch Repressalien ergreifen werde, welche namentlich darin bestehen sollten, daß man seine eigenen Verbrecher der schlimmsten Sorte als Gegengeschenk nach England expediren würde. Diese Drohungen verfehlten ihren Eindruck auf den damaligen Colonialminister, Sir Edward Cardwell, nicht; zwar verbat er sich entschieden den Ton der geführten Sprache, allein zum Schlusse — und darauf kam es ja eben an — zeigte er sich denn doch bereit, dem englischen Parlamente sofort eine Bill vorzulegen, welcher zufolge nach Ablauf von drei Jahren — vom 26. November 1864 an gerechnet — die Transportation von Sträflingen nach Westaustralien aufhören würde, und auch selbst in dieser Zeit sollte nur noch eine beschränkte Zahl davon abgeschickt werden. Dies geschah. Das Parlament votirte die Bill, und so hörte Westaustralien mit dem Jahre 1868 auf eine Strafstation für Verbrecher Großbritanniens zu bilden. Gleichzeitig wurde auch noch bestimmt, daß in die im Jahre 1864 eröffneten neuen Districte im Norden von Westaustralien keine Verbrecherarbeiter sollten eingeführt werden. In der Zeit, wo dieser Kampf ausgefochten wurde, war Mr. Stephen Hamton vom 27. Februar 1862 bis zum 2. November 1868 Gouverneur. Ihm folgte, in Stellvertretung, von da bis zum 30. September 1869 Oberstlieutenant John Bruce, und dann als Gouverneur Mr. Frederick Aloysius Weld. Der jetzige Gouverneur ist Mr. Robinson, welcher am 3. Februar 1875 in der Colonie eintraf.

Aus allen Erdtheilen.

Der Darien-Canal.

Zwischen der Regierung der Republik Columbia und den Herren A. de Gogorza und General Stephan Türr ist am 28. Mai 1876 in Bogota ein Vertrag geschlossen worden, der jetzt dem Congresse zur Bestätigung unterbreitet ist, wonach Gogorza und Türr das Recht erhalten, den Isthmus von Darien zu durchforschen und durch denselben einen Canal zu bauen. Sie verpflichten sich, binnen sechs Monaten ihr Ingenieurcorps zu bilden, binnen weiteren sechs Monaten die Erforschung zu vollenden, den Canal selbst innerhalb zehn Jahren fertig zu stellen und als Caution dafür 150,000 Dollars zu hinterlegen.

Die von Gogorza auserwählte und schon 1866 erforschte Strecke, welche der Canal durchschneiden soll, ist folgende: den Atrata von seiner Mündung in den Golfo de Uraba (Caribisches Meer) etwa 5 deutsche Meilen aufwärts, den dort von Südwesten her einmündenden Cacarica (auch Caquirri genannt) hinauf und aus diesem in den Zufluß des Cacarica, den Tucurlegua oder Tuguelegua. Von letzterm aus führt ein Indianerpfad durch eine Einsattelung in vier Stunden nach Paya am gleichnamigen Flusse, der in den schiffbaren Tuira und mit diesem in den Golfo S. Miguel des Stillen Oceans mündet. In derselben Richtung soll auch der zukünftige Canal gehen: die Entfernung zwischen dem Atrato und dem schiffbaren Theile des Tuira soll in gerader Linie nur 52 engl. Meilen, und die höchste zu überschreitende Stelle in jenem Passe, den die Indianer Aquiacue (d. i. Mund), die amerikanischen Zeitungen Cacarica- oder Paya-Paß nennen, nur 58 Meter betragen. Diese Angaben Gogorza's finden allerdings im „Panama Star" Bestätigung und Unterstützung seitens eines Bergmannes James Oates, eines Colonel Wm. D. Farrand und eines französischen Ingenieurs Lacharme, welche alle jenen Paß besuchten, und nach welchen man sogar Boote über denselben ziehen kann. Gogorza führt für die Ausführbarkeit seines Projectes und die Existenz jener Einsattelung ferner ein Document des Madrider Archivs an, wonach im Jahre 1680 über 400 Flibustier in 18 großen Booten den Atrato hinauffuhren, von Indianern geleitet, Sümpfe im Westen dieses Flusses überschritten, indem sie ihre Boote mitschleiften, und so am vierten Tage einen Fluß erreichten, der sie in den Tuira führte. Diesen fuhren sie hinab und überfielen und plünderten dann Santa Maria am Stillen Ocean. Die spanische Regierung ließ diese Gegend 1780 vom Capitän Don Juan Donosa, 1781 vom Obersten Andres Arija und 1789 vom Lieutenant Mala erforschen, und neuerdings ist es Gogorza gelungen, geleitet durch die Berichte jener Männer, diese Einsattelung glücklich wieder aufzufinden.

Sehr viel anders hört sich nun freilich der officielle Bericht an, welchen Capitän Selfridge über diese Gebiete an die Regierung der Vereinigten Staaten erstattet hat (vgl. Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1875, S. 394 ff.). Derselbe untersuchte auf der Land-

Digitized by Google

enge von Darien drei Routen für den zu erbauenden Canal, deren südlichste von einem Punkte nördlich der Mündung des Atrato zum Flusse Tuira führt. „Nach eingehendem Studium wurden diese Landstriche als für einen großen Canal gänzlich ungeeignet anerkannt. Die von früheren Projectanten angeblich gefundenen niederen Einsattelungen oder Pässe durch die Hauptkette der Cordilleren erwiesen sich entweder als Traumbilder, oder waren derart mächtig und breit, daß sie unzählige Schleusen bedingen würden“ (a. a. O. S. 397). Selfridge schlägt dann eine weit südlichere Stelle dort, wo der Napipi dem Atrato zufließt, als passend für den interoceanischen Canal vor, während eine Commission des Congresses der Vereinigten Staaten der Route durch den See von Nicaragua den Vorzug gegeben hat. Es stehen sich also hier zwei Ansichten oder Behauptungen diametral gegenüber, und Gogorza verfehlt denn auch nicht, die amerikanischen Aufnahmen als unvollständig und Widersprüche enthaltend zu bezeichnen, während die Newyorker Handelszeitung ihrerseits auf die Schwierigkeit, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, hinweist. Anhänger des Unternehmens behaupten freilich, daß der beim Bau des Canals ausgeworfene Erdboden genug Gold enthalte, um das Unternehmen zu bezahlen — eine angeblich von Selfridge gethane Aeußerung. Mag dies sich nun in der That so verhalten oder anders, so wird wohl noch einige Zeit verstreichen, ehe Gogorza's rosige Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden: „Die Ausbeutung der reichen Goldminen wird aus Darien ein neues Californien machen, wird die Gründung blühender Städte veranlassen, und ich glaube, ich bin kein falscher Prophet, wenn ich sage, daß binnen sehr kurzer Zeit die Columbische Republik das Centrum des Reichthums und Handels der gesammten Welt (sic) sein wird.“

Das von Gogorza vertretene Syndicat besteht übrigens aus Amerikanern, Franzosen, Engländern, Italienern, Deutschen und — Japanesen.

* * *

— R. L. Playfair, englischer Generalconsul in Algier, dessen Forschungen im Dschebel Aurès wir in Bd. XXVII, S. 287 erwähnten, hat in diesem Jahre eine Forschungsreise in der Regentschaft Tunesien unternommen und darüber auf der Versammlung der British Association in Glasgow berichtet. Bruce, der bekannte Abessinien-Reisende, welcher 1762 bis 1765 Generalconsul in Algier gewesen, hatte nämlich vor seiner großen Reise nach den Quellen des Blauen Nil ausgedehnte Forschungen im nördlichen Afrika angestellt, deren schriftliche Resultate in einem Schiffbruche verloren gingen, während eine große Anzahl trefflicher Zeichnungen von ihm bis heute erhalten blieben. Darunter befinden sich an 120 Blätter, welche die archäologischen Reste Nordafrikas darstellen, und diese hat die jetzige Besitzerin, Lady Thurlow, dem Oberstlieutenant Playfair zur Veröffentlichung übergeben. Kürzlich hat nun letzterer zusammen mit dem Earl of Kingston Bruce's Wanderungen wiederholt und den Zustand jener interessanten, oft wenig oder gar nicht bekannten Ruinen studirt. Bei ihrer Rückkehr nach Algerien, welche an der Nordküste von Tunesien stattfand, durchkreuzten sie das noch nie von einem Europäer besuchte Gebiet des Stammes Chomair, südlich von der Insel Tabarka, die sie ebenfalls besuchten, und der französischen Grenzstadt La Calle. Beide Reisenden waren nur von einigen Leuten des Stammes selbst, der einer der zahlreichsten und mächtigsten in der ganzen Regentschaft ist, begleitet. Derselbe zählt 20,000 Krieger, die völlig unabhängig und dem Bey nicht unterthan sind, nur daß sie ihm die Grenze bewachen, und zwar mit solchem Erfolge, daß bis dahin kein einziger Christ und nur selten ein fremder Araber oder Jude ihr Gebiet hat passiren dürfen, während dies den beiden Engländern durch kleine Geschenke durchzuführen gelang.

Sie kreuzten das Wed ez-Zan und stiegen das Thal der Ulod Sidera zur französischen Grenze hinan. Das Land, eine hohe Bergkette, ist überaus herrlich und fruchtbar, reich an Flüssen und Wäldern, besonders von Eichen, sowie an Mineralien. So fanden sie Bleierz, welches bei der Analyse 72·7 Proc. reines Metall und 5 Unzen Silber per Tonne enthielt.

— Durch ein unlängst vom Präsidenten Avellaneda veröffentlichtes Gesetz haben die Kaufleute Sanz, Rosas und Bordy auf fünf Jahre das Recht zur Ausbeutung des Guanos erhalten, welcher sich an der Küste und auf den Inseln von Patagonien zwischen Bahia Blanca und dem Hafen S. Julian findet. Die Regierung erhält für jede exportirte Tonne des Düngstoffes während der ersten zwei Jahre 12 Shilling, später 16 Sh., und zwar jährlich mindestens für 10,000 Tonnen, während sich die Gesellschaft außerdem verpflichtet, allmonatlich einen Dampfer von nicht unter 120 Tonnen zwischen Bahia Blanca fahren und in Patagones, Chubut, Port Desire und San Julian anlegen zu lassen.

— Aus Taubate in der brasilianischen Provinz San Paulo wird berichtet, daß auf Ermahnung eines Missionspaters zwanzig Tage lang jegliche Arbeit liegen blieb, und daß am 7. Juli dieses Jahres über 5000 Leute mit nacktem Oberleibe, ein Tuch über dem Antlitz und eine Dornenkrone auf dem Kopfe, sich eine Stunde lang mit Stricken auf offenem Marktplatze gegeißelt haben!

— Paraguays Zustände bessern sich, und die diesjährige Ernte, besonders an Taback, ist eine reichliche. Auch die neu angelegten Kaffeeplantagen gedeihen; der jetzt zwischen Buenos Ayres und Asuncion verkehrende englische Dampfer brachte kürzlich zum ersten Male eine Quantität Kaffee, ein für Paraguay neues Product, mit herab.

— Die Eingeborenen der Nalewa Bay auf Neuseeland haben sich wieder vom Christenthum losgesagt und sind zum Heidenthum zurückgekehrt. Ein Priester dieser Eingeborenen veranlaßte hundert derselben, in eine Hütte, welche man zuvor angezündet hatte, zu gehen, indem er versicherte, daß sein Zauber sie vor Schaden schützen werde, aber — Viele trugen Brandschäden und zum Theil lebensgefährliche davon.

— Auch in Victoria herrscht auf den Goldfeldern große Aufregung gegen die Chinesen. Es ist eine bekannte Sache, daß letztere nie darauf ausgehen, in fernen Gegenden neue Goldfelder aufzusuchen, was man „prospecting“ nennt, aber immer gleich massenhaft da sind, wo Weiße ein solches entdeckt haben. Man verlangt daher von der Regierung der Colonie, daß sie den Chinesen erst drei Jahre nach Eröffnung eines neuen Goldfeldes den Zutritt zu demselben gestatten solle.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Am Imandra-See. (Schilderungen aus Lappland.) Von Albin Kohn. II. (Schluß.) — Gessi's Umschiffung des Albert Nyanza. — Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874. — Die Colonie Westaustralien. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Darien-Canal. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 7. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

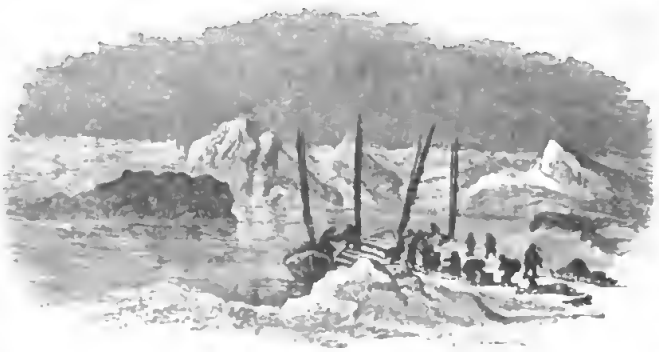
Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874.

III.

Der geringe Fortgang, welchen die Reise nach Süden am ersten Tage hatte, blieb constant; an manchen Tagen aber erreichte er nicht einmal eine halbe Meile, und es half sehr wenig, daß die Reisenden auch den geringsten Wind aus Norden benutzten, um sowohl für die Boote als auch für die Schlitten die Segel zu setzen. Die Ursache davon lag in der Erweichung des Schnees, infolge deren die Schlitten tief einsanken und die Bootsschleifen sich ihrer niedrigen Hörner wegen überall stemmten und eingruben. Es war absolut unmöglich, das ganze Gepäck auf einmal fortzuschaffen; denn die Hälfte der Leute genügte kaum, um einen Schlitten oder ein Boot vorwärts zu bringen, so daß sie den Weg Strecke für Strecke dreimal lastenziehend, zweimal ledig zurücklegen mußten, eine entsetzliche Anstrengung bei dem tiefen Schnee, in welchen sie knie-, ja brusttief einbrachen. Wiederholt mußte ein Schlitten abgeladen werden oder mußten sich alle Leute vor einen falschen vorspannen, wenn er in eine tiefe Schneegrube versunken war. Die Hälfte des Marsches verlief mit ungehindertem Ziehen, die andere unter vergeblichem Anrücken und „Aussingen“ zur Erzielung gleichzeitiger Anstrengungen. Dabei rann ihnen der Schweiß von der Stirn und quälte sie der Durst; namentlich bei bedecktem Himmel war die Luft ungemein schwül. In der ersten Woche geschah es jedesmal, wenn Weyprecht das Nachtlager nach beendetem Tagemarsche bezog, daß Payer mit einem Begleiter und den Hunden nach dem Schiffe zurückkehrte, um den Proviantverbrauch zu ergänzen. Eine Strecke, zu welcher die Besatzung mit dem gesammten Gepäcke fast eine Woche bedurft hatte, legten die Hunde, welche überhaupt große Dienste leisteten und später bis zu zehn Centner in einem Tage vorwärts schafften, in einer bis zwei Stunden zurück. Am Schiffe wurden dann Massen von Thee verwendet, um ein Ankerfäßchen mit dem concentrirtesten Getränk davon zu füllen, der Rumvorrath erschöpft, um demselben Stärke zu verleihen. Kehrte dann Payer kurz vor dem Aufbruche der Abtheilungen nach den Booten zurück, so drängte sich Alles herbei, um das noch lauwarme Getränk in Blechtöpfen aufzufangen. Auch drei Bären wurden in den ersten elf Tagen erlegt.

Schon seit einigen Tagen waren dunkele Wolkenmassen in südwestlicher Richtung bemerkbar, wie sie über Stellen offenen Wassers zu schweben pflegen, und es war kein Zweifel, daß sie denjenigen Sprüngen entstammten, welche drei Wochen vorher vom Cap Brünn aus beobachtet worden waren. Man durfte also hoffen, schon in wenigen Tagen das zur Zeit noch festliegende Landeis überwunden zu haben, das Netz der ewig ruhelosen Canäle und Schollen zu erreichen und alsdann zwischen den Eisfeldern hindurch mit wachsender Beschleunigung nach Süden hin zu entrinnen. Diese Hoffnung schien noch durch die Wirklichkeit übertroffen zu sein, als sie am 28. Mai unvermuthet die kleine, flache, ihnen bis dahin unbekannt gebliebene Lamont-Insel erreichten

und von deren höchstem Punkte aus in der Entfernung einer Meile eine nach Südosten führende Wacke erblickten. Allein der am 30. Mai erreichte Eisstrand erwies sich trotz langen Suchens als unzugänglich, und an die Möglichkeit einer Einschiffung war einstweilen nach nicht zu denken, weil die Wackenränder überall mit breiten Barrièren von Eistrümmern umgeben waren, welche den Durchgang der Boote verwehrten. Aber auch die Verwendbarkeit der Schlitten war zu Ende, weil der unüberseţbare Sprung im Eise sich weit gegen Osten hinzog und auch nicht zu umgehen war, da ihn die 50 Fuß hohe Wälle emporgepreßten Eises umgaben. Deshalb zogen sie sich zunächst auf eine freiere Ebene des Eises zurück und bezogen am 3. Juni in 79° 46′ nördl. Br. eine Art verschanztes Lager, scherzweise der „Hafen von Anlis“ genannt, um günstige Winde zu erwarten, welche das Eis öffnen und zu fahrbaren Canälen zerstreuen würden. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lange: das Hauptgros zog sich schon am folgenden Tage mit Schlitten und Booten zur Lamont-Insel zurück, während Weyprecht mit Orel und neun Mann noch eine der beim Schiffe zurückgebliebenen Jollen zu holen sich aufmachte, da die Boote für Gepäck und Besatzung nicht Raum genug boten. Auch Payer kehrte in drei Stunden nochmals zum „Tegetthoff“ zurück, um Lebensmittel zu holen. Am 7. Juni kehrten sie mit der Jolle, Proviant, Munition, dem vielbegehrten Taback u. s. w. auf der alten hartgetretenen Bahn zu ihren Gefährten zurück.



Das Uebersetzen über die Canäle.

Der Schnee hatte inzwischen den Charakter von Brei angenommen; die mittlere Tagestemperatur (Ende Mai zwischen — 3 und — 6° R.) war seit Anfang Juni auf 0° gestiegen. Am 3. Juni hatte es zum ersten Male geregnet, und immer entschiedener nahm das Wetter seitdem seine Lieblingsform im Eismeer an, die des Nebels und „Nebelreißens“. Klare Tage waren sehr selten, nur für Stunden durchbrach die Sonne das Gewölk. Aber jener Spalt wollte sich nicht erweitern und blieb geschlossen; am 11. Juni kehrten sie zum „Hafen von Anlis“ zurück, um dort in nächster Nähe auf sein Auseinandergehen zu lauern. Den ganzen Tag hockten sie dort in den engen Booten und warteten, von unbeschreiblicher Langweile gequält, des Morgens auf das Ende des Tages, von einer Mahlzeit auf die andere und auf das langsame Dahinscheiden des Datums. Erst am 14. Juni brachte das Erscheinen und Erlegen eines Bären willkommene Abwechselung in diese ereignißlose Zeit. Die Mitte des Juni kam, aber noch immer herrschten südliche Winde und kein Wasser wollte sich zeigen. Der dritte Theil des Proviants war fast verzehrt; aber von den 250 deutschen Meilen des Rückwegs erst 1¼ Meile zurückgelegt! Am 18. Juni kam es endlich zu der ersten Einschiffung auf einer Wacke, deren Längsachse von Osten nach Westen zog. Die Boote wurden hinabgelassen und beladen, die Schlitten auf die Schleifen gebunden und schwimmend nachgezogen. Nachdem sie dann noch etwas Thee und den letzten Rum getrunken, stießen sie ab. Rudernd und segelnd schwammen sie nach Süden, und es war gewiß ein Zeichen der gehobenen Stimmung, daß sämmtliche dreiundzwanzig Tabackspfeifen sich in Thätigkeit befanden.

Der Fortgang war indeß nur sehr gering und betrug kaum eine Meile in der Stunde, weil die Baate schwer belastet waren und außerdem die nachschwimmenden Schlitten ziehen mußten. Nach einer Fahrt von drei Meilen sperrte eine starke Scholle den Weg, und die Boote mußten aufs Eis gezogen werden. Bald darauf fiel Schnee, Westwind setzte ein, der immer mehr nach Süden umschlug; die Schollen trieben zusammen und bald waren selbst die unzusammenhängenden Lücken der Canäle geschlossen. Wieder waren sie zum Warten verurtheilt. Die Schleifen wurden nun defeitigt und verbrannt, weil ihre Bretter sich geöffnet hatten, weil sie minder unentbehrlich waren, als die Schlitten, und weil sie die Bewegungen der Boote im Wasser zu sehr hemmten. Der Fortschritt war nun gleich Null; kaum daß er den einen oder andern Tag ein paar hundert Schritte aber eine Viertelmeile betrug, oder daß das Lager von einer Schalle auf die benachbarte verlegt werden konnte. Diese Monotonie, welche Wochen hindurch andauerte, wurde nur ab und zu durch das Erlegen eines Seehundes unterbrochen, was stets wegen der damit verbundenen Ersparniß von Proviant mit Freuden begrüßt wurde. Es war kein Zweifel, daß eine etwa gebatene Verlängerung ihrer Reise, mithin auch ihres Lebens, zum großen Theile von dem Erfolge dieser Jagden abhing. Bald gewöhnte sich auch Jedermann daran, während der Raststunde ein halbes Pfund Seehundsspeck zum Thee zu genießen, was die Verdauung sehr beförderte, und selbst diejenigen, welche zu Magenbeschwerden hinneigten, von den Uebelständen befreite, welche die consequente Erbswurstnahrung mit sich brachte.

Eine Verschlimmerung dieser ohnehin keineswegs beneidenswerthen Lage brachte die erste Hälfte des nun folgenden Monats Juli. Am 1. Juli war nur ein Sprung übersetzt worden, und die mittägige Breitenbeobachtung (79° 38′) ergab, daß seit den letzten vier Tagen nur eine einzige Minute gewonnen warden war. Die folgenden Tage war der Fortschritt gleich Null; denn was durch Südwärtsziehen gewonnen wurde, ging durch den ungünstigen Südostwind verloren; ja die Breitenbestimmung des 5. Juli (79° 40½′) ergab, daß die Expedition um so viel nach Nordwesten zurückgetrieben worden war, daß sie die mühselige Errungenschaft von drei Wochen wieder eingebüßt hatte. Man sah sich zu Rasttagen gezwungen, welche die Vorräthe verschlangen, ohne vorwärts zu bringen, und auch die Jagd dieser Tage auf Seehunde und Eisbären war nur selten von Erfolg begleitet. Am 7. Juli betrug die Breite schon 79° 43′, also wieder 2½′ Verlust. In gezwungenem Müßiggange verstrichen die Tage bis zur Mitte des Monats. Nur am 14. Juli wurde eine Ortsveränderung von dreihundert Schritt ausgeführt, um einen geeignetern Platz für die Seehundsjagd auszuwählen und wenigstens den Schein des Reisens zu erhalten. Allerdings nur den Schein; denn in Wirklichkeit begann die Lage wahrhaft furchtbar zu werden, nicht durch plötzliche Ereignisse, sondern durch den Eindruck der unaufhaltsam,

ungenutzt verrinnenden Zeit, welche ihnen noch zum Leben vergönnt schien, und die durch den Anblick der täglich schwindenden Proviantmenge auch für die Sinne eine grauenvolle Beredtsamkeit offenbarte, gleich dem vorschreitenden Zeiger einer Uhr. Mit Standhaftigkeit hatten die Dulder bis jetzt die schwere Arbeit des Auf- und Absteigens mit Booten und Schlitten, d. h. mit noch immer 70 Centnern, von Scholle zu Scholle, und das Uebersetzen über die schmalen Sprünge ertragen. Häufig hatten sie dieselben aus dem Wasser gezogen, ein- und ausgeladen, und die geringsten Fortschritte hatten genügt, sie mit Freude und Dankbarkeit zu erfüllen. Jetzt aber hatten die beharrlichen Südwinde selbst die geringen mit ungeheurer Mühe erzielten Fortschritte vernichtet; nach Verlauf zweier Monate voll unbeschreiblicher Anstrengungen war die Entfernung, welche sie vom Schiffe trennte, nicht größer als zwei deutsche Meilen! Deutlich lagen die Höhen der Wilczek-Insel vor ihnen; mit höhnender Klarheit erglänzten ihre Felszüge in dem immerwährenden Tageslicht. Es gewann den Anschein, als müßten sie nach langem Kampfe mit der Uebermacht des Eises, das zwar in Sonnenschein und Regen dahin schmolz, aber sie noch in unüberwindlicher Breite vom offenen Meere trennte, verzweiflungsvoll zum Schiffe zurückkehren und daselbst, jeder Hoffnung bar, einen dritten Winter verbringen. Und fanden sie es nicht wieder, so war das Eismeer ihr Grab!

Keine Maßregel wurde versäumt, welche dazu beitragen konnte, ihr Fortkommen zu erleichtern und ihre Lebensdauer zu verlängern. Das Kochen mit Thran hörte auf und fand nur noch mit Spiritus statt, um die Boote zu entlasten; die Brotrationen waren schon seit einigen Wochen verringert worden und selbst einer der Hunde war am 7. Juli der Noth zum Opfer gefallen. Eine immer größere Rolle in

Scene aus dem Rückzuge.

der Küche spielten fortan die Seehunde, und auch sonst schien Alles von der glücklichen Verwendung von 400 Kugeln abzuhängen, welche sie noch besaßen.

Da, als alle Anzeichen eines Gelingens des Rückzuges geschwunden waren, nahete endlich die Stunde der Befreiung durch regelmäßige und täglich wachsende Fortschritte. Schon am Abend des 15. Juli hatte sich eine Reihe kleiner Canäle nach Südwesten hin geöffnet und den Reisenden gestattet, gegen Wind und Strömung etwa eine Meile weit vorzudringen. Am folgenden Tage aber wehte Nordwest, und sie liefen in einen größern Canal ein. Mittags schon war eine Breite von 79° 39′ erreicht und Abends waren nur noch die höchsten Punkte des Cap Tegetthoff und der Wilczek-Insel zu erkennen. Auch die Art des Vordringens hatte sich plötzlich geändert. Das Eis hatte sich nicht nur etwas geöffnet, sondern es war auch nur noch selten durch den Frost verkittet, so daß die Anstrengung von 15 bis 20 Mann meist hinreichte, durch den Druck mit langen Stangen zwei Schollen auseinander zu schieben oder eine Barrière zu beseitigen, welche einen Canal versperrte. Oft genügte auch das Ausgraben vorstehender Eisstücke, um den Durchgang der Boote zu ermöglichen. In engen Passagen geschah ihre Fortbewegung mittelst Stangen. Schloß sich ein solcher Canal so, daß ein Boot in Gefahr gerieth, zerdrückt zu werden, so sprang seine Besatzung herbei, um es sofort auf das Eis heraufzuziehen. Unsere zweite Abbildung stellt eine jener Alltagsscenen aus diesem Rückzuge dar, das Auseinanderschieben der Schollen, damit das folgende Boot zwischen ihnen hindurch könne; ihre kreisende Bewegung aber schließt den Spalt im Vordergrunde, so daß das Boot hastig daraus befreit werden muß. Das Gepäck der Boote liegt auf einen Schlitten geladen, oder im Schnee; Menschen und Hunde

sollen es über die Scholle zur nächsten Einschiffungsstelle schleppen. Zwei andere Boote, welche den Canal noch unverschlossen gefunden haben, sind bereits voraus; eines derselben lagert auf einem zu übersetzenden Eisfelde und erwartet das Herankommen der anderen.

Hatten die zu übersetzenden Schollen einen Durchmesser von einer oder mehreren Meilen Breite, so nahm die Fortbewegung die ursprüngliche Form des Schlittenreisens an. Zuerst wurde der Proviant mit dem Schlitten auf mehrere tausend Schritte oder bis zum nächsten Wasserrande vorausgeschafft und dann die Boote von der gesammten Mannschaft einzeln auf die zurückgebrachten Schlitten gehoben, festgebunden und nachgebracht. Das kleinste Boot wurde ohne Schlitten durch den Schnee geschoben; die Hunde transportirten wie immer die Brotsäcke und den Spiritus. Die Seen auf dem Eise kamen gar nicht in Betracht; mit großem Gleichmuth wateten sie mitten hindurch, und gleichmüthig nahm es auch jeder auf, wenn er bei irgend einer Cannlarbeit ins Wasser fiel.

Bärenjagd im Wasser.

Ein täglicher Fortschritt von vier Meilen genügte ihren Wünschen, und durch die Breitenbeobachtung des 18. Juli (79° 22′) wurden sie freudig überrascht. Derselbe Tag lieferte auch eine Bärin für die Küche. Am 22. Juli ergab die Beobachtung schon 79° 1′, während am 23. starmähnliche Böen aus Ostnordost mit heftigen Regengüssen sie in den geschlossenen Booten zurückhielten. Am 24., 25., 26. und 27. Juli zogen sie mit gutem Erfolge weiter. Fast ununterbrochen fiel in diesen Tagen der Regen in Strömen herab, und gänzlich durchnäßt und dampfend legten sie sich Abends in den Booten zur Ruhe. Aber dieses Ungemach ertrugen sie mit Freude, weil nichts das Eis so kräftig zerstört, als der Regen.

Ankunft auf Nowaja-Semlja.

Am 27. Juli wurde 78° 48′ erreicht; dann trat Südwestwind ein und nach zweitägiger Arbeit beständigen Herausziehens und Uebersetzens der Boote sahen sie sich am 29. Juli wieder bis auf 78° 50′ zurückgetrieben. Aber so unberechenbar fand die Bewegung des Eises in manchen Fällen statt, daß sie am 30. Juli trotz des noch immer herrschenden Südwestwindes bis auf 78° 32′ nördl. Br. herabgesetzt wurden. Auch in der folgenden Woche hielten südliche Winde und Regen an, welch letzterer das Brot größtentheils durchnäßte und im Verein mit dem Auf- und Abladen in Pulver auflöste. Deshalb blieben sie am 2. August einen halben Tag auf einer Scholle liegen, um es nebst Kleidern und Strümpfen in der wieder erschienenen Sonne zu trocknen. Der Himmel war nun strahlend blau, ringsum lag das Eis in blendendem Lichte, und aus seinen Canälen schaute das tief ultramarinblaue Meer hervor. Dieser Aufenthalt wurde auch zur Jagd auf Seehunde verwendet, welche deren zwei ergab, so daß auch die beiden Hunde wieder ihren Hunger stillen konnten. — Immer seltener wurde nun das Uebersetzen über Eisfelder; immer häufiger ging die Reise in Canälen und Wacken vor sich, die mitunter eine Ausdehnung von zwei bis vier Meilen erreichten. Segelnd oder rudernd glitten sie mit guter Fahrt über diese Flächen hinweg, welche Sonnenschein und Regen, wenn auch nur langsam, doch beharrlich veranlaßten. Mitte Juli waren die Schneelager geschmolzen; zahllose Seen hatten sich auf dem Eise gebildet. Jetzt, Anfangs August, waren diese Seen größtentheils durch die Spalten des Eises hindurchgesickert und ins Meer abgeflossen. Die ausgewaschenen Ränder der Schollen waren durch den Wellenschlag und das Aneinanderdrängen des Eises eingestürzt; ein einziger Regen oder warmer Tag reichte hin, um ihre Bruchtheile im Meerwasser aufzulösen. Die Oberfläche der Schollen war nun mit hartem Firnschnee geringer Tiefe bedeckt, ihre verticale Mächtigkeit hatte sich etwa um die Hälfte vermindert. Aus allen diesen Gründen verringerte sich die Schwierigkeit, die Boote auf das Eis zu ziehen, wuchs aber auch die Gefahr, mit Booten und Gepäck durch dasselbe zu brechen und die schweren Proviantkisten versinken zu sehen, sobald man sich dem Wasserrande näherte. Der Fortschritt wuchs, je mehr der Wechsel heftiger Südostwinde und Windstille dazu beitrug, das Eis zu zertheilen. Das Eismeer verlor immer mehr seinen bisherigen Charakter als Packeis und nahm den eines geschlossenen Treibeises an, welches nur dort nicht zu durchbrechen war, wo es in dichteren Streifen lag. Am 7. August schätzten sie ihren Fortgang sogar auf zwölf Meilen; es war der erste Tag ohne Schlittenziehen und Uebersetzen. Und als sie Mittags unter leichtem, gut vertheiltem Eise hielten, sahen sie eine weitgedehnte Schwingung des Meeresniveaus aus Süden heranziehen, welche das Eis gleichmäßig langsam hob und senkte. „Die Dünung!“ riefen sie jubelnd aus, „das offene Meer in unserer Nähe!“ Unter offenem Meere aber

verſtanden ſie damals ſoviel als Rettung. Ihre Ueberraſchung, ſeine Nähe ſchon unter dem 78. Breitengrade zu fühlen, war ſo groß, daß ſie trotz jenes untrüglichen Anzeichens kaum daran zu glauben wagten, und eine unbeſchreibliche Aufregung ſich ihrer bemächtigte, die nur für einen Augenblick ihren Gegenſtand wechſelte, als ſie plötzlich hundert Schritte entfernt zwei Bären im Waſſer ſchwimmend erblickten. Die alsbald mit zwei Booten unternommene Verfolgung fiel leider fruchtlos aus.

Auch ihre Hoffnung auf die Nähe des Meeres ſchien vereitelt zu werden. Denn ſchon am 7. Auguſt hatte der herrſchende Nordwind ſoviel Eis in flachen erbärmlichen Schollen rings um ſie verſammelt, daß ſie eingeſchloſſen wurden und ihre Verſuche der nächſten Tage, dieſe geſchloſſen daliegenden und kaum über das Waſſer ragenden Hinderniſſe zu durchbrechen, erfolglos blieben. Alſo wiederum hieß die Loſung „Warten!“ Dazu hatten nur die Sparſamſten noch etwas Tabak, während manche den ausgekochten und wieder gedörrten Thee in Cigarretten aus Packpapier oder gar letzteres ſelbſt rauchten oder etwas Lunte in ihre Pfeifen ſtopften. Endlos ſchienen die Tage, welche ohne ernſtliche Beſchäftigung und doch mit furchtbarer Eile verſtrichen. Nur für einen Monat noch reichte der Proviant, und die vorrückende Jahreszeit drängte mehr und mehr auf die Entſcheidung hin. Schon ſeit drei Wochen hatte die Bildung jungen Eiſes auf dem Meere wie auf den Süßwaſſerlachen der Schollen begonnen; denn zu allen Zeiten des Sommers war die Nachttemperatur nicht ſelten 2 bis 3° unter Null gefallen. Bisher hatte die Sonne dieſe Eisrinden bei Tage ſtets wieder geſchmolzen; jetzt aber begannen ſie, die verfallenen Schollenreſte zu unlösbaren Hinderniſſen zu verknüpfen, und die Laune eines Windes konnte ſie abermals, wie zwei Jahre früher, nach Norden entführen, mußte diesmal aber ſichere Vernichtung bringen.

Erſchöpfung.

So verſtrichen die Tage bis zum 13. Auguſt unter ſtetem Spähen nach dem ſüdlichen Waſſerhimmel und einer Veränderung im Eiſe und unter beſtändigem Weſtwinde. Schon mehrten ſich die Anzeichen, daß der Sommer vorüber ſei und der kurze nordiſche Herbſt begonnen habe. Endlich am 14. Auguſt Nachts öffnete ſich das Eis etwas und erlaubte die Fortſetzung der Reiſe, nachdem kurz vor dem Aufbruche der achtzehnte und letzte Seehund geſchaſſen worden war. Mit vieler Stangenarbeit zwängten ſie ſich durch eine lange Aufeinanderfolge von Canälen; um Mitternacht machten ſie kurz Raſt und ſahen das letzte Schauſpiel der Eismeerwelt vor ſich: die Mitternachtsſonne, darunter das geld beleuchtete Meer, die kahlſchwarzen Flöße des Eiſes und ihr Erglühen in ſtarre roſige Flammen nach den Seiten hin. Segelnd ging es weiter; die Backen wurden immer größer, das Eis nahm ab und die Dünung zu. Die mittägige Breite fiel bis auf 77° 49′ herab; noch öffnete ſich eine große Wacke und bei heftigem Seegang zogen die Boote, viel Waſſer ſchöpfend, darüber hin, — es war die letzte. Der letzte Saum des Eiſes lag vor ihnen, darüber hinaus grenzenlos das offene Meer!

Zum letzten Male zogen ſie ihre Boote auf eine Scholle empor (77° 40′ nördl. Br., 61° L. Gr.) und gönnten ſich kurze Ruhe. Aber ſchon um 2 Uhr Morgens weckte ſie die Wache. Denn der Oſtwind hatte ſchwere Eismaſſen herbeigeführt, welche die Dünung mächtig hob und ſenkte. Schon war der Waſſerrand mehrere hundert Schritte entfernt, und jede Zögerung konnte Tage der ſchweren Arbeit, um wieder frei zu werden, koſten. Nach einiger Stangenarbeit, Ein- und Ausladen war der Meeresſaum wieder erreicht, und auf der letzten Scholle trafen ſie ihre Vorbereitungen zur Reiſe über das offene, mit der inbrünſtigſten Freude begrüßte Meer. Es war der 15. Auguſt, Mariä Himmelfahrt, und wie zu einem Feſte ſchmückten ſie ihre Boote mit den Flaggen. Die Boote wurden ſeefähig geſtaut; nur mit Mühe nahmen ſie das Gepäck, die Waſſerfäßchen und die Menſchen auf. Nur die vier Schlitten, deren Unverwüſtlichkeit das Gelingen des Rückzuges zu danken war, mußten zurückbleiben, und bald war man auch gezwungen, die beiden letzten der treuen Hunde zu erſchießen, weil abgeſehen von dem Mangel an Platz und Lebensmitteln ſie, von der Seekrankheit ergriffen, die Boote in ſo unruhige Schwankungen brachten, daß der geringſte Seegang gefährlich werden konnte. Eine vorüber ſchwimmende Scholle wurde ihre letzte Ruheſtätte. — Mit drei Hurrahs war vom Eiſe abgeſtoßen und die Fahrt über das freie Meer begonnen worden. Ihr glücklicher Verlauf hing vom Wetter und unabläſſigem Rudern ab; trat ein Sturm ein, ſo mußten die Boote ſinken. Aber mit unendlicher Befriedigung ſahen ſie zunächſt den weißen Saum des Eiſes nach und nach zur Linie werden und endlich verſchwinden. Jeder fühlte es, daß deſſen nördliche Lage in dem ſo günſtigen Jahre 1874 ein Hauptmoment war, dem ſie ihre Befreiung zu danken hatten. Der Curs wurde mit Süd zu Weſt auf die Barentz-Inſeln gerichtet, wo zunächſt aus dem Depot des Grafen Wilczek der Proviant ergänzt werden ſollte, um dann an der Küſte Nawaja-Semljas entlang zu fahren und nach einem Fiſcherſchiffe zu ſpähen. Das nächſte Land war nach funfzig Meilen entfernt; es kam Alles darauf an, ſeine ſchützenden Ufer zu erreichen, bevor das Wetter umſchlug.

Tagelang ruderten ſie nun mit Aufbietung aller Kräfte die offene See hinab, ſtets ſich nahe zuſammen haltend. Die Beſatzung jedes Bootes war in zwei Wachen getheilt: je vier Stunden wechſelten Schlaf und Arbeit ab. Am 16. Au-

guſt kam ſchon Nowaja-Semlja in Sicht, nichts als einige ſilberglänzende Punkte über der Waſſerfluth; es waren die Schneegebirge der Umgebung von Cap Naſſau. Und ſo raſch war jetzt ihr Fortgang in Folge eines günſtigen Windes und einer Strömung, daß ſie im Nebel des folgenden Tages die Stelle des Depots ungeſehen überſchritten. Umkehr hätte bei der geringen Vermehrung, deren der Proviant in Anbetracht der überlaſteten Boote noch fähig geweſen wäre, den Zeitverluſt nicht gelohnt — alſo weiter! Raſtlos wurde der Küſte entlang gerudert, da das klippenumgürtete Land eine Landung erſchwerte. Im Fahren wurden ſchwimmende Gletſcherſtückchen aufgefiſcht, um Trinkwaſſer zu haben, wurden Alken geſchoſſen und zubereitet, und nur zum Eſſen wurde zweimal des Tages für etwa 10 Minuten geraſtet. Erſt am Nachmittage des 18. Auguſt wurde im Süden des Schwarzen Cap gelandet, an einer Stelle, die ſich durch ungewohnte Ueppigkeit der Vegetation auszeichnete. Nichts erinnerte mehr an das Polargebiet, weder das Land, noch die Temperatur, oder das Wetter. Seit Monaten war es das erſte Land, welches ſie wieder betraten; völlig erſchöpft, wankend und wie gerädert, lagerten ſie ſich auf ſeinen weichen Grasfluren und lauſchten dem rhythmiſchen Brauſen der Brandung. Aus geſammeltem Treibholz wurde ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet, während manche in den Waſſerriſſen Blumen ſammelten und Kräuter, die ſie dörrten und rauchten. Aber bald ging es weiter; denn unaufhörlich donnerten die Gletſcher, und wie in den Alpen, ſo wurde dieſes Zeichen auch hier auf eine Verſchlimmerung des Wetters gedeutet.

Am 19. Auguſt fuhren ſie noch bei klarem, ruhigem Wetter längs der Admiralitäts-Halbinſel hinab, die wie die ganze Inſel in langſamer Hebung begriffen iſt; am 20. erreichten ſie Cap Tſchernitzky. Fortan war das Land eine Fülle maleriſcher Buchten; nur ſeine Höhen hüllten ſich in Wolken. Grüne Geſtade zogen ſich die Ufer entlang: es waren die geſuchteſten Ueberwinterungsplätze der ruſſiſchen Expeditionen, deren verfallene Hütten noch hier und da ſichtbar waren. Am folgenden Tage erhob ſich ein friſcher Oſtwind; die See wurde bewegt und die Boote füllten ſich beim Segeln mit Waſſer, ſo daß die darin Sitzenden gänzlich durchnäßt wurden. Nachdem die Kleider auf dem Lande bei einem Feuer getrocknet, wurde die Straße Matoſchkin-Schar erreicht; aber von dem dazu ausgeſendeten Boote kein Schiff daſelbſt entdeckt. Noch ehe daſſelbe ſich wieder eingefunden, hatten ſich die übrigen in die Bucht der Altgläubigen zurückgezogen, auf einem markirten Vorſprung des Landes ein Signal aus Treibholzſtämmen und Steinen erbaut und ein Document darin verwahrt, welches den bisherigen Verlauf der Expedition in kurzen Zügen ſchilderte. Dies geſchah zu dem Zwecke, in dieſer von Schiffen jährlich beſuchten Gegend eine Spur der Expedition zu hinterlaſſen, deren ſchon im nächſten Sommer zu erwartende Auffindung alle Aufſuchungsexpeditionen ihrer Landsleute im hohen Norden verhindern mußte, falls ſie ſelbſt in der Verfolgung ihrer fernern Reiſe umkommen ſollten.

Ein ruſſiſches Boot in Sicht.

Und in der That hatten ſich die Ausſichten ihrer Rettung ſehr vermindert, da in der Matotſchkin-Schar kein Schiff zu finden geweſen, und es mithin klar war, daß alle Fiſcher ſich bereits aus den hohen Breiten zurückgezogen hatten. Mittags den 23. Auguſt ging es weiter, der Entſcheidung entgegen; denn der Proviant reichte nur noch für zehn Tage. Nur eine Hoffnung blieb: in der Dunen-Bay ein rettendes Schiff zu finden. Schlug auch dieſe fehl, ſo war die 450 Meilen lange Ueberfahrt über das ſtürmiſche Weiße

Meer in den kleinen Booten fast unausführbar. Sie segelten also die flache Küste nach dem Gänselande hinab. Stürmisches Wetter erschöpfte ihre Kräfte und trennte die sich mit Wasser füllenden Boote, deren Besatzungen unausgesetzt mit Ausschöpfen beschäftigt waren. Payer's Boot schien den übrigen vorausgeeilt zu sein; deshalb hielt es am 24. August Morgens in einer finsteren Felsbucht, um auf die Gefährten zu warten. Völlig durchnäßt und mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte sprangen sie in das seichte Meer und zogen das Fahrzeug an den Strand, sammelten einiges Treibholz, machten ein Feuer und in einer Pfanne eine Art Knödel. Dann sanken sie, von Rauch umhüllt und tief erschöpft, auf die nassen Steine nieder in Schlaf.

Nach vier Stunden zogen sie weiter. Bei Cap Britwin (72° 40') stießen die Boote bei eintretender Windstille wieder zusammen. Die Vertheilung des Lebensmittelrestes wurde ausgeglichen; mechanisch ruderten sie weiter durch die endlose Fluth. Die Stunde der Entscheidung war herangekommen, — noch eine Felsecke, und das rettende Schiff konnte vor ihren Augen liegen, oder sie mußten sich der brutalen Uebermacht des Oceans anvertrauen. Es war Abend geworden, als sie unter den schwarzen, verwitterten Wänden von Cap Britwin dahinglitten, deren Gesimse von Vogelschaaren bedeckt waren, die sich im Flugwasser der Brandung ergötzten. Da, um 7 Uhr, wie mit einer Stimme, erscholl ein Freudenruf aus den Booten: ein fünftes kleines, mit zwei Menschen besetztes Boot lag vor ihnen, und seine Insassen, anscheinend auf der Vogeljagd begriffen, waren nicht minder überrascht, als die Oesterreicher. Es waren Russen, und noch bevor sich beide Parteien verständigt hatten, waren sie zusammen um eine Ecke gebogen, — da lagen zwei Schiffe.

Rettung der Expedition durch russische Schiffe in der Tunenbay von Nowaja Semlja.

Die Schiffbrüchigen hatten ihre Boote beflaggt, und indem sie den fremden Männern folgten, legten sie unter dem Schooner „Nikolai" an, dessen Deck sich sofort mit bärtigen Russen füllte, die mit Verwunderung und Theilnahme auf sie herabstarrten, und deren Capitän Fedor Woronin wie ein Patriarch unter ihnen stand, die Fremden zu empfangen. Beim Anblick der beiden Ukase, welche diese aus Petersburg erhalten hatten, und die allen Bewohnern des russischen Reiches anbefahlen, den Nordpolfahrern hülfreichen Beistand zu leisten, entblößten diese dürftigen Fischer ihre Häupter und verbeugten sich bis zur Erde. Allein der Empfang war auch herzlich, und alles Köstliche an Brod, Lachs, Renthierfleisch, Eidergänseeier, Butter, Thee, Brot und Branntwein wurde in Schüsseln vor den Hungrigen aufgetragen. Dann kam der zweite Schiffer an Bord, brachte ihnen sein Willkommen und lud sie zu sich; es war die erste einer langen Reihe von Einladungen, die noch bevorstanden. Welch eine Erlösung aus langer Noth! Sechsundneunzig Tage hatten sie auf ihrer Rückreise im Freien zugebracht, — mit den vorangegangenen Schlitten eisen sogar fünf Monate!

Die beiden russischen Schiffe waren aus dem Gouvernement Archangel und hier an der Mündung des Puhova-Flusses mit Lachsfischerei und Renthierjagd beschäftigt. Sie hatten noch wenig gefangen und wollten deshalb noch einen Monat dort und im Süden Nowaja-Semljas verweilen. Das war wenig nach dem Geschmacke der Oesterreicher, jetzt, wo sie sich plötzlich aller Bequemlichkeiten, die es in der Welt giebt, erinnerten, noch einen vollen Monat auf einem Fischereischiffe zu verweilen, unter Weißfischhäuten, unter Bären- und Renthierfellen, unter Bergen von Lachsen und Renthierfleisch, unter Netzen und Thranfässern zu schlafen. So kamen sie mit dem Capitän Woronin überein, daß er die Fischerei

aufgeben und ſie ſofort nach Vardö in Norwegen bringen ſollte, wofür ſie ihm ihre drei Boote, zwei Gewehre und 1200 Silberrubel als Entſchädigung verhießen. Am 26. Auguſt verließen ſie bei günſtigem Nordoſt die ſtille kleine Bay; mit trefflichem Fortgange durchſchnitt das Schiff nach Südweſten hinab das Weiße Meer. Es war die Zeit des Briefeſchreibens, womit Mancher ſchon vorher, während der Bootreiſe begonnen hatte. Am 27. und 28. Auguſt trat ſtürmiſches Wetter aus Nordnordweſt ein; der Anblick der hohen Wogenberge verkündete ihnen, was ihr Schickſal geweſen wäre, wenn ſie in ihren kleinen Booten dieſes Meer hätten überſetzen müſſen. Am 3. Septenber endlich, nach 812 Tagen, welche die Expedition gedauert hatte, näherten ſie ſich dem Städtchen Vardö. Die öſterreichiſch-ungariſche Flagge wurde am Fockmaſt des „Rilalai“ gehißt; jeder that in der Eile noch das Beſte für ſeinen Anzug, was freilich nicht mehr bedeutete, als daß ſie ſich in die Pelze hüllten. Das Schiff lief in den Hafen ein, und um 3 Uhr Nachmittags betraten ſie den Boden Norwegens mit dem Gefühle der Erlöſung aus allen Drangſalen!

Während Weyprecht Geld aufnahm, beſorgte Payer die Telegramme in die Heimath. Als dieſelben endlich übergeben waren, erfüllte ſie das Bewußtſein, daß der elektriſche Funke ihre Freunde in der Ferne ſchon im nächſten Augenblicke zur freudigſten Aufregung entzünden würde.

Eine Wanderung durch die chineſiſche Provinz Tſchili im März 1874.

II.

Das ganze Land von Peking nach dem Südweſten dieſer Provinz hin eignet ſich trefflich für den Eiſenbahnbau. Es bedürfte keines Tunnels und nur weniger Einſchnitte und Aufſchüttungen. Das einzige ſchwierigere Werk wären die Brücken über die Flüſſe; da dieſelben aber, mit Ausnahme der Regenzeit, klein ſind, ſo würde auch die Herſtellung von Brücken wenig Schwierigkeiten bereiten. Die Sanddänke am Ufer müßten durch feſte Dämme erſetzt werden; einige derſelben ſind aber nur von ſehr geringer Mächtigkeit, wie z. B. bei Tſching-ting fu, wo wir nichts als Sand ſahen, während Oxenham bemerkt, daß ſich außerhalb der ſüdlichen Mauer eine große Grasebene erſtrecke, die nach kein Pflug berührt habe. Dieſer Widerſpruch erklärt ſich dahin, daß die Ueberſchwemmungen der zwei letzten Jahre den Charakter des Landes entlang der Flüſſe geändert haben und zwar in den weſtlichen Landestheilen ſehr zum Nachtheil derſelben.

Die äußeren Verhältniſſe des Volkes ſchienen günſtig zu ſein. Die Leute waren ſauber und warm gekleidet, ſelbſt die Bettler mit Ausnahme einiger vom Handwerk hatten eine gute, bequeme Kleidung an. Hier und da hörten wir von Beraubungen. Einmal hatte eine Bande Bewaffneter mehrere Dörfer beraubt; ſie entſchuldigten ſich damit, daß ſie nichts zu eſſen hätten, weil die Ueberſchwemmungen ihre Grundſtücke verwüſtet hätten. Reiſende, die mit größeren Geldſummen von Schanſi kommen, haben Begleitung bei ſich. Dieſe Wachen erhalten gewiſſe Procente der transportirten Summen und bürgen dann für den ganzen Betrag. Wagen mit Regierungsgelbern haben immer eine bewaffnete und berittene Escorte bei ſich. Namentlich Ting-tſchan iſt wegen ſeiner Raubanfälle übel berüchtigt; wir ſahen an den Bäumen des Orts fünf Köpfe in Käfigen hängen; das einzige Schauſpiel dieſer Art, das uns unterwegs aufſtieß.

Entlang der großen Heerſtraße ſind auf kurze Entfernungen Soldaten ſtationirt. Auf der ganzen Strecke, die wir durchwanderten, ſahen wir überall die Stationsflaggen wehen. Wir fanden dieſe Leute ſtets artig; ſie beantworteten unſere Fragen raſch und nach beſtem Wiſſen; zuweilen luden ſie uns auch zu ihrem Thee ein. Ihre fremden Gewehre waren in guter Ordnung, und man ſah bei ihnen wenige alte Musketen. Wenn wir ſpät in der Nacht reiſten, wurden wir manchmal von ihren Patrouillen geſtellt und gefragt, warum wir noch ſo ſpät auf dem Wege ſeien, da die Chineſen dies faſt nie thun. Die Chineſen reiſen nämlich in der Regel in Geſellſchaft, brechen Morgens ſehr früh auf, verwenden zwei Stunden für ihre erſte Mahlzeit und langen Abends wo möglich vor Sonnenuntergang, alſo in dieſer Jahreszeit um 5 Uhr, in ihrem Nachtquartier an.

In Pau-ting-fu erregten wir die Galle des Thorhüters, weil wir ihn ſchon Morgens 5 Uhr heraus citirten. Er ſagte, er dürfe Niemand, der ohne Bedeckung reiſe, ſo früh herauslaſſen, weil ſich Räuber in der Umgegend herumtrieben. In der That wäre das Terrain ſüdlich Pau-ting-fu für Räuber wie gemacht, indem die Straße 8 bis 10 Fuß tiefer liegt, als die Felder zu beiden Seiten.

Der Zugang nach vielen Städten war ſehr ſchlecht, am ſchlechteſten wohl der nach Pau-ting-fu von Süden her. Bei unſerer Rückkehr war die neue Straße für den Kaiſer nach den weſtlichen Gräbern theilweiſe vollendet und würde bei trockenem Wetter ihrem Zweck wohl entſprechen. An mehreren Stellen erhielt ſie bereits ihren letzten Ueberzug, der Grund wurde aufgehackt, Waſſer darüber gegoſſen und der kaiſerliche gelbe Sand, der aus den Bergen kommt, als oberſte Lage darüber ausgeſtreut. Es ſah recht hübſch aus, als es fertig war. Nach der Menge Leute zu urtheilen, die ſo lange an dieſer Straße arbeiteten, muß ſie große Summen verſchlungen haben. Die im letzten Jahre erbaute Straße nach den öſtlichen Gräbern ſtellte ſich bekanntlich als gänzlich mißlungen heraus, woran allerdings zum Theil die ſchweren Regengüſſe Schuld waren. Mehrere mit Herſtellung dieſer Straße betraut geweſene Beamte zogen ſich hierdurch die kaiſerliche Ungnade zu.

Da faſt auf dem ganzen Wege von Peking bis Pungtſchung das Gebirge von der Straße aus ſichtbar war, ſo befragten wir häufig die Bewohner der Diſtricte, die wir paſſirten, über die Mineralien, welche dort vorkämen. Man ſagte uns, Kohle komme an verſchiedenen Stellen vor, namentlich Anthracitkohle. Der nördliche Theil der Provinz wird von Fung-ſchan aus damit verſehen, der mittlere von Ping-ting-tſchau in Schanſi aus und der ſüdliche von Wuyuan-tze in Honan. Wenn wir nach Eiſenerzen fragten, kam immer die Antwort: „In Tſchili giebt es kein Eiſen; unſer Eiſen kommt alles aus Schanſi.“ Matau war der erſte Ort, wo wir erdharzhaltige Kohle ſahen. Sie wird von den Bergwerken bei Tung-tſchung hierhergebracht und hier aufgeſtapelt, bis die Flußſchifffahrt eröffnet iſt, worauf ſie dann nach Tientſin verbracht und für Dampfer verwendet wird. Die Kohlen lagerten im Ueberfluß hier; der Fluß

(es ist der Fu-schui-ho oder Fu-jan-ho, ein Zufluß des Hu-to-ho, der seinerseits oberhalb Tientsin in den Pei-ho sich ergießt) war bereits eisfrei, auch war offenbar Wasser genug vorhanden, wie auch Boote in Menge bereit lagen. Gleichwohl geschah nichts. Der Grund dieser Unthätigkeit lag darin, daß die Landwirthe den Fluß bis auf etwa 120 Li stromabwärts zum Behuf der Felderwässerung aufgedämmt hatten und der Ansicht waren, sie brauchten fast alles Wasser für diesen Zweck. So gestatteten sie die Flußschifffahrt erst mit Eintritt der Regenzeit, und die den Winter über in Matau angesammelten Kohlen mußten hier noch Monate lang lagern, wenn nicht der Regen früher als gewöhnlich kam. Kommt aber der Regen, so verdirbt die Kohle, welche nur unzureichend geschützt ist, unter Mitwirkung der Sonne und kommt trotz ihrer ursprünglichen Güte in einem Zustand auf den Markt, der ihrem vollen Werth nicht mehr entspricht.

In Pang-tschung, welches auf einem von drei Seiten mit Gebirgen umgebenen Plateau liegt, waren wir über die zahlreichen und ausgedehnten Töpfereien erstaunt. Das Kaolin zur Fabrikation von Wannen, Krügen ꝛc. wird hier in nächster Nähe unter einer 2 bis 3 Fuß tiefen Lehmschicht im Ueberflusse gefunden. Die Kohlenschichten erscheinen erst nahe bei der Stadt und ziehen auf beiden Seiten derselben Meilen weit fort. Sie enthalten anthracit- und erdharzhaltige Kohle, besonders aber die letztere. Die Gruben sind in der Regel senkrecht, können aber des Wassers wegen nicht tief gemacht werden. Während zweier Tage, ehe wir Pang-tschung erreichten, waren zwei Einwohner dieses Ortes unsere Reisegefährten. Sie versicherten uns, Eisenerze seien dort ganz unbekannt. Auch der Gastwirth und andere Ortseinwohner versicherten uns dasselbe. Ich wußte aber bestimmt, daß hier ein Irrthum obwalten mußte, da ich selbst bei Tsching-schui westlich von Peking auf einem 600 bis 700 Fuß hohen Hügel große Massen Eisenerzes ohne jede Beimischung gefunden hatte. Wie weit dort die feste Masse geht, weiß ich nicht, da sie noch nicht aufgedeckt ist; doch hörte ich aus guter Quelle, daß sich im Bezirk Tsching-tschui das Eisenerz in einer Länge von 40 Li hinziehe. Ein früherer Missionär und gegenwärtig hoher Würdenträger der Kirche in Peking versicherte mich, daß sich unweit Pung-tschung Eisenerze vorfänden. Da ich dort selbst nichts in Erfahrung bringen konnte, verließ ich die Stadt mit dem Sohne meines Gastwirths, einem intelligenten jungen Menschen, als Führer und schlug den Weg nach den Kohlengruben ein. Wir fragten Jeden, der uns begegnete, nach Eisenerzen und wurden endlich für unsere Ausdauer belohnt. Wir trafen nämlich unter Anderen auch einen alten Herrn und frühern Mandarinen, der einige Zeit lang in Schansi gelebt hatte und der das Eisenerz kannte, wenn er es sah. Dieser sagte uns, in seiner eigenen Kohlengrube werde Eisenerz gefunden, und war so gefällig mit uns dahin zurückzukehren und es uns zu zeigen. Wir waren jedoch noch nicht lange gegangen, als ich selbst ein großes Stück Eisenerz auf dem Wege fand, und zu meinem Führer und den Maulthiertreibern, welche die gleiche Straße zogen, sagte: „Dies ist das Mineral, welches ich suche, es ist Eisenerz.“ Mit sichtlichem Erstaunen erwiderten die Maulthiertreiber: „Wenn dies Eisenerz ist, so können wir Euch versichern, daß es hier eine Menge giebt.“ Da wir noch viele Stücke unterwegs fanden, so erkannten wir daraus, daß wir uns in der unmittelbaren Nähe eines eisenhaltigen Gebirges befinden müßten. Unser alter Führer gestand nun, daß sich wirklich Eisenerzgebirge in der Nähe befänden; er glaube aber, setzte er hinzu, daß dies nur wenige Leute wüßten. Als wir die Kohlengrube erreicht hatten, fanden wir einen schräg eingetenften Schacht, in welchem die Kohle kaum 20 Fuß unter dem Boden lag. In einer kleinen, nur wenige Ellen umfassenden Aushöhlung wenige Schuh vom Eingang der Grube zeigten sich drei 4 bis 9 Zoll dicke Schichten braunen Eisenerzes, nur etwa 6 Fuß unter dem Kaolin, über welchem etwa 3 Fuß Lehm lagen. Unser Führer sagte uns, derartige Schichten kämen in den Kohlengruben hier gewöhnlich vor. Er schien anfangs etwas in Verlegenheit, daß er uns zu dieser Entdeckung verholfen; doch mußte er bekennen, daß er es uns für ein kleines Geschenk versprochen hatte.

Das Eisenerzgebirge lag nahe bei der Kohlengrube. Nur wenige Stufen höher, und wir sahen das Erz in kleinen Stücken über die ganze vordere Partie des Berges hin zerstreut. Das Gleiche war bei einem zweiten und höhern Berge der Fall, auf dessen Spitze der Kalkstein, in welchem das Eisenerz eingebettet liegt, zu Kalk gebrannt oder für Bauzwecke viereckig behauen wurde. Als wir an der Ostseite des Bergrückens hinabstiegen, sahen wir das Eisenerz in großen Brocken auf dem ganzen Wege bis zur Ebene hinab liegen, bis wir an einen höhern, 2000 Fuß hohen Bergrücken kamen. Wir überschritten auch diesen Bergrücken in nordwestlicher Richtung, wobei wir abermals Eisenerz in großen Stücken bis zur Hälfte der Höhe fanden; von da bis zur Spitze dieses Rückens kam es in kleinen Stücken vor. Als ich von der Ostseite niedersah, zählte ich etwa 40 Ortschaften in der Runde; als wir dann an der Westseite wieder heradstiegen, bemerkten wir auch im Thal von Pang-tschung und westlich davon zahlreiche Ortschaften; doch war die Luft zu trübe, als daß wir sie hätten zählen können. Von dem Gipfel dieses Rückens aus sahen wir Meilen weit auf drei Seiten vor uns Kohlengruben.

Hier gewannen wir auch einen Ueberblick über die ausgedehnten Töpfereien von Pung-tschung. Wäre den Bewohnern dieses Bezirks der große Werth des Eisenerzes in ihren Bergen bekannt gewesen, so hätten wir gewiß neben den Töpfereien und Kohlengruben auch ebenso ausgedehnte Eisenbergwerke und Fabriken gesehen.

Es ist dies übrigens nicht die einzige Reihe eisenhaltiger Berge in dieser Gegend: etwa 8 Li gegen Westen liegen ebenso reichhaltige und 30 Li weit sich erstreckende Eisenerzgebirge. Dort sollen neben Kohlen und Eisen auch Quecksilber und andere Metalle vorkommen, während aus einer Entfernung von 30 Li gegen Süden mir von meinem Diener seine Eisenerzmuster gebracht wurden, welche noch weiter nach Süden gleichfalls gefunden werden. Die Quantität des hier vorkommenden Eisens, Kalks oder Kohle darf als eine unerschöpfliche bezeichnet werden, während die Analyse erwiesen hat, daß auch die Qualität dieser Mineralien eine vorzügliche ist und sich zur Fabrikation der feinsten Eisen- und Stahlartikel eignet, welche zu Preisen hergestellt werden könnten, mit denen bei der Niedrigkeit des Taglohns in China keine andere Nation concurriren könnte. Roheisen könnte zu weniger als ein Viertel des Preises hergestellt werden, als es gegenwärtig dort verkauft wird, während die Qualität dem besten eingeführten gleichkäme. Der Kalk ist rein, die Kohle ebenfalls und enthält einen großen Procentsatz flüchtiger Stoffe. Es findet sich somit zu Pung-tschung*) Alles, was die chinesische Regierung brauchte, um Eisen jeder Art und Stahl zu Bahnschienen, Schiffsplatten, Eisenpanzern, Geschützen und Maschinen friedlicher Natur verarbeiten zu lassen.

Als ich meinen jungen Führer fragte, ob er wirklich nicht gewußt habe, daß sich Eisenerz auf zwei Meilen Entfernung

*) Und nach v. Richthofen's Berichten (s. Petermann's Mittheil. 1871, S. 425 ff.) ebenso um Ping-ting-tschau und nördlich von Hwei-king-fu in Schansi.

Digitized by Google

von ſeiner Heimath befinde, verſicherte er mich, er habe es nicht gewußt, im Gegentheil immer ſagen hören, es gebe kein Eiſenerz in Tſchili.

Man findet hier im Norden Chinas neben einem ruhigen und wohl geneigten Volke jedes materielle Erforderniß, um eine Nation reich und mächtig zu machen. In ſeinem halbcultivirten Zuſtande ſchon bringt das Land Alles hervor, was der Menſch zu ſeiner Nahrung und Kleidung bedarf. Im Jahr 1866 wurden von Tientſin 136,000 Ballen Baumwolle ausgeführt; bei einem rationellen Anbauſyſtem könnte dieſe Summe noch bedeutend vermehrt werden. Denn gegenwärtig wird der Boden nur von einem kleinen einſtelzigen Pflug leicht geritzt. Auch die Fabrikationen, welche die chineſiſche Regierung bisher in die Hand genommen hat, ſind in hohem Grade mangelhaft, wie z. B. die Arbeiten in den Seearſenalen und Werften. Es kommt nämlich das zum Schiffbau nöthige Material alles vom Ausland, weshalb die Koſten deſſelben und der Lohn für die Verarbeitung den Preis weit überſteigt, um welchen vom Ausland Schiffe nach China geliefert werden könnten. Allerdings haben ſich die Chineſen durch die Selbſtbearbeitung einige Kenntniß im Schiffsbau erworben, das iſt aber auch Alles. Würden ſie dagegen ihr eigenes Eiſen mit den eigenen Kohlen in wiſſenſchaftlicher Weiſe verarbeiten, ſo könnten ſie dieſes Geſchäft von Beginn an höchſt productiv und gewinnreich machen und ſtatt Geld auszugeben eine große Einnahme erzielen. Die geringen Productionskoſten aber würden die Chineſen auch noch den Nationen anreihen, welche dieſe koſtbaren Mineralien ausführen, ſtatt daß ſie ſie jetzt einführen.

Was in dieſer Provinz gleichfalls Noth thut, iſt eine Verſuchs- oder Muſterlandwirthſchaft. Es würde dann nicht nur Baumwolle von beſſerer Qualität producirt werden, ſondern man könnte dieſelbe auch mittelſt der eigenen Kohlen und eiſernen Maſchinen zu Zeugen verarbeiten, ſo daß Kunſtgewerbe, Handel und Landwirthſchaft Hand in Hand gingen, anſtatt daß jetzt das erſtere faſt ganz unbekannt iſt und die letzteren ſich auf der niederſten Stufe befinden. Statt zerfallener Tempel, heruntergekommener Prieſter und eines faſt ganz aufgegebenen Gottesdienſtes würden dann wohl auch bald chriſtliche Kirchen und Geiſtliche ſich über das Land verbreiten (?). Man kann nicht im Innern von China reiſen, ohne daß Einem ſolche Gedanken kommen, und wer nur ein Herz für das Wohl dieſes Volkes hat, muß wünſchen, daß dieſer Wechſel bald eintrete.

Es liegen nun zwar manche günſtige Schilderungen europäiſcher Reiſender über die Schiffbarkeit der Flüſſe von Tſchili vor, wonach ſich auf denſelben das Verfrachten jener Rohmaterialien vom Gebirge bis an die See leicht und billig ausführen ließe. Die Erfahrung hat uns jedoch belehrt, daß man ſich auf die kleinen Flüſſe in Nordchina in Betreff der Schiffbarkeit nicht verlaſſen kann. Bald treten ſie aus und die Schiffer fürchten ſich, ſie zu befahren, weil keine Landmarken vorhanden ſind; bald ſind ſie wieder faſt ganz trocken und haben nicht Waſſer genug, um ein Boot zu tragen; aber wenn ſie es thun, geſtatten ſie nur eine ſo ſchwache Ladung, daß es ſich nicht verlohnt, während ſie im Winter wenigſtens vier Monate lang gefroren ſind. Selbſt unter günſtigen Verhältniſſen iſt es, wie Dr. Williamſon ſagt, von manchem Ort zum andern vier-, fünf- und ſechsmal weiter zu Waſſer als zu Land. Nur Eiſenbahnen könnten dem nördlichen China gründlich helfen. Mit der Bahn könnte die Reiſe, zu der ich zehn Tage brauchte, in zehn Stunden vollendet werden, und die Reiſekoſten in dritter Claſſe würden nicht ein Viertel der Wagenmiethen und Wirthshausrechnungen von jetzt betragen. Hoffen wir, daß die Wuſungbahn (ſ. „Globus“ XXIX, S. 320) eine Vorläuferin vieler anderer Bahnen in China und zwar in kurzer Friſt werde. Kein Land eignet ſich beſſer hierzu als dieſer Theil von China; keines bedarf ihrer mehr und keines könnte ſie billiger herſtellen, wenn man nur das eigene Eiſen dazu verwenden wollte *).

*) Damit würde dann auch ſolcher Hungersnoth vorgebeugt, wie ſie augenblicklich (ſeit Juli 1870) den größeren Theil der Provinz Tſchili und einen großen Theil von Schantung heimſucht. Dem Volke, das ſeine letzten Vorräthe verzehrt hat, bleibt nur der Tod oder die Räuberei, und zu letzterer nimmt es natürlich zunächſt ſeine Zuflucht. Die Mandarinen verwenden zwar einiges Geld zum Ankauf von Getreide, aber die Transportmittel fehlen; und während 50 Meilen landeinwärts die Leute vor Hunger ſterben, iſt in Tſchifu der Weizen billig. Dieſelben Transportſchwierigkeiten beſtehen in Tientſin, wo gleichfalls große Getreidevorräthe lagern. Natürlich haben der Kaiſer und die höchſten Mandarinen beſtändig zum Himmel um Regen gefleht; am 8. Juli hat es auch in Peking ſtark geregnet, aber nicht auf dem Lande. Der Sitte gemäß wird dieſer Zuſtand als eine Strafe des Himmels für die Sünden der Beamten aufgefaßt und ein Erlaß in der Pekinger Zeitung fordert dieſelben denn auch auf, ihren Pflichten nachzukommen zu einer Zeit, „wo die militäriſchen Operationen an der Weſtgrenze keinen Frieden herbeigeführt haben (zu Deutſch, wo unſere Truppen geſchlagen worden ſind) und wo das Staatseinkommen das Gegentheil von reichlich iſt.“ Wenn Hungersnoth und Trockenheit wirklich eine Strafe des Himmels für die Vergehen der Beamten ſind, ſo iſt es ſchwer abzuſehen, wann es einmal wieder in China regnen wird.

Die Colonie Weſtauſtralien.

II.

In Weſtauſtralien ſelbſt war die Stimmung im Allgemeinen wohl mehr für als gegen Fortſetzung der Transportation von Verbrechern dahin, wenngleich in manchen Diſtricten, und namentlich in Albany, öffentliche Meetings abgehalten wurden, die ſich dagegen ausſprachen. Es war aber ſicherlich eine bedenkliche Sache, daß unter den Erwachſenen der Colonie die Zahl der Sträflinge die der unbeſcholtenen Leute weit überſtieg, und ein nicht minder bedenkliches Moment war das große Mißverhältniß der Geſchlechter, welches viele Verbrechen zur Folge hatte, und noch gefährlicher ſich geſtalten würde, wenn nicht auch weibliche Verbrecher zur Deportation nach Weſtauſtralien gelangten. Am Schluſſe des Jahres 1867 befanden ſich in Weſtauſtralien 3220 Sträflinge aber 85 weniger als am Ende des Vorjahres. Davon waren 1707 bei öffentlichen Bauten beſchäftigt; 1367, welche, nach gutem Verhalten während mehrerer Jahre, einen Urlaubspaß (ticket of leave) für einen beſtimmten Diſtrict der Colonie erhalten hatten, ſtanden in Privatdienſten; 66 befanden ſich im Hospital und 21 in einer Irrenanſtalt. Die übrigen 1818 waren in ſtrengſter Haft gehalten. Der Unterhalt eines jeden Sträflings koſtete der britiſchen Regierung durchſchnittlich 102 Pf. St. 14 Sch. pro Jahr. Das

letzte Schiff mit 279 Verbrechern traf am 10. Januar 1868 in Weſtauſtralien ein. Man war nicht wenig über deſſen Ankunft erſtaunt, da man geglaubt hatte, daß nach dem 26. November 1867 keine Deportirten mehr anlangen dürften. Die engliſche Regierung legte aber die obige Bill dahin aus, daß es bis zu dieſem Datum erlaubt ſei, von England aus Deportirte nach Weſtauſtralien abzuſchicken.

Um den gegenwärtigen Stand der Colonie zu documentiren, laſſen wir die jetzt publicirten officiellen Statiſtiken über das Jahr 1874, unter Vergleichung mit Vorjahren, folgen.

Eine vortrefflich redigirte und hoch angeſehene Zeitung der Colonie Südauſtralien, das South Auſtralian Regiſter, fällt über die Colonie Weſtauſtralien folgendes Urtheil: „Es iſt weder ein Paradies noch eine Hölle, aber eine ſehr mittelmäßige Colonie, wo etliche tauſend Menſchen ein trauriges, ſchläferiges Leben führen, die mit geringem Erfolg von einem ungünſtigen Boden die Nothdurft ihrer Exiſteuz gewinnen.“ Dns iſt in der That ein hartes Urtheil, aber es liegt Wahrheit darin, und wir können dieſer Colonie auch ſchwerlich eine entfernt ähnliche glückliche Zukunft, wie ſie die öſtlichen Colonien durch ihre rieſigen Fortſchritte in der zum Theil viel kürzern Zeit ihrer Exiſtenz ſich errungen haben, prophezeien. Die Bevölkerung vermehrt ſich äußerſt langſam. Nach dem Cenſus vom 31. März 1871 belief ſie ſich auf 24,785 (15,375 männlich und 9410 weiblich). Am Schluſſe des Jahres 1872 war ſie auf 25,724 (15,680 männlich und 10,004 weiblich) geſtiegen, am Ende des Jahres 1873 auf 25,761 und am 31. December 1874 auf 26,209, bei einer mittlern Bevölkerung des Jahres von 25,985. Dies würde erſt 0·6 Bewohner auf die deutſche Quadratmeile ausmachen, und doch hatte die Colonie, welche ihren Geburtstag vom 1. Juli 1829 datirt, um dieſe Zeit ſchon ein Alter von 35½ Jahren erreicht. Victorin und Südauſtralien wurden im Jahre 1836 gegründet, und die erſtere Colonie zählte am 31. December 1875 bereits 823,449 und die letztere am 1. Februar 1876 211,137 Seelen. Da manifeſtirt ſich der Fortſchritt. Um Einwonderer heranzuziehen, votirte der Legiſlative Council (ſiehe unten) im September 1874 die Summe von 10,000 Pf. St. für freie Beförderung geeigneter Perſonen aus Großbritannien nach Weſtauſtralien.

Die öffentliche Revenue des Jahres 1874 ergab 148,073 Pf. St. oder 5 Pf. St. 13 Sch. 11½ P. pro Kopf der Bevölkerung — gegen 134,832 Pf. St. und 105,301 Pf. St. in den beiden Vorjahren — und dann floſſen 82,275 Pf. St. oder 3 Pf. St. 3 Sch. 4 P. pro Kopf aus der Taxation. Die Revenue des Jahres 1875 bezifferte, nach vorläufiger Feſtſtellung, 152,000 Pf. St. gegen Ausgaben von 151,000 Pf. St. Die Ausgaben des Jahres 1874 werden mit 143,266 Pf. St. oder 5 Pf. St. 10 Sch. 3¼ P. pro Kopf notirt. Die öffentliche Schuld der Colonie hat ſich im Jahre 1874 weſentlich geſteigert und belief ſich auf 119,000 Pf. St., d. i. 4 Pf. St. 10 Sch. 9¾ P. pro Kopf, gegen 35,000 Pf. St., d. i. 1 Pf. St. 7 Sch. 2½ P., im Vorjahre. Die contrahirte Anleihe ſollte auf öffentliche Bauten und auf freie Einwanderung aus Europa verwendet werden. Der Import repräſentirte den Werth von 364,263 Pf. St., d. i. 14 Pf. St. 0 Sch. 4½ P. pro Kopf, gegen 297,328 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sch. 10 P., und 226,656 Pf. St. in den Jahren 1873 und 1872. Dagegen ſtellte ſich der Export auf 428,837 Pf. St., d. i. 16 Pf. St. 10 Sch. ¾ P., gegen 265,217 Pf. St., d. i. 10 Pf. St. 5 Sch. 10¾ P., und 209,197 Pf. St. in den beiden Vorjahren. Die Hauptartikel der Ausfuhr bildeten Wolle, dann Sandelholz und Perlmuſcheln. An letzteren wurden im Jahre 1874 für 65,928 Pf. St. exportirt. Der Import des Jahres 1875 ſoll ſich auf 360,313 Pf. St., gegen eine Ausfuhr von 388,450 Pf. St., belaufen haben. Unter Cultur befanden ſich erſt 45,292 Acres, was nach den Statiſtiken eine Abnahme gegen die beiden Vorjahre, die mit 51,724 und 53,240 Acres unter Cultur notirt ſind, ausweiſen würde. An Weizen wurden 281,124, an Hafer 17,072 und an Gerſte 75,232 Buſhels gewonnen. Dieſe Abnahme hat ihren Grund vornehmlich in dem rothem Roſt (red rust), welcher nun ſchon Jahre lang die Weizenernte zum größten Theile zerſtört und die Farmer ruinirt hat. In Südauſtralien herrſchte früher dieſelbe Krankheit, iſt aber dort jetzt ſo gut wie ausgeſtorben. Was den Viehſtand betrifft, ſo beſaß die Colonie am Schluſſe des Jahres 1874 überhaupt 26,636 Pferde, gegen 26,290 und 25,263; ferner 46,748 Stück Rindvieh gegen 47,640 und 44,550, weiter 777,861 Schafe gegen 748,536 und 688,290 und endlich 13,290 Schweine gegen 20,948 und 19,749 in den beiden Vorjahren.

Die fertigen Eiſenbahnen der Colonien haben erſt eine Länge von 38 Miles. Der Legiſlative Council hat neuerdings beſchloſſen, den Gouverneur zu erſuchen, einer Geſellſchaft, welche den Bau einer Eiſenbahu von Fremantle nach Perth und Guilford, eine Entfernung von ungefähr 20 Miles, auf ihre Koſten ausführt, eine jährliche Zinsgarantie von ſechs Procent auf zehn Jahre zu gewähren. Die Telegraphenlänge, welche ſich im Jahre 1873 auf 670 Miles belief, hat ſich im Jahre 1874 auf 763 geſteigert und dürfte ſich mit Ende des laufenden Jahres wieder ſehr beträchtlich vergrößert haben. Weſtauſtralien war nämlich bisher telegraphiſch iſolirt, es wird aber jetzt an einem Landtelegraphen gearbeitet, welcher ſich von Albany am King George's Saund aus an der ſüdlichen Meeresküſte entlang über Esperance Bay, Culver und Eyre nach Port Eucla, der öſtlichen Grenze der Colonie, hinzieht, eine Totallänge von 794 Miles. Gleichzeitig errichtet die angrenzende Colonie Südauſtralien von Port Auguſtn an der Spitze des Spencer Gulf aus über Port Lincoln und Fowler's Bay nach Port Eucln eine Telegraphenlinie in der Länge von 780 Miles. Weſtauſtralien verwendet hölzerne Pfähle, Südauſtralien dagegen nur eiſerne Stangen; die Arbeiten ſind ſo weit vorgeſchritten, daß man der Eröffnung der ganzen Linie mit Ende des laufenden Jahres entgegen ſieht. Damit wird denn auch Weſtauſtralien in das große Telegraphennetz der Erde eintreten.

Weſtauſtralien iſt eine Kroncolonie und beſitzt als ſolche keine Conſtitution mit Parlament und einem dieſem verantwortlichen Miniſterium, wie die übrigen Calonien Auſtraliens. Die Gewalt ruht im Gouverneur und dem Legiſlative Council. Der erſtere wird von einem Executive Council, beſtehend aus dem jedesmaligen Befehlshaber der Truppen, dem Colonial Secretary, dem Surveyor General und dem Attorney General, aſſiſtirt. Der Legiſlative Council zählt officielle, vom Gouverneur ernannte (nominees) und von den Coloniſten gewählte Mitglieder. Die officiellen ſind der Colonial Secretary, der Surveyor General und der Attorney General. Die Nominees zählen vier, und ernennt der Gouverneur als ſolche gewöhnlich die, welche ihm von beſtimmten Diſtrikten empfohlen werden. Die Zahl der frei gewählten Mitglieder beläuft ſich auf vierzehn. Im Jahre 1874 wurde vom Legiſlative Council in zwei verſchiedenen Seſſionen der Antrag votirt, die engliſche Regierung um Einführung einer Conſtitution mit parlamentariſchem Miniſterium zu erſuchen. Der zu Anfang Februar 1875 eingetroffene neue Gouverneur Robinſon brachte aber eine ablehnende Antwort vom britiſchen Colonialminiſter Lord Carnar-

von. Die ſchwache Bevölkerung, die Revenue und andere für Self-Government erforderliche, aber in Weſtauſtralien noch fehlenden Bedingungen hieß es, berechtigten die Colonie zu ſolcher Freiheit für die Gegenwart nicht. Dieſe Antwort, wie verletzend ſie auch im Allgemeinen aufgenommen ward, fand doch namentlich in Perth, dem bevölkertſten und intelligenteſten Diſtricte der Colonie, viel Vertheidiger, und das mit Recht.

Reiſebriefe des Dr. Finſch aus Weſtſibirien.

V.

Von der Altaiſchen Staniza nach Barnaul.

Barnaul, 15. (27.) Juni 1876.

Wie ich bereits mittheilte, lanen wir mit Telegen (kleinen offenen Bauernwagen) unter anhaltendem heftigen Regen, daher vollſtändig durchweicht, am 11. Juni Abends ſpät in der Altaiſchen Staniza, alſo wiederum im Bereiche der Civiliſation, an. Der kleine erſt vor vier Jahren von General Poltaratzky, Gouverneur von Semipalatinsk, gegründete Ort hat ſich ſehr erfreulich entwickelt und zählt ohne das Militäretabliſſement, welches außer aus Koſacken auch aus einer Compagnie Infanterie beſteht, bereits achtzig ſtattliche Holzhäuſer, die von ackerbau- und viehzuchttreibenden Koſacken beſiedelt ſind. Auf der weiten, mit üppigem Gras, dichter und geſegneter als in unſeren Marſchen, beſtandenen Thalfläche der Buchtarma weiden zahlreiche Rinder- und Pferdeherden; es iſt indeß noch für unzählige andere Platz. Das Thal der Buchtarma, deren Ufer von ſtattlichen Hochbäumen eingerahmt ſind, wird von ſchneebedeckten Gebirgszügen begrenzt, während ſich der Ort ſelbſt an die weit höhere ſüdliche Gebirgskette reſp. den Hochwald derſelben anlehnt. Die Lage der Altaiſchen Staniza iſt daher eine äußerſt maleriſche, und ſie würde, in einem unſerer Gebirge belegen, ein Anziehungspunkt für zahlreiche Touriſten ſein. Die noch namenloſen majeſtätiſch geformten Spitzen, Hörner und Grate, welche die aus Tannen und Lärchen beſtehende Baumregion mächtig überragen, werden Zukunftsaltaiſteigern ein dankbares Feld bieten. Einige dieſer Bergſpitzen ſcheinen, vom Thale aus geſehen, unerſteigbar und werden noch lange ein für die Tau-Tele (Steinböcke) reſervirtes Gebiet bilden. Wir ſollten den imponirenden Anblick der herrlichen Gebirgskette übrigens erſt am Tage unſerer Abreiſe, den 13., genießen, denn am 12. regnete es noch ununterbrochen weiter.

Unter herzlichem Danke nahmen wir am 13. von unſeren Wirthen Abſchied und fuhren im Gefolge des Gouverneurs und in Begleitung des Bergingenieurs Baſtrigin, Chef der Bergwerke von Serianowsk, der uns freundlichſt entgegen gekommen war, nach letzterm Städtchen weiter. Auf dieſer Tour genoſſen wir mehrere Stunden ununterbrochen den Anblick herrlicher Gebirgsgegenden. Die Nebel ſpielten noch phantaſtiſch um die höchſten Spitzen. Da in der Nacht friſcher Schnee gefallen war, der bis tief in die Waldregion hinabreichte, erſchien die ſüdliche Kette noch großartiger, in wahrhaft alpinem Charakter. Der Weg führt anfangs durch prächtigen Wald, deſſen Beſtand rieſiger Lärchen unſere Bewunderung erregte; weiter hin lichtet ſich der Wald mehr, die Gebirge verſchwinden nach und nach und grüne Hügel- und Bergreihen treten an ihre Stelle. Zwiſchen ihnen führt die Straße bald über ſaftige Wieſengründe, bald zwiſchen dichten Roſen- und nach üppigeren und hohen Lonicerageſträuchen hindurch; an einzelnen Stellen verſucht die Steppe durchzudringen. Wir paſſirten ſechs oder ſieben Dörfer, die, von ruſſiſchen Bauern bewohnt, viel hübſcher und freundlicher als in Rußland ſind und Wohlhabenheit bekunden. Ueberall waren bei unſerer Ankunft die Bewohner zahlreich verſammelt; namentlich war das weibliche Geſchlecht, welches, in bunte Farben gekleidet, mit eigenthümlicher turbanartiger Kopfhülle, ſehr maleriſch ausſieht und manches hübſche Geſicht aufweiſt, ſtark vertreten.

Wir trafen bei wieder eingetretenem Regenwetter ſpät Abends in Serianowsk ein und fanden im Hauſe des Herrn Baſtrigin gaſtliche Aufnahme. Das kleine, an 1800 bis 2000 Einwohner zählende Städtchen iſt einer der bedeutendſten Bergwerksorte des Altai und gehört wie dieſer ſelbſt als Domaine dem Kaiſer, eine Domaine, die beiläufig faſt ſo groß als Frankreich iſt. Die Werke von Serianowsk wurden zu Ende vorigen Jahrhunderts begonnen und liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn. Nur das erſtere wird mittelſt Pochwerke und Waſchens an Ort und Stelle gewonnen, die übrigen Erze gehen theils auf dem Irtyſch, theils mittelſt Achſe nach Smeinogorsk, Barnaul und anderen Hütten, um hier verſchmolzen zu werden. Smeinogorsk liefert jährlich an 725,000 Pud Erze, aus denen 50 Pud Silber und 15,000 Pud Kupfer gewonnen werden. Der jährliche Goldertrag beträgt 3 bis 4 Pud. Das Muttergeſtein der Erzlagerſtätten iſt Augitporphyr, der mit Schiefer und mächtigen Quarzſtöcken abwechſelt; in letzterm kommt vorzugsweiſe das Gold vor. Die Bergwerke, welche wir unter Leitung des Herrn Baſtrigin und des zweiten Bergingenieurs, Herrn Bogdanoff, beſichtigten, ſind ganz nach deutſcher Weiſe angelegt, doch benutzt man noch keine Dampfmaſchinen, ſondern die Förderſchachte werden mit Pferdegöpel, die Schachtpumpen mittelſt Waſſerkraft betrieben. Außer einem Oberſteiger und fünf Steigern, die auf der Bergſchule in Barnaul ihre fachmänniſche Ausbildung erhielten, ſind die Bergarbeiter nur zum kleinſten Theile eigentliche Bergleute in unſerm Sinne. Es fahren jetzt 400 Arbeiter ein, davon zur Hälfte Kirgiſen, für die eigens zwei Häuſer eingerichtet ſind, in denen ſie, zum Theil mit ihren Weibern, wohnen. Im Winter vermehrt ſich die Zahl der kirgiſiſchen Arbeiter bis auf 500; denn ſo lange es der Kirgiſe möglich machen kann, auf der Steppe, Schafe oder Rinder treibend, zu verweilen, wird er natürlich anhaltende Arbeit vermeiden. Es überraſchte uns eigenthümlich, faſt möchte ich ſagen wehmüthig, die freien Söhne der Steppe, die wir bisher faſt nur zu Pferde kannten, hier tief unter der Erde mit Schlägel und Eiſen hantiren zu ſehen.

Das ſtarke Regenwetter erlaubte uns erſt am 15. aufzubrechen, und Herr Bogdanoff hatte die große Güte, uns die 70 Werſt weite Strecke bis Werchnei Priſtor zu begleiten, wo unſerer ein Schiff zur Thalfahrt auf dem Irtyſch harrte. Auf der genannten Strecke paſſirt man kein Dorf;

die Straße, von dem anhaltenden Regen furchtbar zerweicht und in Schmutzlachen umgewandelt, führt durch grüne Hügelreihen, in denen hier und da Granit zu Tage tritt, die aber durch ihre Monotonie bald langweilig werden. Hat man doch schon längst den herrlichen Gebirgen Lebewohl gesagt! In dem Pflanzenleben zeichnete sich mit gelben Blüthen ein hohes rübenartiges Gewächs aus, während Rosen- und Loniceragebüsche mehr zurücktraten. Auch auf dieser Strecke machten Feldculturen den wohlthuenden Eindruck der beginnenden Thätigkeit des Menschen, diese an Acker- und Wiesenland ja reichen Gegenden mehr und mehr auszunutzen, und daß die Bevölkerung eben nicht arm sein kann, bewiesen uns die Ackersleute: es war kaum ein Pflug, an dem nicht mindestens sechs Pferde zogen; man besitzt sie ja vollauf, warum sollte man da nur zwei einspannen.

Werchnei Pristar ist eigentlich kein Dorf, sondern besteht nur aus etlichen Häusern für Beamte und Arbeiter. Große längs dem Irtyschufer lagernde Erzhaufen bezeichnen am besten die Bestimmung des Orts als „Erzlagerstätte", denn von hier werden die Erze nach Ustj Kamenogorsk mit Schiffen verladen, um von dort zum dritten Male, und zwar auf Wagen, nach den Hütten verführt zu werden, eine Transportweise, auf der ein nicht unbeträchtlicher Theil verloren geht, ehe die Erze ihr Ziel erreicht haben; man verladet dieselben nämlich nicht wie in Amerika in Fässern, sondern sie werden in kleinen, meist aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigten Wagen, je von einem Pferde gezogen, transportirt, was natürlich einen ungeheuren Wagenpark erfordert. Wir begegneten oft solchen, die an 300 bis 400 Gefährte, je zu 6 bis 8 Wagen einen Kutscher, bestehen mochten, und dadurch äußerst belebte Bilder boten, daß die meisten Zugthiere, gut genährte und kräftige Stuten, von ihren Füllen begleitet waren, die gleichsam zur Vorbereitung der künftigen Bestimmung bereits die Reise von Ustj Kamenogorsk bis Smeinogorsk oder Barnaul hin und wieder machen. Da Pferde in diesem Lande ja sehr billig sind und der Kutscher nicht für Fütterung derselben in unserm Sinne zu sorgen hat, indem er die Zugthiere da weiden läßt, wo es ihm beliebt, so erklärt es sich, daß das Pud (40 russische Pfund gleich 32 Zollpfund) von Serianowsk bis Barnaul (600 Werst, circa 80½ deutsche Meilen) nur 35 bis 40 Kopeken Transportkosten macht.

In der Frühe des 16. Juni schifften wir uns, der freundlichen Einladung des Gouverneurs folgend, an Bord einer „Karbaß", wie die Erzschiffe heißen, ein, welches für die Reise so hoher Gäste, denn auch die Gemahlin und Tochter des Gouverneurs hatten wir die Freude zu begrüßen, selbstredend besonders ausstaffirt war. Eine „Karbaß" ist ähnlich gebaut wie ein Bootschiff, aber bedeutend kleiner, führt am hohen Maste ein enorm großes viereckiges Segel, wird mit einem sehr langen Ruder regiert und mittelst zweier Remen, an denen sieben bis acht Knechte arbeiten, bewegt. Freilich haben dieselben bei der Thalfahrt mehr damit zu thun, das Gefährt aus dem Bereiche unangenehmer Strömungen zu bringen, als norwärts zu treiben, denn die Strömung selbst ist vollkommen ausreichend, um die 150 Werst lange Strecke in zwölf Stunden zurücklegen zu lassen, zumal bei dem besonders hohen Wasserstande, wie wir ihn trafen. Die Fahrt auf dem Irtysch gestaltete sich zu einer ebenso angenehmen als interessanten, abgesehen vom etwas kühlen, zuweilen Regen bringenden Wetter. Anfangs zwischen sanften Wiesengründen dahinfließend, tritt der Fluß, bald nachdem er die wild daherschäumende Buchtarma, deren Hauptart, Ustj Buchtarminsk, man am Fuße eines pyramidalen kahlen Granitberges malerisch liegen sieht, aufgenommen, in Berge resp. Felsen ein, die an malerischen und wildromantischen Scenerien unendlich reich sind. In der That können die Ufer dieses Theiles des Irtysch sehr wohl mit denen des Rheins verglichen werden, ja sie übertreffen die Scenerien dieses unseres deutschen Flusses um Vieles an Großartigkeit, aber sie entbehren des poetischen Hauches, der uns am Rheine entgegenweht, und man merkt an der spärlichen Bewohnung der Ufer, daß man sich auf einem asiatischen Flusse befindet, denn kaum einem halben Dutzend einzelner Fischerhäuser und etwa noch einmal so vielen kleinen Erzschiffen begegnet man auf der ganzen Strecke. Um so reicher ist die Thierwelt vertreten, in erster Linie die der Vögel. Große Seeadler, die auf Uferbäumen hausten, ließen uns so nahe herankommen, daß sie erlegt werden konnten, und in den Löchern der mächtigen Felswände hatten große Colonien von Dohlen, Thurmfalken und Fensterschwalben ihre Nester angelegt; Flügen Rosenstaaren, die nach Hunderten zählten, begegneten wir wiederholt. Die rothbürzelige Schwalbe (Hirundo rufula) trafen wir hier zum ersten Male. Gegen 6 Uhr Abends öffnete sich das graue aber braungraue mit orangefarbenen Flechten bekleidete Felslabyrinth zu einem Blicke auf ebene Gegend; man sieht rechts und links große Auls mit schönen Viehherden, und nachdem wir um eine mit Busch bestandene Insel gebogen sind, haben wir Ustj Kamenogorsk vor uns. Der Chef des Kreises, Herr Oberst Chaldeieff, bemühte sich, uns den Aufenthalt in seiner Residenz so angenehm als möglich zu machen. Unter anderm zeigte er uns die von ihm eingerichtete Kirgisenschule und ließ zugleich eine Prüfung der Kinder vornehmen, die in Geographie und Geschichte sehr gut Bescheid wußten. Der russische Schullehrer, welcher diese Anstalt in so mustergültiger Weise leitet, ermangelte natürlich nicht, die Mitglieder der deutschen Expedition besonders zu begrüßen, und daß der Verfasser des „Thierlebens", dessen Name durch Uebersetzung seines Werkes in die russische Sprache bis ins ferne Sibirien gedrungen ist, ganz besonders erwähnt wurde, versteht sich von selbst.

Wir mußten schneller als uns lieb war von dem freundlichen Ustj Kamenogorsk scheiden und bewegten Abschied von dem Gouverneur, dem wir so viel verdankten, seiner Familie und anderen Freunden nehmen. Begleitet von einem Ispravnik des tomskischen Gouvernements, der uns schon bis zu der Altaischen Staniza entgegengekommen war, fuhren wir nach am Abend des 17. nach Smeinogorsk weiter, wo wir am Abend des 18. anlangten. Der Weg führt durch hügeliges angebautes Land mit vielen und großen Dörfern, in denen uns meist die ganze Bevölkerung, erwartungsvoll harrend, empfing. Es war dies nicht lediglich auf Rechnung des Sonntags zu bringen, sondern die Neugierde wurde durch ein Gerücht angestachelt, welche uns zu haben, incognita reisenden Herren, mindestens Herzögen oder Königen, machte. Nachdem wir den Ulba-Fluß wiederholt passirt oder demselben begegnet waren, trafen wir im Alej den ersten directen Zufluß des Ob, ein erfreuliches Zeichen des Näherrückens unseres eigentlichen Zieles. Unser Empfang in Smeinogorsk war nicht minder herzlich als bisher, und wir wurden als Gäste der Herren Bergingenieure auf das Beste bewirthet und beherbergt; namentlich verpflichtete uns der Chef des dortigen Bergwesens, Herr Iwanaff, zu lebhaftem Danke. Smeinogorsk, wohl das älteste Bergwerk des Altai, steht als solches jetzt schon seit mehreren Jahren still und betreibt nur die Verschmelzung der in Serianowsk, Rybinsk und anderwärts gewonnenen Erze. Die Erzader sei verloren gegangen, hörten wir sagen, und man habe aus diesem Grunde die Werke „ersäufen" lassen, aber es läßt sich wohl kaum annehmen, daß mit den verhältnißmäßig wenigen im Laufe von kaum hundert Jahren entstandenen bergmännischen Arbeiten die Erzlagerstätten schon vollständig

Digitized by Google

erſchöpft ſein ſollten. Wie erheblich der Reichthum geweſen ſein muß, erhellt aus der Thatſache, daß Herr Iwanoff aus längſt verlaſſenen und als nutzlos betrachteten Eiſenſchlacken noch mit Nutzen Gold ausſcheidet. Jedenfalls läßt ſich erwartea, daß Smeiaogorsk aufs Neue eine reiche Fundgrube werden kann und wird, wenn die oberſte Behörde ſich entſchließt, zur Wiederaufnahme der bergmänniſchen Arbeiten die nöthigen Mittel zu bewilligen. Unter Leitung der Herren Ingenieure beſuchten wir die Hüttenwerke, welche indeß wegen Baues der Oefen ſtillſtanden; doch lernten wir immerhin Vieles und ſammeltea manche intereſſante Notiz. Smeinogorsk (d. h. Schlangenberg) führt übrigens ſeinen Namen mit Recht; in weniger als drei Stunden wurden uns an anderthalb Dutzend großer Schlangea lebend gebracht, alles giftige Kreuzottern und eine ihr verwandte Art.

Trotz heftiger Nachtgewitter kamea anderea Tages heftige Platzregen der kräftigſtea Art nieder; ſie erlaubten uns erſt am Nachmittage (19. Juni) abzureiſen. Da 70 Werſt in Sibirien nichts bedeuten, wählten wir einen kleinen Umweg, um die berühmten Steinſchleifereien in Koliwaa mit zu beſuchen, und da die nähere Route über den Berg nicht paſſirbar war, ſo mußtea wir den Weg um dea kleinen Koliwan-See einſchlagen. Dieſer See, von manchen Reiſenden und Eingeborenen als der ſchönſte des ganzea Altai geſchildert, iſt in der That äußerſt lieblich, aber keineswegs großartig. Von unbedeutendem Umfange, ſind ſeine Ufer von grotesken Granitfelſen und grünem Baumſchmucke umgeben, der ihm hier und da ein parkartiges Ausſehen verleiht. Bei aller Schönheit des Sees im Glanze der Abendſoane mußten wir dea gefürchteten Koliwaamücken unſern Tribut reichlich erſtatten. Abends ſpät trafen wir in dem freundlichen, mit maleriſchen Felspartien umgebenen Koliwaa ein und fanden im Hauſe des Herrn Slodin gaſtliche Aufnahme. Unſer Wirth war zugleich Vorſteher der kaiſerlichen Steinſchleifereien, welche wir unter ſeiner Leitung am andern Tage beſichtigtea. Es werden in dieſer Anſtalt, welche ebenfalls Privateigenthum des Kaiſers iſt, die ſchönſten Porphyre, Jaspis, Marmor ꝛc. verſchliffea, aber, wie in der kaiſerlichen Schleiferei zu Jekaterinenburg, ebenfalls nur zu kleinen Gegeaſtänden, als Vaſen, Kamingeſimſen, Spiegelrahmen ꝛc. Gegenwärtig arbeitete man an einer herrlichen Baſe aus grünem Porphyr, die, wie Alles, ins kaiſerliche Palais kommt oder vom Kaiſer verſchenkt wird. Die Anſtalt beſchäftigt 40 bis 50 Arbeiter, zu deren Ausbildung eine Zeichenſchule vorhandea iſt, welche unter der Leitung eines talentvollen Künſtlers, Herrn Iwatſcheff, ſteht; leider findet ſie nicht die wünſchenswerthe Benutzung. Im Ganzen iſt hier das Streben nach Vorwärts aoch zu wenig beim geriagen Maane entwickelt, oder es fehlt vielmehr ganz. Es kana voa einer Steinſchleiferei in Koliwan als Induſtrie nicht die Rede ſein; die Steiaſchleifer ſind eben nur kaiſerliche Privatarbeiter, welche nur in freier Zeit kleinere Sachen herſtellen, um ſie gelegentlich Durchreiſenden anzubietea. Bei ſolcher ſteten Beſchäftigang, wobei die Zeit der Fertigſtellaag kaum eiae Rolle ſpielt, gehen kleine Arbeiten minder ſchnell durch die Hände und laſſen in Form und Geſchmack oft viel zu wünſchea übrig.

Nachdem wir Alles beſichtigt nad von dem Rohmaterial, welches aicht allzufern von Koliwan gewonnen wird, durch Güte des liebenswürdigen Herrn Slobia Proben erhalten hatten, ſetzten wir am Nachmittage die Reiſe fort. Um auf die große Straße nach Barnaul zu kommen, mußten wir eine Station auf demſelbea Wege zurückgehen, den wir gemacht hatten. Schon auf der zweitfolgendea fanden wir unſern braven Ivan Semionowitſch, der mit unſeren drei Gepäcktelegen vorausgeeilt war, und nun ging's ohne Aufenthalt weiter bis Barnaul, wo wir ſpät Abends am 21. Juni eintrafen. Ueber die Fahrt ſelbſt läßt ſich weaig berichten, als daß der Weg ununterbrochen Steppe iſt, die allerdings reicher an Pflanzenwuchs und nicht jedes Baumwuchſes bar, dennoch mit den Oeden zwiſchen Sergiopol und Lepſa, Ala Kul und Saiſſan, Saiſſan und Maiterek nicht verglichen werden kann, denn es fehlt ihr der magiſch anziehende und unvergänglich ſchöne Hiatergraad jener Gebiete, eine Gebirgskette wie der Ala Kul, Tarbagatai oder Altai voai Süden geſehen.

Als bemerkenswerthes Moment ſei noch erwähnt, daß wir Abends gegea 6½ Uhr hinter der Statiou Kolamanka zuerſt den blauen Ob, maleriſch in ſaftigen Uferwaldaugen dahinſtrömend, erblickten, dea Fluß, der für Monate naſer Pfad, das Gebiet und Ziel unſerer Forſchungen ſein ſoll. Morgen werden wir per Taraatajſe nach Tomsk aufbrechea, und uns daan getroſt den Odwellen anvertranen *).

*) Dr. Finſch telegraphirte aus Tobolsk vom 8. October Abends: „Soeben ſind wir wohlbehalten mit dem Dampfer von Samarowa hier angekommen, welches wir am 26. September erreicht hatten. Wir befuhren mit einem Ruderboote die Schlutſchja und drangen zu Fuß bis zur Baiderata-Bucht vor. Angeſichts der Kara-Bai waren wir gezwungen umzukehren. Ausführliche Berichte und reiche Sammlungen werden folgen." Vergl. dazu Latkin's Aufſatz über jene Gebiete, oben S. 11.

Aus allen Erdtheilen.

Wiltſhire's Fahrt auf dem Daly-Fluſſe.

Eine aas ſechs Perſonen beſteheade Geſellſchaft nater der Führung des Mr. J. D. Wiltſhire verließ am 8. Mai dieſes Jahres ia einem Boote Port Darwia an der Nordküſte voa Auſtralien. Es haadelte ſich um die Erforſchang der Gegend am Daly River. Dieſer vor etlichea Jahren entdeckte Fluß mündet in die Anſon Bay (130° weſtl. L. v. Gr.) an der Nordweſtküſte des Northern Territory, war aber bislang wenig beachtet worden. Auf der Fahrt dahin bemerkte man fünf Miles ſüdlich von Channel Paint, dem Nordende der Anſon Bay, zwei Creeks, welche wahrſcheinlich die Mündungen des Finaiß River ſein dürften. Man landete verſchiedeae Male an der Küſte und fand faſt überall eiaen Ueberfluß an gutem Waſſer. Man beſtieg auch den aus porphyrartigem Sandſtein und zerfallenem Schiefer beſtehenden Curioſity Peak, voa deſſen Spitze aus ſich eine ſchöae mit Saltbuſh (Atriplex nummularia) beſtandene Ebene überblicken ließ, durch welche der Wickham River nach Süden zu floß. Feuer der Eingeborenen ſah man vielfach und ebenſo aach Sparen von ihnen an Stellen, wo ſich friſches Waſſer befand. In der Nähe von Mount Goodwin (ſchon ſüdlich voa der Anſon Bay), wo man landete, ſtellte maa vergebliche Nachforſchungen auf Gold aa. Bei Cape Ford fuhr man einen großen Creek mit ſandigem Bette auf drei Miles hinauf, und am nächſten Tage entdeckte man noch einen zweiten Creek. Man war der

Ansicht, daß beide die Mündungen des Katherine River bildeten. Am 3. Juni langte man endlich beim Daly River an. Man fuhr ihn am ersten Tage zwölf Miles hinauf und fand das Wasser bei niedriger Ebbe frisch. Sehr viel Alligatoren von ungewöhnlicher Größe schwammen umher, und zahlreiche Eingeborene folgten dem Boote in feindlicher Absicht. Das umliegende Land bestand aus schönen und gut bewässerten Grasebenen mit permanenten Lagunen und besserte sich in der Qualität, je weiter man hinauffuhr. Am Ufer des Flusses breitete sich Bambus aus, und allerlei wildes Geflügel war in Ueberfluß vorhanden. Auch Eingebarene bekam man immer mehr zu Gesichte, die den Reisenden Hinterhalte legten, ohne daß ihnen ihre boshafte Absicht gelang. Man stieß auf drei Kähne, die mit scharfen Instrumenten aus Baumstämmen angefertigt waren. Der fernste Punkt, welchen man erreichte, machte achtzig Miles von der Mündung entfernt liegen. Hier hörten Ebbe und Fluth auf, und damit wohl auch die Schifffahrt auf dem Flusse. Die überaus feindliche Gesinnung der vielen Eingeborenen verhinderte die Reisenden, das Boot zu verlassen und das Land zu inspiciren. Man kehrte also um und landete noch bei einem Hügel, welchen man bestieg und von dem aus man von Norden über Westen nach Südwest zu die herrlichsten Alluvial-Ebenen übersah. Der Graswuchs war ein sehr dichter und schwerer, die sichtbaren Lagunen waren meistens von erheblichem Umfange und Wild zeigte sich in Menge. Auf der andern Seite dagegen zogen sich imposante Berghöhen hin, welche Mr. Wiltshire für die „finest prospecting (d. i. am meisten Gold versprechende) country in the Northern Territory" erklärt. Zu seinem großen Bedauern erlaubte es die feindliche Haltung der Eingeborenen nicht, mit Provisionen und den nöthigen Geräthschaften dahin zu wandern, um nähere Nachforschungen anzustellen. Zum Schlusse versichert er, daß er noch nie irgendwo in Australien, selbst nicht am Mackay River in Queensland, einen so ausgezeichneten fruchtbaren Boden, mit Lehmdepositen bis zu zwanzig Fuß, angetroffen habe wie am Daly River, und daß alle seine Begleiter einstimmig ausgesagt hätten, daß man das Land nicht genug loben könne. Die Reisenden trafen am 10. Juni wieder glücklich in Port Darwin ein.

Die fünfte Reise von Ernest Giles.

Der berühmte australische Reisende Ernest Giles hat nun auch seine fünfte große Reise vollendet. Wie wir schon in Band XXIX, Seite 186 ff. berichteten, hatte er von Centralaustralien aus den großen unbekannten Westen, so ziemlich zwischen dem 29. und dem 30. Grade südlicher Breite entlang, bis zur Meeresküste durchwandert. Nach längerm Aufenthalte in der Colonie Westaustralien trat er die Rückkehr nach Südaustralien wieder durch den Westen an, aber unter höheren Breitengraden. Eine telegraphische Depesche aus Adelaide vom 24. August gelangt soeben von Sydney aus über San Francisco in unsere Hände und meldet die glückliche Ankunft des Reisenden am 23. August an der Peake-Station des Ueberlandtelegraphen, welche 636 Miles nördlich von Adelaide liegt. Wir wollen des großen Interesses wegen, welches in geographischen Kreisen für diese Reise besteht, den Inhalt dieser Depesche, ohne die in 14 Tagen eintreffende Suez-Post abzuwarten, unseren Lesern sofort mittheilen.

Giles verließ am 10. April Pias Springs am Burgeß und die Wittend's Station, die letzte Ansiedelung von der Westküste aus, in 27° 7′ südl. Br. und 116° 45′ östl. L. Gr., und zog zunächst über Mount Gould in nordnordöstlicher Richtung weiter, bis er den 24. Grad südlicher Breite erreichte. Hier verfolgte er den Ashburton River und suchte die ganze Wasserscheide der westlichen Flüsse auf, welche sich aber in 120° 20′ östl. L. Gr. als nichts weiter erwies, denn „eine Menge bergigen Landes, das an die Wüste stößt" (a mass of rangy country abutting upon the desert). Vom Depot am Ashburton machte Giles einen Ausflug bis zu 23° südl. Br., ohne irgend welche Wasserläufe nach Osten hin zu entdecken. Vom Ende der Wasserscheide, in 24° südl. Br. und 120° 20′ östl. L. Gr., bis zum Rawlinson Range, welche Giles auf seiner dritten Reise erreichte, bestand die ganze Gegend aus einer offenen Sandhügelwüste mit Spinifex und Stachelschweingras (Festuca irritans). Man senkte einen zehn Fuß tiefen Brunnen am Rande der Wüste und fand Wasser. Während man in dieser schrecklichen Wüste reiste, wurden die meisten Kameele wiederholt vergiftet. Die Pflanze, welche dies verursachte, war keineswegs mit den Giftpflanzen in den angesiedelten Districten von Westaustralien identisch. Giles sammelte mehrere Exemplare derselben. Einmal war man zehn Tage lang ohne Wasser und eine alte Kameelkuh crepirte. Am 8. Mai, bevor man nach den Ashburtan erreichte, fiel einiger Regen, und dieser mußte sich auch auf die Wüste erstreckt haben. Der Regen erneuerte sich erst wieder nördlich von den Alfred- und Mary Ranges. Da man zwischen 24° und 25° südl. Br. entlang reiste, so war Giles bemüht, die Reste seines auf der dritten Reise verloren gegangenen Gefährten Gibson aufzufinden, ohne daß es ihm gelang. In manchen Gegenden der Rawlinson und Petermann Ranges hatte es geregnet; je weiter man aber nach Osten vordrang, desto mehr nahm die Dürre und Trockenheit zu. Man stieß dicht bei Mount O'Halloran am Neales River auf den Ueberlandtelegraphen und verfolgte diesen nun nach Süden zu, zunächst nach der 60 Miles entfernten Peake Station. Die ganze Reisegesellschaft litt an Augenentzündung, bevor der Regen im Mai fiel, und Giles wurde auch später noch einmal davon befallen. Der Winter war recht kalt, und das Thermometer zeigte wochenlang des Morgens nur 18° F. (?). Von Mount Gould bis zu den Petermann Ranges sah man keine Eingebarene, und hier waren sie freundlich disponirt. Am Musgrave Range bestahlen sie die Reisenden, während Giles abwesend war. Die Kameele bewährten sich wieder in wunderbarer Weise.

Diese Forschungsreise hat also wieder das klägliche Resultat der früheren Reisen von Giles, Warburton und Forrest bestätigt, daß der große Westen des australischen Continents ein wasserloses Wüstenland ist, theils mit dem dichtesten Scrub und Acaziendickicht bestanden, theils offen und mit Spinifex bekleidet. Oasen sind seltene Ausnahmen. Cultur wird sich in diesen Wüsten schwerlich einbürgern.

* * *

R. A. Die Anzahl der Wenden in Sachsen ist absolut und relativ im Abnehmen begriffen. Die Germanisirung derselben macht unaufhaltsame Fortschritte, wie die jetzt veröffentlichten Ergebnisse der Volkszählung von 1875 beweisen, die wir hier mit den Resultaten früherer Zählungen zusammenstellen:

	Einwohnerzahl.	Wenden.	pro Mille.
1849 . . .	1,894,431	49,217	26
1861 . . .	2,225,240	53,973	24
1864 . . .	2,343,994	53,760	23
1867 . . .	2,423,586	51,895	21
1871 . . .	2,556,244	52,097	20
1875 . . .	2,737,308	50,737	18

Das Wendische hat seinen Höhepunkt in Sachsen schon lange überschritten; die Zunahme desselben ist hinter dem Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine absolute Abnahme bemerkbar. Im Jahre 1849 zählte man auf tausend Einwohner in Sachsen noch 26 wendisch redende Leute — jetzt nur noch 18. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß alle Wenden, mit sehr wenigen Ausnahmen, neben ihrer Muttersprache auch Deutsch reden.

— Der englische Consul Green meldet in seinem Berichte über den Handel der brasilianischen Provinz Para und Amazonas, daß der Ertrag von Kautschak (India rubber),

welcher 1861 wenig über 2000 Tonnen betrug, seitdem beständig gestiegen ist und 1875 6763 Tonnen erreicht hat. Zwar wird behauptet, daß die den Stoff bis jetzt liefernden Wälder bald erschöpft seien; aber noch sind genug unberührte Gebiete vorhanden, welche der stets wachsenden Nachfrage auf Jahre hinaus genügen können.

— Aus Taschkend wird vom 2. October gemeldet, daß die Truppen des General Skobelew von ihrem erfolgreichen Zuge nach den Hochebenen Pamir und Alai zurückgekehrt seien. Die die letztere bewohnenden Stämme wurden unterworfen und unter eine Art Regierung gestellt.

Bei Tschemkend sind Bohrungen nach Kohle gemacht worden mit Hinblick auf die zu erbauende centralasiatische Eisenbahn.

— Die Dampfyacht „Pandora", welche am Eingange des Smith Sund von der englischen Nordpolexpedition deponirte Briefe abholen soll, ist am 18. Juli in Upernivik angelangt. Capitän Allan Young schreibt der Admiralität, daß trotzdem die Winde während des Frühlings und Sommers aus Süden und Südwesten kamen, die Melville Bay nach Norden eisfrei sei, und er am folgenden Tage mit 165 Tauen Kohlen, einem Eskimo-Dolmetscher und einer Bespannung Schlittenhunde an Bord nordwärts weiter fahren werde; von den englischen Polarschiffen „Alert" und „Discovery" unter Capitän Nares war natürlich nicht die geringste Nachricht angelangt.

Vom Büchertische.

Die geographische Verbreitung der Thiere von Alfred Russel Wallace. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. (2 Bände mit 7 Karten und 20 Illustrationen, Verlag von R. v. Zahn, Dresden 1876.)

Die großartigen Fortschritte der Naturkunde in unserer Zeit führen immer mehr zur Nothwendigkeit der Arbeitstheilung, zur Zerspaltung der bisherigen Gesammtwissenschaften und Abtrennung einzelner Theile derselben als selbständige Disciplinen. Neue Wissenschaften sehen wir daher unter unseren Augen entstehen. So hat die vergleichende Anatomie sich frei gemacht; so ist in unserer Zeit die Statistik abgetrennt und schwingt sich zum selbständigen Studiengebiete empor. Ethnologie und Anthropologie haben mit riesenhaften Fortschritten schon jetzt die Gleichstellung mit der Mutterwissenschaft erlangt. Gegenwärtig ist nun wieder ein neuer Zweig der Naturkunde in der Bildung begriffen, und Wallace, der bekannte Reisende und geniale Verfasser bedeutender Arbeiten, hat das Verdienst, in seinem neuesten unter dem obigen Titel erschienenen Werke den Grundstein zu der neuen Wissenschaft gelegt zu haben — zur geographischen Zoologie.

Schon vielfach sind in den letzten Jahrzehnten Anläufe gemacht, dem Studium der geographischen Verbreitung der Thiere eine bestimmte Richtung zu geben, aber immer sind diese Bestrebungen Versuche geblieben. Erst als Selater im Jahre 1857 seine zoologischen Regionen aufstellte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zugeführt. Doch haben wir nach diesem bedeutenden Fortschritte nur geringe neuere Resultate zu verzeichnen, bis gegenwärtig Wallace uns mit seinem großartigen Werke überrascht. Wie Darwin durch seine „Entstehung der Arten" dem zoologischen Studium eine neue Richtung gab, so ist Wallace durch das vorliegende Werk der Schöpfer einer neuen naturwissenschaftlichen Disciplin geworden, indem er zum ersten Male die Grundzüge der Wissenschaft der geographischen Verbreitung der Thiere auf einer sichern Basis aufbaute.

Die geographische Zoologie ist eine Verschmelzung der Zoologie, Geographie und Geologie, sowie deren Hülfswissenschaft, der Paläontologie. Sich stützend auf die Resultate dieser Wissenschaften bietet sie aber auch wiederum durch ihre Weiterentwickelung neues Material für die Vervollkommnung jenes und wird, je mehr sie sich entwickelt und ausbreitet, ein immer unentbehrlicheres Hülfsmittel insbesondere für die Erdbeschreibung werden. Wie der Geograph in unbekannten Gegenden aus dem Laufe der Flüsse auf vorhandene Bodenerhebungen schließen kann, ebenso scharf läßt die Verbreitung der Thiere Wasserscheiden oder andere trennende Schranken erkennen. Sie giebt wichtige Notizen für die Vereinigung oder Trennung von Ländercomplexen und dient als Führer bei der Vergleichung der Klimate verschiedener Landstriche. Noch größere Bedeutung hat sie für die Kenntniß der frühern Gestaltung der Erdoberfläche. Sie offenbart uns in einer Weise, wie andere Beweise es nicht vermögen, die ältesten und neuesten Umrisse der Erdoberfläche. Sie kann uns die Existenz von Inseln und Continenten erschließen, welche jetzt unter den Ocean gesunken sind und keine anderen Spuren ihres Daseins zurückließen, als die thierischen und pflanzlichen Producte, welche auf die benachbarten Länder überwanderten, und gewährt uns ein Urtheil über die Ausdehnung der versunkenen Länder und die Zeit, welche seit ihrer Unterwassersetzung vergangen ist.

Wir können hier nicht specieller auf die einzelnen Capitel des umfangreichen Werkes (80 Bogen Octav) eingehen, welches ebenso dem Fachmanne zum eingehenden Studium empfohlen werden muß, wie es dem Laien Anregendes und Anziehendes in Fülle bietet. Zwanzig beigefügte Tafeln mit Thiergruppen gewähren auch denjenigen, welche nicht speciellere zoologische Kenntnisse haben, leichte Orientirung. Zur Erläuterung des Textes sind ferner sieben sauber ausgeführte Karten der Verbreitungsregionen und Höhenzonen beigefügt. Der gediegenen Arbeit des Verfassers steht die des Uebersetzers würdig zur Seite.

Das Verdienst des Herrn Dr. A. B. Meyer, dieses hervorragende Werk einem weitern Leserkreise zugänglich gemacht zu haben, ist durch die Klarheit der Uebersetzung an sich erhöht. Es wird dem Leser kein Satz unklar bleiben, was sich nicht immer von derartigen Uebertragungen sagen läßt.

So ist denn die Literatur durch ein Werk bereichert, welches den epochemachenden Arbeiten Darwin's und Häckel's an die Seite gestellt werden muß, welches gleich diesen die Studien auf eine neue Bahn führt, zum Aufbau einer neuen Wissenschaft die Naturforscher zusammenruft. Der Plan des Gebäudes ist vorgezeichnet — bald werden sich auch Arbeiter finden, die einzelnen Theile auszubauen.

Dr. Ant. Reichenow.

Inhalt: Von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872 bis 1874. III. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Eine Wanderung durch die chinesische Provinz Tschili im März 1874. II. (Schluß.) — Die Colonie Westaustralien. II. (Schluß.) — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. V. — Aus allen Erdtheilen: Wiltshire's Fahrt auf dem Daly-Flusse. — Die fünfte Reise von Ernest Giles. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 14. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

II. *)

Die Jahre 1838, 1839 und 1840 wurden von Frankreich zum Studium der Handelsverhältnisse in Afrika benutzt, wozu die Unterdrückung des Sklavenhandels den ersten Anstoß gegeben hatte. Zunächst handelte es sich wohl für die Franzosen darum, für ihre Kriegsschiffe eine Station zur Verproviantirung zu besitzen, und eine passende Stätte, auf welche kein anderes der seefahrenden Völker einen Anspruch erhob, fanden sie im Gabun. Diese schon 1470 oder 1471 von den portugiesischen Schiffern João de Santarem und João de Escovar entdeckte und benannte Bay war Jahrhunderte hindurch eine völlige terra incognita und sollte erst im laufenden Jahrhundert dem Gesichtskreise der Europäer näher gerückt werden **). Angeblich gründeten zuerst die Portugiesen in den Gabungebieten eine feste Niederlassung und zwar erst im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Säculums auf der Insel Konikay (Coniquet) mitten in der Bay. Sie hatten an den Küsten des Gabun Gold gesucht und als sie solches nicht fanden, gaben sie ihre dortige Niederlassung bald wieder auf und der Gabun blieb nach wie vor unbesucht und unbekannt. Erst 1817 gelang es dem englischen Missionär Edward Bowdich bei einem siebenwöchigen Aufenthalt daselbst, Nachrichten über die Binnenländer einzuziehen und zugleich die Bedeutung des Ogowe richtig zu erkennen. Er schon empfahl eine Expedition nach demselben, konnte es aber nicht hindern, daß Strom und Expedition alsbald der Vergessenheit anheimfielen. Nach wie vor bildete die afrikanische Westküste auf eine Erstreckung von zwei Breitengraden nördlich und südlich vom Aequator nichts weiter als einen Marktplatz des Negerhandels. In derselben Zeit, wo sich von Deutschen Rüppell, Minutoli, Ehrenberg, Hemprich, Parthey, Westphal, Prokesch, Augustin, Katte und Russegger an der Erforschung meist Nordafrikas betheiligten, wo die Franzosen Sauvigny, Tourette, de Beaufort in Senegambien, Pacho in der Cyrenaika, Caillié in Timbuktu, Linant in Nubien, Combes, Tamisier und d'Abbadie in Abessinien reisten, wo fast ein Viertelhundert Engländer, darunter Edmonstone, Laing, Denham, Clapperton, Lander, Wilkinson am Niger und Nil, in Marokko und am Cap thätig waren, und selbst zwei Portugiesen, Monteiro und Gamitto, den Cazembe tief im unbekannten Innern Afrikas aufsuchten, in dieser ganzen Zeit von 1817 bis 1839 blieb die Kenntniß der Gabun- und Ogoweländer auf ihrem frühern Standpunkte stehen, d. h. sie war gleich Null. Da kam die Unterdrückung des Sklavenhandels, infolge dessen die französische Regierung 1838 bis 1839 durch den Schiffslieutenant Bouet-Willaumez den Golf von Guinea erforschen und 1842 am rechten, nördlichen Ufer des Gabun eine Niederlassung, das Fort d'Aumale, gründen ließ, gleichzeitig mit den beiden Colonien an der Aschanti-Küste, Assinie und Bas-

*) Vergl. „Globus" XXX, Nr. 8, S. 113.

**) Vergl. den fleißigen und vortrefflich orientirenden Aufsatz von Dr. Franz Czerny „Entdeckungsgeschichte der Gabun- und Ogowe-Länder und die Ogowe-Quellen" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XI (1876), Heft III u. IV.

ſam. Schon im folgenden Jahre begann dort die Thätigkeit des jetzigen Viceadmirals Fleuriot de Langle, deſſen Darſtellung wir weiterhin meiſt folgen. Die Engländer hatten ſchon in den Jahren 1823 bis 1825 unter Owen die Küſten ganz Südafrikas aufgenommen, aber ſo oberflächlich, daß ihre Karten den Beſuch der großen, wenig nördlich vom Aequator gelegenen Gabun-Bay für Schiffe nicht ſicher und bequem genug machten. Fleuriot de Langle zeichnete dann 1843, auf eine regelrechte Triangulation geſtützt, eine Ueberſichtskarte und nahm die von den Engländern überſehenen Sandbänke auf, welche heute durch Bojen und Baken gekennzeichnet ſind, ſo daß jetzt die Poſtdampfer bei Tage ſicher vor der franzöſiſchen Colonie vor Anker gehen. Proviantmagazine erhoben ſich am Strande, Kohlenniederlagen wurden errichtet, 1849 das Dorf Libreville hinter dem Fort d'Aamale gegründet und mit befreiten Negerſklaven beſetzt, Miſſionäre der amerikaniſchen Methodiſten und franzöſiſchen Katholiken fanden ſich ein und ſchon 1846 wurde Beſſieux zum erſten Biſchofe vom Gabun ernannt.

Aus dem Anfange der vierziger Jahre datiren alſo die erſten zuverläſſigen Beſchreibungen der Länder am Gabun und gleichzeitig beginnen die Reiſen beſonders franzöſiſcher Seeoffiziere zur Erforſchung des Innern, deren erſte der Marinechirurg Gouin 1844 zum Berge Kondſchoë (5 deutſche Meilen ſüdlich vom Gabun) unternahm, deren jüngſte die Expeditionen des nun auch erkrankten und in ſeine Heimath zurückkehrenden Dr. Lenz *) und der Franzoſen de Compiègne, Marche und Savorgnan de Brazza bilden (vergl. „Globus“ XXVI, S. 379). So zahlreich auch die Namen von Franzoſen ſind, welche F. Czerny als Erforſcher des Hinterlandes des Gabun anführt, ſo iſt es doch all dieſen wackeren Männern nicht gelungen, von zwei Punkten abgeſehen, die Grenze des Unbekannten auf mehr als $1^1/_2$ bis höchſtens 2 Breitengrade von der Küſte aus zurückzuſchieben.

Junge Gabuneſin. M'Pongwe. (Nach einer Photographie.)

Gabuneſe. M'Pongwe. (Nach einer Photographie.)

Um nur die wichtigeren dieſer Reiſen zu nennen, ſo erreichte Serval 1862 vom Gabun aus den Ogowe, den er ſchon zuvor bis zum See Jonanga ($10^1/_2{}^\circ$ öſtl. L. v. Gr.) befahren hatte, in etwa $10^1/_2{}^\circ$ öſtl. L.; 1864 erforſchte du Chaillu, welcher ſchon 1856 bis 1859 am Muni, Gabun und ſüdlich vom Ogowe gereiſt war, den Ngunië, welcher von Süden her in den Ogowe mündet, und drang 1865 — die eine jener beiden eben erwähnten Ausnahmen und die einzige auf feſtem Lande — bis Mnau Kombo im Lande der Aſchavi (in etwa $1^\circ 52'$ ſüdl. Br. und $12^1/_2{}^\circ$ öſtl. L. v. Gr.) vor; 1866 befuhr der engliſche Kaufmann Walker, der die Sitten und Sprachen dort vortrefflich kennt, den Ogowe oder Okanda bis zum 11. Längengrade, 1873 noch $^2/_3$ Längengrade weiter bis Lope, und 1867 bis 1868 nahm der „Pionnier“ unter dem Commando von Aymes und Hedde den Unterlauf des Ogowe nebſt ſeinem Delta und der großen Koma-Lagune auf. Neuerdings (März 1874) erreichten dann de Compiègne und Marche, welche die zweite Ausnahme bilden, auf dem Ogowe feldſt ungefähr dieſelbe öſtliche Länge, wie neun Jahre früher du Chaillu im Lande der Aſchavi, nämlich $12^1/_2{}^\circ$ öſtl. L. Gr., während es unſerm Dr. Lenz mit zweijährigem Hoffen und Harren und Verſuchen nicht gelungen iſt, über den 12. Grad nach Oſten hinauszukommen.

Vom Congo im Süden unter 6° ſüdl. Br. an bis hinauf zum Muni unter 1° nördl. Br. hat die afrikaniſche Weſtküſte den eindringenden Forſchungsreiſenden Hinderniſſe und Schwierigkeiten entgegengethürmt, wie ſie auf dem Erdballe, von den Polen abgeſehen, kaum ein zweites Mal vorkommen dürften. Dieſelben Urſachen, welche unſere deutſche Expedition an der Loangoküſte zum Scheitern brachten, haben auch weiter nördlich am Gabun und Ogowe es verſchuldet, daß die fortgeſetzten Anſtrengungen von mehr als drei Jahrzehnten nicht mehr zur Entdeckung und Aufhellung des unbekannten Innern Afrikas beigetragen haben: es iſt die völ-

*) Noch kürzlich konnten wir auf S. 224 günſtigere Nachrichten von dieſem ausdauernden Reiſenden mittheilen, die leider ſo raſch in das Gegentheil umgeſchlagen ſind.

läge Untauglichkeit der Neger zu Trägerdienſten, während doch das Fehlen jeden Packthieres den Reiſenden zur Fortſchaffung ſeines Gepäcks auf die Eingeborenen anweiſt; es iſt die Unwegſamkeit des Landes und ſeine Bedeckung mit Urwäldern; es iſt die langandauernde Regenzeit, welche Fußwanderungen erſchwert, und die politiſche Zerſplitterung und Mannigfaltigkeit der Negerſtämme, welche in ſteter Fehde mit einander liegen. Zieht man alle dieſe Factoren in Rechnung, ſo muß man ſchließlich noch über die Bedeutung des trotzdem Erreichten ſtaunen.

Der Handel am Gabun, welchen anfangs beſonders Nantes betrieb, iſt den Schiffen aller Länder geöffnet und die Geſchäfte genießen vollkommene Freiheit. Ankergelder und Gebühren für Geſundheitsatteſte liefern die Mittel zur Erhaltung der Bojen, Baken, Schiffsländen und Wege, welche ohne dies bald in Trümmer fallen würden. Seit 1870 liegt keine Garniſon mehr dort, und der Hafenbehörde ſtehen nur einige Kru-Neger zur Dispoſition. Das ſüdliche Ufer der Bay beſteht aus weiten, von Sümpfen unterbrochenen Savannen, aus welchen Baumgruppen oft von ungeheurer Größe hervorragen. Nicht ſelten findet man ſolche bis zu 7 Meter Umfang. Das Nordufer beſteht aus niedrigen Bergketten, welche bis 200 Meter anſteigen und eine Anzahl klarer Bäche in die Bay hinabſchicken. Die Bevölkerung iſt in lauter kleine Bruchtheile zerſplittert und wird durch kein politiſches Band zuſammengehalten, ſondern ſteht unter vielen erblichen Häuptlingen, die Hogas heißen. Darum mußte auch Frankreich, als es in dieſer Gegend zuerſt feſten Fuß faßte, eine ganze Reihe von Verträgen abſchließen, bis es ſich für geſichert hinſichtlich des Beſitzes der Bay und an,

Pahuin-Dolmetſcher. (Nach einer Photographie.)

Pahuin. (Nach einer Photographie.)

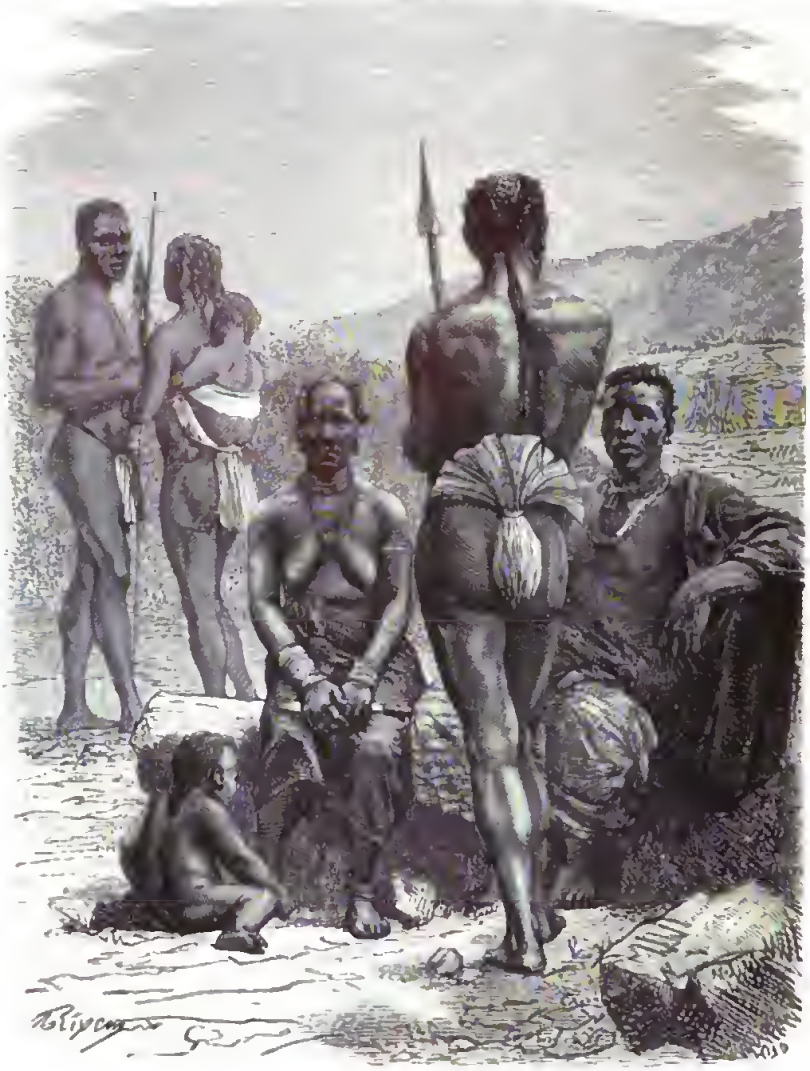
dere Nationen für ausgeſchloſſen halten konnte. Zuerſt pactirten ſie 1839 mit dem Häuptling Denis auf dem Süduſer, dann als ſie eingeſehen, wie ungeſund ſein Gebiet war, mit einigen Häuptlingen des nördlichen Ufers vom Stamme der M'Pongwe (Pongoné), welche ſich wenig von ihren Nachbaren, den Schekiani oder Bulus und den Akelle *), die bis zum Ogowe hin ſitzen, unterſcheiden; und ſchließlich ſchloſſen ſie 1844 von Neuem Verträge mit allen irgendwie bedeutenden Chefs am Gabun, Mundah und Muni. Dem ſchloſſen ſich die Orungu an der Mündung des Ogowe, die Nkomi am gleichnamigen Aeſtuar, die Ivili, Galoa u. ſ. w. am Unterlaufe des Ogowe an, und damit war die Bewachung des ganzen Gebietes ungemein erleichtert. Denn ſeitdem haben ſich nur noch vereinzelte Ruderboote hinüber nach der portugieſiſchen Prinzeninſel geſtohlen und dort auf portugieſiſchem Gebiete ihre lebende ſchwarze Waare heimlich verkauft; und auch dieſem Treiben hat unlängſt die Sklavenemancipation in den portugieſiſchen Colonien angeblich ein Ende gemacht *). So genügen denn heute einige Aviſos, um die Verbindungen zwiſchen Europäern und Eingeborenen dort völlig ſicherzuſtellen.

*) Dieſe nennt Lenz auch Mbangwe: die Oſcheba, Verwandte der von Oſt gekommenen Fan (oder Faon, oder Pahuin), aber M'Pongwe. S. Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin 1876. Nr. 6, S. 129.

*) Dagegen berichtete noch unlängſt Dr. Lenz (ſ. Petermann's Mitth. 1875, S. 122): „Jährlich kommen viele Hundert Schwarze aus dem Innern zu den Orungus (an der Mündung des Ogowe) und werden von dieſen an die Portugieſen auf St. Thomas und der Prinzen-Inſel verkauft. Die Folge davon iſt, daß man unter den

Weite, gut gelüftete Gebäude verkünden in Libreville europäische Einflüsse: das Hospital, die Gouverneurswohnung, eine Caserne und eine Capelle umgeben einen Platz, das „Plateau“ genannt. Schon von haher See aus bemerken die nahenden Schiffer diese rechtwinkeligen massiven Gebäude mit ihren flachen Dächern und blendend weißen Mauern, den Keim einer zukünftigen Stadt (?).

Ob man hofft, daß sich um Libreville Eingedorene des Binnenlandes in Menge ansiedeln werden, Eingedorene, die der Menschenfresserei im höchsten Grade huldigen und das Hexen- und Zaubererunwesen zur höchsten Blüthe gebracht haben, ist wohl schwer glaublich. Europäer andererseits werden aber nie dem dortigen Klima Widerstand zu leisten vermögen. Mitte September setzt nach dreimonatlicher Trockenheit der Regen ein, anfangs fein und nicht übermäßig stark, dann aber anhaltend bis in die ersten Tage des Januar. Dann folgt sechs Wochen lang die kleine trockene Jahreszeit, die aber sehr ungesund ist, worauf wieder bis zum Juni un-



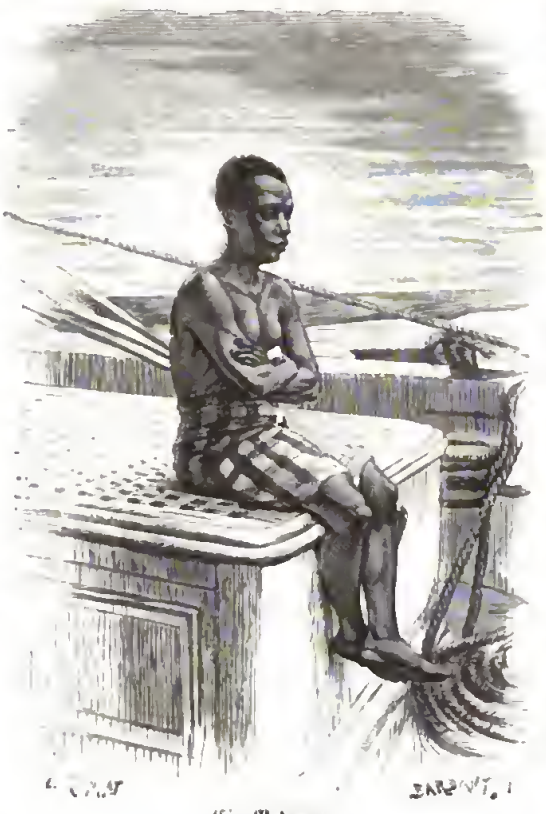
Fans.

ermeßliche Regengüsse unter heftigen, sich rasch folgenden Donnerwettern herabströmen. Im Laufe eines Jahres zählt man also sieben Monate Regen, und zwar während voller sechszehn Wochen sintfluthlichen Regen. Die Hitze ist zwar nicht übermäßig, aber andauernd. Das Thermometer steigt selten über 33°, fällt aber auch selten unter 23°; im Mittel steht es auf 28°. Diese Temperatur wird durch die Feuchtigkeit und die elektrische Spannung unerträglich; das Unbehagen steigert sich während der Regenzeit und der erschlaffte Körper wird immer mehr abgespannt; er ruht sich nicht aus, wenn er auch unbeweglich bleibt, und der Schlaf bringt keine Erquickung. Die geistigen Kräfte ermatten und schlummern ein, auch die Eßlust schwindet. Dieser abschwächende Charakter eines Klimas, dessen Schwankungen 10° nicht übersteigen,

Orungus fast nur reiche Leute findet, und nirgends an der Küste sieht man so viel baares Geld in den Händen der Neger als eben hier.“ Vergl. ebenda S. 128.

zeigt ſich auch in den Krankheiten: Dyſenterien und Sonnenſtiche kommen nicht oft vor, aber viel perniciöſe Fieber und Blutmangel. In ſolchem Lande hat aber der Europäer keine Ausſicht ſich zu acclimatiſiren. Manche Miſſionäre wohnen freilich Jahre lang dort, aber bei ihrem einförmigen und eingezogenen Leben haben ſie nicht direct gegen das Klima anzukämpfen wie der Seefahrer und der Kaufmann. Im beſten Falle werden nur einzelne Europäer ſich eingewöhnen können, die weiße Race als ſolche niemals, am allerwenigſten aber eine weiße Frau. Und wenn eine ſolche den Gefahren trotzen wollte, welche das Mutterwerden dort mit ſich bringt, ſo würde ſie das Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen und ſicherlich würde ihre Nachkommenſchaft unfruchtbar ſein. — An ein bedeutendes Aufblühen von Libreville iſt alſo nicht zu denken.

Die Häuſer dieſes Dorfes umgeben jenes „Plateau“, und Alleen von Kokospalmen, Wurzelbäumen, Tamarinden und Brotbäumen ſchmücken die ganze Anlage. Der öde Anblick der afrikaniſchen Küſte iſt zwar ſprichwörtlich; aber am Gabun reicht der üppige Pflanzenwuchs bis dicht ans Waſſer und die Dörfer liegen im Grün gleichſam vergraben. Monſeigneur de Beſſieux, der erſte Biſchof, wirkt noch heute dort und unterrichtet die ihm von ihren Familien oder von der Regierung anvertrauten Knaben, während Schweſtern von der Unbefleckten Empfängniß von Caſtres etwa vierzig junge Mädchen erziehen. Die urſprüngliche Bewohnerſchaft von Libreville, befreite junge Sklaven beiderlei Geſchlechts, welche Beſſieux 1850 mit einander vermählte, kam vom Congo und ſpricht noch die Banda-Sprache, vermiſcht mit etwas Franzöſiſch, Joloff und M'Pongwe, dem Idiom der eigentlichen Anwohner der Bai. Hinter dieſen, d. h. öſtlich in den Wäldern, wohnen die Schekiani (Sekiani bei Lenz), welche darum von den M'Pongwe als Bulus, d. h. Waldmenſchen, bezeichnet werden, dann die Akelle (Bakalai der Franzoſen) und endlich die Fan oder Pahuins, welche wohl zuletzt von Oſten her anlangten und noch immer in langſamem Vorrücken begriffen ſind. (Schon früher wurden alle dieſe Völker im „Globus“ behandelt; die Fan anläßlich der Reiſen du Chaillu's [ſ. Bd. 1, S. 43 bis 52], die M'Pangwe, die Bakelle und Fan unter Beigabe zahlreicher Typen in Bd. IX, S. 160, 193 und 225, worauf wir zur Ergänzung des hier Geſagten verweiſen wollen.)



Ein Badongo.

Die M'Pongwe geben ihre Töchter nur den Ornngu am Cap Lopez und im Ogowe-Delta zur Ehe. Es iſt das ein ausnehmend hoch und ſchlank gewachſener Menſchenſchlag von nicht ſchönen Körperformen; die langen ſchlottrigen Geſtalten, in lange, fliegende Gewänder gehüllt, eine Binde um den Kopf und mit langweilig ernſtem Geſichtsausdruck machen keinen erfreulichen Eindruck. Ihre Sprache unterſcheidet ſich von derjenigen der Gabunneſen faſt gar nicht. Bei ihnen ſind die Ehen zwiſchen Verwandten bis zum vierten Grade verboten, infolge deſſen ſich viele Mädchen gar nicht verheirathen.

Weit verbreitet ſind die Akelle (dies iſt der richtige Name; Bakelle oder Bakalai bedeutet den einzelnen Mann dieſes Stammes, wie Baduma einen Mann der Aduma, Babongo einen vom Zwergſtamme der Adongo): du Chaillu fand ſie ſüdlich vom Ogowe zwiſchen 10° und 11° öſtl. L. Gr. und Lenz am Jonanga-See. Einen Breitengrad nördlicher zwiſchen Ogowe und dem Rhamboë, dem ſüdlichen Zufluſſe des Gabun, kreuzten Serval und Genoyer ihr Gebiet. Ebenſo ſitzen ſie zu beiden Seiten des untern Ngunié und weit hinauf am Ogowe ſelbſt, nördlich und ſüdlich deſſelben, wo ſie Dr. Lenz beſuchte. Am Ogowe weſtlich und öſtlich von Lope (in etwa 11½° öſtl. L. Gr.) ſitzt zwiſchen den Okande und Aſimba ein Akelle-Stamm, der Mdangwe heißt und ſich von den eigentlichen Akelle faſt durch nichts als durch eine kleine Dialektverſchiedenheit unterſcheidet. Obgleich ſchwach an Zahl, ſpielen ſie in dem Leben und Treiben der Ogowe-Bevölkerung keine unwichtige Rolle; ſie ſind kriegeriſch, lieben die Jagd, und obgleich ſich die Okande ꝛc. als höher organiſirt betrachten und die Akelle als Buſchmänner von oben herab anſehen, ſo haben ſie doch ſchließlich vor ihnen gewaltigen Reſpect und vermeiden jede Gelegenheit, es mit ihnen zu verderben.

Der wichtigſte von allen Stämmen im Gabun- und Ogowe-Gebiete ſind aber die Fan, neben denen die körperlich kleine Race der Abongo noch ein beſonderes Intereſſe beanſprucht. Die Fan ſind in Allem den anderen Stämmen überlegen; wegen ihrer Wildheit und Grauſamkeit von Allen gefürchtet, haben ſie einen feſten Zuſammenhalt, wenn es gilt, ein anderes Volk zu vertreiben, trotz der häufigen kleinen Fehden und Streitigkeiten der verſchiedenen Familien unter einander. Sie bilden numeriſch eine gewaltige Maſſe, die, ſei es infolge eines innern Triebes, ſei es wegen der ſtetigen Kriege in ihrer fernen öſtlichen Heimath am See Tem, wie ſie etwas unglaubwürdig Fleuriot de Langle verſicherten, ſeit 40 Jahren immer weiter von Oſten nach Weſten vordringt. Bereits befinden ſich zahlreiche ihrer Niederlaſſungen am Muni und Mundah nördlich vom Gabun, an den in letzteren mündenden Flüſſen Camo und Rhemboë, ſowie an der linken, ſüdlichen Seite der Bay von Gabun, ja bereits an der Meeresküſte zwiſchen Cap Pongara (welches die Gabun-Bay im Süden begrenzt) und Cap Lopez ſind Fan-Dörfer. Nicht 10 Jahre werden nach Dr. Lenz' Anſicht vergehen, und die M'Pangwe wohnen im Gabun mitten zwiſchen

Digitized by Google

M'Pongwe, die entweder weichen aber sich mit ihnen vermischen werden. Dies ist auch die allgemeine Ansicht am Gabun selber, und der dortige französische Gouverneur steht dieses Vordringen der Wilden gar nicht ungern; er schützt im Gegentheil die M'Pangwe bei jeder Gelegenheit, obgleich dieselben früher mehrmals die französische Macht zu militärischen Expeditionen genöthigt haben. Diese Zerwürfnisse scheinen jetzt ganz zu verschwinden, so daß die Schiffe nach Belieben zwischen den Dörfern der Fan verkehren und das selten gewordene Elfenbein, Farbhölzer, Ebenholz und dergleichen eintauschen können. Trotzdem muß man stets auf seiner Hut sein und die Waffen zur Hand haben, wie auch die Eingeborenen immer im Alarmzustande sich befinden, so daß es rathsam ist, sich stets zuvor mit den Häuptlingen zu benehmen, ehe man ein Dorf betritt.

Gegenüber so activen Charakteren, sagt Lenz, spielen die verschiedenen kleinen Nationen am linken, südlichen Ufer des Ogowe gar keine Rolle, und selbst die zahlreichen und mächtigen Akelle verschwinden den Fan gegenüber, welche das ganze rechte Ufer von Samiketa (10° 50′ östl. L. Gr.) an bis weit hinauf inne haben. Die früher dieses Ufer bewohnenden Okota, Apingi und Okande sind erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln des Ogowe oder das linke Ufer vertrieben worden, versuchen im Gefühl ihrer Ohnmacht nie, irgend welchen Widerstand zu leisten, lassen sich geduldig selbst von ihren eigenen Häuptlingen als Sklaven verkaufen und wagen es kaum, ihre früheren Wohnsitze zu betreten. Noch in seinem letzten Berichte von Mitte Februar 1876 (s. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1876, Nro. 6, S. 129) kann Lenz einen neuen Beweis für das Vordringen der Oschcba oder M'Pongwe anführen: zu Anfang dieses Jahres haben sie den Ofuë, der etwa unter 12° östl. L. Gr. von Süden her in den Ogowe mündet, überschritten und auf dessen linkem westlichen Ufer ein Dorf gegründet, was für die Okande und deren Unterthanen, die Asimba, von ernsten Folgen sein kann.

Fleuriot de Langle forschte bei den Häuptlingen der Fan, mit denen er zusammentraf, nach ihrer Herkunft und östlichen Heimath und erhielt den steten Bescheid, daß sie aus dem Lande N'dua kämen, wo sich der See Tem befände. Das Land wäre fruchtbar, der See reich an Fischen, aber es wüthe dort ein steter Krieg, so daß sie sich zum Auswandern entschlossen hätten. Manche Dorfschaften hätten 11 Monate zu dieser Reise gebraucht, andere nur fünf, um an den Gabun zu gelangen; aber sie hätten die Gewohnheit, nach drei Marschtagen zwei Tage zu ruhen, so daß die Dauer ihres Marsches um zwei Fünftel zu verkürzen ist. Unterwegs lebten sie von gerösteten und getrockneten Bananen, Mais und Maniocmehl und hatten dabei ausgedehnte, mit hohen Gräsern bedeckte Ebenen zu durchkreuzen. Ihr Wunsch war, sich durch Annäherung an die Weißen eine bessere Lage zu schaffen; in ihren früheren Sitzen hatten sie keine Verbindung mit der Ostküste, sondern Gewehre und Pulver bezogen sie von Westen.

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, aus so vagen Angaben und aus den Namen von dortigen Flüssen, wie Lomon und Bakul, oder Bergen, wie Mendis und Kolake, die Heimath der Fan zu bestimmen, und wenn jene Namen auch an solche im Süden des Tschad-Sees anklingen, so ist doch die Annahme, als stammten die Fan von dort, entschieden zu verwerfen. Ihre Heimath ist südlicher zu suchen, etwa unter 5° nördl. B., wo nach Nachtigal's Erkundigungen Stämme der Sandeh oder Niam-niam gegen Westen bis zu 20° östl. L. Gr. und wahrscheinlich darüber hinaus sitzen. Mit ihnen ist man geneigt die Fan in Verbindung zu setzen, da sich bei beiden im Aeußern wie in Sitten und dergleichen eine Anzahl auffälliger Eigenthümlichkeiten wiederfinden. An den Augen der Niam-niam hebt Schweinfurth die beispiellose Größe und Offenheit hervor, welche ihrem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit verleiht (vergl. „Globus" XXIII, S. 3), während Lenz (Correspondenzblatt der afrikanischen Gesellschaft Nro. 9, S. 154) von den Fans sagt: „Ihr Blick hat etwas ungemein Wildes und Starres; den Ausdruck „sehen" kann man bei ihnen kaum anwenden, sie starren auf den Gegenstand ihres Interesses. Charakteristisch für sie ist auch der Ernst ihres Gesichtsausdruckes; selten lachen sie, und dann meistens nur die jüngeren Burschen und Mädchen." Beide Völker feilen sich die Schneidezähne spitz, beide tragen Rindenzeuge, färben sich den Körper mit Rothholz und verwenden große Mühe auf ihren mit vielen Zöpfen versehenen Haarputz. Bei beiden Völkern bedienen sich die Häuptlinge des Leopardenfelles als Zeichen ihres Ranges und bei beiden ist die Grundfarbe des Körpers das nämliche Kaffeebraun. Von den Gebräuchen der Fan erinnern die beim Erscheinen des ersten Mondviertels üblichen Tanzfeste und nächtlichen Orgien am meisten an die Sitten der Niam-niam. Es sind das nur Andeutungen; wirkliche Beweise für die Verwandtschaft beider Völker sind erst von eingehenderen Forschungen der Zukunft zu erwarten.

Die Eisenbahn von Costa-Rica.

Von **Dr. H. Polakowsky.**

In Costa-Rica, der südlichsten der fünf Republiken Centralamerikas, will die Regierung eine Eisenbahn zwischen den Hafenstädten Limon am Atlantischen und Puntarenas am Stillen Oceane erbauen. Das Land ist sehr reich, der Export und Import für die geringe Bevölkerung (150,000 bis 180,000) sehr bedeutend; dennoch kann diese geringe Einwohnerzahl nicht das nothwendige Capital zur Vollendung des Baues auftreiben, und ebenso wenig die mit englischen Capitalisten eingegangenen Verpflichtungen auf Abzahlung u. s. w. heute noch erfüllen. Selbst die ganz fertige Bahn würde sich wahrscheinlich nicht rentiren, da der Weltverkehr doch immer über Panama gehen würde. Export und Import von Costa-Rica selbst genügen aber nicht, um so bedeutende Einnahmen zu erzielen, daß davon, nach Abzug der Selbstkosten durch Verwaltung, Reparaturen u. s. w., die Zinsen für das verausgabte Anlagecapital bezahlt werden könnten.

Auf vielen neueren Karten, so z. B. auch auf der vorzüglichen Karte von Nicaragua, welche Herr Ingenieur P. Lévy herausgegeben, ist die Eisenbahn als vollständig

fertig gezeichnet; in Wirklichkeit existirt aber nur ein kleiner Theil *). Von Puntarenas beginnend geht die Bahn zuerst südsüdöstlich bis zu der Stelle, wo der Rio Grande die Gebirgsmauer des Monte Aguacate durchbricht. Von diesem Punkte, der Garita, an soll dann die Bahn in nordnordöstlicher Richtung nach Alajuela gehen. Dieser ganze Bahntheil existirt erst auf dem Papiere. Von Alajuela nach Heredia, San José und Cartago ist die Bahn fertig und im Betriebe. Der schwierigste Theil wird aber der von Cartago nach dem Atlantischen Oceane, nach Limon, sein. Die Bahn folgt von Cartago aus dem Rio Reventazon bis in die Nähe von Angostura; dort soll derselbe überbrückt werden, und dann geht die Bahn, viele mächtige Flüsse, wie den Pacuare, Chiquieres und Matina, überschreitend, nach Limon. Da der Mangel an Arbeitern und die hohen Arbeitslöhne die Anlage von Tunnels verbieten und Costa-Rica ein Gebirgsland wie die Schweiz ist, so muß die Bahn viele Biegungen machen, und wird der Weg dadurch sehr verlängert und die Kosten sehr vergrößert. Zu diesen Schwierigkeiten gesellen sich noch die häufigen und furchtbaren Regengüsse, besonders in den Tiefebenen nach dem Atlantischen Oceane zu. Diese erschweren die Erhaltung des Materials, befördern das Faulen der Schwellen, machen häufige Reparaturen der Dämme u. s. w. nothwendig. Obgleich Kupferkiese und ähnliche Mineralien massenhaft im Lande vorkommen, man also mit leichter Mühe Kupfervitriol darstellen und so die Schwellen eindeizen könnte, um dieselben widerstandsfähiger gegen Fäulniß zu machen, so ist dies dennoch nicht geschehen, und deshalb befinden sich jetzt bereits die Schwellen der kurzen Strecke Alajuela-Cartago, welche vor 4 resp. 3 Jahren gelegt worden sind, in schlechtem Zustande.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu beweisen, daß der Bau, in ganz sinnloser Weise begonnen, durch diesen Anfang schon bald verloren war. Statt in Limon zu beginnen, wo leicht Arbeiter aus Jamaica zu erhalten waren, wo die Schiffe, direct aus den Vereinigten Staaten kommend (in 6 Tagen von Newyork), die Materialien abladen konnten und man so immer den fertigen Theil des Schienenweges zum fernern Transporte benutzen konnte, statt in dieser so nahe liegenden, selbstverständlichen Weise das große Werk zu beginnen, ließ man das Material über Colon und Panama bringen, dann mit anderen Schiffen von Panama bis Puntarenas und von dort mit Ochsenkarren auf steilen, schlechten Gebirgswegen bis Alajuela oder San José transportiren. Hohe Beamte der Bahn gaben wir die Versicherung, daß der Transport der Theile jeder Locomotive allein von Puntarenas bis Alajuela 10,000 Dollar (= 40,000 Mark) gekostet habe! In so unsinniger Weise ist das in England zusammengebrachte Geld vergeudet worden, nur um die Bahn im Centrum des Landes auf den Hochebenen beginnen zu können, und damit die Regierung in pomphafter Weise dem armen, unwissenden Volke von dem riesigen, neuen Fortschritte erzählen könne. Obgleich Costa-Rica durch dieses Unternehmen sich eine hohe Schuldenlast aufgebürdet hat und sein Credit in Europa und besonders in England vernichtet ist, so nützt doch der bestehende Theil der Bahn absolut nichts. Schon die früheren Regierungen hatten sehr gute Fahrwege zwischen den jetzt von der Bahn berührten Punkten angelegt, und noch heute geht alle Fracht per Ochsenkarren auf diesem Wege. Die Bahn dient nur dem Personenverkehr, welcher natürlich nicht bedeutend sein kann. Die Züge fahren auffallend langsam; an einzelnen Stellen ist dies durch die mehr als kühne Bauart geboten. Europäische Ingenieure konnten nicht genug diese unmöglichen Curven, unsicheren Brücken u. s. w. bewundern. Die Entfernung beträgt von Alajuela bis Cartago 27 englische Meilen; um diese zurückzulegen gebraucht der Zug fast drei Stunden! In jedem elenden Dorfe wird nämlich angehalten. Interessant ist die Fahrt auf dieser Bahn wegen der wunderbar schönen Scenerien, welche sich in immer wechselnder Weise und Fülle präsentiren. Die Stationsgebäude sind meist elende Holzschuppen. Jetzt seit circa zwei Jahren fängt man endlich an, von Limon aus den Bau nach Cartago zu in Angriff zu nehmen. Verfasser hat diesen Theil der Bahn nicht gesehen, kennt aber über die Hälfte der Entfernung von Cartago bis Limon von Cartago aus gerechnet, und kennt die enormen Schwierigkeiten, welche der Anlage einer Bahn in diesem mit furchtbaren Urwäldern, zerrissenen hohen Gebirgszügen und zahlreichen reißenden und breiten Strömen bedeckten und durchschnittenen Terrain entgegenstehen. Die Richtung der Bahn von Cartago bis Angostura war vor circa zwei Jahren im Urwalde angegeben und durchgehauen; jetzt war dieselbe nicht mehr zu entdecken, die Aufsuchung und nur oberflächliche Lichtung derselben hätte ein Heer von Arbeitern für mehrere Wochen beschäftigt. Von Limon läuft die Bahn bis Matina, wo die eiserne Brücke über den Strom noch immer nicht errichtet ist. Die interimistische Holzbrücke hat die Gewalt des Stromes, welcher durch die starken Regengüsse im Spätjahre furchtbar anschwillt und seinen Lauf verändert, schon öfters zerstört. Die Kosten werden enorm sein, um die Bahn fertig zu stellen; ja von vielen competenten Persönlichkeiten wird die Möglichkeit der Vollendung bezweifelt. Das Klima ist an vielen Punkten, welche die Bahn durchschneiden soll, sehr ungesund, und deshalb werden dorthin nur schwer Arbeiter zu bekommen sein.

Das Geld, womit man den bis jetzt fertigen, unbedeutenden Theil der Bahn erbaut hat, ist im Wege von Anleihen der Regierung von Costa-Rica am Londoner Geldmarkte aufgebracht; bei der Abtragung dieser Schuld ist in erster Linie englisches Capital interessirt. Leider gestattet es der Raum dieser kurzen Abhandlung nicht, genau auf die augenblickliche Lage des Streites zwischen der Regierung von Costa-Rica und einigen englischen Bankhäusern einzugehen; ich muß mich auf wenige Angaben beschränken. In der englischen Presse ist die ganze Angelegenheit eingehend verarbeitet, und verweise ich sich für den Gegenstand näher Interessirende auf den officiellen Bericht der englischen Coamissian. (Report from the select committee on loans to foreign states. Ord. by the House of Commons, to be printed 29. July 1875.)

Es ist hierin erwiesen: daß der Vertreter Costa-Ricas durch Vorspiegelung falscher Angaben über Einwohnerzahl, Höhe des Exportes und der Staatseinnahmen u. s. w. die Anleihe zu Stande gebracht, daß dann die erholtenen Summen vergeudet worden und deshalb die betreffenden Bankhäuser die weitere Capitaleinzahlung suspendirten. Jetzt

*) Wir machen die sich für Centralamerika interessirenden Leser darauf aufmerksam, daß L. Friederichsen, der bekannte Kartograph und erste Secretär der Hamburger Geographischen Gesellschaft, soeben eine prachtvoll ausgeführte große „Carta Geografica de la Republica de Costa Rica“ im Maßstabe von 1 : 500,000 vollendet und veröffentlicht hat. Schon ein flüchtiger Vergleich derselben mit der bisher genauesten Karte des Landes, welche A. v. Frantzius in Petermann's Mittheilungen 1869 hat erscheinen lassen, ergiebt bedeutende Verbesserungen und Ergänzungen im Einzelnen sowohl wie in ganzen Landstrichen. In letzterer Hinsicht möchten wir auf die Küste von Guanacaste, den Rio San Juan und sein Delta, auf Talamanca im Südosten und besonders das Centrum des Landes zu beiden Seiten des 10. Grades nördl. Br. verweisen. Letzteres beruht auf Originalaufnahmen, welche der Generaldirector Don Guillermo Nonne behufs des Baues der Eisenbahn (die allerdings zwischen Cartago und Puerto Limon auch als schon vollendet eingetragen ist) hat ausführen lassen. Red.

Digitized by Google

aber erklärte sich die Regierung von Costa Rica frei ihrer eingegangenen Verpflichtungen, suspendirte die Zinszahlung und Einlösung der Coupons und verklagte die englischen Bankhäuser. Noch schwebt der Proceß.

Die Einnahmen der Bahn genügen heute, abgleich die Fahrpreise sehr hoch (von Alajuela nach Cartago 2½ Dollar = 10 Mark), nicht, um die Betriebskosten zu decken, und oft erleidet die Casse noch Ausfälle, wie z. B. im Jahre 1875, wo der Congreß die hohen Einnahmen, welche die Bahn an den Festtagen in Cartago hatte, zum Besten des Baues einer Kirche in Cartogo bestimmte (!), obgleich es daselbst durchaus nicht an Kirchen fehlt. Die Wagen sind sehr einfach; gewöhnlich gehen nur drei in einem Zuge. Die Wagen erster Classe haben geflochtene Bänke und Stühle, sind also nicht im Entferntesten mit der Eleganz unserer Wagen zweiter Classe zu vergleichen. Nach Art aller amerikanischen Waggons sind auch diese so gebaut, daß jeder Waggon einen Raum darstellt, an dessen Seite je eine Rohrstuhlbank hinläuft, oder wo in der Mitte quergestellt eine Anzahl kleiner Stühle und Bänke mit Klapplehnen sich befinden.

Die Berichte über den Stand der Arbeiten um Limon in der „Gaceta oficial" sind stets — gelinde gesagt — sehr optimistisch gehalten. Man spricht daselbst von guten Wegen, die den Anschluß ermöglichen u. s. w. In Wirklichkeit sind die Wege furchtbar; selbst Maulthiere kommen auf denselben um, und mindestens vier Tage sind für gute Reiter und kräftige Maulthiere nothwendig, um von Cartago die Matina zu gelangen, von wo die Bahn in circa zwei Stunden nach Limon führt. Der Transport von Moterialien für den Eisenbahnbau kommt auf circa 40 Dollar pro Centner (Selbstkosten!) von Cartaga bis Limon zu stehen; es ist also directer Unsinn, schon jetzt davon zu reden, „zum Versuche" einigen Kaffee auf diesem Wege zu exportiren, wie dies in der „Gaceta oficial" vom 24. December 1875 zu lesen ist. Noch fehlt selbst eine feste Brücke bei Port Moin, und ehe an eine Verwerthung der existirenden kurzen Strecke von Limon bis Matina gedacht werden kann, muß erst der Weg von Zapote bis an den Rio Pacuare seines infernolischen Charakters entkleidet werden.

Die früheren Regierungen beabsichtigten, mit den nicht unbedeutenden Ueberschüssen der Staatseinnahmeo einen guten Carretenweg nach dem Hafen der atlantischen Küste anzulegen, um so die Ausfuhr des Kaffees zu erleichtern und den Reingewinn durch Ersparung des Transportes über Panama zu erhöhen. Aber um der Masse der Bevölkerung durch riesigen Fortschritt zu imponiren und um dadurch die Sympathien der Menge zu gewinnen, wurde das Project der Eisenbahn in der oben angedeuteten Weise entworfen und in Angriff genommen. Das bis dahin schuldenfreie Land ist dadurch in Schulden gestürzt, die es nie oder nur mit den größten gewaltsamen Opfern wird zurückbezahlen können. In Guatemala, der größten und wichtigsten der fünf centralamerikanischen Republiken, arbeitet man, von Gnatemala beginnend, an einem schönen Fohrwege nach dem Hafen von Izabol und San Tomás und denkt noch an keine Eisendahn.

Nach den Angaben im Berichte des Finanzministers von Costa Rica für das Jahr 1875 betrugen die Ausgaben für die Eisenbahn in dea Jahren

1872 bis 1873:	5,062,321	Dollar,	
1873 „ 1874:	2,127,379	„	
1874 „ 1875:	559,456	„	
1875 „ 1876:	580,147	„	

Totale Ausgabe bis Ende 1875 8,329,305 Dollar.

Die fertige Strecke Alajuela Cartago brachte im Jahre 1875 bis 1876 100,850 Dallar ein, kostete aber, um sie zu erhalten, die Beamten zu bezahlen u. s. w. 357,867 Dollar. Ein eiserner Hafendamm von 700 bis 1000 Fuß Länge fehlt noch in Liman, ist aber sehr nothwendig, um das Ein- und Ausladen der Schiffe zu erleichtern.

Zum Schlusse lasse ich hier aus dem sehr optimistisch gehaltenen Berichte des Herrn Generaldirectors der Eisenbaha das Wichtigste im Auszuge folgen. Die in diesem Berichte enthaltenen Angaben beweisen sehr deutlich, wie viel noch an der Bahn fehlt, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden. Der Kostenanschlag für die 114 englischen Meilen, welche nach von Alajuela bis zum Hafen von Limon zu erbauen sind, beläuft sich mit dem nothwendigen Betriebsmateriale auf 9 bis 10 Millionen Dollar. Diese Annohme ist entschieden zu niedrig gegriffen. Hätte man mit dieser Summe von Liman aus den Bau der Bahn begonnen, so wäre dieselbe allerdings wohl bis Alajuela und noch weiter für 10 Millionen Dollar herzustellen gewesen; so versicherten mich wenigstens einige tüchtige europäische Ingenieure.

Interessant stad die Angaben über Zunahme der Bebeutung des Hafens von Limon. Die Stadt Liman liegt am Rande des Hafens auf einem Terrain, welches allmälig zu einer Höhe von circa 100 Fuß über der Meeresoberfläche ansteigt. Im Monate November 1871 wurde der erste Baum in Liman gefällt, um die Erbauung von Wohnungen in diesen Urwälderu zu beginnen, und wenn sich heute daselbst eine leidlich hübsche Ortschaft von über 1000 Seeken befindet, so muß man den Fortschritt bewundern, welcher tausend Schwierigkeiten besiegte und bedeutende Summen verausgabte, um die Hülfsmittel zu beschaffen, welche hier gänzlich fehlten. Zuerst nahmen die Schiffe nur zu enormen Preisen Lobung für den Hafen vou Limon ein, da derselbe gänzlich unbekannt war.

Die ersten 25 Arbeiter, welche unter Anführuag des Capitäns Hotaling im October 1871 von Cartago nach Limon gingen, brauchten zu diesem Wege 12 Tage; jeder Arbeiter trug 70 Pfund Lebensmittel, und als man endlich in Limou ankam, mußte man sofort wegen Mundvorrath nach Cartago zurückschicken, da man sich ohne alle Hülfsmittel sah und auch in Limon keine Nahrung finden konnte. Es war sehr schwierig, die kleine Arbeiterschaar, welche den Urwalb bei Limon ausrodete und provisarische Hütten für Menschen, Lebensmittel und Moterialien errichtete, bis zur Ankunft des ersten Lebensmitteltransportes aus Newyork zu erhalten.

Die Locomotive läuft 22 englische Meilen vom Hafen von Limon aus an der atlantischen Küste hin und dann nach dem Innern zu bis zum südlichen Ufer des Matina-Flusses. Die hier befindlichen Sümpfe waren und sind eins der größten Hindernisse für die Anlage der Bahn in dieser Gegenb. 18,000 Schwellen von Guajac-Holz (guayacan) sind hier gelegt, der Rest ist von den besten Holzarten des Londes entnommen. Aber nur die ersteren Schwellen haben sich sehr gut conservirt, der Rest muß nach und nach, da er sehr durch das Klima gelitten, erneuert werden.

Noch den an der Panama-Bahn gemachten Erfahrungen dauern die Schwellen aus Guajac-Holz trotz des ungünstigen Klimas 15 bis 20 Jahre aus. Die wichtigste Brücke ist die bei Moin am Atlantischen Oceane, welche in den letzten sechs Monaten dreimal erneuert worden ist. Diese Brücke ist provisorisch von Holz errichtet, hat eine Länge von 210 Fuß und wird in wenigen Monaten durch eine eiserne Brücke, welche, aus England kammend, bereits auf See ist, erneuert werden. Ungefähr 14 kleine Brücken, welche sich zwischen Limon und Matina befinden, sollen gleichfalls in diesen Monoten durch eiserne schon in Liman gelandete ersetzt werden. Das Material für die eisernen Brücken über den

Matina- und Pacuare-Fluß wurde gleichfalls bis Ende April 1878 erwartet.

Am 15. November 1875 paſſirte der erſte Zug die proviſoriſche Holzbrücke über den Matina-Strom, und ſetzt man nun dieſem Wege den Transport der Materialien zum Zwecke des Eiſenbahnbaues bis Pacuare fort. Man hat für die Conſtruction der 13½ engliſchen Meilen zwiſchen Matina und Pacuare einen Contract mit zwei Amerikanern abgeſchloſſen, wonach dieſelben 200,000 Dollar für die Herſtellung erhalten. Die Regierung liefert die Schwellen aus Guajar-Holz (40,000 Stück à 1·80 Dollar). Noch werden die Brücken über den Rio Reventazon und Turrialba große Schwierigkeiten bieten. Die erſtere wird aus zwei Theilen beſtehen, da man eine kleine in der Mitte des Stromes belegene Felſeninſel benutzen kann.

Der Telegraph war bis Siquirres gelegt, von Limon aus gerechnet eine Entfernung von 36½ engliſchen Meilen. Da aber die Arbeit Anfang 1874 ſuspendirt wurde, ſo iſt dieſe Linie derartig in Verfall gerathen, daß ſie neu conſtruirt werden muß. Es fragt ſich, ob nicht die Legung der Drähte unter der Erde billiger ſein würde als die gewöhnliche Anlage, da die hohen Urwaldbäume, welche das Terrain bedecken, durch Sturz häufige Reparaturen nothwendig machen würden. Furchtbare Terrainſchwierigkeiten ſind nach bis Angoſtura zu überwinden, und die Koſten für die reſtirenden 25½ engliſchen Meilen von Angoſtura bis Cartago werden auf 1,916,000 Dollar veranſchlagt.

Als Hauptſchwierigkeiten, welche der Anlage und Beendigung der Eiſenbahn entgegenſtehen, werden die Länge des Weges und die zu überſchreitenden Höhenzüge angegeben. Hierdurch erklärt ſich der große Aufwand von Koſten und Zeit, welchen das Unternehmen erforderlich macht. Verglichen mit der Eiſenbahn von Panama ſind die Herſtellungskoſten der Bahn von Coſta-Rica gering. Die 46 engliſchen Meilen der Bahn von Panama koſteten 8 bis 9 Millionen Dollar und die 169 Meilen lange Tranſitbahn von Coſta-Rica iſt auf 15 bis 16 Millionen veranſchlagt worden. Die enormen Koſten, welche in Panama der Transport von Menſchen, Thieren, Lebensmitteln, Hölzern und Materialien aller Art verurſachte, fallen in Coſta-Rica faſt gänzlich fort. Es fehlen hier die großen Sümpfe und die Malariafieber, welche die Arbeiter auf dem Iſthmus von Panama zu Hunderten dahinrafften. Ein anderer Vortheil iſt der Localtransport der Ex- und Importation von Coſta-Rica, welcher in Panama gänzlich fehlt. Man rechnet auf 1½ Millionen Dollar Einnahme durch dieſen Güttertransport und glaubt, daß dieſe Einnahmen ſich in 5 bis 10 Jahren verdoppelt haben werden.

So weit der Bericht des Herrn Generaldirectors an den Finanzminiſter. Man ſieht aus den Angaben, daß auf der Strecke am Atlantiſchen Ocean noch ſo gut wie Alles fehlt. Der Hafen iſt nicht fertig, alle Brücken ſind proviſoriſch, werden oft durch die Gewalt der Ströme zerſtört. Der Vergleich mit der Panama-Bahn iſt komiſch. In Panama iſt die Bahn fertig und koſtet die Herſtellung allerdings eine hohe Summe, aber jetzt genügt die Bahn auch allen Anforderungen. In Coſta-Rica hat man dieſelbe Summe verausgabt und dafür im Centrum des Landes ein Stück Eiſenbahn angelegt, welches ſchnell dem Verfalle anheimfallen wird und deſſen Erhaltungskoſten dreimal größer als die Einnahmen ſind.

Reiſebriefe des Dr. Finſch aus Weſtſibirien.

VI.

Von Barnaul bis Tomsk.

Auf dem Ob, an Bord des Dampfers „Beljetſchenka", den 2. Juli 1876.

Die Verpackung und Abfertigung der bisher in Turkeſtan, Nordchina und im Altai zuſammengebrachten Sammlungen verzögerte unſern Aufenthalt in Barnaul bis zum 28. Juni. Die Hauptſtadt des ſibiriſchen Altai entſprach übrigens nicht ganz den Erwartungen, welche wir uns auf Grund ſo vieler und übereinſtimmender Schilderungen gemacht hatten. „Sie müſſen Barnaul ſehen," — „das werden Sie in Barnaul finden," hieß es gewöhnlich, kein Wunder, daß wir in Barnaul ganz etwas Beſonderes zu finden erwarteten. War dies nun auch nicht der Fall, ſo fanden wir immerhin eine ganz beträchtliche Stadt mit 13,000 Einwohnern, was in Sibirien und namentlich dem Altai ſchon etwas heißen will. Sie enthält manche recht hübſche aus Ziegeln erbaute Häuſer, und nimmt ſich von dem Dünenabhange an der Barnaulka, die ſich in den Ob ergießt, mit ihrem Heere grauer Holzhäuſer ganz ſtattlich aus. Wie alle Städte Rußlands und Sibiriens hat ſie einen weit größern Umfang, als Städte mit der gleichen Einwohnerzahl bei uns, und man iſt leicht geneigt, ſie beim bloßen Anblick für eine Stadt von 30,000 anſtatt 13,000 Einwohnern zu halten. Wie uns geſagt wurde, herrſcht in Barnaul übrigens nicht mehr das rege Leben wie früher, namentlich deswegen, weil der Betrieb der Schmelzhütten abgenommen hat. Während nämlich früher in Barnaul ſämmtliches in Sibirien gewonnene Gold verſchmolzen wurde, geht ihm jetzt nur das des Altai zu, wogegen die Ausbeute des übrigen Sibiriens in Irkutsk zur Verarbeitung kommt. Die Zahl der Bergbeamten hat ſich alſo vermindert, und damit auch das geſellige Leben; ſo wurde uns wenigſtens geſagt. Wir fanden übrigens, daß es ſich in Barnaul immerhin ganz gut leben läßt, und verbrachten im Kreiſe raſch gewonnener, liebenswürdiger Männer ſehr angenehme Stunden. Namentlich müſſen wir der beſondern Liebenswürdigkeit und Güte des Chefs des altaiſchen Bergbaues, Sr. Excellenz General von Eichwald, gedenken, der uns in jeder Beziehung Rath, Unterſtützung und Belehrung zu Theil werden ließ. Unter der Leitung eines ſo gründlich ſachmänniſch gebildeten und erfahrenen Berg- und Hüttenmannes würde der Altaibergbau ohne Zweifel einen weit höhern Aufſchwung nehmen, wenn ſeine Pläne und Ziele in der Weiſe von der oberſten Behörde gewürdigt und unterſtützt würden, wie ſie es verdienen. Die Erzlager des Altai ſind ohne Zweifel noch längſt nicht ausgebeutet, und dennoch ſtehen manche Werke, wie z. B. Smeinogorsk, obwohl kaum ein Jahrhundert im Betriebe, bereits ſtill, weil größere und ſchwierige Anlagen größere Auslagen bedingen. Während beiſpielsweiſe in Przibram in Böhmen

noch in tausend Metern Tiefe gearbeitet wird, sind bei kaum hundert Meter Tiefe Bergwerke im Altai bereits aufgegeben, — hoffentlich nur für eine kurze Periode.

Herr General v. Eichwald und Dr. Hopfenhausen ließen es sich nicht nehmen, uns am Abend nach dem Prahm zu begleiten, auf dem wir mit unseren Fuhrwerken die erste Fahrt auf dem Ob antreten sollten, und wir nahmen in bleibendem Andenken an die in Barnaul genossene Gastfreundschaft herzlichen Abschied. Bei scheidender Sonne glitt unser unförmliches Fahrzeug, von zwei mächtigen Rudern bewegt, langsam stromadwärts. Der Ob, bei dem hohen Wasserstande, wie er ihn jetzt besaß, erschien als ein gar stattlicher Strom, wenn auch ohne malerische Reize, denn das rechte Ufer besteht aus steil abfallenden hohen Sanddünen, das linke aus Dickichten von Weiden, die immerhin dem Ganzen ein freundliches Ansehen verliehen. Um 10 Uhr landeten wir bei dem hübschen großen Dorfe Belojarsk und setzten in der Frühe des andern Tages unsere Reise nach dem Silberbergwerke Salair fort, wo wir spät Abends eintrafen und im Hause des Chefs der dortigen Gruben, Herrn Neiterowsky, gastliche Aufnahme fanden. Wir hatten diesen Weg auf dringenden Rath des Herrn von Eichwald eingeschlagen, der lebhaft wünschte, daß wir auch einen Theil des nordwestlichen Altai kennen lernen sollten. In der That brauchte uns der kleine Abweg von der großen Poststraße nicht zu gereuen, denn die Gegend war wahl der Mühe des Ansehens werth. Anfänglich durch reiche Wiesengründe mit abwechselnden Laubgehölzen fahrend, sahen wir angebautes Land, wie bisher noch nie in Sibirien; oft ging der Weg, beiderseits von Getreidefeldern begrenzt, dahin, wahrlich ein für hiesige Gegenden überraschender Anblick. Je weiter wir kamen, um so lieblicher wurde die mehr und mehr mit bewaldeten Hügeln durchzogene Landschaft, in der reiche Dörfer vorhanden sind. Kleine Teiche und Weiher wechseln mit Gehötzen und Wäldchen, die saftige grüne Wiesen einschließen, und verleihen der Landschaft einen parkartigen Charakter. Von der Station Milowka an, welche wir gegen 3 Uhr erreichten, gelangten wir in eigentliche Wälder, die bis Salair fast ununterbrochen anhalten. Und was für Wälder! Welche Fülle an prächtigen Bäumen, welche Ueppigkeit des Strauchwuchses, an Kräutern und Blumen! Als Hauptstand darf die sibirische Tanne und die Fichte gelten, untermischt mit Birken und Silberpappeln, von denen die letzteren oft auf weite Strecken ununterbrochen dichte Wälder in schlanken, an 60 bis 80 Fuß hohen Stämmen bilden. Der Rand des Waldes besteht meist aus hohem, fast baumartigem Goldregen, Spiräen und Ebereschen, während weiterhin die Saalweide große und weite Bestände formt. Das Unterholz bildet ein undurchdringliches Dickicht verschiedener Sträucher, unter denen sich namentlich Rosen mit schönen rothen und weißen Blüthen bemerklich machten; den eigentlichen Grund des Waldes bedeckt eine Fülle von Schierling, Farrenkräutern, Huflattich u. s. w. mit prächtigem Blumenflor (Rittersporn, Glockenblumen, Hahnenfuß ꝛc.) gemischt. Obwohl nirgends eigentliche Gebirge hervortraten, stiegen wir doch beständig aufwärts und hatten von Höhen herab zuweilen schöne Blicke auf bewaldete Thalgründe. Beim Herabsteigen von den Hügeln oder bei Krümmungen des Weges boten sich schöne, landschaftlich anziehende Bilder, wenn auch ohne Gebirgscharakter. Dabei war die Straße keineswegs einsam, denn wir begegneten Hunderten einspänniger Wagen, die Holzkohlen nach Salair führten, Karawanen, die allerdings nicht zur Verbesserung des Weges dienten. Ihre Züge hatten in dem fetten schwarzen Boden zahlreiche tiefe Geleise eingeschnitten, die so heftiges Schütteln und Stöße zur Folge hatten, daß wir uns nur allzu lebhaft der überstandenen Schlittenfahrtsleiden erinnerten. Der Thierwelt konnten wir leider nur so viel Aufmerksamkeit schenken, als dies im Schnellfahren mit einer Tarantasse möglich ist, bemerkten aber immerhin zur Genüge die Veränderungen, die sich in den Arten zeigten. Unser steter Begleiter war jetzt wieder die Nebelkrähe, und statt südlicher Arten traten nördliche Repräsentanten an die Stelle. So sahen wir die schöne Maskenbachstelze seit Koliwan nicht mehr, sie wurde durch unsere gewöhnliche weiße ersetzt, und so verhielt es sich mit manchen anderen Formen. Eine unangenehme Beigabe dieser herrlichen Gegend war die Anzahl bösartiger Mücken, welche sich gegen Abend einstellten und uns jämmerlich zurichteten. Glücklicherweise schafft die empfindliche Kühle, welche gewöhnlich nach Sonnenuntergang eintritt, Erleichterung.

Von Salair kann ich eben nur soviel berichten, daß es ein freundlich gelegener Bergort ist, dessen Werke, nach mehreren großen Grubenhäusern zu schließen, nicht unbedeutend sein müssen. Man fördert silberhaltigen Bleiglanz und Schwerspath, der nach Barnaul als Zuschlag verführt wird. Angesichts der Nachricht, daß am 2. Juli ein Dampfer von Tomsk stromabwärts gehen werde, säumte ich nicht, schon früh 3 Uhr am 30. Juni mit dem Gepäck nach Tomsk direct aufzubrechen, während meine Begleiter noch zur Besichtigung der Werke zurückblieben. Sie besaßen eine leichte Tarantasse, konnten also viel schneller weiterkommen, als ich. Unsere beiden Gepäcktarantassen mußten nämlich per Perekladnaja befördert werden, d. h. auf jeder Station mußte das Gepäck auf andere Wagen geladen werden, was jedesmal eine halbe Stunde Aufenthalt verursachte. Dennoch legte ich die 285 Werst (41 deutsche Meilen) lange Strecke in 27½ Stunden zurück, und traf frühzeitig am 1. Juli in Tomsk ein. Freilich war der Weg, obwohl dem größern Theile nach nicht Poststraße, ausgezeichnet, und wir sausten, meist von 4 bis 5 Pferden gezogen, wie im Fluge dahin, nicht ohne stete Besorgniß für die mit Stricken gebundenen Räder, welche sehr bedenklich klapperten. Daß bei der Trockenheit der fette, schwarze Boden, über welchen unsere Straße führte, von zwanzig Pferdehufen aufgewühlt, einen Staub hervorbringt, der geradezu entsetzlich wirkt, ist begreiflich. Ich hatte alle Muße, während der Fahrt darüber Betrachtungen anzustellen, ob es besser sei, bei trockener Witterung im Staube diese Straße zu wandeln, oder bei regnichter, die dann Alles in Sumpf und bodenlosen Kath verwandelt, und mußte mich für letzteres entscheiden. Freilich ist es auch nicht angenehm, über und über unaufhörlich mit größeren und kleineren Partien flüssigen oder consistenten Kothes beworfen zu werden, wie wir dies zur Genüge erfuhren, aber dieser Schmutz trocknet sehr schnell und fällt ab, während der Staub überall hindringt. Von dem zum Neger geschwärzten Gesichte spreche ich nicht; aber die bis zur Entzündung gereizten Augen sind eine unangenehme Folge solcher Reisen. Und man betrachte nur den Inhalt seines Koffers: da überfällt einen wahres Grausen; denn Alles, Alles ist verstäubt, selbst in anscheinend hermetisch verschlossene Gegenstände sind die feinen Staubpartikelchen eingedrungen. Daß sie für Sammlungen, namentlich zarter Thierchen, wie Schmetterlinge ꝛc., keineswegs ersprießlich wirken, ist wohl selbstredend, und verursacht manchen Kummer.

Wie von Barnaul, so war auch die Gegend von Salair bis Tomsk fast ausschließend mit herrlichem, feinem, schwarzem Boden bedeckt, der in seltener Fruchtbarkeit einmal eine der reichsten Kornkammern aus diesem noch wenig cultivirten Lande machen wird. Bald nachdem wir Salair verlassen, nahm uns ein dichter Kiefernwald auf, in welchem wir nach und nach abwärts stiegen, zuweilen schöne Fernblicke auf die

weite ſteppenartige Ebene des Ob genießend. Im Uebrigen blieb ſich der Charakter der Landſchaft im Allgemeinen gleich, d. h. ſie beſteht aus prächtigem Wieſengrunde, der mit mehr oder weniger ausgedehnten, oft zuſammenhängenden und Wälder bildenden Gehölzen von Birken und Pappeln durchzogen iſt. Zuweilen erblickt man in der Ferne mit Schwarzwald dicht beſetzte Höhenzüge, ſo daß die Gegend immerhin Abwechſelung gewährt, wie ſie im Allgemeinen als lieblich bezeichnet werden kann. Wir paſſirten eine Menge anſehnlicher Dörfer, die meiſt von Ackerland und herrlichen Wieſen umgeben und eingezäunt ſind. Auf dieſen Wieſen weideten große Pferdeherden, denn die Pferdezucht wird hier ſtark betrieben. In einem Dorfe zog ich Erkundigungen ein und erfuhr, daß es fünfhundert Seelen, aber fünfzehnhundert Pferde beſitze. Und was ſind das für große, ſchöne, ſtattliche Thiere, die man hier für 30 bis 40 Rubel kaufen kann; ſie würden bei uns mindeſtens das Zehnfache koſten! Auf dem Anger vor dem Dorfe Paſtirowska weideten aber andere Thiere, vielmehr Thierchen, die meine Aufmerkſamkeit in höherm Grade erregten, als die ſchönſten Pferde. Es war eine Colonie von Zieſeln, in einer Ausdehnung, die ſich den größten Colonien der Prairiehunde (prairie dogs), wie ich ſie im Weſten Amerikas geſehen, an die Seite ſtellen konnte. Auf einer Strecke von zwanzig bis dreißig Morgen lebten Hunderte dieſer murmelthierartigen, faſt iltisgroßen Thiere. Ueberall huſchte es im Graſe und von allen Seiten hörte man ihren Lockruf, einen hellen, ſchaefen Pfiff. Wie der Prairiehund pflegen auch die Zieſel ihre Aufmerkſamkeit dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie, auf den Hinterbeinen ſitzend, Männchen machen. Sie gleichen dann in die Erde geſteckten Holzſtücken, ſo unbeweglich ſitzen ſie da, oder bei der Annäherung ihres Beobachters verſchwinden ſie blitzſchnell in ihren unterirdiſchen Bau. Ich zählte bis dreißig ſolcher männchenmachender Zieſel, die wie mit Zauberſchlag plötzlich eins nach dem andern verſchwanden. Nachdem wir ſo unendliche Strecken der Steppen durchwandert, ohne nur ein Zieſel zu ſehen, war mir der Anblick einer ſo überaus belebten Colonie ganz beſonders intereſſant. Freilich wird den braven miniren den Coloniſten der Beſuch des Fremdlings weniger angenehm geweſen ſein, denn verſchiedene ſeiner Mitglieder mußten ihm, wenigſtens als Leiche, das Geleit in die Heimath geben. Während der Nachtfahrt konnte man deutlich wahrnehmen, daß wir uns höheren Breiten näherten. Morgen und Abend reichten ſich die Hand. Noch um 12 Uhr zeigte ſich ein mattoranger Schein als letzter Scheidegruß des Abendroths, im Oſten unmittelbar übergehend in die grünlichfahle Tinte des aufgehendes Tages. Gegen dieſen magiſchen Schein, welcher den ganzen weſtlichen und öſtlichen Horizont bedeckte, hoben ſich die tiefdunkelen Bäume der Landſchaft gleich ſchwarzen Fröbel'ſchen Bildern ſcharf ab. Von Zeit zu Zeit ſchien ſelbſt Leben in dieſes Nachtſtück zu kommen, wenn der Wagen des Iſpravnik, der mir voraus-eilte, auf einer Anhöhe anlangte und auf Augenblicke ebenfalls ſich als ein ſchwarzes, wie mit der Scheere ausgeſchnittenes Bild zeigte.

Gegen Morgen ſahen wir den Tomfluß und die ihn begrenzenden dicht bewaldeten Höhenzüge. Zugleich änderte ſich der Charakter der Landſchaft, indem ſtatt des fetten ſchwarzen Bodens Sand ſich zeigte, ſtatt Laubhalzes Kiefern auftraten; ebenſo paſſirten wir jetzt ſtatt chriſtlicher tatariſche Dörfer. In der Bauart ſind dieſelben freilich nicht verſchieden, aber ſie machen ſich ſchon von weitem durch ihre Moſcheen kenntlich, welche, mit einem ſchmalen ſpitzen Thurm in der Mitte, an Dorfkirchen gewiſſer Gegenden Deutſchlands erinnern. Beſonders vortheilhaft zeichnen ſich aber die Begräbnißplätze der Tatarendörfer aus. Während den chriſtlichen Kirchhof ein nicht immer eingefriedigter kahler Platz mit rohen Holzkreuzen bezeichnet, erkennt man den mohammedaniſchen ſchon von weitem in Geſtalt eines kleinen Wäldchens. Jedes der aus Baumſtämmen gefertigten Grabmäler iſt nämlich von einem Baume beſchattet, und dieſe Geſammtheit bildet ſomit einen friedlichen Hain.

Bald führte die Straße im feinen Düneſande unmittelbar an dem hohen Ufer des Tom dahin; wir bemerkten die Thürme von Tomsk und hielten endlich auf dem Uferſande, um mittelſt eines großen Prahmes übergeſetzt zu werden. Der Strom hat hier eine beträchtliche Breite. Schon bei der Einfahrt in die Stadt wurde uns die Bedeutſamkeit derſelben klar; denn ſeit Kaſan hatten wir keine mit gleichem Leben, gleicher Betriebſamkeit geſehen. Freilich beſtanden die Vorſtädte, wie überall, aus elenden, zum Theil barackenähnlichen Blockhäuſern, aber als wir in das Innere kamen, in Straßen voller Kaufläden, ordentlich mit Firmenſchildern, mit hübſchen Ziegelhäuſern, als wir ſogar Spiegelſcheiben ſahen, da war kein Zweifel, wir befanden uns in einer großen Stadt. Und als ſolche darf Tomsk mit 20,000 bis 30,000 Einwohnern in einem Lande wie Sibirien wohl gelten. Wir ſtiegen im Hotel Europa ab, welches für hieſige Verhältniſſe als ganz befriedigend angeſehen werden darf, wenn auch ſeine Preiſe nicht mit der Billigkeit des Landes im Allgemeinen in Einklang ſtehen. Ich hatte nur eben Zeit, den Staub von mir zu ſchütteln, und machte mich ſofort auf, um die nöthigen Geſchäfte zu beſorgen. Es galt Proviſionen aller Art einzukaufen, da wir auf der Reiſe den Ob abwärts immer weniger zu erhalten erwarten müſſen, und uns Plätze auf dem Dampfer zu ſichern, der früh 3 Uhr (2. Juli) abgehen ſollte. Die Abwickelung dieſer Angelegenheiten beſchäftigte mich faſt bis Mitternacht, wo wir mit unſerm Gepäck nach dem Dampfſchiffe aufbrachen, welches faſt eine deutſche Meile von der Stadt entfernt liegt. Das Etabliſſement der Herren Koltſchino und Ignatoff iſt ein ſehr bedeutendes und bei zahlreichen Packhäuſern entwickelte ſich ein ſehr reges Leben. Die genannten Herren, von denen Herr Ignatoff oder Iwan Iwanowitſch, wie er gewöhnlich genannt wird, unſer liebenswürdiger Gaſtfreund in Tjumen war, ſind die Hauptreder des Ob. Ihre Dampfſchiffe gehen wöchentlich von Tjumen nach Tomsk und umgekehrt. Stromaufwärts führen ſie die eigens zum Transport der Deportirten eingerichteten Fahrzeuge, Bargen genannt, großen Volieren vergleichbar, die auf der Rückreiſe Güter, meiſt Thee von Irkutsk, mitnehmen. Wir fanden durch die Freundlichkeit des Comtoirchefs und des Capitäns ausgezeichnete Unterkunft, und es wurde in trefflicher Weiſe für uns geſargt. Der „Beljetſchenko“ iſt ein ſchöner eiſerner Räderdampfer von 120 Pferdekraft, der in jeder Hinſicht den beſten unſerer Flußdampfer an die Seite geſtellt werden kann. Die Maſchine und übrigen Eiſentheile wurden in Niſchnei-Nowgorod, in der Maſchinenfabrik des Herrn Koltſchino, angefertigt, und der Dampfer ſelbſt in Tjumen montirt. Die Einrichtungen und Bequemlichkeiten für Paſſagiere ſind muſterhaft und die Preiſe billiger als in den Hotels am Lande; Küche und Keller laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Arakan unter britiſcher Regierung.

Arakan darf als Stück von Britiſch Birma etwas von dem Intereſſe beanſpruchen, das dieſer Provinz zugleich mit allen anderen ſo vielverſprechend ſich entwickelnden hinterindiſchen Ländern, und noch beſonders wegen ihrer für den Handel mit Südchina ſo vorzüglich günſtigen Lage in den letzten Jahren entgegengebracht wurde. Ein Bericht, der kürzlich in Rangun herauskam *), läßt überdies erkennen, daß dieſer wenig beachtete Winkel in den fünfzig Jahren, die er nun unter britiſcher Verwaltung ſteht, Fortſchritte gemacht hat, welche es nicht räthlich erſcheinen laſſen, ihn fernerhin nur ſo mit halbem Auge anzuſehen, wie es bisher gebräuchlich geweſen. Man muß die Entwickelung eines ſolchen beſchränkten und einigermaßen abgelegenen Gebietes kennen, um die volle Bedeutung des ſonſt gewöhnlich etwas hohtkliogeaden Satzes zu würdigen, daß Oſtaſien mit gewaltigen Schritten in die erſte Reihe der für den Weltverkehr und endgültig für die Weltgeſchichte bedeutenden Gebiete eintrete.

Arakan iſt ein hügeliges, dicht bewaldetes Land. Hügelzüge, deren Höhe nirgends 500 Meter überſteigen dürfte, durchziehen es in vorwiegend nordſüdlicher Richtung, und in derſelben Richtung fließen die zahlreichen Flüſſe und Flüßchen, die in den Golf von Bengalen münden und durch ihr Alluvium ausgedehnte Tieflandſtrecken an ihren Ufern und Mündungen bilden. Für größere Schiffe zugänglich iſt nur der größte Fluß Arakans, der Koladan, der an ſeiner Münduag den Haupthafen des Landes, Akyab, bildet. Einſt eines der mächtigen Königreiche, die nach einander am Oſtrand des Bengatiſchen Golfes aufſtiegen, um regelmäßig nach kurzer Zeit irgend einem ihrer Nachbarn tributär zu werden, war es in den Jahrhunderten, aus denen wir directe Nachrichten europäiſcher Seefahrer oder Reiſender über Hinterindien beſitzen, erſt eine Provinz von Pegu, dann von Birma, und iſt ſeit 1826 durch Eroberung dem engliſchen Colonialbeſitz einverleibt worden. 1862 wurde es mit den zwei anderen von Birma erworbenen Provinzen Pegu und Tenaſſerim zur Provinz Britiſch Birma verſchmolzen, die einen Theil des indo-britiſchen Reiches bildet.

Als Arakan 1826 erworben wurde, war es eine der vernachläſſigtſten und dünnſtbevölkerten Provinzen von Birma. Seine Bevölkerung betrug 1826 circa 100,000 Seelen, 1830/31 (dem Jahr der erſten amtlichen Zählung) 174,108, 1867/68 445,483 und 1874/75 492,073. Der Zuwachs im letztvergangenen Jahrzehnt 1866/75 betrug 14·96 Procent, trotzdem eine heftige Choleraepidemie im Jahr 1869/70 nicht nur die Zunahme gehemmt, ſondern ſogar eine Verminderung der Seelenzahl um mehr als 5000 herbeigeführt hatte. Auf die vier Diſtricte, in die Arakan getheilt iſt, entfielen von der Bevölkerung 1874/75 279,527 auf Akyab, 146,842 auf Kyuk-phyu, 53,576 auf Sandoway und 12,129 auf Nordarakan. Die Fläche des angebaueten Landes und die Einkünfte der Regierung bezifferten ſich in verſchiedenen Zeiträumen folgendermaßen.

Angebauetes Land:

im Jahre 1830 bis 1831:		74,125	Acres,
„ „	1867 „ 1868:	394,492	„
„ „	1874 „ 1875:	431,334	„

Regierungseinkünfte:

im Jahre 1830 bis 1831:		435,566	Rupien,
„ „	1867 „ 1868:	1,879,014	„
„ „	1874 „ 1875:	2,319,505	„

Der Handel der Landes war vor der britiſchen Beſitzergreifung faſt Null, die Producte faſt werthlos. Reis z. B. galt damals nur den ſiebenten Theil deſſen, was er heute gilt. Akyab, die Hafen- nad Handelsſtadt des Landes, gehört zu den Städten des Oſtens, die die Europäer erſt geſchaffen haben. Sie reiht ſich in ihrem kleinen Bezirke würdig den großartigeren Schöpfungen engliſchen Unternehmungs- und Organiſationsgeiſtes im Oſten, wie Hongkong, Singapur, Pinang, Rangun, an. Aus einem Dorf iſt es eine Stadt von 18,352 Einwohnern (1875) nnd einer der größten Reishäfen der Welt geworden. Pemberton ſchrieb 1835 in ſeiner „Eaſtern Frontier af India“ von Akyab: „Akyab, auf der Oſtküſte des gleichnamigen Eilandes in der Mündung des Koladan-Fluſſes, iſt aus einem Dorf von ein paar Hütten einer der beſtgebauten, blühendſten und volkreichſten Orte von Britiſch Birma geworden. Von Chittagong nnd anderen Orten hat ein ſtarker Zufluß von Bevölkerung ſtattgefnnden. Der Hafen von Akyab iſt nicht ſo gut, wie der von Kyuk-phyu; aber das Land rings nmher iſt die Kornkammer der Provinz, nnd nur hier kann Reis, der noch für lange Jahre den Hauptausfuhrartikel von Arakan bilden wird, in Mengen gewonnen werden, die hinreichen, um den Schiffen jederzeit genügende Ladungen zu ſichern.“ Akyab war von Anfang an der Sitz der Civilverwaltung von Arakan, nnd wenn man auch davon ſprach, den Sitz derſelben nach Kyuk-phyu zu verlegen, ſo iſt doch ſicher, daß für den Handel kein anderer Platz im ganzen nördlichen Theil von Britiſch Birma ſo günſtig gelegen iſt. Vor dem Aufkommen der großen Reisausfuhr aus dem ſüdlichen Hinterindien, beſonders über Rangun und Bangkok, war Akyab einige Jahre hindurch überhaupt der größte Reishafen; in den letzten Jahren iſt es jedoch in die zweite Reihe getreten. In den zehn Jahren 1866/75 führte es jährlich im Durchſchnitt für 13½ Millionen Reichsmark Werthe aus und für circa 14 Millionen ein. Unter den Ausfuhren nahm Reis mit durchſchnittlich 10,300,000 Rm. die erſte Stelle ein. Er geht von hier vorzüglich nach Europa. Der Tonnengehalt der Schiffe, welche von Akyab abgingen, war im Jahre 1865/1866 155,062, im Jahre 1874/1875 194,914. Akyab beſitzt gegenwärtig ſechs Dampfreismühlen.

Da Akyab mit dem Diſtrict gleichen Namens der in jeder Hinſicht wichtigſte Theil von Arakan iſt, ſo wird es nicht überflüſſig ſein, einige der Fortſchritte näher zu bezeichnen, die derſelbe gemacht hat. Schon in den vierziger Jahren wurden ſogenannte Regierungsſchulen, engliſche Schulen, in Akyab und Kyuk-phyu gegründet; 1875 gab es im Diſtrict Akyab deren vier mit 344 Schülern, daneben noch 878 Schüler in einheimiſchen Schulen. Die Regierung läßt zur Verbreitung der Bildung eine Educational Gazette drucken und vertheilt Preiſe an Schüler auch der einheimiſchen Schulen.

An Wegen und ſonſtigen Verkehrserleichterungen iſt in dieſem wie in den anderen Diſtricten nicht viel vorhanden, da der Verkehr ſich meiſtens auf Waſſerwegen bewegt, die

*) Report on the progress of Arakan under British Government. Rangoon 1876.

besonders in dem vorwiegend flachen und wasserreichen District Akyab sich tief ins Land hineinziehen. Eine Straße von Akyab nach Mungdaw, welche Tenasserim und Arakan verbinden wird, ist im Bau begriffen. Akyab steht in wöchentlicher Dampferverbindung mit Calcutta und in zweiwöchentlicher mit Rangun. Ein Leuchtthurm, dessen Baukosten sich auf circa 1,200,000 Rm. belaufen, ist vor Akyab in der Vollendung begriffen. Von neuen, vielversprechenden Culturen sind die des Teakbaumes und des Theestrauches zu nennen. Mit dem letztern sind 110 Acres bepflanzt. An Bauholz wurde 1875 für nahezu 1 Million Rm. ausgeführt.

Aus den übrigen Districten erwähnen wir des Verkehrs mit dem obern Birma, der von Kyuk-phyu oder Ramri aus betrieben wird. Die Birmanen bringen ihre Waaren auf Lastochsen bis An, einer Stadt, die circa 6 Meilen von der Mündung des An-Flusses gelegen ist und wohin die Händler von Kyuk-phyu ihre Waaren zum Austausch bringen. Für Betelnuß und Ngapi (einer aus Seefisch bereiteten, übelriechenden Conserve) geben hier die Birmanen ihr Sesamöl, ihre Lack- und Erzarbeiten, Palmblätter, Katechu und anderes. Man berechnet den Werth dieses Handels auf 80,000 Reichsmark. Gegen 3000 Packochsen sollen jährlich, jeder mit 60 Kilo Last, von Birma nach An herüberkommen.

Bemerkenswerth sind die Versuche, welche von Seiten der britischen Regierung gemacht wurden, um die wilden Bergvölker Arakans, welche in ihrem Gebiete den Verkehr erschweren und das Gedeihen der Bevölkerung des Flachlandes durch ihre häufigen Raubzüge stören, mit der Civilisation zu befreunden. 1866 wurde ein europäischer Beamter in ihr Gebiet gesandt, der nun unter ihnen wohnt, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und ihren Verkehr mit den Verwaltungsbehörden zu fördern. Gleichzeitig wurde eine Ansiedelung mit Bazar am Fuß der Berge gegründet, deren vorzüglichster Zweck die Eröffnung eines regern Verkehrs zwischen der Bevölkerung der Ebene und der des Gebirges ist. In Folge dessen hat der Ackerbau im Gebirge bedeutend zugenommen. Allein für ca. 50,000 Rm. Tabak werden gegenwärtig jährlich aus dem Gebirge nach der Ebene gebracht. Bis zum Jahr 1871 hatte die Colonialbehörde nominell das ganze Gebiet der Gebirgsstämme beherrscht; aber in diesem Jahre wurde eine Grenzlinie gezogen, jenseits deren die Regierung „keine directe Aufsicht“ ausübt und wo ihr Vertreter nur freundliche Beziehungen mit den Häuptlingen unterhält, ohne einen Zwang auf ihre Entschließungen zu üben. Die diesseits der Linie Wohnenden zahlen einen Tribut von 1 Rupie (2 Reichsmark) per Familie und wegen der größern Sicherheit, die hier herrscht, sind zahlreiche Bewohner des innern Gebirges in das eigentlich britische Gebiet herübergezogen.

Neben so manchen hellen Seiten, die dieser Bericht erkennen läßt, kann er einen sehr dunkeln Punkt nicht verschweigen, der die Zukunft aller hinterindischen Völker mit seinem wachsenden Schatten zu bedrohen scheint. Die ältern Berichte sind einig darüber, daß Branntwein und Opium fast unbekannt waren, als diese Provinzen unter britische Herrschaft kamen, aber die neueren haben um so mehr von den schädlichen Wirkungen zu sagen, welche die rasch anwachsende Verbreitung dieser Betäubungsmittel auf die Gesundheit und die Moral der Bevölkerung ausüben. Der Branntwein (Reisbranntwein, Toddy) ist noch ein mildes Gift im Vergleich zu dem Opium, das in Masse von Bengalen herübergebracht wird. Außer demjenigen, welches der sehr hohen Besteuerung unterliegt, wird Opium sowohl von Calcutta als von Chittagong her über die Grenze geschmuggelt. In den Opiumkneipen, welche unter Erlaubniß und Besteuerung der Regierung in der Provinz bestehen, wird nur der geringste Theil des Opiums verbraucht, das nach Arakan kommt, denn die größte Menge wird heimlich geraucht. Der officielle Bericht, dem wir diese Daten entnehmen, sagt über die Opiumraucher von Arakan wörtlich Folgendes: „Sie sind moralisch heruntergekommen, körperlich unfähig zu arbeiten, ohne Wunsch zu heirathen und eine Familie zu gründen. Ihre ganze Existenz dreht sich um Opium, ihre Gedanken um die Mittel, dasselbe zu erlangen. Zu Diebstahl und Meineid sind sie jeden Augenblick bereit, um sich Geld zur Befriedigung ihres Gelüstes zu verschaffen.“ Der Berichterstatter spricht es fernerhin als seine volle Ueberzeugung aus, daß die Hälfte der männlichen Bevölkerung zwischen 17 und 35 Jahren aus Opiumessern bestehe, und daß diese Hälfte vorwiegend von dem Besitz der andern Hälfte, und zwar nicht als Bettler, sondern als Diebe, lebe. „Die natürliche Folge dieses Zustandes ist die fortschreitende Degeneration der Bevölkerung, die mit der Zeit sich selber und der Welt zu Unnutz wird.“ Wenn ein amtlicher Bericht an die indische Regierung, die gegenwärtige Haupterzeugerin des Opiums, diese Sprache führt, so ist es wohl unnöthig, irgend etwas diesen Worten zuzufügen, die das strengste Verdammungsurtheil der englisch-indischen Opiumpolitik einschließen.

Friedrich Ratzel.

Schilderungen aus dem südlichen China.

(Auszüge aus Briefen.)

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

I.

Swatow, Mitte Mai 1875.

Seit vier Wochen hat es fast beständig geregnet. Ein großer Theil der Marschniederung zwischen hier und Tschao-tschau-fu, deren Größe gegen 15 deutsche Quadratmeilen betragen mag, ist überschwemmt und um die Ernte von hunderttausend Menschen ist es geschehen. In Tschao-tschau-fu ist das Wasser im Flusse (dem Han-kiang) über 15 Fuß gestiegen, so daß es die dortige große Strombrücke überfluthet. Gestern machte ich mit einigen englischen Herren eine Tour nach den nördlich von hier isolirt in der großen Ebene gelegenen und sich bis zu einer Höhe von 800 Fuß erhebenden Gebirgen. Den größten Theil des Weges legten wir in einem der hiesigen Zollkutter zurück, was uns der hohe Wasserstand erlaubte, da für gewöhnlich die Canäle nur für die flachgebauten chinesischen Fahrzeuge passirbar sind. Eine halbe Stunde vom Fuß der Berge, wo der Boden sich all-

Digitized by Google

mälig zu heben beginnt, landeten wir bei einem kleinen Dorfe, welches mit ſeinen rieſigen in- und durcheinandergewachſenen Banyanenbäumen, ſeinen von den üppigſten Schlinggewächſen überwucherten grauen Mauern, dem von Bambus umkränzten Weiher und den ſaftig grünen Reisfeldern einen ſo anziehenden Anblick bot, daß wir uns faſt verſucht fühlten, die weitere Reiſe aufzugeben. Nachdem wir jedoch in einem kleinen Teampel über dem Eingangsthore des Orts unſer Mittagsmahl gehalten, wurden wir wieder andern Sinnes, und um eine Ueberſicht des überſchwemmten Landſtrichs zu gewinnen, erſtiegen wir die Höhen. Ich hatte noch einen weitern Zweck. Dr. Hance in Whampoa, der berühmte Botaniker, hatte mich nämlich gebeten, gelegentlich nach einer Goodeniacea benannten Pflanzenfamilie, welche ſich nur in niedrig gelegenen felſigen Gegenden einzelner Theile von Auſtralien und Südchina findet, Umſchau zu halten. Wirklich glückte es mir denn auch, einige Pflanzen zu finden, wovon die eine ſogar einer bisher unbekannt gebliebenen Art anzugehören ſcheint.

Auf dem Scheitel des Höhenzuges gewannen wir eine Ueberſicht der überſchwemmten Gegend. Soweit die mitgenommenen Gläſer reichten, zeigte ſich eine ungeheure Waſſerfläche, aus der nur hier und dort einzelne Bäume und Dächer von Gebäuden hervorragten. Einzelne Kähne ſchwammen umher und die darin Schiffenden fiſchten nach den Trümmern der zerſtörten Habe. Während mir und meinen Freunden beim Anſchauen dieſes unendlichen Jammers das Herz ſchwer wurde, blieben unſere chineſiſchen Bootsleute völlig ungerührt, ja ſie fanden ſogar darin Anlaß zu faden Witzeleien. Was wir Mitleid nennen, kennt der Chineſe überhaupt kaum und Gemeinſinn beſitzt er erſt recht nicht: ſeine einſchlagenden Anſchauungen zeichnet aufs Beſte das bekannte Wort: Erſt komme ich und dann komme ich noch ein Mal und dann kommen Andere noch lange nicht.

Die am zweiten Januar von Euch erhaltenen Sämereien von Gemüſen und Blumen ſind faſt alle aufgegangen und das Meiſte iſt auch gut gediehen. Der Blumenkohl hat Köpfe wie ein Teller groß gebracht und haben wir den letzten vor etwa acht Tagen verſpeiſt. Außerordentlich üppig ſind auch Grünkohl, welcher ſelbſt ohne Froſt durchgemacht zu haben ſich ganz gut eſſen läßt, Rettiche, Kohlrabi, Stangenſellerie, große Bohnen und die an Bambusſchoſſen gezogenen Stangenbohnen gewachſen, und ſpeiſen wir jetzt die letzteren. Fruchtbar iſt es hier ſehr, und wären die hieſigen Landbewohner ebenſo intelligent wie die Vierländer bei Hamburg es ſind, ſo müßten hier noch viel reichere Ernten als jetzt gewonnen werden. An reifen Früchten haben wir zur Zeit Melonen und köſtliche Apfelſinen. Für letztere iſt Swatow in ganz Oſtaſien berühmt, und habe ich denn auch ſchon den Freunden in Tſchi-fu (Chee-foo) und Tien-tſin mehrfache Sendungen gemacht.

Von den geſandten Blumenſämereien ſind Ritterſporn, Löwenmaul, die Leinarten, Phlox und Verbenen ungemein üppig gediehen; die Levkojen, Stiefmütterchen und Liebeshainchen ſind dagegen, ohne geblüht zu haben, vertrocknet. Was von den großen Gartenkünſten der Chineſen geſchrieben und erzählt wird, iſt zum größten Theile Fabel. Selbſt in Canton iſt es damit nicht weit her: die dortigen ſchönen Gärten und diejenigen in Hongkong ſind von Europäern angelegt. Dr. Hirth in Canton, den ich um Blumenſämereien für Euch angegangen, ſchreibt mir: „Ich fürchte faſt, es wird mit Ihrer zweiten Sendung ähnlich wie mit der erſten gehen. In den hieſigen chineſiſchen Gärten findet man nur Blumen, die man in Europa auch hat und zwar dort bereits durch Cultur veredelt. Man macht ſich bei uns zu Hauſe von dem Blumenreich der Mitte und insbeſondere von der Blumenſtadt Canton eine viel zu blumige Vorſtellung.“

Von 11 bis 4 Uhr wagen wir uns jetzt nie ins Freie, zu anderer Zeit nur mit Sonnenhut und Sonnenſchirm. Nachmittags reite ich gewöhnlich mit einigen Freunden einige Stunden ſpazieren, wobei wir in der letzten Zeit häufig vom Regen überraſcht wurden. Im Vergleich zu hieſigem Regen iſt das, was man in Deutſchland ein heftiges Gießen nennt, nur ein Tröpfeln. Hier ſchüttet es förmlich Waſſer und der Regen rieſelt nicht, ſondern rauſcht und brauſet. Bei Euch kühlt und erfriſcht ein Sommerregen. Hier iſt die Luft hernach wie in einem Orchideenhauſe oder in einem ruſſiſchen Dampfbade.

Arbeitsſcheu, lungerig und abgeſpannt iſt man den ganzen Tag; Herr K. meinte geſtern, ihm ſei jetzt ſtets zu Muthe wie einem naſſen Handtuch, das über eine Stuhllehne gehängt ſei. Schlafen kann man aber dennoch nur wenig, denn ſobald es dunkel wird, werden zahlloſe Teufel wach, wie ſie mannigfaltiger und garſtiger den heiligen Antonius in ſeiner Höhle am Berge Colzim nicht heimgeſucht haben können. Allenthalben beginnt es zu ſurren, zu durren, zu krabbeln, zu ſtechen, zu nagen, zu bohren und zu knuspern. Zollange Mücken, fingerlange Scorpione, weiße und ſchwarze Ameiſen, Aſſeln, Myriaden von Käfern, Fledermäuſe und noch hundert andere Gethiere fallen über den Herrn der Schöpfung her und treiben ihn beinahe zur Verzweiflung, wenn es einem oder mehreren von ihnen gelingt, in ſeinen letzten Zufluchtsort, das Bett, und unter das Mosqaitonetz einzudringen. Perſiſches Inſectenpulver und Petroleum machen auf die Scheuſäler nicht mehr Eindruck, wie Sperlingshagel auf ein Rhinoceros.

Gleichzeitig werden von der nahen chineſiſchen Stadt her alle Wohlgerüche Arabiens losbändig, das heißt nicht die in der Bibel belobten, ſondern diejenigen, welche alle europäiſchen Reiſenden ſeit Marco Polo her und ſo auch ich in Aden und allen anderen Städten des Orients kennen lernten. So intenſive und mannigfaltige Geſtänke kennt man in Europa gar nicht: die ganze Luft ſcheint zuweilen ein Potpourri von Limburger Käſe, faulen Eiern, halbverweſtem Schweinebraten und ſchlecht gedörrten Schellfiſchen geworden zu ſein. Faſt ſchlimmer noch als der Naſe ergeht es aber den Ohren; denn die chineſiſche jeunesse dorée, welche das in ihren Wohnungen noch viel häufigere und mannigfachere Ungeziefer ebenſowenig ſchlafen läßt, ſchreitet jetzt zu Ständchen und Muſikaufführungen vor den Fenſtern ihrer Geliebten. Gegen chineſiſche Inſtrumentalmuſik gehalten iſt die der deutſchen Bärenführer ungefähr das, was eines der Trauer- und Schauerſtücke, welche auf dem Elyſiumtheater in St. Pauli tractirt werden, gegen Goethe's Iphigenia iſt; aber weitaus ſchlimmer noch iſt der Geſang. Der Sänger beginnt ſtets in den denkbar höchſten Fiſteltönen, welche allgemach mit zunehmender Erſchöpfung oder Heiſerkeit in ein Grunzen, Brummen und Knurren übergehen. Selten hat ein chineſiſches Liedeslied mehr als vier Verſe. Eine hundertfache Wiederholung ohne Abſatz oder Pauſe wird für einen ſehr kühlen Liebesbeweis gerechnet; wer Erhörung erlangen will, muß mindeſtens das Drei- oder Vierfache aufwenden und darf bei Leibe nicht eher enden, als bis er ſeiner Dulcinea das Metall ſeiner Kehle bis zum letzten Pfennig geopfert hat. Ehegeſtern Nacht kreiſchte, heulte und grunzte ein ſolcher Kerl länger als drei Stunden lang unausgeſetzt ein und daſſelbe vierſtrophige Lied ganz in meiner Nähe und verſetzte mich dadurch zuletzt in ſolchen Ingrimm, daß es ihm übel ergangen wäre, hätte ich ihn ablangen können.

Aus allen Erdtheilen.

Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dniepr und Njemen an die Gestade des Baltischen Meeres.

A. K. Sachen ist eine polnisch geschriebene Abhandlung des Herrn J. N. Sadowski, welcher unter dem (oben verdeutschten) Titel vor der archäologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau gelesen und in deren Memoiren (Pamietnik) gedruckt worden ist, erschienen. Dieser Artikel, eine elf Bogen umfassende Arbeit, welche mit Karten und Lithographien, welche archäologische Gegenstände darstellen, ausgestattet ist, verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, als bis jetzt über die Wege, welche der Handel von Süden nach Norden verfolgte, wenig Klarheit herrscht und die bisherigen Annahmen den mit den physischen Verhältnissen Polens und der Provinz Preußen einigermaßen Vertrauten mit gewichtigen Zweifeln erfüllen.

Herr Sadowski macht diesen bisherigen Annahmen den Vorwurf, daß sie sich an den von classischen Autoren angeführten Nomen „Oschia" anklammern, aus ihm „Osiek" machen, welches im Wirsitzer Kreise, am Rande des Netzbruches, liegt, und dieses nun zu einem Hauptstapelplatz des alten Handels machen, ohne Rücksicht darauf, daß bis vor nicht langer Zeit die Gegend von Osiek wegen der ungeheuren Sümpfe vollständig unzugänglich gewesen ist. Noch schlimmer ist man mit der von Ptolemäus angeführten Ortschaft *Xerikava* verfahren, aus der man ohne Weiteres „Zydowo" (das ungefähr wie Schydowo klingt) gemacht. Nun heißt aber Zydowa auf Deutsch etwa „Judenort", von „Zyd", der Jude, und ist, wie das Erectionsdocument darthut, erst im siebenzehnten Jahrhundert gegründet worden. Von Zydowo bei Gnesen hätte nach der bisherigen Annahme die römische Handelsstraße nach Osiek durch die Netzmoräste führen müssen, welche nachweisbar zur Zeit des Boleslaus Krzywousty (Schiefmaul), der 1139 starb, kein menschlicher Fuß betreten hat.

Herr Sadowski verläßt die bisherige Methode, die Handels- und Culturstraße, welche aus Griechenland und Italien an die Gestade des Baltischen Meeres führte, nach schwachen phonetischen Anzeichen zu bestimmen und sucht nach einer solidern, der Natur mehr entsprechenden Basis; er will die in jener Zeit möglichen Wege, welche „vor Trockenlegung der Sümpfe und Aufschüttung von Dämmen" von Menschen betreten werden konnten, ausfindig machen. Erst wenn aus dem heutigen Wegenetze dieser mögliche Weg herausgefunden ist, will er prüfen, ob es der wirkliche ist.

Er stellt „als unabweisbare Bedingung einer streng wissenschaftlichen Erforschung der Handelsstraßen der südlichen Völker des Alterthums zu den Bewohnern des Baltischen Gestades die Forderung, daß sämmtliche Einzelnheiten, welche das Ausstecken derselben beeinflussen, folgenden Bedingungen entsprechen:

1) Es muß die Möglichkeit des Betretens durch die physiographischen Eigenthümlichkeiten des Bodens vorhanden sein.

2) Es müssen auf der Handelsstraße selbst solche alterthümliche Gegenstände entdeckt worden sein, welche das Handelsvolk, als unzweifelhaft von ihm herrührend, kennzeichnen und sowohl die Epoche ihrer Anfertigung, als auch die Zeit, in welcher sie hergebracht worden sind, anzeigen.

3) Es muß dieser Weg mit den Angaben der classischen Schriftsteller übereinstimmen, und

4) müssen auch die handels-ökonomischen Bedingungen die untersuchte Straße als seit unvordenklichen Zeiten zum Handelszwecke benutzt, charakterisiren."

Herr Sadowski sucht diesen von ihm gestellten Bedingungen zu genügen, und — wir müssen es zugestehen — hat ihnen genügt. Denn ehe er einen Schritt vorwärts thut von den Karpathen zum Baltischen Meere, untersucht er die Gegend, schaut zu, wo er eine Wasserscheide findet, die als Weg nach Norden benutzt werden konnte, sucht, wenn ihn diese an einen Fluß geleitet hat, eine Furth, da er nicht glaubt, daß es in jenen entlegenen Zeiten schon Fähren oder gar Brücken gegeben habe, und schaut sich, wenn er an einem Ruhepunkt, an einem von den Alten nach ihrer Weise bezeichneten Stapelplatz anlangt, nach Gegenständen um, die sie mit sich gebracht, verkauft oder vertauscht haben. Außerdem stellt der Verfasser geographische Messungen an, vergleicht die von Ptolemäus in dieser Hinsicht gemachten Angaben mit der wirklichen geographischen Lage und bringt die ersteren mit der letzteren durch Berechnungen in Einklang. Außerdem sucht er aber auch festzustellen, seit wann etwa ein Seitenweg gebahnt worden ist.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auch nur in gedrängter Kürze die Resultate der Forschungen des Herrn Sadowski wiedergeben wollten. Wir müssen uns vorerst damit begnügen, die Methode, welche er verfolgt hat, angedeutet zu haben und hoffen, daß das Werk recht bald deutschen Forschern durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht werden wird.

Peru.

Der Präsident von Peru, Don Manuel Pardo, correspondirendes Mitglied der Londoner Geographischen Gesellschaft, hat am 2. August 1876 seinen Amtstermin beendet und die Geschäfte in ordnungsmäßiger Weise seinem Nachfolger General Don Mariano Ignacio Proda übergeben, welcher letztere dies Amt schon 1865 bis 1868 verwaltete und damals den spanischen Angriff auf Callao (2. Mai 1866) tapfer zurückwies. Pardo hielt seine letzte Rede als Präsident bei der Eröffnung des Congresses am 28. Juli und gab dabei eine Uebersicht über seine vierjährige Verwaltung. Als einen Beweis für den moralischen und politischen Fortschritt des Landes führte er den in Südamerika so seltenen friedlichen Wechsel der obersten Gewalt an. Während seiner Präsidentschaft sind verschiedene treffliche Maßregeln getroffen worden, so die Einrichtung municipaler Institutionen in Peru und die Eröffnung politischer Beziehungen zu China und Japan. Ein Vertrag mit China setzt die Principien für die chinesische Einwanderung fest; mit Japan wurde ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen. Die Polizeimacht wurde reorganisirt und der öffentliche Unterricht erfuhr Erweiterungen in allen seinen Zweigen. Das Kloster Santa Daminga in Cuzco, welches auf der Stelle des alten Sonnentempels steht, wurde in eine Normalschule für Knaben und das Kloster San Pebra in Lima in eine solche für Mädchen verwandelt. Die Armee wurde auf weniger als 3000 Mann herabgebracht und eine Nationalgarde geschaffen, welche zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung hinreichte. Errichtet wurde ferner eine Seemannsschule für Knaben und eine Akademie für Marineoffiziere, während das Schatz- und das Zollamt administrative Reformen erfuhren.

Die größten Schwierigkeiten aber, welche Señor Pardo zu überwinden hatte, lagen auf finanziellem Gebiete, wo die sorglose Verschwendung seines Vorgängers Oberst Balta ein arges Deficit herbeigeführt hatte. Die Folgen dieser Sorglosigkeit abzuwenden oder zu mindern und für die Zukunft zu sorgen war Pardo's Hauptaufgabe. Die Erträge vom Guano waren nämlich jährlich auf 30 Jahre discontirt wor-

den, und neue Discontis hätten ihn während seiner Amtsperiode über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen. Daß er solche selbstische Aushülfe verschmähte und muthig die Schwierigkeiten angriff, ist das große Verdienst, welches er sich um Peru erworben. Mit General Prada's, seines Nachfolgers, Hülfe hat er ein Arrangement getroffen, welches möglicher Weise die geregelte Verwaltung der auswärtigen Schulden sicherstellt, auch wenn der Guanovorrath zu Ende gehen sollte, wenn nur der Salpeter an dessen Stelle treten kann. Zwei Drittel der Einkünfte aus dem Guano sollen zur Bezahlung der Zinsen der auswärtigen Schulden, und ein Drittel für innere Ausgaben verwendet werden. Die gesammten Ausgaben belaufen sich auf 18½ Millionen Soles, welche durch 4 Millionen vom Guano, 6 Millionen vom Salpeter und 8½ Millionen von Zöllen und allgemeinen Einkünften gedeckt werden.

Señor Pardo hat ferner an Eisenbahnen die Linien von Arequipo nach Puno, von Mo nach Moquegua und von Pacasmayu nach La Vina eröffnet, die Erbauung der Reservoirs am Rimac und die Molen in Arica und Pacasmayu veranlaßt und den Dampferverkehr auf dem Titicaca-See eingerichtet.

Was Geographie und Statistik anlangt, so hat Señor Pardo die Erforschung aller peruanischen Andes-Flüsse gefördert, die wissenschaftlichen Arbeiten Raimondi's und die Herausgabe seines großen Werkes in liberaler Weise unterstützt und ein statistisches Amt errichtet, welches 1876 eine Volkszählung veranstaltet hat, die in allen Städten am selben Tage, in den Landdistricten wenigstens in einer und derselben Woche stattgefunden hat.

So tritt Pardo in das Privatleben zurück, von dem wärmsten Danke seiner Landsleute begleitet, während man allen Grund hat zu hoffen, daß sein Nachfolger Prado sein Amt in derselben patriotischen, geschickten und erleuchteten Weise verwalten wird. (Geographical Magazine.)

* * *

A. K. Ueber Prschewolski's Reise berichtet der „Prawitjelstrjenny Wjestnik" (Amtliche Kurier), daß die Russische Geographische Gesellschaft von ihm soeben die erste Nachricht über die Abreise der Expedition erhalten habe. Nachdem Prschewalski Ende Juli in Kuldscha angelangt war, bedurfte er vierzehn Tage, um sich vollständig für die Reise auszurüsten, und reiste am 11. August (a. St.) von da durch das Juldus-Thal im Thian-schan nach Karaschar in Ostturkestan. Der Anfang der Reise war glücklich. Der Chan von Kaschgar, Jakub-Beg, hat unlängst an den Generalgouverneur von Turkestan geschrieben und ihm versprochen, daß Herr Prschewalski bei ihm die gastfreundlichste Aufnahme finden werde. Wenn dieses Versprechen gehalten wird, rechnet Prschewalski, daß er Ende October an den Lab-nor gelangt, in dessen Umgegend er den Winter und Frühling zubringen will. Er beabsichtigt dann nach Kuldscho zurückzukehren, hier seine Sammlungen zu lassen und dann direct nach Tibet zu reisen.

Fast gleichzeitig mit dieser lief auch eine Nachricht von einem andern Reisenden, dessen Ziel die westliche Mongolei ist, und zwar von G. N. Potanin, ein. Sein Brief ist aus Bulun-tochoi vom 5. August datirt. Potanin schreibt, daß die Expedition, deren Ausgangspunkt der Soisson-Posten gewesen, von dort erst am 20. Juli abreisen konnte. Die Abreise wurde durch die Beschaffung der Kameele verzögert, da fast alle disponiblen Thiere der Gegend zum Getreidetransport noch Gutschen (vergl. über diese von Sasnawski ins Leben gerufene Unternehmung oben S. 156) verwendet worden waren, in Folge dessen ihr Preis unglaublich gestiegen war. Die Reise nach Bulun-tochoi legte Potanin in siebenzehn Tagen zurück, wobei er den Weg innehielt, welcher von den russischen Transporten durch das Thal, das sich am Nordfuße des Gebirgsrückens Saurn hinzieht, benutzt worden ist. In Bulun-tochoi fand Potanin eine Sotnie Kosacken, welchem Umstande es zu verdanken ist, daß in der Gegend Ruhe herrscht, in Folge dessen auch die Expedition ohne alle Hindernisse reisen konnte. Als die Expedition nordöstlich nach Koddo aufbrach, wurde beschlossen, eine nördliche Passage über das Gebirge zu benutzen, und man erachtete als den geeignetsten einen Uebergang über den südlichen Altai in der Quellengegend des Schaarzen Irtysch. (Vergl. über diese Gebiete den Aufsatz: „Sosnowski's Forschungen in der Dsungarei" 1872, im 27. Bande des „Globus", S. 247 f.)

— Mitte August dieses Jahres hat nach Meldung der „Allgemeinen Zeitung" der Dr. med. Erwin von Bary, zuletzt praktischer Arzt in Malta, eine wissenschaftliche Reise von Tripolis aus angetreten und wird nunmehr in Ghât eingetroffen sein. Schon im Herbst 1875 besuchte er die südlich von Tripolis gelegenen Districte Torhóna und Ghuriân, um sich die nöthigen praktischen Erfahrungen zu sammeln. Der Hauptzweck seines Unternehmens, bei welchem ihn die Berliner Gesellschaft für Erdkunde unterstützt, ist die Lösung wichtiger geologischer Fragen über das Alter und das Wesen der Sahara. Außerdem wird er sein Augenmerk der Flora des Hagâr-Gebirges zuwenden, welches gleichzeitig auch das Ziel der von der französischen Regierung unterstützten Expedition Largeau's bilden soll. Der Umstand, daß die sich seit Jahren befehdenden Stämme der Hagâr- und Azgâr-Tuâreg augenblicklich im Frieden mit einander leben, begünstigt das sehr gefahrvolle, aber äußerst interessante Unternehmen.

— Die Stromschnellen und Untiefen im untern Amu Darja sind in diesem Jahre glücklich von Dampfern passirt worden, so daß das Gouvernement von Turkestan nach Petersburg berichten konnte, es stehe russischen Kriegsschiffen nichts im Wege, den Strom bis Badachschan hinaufzufahren.

— Bei dem jetzigen Stand der orientalischen Frage ist die Haltung der mohammedanischen Bevölkerung Ostindiens für England von größter Wichtigkeit. Nach der „Gazette of India" beläuft sich die Stärke derselben auf mehr als 40 Millionen, welche sich wie folgt vertheilen: in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,185 und in den Nordwestprovinzen 4,189,348, in Bombay 2,870,450, in Madras 1,857,875, in Oude 1,197,704, in Assam 1,104,601. In den Centralprovinzen dagegen, Mysore, Berar, Britisch Birma, Ajmere und Kurg, zusammen leben nur noch etwa eine Million, da die Hauptmasse der dortigen Bevölkerung aus Hindus besteht.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Eisenbahn von Costa-Rica. Von H. Polakowsky. — Reisebriefe des Dr. Finsch aus Westsibirien. VI. — Arakan unter britischer Regierung. Von Friedrich Ratzel. — Schilderungen aus dem südlichen China. (Auszüge aus Briefen.) Mitgetheilt von C. W. Stuhlmann. I. — Aus allen Erdtheilen: Die griechischen und römischen Handelsstraßen durch das Thal der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres. — Peru. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 21. October 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

III.

Neben den Fan nehmen unter allen Völkern des Ogowe-Gebietes die Abongo, von denen ein 1868 durch ein französisches Schiff aus der Sklaverei befreites und alsbald photographirtes Individuum auf S. 277 abgebildet ist, das größte Interesse in Anspruch, besonders seitdem durch die Schweinfurth'sche Beschreibung der kleingestalteten Akka im Manbuttu-Lande die weite Verbreitung einer solchen Urrace in Afrika bekannt geworden ist (s. „Globus" XXVIII, S. 308 ff., wo die Hauptstellen aus der bezüglichen Literatur angeführt sind). Zuerst gab du Chaillu (A journey to Ashango-Land, London 1867, p. 269 and 315, vergl. Petermann's Mittheilungen 1871, S. 152 ff.) Nachricht von ihnen, nachdem er sie 1864 unter dem zweiten Grade südlicher Breite entdeckt hatte. Daß seine Erzählungen vielfach keinen rechten Glauben, stellenweise dagegen energische Opposition erregten, geschah nicht ohne sein eigenes Verschulden, und es war nicht zu vermeiden, daß Wahres mit dem Uebertriebenen und Ausgeschmückten zugleich über Bord geworfen wurde. Die Existenz jenes Volkes ist seitdem längst bestätigt; aber sein neuester Erforscher, Dr. Lenz (s. Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft Nro. 14), kann doch nicht umhin, du Chaillu vorzuwerfen, daß er durch seine phantasiereichen Schilderungen der „Obongo-Zwerge" eine Reihe falscher Vorstellungen erweckt hat. Lenz selbst traf zuerst am 4. Januar 1875 mit Abonga am Ogowe zusammen, besuchte später mehrfach ihre Niederlassungen und vermag darum Authentisches über sie mitzutheilen.

Die Abonga bilden nach ihm keine zusammenhängende Nation mehr, sondern sie leben vereinzelt und zerstreut zwischen den verschiedenen Völkerschaften, deren Sprachen sie dann meist annehmen. Nur mit großer Mühe erhielt er einige Wörter von ihnen, Zahlwörter gar nicht, da sie beständig diejenigen der Okande-Sprache brauchten, mit welcher überhaupt viele der gesammelten Vocabeln Aehnlichkeit haben. Doch ist Lenz fest überzeugt, daß sie ihre eigene Sprache haben oder hatten, was ihm auch die anderen Neger bezeugten. Nur war es schwer, bei dem scheuen Charakter der Abongo und ihrer niedrigen geistigen Entwickelung denselben begreiflich zu machen, was man zu wissen wünsche. Man findet ihre Niederlassungen zwischen den Osheba, den Apingi und Okande (11½° östl. L. Gr. am Ogowe); ja selbst in dem Gebiete zwischen dem in den Gabun mündenden Rhambas-Flusse und dem Cap Lopez, sowie in den Wäldern zwischen Muni und Mundah haben sich schon einzelne ihrer Familien niedergelassen. Letztere wurden als Akoa bezeichnet, worin man zuerst einen Anklang an die Schweinfurth'schen Akka zu erkennen glaubte. Doch bezeichnen die Gabunesen mit diesem Worte auch die Orungu am Cap Lopez, die Mami am Fernand Vaz, die Galloa und die Ininga am Ogowe, welche alle unter sich und mit den Gabunesen nahe verwandt sind und nur verschiedene Dialekte der einen M'Pongwe-Sprache reden. Auch die Abonga im Okande-Gebiete wurden Lenz anfangs immer als Akoa bezeichnet. Bei der Wahl eines Wohnortes, der übrigens häufig gewechselt werden mag, vermeiden die Abongo so viel wie möglich die Nähe eines bewohnten Ortes; die von Lenz besuchten Niederlassungen

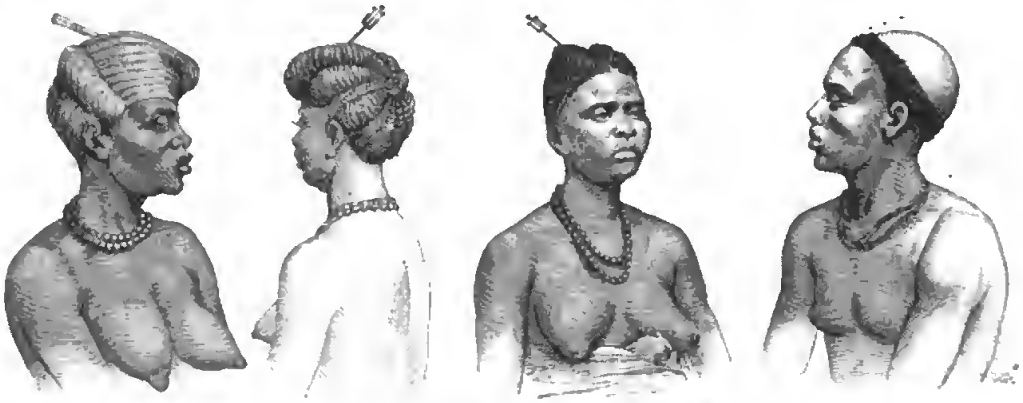
Digitized by Google

waren insgeſammt ſtundenweit vom nächſten Dorfe entfernt. Die umwohnenden Völkerſchaften dulden die Adongo als ein völlig harmloſes und ungefährliches Volk, das für ſie nur inſofern Intereſſe hat, als ſie demſelben hin und wieder die Kinder rauben, um ſie als Sklaven zu verkaufen. Die Abongo, in ihrer Vereinzelung völlig unfähig zur Gegenwehr, ſuchen ſich im Gefühl ihrer Ohnmacht natürlich ſo gut wie möglich zu verbergen und wählen deshalb oft mitten im Urwald, aber immer in der Nähe eines fiſchreichen Waſſers, ihren Aufenthaltsort, während die anderen Völkerſchaften, M'Pangwe und Akelle, Ofekiani (Sekiani) und Orungu, ſich ſtets dicht an den Ufern der Flüſſe anſiedeln, weil dieſe die einzigen Verkehrswege ins Innere abgeben und allein ihnen den Handel mit den Weißen ermöglichen.

Der Charakter der Abongo iſt infolge einer vielleicht durch Jahrhunderte hindurch fortgeſetzten Verfolgung und Unterdrückung ſcheu und furchtſam geworden; ſie ſehen in jedem andern Neger ihren natürlichen Gegner, von dem ſie nur Schlimmes zu erwarten haben, und vermeiden ſo viel als möglich den Verkehr mit ihrer Umgebung. Ihre geiſtige Entwickelung iſt ſehr unbedeutend; Stumpfſinn und Apathie, völlige Gleichgültigkeit gegen Alles, was von außen kommt, drückt ſich ſchon in ihrer Kopfbildung, der niedrigen Stirn und ihrem nichtsſagenden, unruhigen Auge aus. Während andere Nationen die verſchiedenen Utenſilien des weißen Mannes mit Neugierde und Erſtaunen betrachten, erregte nichts das Intereſſe der Abongo. Völlig gleichgültig blieben ſie bei Lenz' Erſcheinen liegen, und erſt als ſie Salz ſahen, wurden ſie etwas lebhafter und tauſchten dieſes koſtbare Gut gegen Fiſche u. ſ. w. ein. In der Hautfarbe unterſcheiden ſie ſich von den anderen Negerſtämmen jener Gebiete nicht; es iſt ein lichtes Chokoladenbraun in den verſchiedenſten Nüancirungen.

Die Abongo ſind nicht nur ein geiſtig unentwickeltes oder heruntergekommenes, ſondern auch ein körperlich verkümmertes Volk, das keine große und kräftige Geſtalt aufzuweiſen hat. Mißverhältniſſe von einzelnen Körpertheilen zum Ganzen bemerkte Lenz nicht. Er maß verſchiedene Männer von 1,75 Meter, einige junge, ausgewachſene Burſchen von nur 1,48 Meter und mehrere ältliche Frauen von 1,30 Meter. (Du Chaillu maß ſechs Frauen von reſp. 133, 135, 140, 142, 152 und 152½ Centimeter und einen jungen Mann von 137 Centimeter.)

In der ganzen Lebensweiſe der Abongo, im Bau der



Haartrachten der Nkomi-Frauen am Fernand Vaz.

Wohnungen, in den Nahrungsmitteln, den Waffen u. ſ. w. zeigt ſich, daß dieſelben auf einer niedrigern Bildungs- und Entwickelungsſtufe ſtehen als alle die zahlreichen Volksſtämme, zwiſchen denen ſie wohnen. Im Okande-Lande hatten ſie die aus irgend einem Grunde von den Okande verlaſſenen Häuſer eingenommen und wohnten in den verfallenen Hütten. Im Apingi-Gebiete, weſtlich von den Sitzen der Okande, beſuchte Lenz eine ihrer Niederlaſſungen, die weit ab von jedem Apingi-Dorfe unweit des Ogowe liegt, aber von dieſem durch einen Streifen Wald getrennt iſt, ſo daß ſie vom Fluſſe aus nicht bemerkt werden kann. Der Zugang zu den Hütten war ein ſehr ſchlechter; dieſe letzteren ſelbſt lagen mitten im Wald in einer kleinen künſtlichen Lichtung. Kein Platanenbaum, kein Maisfeld, nichts verrieth die Exiſtenz von menſchlichen Wohnungen. Die ganze Anſiedelung beſtand aus zehn Hütten und einem Schutzdach, die Bevölkerung aus 20 bis 30 Köpfen. Die Hütten ſind halbkugelförmig, circa 4 bis 5 Fuß hoch, von einem gleich großen Durchmeſſer und beſtehen nur aus dünnen biegſamen Zweigen, die an zwei Enden in die Erde geſteckt werden; die Oeffnungen zwiſchen den einzelnen Zweigen ſind mit großen Blättern verdeckt. Am Fußboden findet ſich eine 1½ Fuß hohe und ebenſo breite Oeffnung, durch welche die Adonga in das Innere der Hütte kriechen. In letzterer ſelbſt befindet ſich nichts weiter als eine rohe Matte als Bett, die manchmal noch auf mehreren einige Zoll über dem Erdboden erhabenen Stäben liegt, ſowie das unvermeidliche, nie völlig erlöſchende Feuer. Außerdem befand ſich noch in der Niederlaſſung ein aus einigen Stangen und darüber gelegten Matten beſtehendes Schutzdach, unter welchem 6 bis 8 ähnliche Schlafſtellen waren wie in den Hütten. Das Ganze machte einen unglaublich dürftigen Eindruck. Die Bewohner waren entſetzlich ſchmutzig und lagen faul in ihren Hütten; nur einige alte Weiber bereiteten M'beka aus Buſchmangow; dieſes und Fiſche bilden die gewöhnliche Nahrung der Abongo. Die Kleidung der Leute war mehr als dürftig: ein kleines Stück ſchmutziger Matte war das einzige Kleidungsſtück der Männer; erwachſene Mädchen und ſelbſt Frauen liefen faſt nackend herum und einige nackte, entſetzlich ſchmutzige Kinder krochen bei Lenz' Ankunft furchtſam in die Hütten. Für Baumwollenzeug, Perlen, überhaupt Schmuckgegenſtände zeigten die Adongo wenig Intereſſe, dagegen waren ſie begierig nach Salz, welches am obern Ogowe ein ſehr bedeutender Handelsartikel iſt und beim Sklavenkauf nächſt Gewehren und Pulver das wichtigſte Kaufobject bildet.

Von Waffen bemerkte Lenz nur einige roh gearbeitete Speere, die wahrſcheinlich von den Akelle ſtammten, ſowie kleine Bogen mit nur 1 Fuß langer Sehne, wozu ſie höl-

zerne, an der Spitze vergiftete Pfeile haben. Das Gift ſoll ſehr ſtark ſein und die geringſte Verwundung den Tod des getroffenen Thieres bewirken. Zum Fangen der Fiſche ſtellen ſie einen Korb in das Waſſer, aus dem die Fiſche nicht herauskönnen. Ferner ſtricken ſie ſehr große und ſtarke Netze zum Fangen von Buſchthieren. Dieſelben werden zwiſchen den Bäumen halbkreisförmig ausgeſpannt und von der andern Seite treiben dann die Abongo die Thiere unter großem Geräuſch hinein, um ſie dann zu erlegen.

Alle Abongo-Dörfer tragen den Charakter einer proviſoriſchen Niederlaſſung. Die Leute ſind ſtets darauf gefaßt, vom Nachbarvolk vertrieben zu werden, und ſind deshalb ſtets bereit zum Aufbrechen, um an einer andern Stelle, wo ſie eine Zeit lang ſich geſichert glauben, ihr dürftiges, ſo wenig Anſprüche ſtellendes Vegetiren fortzuſetzen.

„Ich bin überzeugt," ſagt Lenz a. a. O., „daß die Schweinfurth'ſchen Akka und die hieſigen Abongo zu einem und demſelben großen, aber verſprengten und unterdrückten Volke gehören, von dem man wohl mit Recht annimmt, daß ſie die Autochthonen des äquatorialen Afrikas ſind und daß ſie in demſelben Verhältniß zu den anderen Nationen ſtehen wie in Südafrika die Buſchmänner zu ihrer Umgebung. Nach Allem aber möchte ich mit dem Worte „Zwergvolk" ſehr vorſichtig umgegangen wiſſen; es knüpfen ſich Vorſtellungen daran, die mit den thatſächlichen Verhältniſſen nicht übereinſtimmen."

* * *

Viceadmiral Fleuriot de Langle, welcher längere Zeit die an den Küſten Südguineas ſtationirte franzöſiſche Flotte

Juan Fernand, Häuptling der Barre des Fernand Vaz, und ſeine Familie. (Nach einer Photographie.)

befehligte, hatte ein lebhaftes Intereſſe an der Erforſchung des Binnenlandes, zu welchem Behufe er mehrere kleine Expeditionen den Ogowe hinaufſchickte. 1864 ließ er durch den „Pionnier" und ein kleineres Dampfboot unter Marinelieutenant Albigot und Dr. Touchard Aufnahmen im Delta des Ogowe, in der Lagune des Fernand Vaz und in dem in dieſelbe mündenden Rembo machen, und drei Jahre ſpäter ſchickte er denſelben „Pionnier" unter Befehl des Schiffslieutenants Aymès wiederum den Ogowe hinauf. Mr. Walker, der treffliche Kenner der Landesſprachen und Sitten, der ſchon im Jahre 1866 als der erſte Europäer den Ogowe bis zur Inſel Ndungu (11° 20' öſtl. L. Gr. nach ſeiner Beſtimmung, nach Lenz und de Compiègne jedoch etwa unter 11° öſtl. L. gelegen) hinaufgefahren war, ſchloß ſich dieſer Fahrt an, an welcher außerdem ein Arzt, ein Apotheker und eine Anzahl Scharfſchützen vom Senegal theilnahmen. Dieſer Expedition iſt die Aufnahme des Ogawe bis hinauf zur Inſel Sorokotſcho (0° 27' ſüdl. Br., 10° 36' öſtl. L. Gr.), wo der von Oſten kommende Strom eine jähe Biegung gegen Süden macht, zu danken, während im folgenden Jahre (1868) der „Pionnier" unter Befehl von Aymès und ſpäter von Hedde die Aufnahmearbeiten im Delta des Ogowe und in der Lagune von Fernand Vaz vervollſtändigte, wenn auch noch keineswegs zum Abſchluſſe brachte. Von der erſtern Expedition des Jahres 1867 ſtammen die hier beigegebenen Abbildungen, welche zumeiſt nach Skizzen des Schiffslieutenants Aymès ausgeführt ſind. Er hatte neben ſeinen kartographiſchen Pflichten auch die Aufgabe, mit den Uferbewohnern Verträge der Freundſchaft, des Handels und ſelbſt der Souveränität abzuſchließen, und kam ſo häufig mit den Häupt-

Rengenge, Häuptling von Orovi am Ogowe.

Der blinde Renoki, Häuptling der Jninga.

Rennēle, Häuptling von Jgane.

M'kumbe (d. i. Sonne), Häuptling der Galoa von Adolinalonga.

Rempole, Häuptling der Aſhondo.

Aianingio, Häuptling von Arumba.

lingen der Uferdörfer in Berührung, die er porträtirte. Die Namen mancher derſelben werden noch in den jüngſten Reiſeberichten erwähnt, wie N'kunde und namentlich Renoki, der in Lenz' Briefen eine große Rolle ſpielt.

Am 25. April 1867 hatte der „Pionnier" den Gabun verlaſſen, am 27. dampfte er in den Hauptarm des Ogowe ein. Von der Nazareth-Bay im Norden bis zum Cap Ste. Catherine im Süden und von der Meeresküſte über 20 deutſche Meilen weit landeinwärts iſt alles Land niedrig, ſumpfig, von Mangrovenwald beſtanden und von einem unentwirrbaren Netze von Waſſerläufen und Seen bedeckt. — Lenz fand das ebene, 150 bis 200 Meter hoch gelegene Okande-Land ſowie die 300 bis 400 Meter hohen Hügel am Ogowe mit einem gelben Lehm bedeckt und darauf zahlloſe erratiſche Blöcke, meiſt von Granit, die beide, Lehm wie Blöcke, nur durch das Waſſer dorthin geſchafft werden konnten. Es folgt daraus, daß der Ogowe früher eine unendlich größere Ausdehnung gehabt haben muß und daß ſeit der Ablagerung des Lehmes und der erratiſchen Blöcke das Waſſer allmälig gefallen iſt, bis es ſeinen jetzigen Stand erreichte, was in der Diluvialzeit ſtattgefunden haben dürfte. Außerdem ſind aber auch die zahlreichen Seen, welche ſich an den Ufern des Ogowe befinden, ein unzweideutiger Beweis für das Zurückgehen des Fluſſes. Alle dieſe Seen ſtehen mit dem Strome noch in Verbindung und ſind von dieſem ſelbſt nur durch einen mehr oder weniger breiten Damm deſſelben eiſenhaltigen Lehmes getrennt, wie er Ebenen und Berge bedeckt. Der Schaï- und Oyanga-See im Akelle-Gebiet, der Sile-See zwiſchen dem untern Nguniè und Ogowe, der Aſinga-See im Adſchumba-Lande, das große inſelreiche Syſtem des Eliva (d. i. See) Jonanga (oder Sananga), der Eliva Nianſche und Anenge u. ſ. w., alle haben ſowohl einen Zufluß wie einen Abfluß, und der trennende Landſtreifen iſt oft ſehr unbedeutend. So beträgt die Entfernung des Sile-Sees vom Ogowe beim Dorfe Elimbareni (Lambarene) kaum mehr als 200 Schritt und der Damm iſt nur 15 bis 20 Meter hoch, je nach dem Waſſerſtande des Ogowe, der ſehr bedeutenden Schwankungen unterworfen iſt. — Es iſt demnach gar nicht unwahrſcheinlich, daß vor Ablagerung der Lehmſchichten das ganze Ländergebiet zwiſchen dem Gabun und der Lagune des Fernand Vaz (Nkomi- oder Kamma-See) vom Waſſer bedeckt geweſen iſt; beim Fallen und Zurückweichen der Gewäſſer haben ſich dieſelben in den jetzigen Flußthälern des Cama, Nhemboë, Ogowe und Remba angeſammelt, während ſich auf dem mehr oder weniger ſumpfigen Lande jene ungeheuren Urwälder bildeten, die heute noch das Eindringen in das Innere des Landes von der Weſtküſte aus ſo ungemein erſchweren, und in denen jene Fiebermiasmen entſtehen, die die Küſte von Niederguinea mit Recht in Verruf gebracht haben. — Schon zwei deutſche Meilen von der Mündung wird das Waſſer des Ogowe trinkbar; ſeine Breite wächſt nach oben, da die beſtändig abzweigenden Arme des Deltas ihm viel Waſſer entziehen, das infolge des aufgelöſten Lehmbodens eine dunkelgelbe, etwas röthliche Färbung zeigt. Weiterhin verſchwinden die Mangroves und machen unüberſehbaren Binſenfeldern Platz. Die Fahrt des „Pionnier" war leider keine günſtige, da die Maſchine mehrmals den Dienſt verſagte und dadurch Aufenthalte veranlaßte. Auch verzögerte es das Vorwärtsbringen, daß die Maſchine in 12 Stunden ſo viel Holz verbrauchte als das Schiff faſſen konnte. So erreichte man am 7. Mai erſt bei der Inſel Ningeſaka (d. i. Sklavenland) den Beginn des Deltas. Ueberall wurde ferner gelandet, um die Häuptlinge durch den Commandanten in eine Art Unterthanenverhältniß anzunehmen, ſo in Ndnba, Orovi, Igane (10° öſtl. L. Gr.), Atſchuka, Igalave u. ſ. w. Von Igane an ſieht man zuerſt Berge fern im Hintergrunde; der Häuptling des Ortes, Renuële, zeigte viel guten Willen gegen die Franzoſen und ihre Beſtrebungen und wurde demgemäß empfangen.

Inſel Ningeſaka im untern Ogowe.

Jonanga-See.

Von Igalave an, dem äußerſten Punkte, den Serval 1862 erreicht hatte, werden die Ufer höher und die reizende Landſchaft gleicht einem engliſchen Parke. Weiterhin mün-

Digitized by Google

Die Fetiſch-Spitze am Cayme.

bei der Ausfluß des Eliva Jonanga, den ſchon Griffon du Bellay 1862 beſuchte und beſchrieben hat (ſ. „Globus“ IX, S. 230 ff. nebſt Abbildungen). 1873 erforſchten ihn de Compiègne und Marche und im Auguſt des darauf folgenden Jahres auch Dr. Lenz, welcher davon in Petermann's Mittheilungen (1875, S. 122 ff.) eine anziehende Schilderung gegeben hat.

Die Gegend wird immer ſchöner, die Hügel erheben ſich in der Ferne zu 150 bis 200 Meter Höhe und der Strom biegt plötzlich im rechten Winkel um. Adolinalonga, das lange Zeit Lenz' Standquartier war, wird paſſirt, und vor ſich erblickt man eine weite, weite Waſſermaſſe, den Zuſammenfluß des Ogowe und des Nguniè. Zwiſchen Alegnma und Elimbareni unterhalb der Confluenz am linken Ogowe-Ufer ankerte der „Pionnier“, und lange Unterhandlungen mit den dortigen Inenga-Häuptlingen Rempole und Renoki begannen, bis ſich dieſelben zu den gewünſchten Verträgen entſchloſſen. Dann ergriff Aymès von der Landſpitze Diondo, die er dem Admiral Fleuriot de Langle zu Ehren umtaufte, gegenüber der Nguniè-Mündung für Frankreich Beſitz, eine Ceremonie, welche zu Anfang Auguſt 1873 durch den Contreadmiral Du Quilio in Adolinalonga wiederholt worden iſt, ſo daß jetzt die den Ogowe befahrenden Schiffe der Eingeborenen allgemein die franzöſiſche Flagge führen ſollen. Allerdings war der Widerſtand der Häuptlinge kein geringer, weil ſie durch das Erſcheinen von Europäern ſich in ihrem Handelsmonopole bedroht ſahen. Rempole namentlich hatte ſich mit dem Oberfetiſchprieſter, deſſen Heiligthum auf der niedrigen waldigen Landſpitze zwiſchen Ogowe und Nguniè liegt, verbunden, um ſein Monopol zu ſichern, und hoffte durch deſſen und des Fetiſch Macht ein weiteres Vordringen der Franzoſen zu hindern. Aber trotzdem oder gerade deswegen fuhr der „Pionnier“ am 18. Mai bei der Fetiſchſpitze vorbei und erreichte ſeinen fernſten Punkt bei der Inſel Sorokotſcho (0° 27′ ſüdl. Br., 10° 36′ 9″ öſtl. L. Gr.). Dann begann der Strom zu fallen und machte jedes fernere Vordringen unmöglich. Somit war Walker's fernſter Punkt, die Inſel Ndungu, nicht erreicht worden. Auf dem Rückwege beſuchte Aymès als erſter Europäer die Fetiſchhäuſer, welche auf einer kleinen Lichtung des majeſtätiſchen Urwaldes ſtehen. Es ſind einfache Hütten, welche die „Aſche der Vorfahren“ bergen, deren Berührung dem durch lange Faſten vorbereiteten Eingeweihten übernatürliche Kräfte verleiht. Die Gläubigen, welche dort ihren Glauben ſtärken wollen, finden dazu die nöthige Ruhe und Raſt in einigen Häuſern am Ufer; dort wohnen ſie, bis ſie ihre Andacht verrichtet und vom großen Fetiſchprieſter in die geheimen Gebräuche eingeweiht worden ſind. Letzterer beſitzt übernatürliche Macht und die ganze Natur gehorcht ſeinen Beſchwörungen. Tag und Nacht brennt eine Lampe in dem Heiligthum, worin er ſich eingeſchloſſen hält. Erdbeben und Stürme gehorchen ſeinem Gebote, und das gemeine Volk iſt überraſcht und erſchüttert, wenn jene Naturerſcheinungen faſt zur vorhergeſagten Zeit eintreten.

Am 20. Mai trat der „Pionnier“ die Heimfahrt an und erreichte am 25. die Mündung des Ogowe, am 28. den Gabun.

Erſt das Jahr 1873 brachte wieder einen bedeutendern Fortſchritt in der Kenntniß des Ogowe, indem der mehrerwähnte Kaufmann, R. B. N. Walker, im Januar dieſes Jahres Lope im Gebiete der Okande erreichte, während im März 1874 der Marquis de Compiègne und Marche bis zur Einmündung des von Oſten aus großen Seen kommenden Ivindo und damit am weiteſten von allen Europäern (circa 12½° öſtl. L. Gr.) vordrangen (ſ. Ausführlicheres über ihre Reiſe „Globus“ XXVI, S. 379 ff.).

Am 17. Juni 1874 betrat dann Dr. Lenz den Boden von Afrika und verweilte bis zum heutigen Tage im Gabun- und beſonders Ogowe-Gebiete. Er begann ſofort ſeine Thätigkeit mit der Bereiſung und Aufnahme dreier Quellſtröme des Muni, beſuchte dann den Gabun, bereiſte den untern Ogowe und den Jonanga-See, dann Ende 1874 und Anfang 1875 den Ogowe bis Lope und entwarf davon eine Karte. Seine Berichte waren reich an Belehrungen über die Völkerſchaften an ſeinen Ufern und an Erkundigungen über das Innere des Landes und den Oberlauf des Stromes; er brachte ferner höchſt intereſſante ethnographiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen zu Stande und arbeitete auf ſeinem hauptſächlichen Gebiete, der Geologie, ſo viel es ihm das überall mit Urwald bedeckte Land geſtattete. Das Okande-Gebiet fand er als ein Hochplateau von etwa 400 Fuß Meereshöhe, welches im Weſten von einer Reihe unter einander paralleler niedriger Hügelreihen begrenzt wird, die aus verſchiedenen kryſtalliniſchen Schiefern beſtehen und ſich weit nach Nord und Süd erſtrecken. Dieſe Bergketten, die der Ogowe durchbricht, bezeichnet er wegen ihrer großen Ausdehnung als weſtafrikaniſches Schiefergebirge.

Von Lope kehrte Lenz wieder nach dem untern Ogowe zurück und brach im Juni 1875 nach vielerlei Widerwärtigkeiten zu einer neuen Ogowe-Fahrt auf. Die Reiſe bis Lope dauerte nur 20 Tage und war die ſchnellſte unter den fünfen, welche bis dahin von Europäern (außer ihat von Walker, einem Kaufmann Schulze und de Compiègne) unternommen worden waren. Aber in gleicher Weiſe wie Güßfeldt an der Loango-Küſte wurde auch Lenz noch großen Opfern an Zeit und Geld von ſeinen ſchwarzen Begleitern zu Anfang September 1875 ſchmählich im Stiche gelaſſen und mußte ſeine Reiſe einſtweilen aufgeben. Seitdem hat er den Ofuë-Fluß, welcher öſtlich von Lope von Süden her in den Ogowe mündet, und das Gebiet der Aſimba beſucht, eines kleinen, von den Okande völlig abhängigen und von dieſen faſt als Sklaven betrachteten Volkes, und im Februar des laufenden Jahres darüber einen intereſſanten Bericht eingeſchickt. Die Nachrichten, welche dann gefolgt ſind, waren bald trüber Natur, bald erweckten ſie wieder neue Hoffnungen, daß ihm ein weiteres Vordringen doch noch gelingen werde, bis vor Kurzem ſein Erkranken und ſeine endgültige Heimkehr gemeldet wurde. Wir brauchen es nicht weiter auszuführen, wie ſehr dieſer Ausgang einer Reiſe zu bedauern iſt, auf welche die Erdkunde wegen der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Durchbildung ihres Unternehmers, die man nicht allen Afrikoreiſenden in gleichem Maße nachrühmen kann, große Hoffnungen ſetzte.

Da der Widerſtand der feindlich geſinnten Oſheba, welcher ihn bis dahin am Vordringen gehindert hatte, inzwiſchen beſeitigt ſein ſoll, ſo iſt jedoch noch immer zu hoffen, daß die jetzt im Okande-Lande befindliche Expedition des Grafen de Brazza das dem deutſchen Forſcher verſagte Ziel erreichen, und daß die Geographie, welche für Erſchließung des Ogowe den Franzoſen und beſonders ihrer Marine ſo viel ſchon verdankt, von Neuem eine muthige That von Angehörigen dieſer Nation auf dem befagten Felde zu verzeichnen haben möge.

Digitized by Google

Zur Statiſtik von Britiſch Birma *).

F. R. Die drei Provinzen von Britiſch Birma bedecken einen Raum von 88,235 engl. Quadratmeilen, wovon auf Tenaſſerim 46,730, Pegu 26,979 und Arakan 14,526 entfallen. Es wohnen in dieſem Gebiet 2,815,193 Seelen: 642,366 in Tenaſſerim, 1,680,754 in Pegu, 492,073 in Arakan. 2,332,868 Köpfe der Bevölkerung ſind Buddhiſten, 299,998 halbciviliſirte Eingeborene, 101,019 Mohammedaner, 36,906 Hindus, 4940 Chineſen und andere Fremde, 3333 Europäer, 2631 europäiſche Miſchlinge. Nur der zwanzigſte Theil des Bodens iſt unter Cultur, neun andere Zwanzigſtel ſind derſelben zugänglich und die Hälfte iſt beſtimmt, Wald, Haide und Wüſte zu bleiben. Der Fortſchritt der Cultur iſt ein ziemlich raſcher; die Fläche, welche im Jahr 1874/75 bebaut wurde, iſt um 10·7 Proc. größer als die des vorhergehenden Jahres. Die Reiscultur zog am meiſten Gewinn von dieſem Fortſchritt, denn die Reisfelder bedeckten 1874/75 um 11·6 Proc. mehr Grund als im vorhergehenden Jahre. Ihr Areal nimmt überhaupt 87 Proc. der cultivirten Ländereien ein. Die nächſtbedeutende Cultur iſt der Gartenbau, der etwas über 5 Proc. in Anſpruch nimmt, und ſehr weit zurück ſtehen die ertragreichen Culturen der Baumwolle, der Oelfrüchte, des Tabacks und andere, die meiſt erſt im Beginn einer kräftigern Entwickelung ſind; dieſelben nehmen jeweils nur 0·4 bis 0·6 Proc. des cultivirten Landes in Anſpruch. Bemerkenswerth iſt die Production von 21,000 Pfund Thee im Bezirk Akyab; es wird angegeben, daß derſelbe einen Durchſchnittspreis von $1^1/_2$ Mark pro Pfund erzielte.

Die Zahl der Büffel und Rinder betrug circa 1,250,000, nahezu 100,000 mehr als 1872/73. Die Zahl der Pferde belief ſich auf 6345 (1872/73 6168), der Elephanten auf 1119 (gegen 1004), der Ziegen, Schafe und Schweine auf 114,000 (gegen 107,000). Die Pflüge hatten ſich um 33, die Wagen um 14, die Boote um 1·7 Procent vermehrt. Dampfmühlen zum Schälen des Reiſes giebt es 43, Dampfſägemühlen 26. Es werden neuerdings regelmäßig wiederkehrende Ackerbauausſtellungen abgehalten, bei denen Seitens der Regierung 12,000 Reichsmark für Preiſe ausgeſetzt wurden.

Die Wälder von Britiſch Birma ſind reich an werthvollen Hölzern und in erſter Reihe an Teak, dem vorzüglichen Schiffsbauholz. Die Regierung hat ſich 335,881 Acres Teakwälder als Forſt reſervirt, und zwei Sachverſtändige ſind gegenwärtig in verſchiedenen Theilen der Provinz damit beſchäftigt, die bewaldeten und noch undurchforſchten Gegenden nach dem Werthe ihrer Wälder zu erforſchen. Im Rangun-Diſtrict wurden 206 Acres geeigneten Bodens mit jungen Teakbäumen bepflanzt und 37,910 Tonnen dieſes Holzes wurden gewonnen. Aus Wäldern jenſeits der Grenze, vorwiegend aus birmaniſchem Gebiet, wurden 165,913 Tonnen Teakholz nach den Märkten von Britiſch Birma gebracht. Die größte Maſſe dieſes Holzes wird auf dem Salwen nach Maulmein transportirt. Am Sittang-Fluſſe iſt eine junge Chinchonapflanzung angelegt, welche gegen 20,000 junge Bäume in gedeihlichem Zuſtande und daneben faſt das Vierfache dieſer Zahl an Sämlingen umſchließt. Im Diſtrict Prome iſt ein Verſuch mit Anpflanzung von Cajanusbäumen gemacht, die das Lackinſect nähren; auch Anpflanzungen von Kautſchukbäumen und Maulbeeren wurden in größerm Maßſtabe, von Vanille, Rhabarber, Cacao in kleinerm verſucht. Im Ganzen beliefen ſich die Ausgaben der Forſtverwaltung auf 824,340, die Einnahmen auf 2,149,600 Reichsmark.

Von Metallen iſt bis jetzt in Britiſch Birma nur Zinn in Mengen gefunden, die die Gewinnung lohnen. Etwa 40 Tonnen, meiſt von Chineſen im ſüdlichen Tenaſſerim gewonnen, kamen zur Ausfuhr.

Die Induſtrien von Britiſch Birma ſind von geringer Bedeutung für das Ausland, da ſie ſich mit Ausnahme der mit dem Ackerbau zuſammenhängenden vorzüglich darauf beſchränken, den heimiſchen Bedarf zu decken. Sie ſind zum Theil intereſſant durch die chineſiſchen Einflüſſe, die ſie erkennen laſſen, und die z. B. in den Lackwaaren, in der Herſtellung von Schirmen aus Oelpapier und Aehnlichem deutlich hervortreten. Faſt in jedem Hauſe findet man einen Webſtuhl, auf dem Baumwolle und Seide verarbeitet werden. Da die Seidenzucht wegen der Tödtung der Thiere den Gefühlen der Buddhiſten widerſtrebt, ſind es nur wenige, die dieſer Induſtrie ſich widmen. Nicht unbedeutend iſt die Bereitung des Cutch oder Catechu (aus der Acacia Catechu), der nach Europa ausgeführt wird. Seit einigen Jahren wird die Rectification von Erdöl, das theils in der Provinz, theils in Oberbirma gewonnen wird, in Rangun in größerm Maßſtabe betrieben.

Der auswärtige Handel bewerthete 1874/75 203,305,720 Reichsmark, 41 Millionen Reichsmark weniger als im vorhergehenden Jahr. Der Ausfall rührt vorzüglich von der Abnahme der Reisausfuhr, die infolge der bengaliſchen Hungersnoth 1873/74 abnorm hoch geſtiegen war, in geringerm Grade auch von der Abnahme der Ausfuhr von Häuten und Lack her. Der Seehandel nimmt von dieſer Summe 234,750,000 Reichsmark in Anſpruch. Von der Ausfuhr zur See entfallen 76,330,000 auf Rangun, 18,550,000 auf Maulmein, 15,970,000 auf Akyab und 8,250,000 auf Baſſein. Wie unter den Städten Rangun, ſo ſteht natürlich unter den Provinzen Pegu mit der ſtärkſten Handelsthätigkeit voran: Arakan betheiligt ſich am Seehandel mit 29,387,000, Tenaſſerim mit 40,491,000 und Pegu mit 164,872,000 Reichsmark. Die geſammte Ausfuhr belief ſich auf 112,998,000, die Einfuhr auf 121,756,000 Reichsmark. Außer der bereits erwähnten Abnahme der Reisausfuhr ſind von beſonderen Erſcheinungen aus der Handelsſtatiſtik des Jahres 1874/75 hervorzuheben: Rohbaumwolle wird in bedeutenden Mengen aus Birma eingeführt und auch in Britiſch Birma ſelbſt erzeugt; es kamen 142,397 Maunds zur Ausfuhr und 77,298 Maunds wurden aus Birma eingeführt. Der Werth der Elfenbeinausfuhr, die vorzüglich nach Indien geht, bezifferte ſich auf nur 154,000 Reichsmark, der des Jade- oder Jüſteins, welcher von Birma über britiſch-birmaniſche Häfen nach China verſchifft wird, auf 608,000 Reichsmark, Orpiment (Auripigment), das aus China zu Lande über Birma kommt, gingen 3222 Maunds nach Indien. Der ganz neue Ausfuhrartikel Guttapercha war von 63,900 Reichsmark in 1873/74 bereits auf 252,000 Reichsmark geſtiegen; der Werth der Petroleumausfuhr nach Indien betrug 564,700 Reichsmark. Die Ausfuhr von Edelſteinen, welche ſehr abhängig iſt von der nicht immer günſtigen Dispoſition des Königs von Birma (da die meiſten aus dem eigentlichen Birma kommen, wo ihre Gewinnung und der Handel mit ihnen Monopol des Königs

*) Report on the province of British Burmah in 1874/75. Rangun 1876.

iſt), bewerthete 539,500 Reichsmark. Auch der Handel mit Lack iſt in Birma monopoliſirt worden, wo der König eine Fabrik für Schellack errichtet hat. Für 839,000 Reichsmark Schellack und Stocklack kamen über Rangun zur Ausfuhr. Von Bauholz, das nächſt dem Reiſe den bedeutendſten Ausfuhrartikel in Britiſch Birma bildet, wurden 116,715 Tonnen im Werthe von 16,284,000 Reichsmark ausgeführt.

Unter den Einfuhren ſind hervorzuheben: Webeſtoffe für 31,710,000, baumwollene Garne für 10,225,000, Maſchinen für 2,462,000, Metalle für 1,760,000, engliſche Töpferwaaren für 1,083,000, Spirituoſen für 3,380,000, Zucker für 1,100,000, Betelnuß für 3,745,000, Rohſeide für 5,500,000 Reichsmark. Von Gütern fremder Manufactur gingen nach dem Königreich Birma durch Britiſch Birma für 12,014,000 Reichsmark. Webſtoffe, Baumwollengarn, Salz (aus Europa) waren die hauptſächlichſten Gegenſtände dieſes Tranſits.

Das Budget der öffentlichen Arbeiten bezifferte 1874 75 7,064,000 Reichsmark. Davon kamen 616,000 auf Befeſtigungs- und ſonſtige militäriſche Bauten, 450,000 auf Damm- und Bewäſſerungsanlagen, 2,710,000 auf Eiſenbahnen. Die erſte Eiſenbahn in Britiſch Birma, die Linie Rangun-Prome, wurde 1874 vorzüglich zum Zweck der Beſchäftigung der zahlreichen indiſchen Einwanderer begonnen, die während der bengaliſchen Hungersnoth nach Britiſch Birma auswanderten. Sie iſt noch nicht vollendet. Eine zweite Linie, von Rangun nach Tungu, iſt vollſtändig tracirt. Während die Koſten dieſer Bauten von der Regierung von Indien getragen werden, fallen die Koſten für die Landſtraßen theils der Provinz, theils den Municipien zur Laſt. An Telegraphenlinien ſind 1145 engl. Meilen vollendet. Seit 1873 iſt Mandalay, die Hauptſtadt des Königreichs Birma, mit dem britiſch-birmaniſchen Netze durch eine Telegraphenlinie verbunden. Eine Dampferflottille vermittelt den Verkehr auf dem Irawaddy zwiſchen Rangun, Mandalay und Bhamo.

Von Steuern ergab die Bodenſteuer 8,816,000, die Kopfſteuer 5,400,000, die Steuer von Fiſchereien 1,610,000, die Acciſe 2,813,000, das Opiummonopol 1,674,000, die Branntweinſteuer 712,000, die Salzſteuer 284,000, verſchiedene kleinere Steuern ca. 500,000, die Zölle 7,840,000. Die Geſammteinnahmen der Provinz betrugen 98,670,000, die Ausgaben 88,500,000 Reichsmark. Die Zahl der von der Regierung gegründeten und unterhaltenen Schulen hatte ſich auf 24, die der Schulen, welche von ihr Unterſtützung erhalten, auf 1143 gehoben. Die Zahl der Schüler in dieſen Schulen beträgt 33,027, d. h. 1·2 Prac. der Bevölkerung. Die Ausgaben der Regierung für Schulzwecke betrugen 665,000 Reichsmark.

Die geſammte Polizeimacht zählt 6552 Köpfe, wovon 43 Europäer, 21 Europäermiſchlinge und 6488 Birmanen und Indier. Es kamen 18,032 Verbrechen und Vergehen zur Kenntniß der Behörden. 72 waren Mordthaten, von denen 22 durch Streite über Weiber, Eiferſucht und dergleichen, 12 durch Trunkenheit, 12 durch verſchiedene Streitigkeiten, 12 durch Raubluſt, 3 durch Wahnſinn verurſacht waren.

Unter dem Namen Dacoity verzeichnet die Verbrechenſtatiſtik dieſer Provinz eine Reihe von Verbrechen, die von Räuberbanden unter paſſiver Beihülfe eines großen Theils der terroriſirten Bevölkerung begangen werden — eine Art von Maſſia aber Camorra, wie man ſie in Süditalien findet.

Es kamen 1874 23 ſolche Fälle vor. Raubanfälle werden 104, Einbrüche 635, einfache Diebſtähle 8107, Viehdiebſtähle 833 verzeichnet. Unter den letzteren iſt eine ſtetige Abnahme zu bemerken, ſeitdem die Einrichtung großer Viehmärkte den Verkauf geſtohlenen Viehs erſchwert. In 57 Proc. der Verbrechen konnten Urtheile geſprochen werden und von 23,671 Verhafteten wurden 80 Proc. verurtheilt.

Von Kirchen und anderen Andachtsplätzen zählt man in Britiſch Birma 6322 buddhiſtiſche mit 8313 Phungyes (Prieſtern und Mönchen), 205 mohammedaniſche, 257 proteſtantiſche mit 205 Geiſtlichen, 39 römiſch-katholiſche mit 24 Geiſtlichen, 31 brahmaniſche und 1 armeniſche.

1874 wurden 33 Bücher in der Provinz veröffentlicht, wovon 4 engliſche, 25 birmaniſche und 4 in verſchiedenen Sprachen. 7 davon ſind dem Unterricht gewidmet. Der Erziehungsrath veröffentlicht eine unterhaltende und belehrende Zeitſchrift, welche zweimal wöchentlich erſcheint. 17 Druckerpreſſen (davan 10 in Rangun) ſind in Thätigkeit.

Slaviſche Findlinge.

Von **Richard Andree.**

Abgeſehen von dem hiſtoriſchen Beweis hat man, um die ehemalige Ausbreitung der Slaven im Oſten Deutſchlands darzuthun, ſich nur damit beſchäftigt, die ſlaviſchen Ortsnamen feſtzuſtellen; man überſah es meiſt, danach zu forſchen, ob denn anderweitige Spuren der alten ſlaviſchen Bevölkerung in der Sprache, den Sitten und Sagen, in den Gebräuchen vorhanden ſeien. Wenigſtens iſt, ſo viel mir bekannt, darüber nichts Zuſammenfaſſendes veröffentlicht worden — und doch würden eifrige Nachforſchungen auf dieſem Gebiete wohl belohnt werden.

Es iſt richtig, daß das Volk, wenn es einmal germaniſirt war, ſehr ſchnell die ſlaviſche Sprache ganz aufgab und nur äußerſt geringe Reſte derſelben in ſeiner Mundart hängen blieben. In den ehemals kaſchubiſchen, ſeit erſt etwa vierzig Jahren germaniſirten Dörfern am Leba-See in Hinterpommern, wo jetzt die niederdeutſche Sprache herrſcht, kennen — nach einer mündlichen Mittheilung — nur noch ſehr wenige ſlaviſche Wörter im Munde des Volkes vor. Der Staar heißt dort Skortz, die Bachſtelze Zikorka, und am Abend wird mit Dobriwitzen gegrüßt.

Im hannoverſchen Wendlande, bei Lüchaw, Dannenberg und Wuſtrow, ſind nur noch ſehr wenige ſlaviſche Wörter und Wendungen in der Volksſprache hängen geblieben. Es werden deren wenig mehr als ein Dutzend angeführt und dan dieſen ſind nach manche zweifelhafter Natur, die meiſten aber ſo verſtümmelt, daß es nur dem Sprachforſcher gelingen kann, die urſprüngliche Form zu finden. So rein wie das dort noch gebrauchte Luka für Wieſe [1], ſind wenige. Uebrigens iſt dort die ſlaviſche Vorliebe für Diminutiven geblieben und man ſagt Brötki, Brötchen, Pöttki, Töpfchen.

Hier, wo die Germaniſirung erſt vor hundert Jahren

[1] (K. Henninzs), Das hannoverſche Wendland. Lüchow 1862, S. 44.

etwa zum Abschlusse kam, müssen wir also jetzt schon mit der Lupe noch slavischen Wörtern im Volksmunde suchen. Daraus erhellt, wie die Ausbeute in solchen Gegenden nicht sehr reich sein wird, wo schon mehrere Jahrhunderte seit der Germanisirung verflossen. In Schlesien hat sich noch erhalten: „Koluppe“ für eine alte dem Verfall entgegen gehende Hütte; „Rusch“ für ein abgenutztes Messer; große Augen, die der schlesische Landmann nicht liebt, nennt er „Schlippken“ (polnisch Slepie), eine unbeliebte alte Frau heißt „alte Babe“, ein Frauenzimmer mit unordentlichem Haar „Kudel“ (polnisch kudly, Haarzotten), ein unsauberes, schlompiges Weib „Klempe“ (polnisch klepn), ein schlechtes Pferd „Klotsche“ (polnisch klacz, Stute) [2]).

In Posen und Westpreußen ist die deutsche Sprache sehr reich an slavischen Wörtern, die indessen beim Grenzverkehr der Polen und Deutschen nichts Auffallendes an sich haben. Man hört Blott für Koth, Kobbel für Stute, Komornik für Häusler, Kruschke für Biene, Leschak für Leichtfuß, Lopatchen für Vorderviertel, Porowo für Schlucht, Wruke für Kahlrübe (dies auch in Brandenburg) u. s. w. [3]).

Je ferner wir von der heutigen Sprachgrenze noch slavische Wörter in deutschen Mundarten finden, desto mehr interessiren dieselben. Zu Reichenbach im Voigtlande ist das „Potschekspiel“ sehr beliebt, in welchem man nach der Beschreibung schon unschwer das tschechische spáček erkennt [4]). Das Spiel könnte mit dem Namen aus Böhmen eingewandert sein; indessen sind im Voigtlande noch andere slavische Ausdrücke erhalten. „Kukschen“, Hülsen (tschechisch čočka, Linse), „Möckerchen“, ein kleines Maß (tschechisch měrka), „Zeschel“, Tannzapfen (? tschechisch šiška [5]).

Gehen wir in die Mark, so finden wir, in den östlichen Theilen wenigstens, allgemein das Wort „Malneken“ für Himbeeren. Wenn in den Zwölften der Flachs in der Mark nicht abgesponnen ist, so kommt nach dem Volksglauben die „Murraue“ und besudelt ihn. In der Gegend von Eilenburg und bei Wurzen in Sachsen sagt man, es komme die „More“ [6]). Der slavische Ursprung dieses Namens dürfte wohl sicher sein; es ist ein aus dem Slavischen hängen gebliebenes Scheltwort. In Böhmen schimpft man noch heute ein altes häßliches Weib mura. Es ist der Alp, Poltergeist; die wendische Form dafür muravn. „Die More oder Murroue geht um“ bedeutet daher so viel als etwa „die Hexe kommt“, was Kuhn und Schwartz gleich daneben aus Krosigk am Petersberg anführen. Vielleicht ist auch das in der Mark gebräuchliche Wort „Kescher“, ein beutelförmiges Netz zum Fisch- und Schmetterlingsfang, slavischen Ursprungs [7]).

Für die slavische Abstammung der Ruhlaer bei Eisenach plaidirt Alexander Ziegler [8]). Zur Unterstützung seiner Ansicht, die ja an und für sich nichts gegen sich hat, da sporadisch Slaven bis in die Eisenacher Gegend wohnten, führt er folgende noch jetzt in der Ruhlaer Mundart lebende Ausdrücke an: „Bruinschuetzen“, Preißelbeeren (tschechisch brusnice), „böhtzen“, sich fürchten (tschechisch báti se) und „I du Bögen“ für I du Gott! Slovische Art hat sich auch in einigen Sitten der dortigen Gegend lange erhalten. Das Fest des Sommergewinns zu Eisenach am Sonntage Lätare war ursprünglich unzweifelhaft slavisch“ [9]).

Mannigfach sind die Spuren, welche die ehemaligen Slaven Oberfrankens in diesem Landstriche hinterlassen haben. Die früheste Schürfung reicher Erzgruben, der Flachsbau mit der bis zum heutigen Tage heimisch gebliebenen Leinenproduction, die Verlängerung der Handelsstraßen in unwegsame Gegenden hinein war hier ihnen zu danken. Auch Mittelfranken, das theilweise zur terra sinvorum gehörte, ist hier und da noch vom slovischen Elemente imprägnirt, was in Resten der Tracht und Sitte sich erkennen läßt. Ob die Sitte des Todaustragens am Sonntage Lätare, die im Aisch-, Zenn- und Ehngrund sich noch erhalten haben soll, slovischen Ursprungs ist? Ueber ihre Allgemeinheit in slavischen und germanisirten slavischen Ländern handelt Hanusch. In Böhmen heißt der betreffende Sonntag (hier Judica) smrtna nedele [10]). Fensch, der ons die feineren Unterschiede der Tracht im östlichen Aischgebiete eingeht, nimmt dort im Gegensatz zur „Frankenhaube“ ein „slovisches Kapftuch“ an. Am maßgebendsten ist slovisches Element im untern Aisch- und Zenngrunde, wo auch die physische Beschaffenheit der Leute auf den Wenden hindeutet, gegen die oberen Thalungen dieser Flüsse sich verlierend, dann an der fränkischen Rezat und an der Wärnitz wieder auftauchend. Der westlichste Strich slovischer Dörfer zieht sich von Rothenburg an der Tauber nach der Jagst in der Richtung von Kirchberg. Jenseit der Wörnitz und Tauber aber geboten die Allemannen den fremden Eindringlingen Halt [11]). Auch slovische Wörter sind in Franken sitzen geblieben. Ein alter Bau heißt „Babalatschen“ (tschechisch pawlač, Erker, Vorbau) und „Jezück“ Zunge [12])! Letzteres höchst merkwürdig.

In Nürnberg heißt die Hebamme „Wobe“, Badwabe sind Badfrauen (tschechisch huba) [13]).

Ob das im Altenburgischen gebräuchliche Wort „Boberzge“ für ein Brett an der Wand zum Ablegen verschiedener Gegenstände slovischen Ursprungs ist? Der Rahm heißt dort noch Schmetten (smetana), der Pfannkuchen Plinze; breitbeinig gehen dort und in den benachbarten sächsischen Gegenden, selbst in Leipzig, „krätschen“, „krätschbeinig“ (Krncati) [14]).

Es ist nicht nöthig, auf die zahlreichen Slovismen in Oesterreich hinzuweisen, die theils neu aufgenommen im Wechselverkehr der Nationalitäten, theils sitzen geblieben sind. So hat sich in dem seit Jahrhunderten germanisirten Pusterthal (Thal der Bystrica) die Unterabtheilung der Gemeinden in „Rotten“ erhalten. Der Ausdruck ist sonst in Tirol unbekannt und muß wohl zum slavischen rod (Verwandtschaft, Geschlecht) gestellt werden [15]).

Mir ist immer das plattdeutsche Wort für Hänfling aufgefallen. In Niedersachsen lautet es „Artsche“, in Holstein „Jiritz“, tschechisch jiřice. Statt der deutschen Geißel haben wir jetzt die slavische Peitsche, und wir fahren in der slavischen Droschke, dem Diminutiv von droga. Das eigentliche Stammfuhrwerk ist jetzt nur noch in Sibirien bekannt; man

---

[2]) Ausland 1875, S. 303.

[3]) F. W. Schmitt, Topographie des Flatower Kreises. Bromberg 1855.

[4]) Köhler, Volksbrauch im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 181.

[5]) Köhler, a. a. O. S. 288. 289. 292.

[6]) Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 417.

[7]) Riedel, Mark Brandenburg II, S. 33, Anmerkung. Vergl. das polabische tjecer (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drewjaner ꝛc. Bautzen 1857, S. 14). — Im Braunschweigischen und Hannoverschen sagt man „Kätscher“. Da dort keine Slaven saßen, so kann das Wort auch ursprünglich wieder Deutsch sein. Vergl. engl. to catch, fangen.

[8]) Das Thüringerwalddorf Ruhla. Dresden 1867, S. 2. 3. 29.

[9]) Mannhardt, Der Baumcultus. Berlin 1875, S. 156. (S. „Globus“ XXX, S. 299.)

[10]) Vergl. Jireček, Die Echtheit der Königinhofer Handschrift. Prag 1862.

[11]) Bavaria III, S. 509. 891. 958. 991. 1109.

[12]) Bavaria III, 224. 225.

[13]) Schmeller's Idiotikon I, 141. Bavaria III, 295.

[14]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 143.

[15]) Dr. H. J. Bidermann, Slovenreste in Tirol. In den „Slavischen Blättern“. Wien 1865. Januar S. 15.

ſichert bei ihm die zu transportirenden Gegenſtände dadurch vor Erſchütterungen, daß man die zwei parallelen Langbäume, welche die Achſen verbinden und die Laſt tragen, möglichſt nachgiebig und federnd herſtellt. Daher der Name von drozitj, zittern, ſchwanken [16]).

Manch' ſlaviſches Wort hat ſich namentlich in den Speiſen erhalten. Die Plinzen führte ich ſchon an; dieſe und Kolatſchen kennt man auch in der Mark; das Vesperbrot heißt in manchen ſchleſiſchen und öſterreichiſchen Gegenden „Jauſen“ (polniſch jużyna), und die Gurke iſt auch, Namen wie Sache, von den Slaven zu uns gekommen [17]). Endlich ſind zahlreiche Fiſchnamen im deutſchen Oſten ſlaviſch geblieben, was nicht auffallt, da wir wiſſen, daß die Slaven ſtark die Fiſcherei betrieben und auf ihren „Kietzen“ noch lange ihre Eigenart und Sprache bewahrten. So wohnten, um ein Beiſpiel anzuführen, noch 1420 wendiſch redende Leute bei Wrietzen an der Oder; wenigſtens iſt eine Urkunde des Markgrafen Friedrich aus jenem Jahre erhalten, welche beginnt: „Unſre lieben getruwen die Wenden unßer Biſcher uff dem Kytze zu Wretzen an der Oder“ [18]). Von ihren Fiſchlieferanten, den Wenden, nahmen die Deutſchen denn auch die Bezeichnungen Karauſche, Plötze u. ſ. w. an, und in Danzig, wie in Mecklenburg, kennt man keinen Dorſch, ſondern nur den „Pomuchl“, was offenbar ſlaviſch iſt und auf die charakteriſtiſche Hervorragung des Unterkiefers bei dieſem Fiſche deutet.

Bei der vorſtehenden Zuſammenſtellung, die ſich leicht vermehren läßt, habe ich lediglich ethnographiſche Geſichtspunkte im Auge gehabt. Sie dient der Anſicht von der Miſchung des Volkes im heute deutſchen Oſten, eine Anſicht, die jetzt zur herrſchenden geworden iſt und die unzuläſſigen Annahmen von einer rein ſloviſchen nur in der Sprache germaniſirten Bevölkerung ebenſo verdrängt hat wie die unrichtige Annahme, daß in den oſtdeutſchen Landſchaften die Slaven gänzlich zurückgeſchoben oder ausgerottet worden ſeien. Local haben dieſe Anſichten allerdings hier und da ihre Berechtigung, für das große Ganze aber nicht. Es wäre gut, wenn namentlich Dialektforſcher dem Gegenſtande ihre Aufmerkſamkeit zuwenden wollten, ſie werden mehr mit ihrem geübten Blicke finden als der Ethnograph, der nur in zweiter Linie die ſprachlichen Verhältniſſe berückſichtigt.

[16]) Erman, Reiſe um die Erde I, 102.

[17]) Hehn, Culturpflanzen [2], 274. Urſprünglich iſt der Name griechiſch ἀγγούριον.

[18]) Uteichs, Beſchreibung von Wrietzen, S. 382.

Den Tod austragen und den Sommer gewinnen.

Von **Franz Schmidt** in Weimar.

I.

Unter dem Namen „den Tod austragen“ beſtand vor Zeiten in Schleſien, Böhmen, Sachſen, Thüringen und noch in manchen anderen Ländern am Sonntage Lätare, der auch der Roſenſonntag genannt wurde, ein altes Volks- und Jugendfeſt, welches vom 10. Jahrhundert an bis auf die Neuzeit gedauert hat, jetzt aber faſt gänzlich wieder außer Gebrauch gekommen iſt.

An dem genannten Sonntage nämlich verſammelten ſich in den Dörfern und Städten die Erwachſenen und Kinder in großer Anzahl, machten von Holz, Lumpen und Stroh ein häßliches Bild einer Frau, banden daſſelbe an eine Stange und trugen es unter Geſängen, Liedern und dem lauten Jubel des Volkes in den Straßen und Gärten umher. Hierauf begab ſich der ganze Haufe hinaus vor das Thor und ſtürzte die Strohfigur ins Waſſer oder machte im Felde ein Feuer an und verbrannte ſie daſelbſt unter allerhand Gaukelſpiel und orgen Narrenspoſſen. Sehr oft auch zog die muthwillige Jugend bis zur Flurmarke und warf den ſtrohernen Popanz unter Flüchen, Verwünſchungen und Geſchrei über die Grenze auf einen Acker, lief dann aber ſo ſchnell wie möglich davon, aus Furcht, daß ihnen das Strohbild nachlomaten könne. Zuweilen war aber dort auch ſchon die Jugend vom Nachbarorte verſammelt, welche nicht litt, daß der Strohmann — vielmehr die Frau — in ihrer Flur liegen bleiben durfte, und ſo kam es ſehr oft zwiſchen den beiden Parteien zu Zank und Streit und die ſtärkere beſiegte und verjagte die andere, wie es ſo gewöhnlich. Das ſtroherne Bild aber nannte man den „Tod“ und die ganze Handlung „den Tod austragen“ oder „den Tod austreiben“, die ſich als ein alter Gebrauch mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt.

Gehen wir nun der nächſten Geſchichte ſeiner Entſtehung nach, ſo führt uns dieſe nach Polen, wo im Jahre 965 in der Faſtenzeit der Fürſt Metſchislaw zum Chriſtenthume überging, weil er ſich dieſem zugethan fühlte, und man ihm in der Jugend verkündet hatte, daß er einſt ſein Volk erleuchten werde *). Deshalb mußten am Tage ſeines Uebertritts zum Chriſtenthume die alten Götzenbilder aus ſeinem Lande entfernt werden und die meiſten davon wurden verbrannt oder ins Waſſer geworfen. Damit nun auch dieſe Begebenheit nicht ſo bald in Vergeſſenheit kommen ſollte, ordnete er zugleich an, „daß der Adel und die Ritterſchaft bei Verleſung des Evangeliums in der Kirche die Säbel bis zur Hälfte aus der Scheide ziehen ſollten.“ Denn dadurch wurde angezeigt, daß die vornehmſten Stützen des Landes bereit wären, für das Chriſtenthum zu ſtreiten und zu ſterben. Die andere Einrichtung war aber die, welche wir bereits als „den Tod austragen“ haben kennen gelernt, und wie jenes die Erwachſenen, ſo ſollte dieſes die Jugend erinnern, daß

*) „Wenn nun die Autores dieſes Gebrauchs Urſache und Urſprung anzeigen wollen, pflegen ſie ſich dabei der Geſchichte eines Pohlniſchen Fürſtens Mieslai t. zu erinneen. Dieſer Mieslaus iſt blind auf dieſe Welt gebohren worden. Als er aber in den ſiebenten Jahre ſeines Alters unverhofft und da man es nicht gedacht, den völligen Gebrauch ſeines Geſichtes erlangte, haben die Wahrſager daraus geurtheilet, es werde geſchehen, daß bey dieſes Prinzen Regierung, ganz Pohlen werde erleuchtet und berühmt gemacht werden. Welche Weiſſagung ſie auch nicht betrogen. Maßen dieſer Herr, als er die Dambronicam, des Königs in Böhmen Boleslai Tochter, zum Königlichen Gemahl angenommen, mit ſelbiger nicht allein nach langwieriger Hoffnung endlich einen Stuhlerben erzeuget, ſondern auch ſich mit denen Seinigen zum Chriſtlichen Glauben bekehret hat. Im Jahr 965 nach Chriſti Geburth, am vierten Sonntage in der Faſten, war dee 17. (7) Martii, muſten alle heydniſche Götzenbilder aus Pohlen weichen, und wurden ins Waſſer geworffen.“ M. Paul Chriſtian Hilſcherii Curiöſe Gedanken, Von dem Gebrauche am Sonntage Lätare, Welchen man insgemein nennet Den Todt austreiben. Dresden und Leipzig 1701, §. 2.

die, welche der alten Abgötterei noch huldigten, ſich des ewigen Todes ſchuldig machen würden, und daß mit dem Vernichten der Götzenbilder der geiſtige Stumpfſinn und heidniſcher Aberglaube vernichtet und ausgetrieben, religiöſes Leben dagegen erwacht und bei ihnen eingekehrt ſei. Die weibliche Geſtalt aber, die man dem Strohbilde gab, ſollte ihre ehemaligen Göttinnen (Marzene und Ziewania) vorſtellen, denen zu Ehren man ſchon früher zwei Feſte, ein Frühlings- und ein Erntefeſt, gefeiert hatte.

Dieſer Gebrauch in Polen „den Tod auszutragen“ fand nun auch bei anderen Völkern Nachahmung, bei denen er ſeine chriſtliche Bedeutung anfänglich behielt, dieſelbe im Laufe der Zeit aber faſt gänzlich wieder ablegte und nach und nach andere Formen annahm. Denn bei der Unwiſſenheit des gemeinen Mannes in damaliger Zeit war es natürlich, daß dieſer die vergeiſtigte Auffaſſung des Todes mit jener gemeinern, wie uns derſelbe in der uns täglich umgebenden und abſterbenden Natur entgegentritt, vermengte und verwechſelte, da namentlich herrſchende Krankheiten und großes Sterben zu wiederholten Malen die Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllt hatten. Darum nahm man denn bald die bewußte Handlung als einen „Schutz gegen Krankheiten“, ja gegen das Sterben ſelbſt. Deswegen hielt auch die Jugend bei ihren Umzügen den Strahmann öfter an die Fenſter der Stuben, was bedeuten ſollte, daß der Tod im Laufe des Jahres bei den betreffenden Familien einkehren werde, um ein oder das andere Familienglied daraus zu holen. Damit dieſes aber nicht geſchehe, gaben die Leute den Kindern Geld. Außerdem erhielten dieſelben bei ihrer Rückkunft in den Häuſern Brezeln und gekochte Bohnen zu eſſen. Die Brezeln, welche anfänglich das Bild der wiederkehrenden Sonne und ſpäter den gekreuzigten Heiland darſtellten, waren eine gebräuchliche Faſtenſpeiſe und ſollten die Zeit andeuten, in der man lebte; gekochte Bohnen aber war das übliche Eſſen bei Leichenfeierlichkeiten — und dies entſprach ſamit dem Sinne und Gange der ganzen Handlung.

Die Lieder, welche von der Jugend dazu geſungen wurden, waren verſchiedenen Orts ſehr verſchieden, doch wollen wir des Beiſpiels wegen zwei der gebräuchlichſten hier folgen laſſen. An manchen Orten ſang man:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Den alten Juden*) in den Bauch,
Den jungen in den Rücken,
Das iſt ſein Unglücke!
Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen ſoll;
Wir treiben ihn über die Haide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

Oder:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern**) in das Haus,
Den Reichen in den Kaſten;
Morgen wollen wir faſten!

Daß auch Luther den Gebrauch des Tod-Austragens gekannt habe, beweiſt dieſes, daß er die Gelegenheit benutzt hat, ein ähnliches Lied auf den aus der proteſtantiſchen Kirche verwieſenen Papſt zu dichten. Daſſelbe iſt eine ſeiner letzten Arbeiten geweſen und iſt betitelt: „Dr. Martin Luthers letzter Geſang zum Valet dem Römiſchen Papſt gemacht für die Kinder zu Mitfaſten an ſtatt den Tod austreiben, den leidigen Papſt damit aus der Kirche zu jagen“ ***) und lautet:

I.

Nun treiben wir den Papſt heraus
Aus Chriſti Kirche, Gottes Haus,
Darinn' er mörderlich hat regiert,
Unzählich viele Seelen verführt.

2.

Troll dich aus du verdammter Sohn,
Du rathe Braut von Babylon,
Du biſt der Greul und Anti-Chriſt,
Voll Lügen, Mord und arger Liſt.

3.

Dein Ablaß-Brief, Bull und Decret
Liegt nun verſiegelt im Secret,
Damit ſtahlſt du der Welt ihr Gut,
Und ſchändeſt dadurch Chriſti Blut.

4.

Der römiſche Götz iſt ausgethan,
Den rechten Papſt wir nehmen an,
Das iſt Gottes Sohn, der Fels und Chriſt,
Auf den ſein Reich erbauet iſt.

5.

Er iſt der höchſte Prieſter zart,
Am Kreuz er aufgeopfert ward,
Sein Blut für unſere Sünd vergoß,
Recht Ablaß aus ſeinen Wunden floß.

6.

Sein Kirch' durch ſein Wort regiert,
Gott Vater ſelbſt ihn inveſtirt,
Er iſt das Haupt der Chriſtenheit,
Dem ſei Lob, Preis in Ewigkeit.

7.

Es geht ein friſcher Sommer herzu,
Verleih' uns, Chriſtus, Fried und Ruh!
Beſcheer' uns, Herr, ein ſelig Jahr —
Barm Papſt und Türken uns bewahr.

* * *

Der letzte Vers des Liedes weiſt nun auf einen andern Gebrauch hin, welcher heißt:

II.

„Den Sommer gewinnen.“

Seit undenklichen Zeiten beſteht an einigen Orten des Thüringer Waldes und des Eiſenacher Kreiſes zu Oſtern jeden Jahres ein Gebrauch, der eine Art Frühlingsfeier bedeutet. Am heiligen Abende vor Oſtern ſtellt ſich nämlich in Gerſtungen bei Eiſenach die Schuljugend in drei oder vier Colonnen, theils vor der Wohnung des Förſters, theils auch vor der des Oberholzhauers auf, von wo ſie durch abgeſendete Deputationen die betreffenden Perſonen begrüßen, mit Jubel in ihre Mitte aufnehmen, und ſodann mit dieſen nach dem Walde ziehen. Hier angekommen, benutzen ſie nach altem Herkommen ihr Recht, ſich einen recht hohen Fichtenſtamm, der ihnen am beſten gefällt, zu ihrem Oſterbaume auszuſuchen. Nachdem nun der ausgewählte Baum unentgeltlich von dem Förſter abgetreten worden iſt, wird derſelbe unter Feierlichkeiten gefällt und unter frohem Jubel in den Ort getragen. Auf dem Marktplatze angelangt wird er niedergelegt, geſchält und bis zum äußerſten Gipfel mit gefärbten Eiern, bunten Bändern, Lappenſchauren und Schneckenhäuſern ausgeputzt. Gegen Abend wird der geſchmückte Rieſe dann in der Mitte des Platzes aufgerich-

*) Bezieht ſich auf die Reibereien und Feindſeligkeiten zwiſchen Juden und Chriſten im Mittelalter.

**) Alles Weib iſt gleichbedeutend mit Hexe.

***) Vergl. Hilſcher a. a. O. S. 39 und 40. Der Geſang wurde ſpäter von Hechtius ins Lateiniſche überſetzt und iſt S. 87 in deſſen Ecclesiodio mit aufgenommen.

tet. Oft findet dieſelbe Feierlichkeit zugleich an mehreren Plätzen der verſchiedenen Ortsviertel ſtatt, wo aber kleinere Oſterbäume aufgerichtet und ausgeſchmückt werden. Nach beendigtem Gottesdienſte am erſten Oſterfeiertage beginnt unter den aufgerichteten Bäumen der Frühlingstanz, wobei vor und zwiſchen den Tänzen folgendes Lied geſungen wird:

1.

Tro, ri, ro! der Sommer is nu dot
Wir woll'n nu' 'raus in Garten
Und woll'n des Sommers warten;
Jo, jo, jo! der Sammer is nu dot

2.

Tro, ri, ro! der Sommer is nu da!
Wir woll'n nu zu den Hecken,
Un woll'n den Sammer wecken;
Jo, jo, jo! der Sammer is nu da!

3.

Tro, ri, ro! nu is der Sommer dat
Der Sammer hat gewonnen,
Der Winter is zerronnen;
Ja, jo jo! nu is der Sammer do!

4.

Tro, ri, ro! nu is der Sammer da!
Nun taßt uns frählich ſingen,
Beim Tanzen und beim Springen;
Tra, ri, ro! ſo ſingt und tanzt nun froh!

Am dritten Feiertage wird nach Beendigung des Tanzes ein Schlangenzug formirt, welcher ſich unter Geſang durch den Ort hinzieht und ſich dann auflöſt. Den Sonntag darauf wird die Feier fortgeſetzt und ſodann der Baum gemeinſchaftlich umgeworfen, ſeiner Schnüre, Bänder und Eier beraubt, und mit letzteren noch ein Spiel getrieben. Ebenſo beſtand neben dieſem noch der Gebrauch, daß eine große Kahlrübe, in Form eines Schweinskopfes, geziert mit Buchsbaum und anderm Grün, in einer Schüſſel von einem Knaben auf dem Kopfe herumgetragen wurde. Es geſellten ſich dann zu dieſen nach die anderen Jugendgenoſſen. War nun der Ort durchzogen, ſo wurde die Schüſſel unter Hurrahruf zerſchlagen, die Verſammlung zertheilte ſich in mehrere kleinere Trupps, durchzog abermals den Ort und ſammelte Eier und Speck ein, mit dem Ausruf:

Eier und Speck,
Giebt ein gut Geleck!;

das Eingeſammelte wurde dann verzehrt.

Aber auch in der Stadt Eiſenach beſteht noch Manches, was uns an den Gebrauch erinnert. Sa kammen dort am Sonntage Lätare aus der Nähe und Ferne Burſche und Mädchen, Kinder und Erwachſene in ſonntäglicher Kleidung nach der Georgen-Vorſtadt und feiern unter Freude und Tanz den Nachmittag bei ihren Bekannten und Freunden. Die Feierlichkeiten, welche ehemals damit verbunden, waren folgende. Mit einem Strahbitde oder mit weißen, geſchälten Stäben, die mit bunten Bändern und Kränzen geſchmückt wurden, zog man hinaus vor das Thor, hielt Umzüge im Felde und ſang:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Das neue Jahr hinein,
Willkommen, angenehmer Frühting,
Willkommen, hervorgrünendes Grns.

Beim Heimgehen aber warf man die Figur ins Waſſer und ſang:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sammer wieder,
Den Sammer nnd auch die Maien,
Der Blümlein ſind mancherleien.
Wir kommen und bringen mit herein,
Den Sammer und den Sonnenſchein!

Dabei beſteckten alle die Hütte mit grünen Tannenreiſern und zogen mit einer feſtlich mit bunter Wolle, Kränzen, farbigem Papier und Bändern geſchmückten Tanne in die Stadt zurück. Abends zündete man auf dem in der Nähe der Wartburg gelegenen Mädelſteine ein Feuer an und ließ einen an ein Rad gebundenen brennenden Strohmann, den man ebenfalls den „Tod“ nannte, den Berg hinunterlaufen. Dieſes nach der Stadt hin rollende Feuerrad ſollte ihnen die wiederkehrende Sanne andeuten.

Längſt ſchon ſind viele von dieſen Gebräuchen wieder abgeſchafft worden und das Feſt beſchränkt ſich jetzt auf die Kinder, denen man kleine Geſchenke von Tannenreiſern und aus Hollunder- aber Binſenmark künſtlich gefertigten Vögeln, welche man heilige Geiſter nennt, u. ſ. w. macht.

III.

Bedeutung und Ausartung.

Was nun endlich die Bedeutung van „den Sammer gewinnen“ anlangt, ſo iſt dieſelbe in dem Namen ſelbſt ausgeſprochen. Die Völker der Vergangenheit, ſo verſchieden ſie auch in ihrer Bildung geweſen, feiertea den Eintrttt des Frühlinge als ein hoffnungsreiches Feſt, bald auf eine ernſte, bald aber auch auf eine poſſenhafte und läppiſche Art. Dieſes thaten die Franken, Sachſen, Thüringer, aber auch die Serben und Wenden, welche jedesmal am 25. März ihr neues Jahr antraten. An dieſem Tage erinnerten ſie ſich zugleich auch der Verſtorbenen, indem ſie mit Fackeln an die Begräbnißplätze zagen und dabei den Göttern ihren Dank für den glücklich durchlebten Winter, in welchem ihre natürliche Verſorgerin, die Mutter Natur, im Schlafe erſtarrt gelegen hatte, brachten. Man ſchmückte Altäre und Bilder der Götzen mit friſchen Kränzen; man apferte, trank aus großen Hörnern, aß, ſo lange es noch etwas zn eſſen gab, nnd überließ ſich vollkommen der Freude und dem Eindrucke, welchen der Frühling in der Bruſt jedes natürlichen Menſchen hervarruft. Um dieſer Freude mehr Ausdruck zu verleihen, zog man hinaus in die Fluren und hielt daſelbſt Umzüge. Abends wurden auf den Bergen Feuer angezündet, und unter dem Scheine dieſer Freudenfeuer ſang man:

Eia, Eia!
Lenz wieder da,
Vögel und Blüthen.
Winter geſchieden,
Eia, Eia!

Dieſe Sitten pflanzten ſich auch auf das Mittelalter fort, was man, wie J. Grimm *) anführt, „die Zit empfahn“, „den Sumer empfahn“ nannte. „Wer das erſte Veilchen erblickte, zeigte es an, nun lief das ganze Darf hinzu, und die Bauern ſteckten die Blume auf eine Stange und tanzten darum. Ebenſa wurde der erſte Maikäfer eingehalt, die erſte Schwalbe und der Starch begrüßt nnd die Thürmer der Städte waren angehalten, die Ankunft derſelben auzublaſen, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Raths-

*) „Die ankunft des Sommers, des Mais, oder, wie wir jetzt sagen, des Frühlings, wurde nun vor alters festlich begangen; das hiess im mittelalter: die zit empfähen. Minnesänger 1, 200 a, 2,78 b Ben. 453; den Sumer empfähen: „Sumer wis empfangen von mir hundert tüsend stunnt.“ Ben. 328; „helfent grüezen mir den Meien“, Minnesänger 1,102 b; si (din vogellin) willent alle grüezen nu den Meien.“ Minnesänger 2, 84 b.
Jac. Grimm, Deutsche Mythologie, Ausgabe von 1835, S. 438.

keller verobreicht wurde.“ Oft kämpften auch zwei Knaben mit einander, die in Epheu, Stroh (Strohbär) und Moos gekleidet waren, bis der Winter unterlag und der Sommer ſiegte. Dann wurde dem Winter die Hülle abgeriſſen, zerſtreut und ein ſommerlicher Kranz von grünen Zweigen umhergetragen.

Natürlich durften bei all ſolchem Naturgepränge auch die Sänger des Feldes und Waldes nicht fehlen und vergeſſen werden. Und weil mit dem Frühlinge auch die Paarung der Vögel beginnt, ſo ahmte man ihre Weiſe nach, machte Neſter von Laub und Stroh und legte bunte Eier hinein, welche ſpäter oft mit allerlei Reimen und Sprüchen verſehen waren. Von dieſer Sitte ſtammen die Oſtereier, mit denen man noch jetzt die Jugend zu beſchenken pflegt.

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze zurück, ſo dürfen wir mit vieler Sicherheit annehmen, daß der zuletzt beſchriebene Brauch „den Sommer gewinnen“ durchaus urſprünglicher iſt, als „den Tod austragen“, daß ihn der Polenfürſt Meſchislaw ſicher ſchon vorher gekannt und bei Gelegenheit ſeiner Taufe erſterm nur eine andere Bedeutung und andere Formen gegeben habe. In den beiden beſchriebenen Volks- und Jugendfeſten haben wir darum Sproß und Wurzel ein- und derſelben volksthümlichen Regung zugleich vor uns.

Die Polizei verbat an manchen Orten die Feſte und ſo ſind es heute nur noch Rudera, die von den beiden Gebräuchen den Kindern übrig geblieben. Ihre echt volksthümliche Bedeutung geht darum mehr und mehr verloren, und ſo ſinken ſie in der Hand der letzteren zu Bettelfeſten herab. So in Frankfurt a. M., worüber uns Reimann in ſeinen „Volksfeſten“ Mittheilung macht *). Da ſingen die Kinder:

Howele, hawele Leone (heilige Apallonia)
Die Faſtnacht geht dotd ane,
Unten in dem Hünkelhaus (Hühnerhaus)
Hängt ein Kord voll Eier h'raus,
Droben in der Fürſte (Giebel)
Hangen die Bratwürſte,
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück ſchlag ins Haus,
Komm immer mehr heraus.
Violen und die Blumen,
Bringen uns den Sommer.
Ri, ra, rum!
Der Winter iſt bald h'rum,
Der Sommer iſt ſo keck
Und wirft den Winter in den Dreck!

Müſſen ſie warten, ſo fahren ſie fort:

Wenn ihr uns was geben wollt,
So gebt uns alſobald,
Denn unſere Händ' und Füße
Werden uns allzu kalt!

Sehen ſie aber, daß ſie ganz und gar umſonſt geſungen haben, ſo ſchließen ſie mit dem Reime:

Stockfiſch, Stockfiſch!
Giebt uns alle Jahre nichts.
Wenn ich kömm, ſo haſt nichts.

Schließlich ſei nur noch bemerkt, daß ſich auch an einigen anderen Orten in Thüringen noch Spuren einer Frühlingsfeier finden. So das „Schmücken der Brunnen“ in Ilmenau, „Grafetönig“ in Stotternheim, „Laubmännchen und Walfir“ in Ruhla, das „Kindeln“ (Schlagen) mit Tannenreiſern“ am dritten Weihnachtsfeiertage in der Saalgegend u. ſ. w.

*) Fr. K. Reimann, Deutſche Volksfeſte im neunzehnten Jahrhundert. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir 1839, S. 19 ff.

In einigen anderen Gegenden, wo dieſe Gebräuche ebenfalls zur Bettelei herabgeſunken ſind, ſingen ſie:

„Dort drieben ſteht ein fuches Haus
Da ſieht'n ſchiener Herre raus,
Ha wird ſich wuhl bedenken
Und wird uns etwas ſchenken.“

Haben ſie etwas bekommen, ſo ſingen ſie dankend:

„Habt Dank, ihr lieben Herren meln,
Das Himmelreich ſoll euer ſein,
Dazu die himmliſche Krone,
Gott wirds euch wuhl belohne!“

Erhalten ſie aber nichts, ſo rächen ſie ſich durch folgende Verſe:

„Stecken wir den Sommer uff de Keller,
Kratzhals, Krümmhals hat kein Heller.
He geb uns gern en Gröſchle,
Ho hat eg keins im Täſchle!“

Schilderungen aus dem ſüdlichen China.

(Auszüge aus Briefen.)

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

II.

Swatow, Mitte November 1875.

Die ſchöne Jahreszeit hat begonnen, und andauernd haben wir jetzt ein Wetter, wie bei Euch an den ſchönſten Tagen im Juni. Der Himmel iſt völlig wolkenlos und über den Fernen liegt eben ein ſolcher blauer Duft wie in Deutſchland an ſchönen Septembertagen. Köſtlich ſind auch die Nächte. Die Sterne ſcheinen noch einmal ſo groß als in Deutſchland zu ſein und glänzen und funkeln mit einem weitaus intenſivern Licht.

Gärtnerei, ländliche Ausflüge, Jagd und Spiele im Freien, namentlich Kegeln und Cricket, werden jetzt mit Eifer betrieben. Die vor vierzehn Tagen gepflanzten Bohnen ſind ſchon faſt eine Hand hoch und in vier Wochen werden wir jungen Blumenkohl haben. Als Hauptdüngungsmittel für die Blumen verwende ich einen Stoff, welcher in Europa ſicher noch niemals dazu verwendet worden iſt, Opiumſegiel nämlich. Bei dem Aus- und Einpacken der Opiumkugeln geht nämlich immer etwas von der Emballage, welche kleine Partikelchen Opium enthält, verloren, und dieſe Abfälle, die jedoch in äußerſt kleinen Daſen angewendet werden müſſen, wirken noch weit fruchtdringender, als Guano, Hornſpähne oder Knochenmehl. Ein Uebelſtand iſt aber dabei, der näm-

lich, daß man Acht geben muß, daß die chinesischen Gartenarbeiter nicht den Dung forttragen, um ihn daheim zu rauchen oder an Collegen zu verkaufen.

In den Feldern nähert sich der Reis der Reife und soweit die Blicke schweifen, finden sie nur saftgrüne Ebenen, ab und zu von Dörfern und kleinen Baumgruppen unterbrochen. Schaaren von wilden Gänsen und Enten ziehen den Fluß hinauf und lagern sich in den Lagunen, und Schnepfen, Krickenten und andere kleinere Sumpf- und Wasservögel verlassen ihren gewöhnlichen Aufenthalt, die Lagunen, und schwärmen in den Reisfeldern und Bombushoonen umher. In Folge dessen ist die Jagd hier augenblicklich so ergiebig, wie man es bei Euch sich gar nicht vorstellt. Vor einigen Tagen schoß ich auf einem Gang von drei Stunden zwei wilde Gänse, die zusammen zwanzig Pfund wogen, und eine solche Menge Krickenten, Schnepfen, Reisdrehhühner und anderes Geflügel, daß mein Diener nicht alles auf einmal nach Hause tragen konnte und alle hiesigen europäischen Speisekammern zur Zeit Ueberfluß davon haben. Die hiesigen Wildenten schmecken sämmtlich vorzüglich, niemals fischig oder thranig, und die Schnepfen geben unseren Beccasinen und Waldschnepfen an Wohlgeschmack nichts nach. Hirsche, Rehe und Wildschweine, deren es in den Flußniederungen oberhalb Schanghai so viele giebt, kommen hier jedoch in einer weiten Ausdehnung gar nicht vor.

Nachmittags bringe ich jetzt, wenn Frau Consul K. mich nicht für ihr Cricket engagirt hat, fast immer einige Stunden mit Kegelspiel zu, das hier jedoch nicht nach deutscher Sitte mit neun, sondern nach amerikanischer mit zehn Kegeln gespielt wird, von denen einer vorn, zwei in der zweiten, drei in der dritten und vier in der hintersten Reihe stehen. Das hier übliche Spiel bietet weit mehr Abwechselung und Mannigfaltigkeit als das unserige, wobei es ja immer nur darauf ankommt, in das richtige Loch zu treffen und dadurch möglichst viel Holz zu machen, während hier oft einzelne Kegel oder Kegelgruppen umgeworfen werden sollen. Für gewöhnlich wird um einen Einsatz von einen oder einigen Dollars gespielt und zwischen den einzelnen Spielern, namentlich den Engländern und Amerikanern, wird wieder stark gewettet. Ab und an fordert auch eine Nation die andere heraus, wo dann die Partie sich mehrere Wochen hinzieht. Wie schon früher in Tschi fu bin ich auch hier wieder einer der besten Spieler und genieße daher die Ehre, auf mich vorwiegend gewettet zu sehen. In diesem Punkte entspreche ich wenigstens den Vorstellungen, welche sich die Engländer und Amerikaner von uns machen. Danach muß nämlich ein jeder Teutone gut kegeln, weiter ausgezeichnet singen und mindestens ein Instrument fertig spielen, vor Allem aber fabelhaft viel rauchen und Bier trinken, alles Sachen, welche ich entweder gar nicht — nämlich Rauchen und Biertrinken — oder doch nur sehr mangelhaft verstehe. Jeder neue englische Bekannte will es zuerst gar nicht glauben, daß ich nicht rauche, und fast noch schwerer fällt es mir, die Leute zu überzeugen, daß ich Porter, Ale, Lagerbier, Sherry, Gin und Cognacpunsch nicht mog und weit lieber gutes Wasser trinke. Sherry und Schnaps wird von den hiesigen Europäern massenhaft vertilgt, namentlich von den Engländern und Amerikanern und zwar nicht allein zum Wohlgeschmack und aus Langeweile, sondern auch, weil sie und ihre Aerzte glauben, daß solcher Genuß ein Präservativ gegen Fieber und andere Klimakrankheiten ist. Aus dem entgegengesetzten Grunde hassen sie aber das Wasser, mag dasselbe auch noch so rein und frisch sein. Der medicinische Aberglaube ist hier noch weit größer und alberner als in Deutschland.

Das europäische Handelsgeschäft gestaltet sich hier immer ungünstiger. Einestheils dadurch, daß die Chinesen es immer mehr lernen, selber den Im- und Export in die Hand zu nehmen, anderntheils in Folge der Entwerthung des Silbers, die alles Vertrauen zerstört und bereits zahlreiche Bankerotte verursacht hat, und endlich, weil in den tollen Schaindeljahren dem hiesigen Markt zu viel europäische Fabrikate und darunter viele zugeführt worden sind, die hier nicht einmal die darauf lastenden Fracht- und Zollspesen werth sind. Namentlich ist in letzterer Beziehung von Deutschland gesündigt worden, dessen Fabrikate in Folge dessen in schlechtem Rufe stehen. Eine europäische Waare, welche irgend anders als die Probe ausfällt und die namentlich auch nicht gut und geschmackvoll verpackt oder cartonnirt ist, kauft der Chinese absolut nicht. Engländer und Franzosen wissen das und handeln danach; in Deutschland, wo neuerlichst auch Leute, denen jede wirkliche kaufmännische Bildung fehlt, sich auf den Exporthandel geworfen haben, wird aber häufig der Chinese für einen Halbwilden angesehen, und man glaubt, der dumme Teufel merke nichts davon, wenn ein Stück Manufacturwaaren einen oder einige Zoll schmäler und eine halbe oder ganze Elle kürzer ist, oder eine Vergoldung unecht u. s. w. u. s. w.

Die hier ansässigen und hier verkehrenden Deutschen stehen im Allgemeinen bei den Chinesen sonst im guten Ruf, namentlich auch deshalb, weil sie sich meistens gegen jene weniger hochmüthig betragen, als es die anderen Nationen thun, und sich verhältnißmäßig selten Handgreiflichkeiten und andere Rohheiten erlauben. Das gilt namentlich auch von unseren Seeleuten, und das und die Nüchternheit, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit unserer Capitäne hat es dahin gebracht, daß die deutsche Flagge nach der englischen am stärksten bei der hiesigen Küstenfahrt betheiligt ist und daß die chinesischen Kaufleute durchweg unsere Schiffe für Befrachtungen denjenigen aller übrigen Nationen vorziehen.

Nach der jetzt aufgemachten Statistik hat der Werth der Aus- und Einfuhr in den Vertragshäfen im Jahre 1874: 149,099,000 Taels oder etwa 954,000,000 Mark betragen. Davon kommen auf die Ausfuhr 74,495,000 Taels, auf die Einfuhr 74,604,000 Taels; die Bilanz ist also für China eine sehr günstige. Bei der Ausfuhr ist England und seine Colonien mit etwa 73 Procent, bei der Einfuhr mit 94½ Procent betheiligt. Unter den Ausfuhrartikeln haben Thee und Seide weitaus die ersten Stellen; bei der Einfuhr sind Opium mit fast zweiunddreißig Millionen Taels, Baumwollenstoffe mit fast achtzehn Millionen, Leinengewebe mit vier ein halb Millionen, Metallarbeiten mit fast vier Millionen und Baumwollengarn mit über zwei Millionen betheiligt. In den Seezollämtern sind im Ganzen 11,497,272 Taels (à 6 Mark 40 Pfennig) vereinnahmt, wovon etwa 25 Procent für Erhebungskosten abgehen mögen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Lachsfang in Oregon.

Einen der Hauptnahrungszweige in Oregon bildet der Lachsfang, welcher hauptsächlich im Columbiaflusse betrieben wird. Es werden dort mehr Lachse gefangen und für den Verkauf hergerichtet, als in allen Fischereien zusammen genommen. Im verflossenen Jahre wurden im Columbiaflusse nicht weniger als 40,000,000 Pfund Lachs gefangen. Nach Angaben der Londoner „Times“ belief sich der Ertrag der Lachsfischerei in Großbritannien und Irland im Jahre 1875 auf 10,600,000 Pfund, so daß das Resultat des Lachsfanges in einem einzigen Flusse Oregons etwa vier Mal größer war, als das in England erzielte. Von jenen 40,000,000 Pfund Lachs wurden nicht weniger als 16,000,000 Pfund für den Export hergerichtet. Fünfzehn in der Nähe von Astoria befindliche Anstalten präparirten täglich etwa 1500 Fische, von denen jeder circa 20 Pfund wiegt. In diesem Jahre hat man siebenzehn solcher Anstalten, die aber, da das Resultat nicht so ergiebig ist, wie im vorhergegangenen, nicht alle im Betriebe befindlich sind. Die Fangzeit dauert vom April bis August. Dieser Industriezweig hat sich innerhalb etwa acht Jahren zu seiner jetzigen Höhe aufgeschwungen. Die ersten Versuche, Lachs zum Versenden in luftdichte Blechgefäße zu verpacken, wurden, ohne daß man besondern Erfolg gehabt hätte, am Sacramento-Flusse angestellt. Der Mißerfolg ist jedoch nicht den Leitern jenes Unternehmens zuzuschreiben, sondern lag lediglich darin, daß die Fische nicht zahlreich und regelmäßig genug erschienen. Aus diesem Grunde verlegte man diesen Industriezweig nach dem Columbiaflusse. Der in Blechgefäßen präparirte Oregon-Lachs wird als Delicatesse überall hin verschifft, geht aber hauptsächlich nach England. So gingen von dem Ergebniß des Fanges des letzten Jahres 105,600 Kisten voll nach England, 14,000 nach den australischen Colonien, 2400 nach Neuseeland, 1500 nach Südamerika, nach den östlichen Staaten 57,571. Der Gesammtwerth dieser Sendungen betrug 2,500,000 Dollars.

Es entsteht die Frage, ob dieser Industriezweig ein permanenter bleiben wird oder nicht. Die verschiedenen Firmen, welche das Geschäft betreiben, haben mehrere Hunderttausend Dollars in dem Unternehmen angelegt. Bis jetzt ist im großen Ganzen der Zug von Fischen ein starker geblieben; alte Ansiedler im Staate Oregon erklären und auch die in der Nähe Astorias lebenden Indianer bezeugen, daß die Menge der Fische dieselbe geblieben ist, wie vor 30 Jahren. Der Stockfischfang an der Küste von Neufundland und der Häringsfang an der schottischen Küste werden seit Jahren betrieben und ergeben noch immer günstige Resultate, so daß die Annahme, daß dasselbe auch mit dem Lachsfange im Columbiaflusse im Staate Oregon der Fall sein werde, wohl nicht zu gewagt erscheint; vorausgesetzt, daß nicht ein planloses Ausrotten der zu kleinen Fische oder Anlage von Fabriken, Sägemühlen und dergleichen, wie in Canada, den Fischreichthum schädigt.

— West-Griqualand am Vaal-Flusse wurde bekanntlich, als die dortigen Diamantenentdeckungen viel Gesindel herbeizogen und in Folge dessen Unruhen entstanden, von dem Gouverneur der Capcolonie, Barkly, am 27. October 1871 den englischen Besitzungen einverleibt, ein Jahr darauf aber als unabhängige Kroncolonie anerkannt (s. „Globus“ XXIII, S. 16, und XXIV, S. 239). Da die neue Colonie, welche auf 782·3 deutschen Quadratmeilen 1874 etwa 25,500 Bewohner zählte, unstreitig neben früher ganz unabhängigen Districten auch solche umfaßt, auf welche die Transvaal- und die Orange-Republik Ansprüche besitzt, so hat jetzt England zunächst letztere — mit der erstgenannten stehen ihm wohl noch weiterreichende Auseinandersetzungen bevor — entschädigt. Im Juli haben Lord Carnarvon und Präsident Brand ein Abkommen dahin geschlossen, daß England dem Freistaate für alle seine etwaigen Ansprüche an West-Griqualand eine Summe von 90,000 Pf. St. zahlt, welche noch um weitere 15,000 Pf. St. erhöht werden soll, wenn der Orange-Freistaat gewisse Bahnlinien in Verbindung mit Bahnen der Capcolonie oder Natals ausführt.

— Mehr als neun Zehntel des Werthes, welcher 1875 aus Großbritannien exportirt worden ist, entfielen auf zwölf Häfen, nämlich auf London 57,923,927 Pf. St., Liverpool 79,460,771, Hull 23,273,231, Grimsby 10,149,580, Glasgow 9,128,372, Southampton 8,652,933, Newcastle 4,882,433, Leith 3,848,466, Cardiff 2,837,747, Harwich 2,806,149, Hartlepool 2,484,648, Folkestone 2,253,678, zusammen über 207,000,000 Pf. St., während der Gesammtexport des Königreichs 223,465,963 Pf. St. betrug. Voran steht Liverpool mit seiner kolossalen Ausfuhr von Walle, Leinen und Baumwolle, während Newcastle und Cardiff besonders durch den Kohlenexport verdienen. Die zwölf wichtigsten Einfuhrhäfen Großbritanniens sind keineswegs genau dieselben, welche eben aufgeführt worden. Der Import betrug nämlich 1875 in London 135,102,452 Pf. St., Liverpool 105,095,188, Hull 18,456,334, Folkestone 11,822,742, Southampton 9,236,460, Glasgow 8,987,005, Leith 8,084,081, Bristol 6,911,963, Newhaven 6,143,741, Greenock 5,869,997, Dover 5,409,042 und Newcastle 5,151,115; zusammen über 326 Mill. Pf. St. oder fast neun Zehntel des Gesammtimports von 373,939,577 Pf. St., eine Summe, wie sie bis jetzt noch nicht erreicht wurde, während der englische Export nur in den drei Jahren 1872 bis 1874 denselben oder einen höhern Betrag erreicht hat. Der Import von 1875 begriff Rohmaterial im Werthe von 139,047,488 Pf. St., theilweise verarbeitete Artikel für 28,568,226 Pf. St., Manufacturwaaren für 39,552,176 Pf. St., Lebensmittel für 162,274,950 Pf. St., d. h. für 10 Mill. Pf. St. mehr, als im vorhergehenden Jahre, und endlich für 4,496,697 Pf. St. verschiedene Artikel.

— Die Notiz auf S. 224 ist arg verdruckt worden; das englische Aufnahmeschiff heißt „Fawn“ und war nach der afrikanischen Ostküste (nicht Westküste) bestimmt. Neueren Nachrichten zufolge ist es übrigens von Port Said nach Indien und China abgegangen, um dort wichtige Vermessungen, deren bekanntlich die ostasiatischen Gewässer noch sehr bedürftig sind, zu vollenden.

— Aus Valencia (Irland) wird vom Freitag, 27. October, gemeldet: Die britische Nordpolexpedition unter Capitän Nares ist hierher zurückgekehrt, nachdem die Unmöglichkeit erkannt worden ist, den Nordpol zu erreichen.

Inhalt: Von der afrikanischen Westküste. III. (Mit elf Abbildungen.) — Zur Statistik von Britisch Birma. — Slavische Findlinge. Von Richard Andree. — Den Tod austragen und den Sommer gewinnen. Von Franz Schmidt in Weimar. — Schilderungen aus dem südlichen China. (Auszüge aus Briefen.) Von C. W. Stuhlmann. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Der Lachsfang in Oregon. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 28. October 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13. III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von der afrikanischen Westküste.

IV.

Von Ambriz im Norden bis Mossamedes im Süden ist die afrikanische Westküste soctisch im Besitz der Portugiesen. Ihre Ansprüche reichen zwar noch beiden Richtungen bedeutend weiter, nach Süden bis über den Cunene-Fluß, nach Norden bis an oder gar über den Congo-Strom hinaus; sie sind aber, wie uns die deutsche Expedition nach der Loango-Küste gelehrt hat, dort eben so wenig Herren des Landes wie ganze onderthalb Breitengrade südlich von der Mündung des Congo. Jo nur acht deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Luanda sitzt ein den Portugiesen nicht unterworfener Negerstamm, der der Quissamo (Kissamo, vergl. „Globus" XXV, S. 150), welcher nach v. Homeyer nicht einmal portugiesische Kaufleute in seinem Gebiete duldet. An der Conga-Mündung sitzen südlich bis Mangue Grande die wilden Mussoronghi, Strompiraten, welche kein beladenes Boat oder selbst Schiff, sollo unbewaffnet, passiren lassen, und erst im vergangenen Jahre wieder die Rache der englischen Kriegsschiffe herausgefordert und erfahren hoben. Joachim John Monteiro, dem wir ein gutes Buch über Angola *) verdanken, war seit dem Ende des 17. Jahrhunderts der erste Weiße, welchem sie vor einigen Johren das Durchwandern ihres Gebietes gestatteten. Von Mangue Grande südwärts bis Ambriz sitzt ein Zweig des Mushikongo-Stammes. Der wenig nördlich von Ambriz mündende Loge (spr. g wie weiches sch) bildet die Nordgrenze des soctischen portugiesischen Besitzes, welche erst 1855 bis hierhin vorgeschoben wurde. Die Küste desteht hauptsächlich aus rothen Hügeln und Klippen, auf deren Rande der Weg meist entlang führt, auf solche Weise prächtige Aussichten auf die See und die todende Brandung darbieteud. Das Land seldst ist öde und nur dünn bewaldet, erst mit der merkwürdigen Mateda-Polme, dann mit dem Kaschu-Boume (Anacardium occidentalo), überall aber und namentlich südlich von Ambrizette mit dem Baobab. An dieser ganzen Küste, deren Häuptlinge die portugiesische Oberherrschaft nicht anerkennen, befinden sich nur einige europäische Factoreien in Mangue Grande, Ambrizette und Quinsembo (Kissimba), wo die eingeborenen „Linguisteres" (vom Portugiesischen lingoa = Sprache; also Dolmetscher) den gesammten Handel vermitteln und dabei die aus dem Innern kammenden Neger auf das Schamlafeste übervortheilen. Aber fast alle Versuche der Weißen, direct mit den Verkäufeen zu verkehren, sind on dem Widerstande sowohl der Linguisteres als der mißtrouischen Verkäufer gescheitert; erst neuerdings ist ab und zu ein directer Verkehr eingeleitet worden, und die großen Vortheile, welche die Verkäufer dabei erzielten, lassen ouf eine baldige Aenderung jenes Verfahrens hoffen.

*) J. J. Monteiro, Angola and the River Congo. 2 Vol. London 1875. Monteiro lebte von 1858 bis 1873 fast ununterbrochen in jenem Coloniallande, zuerst als Leiter von Kupferminen bei Bembe (Pemba), Benguela und Cnio, dann seit 1865 als Kaufmann in Ambriz, wo er seit 1865 verschiedene Factoreien errichtete, um die innere Faserrinde des Baobab (Adansonia digitata) zu sammeln, deren Verwendbarkeit zur Papierfabrikation er 1858 entdeckt hatte. Das Buch des in Botanik und Zoologie wohlbewanderten Verfassers ist doppelt werthvoll bei dem geringen, aber besser ganz fehlenden Bestreben der portugiesischen Regierung, über ihre afrikanischen Besitzungen auch nur das geringste Wissenswerthe zu veröffentlichen.

Digitized by Google

Elfenbein-Schnitzerei.

Elfenbein-Schnitzerei.

Elephantenzahn mit afrikaniſcher Schnitzerei. (Nach d. Original.)

Einzelheiten des geſchnitzten Elephantenzahns. (Nach dem Original.)

Digitized by Google

Die Wertheinheit, in welche der Preis aller Tauſchartikel umgerechnet wird, iſt die „peça“ (engliſch „long“). Als „peça“ werden z. B. gerechnet 6 Yards der gewöhnlichen Sorten Baumwollzeuges (ungebleichter Calico, blaugeſtreifter oder gewürfelter Stoff) oder 1½ Yards Boi (ein wollenes Zeug), fünf Flaſchen Rum, fünf Meſſingſtangen, ein baumwollener Regenſchirm, 3000 bloue Glasperlen, 3, 6, 8 oder 12 baumwollene Taſchentücher je nach Größe und Qualität u. ſ. w.; werthvollere Gegenſtände, wie ein Tönnchen Pulver, Flinten, Schwerter, Meſſer u. ſ. w., gelten pro Stück zwei oder mehr Longs. Jeder Sack voll Kaffee oder eines andern Productes (Erdnüſſe, Seſam, Kautſchuk ꝛc.) wird gewogen; dann ſchreibt der Käufer den ausgemachten Preis in Longs auf ein kleines Stückchen Papier, das die Eingeborenen Mukanda oder, falls ſie Engliſch verſtehen, „book“ nennen und am Fenſter des Vorrathshauſes dem dort ſtationirten Vertreter des Käufers präſentiren. Reicht alſo z. B. ein Neger ein Book hinein, worauf 20 Longs notirt ſind, ſo erhält er durch jenes Fenſterchen eine Flinte (4 Longs), ein Fäßchen Pulver (2 Longs), 18 Yards geſtreiftes Zeug (3 Longs), 18 Yards grauen Calico (3 Longs), 18 Yards blaugewürfeltes Zeug (3 Longs), 8 Taſchentücher (1 Long), 5 Flaſchen Rum (1 Long), ein Tiſchmeſſer (1 Long), 3000 Perlen (1 Long) und 5 Meſſingſtangen (1 Long), in Summa 20 Longs. In dieſer Auswahl der Tauſchobjecte ſind nur wenige Abänderungen nach dem Wunſche des Negers geſtattet, weil es ſonſt zu den Unmöglichkeiten gehören würde, 100 und mehr Books in kurzer Zeit zu bezahlen. Und auch ſo gehört ſchon viel Uebung, Geduld und Langmuth zu dem Verkehre mit den Schwarzen. Ein geübter Verkäufer kann ein Book mit viel weniger Koſten für ſein Handlungshaus honoriren als ein ungeübter; und andererſeits verweigern die Neger oftmals jeden Verkehr mit einem neuen ihnen ungewohnten Weißen.

Elfenbein wird auf eine andere Weiſe gekauft. Der Käufer wiegt den Zahn und bietet dafür Vielfache einer Wertheinheit, die in einer Flinte, einem Tönnchen Pulver und zwei Longs beſteht. Hat nun z. B. der Neger für einen Zahn den Preis von 12 Flinten, 12 Tönnchen Pulver und 24 Longs acceptirt, ſo erhält er davon nur 4 Flinten und 4 Tönnchen Pulver in natura, den Reſt und die 24 Longs in Zeugen, Raſirmeſſern, Brillen, Schlöſſern, Fußringen, Spielkarten, leeren Flaſchen, Perlen, Bandeiſen, Meſſingnägeln u. ſ. w.

Wie bedeutend ſich übrigens der Handel an der kurzen Küſtenſtrecke vom Congo (dieſen ausgeſchloſſen) bis einſchließlich Ambriz entwickelt hat, ſeitdem die engliſchen Kreuzer den Sklavenhändlern ihr Handwerk gelegt haben, geht aus den Beträgen der Ausfuhr von Ambriz hervor, welche Monteiro (a. a. O. I, S. 111) mittheilt. 1874 wurden von dort exportirt (zuſammen im Werthe von 300,000 Pf. St.): 1500 Tonnen Baobabrinde, 7500 Tonnen Erdnüſſe, 1000 Tonnen Kaffee, 650 Tonnen Seſam, 50 Tonnen rother Kopalgummi, 100 Tonnen weißer Angolagummi, 400 Tonnen Kautſchuk (deſſen Export, ebenſo wie den der Baobabrinde, Monteiro erſt eingeführt hat), 100 Tonnen Palmkerne und 185 Tonnen Elfenbein. Letzteres wird ſilbergraues genannt, bewahrt ſeine Weiße, wenn es der Luft ausgeſetzt wird, was die anderen Arten nicht thun, und wird niemals bräunlich, wenn es alt wird, wie das aſiatiſche und oſtafrikaniſche. Es wird daher auf den Märkten am meiſten geſucht.

Das Elfenbein, welches an den in Rede ſtehenden Theil der Weſtküſte kommt, wird von den Eingeborenen des Zombo-Landes dorthin gebracht, welche zu der Reiſe 30 Tage gebrauchen. Danach mag ihr Land etwa 300 engl. Meilen landeinwärts liegen, jenſeit der Muſhikongo, deren Nachbarn ſie ſind. Es iſt eine körperlich armſelige Race, meiſt in Graszeug gekleidet, die Kopfwolle in ſehr kleine Flechten getheilt und dick mit Oel und Kohlenſtaub beſchmiert, womit ſie auch Leib und Geſicht einreiben. In Bembe theilt ſich ihre Straße aus dem Innern in drei Zweige, die nach Moenulla, Ambrizette und Quiſſembo, jetzt den Hauptplätzen des Elfenbeinhandels, führen. Die Karawanen, welche außer Elfenbein nur hin und wieder einige Grasklleider oder ein paar Säcke weißer Bohnen oder Zwiebeln mitbringen, reiſen gewöhnlich im „Kakimbo“, d. h. der trockenen Jahreszeit, weil die vielen Ströme und Schluchten unterwegs nur alsdann paſſirbar ſind. Die Zähne werden auf Kopf und Schultern getragen und, damit ſie nicht abgleiten, in eine Art Käfich aus Holz geſteckt, der ihren mittlern Theil umgiebt. Sehr ſchwere Zähne — und Monteiro ſah zwei von 172 reſp. 174 Pfund Gewicht — werden an einer Stange befeſtigt und von zwei Männern getragen.

Im Zombo-Lande ſollen noch Elephantenherden in Menge exiſtiren, und die Eingeborenen lachten wenn Monteiro die Befürchtung ausſprach, daß der Vorrath auf die Neige gehen könnte. Sie ſchießen die Thiere mit Flinten, welche ſie nach Negerart dermaßen voll Pulver ſtopfen, daß ſie wegen des furchtbaren Rückſchlages dieſelben nur einmal am Tage abfeuern können. Selbſt beim Freudenſchießen oder Begräbniſſen ſchütten ſo die Neger dort ſo viel Pulver in die Gewehre, daß dieſelben oft platzen.

Bekannt iſt, daß die Bewohner jener Küſte mit dem einfachſten Werkzeuge, einem geſchärften Nagel, umfangreiche Sculpturen in Elfenbein ausführen. Ein ganzer derartig verzierter Elephantenzahn wurde z. B. von A. Baſtian an der Loango-Küſte erworben, nach Berlin gebracht und in ſeinem Werke (beſprochen in „Globus“ XXV, S. 380 f.) abgebildet. Die originellen Schnitzereien, welche wir in Abbildungen (a und b) hier vorführen, ſtammen aus der Sammlung eines Mr. Toulſon in Loanda. Die Figur a zeigt mit dem Rücken gegen-einander gekehrt je zwei Männer und zwei Weiber; nach Fleuriot de Langle's Anſicht ſtellte ſie doppelt das Prototyp der geſchlechtlichen Trennung, die Mythe von Havier und Kaſſombe, dar, welche bei den in Afrika ſo gewöhnlichen Hautkrankheiten angerufen werden. Auch in Figur b erkennt er dieſelben Götzen, Haoier, das männliche Princip, auf den Schultern der Kaſſombe; mit welchem Rechte, laſſen wir dahingeſtellt.

Figur c ſtellt einen Zahn dar, welcher ſich in des Admirals Beſitze befindet. Er hat 50 Centimeter Länge und ſtellt in ſechszehn Figuren, welche auf einem 60 Centimeter langen, ſchraubenförmig herumlaufenden Bande ausgeſchnitzt ſind, die Behandlung der Sklaven auf dem Transporte vor. Ein ſchmales Band trennt die Darſtellungen; es iſt mit Fiſchen, Muſcheln, Blättern, Schlangen (? wohl beſſer Ranken) u. ſ. w. verziert. Von unten beginnend, ſieht man drei um den Hals mit einem Bambusſeile geſeſſelte Sklaven, deren hinterſter den Strapazen erlegen iſt und von ſeinen Gefährten als Leichnam nachgeſchleppt wird. Vor ihnen geht ein Fahnenträger, wie ſolche ſtets die Karawanen in Innerafrika begleiten, dann eine Anzahl von Trägern, die auf Kopf und Schultern oder in den Händen Flinten, Pulverfäßchen und Waaren tragen. Der Anführer, durch eine ſpitze Kopfbedeckung und den Säbel ausgezeichnet, ſcheint ſich drohend nach den Zurückgebliebenen umzuſchauen. Eine Gruppe von zwei Figuren unterbricht den Zug, deren Bedeutung ſchwer zu erklären iſt; vielleicht ein hingeſunkener Sklave, dem ſein Leidensgefährte aufzuhelfen ſich bemüht. Weiter ſchreitet ein alter Mann daher, durch die Länge ſeines Bartes und ſeines Gewandes wahrſcheinlich als Araber charakteriſirt, in der Hand einen Stock mit einem Papagei

Rhede von S. Paulo de Loanda. (Nach einer Photographie.)

darauf. Die Verzierung auf dem Hintertheile der nächſten Figur erinnert faſt an den Schurz der Fans (ſ. oben S. 276); er ſcheint mit erhobener Hand zwei ermüdete Sklavinnen zu bedrohen. Wieder folgt einer der Händler, eine Pfeife im Munde, eine Waffe über die Schulter gelegt, und zum Beſchluſſe ein zweiter Araber mit langem Barte und Gewande. Manche Figuren laſſen begreiflicher Weiſe noch andere Deutungen zu, und Fleuriot de Langle iſt geneigt, die ſitzenden Gruppen für Darſtellungen des durch den Sklavenhandel geſtörten häuslichen Glückes zu halten. Gewißheit könnte da nur der Verfertiger ſelbſt gewähren, den zu finden wohl unmöglich iſt.

Der auf der Spitze des Zahnes Thronende iſt trotz ſeiner europäiſchen Mütze und Rockes dem Geſicht nach ein Afrikaner, der, auf einem Koffer ſitzend, etwa einen durch Verkauf von Sklaven reich gewordenen Häuptling oder eingeborenen Händler darſtellt. —

Die angeführte Entwickelung des Handels um Ambriz iſt nach Monteiro ein Fingerzeig für die Art und Weiſe, wie man die Afrikaner in Afrika ſelbſt der Civiliſation nähern kann. Von Miſſionären und ihren Bekehrungen hält er, wie natürlich, blutwenig und behauptet als gewiegter Kenner des Landes nachdrücklichſt, daß ihnen in Wahrheit auch noch nicht eine einzige dort gelungen ſei. Die alten Miſſionäre im 17. Jahrhundert verſtanden das Geſchäft beſſer, trieben Handel, unterwieſen die Schwarzen in Ackerbau, Gärtnerei und allerlei Handwerken, hoben ſie damit auf eine höhere Stufe der Civiliſation und gewannen zuſehends an Macht und Reichthum, der freilich zuletzt zu ihrer Austreibung führte. Wie die heutigen Miſſionäre zumeiſt die Sache anfaſſen, ſo erreichen ſie nichts, als daß ihre Zöglinge unverſchämte, ſchuftige Lümmel werden, die nur die Laſter der Weißen nachäffen, ohne zugleich an ihrer Energie und Thatkraft ein Beiſpiel zu nehmen, und ſich beſſer dünken als ihre Landsleute. Diejenigen, welche Schreiben gelernt, benutzten ihre Kunſtfertigkeit zu nichts als um Books zu fälſchen und die großen Handelshäuſer zu betrügen — und heute wird kein einziger etwas gebildeter Neger oder ſelbſt Miſchling mehr von einem Handelshauſe in einer irgendwie verantwortlichen Stellung verwendet.

Der Tauſchhandel dagegen iſt das große Civiliſationsmoment in Afrika, wie die Entwickelung jenes kleinen Küſtenſtriches in wenigen Jahren beweiſt, wo weder gewaltſame Occupation noch der edle Wettſtreit von einem Dutzend verſchiedener Religionsſecten den Eingeborenen unterdrücken, ſchädigen und in Verwirrung hat bringen können. Dagegen veranlaßten ſie die mannigfachen Handelsartikel der Weißen zu größerer Thätigkeit und zu vermehrter Ausbeutung der natürlichen Schätze des Landes; ſelbſt der Verkauf von Rum hat nach Manteiro bis jetzt keine ſchlimmen Folgen gehabt.

Wie unendlich vorſichtig und geduldig man aber bei jeder Neuerung dem Neger gegenüber zu Werke gehen muß, beweiſen die Erfahrungen Monteiro's, als er anfing, die innere Baobabrinde von den Eingeborenen, welche dieſelbe zu Stricken, Körben u. ſ. w. verarbeiten, aufzukaufen, um ſie mittelſt hydrauliſcher Preſſen zu zerſtampfen und behufs der Papierfabrikation zu verſchiffen. Erſt wollte es den Schwarzen gar nicht in den Kopf, daß ein Weißer dieſen bisher nie begehrten Stoff kaufe; dann als ſie ſich an den neuen Handel gewöhnt hatten, verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, die Faſer werde zu Stricken verarbeitet, um damit die Schwarzen zu feſſeln und als Sklaven wegzuführen, und alsbald verſchwanden Mann, Weib und Kind von den Factoreien und kehrten erſt nach langen Verhandlungen wieder dahin zurück. Das Erſcheinen eines Viermaſters auf der Rhede von Ambriz hatte dieſelbe erſchreckende Wirkung, weil dort nie zuvor ein ſolcher geſehen worden war. Als dann in der Factorei Quimpoaça der Regen lange Zeit ausblieb, wurde die hydrauliſche Preſſe als die Urſache davon angeſehen und ſollte „Casca“, den allgemein beliebten Gifttrunk, nehmen, um ſich von der Beſchuldigung durch Gottesurtheil zu reinigen oder unterzugehen. Da ſie aber weder Mund noch Magen hatte, mußte ein Sklave an ihre Stelle treten, und nur dem Umſtande, daß bei dieſem der Trank als Brechmittel wirkte, hatte der unternehmende Mann die Erhaltung ſeiner Maſchine zu danken.

Ambriz ſelbſt beſteht eigentlich nur aus einer einzigen, oben auf den Klippen gelegenen, langen, breiten Straße, an deren Ende ein kleines Fort mit Baracken für die Garniſon ſich erheben — ſoll. Es iſt noch heute unfertig, ſo viel Tauſende es auch ſchon gekoſtet hat, weil ſein Bau für die ſchlecht bezahlten Commandanten von Ambriz eine gute Nahrungsquelle iſt. Im gleichen Zuſtande befindet ſich das Hospital, und die Offiziere miethen ſich Erd- oder Grashütten oder wohnen bei den Krämern. Das Zollhaus liegt in Ruinen; die Kirche, deren Bau auf Subſcription begonnen wurde, ragt mit ihren vier Mauern ohne Dach gen Himmel, und der Prieſter lieſt Sonntags die Meſſe in einer Kammer im Hauſe des Commandanten und treibt in den ſechs Wochentagen Handel mit den Eingeborenen. Aber für das Geld, welches alle dieſe Regierungsgebäude ſchon verſchlungen haben, hätten ſie aus beſtem Material längſt prächtig hergeſtellt werden können. — Ebenſo miſerabel wie die Gebäude iſt auch die Bewaffnung und Mannszucht der Garniſon, und wären die Eingeborenen nicht über alle Maßen friedlich und unkriegeriſch, ſo hätten ſie ſchon längſt die Portugieſen ſammt und ſonders ins Meer gejagt. Nur eines Vorzuges kann ſich Ambriz rühmen: es beſitzt die einzige eiſerne Landungsbrücke in Angola; ſie ward auf Monteiro's Drängen errichtet. — Auch ſüdlich von Ambriz beſteht die Küſte aus jenen rothen Klippen, an denen das Meer wüthend brandet, und welche nur hier und da von den Mündungen größerer Flüſſe, wie des Dande und Benga, durchbrochen werden. Südlich von letzterm öffnet ſich eine weite Bucht, die Bengo-Bay, an deren ſüdweſtlichem Ende der Hauptplatz der ganzen Küſte, S. Paulo de Loanda oder kurzweg Loanda, liegt. Die Stadt, welche nach Dr. Falkenſtein (ſ. Correſpondenzblatt der Afrikaniſchen Geſellſchaft Nro. 12, S. 205) 2500 Weiße und 12,000 Neger, nach Monteiro (a. a. O. II, S. 22) 10,000 bis 12,000 Einwohner, davon ein Drittel Weiße, zählt, liegt in einem Halbkreiſe um ihren ſeichten Hafen, den nach der See hin eine lange, flache Sandbank und eine Inſel gegen Stürme vollkommen ſchützt und nach der Landſeite eine Linie niedriger Hügel umgiebt; im Nordweſten erhebt ſich auf denſelben das Fort Miguel, im Nordoſten das Fort Penebo. Am Waſſer liegt die Unterſtadt (Cidade baixa), auf den Hügeln die Oberſtadt (Cidade alta), und beide zuſammen gewähren dem Ankommenden mit ihren weißgetünchten Steinhäuſern, ihren Ziegeldächern, Kirchthürmen und Forts einen ſtattlichen Anblick, dem leider das Innere nicht entſpricht. Auf der Höhe liegen die Regierungsgebäude, die Paläſte des Gouverneurs und des Biſchofs, eine alte eingeſtürzte Jeſuitenkirche, mehrere andere Kirchen und das Hospital. Unmittelbar vor dem Hafen hat ſich die kaufmänniſche Bevölkerung angeſiedelt, und am Oſtende breitet ſich die Negerſtadt mit ihren viereckigen, grasgedeckten Lehmhütten aus.

Die Häuſer der Weißen ſind meiſt geräumig und bequem, von Stein gebaut und mit rothen Ziegeln gedeckt, zum Theil mit einem Oberſtocke und einer Veranda verſehen, wo die Mahlzeiten gehalten werden. Man findet darunter wenig Neubauten; meiſt ſtammen ſie noch aus der Zeit, wo

Digitized by Google

der Sklavenhandel blühte, oft 12 bis 15 Schiffe gleichzeitig ihre lebende Fracht im Hafen einluden und Loanda eine wohlhabende Stadt war. Jene Schiffe brachten damals treffliche Bauhölzer aus Brasilien für Dächer und Dielen zurück, welche allen Angriffen der weißen Ameisen, der Käferlarven, der Fäulniß u. s. w. Widerstand geleistet haben und noch heute so gesund und heil aussehen wie damals, als sie gelegt wurden.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Loanda in der letzten Zeit bedeutend gehoben hat. Gegen Ende des vorigen Jahrzehntes war es in einer überaus elenden Verfassung, ohne Leben, ohne Handel, ohne Dampfschiffverkehr; vier, sechs Monate verstrichen, ohne daß ein Schiff sich blicken ließ. Höchstens brachte einmal eines Zucker und Rum aus Brasilien. Es gab keine Läden in der Stadt, und Lebensmittel und andere alltägliche Bedürfnisse waren stets auf der Neige und entsetzlich theuer. Portugal mußte damals zu dem Budget der Colonie beträchtliche Zuschüsse leisten.

Das ist jetzt anders geworden: Loanda hat monatlich einen doppelten, regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit Lissabon und Liverpool; auf seiner Rhede liegt stets eine ansehnliche Zahl ein- und ausladender Schiffe. Die allerdings hohen und willkürlich festgesetzten Zölle geben höhere Erträge, die Colonie deckt ihre Bedürfnisse selbst und erzielt sogar Ueberschüsse, und auf dem Quanza-Flusse hat sich eine ertragreiche Dampfschiffahrt entwickelt, welche Kaffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein exportirt. Ein Theil des mit stinkenden Abfällen bedeckten Strandes ist in einen Kai verwandelt worden, Ruinen von Kirchen und Klöstern wurden weggeräumt, freie Plätze, breite Straßen und ein Markt angelegt und mit prächtig roth blühenden Akazien, indischem Pfeffer, Tamarinden und Kokospalmen bepflanzt und zahlreiche Läden haben sich aufgethan, wo jederlei europäische Waaren zu haben sind. Wären erst alle Straßen, in deren glühenden Sand der Fuß fast bis an die Knöchel versinkt, gepflastert, wäre der ganze schmutzige Strand gereinigt und besäße die Stadt an Stelle der paar Cisternen und der Boote, welche Tag für Tag das Wasser vom Bengo- und Quanza-Flusse herbeischaffen, erst eine ordentliche Wasserleitung vom Bengo her, so gäbe es an der ganzen afrikanischen Westküste keinen angenehmern Ort als Loanda.

Das Leben in der Stadt schildert Dr. Falkenstein folgendermaßen.

„In höchst unangenehmer Weise machen sich die Mulatten und Neger durch ihre äußere Erscheinung und ihr Wesen bemerkbar, da eine lächerlich ausgesuchte Eleganz der Kleidung und arrogantes Auftreten den Unterschied der Farbe verwischen sollen. Der gewöhnliche Neger trägt auch hier noch das

Bay nan Mossamedes.

„panno“ um die Hüften geschlagen, eine Jacke, und, wenn er es ermöglichen kann, Mütze oder Strohhut. Die Frauen haben über den bis auf die Füße herabgehenden, über den Brüsten verschlungenen, langen, vielfarbigen Gewändern große schwarze Tücher, die kapuzenartig den Kopf bedecken und deren eines Ende meist malerisch über eine Schulter geschlagen ist. Die Männer sieht man entweder auf den Straßen in der Sonne umherliegen, und zwar gewöhnlich in ihrer Lieblingsstellung, mit dem Rücken den Himmel betrachtend, oder aber die „machila“ tragend. Einen Weißen wird man nämlich selten zu Fuß sehen; er bedient sich stets, der Weg mag noch so kurz sein, der „machila“, eines an einer Stange aufgehängten Sitzbrettes, während oben ein anderes Brett als Schutzdach dient und an den Seiten Vorhänge angebracht sind.

Die Weiber sitzen entweder auf den freien Plätzen vor irgend welchen Handelsartikeln und warten auf Käufer oder aber verdienen sich die geringe Münze für ihre Bedürfnisse durch Besorgen der Wäsche der Weißen und andere Gefälligkeiten. Beide Theile vollführen aber stets, sie mögen beschäftigt sein oder nicht, einen so entsetzlichen Lärm mit ihren Sprachwerkzeugen, daß selbst das Ohr jedes Großstädters sich aus dem Bereich derselben fortwünscht. Nach neun Uhr Abends wird es ruhiger, da sich außer den bei Weißen fest engagirten dann kein Schwarzer mehr auf der Straße blicken lassen darf. Selbst die Europäer müssen sich nach dieser Zeit gefallen lassen, von jeder portugiesischen Wache mit „Quem vai lá“ angerufen zu werden und dürfen nur nach der Antwort „Amigo“ passiren.“

* * *

Zum Schlusse theilen wir hier noch einige statistische Daten nach Fleuriot de Langle mit, für welche derselbe leider keine bestimmte Quelle angiebt, welche aber augenscheinlich mehr Vertrauen verdienen als die bisher auf rund 2,000,000 veranschlagte Einwohnerzahl der Colonie. Zwar sehen Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde II, S. 84, Anm. 8) diese Zahl mit Recht als viel zu gering für das von Portugal beanspruchte Gebiet an; allein, wie wir gesehen haben, sind weite Strecken Landes innerhalb desselben, selbst solche unmittelbar an der Küste, völlig unabhängig, und auch landeinwärts reicht die Herrschaft der Weißen lange nicht so weit als die Karten sie darstellen. Der ganze portugiesische Besitz zerfällt in fünf Kreise, nämlich Ambriz mit 22,000 Einwohnern und 638 Soldaten, Loanda mit 64,000 Einwohnern und 3910 Soldaten, Benguela mit 75,000 Einwohnern und 372 Soldaten, Mossamedes mit 75,000 Einwohnern und 271 Soldaten und Golongo-Alto mit 238,000 Einwohnern, zusammen also 7788 Soldaten und 474,000 Einwohner (davon 217,000 Christen, allerdings zum großen Theile Christen sehr sonderbarer Art). Diese Bevölkerung

wird von 70 Häuptlingen (Dembos) regiert, denen 444 Sooas unterstehen, während 319 Sovos direct vom Generalgouverneur dependiren. — Die Colonie zählte 17,000 Freigelassene und 23,000 Sklaven. Durch Decret vom 25. Januar 1859 hat bekanntlich auch Portugal die Sklaverei abgeschafft, und am 29. April 1878 werden die letzten Sklaven frei sein. „Sollte diese Maßregel streng ausgeführt werden — sagt Monteiro (a. a. O. II, S. 41) —, so wäre das Resultat davon die völlige Zerstörung und der Ruin der jetzt gedeihenden blühenden Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen in der Colonie und Elend und Jammer unter den Tausenden befreiter Neger."

Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

III *).

Wichtig für die genauere Kenntniß des Gelben Flusses ist, was Prschewalski von den vielen Armen desselben, welche wir auf den Karten unter 41° nördl. Br. finden, erzählt. Er sagt darüber Folgendes: „Wir gingen 434 Werst am Ufer des Gelben Flusses entlang — von der Ueberfahrt gegenüber der Stadt Bautu bis zur Stadt Dyn-chu (auf den Karten Klaproth's und Kiepert's „Tschagan-sudarchon") — und als Resultat meiner Untersuchungen ergab sich die Thatsache, daß die Verzweigung des Hwang-ho bei seinem nördlichen Bogen nicht existirt, wenigstens nicht in der Weise, wie sie gewöhnlich auf den Karten angegeben wird, so wie auch, daß der Fluß an dieser Stelle seinen Lauf geändert hat.

Um in logischer Folge zu verfahren, werde ich vorerst eine allgemeine Charakterschilderung des von uns untersuchten Theils des Gelben Flusses sowie auch des Flußthals geben und dann erst unsere Weiterreise nach Ordos schildern.

Indem sich der Hwang-ho für einen Fluß von so bedeutender Größe ziemlich stark krümmt, strömt er mit einer Schnelle von 300 Fuß in der Minute durch das Thal, das im Norden vom Jn-schan (von dem das oben erwähnte Muni-ula-Gebirge den westlichen Theil ausmacht) und seinen westlichen Ausläufern und im Süden von einem Streifen Flugsandes, welcher von den Mongolen „Kuputschi" genannt wird, umsäumt ist. Diese Schnelligkeit der Strömung haben wir nahe am Ufer während unserer Ueberfahrt gegenüber von Bautu beobachtet. In der Mitte strömt das Wasser gewiß noch schneller. Uebrigens hängt aber die Schnelligkeit der Strömung von der größern oder geringern Höhe des Wasserstandes ab, der während unserer Ueberfahrt ein mittlerer war. Die Ufer des Stromes wie auch sein Bett bestehen aus zähem Lehm; das Wasser ist ungemein trübe, so daß ich, als ich seinen Bodensatz untersuchte, 1·3 Procent Schmutz gefunden habe. Uebrigens ist diese starke Trübung, welche dem Wasser eine gelblichgraue Färbung giebt, der Gesundheit nicht schädlich, besonders wenn man den erdigen Theil sich setzen läßt.

Die Breite des Hwang-ho ist auf der ganzen von uns bereisten Strecke fast überall gleich und hängt vom höhern oder niedern Wasserstande ab. Gegenüber von Dyn-chu habe ich die Breite mit Hülfe der Bussole gemessen und fand, daß sie 203 Klafter (Saschen) beträgt. Annäherungsweise eben so breit, jo wohl noch ein wenig breiter, ist der Hwang-ho (bei mittlerm Wasserstande) gegenüber von Bautu, wo es mir nicht gelang eine Messung vorzunehmen, da die Chinesen uns während der Ueberfahrt sehr sorgfältig beobachteten. Die Tiefe des Gelben Flusses ist sehr bedeutend, und man kann ihn nirgends durchwaten; Flußdampfer könnten, so viel es scheint, hier sehr bequem gehen. Wenigstens befahren jetzt den Hwang-ho größere Flußfahrzeuge, welche für die am linken Ufer aufgestellte chinesische Armee Lebensmittel herbeischaffen. Man sagt, daß zur Fahrt von Bautu nach Ning-hia-fu (etwa 38½° nördl. Br. und 105½° östl. L. v. G.) vierzig Tage nothwendig sind, während in der umgekehrten Richtung die Fahrt von einem Punkte zum andern nur sieben Tage dauert.

Auf der ganzen von uns untersuchten Strecke hat der Hwang-ho keine Buchten, sondern fließt zwischen gleichen, niederen Ufern; dem lehmigen Boden und der großen Schnelle der Strömung ist die Erscheinung zuzuschreiben, daß die Ufer des Flusses immer mehr unterhöhlt und fortgerissen werden.

Vom Meridian des Westendes des Muni-ula an bilden sich sowohl am rechten wie am linken Ufer Arme, welche die Breite von 25 bis 40 Klaftern erreichen. Dieselben vereinigen sich jedoch bald wieder mit dem Hauptstrome, und nur einer von ihnen, und zwar der „Baga-chotan", zieht sich ziemlich weit gegen Osten. Was die Arme, welche am rechten Ufer des nördlichen Bogens des Hwang-ho (westlich vom Muni-ula) verzeichnet sind, anlangt, so existiren diese derzeit infolge einer Veränderung des Flußbettes gar nicht. Der Fluß hat nämlich sein früheres Bett verlassen und sich ein neues, gegen 50 Werst südlicher gelegenes gegraben. Das alte Bett, welches von den Mongolen „Ulan-chatun" genannt wird, hat sich sehr gut erhalten; wir haben es während unserer Rückreise nach Peking gesehen. Die Mongolen sagten einstimmig, daß zwischen dem alten Bette und dem jetzigen Gelben Flusse zwei Arme existiren, welche sich bis an das Westende des Muni-ula ziehen, wo neue Abzweigungen entstehen. Möglicherweise sind es auch diese beiden Arme, welche auf einigen Karten auf der Südseite des Hwang-ho verzeichnet sind, der jetzt durch den dritten, d. i. durch den südlichsten seiner früheren Arme, strömt.

Diese Veränderung des Flußbettes ist allem Anscheine nach vor nicht langer Zeit vor sich gegangen. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß das Land Ordos nicht bis an den jetzigen Flußlauf reicht, sondern sich über diesen hinweg bis an das alte Flußbett zieht. Die Mongolen der Gegend erzählten uns, daß nach der Tradition zwischen den Bewohnern von Ordos und den Uroten im Norden des

*) S. den Anfang dieses Aufsatzes nebst Karte in Nr. 8 u. 9 dieses Bandes. Wir machen unsere Leser zugleich darauf aufmerksam, daß Herr A. Kohn soeben bei H. Costenoble in Jena eine vollständige Uebersetzung des Prschewalski'schen Reisewerkes hat erscheinen lassen. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet und mit einer Karte und 22 Illustrationen versehen; über seine eminente Bedeutung für Geographie und Ethnographie brauchen wir hier nichts weiter hinzuzufügen.

Digitized by Google

Stromes ein Proceß entstand, als derselbe infolge heftiger Regengüsse sein ehemaliges Bett veränderte und südlicher floß. Zur Untersuchung der Sache kam eine Commission aus Peking, welche entschied, daß das Land von Ordos so weit wie früher, d. h. bis an das nun trockene Flußbett, reichen solle. Thatsächlich liegen auch die Choschunate von Ordos am rechten und linken Ufer des Hwang-ho; dieses weist wiederum darauf hin, daß der Gelbe Fluß seinen Lauf verändert hat, als schon die Provinz Ordos in die jetzigen Choschunate getheilt war."

Zur nähern Kenntniß des Stromthales wäre noch hinzuzufügen, daß es in der von Prschewolski bereisten Gegend 30 bis 60 Werst breit ist und daß seine Oberfläche aus aufgeschwemmtem Lehm besteht, welcher ungefähr eine Mächtigkeit von 2 bis 3 Fuß hat; unter dieser Lehmschicht, die übrigens in der Nähe des Flusses bedeutend mächtiger ist, da Prschewalski obiges Resultat schon in der Nachbarschaft des Flugsandes, der „Kusuptschi", gefunden hat, liegt Sand. Auf der nördlichen Seite des Flusses erweitert sich das Thal im Westen des Gebirges Muni-ula, während es südlich vom Flusse stark durch die sandige Kusuptschi eingeengt wird.

Im Süden des jetzigen Houptormes und zwar in einer Entfernung von ungefähr 10 Werst strömt jedoch ein mächtiger Arm, der 50 Klafter breit ist und von den Mongolen „Baga-chatun" genannt wird. Bei der Ueberfahrt über diesen Flußarm, „Li-won-di" genannt und von Chinesen unterhalten, kamen chinesische Soldaten und verlangten unter Drohungen, daß ihnen Prschewolski eine Flinte oder einen Revolver schenke. Prschewolski stieß die Helden ohne Umstände aus dem Zelte hinaus und drohte zu schießen, im Falle sie es wagen sollten, ihm einen Besuch abzustatten, um ihn zu berauben.

Bemerkenswerth ist, daß man selbst auf der eigentlichen mongolischen Hochebene überall Chinesen trifft, sowie Wasser vorhanden, also der mit Berieselung verbundene Ackerbau möglich ist. So fand Prschewolski diese eigenartigen Landbebauer am Hwang-ho und seinem Arme Bago-chotun, und so traf er sie wiederum südlich von diesem Riesenstrome am Tsoidemind-See, der eigentlich nur ein großer mit Rohr, Schilf und Binsen bewachsener Sumpf ist, und am See Urgun-nor, wo der Einfluß der Chinesen sogar schon eine Aenderung der Sitten der Autochthonen bewirkt hat, da diese theilweise ihre Nomadenjurten aufgegeben und sich feste Fansen erbaut haben, sich auch hin und wieder, wenn auch mit wenig Fleiß und Geschick, mit Ackerbau beschäftigen. Wie überall so haben auch hier die halbwilden Barbaren von den höher civilisirten Ankömmlingen nur sehr wenig Tugenden, wohl aber die meisten Laster angenommen. Wie der Chinese sich durch Opiumrauchen entnervt, ebenso auch der Mongole. Man bezieht das schädliche Gift aus Indien, wo es bekanntlich die Engländer in großen Massen zubereiten, um mit seiner Hülfe und mit Hülfe des eroberten Monopols die Ostasiaten zu verderben. Doch haben die Chinesen vom Tsaidemin schon gelernt, sich selbst ihr Gift zu bereiten, und da das Gesetz den Anbau des Mohns verbietet, säen sie ihn in sumpfigen Gegenden zwischen Schilf, wo er nicht sehr in die Augen fällt, und die bestechlichen Beamten thun, als ob sie das verbotene Gewächs nicht bemerkten und lassen das Gesetz für Geld umgehen.

Im Allgemeinen bot das Land von Ordos südlich vom Hwang-ho, als Prschewalski es bereiste, das Bild der Verwüstung dar. Die Dunganen hatten zwei Jahre vor seiner Ankunft dort gehaust und Alles, was sie erreichen konnten, zerstört. Dörfer und Klöster, unter ihnen das ehemals reiche Kloster Schnra-dsu, in welchem vormals gegen 2000 Lamas lebten, lagen in Ruinen, in denen Steintauben, Dohlen und Schwalben nisteten. Ueberall lagen Buddhastatuen und Burchane zertrümmert umher, ein Bild ihrer eigenen und ihrer Schöpfer Ohnmacht, und der Wind spielte mit den Blättern des heiligen Buches der Buddhaanbeter, den „Handschur". „Die Götter, welche in diesen Statuen gelebt haben," sagten die abergläubigen Mongolen, „sind in den Himmel geflogen!" Die räuberischen Dunganen ließen sich von den auf Löwen, Elephanten und Pferden reitenden, schauerlich wild aussehenden Göttern und Heiligen nicht schrecken und zur Anbetung bewegen, trotzdem auch sie auf der geistigen Bildungsstufe eines Kindes stehen.

Merkwürdig ist die schnelle Verwilderung der Hausthiere. Es waren, wie gesagt, erst zwei Jahre verflossen, seitdem die Dunganen in der Gegend südlich vom Gelben Flusse gehaust und die Menschen theils ermordet, theils zur Flucht gezwungen hatten, und schon fand man zahlreiche Herden verwilderten Rindviehs, verwilderter Kameele, ja sogar verwilderter Schafe, die jedoch eine leichte Beute der zahlreichen Wölfe wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese verwilderten Hausthiere sich dort nicht lange halten werden, da sie in der wüsten Hochebene nicht die Lebensbedingungen finden, welche ihre Brüder in den Savannen und Prairien Amerikas gefunden haben; nichtsdestoweniger liefert uns die einfache Thatsache der Existenz dieser verwilderten Herden den Beweis, daß die Thiere leicht aus dem Zustande der Domesticirung in den der Wildheit zurückfallen, wenn die Oberherrschaft des Menschen über sie aufhört.

Diese verwilderten Herden leben hauptsächlich in der sandigen Kusuptschi-Wüste, deren Boden salzhaltig und mit Büschen von Kordweide, Tomariskenstrauch (Tamarix gallica?) und Süßholz (Glycyrrhiza glabra), dessen Wurzel von den Mongolen gegraben und in den Handel gebracht wird, bedeckt ist. Den Reisenden, welche in der Gegend keine Lebensmittel, besonders aber kein Fleisch, erhalten konnten, kam das verwilderte Rindvieh sehr erwünscht. Sie machten Jagd auf dasselbe und versorgten sich nicht nur mit frischem Fleische, sondern auch mit getrocknetem, so daß sie für einige Zeit einen hinreichenden Vorrath besaßen und hinfort nicht genöthigt waren zu halten, nur um sich Lebensmittel zu verschaffen.

Wie oft hat wohl schon der Mensch in dieser Gegend die Werke der Civilisation vernichtet, den Menschen ausgerottet? In der Mitte der sandigen Kusuptschi gegen 30 Werst südlich vom Gelben Flusse sand Prschewalski die Ruinen einer großen Stadt. Jede Seite der quadratischen Umfassungsmauern ist gegen 8 Werst lang und hat noch jetzt eine Höhe von 7 Klaftern bei der gleichen Dicke. Innerhalb dieser Umfassungsmauern befinden sich Spuren von Brunnen, die bis 50 Klafter tief waren und jetzt versandet sind. Wer hat die Mauern aufgeführt, wer die Brunnen gegraben, und wer hat die große Stadt zerstört? Selbst die Sage schweigt, denn was die Mongolen sagen, daß diese Stadt von Tschingis-Chan erbaut worden sei, gehört in das Reich der Volksdichtung. In der Mongolei schreibt man solche alterthümliche Ueberreste von Cultur dem letzten Nationalhelden zu, wie man in Deutschland und Polen den Schweden Schanzen zuschreibt, welche gewiß aus vorhistorischen Zeiten stammen.

Während der Reise von Ordos nach Alu-schan erlitt unser Reisender einen herben Verlust; durch die Schuld seines Führers, eines Mongolen, stürzte das Pferd des Lieutenants Pylzaw von einem steilen Flußufer herab und ertrank, infolge dessen dann der Begleiter Prschewalki's auf einem Kameele reiten mußte. Bei der Stadt Dyn-chn, welche am westlichen Ufer des Hwang-ho liegt, setzte Prschewolski wieder über diesen Fluß. Bei dieser Stadt gehen

die Hügel, welche sich in der sandigen Kuluptschi erheben, in einen hohen Felsenrücken über, der den Namen „Arbusula“ führt und sich am Strom hinaufzieht. Er nähert sich auch immer mehr diesem Flusse, verengt sein Bett und tritt endlich fast ganz an seine Ufer heran, während sich am gegenüberliegenden Ufer der massive Ala-schaner Gebirgsrücken erhebt. An eine der felsigen Erhöhungen des Arbusula, dessen Spitze abgeplattet ist, knüpft sich eine maagolische Legende. Dieselbe hat, so erzählt die Sage, dem riesigen Schmiede Tschingis-Chan's als Ambos gedient. Er saß auf der Erde am Fuße dieses Ambosses und schmiedete hier verschiedene Waffen für den großen Eraberer und Hufeisen für sein Pferd.

In Dyn-chu hatte Prschewalski wieder dieselben Auftritte mit den Chinesen wie in Bautu, doch hatte er mit dem Mandarin mehr Umstände. Als er und seine Begleiter vor diesen geführt wurden, fragte er ihn, weshalb er in diese Gegend gekommen sei. Prschewalski erwiderte, daß er aus Neugierde gekommen sei, bei dieser Gelegenheit Pflanzen sammele und Vögel ausstopfe, um sie zu Hause zu zeigen. Außerdem, sagte er, habe er einige Waaren für die Maagolen, doch sei er und sein Begleiter Beamter. „Was für Waaren habt Ihr?“ fragte der Mandarin. „Größtentheils Pekinger, für die gewöhnlichen Mongalen,“ lautete die Antwort. „Aber Ihr habt auch Waffen,“ sagte der Mandarin und erhielt zur Antwort, daß dieselben nicht verkäuflich seien, da es dem Fremden nicht freisteht, dergleichen Handelsartikel auf dem Wege, welchen die Reisenden zogen, nach China zu bringen. „Die Waffen,“ sagte Prschewalski, „dienen zu unserm Schutze gegen Räuber.“ „Zeigt mir Eure Waffen und schießt einmal aus ihnen nach dem Ziele,“ sagte der neugierige Mandarin. Man ging auf die Straße. Prschewalski hatte eine Lancasterdoppelbüchse und der Kasak eine Flinte mit glattem Laufe. Mit der letztern erschoß Prschewalski eine Schwalbe im Fluge und mit der Büchse zerschoß er einen Ziegel, welcher als Ziel aufgestellt war. Als der chinesische General dieses sah, wünschte er selbst zu schießen, doch gelang ihm die Probe nicht; hierauf ließ er ein altes Gewehr und eine alte Doppelpistale herbeibringen, doch verfehlte er einige Male das Ziel. Erst mit dem fünften Schusse zertrümmerte er auf zwanzig Schritt einen Ziegel.

Später erklärte der Mandarin, daß er die Sachen der Reisenden revidiren müsse, und gleichzeitig forderte er von Prschewalski, daß er ihm sage, wie viele Waffen er bei sich führe und welcher Art sie seien. Prschewalski hatte hiergegen nichts einzuwenden, und es erschien bald ein Schreiber, welcher jedes Stück verzeichnete. Gegen Ende der Audienz bat der Mandarin, daß ihm Prschewalski eine Büchse verkaufe, was dieser jedoch verweigerte, weshalb ihn der Mandarin ans andere Ufer des Gelben Flusses, von wo der Reisende gekommen war und wo sich noch sein Zelt und seine Sachen befanden, zu schaffen befahl.

Am folgenden Tage erschien bei Prschewalski ein Beamter mit zehn Soldaten in Unisarm (einfachen rothen Blousen) und erklärte, daß er Befehl habe, die Sachen der Reisenden zu untersuchen. Diese Revision wurde jedoch so nachlässig ausgeführt, daß die Aufnahmen und Notizen Prschewalski's, welche in der Tiefe einer der Kisten verwahrt waren, der Entdeckung entgingen. Ein wichtiger Umstand, der wahrscheinlich zur Rettung der werthvollen Papiere beitrug, war, daß die Reisenden eben ihr Mittagsmahl kachten; die Soldaten waren deshalb fleißiger mit dem Stehlen des Fleisches aus dem Kessel als mit der Revision beschäftigt. Darauf erklärte der Beamte, der Mandarin habe Prschewalski bitten lassen, ihm den Revolver und die Büchse, mit denen er gestern geschossen, zum Besehen zu senden. Anfangs wollte Prschewalski dem Beamten diese Gegenstände nicht geben; als dieser ihm jedoch erklärte, daß ihm der Mandarin gesagt habe, er dürfe sich ohne diese Sachen nicht sehen lassen, wurden sie ihm unter der Bedingung ausgehändigt, daß sogleich ein Fahrzeug gesendet werde, um die Reisenden und ihre Sachen und Lastthiere über den Hwang-ho nach Westen zu schaffen, was auch geschah.

Als nun Prschewalski den hohen chinesischen Beamten ersuchte, ihm einen Paß zur Reise nach Ala-schan zu geben, erklärte dieser, daß er nochmals persönlich seine Sachen revidiren wolle, und machte sich sogleich daran, übergab aber seinem Diener das, was ihm am meisten gefiel und ließ es, unter der Ausrede, daß er diese Gegenstände zu Hause näher betrachten wolle, in seine Wohnung tragen. Der Mandarin nahm: zwei einläufige, gezogene Pistalen, einen Revolver, einen Dolch, zwei Pulverhörner, eine Laterne und ein Buch Schreibpapier. Als Prschewalski sah, daß sich die Revision in einen gemeinen Raub verwandelt, befahl er seinem Dalmetscher dem Mandarinen zu sagen, daß er nicht dazu hierher gekommen sei, um sich berauben zu lassen. Als dieses der chinesische General hörte, begnügte er sich mit den genommenen Gegenständen und stand von der weitern Revision ab. Nachdem auch die Kameele über den Fluß geschafft worden waren, begab sich Prschewalski zum Mandarin, um von ihm den Paß zur Weiterreise zu erhalten; man sagte ihm jedoch, daß er schlafe. Dieses brachte den Reisenden aus der Fassung; er befahl dem chinesischen Generale zu sagen, daß, wenn er ihm nicht sogleich den Paß aushändige, er auch ohne denselben reisen, aber in Peking Beschwerde führen werde. Ungefähr eine Viertelstunde später erschien abermals ein Beamter mit Soldaten und erklärte, daß er den Auftrag habe, nachmals (d. h. zum vierten Male) die Sachen der Reisenden zu revidiren und sie ohne Paß nicht weiter reisen zu lassen. Die Revision beschränkte sich diesmal auf ein einfaches Verzeichnen der Kasten, welche die Reisenden mit sich führten. Die Soldaten blieben unter der Ausflucht, die Sachen vor Dieben zu bewahren, thatsächlich jedoch, um die Reisenden zu bewachen, bei diesen zurück. Man kann sich das Schwierige der Lage vorstellen, in welcher sich der russische Offizier befand; sie wurde dadurch noch schwieriger, daß einer seiner Kasaken erkrankte und sich nicht von der Stelle rühren konnte. Da gegen Abend sich auch noch ein Regen einstellte, mußte sich Prschewalski in das Unvermeidliche fügen und in der schmutzigen Fanse, die er kaum aus dem Gröbsten reinigen konnte, übernachten.

Am andern Tage ließ man Prschewalski unter der Ausflucht, daß der Mandarin schlafe, bis gegen Mittag warten; als er sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen wollte, verweigerte man ihm die Erlaubniß, in die Stadt zu gehen. Indessen kam einige Male ein Vertrauter des Mandarinen und bat, daß Prschewalski dem letztern die Lancasterbüchse schenken möchte. Der Reisende verweigerte dieses ohne Umstände und erklärte, daß er nicht so reich sei, um dem ersten besten chinesischen Generale einen Gegenstand zu schenken, der einige hundert Rubel kaste.

Nachmittags kam man endlich und erklärte, daß der Mandarin aufgestanden sei; gleichzeitig wurde auch das Kästchen mit der Büchse gebracht. Es fehlte jedoch ein Pulverharn und eine Schachtel mit Zündhütchen. „Euer Chef hat von hier zwei Gegenstände gestohlen,“ sagte Prschewalski zum Beamten, der ihm die Büchse zurückgebracht hatte; gleichzeitig sendete er seinen Dolmetscher an den Mandarin mit dem Auftrage, ihm dasselbe zu sagen. Er selbst wollte nicht mehr zu ihm gehen, da er es unter seiner Würde hielt, mit einem solchen Menschen zu sprechen.

Nach einer Stunde kam der Kaſak zurück und brachte das leere Pulverharn, da der Mandarin erklärte, daß er das Pulver brauche. Gleichzeitig erſchien aber auch ein Diener des Mandarinen, welcher Prſchewalski bat, ſeinem Herrn die anderen Sachen zu ſchenken. Er erhielt einen abſchläglichen Beſcheid und erſchien noch einmal mit dem Antrage, Prſchewalski ſolle dem Mandarin die zurückbehaltenen Sachen verkaufen. Anfangs weigerte ſich Prſchewalski auch hierauf einzugehen; doch folgte er dem Rathe eines Mongolen, mit dem er näher bekannt geworden war, und erklärte auf den Antrag eingehen zu wollen, wenn ihm ſogleich der Reiſepaß ausgehändigt und ein Führer mitgegeben werde. Der Mandarin ſendete ſogleich den Paß, einen Führer, aber ſtatt der geforderten 67 Lan für die Sachen nur 50 mit dem Bemerken, daß er ihm den Reſt auszahlen werde, wenn er das nächſte Mal Prſchewalski ſehen werde. Dieſer wollte wegen einer Kleinigkeit nicht wiederum Lärm machen, ließ die Kameele bepacken und verließ, trotzdem der Abend nahe war, Dyn-chu. Unterwegs ſchloß ſich der befreundete Mongole der Karawane Prſchewalski's an und erzählte ihm, daß der Mandarin, als er erfuhr, daß Prſchewalski auch ohne Paß weiter reiſen wolle, erzürnt ausgerufen habe: „Ich laſſe ihm hierfür den Kopf abſchlagen!“ und dieſes war auch die Urſache, weshalb er die Reiſenden bewachen ließ. Das ſind Zugaben zu den Annehmlichkeiten einer Reiſe durch die Beſitzungen des „Sohnes des Himmels“!

Ein Gegenſtück zur Aufnahme in Dyn-chu bildet die Aufnahme, welche die Reiſenden in Dyn-junn-in, der Hauptſtadt von Ala-ſchan, gefunden haben. Der Amban (Fürſt) entſendete zu ihrem Empfange drei Beamten, welche ſie in einer für ſie zubereiteten Fanſe unterbrachten. Außerdem kamen noch drei Beamten, welche Prſchewalski im Namen des Fürſten fragten, ob er und ſeine Begleiter etwa Miſſionäre ſeien. Als der Reiſende dieſe Frage verneinte, drückten ihm die Beamten herzlich die Hände und erklärten ihm zugleich, daß der Fürſt Befehl gegeben habe, die Reiſenden nicht vor ihn zu laſſen, im Falle ſie Miſſionäre wären. Prſchewalski ſagt übrigens ausdrücklich, daß er die Reſultate ſeiner Reiſe zum großen Theile dem Umſtande verdanke, daß er Niemandem ſeine religiöſe Ueberzeugung habe aufdrängen wollen.

Die befeſtigte Stadt Dyn-ſnan-in liegt gegen 15 Werſt weſtlich vom mittlern Theile des Ala-ſchaner Gebirges nad gegen 80 Werſt nordweſtlich von der großen chineſiſchen Stadt Ring-hin-fu (von den Mongalen Irgni genannt). Dyn-juan-in wird auch von den Chineſen Wn-jnn-fn, von den Mongolen aber Alaſcha-ſamyn, d. h. die Verwaltung von Ala-ſchan, genannt.

Aus den Baumwollenſtaaten.

I.

Nach dem Kriege. — Arkanſas. — Landwirthſchaft und Politik. — Carpetbaggers. — Corruption. — Louiſiana. — Wahlfälſchungen. — Oeffentliche Unſicherheit. — Die Finanzlage. — Georgia, ein demokratiſch regierter Staat. — Einſchüchterung der Neger. — Deren Auswanderung. — Schwarze Wähler auf der weißen Seite.

F.R. Die ſüdlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union befinden ſich ſeit dem Ende des Seceſſionskrieges, alſo ſeit bald zwölf Jahren, in einem Gährungszuſtand, der in vielen Beziehungen wichtig und intereſſant iſt. Es handelt ſich hier nicht blaß darum, eines der fruchtbarſten Länder, die die Erde aufzuweiſen hat, für die Ausbeutung durch freie Arbeit zu gewinnen, die allein im Stande iſt, die ungeheuern Vortheile gründlich zu nutzen, welche in Boden, Klima, Lage, Ausdehnung hier zuſammengehäuft ſind; ſondern es muß hier zugleich eine Frage von der großartigſten Bedeutung für die Zukunft aller Völker, die Racenfrage, zur Löſung kommen. Die Sklaverei, welche dieſes Gebiet bis vor zwölf Jahren eingenommen hatte, hat bei ihrem Rückzug 5 Millionen farbiger Menſchen, Neger zumeiſt und Negermiſchlinge, dem Lande gelaſſen, für deren Zuſammenleben, Zuſammenarbeiten, Zuſammenbilden, Zuſammenregieren mit den Weißen eine Form zu finden iſt. Zum erſten Male tritt der Fall ein, daß eine falche Maſſe Volkes, das noch kürzlich als tief unter den Weißen ſtehend betrachtet wurde, eine politiſche und wirthſchaftliche Gleichberechtigung mit denſelben angetreten hat, von der man noch in keiner Weiſe weiß, was ihre Entwickelung und ihre Früchte ſein werden. Wird ſich miſchen, was wie Oel und Waſſer geſchieden war? Werden Fähigkeiten ſich entwickeln, welche vom Druck der Sklavenketten erdrückt waren? Oder wenn nicht, welches wird die Form ſein, in der die minderbefähigte und damit zum Dienen geborene Race ſich der höher ſtehenden weißen unterordnet, ohne in eine neue von jenen zahlreichen Formen der Abhängigkeit zu gerathen, von denen ihre einſtige Sklaverei vielleicht nicht die ſchlimmſte war? Die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter denen dieſer Proceß vor ſich geht, erſchweren ſeinen ruhigen Verlauf und compliciren den Gährungszuſtand, welcher mit demſelben verbunden iſt. Man hat die Farbigen nicht ſich ſelbſt überlaſſen, zunächſt weil man ſie nicht ihren einſtigen Herren überlaſſen konnte, vorzüglich aber, weil es im Intereſſe zahlreicher Weißen lag, ſich dieſes vortrefflichen Stimmviehs zu Zwecken höherer Politik zu bemächtigen, die freilich mit dem Wohl und Wehe dieſer allerdings ſehr leitungsbedürftigen farbigen Bevölkerung nicht das Geringſte zu thun hatten. Vorzüglich dieſe Demagogen ſind es, die die Farbigen in eine Oppoſition zu den Weißen trieben, welche mehr als einmal aus der Racenfrage einen Racenkampf zu machen drohte. Sie ſind es auch, denen wir es in erſter Reihe anzurechnen haben, wenn die Gährung dieſer Frage noch heute faſt in derſelben Trübe verharrt, wie im erſten Jahre nach der Aufhebung der Sklaverei.

Es wird ſehr viel van dem Charakter der neuen Adminiſtration abhängen, welche in dieſem Spätjahr zu wählen iſt, wie in Zukunft dieſe Verhältniſſe ſich entwickeln werden, denn ihre ſeitherige Entwickelung iſt zu einem großen Theile nur möglich geweſen unter dem Schutze und ſelbſt der Förderung einer Adminiſtration, die mit auf die Stimmen der Farbigen und ihrer Demagogen ſich ſtützte. Vielleicht werden dann in Kürze ganz andere Zuſtände eintreten, als wir ſie im Folgenden nach den Skizzen eines ſo bewährten Beobachters wie Ch. Nordhoff *) zu ſchildern verſuchen. Aber die Erſcheinungen, welche aus dem freien Zuſammen-

*) Ch. Nordhoff, The Cotton States in the spring of 1875. Newyork 1876.

leben der beiden Racen hervorgingen, wie dasselbe auch sonst immer geartet sein mochte, behalten ihren Werth für das Verständniß des Berufes und der Zukunft der einen wie der andern, vorzüglich aber der schwarzen.

Nordhoff stattete seinen ersten Besuch dem Staate Arkansas ab. Ein keineswegs günstiger Anfang! Arkansas leidet an allen Nachtheilen der Südstaaten, ohne einige ihrer wesentlichsten Vorzüge zu theilen. Die Negerbevölkerung und ihre weißen Leiter sind nicht besser als in Louisiana oder Mississippi, der Staat ist noch jung und dünnbevölkert und seine weiße Bevölkerung ist stark versetzt mit den unruhigen Elementen, welche an den Grenzen, in den Territorien sich sammeln, wo der Arm des Gesetzes kaum noch hinreicht. Auf der andern Seite ist es im Ganzen weder so fruchtbar noch klimatisch so begünstigt, wie die östlicher und südlicher gelegenen Gebiete; es bildet im Boden sowohl als im Klima den Uebergang von dem fruchtbaren und milden Tiefland des Mississippithales zu den rauhen und dürren Hochebenen des Westens. Auf weite Strecken trägt es den Charakter eines erst noch in der Besiedelung begriffenen Landes. Oeden sind häufig; die meisten Felder, selbst in der Baumwollenregion, lassen in ihren zahllosen „stumps", den Wurzelstöcken gefällter Bäume, das junge Alter ihrer Cultur erkennen; selbst melancholische „deadenings", d. h. Felder voll entrindeter und abgestorbener, aber nicht gefällter Bäume, sieht man noch oft. Der Süden und Osten ist ungleich cultivirter, als der Norden und Westen. Dort ist das Land vom Charakter der Mississippiniederung, trägt Baumwolle und Mais, hier ist es bergig und mit den Getreidearten des Nordens angebaut; dort herrscht die Plantagen- oder Großgutwirthschaft, hier ist der kleine Farmer zu Haus; dort dominirt das schwarze, hier das weiße Element. Zu Secessionszeiten bedingte dieser Unterschied der Bodengestaltung sogar eine Theilung des Staates in eine unionsfeindliche und eine unionsfreundliche Hälfte; während die Pflanzer der Niederungen für die Conföderation fochten, standen zahlreiche Farmer von Nordarkansas als „Union men" im Felde. Aehnliche Unterschiede sah man auch anderwärts im Süden; denn überall war in der Tiefe die Plantagen-, im Gebirge die Farmwirthschaft zu Hause, und die Gegensätze des politischen Credo waren häufig, wenn auch nicht überall so entschieden wie in Arkansas, der Reflex des scharfen Gegensatzes dieser beiden Wirthschaftsweisen.

Arkansas hat eine Seelenzahl von nicht ganz 650,000 Einwohnern, darunter 120,000 Stimmberechtigte. Auf 40,000 wird die Zahl der stimmberechtigten Neger angegeben. Dies Zahlenverhältniß, das den Weißen eine vollständige Zweidrittelmajorität sichert, würde in irgend einem der älteren Südstaaten genügt haben, um die Gesellschaft vor einer corrupten Negerregierung zu schützen; aber in Arkansas waren die Weißen selbst zu einem guten Theile politisch ganz so unreif wie die befreiten Sklaven, und Tausende von Bürgern, und nicht die wenigst tüchtigen, waren bis 1872 als frühere Rebellen des Stimmrechts beraubt. Als 1868 die Reconstruction in Arkansas begann, war der Staat fast ohne Schulden, aber auch fast ohne Eisenbahnen. Die erste Arbeit der Carpetbaggers (Carpet-bag, Reisetasche; diese Politiker kamen mit Reisetaschen in der Hand und gehen mit Kisten und Koffern), der fremden Demagogen, bestand in der Unterstützung einer Anzahl von Eisenbahngesellschaften mit Geld und Landanweisungen. In vier Jahren waren $5^1/_2$ Millionen Dollars an Eisenbahngesellschaften verschenkt, die in den meisten Fällen nicht einmal die Strecken ausbaueten, für welche sie Unterstützung erhielten. In ähnlicher Weise wurden Gesellschaften unterstützt, welche Dammbauten unternahmen. 3,000,000 Dollars waren bis 1871 an diese verausgabt. Diese Summen kamen zum größten Theil in die Hände von Politikern, welche den unterstützten Gesellschaften angehörten und die guten Dienste, die sie denselben in der Legislatur und in öffentlichen Aemtern leisteten, sich wohl bezahlen ließen. Dies waren die großen Diebe. Die kleinen besorgten vorzüglich die Creirung von Papiergeld, das sie im Namen des Staates nicht nur, sondern sogar der Counties und Gemeinden in Massen ausgaben. Sogar zum Besten der Schulen schufen sie Papiergeld. Sie schoben sich in die fettesten Aemter, und wo es daran fehlte, schufen sie neue Counties mit Dutzenden von neuen Aemtern. Die Countysteuern stiegen in einzelnen Counties auf 7 Procent. In den acht Jahren seit 1868 ist die früher winzige Staatsschuld so gewachsen, daß jetzt mindestens 175 Dollars auf jeden Kopf der stimmberechtigten Bevölkerung kommen! Man erzählt von einem County mit 7000 Seelen und 900,000 Dollars steuerbaren Eigenthums, das die Reconstructoren im Jahr 1868 schufen. Zwei junge „Politiker" aus Neuyork wurden vom Gouverneur zum Scheriff und Clerk derselben ernannt und diese beiden trieben im ersten Jahr gegen 40,000 Dollars in Steuern ein und gaben 50,000 Dollars County-Papiergeld aus. Sie nahmen die Steuern in Greenbacks, d. h. in Noten der Vereinigten Staaten, und lieferten sie in entwerthetem Staatspapiergeld ab. Sie verkauften Aemter, entließen Gefangene, fälschten Documente und zogen sich nach einigen Jahren mit ihrer Beute ungestraft zurück. Ein gewisser Mallory, der Locomativführer bei der Eriebahn gewesen war, beschwindelte als Miliz-general und Staatssenator den Staat Arkansas um viele Tausende. Er lieferte unter anderen der Miliz Kaffeemühlen zu 17 Doll. das Stück. Ein Zimmermann, der vom Governor zum Clerk eines entlegenen County ernannt wurde, begann seine Thätigkeit damit, daß er Papiergeld drucken ließ, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, so daß er seine Reise nach dem Ort seiner neuen Bestimmung sogleich mit den neugeschaffenen Noten bezahlte. Von ähnlichen Geschichten wimmeln die Berichte über die Reconstruction von Arkansas, welche im eigentlichen Sinne eine Destruction war. Zu den politisch verhüllten Unterschleifen, von denen nicht ein einziger Beamter der Reconstructionsregierung freigesprochen wird, kamen offene Diebereien seitens hervorragender Parteihäupter gar nicht selten vor. Das oft gehörte Urtheil: „Arkansas wird von einer Diebesbande regiert" war keine Phrase. Nur in Louisiana hatte die Regierung der Republikanerpartei vielleicht in noch höherm Grade den Charakter eines organisirten Ausbeutungssystems angenommen und waren ihre Organe noch stärker mit ehrlosen Elementen durchsetzt, aber vor allen anderen Südstaaten ist Arkansas ausgezeichnet durch die Offenheit, mit der es von seinen Regierern gebrandschatzt wurde. Unglücklicher Weise war der bessere Theil der weißen Bevölkerung bis zu den Wahlen von 1874 dazu verdammt, dieses System über sich ergehen zu lassen, und selbst dann, als diese Wahlen die demokratische Partei — in diesem Falle die ehrlichen Leute — an die Spitze gebracht hatten, versuchten es die gestürzten Republikaner, gestützt auf ihren Negeranhang und auf die Hülfe der Bundesregierung, sich neuerdings wieder der Leitung zu bemächtigen. Nach einem kleinen Putsch, der im Frühling 1874 einige Wochen hindurch den Süden in Aufregung erhielt, wurden sie indessen endgültig von den Geschäften entfernt, und Arkansas scheint nun, nachdem auch die eben (September 1876) beendigten Neuwahlen den Demokraten günstig ausgefallen sind, in die Lage versetzt zu sein, ernstlich an der Heilung der Wunden zu arbeiten, welche eine fünfjährige Mißregierung geschlagen hatte. Es ist eine auffallende, aber nicht unerwartete Erscheinung, daß bei den

Digitized by Google

beiden letzten Wahlen die Partei der Besitzenden, der früheren Sklavenhalter, einen großen Theil der Negerstimmen erhielt, trotzdem man von gegnerischer Seite den Negern weisgemacht hatte, daß sie von ihren alten Herren wieder in die Sklaverei zurückgeworfen werden sollten. Es ist eben in den letzten zehn Jahren eine besitzende Classe unter den Negern aufgewachsen, die noch gering an Zahl, aber einflußreich unter ihren Volksgenossen ist; ihr ist ein betrügerisches Regierungssystem womöglich noch verderblicher als den Weißen, da sie dessen Bedrückungen nicht denselben Grad von Widerstand entgegenzusetzen vermögen.

Während in Arkansas, gleichwie in anderen mehr gegen Norden zu gelegenen Südstaaten, wo die Plantagenwirthschaft noch nicht so tief Wurzel gefaßt hatte und die Masse der Neger in Folge dessen weniger groß ist, die Zerrüttung, welche der Krieg und die Reconstruction brachten, allmälig wieder einer gedeihlichern Entwickelung auf politischem und wirthschoftlichem Gebiete Platz machen, verharren in Louisiana, dem echtesten Pflanzerstaat, auch jetzt noch die politischen wie wirthschaftlichen Zustände in derselben Verwirrung, in der sie der Krieg und die Reconstruction gelassen haben. Der Racengegensatz treibt hier seine üppigsten Blüthen. Nach dem Census von 1870 zählte Louisiana 87,076 weiße und 86,913 schwarze Wähler. Man behauptet zwar, daß die Zahl der Weißen viel zu gering, vielleicht um 15,000 zu niedeig angegeben sei; aber es ist Thatsache, daß bei den Wahlen die beiden Racen, welche sich so ziemlich mit den beiden Hauptparteien decken, bisher einander nahezu die Wage gehalten haben. Das republikanische Ticket wurde bei den letzten Staatswahlen von nicht mehr als 5000 Weißen unterstützt, das demokratische von nicht ebensovielen Schwarzen. Was man also „Color-line“ nennt, die Scheidung der Parteien nach Racen, kommt hier zu vollster Geltung. Kaum ein einziger einheimischer Bürger steht auf der Seite jener 5000 weißen Republikaner, die große Mehrzahl derselben besteht aus Bundesbeamten und eingewanderten Demagogen von der Classe jener Carpetbagger, die sich mit Hülfe des schwarzen Stimmviehs, das sie durch eine eiserne Wahldisciplin zusammenhalten, aller einträglichen Aemter bemächtigt haben. Wie diese Bande in den verschiedenen Staaten, deren sie sich bemächtigt hat, je nach den Umständen mit weit verschiedenen Mitteln ihre Ziele zu erreichen weiß, so ist es hier in Louisiana in erster Linie die Wahlfälschung in allen Formen, durch welche sie ihren Einfluß behauptet. Die geringe Mehrheit der Conservativen wird durch falsche Registrirung, Fälschung der Abstimmung, Bestechung, Terrorismus und in letzter Instanz (wie es im Frühling 1875 geschah) durch Anrufung der parteiverwandten Bundesregierung erdrückt. Das Congreßcomité, das die Wahlen von 1875 zu prüfen hatte, wies nach, daß die Führer der Republikaner allein in Neuorleans 5200 falsche Wählerregistrationen gemacht hatten. Mehrmals wurden bei derselben Wahl die Listen conservativ ausgefallener Wahlen von der andern Partei gestohlen und vernichtet. Selbst der unglaubliche Fall, daß ein Gesetz im Wortlaut verändert wurde, nachdem es die Legislatur passirt hatte, wurde im vorigen Jahre vor der Grand Jury von Neuorleans abgeurtheilt. Da durch die Reconstructionsverfassung von 1868 die Ernennung aller Beamten, die mit der Steuererhebung und den Wahlen zu thun haben, in die Hände des Governors gelegt ist, da dieser alle Aemter im Staate zu besetzen hat, die während seiner Amtsführung vacant werden, da er die städtische Polizei von Neuorleans — ein kleines stehendes Heer, das im ganzen Staate verwandt wird — und die Staatsmiliz zur Verfügung hat, da er ferner die finanziell so wichtige Commission für öffentliche Arbeiten zu ernennen hat, so kann er für die Partei, zu deren Nutzen diese Verfassung gemacht ist, mit einer Macht wirken, wie sie in einem altcentralisirten Staate nicht wirksamer gedacht werden kann. Die gemeinsamen Interessen ketten dazu die Partei und ihre Beamten zu einer compacten Masse zusammen, die bloß einer großen Dosis von Gewissenlosigkeit bedarf, um selbst als Minderheit sich im Staate herrschend zu erholten, wie es nun seit acht Jahren trotz des verzweifelten Widerstandes aller einheimischen Weißen, aber allerdings zuletzt nur mit Hülfe der Bundestruppen geschehen ist. Daß Packard, der Bundesmarschall, der die Autorität der Bundesregierung gegenüber dem Staate Louisiana vertritt, gleichzeitig auch Präsident des republikanischen Wahlcomités ist, zeigt deutlich die Stellung, welche die in Washington herrschenden Republikaner zu den Südstaaten einnehmen. Ihr letztes Ziel ist die Schaffung einer verlässigen republikanischen Partei im Süden, deren Gros das leitsame Negerstimmvieh bilden würde, und die man bis zu ihrer vollständigen Consolidirung durch geschickte Politiker und nöthigenfalls durch Bundesmilitär unterstützt. Es steht aber außer Zweifel, daß auch hier die Partei sich trotz aller Gewaltmittel nur so lange halten wird, als man sie von Washington aus hält. Ohne die Hoffnung auf einen Umschwung der Bundespolitik, den man von den diesjährigen Wahlen erwartet, würden die Weißen von Louisiana wohl kaum bis heute ihre Regierung ertragen haben. Schon der materielle Ruin, den dieselbe über sie gebracht hat, hätte ohne diese Hoffnung sie schon längst zu einer gewaltsamen Befreiung aus diesen Banden zwingen müssen. Louisiana hat seine Staatsschuld, die 1868 16 Mill. betrug, auf über 50 Mill. Doll., und seine Staatssteuern von 29 per Mille im Jahre 1861 auf 215 per Mille im Jahre 1873 steigen sehen. Eine Commission, welche der Legislatur letztes Jahr über die traurige Finanzlage dieses einst blühendsten aller Südstaaten berichtete, fand, wie sie in ihrem Berichte ausspricht, „daß ein großer Theil der öffentlichen Schuld von verschwenderischen Ausgaben herrührt, daß von allen seit 1865 contrahirten Anleihen nicht mehr als 50 Procent in die Staatscassen stossen und daß selbst von dieser Summe nur die Hälfte zum Besten des Staates verwandt wurde, so daß ihm überhaupt nur ein Viertel der Schuld zu Gute kam, welche aufgenommen wurde. Außer drei Viertel der Schuld ist auch die Hälfte aller seitdem eingegangeaen Steuern von der Regierung verschwendet oder in noch schlimmerer Weise dem Staate entfremdet worden.“

Die Formen, in der diese „Entfremdungen“ verübt werden, sehen sich in den verschiedenen Staaten so ähnlich, daß maa sie bloß von einem zu kennen braucht, um sie überall wiederzufinden. Der Mißbrauch der Papiergeldpresse, die Staatssubventionen, welche durch das Medium schwindelhafter Eisenbahn-, Canal-, Dampfschifffahrtsgesellschaften und dergleichen in die Taschen der Volksvertreter und Beamten fließen, der Verkauf der Aemter und der Gerechtigkeit sind in Louisiana ebenso heimisch geworden wie in Arkansas. Auch hat ganz wie hier die Ausdeutung sich nicht auf die Gelder des Staates beschränkt, sondern die Steuern der Bezirke und Gemeinden in kaum minder crasser Weise in Anspruch genommen. Aber eine Folge der Mißregierung, die in dieser Ausdehnung nur Louisiana zukommt, ist die öffentliche Unsicherheit, welche seit 1868 in erschreckendem Maße zugenommen hat. Man besitzt keine Statistik der Todtschläge, die den ganzen Staat umfaßt, aber man kann sich einen Begriff von den Zuständen machen, wenn man hört, daß in 13 von den 57 Bezirken (Parishes), in die der Staat getheilt ist, von 1868 bis 1875 313 Mordthaten begangen wurden, davon 93 von Weißen gegen Weiße, 143 von Farbigen gegen Farbige, 28 von Farbigen gegen Weiße, 32 von Weißen gegen Farbige, 12 durch Unbekannte, 10 durch

„Mobs". Die verhältnißmäßig geringe Zahl der Mordthaten, welche durch Weiße an Farbigen und umgekehrt verübt worden, läßt erkennen, daß dieser erschreckenden Unsicherheit weniger der Racenhaß als eine Demoralisation zu Grunde liegt, welche beide Racen, jedoch die schwarze viel mehr als die weiße, ergriffen hat. Bis 1868 war es in dieser Hinsicht allerdings anders gewesen, denn in den Jahren, welche dem Kriege folgten, und in denen die weiße Bevölkerung sich noch ebensowenig in den Gedanken an die Freiheit der Farbigen als diese in ihre neuen Rechte gefunden hatten, waren die Neger in manchen Theilen von Louisiana geradezu vogelfrei gewesen, und die Zahl von 2500 „politischen" Mordthaten, welche in der Zeit von 1865 bis 1868 im Staate vorgefallen sein sollen, ist nicht so unwahrscheinlich, wie sie aussieht. Aber dem Wachsen der öffentlichen Unsicherheit seit dieser Zeit liegt mehr die allgemeine Verwilderung der Sitten, besonders die enorme Zunahme der Trunksucht, als irgend ein politisches Motiv zu Grunde. Es ist eine Thatsache, die man ethnographisch interessant nennen kann, daß die Negerarbeiter gewöhnlich ein Rasirmesser als Waffe führen. Nicht bloß in Louisiana, sondern auch anderwärts ist dies ihre Lieblingswaffe.

Daß auch die Verarmung einen Theil der Schuld an diesen Mißständen trägt, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, welche schweren Opfer Louisiana im Secessionskrieg brachte, wie sehr es als ausgeprägtester Pflanzerstaat unter der Aufhebung der Sklaverei litt, und daß es von diesen sich noch nicht erholt hatte, als die Räubereien der Reconstructionsregierung begannen. Die Zwangsverkäufe wegen Steuerrückständen sind bei der jährlich wachsenden Steuerlast so häufig geworden, daß sie zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zählen. In dem einzigen Parish von St. Landry gab es in den zwei Jahren von November 1871 bis November 1873 nicht weniger als 821 zwangsweise Landverkäufe wegen Steuerrückständen. In Neuorleans kamen in derselben Zeit 47,491 Zwangsverkäufe vor. Nordhoff erzählt eine Geschichte von einem Anwesen in Neuorleans, das 1867 eine Million werth gewesen war und 1872 540 Doll. mehr Steuern trug, als es abwarf. Grundstücke sind seit 1868 in Neuorleans um 50 Procent im Werth gefallen. Wenn man hört, daß von den 22 Mill. Doll. städtischer Schuld, welche auf Neuorleans lasten, drei Viertel blaß 35 Procent werth sind und daß die städtischen Umlagen 3 Procent betragen, so hat man einen Maßstab für den Druck, der besonders auf den größeren Besitzern ruht. Viele von diesen sind gezwungen worden, ihre Plantagen oder Geschäfte zu verkaufen, und Tausende der alten Pflanzeraristokraten haben in den letzten zehn Jahren die Auswanderung der Negerregierung und Ausbeutung vorgezogen. Manche haben es allerdings verstanden, durch wohlangebrachte Spenden die Steuereinschätzer mild zu stimmen, und die Lage der kleineren Besitzer, die dies nicht zu thun vermögen, ist wahrscheinlich noch schlimmer als die mancher großen Pflanzer. Der Bericht des Staatsauditors enthält für 1874 die Angabe, daß 20 Steuereinnehmer den Staat um 200,000 Doll. betrogen haben!

Derartige Zustände können unmöglich dauern, sie tragen die Gründe ihres sehr raschen Zerfalls in sich selber. Als die Republikaner im Jahr 1868 mit Hülfe der Negerstimmen zur Regierung kamen, waren zahlreiche Weiße im Staat unzufrieden mit dem Widerstand, der von den Pflanzern und ihren Anhängern der unvermeidlich gewordenen Emancipation der Sklaven entgegengesetzt wurde; sie unterstützten die Republikaner, weil sie damit den innern Frieden wiederherstellen zu können vermeinten, der in den ersten Jahren nach dem Kriege in Folge jenes oft blutigen Widerstandes einem erneueten und gräßlichern Bürgerkriege Platz zu machen drohte. Je länger aber die republikanische Regierung dauerte, um so mehr ihrer weißen Anhänger fielen von ihr ab; denn wer immer es in dieser Partei ehrlich meinte, fand es mit der Zeit unmöglich zusammenzuarbeiten mit den Negern, die von Jahr zu Jahr anspruchsvoller, ämtersüchtiger und corrupter wurden und mit Vertrauen nur denjenigen Weißen entgegenkamen, die ihnen Aemter und Würden verschafften, indem sie als Demagogen an ihre Spitze traten und ihnen die Intelligenz und das politische Organisationstalent liehen, die jene entbehrten und ohne welche bei ihrer natürlichen Indolenz, ihrer Unbildung und ihrem Hang zu undisciplinirtem Handeln kein Erfolg zu hoffen war. Die Folge dieser Entwickelung, welche übrigens von allen einsichtigen Weißen vorausgesehen wurde, ist die immer schärfer werdende Scheidung der Parteien nach Racen, die scharfe Betonung der „Colorline"; die Demokraten oder Conservativen, die einstige Sklavenhalterpartei, umschließen heute alle Weißen, welche ein Interesse haben an der Erhaltung der Cultur im Staate, an einer civilisirten und ehrlichen Regierung, während die republikanische Partei aus der Masse der Farbigen und ihren corrupten Leitern besteht. Diese Scheidung hat sich überall vollzogen, wo die Farbigen in solcher Anzahl vorhanden waren, daß sie zu einer einflußreichen Partei zusammengeballt werden konnten. Das Ende dieser Entwickelung wird in jedem Fall ihre Verdrängung aus den Stellungen sein, welche sie mit Hülfe der weißen Demagogen sich in den Südstaaten erworben haben.

Der Staat Georgia repräsentirt einen dritten Typus von Reconstruction, von einer heilsam, wenn auch nicht ohne Sturm verlaufenden, deren Betrachtung auch für die Beurtheilung der Zustände in so viel weniger günstig situirten Staaten wie Arkansas und Louisiana nicht ohne Werth ist. Georgia ist in der glücklichen Lage, eine sehr starke weiße Majorität und in ihr fast keine Republikaner aber Negerfreunde zu haben. Die Politik der früheren Sklavenhalter und ihrer demokratischen Gesinnungsgenossen ist die Politik fast aller einheimischen Weißen im Staate, während die farbige Minorität hier mehr als anderwärts von Leitern ihrer eigenen Race angeführt wird, die manchmal gescheite, aber in der Regel unscrupulöse Leute sind. Man sagt, daß die demokratische Partei es nicht schwer gefunden habe, manche von diesen farbigen Parteiführern zu bestechen. „Sie können kein Mitglied der Union League (des republikanischen Negervereins, der über den ganzen Süden verbreitet war), aber sehr leicht ihre Leiter kaufen. Das Letztere thaten wir und die Union Leagues sind nun fast überall aufgelöst." So berichtete ein Demokrat in Georgia unserm Gewährsmann, der aber hinzufügt, daß viel häufiger als dies andere Mittel herhalten mußten, wenn es sich darum handelte, den Farbigen die Majorität zu entreißen, auf welche sie in einzelnen Bezirken des Staates rechnen durften. Das wirksamste unter denselben war die Ausschließung vom Wahlrecht, die jeden traf, der im vorhergehenden Jahr seine Steuern nicht bezahlt hatte. Mindestens die Hälfte aller Neger in Georgia soll gegenwärtig unter dieser Maßregel ihres Wahlrechts beraubt sein. Wo dieses rechtmäßige Abwehrmittel noch nicht durchschlägt, greift man noch heute in Georgia, wie man es in Louisiana und anderwärts vor 1868 gethan, zur Einschüchterung der Neger. Die Weißen geben zwar zu, daß es ein Unrecht sei, hatten es aber in diesem Falle für erlaubt, da es sich darum handle, sich eine Diebsregierung vom Halse zu halten. Ein solches Verfahren ist beklagenswerth, aber natürlich. Die starke Auswanderung der Neger nach anderen Staaten, wo sie sich an eine compactere Masse ihrer Landsleute anschließen können, scheint übrigens in den letzten Jahren fast in allen Counties jede Einschüchterung der farbigen Wähler selbst in den Augen des starrsten Demokraten

Digitized by Google

überflüſſig gemacht zu haben. 1874 wurde die Zahl der farbigen Wähler von Georgia auf 83,318 angegeben; ein Vergleich mit früheren Angaben ſcheint zu lehren, daß mindeſtens 25,000 Farbige den Staat ſeit dem Ende des Seceſſionskrieges verlaſſen haben. Allerdings iſt auch von der weißen Bevölkerung ein nicht geringer Theil nach Weſten und zum Theil nach Florida ausgewandert, aber dieſe Lücke hat wenigſtens theilweiſe eine ſtarke Einwanderung von Norden her wieder ausgefüllt.

Der gegenwärtige Zuſtand von Georgia zeigt deutlich, wie wenig die Farbigen auf dem politiſchen Gebiete leiſten können, wo ſie nicht in der Maſſenhaftigkeit vorhanden ſind, welche ihnen allein das nöthige Vertrauen zu ſich ſelber einflößt. Es giebt keine republikaniſche Partei im Staate, welche bei den Wahlen zu den Vertretungskörpern des Staates oder der Bundesgewalt ſich geltend machen könnte. Nur eine einzige Zeitung dient den Republikanern. Während noch nicht 5000 Weiße bei den Wahlen von 1874 republikaniſch ſtimmten, gaben mehr als 10,000 Farbige ihre Stimmen den Demokraten. Man kann den letzteren einige Ungerechtigkeiten gegen ihre farbigen Mitbürger vorwerfen, aber gegen ihre Verwaltung des Staates wiſſen ſelbſt die Gegner nichts Triftiges einzuwenden. Trotzdem, daß Georgia mit am meiſten von allen Südſtaaten durch den Krieg litt, ſteht es in ſeinen Finanzen beſſer als die Mehrzahl der alten Seceſſionsgenoſſen da, ſeine Staatsſchuld beläuft ſich auf 8 Mill. Doll. und die Staatsausgaben betrugen 1874 776,000 Doll. Man wird dieſe Zahl würdigen, wenn man hört, daß in Louiſiana allein die Diäten und Accidentien der Legislaturmitglieder ſich (1871) auf 958,000 Doll. und die Koſten der Druckſachen des Staates auf 431,000 Doll. beliefen. Wäre Georgia von der Natur mit einem Boden und Klima ausgeſtattet wie Louiſiana oder Miſſiſſippi, ſo würde es ſicherlich ſchon heute alle Wunden des Bürgerkriegs und der Sklavenbefreiung verſchmerzt haben.

Italieniſche Kinderſpiele.

Von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch von der Wichtigkeit der Kinderſpiele für die Völkerkunde ſprechen. Der Werth derſelben für die Wiſſenſchaft wird ſich jedoch erſt dann in vollem Maß erkennen laſſen, wenn man hinreichendes Material aus den verſchiedenſten Gegenden und Orten beſitzt, um die einzelnen Spiele vergleichend zuſammenſtellen zu können. Nun hat man zwar ſchon ſeit vielen Jahren, namentlich in den Ländern der germaniſchen und ſlaviſchen Völker, die Kinderreime und Kinderſpiele einer nicht mindern Beachtung gewürdigt, als die Märchen, Lieder und Sprichwörter, indeſſen bleibt doch immer noch viel mehr zu thun übrig, als bereits geſchehen iſt, ſoll die nöthige Vollſtändigkeit erzielt werden. Als Beitrag zu dieſer Arbeit möge daher die folgende Sammlung Kinderſpiele aus Italien dienen.

I. Kinderſpiele in Neapel.

Am verbreitetſten iſt Capo o Croce, Kopf oder Kreuz. Man räth, auf welche Seite die Münze fallen wird, welche man in die Höhe wirft.

Dieſes Spiel, welches man in Deutſchland unter dem Namen „Kopf oder Schrift“ kennt, iſt das caput aut navis der alten Römer, und heißt in Florenz palle o Santi, Kugeln oder Heilige (von den Kugeln im Wappen der Medici); in Venedig testa o Madona, Kopf (des Dogen) oder Madonna; in Florenz Santi o Cappelletto, Heilige oder Hütchen (von den päpſtlichen Schlüſſeln unter der Tiara); in Spanien Castilla o Leon oder crux o cara; in Frankreich croix ou pile; in Schottland King or crown u. ſ. w.

Nicht minder beliebt iſt pare o spare, Gleich oder Ungleich, das par impar der Römer. Man ſtreckt raſch einen oder mehrere Finger der rechten Hand aus, und der Gegner muß errathen, ob es eine gleiche oder ungleiche Zahl geweſen iſt. Im erſtern Fall ſiegt pare; im zweiten spare.

Dieſelbe Frage: pare o spare entſcheidet auch das Spiel lu paro, das Gleiche. Man gräbt dazu eine große Grube in die Erde, beſtimmt einen Punkt, von wo aus, ſo wie das Geld, um das man ſpielen will, und legt acht Holzkugeln, die man während des Fragens in der Rechten gehalten, in einer Reihe horizontal neben einander, um ſie in die Grube zu werfen. Fällt eine gleiche Anzahl von Kugeln hinein, gewinnt pare; wo nicht, spare.

Lu nove, die Neun, verdankt ſeinen Namen den dreimal drei Löchern, die man gräbt. Weſſen Kugel in das mittelſte der mittlern Reihe fällt, der gewinnt alle Kugeln, auch die, welche in andere Löcher gefallen ſind.

Zum „Graben“ (la fossa) macht man zwei Löcher: ein größeres und ein kleineres. Iſt man übereingekommen, um wie viel man ſpielen will, giebt man den Einſatz einem der Spieler zum Aufheben, der als unparteiiſch und rechtſchaffen beſonderes Vertrauen genießt. Wer dann vom feſtgeſetzten Standpunkt aus ſeine hölzerne Kugel ins größere Loch ſchiebt, gewinnt ſeinen Einſatz und ruft: lu mmio, mein Theil; wer aber ins kleinere Loch trifft, gewinnt Alles bis auf den Theil des Erſten und ſagt: mmieze, halb.

L'oca, die Gans, wird mit einer Tafel geſpielt, welche 63 Fächer in einem Kreiſe hat.

Zum Rió legt man eine Nuß ſenkrecht auf eine andere, die am Boden liegt und ſchlägt mit einem Stein auf die obere, indem man ri-ò! ruft. Geht dieſe entzwei, verliert ihr Beſitzer; zerbricht aber die untere, gewinnt er.

Bei la noce o lu rano (die Nuß und der Grano) ſteckt ein Spieler eine Nuß in die Erde und legt einen Grano ($^5/_{10}$ Pfennig) darauf. Dann wirft jeder Spieler ſeine Nuß nach dieſem Ziel. Wer es trifft, gewinnt Nuß und Geld und hat ſeinerſeits das Recht, eine Nuß mit einem Grano in die Erde zu ſtecken und damit alle Nüſſe zu gewinnen, welche nach dieſem Ziel geworfen werden, ohne es zu treffen.

Zu den „Schlöſſern“ (Le ocastella) giebt jeder Mitſpieler vier Nüſſe, welche ſo auf die Erde gelegt werden, daß ſtets eine auf dreien liegt und ſo ein ocastello bildet. Jeder wirft nun mit einer der größten Nüſſe, pallone genannt, nach dieſen Schlöſſern, und gewinnt deren ſo viele, wie er umwirft.

La ripa, das Ufer, wird von einer größern Zahl von Kindern geſpielt, deren jedes eine Anzahl Nüſſe giebt, welche eine hinter die andere aufrecht in den Boden geſteckt und mit etwas Erde umgeben werden, ſo daß dieſe eine Art Bett bildet. Dann wirft ein Spieler nach dem andern vom beſtimmten Standpunkt aus mit einer Nuß nach dieſen Nüſſen

Digitized by Google

und gewinnt alle, die er ſo trifft, daß ſie von ihrem Bett herabfallen.

Ebenfalls von Mehreren wird „Schlägel und Pflock“, maaza e pivuzo, geſpielt. Die Erſten, welche das Loos trifft, nehmen den Pflock, die Anderen den Schlägel in die Hand, und einer von denen, welche den Pflock haben, ſucht ihn in eins der beiden Löcher feſtzutreiben, die man dazu gemacht hat, worauf der mit dem Schlägel ſchnell ſo nach dem Pflock ſchlägt, daß er ihn möglichſt weit fortſchleudert. Wer den Pflock verloren hat, muß ihn wieder holen, während die Spieler, welche den Schlägel haben, mit unendlicher Geſchwindigkeit von einem Loch zum andern laufen und zählen, wie oft ſie hin- und herkommen. Könnten ſie, ehe der Pflockſucher zurückkehrt, zehn Mal ihre Tour beenden, ſo werden ſie Sieger und nehmen ihrerſeits den Pflock; kann aber der mit dem Pflock früher zurück ſein, ſo bleibt er Sieger und darf den Pflock nochmals in ein Loch ſtecken.

Bei dem Spiel maste, catenella o ppastore giebt Jeder ein Geldſtück. Dann ſtellt man einen länglichen Stein, den maste, ſenkrecht auf den Boden, legt hinter ihn ſämmtliche Einſätze und wirft nun von einem beſtimmten Punkte aus mit einem kleinern Stein, der pastora *), nach ihm. Wer ihn ſo trifft, daß er vom Geld wegfliegt, gewinnt die Geldmünzen, die ſeiner pastora näher liegen, als dem maste; liegen ſie aber alle dem maste näher, gewinnt er nichts, und ſo geht das Werfen fort, bis alles Geld hinter dem maste gewonnen iſt.

Azzecca muro, Mauernahen, iſt das deutſche „Anſchlagen“. Einer wirft eine Münze gegen die Mauer, die Anderen werfen ihm nach. Der, deſſen Münze am nächſten der Mauer liegt, ſiegt.

Der neapolitaniſche Kreiſel (lo strummolo) unterſcheidet ſich vom römiſchen, der deshalb strummolo a la romana heißt. Er iſt mit einer eiſernen Spitze verſehen, wird mit einem Faden umwunden und dann geworfen, während der römiſche dem turbo der alten Römer gleicht und mit einer Peitſche im Drehen erhalten wird.

In Florenz nennt man den erſtern il palòo, den zweiten la trottola.

Von Kraftſpielen ſind beſonders zwei beliebt: Le piramidi, die Pyramiden, und A scarreca varrile, das Faßabladen.

Bei dem letztern ſtellt ſich Einer mit gekrümmtem Rücken hin, die Anderen ſpringen über ihn weg, indem ſie ſprechen: Piri, piri botta e scarreca pallotta — piri, piri, piri e scarreca varrile, und Jeder, der den Sprung gemacht hat, ſtellt ſich ſeinerſeits auf, damit die Anderen über ihn hinwegſpringen können.

Zur Pyramide laſſen ſich acht der ſtärkſten Knaben auf ein Knie nieder; acht andere ſteigen, einander an den Händen faſſend, auf die Schultern der Knienden, und wenn dieſe ſich erhoben haben, ſetzt ſich die ſchwankende Maſchine in Bewegung. Die unteren ſingen dabei:

O guaglinne che state da coppa,
Stateve attiente a nun cadè

(o Jungen, die ihr paarweiſe ſteht, paßt auf, daß ihr nicht fallt);

die oberen antworten:

O guagliune che state da sotto,
Stateve forte a mantenè

(o Jungen, die ihr unten ſteht, ſteht feſt, um uns zu halten); und Alle ſingen im Chor:

Pizzica ccà, pizzica là,
Pe ttutta Caserta avimm' a passà

(picke dort, picke hier, durch ganz Caſerta müſſen wir);

bis eine Stimme ruft: ferma, ferma! (Halt an, Halt an!) Alles ſchwankt, die oberen ſpringen herab oder fallen herunter, und Einer wirft die Schuld auf den Andern.

*) Die kleinen Ziegel- oder Pflaſterſteine, welche man ſtatt der Kugeln anwendet, heißen le ppastore; ſind es aber Steine vom Meeresſtrand, nennt man ſie vroccelle.

II. Kinderſpiele in Genua.

Zu allen Spielen, bei welchen das Loos entſcheidet, wer den Anfang machen ſoll, bedienen ſich die Kinder Liguriens einer Methode, die ſie a-o hagon *) nennen. Jeder Mitſpieler hebt nämlich einen oder mehrere Finger in die Höhe, man zählt dieſelben und den, bei welchem die Zählung endigt, trifft das Loos.

Mitunter wendet man auch das Looſen a-e hüsche an, indem Einer ſo viel ungleiche Splitter oder Strohhalme, wie Spieler ſind, in der Hand nimmt, ſie ſo hält, daß man nur das Ende ſieht, und ziehen läßt. Je nachdem es ausgemacht iſt, entſcheidet der längſte oder kürzeſte.

Das Capo o croce der Neapolitaner heißt in Genua a croxe a griffo, Kreuz und Greif, weil die älteſten genueſiſchen Münzen ein Kreuz und das ſogenannte Grifo (Greif), ein Caſtell, oder, wie Andere wollen, einen Greif, trugen, der einen Fuchs, das Wappenbild Piſas, zu Boden drückt und die Umſchrift führte: „Gryphus ut hanc angit, sic hostes Genua frangit.“

A pâ-dæspa iſt das toscaniſche a pari o caffo, Gleich oder Ungleich; a-e bocce das gewöhnliche italieniſche Kugelſpiel, welches a-e piastrelle genannt wird, wenn man ſtatt der Kugeln Steine nimmt, und all' arbetto, unſer Blindekuhſpiel, das italieniſch a mosca cieca, blinde Fliege, heißt. Auch unſer Federballſpiel findet ſich in Genua unter der Benennung a-o ciùmmin wieder; unſer Eierkippen führt dort den Namen a rompi, und unſer Anſchlagen heißt auf Genueſiſch a-a battin.

Beim Aalſpiel (all' anghilla), das in Toscana nicht üblich iſt, verſteckt und ſucht man ein Schnupftuch oder einen andern Gegenſtand, und der Verſtecker ruft, ſobald die Suchenden dem Verſteck ſehr nahe ſind, Fuoco (Feuer) oder Brucia (es brennt); ſind ſie aber ſehr weit, Acqua (Waſſer) oder Mare (Meer).

Verſteckt man Geldſtücke in Kleienhäufchen, um ſie nach Wahl durchs Loos zu ſuchen, wie beim toscaniſchen a cruscherella oder a sembolino, heißt das Spiel a brennetto, Kirie.

Beim Wirthsſpiel (oste), das von Mehreren geſpielt wird, nähert ſich Jeder mit einer Kugel dem Ziel, darf aber nicht werfen, bevor er nicht von den Anderen aufgefordert wird, es zu thun. Wer dem zuwider handelt oder beim Wurf am entfernteſten vom Ziele bleibt, verliert und bezahlt den beſtimmten Satz.

Das genueſiſche a bæra a bæra iſt das toscaniſche a ruffa raffa: ein Kind wirft eine Anzahl Steine, Bohnen oder dergleichen in die Luft, und wer zuerſt oder am meiſten fängt, gewinnt.

Andere Wurfſpiele ſind: a tocca tocchin; a göghin; a-i callai; a-o becchello; a ciavai; a-o mastro; a-e sbigge und a teitetto.

Beim letztern wirft man eine Kugel auf oder über ein kleines „Dach“, das in Toscana palottolajo heißt; beim erſten aber wirft Eins eine Nuß auf den Boden, und wer ſie gewinnen will, muß ſie mit ſeiner Nuß „treffen“.

Beim göghin machen die Kinder ein Loch in die Erde und werfen aus einer beſtimmten Entfernung eine Haſelnuß hinein, indem ſie dieſelbe mit dem Zeigefinger ſtoßen, wenn ſie beim erſten Wurf nicht ins Loch fällt; beim ciavai, das nur in Genua bekannt iſt, wirft man eine Hand voll Haſel-

*) Die meiſten Namen der Spiele ſind zu local, um ſich im Deutſchen genügend wiedergeben zu laſſen und daher unüberſetzt geblieben.

nüſſe oder dergleichen auf den ebenen Boden und ſucht dann mit Schnippchen eine an die andere zu ſtoßen.

A-i callai iſt das neapolitaniſche le ccastella, das toscaniſche alle caselle, castallino oder cappannelle. Man legt drei Haſelnüſſe, Kaſtanien oder dergleichen im Dreieck neben einander, eine pyramidenförmig darüber, und wirft nun aus einer gewiſſen Entfernung mit einer Nuß oder Kaſtanie nach dieſen „Schlöſſeen“, wabei der gewinnt, der ſie umwirft.

A-o becchello und a-o mastro werden faſt eben ſo geſpielt, wie in Neapel maste, catenella e ppastore und la noce e lu rano. Beim erſten wirft man von einem beſtimmten Standpunkt aus ein Steinchen, das becchello genannt wird, und dann wirft jeder Mitſpieler ein Geldſtück nach ihm. Hierauf ſammelt man alle Münzen, legt eine über die andere, und zwar ſtets mit dem Greif nach oben, und ſucht ſie mit dem becchello in der Hand ſo zu treffen, daß ſie mit der umgekehrten oder Kreuzſeite auf den Baden fallen. Wer dies erreicht, gewinnt. Diejenigen, deren Geldſtücke dem Stein am nächſten gekommen waren, haben das Recht, zuerſt mit ihm ihr Glück an der Geldſäule zu verſuchen.

Beim zweiten ſtellen die Kinder einen Stein oder Ziegel, den ſie Sussi nennen, aufrecht auf den Boden, legen eine Münze mit der Greifſeite darauf und werfen nun aus einer gewiſſen Entfernung mit einem Stein danach. Wer den Sussi ſo trifft, daß die Münze herabfällt und auf der Kreuzſeite liegt, gewinnt ſie.

A-a sbigge wird mit 9 bis 12 aus Holz gedrechſelten „Spinbeln“ geſpielt, die man der Reihe nach in die Erde ſteckt, um mit einer kleinen Walze von einem beſtimmten Standpunkt aas nach ihnen zu werfen und zu ſehen, wie viel mon umwirft nnd infolge deſſen gewinnt.

In Toscana heißt dieſes Spiel ai birilli aber ai ralli, das vorhergehende fare al Sussi (in Florenz a bntta buttino) nnd das genueſiſche a göghin: alla bnca.

Zum Räuberſpiel (a toccaforo, Faß's-Eiſen-an) theilt ſich ein Haufen Knaben in Häſcher und Diebe aber Räuber. Die erſteren verfolgen die letzteren, welche var der Gefangennehmung nur dann ſicher ſind, wenn ſie den zum Schutzort erklärten Platz (Bomba) oder irgend ein Stück Eiſen erreichen können.

Beim Sträußchenſpiel (a-o massetto) nimmt jebes Kind den Namen einer Blume an, die zu einem Strauß kammen ſoll, und muß ſogleich antworten, wenn dieſer Name gerufen wird. Wer es vergißt, giebt ein Pfond, das er nachher auslöſen aber für das er, wie es in Genuo heißt, „Buße thun“ muß.

Dos Weinlandſpiel (zèngo do pampano) iſt das toscaniſche Wochenſpiel (la settimana). Man zeichnet nämlich dazn ein längliches Viereck mit einem Halbkreis darüber auf den Boden und theilt es in ſieben Theile oder Häuſer, welche die Namen der Wochentage oder der Zahlen 1 bis 7, dem Sonntag, führen. Dann looſt man, wer anfangen ſoll, und der Erſte wirft ein Steinchen in die erſte Abtheilung, das er nun, auf einem Beine hüpfend, mit der Fußſpitze durch alle Häuſer ſtoßen muß, ohne mit bem Fuße eine der Linien zu berühren. Geſchieht dies oder bleibt dos Steinchen gerade auf einer Linie liegen, ſo muß ber Erſte aufhören und ſeinem Nachfolger überlaſſen, ſein Glück zu verſuchen *).

Die beiden Spiele a Cancaignan und a punzilanza werden faſt auf dieſelbe Weiſe geſpielt: ein Kind legt ſeinen Kopf auf den Schooß eines andern, dos ſitzt und ihm mit beiden Händen die Augen ſa feſt zuhält, daß es nichts ſehen kann. Nur muß es dann bei dem zweiten Spiel errathen, wer es in die eine Hand, die es hinten auf ben Rücken hält, kneift oder ſchlägt, nnd bei dem erſten ſagen, wie viel Finger ein drittes Kind, das ſich rittlings auf ſeinen Rücken ſetzt, in die Höhe hebt, indem es dabei ausruft:

Cancaignan, Cancaignan, quanta corna l'ha o mæ Can
(wie viel Hörner hat mein Hund)?

In Florenz und Piſa, wo das zweite Spiel aguancialin d'oro und dos erſte a biccialla heißt, lautet der Spruch, mit dem bei dieſem der Liegende vou dem auf ihm Reitenden aafgeſordert wird, die Fingerzahl zu errathen:

Biccicalla, Biccicalla, quante corna ha ta cavalla
(wie viel Hörner hat die Stute)?
Biocicù, où, où, quanto corna son lassù
(wie viel Hörner ſind da aben)?

Ein drittes Spiel, bei welchem ein Kind den Kopf in den Schaoß eines andern legen muß, das ihm die Augen zuhält, führt davon den Namen a scondilló, beſteht aber nicht im Errathen, ſondern im Suchen der Mitſpieler, welche ſich während der Zeit verſteckt haben.

Beiat Spiel a carnesá, das in Toscana al bersaglio oder al zimhello genannt wird, befeſtigen Kinder einen Strick an einer Mauer, und einer der Spielenden, welcher mit einer Hand das Ende des Stricks hält, bemüht ſich, mit der andern Hand einen der Mitſpieler zu ergreifen, welche ihn mit Plumpſäcken und dergleichen zu treffen ſuchen.

A bêuga bûgagna iſt das toscaniſche a staccia burratta. Zwei Kinder, die ſich einander gegenüber ſetzen, nehmen ſich an den Händen und ziehen ſich vor- und rückwärts, wie man es mit dem Siebe macht, wenn man Mehl beutelt, nnd ſingen dabei ein Lieb, dos mit den Worten anfängt:

Bênga bûgagna,
Martin l' è andato in Spagna u. ſ. w.
(Martin iſt nach Spanien gegangen.)

Eben ſo iſt a-o passaggin das toscaniſche far alla capriola. Mehrere Knaben ſtellen ſich mit der gehörigen Entfernung ſo einer hinter dem andern auf, daß ſie Platz haben, um über einander hinwegzuſpringen.

Das toscaniſche a salincerbio aber a salta il cervio (das Hirſchſpringen) wird in Genua a satabuscaggia genannt, und beſteht darin, daß ein Knabe ſich mit dem Kopf an eine Wond oder Mouer lehnt nnd die anderen auf ſeinen Rücken ſpriagen läßt. Wer dabei fällt, muß ſich hinſtellen und ſeinerſeits als „Hirſch“ dienen.

Beim Glockenſpiel (a campann-a) kehren ſich zwei Kinder einauber die Schultern zu und ſuchen ſich, indem ſie wechſelsweiſe die Arme verſchränken, gegenſeitig in die Höhe zu heben.

A scaregabarl wird zu Vieren geſpielt. Zwei Knaben ſtellen ſich auf allen Vieren, den Kopf einander abgekehrt, neben einander auf, ein dritter legt ſich rücklings quer über ſie und ein vierter ſteckt ben Kopf zwiſchen die Beine ſeines Gefährten, drückt dieſe mit den Armen an ſich und erhebt ſich, um durch eine Wendung mit dem Rücken dieſelbe Loge einzunehmen, die ſein Gefährte inne hatte, der nun ſeinerſeits mit ihm ganz ebenſo verfährt.

A-o ponton iſt dos florentiniſche far alla conzate. Ein Knabe verbindet ſeine beiden Hände, deren Finger er kreuzweiſe in einauber legt, zu einer Fauſt, ſtreckt die Arme harizontal von ſich aus und ſtößt nun, während ein Gefährte hinter ſeine Schultern tritt und ſich an ſeine Fauſt hängt, damit alle Geſpielen weg, die ihm entgegenkommen.

*) Wird ebenſo in Berlin geſpielt, wo die Granitplatten des Bürgerſteigs als „Häuſer“ dienen.

Inhalt: Von der afrikaniſchen Weſtküſte. IV. (Mit ſechs Abbildungen.) (Schluß.) — Aus dem Reiſeberichte Preſchewalski's über die Mangotei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. III. — Aus den Baumwollenſtaaten. I. — Italieniſche Kinderſpiele. Von O. Frhrn. v. Reinsbeeg-Düringsfeld. — (Schluß der Redaction 4. November 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1) Verzeichniß empfehlenswerther Bücher, erſchienen in der C. F. Winter'ſchen Verlagshandlung in Leipzig. — 2) Proſpectus, betreffend Rabin Jouet's abenteuerliche Fahrten und Erlebniſſe in den Urwäldern von Guyana und Braſilien. Richter'ſche Verlag in Stuttgart.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien *).

I.

Wir hatten Deyrolle verlassen, als er in Achlat die nordwestlichste Ecke des Wan-Sees erreicht hatte. Am selben Nachmittage noch kam er in Tadwan an, das in hübscher Umgebung an der südwestlichsten Ausbuchtung des Sees liegt. Zwar umgiebt kein Wald von Obstbäumen, wie bei Achlat, das Dorf; aber grünende Felder stechen angenehm gegen die trockenen, unfruchtbaren Berge ab. Schöne, gut bewässerte Wiesen versprachen dem Naturforscher eine reiche Ausbeute an Insecten, so daß er zwei Tage in dem Orte zu verweilen beschloß. — Leider sind Einwohner und Wohnungen nicht so anziehend wie die Lage des Dorfes; denn erstere haben etwas Wildes in ihrer Weise zu leben und zu wohnen. Die Ansammlung von Löchern, welche Tadwan ausmachen, zeugt von unglaublicher Gleichgültigkeit gegen jedes Wohlbefinden, und die häuslichen Geräthe beschränken sich auf einige irdene und hölzerne Schüsseln und Krüge zur Aufbewahrung des Getreides. Matten dienen als Lager und Bett. Die Nahrung der Leute — nach älteren Berichten leben dort an 40 armenische Familien — besteht in Milch, Eiern und Burghul, und damit mußte sich auch der Reisende genügen lassen; nur die wilden Tauben, welche zu Hunderten in der Umgebung nisteten, brachten etwas Abwechselung in diesen einfachen Speisezettel. Burghul, der den sonst üblichen Pilaf ersetzt, wird aus Weizenkörnern bereitet, welche man im Ofen dörrt, dann in einem Steinmörser zerstampft und in Wasser kocht. Als Zuthat kommt nur Butter hinein, die wegen ihrer unsaubern Bereitung stets ranzig ist und abscheulich schmeckt. Die in dem größten Theile von Armenien und Kurdistan gebräuchlichen Butterfässer sind hölzerne oder irdene Cylinder, welche, zum Theile mit Sahne gefüllt, mittelst Stricken an einem Balken des Daches oder einem starken Baumaste aufgehängt und von einer Frau oder einem Kinde so lange hin- und hergeschaukelt werden, bis die Butter sich ausscheidet. Diese wird dann durch ein Loch in der Mitte des Fasses herausgeholt und ungewaschen verbraucht.

Die Armenier von Tadwan beklagten sich, wie überall in Kurdistan, bitter über die Höhe der regelmäßigen und der außergewöhnlichen Steuern, letztere die härteren, weil sie ohne Unterlaß von durchziehenden Kurden und haben und niederen türkischen Beamten erhaben werden. Und durch Tadwan muß ein Jeder, welcher von Wan nach Bitlis oder Erzerum reist. Dieser Umstand erschwerte anfangs dem Naturforscher den Verkehr mit den Eingeborenen, welche erst zugänglicher wurden, als jener alles baar bezahlte. Das thun die Regierungsbeamten freilich nicht, die zwar Reisegelder beziehen, aber ihre Zeche stets nur mit der Reitpeitsche oder dem flachen Säbel berichtigen.

Noch formloser gehen die Kurden zu Werke: plötzlich erscheinen ihrer fünf bis sechs, wohlbewaffnet, und nehmen an Lebensmitteln, Getreide und Vieh so viel sie bedürfen, ohne daß die Besitzer ihnen Widerstand zu leisten wagten. Würden sie die Forderung abschlagen, so würden die Kurden ohne Weiteres verschwinden, aber auch in der folgenden Nacht ein paar Getreidefelder herunterbrennen und am nächsten

*) Vergl. den Anfang dieser Reise des französischen Naturforschers Théophile Deyrolle in Band XXVII, S. 209 u. 224, und Bd. XXIX, S. 340, 353 u. 369.

Digitized by Google

Morgen in noch größerer Anzahl und mit noch höheren Anſprüchen zurückkehren.

Zeitweilig vermag wohl ein kräftiger, energiſcher Vali, wie vor einigen Jahren Ismail-Paſcha, dieſem Unweſen zu ſteuern; ſobald ein ſolcher aber in dem raſchen Wechſel der türkiſchen Beamtrn einem andern Platz macht, ſo greift das geſetzloſe Treiben der Kurden alsbald wieder um ſich, und dazu geſellen ſich noch die Plackereien der Steuerpächter. Haben doch die Armenier in der Ergebenheitsadreſſe, welche ſie im Juli 1876 der bedrängten türkiſchen Regierung überreichten, ſich bitter über die Kurden beſchwert und um Schutz gegen dieſelben gefleht; hat doch vor wenigen Monaten ein Kurde einen der vornehmſten Prälaten der armeniſchen Kirche, den Biſchof von Agthamar (einer Inſel im Wan-See, über welche wir ſpäter noch ſprechen werden), meuchlings erſchoſſen!

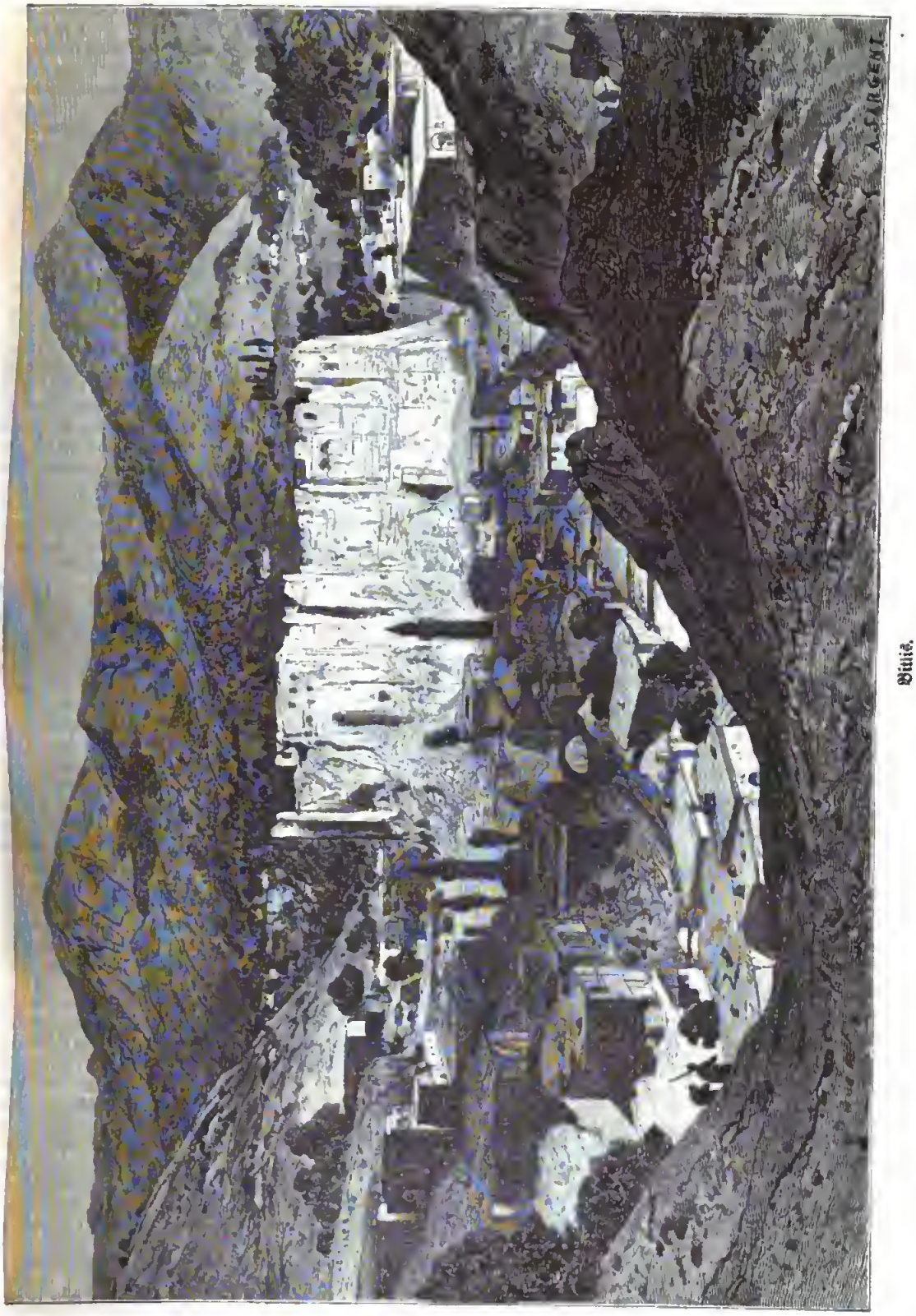
Als der Paſcha von Erzerum 1869 gegen die rebelliſchen Kurden um Muſch und Bitlis Truppen ausſandte, flüchtete ſich einer der Häuptlinge in ſeiner Bedrängniß in eine Hütte von Tadwan. Von allen Seiten umſtellt, verweigerte er anfangs ſich zu ergeben, ließ ſich aber endlich auf Verhandlungen ein und erhielt das Verſprechen, daß man wenigſtens ſein Roß zu ſeinem Stamme heimkehren laſſen wolle, damit dieſer wiſſe, daß ſein Häuptling Gefangener ſei. Nun zogen ſich die Soldaten von der Hütte zurück — aber wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als zu der Thür, welche ein Pferd nur mit gebücktem Kopfe paſſiren konnte, plötzlich Roß und Reiter herausflogen, letzterer an erſteres feſtgeklammert. Kaum

Bitlis.

draußen, ſchwang er ſich in den Sattel, feuerte ſeine beiden Piſtolen zwiſchen ſeine Feinde ab und entkam glücklich ins Gebirge.

In gewiſſen Jahreszeiten ſieht man auf dem Strande der Bucht von Tadwan einige Boote liegen, welche getrocknete Fiſche und Salz von Wan bringen und dafür Holz und verſchiedene Waaren, die von Bitlis kommen, mitnehmen. Im Ganzen aber iſt dieſe Schiffahrt herzlich unbedeutend, wie denn die aus ſchlechtem Weiden- und Pappelholz roh gefügten Boote nur beim ſchönſtrn Wetter und günſtigem Winde ſich hinauswagen.

In der That erwies ſich die Umgegend von Tadwan reich an Inſecten und auch die Jagd auf die ſchöne, wohlſchmeckende, aber ſehr ſcheue Caſarca-Ente am Seeufer bot erwünſchte Zerſtreuung dar; aber Deyrolle war doch froh, als er am 17. Mai 1870 das elende Neſt verlaſſen und nach Bitlis aufbrechen konnte. Dieſe Stadt liegt etwa 18 Kilometer ſüdſüdweſtlich von Tadwan und in nahezu gleicher Höhe mit dem Alpenſee Wan (dieſer 5467 engl. Fuß, das Schloß von Bitlis 5475 Fuß), aber von demſelben durch einen Bergzug getrennt, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen dem abflußloſen Sre und den Zuflüſſen des obern Tigris macht. Zuerſt geht es den ſanften Abhang empor zwiſchen Eichengeſtrüpp, das nur die rodende Axt am weitern Wachsthum verhindert. Dann ſenkt ſich der Weg zu einer von Bergen umſchloſſenen Ebene hinab (Baſchwak nennt ſie J. Brant, der hier 1838 reiſte), auf welcher ſich zwei Stunden von Tadwan entfernt ein großes Gebäude von rothen Ziegeln erhebt. Es iſt der in Ruinen liegende Alemani-Chan, den ſchon Brant in dem gleichen Zuſtande fand. Als ſich Deyrolle demſelben



Bitlis.

näherte, flogen aus allen Oeffnungen mehrere hundert Holztauben heraus, von denen er mit wenigen Schüssen genug für eine tüchtige Mahlzeit erlegte. Beim Durchwandern des geräumigen Innern fand er eine Menge Pferdegerippe darin. Sie rührten von Karawanen her, welche durch plötzliche Schneefälle unerwartet lange daselbst zurückgehalten werden. Der Saptieh Deyeolle's hatte selbst einmal in solcher Lage einen vollen Monat in den Trümmern zugebracht. Da hatten die Pferde, die welche man gewöhnlich gar kein oder nur wenig Futter mitnimmt, erst das Stroh aus den Packsätteln gefressen, dann die Balken angeknabbert und waren schließlich verendet, um den Menschen als einzige Speise zu dienen. Wie leicht wäre es für eine geordnete, vernünftige Regierung, dieses solide, prächtige Gebäude, dessen Erbauer man übrigens nicht kennt, wieder herzustellen, Vorräthe für Mensch und Thier dort einzulegen und so dem Handel und mittelbar sich selbst den größten Dienst zu erweisen! Nur müßte nicht gerade das verlotterste Volk seine Geißel über Vorderasien schwingen.

Türkischer Bei von Bitlis.

Näher an Bitlis liegt noch ein zweiter, gleichfalls verfallener Chan am Wege, kleiner als der erste, aber noch interessanter durch seine Architektur. Dort breitet sich zur Rechten, nach Westen, ein breites Thal aus, theilweise mit Eichengestrüpp bewachsen: es ist das des Bitlis-su, der auf dem Nimrud-Dagh (am Westufer des Wan-Sees) entspringt und nach 24stündigem Laufe sich in den östlichen Quellarm des Tigris ergießt. An seinem linken Ufer führt der Weg noch einige Kilometer hinab; dann öffnet sich plötzlich bei einer Biegung der Blick auf Bitlis.

Seltsam hineingebaut in drei tiefe Thalschluchten, welche von Norden, Südosten und Westen zusammenstoßen, mit drei kleinen Strömen, die in den einen Bitlis-su zusammenfließen, hat diese Bergstadt eine romantische Lage, welche durch den Terrassenbau der Straßen und Häuser noch erhöht wird, die, aus der Thaltiefe gesehen, öfters dem Beschauer über dem Kopfe zu schweben und im nächsten Augenblicke herunterrollen zu wollen scheinen. Die meisten der aus einem sorgfältig behauenen, schönen Quadersandstein (nach Hommaire de Hell vielmehr einem vulcanischen Gesteine) erbauten Häuser sind von Gärten umgeben, die dem Ganzen ein paradiesisches Aussehen, zumal inmitten der umliegenden Steinwüsten, verleihen. Ueberhaupt besitzt Bitlis alles, was den Reiz des Orients ausmacht: altes Gemäuer, schattige Moscheen, große mit Waaren gefüllte Bazare, die sich auf beiden Seiten des Flusses erheben, und Kuppeln der Bäder. Der Spitzbogenstil, in welchem die vielen Brücken und öffentliche wie Privatbauten aufgeführt sind, verleiht der Stadt ihren ganz besondern, ausgesprochenen Charakter. Nur an einigen Gebäuden findet sich der Rund- und selbst ein sehr gedrückter Stichbogen, wie er am Ende des Spitzbogenstils, bei Beginn der Renaissance, in Gebrauch war. Alle Häuser haben flache Dächer; trefflich paßt der braunrothe Ton des Bausteins zu dem Grün der Vegetation. An 30 Mühlen treibt der Strom und eben so viel Moscheen zählt die Stadt, die aber unansehnlich sind und verhältnißmäßig dicke, niedrige Minarets besitzen. Ferner giebt es acht Medressen, etwa ein Dutzend Derwischklöster, acht armenische Kirchen, sieben Chane ꝛc. Wie eine wahrhafte Theaterdecoration aber präsentirt sich der Mittelpunkt der Stadt, wo die verschiedenen Thalschluchten, deren Bergwände bis zu 2000 Fuß emporragen, zusammenstoßen und sich 50 bis 60 Fuß hoch ein senkrecht abfallender Fels, wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs, mit den imposanten Ruinen des alten Schlosses erhebt. Vor Zeiten war dasselbe die Residenz des einst unabhängigen Bei (Fürst) von Bitlis und mag mit seinen steilen Zugängen und seinen 30 Fuß hohen, solide erbauten Ringmauern uneinnehmbar gewesen sein. Heute ist es ein Haufen Ruinen, in welchem zeitweilig arme Leute Unterkunft suchen, der aber hier und da einen phantastischen Anblick und eine finstere Größe zur Schau trägt, welche Deyrolle an keiner der vielen dortigen Schloßruinen bemerkt hat. Am Thore fand er ganz verwischte Basreliefs und im Innern türkische und arabische Inschriften.

Vor etwa 40 bis 50 Jahren schon hat sich der damalige Scherif-Bei von Bitlis, der dem Pascha von Musch unterthänig war, auf einem anderen, südlicher gelegenen Bergvorsprunge einen neuen, sehr weitläufigen, aber nicht sehr kunstvollen Palast erbaut, der an 300 Fuß höher als die Stadt liegt und dieselbe beherrscht. Dennoch ist es auch dort oben im Sommer unerträglich heiß und voller Fliegen, und nur die klaren Nächte gestatten auf den freien Terrassen erquickliche Ruhe und Schlaf. Den Winter hindurch ist dagegen die Kälte durchdringend und der tiefe, aus den Schluchten durch Stürme hinaufgewehte Schnee hemmt nicht selten ganz die Verbindung zwischen dem Schlosse und der Stadt mit ihren geschützteren obstreichen Thälern. Man zieht dort unten Aepfel, Birnen, Maulbeeren, Kirschen, Quitten, Apri-

Digitized by Google

koſen, Melonen, Trauben, Feigen, Granaten, Haſel- und Wallnüſſe.

Früher ſchätzte man die Bevölkerung der Stadt auf 12,000 bis 15,000 Seelen oder 3000 Familien, davon rund ein Drittel armeniſche und zwei Drittel mohammedaniſche, wozu (1840) noch 50 jakobitiſche Familien kommen. 15,000 Einwohner giebt auch Moſtras an, welcher als ruſſiſcher Conſul in Smyrna 1863 ein kurzes geographiſches Wörterbuch des türkiſchen Reiches verfaßte. Das iſt wohl das Maximum, welches man annehmen kann. Deyrolle ſpricht von etwa 4000 Häuſern in Bitlis, was circa 20,000 Seelen entſprechen würde. Dieſe Zahl ebenſo wie die 30,000 Einwohner des Miſſionär Knapp (Missionary Herald, Boston, July 1873, p. 210) ſind wohl zu verwerfen.

Die Armenier ſind wohlhabend, aber wie überall in zwei religiöſe Parteien getheilt, die katholiſche (infallibiliſtiſche, Haſſuniſten) und die ſogenannte ſchismatiſche, letztere 800 Familien ſtark, erſtere nur 20 und darum im Nachtheil. Deyrolle, der bei einem wohlhabenden Türken, Haſſan-Bei, einem ehemaligen engliſchen Conſulatskawaſſen, abgeſtiegen war, war zufällig Zeuge eines hartnäckigen Streites zwiſchen beiden Theilen. Wie auch anderswo in der Chriſtenheit handelte es ſich um ein Begräbniß, welches einem verſtorbenen Rechtgläubigen von den Ketzern auf ihrem Kirchhofe verweigert wurde. Die Leiche ging ſchon in Verweſung über, und ſelbſt die Bitten des Kaimakam konnten die hartnäckigen Schismatiker zu keiner Einſicht bewegen. Da kam den treuen Anhängern des Papſtes ein Umſtand zu Hülfe, wie er ſich eben nur in der Türkei ereignen kann.

Deyrolle ſah nämlich faſt den ganzen Bazar geſchloſſen, bemerkte in den Straßen eine zahlreiche, bewegte Volksmenge und erfuhr, daß die Zeughändler, lauter Armenier, ſtrikten.

Ein grobes, rothgefärbtes Baumwollenzeug (Baumwollwebereien, Färbereien und Gerbereien ſind Haupterwerbszweige von Bitlis) bildet nämlich ſeit unvordenklichen Zeiten den Haupthandels- und Fabrikationsartikel der Stadt. Nun hatte vor drei Jahren die Regierung beſtimmt, daß im Jahre 1248 der Hedſchra die Fabrikanten für den Export dieſer Zeuge einen Zoll bezahlen ſollten, und die Behörde war mit ihnen dahin übereingekommen, daß ſie drei Jahre im Voraus bezahlten. Als nun das Jahr 1248 kam, verlangte die Zollbehörde die Taxe für die ſchon verſteuerten und mit ihrem Siegel und Blei verſehenen Waaren in echt türkiſcher Weiſe noch einmal. Darum allgemeine Empörung bei den Armeniern, Verweigerung der Zahlung und Strike.

Der Kaimakam von Bitlis wandte ſich in ſeiner Noth an den Paſcha von Muſch und dieſer rieth ihm, die renitenten Kaufleute dahin zu bringen, daß ſie ihre Läden öffneten und nach Muſch oder gar nach Erzerum Deputirte ſchickten. Die aber, oft genug gelödert und betrogen, ließen ſich auf nichts ein und verlangten ſtricte Ausführung des Geſetzes.

Kurdiſcher Krieger von Sark.

Dieſe Sachlage benutzten nun die rachſüchtigen Katholiken, zahlten ihre Steuern nochmals, öffneten ihre Läden, gewannen den Kaimakam dadurch für ſich und ſetzten es mit ſeiner Hülfe durch, daß ſie ihren Todten auf dem gewünſchten Platze beerdigen durften. Haſſan-Bei aber, Deyrolle's Wirth, ſchüttelte den Kopf, daß der Kaimakam ſich in ſolche Unterhandlungen mit den Chriſten einließe, und gedachte der Zeiten, die noch nicht lange verſtrichen waren, wo man einen ſolchen Hund ſchlagen durfte, ja tödten, ohne dafür anders als mit einer Geldbuße beſtraft zu werden.

In einer orientaliſchen Stadt, wo die Bazare geſchloſſen ſind, giebt es nicht viel mehr zu ſehen, und da auch die amerikaniſchen Miſſionäre, die in Bitlis mit Geld und guten Worten unter den gregorianiſchen Armeniern einige Proſelyten machen, für unſeen Naturforſcher wenig Anziehendes beſaßen, ſo machte er ſich ſchon nach 24 Stunden wieder davon. Am 18. Mai verließ er die Stadt in zahlreicher Geſellſchaft: denn ſein Wirth und deſſen Verwandte und Freunde ließen ſich die Ehre nicht nehmen, ihm das Geleit zu geben. Gegen dieſe ſtattlich gepuzten Leute auf ihren lebhaften Roſſen gehalten, ſpielte Deyrolle freilich eine traurige Rolle, und wenn er nach einem Käfer vom Pferde ſtieg, ſo lachten die einen, während die anderen ihn für einen „Hakim“ (Arzt) erklärten, der ſolches Gethier zur Bereitung ſeiner Medicin gebrauche.

Der Hauptverdienſtzweig von Bitlis iſt, wie geſagt, die Zeugfabrikation; aber auch ſeine Umgegend iſt reich an Bodenerzeugniſſen. In der Entfernung von einigen Stunden liegen große Wälder verſchiedener Eichenſpecies, namentlich von Quercus oophora, deren Blätter denen des Kaſtanienbaumes

ähnlich ſind. Die Eicheln derſelben haben die Größe eines Taubeneies und werden von den Kurden, die ſie „hakraari“ nennen, geſammelt und im Winter ſtatt Brot gegeſſen. — Ferner iſt der weiße und durchſichtige Honig von Bitlis berühmt, und in Menge wird der Tragacanth-Gummi in den umliegenden Bergen geſammelt. Männer, Weiber und Kinder betheiligen ſich bei dieſem Geſchäfte, indem ſie Einſchnitte in die Wurzel des häufig vorkommenden Bocksdorn machen und den ausſchwitzenden und raſch trocknenden Saft loslöſen.

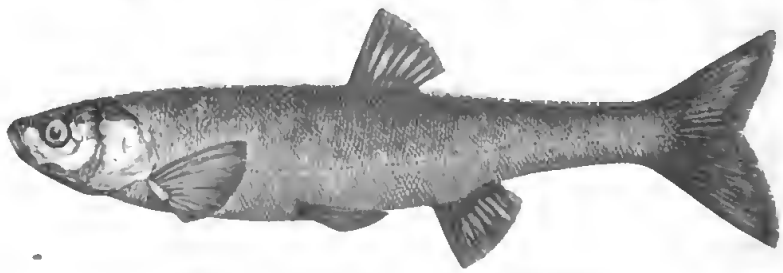
Von unbeſtrittener Güte ſind die Pferde dieſer Gegend. Ebenſo groß und ſtärker als die arabiſchen, deren hohe Eleganz ſie freilich nicht erreichen, ſind ſie robuſt und ausdauernd. Den Kopf tragen ſie hoch, die Bruſt iſt breit, das Kreuz hoch und fleiſchig. Sie zeichnen ſich durch Kraft, Langathmigkeit und Schnelligkeit aus; aber die verdrehte Behandlung, die ihnen zu Theil wird, ruinirt ſie raſch. Ihre Zähne ſtumpfen ſich ab, weil man ihnen die Gerſte mit Erde und Kies vermiſcht! Am Grünfutter mäſten ſie ſich oft über alles Maß. — Ein vier- bis fünfjähriges Pferd, von mittlerm Wuchſe und tüchtig, mag 80 bis 120 Mark werth ſein und ein ganz außergewöhnlich gutes 160 bis 200 Mark, aber nie darüber.

Auf den umliegenden Bergen trifft man viel Wild; Bären, Wölfe, wilde Ziegen und Haſen ſind ſehr häufig und

Die Inſel Agthamar im Wan-See.

viele der den Reiſenden begleitenden Bitliſer waren berühmte Jäger. Den Bären jagen ſie mit großen Schäferhunden, Haſen und Ziegen mit prächtigen Windhunden, die den perſiſchen ſehr ähnlich ſind, aber viel mehr Kraft und rauheres Fell beſitzen. Auch eine Art Waldhühner giebt es in den kurdiſchen Bergen und beſonders um Bitlis herum; aber Deyralle konnte ſich trotz emſigen Suchens keins verſchaffen.

Nachmittags langte er in Tadwan wieder an, übernachtete dort und ſetzte am 19. Mai ſeine Reiſe nach Wan, ſüdlich vom See, fort. Der Weg führt nicht am Ufer, ſondern mehr landeinwärts über zahlreiche Gießbäche und mehrere Bergrücken und bei vielen Dörfern vorbei. Die Namen derſelben, welche Deyralle anführt (Tukti, Kutam, Chemer, Sapur, Schanuni), finden ſich in den Routiers anderer Reiſender, welche dieſe Strecke zurücklegten, wie Shiel, Wilbraham, Southgate, J. Brant, Hommaire de Hell, nicht und würden ſich vielleicht nur mit Hülfe armeniſcher Schriftſteller, wie des Narſes Sarkiſean, ermitteln laſſen. Nur einige der von Deyralle berührten Punkte finden ſich auf den Karten verzeichnet. Alle Bergabhänge ſind mit Eichengehölz bedeckt, während die Umgebungen der Dörfer und die Thalſchluchten mit Obſtbäumen, namentlich rieſigen Nußbäumen, beſtanden ſind. Auch hier haben letztere jene ſchon früher erwähnten gewaltigen Auswüchſe von Maſerholz, die von



Blicke (Cyprinus Tarichi) aus dem Wan-See.

herumziehenden Händlern aufgekauft werden und über Trapezunt in die Tiſchlerwerkſtätten Europas wandern. Nur zeitweilig erblickt man zur Linken den See und kommt ihm gelegentlich einer Wegekrümmung nahe; ein zweiter Weg, den der Reiſende bei der Rückkehr zu machen gedachte, führt dicht am Ufer hin. Gegen 5 Uhr Abends langte er nach Ueberſchreitung eines großen Sumpfes im Dorfe Göllü an, welches im Mittelpunkte einer mit noch 3 bis 4 anderen Dörfern beſetzten Ebene liegt und nach den Karten nicht ganz ein Drittel der Entfernung von Bitlis nach Wan ausmacht. Dieſe rings von Bergen umſchloſſene, fruchtbare und wildreiche (namentlich an Rebhühnern) Ebene hat nur einen engen Auslaß nordwärts zum See hin, ſo daß ſie ſich nach der Schneeſchmelze mitunter in eine weite Waſſerfläche verwandelt, aus welcher nur die auf kleinen Anhöhen erbauten Dörfer herausſchauen. (Unweit ſüdlich von Göllü iſt Sort zu ſuchen, von wo der von uns abgebildete Kurde ſtammt.)

Ueberall fand der Reiſende bei den Einwohnern hier freundliche Aufnahme und für wenig Geld Speiſe für ſich und Futter für ſeine Pferde. In Narnigas z. B. verlangte ein Armenier nur 3 Piaſter (etwa ½ Mark) für 15 Liter Gerſte für die Thiere und Eier, Butter und ſaure Milch für den Reiſenden und ſeine Begleiter. Dieſes Dorf iſt ausſchließlich armeniſch, während nach dem ältern Berichte des Miſſionärs Southgate vom Jahre 1840 ſchon von Göllü an die Dörfer ſüdlich des Wan-Sees meiſt von ackerbauenden Kurden beſetzt ſind, welche erſt zu Ende der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts von Süden her dort einwanderten. Sie

Digitized by Google

zeichneten ſich damals durch beſſere Kleidung und Wohnungen, größern Fleiß, körperliche Schönheit, Sittſamkeit und Gaſtlichkeit vortheilhaft vor Armeniern und Türken aus. Leider ſcheint Deyrolle auf dieſe Verhältniſſe ſeine Aufmerkſamkeit nicht gerichtet zu haben.

Hinter Narnigas wird der Weg ſehr ſchwierig, namentlich bei Kuskumkranlilifſa (d. h. „Kirche der Schlucht, die das Riemzeng zerreißt“), einer wohlummauerten Kirche nebſt einigen Häuſern auf einem Bergabſatze, wo dem Reiſenden auf vieles Klopfen nicht geöffnet wurde. Hier führt die Straße ziemlich weit landeinwärts, um den weit in den See hineinſpringenden Pelo-Dagh, welcher zur Linken bleibt, zu umgehen. Weiterhin ſenkt ſich dann der Weg in ein breites, wohlbebautes Thal nach dem Dorfe Norkjugh (Nörkjuk), wo das Nachtquartier genommen wurde. Erſt am folgenden Morgen (21. Mai) ſtattete er dem Mudir, der ihn eingeladen, in ſeiner Wohnung, dem nahen Kawaſch-Chan, einen Beſuch ab und traf den dicken Türken umgeben von ſeinen Schreibern und einer Menge Säcken voll Papieren. Bei Kaffee und Pfeife wohnte er dem Verhöre einiger Perſer bei, die man auf der großen Straße feſtgenommen hatte. Dieſelben hatten heimlich trotz des directen Verbotes Kupfergeld von Muſch nach Wan ſchmuggeln wollen, um dadurch bei dem koloſſal verſchiedenen Courſe deſſelben in den beiden Orten (dieſelben liegen noch keine 200 Kilometer von einander!) an jedem türkiſchen Pfunde (à 18½ bis 19 Mark) etwa 2½ Mark Profit zu machen. Um den Inhalt der Säcke zu verbergen, hatten ſie dieſelben hald mit Flintenſteinen gefüllt. Der Mudir confiscirte natürlich das ganze Geld, „um es der Regierung zu ſchicken“, bei welcher gewiß nicht die ganze Summe angelangt iſt, und ſandte die Miſſethäter unter guter Bedeckung nach Wan.

Eine Viertelſtunde hinter dem Kawaſch-Chan erreicht man das Ufer des Sees, aus welchem in der Entfernung von einigen Kilometern klar und ſcharf ſich die Umriſſe der Inſel Agthamar mit ihrem Kloſter erheben, während ſich vor dem Beſchauer im Oſten eine weite, dörferreiche Ebene und zur Linken der vielbuchtige See ausbreitet, aus welchem im Hintergrunde die Burg von Wan emporſteigt. Agthamar ſelbſt und der Hauptort der Ebene, Nareg, waren wohl des Beſuches werth; allein die Zeit drängte, und ſo verſchob Deyrolle denſelben auf die Rückreiſe und eilte weiter über das große, in ganzen Wäldern von Obſt- (namentlich Kirſch-) Bäumen verſteckte Waſtan bis Ingir oder Ingil (Angl oder Engil der Kiepert'ſchen Karte) an dem tiefen und reißenden Choſch Ab, deſſen Furth ſchwer zu paſſiren iſt. Dort blieb er über Nacht und koſtete zum erſten Male die berühmte Blicke des Sees, einen Weißfiſch, den die Reiſenden bis dahin ſtets für eine Sardine hielten: es iſt der Pallas'ſche Cyprinus Tarichi. Die dortigen Fiſcher, welche nie den See, ſondern nur ſeine Zuflüſſe befiſchen, fangen jene Art während der Laichzeit im März und April und bis Mitte Mai in großen Maſſen mit Schleppnetz und Garnen, mit denen ſie die Bäche verſperren. Nach der Laichzeit gehen ſie nach Anſicht der Fiſcher, welche dann keine mehr bemerken, ſchlafen, während ſie wahrſcheinlich nur größere Tiefen aufſuchen. Ihr Fleiſch iſt blaßroſa und ſchmeckt im friſchen Zuſtande vorzüglich. Behufs des Transportes packt man ſie ſchichtenweiſe in Wollſäcke und beſtreut ſie mit Salz; unaufhörlich begegnete Deyrolle langen Zügen damit beladener Eſel. Die Uferanwohner begnügen ſich damit, ihnen einen Faden durch die Kiemen zu ziehen und dieſe Guirlanden an der Außenſeite ihrer Häuſer zu trocknen.

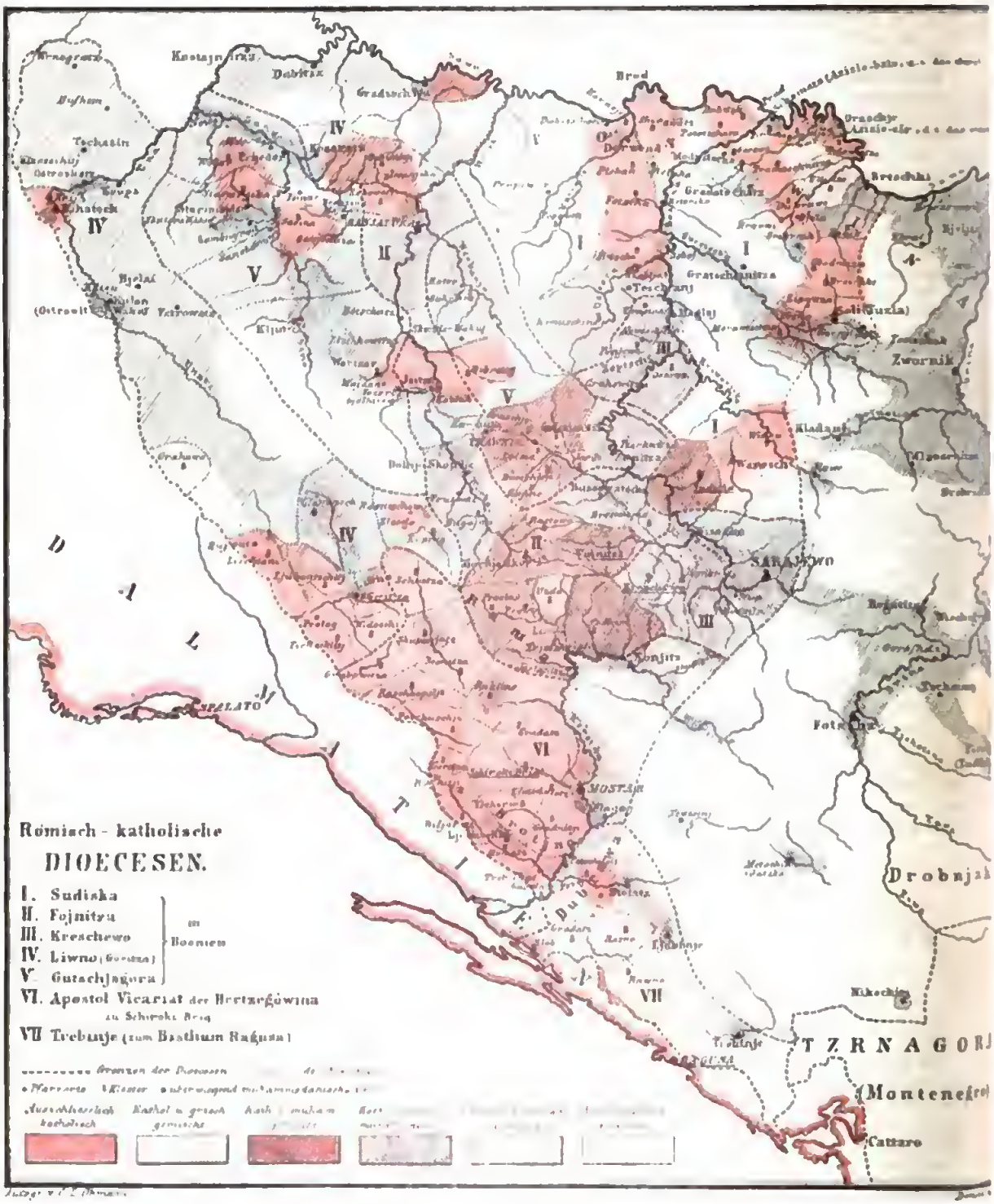
Es iſt erſtaunlich, daß überhaupt ein Fiſch in einem ſo mit Sodaſalz geſchwängerten Waſſer, wie das des Wan-Sees iſt, leben kann. (Eine chemiſche Analyſe des durch Verdampfung gewonnenen Rückſtandes ergab: Kochſalz 50·6, ſchwefelſaures Natron 12·2, kohlenſaures Natron 36·6, Varia 0·6 Procent.) Wenn die Leute darin ihre Wäſche waſchen, ſo ſchäumt es wie bei Anwendung von Seife; auf der Oberfläche ſteht man Bimsſtein ſchwimmen und manche Uferſtellen ſind mit kryſtalliſirtem Salze bedeckt, das bei Wan in eigens eingerichteten Teichen geſammelt und namentlich nach Perſien ausgeführt wird. Jene Blicke war bis dahin das einzige lebende Weſen im See, welches Deyrolle bemerkt hatte. Sanſt fand er weder Mollusken, noch Cruſtaceen oder Zoophyten. Um ſo belebter ſind die Lagunen und Sümpfe an ſeinen Ufern, welche von Fröſchen, Salamandern und lebhaften, ſcheuen Schildkröten wimmeln, die ihrerſeits wieder zahlreiche Sumpfvögel, beſonders Kibitze, Regenpfeifer und Caſarca-Enten, anlocken. Hinter Waſtan bemerkte Deyrolle auch mehrere Ketten des Pallas'ſchen Fauſthuhnes (Syrrhaptes paradoxus), das an Größe zwiſchen Wachtel und Rebhuhn die Mitte hält, aſchgrau und ſchwarz gefleckt iſt und ungemein raſch fliegt. Er war überraſcht, dieſen für die kaſpiſchen und mongoliſchen Salzſteppen charakteriſtiſchen Vogel hier am Wan-See anzutreffen und vermuthet, daß ihn das brakiſche Waſſer der Sümpfe rings um den See anlockt.

Die Gruppirung der Confeſſionen in Bosnien und der Hertzegowina.

Von **Heinrich Kiepert.**

Mit einer Karte.

In den Begleitworten zu der vor einigen Monaten von mir herausgegebenen „Ethnographiſchen Ueberſichtskarte des europäiſchen Orients“ (d. h. des Ländergebietes, welches wir vorläufig noch, wiewohl faſt mißbräuchlich, mit dem Namen Türkei zu bezeichnen gewohnt ſind, nebſt deren ſogenannten Vaſallenſtaaten und Griechenland) habe ich nicht verſchwiegen, wie der Verſuch einer graphiſchen Darſtellung der ſtellenweiſe recht bunten Miſchung der verſchiedenen Nationalitäten nach den Familienſprachen — auch abgeſehen von der die Sache noch mehr complicirenden Verbreitung des Türkiſchen und Griechiſchen als Verkehrsſprachen in dieſen polyglotten Gebieten und von der Unvollſtändigkeit und theilweiſen Unzuverläſſigkeit der bis jetzt zugänglichen Quellen — keineswegs ausreicht, um uns eine klare Darſtellung von der thatſächlichen räumlichen Verbreitung der mit einander in Kampf begriffenen Volksnächte zu verſchaffen. Namentlich deshalb nicht, weil bei den auf dem geiſtigen Niveau des europäiſchen Mittelalters zurückgebliebenen Anſchauungen und Sitten dieſer Völker die Unterſchiede des gewohnheitsmäßigen religiöſen Bekenntniſſes eine Macht ausüben, gegen welche das Gefühl der durch die Spracheinheit bezeugten Stammesgleichheit zurücktritt. Daher einerſeits innerhalb ein und deſſelben Stammes tiefgehende Spaltungen: ältere, bis ins Mittelalter zurückreichende zwiſchen der morgen- und abendländiſchen



Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien.

Nach officiellen Angaben der romisch-katholischen Kirche zusammengestellt von H. Kiepert.

Kirche, jüngere seit dem 15. Jahrhundert durch das Hineindrängen des Islam. Andererseits zwischen den confessionell gleichartig gewordenen Bruchtheilen grundverschiedener Stämme ein Gefühl historischer Zusammengehörigkeit von solcher Stärke, daß es sich auch sprachlich in der Uebertragung ursprünglich nur ethnischer Benennungen kundgiebt, wie z. B. allgemein Mohammedaner slavischer oder albanesischer Abstammung, die kaum ein türkisches Wort verstehen, als Türken, in ähnlicher Weise Angehörige der orthodoxen orientalischen Kirche aus jenen Volksstämmen als Griechen bezeichnet werden: ein im Lande selbst bereits eingewurzelter sprachlicher Mißbrauch, welcher zu vielfachen ethnographischen Irrthümern verleitet hat. Eine klare Einsicht in die Stellung der Parteien würde nur eine exacte Darstellung der geographischen und numerischen Vertheilung beider Verhältnisse, des sprachlichen wie des confessionellen, nebeneinander gewähren, wenn sie eben mit den vorhandenen Mitteln erreichbar wäre. Erschwert wäre eine solche immer, auch bei vollständigerem Material, durch den Umstand, daß nur wenige und beschränkte Landstriche resp. Ortschaften des unter unmittelbarer Türkenherrschaft stehenden Gebiets eine solche Gleichartigkeit aufweisen, wie sie in kirchlicher und zugleich (bis auf den rumänischen Bevölkerungsantheil des östlichen Serbiens) auch nationaler Beziehung in den sogenannten Donaufürstenthümern und in Montenegro herrscht, daß die meisten dagegen eine aus den geschichtlichen Vorgängen erklärliche, überaus bunte Mischung zeigen. Die Schwierigkeiten einer graphischen Darstellung solcher Mischverhältnisse, mit denen mehr oder weniger jeder Versuch einer confessionellen Karte zu kämpfen hat, wachsen begreiflich bis zur Unausführbarkeit durch die Lückenhaftigkeit und Unbestimmtheit des zu Grunde zu legenden statistischen, ja stellenweise selbst noch des topographischen Materials: eine Erwägung, die jeden besonnenen Forscher vorläufig noch vor dem Versuche einer confessionellen Karte, sofern er sich auf das ganze türkische Staatsgebiet beziehen soll, zurückschrecken muß. Auch kann man als einen ernsthaft gemeinten Ersatz dafür wohl kaum die Angabe von Verhältnißzahlen der Confessionen gelten lassen, wie sie auf Grund der letzten officiellen Schätzungen (nur aus Courtoisie als „Volkszählung" bezeichnet), jedoch nur für ganze große Verwaltungsgebiete und ohne Rücksicht auf die innerhalb derselben vorkommenden außerordentlichen Verschiedenheiten, z. B. auf der von Herrn A. Petermann herausgegebenen ethnographischen Uebersichtskarte eingetragen sind, — welcher Beschauer der Karte wird aus solchen Ziffern eine der wirklichen Vertheilung entsprechende Anschauung gewinnen können?

Was uns indeß für das Ganze des die Mitwelt so lebhaft interessirenden Schauplatzes erneuter Völker- und Glaubenskämpfe versagt bleibt, ist wenigstens für einen Theil, und zwar gerade denjenigen, von welchem die ganz Europa erschütternde Bewegung ausgegangen ist, erreichbar, wenn auch immer noch nicht in genügender Weise. Während nämlich der in den östlichen Landschaften der großen Halbinsel in stärkerer, in den mittleren in geringerer Masse (entsprechend der Entfernung vom asiatischen Ausgangspunkte) eingedrungene Islam hier überall nur die Staatsreligion des ihm unterlegenen Reiches, die sogenannte orthodoxe Kirche des Morgenlandes, zum einfachen Gegensatze hat, ist das confessionelle Verhältniß in den westlicheren Gebieten bis gegen die Adria hin vielartiger. Dort hat nicht nur, als in Grenzlandschaften der heftigsten und langdauerndsten Kämpfe, der neue siegreiche Glaube wiederum eine stärkere Vertretung gewonnen, sondern es hat andererseits schon früher wegen der geographischen Lage, welche zugleich eine lässigere politische Verbindung mit Staaten des europäischen Abendlandes zur Folge hatte, auch dessen kirchliche Form, der römische Katholicismus, sich festen Boden erobert. So schon in der Südhälfte, in Albanien, dessen nicht einmal lange dauernde und nur partielle Eroberung von Unteritalien her (durch Graf Roger im 12., durch Carl von Anjou im 13. Jahrhundert) ihre Spuren bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat, indem die ungefähr ein Viertheil der ganzen Nation umfassenden Gebirgsstämme des Nordens von Albanien, an ihrer Spitze die bis in die neueste Zeit ihre Unabhängigkeit gegen die osmanische Herrschaft vertheidigenden Mirditen, katholisch verblieben sind und vom österreichischen Dalmatien her mit Geistlichen versehen werden. Da sowohl diese zu Rom haltenden Hochgebirgslandschaften als auch die dem orientalischen Christenthum treu gebliebenen, theilweise selbst sprachlich zu Griechen gewordenen Stämme Süd- oder Niederalbaniens (des alten Epirus) je eine ziemlich geschlossene Masse bilden, zwischen denen der erobernde Islam im Mittellande, in den Thälern des Dewol, Schkumbi, des untern Drin sich eingedrängt und von hier aus Colonien mohammedanischer Albanesen in den höhern Norden, in die durch Kriege und Auswanderungen verödeten Grenzlandschaften Altserbiens vorgeschoben hat: so lassen sich die drei confessionellen Gebiete Albaniens geographisch ziemlich bestimmt, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, abgrenzen. Zu einer detaillirten Darstellung fehlt uns jedoch noch vielfach, auch nach den überaus verdienstlichen Arbeiten des verstorbenen Herrn v. Hahn (langjährigen österreichischen Consuls in Janina), das genauere Material, ja selbst die topographische Orientirung, so daß eine graphische Darstellung dieser Grenzen ihre Bedenken hat, abgesehen davon daß das praktische Interesse daran ein sehr beschränktes ist.

Anders verhält es sich mit dem nordwestlichen Grenzland, Bosnien nebst der Hertzegowina. Auch hier finden wir alle drei Confessionen in nicht allzu ungleichartigen Summen vertreten, aber mit geringen Ausnahmen über das ganze Land hin bunt gemischt in einer Weise, deren Entstehung auch aus der, freilich nur sehr unvollständig überlieferten Geschichte des Landes sich nicht erschöpfend erklären läßt.

Zwar gehörte die ganze illyrische Provinz bis zum Adriatischen Meere unter den römischen Namen Liburnia und Dalmatia zu denjenigen Theilen des großen Reiches, welche schon am frühesten, wenn auch im innern Berglande gewiß in nur sehr äußerlicher Weise, den christlichen Cultus angenommen hatten, ohne daß sie ihn jedoch (in der Art wie die von den empfänglicheren germanischen Völkern eroberten westlicheren Reichsländer) gegen die slavische Eroberung des 5. und 6. Jahrhunderts dauernd hätten behaupten können. Nur die am längsten in römischem Besitz gebliebenen Seestädte, wie Zara, Salona (Spalato), Ragusa, blieben fortwährend, auch nach ihrer fast vollständigen Slavisirung, bischöfliche Sitze. Das neu eingedrungene naturwüchsige Heidenthum der Kroaten und Serben wich erst seit dem Ende des 9. Jahrhunderts langsam den ausdauernden Bemühungen des großen Slavenapostels Kyrillos, der sein Bekehrungswerk von Byzanz her bei den Bulgaren begonnen hatte und so, bei der wesentlich schon vollzogenen kirchlichen Trennung zwischen Occident und Orient, für letzteren diese westlichsten Vorposten auf europäischem Boden gewann. Dem Papstthum gelang die Wiedergewinnung eines Gebietes, worauf es, als einen Theil des alten weströmischen Imperiums doppelte Ansprüche geltend machte, nur theilweise und erst mittels der von Westen her gegen Ende des 10. Jahrhunderts erfolgten Bekehrung Ungarns. Die Oberhoheit dieses Reiches mußten die kroatischen Fürsten der Primorja (des „Küstenlandes", d. i. des späteren und jetzigen Dalmatiens) und Bosniens ein Jahr-

hundert später anerkennen. Im 12. Jahrhundert wurde die Residenz der Bane, Cressovium (Kreschewo, westlich von Serajewo), zugleich Sitz der dem Metropoliten von Salona unterstellten katholischen Bischöfe von Bosnien. Dem Namen nach war damit die Annexion des ganzen Landes an die abendländische Kirche vollzogen, aber deren thatsächliche Wirksamkeit ließ viel zu wünschen übrig. Jahrhunderte lang hat vielmehr dieser von der großen Verkehrsstraße abgelegene Boden des versteckten Berglandes auf der Grenze der beiden sich befeindenden christlichen Confessionen einer reformirenden, man kann fast sagen puritanischen Richtung ein Asyl geboten, welche als ketzerisch, nämlich der Verweltlichung und politischen Machtstellung der Kirchen feindlich, von beiden gleichmäßig gehaßt, verflucht und blutig verfolgt worden ist.

In Armenien entstanden, dann von dort und aus Kleinasien vertrieben, fand die Secte der sogenannten Paulicianer ihre erste europäische Zufluchtstätte bei den Bulgaren, wo, wenn nicht ihre geistige Spur, jedenfalls ihr Name sich bis heute erhalten hat und wo sie den slavischen Namen der Bogumilen (der „Gott liebenden") erhielt *). Bald aber dem Drucke weichend, den das nahe Byzanz mehr in geistlicher als weltlicher Beziehung auf die bulgarischen Könige ausübte, flüchteten jene Dissidenten westlicher, nach Bosnien, dessen damaliger Herrscher, Ban Kulin, nachdem er die ungarische Oberhoheit zum leeren Namen gemacht und sein Land auf die höchste, nie wieder erreichte Stufe der Wohlfahrt erhoben, sich nicht weniger, wie der Landesbischof Daniel selbst, der in seinen Schutz aufgenommenen Secte geneigt zeigte. Aehnliche reformatorische Bewegungen, wie sie fast gleichzeitig im Abendlande um sich griffen, wie die Secten der Katharer oder Patarener in Oberitalien, der Albigenser in Südfrankreich, müssen mit den Gleichgesinnten in Bosnien (wenn sie auch nicht, wie wohl behauptet worden ist, überhaupt von dorther erst ihren Ursprung abzuleiten haben) in Verkehr gestanden haben; denn diejenigen, welchen es gelang, der von päpstlicher Seite über sie verhängten blutigen Ausrottung zu entrinnen, fanden gerade in Bosnien eine schützende Zuflucht und verstärkten daselbst die antirömische Partei nicht wenig. Auf diese gefährlichen Gegner versuchte die Curie zunächst einen Angriff mit geistlichen Waffen durch die Sendung des eben gestifteten Franziskaner-Ordens (1208), hetzte, als dieser keinen ausgiebigen Erfolg erreichte, die ungarischen Könige an, ihre Ansprüche auf den Besitz den Landes von neuem mit den Waffen geltend zu machen, und führte so eine Reihe, vom Jahre 1238 an ein volles Jahrhundert hindurch sich wiederholender blutiger Kreuzzüge herbei. Eine thatsächliche Stärkung der römischen Kirche beweist die 1260 erfolgte Errichtung einer Vicaria Bosnae Argentinae **). Gleichwohl gewannen die Verfolgten neue Stärke durch den Verfall der ungarischen Macht und die Losreißung Bosniens unter nationalen Herrschern, welche 1376 sogar den Königstitel annahmen. Wenn dieselben auch äußerlich der römischen Kirche angehörten, scheinen sie doch die Häretiker anfangs begünstigt zu haben, so daß dieselben 1433 vier Bischöfe zum Baseler Concil senden und 1437 mit den Hussiten Verbindungen anknüpfen konnten. Mehr noch aber thaten das die mächtigen Vasallen der neuen Könige, denen die der Adria zugewendete Landesseite am Südabhange des Hauptgebirges, als Grafschaft Zachlumia (d. i. hinter den Bergen) zu Lehn verliehen war, welche später der deutsche Kaiser Friedrich III. zu Gunsten eines nach völliger Unabhängigkeit von dem bosnischen Oberlehnsherrn strebenden Nachfolgers zum Herzogthum erhob, — ein Titel, der auch nach der türkischen Eroberung als unverstandener Name (Hertzegówina, sc. zemlja, „Herzogliches", nämlich Land) dem Lande verblieben ist. Hier fanden bei erneuter Verfolgung in Bosnien die Bogumilen oder Patarener ihr letztes Asyl, in welchem sich Reste von ihnen, völlig unbemerkt von der civilisirten Welt, ja selbst von der Nachbarschaft, bis jetzt erhalten haben: wie das erst ganz neuerlich, gelegentlich der Flucht von Tausenden hertzegowinischer Grenzbewohner auf österreichisches Gebiet, constatirt worden ist.

Erklärlich ist es, daß nach solchen Schicksalen die Unterdrückten jede Aenderung mit neuer Hoffnung ansahen, daher selbst bei dem Erbfeind des Christenthums, bei dem nach dem Sturze des serbischen Reiches (1389) zum Grenznachbar gewordenen türkischen Eroberer eine Erleichterung ihrer Lage zu finden hofften; jedenfalls haben sie die im Jahre 1463 in wenigen Wochen erfolgte Eroberung des Landes befördert. Zwar dauerte diese erste Besetzung ganz Bosniens nicht lange; schon 1469 gelang dem ungarischen Könige Matthias Corvinus die Wiedereroberung der nördlichen Hälfte und des Küstenlandes, und daß daraus die Curie neue Hoffnung auf dauernden Wiedergewinn gehofft haben muß, zeigt die Erhebung der Bosna Argentina zu einer besondern Kirchenprovinz durch Papst Leo X. 1517. Diese Hoffnungen wurden vereitelt durch die türkische Wiedereroberung in den Jahren 1520 bis 1527, und damit scheint die Zahl der römisch-katholischen Bevölkerung außerordentlich zusammengeschmolzen zu sein, wenngleich — wir wissen nicht mit welchem Rechte — die überwiegende Mehrzahl der Uebertritte zum Islam (besonders seitens des bosnischen Adels, der sich dadurch den Besitz seiner Güter sicherte) auf Rechnung der dissentirenden Secte geschrieben wird, während die Griechisch-Orthodoxen an ihrer Confession festhielten.

Eine specielle und glaubwürdige Geschichte dieser innern Bewegung ist uns nicht erhalten; es hat allen Anschein, daß sie sofort mit der Unterwerfung unter das türkische Regiment erfolgte. Ueberhaupt verschwindet Bosnien von nun an aus der europäischen Geschichte, um nur gelegentlich des wiederholten, aber immer kurz verlaufenden Eindringens österreichischer Heere (1668 unter Prinz Ludwig von Baden, 1697 unter Prinz Eugen, 1737 bis 1739 unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen) genannt zu werden: Unternehmungen, welche kaum einen temporären Erfolg hatten, noch weniger aber von dauerndem Einfluß auf die Lage des Landes sein konnten.

Mit der den römischen Mönchsorden eigenthümlichen Diplomatie hatten sich die Franziskaner schon bei dem ersten türkischen Einschreiten die Gunst des Eroberers, des Sultan Mohammed I., gewonnen und einen vom Jahre 1463 ausgestellten, angeblich noch im Original vorhandenen Freibrief (Ahname) erlangt, wodurch ihnen eine den anderen christlichen Confessionen gegenüber begünstigte Stellung gesichert wurde. Da ihnen dazu der bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichende kirchliche Grundbesitz sowie die persönliche Befreiung von der Kopfsteuer bestätigt wurde, sie also Beiträge der Gemeinden nur aushülfsweise in Anspruch zu nehmen brauchten, so behielten sie auch diesen gegenüber eine weit selbständigere Stel-

*) Man hat die lebhafte Aufnahme einer Lehre, in welche aus dem persischen Manichäismus die Voraussetzung eines guten und eines bösen Princips der Geisterwelt übergegangen war, gerade bei den südslavischen Völkern vielleicht nicht mit Unrecht aus der damals gewiß noch sehr lebendigen Erinnerung an die nationalen slavischen Heidengötter, die „weißen" (guten) und „schwarzen" (bösen), zu erklären gesucht.

**) Der Beiname bezieht sich auf die schon in römischer Zeit, dann wieder von den Ragusanern seit dem elften Jahrhundert bei der alten Stadt Argentaria (nördlich von Serajewo) ausgebeuteten Metallschätze, von deren weiterer Verbreitung noch heute im östlichen Landestheile die beiden slavischen „Silberstädte" Srebrnik und Srebrnitza zeugen, nachdem jener Bergbau schon längst eingegangen ist.

lung als die griechischen Geistlichen, denn diese müssen bei dem Mangel jedes festen Besitzes durchaus von den nominell freiwilligen, thatsächlich durch jede Art von Zwang beigetriebenen Steuern ihrer Herden existiren und davon bedeutende Summen als Kaufpreis ihrer Pfründen an ihre Oberhirten abgeben, welche durchweg der griechischen Nationalität angehören, daher dem Volke fremd, ja häufig nicht einmal der Landessprache kundig sind, dagegen in gleichem Pachtvertrage zum Patriarchen in Constantinopel stehen.

Dem ungeachtet muß die Zahl der Anhänger des Papstes seit dem Falle des bosnischen Reiches lange Zeit stetig abgenommen haben, wie sich bei dem Mangel statistischer Nachrichten über die Kopfzahl*) nur aus dem Stande der kirchlichen Einrichtungen schließen läßt. Von nahe 30 schon im 14. Jahrhundert namhaft gemachten Klöstern im eigentlichen Bosnien waren nur noch 3, von 150 Pfarrkirchen 20 erhalten, als es Oesterreich im Karlowitzer Frieden 1699 zum ersten Male gelang, seinen Glaubensgenossen eine freiere Stellung wieder zusichern zu lassen. Weniger im 18. als im 19. Jahrhundert zeigt sich dann ein stetiger Fortschritt: die Pfarren waren 1800 auf 28, 1850 auf 41, 1865 (mit welchem Jahre unsere Nachrichten abschließen) auf 69 und mit Einschluß der Hertzegowina auf 94 gestiegen. Die österreichische Hülfe bethätigte sich ferner in den letzten Decennien durch die Errichtung des Generalconsulats in Serajewo, durch reichliche Geldbeiträge zu Kirchen- und Schulzwecken — natürlich besonders aus den südslavischen Kronländern des Kaiserstaates, aber auch vom Kaiserhause selbst —, am meisten aber durch gründlichere Ausbildung der in den Landesklöstern vorgebildeten künftigen Geistlichen durch längere Curse im bischöflichen Seminar zu Diakovar in Slavonien.

So erklärt es sich, daß, freilich im Gegensatz zu abendländischen Verhältnissen, aber entsprechend dem in diesen Barbarenländern noch lebendigen mittelalterlichen Geiste, diese Franziskaner-Minoriten (namentlich gegenüber der grenzenlosen Unwissenheit der griechischen Geistlichen, selbst höhern Ranges) bei weitem den gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachen und unter allen Bewohnern am ehesten im Stande sind und auch den Willen haben, über deren Verhältnisse zuverlässige Auskunft zu geben. Wiewohl mehrerer Sprachen, nämlich außer der nationalen serbischen (denn sie sind fast ausnahmslos Landeseingeborene) infolge ihres Bildungsganges in gewissem Maße der italienischen und lateinischen, öfters auch der deutschen kundig, bedienen sie sich in ihren amtlichen Aufzeichnungen natürlich der Kirchensprache, allerdings eines höchst barbarischen Latein. Die drei zum ersten und bis jetzt auch letzten Male 1866 bis 1867 gedruckten sogenannten „Schematismen" der einzelnen Kirchenprovinzen **) enthalten außer einer Menge dankenswerther und wenig oder gar nicht bekannter Nachrichten geographischen, historischen und archäologischen Inhalts und den kirchlichen Personalnotizen, statistische Listen der einzelnen Pfarren und der dazu gehörigen Gemeinden und Bruchtheile von solchen, mit Angabe der Familien- und Seelenzahl, welche wohl für um so zuverlässiger gelten dürfen, als der kirchlichen Spürnase nicht so leicht steuerzahlende Schäflein entgehen werden. Natürlich beziehen sie sich nur auf die der römischen Kirche angehörigen; nur für ein paar hertzegowinische Sprengel finden sich auch die mit denselben vermischt wohnenden Andersgläubigen (Griechen, Mohammedaner, Juden, Zigeuner) für einzelne Ortschaften oder ganze Gemeinden nach Familienzahl angegeben. Gedruckt sind jene Schriftchen nur für den eigenen Bedarf der Kirche, im Buchhandel nicht zu haben: das wird die Reproduction des wesentlichen und auch uns interessirenden Inhalts derselben im Anhange zu einem soeben die Presse verlassenden Werkchen des Herrn Blau*), welchem Exemplare der Schematismen von den geistlichen Verfassern mitgetheilt worden waren, rechtfertigen. Auf diesen auszüglichen Wiederabdruck kann ich somit den für die Zifferndetails sich interessirenden Leser zur Begründung der hier in graphischer Darstellung mitgetheilten Gesammtresultate verweisen.

Wie ein Blick auf das Kärtchen zeigt, sind die Grenzen der katholischen Diöcesen ziemlich unregelmäßig zugeschnitten und stimmen auf keine Weise mit den allerdings nach türkischer Unsitte häufigen Veränderungen unterworfenen Grenzen der administrativen Bezirke und Kreise überein. Sogar die Staatsgrenze wird dadurch übersprungen, daß die wenigen zerstreuten Katholiken im südlichen Theile der Hertzegowina, östlich van der Narenta (sechs Pfarren mit circa 9000 Seelen), die bis ins vorige Jahrhundert ein besonderes Bisthum, Trebinje, gebildet hatten, jetzt wieder mit der Metropole Ragusa, von der aus sie dem Papstthum gewonnen worden sind, zu einer Kirchenprovinz zusammengehören. Während der östliche Theil des politisch zur Hertzegowina gerechneten Landes gar keine Katholiken (nämlich bis auf die Mohammedaner in den Städten, nur Griechisch-Orthodoxe) enthält, sind dieselben ziemlich stark vertreten im Narenta-(Neretwa-) Thal, fast ausschließlich herrschend in den Thälern und Hochebenen des rauhen Jurakalk-Hochlandes, welches sich längs der dalmatischen Grenze ausdehnend den nordwestlichen Theil der Provinz ausmacht, und noch über deren nördliche Grenze hinaus im Hochthale von Livno und dessen gebirgiger Umgegend. Diese Thatsache erklärt sich daraus, daß diese Landschaft wenigstens zum großen Theile bis ins 16. Jahrhundert mit dem dalmatischen Küstenlande verbunden unter venetianischer Herrschaft stand. Einen geistlichen Mittelpunkt aber haben ihre 19 Pfarren und 50,000 Katholiken erst erhalten durch die 1852 vollendete Erbauung des bischöflichen Klosters Schiroki-brig (der „breite Hügel") in einiger westlichen Entfernung von der Hauptstadt Mostar, in welcher selbst angeblich der Fanatismus der überwiegend mohammedanischen Bevölkerung die Gründung einer bischöflichen Residenz nicht, kaum die eines Filialhauses in der Vorstadt zugelassen hatte, während der griechisch-orthodoxe Bischof, den die Eroberer bereits vorgefunden hatten, unangefochten in Mostar residirt.

*) Die Schätzung von 50,000 Seelen im Jahre 1776 hat geringe Autorität.

**) Schematismus Dioeceseos Rachusinae pro anno 1866. Schematismus topographico-historicus Custodiae provincialis et Vicariatus Apostolici in Hercegovina pro anno 1867 (Spalato). Schematismus almae missionariae provinciae Bosnae Argentinae pro anno 1865 (Ofen).

*) Reisen in Bosnien von Dr. O. Blau (Generalconsul, jetzt zu Odessa, früher zu Serajewo). Berlin, D. Reimer, 1876, mit einer Karte und Anhängen von H. Kiepert, S. 195 bis 228. Die Namen sind in diesem Wiederabdruck der Listen aus der nationalen (d. h. für das lateinische Alphabet aus Kroatien entlehnten) Orthographie, deren sich die bosnische Geistlichkeit bedient, in die der deutschen Schreibart gemäße umschrieben, nur mit Beibehaltung des s für den scharfen, unserm ß entsprechenden, des z für den weichen Laut des deutschen s, sowie des ž für den unserer Sprache fehlenden Laut des französischen j; letztere Bezeichnung, als dem allgemeinen Leser zu fremdartig, habe ich nur in dem hier mitgetheilten Kärtchen, nach dem Vorgange der Deutschen in Rußland (in dessen Sprache bekanntlich derselbe Laut ebenso häufig ist), durch sh ersetzt, die beiden ersteren aber beibehalten. — Uebrigens hat meine Arbeit bereits einen Vorgänger in dem von Herrn K. Sax, damals Beamten beim k. k. österreichischen Generalconsulat in Serajewo, schon 1863 (in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, S. 93) gegebenen confessionellen Kärtchen von Bosnien, worin sogar die relative Stärke der einzelnen Confessionen nach fünf Abstufungen zu bezeichnen versucht ist; allein abgesehen von dem sehr kleinen Maßstabe und der dadurch bedingten nur ganz generellen

Ebenso wenig bildet im eigentlichen Bosnien die politische Hauptstadt, seit 1851 bekanntlich Serajewo *), zugleich den geistlichen Mittelpunkt für die in dieser größten Stadt des Landes nur schwach vertretenen Katholiken. Sie gruppiren sich vielmehr am engsten (abgesehen von dem nördlichen Landstriche an der Save) um die zugleich den Sitz der geistlichen Behörden bildenden Klöster, von denen die drei ältesten, die einzigen, welche aus der Zeit des selbständigen bosnischen Reiches übrig geblieben sind (Sudiska, Fojnitza, Kreschewo, letzteres der alte Bischofssitz), allerdings in geringer nordwestlicher und westlicher Entfernung von der Hauptstadt liegen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade dieser Landstrich auch die meisten mineralischen Reichthümer des Landes enthält, unter denen einzelne Quecksilber-, Kupfer- und Eisengruben bei Kreschewo, Fajnitza und Waresch, wenn auch nicht ausschließlich von den Katholiken, noch heute bearbeitet werden, während noch im Mittelalter auch die Silbergruben unter Leitung einer ragusanischen Colonie reichen Ertrag abwarfen. Die damals stattgefundene starke Einwanderung von Arbeitern aus dem dalmatischen Küstenlande scheint hauptsächlich dem Katholicismus gerade in dieser Bergwerksgegend einen festern Halt gewährt zu haben, welchem auch die türkische Eroberung mit dem sich daran knüpfenden Religionswechsel keinen wesentlichen Abbruch gethan hat. In weiterer nordwestlicher Fortsetzung der das Land durchschneidenden Hauptstraße finden wir die alten Königssitze Trawnik und Jaitze, in deren Umgebung sich natürlich die Confession der letzten selbständigen Herrscher des Landes in stärkerer Vertretung erhalten hat. In dem vor Kurzem neu erbauten Kloster Gutschjagora bei Trawnik haben die zahlreichen Katholiken des Laschwa-Thales ihr geistliches Centrum erhalten, wie die des nordwestlichen Striches an der Grenze von Dalmatien in dem erst 1833 — als erste Neugründung seit der türkischen Eroberung — neu erbauten Kloster von Goritza bei Livno. Alle diese kirchlichen Verwaltungssitze liegen in der Nähe der südlichen Grenze der Provinz, während durch ihre ganze Breite nördlich bis zur Save hin sich theils vereinzelte Gemeinden, theils compactere Massen katholischer Bevölkerung finden. Jene geographische Lage der Verwaltungssitze hat nun eine überaus unregelmäßige Eintheilung in Diöcesangebiete, nicht ohne mehrfache Enclaven (wie unser Kärtchen sie zur Anschauung bringt) zur Folge gehabt, welche den wirklichen Bedürfnissen eines Landes mit so wenig entwickeltem Verkehr und solchem Mangel an guten Straßen wenig entspricht. Durch übergroße Entfernung von ihren geistlichen Mittelpunkten benachtheiligt sind namentlich die zahlreichen und großen katholischen Gemeinden, welche über einen Theil der sogenannten Posavina, d. h. des Tieflandes an der Save, des fruchtbarsten und bevölkertsten Theiles von ganz Bosnien, dicht verbreitet sind und sich unmittelbar an die jenseit der Save das österreichische Slavonien erfüllende Bevölkerung derselben Confession anschließen. Ihre Constituirung gehört allerdings fast ausnahmslos erst dem laufenden Jahrhundert, zum größten Theile sogar den beiden letzten Jahrzehnten an. Daß hier früher, zur Zeit der türkischen Herrschaft, auf beiden Ufern ein stärkerer Verkehr bestanden hat, beweisen einzelne von den geistlichen Autoren aufgezeichnete historische Vorkommnisse der Auswanderung ganzer katholischer Gemeinden aus Slavonien auf die Südseite der Save nach Bosnien hinüber, wie z. B. die jetzt über 5000 Seelen zählende ganze Pfarrei Tolissa ihre Entstehung einer solchen Ansiedelung aus dem Jahre 1683 verdankt. Auf ein wie geringes Maß dagegen dieser Verkehr in der jüngsten Zeit sich beschränkt hat, daran zeugt nichts deutlicher als die Unbekanntschaft der österreichischen Behörden selbst mit der topographischen Lage der Mehrzahl dieser in unmittelbarer Nachbarschaft der Grenze gelegenen, zum Theil sehr bedeutenden, von Katholiken bewohnten Ortschaften, welche noch auf den neuesten vom Wiener militärisch-geographischen Institute herausgegebenen Specialkarten Bosniens vermißt werden. An der obern Save und Una endlich bildet die politische Grenze bis auf geringfügige Ausnahmen zugleich die confessionelle Scheide, während die katholischen Gemeinden der sogenannten Krajna oder Türkisch-Kroatiens (der Kreise Prijedor und Starimajdan) dem innern Berglande angehören, wo einzelne derselben (wahrscheinlich ziemlich neue Einwanderungen) die Arbeiter zu den daselbst noch bestehenden Eisenhütten stellen.

Als Gesammtresultat ergiebt sich aus dem vorstehenden für die Verbreitung der römischen Kirche in Bosnien und seinen Nebenländern, daß dieselbe am frühesten und nachhaltigsten von Süden her, von den Gestaden des Adriatischen Meeres, erfolgt ist, daß dagegen die politische Verbindung mit Ungarn und die von dorther wiederholten Versuche, ihr zur Alleinherrschaft zu verhelfen (welche bei größerm Erfolge nothwendig zur Kathalisirung der stärker bevölkerten und leichter zugänglichen nördlichen Landestheile hätten führen müssen), daselbst nur verhältnißmäßig geringe Spuren zurückgelassen hat.

Von der aus den letzten Zählungen für 1865 sich ergebenden Statistik wird es hier genügen, aus den Ziffern der Schematismen die abgerundeten Hauptsummen mitzutheilen:

In den Diöcesen:

Sudisko . . .	27	Pfarren,	53,000 Seelen.
Fojnitza . . .	12	„	23,000 „
Kreschewo . .	6	„	13,500 „
Livno (Goritza)	11	„	18,500 „
Gutschjagora .	13	„	24,000 „

Zusammen in:

Bosnien . . .	69	Pfarren,	132,000 Seelen,
der Herzegowina	25	„	59,000 „

Gesammtsumme 94 Pfarren, 191,000 Seelen.

Viel bedeutender ist noch immer die ungeachtet des viel stärker auf ihnen lastenden Druckes selten durch Apostasie verringerte Zahl der zur orientalischen (griechischen, sogenannten orthodoxen) Kirche gehörigen Christen; für die Herzegowina wird sie nach den letzten, der Mitte dieses Jahrhunderts angehörigen Schätzungen verschieden auf 120,000 bis 180,000 (mit 75 Pfarren), für Bosnien bald auf weniger als 400,000, bald auf 560,000 (mit 312 Pfarren) angegeben *). Specielle Listen müssen darüber allerdings auch

---

Bezeichnungsweise, ist das dazu benutzte Material (wesentlich wohl nur die sogenannte türkische Volkszählung von 1851, denn die Schematismen der Franciscaner waren damals noch nicht gedruckt) zu unvollständig und theilweise geradezu unrichtig gewesen und hat demnach offenbare Fehler der Darstellung verschuldet, wie z. B. die viel zu schwache Bezeichnung des thatsächlich fast ausschließlichen Katholicismus in der westlichen Herzegowina, die viel zu starke Hervorhebung des mohammedanischen Elementes in der Krajna und in dem Berglande östlich und südlich von Serajewo, und dagegen sein fast vollständiges Fehlen in der Umgegend von Banjaluka u. dgl. m.

*) So schreiben der ortsüblichen Aussprache gemäß alle dortigen europäischen Berichterstatter den bekanntlich aus der türkischen Benennung Bosna-Seraj gebildeten slavischen Namen; die Franziskaner schreiben nach der älteren türkischen Aussprache des Wortes Sarajewo, daher wir diese Form im Kärtchen beibehalten haben.

*) Jene Schätzungen müßten als durchaus übertrieben angesehen werden, wenn die dahinter weit zurückbleibenden Resultate der officiellen Zählungen der männlichen Bevölkerung (da die weibliche Hälfte den Sitten des Orients entsprechend ausgeschlossen bleibt) von 1851 und 1871 größeres Vertrauen verdienten, was leider

vorhanden sein, aber bis jetzt nur handschriftlich, innerhalb der griechischen Kirche: zugänglich geworden ist solches statistisches Material über die Verhältnisse der rivalisirenden Kirche auch den katholischen Autoren, die mancherlei daraus mittheilen *). Speciellere Angaben wenigstens über die Familienzahl der griechischen Christen sowie auch der Mahammedaner innerhalb der einzelnen katholischen Gemeinden, mit denen sie gemischt wohnen, hier und da selbst der einzelnen Dörfer, finden sich indessen nur im Schematismus des engern Vicariats der Herzegowina verzeichnet, fehlen aber gänzlich für den zum Bisthum Ragusa gehörigen südlichen Theil dieser Landschaft; im eigentlichen Bosnien begnügt sich die kirchliche Liste für jeden katholischen Pfarrsprengel nur im allgemeinen anzugeben, ob viele, wenige oder gar keine Angehörige der beiden anderen Bekenntnisse innerhalb desselben wohnen. Dagegen finden sich über das räumliche und numerische Verhältniß zwischen diesen selbst in denjenigen Landstrichen, welche gar keine römisch-katholische Bevölkerung enthalten (namentlich den ganzen Osten und Südosten sowie den größten Theil des Nordwestens der Provinz), nur in anderen Quellen einige ziemlich vage Andeutungen, so daß unser Versuch einer graphischen Darstellung dieser Vertheilung mittelst der die islamitische Bevölkerung bezeichnenden je nach deren Menge stärkern oder schwächern schwarzen Schraffirung bei weitem weniger Zuverlässigkeit beansprucht als die mit der rothen Farbe bezeichnete Verbreitung der römischen Kirche. Bei der nothwendigen Beschränkung auf diesen einen Farbenton muß freilich das Auge des Lesers sich über die Schwierigkeit der Zusammenfassung der gesammten christlichen Bevölkerung hinwegsetzen, ebenso wie es in dieser Art der Darstellung unthunlich war, neben der allgemeinen localen Verbreitung des moslemitischen Volkstheils auch dessen relative Stärke unmittelbar zur Anschauung zu bringen. Daß dieselbe thatsächlich weit über ein Drittheil (nach der officiellen Auffassung sogar fast die Hälfte) der Gesammtbevölkerung bildet, wird man bei Anschauung des Kärtchens nur dann begreiflich finden, wenn man sich erinnert, daß der weitgrößte Theil dieser hier vorzugsweise besitzenden Classen in den nur durch stärkere oder schwächere Punkte angedeuteten Städten und Marktflecken, zuweilen ausschließlich, meist aber gemischt mit einer immer an Zahl weit zurückstehenden christlichen Bevölkerung zusammengedrängt wohnt.

durchaus nicht der Fall ist, da im Gegentheil den türkischen Behörden selbst an solchen Orten, wo die genauere Controlle durch Unbetheiligte nicht besonders erschwert ist, wie in der Hauptstadt, eine Herabminderung der officiellen Ziffer auf fast die Hälfte der wirklichen nachgewiesen werden konnte: — offenbar eines der vielen landesüblichen Manöver, um einen erheblichen Theil des vom Swote beanspruchten Steuerbetrages in die eigene Tasche fließen zu lassen! Nach jener letzten Zählung sollte ganz Bosnien (einschließlich des die äußerste südöstliche Ecke bildenden und daher in unserer Karte weggelassenen, vorzugsweise von muhammedanischen Albanesen bewohnten Liwa's oder Regierungsbezirks von Nowipazar) 270,050 muhammedanische, 202,820 griechisch-orthodoxe, 60,095 römisch-katholische, 1,305 jüdische, 5,030 zigeunerische, zusammen also 539,300, die Herzegowina aber 39,472 muhamedanische, 23,490 orthodoxe, 18,239 katholische, 670 zigeunerische männliche Bewohner enthalten. (Türkischer Kalender für Bosnien auf das Jahr 1288 der Hedschra = 1871). Wir erfahren nicht, ob damit die gesammte männliche Bevölkerung oder nur die von einer gewissen Altersstufe an steuerpflichtige gemeint ist: in jenem Falle aber bleiben die Angaben für die Zahl der Katholiken, namentlich für die Herzegowina, so weit hinter den, offenbar in ganz anderem Grade zuverlässigen der kirchlichen Listen zurück, daß ebensowohl die Ziffern für die griechisch-orthodoxe Bevölkerung als lückenhaft angesehen und an Glaubwürdigkeit den von christlicher Seite gemachten Schätzungen nachgesetzt werden müssen.

*) Zu diesen gehört auch Kowatschewitj's Beschreibung von Bosnien (ein in Belgrad in serbischer Sprache gedruckter Auszug aus dem noch ausführlichern handschriftlichen Werke des Franziskaners Jukitj), dem wir die obigen höheren Zahlen der orthodoxen Bevölkerung, sowie einige speciellere Angaben über einzelne Gegenden Bosniens, zur Vervollständigung der in den Schematismen enthaltenen, entnommen haben. Wir haben natürlich nicht unterlassen, auch die Ergebnisse der sogenannten Volkszählung von 1851 (mitgetheilt von Dr. Blau im Preuß. Handelsarchiv für 1865, S. 488) zu vergleichen, worin, neben den wenig bedeutenden Juden und Zigeunern, nur die beiden Hauptkategorien: Muhammedaner und Christen unterschieden, die Ziffern aber für die 42 einzelnen Kazas oder Kreise mitgetheilt werden: nur ist einmal die Benutzung erschwert durch die Nichtübereinstimmung der kirchlichen und der politisch-administrativen, in ihren Begrenzungen nur unvollständig bekannten, Eintheilung und sodann durch die schon gerügte Unzuverlässigkeit der officiellen Ziffern, von denen einzelne uns geradezu unmöglich erscheinen, wie die im Widerspruch zu allen übrigen Nachrichten ungeheuerlichen Zahlen von mehr als 40,000 Muhammedanern im äußersten nordwestlichen Winkel des Landes (Kreis Bihatsch mit Krupa und Ostrohatz) oder die um volle 2000 hinter der wirklichen bloß römisch-katholischen zurückbleibende christliche Gesammtbevölkerung des Kreises Foinitza u. dgl. m.

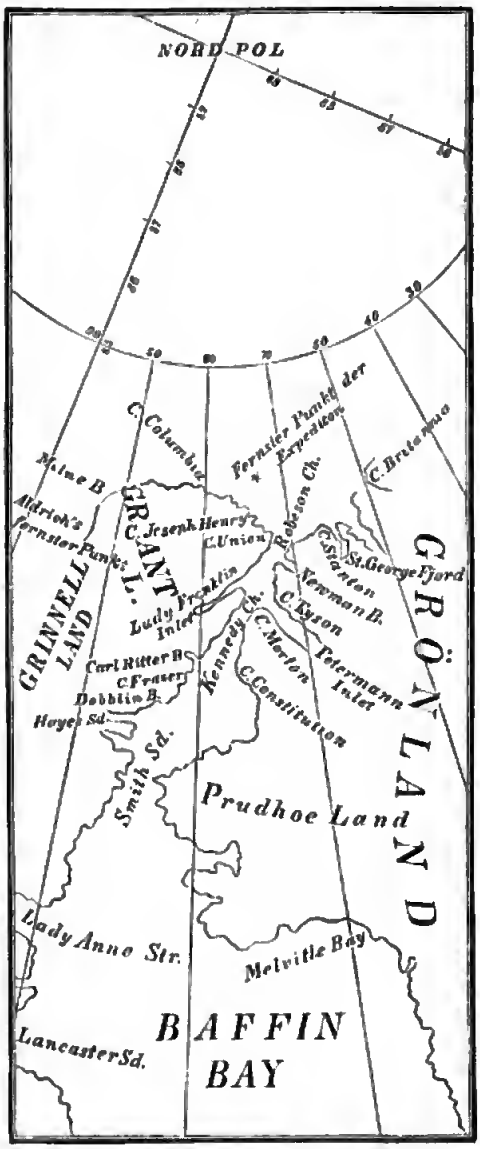
Die englische Nordpolexpedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876.

Mit einer Kartenskizze.

W. K. Nachdem das englische Marineministerium schon am 27. October vom Commandeur der englischen Nordpolexpedition, Capitän Nares, ein Telegramm aus Valentia erhalten hatte, welches die glückliche Rückkehr des Schiffes „Alert" meldete, ist dieses sowohl wie die „Discovery", die sich seit dem 19. von der „Alert" getrennt hatte, am 29. in Queenstown angelangt und hat das oben genannte Ministerium bereits einen summarischen Bericht der von den Theilnehmern der Expedition ausgestandenen Mühseligkeiten wie der gewonnenen Resultate in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, dem wir das Nachstehende entnehmen. Wie wir seiner Zeit („Globus" XXVIII, S. 351) mittheilten, ließen die letzten Nachrichten vom 27. Juli vorigen Jahres, welche die „Pandora" auf den Carey-Inseln fand, bei außergewöhnlich günstigen klimatischen Verhältnissen wichtige Resultate und die Erreichung einer hohen Breite, wo nicht gar des Nordpols selber erwarten. Letztere etwas kühne Hoffnung gründete sich namentlich auf zwei Annahmen; nämlich die eines offenen Polarmeeres und die Existenz einer continuirlich nordwärts laufenden Küste, auf welcher Capitän Nares, falls sich die erstere als trügerisch erweisen sollte, per Schlitten vorwärts zu dringen hoffte. Beide Vermuthungen haben sich nicht bestätigt, und dieses negative Resultat ist wohl das wichtigste, was wir den kühnen Männern zu verdanken haben, weil es die Unmöglichkeit dargethan hat, wenigstens auf diesem Wege wesentlich nördlicher, geschweige denn bis zum Pole vorzudringen. Weder läuft die Küste des Grant-Landes, wie vermuthet, continuirlich nordwärts, biegt vielmehr schon unter etwa 82° 25' nördl. Br. nach Westen um, noch kannte eine Spur des von Matrosen der Hall'schen Expedition nördlich vom Grant-Lande angeblich erblickten Prestdents-Lande entdeckt werden. Statt des offenen Polarmeeres aber bot sich der „Alert"

unter 82° 27′, wo dieſelbe überwinterte, eine Mauer von undurchdringlichem, 80 Fuß dickem Packeis dar, auf deſſen furchtbar zerklüfteter Oberfläche auch ein Weiterkommen mittelſt Schlitten nur unter den größten Anſtrengungen und mit keinem größern Reſultate als etwas über ¼ Meile täglich ermöglicht wurde. Die Expedition erreichte auf dieſe Weiſe den höchſten bis jetzt betretenen Punkt von 83° 20′ 26″ nördl. Br.; noch trennten ſie 100 Meilen, alſo nach den bis dahin gemachten Erfahrungen circa ein Jahr mühſeligſter Reiſe, vom Pole: ein unerreichbares Ziel, auch wenn es nicht ſicher wäre, daß bei beginnendem Winter und bei dem Aufhören jedweder Fauna und der dadurch bedingten Unmöglichkeit, ſich friſches Fleiſch zu verſchaffen, die extreme bis zu 72° F. (58° C.) beobachtete Kälte und Scorbut lange vorher einem waghalſigen Vordringen Halt gebieten würde.

Zwiſchen der Melville-Bay und dem Eingange des Smith-Sundes traf die Expedition kein Eis; das erſte wurde wieder am 30. Juli jenſeit Cap Sabine in 78° 41′ nördl. Br. erblickt, welchem man dadurch entgehen wollte, daß man im Hayes-Sunde weſtlich von den im Eingange deſſelben befindlichen Inſeln nach Norden durchzudringen ſuchte. Da aber auch hier die im Eiſe befindlichen Oeffnungen nicht in der gewünſchten Richtung weiter führten, mußte man umkehren und ſich entſchließen, den Weg nach Grinnell-Land durch das Eis zu forciren. Doch noch ehe man die Küſte deſſelben erreichte, ſaßen die Schiffe feſt, und von dieſem Augenblicke an war das Vordringen nach Norden nichts als ein unaufhörlicher Kampf mit dem Eiſe. Obgleich keine einzige Gelegenheit verſäumt wurde, war es doch nur für kurze Strecken und nur dann möglich weiter zu kommen, wenn durch Wind oder Strömung ſchmale Waſſerſtraßen zwiſchen Küſte und Eis gebildet wurden. Trotzdem erreichten die Schiffe, wenn auch manchmal nur um eines Haares Breite ihrer Zerſtörung entgehend, unverſehrt eine Breite, bis zu der vor ihnen kein Schiff hat vordringen können. Am 25. Auguſt wurde ein gut geſchützter Hafen an der Weſtſeite des Hall-Beckens nördlich vom Lady-Franklin-Sund in einer Breite von 81° 44′ erreicht und daſelbſt die „Discovery“ für den Winter feſtgelegt, während die „Alert“ noch weiter nördlich bis zur Nordoſtſpitze des Grant-Landes vorging und hier den Saum eines offenbar weiten Polarmeeres erreichte, das aber ſeiner Beſchaffenheit nach niemals für Schiffe oder Schlitten zugänglich ſein wird. Die Enge der nach Süden führenden Waſſerſtraßen verhindert nämlich den freien Abzug des alten Eiſes, ſo daß dieſes mit zunehmendem Alter auch an Dicke zunehmend und durch Sturm und Strömung in einander geſchoben und zu Bergen aufgethürmt die koloſſale Dicke von 80 bis 120 Fuß erreicht, wovon 15 bis zu 50 Fuß in Geſtalt einer chaotiſchen Wildniß von Blöcken und Schollen jeder Form und Größe über die Waſſerfläche emporragen. Für ſolche Maſſen ſchien denn auch die Bezeichnung „altes Eis“ nicht mehr anwendbar, und man hat ihnen den Namen „Polarcryſtiſches Meer“ gegeben. Uebrigens bewahrte dieſe außerordentliche Dicke des Eiſes das Schiff davor an das Ufer gedrängt und zerpreßt zu werden; denn vermöge derſelben hatte jenes einen größern Tiefgang als das Schiff, ſtrandete daher, bevor es das ſeichte Ufer erreichte und ließ ſo zwiſchen ſich und dem letztern einen freien Raum, in welchem das Schiff verhältnißmäßig ſicher war. In der That war dieſes, da kein ſicherer Hafen zu erreichen war, genöthigt, nahe am Lande im Schutze einer ſolchen geſtrandeten Eisbarriere zu überwintern. Es geſchah dies ſo weit nördlich als möglich, unter 82° 27′ nördl. Br., und während des ganzen elfmonatlichen Aufenthaltes daſelbſt zeigte ſich kein einziger ſchiffbarer Canal, der ein weiteres Vordringen nach Norden geſtattet hätte. Sobald die „Alert“ im Winterquartier untergebracht war, machte man, bevor die Sonne unterging, die für die im nächſten Frühjahr vorzunehmenden Schlittenexpeditionen nöthigen Anſtalten. Ein Theil der Mannſchaft errichtete 9 Meilen nördlich von dem Winterquartiere der „Alert“ bei Cap Joſeph Henry ein Depot für die Hauptexpedition nach Norden und für die nach Weſten; ein zweiter unter Lieutenant Aldrich hatte den Weg für die erſtere auszukundſchaften; er ging bis eine Meile über Edward Parry's nördlichſten Punkt vor und erſtieg einen 2000 Fuß hohen Berg, von dem aus Land in W.-N.-W. bis 83° 7′ nördl. Br., aber keines im Norden erblickt wurde. Schließlich ſuchte man die Verbindung mit der nur 17 Meilen entfernten „Discovery“ herzuſtellen; aber zwei kühne Verſuche des Lieutenant Rawſon blieben erfolglos, weil das Eis im Robeſon-Canal zwiſchen den beiden Schiffen bis ſpät im Jahre in Bewegung blieb.



Skizze der engliſchen Entdeckungen im Norden des Smith-Sundes.

Die beiden Schiffe blieben daher den Winter über ohne Nachricht von einander, und die „Discovery“ konnte aus demselben Grunde im Herbst 1875 überhaupt keine Schlittenexpeditionen aussenden.

Am 14. October trat die Nacht ein, wohl die längste, die bis jetzt ein Sterblicher erlebt; die Sonne sagte auf 142 Tage Lebewohl, eine Zeit, welche die Mannschaft jedoch in vollkommenem Wohlsein und guter Laune verbrachte. Lectüre, Gesang, wöchentlich einmalige Theateraufführungen und Unterrichtsstunden, welche von den Offizieren abgehalten und fast von der ganzen Mannschaft mit Eifer besucht wurden, sorgten für die Fernhaltung jeder Niedergeschlagenheit, die bei ungenügender Beschäftigung in der langen Nacht erfahrungsmäßig leicht die Mannschaft befällt und dem Ausbrechen des Scorbuts den größten Vorschub leistet.

Mit der Wiederkehr der Sonne am 29. Februar wurden auch die Vorbereitungen für die Schlittenpartien wieder aufgenommen. Nachdem schon am 12. März Herr Egerton und Lieutenant Rawson bei furchtbarem Schneegestöber, dem gewöhnlichen Frühlingswetter der arktischen Regionen, einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, zur „Discovery“ zu gelangen, wobei der dänische Dolmetscher Petersen durch Erfrieren der Beine den Grund zu seinem zwei Monate darauf erfolgten Tode legte, vermochten sie endlich in der nächsten Woche die Verbindung herzustellen. Im Laufe der ersten Woche des April hatten dann alle Expeditionen die Schiffe verlassen, in deren jedem nur der Geistliche, die älteren Aerzte und ein halb Dutzend an Bord unentbehrlicher Offiziere mit der nöthigen Mannschaft zurückblieben. Die wichtigste Unternehmung war natürlich die nach Norden, die unter Commandeur Markham und Lieutenant Parr von Statten ging. Obgleich man schon vorher jede Hoffnung aufgegeben hatte, den Nordpol selbst mit Schlitten zu erreichen, waren die Schwierigkeiten dieses Marsches doch noch größer, als man erwartet hatte. Mit Spitzhacke, Axt und Pulver mußte man eine Art Weg durch die übereinander gewürfelten Schollen hauen und sprengen und konnte trotzdem die Schlitten nicht voll belastet, sondern nur mit theilweiser Bepackung darüber ziehen, so daß derselbe Weg mehrere Mal gemacht werden mußte. Auf diese Weise kam man durchschnittlich wenig mehr als täglich $\frac{1}{4}$ Meile vorwärts und bis zu der Stelle, wo am 12. Mai unter 83° 20′ 26″ nördl. Br. die britische Flagge aufgepflanzt wurde, mußte man 69 Meilen zurücklegen, obwohl sie nur 18 Meilen von dem Ausgangspunkte des Marsches, der „Alert“, entfernt war.

Von diesem Punkt aus war keine Spur von Land nach Norden zu sehen, aber das Meer war, sonderbar genug, nur 72 Faden tief. Nach 72 Tagen kehrte die Gesellschaft zurück; das Resultat ihrer harten Arbeit beweist die vollkommene Unmöglichkeit, eine größere Strecke weit vom Lande über das Polarmeer zu reisen und die Richtigkeit von Baron von Wrangel's unumwundener Behauptung, daß man, um zum Nordpol zu gelangen, zuvor eine Küste entdecken müßte, die in fortlaufender Linie dahin führte.

Capitän Stephenson, der Commandeur der „Discovery“, machte inzwischen zwei Ausflüge nach Grönland über das Hall-Becken. In der Polaris-Bay ließ er die amerikanische Flagge aufhissen und unter Salutschüssen eine erzene Gedenktafel auf Hall's Grab befestigen. Alle Steinhügel der „Polaris“ wurden besucht und in der Bootstation desselben Schiffes, in der Newman-Bay, ein Chronometer gefunden, das, obwohl vier Winter hindurch einer intensiven Kälte ausgesetzt, noch in vollkommener Ordnung war.

Weiter hinauf erforschten Trupps unter Lieutenant Beaumont und Rawson die Küste Grönlands und erreichten einen Punkt unter 82° 18′ nördl. Br., 50° 40′ westl. L. Gr., 18 Meilen nordästlich vom Repulse-Hafen, von dem sie bei allerdings nebligem Wetter eine Ausdehnung der Küste bis 82° 54′ und 48° 33′ westl. L. Gr. constatirten. Dort biegt dieselbe nach Südosten um, so daß A. Petermann's Hypothese von der nördlichen Erstreckung Grönlands bis über den Pol hinaus als beseitigt erscheint.

Eine andere Abtheilung unter Lieutenant Aldrich nahm die von der „Alert“ sich nach Westen erstreckende Küste auf eine Entfernung von 55 Meilen auf; wieder eine andere unter Lieutenant Archer erforschte den Lady-Franklin-Sund, der, wie sich fand, 16 Meilen westlich von seinem Eingange mit hohen Bergen und gletschererfüllten Thälern schließt; schließlich besuchten Lieutenant Fulford und Dr. Coppinger den Petermann-Fjord, fanden ihn aber durch einen niedrigen, von Küste zu Küste reichenden Gletscher verschlossen. Kurz mit Ausnahme des Hayes-Sundes wurde die ganze Küste des Smith-Sundes von Norden nach Süden erforscht.

Bei all diesen verschiedenen Expeditionen verdient die Ausdauer und Opferwilligkeit, welche die Mannschaft selbst unter den erschwerendsten Umständen und der mühseligsten Anstrengung bewiesen hat, das uneingeschränkteste Lob. Um nur einen Begriff von der Summe von Arbeit zu geben, welche die Aussendung einer arktischen Schlittenexpedition und das Vorwärtsschaffen von Lebensmitteln für ihren Unterhalt erfordert, mag hier erwähnt werden, daß, um die an der Nordküste Grönlands und die zur Untersuchung des Petermann-Fjords ausgesendeten Reisenden zu verproviantiren, der Robeson-Canal elf Mal von der „Alert“ aus zu einem nördlich von Cap Brevoort errichteten Depot und ebenso oft das Hall-Becken zwischen Discovery-Bay und Polaris-Bay gekreuzt werden mußte; daß das Hauptdepot bei Cap Joseph Henry für den Unterhalt der nördlichen und westlichen Abtheilung von 16 verschiedenen Schlittenpartien besucht wurde. Die Hauptstrapazen wurden jedoch durch die große Kälte und den Scorbut verursacht. Hatten schon im Herbste bei einer Recognoscirung ein Offizier und zwei Leute sich derartig die Füße erfroren, daß Amputation nothwendig war, so bewirkten die Schneestürme des Frühjahrs, die noch Nässe zur Kälte hinzufügten, daß beinahe sämmtliche Reisende größere oder geringere Frostschäden davontrugen. Ohne Ausnahme wurden aber alle vom Scorbut ergriffen, gegen den, wie sich gezeigt hat, weder Arzneimittel noch das präservirte Fleisch, das man mitgenommen, Schutz gewährt. In jeder der ausgesendeten Expeditionen brach die Krankheit gerade dann aus, wenn sie am weitesten von jeder Hülfe entfernt waren, und die meisten wurden nur durch die von den Schiffen entgegengesandte Hülfe gerade noch im letzten Augenblicke gerettet. Die Schilderung der Leiden und Gefahren gerade des Rückweges giebt ein lebhaftes Bild von der Art und Weise, wie ohne Zweifel John Franklin's Gefährten zu Grunde gegangen sind. In demselben Maße, als einer nach dem andern erkrankte und statt zu ziehen gezogen werden mußte, ging die Reise langsamer und wurden auch die Kräfte der Uebrigen verzehrt. „Sie fielen hin und starben, wie sie dahinzogen,“ hatten die Eskimos über Franklin's Leute zu M'Clintock berichtet, und so hätte es auch leicht namentlich der noch Norden ausgesandten Expedition ergehen können. Mit Aufwand der letzten Kräfte brachte Lieutenant Parr, indem er seinen ermatteten Cameraden vorauseilte und in einem neunmeiligen einsamen Marsche im Nebel, Schneegestöber und aufbrechendem Eise der Spur eines Wolfes folgte, Nachricht nach der „Alert“ und damit Hülfe; glücklicherweise nur für Einen zu spät. Als man an Bord gelangte, waren von den ursprünglich 17 Mann nur 5 — zwei Offiziere und drei Mann — überhaupt im Stande etwas zu thun, drei andere schleppten sich mühsam an Alpenstöcken fort und

Digitized by Google

konnten gerade noch an Bord gehen, die anderen mußten in vollkommen hülflosem Zustande auf den Schlitten gezogen werden. In ähnlicher Verfassung wurden die westliche und die Grönlands-Expedition von den Hülfstrupps getroffen, die man ihnen, als sie nicht zur festgesetzten Zeit eintrafen, entgegengesandt hatte. Zwei Mann der letzteren konnten nicht mehr weitertransportirt werden; sie starben im Anblick der rettenden Schiffe auf der Polaris-Halbinsel an vollkommener Entkräftung und wurden dort unweit Hall's Grab beerdigt.

In so jammervollem Zustande auch alle Ueberlebenden waren, erholten sie sich doch, sobald man frisches Fleisch bekommen konnte, stetig und nach zwei Monaten konnte der Arzt den letzten als gesund entlassen.

Seitens des Commandeurs der Expedition war es inzwischen beschlossene Sache, noch in diesem Jahre zurückzukehren; doch blieb das Polarmeer bis zum 20. Juli unbeweglich.

Von diesem Tage an machte sich eine Bewegung bemerklich, die mit jeder Fluth an Stärke zunahm und der „Alert" am 31. erlaubte, ihr Winterquartier zu verlassen. Nach manchem Strauß mit dem Eise vereinigte sie sich am 12. August mit der „Discovery" in der Discovery-Bay, wo am 14. die letzte unter Lieutenant Beaumont nach der Nordküste Grönlands ausgesendete Expedition eintraf. Der Lady-Feanklin-Sund blieb bis zum 20. geschlossen; nach diesem Zeitpunkt begann längs der Küste derselbe unermüdliche und gefahrvolle Kampf mit dem Eise wie auf dem Hinwege und ließ nicht selten die Befürchtung auftauchen, noch einen Winter im hohen Norden zubringen zu müssen, bis endlich am 9. September, gewissermaßen im letzten Moment der Tharesschluß, die Mündung des Hayes-Sundes gekreuzt und wieder offenes Fahrwasser erreicht wurde. Ohne weitere Fährlichkeiten haben die kühnen Forscher von da aus ihren Weg nach der Heimath fortgesetzt, wo ihnen der wohlverdiente Lorbeer für die Beweise ihres Muthes und Aufopferung im Dienste der Wissenschaft nicht vorenthalten werden wird.

* * *

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diese Expedition, wie jede ihrer Vorgängerinnen, so manche wichtige Beobachtung in einzelnen oder allen Zweigen der Naturwissenschaft gemacht, manch werthvolles Stück unter den reichhaltigen Sammlungen ihrer Naturforscher mit heimgebracht haben wird; sicherlich werden wir einer spätern eingehenden Berichterstattung manche Erweiterung unserer Kenntnisse hoher Breiten zu danken haben. Wenn aber trotz aller aufgewendeten Kosten und trotz der hingebendsten Aufopferung aller Theilnehmer die Ergebnisse im Ganzen abermals hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, so ist es wohl am Platze, neuerdings und mit um so größerer Eindringlichkeit auf jene Vorschläge deutscher Gelehrten hinzuweisen, welche dieselben in dem Bericht der deutschen Reichscommission zur Begutachtung von Fragen der Polarforschung niedergelegt und deren Befolgung die soeben gemachten Erfahrungen nur noch wünschenswerther und, wie wir hoffen, wahrscheinlicher gemacht haben. Es wurde nicht bestritten, daß Nordpolexpeditionen in der bisher üblichen Weise durch einen glücklichen Zufall hohe Breiten erreichen und wichtige geographische Entdeckungen machen könnten, aber die Commission meinte, dieses Ziel nach ihren Vorschlägen, wenn auch langsamer, so doch sicherer und bei Weitem billiger erreichen zu können, während zugleich die wissenschaftlichen Beobachtungen in ganz anders umfassender und für combinirende Untersuchungen einzig nutzbringender Weise angestellt werden, also auf jeden Fall einen Gewinn für die aufgewendeten Kosten ergeben würden. Nur zu oft lassen die bisher in arktischen Regionen gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen, weil nur als Nebensache betrachtet und von dem allein maßgebenden Ziele der Erreichung eines hohen Breitegrades abhängig, Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und das Vorhandensein ähnlicher zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Punkten vermissen. Die Commission schlug daher vor, die bisher entdeckten Länder zunächst eingehender erforschen zu lassen und zu diesem Zweck die circumpolaren Regionen durch einen Kreis vorgeschobener, an geeigneten Punkten dauernd errichteter wissenschaftlicher Beobachtungsstationen einzuschließen, von denen aus zu geeigneter Zeit nähere und weitere Expeditionen zu Land und zu Wasser zu unternehmen seien. Das Ergebniß dieser Expeditionen, verbunden mit den Resultaten längerer physikalisch-meteorologischer Beobachtungen in diesen Gegenden, würde im Laufe der Zeit allein eine sichere Basis für den besten einzuschlagenden Weg abgeben, auf dem man möglichst ungefährdet zu den höchsten Breiten gelangen könne. Selbstverständlich sei ein einziger Staat nicht im Stande, alle diese Stationen zu errichten, und es sei deshalb ein Zusammenwirken aller für die Lösung von arktischen Problemen sich interessirenden Staaten wünschenswerth.

Nach den Erfahrungen der letzten englischen Nordpolexpedition glauben wir mit Sicherheit annehmen zu können, daß weder die englische noch die amerikanische Regierung in Zukunft abermals bedeutende Summen für arktische Expeditionen in der bisher üblichen Weise aufwenden wird, und so hoffen wir denn, daß uns die negativen Resultate jener der Vereinigung der wichtigsten und meist interessirten Staaten und somit der Realisirung der deutschen Commissionsvorschläge um ein Bedeutendes näher gebracht haben.

— Aus Wellington, der Hauptstadt von Neuseeland, wird berichtet, daß dort das Hamburger Schiff „Fritz Reuter" mit 320 deutschen Einwanderern eingetroffen sei, obgleich die Agenten in Hamburg vom Generalagenten in London unterrichtet worden waren, daß diese Colonie keine weiteren deutschen Auswanderer *sei* befördern lassen wolle. Auf besondere Verwendung des deutschen Consuls F. A. Krull gestattete die Regierung den Angekommenen den vorläufigen Aufenthalt in den Baracken, verwahrte sich aber ausdrücklich dagegen, daß sie damit dieselben als *ihre* Einwanderer anerkenne. Es fragt sich also, wer die Kosten des Transports zu tragen hat.

Inhalt: Zu Türkisch-Armenien. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Gruppirung der Confessionen in Bosnien und der Herzegowina. Von Heinrich *Kiepert*. (Mit einer Karte.) — Die englische Nordpolexpedition unter Capitän Nares 1875 bis 1876. (Mit einer Kartenskizze.) — (Schluß der Redaction 11. November 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. *Kiepert* in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von *Friedrich Vieweg und Sohn* in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage, betreffend: Das große Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien.

II.

Ingil ist nur fünf Stunden von Wan entfernt. Mit Tagesanbruch reiste Deyrolle ab, überschritt einige Hügel, entfernte sich dann vom Seeufer, so daß das große Dorf Ardamed zur Linken blieb, und erreichte gegen acht Uhr ein Dorf, dessen Kirche, wie gewöhnlich in jener Gegend, gegen Raubüberfälle durch Befestigungen geschützt war. Als er um das Dorf (Zemistan?) herumbog, um eine Brücke über den dort fließenden Bach zu suchen, sah er mit einem Schlage sein Endziel, die ganze Stadt Wan mit ihrem mächtigen Burgfelsen, vor sich liegen. Zwei Stunden später befand er sich auf dem Platze At-meiban vor dem Bitliser Thore, umringt von einer Schaar Neugieriger, die er nach der Wohnung des Pascha befragte. Da kam sein vorausgesendeter Saptieh zurück und bot ihm im Hause eines Verwandten in einer Vorstadt ein Zimmer nebst Stall an. Da ihm dies genügte, so betrat er am selben Tage die Stadt selbst noch nicht, sondern ritt außerhalb ihrer doppelten Umfassungsmauern seinem Ziele zu. Letztere ist in Zwischenräumen mit kreisrunden Bastionen, welche halb in Trümmern liegen, versehen und besteht aus Steinen und hartem Lehme, befindet sich aber gleichfalls in sehr schlechtem Zustande. Nach einer halben Stunde befand sich Deyrolle am Ziele und richtete sich häuslich ein.

Wan ist eine der ältesten Städte Vorderasiens, deren Gründung die Sage bis in das dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufrückt. Der bei seinem Volke so hochangesehene Vater der armenischen Geschichtsschreibung, Moses von Choren, der in der zweiten Hälfte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts die armenischen Volkssagen und die Familientraditionen des Adels zu einer armenischen Geschichte in drei Büchern zusammenarbeitete, schreibt die Gründung der Stadt der assyrischen Königin Semiramis zu, welche ja die Sage mehr Kriegsthaten und Eroberungen vollbringen läßt, als je der größte Kriegsherr fertig gebracht hat. Semiramis war nach Moses von Charen auf ihren Zügen auch in das armenische Hochland eingedrungen und ward an den Ufern des Wan-Sees von der kühlen Luft, dem üppigen Grün und der Fülle der klaren Bergwasser so angezogen, daß sie sich dort einen Sommerpalast zu erbauen beschloß, um nach asiatischer Herrschersitte in der heißen Jahreszeit die drückende Schwüle des tiefgelegenen Ninive mit der kühlen Alpenluft der Berge vertauschen zu können. Hunderte von Baumeistern und Künstlern und viele Tausende von Arbeitern zogen auf Schamiram's (Semiramis') Befehl aus Assyrien nach Armenien und erbauten dort die feste und prächtige Schamiramakert (Semiramisstadt), mit Inschriften, mit gewaltigen Terrassen und Mauern, Palästen und Wasserleitungen, deren Quadern durch so festen Mörtel verbunden waren, daß man noch zu Moses' Zeiten, wo der Ort zum unzerstörbaren Schlupfwinkel von Räubern geworden war, und selbst später noch auf Timur's Befehl keinen Stein herauslösen konnte. Zuletzt hätten sich nach Moses' Angabe die Meder gegen Semiramis erhoben und sie geschlagen; sie sei nach Armenien geflohen, am See von Wan von ihren Verfolgern ereilt, und nachdem sie ihr Halsband und ihren Schmuck ins Wasser geworfen, erschlagen worden.

Auf diesen Bericht sich stützend, war es zuerst (im Jahre

1818) unser Carl Ritter, welcher die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Reisenden auf jene Reste und Inschriften der grauen Vorzeit zu lenken suchte *). Ihm folgte der Franzose Saint-Martin, und auf dessen Anregung sandte dann die französische Regierung den Professor Fr. Ed. Schulz nach Armenien, welchem es auch 1827 wirklich gelang, in Wan und dessen Umgebung 42 Inschriften zu copiren, nach Paris zu senden und so das damals vorhandene Material an Keilinschriften um das Dreifache zu vermehren. Schulz selbst, der als erster Europäer den See van Wan befahren und die Feste van Wan detceten hat, kehrte nicht wieder nach Europa zurück: ein kurdischer Häuptling ließ ihn bald darauf meuchlerisch umbringen. Drei von seinen 42 Inschriften, wie fast alle schriftlichen Denkmäler dieses Königs in drei Sprachen abgefaßt, gehören dem Achämeniden Xerxes an, dessen Regierungszeit in die Jahre 485 bis 465 v. Chr. fällt. Alle übrigen, in complicirteren, also wahrscheinlich älteren Charakteren geschrieben, blieben unentziffert, bis Dr. A. D. Mordtmann in Constantinopel sie (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1872) als altarmenisch erklärte und sie der Epoche von 750 bis 550 v. Chr. anwies, ein Ergebniß, das ihm jedoch neuerdings von anderer Seite wieder bestritten wird. Wahrscheinlich ist also einstweilen nur, daß der größte Theil der Inschriften und Bauten von Wan älter ist, als die Zeit des Xerxes, und daß sie auf keinen Fall derjenigen der Semiramis angehören, in welcher die heutige Kritik eine zur Königin umgestaltete, altassyrische Kriegs- und Liebesgöttin erkannt hat. Daß Moses von Choren in dem Bestreben, den möglichsten Glanz über seine Heimath zu verbreiten, sie der (wahl mindestens anderthalb Jahrtausende vor ihm zu denkenden) Schamiram zuschreibt, ist nicht zu verwundern; thut doch auch Diodor dasselbe mit der berühmten Darius-Inschrift von Bagistane (Bisutun in Persien) und stützt sich dabei auf Ktesias, den Leibarzt des Artaxerxes II. (405 bis 362), welcher noch kein Jahrhundert nach Darius (521 bis 485) lebte. — Ein späterer Fürst soll dann zu Alexander des Großen Zeit die Semiramisstadt noch mehr verschönert und ihr seinen Namen Wan beigelegt haben, und als sie zerstört ward, stellte sie Vagharschak, der erste arsacidische König van Armenien,

Der Felsen von Wan, von Norden gesehen.

152 v. Chr. unter dem alten Namen Schemiramagerd, den die Armenier bis heutigen Tages festgehalten haben, wieder her. Einer seiner Nachfolger soll dort die Juden, welche er bei der Eroberung Judäas zu Gefangenen gemacht, nebst ihrem Oberpriester Hyrcanus angesiedelt haben. 18,000 dieser Semiten wohnten nach Faustus von Byzanz in Schemiromagerd, als sie die Perser unter König Schahpur II. in der Mitte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts zerstörten. Dann ward die feste Stadt Sitz der einheimischen Ardzruni-Fürsten, wurde von ihnen im elften Jahrhundert nebst ihren übrigen Besitzungen an das byzantinische Kaiserhaus übergeben, diesem durch die Seldschukiden entrissen und 1392 nach langwieriger Belagerung von Timur, 1533 von den Osmanen, 1636 von Abbas II. erobert. Letzterer wiederholte seine Angriffe mehrere Jahre hintereinander, bis er diese starke Grenzfestung des türkischen Reiches bezwang und vorübergehend dem persischen Reiche zufügen konnte. Aber auch die Türkei, der das Paschalik Wan nominell eignet, hat dort, van der Stadt und ihrer nächsten Umgebung abgesehen, nicht viel zu sagen, heutigen Tages, wie vor vier Jahrzehnten. Die Kurden sind die wahren Herren des Landes, dessen christliche Bewohner (Armenier) von ihnen entsetzlich zu leiden haben. So war es im Jahre 1836, als der Chan Mahmud sich der Stadt und Festung Wan bemächtigte, alle Angriffe der türkischen Soldaten abschlug und dann plötzlich gutwillig seinen Besitz wieder aufgab. Und die gleichen Zustände herrschen auch heute noch, und das nicht in Armenien allein, sondern soweit überhaupt die Geißel der Osmanli reicht.

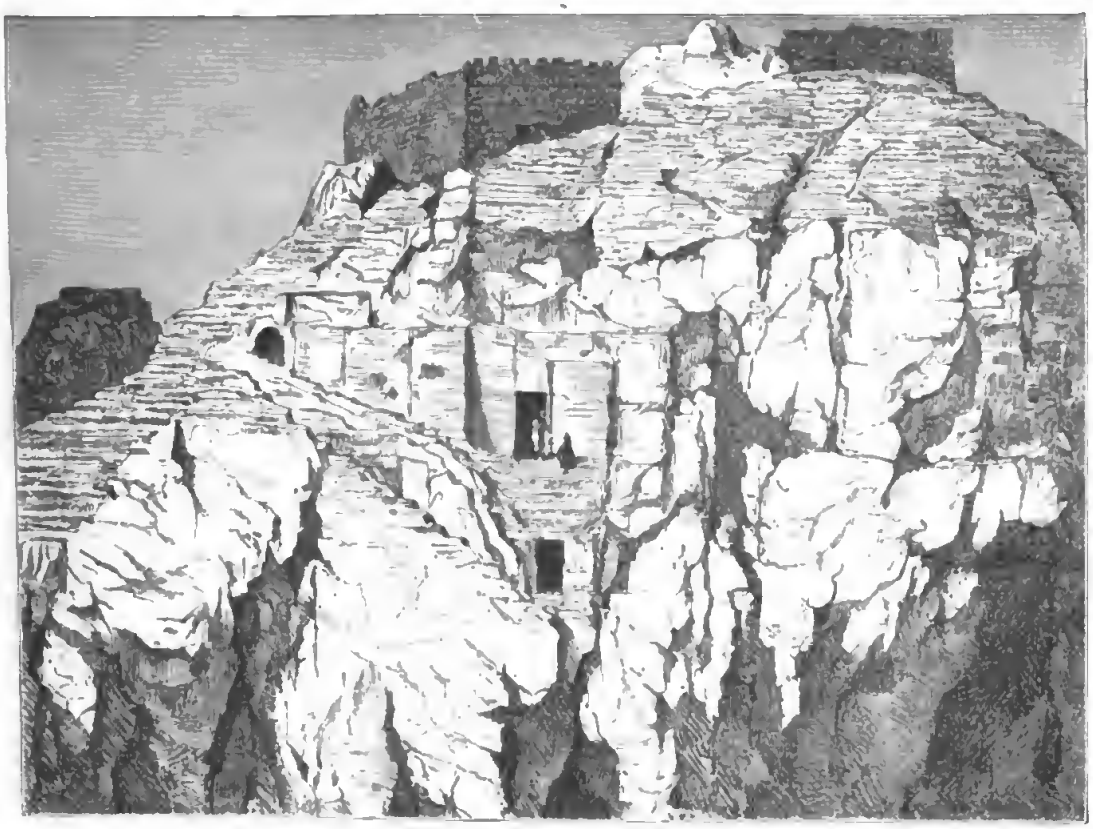
Nach vor einigen Jahren bestand ein ziemlich lebhafter Handel von Wan mit Musch und Bitlis. Damals waren die Karawanen, welche von Baghdad, Mosul, Mardin und Diarbekir nach Tiflis und Nordpersien zogen, eine Quelle verhältnißmäßigen Wohlstandes für die Bewohner Wans. Aber diese Zeiten sind dahin, seitdem Rußland sich mit Erfolg bemüht hat, den persischen Transithandel ganz nach seinen transkaukasischen Gebieten hinüberzuziehen. Wan ist heutigen Toges nahezu eine todte Stadt. Nur der Fang des oben erwähnten kleinen Fisches ergiebt jährlich eine Summe von 60,000 bis 80,000 Piastern; außerdem werden die am Seeufer gesammelte Potasche, welche man in der

*) S. Carl Ritter's Erdkunde IX. S. 982.

Umgegend zur Seifenfabrikation verwendet, Früchte aus den umliegenden Gärten und Ziegenfelle ausgeführt. Aus letzteren, die einen Werth von 40 bis 50 Piaſtern pro Stück haben, wird ein feiner faſt waſſerdichter Stoff hergeſtellt.

Das heutige Wan, das die Geſtalt eines unregelmäßigen Vierecks beſitzt, liegt am Fuße einer ſenkrecht abſtürzenden Wand, welche der berühmte, iſolirt aus der Ebene ſich erhebende Fels von Wan an ſeiner Südſeite bildet. Seine Straßen ſind kurz, eng und ſchmutzig und alle Gebäude nur aus Luftziegeln errichtet und von einer gleichförmig grauen Färbung, dabei meiſt in Verfall, dem ſelbſt die paar Moſcheen ſich nicht entziehen. Auch einige armeniſche Kirchen ſind vorhanden, aber ohne jedes bauliche Intereſſe; nur die Peter- und Pouls-Kirche enthält einige Keilinſchriften, deren Buchſtaben aber neuerdings von den unwiſſenden armeniſchen Prieſtern mit Kalk ausgefüllt worden ſind, ſo daß ein Abklatſchen unmöglich war.

Im Innern ſind die Privathäuſer aſt ganz anmuthig verziert und mit luftigen Höfen, Schlinggewächſen aber Weinranken und Springbrunnen ausgeſtattet, während die Straßenfront nur eine Thür und 4 bis 5 Meter über dem Boden ein kleines Fenſter zeigt. Die Einwohnerzahl, früher zu 30,000 bis 35,000 angegeben (2000 armeniſche, 5000 mohammedaniſche Familien nach Southgate 1840; 4500 chriſtliche, 2500 mohammedaniſche Häuſer nach dem Miſſionary Herald 1873), wird von Deyrolle, wahl mit Recht, auf 12,000 bis 15,000 geſchätzt. Ueber die numeriſchen Verhältniſſe der einzelnen Confeſſionen und Nationalitäten



Die Felskammern und Inſchriften des Charchor.

giebt er nichts Näheres an. Die Hitze, welche die weiße Felswand über der Stadt im Sommer ausſtrahlt, und die nahen Sümpfe machen die Stadt alsdann zu einem äußerſt ungeſunden Aufenthalte. Dann flüchten die Einwohner nach den „Baghlar“, jenen die eigentliche ummauerte Stadt faſt zwei Stunden weit umgebenden, wohlbewäſſerten Gärten, in denen die meiſten Familien ein Landhaus beſitzen. Da wachſen allerlei Obſtarten, die man expartirt, köſtliche Gemüſe und mehrere Arten Weintrauben, die ein leichtes, angenehmes Getränk liefern. Zahlreich ſind beſonders die Melonenfelder. Selbſt Reisfelder geben in dieſer Höhe von nahezu 5500 Fuß noch guten Ertrag; einige Citronen- und Orangenbäume ſtehen noch im Freien, bringen aber ihre Früchte nicht alle Jahre zur Reife; Olivenbäume und Palmen fehlen gänzlich. Bäche, mit ſchattigen Weidenbäumen beſetzt, durchziehen dieſe mit Erdmauern umgebenen „Baghlar“, die einem weitläufigen Dorfe gleichen und von den ſchönſten Silberpoppeln überragt werden.

Der Ertrag dieſer Gärten und ein wenig Honbel reicht für den Unterhalt der Familien aus. Doch ziehen alljährlich noch Tauſende von Armeniern aus Stadt und Umgegend nach Conſtantinopel, um dort als Arbeiter, Laſtträger, Handwerker und Geſchäftsführer aller Art ihr Brot zu verdienen. Im Jahre 1837 ſoll die Zahl der ſo Abweſenden 31,000 betragen haben. An 3000 kehren jährlich mit ihrem Lohn zurück und ernähren dann ihre Familien um ſo leichter.

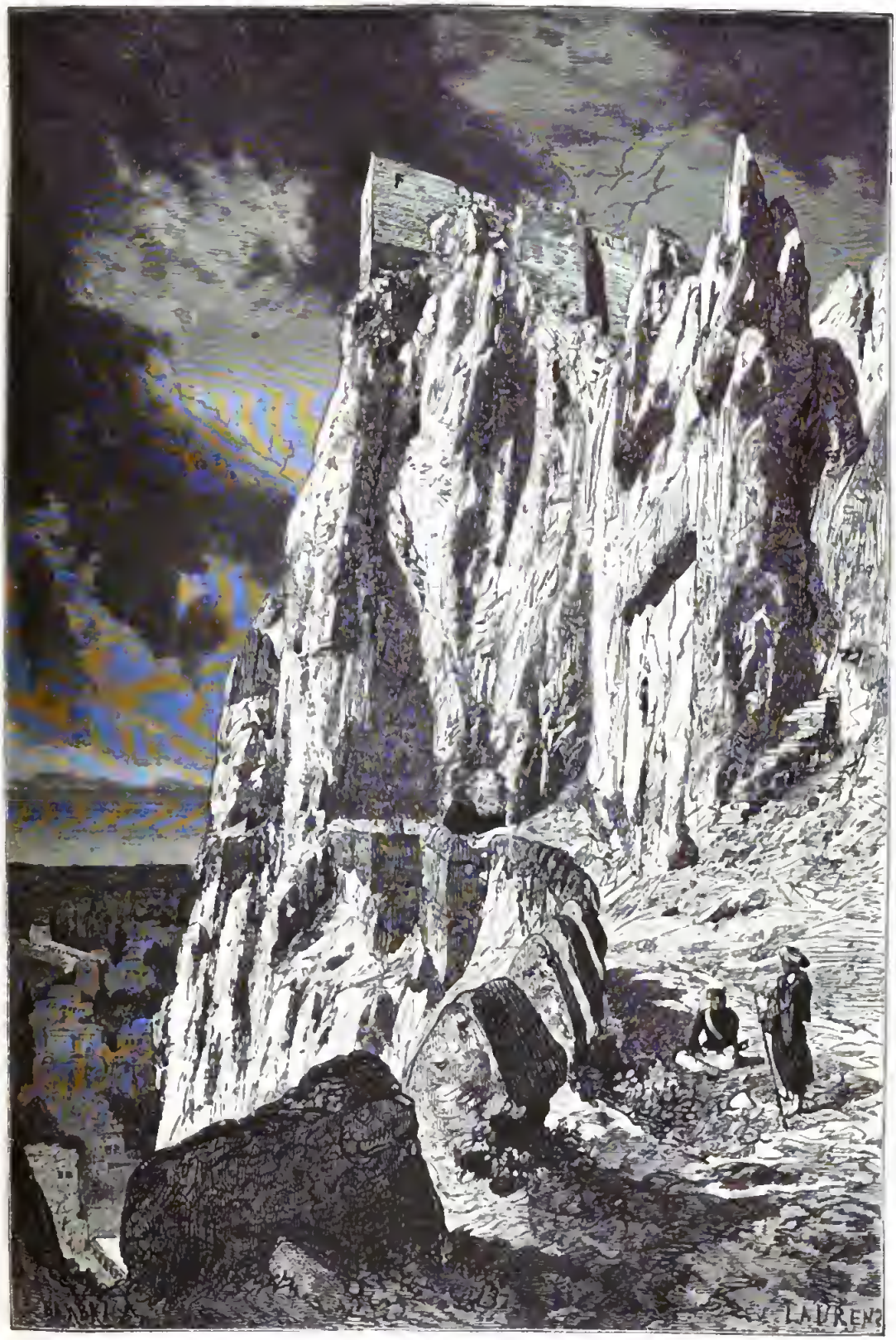
Das Intereſſanteſte, was Wan aufzuweiſen hat, iſt der lange von Weſten nach Oſten geſtreckte Kalkrücken Ghurab oder Charchor, der aus der weiten Stadtebene völlig iſolirt zu etwa 300 Fuß Höhe emporſteigt. Dieſer Felszug beſteht

aus drei etwa gleich langen Kuppen, deren mittelſte am höchſten emporragt, und welche alle von mehreren Mauerlinien und modernen türkiſchen Baſtionen gekrönt ſind. Gegenwärtig hat das Schloß, Itſch-kalah genannt, nur einen einzigen Eingang von Nordweſten her, wo der Fels am wenigſten ſchroff emporſteigt. Reſte von antiken in den Stein gehauenen Treppen deuten darauf hin, daß auch in alten Zeiten hier ein Haupteingang war. Am Thore der Feſtung hielten ein paar alte Baſchi bozuks Wache, welche trotz des Offiziers, welcher Deyrolle auf Befehl des Paſchas von Wan begleitete, anfangs den Eintretenden Schwierigkeiten bereiten wollten, aber ſeinem beſtimmten Verlangen endlich doch nachgaben. Ein alter Invalide ſpielte im Innern den Cicerone und führte den Reiſenden, deſſen Miſſion es bekanntlich war, Abklatſche der von Schulz copirten Keilinſchriften zu nehmen, zuerſt zu den ſieben inſchriftloſen Kammern in der Felswand unterhalb der Itſch-kaloh, deren Plan derſelbe aufnahm, und dann gegen Weſten zu den Kammern des Charchar an der Südſeite des hier 60 Meter hohen Felſen (ſ. Abbildung auf S. 339), von denen aus man die Stadt überſchaut. Zuerſt führt eine kleine Treppe von 20 ſehr zerſtörten Stufen zu einer kleinen quadratiſchen Grotte (auf dem Bilde links oben) hinab, dann weiter entlang einer ſenkrecht behauenen und glatt polirten Felswand, die mit drei Inſchriften bedeckt iſt, zu einem größern Eingangsthore. Einige Jahre vor Deyrolle hatte ein armeniſcher Prieſter dieſelben beſucht, ſie entziffert und ſeinen Landsleuten verheißen, daß er demnächſt zurückkehren und die in den In-

See und Feſtung von Wan.

ſchriften angedeuteten Schätze (welche der Aberglaube der Orientalen hinter jeder Steinſchrift vermuthet) heben werde. Er iſt aber nicht wiedergekommen. — Auch rechter Hand und über jenem Eingangsthore haben ſich einige Inſchriften erhalten; das Thor ſelbſt (dasjenige auf unſerm Bilde, worin zwei menſchliche Figuren ſtehen) führt zu einem großen quadratiſchen Felsgemach, deſſen Wände mit größter Kunſt glatt polirt ſind und zehn Niſchen enthalten, und aus welchem vier Pforten in eben ſo viel kleinere, aus dem Felſen gehauene Grotten führen *). Seine Wände tragen heute ſchon die Namen von vier franzöſiſchen und einigen engliſchen Beſuchern eingeritzt. — Zu der weiter unten im Felſen befindlichen Grotte mußte ſich Deyrolle mittelſt Stricken hinablaſſen; er fand dort einen 10 Meter langen, 3 Meter breiten Gang, der horizontal in das Geſtein eingeſchnitten iſt. Außer den erwähnten Grotten befindet ſich an der ſteilen Südwand des Ghurad, dort wo ſie am höchſten aufſteigt, etwa 60 Fuß (nach Deyrolle gar 40 Meter) über dem Boden eine große dreiſprachige Inſchrift des Xerxes; ferner weiter nach Oſten koloſſale künſtliche Terraſſen und geglättete Wände mit einem 9 Fuß hohen Eingangsthore, das in ein großes quadratiſches Felsgemach nebſt drei Seitengemächern (nach Schulz Todtenkammern) mit unnachahmlich vollendeter Politur an Wänden, Decke, Fußboden und Thürgeſims führt. Auch die der Stadt abgewandte Nordſeite des Felſens enthält mehrere Felskammern und Inſchriften, deren eine durch ein von Armeniern hinein-

*) Die ſehr eingehende Beſchreibung all dieſer zahlreichen Felskammern und Inſchriften von Prof. Schulz findet ſich in C. Ritter's Erdkunde X, S. 303 bis 319, auf welche wir wegen der Details verweiſen.



Die Festung von Wan.

Digitized by Google

gehauenes rohes Kreuz elend verſtümmelt worden iſt. Nachdem ſich Deyrolle über dieſelben zunächſt einen Ueberblick verſchafft hatte, durchſtreifte er mit einem artskundigen Führer die Umgegend der Stadt, wo in Kirchen und Klöſtern gleichfalls Inſchriftſteine ſich erhalten haben. Etwa anderthalb deutſche Meilen ſüdöſtlich van Wan liegt auf einem Felshügel ein Kloſter des heiligen Gregorius, Kochdantz (Kapans-Kale nach Deyrolle). Von einer ziemlich ſtarken und hohen Mauer beſchützt, beſteht es aus zwei Capellen und einer Anzahl von Wirthſchaftsgebäuden. In der Capelle Surp-Karabad (d. h. Johannes des Täufers) bilden vier Keilinſchriften die Seiten des Altars. Reizend iſt die Umgegend des Kloſters; Nußbäume, Eichen und Espen erreichen dort koloſſale Dimenſionen und dazwiſchen wuchern dicke Büſche wilder Roſen, beladen mit Blüthen, deren Färbung vom intenſiven Gelb bis zum purpurnen Orange wechſelt. Nach dreiſtündiger Raſt und einem einfachen Mahle ging es zu Fuß auf einem ſteilen, für Pferde unzugänglichen Pfade über das Gebirge nach Norden hinüber zum Kloſter Warak, deſſen Kirche Jedi-Kiliſſa (d. i. die ſieben Kirchen) heißt. Doch ſind von dieſer Zahl nur fünf Capellen wirklich vorhanden. Dort ſind drei Inſchriften erhalten, davon eine als Altar der Capelle Surp-Niſchnm. Die Mönche, ſieben an der Zahl, welche ſich mit der Heranbildung von Prieſtern befaſſen, nahmen den Fremden freundlich auf und führten ihn auch in die Schulzimmer, die mit ihren Wandkarten und Unterrichtstafeln ſein gerechtes Erſtaunen erregten. Die Schüler, welche ganz dort leben und wohnen, gehören den vornehmſten armeniſchen Familien von Wan an.

Perſiſcher Kaufmann van Wan.

Auf dem Wege von dort nach Wun liegt das kleine Kloſter Schuſchantz-Kiliſſa, in deſſen Kirche Schulz eine Inſchrift um einen runden Stein angiebt. Deyrolle fand dieſelbe nicht, dagegen zwanzig Schritte weiter hin einen kleinen, trefflich erhaltenen Inſchriftſtein, der in die Wand einer Mühle eingemauert iſt und Schulz unbekannt geblieben zu ſein ſcheint. Der Stein über der Kirchenthür von Siſſe (Tſirke ſchreibt Deyrolle), eine deutſche Meile von Wan, und die große Inſchrift am kahlen Berge Ak-Kirpi (Arkipri nach Deyrolle), einem aus hartem Kalkſteine beſtehenden Zweige des Zemzem-Dagh unweit öſtlich von Wan, waren die letzten Denkmäler, welche an dieſem fleißig ausgenutzten Tage beſucht wurden. An letzterer Stelle iſt eine 5 Meter hohe und 2 Meter breite Tafel in den Felſen gehauen, von zwei Simſen umrahmt, mit zwei Vorſtufen verſehen und ganz mit Keilſchrift bedeckt. Die aberen, feiner gehaltenen Zeichen ſind gut erhalten, die unteren von Menſchenhand vielfach zerſtört und beſchädigt. Der äußere Anblick dieſer Tafel, welche den Namen Meher Kapuſſi (d. i. Sonnenthor, an ehemaligen Sonnendienſt erinnernd) führt und aus der Ferne auch wirklich einer Pforte gleicht, hat den Wahn erweckt, es ſei dies die Eingangsthür in das Innere des Berges, wozu ſich die Kurdenſabel, welche ſchlagende Analogien zu manchen deutſchen Sagen darbietet, von einer großen unterirdiſchen Stadt, die hier verborgen liege, geſellte. Nur zwei Mittel ſoll es geben, dieſelbe zu erreichen: wenn man den Talisman, d. h. die Inſchrift, entziffert, aber den ſiebenten Tag nach Oſtern aber das Johannisfeſt abwartet, weil ſich dann die Pforte einmal von ſelbſt öffnen ſoll. Im Innern des Berges läßt von Zeit zu Zeit der verzauberte Hahn ſein Geſchrei ertönen. Oeffnet ſich die Thür zur Morgenzeit, ſo iſt es die gute Stunde, zu welcher man ſich hineinwagen kann; zu anderer Zeit würde man ſich darin verirren. Vor Kurzem, erzählte man, ſei ein Bewohner van Wan hineingedrungen, aber nie wieder zurückgekehrt. — Die Inſchrifttafel iſt übrigens ein ſehr geheiligter Wallfahrtsort, welchen namentlich Frauen beſuchen.

Am folgenden Tage begann Deyrolle mit dem Abklatſchen der Inſchriften, und zwar machte er den Anfang mit derjenigen auf der Nordoſtſeite des Felſens von Wun. Zunächſt war die Erde, welche ihren untern Theil bedeckte, fortzuräumen und dann die Schriftzüge mittelſt einer harten Bürſte zu waſchen. Darauf wurde die ganze Inſchrift mit zwei Lagen ſtarken, zuvar angefeuchteten Papieres bedeckt und letzteres kräftig in die Vertiefungen hineingepreßt. Darüber kam eine dünne Schicht Pappe, auf welcher mit Kleiſter wieder Papierblätter befeſtigt wurden, und zum Schluß wurde das Ganze mit einem heißen, gallertartigen Leim überſtrichen. Die Ränder des Ueberzuges wurden feſt an den Stein angeleimt, damit nicht, falls eine Stelle früher trocknete als die anderen und ſich loslöſte, der Wind ſich dahinter ſetzen und Zerſtörungen anrichten könnte. 48 Stunden lang hielt dann Deyrolle abwechſelnd mit ſeinem Dolmetſcher Wache bei ſeiner Arbeit, deren völliges Gelingen ſeine Bemühungen belohnte. Schlechter erging es ihm bei einer zweiten, welche ſich 10 Meter über dem Erdboden in einer Niſche befindet und nur mittelſt zweier an einander gebundener Leitern zu erreichen war. Nach zwölfſtündiger harter Arbeit, nur von ein paar ſanften Armeniern unterſtützt, ſtets gezwungen, die ſchwankenden Sproſſen auf- und niederzuſteigen, um die Leiter an eine andere Stelle zu rücken — die Inſchrift mißt 2½ Meter nach jeder Richtung —, hier ein Blatt Papier, dort ein Stück Pappe hinzuzufügen, war die ganze Lage glücklich auf den Felſen gebracht. Aber da die Schriftzeichen bis in die Ecken der Niſche hineinreichen, ſo war kein Platz vorhanden, um die Ränder der Schicht an den Stein feſtzukleben, und kaum war Deyrolle die Leiter

Digitized by Google

hinabgeſtiegen, ſo löſte ſich ſein Machwerk plötzlich ab und fiel, ſich in tauſend Falten legend, auf die Leiter herab. Die Arbeit eines ganzen Tages war vernichtet und mußte am nächſten Morgen von Neuem und mit größerer Vorſicht, aber auch mit günſtigem Erfolg unternommen werden.

Als die Inſchriften der Nordſeite alle abgeklatſcht waren, kamen die des Chorchor an die Reihe. Dort mußte erſt mit Lehm und Steinen auf den glatten Treppenſtufen ein künſtlicher Halt für die Leiter geſchaffen werden. Die Inſchrift über der Eingangspforte war aber auch ſo nicht zu erreichen, da vor der Pforte nur ein Abſatz von 60 Centimeter Breite ſich befindet, welcher der Leiter keinen Raum bietet, und unmittelbar darunter der 60 Meter tiefe Abſturz gähnt. Da machte es Deyralle wie die Anſtreicher in Paris, welche ihre Leitern ſchräg nach oben [illegible] hinaus lehnen, unten gut befeſtigen und dann ſtatt hinaufklettern. Innerhalb der Thür und quer vor derſelben ließ er eine feſte Brüſtung von Holz anbringen, auf welche die nach außen ragende und am Fußende gut befeſtigte Leiter aufgelegt werden konnte. Feſte Stricke dienten ihr zu weiterm Halte. So konnte er ſicher hinaufſteigen und ſeine Arbeit vornehmen, welcher die Bewohner der unten liegenden Gärten den ganzen Tag lang verwundert zuſchauten. Bald war halb Bitis verſammelt und gaffte nach dem luftigen Sitze des Franzoſen hinauf, der ſein Unternehmen glücklich zu Ende führte. Ein von Wirbelwinden begleitetes Gewitter richtete zwar einige kleine Schäden an; aber die losgeriſſenen Stücke wurden von den Einwohnern in ihren Gärten gefunden und richtig abgeliefert.

Nach zwölftägigen Mühen waren von ſämmtlichen erreichbaren Inſchriften am Felſen von Wan Abdrücke genommen und die Arbeiten in der Umgegend konnten ihren Anfang nehmen.

Dr. Pogge bei dem Muata Jamwo.

Von Dr. Pogge, neben Eduard Mohr und Dr. Lenz dem einzigen Reiſenden, welcher im Auftrage der Deutſchen Afrikaniſchen Geſellſchaft augenblicklich noch im ſchwarzen Erdtheile weilt, iſt ſoeben an den Vorſtand jener Geſellſchaft ein nicht langer Brief eingetroffen, welcher die erfreuliche Kunde bringt, daß ein weiteres, wichtiges Stück des unbekannten Innern unſerer Kenntniß erſchloſſen worden iſt. Es iſt Dr. Pogge gelungen, die Reſidenz des Muata Jamwa, wo vor ihm von Europäern nur Graça war, zu erreichen und daſelbſt Monate lang zu verweilen. Im Grunde wiſſen wir von dieſem berühmten Potentaten ſo wenig, daß wir auf ausführliche Mittheilungen des Reiſenden ſehr geſpannt ſein dürfen. — Das Schreiben Dr. J. Pogge's iſt vom 3. Mai 1876, Mona Cadinga am Lulua, jenem großen öſtlichen Nebenfluſſe des Kaſſabi *) (12 Tagereiſen nordöſtlich von Diſunda), datirt, als ſich der Reiſende ſchon auf dem Rückwege nach Weſten befand. Wir entnehmen ihm Folgendes.

„Ich habe geſtern den Lulua paſſirt und bin hier in Mona Cadinga angekommen. Am 16. September vorigen Jahres bin ich von Kibondo **) abgegangen und am 9. December in Quinzemena, dem „Muſſumba“ (d. h. großes Lager) von Muata Jamwo, eingetroffen. Am 17. April habe ich die Rückreiſe angetreten. Ich bin genöthigt, hier bis Anfang oder Mitte Juni zu bleiben, um das Fallen der Waſſer abzuwarten, da die Flüſſe und Sümpfe jetzt ſchwer zu paſſiren ſind und ich von meinen ſechs Reitochſen bereits vier verloren habe. Von Muſſumba habe ich nicht ſchreiben können, weil mir eine Gelegenheit, die Briefe zu ſpediren, nicht zu Gebote ſtand. Meine Träger, welche nur bis Muſſumba engagirt waren, weigerten ſich, allein die Rückreiſe zu machen, da der Weg, wie ſie ſagten, ihnen zu weit ſei. Meine Tauſchartikel ſind bis auf ein Minimum erſchöpft, weshalb ich ſchon ſo früh aus Muſſumba weggegangen bin, um die Träger über den Lulua zu führen und von hier 30 ohne Laſt nach Kibonda reſp. Malange (in Angola) zu ſchicken, welche dieſe Briefe mitnehmen werden. — In Muſſumba bin ich im Ganzen etwas über drei Monate geweſen. Es war mir aber nicht möglich, weiter nach Norden aber Nordoſten zu gehen, da ich von Matiamwa die Erlaubniß dazu trotz wiederholter Verſuche nicht erlangen konnte. Ich habe mich damit begnügen müſſen, mit fünf Trägern ſechs Tagereiſen weit nach Südoſten zu gehen. Als ich drei Tagereiſen öſtlich vom Caſſerigi-Fluſſe *) in dem Dorfe Inſchibaraka angelangt war, ſchickte mir mein Dolmetſcher Germano ſchon einen Boten nach, um mich zur Umkehr zu bewegen, da Matiamwo voller Mißtrauen gedroht habe, mich ſanft mit Gewalt holen zu laſſen. Ich würde mich übrigens in meinem Vorhaben, den Lubilaſch **) nordöſtlich von Inſchibaraka zu erreichen, nicht haben ſtören laſſen, wenn mir das Waſſer und der Regen nicht ſo ſehr hinderlich geweſen wären. Die Bäche mit ſteilen Ufern waren mit 5 und 6 Fuß Waſſer angefüllt, ſo daß die Ochſen und Träger ſehr ſchwer landen konnten, und ſtellenweiſe war die Ebene von Inſchibaraka mit 1 und 2 Fuß Waſſer überſchwemmt. Man lief alle Augenblicke Gefahr, in die vom Waſſer verdeckten 5 und 6 Fuß tiefen Löcher (?) zu fallen, und dabei Regen über Regen.

Ich bin dann im ſüdlichen Bogen wieder an die Fähre über den Calanje-Fluß, Eſuka, eine deutſche Meile öſtlich von Muſſumba, gegangen, von wo ich vom 28. Januar bis 28. Februar abweſend geweſen war. Dieſe kleine Tour iſt aber von großem Nutzen geweſen, da ich mich bei den verſchiedenen Häuptlingen ungenirt betreffs der Geographie des Reiches Matiamwo's habe informiren können, was ich mir in Muſſumba nicht erlauben durfte. Denn Alles, was mich anging, wurde dort dem Matiamwa hinterbracht, welcher ein unendlich mißtrauiſcher und abergläubiſcher Neger iſt.

Das Tagebuch betreffend, ſo theile ich dem Vorſtande mit, daß es den Anforderungen der Geſellſchaft genügen wird, und bemerke, daß ich beſonderes Gewicht auf Geographie gelegt habe, daß ich die Grenzen des Reiches Matiamwo's kenne und gut informirt bin, was den Landſtrich zwiſchen Quango und Kaſſay (Kaſſubi?) betrifft. Ich conſtatire, daß die Petermann'ſche Karte von 1874 recht lückenhaft und

*) Vergl. zur Ueberſicht die Karte von Cameron's Reiſe „Globus“ XXIX, S. 162.

**) An einem linken Zufluſſe des Kaſſabi etwa unter 8½° ſüdl. Br. gelegen und 1850 von L. Magyar beſucht.

*) Die 1806 in derſelben Richtung reiſenden Pombeiros überſchritten in 9½° ſüdl. Br. mehrmals den Fluß Caginregi, einen öſtlichen Nebenfluß des Lulua, welcher vielleicht mit Dr. Pogge's Caſſerigi identiſch iſt.

**) Cameron's Lubiranſi?

falſch iſt *). Ein genaues Itinerar mit Berückſichtigung aller Gebirgszüge, Ebenen, Flüſſe u. ſ. w. habe ich bis jetzt nach Compaß und Uhr aufgenommen, von Muſſumba bis hier, und hoffe ich, daſſelbe bis Kibando fortzuführen. Ich werde mein Buch der Geſellſchaft verbo tenus überliefern. Geſammelt habe ich Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer, Metallproben, 16 Negerſchädel, Hölzer, Geräthſchaften u. ſ. w. Die Schädel ſind aber mehr oder weniger lädirt; es ſind ſolche des Cauaada-(?, Caſſanda-?) Staames, welcher vier Tage nördlich von Muſſumba zwiſchen dem Luiſa und Colangi wohnt, wohin Matiamwo Raubzüge zu unternehmen pflegt, um ſich mit Sklaven zu recrutiren. Molua-Schädel **) waren in Muſſumba nicht knapp; aber es wäre eine Uavorſichtigkeit geweſen, hätte ich mir eines Schädels wegen Matiamwo gegenüber Blößen gegeben.

Ich hoffe nun, Mitte Auguſt etwa in Kibondo einzutreffen. Dort werde ich einige Tage raſten müſſen, während welcher ich vier Tagereiſen weit auf dem Wege nach Cabango an den Tſchikapa gehen werde *), wo derſelbe nach der Ausſage eines Führers Ebo daſſelbe Metall haben ſoll, welches ich hier unterwegs gefunden habe (Kupfer ?). Ende September oder Anfaag October kann ich in Malange ſein. Von Malange ſchreibe ich nicht mehr, ſoadern werde ſo bald als möglich nach Loanda und mit dem erſten beſten Dampfer nach Europa gehen."

Der Schluß des Schreibens beſpricht lediglich Geldangelegenheiten; van Intereſſe iſt darin anr, daß Dr. Pogge 300 bis 400 Pfund Elfeadein mitbringt, welches er von Matiamwo und den Lucokaſha (?) in Muſſumba zum Geſchenk erhalten hatte und in Angola zu verkoufen gedenkt. „Ich konnte daſſelbe ohne ſie zu beleidigen nicht zurückweiſen und ins Waſſer konnte ich es doch auch nicht werfen."

*) Wie es bei dem dürftigen vorhandeuen Materiale über jene, von wiſſenſchaftlichen, ſcharf beobachtenden Reiſenden noch nie betretenen Gegenden auch nicht anders zu erwarten iſt.

**) Molua, auch Muropue, heißt das Reich Matiamwo's.

*) Dieſe Stelle iſt etwas unverſtändlich, da von Kibondo aus Cabango ſowie der Tſchikapa auf Dr. Pogge's Weg zur Weſtküſte liegen, alſo an einen Abſtecher nicht gut zu denken iſt. Auch fließt der Tſchikapa nicht auf dem Wege von Kibondo nach Cabango, ſondern erſt jenſeits (weſtlich) von letzterm.

Aus den Baumwollenſtaaten.

II.

Wirthſchaftliche Zuſtände. — Production des Südens. — Der Neger als freier Arbeiter. — Löhne. — Verſchiedene Arbeitsſyſteme. — Eine beſitzende Claſſe van Negern. — Keine Sparſamkeit. — Welche Ausſichten? — Die Schule.

F. R. Die politiſchen Mißſtände des Südens haben nicht verfehlea können, auch das wirthſchaftliche Gedeihen der einſt ſo blühenden Baumwollenſtaaten zu hemmen. Die öffentliche Unſicherheit und Corruption erſchweren die geſunde Heilung der Wunden, welche der Seceſſionskrieg und die Aufhebung der Sklaverei denſelbea geſchlagen hatten. Mit den freien Negern trat ein gaaz neues Element in ihr Wirthſchaftsleben ein und der Großbetrieb des Landbaues konnte mit den freien Arbeitern nur in ſeltenen Fällen mit Sicherheit und Gewinn fortgeſetzt werden. Zahlreiche Großbeſitze, frühere Plantagen, gingen an Eiawaaderer aus den Nordſtaatea und aus Europa über, die ſie nach Art der Farmer des Nordens bewirthſchafteten, andere wurden in ganz kleine Parzellen zerſchlagen, wie ſie ſelbſt den Negern zum Kauf zugänglich waren, und ein nicht geringer Theil blieb äde liegen, ſei es, daß die Arbeiter zu ſchwer zu erhalten, oder die Steuern unerſchwinglich, oder die Capitalien zum ausgedehnten Betriebe nicht zu finden waren. Gleichzeitig hörte das Hauptproduct des Südens, die Baumwolle, auf, ein Monopol zu ſein, wie ſie es bis 1861 nahezu geweſen war, und ihr Anbau iſt bei der Concurrenz Aſiens und Afrikas bei Weitem nicht mehr ſo gewinnreich wie vor dem Krieg — Alles Urſachen einer wirthſchaftlichen Umwälzung, die ſicherlich zu den größten aller Zeiten gehört und an Großartigkeit uad Neuheit der Erſcheinungen vielleicht nur von der erreicht wird, welche der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland folgte.

Der Geſammteindruck, den man aus einer vergleichenden Betrachtung der wirthſchaftlichen Zuſtände des Südens vor dem Kriege und jetzt gewinnt, wird in den meiſten Fällen günſtiger ſein, als die Schwierigkeit der Probleme erwarten ließ, die dort vorlagen. Die unheilvollen Weiſſagungea, die an den Uebergang von der Sklaverei zur freien Arbeit geknüpft wurden, haben ſich zum Glück nicht alle erfüllt; vieles iſt beſſer geworden als man erwartete, uad die Hauptſchwierigkeiten der Entwickelung, die der Süden gegenwärtig durchmacht, liegen viel weniger auf der wirthſchaftlichen als der politiſchen Seite. Der Neger der Südſtaaten iſt nicht ſo ganz mehr der Tropenmenſch, der wie ein Kind ohne Arbeit nur von der Natur lebt. Weder das Klima noch die Umgebung eines ſo thätigen und in ſeiner Thätigkeit rückſichtslos mitreißenden Volkes wie des nordamerikaniſchen hat ihm dies hier erlaubt. Er ſah bald ein, daß er arbeiten müſſe, wenn er nicht verhungern wollte. Nun fragt es ſich zwar, ob ſeine Arbeit ſoviel werth iſt, wie ſie es war, als noch der „Overſeer" mit ſeiner Peitſche hinter ihm ſtand; aber es iſt gewiß, daß der Süden mit der freien Arbeit heute viel mehr von ſeinen Producten erzeugt als er zur Zeit der Sklaverei that, und der größte Theil dieſer Erzeugung iſt farbigen Arbeitern, früheren Sklaven, zu Gute zu ſchreiben.

Die Baumwollenerzeugung der Südſtaaten betrug in den fünf Jahren vor der Seceſſion, alſo zur Zeit der höchſten Blüthe dieſer Cultur, durchſchnittlich 3,621,000 Ballen per Jahr, während die Ernte voa 1870/71 4,352,000, die von 1871/72 2,974,000, die von 1872/73 3,950,000 Ballen und die von 1873/74 über 4,000,000 Ballen erzielte. Damit hat die freie Arbeit die höchſten Zahlen der Sklavenarbeit überſchritten. Nordhoff theilt die Angabe eiaes Pflanzers in Nordcarolina mit, welche behauptet, daß eine gleiche Anzahl freier Farbiger um ein Viertel weniger leiſte als zur Zeit, da ſie Sklaven waren, andere ſagten ihm, daß die jungen Neger weniger gute Arbeiter ſeien als die, welche früher Sklaven geweſen ſeien. Aber auf der andern Seite leugnet Niemand, daß die Neger ſelbſt unter den vielfach

nicht sehr günstigen Zuständen, die heute in den Baumwollen staaten herrschen, nach immer eine Masse brauchbarer Arbeiter liefern. Zur Sklavenzeit wurde natürlicher Weise oft mehr von ihnen gefordert als selbst ein sehr fleißiger weißer Arbeiter aus eigenem Antrieb leisten würde. Man glaubte damals, daß z. B. die Arbeit des Baumwollepflückens, welche in sehr kurzer Frist auf weite Strecken hin gleichzeitig besorgt werden muß, im Großen niemals von freien Arbeitern ausgeführt werden könne. Wir hörten aber die Stimme eines Baumwollenpflanzers in Arkansas, der sagt: „Nie sind wir in der Zeit der Sklaverei so rasch mit dem Baumwollepflücken fertig geworden, wie jetzt, und nie ist die Ernte besser eingebracht worden; oft war noch im März nicht alle Baumwolle eingesammelt, und nun sind die Felder meistens ganz rein, ehe der Frost kommt." Zur Zeit der Baumwollenernte ziehen Weiber und Kinder aus den Städten und Dörfern nach den Pflanzungen, wo ihre Arbeit nothwendig ist, und ganze Schaaren von Arbeitern wandern durch das Land. Sie werden in diesem Fall nach dem Gewicht der Baumwolle bezahlt (50 Cts. pr. 100 Pfund sammt Verköstigung). Ueberhaupt werden die farbigen Arbeiter weniger der Faulheit als der Nachlässigkeit und Verschwendung angeklagt. Man hört ihre Arbeitsleistung von Vielen loben, wenn auch häufig nur mit dem Zusatz, daß man gut verstehen müsse sie zu behandeln, um sie bei der Arbeit festzuhalten und sie zu gehörigen Leistungen zu bewegen. Aber Viele tadeln auch ihre Unzuverlässigkeit und die Ungleichheit ihrer Arbeit; sie sollen gern eine kurze Zeit tüchtig arbeiten, um sich dann gehen zu lassen, sie sollen mit dem Material, das man ihnen leiht, sorglos umgehen, ebenso mit dem Zugvieh. Im Allgemeinen hat man aber wohl mehr Grund erstaunt zu sein über das, was sie leisten, als über das, was sie unterlassen. Sie arbeiten auch besser unter einem System als unter dem andern. Man findet es z. B. selten, daß sie als eigentliche Lohnarbeiter beschäftigt sind. Auf den Zuckerpflanzungen werden sie mit monatlich 12 bis 15 Doll. abgelohnt, erhalten außerdem Kost, Wohnung und ein kleines Grundstück, wo sie sich Mais bauen und Schweine halten können; als gewöhnliche Eisenbahnarbeiter erhalten sie bis zu $1^2/_3$ Doll. pro Tag bei Selbstverköstigung; wo sie auf Baumwollenpflanzungen ausnahmsweise um Lohn arbeiten, erhalten sie 10 bis 12 Doll. monatlich nebst Kost, Wohnung und Grundstück oder $^3/_4$ bis 1 Doll. täglich bei Selbstverköstigung. Am besten scheinen aber beide Theile, und das besonders beim Baumwollenbau, mit einem Pachtsystem zufrieden zu sein, das dem Eigenthümer als Pacht einen Theil der Ernte einbringt. Es ist ein „taking the land on shares". Meistens thun sich bei diesem System einige Arbeiter zusammen und bebauen gemeinsam ein Stück Land, wobei sie gewöhnlich zwei Drittel mit Baumwolle und ein Drittel mit Mais anpflanzen. Erhalten sie, wie es auf den alten großen Pflanzungen die Regel ist, Wohnung, Arbeitszeug und Zugvieh vom Eigenthümer, so geben sie diesem die Hälfte der Ernte, arbeiten sie aber mit eigenem Material, so zahlen sie bei einem Durchschnittsertrag von $^3/_4$ Ballen pr. Acre 80 Pfund gereinigte Baumwolle, also $^1/_4$ bis $^1/_5$ des Gesammtertrages. Ein Farbiger mit zahlreicher arbeitsfähiger Familie, wie man sie häufig findet, kann bis zu 700 Doll. bei diesem System zurücklegen, und Beispiele von wohlhabenden Pächtern sind unter ihnen nicht selten. Aber sie sind meistens zu wenig sparsam, um die günstigen Umstände, die sich gegenwärtig bieten, auch für die Zukunft auszunutzen. In den Kaufläden, die die Eigenthümer der Pflanzung zu halten pflegen, verschwenden sie bei Branntwein und Leckereien das Meiste, was sie sich auf dem Felde erarbeitet haben. Sie sind wohl auf dem Lande nicht so verlottert wie in den Städten, und man borgt ihnen nicht ungern, da böswilliges Schuldenmachen oder vollständiger Bankerott dort kaum vorkommen kann. Aber es ist nur Eine Stimme, daß sie bei weitem nicht soviel zurücklegen, wie sie könnten, und diese Thatsache ist ernst, da sie die Farbigen in der Wettbewerbung mit den immer zahlreicher zuwandernden weißen Arbeitern mit der Zeit immer in Nachtheil bringt und die große Masse derselben aus einem Proletorierthum nicht herauskommen läßt, welches ernstliche Gefahren für den Frieden beider Racen bietet.

Daß sie es vorzüglich selber sind, die hier einer gedeihlichern Entwickelung und würdigern Stellung ihrer Race im Wege stehen, zeigt am besten die Thatsache, daß es einer Minderzahl tüchtiger Farbiger bereits gelungen ist, sich wirthschaftlich selbständig zu stellen und damit auch ihre sociale Geltung zu erhöhen. In den verschiedenen Staaten sind in dieser Beziehung die Verhältnisse begreiflicher Weise sehr verschieden; aber es scheint, daß die Farbigen in wirthschaftlicher Beziehung nicht eben da am höchsten stehen, wo sie politisch am einflußreichsten sind. Die politische Thätigkeit scheint bei ihnen eher die wirthschaftliche zu stören als sie zu fördern. Das ist bei der Art dieser politischen Thätigkeit nur begreiflich. In Arkansas rechnet man, daß 2000 von den 40,000 Stimmberechtigten Eigenthümer einer Farm, eines Hauses oder eines Grundstückes sind. In Georgia waren 1874 83,318 farbige Stimmberechtigte eingeschrieben, die zusammen 338,769 Acres Land und in den Städten für 1,200,115 Doll. Eigenthum besaßen. Der Werth ihres steuerbaren Besitzes wurde auf 6,157,798 Doll. veranschlagt. „Erinnert man sich," sagt Nordhoff, „daß diese Leute noch neun Jahre vorher Sklaven waren, daß sie bei ihrer Befreiung absolut nichts besaßen und daß sie nicht nur dieses Eigenthum seitdem erwarben, sondern auch bedeutende Summen in thörichten Unternehmungen, und sicherlich viele Tausende in der berüchtigten Freedman-Savings-Bank verloren haben, so sieht man erstens, daß sie mit lobenswerthem Fleiß und Ausdauer gearbeitet haben, und zweitens, daß sie in der Sicherheit ihres Besitzes von der Staatsregierung, die nicht ihrer Partei angehört, nicht beeinträchtigt worden sind." In anderen Staaten sind die Verhältnisse nicht gleich günstig; der eigene Besitz der Farbigen ist im Allgemeinen wohl kaum halb so groß als in den angeführten Beispielen; aber selbst so übertrifft er um vieles die Erwartungen, die man sich von der wirthschaftlichen Befähigung selbständig arbeitender, so lange an die Sklaverei gewöhnter farbiger Menschen gemacht hatte.

Viel weniger günstig als auf dem Lande sind die wirthschaftlichen Verhältnisse der Farbigen in den Städten, wo es allerdings nicht an geschickten Handwerkern unter ihnen fehlt (sie sind besonders geschickte Schmiede, und auch als Maurer, Zimmerleute und Schuster sieht man sie häufig arbeiten), wo aber die größere Masse, und besonders die jüngere Generation, durch den zeitweilig leichten Verdienst und die Genüsse, die ihnen geboten werden, sehr rasch dem Proletoriat verfällt. Es ist bemerkenswerth, daß nach den statistischen Berichten, die aus verschiedenen größeren Städten vorliegen, die farbige Bevölkerung in denselben weniger rasch zuzunehmen scheint, als auf dem Lande. Man findet hier sehr oft, daß die Männer und Söhne der Familien dem Branntwein ergeben sind, während die Frauen und Töchter das Geld erwerben; es ist nicht anders möglich, als daß dies schädlich auf die Pflege der heranwachsenden Kinder zurückwirkt, und mag wohl darin ein Hauptgrund der geringern Zunahme der farbigen städtischen Bevölkerung zu suchen sein. Auf dem Lande ist dagegen der Kinderreichthum der farbigen Familien eine Thatsache, die sich auffallend bemerklich macht

gegenüber der häufigen Kinderarmuth in weißen Familien, und was man vam Ausſterben der Farbigen hört, gehört mehr dem Gebiete der Wünſche als der Thatſachen an.

Faßt man den Eindruck zuſammen, den die wirthſchaftlichen Zuſtände der farbigen Bevölkerung machen, ſa kann man ihn zwar als einen viel günſtigern bezeichnen, als ſich ſa kurze Zeit nach der Aufhebung der Sklaverei erwarten ließ, aber er iſt nicht ſa günſtig, wie man im Intereſſe einer geſunden Entwickelung der ſüdſtaatlichen Zuſtände wünſchen muß. Er ſchließt nicht die Bedingungen eines regelmäßigen Fortſchrittes in ſich. Die Farbigen arbeiten genug, um leben zu können, einige erwerben darüber hinaus, die Weißen zeigen ſich zufrieden mit den Leiſtungen ihrer farbigen Arbeiter; aber alle Berichte ſind einig in der Betonung der Schwäche, die den Farbigen gerade in dem culturfördernden Theil der Arbeit, in der Erſparniß der Früchte derſelben, innewohnt. Es genügt nicht, daß ſie ſich auf dem reichen Baden des Südens erhalten, ſandern man hat das Recht, auch van ihnen eine Mitwirkung an der Förderung des Gedeihens dieſes Landes zu fardern; wenn ſie ſich dieſer Forderung entziehen, iſt ihre Arbeit ein Raubbau, und ihre wirthſchaftliche Zukunft würde dann ebenſa haffnungslas ſein, wie es ihre politiſche ſchon iſt. Indeſſen mag man immerhin annehmen, daß die Thatſachen, die bis jetzt vorliegen, zu einem abſchließenden Urtheil, das ſa weit in die Zukunft vorgreift, noch nicht berechtigen; man mag ihren hauptſächlichen Werth einſtweilen darin ſehen, daß ſie den Uebergangszuſtand van der gezwungenen zur freien Arbeit illuſtriren; welchen Charakter aber die freie Arbeit bei der farbigen Bevölkerung der Südſtaaten annehmen wird, das werden uns die Erfahrungen der Zukunft und beſanders die zu lehren haben, für welche die neue, nicht in der Sklaverei erzogene Generation das Material liefern wird.

Den hellſten Punkt in den Zuſtänden der farbigen Bevölkerung des Südens bilden gegenwärtig vielleicht die Schulen. Ihrer iſt in jedem Staate eine große Anzahl gegründet warden und ihr Beſuch iſt zufriedenſtellend. Der Partei- und Racenhaß zeigt ſich nirgends ſa herabgeſtimmt. Klingt es nicht paradieſiſch, wenn in einem van den Parteien ſo unterwühlten Staate wie Alabama die demakratiſchen Behörden verſchiedener Städte 8 bis 10 Procent der Einnahmen für Schulzwecke beſtimmen und dieſe Summe zu gleichen Theilen an die weißen und farbigen Schulen gelangen laſſen? Oder wenn Georgia, der am meiſten demakratiſch regierte Staat des Südens, die Univerſity für Farbige zu Atalanta mit derſelben Summe unterſtützt, wie ſeine eigene Staatsuniverſität? Selbſt in Lauiſiana, wa nur der fünfte Theil der ſchulfähigen Kinder die Schule beſucht, iſt dies Verhältniß noch immer viel beſſer, als es früher war, wo ſelbſt viele Kinder ärmerer weißer Familien ohne Unterricht aufwuchſen. Freilich greift hier ſelbſt in das Schulweſen die Carruption hinüber, denn auch die Schulfands ſind van der Plünderung nicht verſchont, der alle öffentlichen Gelder ausgeſetzt ſind, und oft ſind die Schullehrer nur angeſtellt, um in ihnen paliſiſche Agitataren für die engeren Kreiſe zu gewinnen. Aber die farbige Bevölkerung iſt doch überall ſelber darauf bedacht, daß ihrer heranwachſenden Jugend möglichſt viele, wenn auch immer nur elementare Bildungsmittel geboten werden. Ihr Streben nach Bildung mag oft van einer unklaren Idee geleitet ſein, als ob die Kenntniß von Rechnen, Schreiben und Leſen ihren Beſitzer wie ein Talisman ohne anderes Zuthun leicht und ergötzlich durchs Leben geleite, und als ab ein „smattering“ van Bildung vielleicht ſogar allein genüge, um die Kluft auszufüllen, die zwiſchen Schwarz und Weiß gähnt. Ich konnte nie die freudig verblüfften und verwunderten Geſichter ſehen, mit denen die Farbigen in Neuarleans und Charleſton wandernden Rechenmeiſtern zuhörten, ohne zu glauben, daß ſie ſich ein Arcanum zu erhaſchen glaubten. Aber andererſeits muß dach Vielen der Kampf des Lebens, in welchen ſie mit der Befreiung hineingeſtoßen wurden, den wirklichen Werth der Kenntniſſe zum Bewußtſein gebracht haben. In einigen Staaten iſt die Procentzahl der ſchuldeſuchenden farbigen Kinder faſt ebenſo graß wie die der weißen, ſa in Nardcarolina, wo im Jahr 1874 van 242,768 weißen Kindern 119,083 (49 Procent) und van 127,192 Farbigen 55,000 (43 Procent) die Schulen beſuchen. Allerdiags gab es nur 999 Schulen für Farbige neben 2350 für Weiße. In Georgia verhielten ſich 1874 die Procentzahlen der weißen Schulbeſuchenden zu den Farbigen wie 42:24, aber in dieſem Staat iſt das Schulweſen bis auf die neueſte Zeit überhaupt nicht vorzüglich beſorgt geweſen, und gegen 1873 hatte ſich die Zahl der ſchuldeſuchenden farbigen Kinder verdoppelt und die der weißen um ein Drittel vermehrt.

Aus dem Reiſeberichte Prſchewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten.

Von **Albin Kohn.**

IV.

Ehe wir die Leſer in einer gedrängten Skizze mit der Provinz Ala-ſchan bekannt machen, wollen wir ihnen das Bild der wichtigſten Perſonen, mit denen Prſchewalski in Dyn-juan-in in Berührung kam, mit des Reiſenden eigenen Worten varführen.

„Die bemerkenswertheſte Perſönlichkeit in Dyn-juan-in iſt der regierende Fürſt, aber, wie er hier genannt wird, der „Amban“, deſſen Namen wir nicht erfahren konnten, weil es die Mangolen für eine Sünde halten, den Namen ihrer Vargeſetzten, um ſo mehr aber den ihres Fürſten, einem Fremden zu nennen. Der Amban iſt ein Fürſt zweiten Ranges und regiert Ala-ſchan auf Grund mittelalterlicher feudaler Rechte. Er iſt zwar mongoliſcher Herkunft, aber gänzlich chineſirt und dieſes um ſo mehr, als er aus dem Hauſe des Bogda-Chans (Kaiſers van China) eine Prinzeſſin zur Frau hatte. Dieſe iſt vor einigen Jahren geſtarben, und ſeitdem lebt er mit Concubinen.

Der Fürſt iſt ungefähr vierzig Jahre alt, hat eine ziemlich edle Phyſiognamie, iſt aber immer blaß, weil er dem Opiumrauchen ſehr ergeben iſt. Seinem Charakter nach iſt er beſtechlich und ein Despat erſten Ranges. Leere Laune, Leidenſchaft oder Zarn, mit einem Worte der perſönliche

Willen vertritt das Gesetz und wird sogleich ausgeführt, ohne daß von irgend einer Seite der geringste Widerspruch erhoben wird. Eine solche Ordnung herrscht übrigens in der ganzen Mongolei und in ganz China ohne jegliche Ausnahme. Dank der tiefen Unwissenheit des Volkes erhält sich eine solche Fäulniß der öffentlichen Ordnung, welche unter anderen Verhältnissen den Staat unbedingt in unvermeidliche Verderbniß stürzen würde. Eingeschlossen in seiner Fansa verbringt der Fürst von Ala-schan seine ganze Zeit mit Opiumrauchen und zeigt sich nie auf der Straße. In früherer Zeit reiste er oft nach Peking; während des Aufstandes der Dunganen hat er diese Reisen unterbrochen. Er hat drei erwachsene Söhne, von denen der älteste einst sein Nachfolger sein wird. Der mittlere ist Higen (Bischof) geworden und der jüngste, Namens Sijä, hat keine bestimmte Stellung. Der Higen ist ein schöner Jüngling von 21 Jahren, von lebhaftem, feurigem Charakter, aber durch die Erziehung gänzlich verdorben; er leidet nicht den geringsten Widerspruch und hält seine Meinung für unfehlbar. Da er nebenbei kein großer Geist und wenig entwickelt ist, so irrt er wie im Halbdunkel in dem Wirrwarr umher, welchen ihm die ihm nahestehenden Lamas über seine Wiedergeburten, Wunder und Heiligkeit vorerzählen. Indem sich der Higen hierüber nicht die geringste Rechenschaft giebt, verhält er sich apathisch gegen Alles und sieht in seinem Stande nur eine Quelle ungeheurer Macht und ungeheurer Reichthümer, welche ihm als Opfer von den Gläubigen dargebracht werden. Indeß sucht der jugendliche Geist nach etwas Besserm und begnügt sich nicht mit dem im engen Rahmen täglicher Gebete, Vorhersagungen und Segnungen eingeschlossenen Leben. Um für sich irgend etwas mehr Raum zu finden, ergiebt sich der Higen leidenschaftlich der Jagd und reitet Tage lang mit einer Schaar von Lamas herum, um Füchse zu jagen. In der Folge kaufte er von uns ein Jagdgewehr und schoß ohne Unterlaß Vögel in seinem hinter der Stadt belegenen Parke. Aber auch hier hat der arme Higen keine Ruhe vor den verschiedensten Verehrungen. Einst, als er mit meinem Gefährten auf der Jagd war, bat er diesen, alle Verehrer, welche ihm in hellen Haufen folgten und die Vögel verscheuchten, wegzujagen. Es ist wahr, daß es einem buddhistischen Heiligen nicht zusteht, sich mit der Jagd zu befassen, aber die nahestehenden Lamas wagen es nicht, dieses ihrem Herrn, wenn auch nur leise, in Erinnerung zu bringen, da er sie in strenger Disciplin hält. Aus Veranlassung des dunganischen Aufstandes bildete der Higen aus den überflüssigen Lamas eine Armeeabtheilung von 2000 Mann, die er mit englischen glattläufigen Gewehren, die aus Peking gesendet waren, bewaffnete, und gegen die Räuber sendete, welche häufig in Ala-schan plünderten.

Der jüngste Sohn des Ala-schaner Fürsten, Sijä *), ist dem Charakter nach theilweise dem Higen ähnlich und sehr geneigt zu einem wüsten Leben. Er sagte uns, daß er kein Buch und im Allgemeinen keine Wissenschaft leide, dagegen den Krieg, die Jagd und Reitpferde sehr liebe. Während der Jagd, welche beide Brüder für uns arrangirten, zeigte er sich auch thatsächlich als ein so vorzüglicher Reiter, daß er, als wir hinter einem Fuchse herjagten, alle seine Begleiter weit hinter sich ließ.

Den ältesten Sohn haben wir nur einmal gesehen und deshalb kann ich nichts über ihn mittheilen. Seine Vertrauten sagen, daß dieser Fürst seinem Charakter nach seinen Brüdern nicht ähnlich ist, sich abgeschlossen und ernst verhält, wie es einem künftigen Regenten zusteht.

Außerdem muß noch eines Lamas erwähnt werden, der Baldyn-Sorbschi heißt, der Vertraute des Fürsten und seiner Kinder ist und verschiedene Aufträge ausführt. Dieser Sordschi ist in früher Jugend nach Tibet entflohen, indem er sich einer Karawane von Pilgern anschloß. Während der acht Jahre, welche er in Lassa verlebte, erlernte er die buddhistische Weisheit und kehrte als Lama nach Ala-schan zurück. Von Natur listig und berechnend, hat Sordschi schnell die Zuneigung des Ambans errungen und sich zu seinem Vertrauten emporgeschwungen. Im Auftrage des Fürsten reist er alle Jahre nach Peking, um Einkäufe zu machen; er war sogar einmal in Kiachta und deshalb kennt er die Russen.

Für uns war Sarbschi wegen seiner Dienstfertigkeit und der Bedeutung, welche er in der Stadt besitzt, sehr nützlich. Ohne ihn hätten wir vielleicht nicht die freudige Aufnahme Seitens des Fürsten und seiner Söhne gefunden. Sordschi befand sich auch unter den Personen, welche der Fürst uns entgegen gesendet hat, um zu sehen, wer wir seien. Er erklärte später dem Amban von Ala-schan, daß wir wirkliche Russen, nicht aber andere Ausländer wären. Uebrigens taufen die Mongolen alle Ausländer mit dem Namen „Russe", so daß sie gewöhnlich sagen „Russische Franzosen, Russische Engländer", worunter sie einfach Franzosen und Engländer verstehen; dabei glauben auch die Nomaden, daß diese Völker Vasallen des Tsagan-Chan, d. h. des weißen Zaren, und von ihm abhängig sind.

Zwei Tage nach unserer Ankunft in der Hauptstadt von Ala-schan hatten wir eine Audienz bei den jüngeren Söhnen des Fürsten, beim Higen und bei Sijä; fünf Tage nach der Ankunft beim ältesten Sohne und erst in acht Tagen beim Amban selbst. Wir mußten Allen Geschenke geben und wir wurden von einem Beamten, der uns entgegengesendet worden war, im Voraus gefragt, was wir als Geschenk bieten würden. Da wir zu diesem Behufe keine besonderen Gegenstände bei uns hatten, so schenkte ich dem Fürsten selbst eine Taschenuhr und ein verdorbenes Aneroid, dem ältesten Sohne einen Operngucker, dem Higen und Sijä hauptsächlich Gegenstände zur Jagd und Pulver. Als Gegengeschenke erhielten wir vom Fürsten und seinen Söhnen ziemlich werthvolle Gegenstände: ein Paar Pferde, einen Sack Rhabarber und einen Hut russischen Zuckers, welcher aus Kiachta den Weg nach Ala-schan gefunden hatte. Außerdem schenkten uns unsere Freunde, der Higen und Sijä, zum Andenken an sie, mir ein silbernes Armband und meinem Gefährten einen goldenen Ring.

Im Allgemeinen waren sowohl der Amban wie auch besonders der Higen und Sijä uns sehr zugeneigt und suchten uns beständig diese Zuneigung zu beweisen. Sie schickten uns alle Tage ganze Körbe voll Wassermelonen, Aepfel und Birnen aus ihrem Garten, welche wir nach der langen Noth in der Wüste im Uebermaße vertilgten; der alte Fürst schickte uns einmal ein Mittagsmahl, das aus verschiedenen chinesischen Speisen bestand. Mit dem Higen und Sijä ritten wir einige Male auf die Jagd und waren ziemlich oft Abends bei ihnen, wo wir uns manchmal bis in die späte Nacht unterhielten. Obgleich die Unterhaltung durch die Vermittelung des Dolmetschers schwierig war, so verbrachten wir doch die Zeit mit Vergnügen und dieses um so mehr, als es uns von unserm unfreiwilligen Arreste in unserer Fansa befreite. Die jungen Prinzen benahmen sich ganz ungezwungen, lachten, scherzten und oft kam es zu verschiedenen Spielen und gymnastischen Uebungen. Einer unserer

*) Der Name und Titel dieses Prinzen, wie er ihn in meinem Tagebuche verzeichnet hat, lautet: Ollos-on Tuschie gun durban dsyrge Nemensen Baltschinbandsar gutschan. Der Name und Titel des Higen lauten: Alascha-in Tsin-wan cheschun-uon Sain Batarguloktschi sume Nom-on chan dschamzuwandschil.

häufigsten Besucher war der Lama Sordschi, welcher uns einige Male des Tages besuchte und viel über Tibet erzählte. Unter Anderm theilte er uns mit, daß die Pilger, welche nach Lassa kommen, den Dalai-Lama nur gegen Bezahlung sehen können; das erste Mal muß jeder 3 bis 5 Lan bezahlen, das zweite und jedes folgende Mal kostet das Schauen der incarnirten Gottheit 1 Lan. Eine solche Bezahlung ist jedoch nur für Arme festgesetzt, welche dafür auch unentgeltlich Unterkommen und Speise erhalten. Reiche und Fürsten, welche zur Anbetung kommen, bringen dem Dalai-Lama oft ungeheure Geschenke.

Am achten Tage nach unserer Ankunft in Dyn-juan-in erhielten wir endlich eine Einladung zum Amban. Vorher fragte uns der Lama Sordschi, wahrscheinlich im Auftrage des Fürsten, wie wir ihren Herrn begrüßen würden, ob nach unserer Sitte oder nach mongolischem Brauche, d. h. mit Kniefall. Als er, wie es sich von selbst versteht, zur Antwort erhielt, daß wir den Fürsten auf europäische Weise begrüßen würden, bat Sordschi, daß wenigstens der Kasak, welcher als Dolmetscher diente, vor dem Amban niederknien möchte; doch auch dieses wurde rundweg abgeschlagen. Die Audienz selbst fand um 8 Uhr Abends in der Empfangsfansa des Amban statt. Diese Fansa ist sehr schön ausgestattet; in ihr befindet sich auch ein großer europäischer Spiegel, der in Peking mit 150 Lan bezahlt worden ist. Auf den Tischen brannten in neusildernen Leuchtern Stearinlichter, und es war für uns eine Bewirthung, welche aus Nüssen, russischem Zuckerwerke mit Versen auf den Etiketten, Pfefferkuchen, Aepfeln, Birnen u. s. w. bestand, aufgetragen.

Nachdem wir eingetreten waren und uns vor dem Fürsten verbeugt hatten, bat er uns, uns zu setzen; der Kasak blieb an der Thür stehen. Außer dem Amban befand sich noch ein Chinese in der Fansa, wie ich später erfuhr, ein reicher Kaufmann aus Peking. In der Thür der Fansa und weiter im Vorzimmer standen die Adjutanten des Fürsten und seine Söhne, welche bei unserm Empfange gegenwärtig sein mußten. Nach den gewöhnlichen Fragen über Gesundheit und glückliche Reise sagte der Amban, daß seit Ala-schan existirt, dort noch kein Russe gewesen sei, daß er diese Ausländer das erste Mal erblicke und über unsern Besuch sehr erfreut sei.

Nun fragte er uns weiter über Rußland, welche Religion bei uns herrscht, wie wir den Boden bearbeiten, wie Stearinlichte gemacht werden, wie auf Eisenbahnen gefahren wird und endlich wie photographische Bilder gefertigt werden. „Ist es wahr," fragte der Fürst, „daß zu diesem Behufe Flüssigkeit aus menschlichen Augen verwendet wird"? — „Zu diesem Behufe," fuhr er fort, „haben die Missionäre in Tien-tsin Kindern, welche sie zu sich zur Erziehung genommen haben, die Augen ausgestochen; darüber hat sich das Volk empört und alle diese Missionäre getödtet." (Bekanntlich wurden wirklich im Juli 1870 in Tien-tsin zwanzig Franzosen und drei Russen von dem empörten Pöbel ermordet. Die letzteren traf nur zufällig das traurige Loos. Die Agitatoren hatten dem Volke gesagt, daß die französischen barmherzigen Schwestern Kinder zu sich zur Erziehung nehmen und ihnen in der Folge die Augen ausstechen, weil diese Flüssigkeit zur Aufnahme von Photographien nothwendig ist.) Als ich dieses verneint hatte, bat der Fürst ihm eine Maschine zur Anfertigung von Bildern zu bringen, und ich konnte nur damit diesen Auftrag von mir weisen, daß ich ihm erklärte, die Gläser der Maschine würden unbedingt unterwegs zerschlagen werden.

Weiter fragte der Fürst, wie viel Abgaben uns die Franzosen und Engländer zahlen, da er glaubte, daß sie wie Vasallen von Rußland abhängig sind. Als ich dem Fürsten erwiderte, daß ich hierüber nichts zu sagen vermöge, begann er eifrig zu forschen, ob obige Völker mit unserer Einwilligung oder aus eigenem Willen gegen China Krieg geführt haben. „In jedem Falle," fuhr der Amban fort, „hat unser Bogdo-Chan nur aus grenzenloser Gnade diese Barbaren aus den Mauern seiner Hauptstadt herausgelassen und nicht bis auf den letzten Mann vertilgt; zur Strafe für ihre Frechheit hat man aber auch eine große Contribution von ihnen genommen*)."

Indessen wiulten uns unsere Freunde, der Prinz-Higen und Sijä, welche sich im Vorzimmer befanden, mit den Fingern, lachten, stießen den Kasakendolmetscher in die Seiten und machten viele Schülerstreiche, indem sie die Gelegenheit benutzten, wenn gerade ihr Vater nicht hinschaute. Im Allgemeinen ist das Verhalten der jungen Prinzen gegenüber ihrem Vater ein höchst sklavisches; die Kinder haben ungeheure Furcht vor ihm und erfüllen jeden seiner Befehle. Dabei bedienen sich die Prinzen immer der Spione; wenigstens haben sie sich nicht geschämt, in unserer Gegenwort zu fragen, was der Vater gesagt habe, was der Bruder thue u. s. w. Gegenüber ihren Untergebenen verhalten sich die Prinzen wie vollkommene Despoten.

Unsere Audienz dauerte gegen eine Stunde; als wir vom Fürsten Abschied nahmen, schenkte er unserm Kasakendolmetscher zwanzig Lan und gab uns die Erlaubniß im benachbarten Gebirge zu jagen. Dahin begaben wir uns auch schon am folgenden Tage und schlugen unser Zelt am Rande einer Schlucht, fast dicht am Gebirgskamme, selbst auf. Unsere Kameele ließen wir in der Obhut unseres Freundes Sordschi in der Stadt zurück; ebenso ließen wir dort auch den Kasak, der wieder stärker als früher erkrankt war. Die Hauptursache dieser Krankheit war die Sehnsucht nach der Heimath. Der Fürst sendete Führer und einen Lama mit uns; den letztern wohl nur in der Eigenschaft als Aufseher."

Im October 1871 verließ Prschewalski Dyn-juan-in, um mit einem Bogen gegen Norden nach Peking zurückzukehren und sich dort von Neuem zu einer noch weitern Reise auszurüsten. Funfzehn Werst östlich von Dyn-juan-in erhebt sich das Gebirge, welches die Grenze zwischen Ala-schan und Kan-su bildet. Dieses Gebirge wird das Ala-schauer genannt. Es erhebt sich dicht am Ufer des Hwang-ho und zwar gerade dort, wo am entgegengesetzten Ufer das Ordosser Gebirge Arbus-ula an den Fluß stößt. Die Entfernung der Stadt Dyn-juan-in bis zu diesem Punkte beträgt etwa 80 bis 90 Werst. Von hier aus zieht sich der Alaschauer Gebirgsrücken von Nord nach Süd am linken Ufer des Gelben Flusses hin, entfernt sich jedoch immer mehr von diesem. Die ganze Länge des Gebirgszuges beträgt, nach Angabe der Mongolen, 200 bis 250 Werst, während er nur die unbedeutende Breitenausdehnung von circa 25 Werst hat. Doch erhebt sich dieser Gebirgszug steil aus dem Thale und trägt einen wilden Alpencharakter an sich, welcher jedoch mehr auf dem Ost- als auf dem Westabhange zu Tage tritt. Der erstere ist fast stark zerklüftet, mit Felsen von 700 bis 800 Fuß Höhe wie besäet, zwischen denen tiefe Schluchten und Abgründe abwechseln. Es erheben sich nirgends einzelne bedeutende Bergspitzen über den Kamm, dessen höchste Punkte, der Bajan-Tsumbur und Bugutuj, nahezu in

*) Die Annahme, daß während des letzten Krieges der Franzosen und Engländer mit China nicht die Chinesen, sondern die Europäer besiegt worden, herrscht in ganz Innerasien, wo Prschewalski gereist ist. In den Augen der asiatischen Völker, welche den wahren Hergang der Sache nicht kennen, ist derjenige der Besiegte, welcher vor den Mauern einer Stadt steht und sie nicht zerstört. Die chinesische Regierung hat den Umstand, daß die Europäer Peking nicht zerstört haben, wohl geschickt benutzt und im Volke den Glauben verbreitet, daß die letzteren unterlegen sind.

der Mitte des Rückens liegen. Der erstere hat eine absolute Höhe von 10,600, der letztere von ungefähr 11,600 Fuß. Zwischen diesen beiden Höhenpunkten ist der Gebirgsrücken so niedrig, daß diese Stelle den einzigen Uebergang über das Gebirge nach der chinesischen Stadt Ring-hia-fu bildet. Trotz seiner Höhe erreicht das Ala-schaner Gebirge nirgends die Schneelinie; selbst auf den höchsten Punkten thaut der Schnee im Frühlinge gänzlich fort, obschon manchmal noch im Mai und Juni oben Schnee fällt, wenn es in den benachbarten Thälern regnet. Als Prschewalski im September auf dieses Gebirge kam, lag schon Schnee auf den Nordabhängen einiger höheren Punkte und gegen Ende des Monats fiel er schon in der höhern und mittlern Region des Gebirges, während es in der untern regnete. Ueberhaupt sind die Feuchtigkeitsniederschläge im Ala-schaner Gebirge ziemlich bedeutend. Trotzdem ist der Rücken sehr wasserarm, so daß Quellen eine Seltenheit sind. Nach Aussage der Mongolen fallen sich im ganzen Höhenzuge nur zwei bedeutendere Bäche befinden, welche auf dem Bugutnj entspringen. Einer dieser Bäche, der Bugutuj-gal, fließt vom Westabhange, der andere, Keschukte-muren, vom Ostabhange herab. In der Wüste verschwinden diese wie alle anderen mongolischen Bäche.

Die Ursache der Wasserarmuth des Ala-schaner Gebirgsrückens erblickt Prschewalski darin, daß er bei seiner bedeutenden Höhe nur eine geringe Breite hat. Die auf ihn fallende Feuchtigkeit kann sich auf den steilen Abhängen nicht erhalten, kann also keine Quellenbildung veranlassen. Während eines heftigen Regens bilden sich hier große Ströme, welche der benachbarten Wüste zueilen und in ihrem Sande versiegen, oder die lehmigen Ebenen überfluthen und hier zeitweise Seen bilden. Aber kaum hat der Regen aufgehört, so verschwinden auch schon die Bergströme.

Das Gebirge, welches wie eine Mauer zwischen zwei Ebenen aufgethürmt ist, bildet seiner Lage nach eine charakteristische Erscheinung und dieses um so mehr, als es ganz isolirt steht. So viel nämlich Prschewalski ermitteln konnte ist das Ala-schaner Gebrge nicht mit dem Höhenzuge, der den obern Hwang-ho begleitet, verbunden, sondern endet in den Sandwüsten des südöstlichen Winkels von Ala-schan. Das Gebirge besteht aus Schiefer, Kalk, Felsit, Felsitporphyr, Grannlit, Gneiß, Glimmersandstein und neueren vulcanischen Gebildrn. Auf dem Gipfel des Bugutnj bestehen die Felsen häufig aus Quarzconglomeraten. Außerdem befinden sich im Ala-schaner Höhenzuge Kohlenlager, deren Material von ausgezeichneter Qualität ist. Sie wurden, bis zum Aufstande der Dunganen, wenn auch nicht in bedeutendem Umfange, von Chinesen ausgebeutet. Die Waldregion steigt auf dem Nordabhange dieses Gebirges bis gegen 7500 Fuß hinauf.

Im nördlichen Ala-schan liegt eine verhältnißmäßig nicht große, aber wilde und felsige Gebirgsgruppe, Chan-ula, von den Lamas Chaldsyn-Burgonty (die schwarzen scharfen Berge) genannt. Diese Gruppe ist die letzte Erhebung des Gebirgsrückens, welche das linke Uferthal des Hwang-ho begrenzt und von den Mongolen Chara-narin-ula genannt wird. „Wenn man," sagt Prschewalski, „die Chan-ula-Gruppe nicht als das äußerste südwestliche Ende des Gebirges gelten läßt, sondern als solches die hügelige Verlängerung auf der Westseite des Dscharatai-badasn-Sees betrachtet, so beträgt die ganze Länge des beschriebenen Bergrückens gegen 370 Werst." Gegen Osten schließt sich das Chara-narin-ula-Gebirge mittelst nicht haher, manchmal wohl unterdrochener Rückrn an den Scheiten-ula, also auch an den In-schan an. Im Süden ist der Chara-narin-ula durch eine über hundert Werst breite Wüste von dem Ala-schaner Gebirgsrücken getrennt. Der Westabhang der Gebirgsgruppe Chan-ula geht in die Hochebene Gobi über. Anfangs erinnert diese Hochebene in der Gegend, in welcher sie Prschewalski betrat, an die Ala-schaner Wüste; ist sandig, unfruchtbar und nährt nur sehr kümmerlich einige Pflanzenarten, besonders den kleinen Wermuth und den stachlichen Ginster. Je weiter man jedoch nach Westen kommt, desto bessern Boden findet man auch, und dieser wird gegen 120 Werst von der Ala-schaner Grenze lehmig, oder lehmig-kieselig und ist mit dem feinen Steppengrase bedeckt. Hier auch erscheint das charakteristische Säugethier der Gobi, die „Dseren"-Antilope, welche man in ganz Ala-schan nicht findet. Je mehr man sich auf die Hochebene erhebt, desto mehr fühlt man auch eine Aenderung des Klimas. In den Ebenen von Ala-schan herrschte während des ganzen Octobers (also nach dem neuen Style bis zur Hälfte Novembers) rin schönes Herbstwetter; es war manchmal so warm, daß selbst in der zweiten Hälfte dieses Monats das Thermometrr im Schatten + 12·5° C. zeigte und am 25. October (6. November) die Oberfläche des Sandes noch bis zu + 43·5° C. erwärmt wurde, wenngleich während der Nächte das Thermometer häufig unter — 7·5° C. fiel.

Kaum hatte jedoch die Expedition das Chara-narin-ula-Gebirge überschritten, so machten sich auch gleich starke Fröste fühlbar und am 3. (15.) November entstand ein solches Schneetreiben, daß man um diese Zeit selbst in Sibirien nicht ein ähnliches sehen kann. Während des heftigsten Nordweststurmes und einer Kälte von — 9·0° C. hielt der Schneefall den ganzen Tag an. Der vom Sturm in Atome zerrissene Schnee bedeckte, vermischt mit Sand, die Reisenden von allen Seiten. Auf zehn Schritt waren selbst große Gegenstände nicht mehr zu sehen, und gegen den Wind konnte man die Augen nicht aufmachen. Gegen Abend wurde das Gestöber noch heftiger, so daß die Kameele der Reisenden, welche seit Mittag gehütet wurden, ihrem Schicksale überlassen werden mußten. Sie wurden erst am andern Tage wieder aufgesucht und glücklich gefunden.

Prschewalski ging 150 Werst entlang der Westseite des Chara-narin-ula und überzeugte sich, daß dieser Gebirgszug keine Ausläufer in das Plateau, welches er besäumt, entsendet, und überschritt nun wieder diesen Höhenzug am 11. November 1871 im Thale des Flusses Ugyn-gal, durch welches er ins Thal des Hwang-ho gelangte. Trotz der vorgerückten Jahreszeit fanden die Reisenden im Thale des Hwang-ho keinen Schnee und um die Mittagszeit stieg das Quecksilber oft über den Gefrierpunkt. Doch wurde auch hier bald die Nähe des Winters fühlbar. Die Gewässer begannen sich mit Eis zu bedecken und der Frost stieg schnell, besonders gegen Sonnenaufgang, auf 26·0° C.

Welchen, so zu sagen, magischen Einfluß in jenen Gegenden der Name des Europäers besitzt, beweist folgender Umstand. Als Prschewalski das Gebirge Chara-narin-ula bereiste, fand er nirgends Mongolen; sie waren vor einer kleinen Dunganenbande ins Hwang-ho-Thal geflohen, trotzdem solche Räuberbanden nur mit Lanzen aber Säbeln bewaffnet waren. Selten nur hatte der eine oder andere Dungan eine Luntenflinte. Als sich Prschewalski noch in Dyn-juan-in befand, wollte der Amban von Ala-schan eben eine Abtheilung Soldaten gegen die Dunganen senden und ließ den Reisenden durch einen Beamten bitten, ihm für die Zeit der kriegerischen Operationen die russischen Feldmützen zu leihen, um mit ihnen die Räuber zu schrecken. „Die Räuber wissen gewiß, daß ihr euch hier befindet," sagte der Beamte, „und werden, sobald sie eure Feldmützen erblicken, sogleich die Flucht ergreifen." Dies ist wohl bezeichnend genug für den moralischen Werth der Bewohner jener Gegend. Auch das regelmäßige chinesische Militär ist nicht muthiger, als die dunganischen Räuber. Einmal wollte eine

Abtheilung dem Reisenden die Kameele abnehmen, um ihr Gepäck auf sie zu laden, und ein anderes Mal forderte eine solche Heldenschaar, daß sie Wasser für ihre Pferde herbeischaffen sollten. Beide Male genügte ein energisches Auftreten seitens Prschewolski's, um die Helden des Himmlischen Reiches der Mitte zu verscheuchen. Wir kennen übrigens diese wie ihre Gegner schon genauer (vgl. „Globus" Bd. XXVIII, S. 299 und 314).

An dem Randgebirge fand Prschewalski das alte Bett des Hwong-ho wieder; es hat dort eine Breite von 170 Klafter und ist, trotzdem es deutlich die Spuren seiner ehemaligen Bestimmung an sich trägt, gänzlich mit Gras bewachsen. Zwischen diesem Bette und dem heutigen Laufe befinden sich noch zwei breite Flußbetten, welche jedoch nur vom Hochwasser erfüllt werden. Während der Sommerhitze trocknen auch sie vollständig aus. Sehr bemerkenswerth ist wohl die Wasserarmuth des Hwang-ho-Thales, das nirgends von einem Bache durchschnitten ist. Hin und wieder nur trifft man einen Brunnen, der dann immer sehr tief ist.

Gegen Ende November verließ Prschewalski das Thal des Gelben Flusses, indem er in seinen frühern Weg wieder einlenkte und stieg über den Schochoin-daban auf den höhern Saum der mongolischen Hochebene, wo wieder große Kälte, die oft bis auf — 32·7° C. stieg, herrschte. Am 30. November war er im Kloster Schyrety-Dsu, wo ihm in Folge eines mit Schneewehen verbundenen Sturmes seine Kameele verloren gingen, in Folge dessen die Reisenden in größte Gefahr geriethen, da sich die Chinesen weigerten, sie, selbst für gute Bezahlung, weiter zu schaffen. Endlich entsendete Prschewalski einen Kasak und einen Mongolen nach Kuku-choto, wo einige neue, sehr elende Komeele erstanden wurden. Mit diesem unglücklichen Zufalle schloß der erste Theil der Reise Prschewalski's ab; denn er kehrte nun nach Kalgan zurück, wo er am letzten December 1871 anlangte.

Aus allen Erdtheilen.

Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition.

Nachdem vor kurzer Zeit dieses Unternehmen (vergl. oben S. 80, Spalte 2) für das laufende Jahr seinen Abschluß gefunden hat, mag es an der Zeit sein, die Thätigkeit desselben kurz zu schildern.

Der Zweck dieser Erforschungsexpedition ist mit demjenigen der Reisen des „Challenger" und der „Gazelle" identisch; nur beschränkt sich das Unternehmen auf die Meerestheile, welche die norwegische Küste umgeben, und das Meer zwischen Island und Norwegen. Das letztere war bisher noch gar nicht untersucht. Prof. Mohn, der Director des norwegischen meteorologischen Instituts, und Prof. Sars von der Universität zu Christiania, von der Wichtigkeit der Erforschung dieser Meere überzeugt, überreichten dem norwegischen Minister des Innern ein diesbezügliches Memorandum, das sich einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Die Regierung legte hierauf dem Storthing 1875 ein Project zur Ausführung dieser Untersuchungen vor, und es wurden auch 20,000 Speciesthaler für das erste Jahr und später 14,500 Speciesthaler für das zweite Jahr genehmigt. Zunächst sandte man Capitän Wille von der norwegischen Marine nach England, um sich mit den Fachautoritäten zu vernehmen und die Instrumente anzuschaffen. Dies vollendet, kehrte der Capitän nach Bergen zurück, um ein passendes Schiff für seine Reise aufzutreiben, und es miethete die Regierung auf seinen Vorschlag auch den Dampfer „Vöringen" von 400 Tonnen für den Sommer 1876. Dieses Schiff soll sehr seetüchtig und für die Zwecke der Expedition wohl geeignet sein.

Die wissenschaftliche Abtheilung der Expedition besteht aus folgenden Mitgliedern: Professor Sars, Dr. Danielssen, Friele (Biologie), Capitän Wille (Lothungen, Tiefseetemperaturmessungen, magnetische Beobachtungen), Svendsen (Chemie), Professor Mohn (Physik, Meerestemperaturen, Meteorologie, Magnetismus). Capitän Wille commandirt das Schiff; ihm sind Lieutenant Petersen und Capitän Grieg unterstellt. Eine reiche Sammlung von wissenschaftlichen Apparaten vervollständigt die vorzügliche Ausrüstung der Expedition, aus welcher wir Nachstehendes hervorheben wollen, da es zugleich die Zwecke derselben klarstellt: Tiefenmesser, Bailey's Maschine, Seile, Auffammler, eine Dampfwinde zum Lothen, Schleppnetze, Bodennetze, Oberflächennetze, Siebe, Wassersammler nach Wille's und Professor Ekman's Construction, Hydrometer, Filtrir-, Koch- und Gasauffammlungsapparate, Tiefseethermometer nach Miller, Negretti und Dietrichsen, Kew's Marinebarometer, Thermometer und Hygrometer verschiedener Arten, Regensammler, Verdunstungsmesser nach Prof. Mohn, Robinson's Anemometer, Bojen zur Messung von Strömungen und eine Anzahl magnetischer Instrumente, worunter der Admiralitäts-Normalcompoß.

Am 1. Juni verließ der „Vöringen" Bergen und verbrachte die erste Woche im Sognefjord, um die Geräthe in einer Tiefe von 600 Faden zu probiren. Die Temperatur des Wassers am Meeresboden wurde, wie in früheren Jahren, zu 43·7° F. bestimmt. Die Fauna zeigte sich aus atlantischen und arktischen Formen bestehend. Man fand mehrere Exemplare von Brisinga coronata, Munida tenuimana, eine große Actinia und einen Schwamm, Tisiphonia agariciformis. Unter den Mollusken sind hervorzuheben Axinus cumyarius, Kolliella abyssicola, Malletia obtusa und Taranis Morchii. Die zweite Woche brachte man in Husö zu, einer kleinen Insel an der Mündung des obenbenannten Fjords, wo die Basis für die magnetischen Operationen an Bord und am Lande genommen und die Magnetnadelabweichungen berechnet wurden. Am 20. Juni verließ die Expedition diesen Ort und steuerte den tiefen Canal entlang, welcher das südliche Norwegen vom Skagerrack bis zum Cap Stadt umschließt.

Die ersten Lothungen ergaben als Resultat etwa 200 Faden Tiefe und einen flachen Boden, den eine atlantische Fauna belebte. Etwa 150 Meilen nordwestlich vom Cap Stadt begann die Temperatur zu sinken, ohne daß sich die Tiefe veränderte. Bei der nächsten Lothung fand man eine größere Tiefe und eine Temperatur von 32° F. bei 300 Faden und 30° am Boden bei 400 Faden. In der Nähe des Cap's Stadt war die Fauna arktisch, und brachte man eine fünf Fuß hohe Umbellularie, drei Arten des arktischen Fusus, acht Hydras und mehrere Exemplare von Yoldia intermedia herauf.

Die Expedition lief am 23. Juni in den Christiaasfund ein, den sie am 27. desselben Monats wieder verließ. Leider trat nun schlechtes Wetter ein und die Expedition hatte nicht weniger als fünf Stürme zu bestehen; die höchste Windgeschwindigkeit während dieser Zeit betrug 45 Meilen per Stunde. Nur in den kurzen Zeiträumen zwischen diesen Stürmen konnten Tiefseearbeiten ausgeführt werden. Die letzten Junitage hindurch war das Wetter schön, und die Expedition benutzte sie, um auf einer Sandbank Namens Storeggen außerhalb des Christianfundes zu lothen und mit dem Schleppnetz zu arbeiten. Hier fand man die Fauna

ausschließlich atlantisch. Am äußern Ende der Sondbank hingegen wurde das Wasser 300 bis 500 Fuß tief, und sehr kaltes Wasser brachte dort eine arktische Fauna hervor. Zwei große Umbellularien, ein neuer Seestern und ein Seethier, das den an Bord befindlichen Forschern ganz neu war, wurden gefunden. Auch von kleineren Organismen wurden mehrere neue gefunden.

In 63° 10′ nördl. Br. und 1° 30′ westl. L. lothete man eine Tiefe von 1050 Faden. Die Wassertemperatur betrug 32° F. bei 300 Faden. Der „Vöringen" mußte von hier aus wegen einer durch Sturm verursachten Beschädigung Thorshaven anlaufen. Die dort verlebte Woche war eine besonders interessante für die Geologen, welche die Bildung von Höhlen am Meeresniveau in allen Stadien beobachten konnten. In den Zoolithhöhlen von Naalsö wurden viele Mineralien gefunden.

Nach einem kleinen Abstecher um die Hauptinsel nach Westmanhoven verließ der „Vöringen" die Faröer am 16. Juli und steuerte nach seiner letzten Station, wo jedoch schlechtes Wetter umfassendere Arbeiten verhinderte und sie meist auf Temperaturbeobachtungen reducirte. Zwischen 300 bis 400 Faden fand man eiskaltes Wasser. Am nordöstlichen Ende der Faröerbank nimmt die Tiefe sehr rasch zu. Bei 63° 22′ nördl. Br. und 5° 30′ westl. L. beträgt sie 1180 Faden; auch fand man dort in 400 Faden 32·4° F., in 500 Faden 31·8° und am Boden 29·8°. Bei 63° 55′ nördl. Br. und 7° 10′ westl. L. in 677 Faden Tiefe 30·2°; bei 63° 3′ nördl. Br. und 10° 15′ westl. L. in 256 Faden 37·2°. Weiter westlich belief sich die Bodentemperatur auf 46·2°. Da bei dem schlechten Wetter keine Schlepparbeit gemacht werden konnte, so steuerte man nach Reikiavik; die Fahrt wurde jedoch durch heftige Südwestwinde sehr verzögert. Am 22. Juli erreichte man Island, mußte aber bei den Westmanninseln, einer kleinen Gruppe an der Südküste, vor dem Sturme drei Tage lang Schutz suchen, welche Zeit zur Untersuchung der interessanten Inseln verwendet wurde. Sie erwiesen sich als durchaus vulcanischen Ursprungs, und man sah einen theilweise vom Meere zertrümmerten Krater, dessen noch stehende Wände 400 bis 500 Fuß hoch waren. Ungefähr zwei Meilen von diesem entfernt befindet sich ein Krater neuerer Formation von 770 Fuß Höhe und vollständig erhalten mit einer 50 Fuß tiefen Krateröffnung. Am 26. Juli fuhr der „Vöringen" nach Reikiavik zurück und blieb bis zum 3. August daselbst. Während der Zeit, welche mit der Kohlenverladung und einer Kesselreparatur verstrich, machte Capitän Wille magnetische Beobachtungen, und eine Abtheilung der Gesellschaft veranstaltete eine Excursion zur geologischen Erforschung des Landes.

Die Jahreszeit war nun soweit vorgerückt, daß man die Erforschung des Meeres zwischen Island und Grönland aufgeben mußte. Man fuhr deshalb erst südlich und stellte dann eine Reihe von Lothungen in nordöstlicher Richtung an, in welcher man den Uebergang des wärmern Bodenwassers des Atlantischen Oceans in das eisige Wasser östlich von Island beobachtete. Von einem Punkte im Osten von Island richtete die Expedition ihren Cours nach Ramsos und lothete unterwegs mehrere Male. Die Tiefe steigerte sich anfangs von 1000 auf 1500, in halber Distanz zwischen Norwegen und Island auf 1800 Faden (in 64° 65′ nördl. Br.). Ostwärts nahm die Tiefe wieder etwas ab und betrug auf der letzten Station bloß 650 Faden. Die Temperatur am Boden blieb immer unter 32°; bei 1800 Faden betrug sie 29°. Bei Island fand man 32° bei 200 Faden, während dies weiter östlich erst bei 300 bis 400 Faden der Fall war. Je näher man an Norwegen kommt, desto wärmer ist die See an der Oberfläche und bis zu 100 und 200 Faden Tiefe.

Die Fauna der arktischen Tiefsee scheint nicht sehr reich, aber constant. Die Fauna der Küstentheile, welche ebenfalls mit eisig kaltem Wasser umgeben sind, findet sich doch nicht in der arktischen Tiefsee, dagegen südlicher ebenfalls in kaltem Wasser. Der Boden besteht aus Schlamm mit unzähligen kleinen runden Muscheln besäet.

Während des letztern Theiles der Reise war das Wetter sehr schlecht; aber trotzdem gelang es durch fortgesetzte Versuche selbst bei sehr starken Wellen zu lothen. Die Ankunft in Romsos fand am 14. August statt, und dauerten die magnetischen Beobachtungen bis zum 20., an welchem Datum die Expedition vom Faldensfjord an von 4 zu 4 Seemeilen in westlicher Richtung Lothungen anstellte. Zuerst fand man eine 200 Faden tiefe Höhlung, die Wasser von 7° C. (44·6 F.) enthielt, dann einen Rücken, dessen höchster Punkt 56 Faden unter der Meeresfläche war. Dann senkte sich der Meeresboden wieder bis zu 120 und 150 Faden, worauf in letzter Tiefe eine Ebene mit Wasser von 7° C. (44·6° F.) folgte. Am 21. August fing Mittags die Temperatur zu fallen an und das Wasser war in 300 Faden bereits eiskalt (etwa 100 Seemeilen von der nächsten Küste). Es ist nun wahrscheinlich, daß die Grenze des eiskalten Wassers von einem etwa 100 Meilen von Ramsos entfernten Punkte nach Spitzbergen außerhalb der Lofodden hinaufläuft, und aus der Breite dieser Bank muß das milde Winterklima des nördlichen Norwegens erklärt werden. Die eine weitere Reihe von Lothungen und Temperaturmessungen zeigte, geht die oben erwähnte Grenze seewärts von Trondhjemsfjord und Romsdale viel näher an die Küste heran. Das Wasser zeigte 0° C. (32° F.) in 345 Faden und am Grunde 1·1° C. (39·9° F.) bei 480 Faden. Auf der Bank belief sich die Temperatur am Boden in 170 Faden auf 7·3° C. (45·14° F.). Am 23. lief der „Vöringen" in Molde ein und fand im Romsdalfjord am nächsten Tage 6·2° C., wie auch in den übrigen tiefen Fjorden der norwegischen Westküste. Am 26. August langte die Expedition wieder in Bergen an und beschloß damit die erste Reise der norwegischen Tiefsee-Exploration.

Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer.

Ueber die diesjährige Expedition des Professors Nordenskjöld durch das Karische Meer nach dem Jenisseifluße bringt die „Finmarkspost" folgende Mittheilungen aus Hammerfest, 22. September: „Die Nordenskjöld'sche Expedition, Dampfschiff „Ymer", Capitän Erikson aus Göteborg, traf auf der Rückreise von Sibirien am 18. hier ein. Die Expedition war am 25. Juli von Tromsö abgegangen, passirte Cap Nardkyn in der Nacht vom 26. auf den 27. und langte am 30. desselben Monats bei Motoschkin Schar an, dem Sunde, welcher Nowaja Semlja in zwei große Inseln theilt. „Ymer" folgte noch fast einwöchentlichem Aufenthalte in diesem Sunde der östlichen Seite der Insel bis zur Karischen Pforte (der Meerenge zwischen Nawoja Semlja und der Insel Waigatsch), die am 6. August erreicht wurde. Die Fahrt geschah zwischen Land und Treibeis, welches letztere damals auf der ganzen Strecke vorhanden war. Von der Karischen Pforte segelte die Expedition in vielen Windungen nach der Samajedenhalbinsel Jalmal. Nachdem sie zwei Tage vom Eise eingeschlossen gewesen war, ging sie weiter in nördlicher Richtung. Am 13. August passirte „Ymer" die Weiße Insel und erreichte am 15. Nachmittags die Mündung des Jenissei, wo man eine bisher unbekannte Insel von 4 norwegischen Meilen (circa 46 Kilometer) Länge entdeckte und Sibiriakow-Insel benannte. Auf der Insel sah man eine große Menge Rennthiere.

Bei verschiedener von 5 bis 15 Klafter abwechselnder Tiefe ging „Ymer" den Jenissei hinauf bis 71° nördl. Br. Hier fängt die große Inselgruppe an. Weiter nach dem Süden konnte man das Fahrwasser nicht entdecken, der hier wahrscheinlich in vielen Windungen geht. Auf diese Weise kam „Ymer" an einen Punkt, der südlicher liegt als die nördlichsten Plätze, die von den jenisseischen Flußdampfern besucht werden. Der größte Theil der mitgebrachten Waaren wurde hier an einer sowohl Winter als Sommer bewohnten Station (Simowje) Romens Karepowskaje (etwa in 71° 17′ nördl.

Br. und 83° 10′ östl. L. Gr.) gelöscht. Einige schwere Colli konnten jedoch nicht gelöscht werden, indem der Wasserstand so niedrig war, daß die Waaren mit dem Boote des Dampfers an die Küste gebracht werden mußten, und sogar das Boat konnte nicht ganz bis an den Strand gehen; man mußte ein kleines Stück waten, um das Land zu erreichen. Korepawskaje ist von einigen Russen und Samojeden bewohnt. Der Kaufmann, an den die Waaren adressirt waren, wohnte mehrere Meilen von dieser Stelle ab, im Innern des Landes. Waaren wurden nicht vom Jenissei mit zurückgenommen, sondern bloß Gegenstände, die für wissenschaftliche Zwecke gesammelt waren (subfossile Conchylien, zoologische Objecte ꝛc.).

So lange es die Umstände erlaubten, blieb die Expedition hier, um die Ankunft des Dr. Theel und seiner vier Cameraden abzuwarten, welche Ende April Stockholm verlassen hatten, um landwärts durch Sibirien zu reisen und die Expedition Nordenskjöld's zu treffen, mit welcher sie alsdann nach Europa zurücklehren wollten. Man wartete jedoch vergeblich, und die Rückreise wurde am 1. September angetreten. Am 7. September lief „Ymer" in Matotschkin Schar hinein und blieb daselbst, um Ballast einzunehmen, bis zum 13. Abends. Am 16. Abends hatte man Cap Nordkyn in Sicht und am 18. Abends warf „Ymer" seinen Anker im hiesigen Hafen. Die Expedition blieb hier drei Tage, während deren der Chef in der Stadt wohnte und, wie es heißt, sich damit beschäftigte, bei unseren Seeleuten und Fischern, und hauptsächlich durch Auszüge aus ihren Journalen detaillirte Aufklärungen über die Verhältnisse im Eismeere zu erhalten.

Das Resultat der Reise soll den Erwartungen entsprochen haben. Sowohl ihre kaufmännischen als ihre wissenschaftlichen Zwecke sind in erwünschtem Maße erreicht worden. Der Capitän des Dampfschiffes und nicht minder die Leiter der Expedition sind überzeugt, daß, wenn die Verhältnisse nicht gar zu ungünstig sind, eine Seefahrtverbindung zwischen Europa und Sibirien vollständig möglich, und daß dieselbe nunmehr durch „Ymer" thatsächlich eröffnet worden ist.

Professor Nordenskjöld ist am 14. October wieder in Stockholm eingetroffen, und seit einigen Tagen ist glücklicherweise auch vom Dr. Theel und seinen Gefährten Nachricht eingegangen. Dieselben befanden sich am 11. September im besten Wohlergehen in Dudinskaje (nach Nordenskjöld's Bestimmung vom Jahre 1875 in 69° 23′ 24″ nördl. Br. und 86° 4′ 14″ östl. L. von Gr.) am Jenissei und waren damit beschäftigt, die von der Nordenskjöld'schen Expedition hinterlassenen Waaren zu verkaufen. (National-Zeitung.)

* * *

— Die Anzahl der Jesuiten in den Vereinigten Staaten wird auf 1662 veranschlagt. Sie haben Collegien in Bastan, Worcester, Newyork, Fordham, Philadelphia, Frederick (Md.), Baltimore, Washington, Madile, St. Louis, Neworleans, St. Charles, Bardstown, Cincinnati, San Francisco und Santa Clara.

— An der Universität Sydney wurden von ihrer Gründung am 11. October 1852 an bis Ende 1875 im Ganzen 336 Studenten immatriculirt, also durchschnittlich in jedem Jahre nur 14. Von diesen erhielten 200 einen akademischen Grad. Im laufenden Jahre 1876 zählt die Universität 62 Studenten. Da die Colonie am 30. Juni 1876 eine Seelenzahl von 606,500 besaß, so würde auf je 10,108 der Bevölkerung erst ein Student entfallen. In Schottland stellt sich dies Verhältniß auf 1 von je 1000, in Massachusetts auf 1 von 1300, in Deutschland auf 1 von 2500, in Irland auf 1 von 3000, in der Schweiz auf 1 von 3300, in England auf 1 von 4000 und in der Colonie Victoria auf 1 von 4300. Die Legislatur der Colonie Neu-Süd-Wales hat bisher 110,000 Pf. St. auf die Gebäude und affilirten Colleges der Universität verwendet und derselben für ewige Zeiten eine jährliche Baarzahlung von 6500 Pf. St. bewilligt.

Vom Büchertische.

Carl Wolff's Historischer Atlas. 39 Karten zur mittlern und neuern Geschichte. In drei Lieferungen à 3 Mark. Einzelne Karten à 80 Pfennig. Berlin 1875 bis 1877, bei Dietrich Reimer.

Der durch historische Karten über Deutschland und Polen schon bekannte Verfasser giebt in seinem neuesten Werke dem größern Publicum (und er denkt dabei nicht nur an die Schüler der oberen Gymnasialclassen, sondern auch an den gebildeten Laien und selbst den Gelehrten von Fach), welchem der gleichzeitig in neuer Bearbeitung von Menke und Hassenstein erscheinende Spruner'sche Geschichtsatlas zu umfangreich und theuer ist, ein Hülfsmittel zum Studium der Geschichte vornehmlich Deutschlands und seiner Nachbarländer an die Hand, welches als eine Fortsetzung des weit verbreiteten Atlas antiquus von H. Kiepert anzusehen ist. Der „Historische Atlas" bringt folgende Blätter:

1. Europa um 500 n. Chr. (Nebenkarte: Das mittlere Westeuropa im Jahre 752.) 2. Süd- und Westeuropa nach der Theilung des fränkischen Kaiserreiches im Vertrage zu Verdun im Jahre 843. (Nebenkarte: Die Carolingischen Theilreiche im Jahre 888.) 3. Mitteleuropa um das Jahr 1000. 4. Europa um das Jahr 1150 (Zeitalter der Kreuzzüge). 5. Mitteleuropa beim Tode Kaiser Friedrich's II. im Jahre 1250. (Nebenkarte: Das apulische Reich der Hohenstaufen.) 6. Deutschland beim Tode Kaiser Karl's IV. im Jahre 1378. 7. Süd- und Westeuropa beim Tode Karl des Kühnen im Jahre 1477. 8. Mitteleuropa nach seiner kirchlichen Eintheilung beim Beginn der Reformation. 9. Europa im Jahre 1519. 10a. Deutschland bei der Thronentsagung Kaiser Karl's V. im Jahre 1556 (Kreiskarte). 10b. Dasselbe als Territorialkarte. 11. Mitteleuropa nach dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648. 12. Europa im Jahre 1721. 13. Das Königreich Polen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. 14. Deutschland beim Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789. 15. Deutschland nach der Auflösung des Deutschen Reiches im Jahre 1806. 16. Mitteleuropa zur Zeit der höchsten Machtentfaltung Frankreichs im Jahre 1812. 17. Deutschland zur Zeit des deutschen Bundes 1815 bis 1866. 18. Mitteleuropa nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs im Jahre 1871.

Die bis jetzt erschienenen 13 Karten sind, was Klarheit und Schönheit des Schrift- und Terrainstiches und Eleganz des Farbendrucks und Colorits anlangt, geradezu mustergültig, so daß selbst die Zeiten der greulichsten Zerrissenheit Deutschen Landes, wie nach dem Westfälischen Frieden (Nro. 11) oder beim Ausbruch der französischen Revolution (Nro. 14), zu klarer, deutlicher Darstellung gelangen. Wir wünschen dem schönen Werke eine weite Verbreitung.

Inhalt: In Türkisch-Armenien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Pogge bei dem Muata Jamwo. — Aus den Baumwollenstaaten. II. (Schluß.) — Aus dem Reiseberichte Prschewalski's über die Mongolei und das Land der Tanguten. Von Albin Kohn. IV. — Aus allen Erdtheilen: Die norwegische Tiefsee-Erforschungsexpedition. — Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 18. November 1876.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

In Türkisch-Armenien.

III.

Am 7. Juni 1870 begab sich Deyrolle nach Kochbantz (Kopans-Kale), wo er fünf Tage mit dem Abklatschen der Inschriften und der Insectenjagd verbrachte. Tag für Tag ergoß sich ein Gewitter über das Land, dessen Berge den

Kurdenlager.

Donner mit betäubendem Krachen wiederhallten. Das störte aber seine naturwissenschaftliche Ausbeute nicht; funfzig Pflanzenarten und mehrere Reptilien, darunter eine große röthliche Viper (behexte Schlangen spielen in Kurdistan eine

große Rolle; ſ. Ritter's Erdkunde X, S. 318), bereicherten ſeine Sammlungen. — Am 12. Juni beſuchte er, von einem kurdiſchen Schäfer geführt, den kleinen abflußloſen See von Artſchak, der vier deutſche Meilen öſtlich van Wan nach der perſiſchen Grenze zu und um etwa 1000 Fuß höher als jenes liegt. In einer halben Stunde von Kochdanz aus erreichte er das auf hohen Felſen gelegene Dorf Deghermen-köi, deſſen Umgegend zur Zeit der Winterkälte einen beliebten Aufenthalt der wilden Ziegen bildet. Durch Froſt, Schneefall und Futtermangel getrieben, ſteigen dieſelben alsdann aus dem Hochgebirge herab und fallen hier in Menge den Jägern zur Beute. Aus allen umliegenden Ortſchaften verſammeln ſich dieſelben, umringen jene Felſen und hetzen Hunde hinein. Mit geſenktem Kopfe ſtürzen ſich dann die Ziegen auf die Schützenreihe los, welche ſie mit lebhaftem Feuern empfängt. Einzelne brechen durch, viele fallen, und die, welche umdrehen und in die Felſen flüchten, werden ein zweites Mal mit Hunden herausgejagt. Zahlreiche Gehörne, welche man in jener Gegend an Mauerecken und über Hausthüren befeſtigt ſieht, geben van jenen beutereichen Jagden Zeugniß.

Hinter Deghermen-köi betrat der Reiſende ein felſiges Thal und erreichte auf ſchwierigem Pfade die Reſte einer Kirche. Sie gehörte einſt zu einem reichen Kloſter der Neſtorianer und wurde van dem Kurdenhäuptling Beder-chan-beg zerſtört. Dort mußten die Pferde unter Aufſicht eines Hirten zurückbleiben, weil der Pfad weiterhin für ſie ungangbar war. Selbſt zu Fuß die Höhe zu erreichen ſchien anfangs unmöglich; aber Deyrolle's Führer, der als Hirt und Jäger das Terrain oftmals durchſtreift hatte, führte ihn freilich nach vielen Anſtrengungen und ſelbſt mancher Gefahr glücklich hinauf. Ein herrliches Plateau mit reicher Alpenflora breitete ſich vor ihnen aus, wo der glückliche Zufall eine wilde Ziege nebſt ihrem Jungen dem Naturforſcher vor die Büchſe führte. Beide wurden erlegt, ausgeweidet und verſteckt, um auf der Rückkehr abgeholt zu werden. Auch an Inſecten ergab die Alpenwieſe reiche Ausbeute; ſtellenweiſe war der Boden faſt ganz mit Wanderheuſchrecken bedeckt,

Jedi-Kiliſſa, die Kirche van Warak.

welche van der Morgenkälte erſtarrt und dadurch im Fliegen noch behindert waren. Der Weg führte quer über dieſelbe hinweg, auf eine Gruppe von Kalkfelſen zu, hinter welchen die Stadt Artſchak liegt; vorbei bei einem ausgetrackneten See und dann im leeren Bette eines Baches hin, welcher dem See einſt als Abfluß diente und ſich durch die Felſen einen engen ſchluchtartigen Ausweg gegraben hatte. Ihr Erſcheinen jagte eine Schaar roſenfarbener Viehvögel (Pastor roseus) auf, die, von den Heuſchreckenſchwärmen angelackt, in den Felsſpalten niſteten. Ihr Gefieder fällt ſofort auf: auf dem Kopfe eine Haube, der Hals und obere Theil der Bruſt blauſchwarz mit Purpurſchimmer, Flügel und Schwanz ſchwarz mit einem azurblauen Hauche, alles Uebrige ein duftiges helles Roſenroth. Weil ſie ſich vornehmlich van Heuſchrecken nähren und denſelben in jeder Geſtalt, als Eiern, Larven und Inſecten, nachſtellen, heißen ſie auch Heuſchreckenſtaare. Vielfach kann man aus ihrem Erſcheinen auf das Nahen van Heuſchreckenſchwärmen ſchließen, und wenn dieſe alles verwüſtenden Inſecten einmal gut gerathen ſind, ſo ſieht man auch die Viehvögel zu Hunderttauſenden. Dabei verfolgen letztere die Inſecten nicht allein, um ihren und ihrer Jungen Hunger zu ſtillen, ſondern tödten ſie auch zum bloßen Vergnügen. Deyrolle ſah ſie vor ſich herflattern, von einer Heuſchrecke zur andern hüpfen, einen ſcharfen Schrei ausſtoßen und dabei das Inſect in Stücke reißen. Da mittlerweile die Sonne ihre Wirknug zu äußern begann, ſo fingen die Heuſchrecken an aufzuſtiegen, und die beiden Wanderer waren genöthigt, die Ladeſtöcke ihrer Flinten vor ſich zu ſchwenken, um die Thiere fernzuhalten. Aber die Viehvögel — dieſen Namen führen ſie, weil ſie dem Vieh das Ungeziefer ableſen — ließen ſich dadurch nicht beirren, ſondern kamen bis nahe an die Ladeſtöcke heran, um ihrem Vernichtungstriebe zu genügen.

Der Marſch durch die enge, unerträglich heiße Schlucht iſt etwa $1^1/_2$ Kilometer lang; dann öffnet ſich plötzlich der Ausblick auf den See, welcher etwa 4 Kilometer breit ſein mag. Ebenſo breit ſind die ſumpfigen Wieſen, die ihn rings umgeben und zahlloſen Herden von frei weidenden Ziegen und Pferden Nahrung bieten. Hier und da zeigen ſich einige kurdiſche Dörfer und Lager.

Am Seeufer entlang wandernd erreichte Deyrolle einen breiten, feſten Damm mit großen Ziehſchützen, welche den Ueberfluß an Waſſer demſelben einen Abfluß bieten. Wenn er aber ſagt, daß dieſer im Mittelpunkte der Depreſſion eine

Hochebene gelegene See dazu dient, im Sommer die Gärten von Wun zu berieſelu, ſo widerſprechen dem unſere Karten, welche zwiſchen dem See und der Stadt Wan ein Gebirge, den Warak-Dagh, ſich erheben laſſen. Es mag ja ganz richtig ſein, daß es im Sommer in Wan ſelbſt nicht regnet, abgeſehen von einigen Gewittern, die im Hochgebirge dagegen überaus häufig ſind, daß man Waſſer aus den Bergen in die oben erwähnten Baghlar (Gärten) von Wan leitet und daß nun das Waſſer im See von Artſchak zu Bewäſſerungszwecken ſammelt; aber nach Wan hin kann es von Artſchak nicht fließen. Daß der dortige See abflußlos iſt, zeigt auch, daß ihn Jaubert (Ritter's Erdkunde IX, S. 924) als ſalzig bezeichnet.

Nach ſeiner Rückkehr von Artſchak blieb der Naturforſcher noch vier Tage in Kochbantz, mit dem Präpariren der beiden erlegten Ziegen und mit Sammeln beſchäftigt, aber auch von einem heftigen Wechſelfieber geplagt. Dann begab er ſich am 18. Juni nach Jedi-kiliſſa, deſſen Mönche ihn wohl auf Befehl des Biſchofs auf das Liebenswürdigſte aufnahmen und ihm die beſte Zelle als Wohnung anwieſen. Von dem Fenſter derſelben hatte er eine herrliche Ausſicht auf einen großen Theil des Sees von Wan, auf reizende Thäler und zahlreiche Dörfer. Mehrmals nahm er auch während ſeines viertägigen Aufenthalts an den Mönchsmahlzeiten Theil, die nur in Gemüſen und Milchſpeiſen beſtanden, dafür aber mit ſtarken Zügen Weins aus den Gärten von Wan gewürzt wurden. Des Gaſtes wegen prangte noch eine Henne, die in ranziger Butter ſchwamm, auf der Tafel. Mit Hülfe

Kirche von Agthamar.

dieſer guten Leute wurden die Inſchriften des Kloſters und der Mühle von Schuſchantz bald abgeklatſcht.

Sonnabends ſtrömt in dieſem Kloſter eine große Menge von Männern, Frauen und Kindern zuſammen, um dem Gottesdienſte des folgenden Tages beizuwohnen. Jede Familie erhält bei ihrer Ankunft eine Zelle, deren das Kloſter an hundert zählt, und bereitet ſich dort die mitgebrachten Mundvorräthe zu. Am Sonntag mochte Jedi-kiliſſa wohl 700 bis 800 Perſonen bergen, von denen viele bis zum Montag blieben. In ihrer Geſellſchaft kehrte der Reiſende nach Wan zurück. Unterwegs ſangen und tanzten die jungen Leute, auf der einen Seite die Jünglinge, auf der andern die Mädchen. In Wan ſelbſt hatte Deyrolle noch Verhandlungen mit einem alten Armenier Namens Fardſchul-Ogln-Abhamaru, welcher zwei Steine, Bruchſtücke einer Säule, mit Inſchriften beſaß. Sie dienten jetzt als Unterlagen für Holzpfeiler, welche die Decke eines großen Saales trugen, und waren halb im Boden begraben. Der Armenier wollte dieſelben wahrſcheinlich gern an den Fremden verkaufen, worauf dieſer aus Mangel an Mitteln aber nicht eingehen konnte; andererſeits aber fürchtete der Eigenthümer, daß durch ein Copiren der Inſchriften ſeine Steine an Werth verlieren könnten, und zog die anfänglich ertheilte Erlaubniß zum Abklatſchen wieder zurück. Dem Reiſenden blieb alſo nichts übrig, als ſich zu beſcheiden, von der großen Inſchrift am Berge Ak-Kirpi (ſ. S. 342) in mehrtägiger Arbeit einen Abdruck zu nehmen und am 3. Juli mit ſeiner reichen Ausbeute Wan zu verlaſſen.

Ihn begleitete ein neuer Dragoman und zwei junge Armenier als Diener und Pferdeknecht, welche ihm bis Trape-

zunt für nichts als die Koſt dienen wollten. Von dort gedachten ſie noch Conſtantinopel zu gehen, welches ebenſo wie die Handelsſtädte am Schwarzen Meere ſeine Laſtträger meiſt aus den armeniſchen Dörfern am Südufer des Sees von Wan bezieht. — Das erſte Nachtlager wurde in Kawaſch-Chan (ſ. S. 327) gemacht. Von dort beſuchten ſie am folgenden Morgen in Begleitung eines Beamten des Müdir das Kloſter auf der Inſel Agthamar. Bald waren einige Häuſer mit ſchönen Gärten erreicht, welche unweit des Seeufers liegen und den Aus- und Einſchiffungshafen für Agthamar bilden. Alawankh iſt ihr Name (nach älteren Berichten heißt ſo ein größeres mehr landeimärts gelegenes Dorf, zu welchem dann jene einzelnen Häuſer gehören würden). Dort erwartete ſie der Biſchof und ließ ſie in ein elendes Fahrzeug aus Weidenholz einſteigen, welches ſo wenig Tiefgang beſaß, daß es bei dem geringſten Winde umzuſchlagen drohte. Die nur vier Kilometer lange Ueberfahrt dauerte denn auch $2^1/_2$ Stunde. Wenige hundert Meter vor der Inſel ſelbſt fährt man bei einem Felſeninſelchen vorbei, welches ziemlich bedeutende Ruinen trägt und von einer Anzahl von Möven und Karmoranen beſetzt iſt. Letztere ſind ſehr wenig ſcheu und ließen das Boot auf ein paar Meter herankommen, ſo daß Deyrolle einige junge Exemplare mit Revolverſchüſſen erlegen konnte. — Alle Bewohner des Kloſters waren auf der kleinen Landungsbrücke verſammelt, um den Biſchof zu empfangen.

Die Inſel ſelbſt iſt felſig und trägt nur ſtellenweiſe eine dünne Schicht von Humus, welche den Anbau von etwas Gemüſe geſtattet. Auch von Bäumen, ausnahmslos Maulbeer- und wilden Mandelbäumen, ſind nicht viel vorhanden. Die Gebäudegruppe des Kloſters liegt faſt im Mittelpunkte der Inſel; ringsum aber finden ſich Ruinen, welche den einſtigen Glanz dieſer Stätte bezeugen, wo mehrere Geſchlechter armeniſcher Könige reſidirt haben. Die Kirche iſt unſtreitig das merkwürdigſte chriſtliche Denkmal, welches Deyrolle in ganz Armenien geſehen hat. Sie iſt vor etwa 940 Jahren unter König Kagik, der auf der Vorderwand dargeſtellt iſt, wie er Chriſtus das Modell der Kirche darbringt, durch einen Baumeiſter Mannel erbaut worden und iſt gut erhalten, abgeſehen von den Spuren der Kugeln,

Kloſter Nareg.

welche die Kurden zeitweilig gegen ſie abſchießen. Auf den Fenſtergewölben, auf zwei Friesen und dem großen Theile der Façade finden ſich Sculpturen und Basreliefs, welche meiſt Perſonen des alten Teſtamentes, von Adam und Eva im Paradieſe an, und Thiere vorſtellen. Im Innern ſind nur getriebene und ciſelirte Lampen aus Silber bemerkenswerth und unter dem kleinen Portal der Hauptfaçade ein ſchwarzer, faſt cylindriſcher Stein mit gut erhaltener Keilſchrift, den ſchon Schulz geſehen hat und Deyrolle van Neuem abklatſchte. Zur Nacht war Letzterer Gaſt des Biſchofs, welchen ſeit jener Zeit der Tod von der Hand eines Kurden ereilt hat (ſ. weiter unten S. 367).

Am folgenden Morgen fuhr Deyrolle wieder hinüber nach Akawankh, ſtieg dort zu Pferde und ritt nach Nareg, eine Stunde ſüdlich van Akowonkh. Dieſes Kloſter, gleichfalls Biſchofsſitz, liegt auf einem einzelnen, hohen Felſen, an deſſen Fuße ſich das halb in Bäumen verſteckte Dorf ausdehnt. Als der Franzoſe die wenig bietende Kirche beſichtigen zu dürfen bittet, führt ihn nach einigem Warten Seine Gnaden ſelbſt herum. Das Gebäude, welches auf der Stelle einer vom Apoſtel Thaddäus erbauten Capelle ſtehen ſoll, iſt durch einen langen unterirdiſchen Gang mit dem Grabe des heiligen Gregorius verbunden. Letzteres iſt eine kleine Capelle mit einem merkwürdigen Reliquienſchrein aus ebelſteinbeſetztem Goldfiligran. Danach geleitete der Biſchof ſeinen Gaſt in ſein Zimmer und ſetzte ihm Branntwein vor, dem er ſelbſt reichlich zuſprach. Dann zeigte er ihm mit Stolz ſeinen Medſchidieh-Orden, den er dem Einfluſſe ſeines Bruders, des Patriarchen von Conſtantinopel, verdankte, und ein ſilbernes Kreuz mit Emaille und falſchen Steinen, das ihm die Ruſſen geſchenkt. Sein Diener war ein Neffe des berühmten Kurdenfürſten Mahmud-Chan (ſ. Ritter's Erdkunde X, S. 292), der einſt Türken und Perſer in Schach hielt und die Armenier in Kurdiſtan ſo arg bedrängte. Merkwürdiges Schickſal, das den Neffen des Tyrannen zum Diener des Prieſters machte!

Am 7. Juli brach Deyrolle nach Bitlis auf, erreichte dieſe Stadt nach zwei ſtarken Tagemärſchen und kaufte dort ein Pferd, deſſen er bedurfte. Dann durchſtreifte er in Huſſan Bey's Geſellſchaft die Stadt und beſuchte eine ihrer

Merkwürdigkeiten, welche ihm bei seinem ersten Aufenthalte entgangen war. Es ist eine starke, warme, kohlensäurehaltige Quelle, welche mehrere große Behälter mit ihrem klaren Wasser füllt und sehr dem Selterser Brunnen gleicht. Am 12. Juli verließ er Bitlis und ging auf der Straße nach Musch bis zu dem Kurdendorfe Borianda, welches am Fuße des Nimrud-Dagh inmitten eines Eichenwaldes liegt, und wo er sich einige Tage behufs der Insectenjagd aufhalten wollte. Aber obwohl ihn ein Polizeisoldat begleitete, so wurde er doch von den Einwohnern des Dorfes sehr schlecht empfangen und erhielt weder für sich und seine Begleiter noch für die Pferde Unterkunft. So mußten dieselben theils unter freiem Himmel campiren, theils unter dem mitgeführten Zelte, an dessen Pflöcke die Pferde angebunden wurden. Der Reihe nach mußte ein Jeder Schildwacht stehen.

Den folgenden Tag verbrachte der Naturforscher ganz mit Insectensammeln. Als er aber gegen Abend heimkehrte, fand er das ganze Dorf in Aufregung, weil der Polizeisoldat eine Henne, die man ihm zu geben verweigert hatte, in wenig vorsichtiger Weise mit dem Säbel getödtet hatte. Die Sache war gefährlich, da man es mit Kurden und nicht mit gutmüthigen armenischen oder türkischen Bauern zu thun hatte, und da auch die entomologische Beute nicht nach Erwarten ausgefallen war, so ließ Deyrolle sofort zusammenpacken und die Pferde beladen und zog nach Tadwan am Wan-See (s. S. 321), wo er noch in später Nacht eintraf und vortrefflich aufgenommen wurde. Erst am folgenden Nachmittage brach er von dort auf und machte einen kurzen Marsch bis zu dem großen Flecken Zerak am Seeufer und folgenden Tages weiter am See entlang, wobei Achlat in seinem Walde von Obstbäumen und die stolze, am nordwestlichen Theile noch mit Schnee bedeckte Kuppe des Sipan-dagh zur Rechten blieben. So lange man sich überhaupt am See von Wan befindet, hat man diesen über 10,000 Fuß hohen Berg, der sich über der Mitte des Nordufers erhebt, stets vor Augen, und seine Isolirtheit und Höhe machen ihn wie den Ararat zum Mittelpunkte mancher Sagen der Umwohner. Erst in Piran jenseit der Wasserscheide zwischen Wan-See und Euphrat wurde Halt gemacht. Auch der nächste Marsch war ein starker; er führte über Gop (s. Bd. XXIX, S. 373), Shondshali, wo der inzwischen sehr gefallene Euphrat durchwatet wurde und auf der trockengelegten Sandebene sich Steppenhühner tummelten, dann über Hügel nach Hamzascheich, über steile Hänge und einen hohen, aussichtsreichen Paß im Zernak-dagh hinab in das Thal des Tuzla-tschai oder Chnus-kale-su (Kinnis-kale-su nach Deyrolle) und dieses aufwärts bis Duman. Dort wurde auf einer herrlichen Wiese, die den Pferden reichliche Weide darbot, die Nacht im Zelte verbracht. Am nächsten Tage wurde der Fluß bei Harami überschritten und in der Stadt Chnus ein Weilchen an einem Brunnen gerastet, um einen neuen Zaptieh, welcher immer nur bestimmte Strecken mitreiten und seinen District nicht verlassen darf, zu erwarten. Weiter ging es über einige Bäche und scharf bergauf nach dem Kurdendorfe Ortaköi, dessen Häuptling, von dem voransprengenden Zaptieh benachrichtigt, mit mehr Höflichkeit und Zuvorkommenheit, als das sonst bei Kurden Brauch ist, den Reisenden empfing, ihn in einen nach Süden ganz offenen Saal führte und auf Kissen, die mit Teppichen und Fellen von wilden Ziegen bedeckt waren, Platz zu nehmen bat. Gleich darauf setzten sich die vornehmsten Einwohner des Ortes daneben, und man trug ein Mahl von Eiern, Milch und Burghul (s. S. 321) auf.

Kurdischer Fürst.

Eines der Pferde war zeitweilig dienstuntüchtig geworden und hielt den Reisenden bis sechs Uhr Abends in Ortaköi zurück. Der Weg bis Erzerum war noch 18 Stunden lang, und um diese Stadt noch am folgenden Tage zu erreichen, mußte die ganze Nacht hindurch geritten werden. Der Sorge, den Weg zu finden, überhob den Reisenden die Ankunft des Couriers von Musch nebst Begleitung. Derselbe hatte dem Wali in Erzerum eine bedeutende Geldsumme zu überbringen und war auch seinerseits über den Zuwachs zu seiner Reisegesellschaft und die dadurch vermehrte Sicherheit erfreut. Die ganze Nacht hindurch ging es nun auf holprigen Wegen über Berg und Thal, und alle zwei, drei Stunden wurde für einige Minuten Halt gemacht, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Man löste ihnen dann die Gurte und ließ sie das hohe Gras am Wege abweiden. Gegen Tagesanbruch befand man sich in dem breiten Thale

des Bingöl-su, des obern Laufes des Pasin-Su oder Araxes, und überschritt ihn auf einer Brücke. Mehrere kleine Flüsse weiterhin wurden von den schon ermüdenden Pferden durchfurthet. Um sieben Uhr wird ein Kurdendorf, vielmehr ein Lager kurdischer Nomaden passirt; bestellte Felder zeigen sich nur wenige in seiner Umgebung, wohl aber zahlreiche Herden von Ochsen, Schafen, Ziegen und Pferden. Weiterhin begegneten sie einem Zuge festlich geschmückter Reiter, in deren Mitte ein prächtig geputztes Mädchen sich befand; es war eine Braut, welche von Verwandten und Freunden ihrem Verlobten zugeführt wurde. Die Kurden, gleichviel ob sie in Städten wohnen oder im Gebirge herumschweifen, feiern vor der Hochzeit mit großem Glanze ein Fest der Verlobung, welche für sie schon ein unlösliches Band ausmacht. Obwohl Liebe und Achtung ihnen natürlich nicht ganz abgehen, so sind doch diese beiden Gefühle selten maßgebend bei der Wahl eines Gatten. Kein Kurde, und sei er noch so hochgestellt oder vorgerückten Alters, vermag sich übrigens ohne Einwilligung seiner Eltern zu verheirathen. Hat die Braut die Schwelle ihrer zukünftigen Heimath erreicht, so tritt ihr der Bräutigam entgegen, ergreift sie und trägt sie auf seinen Schultern in das Gemach; ein Gebrauch, der den jungen Mädchen es ersparen soll, zu erröthen, wenn sie eine ihrer Gefährtinnen freiwillig in ein ihr zuvor fremdes Haus treten sähen.

Während der fünf letzten Stunden wurde nicht gerastet, und um Mittag ritt die ganze Gesellschaft in Erzerum ein, wo sich Deyralle von den Strapazen der letzten Tage ausruhte und zur Rückreise über die Thäler des Thortum- und Tscharuch-Flusses nach der Küste des Schwarzen vorbereitete.

Kurdische Typen.

An einem der wenigen dort verbrachten Abende besuchte er eine Abendgesellschaft des englischen Tschapar (Courier), welcher den Depeschendienst zwischen Trapezunt und Teheran versieht. Da diese Leute für ihre allerdings anstrengenden Dienste monatlich 20 bis 25 Pf. St., eine für die dortigen Verhältnisse sehr bedeutende Summe, erhalten, ja zählen sie zu den angesehensten Leuten und verkehren mit den ersten Einwohnern der Stadt. Erst folgten sich bei dem Mahle abwechselnd Fleischspeisen, Gemüse und Süßigkeiten aller Art, dann musikalische Genüsse, wobei eine Singstimme von Mandolinen begleitet wurde, und endlich ließ man einige Tänzerinnen eintreten. Ihre nichtssagenden Gesichter waren von einer dicken Lage weißer und rother Schminke bedeckt, die Hände mit Henna ganz ziegelroth gefärbt und ihre trotz ihres mehr als zweideutigen Rufes völlig anständige Kleidung dem Festgewande der Armenierinnen ähnlich (s. Abbildung in Bd. XXVII, S. 228), nur daß sie statt der mit Goldmünzen bedeckten Kappe künstliche Blumen in den grellsten Farben trugen. Ihr Tanz ist, wie überall im Oriente, erst langsam und gemessen, eine Reihenfolge kurzer Schritte, wobei nach dem Tacte der Musik die ausgestreckten Arme mehr oder weniger graziös geschwenkt und die Hüften hin- und herbewegt werden, wodurch die Umrisse des ganzen Körpers in Wellenbewegung gerathen. Allmälig wird dann die Begleitung schneller und die Bewegung der Hüften wird rascher und sinnlicher. Zwischen jedem Tanze traten die Mädchen an die Gäste heran und bettelten um Bonbons und Süßigkeiten, die noch auf der Tafel standen, und von denen sie unglaubliche Quantitäten verzehrten. Während des ganzen Abends wurden Erfrischungen und namentlich eine Art Anisschnaps, herumgereicht.

Am 5. August verließ Deyrolle Erzerum.

Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forſchungen und nach älteren Berichten.

Von Dr. W. Erman.

I.

Je größer und blendender die Fortſchritte ſind, welche die Erforſchung des afrikaniſchen Continents im Laufe der letzten Jahre, namentlich im Gebiet der großen Seen, dem gemeinſamen Urſprungslande der größten Ströme des Erdtheils, gemacht hat, um ſo größer wird auch die Gefahr, daß für die Wiſſenſchaft kaum minder werthvolle Errungenſchaften in anderen von der Forſchung bisher vernachläſſigten Regionen deſſelben Erdtheils nicht die verdiente Beachtung erfahren. Zu dieſen dürfte das von Reiſenden mit rein wiſſenſchaftlichen Zwecken bisher kaum berührte Gebiet von Obergainea gehören, das doch namentlich für die Völkerkunde durch die merkwürdigen bisher in ungebrochener Kraft beſtehenden Staatenbildungen von Aſchanti und Dahome [1]), durch den Verſuch der Begründung eines freien, civiliſirten Negerſtaats in Liberia von hohem Intereſſe iſt. Unſere Kenntniß dieſer weiten Regionen beſchränkt ſich, mit Ausnahme der dem Nigerdelta benachbarten öſtlichen Theile und der von Clappertou und Lander einerſeits, von G. Rohlfs andererſeits durchmeſſenen Routen, durchaus auf die ſeit Jahrhunderten von Niederlaſſungen faſt aller europäiſchen ſeefahrenden Nationen bedeckte Küſte und auf die wiederholt von Europäern zurückgelegten Straßen nach Kumaſſi und Abome, und bernht faſt ausſchließlich auf den Berichten von Reiſenden, deren Haaptzweck bald ein militäriſcher oder diplomatiſcher, bald ein commercieller war. In den letzten Decennien hat auch die von verſchiedenen Seiten in Angriff genommene Miſſionsthätigkeit unſerer Kunde manches beachtenswerthe Detail hinzugefügt.

Ein Handelsunternehmea, mit engliſchem Gelde von einem Franzoſen, Bonnat, ins Werk geſetzt, iſt es auch, dem wir die neueſte, ſehr weſentliche Erweiterung unſerer Kenntniß dieſer Gegend verdanken, die Erforſchung eines beträchtlichen Theils des Volta-Stroms, vielleicht des bedeutendſten Fluſſes zwiſchen Niger und Gambia, der wohl dazu geeignet ſein dürfte, die Baſis zu bilden zur Erforſchung der völlig unbekannten Landſchaften, die der Niger in ſeinem bogenförmigen Laufe nordweſtlich und nordöſtlich begrenzt. Für den Palmölexport, der in Guinea beſtimmt zu ſein ſcheint der legitime Erſatz für den mehr und mehr unterdrückten früher gerade in dieſen Gegenden blühenden Sklavenhandel zu werden, wird dieſer Strom vielleicht in einer nicht fernen Zeit eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie ſie ſchon jetzt Lagos und die Nigermündungen beſitzen.

Der Balta iſt ſeiner unter 5° 46′ nördl. Br. und 0° 41′ öſtl. L. v. Gr. [2]) gelegenen Mündung nach ſchon den portugieſiſchen Entdeckern dieſer Küſten bekannt geweſen und verdankt ihnen ſeinen auf die raſche Strömung bezüglichen Namen.

Aeltere Karten, bis auf De l'Isle herab, wiſſen natürlich auch den obern Lauf des Fluſſes anzugeben, und verlegen übereinſtimmend ſein Quellgebiet in ein Königreich Magnum Acanes etwa unter 10° nördl. Br. Erſt D'Anville's Kritik ſchränkte dieſe wie andere mehr oder weniger aus der Luft gegriffenen Angaben, die ſich auf den landläufigen Karten breit machten, auf ihr rechtes Maß ein und begnügte ſich damit, den allein wirklich bekannten unterſten Lauf des Volta anzudeuten.

Die erſten Erweiterungen unſerer Kenntniß verdanken wir den Dänen, die durch die Beſitznahme eines von ihnen Chriſtiansborg getauften, urſprünglich portugieſiſchen, dann kurze Zeit lang ſchwediſchen Forts (circa 15 Meilen weſtlich vom Volta), im Jahre 1657 zuerſt in Guinea feſten Fuß faßten. In den Jahren 1735 bis 1741 erbanten ſie weiter öſtlich, ebenfalls auf der Küſte, Fredensborg, und nachdem ſie ſchon früher auf der Inſel Ada im Volta, eine Meile von der Mündung entfernt, eine „Handlungsloge“ gehabt hattea, befeſtigten ſie ſich 1783 am rechten Ufer [3]) des Fluſſes, der Inſel gegenüber, durch Errichtung des Forts Kongenſteen. Im folgenden Jahre, 1784, kam als viertes Fort noch Prindſenſteen, einige Meilen öſtlich vom Balta an der Küſte gelegen, hiazu [4]).

Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts datiren die erſten zuſammenhängendea Berichte über den Volta, der des däniſchen Oberkaufmanns Ludewig Ferdinand Römer (Nachrichten von der Küſte Guinea, aus dem Däniſchen überſetzt. Kopenhagen und Leipzig 1761, S. 246 ff.) und der des Oberarztes Paul Erdmann Iſert, im ſechsten Briefe des unten angeführten Werkes.

Ihr Urtheil über die Bedeutung des Fluſſes und die wahrſcheinliche Ausdehnung ſeines Stromgebiets iſt möglichſt widerſprechend. Während Römer ihn für „eines der größten Reviere in Afrika“ erklärt, aus Gründen, auf die wir ſpäter zurückkommen werden, nimmt Iſert nach Ausſagen der Eingeborenen an, daß der Volta 24 Meilen oberhalb der Mündung aus „ſo ſeichten Flüßchen zuſammenfließt, daß man nicht wohl mehr mit den Canoes rudern kann.“ Uebereinſtimmend vermuthen beide, daß ſich der Fluß ſelbſt für größere europäiſche Schiffe zugänglich erweiſen würde, eine Annahme, die ſich ſeitdem beſtätigt hat. Schon Edward Bowdich in ſeinem noch immer werthvollen Werke „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee. Loudon 1819“ erwähnt (S. 174), daß eine amerikaniſche Brigg und ein däniſcher Schooner die Barre an der Mündung ohne Unfall paſſirten und 2 Faden Waſſer darüber fanden. Seitdem

[1]) Der Sieg der Engländer über Aſchanti im Jahre 1874 hat die Macht dieſes Staates keineswegs vernichtet, wie die Niederwerfung einer kurz nach dem Kriege ausgebrochenen Empörung des mächtigſten Vaſallenſtaates, Dſchaben, beweiſt. Auch der moraliſche Eindruck des engliſchen Sieges auf das benachbarte Dahame ſcheint kein nachhaltiger zu ſein. Wenigſtens iſt die Haltung des dortigen Königs in dem neuerdings mit England ausgebrochenen Conflicte ſo zuverſichtlich wie möglich.

[2]) The West Coast of Africa. Part II, translated and compiled by L. Chenery. Washington 1875. Part. 2, p. 294. United States Hydrographic Office Nr. 47.

[3]) Nicht am linken Ufer, wie H. Meredith angiebt. (An account of the Gold Coast. London 1812, p. 198 and 222.) Daher ſtammt wohl die irrthümliche Angabe bei Ritter (Erdkunde, Theil I, zweite Auflage, S. 310), von den vier däniſchen Forts lägen zwei am linken Ufer des Volta.

[4]) Vergl. P. E. Iſert, Reiſe nach Guinea. Kopenhagen 1788, S. 18, 29, 32, 96. Genaueres über Chriſtiansborg bei Meredith a. a. O. S. 197 ff.

die däniſchen Beſitzungen am 17. Auguſt 1850 an England übergingen, iſt der Volta wiederholt befahren worden: So zunächſt Ende October und Anfang November 1861 von Lieutenant Dalben, der, wahrſcheinlich nur in Booten, 80 engliſche Meilen aufwärts gelangte, bis Medika, wo Stromſchnellen der Fahrt ein Ziel ſetzten [5]). Dann im Anfang des Jahres 1869 von A. E. Kennedy, dem Gouverneur der engliſchen Beſitzungen in Weſtafrika, der darüber in einem Briefe an Sir Roderick Murchiſon, d. d. Sierra Leone, 15. April 1869, Folgendes berichtet [6]): „Sie haben wahl ſchon gehört, daß wir in dieſem Jahre den bisher unzugänglichen Volta nach Paſſirung der Barre in einem kleinen Colonialdampfer befahren haben, wobei uns Capitän Glover ſehr weſentliche Hülfe leiſtete. Wir blieben 14 Tage in dem Fluß und machten eine Aufnahme der Barre und der Einfahrt. Der Volta iſt ein ſtattlicher Strom, frei von Schlamm, und erſchließt eine reiche und werthvolle Gegend."

Im December 1872 befuhr Capitän James A. Croft in einem eigens für Handelsunternehmungen auf dem Niger und Volta erbauten Dampfer von ſehr geringem Tiefgang den Fluß bis Batto, 7 bis 8 deutſche Meilen oberhalb der Mündung. Weiterhin fand er keine fahrbare Straße für ſeinen Dampfer und ſetzte daher die Reiſe in Booten fort [7]). Daß Batto aber nicht die äußerſte Grenze der Schiffbarkeit bildet, geht aus Croſt's eigener Angabe hervor, wonach die weiter oberhalb auf einer Inſel gelegene Stadt Doffa im Jahre 1869 von dem Colonialdampfer Eka angegriffen und zerſtört worden iſt.

Zu dieſen Aufſchlüſſen über den Lauf des Fluſſes ſelbſt kamen in den letzten Jahrzehnten Nachrichten über die Landſchaften zu beiden Seiten deſſelben Seitens der Sendboten der mit wachſendem Erfolg thätigen Baſeler und Bremer Miſſionsgeſellſchaften. Erſtere benutzte den Volta auch als Handelsſtraße, indem ſie die von ihrem Agenten eingekaufte Baumwolle, von der nördlichſten 1864 in Anum [8]) gegründeten Station aus, den Fluß hinab nach der Küſtenſtadt Ada verſandte [9]). Wenige Meilen öſtlich von Anum im Ewe-Gebiet liegt Wegbe, die im Jahre 1860 angelegte nördlichſte der vier Bremer Stationen, von wo aus der Miſſionär Harnberger ſeine Recognoſcirungen nach erheblich landeinwärts ausgedehnt hat [10]).

Nach dieſen Berichten durchſtrömt der Volta nur in den unterſten zehn Meilen ſeines Laufes die Küſtenebene, und hat hier eine im Allgemeinen ſüdöſtliche Richtung.

Ueber dieſen untern Lauf, namentlich über die Mündung entnehmen wir der oben angeführten Publication des U. S. Hydrographical Office (der Bearbeitung eines mir unzugänglichen Werkes der franzöſiſchen Capitäne De Kerhallet und Le Gras) folgende Notizen: Der Volta mündet zwiſchen zwei niedrigen ſandigen Spitzen, die ungefähr 3 Kabel (1 Kabel = 100 Faden) von einander entfernt ſind. Die weſtliche Spitze, Point Dalben, iſt der Endpunkt einer niedrigen $1^1/_2$ Seemeilen langen Halbinſel, und beſchützt, indem ſie zum Theil über die andere Spitze hinausgreift, das weite Becken an der Mündung des Fluſſes. Point Richard, öſtlich von der Mündung, bildet die Spitze einer langen ſandigen Halbinſel. In der Mitte zwiſchen den beiden Spitzen hat die Paſſage meiſtens eine Tiefe von 6 Faden. Innerhalb der ſandigen Halbinſeln bildet der Fluß ein großes Becken [11]), deſſen Ufer bis zum Waſſerſpiegel mit Mangrovebäumen bedeckt ſind. Es iſt faſt ganz mit Sandbänken und niedrigen, bei Hochwaſſer zum Theil überſchwemmten Inſeln angefüllt, die den Strom in zwei Arme theilen. Am weſtlichen Arm, etwa 4 Seemeilen von der Mündung entfernt, liegt Ada, nahe bei den Ruinen des ehemals däniſchen Forts Kongenſteen. Etwa 2 Seemeilen oberhalb Ada vereinigen ſich die Arme zu einem ſtattlichen Strom. Die Barre an der Mündung, über der 12 Fuß Waſſer iſt, verläuft in einem Halbkreis von Point Dalben bis zu einer ſandigen, bei Hochwaſſer überflutheten Inſel, 1 Seemeile von Point Richard. Die Brandung iſt hier zeitweiſe ſo heftig, daß ſelbſt die Canoes der Eingeborenen ſie nur mit Gefahr paſſiren.

Die oben erwähnten Stromſchnellen von Medika bilden einen wichtigen Abſchnitt im Laufe des Fluſſes. Hier verwandelt er ſeine oberhalb nahezu nord-ſüdliche Richtung in eine ſüdöſtliche, und tritt in die Küſtenebene ein, nachdem er ein Gebirgsland von durchſchnittlich 1500 bis 1600 Fuß relativer Höhe durchbrochen hat. Dieſes erſtreckt ſich von Nordoſt nach Südweſt, und endet an der Küſte in dem Hügellande von Akuapem und Accra. Während das linke öſtliche Ufer des Fluſſes weiter aufwärts durch die vielfach ſteilen Abhänge dieſes Gebirges gebildet wird, dehnt ſich am rechten Ufer unter 7° nördl. Br. eine weite unbewohnte Grasebene aus, durch welche die Miſſionäre Ramſeyer und Kühne auf ihrem unfreiwilligen Marſche von Anum nach Kumaſſi fünf Tage lang wanderten, bis ſie das weſtlich angrenzende ſchöne Gebirgsland von Otwa erreichten. Aus der ſumpfigen Beſchaffenheit eines großen Theils dieſer Ebene ſchließen ſie, daß der Volta zu Zeiten dieſe ganze Gegend unter Waſſer ſetzt (a. a. O. S. 30).

Weiter nördlich beruhte unſere Kenntniß des Volta bisher lediglich auf dürftigen Erkundigungen, welche vor über 50 Jahren die engliſchen Geſandten Bowdich und Joſeph Dupuis [12]) in Kumaſſi einzogen. So widerſprechend die von ihnen geſammelten Nachrichten auch vielfach im Einzelnen ſind, ſo ſtimmen ſie doch darin überein, daß der Volta in einem Gebirgsland nördlich von Kumaſſi etwa unter 10° nördl. Br. ſeinen Urſprung nimmt [13]), und in ſeinem obern Lauf den Namen Adirre führt. Er durchſtrömt dann ein nordöſtlich an Aſchanti grenzendes, bereits ſeit langer Zeit mohammedaniſchen Einflüſſen unterworfenes Reich, Inta. Ein Haupthandelsplatz deſſelben, Salgha oder Sallagha, liegt auf dem linken Ufer des Fluſſes, der nach Bowdich da, wo er auf der 17 Tage erfordernden Reiſe von Kumaſſi nach Sallagha, eine Tagereiſe vor letzterm Ort, überſchritten wird, noch eine engliſche Meile breit iſt. Auch über den Weg, den die mit Salz handelnden Eingeborenen von der Mündung des Volta nach Sallagha nehmen, weiß Bowdich zu berichten. Sie erreichen zu Schiff in zehn Tagen Odenti, wo Felſen den Fluß unfahrbar machen, ſo daß die letzten vier Tagereiſen zu Lande zurückgelegt werden müſſen.

Auch Heinrich Barth theilt ein Itinerar nach „Sſalga oder Sſelga" mit, das nach ſeinem Gewährsmann Hauptſtadt der den Aſchanti tributpflichtigen Provinz Gondja iſt, und nur 1000 Einwohner haben ſoll. Daß es in der

[5]) R. F. Burton in Ocean Highways 1874, p. 459.

[6]) Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. 13. London 1869.

[7]) Proceedings. Vol. 18, p. 183 sqq.

[8]) Etwa unter 6° 30' nördl. Breite am linken Ufer gelegen.

[9]) Ramſeyer und Kühne: Vier Jahre in Aſante. Bearbeitet von Gundert. Zweite Auflage 1875, S. 7.

[10]) Vergl. Petermann's Mittheilungen 1867, S. 48 ff. und Tafel III.

[11]) Nach den neueren Karten (Geographiſche Mittheilungen 1874, Tafel 2, und Ocean Highways 1874, p. 454), auch derjenigen Bonnat's, communicirt dies Becken mit den großen Lagunen im Oſten und Weſten der Volta-Mündung.

[12]) Journal of a residence in Ashantee. London 1824.

[13]) Nach Bowdich (S. 171) in dem Gebirge Kondoongoore, welches zu den Kongbergen gehört; dieſe bilden nach übereinſtimmenden Nachrichten keine zuſammenhängende Gebirgskette. Acht Tagereiſen von ſeiner Quelle bei Boopee ſoll der Volta ſchon 120 Yards breit ſein.

Nähe des Volta liegt, wird nicht erwähnt [14]). Zuverläſſigeres über den mit Kumaſſi in lebhafteſter Handelsverbindung ſtehenden „großen Markt van Salaga“ erfuhren Ramſeyer und Kühne während ihres Aufenthalts in der Aſchantihauptſtadt (a. a. O. S. 290).

Capitän Glover endlich, wahl einer der gründlichſten Kenner von Oberguinea, ſagt in einem Bericht über ſeinen Zug vom Volta nach Kumaſſi [15]) in Betreff von Salga und deſſen Bedeutung Folgendes:

„Ungefähr 200 Meilen nördlich van Aſchanti liegt eine große Stadt Salga. Sie bildet den ſüdlichſten Vorpoſten einer mohammedaniſchen Macht, und war früher dem König von Aſchanti tributpflichtig. Sie zahlte ihm jährlich eine beträchtliche Summe Geld und etwa 600 Sklaven. Neuerdings fühlten ſich die Einwohner van Salga im Stande, den Tribut an Menſchen zu verweigern, und zahlten nur eine ſehr geringe Summe Geldes. Sobald ich in Accra gelandet war, kam eine Deputation dieſer Stadt zu mir mit der Aufforderung, zu ihnen hinauf zu kommen; dann werde die Macht der Aſchantis gebrochen werden.

Ich bin ganz ſicher, daß ſobald dieſe Gegend die Früchte von Sir Garnet Wolſeley's Sieg ernten, und der Volta einem friedlichen Handel geöffnet ſein wird, ein ſehr weites Feld nicht nur für den Handel, ſondern auch für die Forſchung ſich erſchließen wird in dem bisher unbekannten Lande, welches ſich vam Volta bis Timbuktu im Nordweſten und bis zum Niger im Nordoſten erſtreckt.“

Eine Beſtätigung dieſes Urtheils bieten die erfolgreichen Unternehmungen Bonnat's, auf die wir nunmehr näher eingehen. Ueber die Perſönlichkeit und die bewegten Schickſale des Reiſenden macht die Pariſer Zeitſchrift „L'Explorateur géographique et commercial“, der wir auch die Veröffentlichung der Tagebücher Bannat's verdanken, einige Mittheilungen [16]), zu deren Ergänzung die Angaben von Ramſeyer und Kühne (a. a. O. S. 58 ff.) dienen können.

M. J. Bonnat, gebürtig aus Grièges im Departement de l'Ain, ſtammt aus einer Familie kleiner Landleute. Seine Sehnſucht, die Welt kennen zu lernen, veranlaßte ihn 1866, ſich an der projectirten Magnan'ſchen Nigerexpedition zu betheiligen. Dieſelbe verunglückte im erſten Sturm, noch Angeſichts der heimiſchen Küſte. Ein Theil der Mitglieder der Expedition, darunter auch Bonnat, durch dies Mißgeſchick nicht entmuthigt, unternahm, unter Führung von Charles Girard, eine zweite Fahrt. Diesmal gelangten ſie bis an die Mündungen des Niger, wo aber Girard ein Opfer des mörderiſchen Klimas wurde. Die Mannſchaft kehrte zurück: nur Bonnat hielt aus, nahm zwei junge in Europa gebildete Mulatten zu ſich, und fing mit ihnen zuſammen auf der Sklavenküſte einen Handel an. Jenachdem dieſer gelänge, wollten ſie ins Innere vordringen, um bei der producirenden Bevölkerung ſelbſt einzukaufen, ohne die Vermittelung der Küſtenhändler. Im Jahre 1868 kamen ſie von dem Küſtenort Keta nach der oben erwähnten norddeutſchen Miſſionsſtation Wegbe, wo gegen Zeuge und Pulver eine Maſſe Baumwolle aufgekauft und an die Küſte ſpedirt wurde. Da ſandten im Anfang des Jahres 1869 die mit den Akwamern und Anglaern am linken Ufer des Volta im Stillen verbündeten Aſchanti ein Heer über den Fluß, um hier, außerhalb des britiſchen Protectorats, Eroberungen zu machen. Da bei der Annäherung des Feindes gerade viel Baumwolle aufgehäuft lag, konnte ſich Bonnat nicht entſchließen, mit den Miſſionären rechtzeitig zu fliehen, und fiel ſo am 25. Juni in die Hände der Aſchanti, die ſeine beiden Mulatten köpften, ihn ſelbſt aber, wie die zwei Wochen vorher in Anum gefangen genommenen Baſeler Miſſionäre Ramſeyer und Kühne, nach Kumaſſi ſchleppten. Während der faſt fünfjährigen Gefangenſchaft wußte ſich Bannat das Vertrauen des Aſchantikönigs Kaſi Karakari zu erwerben. Doch erhielt er ſeine Freiheit erſt wieder, als Sir Garnet Walſeley im Januar 1874 Kumaſſi ernſtlich bedrohte.

Nach Europa zurückgekehrt, ſuchte Bannat in ſeiner Heimath vergeblich die zur Wiederaufnahme ſeiner Handelsunternehmungen in Guinea nöthigen Mittel. Mit beſſerm Erfolg wandte er ſich nach England, und ſo finden wir ihn ſchon im Mai 1875 wieder auf der Goldküſte. Ueber ſeine erſten Schritte daſelbſt gebe ich den Bericht des „Explorateur“ unverändert, geſtehe aber, daß mir wichtige Punkte deſſelben durchaus unklar bleiben:

„Bonnat verließ Cape Coaſt Caſtle am 28. Mai, überſchritt den Prah am 2. Juni und kam am 7. in Kumaſſi an. Der König, die Großen, mit einem Wort die ganze Bevölkerung empfing ihn mit offenen Armen. Das Land befand ſich im Kriege mit einem tributpflichtigen Volk, den Dwaben („Djnadins“). Glücklich über Bannat's Rückkehr, betraute ihn der König mit einer Geſandtſchaft zu den Rebellen, in der Abſicht, ein Einverſtändniß der Parteien herbeizuführen. Der Gouverneur der engliſchen Colonie zu Cape Coaſt Caſtle, Capitän Strahan, der vielleicht der Erhebung der Dwaben nicht feindlich war, ſchien eine den Frieden anbahnende Intervention ungern zu ſehen. Seine Agenten reizten die Empörer gegen Herrn Bannat auf, der gegen alles Völkerrecht gefangen genommen wurde.

Der muthige Reiſende wußte die Wachſamkeit ſeiner Feinde zu täuſchen, entkam nach Kumaſſi, ſtellte ſich von Neuem unter den Schutz des Königs van Aſchanti, und nahm ſeine Forſchungen am Volta wieder auf mit der Ausdauer und dem beſcheidenen Heroismus, der den Grundzug ſeines Charakters ausmacht. Die Dwaben wurden völlig geſchlagen, und ſuchten Schutz, indem ſie ſich auf britiſches Gebiet flüchteten. Bannat iſt augenblicklich Gouverneur einer großen Provinz; das Monopol der Schifffahrt und des Handels auf dem Volta iſt ihm auf ſechs Jahre zuertheilt [17]) in allen ſeiner Jurisdiction unterworfenen Gebieten, d. h. van einem Punkte zehn Meilen ſüdlich von Accras bis Yegin bei Salaga.“

Das Tagebuch Bannat's beginnt am 7. December 1875 mit der Abreiſe van Akuamu, wo er zuvor ein Depot errichtet hatte. Akuamu, der Hauptort des gleichnamigen Volksſtammes, iſt ein nicht unbedeutender Platz, und liegt etwa unter 6° 20′ nördl. Br. am linken Ufer des Volta. Wir wollen unſere Leſer nicht mit der Wiedergabe aller Einzelheiten der hier beginnenden Schifffahrt ermüden. Faſt täglich ſind mehr oder minder ſchwierige Stromſchnellen zu paſſiren; faſt alle Stämme, deren Gebiet berührt wird, haben durch den Einfall der Aſchanti im Jahre 1869 ſtark gelitten, und die damals dem Erdboden gleich gemachten Ortſchaften beginnen erſt allmälig ſich wieder zu heben.

Zunächſt oberhalb Akuamu hat der Volta nach zu beiden Seiten gebirgiges Land, das er in einem ſchluchtartigen Thal durchbricht. Weiter oberhalb erſtreckt ſich am linken Ufer eine weite, wildreiche Ebene, die, geſchmückt mit Gruppen von Gummi- und Butterbäumen, den Eindruck eines großen Parks macht. Zunächſt dem Ufer erwähnt Bonnat mehrfach ein undurchdringliches, aber nicht ſehr breites Walddickicht [18]), das die angrenzenden Culturdiſtricte vom

[14]) Heinrich Barth, Reiſen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. 4. S. 575.
[15]) Proceedings. Vol. 8, p. 289.
[16]) Explorateur. Vol. 3, p. 603. Vol. 4, p. 3, 36, 66, 87.
[17]) Von König Kaſi Karakari.
[18]) An einer Stelle giebt er die Breite auf etwa 100 Meter an.

Fluſſe ſcheidet, und oft nur auf den von den Flußpferden gebahnten Stegen zugänglich iſt.

Das linke Ufer iſt noch weiter nördlich von Gebirgen mit im Allgemeinen nördlicher und nordöſtlicher Richtung eingenommen. So zunächſt das an Akaunu nördlich angrenzende Gebiet von Crepe, deſſen ebene Theile ſich durch außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnen, und ſich nach Bonnat's Anſicht zur Cultur aller tropiſchen Culturgewächſe vorzüglich eignen. Verſuche, Kaffee und Cacao anzubauen, ſind gelungen. In den höheren Theilen des Landes iſt der Reisbau ſehr lohnend. Die Bevölkerung iſt daher, trotz der Verwüſtung durch die Aſchanti, noch immer eine ſehr ſtarke.

Weiter nördlich ſitzt am linken Ufer, dem Volta zunächſt, der Stamm der Awume, in deſſen Gebiet Bannat während der zweiten Hälfte des December verweilte, um am linken Ufer gegenüber Akomi ein Depot zu gründen, und um die Streitigkeiten zwiſchen den Awume und den öſtlich angrenzenden wichtigen Ortſchaften Kpanda und Anſaïe beizulegen, die natürlich die Sicherheit der van Bonnat angeſtrebten regelmäßigen Handelsverbindung zwiſchen der Küſte und Salaga in hohem Maße gefährdete.

Es gelang ihm auch vollkommen, den Häuptlingen dieſer Gegend die Vortheile, welche ihren Stämmen aus einem geregelten, friedlichen Verkehr der Europäer mit dem Innern erwachſen können, einleuchtend zu machen, ſo daß ſich zu guterletzt die Anwohnenden um den Vorzug ſtritten, das Etabliſſement auf ihrem Grund und Boden errichtet zu ſehen.

Doch blieb er dem zunächſt ins Auge gefaßten Platze treu, da derſelbe durch ſeine Lage am Fluß und durch die an dieſer Stelle übliche Abhaltung von Märkten vorzüglich geeignet ſchien. Die Awume-Häuptlinge als Herren des Landes ertheilten ihm für ſeine Niederlaſſung eine Conceſſion auf 30 Jahre und verſprachen ihm jede Unterſtützung ſeines Unternehmens, namentlich die Stellung van Schiffern gegen einen im Voraus feſtgeſetzten Lohnſatz van 3 Dollar monatlich.

Die Uferſtaaten des Perſiſchen Golfs.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Als England genau vor zwanzig Jahren (1. November 1856) Perſien wegen ſeiner Wegnahme van Herat in Afghaniſtan den Krieg erklärte, weil Englands hervorragendſte Staatsmänner Herat im Beſitze einer andern Macht denn jener des Emirs von Afghaniſtan als eine Bedrohung oder doch als eine Gefahr für ihr indiſches Kaiſerreich betrachteten, ſchrieb Hodgſon, der genaue Kenner des Himalaya und eifriger Vertreter des Verſuches einer Beſiedelung dieſes Gebirges mit Europäern: „Würde ein Zehntheil, nein, nur ein Fünfzigtheil des Geldes, das eben jetzt gegen Perſien aufgewendet wird, um es an der Einverleibung van Herat zu hindern, für Ermunterung der Auswanderung von Europäern in dieſe ihnen in ſo hohem Grade zuſagenden Gebirgslandſchaften beſtimmt, ſo würden wir uns einen viel dauerhaftern, ſicherern und billigern Grenzwall gegen ruſſiſche Angriffe ſchaffen als durch einen Krieg mit Perſien, und würden ihren Landhandel über Centralaſien in kürzeſter Zeit auf nichts herabdrücken.“ Dem Handel nach und durch Perſien leiſteten die damaligen Anſtrengungen wie die ſeitherige Einſetzung einer Reihe van Handelsagenten diplomatiſchen Ranges auf der perſiſchen wie arabiſchen Seite des Perſiſchen Golfes ſehr geringen Vorſchub; Handel wie politiſche Verwaltung der Seeuferſtaaten machten äußerſt geringe Fortſchritte; wohl aber erlaubten England dieſe Maßregeln feſtes Auftreten gegen die Gewalthaber im Golfe in politiſchen Fragen, und wir erhalten in den Jahresberichten der engliſch-indiſchen Beamten und Schiffsoffiziere geographiſche Aufſchlüſſe über einen ſonſt nur unter Lebensgefahr zugänglichen Gürtel von Seeuferſtaaten *).

1. Türkiſch Arabien. Die Türkei hielt ſanft nur den innerſten Winkel des Golfes inne, ihre Beſitzungen fanden ihre Grenze bald hinter dem rechten Ufer des Schatt-el-Arab aber des aus der Vereinigung des Euphrat und Tigris entſtandenen Stromes; die anſtoßenden arabiſchen Küſtenländer, ja ſelbſt das elf Tagereiſen weit ins Innere liegende Durayah (Dera'ie), der Hauptort der Wahnditen, hatte 1819 in dem denkwürdigen Feldzuge Ibrahim Paſchas die türkiſche Oberhoheit gefühlt. Aber unter der Ehrſucht und dem Streben nach Selbſtändigkeit Seitens des Paſchas zu Bagdad wurde die Oberhoheit nicht geltend gemacht, ja ſogar Geſchenke ſchlichen ſich ein an die Scheichs, und dieſe gaben Zeichen, ſich völlig ſelbſtändig ſtellen zu wollen. Dies hat ſich jetzt vollſtändig geändert; von der alten Widerſetzlichkeit der Paſchas zu Bagdad hört oder merkt man äußerlich nichts mehr, und türkiſche Befehle gelten jetzt unbeſtritten an der ganzen arabiſchen Küſte bis zu den Bahrein-Inſeln hin.

Dem Delta des Schatt-el-Arab zunächſt liegt der alte Freiſtaat Kaweit (Kuëit, auch Grane, Koréin genannt). Dieſer Staat wurde vor 250 Jahren durch die noch regierende Dynaſtie gegründet, von welcher jedoch erſt der fünfte Nachkomme den Thron einnimmt, da hier ſelbſt das hohe Alter von 120 Jahren keine Seltenheit iſt. Damals war dieſe Familie an der Mündung des Schatt-el-Arab angeſiedelt, wurde aber von den Befehlshabern in Basra ihrer Seeräubereien wegen vertrieben und ſiedelte ſich in der Bay von Koweit an, früher van dem neu errichteten Fort Khote, d. i. Feſtung, genannt, während der Name Grane (d. i. Hörner) von der Form der Bay genommen ſein ſoll, die einer aus zwei Hörnern gebildeten Curve gleicht. Im 4. bis 6. Jahrh. n. Chr. in der Zeit, daß die neuperſiſchen Saſanidenkönige den Handel mit Indien über ihre Staaten zu lenken beſtrebt waren, war die Bay van Koweit der Punkt, wo die Seeſchiffe ausgeladen wurden und die Karawanen zum Landtransporte ſich zuſammenſtellten. Trotz ſeiner günſtigen Lage und ſeines ausgezeichneten Ankerplatzes verödete der Ort; das jetzige Koweit wurde auf einer öden Sandebene erbaut, erblühte aber unter einer patriarchaliſchen höchſt gerechten Regierung zum erſtm

*) Die wichtigſten der hier durch die Güte der indiſchen Regierung benutzbar gewordenen Werke ſind: Persian Gulf, Bombay Records Nr. 21 (Bombay 1856); Pelly: The Tribes around the shores of the Persian Gulf (Calcutta 1873); Abdar Rahim Hakim: Diary of a Journey through Mnow, Shamil et Kow Gunow (Calcutta 1873); dann die jährlichen Verwaltungsberichte der „Persian Gulf Political Residency and Mascat Political Agency“ (Calcutta).

Handelshafen auf der arabischen Seite des Golfes. Im ganzen Orient bedeutet eine lange Regierung ein starkes Regiment; hier war die Zahl der Regenten aus der herrschenden Familie während 2½ Jahrhunderten die ungewöhnlich geringe von fünf; dem gegenwärtig 90 Jahre alten Scheich übergab sein Vater die Regierung im Alter von 120 Jahren. Obwohl von Wüsten umgeben und umringt von beutelustigen Nomaden, bedeckte sich der Strand bei Koweit mit einer jetzt über 20,000 Einwohner zählenden ungewöhnlich reinlichen Stadt von zahlreichen massiv aus Steinen erbauten Häusern, die durch eine Ringmauer vor den Nomaden geschützt ist; zahlreiche persische und indische Händler haben sich niedergelassen, angezogen durch die seltene Ordnung und die unparteiische Gerechtigkeit; denn selbst der Landesfürst nimmt vor dem Richter erster Instanz Recht. Um 1860 erachtete der Scheich sein Ländchen für so gehoben, daß er an seine Unabhängigmachung dachte, die türkische Flagge einzog und auf allen Schiffen die Landesfarben aufhissen ließ. Die Schiffer sahen sich aber schon auf der ersten Reise der Zollvergünstigungen beraubt, welche ihnen sonst als türkischen Unterthanen gewährt worden waren; Fürst wie Volk erkannten den materiellen Verlust, den ihnen Selbständigkeit bringen müsse, und der englische Consularbericht schließt diesen Abschnitt seiner Jahresmittheilung treffend mit den Worten: „Das Handelsinteresse erwies sich wieder einmal so empfindsam wie weibliche Sittsamkeit."

Der auswärtige Handel Koweits ist sehr bedeutend; Hunderte von arabischen Schiffen von einem Tonnengehalt zwischen 50 und 100 (à 1000 Kilo) segeln von diesem Hafen aus, über 30 der größern Bauart laufen in Bombay ein; die Zahl aller seefahrenden Männer übersteigt 4000. Hauptausfuhrartikel sind Datteln und Pferde; der Handel mit letzteren beschäftigt viele Leute, die weite Reisen in das Innere von Arabien machen, und zieht sich immer mehr vom ungesunden Basra weg, „wo die türkischen Zollbeamten ihre eiserne Hand auf die schönsten Thiere legen." Der jährliche Export übersteigt eine halbe Million Mark, und alles macht so sehr den Eindruck der Wohlhabenheit, daß Oberst Pelly den Bericht über seine Landreise von Lahsan (Lasen) bis Basra mit den Worten schließt: „Wenn eine Bande arabischer Seeräuber nach Angewöhnung seßhafter Lebensweise solche Fortschritte zu Stande brachte, was würden wir dessern können im Besitze dieses Schlüssels zu Arabien, getragen vom Bewußtsein gerechter Handhabung der Rechtspflege und getragen von jener geistigen Ueberlegenheit, welche Bildung jedem Europäer über den Asiaten giebt? Die ungesunde Telegraphenstation Fao an der Mündung des Schatt-el-Arab, dessen Klima den Europäern nicht zusagt und dessen Lage es zu einem Depot nicht geeignet macht, sollte aufgelassen und dagegen die natürliche günstige Lage Koweits ausgenutzt werden."

Trauriger sieht es mit den Staaten westlich von Koweit aus. Bis in die letzten Jahre waren sie an die Türkei mittelbar nur durch den Führer der Wahabiten, das Oberhaupt der Nedschd-Araber in Riad, gebunden, einem Tributär der Hohen Pforte, an den wieder diese Staaten Tribut entrichteten. „Sie erkannten aber die Souveränität des Sultans nur an, wenn es ihnen Vortheil brachte; Küstenorte wie Inselstädte (Bahrein) hißten bald die türkische, bald die persische, bald die englische Flagge, ja Bahrein zog einst die Flaggen dieser drei Staaten gleichzeitig auf." Jetzt sind die Nedschd-Araber von der Küste so gut wie verdrängt und ihr Hafen Katif durch eine türkische Besatzung im nahen Lahsau (el Hasa) überwacht, welches die Türken 1874 bis 1875 nach längerm Kampfe besetzten und befestigten. Pelly urtheilt sehr günstig über die Nedschd-Araber. „Ihr Selbstbewußtsein, stete Bereitheit zu handeln, ihre Offenheit und Gastfreundschaft unterscheiden sie sehr zu ihrem Vortheile von den sonstigen Orientalen; dabei muß ich hervorheben, daß alles, was der Araber besitzt, das Beste in seiner Art ist; ihre Pferde, Hunde, Hühner, ihre Esel und Maulthiere, ihre Datteln und Gewürze, der Kaffee und die Perlen sind die schönsten und besten. Nirgends in der Welt findet man ferner so viel gegenseitiges Vertrauen zwischen Mensch und Thier; in keiner von mir durchstreiften Gegend fand ich beim Pferd oder Hofhund so viel Verständniß für die Worte seines Herrn als hier." Die türkische Regierung wird nicht die Mittel finden, diese günstigen Verhältnisse sich entwickeln zu lassen, denn die Nachrichten aus Basra (Bassora) und Bagdad sind sehr unbefriedigend. Bis Basra gehen die Seedampfer; die Ufer zeigen üppig treibende Dattelbaumpflanzungen, zwischen denen stattliche Herden Rindvieh weiden. Die Euphrat- und Tigris-Dampfschifffahrtsgesellschaft übernimmt in Basra den Transport der Waaren nach Bagdad und liefert sie dahin in fünf Tagen, während sie bei der Thalfahrt deren drei braucht. Ein Firman vom 29. December 1834 befiehlt „den Gouverneuren zu Bagdad und Bassara, auf Vorstellung des englischen Gesandten zwei englische Dampfer ein Stück bis oberhalb Bagdad hinauf fahren zu lassen, vorbehaltlich weiterer Entschließung nach Eingang des von Euch eingefarderten Berichtes." Dieser Firman des Sultans erhielt seither keinen Nachtrag, und die Gouverneure legen ihn so wörtlich aus, daß sie es im Vorjahre der Gesellschaft wehrten, ein drittes Schiff einzustellen, in so lange eines der zwei Schiffe einer größern Reparatur unterzogen wurde. Bagdad ist vom Landungsplatze drei Kilometer entfernt und entbehrt dahin noch immer einer Straße; Reisende reiten dahin auf Eseln und müssen sich bei den großen Unebenheiten in Acht nehmen, nicht aus dem schlechten Sattel in die vielen tiefen mit stinkendem Unrath gefüllten Löcher zu fallen. Die Stadt selbst macht ebenfalls einen höchst ungünstigen Eindruck; die Häuser scheinen den Einsturz zu drohen, der Bazar ist in enge Gassen eingebaut und besteht aus einem langen Gebäude mit kleinen Läden, in denen nur ärmliche Waaren ausliegen. Die Umgebung zeigt nur hier und da ein arabisches Dorf, so fruchtbar auch sichtlich der Boden ist.

Die türkische Verwaltung Arabiens reiht sich den schlechtesten des Orients an. Gegen Einheimische wird summarisch die strengste Justiz geübt; als die Engländer vor einigen Jahren wegen Angriffe auf das Schiff „Cashmere" Vorstellungen machten, legte man einfach alle Verdächtige in Ketten und zeigte sie den Engländern als Thäter; als die Unschuldigen darunter die Flucht ergriffen, wurden die eingebrachten Flüchtlinge aus Furcht vor Verwickelungen mit England als warnendes Beispiel zu Tode geprügelt und die noch Ueberlebenden führen ein Leben wie wilde Thiere in Käfigen. Die Soldaten dürfen sich gegen die Unterthanen alles erlauben; statt Sold erhalten sie zeitweise die Erlaubniß, in den Dörfern zu plündern, deren Angehörige es wagten, den Ueberfarderungen der Beamten Widerstand entgegen zu setzen. Gegen Europäer werden Quarantäne und Durchsuchungen so lästig als möglich durchgeführt. Der gegenwärtige Gouverneur Nasr Pascha ist ein Araber und gilt als ein ehrgeiziger Mann; von ihm sei insbesondere die Besetzung von Lahsan ausgegangen.

2. Bahrein. Diese Inselgruppe war wegen der reichen Erträgnisse der Perlfischerei, die hier zusammenströmen, von Maskat, den Wahabiten, der Türkei und Persien viel umworben, und wechselte im Anfange dieses Jahrhunderts wirklich jeden Augenblick seinen Herrn, bis es England in einem Meisterzuge diplomatischer Kunst gelang, es dahin zu bringen, daß der Fürst sich dem Namen nach unabhängig er-

klärte, während er ſich thatſächlich unter engliſches Protectorat ſtellte. Der Großhandel ruht hier in den Händen oſtindiſcher Eingeborenen von der Kaſte der Baniya, die insbeſondere im Perlenhandel ganz bedeutende Summen umſetzen; an die Perlenfiſcher zahlen ſie jährlich an 1 Million Mark an Löhnen aus, ferner kaufen ſie die ganze übrige Ausbeute an Perlen auf, und dieſe iſt nicht gering. Der Scheich von Bahrein allein ſendet jährlich 1000 bis 1200 Boote auf die Perlfiſcherei aus, der Geſammtwerth einer Jahresausbeute wird zu 5 Millionen Mark angenommen. Die politiſchen Zuſtände im Golf bedingten einen Schutz der indiſchen Unterthanen; 1820 verpflichtet ſich der Scheich, nicht zu dulden, daß geſtohlenes Gut in Bahrein zum Verkauf eingebracht werde; 1828 unterzeichnet er den von allen Uferſtaaten geforderten Revers, die Seeräuberei zu unterdrücken; 1847 übernimmt er die Verpflichtung, den Sklavenhandel zu verbieten; unter dem 31. Mai 1861 ſodann unterzeichnet Regent und Thronfolger nach zwölfjährigem Bürgerkriege um die Thronfolge, in welchen die Engländer mit bewaffneter Macht eingriffen *), den Protectoratsvertrag mit England. Der Fürſt verpflichtet ſich darin, alle Angriffe oder Räubereien, die gegen ihn, ſein Gebiet wie ſeine Unterthanen verübt werden, der Entſcheidung der engliſchen Reſidenten zu unterſtellen und ſich ſelbſt jeden Angriffes auf Nachbarſtaaten zu enthalten, ſo lange er nicht vom Reſidenten oder der engliſchen Regierung die Ermächtigung hierzu erhält. Engländern und Indiern wird das Recht der Niederlaſſung gewährt gegen Entrichtung eines Werthzolles von 5 Procent von allen durch ſie eingebrachten und ausgeführten Waaren; die Gerichtsbarkeit über Fremde übt in Civilklagen wie Strafſachen der Reſident aus. England verpflichtet ſich, Bahrein für jedes Unrecht Genugthuung zu verſchaffen, das Bahrein von Anderen zugefügt wird, und Aufſichtsperſonal wie Wachſchiffe in genügender Menge bereit zu halten. Noch läßt aber die Verwaltung des Fürſten zu wünſchen übrig und die engliſchen Aufſichtsbeamten verlangen unumwunden, daß ihm Verpflichtungen auferlegt werden, wie ſie gegen indiſche Vaſallen geltend gemacht werden; die gegenwärtige Lage ſchildert der letzte Jahresbericht wie folgt:

„Sitz des Handels und Wohlſtandes ſind in Bahrein hauptſächlich die zwei Städte Manameh (Menama) und Mndarrak; ohne Ringmauern und ſtehendes Heer, einige Mann Leibgarde des Scheich Eſau ausgenommen, die ſtets an Munition Mangel leiden, ſind dieſe Städte ein leichtes Angriffsobject für die darnach lüſternen Nomaden des nahen arabiſchen Feſtlandes; auf ſeicht gehenden Fiſcherbarken iſt das wenig tiefe Fahrwaſſer unſchwer zu überſetzen. Im Sommer 1874 kamen Landungen und Plünderungen von der Weſtküſte mehrfach vor, bis ein Schiff des Bombay-Geſchwaders ankam und die See ſäuberte. Umſichtiger ward dann im Herbſte ein Angriff auf Zabara auf der öſtlich gegenüber liegenden Halbinſel Katar (verderbt Guttur, Kuttr) geplant; die kleine, aber wachſame und tapfere Beſatzung ſchlug jedoch den Feind beim Sturm auf die Stadt in die Flucht und rettete ſo die unter unſerm Schutze ſtehende Inſel Bahrein vor einem Einfall, der große Unordnung hätte zur Folge haben müſſen, da damals kein einziges engliſches Schiff in dieſen Gewäſſern kreuzte. Jetzt iſt ein Kanonenboot ſtändig dort ſtationirt; aber die räuberiſchen Beduinen am nahen Feſtlande bleiben doch eine immerwährende Gefahr für Bahrein, und es iſt in hohem Grade zu beklagen, daß der Fürſt ein ſo ſchwacher Mann und die Verwaltung des Landes noch eine ſo klägliche iſt.“ Die Jahreseinnahme des fürſtlichen Schatzes wird zu 5½ Millionen Mark, die Bevölkerung zu 70,000 geſchätzt. Von der Nachbarſchaft der Türken im nur 22 Kilometer entfernten Lahſan wird nichts Gutes erwartet; man fürchtet Steuerdruck auf die Perlfiſcher wie die Beduinen, die dadurch um ſo dringender veranlaßt werden könnten, ſich an den Nachbarn ſchadlos zu halten.

3. Die arabiſchen Seeuferſtaaten öſtlich von Bahrein zwiſchen Abuthubi im Weſten und Ras-el-Chaima im Oſten werden gewöhnlich als Landſchaften von Maskat aufgeführt, jedoch mit Unrecht. „Dieſe Staaten, ſechs an der Zahl (Abu-Dedi [Abuthubi], auch Buzadi genannt; Debai, Schardſcha, Adſchman [Edſchman], Umm-el-Kuwein [Amulgawin] und Ras-el-Chaima), an der ſogenannten Piratenküſte liegend und von der Halbinſel Katar durch einen langen Saum kahlen unbewohnbaren Strandes getrennt, ſind völlig unabhängig; nur an das Oberhaupt der Nedſchd-Araber zahlen ſie einen kleinen Tribut, zu deſſen Sicherung und Einhebung dieſelben ein Fort, genannt Bereima (Beymer, nach Brymee auf Karten), anlegten und beſetzt halten, das Mitte Weges zwiſchen Ras-el-Chaima und der Stadt Maskat liegt. Wegen dieſes Tributes könnte man die Seeuferſtaaten für mittelbare Unterthanen des Sultans der Türkei halten, weil die Nedſchd an die Hohe Pforte Tribut zahlen; aber die Uferſtaaten erkennen ſolche Oberherrlichkeit nicht an und ſind thatſächlich völlig ſelbſtändig.“ Ras-el-Chaima iſt Hauptſitz des Stammes der Dſchuaſimi (Dſchuwaesmi, Dſchoaemi), Abu-Dedi der Beni-Yas-Araber; nördlich von dieſen ſitzen die Bu-Filaſa, die zu den Beni-Yas zu rechnen ſind, aber ſich als eigener Stamm ſtark fühlen. Die Dſchuaſimi zählten an 40,000 Köpfe; die Hauptorte haben eine Bevölkerung bis zu 3000, die kleineren Hafenorte von je 600 Einwohnern; ſie leben faſt ausſchließlich von der Perlfiſcherei, dem Fiſchfang und dem Frachthandel zur See, das Hinterland iſt äußerſt ſchwach bevölkert. Bis zur Südſpitze Indiens und Afrikas Oſtküſte gehen die ſchwachen Fahrzeuge dieſer Araber. Getrocknete Fiſche ſind Hauptexportartikel, mannigfaltiger iſt die Einfuhr, doch beſteht ſie meiſt aus Lebensmitteln, vorwiegend Reis und Gewürze, die im Inlande in viel ſchlechterer Qualität erzeugt werden.

Die politiſchen Verhältniſſe an dieſer Küſte werden als troſtlos bezeichnet: „Die Leidenſchaft zu fechten beſeelt die Araber hier noch eben ſo ſehr als in alter Zeit; Bogen ließen ſich füllen mit Berichten über nächtliche Ueberfälle, Hinterhalte und Raubzüge, welche dieſe Art Guerillakrieg kennzeichnen. Den Anlaß geben regelmäßig Geldanſprüche unter den verſchiedenen Stämmen zur Sühne der Ermordung eines ihrer Angehörigen, wegen Aufnahme flüchtig gegangener Bankerotteurs oder entflohener Sklaven; ſobald Geld flüſſig iſt, wird ſofort Friede gemacht. Im Verhältniß zur ins Feld geführten Männerzahl iſt der Verluſt an Todten und Verwundeten nahezu Null, denn nicht Tödtung von Menſchen, ſondern Beute iſt Zweck der Fehde; keine Partei kann ſich den Sieg beilegen, die jetzt errungene Beute wird vom Beraubten ſicherlich bei der nächſten Blutfehde durch größere Liſt und Vorſicht wieder eingebracht. Dieſer Zuſtand untergräbt Wohlſtand wie Handel.“ So ſind die Dſchuaſimi und Beni-Yas ſeit 1875 in Fehde gegen einander; eine kleine Summe Geldes, die vom Fürſten von Schardſcha mit Recht verlangt wird, würde dieſen Zwiſt beilegen, der gegen ſonſtige Erfahrungen ſogar zu Bündniſſen unter den einzelnen Stammesoberhäuptern führte; aber die Anerbietungen des engliſchen Reſidenten, als Schiedsrichter zu wirken, wurden bisher noch zurückgewieſen.

4. Maskat ſchien an der Oſtküſte Arabiens Vorort und Mittelpunkt einer ſtarken Macht werden zu wollen, nachdem der perſiſch-arabiſche Gouverneur von Sohar, nörd-

*) Im Wortlaut ſammt den ihn veranlaſſenden Vorgängen mitgetheilt im Abſchnitt „Bahrein“, Band 7 der Treatise relating to India by C. U. Aitchison (Calcutta 1865).

lich von Maskat, 1730 die Oberhaheit Perſiens abgeſtreift und ſich zum Regenten von Maskat gemacht hatte mit dem Titel Imam, was Führer in religiöſen Fragen bedeutet. Dieſe Führung ging ſeit dem Beginne dieſes Jahrhunderts an die Wahabiten über; die Nedſchd-Araber verweigern dem Maskat-Fürſten den Titel Imam und in engliſchen amtlichen Correſpondenzen wird ihm die Anrede gegeben: „Seine Hoheit der Sultan zu Maskat.“ Die politiſchen Zuſtände ſind in dieſem Staate augenblicklich wieder höchſt traurige; ſeit der unheilvollen Theilung, durch welche 1857 die bis dahin mühſam feſtgehaltenen oſtafrikaniſchen Beſitzungen in Zanzibar aus der Linie der Imame einen ſelbſtändigen Herrſcher erhielten, kommt Maskat nicht mehr zur Ruhe, und der gegenwärtige Fürſt verdankt den fortdauernden Beſitz des Thrones nur der engliſchen Stütze. Ein Aufſtand löſt den andern ab. Bei dem Gegenſatze, der die Araber hier aus religiöſen und politiſchen Streitfragen in die zwei ſtets feindlich geſinnten Parteien der „Hinari“ und „Ghafri“ ſpaltet, findet jeder Unruheſtifter an einer derſelben Anhänger. Während ſeiner Abweſenheit in Gwadar am gegenüberliegenden Ufer des Arabiſchen Meeres ſetzte ſich Abdul Aziz, der von einer Afrikanerin geborene Halbbruder des Sultans, der ſeinerſeits eine georgiſche Sklavin zur Mutter hatte, in den Beſitz einer Bergfeſte, 150 Kilometer van der Stadt Maskat entfernt; dem Sultan gelang es, die Gegner einzuſchüchtern, wobei das engliſche Geſchenk von zwei leichten Feldkanonen als wichtige Verſtärkung ſeiner Streitkräfte in die Wagſchale fiel; nur trat dabei der Mißſtand ein, daß das Schauſtück eines Durchmarſches durch die Hauptſtadt unterbleiben mußte, weil die Kanonen in den engen Straßen ſtecken blieben. Augenblicklich herrſcht Ruhe, von Fehden zwiſchen kleinen Abtheilungen abgeſehen, welchen hier ſo lange, als kein Hauptführer an die Spitze tritt, keine größere Beachtung wird als nächtlichem Straßenlärm bei uns. Sultan Said Turki verſteht es jedoch nicht, ſich Freunde zu gewinnen; dieſelbe Nebentinie, welche ſeinem Vater das Leben raubte, regt ſich wieder, und die Grauſamkeit, mit welcher er erſt jüngſt wieder (Auguſt d. J.) ſeine Verwandten behandelt, muß ihm neue Feinde zuführen.

Seine Beſitzungen auf dem gegenüberliegenden Feſtlande in Mekran macht Perſien hartnäckig ſtreitig. Nach der Hanſchronik erwarb Maskat über den Hafenort Gwadar, wa jetzt das von Bombay aus gelegte Kabel, ein Glied in der indo-europäiſchen Telegraphenlinie, endet, Rechte von Ketat; ſchan 1833 wollte Perſien dieſen Beſitzſtand nicht anerkennen, ſtand aber wieder davon ab, als England gegen die Wegnahme Einſprache erhob deswegen, weil Maskat hier ſeine Leibwache an Beluttſchi anwirbt, die als zuverläſſige Kerntruppe mehr als einen Aufſtand im Keime erſtickte. Noch weniger gern duldet Perſien die Ausbeutung der Küſte um Bender Abbas durch Maskat, doch ſind es wahl die Zuſtände im eigenen Lande, welche Perſien veranlaſſen, den Vertrag vom Auguſt 1855 nicht zu kündigen. In dieſem Vertrage, den Perſien ſehr widerſtrebend einging, bedang es ausdrücklich ſich aus, „daß der Schah dieſes Gebiet nach Ablauf von zwanzig Jahren ſelbſt in Verwaltung nehmen oder es einem andern Fürſten übergeben dürfe, ganz nach ſeinem perſönlichen Belieben.“ Das gepachtete Gebiet „reicht weſtlich unzweifelhaft bis in die Nähe des Hafenortes Lindſcha, gegen Oſten iſt dagegen die Grenze nicht feſtgeſtellt und nicht unbeſtritten;“ gegen Norden findet es ſeine Grenze an den beſchwerlichen Paßeinſchnitten, die auf das eigentliche Iran hinaufführen. Der engliſch-indiſche Arzt Abdur Rahim findet dieſen Landſtrich bei Weitem nicht ſo öde, waſſerarm und unfruchtbar, aber allerdings äußerſt vernachläſſigt; in der Nähe der Berge muß der Reiſende abſteigen, und die Thiere können nur geringe Laſten tragen, da der Natur auf dieſem Hauptverkehrsweg nach Kirman und Jezd nirgends nachgeholfen iſt, und Lage wie Stimmung unter der Bevölkerung faßt dieſer Reiſende in die Worte zuſammen: „Die Eingeborenen erinnern ſich noch mit Dankbarkeit der guten alten Zeit unter der Herrſchaft der Chaab-Araber (die jetzt noch weſtwärts davon den Strand inne haben), wo ſie in Ueberfluß und Frieden lebten und nicht ſo übermäßig mit Geldabgaben bedrückt wurden wie jetzt.“ Vertragsmäßig zahlt Maskat für die Ausbeutung dieſes Landſtriches und der ihm gleichfalls überlaſſenen beiden Inſeln Kiſchm und Ormuz 1·08 Millianen Mark in den Schatz des Schah und 36,000 Mark ziffermäßig bedungene „Präſente“ an Würdenträger in Ispahan und in der Provinz Fars. Die Abgaben ſind verpachtet, die Pächter ſind theilweiſe Indier, die an der Steuererhebung, wie immer unter ſolcher Verwaltung, große Summen gewinnen.

Auf der Halbinſel von Arabien endet des Sultans von Maskat Gebiet „ſogleich hinter dem Cap Meſandum (Muſſendam); Kumſar und Chaſab allein ſind noch auf der Weſtküſte Städte von Maskat; gegen Ras-el-Chaima bildet eine Stelle die Grenze, wo das Bergland von Maskat gegen die Ebene abfällt.“ Der engliſche Reſident iſt der Anſicht, daß aus dem jetzt ärmlichen Fiſcherort Kumſar ein zweites Singapur zu machen ſei, „wenn auf dieſe nur durch eine enge Landzunge mit dem Feſtlande zuſammenhängende Spitze der Halbinſel nach ihrer förmlichen geſchriebenen und zweifelloſen Abtretung durch unſern alten Alliirten zu Maskat unſere Hauptkohlen- und Telegraphenſtationen mit Einſchluß des Sitzes des politiſchen Reſidenten verlegt würden unter Erhebung des Golfes zu einem engliſchen Freihafen. Als Kohlenſtation würde es den Kohlenſchiffen den weiten Weg bis Fao erſparen, die Dampfer könnten bis Basra und zurück kommen, ohne Kohlen einzunehmen; als Telegraphenſtation iſt der Abfall des Meeresbodens günſtig für ein Kabel; als Handelshafen mit gutem Ankerplatze iſt dieſes Vorgebirge der natürliche Endpunkt für unſere großen Viermaſter, und der Verkehr im Golfe könnte zu großem Vortheile Küſtenfahrern überlaſſen werden, welche die Seebriſen in ſachkundigſter Weiſe auszunutzen wiſſen, wie einer Dampfergeſellſchaft; politiſch und ſtrategiſch kann Kumſar zum Schlüſſel des Golfes gemacht werden. Nach meinen Erfahrungen würde ein ſolcher Hafen, in welchem alle unſere Intereſſen und Anſtalten vereinigt ſind, den Handel bis Basra hinauf mehr heben, uns über die Bedürfniſſe der Uferbewohner und ihrer Hinterländer beſſern Aufſchluß verſchaffen und die unruhigen Araber nachhaltiger in Schranken halten als alle Jahresberichte, Tabellen, freundnachbarliche Beſuche bei den Uferfürſten und alle Conſularſtationen, die jetzt um den Golf herum ſich befinden oder dort noch eingeſetzt werden mögen. (Pelly.)

Die Nordenſkjöld'ſche Expedition durch das Kariſche Meer.

Im Anſchluß an das bereits in voriger Nummer Mitgetheilte entnehmen wir einem Briefe von Nordenſkjöld's Begleiter, A. Stuxberg, d. d. Hammerfeſt, 18. September 1876, an die „Nya dagligt allehanda“ noch Folgendes.

„Stellen wir den Gang der Reiſe mit dem nördlichen Norwegen als Ausgangs- und Schlußpunkt überſichtlich zuſammen, ſo können wir folgende vier Kategorien unterſcheiden. 1. Die Hin- und Rückreiſe von Norwegen bis Nowaja Semlja hat ſechs Tage beanſprucht (27. bis 29. Juli und 14. bis 16. September). 2. Im Matotſchkin Schar haben wir elf Tage zugebracht (30. bis 31. Juli, 2. bis 4. Auguſt, 8. bis 13. September). 3. Auf der Navigation im Kariſchen Meer gingen ſiebenzehn Tage auf (1., 5. bis 15. Auguſt, 3. bis 7. September). 4. Der Aufenthalt im Jeniſſei dauerte achtzehn Tage (16. Auguſt bis 2. September). Etwas über einen Monat kommt alſo auf das Kariſche Meer und die Jeniſſei-Mündung. Es iſt wohl werth, ſich an dieſen Sachverhalt zu erinnern. Ich finde darin einen weitern Beweis für eine ungehinderte Communication zwiſchen Nowaja Semlja und dem Jeniſſei, ſelbſt wenn man mit ſcheinbar ſo ſchwierigen Eisverhältniſſen zu kämpfen hat, wie ſie eine Zeit lang unſern Weg zwiſchen Waigatſch und der Samojedenhalbinſel behinderten.

Profeſſor Nordenſkjöld ſcheut keine Opfer, um ſich die Journale der norwegiſchen Schiffer im Nowaja-Semlja-Meer möglichſt vollſtändig zu verſchaffen, und wenn er erſt einmal damit fertig iſt, alle dieſe Beobachtungen, die vom Sommer 1869 an beginnen, zuſammenzuſtellen und ſie mit ſeinen eigenen umfaſſenden Erfahrungen zu verbinden, die er im vorigen und gegenwärtigen Sommer geſammelt hat, ſo bin ich überzeugt, daß man ein gut Stück vorgerückt ſein wird auf dem Wege zu einer ſichern Kenntniß der für eine Seecommunication zwiſchen Europa und Sibirien nothwendigen Vorausſetzungen.

Die Expedition dieſes Sommers hatte einen doppelten Zweck, einen mercantilen und einen wiſſenſchaftlichen. Einen mercantilen, ſo weit es ſich um die Erforſchung der Möglichkeit einer Communication handelte und ſo weit als eine Partie Waaren mitgeführt wurde; einen wiſſenſchaftlichen in ſo weit, als die Arbeiten des verfloſſenen Jahres fortgeſetzt wurden.

Wie im vorigen Jahre wurden auch diesmal Beobachtungen geſammelt über den Barometerſtand, über die Wolkenbedeckung des Himmels, über die Richtung und Stärke der Winde, über die Temperatur der Luft und des Meerwaſſers. Solche Beobachtungen wurden regelmäßig täglich fünfmal angeſtellt, aber bisweilen auch, wo ſie von beſonderm Intereſſe waren, wie beim Uebergang in ein Waſſer von anderer Beſchaffenheit, oder während wir uns im Eiſe befanden, noch öfter, alle zwei Stunden oder auch ſtündlich. Zur Beſtimmung der Strömungsrichtungen ſowie der Dichtigkeit und des Salzgehalts des Meerwaſſers wurden über hundert Waſſerproben genommen, oft von der Oberfläche, aber auch vom Grunde und von mittleren Tiefen. Wenn wir dieſe Beobachtungen zu denen des vorigen Jahres hinzufügen, haben wir gewiß intereſſante Reſultate zu erwarten. Tieflothungen und Temperaturmeſſungen in der Tiefe wurden ebenfalls angeſtellt, wenn ſich paſſende Gelegenheit dazu bot.

Nach dem Programm der Reiſe ſollten die hydrographiſchen Arbeiten als Hauptſache betrieben werden. Geringer waren die Hoffnungen, die man auf Förderung der biologiſchen Wiſſenſchaften ſetzte. Dennoch haben ſich die Umſtände ſo gefügt, daß reiche Sammlungen heimgebracht wurden, ſowohl an lebenden Thieren aus verſchiedenen Tiefen des Kariſchen Meeres als auch an ſubfoſſilen Thierreſten aus der Jeniſſei-Tundra. Die merkwürdigſten unter den letzteren ſind bis anderthalb Zoll dicke Stücke Mammuthhaut, einige Skelettheile vom Mammuth und ein ſubfoſſiler Schädel des Moſchusochſen (bos moschatus), welche alle Nordenſkjöld nahe bei Meſenkin fand. Der Moſchusochſe*) ſcheint einmal zugleich mit dem Mammuth gelebt und die gleichen Gegenden bewohnt zu haben. Jetzt iſt das Mammuth ausgeſtorben, aber der Moſchusochſe lebt noch in ziemlicher Anzahl im äußerſten Norden von Amerika, auf den nördlichen Parry-Inſeln, in Weſt- und Oſtgrönland.

Der bekannte ruſſiſche Paläontolog Friedrich Schmidt hat von ſeiner Expedition nach der Jeniſſei-Tundra im Jahre 1866 ein beträchtliches Material von ſubfoſſilen Conchylien mitgebracht, nicht weniger als 53 Arten. Während dieſes Aufenthalts am Jeniſſei richteten wir daher ſo viele Aufmerkſamkeit als möglich auf die Sandlager der Tundra und deren Thierreſte. In der Wahl der Fundorte waren wir ſehr glücklich. Korepowskoje und eine Stelle auf dem halben Wege zwiſchen dieſem und Cap Goſtinoi waren die reichſten Punkte. Wir führen jetzt eine ſchöne Sammlung dieſer ſubfoſſilen Conchylien mit uns. Sie beſteht nicht allein aus allen bisher gefundenen 53 Arten, ſondern enthält auch noch eine oder die andere neue Form, und die meiſten Arten ſind in zahlreichen wohlerhaltenen Exemplaren vorhanden.

Die Ablagerungen der ſibiriſchen Tundra ſind von marinem Urſprung; ſie weiſen auf das damalige Vorhandenſein eines Eismeeres von der nämlichen Beſchaffenheit wie das jetzige hin, und dieſe Lager gehen gewiß ſehr weit in der Zeit zurück. Vielleicht fallen ſie mit den poſtglacialen Ablagerungen von Uddevalla und der norwegiſchen Küſte zuſammen, denn die Thierreſte ſind größtentheils die nämlichen. Aber Skandinaviens Klima hat ſeitdem große Veränderungen durchgemacht. Das nördliche Sibirien iſt eines der Länder, das den bedeutenden Unterſchied von Skandinavien einſt und jetzt klar macht. Soweit ich mich erinnern kann, findet man noch jetzt alle ſubfoſſilen Conchylien der ſibiriſchen Tundra im angrenzenden Meere, und es iſt deutlich, daß das formenreiche Thierleben, das ſich gegenwärtig im Kariſchen Meere zeigt, eine unmittelbare Fortſetzung deſſen iſt, von dem die ſibiriſche Tundra einige Ueberreſte bewahrt, möglicherweiſe mit dem Zuſatz einer oder der andern ſpäter eingewanderten Form.

In zweifacher Hinſicht war die zoologiſche Ausbeute dieſes Sommers für unſere Muſeen von beſonderm Erfolge. Zunächſt haben wir in allen Thiergruppen bedeutende Erweiterungen der vorjährigen Sammlungen erhalten, ſo z. B. hat die Cruſtaceenſammlung allein einen Zuwachs von 20 Procent neuer Arten erhalten. Weiter aber haben wir, worauf ich in zoologiſcher Hinſicht beſonderes Gewicht lege, zwei ſehr merkwürdige Thiere gefunden, das eine aus der Claſſe der Strahlthiere, das andere aus der Gruppe der Seefedern (Pennatuliden). Das erſte wurde ſchon im vorigen Jahre von Dr. Théel aus großer Tiefe an der Oſtküſte von Nowaja Semlja hervorgeholt unweit des Eingangs zum Matotſchkin Schar. Damals wurde es nur in einigen wenigen Exemplaren gefunden, nun haben wir eine bedeutende Anzahl erhalten. Es iſt eine bisher unbekannte Holothurie oder Seegurke, die ſich von den meiſten anderen Formen dieſer Gruppe durch eine äußerſt vollkommene bilaterale Symmetrie unterſcheidet. Durch ſeinen Habitus und ſeinen anatomiſchen Bau weicht es aber von allen ab und ſteht einzig in ſeiner Art da, indem es in ſich Charaktere von mehreren Thierklaſſen vereinigt.

Das andere merkwürdige Thier iſt eine Umbellularia von etwa anderthalb Fuß Länge, die aus einer Tiefe von 130 Faden hervorgeholt wurde. Es iſt eine der größten Seltenheiten in der Thierwelt, wie man aus folgenden Angaben

*) Moſchusochſenſchädel ſind wiederholt in Nordſibirien gefunden worden, unter gleichen Verhältniſſen und in den nämlichen Schichten wie die Mammuthreſte.

erſehen kann. Zwei Exemplare der Umbellularia, die erſten, von denen wir etwas wiſſen, ſollen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der grönländiſchen Küſte gefunden worden ſein. Nach einer von Ellis und Mylius zuerſt gelieferten Beſchreibung wurde das Thier von Linné 1758 in ſeinem Systema naturae unter dem Namen Isis encrinus einregiſtrirt. Wo die Originalexemplare geblieben ſind, iſt unbekannt. Die räthſelhafte Thierform war Gegenſtand verſchiedener Vermuthungen und Deutungen, bis es der ſchwediſchen Expedition nach Grönland im Jahre 1871 gelang, zwei Exemplare davon in der Baffins-Bay zu erhalten. Später wurden Exemplare derſelben Gattung von der Challenger-Expedition zwiſchen Portugal und Madeira ſowie bei Kerguelensland gefunden. Die öſterreichiſch-ungariſche Expedition erhielt welche 1873 zwiſchen Nowaja Semlja und Franz-Joſeph's-Land. Weiter wurde die Umbellulaeia gefunden im verfloſſenen Sommer im nördlichen Atlantiſchen Meer zwiſchen Norwegen und Island und jetzt endlich im Kariſchen Meer. Es iſt alſo eine Thierform von weiter Verbreitung, aber äußerſt ſeltenem Vorkommen."

Bittſchrift der Einwohner von Wan an den armeniſchen Patriarchen von Conſtantinopel.

„Ew. Heiligkeit weiß ſehr wohl, daß die unglücklichen Einwohner des Bezirks von Vazburagan (Media Superior, Baspracania) von jeher zu leiden hatten von den Räubereien und Erpreſſungen einiger privilegirter Unterdrücker, und deshalb gezwungen ſind, zum Theil ihre Heimath zu verlaſſen, um anderweitig ſich die nothwendigen Exiſtenzmittel zu verſchaffen. Seit dem letzten Frühjahr iſt eine bedeutende Verſchlimmerung dieſes Zuſtandes eingetreten. Die ſeit dieſer Zeit begangenen Gewaltthaten kennen keine Schranken mehr: heute giebt es keine Provinz, keinen Bezirk, kein Dorf in Armenien, welches nicht durch die Räuber ausgeplündert wäre. Vielfach ſind Morde begangen worden, ohne daß die Behörden davon Notiz genommen oder gar ſich mit der Verfolgung oder Beſtrafung der Thäter befaßt hätten. So z. B. iſt der Mörder des Prieſters Agop von Achtamar, der Mülagim (Lieutenant) Haſſan Aga, noch immer auf freiem Fuße und zeigt ſich überall unbehelligt. Die Mörder des ehrwürdigen Prieſters Garabed vom Dorfe Gadjid ſind zwar verhaftet, aber ſie dürfen das Gefängniß ungehindert verlaſſen. Die Mörder des Prieſters Chamnes von Mandan, obwohl bekannt, werden nicht verfolgt. Dieſe ſträfliche Connivenz der Behörden ermuthigt die Verbrecher, deren Zahl in täglichem Wachſen begriffen iſt. Das Dorf Djara unweit der perſiſchen Grenze iſt der Schlupfwinkel des kurdiſchen Bandenchefs Ali Khan, welcher regelmäßig ſeine bewaffneten Gefolgsmänner ausſchickt, um das armeniſche Dorf Aghpak, ebenfalls an der Grenze, zu plündern und alles wegzuführen. Seit dem Frühjahr wurden dort allein 285 Stück Rindvieh und Pferde ſowie 2336 Schafe geraubt. Der arme Landbauer, deſſen ganzes Vermögen in einem oder zwei Paar Ochſen beſteht, mit denen er ſein Feld kümmerlich beſtellt, ſteht verzweifelnd neben dem unbeweglichen Pfluge. In dem Dorfe Sarra bei Wan wurden 1250 Schafe fortgetrieben und ihre Hirten erſchlagen. Die Herden des Kloſters Varak wurden bis dahin von den Kurden reſpectirt; vor einigen Tagen jedoch erſchienen plötzlich ſieben Kurden, welche 31 Hammel unter den Mauern des Kloſters ſelbſt ausſuchten. Mehrere Kurden führten 200 Hammel des Dorfes Kuzninz fort und ließen ſogar die Hälfte auf dem Wege. Man kennt noch nicht die Perſonen, welche dieſen Raub begingen: ob es Kurden vom türkiſchen Gebiete ſind, oder von Perſien herübergekommene. Im Allgemeinen ſteht feſt, daß die perſiſchen und türkiſchen Kurden ſowohl für ſich als gemeinſchaftlich ihr Räuberhandwerk betreiben je nach dem Umfange des Objects.

Alles dieſes jedoch iſt nichts im Vergleiche zu dem, was ſich vor ungefähr vierzehn Tagen im armeniſchen Dorfe Besdik (Diſtrict von Perkri) zugetragen hat und allgemein Schrecken und Beſtürzung verbreitet. Dieſes Dorf, welches 10 Stunden von der Stadt Wan und 12 Stunden von der perſiſchen Grenze entfernt liegt, wurde plötzlich von 90 Kurden, von denen 70 zu Pferde, unter der Anführung von Heideranly Huſſein Aga überfallen. Bis an die Zähne bewaffnet umzingelten ſie das Dorf, damit keine Hülfe von außen her kommen könne. Sie bemächtigten ſich 600 Hammel, ſämmtlicher Kleidungsſtücke und Schmuckes von den Frauen und verwundeten fünf Männer und drei Frauen, welche Widerſtand zu leiſten verſucht hatten. Einer der Verwundeten iſt in Lebensgefahr. Nachdem ſie die Hammel fortgeſchafft, kehrten ſie zurück und raubten noch 437 Pferde und Ochſen. Der Kaimakam von Perkri, begleitet von einigen Beis, kam bald darauf an und verfolgte die Räuber, um ihnen ihre Beute wieder abzunehmen, aber nach einem lebhaften Kampfe, welcher eine Stunde dauerte, mußte er ſich mit mehreren Verwundeten zurückziehen, ohne das Eigenthum der Bauern wieder erlangt zu haben. Vier hochſchwangere Frauen kamen vor Schrecken vorzeitig nieder. Wir wandten uns deshalb ſowohl an die Behörden wie an Heideranly Muſſa Aga mit der Bitte, dem Dorfe Besdik das entwandte Gut zurückerſtatten zu laſſen. Muſſa Ago antwortete, daß er ſich vergebens an Huſſein Aga gewandt habe; letzterer habe ihnen ſogar ſagen laſſen, daß ſie noch mehrere andere armeniſche Dörfer überfallen würden. Die Localbehörde ſchrieb an die Frau von Heideranly Ali Aga, welcher ſich gerade in Erzerum befand; die Frau begab ſich perſönlich zu ihrem Verwandten Huſſein Aga; aber der junge Sohn des Kurden antwortete ihr, man würde ſie getödtet haben für ihre Verwegenheit, wenn ſie nicht eine Frau wäre. Er rieth ihr ſchleunigſt heimzukehren.

Der Archimandrit des Kloſters von Arzgé kam heute nach Wan, um im Namen der Bevölkerung Abhülfe gegen dieſe Bedrückungen zu ſuchen. Er berichtet, daß die Kurden 16 Pferde im Dorfe Ardjra geſtohlen, 1 Pferd dem Dorfe von Bidjagaeruga, 5 Ochſen dem Dorfe Aren, 2 Pferde in Zerakku, 3000 Piaſter einem gewiſſen Bulanti Harutinni und 3000 Piaſter im Dorfe Aren. Er erzählt, daß die Türken des Dorfes Arzgu und die Kurden der Umgegend regelmäßig die Ernte des Diſtricts fortführen; die Bauern arbeiten während des ganzen Jahres: ſobald die Ernte eingebracht, kommen die Türken und Kurden und holen ſie fort.

Alle dieſe Unthaten werden von den Kurden der türkiſch-perſiſchen Grenze begangen; ihre Anführer ſind der Kurde Ali Khan vom Dorfe Djara in Perſien hart an der Grenze und auf türkiſchem Gebiete Schegag Omar, Tagnrli Sadon, Mongourli Tamor und Tſchamtſchigli Derbaz. Dieſelben vereinigen ſich oft zu anſehnlichen Banden, um die perſiſche

Digitized by Google

Grenze zu überschreiten und jenseits die kurdischen, persischen und armenischen Dörfer des Erasas benannten Bezirks zu plündern. Diese Banditen zählen zu ihren Beschützern und Theilnehmern mehrere einflußreiche Personen, welche zum Theil in unserer Stadt öffentliche Aemter bekleiden. Da sie an der Beute ihren Antheil haben, ermuthigen sie die Kurden in ihrem wüsten Treiben.

Der Kurde Ali Khan kommt oft aus Persien auf das türkische Gebiet herüber, um die von Kurden, Syrern (den sogenannten Nassnrani, fälschlich Nestorianer) und Armeniern bewohnten Dörfer zu plündern. Der bereits erwähnte Heideranly Hussein Aga stattet seine Besuche meistens dem Dorfe Besdik ab; was er in seine Heimath Garan fortschleppt, wird nie wieder zurückerstattet, da er wie die übrigen kurdischen Häuptlinge sich der thätigen Connivenz einflußreicher Personen zu erfreuen hat. Ali Riza Bei, unser voriger Mütessarif, wird Ihnen die Namen dieser Hehler bezeichnen können. Er wird einen Bericht an den Staatsrath ablegen. Einer von diesen ist Ahmed Effendi, welcher seit sechs Jahren als Bataillonschef der kaiserlichen Gensdarmerie fungirt. Zu wiederholten Malen gelang es den Armeniern, ihn durch ihre Reclamationen absetzen zu lassen. Leider jedoch ward er durch den Einfluß seines Bruders, Hussein Effendi in Constantinopel, regelmäßig in seine Charge wieder eingesetzt. Wir bitten Ew. Heiligkeit, alles Mögliche zu thun, diesen Offizier von seinem Posten zu entfernen: abgesehen von einer großen Anzahl von Verbrechen, deren er sich bereits schuldig gemacht, ist er ein geschworener Feind jeglicher gesetzlicher Ordnung und durch seinen Fanatismus hervorragend.

Wan, 16. (28.) September 1876."

(Hinzuzufügen ist, daß die drei Constantinopolitaner armenischen Blätter, „Medschmuai Havadis", „Hairenik" und „Ararat", laut der „Allgemeinen Zeitung" am 24. October unterdrückt und ihre Redacteure von türkischen Beamten und Offizieren mißhandelt worden sind, weil sie über die in Armenien und im Districte von Tropezunt an den Christen verübten Schandthaten der Kurden und Türken berichteten.)

Aus allen Erdtheilen.

Neue Vertragshäfen in China.

Bei der Schlichtung der Differenzen zwischen England und China, welche unlängst zwischen Sir Th. Wade und dem Gouverneur von Tschili, Li hung-tschang, in Tschi-fu stattfand, wurde bestimmt, daß im Februar 1877 vier neue chinesische Häfen dem ausländischen Handel eröffnet werden sollten, und zwar Wen-tschau an der Küste zwischen Fu-tschau und Ning-po, dann Wu-hu am Jang-tse-kiang zwischen Nanking und Kin-kiang, Pa-khoi an der Westküste von Kwang-tung und als der wichtigste von den dreien I-tschang am mittlern Jang-tse-kiang in der Provinz Hu-pe, 40 deutsche Meilen westlich von Han-kau, welches bis dahin von sämmtlichen Freihäfen der am weitesten landeinwärts liegende war. In allen dreien soll ein englisches Consulat und ein Zollhaus errichtet werden. Außerdem werden am Jang-tse noch sechs Haltestellen eröffnet, wo Dampfer anlegen und Waaren und Passagiere aus- und einschiffen können. So unbedeutend bis jetzt die anderen Plätze sind, so vielversprechend ist I-tschang durch seine Lage und durch seine Verbindungen. Die Stadt liegt dort, wo der Strom aufhört, schiffbar zu sein, und wo er aus den Felsschluchten und Engen heraustritt, welche er im östlichen Sz'-tschwan und westlichen Hu-pe zu passiren hat (vergl. darüber „Globus" XXVIII, S. 373, sowie die Abbildung auf S. 372). Bei der großen Ausdehnung und Anzahl der dortigen Stromschnellen, welche europäischen Dampfern jeden Verkehr einstweilen unmöglich machen, und bei dem Absperrungssystem der chinesischen Regierung ist kaum zu erwarten, daß die fremde Kaufmannschaft so bald die weitere Freigebung des Jang-tse-kiang verlangen und erhalten wird, und wohl auf lange Jahre hinaus wird es, wie bisher, ausschließlich den chinesischen Dschunken überlassen bleiben, den Verkehr zwischen Tschung-king-fu, der großen Handelsstadt (700,000 Einwohner) in Sz'-tschwan, und I-tschang zu vermitteln. Letzteres, in reizender und gesunder Gegend gelegen, ist berufen, den schon bedeutenden Verkehr zwischen Sz'-tschwan mit seinen 35 Millionen Einwohnern und den fruchtbaren Ebenen am mittlern und untern Jang-tse an sich zu ziehen. Und wie überreich ist Sz'-tschwan an Producten, an Honig und Seide, an Thee und Opium (jährlicher Ertrag circa 120 Millionen Mark nach v. Richthofen), an Toback und Zucker, an weißem Wachs und Tungöl, an Reis, Weizen, Bohnen, Gemüsen, Steinkohle, Salz, Kupfer und Zink u. s. w.! Nur eins fehlt ihr, nämlich die Baumwolle zur Kleidung, und ein bedeutender Theil des großen Gewinnes, der aus dem Verkaufe der obengenannten Producte erzielt wird, fließt nach denjenigen Provinzen Chinas ab, welche Baumwolle erzeugen.

Ein reiches Feld für Arbeit und Gewinn eröffnet sich so dem englischen Unternehmungsgeiste; die Kaufleute in Schanghai, Hong-kong u. s. w. sind zudem durch die Reisen und Arbeiten Blakiston's, Francis Garnier's, Abbé David's, T. T. Cooper's, F. von Richthofen's über die Bedürfnisse und die Schätze des neuen Handelsgebietes orientirt oder sollten es wenigstens sein. Es ist an ihnen, den dortigen Verkehr auf gesunder Basis zu entwickeln und dis zum Februar 1877 ihre Vorkehrungen mit Umsicht so zu treffen, daß sie nicht durch übereilte Anstrengungen und durch die stete Versuchung, die Frucht vor der Reife zu pflücken, zu Schaden und Unglück kommen.

* * *

H. G. Ein Telegramm aus Brisbane in Queensland vom 21. September 1876 meldet nach Sydney: Gestern traf Hudson's Reisegesellschaft in Georgetown ein und berichtet, daß sie zwischen Port Darwin und dem Roper Flusse, südöstlich, und hier besonders wieder in den durch die Flüsse Catherine und Mary bewässerten Gegenden ausgezeichnetes Weideland entdeckt habe. Ungefähr 150 Miles, nachdem man den Roper passirt hatte, durchzog man 200 Miles weit eine Wüstengegend, wo der Graswuchs sehr spärlich war. Von da ab bis Burketown besserte sich das Land zwar, aber es war jährlichen Ueberschwemmungen unterworfen. Eingebarene wurden auf der langen Reise von 1600 Miles sehr wenig angetroffen.

Inhalt: In Türkisch Armenien. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman. I. — Die Uferstaaten des Persischen Golfs. Von Emil Schlagintweit. I. — Die Nordenskjöld'sche Expedition durch das Karische Meer. — Bittschrift der Einwohner von Wan an den armenischen Patriarchen von Constantinopel. — Aus allen Erdtheilen: Neue Vertragshäfen in China. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. November 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 10.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien.

IV.

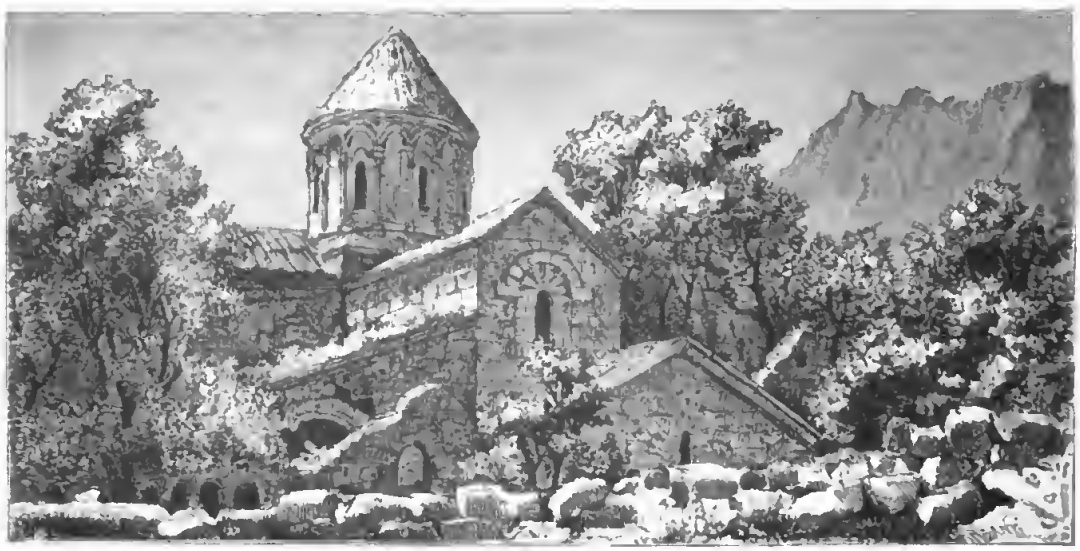
In den Instructionen, welche Deyrolle von der Pariser Geographischen Gesellschaft erhalten hatte, war ihm auch die Durchforschung des Thales von Thortum, dessen Fluß in den Tscharuch mündet, sowie der dortigen Denkmäler empfohlen worden. Nun hatte er dasselbe wohl im Jahre zuvor (1869) besucht, aber nur als naturwissenschaftlicher Sammler, ohne auf die dortigen georgischen Kirchen oder das Terrain Acht zu haben, welches einst von Xenophon's Zehntausend durchzogen worden war. So schlug er denn am 5. August den Weg von Erzerum nach Nordosten ein und erreichte am Nachmittage des folgenden Tages die Stadt Thortum (oder Sohrer). Kaum war er unter Dach, so brach eines jener dort häufigen Unwetter los; länger als eine Stunde regnete und hagelte es mit unglaublicher Heftigkeit und der Donner rollte auf allen Seiten. Plötzlich ließ sich aber ein zweites Geräusch hören, ähnlich dem einer entfernten Kanonade, und lockte den Reisenden und seine Wirthe ins Freie. Da sahen sie in dem Bette des hoch angeschwollenen Thortum-su eine gewaltige Masse von Wasser, Schaum und Felsstücken mit betäubendem Getöse sich herabwälzen und Alles mit sich fortreißen. Steine und Bäume tanzten im Wasser herum wie Strohhalme vor dem Winde, und das Wasser unterwühlte die Ufer und führte ganze Gärten mit sich fort. Während dessen liefen die Kinder aus den Häusern herbei und sammelten — Forellen ein, welche, durch ihren Instinct gewarnt, sich auf den Rasen schnellten, um den herabgeführten Steinen zu entgehen. Man brachte dem Fremden eine Menge dieser Fische, die in wenigen Minuten gesammelt worden waren, darunter mehrere von über zwei Pfund Schwere.

Solche Naturereignisse sind in jenen entholzten Bergen häufig genug; die Eingeborenen pflanzen darum Weiden an die Flußufer, füllen die Zwischenräume mit Flechtwerk aus und beschweren dasselbe mit Steinen. So verhindern sie wenigstens öfters, daß die Erde weggeschwemmt und die Bäume in den Gärten entwurzelt werden. Sehr häufig aber ändert sich das Flußbett doch, so daß der eine Besitzer zu Gunsten seines Gegenüber ein Stück Land einbüßt, was das türkische Gesetz zuläßt.

In Thortum blieb Deyrolle zwei Tage, mit Jagen und Zeichnen beschäftigt, und er hätte länger dort verweilt, wenn ihn nicht die unzähligen Stechmücken, die er des Nachts vergeblich durch ein Feuer von getrocknetem Mist fernzuhalten suchte, vertrieben hätten. — Die Pariser Geographische Gesellschaft hatte ihn namentlich angewiesen, die großen und schönen Kirchen, die letzten Spuren der einstigen Macht der georgischen Könige, im Thale des Thortum-su und seinen zahlreichen Seitenthälern aufzusuchen und die in historischer Hinsicht wichtigen Inschriften auf ihren Mauern zu copiren. Mit demselben dankenswerthen Eifer, welchen er beim Abklatschen der Keilinschriften von Wan entfaltet hatte, räumte der Naturforscher auch hier den Werken von Menschenhand den Vorzug vor Pflanzen und Insecten ein. Die erste Kirche, welche er aufsuchte, war die von Chachu (Schaschuli). Fünf Stunden lang stieg er das Thal von Thortum bald auf

dem einen, bald auf dem andern Ufer hinab, bei mehreren Dörfern und fruchtbaren, beſonders an Obſtbäumen reichen Seitenthälern vorbei; dann überſchritt er die ſchöne ſpitzbogige Brücke von Kiratſchli und erreichte nach zwanzig Minuten das große Dorf Wutorik-Kapuſſi, das in einer großen mit Obſtbäumen beſtandenen Ebene liegt. Dort mündet von links (Weſten) her der Chachu-ſu (oder Odek-ſu) ein, in deſſen Thale nach zweiſtündiger Wanderung ſpät Abends das Dorf, von dem er ſeinen Namen trägt, erreicht wurde. Am folgenden Morgen beſuchte er ſofort die Kirche, die trotz ihrer Größenverhältniſſe, welche die aller ſie umgebenden Gebäude weit überragen, faſt ganz im Schatten von rieſigen Birnen- und anderen Fruchtbäumen verſteckt liegt. Sie wird heute als Moſchee benutzt, aber von den Moslim ſchlecht in Stand gehalten. Der Grundriß des Hauptgebäudes iſt kreuzförmig; daran ſchließen ſich Anbaue, welche einſt als Capellen oder Wohnungen für Prieſter gedient haben. Das beachtenswertheſte Architekturſtück iſt das Eingangsportal, welches aus ſieben von Säulen und Pilaſtern getragenen Rundbogen beſteht. Eine niedrige Mauer umgiebt das ganze Kloſter; außerhalb derſelben liegen etwa zehn gewölbte, kuppelloſe Capellen zerſtreut, deren eine durch ihre äußere Verzierung Aufmerkſamkeit verdient. Außerdem ſind in dem Orte noch mehrere andere Kirchen vorhanden, welche heute als Scheunen und Futterböden dienen. Vergebens aber ſuchte Deyrolle in und an allen dieſen Gebäuden nach Inſchriften, die ebenſo wie die Wandmalereien, von denen hier und da noch Spuren ſichtbar waren, durch den Fanatismus der Mohammedaner zerſtört worden zu ſein ſcheinen.

Den Vormittag über maß er die Dimenſionen der Hauptkirche und zeichnete ſie von verſchiedenen Seiten. Am Nachmittage ſtieg er wieder in das Thortum-Thal und folgte



Kirche von Chachu in einem Nebenthale des Thortum-ſu.

demſelben nach Norden hinab. Bei Uenzek verengt es ſich zu einer finſtern Schlucht, deren hohe Baſaltfelſen drohend den Fluß überragen. An dieſer Stelle führt der Weg über ein Kilometer weit im Flußbette ſelbſt entlang, und das ſchäumende Waſſer reichte den Pferden bis an die Bruſt. Glücklich wurde die gefährliche Enge überwunden. Jenſeit derſelben wird das Thal breiter; zur Linken thront eine Schloßruine; die ſchroffen Hänge des Gebirges werden ſanfter und ſanfter und der Erdboden verſchwindet unter dem dichten Laube der Baumgärten, welche die Reiſenden zu manchen Umwegen zwingen, ehe ſie das Dorf Oſet erreichen. Daſſelbe war wohlhabend genug, um auf gemeinſame Koſten ein Haus für fremde Gäſte, wie man ſie im weſtlichen Kleinaſien häufiger findet, zu unterhalten und es mit einem gewiſſen Comfort auszuſtatten. Ein ſolches Nachtquartier hat jedoch den Nachtheil für den Reiſenden, daß er bis ſpät Abends nie allein und ſein eigener Herr iſt; denn jeder, der zu des Hauſes Unterhaltung beiträgt, hält ſich auch für befugt zum Eintritt, wenn ein Fremder darin weilt.

Beim nächſten Tagesanbruch ſetzte der Reiſende ſeine Wanderung das Thal abwärts fort. Daſſelbe behält ſeinen Charakter: wo kleine Seitenflüßchen durch enge Schluchten hindurch der Hauptwaſſerader zuſtrömen, liegen die Dörfer im Schatten ausgedehnter Obſtbaumpflanzungen, welche ſich zwiſchen den kahlen, ſonnendurchglühten Bergen wie wahre Oaſen ausnehmen. Das Erreichen eines ſolchen Dorfes, deſſen Einwohner dem Reiſenden ſtets willig Früchte und Milch bringen, iſt jedesmal ein Labſal und eine Erholung nach dem heißen vorangegangenen Marſche. Allmälig wird das Thal breiter und die Berge anſcheinend niedriger; trotzdem bleibt der beſte Weg immer noch das Bett des hier nicht tiefen und über ſeinen Sand dahinſtrömenden Fluſſes. Dann folgen zum Theil überſchwemmte Wieſen und endlich der ſchmale, langgeſtreckte See Thortum-göl, an deſſen öſtlichem Ufer der Reiſende noch einen Kilometer hin ritt, um im Dorfe Iſſa ein Nachtlager zu ſuchen. Ein ſolches fand er in einem Schuppen auf dem Dache eines Hauſes, der zwar allen Winden offen ſtand, aber erfriſchende Kühle und Sicherheit gegen Flohbiſſe verhieß. Zwar waren dafür Stechmücken vorhanden; doch laſſen ſich dieſe leichter durch den Rauch

Digitized by Google

brennenden Miſtes abhalten, und wie die Noth erfinderiſch macht, ſo hatte Deyrolle die Gewohnheit angenommen, in ſolchen Lagen die Gaze ſeines Schmetterlingsnetzes ſich über den Kopf zu ziehen, ein Verfahren, das er allen Reiſenden, denen nichts Beſſeres zu Gebote ſteht, beſtens empfiehlt.

Beim Nachteſſen bemerkte er, daß die Hände ſeines Wirthes und mehrerer Anderen ſchwarz und ſchuppig waren, wagte aber nicht nach dem Grunde zu fragen. Später belehrte ihn ſein Dolmetſcher, daß ſie ganz einfach die — Krätze hatten, welche in Iſſa und einigen Nachbardörfern ſehr verbreitet

Kirche Eoeſchk-Wank.

Portal der Kirche Eoeſchk-Wank.

iſt und gegen welche man mit nur geringem Erfolge nichts als eine Harzmiſchung in Anwendung bringt. Das war nun gerade keine angenehme Ueberraſchung für den Reiſenden, der ſich heimlich verſprach, in Zukunft vor jeder allzu nahen Berührung mit den Leuten ſich zu hüten. Andern Tages miſchte er ihnen eine Salbe aus Talg, Phenſäure und Kampfer, den einzigen drei Ingredienzen, die ihm zu Gebote ſtanden und von einiger Wirkung ſein konnten. Ob

sie geholfen hat, steht nicht fest; wohl aber, daß er die nächsten Tage von einer Menge mit Krätze Behafteter bestürmt wurde, welche ihn um Heilung anflehten.

Issa liegt zwei Kilometer vom See entfernt; diese kurze Strecke wurde noch vor Sonnenaufgang des nächsten Tages bald durchschritten, und der Punkt erreicht, wohin ein Boot bestellt worden war. Es war eines der primitivsten Fahrzeuge, die man sich vorstellen kann: zwei ausgehöhlte Baumstämme waren mittelst starker Querhölzer an einander befestigt und trugen eine Dielung von langen Bohlen; zwei wächtige Ruder ruhten auf großen Tragehölzern und wurden von je einem Manne bedient, der in einem der hohlen Baumstämme stand. Der Bootsherr steuerte das ganze Gefährt mittelst eines schaufelförmigen Ruders.

Selten — sagt Deyrolle — hat er ein herrlicheres Schauspiel gesehen als den See von Thortum im Glanze der aufgehenden Sonne, die schöne langgedehnte Wasserfläche zwischen hohen, schroffen, nackten Bergen, deren gelbe und rothe Tinten in unerhörter Tiefe aus den azurnen Wassern heraufspiegelten. Nur Adler und Falken unterbrachen mit ihrem gellenden Schrei die tiefe Stille, welche über der entzückenden Landschaft schwebte. Langsam glitt das ungefüge Fahrzeug über den stillen See und landete endlich in einer kleinen Bucht, wo die Ruderer ans Land sprangen und aus einem nahen in einer Schlucht versteckten Obstgarten Früchte herbeiholten, während der Reisende am Strande nach Insecten suchte und vergeblich nach den großen Fischen schoß, die sich lustig aus dem Wasser emporschnellten. Als die Bootsleute das sahen, holte einer von ihnen eine kleine lazische Flinte aus dem Boote und legte sich am Ufer platt auf den Bauch. Es dauerte auch nicht lange, bis die durch die ersten Schüsse verscheuchten Fische wieder über der Wasserfläche auftauchten. Da zielte der Mann und schoß und im selben Augenblicke zappelte der etwas hinter den Kiemen getroffene Fisch, eine schöne, dreipfündige Forelle, auf dem Wasser. Es war ein bewundernswerther Schuß; daß er nicht vom Zufall begünstigt gewesen, bewies der Schütze, welcher ihn in der nächsten halben Stunde dreimal wiederholte und stets genau an dieselbe Stelle traf.

Der See ist etwa acht Kilometer lang, eine Entfernung, zu welcher die Ruderer drei Stunden brauchten. Nur ein einziges großes und von Gärten umgebenes Dorf liegt an seinen Ufern. Von den angeblich in Menge vorhandenen Wasservögeln konnte der Naturforscher nur einige Cormorane und Taucher bemerken und erlegen. Am untern, nördlichen Ende des Sees ließ er landen und besuchte den schönen, mehr als 30 Meter hohen und etwa 20 Meter breiten Wasserfall, welchen der Fluß beim Austritt aus dem See bildet. Eine in der Gegend selbst weit verbreitete Sage läßt letztern infolge eines Erdbebens entstanden sein. Deyrolle ist auch geneigt, nach seinem allgemeinen Aussehen, den steilen Felswänden ringsum und seiner stellenweise sehr bedeutenden Tiefe (der armenische Geograph Indschidschean giebt ihm 105 Ellen Tiefe und die An- und Umwohner erklären ihn nach allverbreiteter Sitte für unergründlich) ihm nur ein ziemlich geringes Alter einzuräumen. Bei einer vulcanischen Hebung mag ein Theil des Gebirges in das Thal gestürzt und dasselbe abgesperrt haben; so bildete sich das Wasserbecken, dessen Ueberschuß in jenem Wasserfalle und einer Reihe kleinerer Cascaden weiter zu Thale fließt. Mehrmals übrigens fragten die Bootsleute den Fremden, ob es kein Mittel gebe, den See zu entleeren; denn sie meinten, daß er mehrere Dörfer mit seinen Fluthen bedecke und daß unten Schätze zu finden seien.

Die Heimfahrt verlief ebenso ruhig wie die Thalfahrt, nur daß die Ruderer stärker gegen die ziemlich bedeutende Strömung anzukämpfen hatten und bei dem einzigen Dorfe am Ufer (Chyl der Karten) anlegen mußten, um sich zu verschnaufen. Deyrolle benutzte den Aufenthalt, um nach georgischen Resten zu suchen; er fand auch wirklich eine zerstörte Capelle, aber sie bot kein weiteres Interesse dar. Der Dorfälteste, ein ehrwürdiger Laze mit weißem Barte, setzte ihm treffliche Maulbeeren vor und nahm dafür an dem Forellengerichte Theil; auch er wiederholte die Frage nach der Trockenlegung des Seebodens, den er in fruchtbare Aecker zu verwandeln gedachte.

Am nächsten Tage besuchte Deyrolle die nach Angabe der Einheimischen bedeutendsten Ruinen der Gegend, die von Eoeschk-Wank westlich von Issa. Der Thortum-su wurde dort, wo er in den See mündet, durchfurthet, und dann führte der Weg in ein großes Seitenthal, welches von Westen her rechtwinkelig zu dem Hauptthale sich öffnet. Schon nach einer Stunde wurde das Dorf Eoeschk erreicht; dann verengt sich plötzlich das Thal, biegt scharf nach rechts (Norden) um und windet sich durch riesige Felsmassen hindurch bis zur schönen Kirche Eoeschk-Wank, dem „Kloster", wie es die Mohammedaner einfach nennen. Die dazu verwendeten Steine sind vortrefflich zugerichtet und haben einen schönen gelben und rothen Ton angenommen. Der Grundriß, den Deyrolle aufnahm, hat Kreuzesform; die Kuppel hat wohlthuende Verhältnisse und hebt sich scharf vom Lufthimmel ab. Der schönste Theil des Gebäudes, des bemerkenswerthesten Denkmales georgischer Kunst, dem sich keine Kirche in Transkaukasien und Russisch-Georgien an die Seite stellen darf, ist die südliche Façade. Dabei sind dort noch viele Inschriften erhalten, deren interessonteste sich unter dem kleinen Südportal findet. Ihre Buchstaben waren größerer Deutlichkeit halber innen mit rother Farbe gefüllt. Auch im Innern läuft rings um den Chor eine Inschrift, welche die Frescomalereien auf den Fensterpfeilern zu erklären scheint. In alten Zeiten waren die Wände der Kirche jedenfalls ganz mit Wandgemälden bedeckt.

Am selben Abend noch kehrte Deyrolle nach Issa zurück, am folgenden Tage nach Thortum und am 14. August machte er sich von dort westwärts nach Ispir auf, quer über die Hochebene im Norden des Gebirges Gök Dagh, welches die Thäler des obern Euphrat, des obern Tscharuch und des Thortum-su von einander trennt. Ueber eine Folge kleiner Thäler und Schluchten hinweg erreichte er ein Gebiet ausgedehnter Alpenwiesen, wo zahlreiche schöne Herden weideten. Zur Seite blieben eine ganze Anzahl von Dörfern und ein seit Monaten nicht gesehener Fichtenwald. In Wartans, einem nur von armenischen Hirten bewohnten Dorfe, machte er erst Halt; dasselbe liegt 2800 Meter hoch, so daß es im Schatten dort ziemlich kalt ist. Einige benachbarte Höhen tragen selbst auf der Nordseite noch Schnee. An gut geschützten Stellen sind einige Felder mit Roggen bestellt; aber die Aehren sind noch grün, während man unten im Thortum-Thale schon mitten in der Ernte sich befindet. Auf diesem Plateau entspringen die meisten linken Zuflüsse des Thortum-su, deren Oberläufe er jetzt hier oben überschreitet, nachdem er ihre Mündungen schon früher gesehen. Am zweiten Tage Morgens erreichte er Norschin, das größte Dorf auf der ganzen Hochebene des Giaur-Dagh, der seinen Namen („Berg der Ungläubigen") von den ihn bewohnenden Christen trägt. In Norschin wohnen ausschließlich Katholiken, deren Pfarrer den Reisenden herzlich empfing und zur Nacht bei sich behielt. Derselbe war, eine seltene Ausnahme unter den armenischen Priestern, ein wenig unterrichtet und sprach selbst einige Worte Französisch. Von ihm zuerst erhielt Deyrolle die Nachricht von dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges und von den ersten Nieder-

logen ſeiner Landsleute, ohne derſelben jedoch vollen Glauben beizumeſſen.

Das nächſte Ziel des Reiſenden waren die noch bewohnten Burgtrümmer Fisrik-kale. Der Vormittag verlief ohne ein beſonderes Erlebniß, aber der Nachmittag brachte ein Gewitter von ungewöhnlicher Heftigkeit, welches ihn in ziemlicher Höhe in der Nähe einer ganz mit Schnee bedeckten Bergſpitze überfiel. Zwei Stunden lang ſtrömten Regen und Hagel auf jene hohen nur mit einem feinen kurzen Graſe bedeckten Plateaus herab. Kein Obdach weit und breit, und dabei waren die jungen Armenier, welche den Franzoſen begleiteten, nur mit dünnem Baumwollenſtaffe bekleidet und hatten von den rieſigen Hagelkörnern ſehr zu leiden. Der Pfad ſchlängelte ſich über den ſcharfen Kamm einer Bergkette, welche zwei tiefe Waldthäler von einander trennte; den Weg zu verlaſſen, um ſeitwärts ein Unterkommen zu ſuchen, war unmöglich. Endlich zeigte ſich in der Ferne am Vereinigungspunkte mehrerer Thäler, die nordwärts nach dem Tſcharuch zu ſich ſenken, Fisril-kale, auf dem Gipfel einer iſolirten Felsmaſſe gelegen. Der letzte Theil des Tagesmarſches war noch ſchwierig genug, da man vor Erreichung des Schloſſes erſt bis auf den Grund eines Thales hinabſteigen mußte und der vom Regen erweichte Boden unter den Hufen der Pferde mehrmals nachgab. In der Feſtung ſelbſt fand Deyrolle Unterkunft bei einem alten Lazen, der ihm die Gaſtfreundſchaft anbot.

Dieſer lange Tagemarſch hatte ihn in ein Land gebracht, welches von dem ſoeben Manche lang durchſtreiften ganz verſchieden war. Es iſt ein gewaltſam umgewälztes Gebiet mit üppiger, reicher Alpenflora. Der eben erwähnte ſcharfe Gebirgskamm macht die Grenze: ſüdlich und ſüdöſtlich davon Steppenvegetation, nordwärts der Ritterſporn und Eiſenhut, die Rhododendren, Buchsbäume, Buchen und die rieſigen Tannen des pontiſchen Gebirges, welche eine gute Inſectenausbeute verhießen.

Trümmer einer georgiſchen Kirche.

Weder Fisril-kale noch ſeine Umgegend enthält irgend welche Inſchrift, ſo daß Deyrolle am folgenden Morgen ſeine Reiſe bald fortſetzte. Von nun an ändert ſich die Tracht der Einwohner merklich; denn er befand ſich ganz in Laziſtan. Die weiße Haut und die feinen Haare der Leute bewieſen neben ihrer Kleidung, daß er es jetzt mit Kouloſiern (mittelländiſche Race) zu thun hatte, welche ſich in dieſen abgelegenen, ſchwer zugänglichen Gebirgsthälern bis auf den heutigen Tag unvermiſcht und rein erhalten haben von jenen Tagen an, wo Xenophon ihre Bekanntſchaft machte und ſpäter Procopius von ihnen berichtete. Für die Erhaltung der alten Bevölkerung ſpricht auch ein Umſtand, der in ſeinem ſcharfen Gegenſatz zu den von türkiſcher Zunge eroberten Gebieten ſofort allen Beobachtern aufgefallen iſt, nämlich die faſt vollſtändige Erhaltung der von den alten Autoren überlieferten Namen der Küſtenflüſſe und Hafenorte in der heutigen Volksſprache (C. Ritter's Erdkunde XVIII, S. 929). So hat ſich Sasurmaena als Sürmeneh, Ophius als Of, Rhizus als Riſe, Athenae als Atina, Archabis als Archaweh, Cissa als Kiſſeh, der Hafen Bathys als Batum u. ſ. w. erhalten.

Die Lazen, welche zuſammen mit den Mingreliern, Suanen und Georgiern den geſonderten iberiſchen Sprachſtamm bilden, ſind groß und wohlgewachſen *); ihre eng an den Leib anſchließende Kleidung nimmt ihnen nichts von ihrer Geſchmeidigkeit und Anmuth. Ueber die Frauen vermag Deyrolle nichts zu ſagen; denn ſobald dieſelben ihn von Ferne erblickten, nahmen ſie Reißaus. — An die Stelle des Turbans und Käppchens tritt eine Art wollener Kapuze, deren Zipfel um den Kopf geſchlungen werden, eine ebenſo bequeme wie charakteriſtiſche und elegante Kopfbedeckung. Auf der Bruſt tragen die Lazen ebenſo wie die Georgier oder Gruſier Patronenhülſen aufgenäht, die wie die ganze Kleidung mit ſilbernen und goldenen Borten beſetzt ſind. In dem mit Kupfer eingefaßten Gürtel ſtecken ſtets eine Anzahl Waffen, darunter ein breiter, kurzer Dolch ſtatt des ſonſt üblichen Yatagan. Auch ihre Flinten ſind kürzer als ſonſt.

Von Fisril aus ging es mehrere Stunden lang bergauf und bergab nach dem Dorfe Zogus, welches ganz aus Holzhäuſern beſteht und einen maleriſchen Anblick gewährt. Vergeblich ſuchte er dort einen Führer nach Hiſchen, wo der Koimolom des Diſtricts wohnt, zu bekommen; die Dörfler hielten ihn für einen türkiſchen Beamten und begegneten ihm darum ſchlecht. Er mußte ſich alſo in dem wilden Berglande ſeinen Weg allein ſuchen, was ihm auch ſo ziemlich gelang. Gegen Abend erreichte er das breite, ſchöne Thal des Tſchoruch und erblickte vor ſich auf einem kegelförmigen Ausläufer des Gebirges den Flecken Hiſchen, wo ihn der Koimalam freundlich aufnahm, aber ihm zugleich die Kriegsnachrichten beſtätigte. Dies trieb ihn zu größerer Eile an; in dreiſtündigem Marſche das Tſchoruch-Thal aufwärts erreichte er

*) Dagegen giebt ihnen der Botaniker Prof. K. Koch eine unterſetzte Figur wie den Gruſinern, ein volles, rundes, regelmäßiges Geſicht und eine kleinere Statur, als die Gruſiner beſitzen. Die Haare ſind vorherrſchend hellbraun, oft ſogar blond, aber ſehr ſelten ſchwarz. (Ritter's Erdkunde XVIII, S. 932.)

am 17. August Kofada (1800 Meter hoch), wo sich auf einer mächtigen Felsmasse ein festes Schloß erhebt, das größte weit und breit. Von Inschriften enthält es nur eine einzige arabische bei dem spitzbogigen Eingangsthore. Das jetzt in Trümmern liegende Schloß selbst, welches den Weg durch das obere Tscharuch-Thal vollkommen beherrscht und darum stets von Wichtigkeit war, verdankt seine Erbauung verschiedenen Epochen; neben Spitzbogen und arabischen Bauformen unterscheidet man Reste von Capellen und christlichen Bauten. Von der Spitze eines hohen, halb zerstörten Thurmes hat man eine schöne Rundsicht auf die umliegenden Thäler und ihre zahlreichen an den Bergabhängen liegenden Dörfer; dieser Punkt ist für geographische Aufnahmen sehr geeignet und wurde auch von Deyrolle dazu benutzt.

Am nächsten Tage (18. August) machte er einen großen Tagemarsch. Höher hinauf am Tscharuch werden die Gebirgsformen sanfter und das Thal breiter; an die Stelle der großen Walddäume tritt Eichengebüsch und die Dörfer sind wieder wie in Kurdistan und im Thale von Thortum von großen Obstbaumpflanzungen umgeben. Ein zweistündiger Umweg nach dem Klostergehöfte Surp-Owannes, welches eine berühmte Kirche mit dem kleinen Finger Johannes des Täufers als Reliquie zu besitzen sich rühmt und einst zahlreiche Inschriften aufzuweisen hatte, erwies sich als fruchtlos: die Lazen hatten alle Inschriften völlig zerstört. An diesem Tage wurde in Nörkal übernachtet, am nächsten beim Müdir in Perghitzi (Perghisi), welcher schon einen andern Gast, einen bettelnden Derwisch, beherbergte. Es war das ein starker,

Laze.

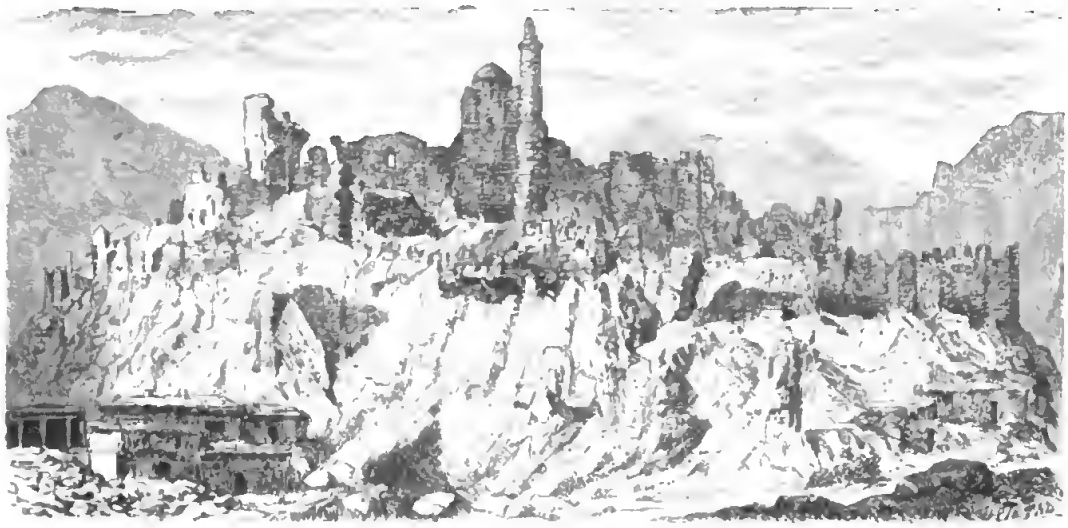
Bettelnder Derwisch.

kräftiger Kerl von etwa vierzig Jahren, mit energischem Gesichtsausdruck, eckigen Zügen, schwarzen Augenbrauen und lang herabwallenden Haaren. Bei Tische zeigte er sich als lustigen Gesellschafter; schon vierzehn Tage pflegte er sich bei dem Müdir, hatte sich aber noch nicht entschieden, wem er weiterhin die Ehre geben würde. „Ich werde gehen, wohin mich der Finger Gottes weist, und beim Armen ebenso gut bleiben wie bei dem Reichen. Ich werde bei ihnen Brot und Salz essen und ihnen dafür das Gebet und das Wort Gottes bringen.“ Doch schien der ehrwürdige Bettler im Ganzen die reichen Häuser vorzuziehen; denn er war, eine seltene Ausnahme unter der Gesellschaft, an Leib und Kleidung sehr reinlich. Das Ziegenfell z. B., das ihm als Bett und Gebetsteppich diente, war von blendender Weiße und Sauberkeit.

Am folgenden Tage erfuhr Deyrolle von einem Zaptieh, daß der Derwisch eine sehr gefürchtete Persönlichkeit sei, weil er der hohen mohammedanischen Geistlichkeit als Spion diene. Mehr als einmal schon hätten es mächtige Beis bitter zu bereuen gehabt, daß sie ihn nicht gut aufgenommen. Beim Weitermarsche wurde ein großes Dorf mit prachtvollen von Früchten überladenen Aprikosenbäumen passirt. Trotzdem es schon Ende August war, gab es noch herrliche Aprikosen; die Einführung dieser Art in Europa würde sich lohnen, da sie es noch in 2000 Meter Höhe, wo strenge und späte Fröste nichts Seltenes sind, zu großer Reife und Süße bringen. — Dann zog der Weg vom Tscharuch ab und führte über Hochebenen nach Boiburt (s. Bd. XXIX, S. 340). Dort aber gestattete ihm der Kaimakam nicht, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und den directen, aber wegen seiner Un-

Digitized by Google

ſicherheit verrufenen Weg nach Sürmeneh (am Schwarzen Meere öſtlich von Trapezunt) einzuſchlagen; denn erſt unlängſt war auf demſelben der franzöſiſche Conſul ausgeplündert worden, was ihm, dem Kaimakam, beinahe ſeine Stelle gekoſtet hätte. Er mußte alſo auf dem Sommerwege, den er ſchon im Frühjahr in umgekehrter Richtung zum Theil zurückgelegt hatte (ſ. Bd. XXIX, S. 341), nach Trapezunt reiſen. Ueber Beſch-kiliſſa (d. i. Fünfkirchen), wo er über-



Das Schloß von Kotaba im obern Thale des Tſcharuch.

nachtete und die Ruinen der fünf Kirchen zeichnete, welche dem Ort den Namen gegeben, und den Chan von Yauli, wo er die zweite Nachtſtation machte, erreichte er am dritten Tage bei Sonnenuntergang Trapezunt. Dort veranlaßten ihn die traurigen Nachrichten vom Kriegsſchauplatze, ſeine Reiſe ſofort abzubrechen und am 25. Auguſt ſchon mit ſeinen Inſchriften und naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen abzureiſen. Am 13. September langte er in Paris an.

Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forſchungen und nach älteren Berichten.

Von **Dr. W. Erman.**

II.

Seinen Ausflug nach Kpando, einem Ort von 2500 Einwohnern, dem Hauptmarktplatz für alle umwohnenden Stämme, wo Straßen von Norden, Nordweſten und von der Küſte ſich vereinigen, beſchreibt Bonnat wie folgt:

„Am Sonnabend, den 19. December, brach ich um 5½ Uhr Morgens auf (vom Lager bei Nkomi) und erreichte Kpando um 8 Uhr, nachdem ich eine Viertelſtunde zuvor einen Hügel paſſirt hatte. Kpando war vor wenigen Jahren noch ein ſehr wichtiger Mittelpunkt des Handels. Jetzt iſt die Stadt nur noch ein Schatten deſſen, was ſie war, da die Aſchanti ſie vollſtändig zerſtörten und die Einwohner theils vertrieben, theils gefangen mit ſich fortführten. Indeſſen beginnt die Stadt ſich wieder zu erheben, da die zerſtreuten Einwohner ſich wieder ſammeln. Ich ſah ſchon 200 bewohnte Häuſer und 500 andere waren im Bau. Das Ganze beſteht aus drei Gruppen oder Weilern. Die Bauart iſt hier etwas abweichend von der mir ſonſt bekannten. Gewöhnlich erhebt ſich in der Mitte eines ſehr großen Hofes ein auf Pfeilern oder Pfoſten ruhendes Grasdach von 30 bis 45 Fuß Länge und 14 bis 18 Fuß Breite. Darunter wird gekocht und die Frauen ſpinnen ihre Baumwolle. Dieſer Platz iſt ſehr ſauber gehalten. Auf den vier Seiten des Hofes befinden ſich lange, enge Bauten, deren einzelne Abtheilungen jede eine Behauſung oder ein Zimmer für ſich bildet, mit beſonderer Oeffnung, die aber ſelten durch eine Thür verſchließbar iſt. Dieſe Zimmer von 6 Fuß im Quadrat dienen als Schlafräume.

Im Hauſe eines Häuptlings wird die eine Seite des Hofraums von einem großen Schuppen eingenommen, der als Verſammlungsort zur Rechtſprechung und zur Verhandlung von Geſchäften dient.

Die Stadt iſt durchaus unregelmäßig angelegt. Es giebt weder Straßen noch Plätze. Jeder baut ſein Haus, wo es ihm gefällt; zwiſchen den Häuſern wächſt Gras. Hier und da ſieht man kleine Thürme von 4 bis 12 Fuß Umfang und 3 bis 6 Fuß Höhe, die, auf Holzklötzen aufgeſtellt, den Erdboden nicht berühren. Sie ſind mit einem kreisrunden Deckel verſchloſſen und haben Aehnlichkeit mit Bienenkörben. Sie dienen als Speicher für den Reis, der das Hauptnahrungsmittel abgiebt, wenn die Yams erſchöpft ſind.

Es war gerade Markt, der nahe bei der Stadt unter großen Bäumen abgehalten wurde, an einem für dieſen Zweck beſtimmten Platz. Ich beſuchte ihn am Nachmittag zweimal. Am meiſten wurde mit Lebensmitteln gehandelt, mit Reis, Yams, ſpaniſchem und gewöhnlichem Pfeffer, Fleiſch und geräuchertem Fiſch. Es waren auch Leute von Ada anweſend, die europäiſche Producte feilboten, z. B. Meſſer und rothe Baumwollfäden, welche die Eingeborenen in ihren Webereien den weißen hinzufügen, Tabak und engliſche Gewebe. Doch war der Umſatz nur mittelmäßig, da die Leute des Landes durch den Krieg verarmt ſind und die als Münze dienenden Kauris ſehr ſelten waren."

Um Frieden zwiſchen den Awume und ihren nördlichen Nachbarn, dem mächtigen Stamm der Nkonjan, zu ſtiften, machte Bannat etwas weiter oberhalb einen andern Abſtecher öſtlich vom Volta in das Gebiet der letzteren:

„Am 2. Januar Nachmittags mache ich einen Ausflug nach Bodokrume am rechten Ufer, von wo man eine weite Ausſicht genießt. Gegen Nordoſten ſieht man den hier geradlinig fließenden Volta über 10 Meilen weit, mit ſeinen ſchroffen von tauſendfarbigen Lianen bedeckten Ufern. Sein Waſſer iſt klar, die Strömung hier nicht ſehr ſtark. Ungefähr 9 bis 10 Meilen öſtlich ſehe ich eine nordſüdlich verlaufende Reihe von ziemlich hohen Bergen. Einer von abgerundeter Geſtalt erhebt ſich iſolirt inmitten der Ebene. Am Fuß dieſer Berge wohnen die Nkonjan in 27 wie es ſcheint bedeutenden Dörfern. Am folgenden Tage breche ich mit Herrn Bonnerman *) und unſeren Leuten in öſtlicher Richtung auf. Unſer Weg führt uns an dem oben erwähnten iſolirten Berge vorbei, und um 10 Uhr erreichen wir das Nkonjan-Dorf Ntumena. Es liegt am Fuß der Berge umgeben von einem Walde von Palmen und von den reichſten Pflanzungen. Da wir die erſten Europäer ſind, die dies Land betreten, ſo iſt die Neugierde der Eingeborenen gewaltig. Sie kommen in Menge herbei, halten ſich aber in reſpectvoller Entfernung. Die meiſten tragen Schurze, einzelne aber, namentlich die jungen Mädchen, entbehren jeglicher Bekleidung. Als Race ſind dieſe Leute vielen anderen Afrikanern überlegen und zeigen große Aehnlichkeit mit den Aſchanti.

In Ntumena angekommen nahmen wir unter einem Baume Platz. Mit Ausnahme von Kpando und Akuamu iſt Ntumena eine der größten Ortſchaften dieſer Gegend. Sie zählt etwa 1200 Einwohner und iſt durch ihre herrliche Lage hart am Gebirge ausgezeichnet. Hier wie in Kpando giebt es keine regelmäßigen Straßen. Die Verſammlungen finden unter weitverzweigten Bäumen mit entblößten Wurzeln ſtatt, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der müßigen Leute. Doch ſah ich unter einigen dieſer Bäume Weber in Thätigkeit, die ihr Schiffchen flink auf ſchmalem Webſtuhl ſpielen ließen.

Die Reis- und Maniokſpeicher ſind hier zahlreicher, ſolider und eleganter als in Kpando. Sie haben die Geſtalt einer Urne mit drei, fünf oder ſieben Füßen, die wiederum auf Steinen ruhen **). Die kleinen und mittleren Urnen haben einen irdenen Deckel, die größeren einen tragbaren Aufſatz aus Stroh.

Lebensmittel ſind hier ſehr billig. Für drei Yamwurzeln bezahlt man 175 Kauri, die ungefähr einen Werth von 12 Centimes repräſentiren."

Auch hier erreichte Bonnat ſeinen Zweck, die Streitigkeiten der Stämme beizulegen, zur Zufriedenheit. Seine Verſicherung, daß er des Handels wegen gekommen ſei, erregte in der feierlichen Zuſammenkunft mit den Häuptlingen die allgemeine Freude der Anweſenden, und man verſicherte ihm, ſo viel Palmöl produciren zu können, wie er nie im Stande ſein würde zu kaufen.

Schwieriger geſtalteten ſich die Verhältniſſe für den Reiſenden, als er das Gebiet des ebenfalls am linken Ufer anſäſſigen Crake-Stammes zu paſſiren hatte, da derſelbe bisher den Tranſithandel zwiſchen Salaga und der Küſte ausſchließlich in Händen hatte und ſomit in Bonnat einen gefährlichen Rivalen ſehen mußte. Doch gelang es ihm, am 23. Januar die Erlaubniß zur Weiterreiſe zu erhalten, die er von hier aus zu Lande am öſtlichen Ufer des Volta fortſetzte, da der Fluß weiterhin nach den Ausſagen der Eingeborenen durchaus unpaſſirbar ſein ſollte.

Ohne weitere Hinderniſſe erreichte Bonnat nun nach Ueberſchreitung des bedeutenden bei ſeiner Mündung in den Volta 120 Meter breiten und ſehr tiefen Fluſſes Daka das Reich Serim oder Ntah, deſſen Haupthandelsſtadt Salaga (oder, was Bannat für die richtigere Form erklärt: Saraha) das Hauptziel ſeiner Reiſe bildete.

Laſſen wir Bonnat wieder ſelbſt das Wort nehmen:

„Freitag, den 28. Januar. Wir brechen früh am Morgen auf und begegnen einem Dutzend Sklavinnen, die von vier mohammedaniſchen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Soldaten escortirt werden. Sie machen Halt und recitiren mir einige Koranverſe.

Um 5 Uhr erreichen wir Crompe, eines der älteſten Dörfer des Landes. Bei der Verwüſtung durch die Aſchanti ſind nur 40 bis 50 Häuſer übrig geblieben, die unter einander durch Mauern verbunden ſind, was dem Dorf ein feſtungartiges Aeußere verleiht, außerdem eine herrliche Banane, in deren Schatten ein mahammedaniſcher Häuptling ſitzt. Wir folgen der Einladung, die Nacht in Crampe zuzubringen, worauf alles herbeieilt um uns zu ſehen. Die Frauen, die ſich vor uns niederwerfen, ſind ganz hübſch und haben ſanfte Augen: aber die Tättowirung, beſonders im Geſicht ſowie an Hals, Bruſt und Armen, wirkt entſtellend. Am Abend haben wir ein Concert mit Sokoda (Büffelhorn), Cymbeln und Tam-tam, dazu Tänze beim Schein eines Grasfeuers.

Sonnabend, den 29. Januar. Um 8 Uhr erblicken wir Peme, die Hauptſtadt von Serim und Reſidenz des Königs von Salaga. Vier aber fünf Krieger kommen uns entgegen und überbringen uns als Geſchenk ihres Fürſten einen großen Topf mit aus Hirſe bereitetem Bier. Dann marſchiren wir in guter Ordnung weiter, nachdem wir unſere Fahnen entfaltet haben. Nach Paſſirung einer langen Reihe Häuſer erreichen wir einen großen mit Gras bewachſenen Platz, an deſſen anderm Ende uns ein großer Häuptling auf Befehl des Königs unter einem Baum erwartet. Er ſitzt

*) Einem an der Expedition Theil nehmenden Kaufmann.

**) Aehnliche Kornſpeicher der Bongo, Niam-niam und der Golo ſind abgebildet bei Schweinfurth, Artes africanae, Taf. VI, XI und XXI (ſ. auch „Globus" XXVIII, S. 259). Er bemerkt zu Taf. VI, Fig. 1: „Solche auf Pfoſten ruhende Speicherbütten ſind im geſammten Centralafrika, ſo weit die Verbreitung der Tropenregen und weißen Ameiſen reicht, im Gebrauch und dienen zum Aufbewahren der Kornvorräthe."

Intereſſant iſt namentlich der Niam-niam-Speicher auf Taf. XI, Fig. 3, an welchem „die vier Pfoſten, welche die Speicherbütte zum Schutz gegen Bodennäſſe und Termiten tragen, durch Anbringung von planconveren Thonringen, die ſie kragenartig umfaſſen, ausgezeichnet ſind. Dieſe Vorkehrung ſoll einem Erklimmen der Pfoſten durch Ratten vorbeugen." Sie findet ſich nicht nur in Nenzumeh wieder, wie Schweinfurth bemerkt, ſondern auch im Wallis, wo zur Abhaltung der Ratten zwiſchen dem Boden des Speichers und den 4 bis 6 Pfoſten, die ihn tragen, je eine runde etwa zollſtarke Steinplatte von etwa 1½ Fuß Durchmeſſer eingefügt iſt. Dieſe Vorrichtung beſchreibt ſchon Sauſſure, Voyages dans les Alpes 1786, Tome 2, p 292.

nach orientaliſcher Weiſe auf über einander geſchichteten Fellen und lehnt ſich, halb liegend, auf ein geſticktes Kiſſen. Er theilt uns mit, daß der König ihn geſandt habe, um die Mittheilungen entgegenzunehmen, die wir zu machen haben. Dies ſetzte uns in Erſtaunen und mißfiel uns zugleich, da daraus zu ſchließen war, daß uns der König nicht in Perſon empfangen wollte, ohne Zweifel infolge der falſchen Gerüchte, welche die Leute von Crake in Umlauf ſetzen. Um ihre Pläne zu durchkreuzen, beſchloß ich, ſo entgegenkommend wie möglich aufzutreten.

Als man mich ausfragen wollte, ſchützte ich Müdigkeit vor und bat um eine Wohnung. Der Häuptling wies mir ein benachbartes Haus an, welches ich aber ablehnte, da ihre Hütten für Europäer bei Tag wie bei Nacht unbewohnbar ſeien, und bat ihn, mir einen Baum zu bezeichnen, unter dem ich mich einrichten könnte. Er ließ mir die Wahl, worauf ich unſer Gepäck unter zwei einen großen Platz beſchattenden Bäumen niederlegen ließ. Bald waren wir von Neugierigen aus der Stadt umringt, die nicht weniger als 6000 Einwohner zählt. Es kamen ſogar namentlich reiche Leute auf ihren arabiſchen Pferden aus Salaga, wohin ſich das Gerücht von unſerer Ankunft verbreitet hatte.

Gegen Abend ließ mir der König einen Gruß entbieten und mir ankündigen, daß er mich am andern Tage öffentlich empfangen werde.

Sonntag, den 30. Januar. Von früh an ſtrömt die Menge aus Salaga herbei, gegen Mittag kommen mehr als 300 Reiter, und endlich um 1 Uhr verkünden mir Boten, daß der König bereit iſt, mich zu empfangen.

In meinem beſten weißen Anzug, begleitet von Herrn Bonnerman und von meinen Leuten, folgte ich den Boten auf einen großen Platz, auf den ſich auch die Reiter begeben hatten.

Ich wurde zuerſt zu der weniger zahlreichen von zwei großen Gruppen geführt, an deren Spitze ſich der Häuptling, mit dem ich geſtern verhandelt hatte, befand. Er iſt eine Art von Unterkönig, dem Peme zur Hälfte gehört. Nach Begrüßung dieſer Gruppe wurden wir zu der andern, zahlreichern, geführt. Ich verbeugte mich vor zwei reich gekleideten Greiſen, die nach orientaliſcher Sitte auf Leoparden- und Löwenfellen kauerten, mit ihren Roſenkränzen in den Händen und umgeben von ihren Frauen und Kindern. Ich wußte nicht, welches der Kôaig war, und wendete mich zu einer dritten Gruppe, in der ich keine hervorragende Perſönlichkeit bemerkte. Und doch befand ſich gerade in ihr, wie ich ſpäter erfuhr, der König.

Nach beendeter Begrüßung wurde ich wieder zur erſten Gruppe geführt, wo zwei Stühle Herrn Bonnerman und mich erwarteten. Wir ließen ſie zu der Hauptgruppe tragen, wo Herr Bonnerman eine vorbereitete Rede verlas, in der er von ſeiner frühern Reiſe, von Codjo-Ade, von dem Widerſtande, den wir in Crake gefunden hatten, ſprach, ohne aber mit einem Worte den Handel als den Zweck unſerer Reiſe zu bezeichnen. Sobald er ſein Accra-Patois beendet hatte, welches der Dolmetſcher in Aſchanti überſetzte, ergriff ich das Wort und ſprach Engliſch. Als ich aber bemerkte, daß der Dolmetſcher meine Gedanken falſch wiedergab (traduttore tradittore), ſprach ich ſelbſt Aſchanti. Ich ſagte, daß ich während meiner Gefangenſchaft bei den Aſchanti die bis dahin den Europäern unbekannte Bedeutung von Saraha kennen gelernt habe. Seitdem habe mich der Wunſch beſeelt, dieſe Stadt kennen zu lernen und in ihr eine Handelsniederlaſſung zu gründen, welche wichtige Beziehungen zwiſchen den Märkten des Innern und den Europäern der Küſte eröffnen ſollte. Ich erwähnte die Hinderniſſe, die ich zu überwinden gehabt hatte, und ſchloß, indem ich mich glücklich ſchätzte, als erſter Europäer dieſe durch ihren Handel berühmte Stadt erreicht und Beziehungen mit ihr angeknüpft zu haben.

Als ich geendet hatte, tauchte aus der Gruppe zur Linken der Kopf eines Greiſes auf, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, weil er gelegen hatte. Jetzt richtete er ſich auf, warf die Kappe ſeines reichen rothen Burnus zurück und ſtützte ſich mit einem Arm auf ein Kiſſen. Es war der König.

Er ließ mir durch ſeinen Dolmetſcher erwidern, daß er ſehr glücklich ſei, mich zu empfangen und meine guten Abſichten zu vernehmen, daß Saraha dem Handel aller Nationen gehöre und ſein Thor bisher nur auf Befehl ihrer Unterdrücker, der Aſchaati, für die Küſte verſchloſſen geweſen ſei, daß er aber an die Verwirklichung meiner Wünſche glaube. Schließlich aber richtete er die Frage an mich, was ich zu thun gedächte, wenn die Aſchanti das Land von Neuem beunruhigen würden.

Ich antwortete, das Vergangene ſei vergangen, in Bezug auf die Zukunft aber müſſe man auf Gott vertrauen. Der arme alte König war in dem Glauben, daß wir gekommen ſeien, um ſeinem Nebenbuhler, dem Häuptling, der uns geſtern empfangen hatte, zu helfen, und ihn ſelbſt zu entthronen. Auch dies beruhte auf einer Intrigue der Leute von Crake. Doch derjenige von unſeren Leuten, den man beſchuldigte, Namens Cruku, leiſtete einen Eid, indem er einen Stein hinter ſich warf, daß er niemals einen ſolchen Plan verfolgt habe. So wurde das Mißtrauen des alten Königs beſeitigt und der Tag war gewonnen.

Salaga und ſein Handel ſowie Centralafrika (!!)*) waren endlich den Europäern erſchloſſen.

Nach Beendigung der Empfangsfeierlichkeit ſandte ich dem König, ſeinem Gegner und dem Chef der Mohammedaner Geſchenke.

Der Kôaig ließ mir ſeinen Dank ſagen, die beiden anderen kamen in Perſon, der Chef der Mohammedaner auf ſeinem mit Amuleten behängten Pferde, das ſeltſame Decken trug. Kurz darauf kam ein Bote vom König in vollem Schrecken, um mir mitzutheilen, daß ein anderer Weißer auf dem Wege von Aſchanti her ſich nähere, und um mich zu fragen, was ich davon wiſſe. Ich gab zur Antwort, daß der Gouverneur der Küſte von ſeiner Abſicht geſprochen habe nach Salaga zu gehen, daß ich aber bezweifelte, daß er der Ankömmling ſei. Auf jeden Fall aber könne ich eidlich verſichern, daß dieſer Europäer nur mit guten Abſichten komme.

Obgleich der Nachmittag ſchon vorgerückt war, beſchloſſen Herr Bonnerman und ich, einen Ausflug nach Salaga zu machen. Einen Augenblick ſpäter befanden wir uns auf dem Wege, in unſeren Hängematten und gefolgt von unſeren Leuten. Zehn Minuten ſpäter erblickten wir Salaga, das ſich in einer breiten Vertiefung der Ebene erſtreckt.

Die Tauſende von Hütten bilden eine große, zuſammenhängende Reihe von über $1\frac{1}{2}$ Kilometer Länge **).

Große Bäume erheben ſich hier und da über den Wohnungen. Unſere Leute waren begeiſtert von dieſem Anblick, unſere Träger liefen mehr als ſie gingen. Wir kamen an zahlreichen Herden von Ziegen, Kühen, Schafen, Eſeln und Pferden vorbei und bald erreichten wir die erſten Hütten. Die Menge, die auf unſerm Weg zuſammenſtrömte, war ſo groß, daß wir zu Fuß weitergehen mußten. Am Ende des Marktplatzes erfuhren wir, daß der angekündigte Europäer angekommen ſei und unter einem Baum Platz genommen habe. „Wenn es Goldsbury wäre?“ ſagte Herr Bonnerman.

*) Dieſe kolloſſale Großſprecherei ſticht auffallend gegen den im Ganzen nüchternen Ton des Tagebuches ab.

**) Die Stadt hat nach Bonnat's Schätzung 15,000 bis 18,000 Einwohner, vor dem Aſchanti-Kriege 40,000 bis 45,000.

(Herr Goldsbury iſt der Commandant von Accra.) In der That war er es, den wir voll Ueberraſchung begrüßten. Ich erfuhr am folgenden Tage, daß er in Uſuta von unſerer Anweſenheit am obern Volta gehört hatte. Darauf war er mit Zurücklaſſung ſeines Gepäcks, ſeines Betts, ſeiner Diener in acht forcirten Tagemärſchen herbeigeeilt, um vor uns einzutreffen; kam aber 48 Stunden zu ſpät. So war denn die Erwiderung meiner herzlichen Begrüßung eine etwas kühle."

Die Abſicht des engliſchen Gouverneurs bei ſeiner Reiſe nach Salaga iſt, eine Handelsverbindung mit der Küſte und zwar auf dem Landwege am linken Volta-Ufer zu eröffnen, die Aſchanti aber ganz von dem Markte in Salaga auszuſchließen. Die an den folgenden Tagen geführten diesbezüglichen Verhandlungen mit den Häuptlingen des Landes und den gerade anweſenden Karawanenführern aus dem Norden*) ergaben die Geneigtheit derſelben, auf die Pläne des Engländers einzugehen: nur wurde von beiden Seiten eingewarfen, daß die Bedeutung des Marktes von Salaga weſentlich auf den bisher von den Aſchaati gelieferten Kola-Nüſſen beruht habe **). Goldsbury ſuchte ſie darüber zu beruhigen, indem er ſie verſicherte, daß dieſer wichtige Artikel auch auf dem neuen Wege bezogen werden könne.

Für Bannat ergab ſich nach kurzem Aufenthalt, daß ſich ſeine Waaren durch den umſtändlichen Landtransport von Crake aus für den Markt von Salaga zu theuer ſtellten. Er beſchloß daher, von der Hand auf weiteres Vordringen nach Norden und Nordoſten zu verzichten, um zunächſt den Zuſtand des Volta oberhalb Crake aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, und, wenn es irgend möglich wäre, den Fluß auch auf dieſer Strecke zum Transport ſeiner Waaren zu benutzen.

Der Salaga am nächſten gelegene Ort am Volta iſt das eine Tagereiſe entfernte Yegiy, wo die Straße nach Kumaſſi den Fluß überſchreitet. Während Goldsbury und Bannermann den Landweg nach Crake einſchlugen, begab ſich Bannat am 4. Februar nach Yegiy, von wo er trotz des Abmahnens der Einwohner am folgenden Tage mit drei Canoes den Weg ſtromab einſchlug. Nach Ueberwindung mehrerer nach der Ausſage der Eingeborenen nie zuvor paſſirter, allerdings ſchwieriger Stromſchnellen kam er am 8. glücklich in Crake an. Unterwegs erfuhr er von einem weitgereiſten Sklaven in Akane, daß der Volta weit im Innern entſpringt und ſich 2 bis 3 Tagereiſen oberhalb Yegiy aus zwei Armen vereinigt. Nach kurzem Aufenthalt in Crake kehrte Bannat, diesmal mit beladenem größern Kahn, nach Yegiy zurück, wo er zur Ueberraſchung der Einwohner am 15. Februar eintraf. Die eine Stromſchnelle mußte allerdings bei dieſer Fahrt ſtromauf umgangen, der Kahn mit vieler Mühe über Land gezogen werden.

Auch diesmal nöthigte Bannat das Ausbleiben von Vorräthen nach kurzem Verweilen, Salaga unter Zurücklaſſung eines Freundes wieder zu verlaſſen, und zuerſt nach Akani, dann ſogar an die Küſte zurückzukehren. Differenzen mit dem Liverpooler Hauſe, mit deſſen Unterſtützung er ſeine Expedition ins Werk geſetzt hatte, zwangen ihn, ſeine erfolgreich begonnenen Unternehmungen vorläufig zu unterbrechen, und ſich zur Ordnung dieſer Geſchäftsangelegenheiten im April nach England einzuſchiffen.

Hoffentlich iſt es ihm vergönnt, ſeine für die Erſchließung dieſer intereſſanten Gebiete ſo wichtigen Unternehmungen in Kurzem wieder aufzunehmen.

Die im „Explarateur" (Bal. 3, S. 666 bis 667) mitgetheilte Karte Bannat's *) entbehrt leider nicht nur des Gradnetzes, ſondern ſogar des Maßſtabes und der Orientirung. Leitet man ſich dieſe zum Verſtändniß des Kartenbildes unerläßlichen Elemente aus dem Vergleich älterer Karten ab, ein Verfahren, das natürlich nur annähernde Reſultate ergeben kann, ſo ergiebt ſich die Lage von Salaga ungefähr zu 8° 40′ nördl. Br. und 0° 45′ weſtl. L. v. Gr.

In Bezug auf die für die Befahrung des Volta ſo hinderlichen Stromſchnellen enthält die Karte die wichtige Notiz, daß ſelbſt die bedeutendſten, die von Medica und Labalie, während des Hochwaſſers von jedem Dampfer paſſirt werden können. Daſſelbe bewirke ein Steigen des Fluſſes bei den erſteren von 30, bei den letzteren von 50 Fuß. Beſtätigt ſich dieſe Anſicht, ſo würde dadurch der Werth des Volta als Handelsſtraße natürlich weſentlich erhöht. Die Zeit des Hochwaſſers fällt nach Bannat für Medica in die Monate Auguſt, September und Anfang October, für Labalie aber, weiter oberhalb, was kaum begreiflich iſt, ſpäter, nämlich in die Monate September und October. Auch mit den früheren Berichten vereinigen ſich dieſe Zeitangaben nicht. Römer (a. a. O. S. 246) kam zu dem Schluſſe, daß der Volta ſeine Quellen weit im Innern haben müſſe, in Gebieten, die ganz andere Regenzeiten haben als die ganze weſtliche Küſte, auf Grund der Beobachtung, daß, während alle anderen Flüſſe der Küſte in den Regenmonaten Mai und September am ſtärkſten ſeien, der Volta in denſelben kein erhebliches Anwachſen zeige. Dagegen ſchwelle er regelmäßig gerade zur Zeit der größten Dürre, mitten im November, ſtark an und ſetze die Niederungen weit umher unter Waſſer. Nach Iſert (a. a. O. S. 118) iſt der Waſſerſtand in den Monaten Mai bis December höher als in den übrigen, am höchſten aber im Juli und Auguſt.

Die Löſung dieſer Widerſprüche muß ſpäterer Beobachtung vorbehalten bleiben und wird gewiß bei dem praktiſchen Intereſſe, das die Sache hat, nicht lange auf ſich warten laſſen.

---

*) Bonnat nennt die Stämme der Moſſas und der Maſſees. Erſtere ſind wohl die Moſſi oder More Barth's und die Moſi bei Ramſeyer und Kühne.

**) Zur Beſtätigung und Erläuterung mag dienen, was Ramſeyer und Kühne 1873 bis 1874 in Kumaſſi über Salaga und den dortigen Handelsverkehr in Erfahrung brachten (a. a. O. S. 290):

„Aſante hat das Monopol des großen Marktes von Salaga (Saraba), ſofern wenigſtens kein anderes Volk der Küſte ſich dahin zu begeben wagt. — Dahin gehen nun das ganze Jahr Karawanen mit europäiſchen Waaren: Tücher und Zeuge, Metall- und Glasfabrikate, Salz und beſonders die Kola-Nuß (auch Goro, Sterculia acuminata), die in den Aſantewäldern ſo reichlich wächſt und von den Mohammedanern des Nordens faſt als eine heilige Frucht aufgekauft wird; man kaut ſie, da dann der herbe Geſchmack bald einem ſüßen weicht, welcher das Trinken auch ſchlechten Waſſers angenehmer macht. Dieſe tauſcht man aus gegen die Landesprodukte: Vegetabiliſche Butter (mit der jeder Neger ſich nach dem Bade beſchmiert), einheimiſche Stoffe, Baumwollgarn, Sandalen und anderes Lederwerk, afrikaniſches Glas, Körbe, Hute, Hacken und Beile von einheimiſchem Eiſen, Tabak zu Kugeln geſtampft und geballt oder in Stickform getreckt u. ſ. w., allerhand Krim- und Grosvich und beſonders Sklaven. Letztere werden von Karawanen aus „Moſſi" (im Norden des Königgebirges) und „Mariwa" (Hauſa) gebracht, welche wohl zwei Monate unterwegs ſind, ehe ſie Salaga erreichen. — Auf dem Markt wird zwar Goldſtaub angenommen, doch bilden Kaurimuſcheln die gangbare Münze. Letztere haben dort einen hohen Werth; mit 15,000, die an der Küſte etwa 10 bis 11 Mark gelten, kann man einen prächtigen Ochſen kaufen; ein Schaf koſtet 1000 bis 2000 Kauris; ein Sklave 36,000 bis 70,000. Die Laſt Kola-Nüſſe wird dort um 12,000 Kauris verkauft, daher ein Aſante mit drei oder vier ſolcher Laſten, die er zu Hauſe leicht ſammeln kann, in Salaga einen Sklaven zu erhandeln vermag."

*) Er erwähnt in ſeinem Tagebuch zweimal, daß er während der Fahrt den Lauf des Fluſſes aufnimmt, ohne aber die Hülfsmittel, deren er ſich bei dieſer Arbeit bedient, zu nennen.

Die Uferſtaaten des Perſiſchen Golfs.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

5. Perſiens Verwaltung macht den dort wohnenden Engländern den Eindruck, „als wenn die Herrſchaft des Schah mit dem Ablaufe der Steuerpachtjahre zu Ende ginge.“ Nach dem Frieden von Turkmantſchai (1828) ſucht Perſien durch erhöhte Einnahmen aus den Küſtenländern des Perſiſchen Golfes die Mittel zur Deckung ſeiner Verluſte gegen die Ruſſen zu gewinnen. Hier wiegen je näher dem innern Schluſſe des Golfes deſto mehr Araber vor; allein in der Nordweſtecke des Golfes ſitzen an 350,000 vom Tſchaab-Stamme, deſſen Dörfer erſt öſtlich von Hindian in größeren Zwiſchenräumen auftreten. Dieſe Tſchaab zeigen alle Abſtufungen vom wegelagernden Beduinen, ſtets bereit über ſeine Beute herzufallen, bis zum ſeßhaften Ackerbauer und dem verſchmitzten Handelsherrn, der außer Land geht. Noch heute ſtehen die Tſchaab unter ihren eigenen Stammesoberhäuptern, aber ihre Gerichtsbarkeit iſt beſchnitten, der Steuerbeamte von Schuſchter zur Einkaſſirung von hohen Abgaben berechtigt und dabei noch ihr Land künſtlich verſumpft; um die Stämme, deren 12 größere Abtheilungen gezählt werden, zu vereinzeln und den leichten Zugang vom Meere zum Hochland auf den ihr Gebiet durchſchneidenden bis zum Gebirge ſchiffbaren Flüſſen zu beſeitigen, wurden zur Verſumpfung der bis dahin fruchtbaren Ufer Dämme an den Mündungen der Küſtenflüſſe aufgeführt. Neuerdings fallen jedoch dem äußerſten Winkel des Golfes günſtigere Verhältniſſe dämmern; nicht wenig trägt dazu die Thatkraft des arabiſchen Scheich zu Mohammerah bei, eines jugendlichen Greiſes von 93 Jahren, „deſſen eifrige Bemühungen, die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen zu fördern, einen wohlthuenden Gegenſatz bilden zu der dummen Gleichgültigkeit gegen jeglichen Fortſchritt, der ſonſt orientaliſche Herrſcher kennzeichnet“ (E. C. Raß). Seit Langem ſchon verheißt die perſiſche Regierung, den bei Mohammerah mündenden Karun-Fluß zu reguliren und hierdurch eine ſelbſt für Dampfer fahrbare Waſſerſtraße bis in die Nähe von Schuſchter zu ſchaffen, aber der Anfang ließ auf ſich warten; jetzt intereſſirt ſich Dr. Thalozan, der Leibarzt des Schah, für dieſes Project, und, angezogen durch die geordneten Verhältniſſe an der Mündung, ſollen Franzoſen dem Schah die nöthigen Summen zur endlichen Durchführung des Projectes zur Verfügung geſtellt haben.

Die Schrecken der Hungersnoth von 1871 bis 1872 erweiſen ſich jetzt zu nicht geringem Theile veranlaßt durch die unverſtändige Geldſucht der perſiſchen Regierung, welche den Schah zu dem Befehl veranlaßte, alles taugliche Land mit Mohn zu beſtellen; hierdurch verödeten einſtige Kornkammern des Landes. In geringer Ausdehnung war Opium von jeher überall im Südweſten des Reiches hergeſtellt worden, ſpäter wurde Jezd Mittelpunkt dieſer Cultur und um den Beginn der ſechsziger Jahre nahmen die Engländer zum erſten Male wahr, daß nennenswerthe Mengen perſiſchen Opiums über Batavia und Singapur von der indiſchen Malabarküſte aus, wohin ſie beim Nordoſtmonſun durch Fahrzeuge arabiſcher Seeleute gebracht wurden, ihren Weg nach China fanden. Anfangs glaubte die indiſche Regierung, ihren Concurrenten durch das Verbot, perſiſches Opium in indiſchen Häfen nach China zu verladen, aus dem Felde ſchlagen zu können; der Verſuch ſchlug aber durchaus fehl. Seit der Eröffnung des Suezcanals wird Opium in den Poſtdampfern bis Suez geliefert und von dort direct nach China verladen; neuerdings geht ein Drittheil der Ernte nach London, da ihm die Droguiſten für Arzneien wegen ſeines ſtärkern Morphiumgehaltes den Vorzug vor dem indiſchen Product geben. Die Geſammtproduction Perſiens an Opium beträgt etwas über 2000 Kiſten zu je 70 Kila oder ein Dreißigſtel der Production Oſtindiens; Schah, Beamte und Händler erzielen beim Handel damit hohen Gewinn *).

Gang und Ausſichten für den Exporthandel zur See ſind in Perſien ſehr ſchlecht. „Unſere Klagen über Bedrückung engliſcher Händler muß ich für dieſes Jahr (1875) mit noch größerer Berechtigung wiederholen. Ein Heuſchreckenſchwarm oder ungewöhnlich lange ſchönes Wetter ermächtigen den Hafengouverneur, die Ausfuhr von Getreide zu verbieten; mehr als einmal wurde davon Gebrauch gemacht, wenn für ein engliſches Schiff Aufkäufe gemacht und zum Verladen bereit waren. Ein Douceur wird aber das Verbot regelmäßig rückgängig machen, denn beſtechlich und bereit, den Vortheil ſeiner Allgewalt auszunutzen, iſt jeder perſiſche Beamte. Die Gefahr der Beraubung von Karawanen iſt in etwas verringert, aber die Erwartungen, die ſich an die europäiſche Reiſe des Schah und an die Conceſſionen an europäiſche Unternehmer, wie Baron Reuter, in Bezug auf Wegverbeſſerungen knüpften, erfüllten ſich in keiner Weiſe. Der Handel ging gegen die Vorjahre bedeutend zurück und würde noch mehr gefallen ſein, wenn es nicht unſerm Geſandten gelungen wäre, gegen Ende des Jahres den Schah zur Zurücknahme des Ausfuhrverbotes für Opium und Getreide zu beſtimmen. Man ſieht wohl lange Karawanen in das Innere abgehen, und hört man die Schellen der Maulthiere und Eſel, ſo erwartet man einen ſtarken Transport; wegen der ſchlechten Gebirgswege können die Thiere aber nicht hoch bepackt werden, ſelbſt eine große Karawane bewältigt kaum eine einzige Schiffsladung. Jetzt kann man in Indien von Karatſchi an der Indus-Mündung mehr Kameele abgehen ſehen, obwohl es mit den Indusländern durch eine Eiſenbahn verbunden iſt, als auf dem ganzen Landwege zwiſchen der ruſſiſchen und indiſch-afghaniſchen Grenze.“ Unter den Hafenarten weiſt Buſchir noch immer den größten Umſatz auf; aber es kann nicht wundern, daß der Werth aller ein- und ausgeführten Waaren von 17 Millionen Mark im Jahre 1873 auf 13 Millionen Mark 1874 herabging, wenn beigefügt wird: „Der letzte indiſche Baniya-Händler hat Buſchir verlaſſen; ein Baniya wird jede Tyrannei, jeden Schmerz erdulden, jedes Mißgeſchick ertragen, dauernden Geſchäftsverluſt ausgenommen; wo immer dieſes Unglück eintritt, da zieht der Baniya ab, wie er es in Buſchir that.“ Dem ausländiſchen Handel würde am beſten Bender Abbas zuſagen; Teheran liegt zwar entfernter als von Buſchir, dagegen Jezd näher, deſſen Kaufleute die wohlhabendſten und unternehmendſten in ganz Perſien genannt werden. Hafengebühren und ſtädtiſche Abgaben ſind mäßig und, was ſehr wichtig, der Sultan von Maskat iſt engliſchem Einfluſſe viel zugänglicher als der Schah und

*) Nähere Nachweiſe giebt G. Lucas: Memorandum on the cultivation and exportation of opium in Persia, im Jahresbericht der Persian Gulf Agency für 1874/75 (Calcutta 1875).

ſeine Beamte. „Es iſt aber ſehr gewagt, über die Zukunft des Handels ein Urtheil zu fällen oder beſtimmte Schritte vorzuſchlagen, welche eine Wegrichtung vor der andern in Aufnahme bringen müßten, ſo lange es in der Willkür unberechenbarer Beamte des Nachbarſtaates ſteht, mit einem Federſtriche eine Linie zu ruiniren und die Benutzung einer andern wenn auch weniger gewinnreichen anzubefehlen.“

In Beſeitigung der alten Mißſtände in der Verwaltung hat die europäiſche Reiſe des Schah gleichfalls ſehr wenig Fortſchritte gebracht. In allen größeren Städten ſind ſchon ſeit längerer Zeit Käſtchen aufgeſtellt zur Sammlung von Beſchwerden gegen Uebergriffe von Beamten; das Volk belegt dieſe Käſtchen mit dem Namen „Käſtchen der Gerechtigkeit“, aber ſelbſt in den Hafenſtädten werden Einleger ganz ungeſcheut mit Stöcken fortgetrieben, um kein unliebſames Actenſtück vor den Schah kommen zu laſſen, an welchen der Inhalt der Käſtchen perſönlich zu ſchicken iſt. Sehr hemmend wirken auch die Umwälzungen in Conſtantinopel; ſo wurde der erſt in dieſem Frühjahre mit ſo großem Gepränge ins Leben getretene Staatsrath (Medſchliſſi-ſchura) ſo gut wie beſeitigt, da der Schah, ſichtlich aus Furcht, durch die Geſammtheit ſeiner oberſten Räthe in gleicher Weiſe vom Throne geſtoßen zu werden wie Abdul Aziz, beſtimmt hat, daß jeweils nur vier Mitglieder des Senats zuſammentreten dürfen, und die übrigen bis auf Weiteres ihrer Geſchäfte entband. Man begreift, daß die Regierung dem vermehrten Zuzug von fremden Kaufleuten und Technikern Hinderniſſe bereitet, wenn ſchon unter dem bisherigen beſchränkten Verkehr mit Ruſſiſch- und Engliſch-Aſien unter den Einſichtsvolleren die Erkenntniß ſich verbreitet, daß der beſtehenden Mißwirthſchaft nur ein europäiſches Regiment abzuhelfen im Stande iſt. So antwortete dem engliſchen Reſidenten ein Kaufmann auf die Frage, wie es denn komme, daß jetzt dem Lande kein Nadirſchah als Herrſcher und Führer entſtehe: „An Abenteurern fehlt es uns nicht, aber die Leute ſind keine Laſtthiere mehr oder ſo blind wie damals; ſie reiſen und erhalten von den Karawanen aus Indien und Rußland Aufklärung über den Zuſtand in dieſen Ländern. Einem modernen Dſchingis-chan oder Nadir-ſchah würden meine Landsleute heute nicht folgen; würde aber ein Sahid (d. i. ein europäiſcher Gebieter) kommen und ſie zum Beſſern führen, und würde der Sahid uns entſprechend bezahlen, denn ohne Lohn arbeitet heute Niemand eifrig, ſo würde er mein Vaterland blühender machen als es je in der Zeit der alten Eroberer war.“

6. Englands Machtſtellung im Golf. In das Jahr 1639 fällt die Gründung einer engliſchen Factorei in Basra; zu den Paſchas in Bagdad wurden Beziehungen angeknüpft ohne Rückſicht auf ihr Verhältniß zu Conſtantinopel, aber es dauerte bis 1759, ehe der Paſcha, bis 1764, ehe die Hohe Pforte die Factorei anerkannte und einen Conſul zuließ. 1802 konnte ein weiterer Conſul in Bagdad ſein Amt antreten, von 1812 datirt mit dem Sitz in Bagdad die Errichtung einer „politiſchen Agentur in Türkiſch-Arabien“. Der Handel konnte ſich jedoch unter der Selbſtſucht und Herrſchſüchtigkeit der Paſchas nicht heben; 1821 belagerte Daud Paſcha ſogar das engliſche Amtsgebäude, ließ die Inwahner zwar ſchließlich ſich auf die Schiffe zurückziehen, aber es bedurfte eines eigenen Vertrages mit ihm, in welchem er als Hoheit angeſprochen wird, bis die Engländer ſich wieder eines Vertreters in Bagdad erfreuen konnten. Von nun an wagt ſich kein Paſcha mehr an die engliſchen Agenten.

In Perſien erwirkte der unternehmende Sir Anthony Sherley ſeinen Landsleuten und allen Chriſten ſchon 1612 von Schah Abbas die Erlaubniß zu handeln, und ſollte für dieſen Monarchen als ſein Geſandter ſogar eine Allianz der europäiſchen Mächte zur Vernichtung der Türken zu Stande bringen. Dieſe Bewilligung hatte jedoch praktiſch keine Folgen, ſelbſt die Factorei in Bender Abbas wurde 1761 aufgegeben, und erſt 1801 gelang den Engländern der Abſchluß eines neuen Vertrages, welcher jedoch Perſien wieder nur auf dem Papier aufſchlaß. Es folgte jetzt eine Zeit grober Mißgriffe in der engliſchen Politik gegen Perſien, über welche ſelbſt im Vorwort der amtlichen Sammlung der indiſch-perſiſchen Staatsverträge ein bitteres Urtheil gefällt wird. Die Einfälle perſiſcher und afghaniſcher Herrſcher in das Pandſchab mit Raubzügen bis Dehli nach in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten in Indien die Befürchtung wachgerufen, dieſes ſei der Gefahr ausgeſetzt, zeitweiſe immer wieder von Weſten her Verheerungen durch Schwärme beutelüſtiger Nomaden ausgeſetzt zu ſein; die indiſchen diplomatiſchen Agenten wurden deshalb angewieſen, Perſien mit ſeinem Kern arbeitswilliger ſeßhafter Bevölkerung durch feſte Allianzen an engliſche Intereſſen zu ketten. Unſeligerweiſe ordneten jedoch in der Zeit, als Napoleon I. zur Ermöglichung eines Einfalles in Indien von der Landſeite her um Perſiens Freundſchaft buhlte, der Generalgouverneur der Oſtindiſchen Compagnie und das engliſche auswärtige Amt gleichzeitig beſondere Geſandte an den Hof zu Teheran ab. Durch ihre Inſtructionen gebunden, arbeiteten dieſe ſich entgegen ſtatt in die Hand, und machten die engliſche Nation in der kritiſchen Zeit bei den Perſern geradezu lächerlich. Noch unrühmlicher endete zwar die 1807 mit ſo hochfliegenden Plänen und Entwürfen eingeleitete franzöſiſche Miſſion, deren Geſandter beim Abzug aus Teheran (April 1809) als Urſache der herrſchenden Cholera angeſehen und wie die Peſt gemieden wurde, ja aus Aberglauben kaum Thiere zum Forttransport ſeiner Effecten bekommen konnte. Aber um nur einigermaßen zu Anſehen zu gelangen, bewilligte dann England 1814 Perſien eine jährliche Subſidie von 1·8 Millionen Mark. Dieſe Beſtimmung erwies ſich als eine ſolche Quelle von Verdrießlichkeiten, daß England die Verlegenheiten Perſiens in deſſen unklugem Kriege gegen Rußland um ſeine Beſitzrechte in Transkaukaſien zur Beſeitigung dieſes Vertrages benutzte. Hiermit waren auch die anderen Beſtimmungen des Vertrages weggefallen, und vom Heimathlande erging nach Indien der Befehl, einen neuen Vertrag mit Perſien zu Stande zu bringen. Dieſe Uebertragung der Verhandlungen an die Oſtindiſche Compagnie erwies ſich als ein großer Fehler; der Schah erblickte darin eine Rangerniedrigung und lehnte jede Vereinbarung mit den Räthen der Compagnie mit um ſo größerm Rechte ab, als die Schiffe der Compagnie ſeit 1819 gegen Seeräuber ohne alle Achtung perſiſchen Gebietes und ſeiner Angehörigen einſchritten, und der Schah genöthigt worden war, gegen ſolche Behandlung Schutz in London zu ſuchen. Die vorübergehende Beſetzung der Inſel Charak vor Buſchir 1837 aus Anlaß der Belagerung Herats durch die Perſer machte dieſe noch mißtrauiſcher; erſt 1841 wurde endlich der noch geltende Handelsvertrag eingegangen, der auf dem Grundſatze der Einräumung der Vortheile der am meiſten begünſtigten Nationen beruhte und den engliſch-indiſchen Unterthanen nach einem vollen Vierteljahrhundert wieder rechtlichen Schutz ſicherte. Von nun an werden ſelbſt ſo ſchwierige Forderungen wie 1848 das Durchſuchungsrecht perſiſcher Schiffe auf afrikaniſche Sklaven, 1857 der Vertrag von Paris wegen des perſiſchen Vorgehens gegen Herat, 1863 der Vertrag wegen des indo-europäiſchen Telegraphen durchgeſetzt. 1870 beſtand ſodann der Pariſer Vertrag die Feuerprobe, da Perſien England, wie es in dieſem Vertrage vorgeſehen iſt, zum Schiedsrichter berief behufs Feſtſetzung ſeiner Grenze gegen Seiſtan, das es der Beherrſchung von Afghaniſtan wie Kelat gewaltſam entriſſen hatte. Ueberaus empfindlich bleibt Perſien dagegen gegen jeden Verſuch der Fremden, Eigenthum an ſeiner Küſte zu erwerben; erſt in den letzten Jahren wurde

England auf der Weſtſpitze der an Maskat verpachteten Inſel Kiſchm die Erbauung der engliſchen Station Baſſidor und ihre Belegung mit einer kleinen Abtheilung indiſcher Infanterie möglich; demnächſt bevorſtehen ſoll die Errichtung einer weitern Kahlen- und Marineſtation auf der Inſel Charak vor Buſchir.

Gegenüber den Seeuferſtaaten der Araber und Maskat mußten die Anſtrengungen der Engländer zunächſt auf Einſtellung ihrer Seefehden gerichtet ſein, welchen regelmäßig alle Handelsſchiffe zum Opfer fielen, die in das Fahrwaſſer der Streitenden geriethen. Verträge von 1798 und 1800 ſicherten in Maskat die Zulaſſung britiſcher Reſidenten, die nun über die Nachbarn eifrig Nachrichten einzogen. 1805 fühlten ſodann die Dſchuaſimi zum erſten Male die engliſche Uebermacht infolge der Beraubung zweier engliſcher Schiffe und grauſamer Behandlung der Bemannung; 1806 gehen dieſe als die Erſten die Verpflichtung ein, der Angriffe auf engliſche Schiffe ſich zu enthalten. Der Barſtaß der Wahabiten aus dem Innern Arabiens gegen die ganze Küſte ſtellte den Vertrag wieder in Frage; England ſah ſich ſogar zur vorübergehenden Beſetzung verſchiedener Küſtenpunkte genöthigt, und erſt 1814 konnte der Vertrag wieder erneuert werden, aber mit dem für die fremde Schifffahrt ſehr mißlichen Zuſatze, daß die Dſchuaſimi mit ihren arabiſchen Nachbarn jederzeit zu Land wie See im Streit liegen dürfen. Nun folgen Verträge über Beſeitigung des Sklavenhandels; anfänglich begnügtr man ſich dem Sklavenraub Einhalt zu thun, duldete aber noch Sklaven führende Schiffe. Aber zwiſchen 1838 und 1847 gelingt dann die vollſtändige Unterdrückung des Sklavenhandels, welchem alle Fürſten zu entſagen ſich verpflichten unter Einräumung des Durchſuchungsrechtes an engliſche Kriegsſchiffe. Ihren Abſchluß fanden dieſe Verhandlungen dann im laufenden Jahre durch die neue Parlamentsacte vom 27. Auguſt 1876 *). Noch folgenreicher für den Seefrieden waren die Verhandlungen, welche neben Abſchaffung des Sklavenhandels wirkſam alle Fehde zur See abſchafften; zuerſt 1835, dann wiederholt verlängert und 1853 für ewige Zeiten eingegangen, beſteht jetzt für alle Bewohner der arabiſchen Seeufer die Verpflichtung, unter ſich keinen Krieg zur See zu führen, in ſo lange als die Engländer ſich nicht in ihre Händel zu Land miſchen.

Zur Ausführung dieſer verſchiedenen Beſtimmungen und zur Ueberwachung unterhält die engliſche Regierung einen Reſidenten in Buſchir und Agenten in Baſſidar (wa ein Indier den Paſten inne hat), in Lindſcha und Bahrein. Eine Corvette und vier Kanonenboote verſehen ſtändig den Wachtdienſt und im Bedürfnißfalle werden noch Schiffe der indiſchen Marine beigezogen. Die Beamten in Türkiſch-Arabien (Baa, Basra und Bagdad) bilden mit ihrem Perſonal den Beſtand einer beſondern, Landon, nicht Calcutta unterſtellten Agentur. Seit 1874 verkehren Poſtdampfer wöchentlich einmal zwiſchen Bombay und Basra; dieſe Schiffe erfreuen ſich zahlreicher Benutzung durch türkiſche, perſiſche und arabiſche Kaufleute; nur ſind orientaliſchen Paſſagieren der gemeinſchaftliche Salon und die engliſche Küche Gräuel, denen ſie ſich ſo gut es geht entziehen *). Sehr groß iſt der Andrang zu den an den Niederlaſſungsorten engliſcher Aufſichtsbeamten errichteten Poſtexpeditionen, allerdings ein gewaltiger Fortſchritt gegen die frühere Abgeſchloſſenheit.

Die Uferſtaaten unterhalten keine Kriegsflotte. Der perſiſche Gouverneur zu Buſchir führt wohl den ſtolzen Titel eines oberſten Admirals über alle perſiſchen Hafenorte; er vollzieht aber ſein Amt vom Lande aus und kann gegen Uebelthäter erſt nach deren Rückkehr ans Ufer einſchreiten. Bahrein und die Araber nennen einzelne ihrer Fahrzeuge Kriegsſchiffe; ſie tragen aber keine Kananen; auch die Türken beſitzen nur Transportſchiffe. So ſorgt im Perſiſchen Golfe England allein für Sicherheit unter den Küſtenſtaaten, geſtaltet hierdurch aber auch ſeine Beziehungen zu Perſien und Belutſchiſtan günſtig, deſſen Marktplätze im Innern durch ſeine Agenten nahezu Jahr für Jahr und darunter in wichtigen Fällen durch Engländer beſucht werden.

*) Dieſe Acte verdankt ihr Entſtehen einem Specialrechtsfalle vor indiſchen Gerichten. Unterthanen des Rao übte die Inſel Kutſch (nördlich von Bombay) hatten an der oſtafrikaniſchen Küſte einen ſchwunghaften Sklavenhandel betrieben; vor Gericht geſtellt, wurden ſie jedoch von dem oberſten indiſchen Gerichtshof freigeſprochen, weil die engliſchen Geſetze über Aufhebung der Sklaverei und des Sklavenbeſitzes nur auf unmittelbare Unterthanen Englands Anwendung fänden, nicht aber auch auf jene ſeiner Vaſallen. Dieſe Lücke füllt nun die neue Acte aus, welche die letzte Quelle verſtopft, aus welcher ſich der einſt an Indiens Weſtküſte von Kutſch und Gudſcherat aus ſo ſchwunghaft betriebene Sklavenhandel noch nährte.

*) 1876 ſollen wieder directe Fahrten zwiſchen Basra und London eingerichtet werden, wie ſie ſchon frühre einmal beſtanden hatten; aber noch ſtockt der Handel mit Perſien zu ſehr und die Verordnung ergreift dort immer weitere Kreiſe.

Das Kind und die Volksreime der Oſtfrieſen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

VI. *)

Die Zahl der wirklichen Kinderfeſte iſt eine geringe, außer Geburtstagen und einigen Schulfeierlichkeiten bleibt wenig mehr übrig. Bei Volksfeſten ſpielt das Kind gar keine Rolle, bei Familienfeſten eine ſehr untergeordnete. Einige Kinderfeſte, die wir außerdem haben, ſind theils aus dem benachbarten Holland herübergekommen, theils ſind es noch Anklänge an den frühern Katholicismus.

Unſer Neujahrstag iſt auf dem Lande ein etwas vornehmer Bettteltag. Mit dem Wunſche: Ik wünsk Ju völ Gelük un Segen too 't neëe Jaar! rückt die Jugend in jedes Haus, um, mit Backwaaren beſchenkt, daſſelbe wieder zu verlaſſen. Beſonders müſſen Prediger und Lehrer herhalten. Bei Verwandten und Bekannten bedient man ſich auch wohl eines humoriſtiſch-derben Glückwunſches:

Ik wünsk Ju völ Gelük,
Un 'n dik Stükt

Oder:

Völ Gelük un Segen too't neëe Jaar,
Geef Ji mi nix, dan riet'k Ju in't Haar.

Ein Kinderreim, der übrigens ohne jegliche Verbindung zur Feſtlichkeit ſteht, auch ſonſt inhaltlos iſt, heißt:

Ik wünsk Ju völ Gelük un Segen too Neejaar!
Mien Moor slept (ſchläft) bi mien Vaar,

*) Vgl. Band XXX, 4.

Un ik heet lütjo Lübbe,
Un slaap noeh in de Krübbe (eine Kinderſchlofſtätte am Ende des Bettes).

Um die Zeit der heiligen drei Könige (6. Januar) ziehen im nordweſtlichen und nördlichen Theile Oſtfrieslands arme Kinder mit einem hölzernen Stern van Dorf zu Dorf, van Haus zu Hous. Derſelbe iſt mit Goldpapier beklebt und wird mittelſt eines einfachen Mechanismus in Bewegung geſetzt. Beim Drehen des Sternes, welcher denjenigen der Weiſen aus dem Morgenlande verſinnlichen ſoll, werden folgende Verſe geſungen:

Hier komen wi hêr mit unseren Steren;
Wi roiken dat Kindlein van wiet un van feren.

* * *

Wi quammen wul vör Herodes sien Dör;
Herodes, de König, quam sülvenst dervör.'

* * *

Herodes dee sprak der mit falsken Hart:
Woo is denn van Dreêen de jungste so swart?

* * *

Dat hen d'r su swart is, is uns wol bekannt.
Dat kummt, dat wi reisen ut Mohrenland.

* * *

De Steern stun stil un rör sük neet meer:
Doch was dat een Teeken van Gott den Heer.

* * *

(Der Stern bleibt einen Augenblick ſtehen.)

Nu tinket (glänze) man wieder, du guldene Steern,
Wi sünt ja kien Rieders, wis lopen so geern.

* * *

O Steern, du musst d'r neet stillo staan;
Du musst mit nus na Bethlehem gaan.

* * *

Na Bethlehem, dat is 'n hael moje Stadt;
Dee Stadt, waar Maria mit hör Kindeleen sat.

* * *

Woo kleen is dot Kindjo, woo groot is de Gott,
Dee Himmel un Eerde geschapen hat.

* * *

Nu langt (reicht) uns armo Lüden (Leute) een half Mengel (Kanne) Beer,
Wi sünt nn so dürstig un hobben nix mehr.

* * *

Un is d'r geen Beer, so ligt hier noch Münt,
Ok geeft uns 'n Mettwurst, doo jeder nns günt.

* * *

(Folgt die Verabreichung der Gode.)

Wio wünskon de Bnr een goldenen Wagen;
Dan wordt hum 't neet stür, in de Himmel to jagen.

* * *

Wi wünsken de Burintje (Bäuerin) 'n gulden Kroon,
Un tookamen (zukünftigen) Fröjaar 'n heet dikken Soon.

* * *

Wi wünsken de Grootknecht 'n heel breedon Hood,
Un tookamen Sommer de Meid too sien Brud.

* * *

Dat wil wi Joo schrieven np 'n Dreeliljenblad,
Un damit ga wi wieder up 'n ander Pad.

* * *

Die Tage in der Woche vor Oſtern werden durch folgenden Reim gekennzeichnet:

Blaua Maandag,
Gele Dingsdag,
Witte Middswoke,
Gröne Dünnerdag,
Stille Freedag,
Rusende, busende Saterdag,
Hikkende, pikkende Sönndag,
Eierträllende Maandag.

Am Gründonnerstag ſingen die Kleinen Emdens:

Wel wil mit hen keiern (ſpazieren) gaan?
Na de gröne Watto?
War de moje Bloomkes staan,
Dan plükk' wi de Bloomkes allo.

Das Oſterfeſt, das Auferſtehungsfeſt der Natur, feiern unſere Kinder in den verſchiedenen Gegenden auf verſchiedene Weiſe. Natürlich fehlt dabei nirgends das Ei, dieſes Symbol des keimenden Lebens. Hier wird gehickt, d. h. zwei Knaben meſſen durch Aufſchlagen ihrer Eier die Stärke derſelben und das ſchwächſte fällt dem Gegner zu. Dies findet beſonders in Emden ſtatt und die kleinen Buben fühlen ſich bei dieſer Speculation ſchon als einſtige würdige Bürger einer alten Handelsſtadt, in der der Erwerb das Alpha und Omega des täglichen Daſeins iſt.

In anderen Städten und Dörfern, wo, wie auf der Geeſt, das Terrain etwas uneben iſt, läßt man die Eier von einer vorhandenen oder gemachten Höhe hinter einander herrollen und ſich treffen, und das dabei verletzte fällt dem Gegner zu. An dieſem Spiel betheiligen ſich auch die Mädchen.

Auf der Inſel Borkum ſuchen ſich Mädchen und Knaben eine recht moosreiche, folglich weiche Stelle der Gemeindewieſe aus und werfen dort mittelſt der Schleuder die Eier hoch in die Luft. Dabei wird geſungen:

Gelo Dnle (gelber Dotter), gelo Dnle, Kiewietsei,
War is mien Ei?
War hlift mien Ei?
War is mien Pinkster- nn Paaske (Oſtern)-Ei?

Unſere kleinen Inſulanerinnen ſingen vom Kiewietsei, dieſem Naturproduct ihres Heims. Gab es doch bei Ur- und Großmutter Zeiten, daß die Eier dieſes Vogels das Halten von Hühnern überflüſſig machten. Aber Borkum wurde Badeinſel, und als die Menſchen kamen, verſchwanden die Vögel. Heute vertritt auch um Oſtern das Hühnerei das des Kibitz.

Aber nicht überall und nicht in allen Häuſern thut der Oſterhaſe ſeine Schuldigkeit. Da macht ſich denn die liebe Jugend auf die Socken und erſingt ſich mit folgender Strophe

Dideldumdei,
Oomko geef mi 'n Paaskeei,
Nix is nix, een is wat,
Geef mi twee, dan ga'k mien Pad.

die erforderlichen Eier.

Beim Maibaum („Globus" X, 3. Lief.) ſpielt das Kind eine ſehr untergeordnete Rolle, aber St. Martini (10. November) und St. Nicolaus (6. December) ſind ſeine Haupttage.

Sobald am erſtgenannten Tage die Dunkelheit anbricht, beleben ſich die Straßen mit einer roſtigen Kinderſchaar. Die Knaben rumoren auf ihrem Rummelpot, d. i. ein theilweiſe mit Waſſer gefülltes Töpfchen oder Fäßchen, über welches ein Stück Blaſe möglichſt ſtramm geſpannt iſt, in deſſen Mitte man ein Endchen ſpaniſches Rohr befeſtigte. Fährt man nun mit der genäßten Hand daran auf und ab, ſo entſteht ein Ton, der mit dem Grunzen eines Schweines nicht wenig Aehnlichkeit hat.

Mit dieſem Inſtrument geht's von Haus zu Haus und dabei wird geſungen:

Huke, huke Rnmmelpott,
'n Oortjo of 'n Appel;
Ik hob hier al so lang gestaan,
Ik moot 'n Dörtje wiedorgaan.
Potbakkeree, Potbakkeree,
Dan gaan wi na de Heeren
Un laat'n uns Potje smeren,

Dan gaan wi na de Smid
Un haun uns Pottje wit.

Oder:

Schipper wult du seieln,
Foorman wult du weieln,
Set dat Seil man up da Top,
Geeft mi 'n Beetken in de Rummelpott.
Laat mi nich too lange staan,
Ik mut noch 'n Hüsken wiedergaan.
Van Piller Paller Meaten,
Van Jaren un Studenten.
Appels an de Böme,
Beren (Birnen) in de Potte.
Schönster Schatz,
Schönste Jungfrau, geeft mi wat,
Laat mi nich too lange staan,
Ik mut nooh 'n Dörtje wiedergaan.

Wird den Kindern keine Gabe verabreicht, ſo ſchimpfen ſie:

'n Pütje vul Solt,
'n Pütje vul Kraut,
Dar hangt de gitzige Düfel nt.

Die Mädchen und kleineren Knaben tragen dahingegen den Kip-Kap-Kögel, eine papierene Laterne, die entweder an einer Schnur oder auf einem Stocke getragen wird. Auch benutzt man als ſolche ausgehöhlte Rüben, Kürbiſſe ꝛc. Der Lieder dabei giebt es viele, die im Vergleiche zu denen des Rummelpots klar beweiſen, daß dieſer viel jüngern Datums iſt als der Kip-Kap-Kögel. Das erſtfolgende Lied iſt ziemlich alt, vielleicht aus dem 13. Jahrhundert, und ſcheint ein biſſiges Spottlied auf eine habſüchtige Geiſtlichkeit zu ſein.

Sünder Marten's Vögel,
Kip-Kap-Kögel.
Wul so wiet fleegen
Al over da Rhien,
Al over de Rhien.
Hei Ji Sünder Marten's Vögel nich seen?
Sünder Marten's Göse (Gänſe)
Sünt ook gar to böse,
Bieten de olde Wiefe
De Titten van de Liefe.
Braden se up 'n Röster,
Smekken se as 'n Köster.
De flogen twee Rubintjes (Häufling) na't Papenhus too,
Dat Papenhus wär d'r versloten,
De Himmel stun sperwiet open.
As Joseph ut de Schoole quam
Hee har d'r geen Botter,
Hee har d'r geen Brood,
Hee lä (legte) sien Kop in Maree (Maria) hör Schood.
Maree dee har d'r 'n Gurrel (Gürtel) an,
Dar hungen wal dasend Klokjes an,
De Klokjes sungen en too pingeln,
Leef Engelkes sungen an too singen,
Van hier an, van dar an,
Boven wohnt de rieke Man,
Dee uns wal wat gefen kan.
Rieka Man too Peerde,
Unse leefe Heere
Dee let wassen
Good Koorn un good Flassen,
Good Koorn un good Liensaad,
Frooke, is dat geen good Husgeraad?

Häufiger, vielleicht weil dem Kinde verſtändlicher, hört man folgenden Reim:

Kip-Kap-Kögal,
Sünder Marten Vögel,
Sünder Marten Dikkehuuk
Stekt sien Neers too't Fenster ut.
Hier wohnt 'n rieke Man,
Dee völ gefen kan.
Völ kan hee gefen,
Lang sal hee lefen;
Wen hee kumt too starven
De Hemel sal hum arven.
Gott sal hum lonen
Mit hundertdusend Kronen,
Mit hundertdusend Klokjes dran,
Dat kumt Sünder Marten an.

Der folgende Reim führt uns zum andern Hauptkinderfeſt.

Heissa, Sünt Martinilücht!
't Is 'n ware Kinderklücht (Spaß),
Un dat is in November;
De ander Maand is Sünderklaas,
Un dat is in December.

Nicolaus, Biſchof van Myra in Kleinaſien, lebte zur Zeit Conſtantin's des Großen. Er ſoll ein großer Kinderfreund geweſen ſein und die katholiſche, beſonders die griechiſche, Kirche hält ihn hoch in Ehren. Er ſtarb 327 und ſeine Gebeine ſollen in der Stephanskirche zu Bari in Apulien begraben ſein. Es iſt alſo falſch, wenn unſere Kinder ſingen:

Sündur Klaas kan hier neet komen
Den hee is al lang al dood,
Hee ligt in de Stadt van Romen
Mit sien beide Bentjes bloot.

In Emden und Umgegend war das St.-Nicolausfeſt noch vor einem Vierteljahrhundert der Erſatz für das Weihnachtsfeſt, und damals brannte am heiligen Abend nur in den Familien der „Fremden", der aus „Deutſchland" hierherverſetzten Beamten, der Weihnachtsbaum. Vor etwa 40 Jahren war für uns Kinder hier ein Chriſtbaum faſt ſo ſelten wie ein weißer Rabe. Heute iſt das anders; heute hat der grüne Tannenbaum den katholiſchen Nicolaus längſt in den Schatten geſtellt, aber der Stock-Oſtfrieſe und der Unbemittelte feiert das Feſt des Biſchofs nach wie vor und auch in beſſeren Familien geht St. Nicolaus nicht ganz ſpurlos vorbei.

Die kleinen Blauäugelein, die noch die Feſſeln des poetiſchen Lebens und Glaubens nicht geſprengt haben, zählen ſehnſuchtsvoll die Tage, die noch vor dieſem Feſte liegen, und die gute Mutter erzählt in den langen Winterabenden, daß St. Nicolaus ein guter Mann ſei, der des Nachts auf einem Schimmel über die Häuſer dahinreitet und ſich's überall merkt, wo gute und fleißige Kinder zu finden ſind. Dieſe beſchenkt er, die unartigen erhalten eine Ruthe.

Schon mehrere Tage vorher ſpendet der Kinderfreund kleine Gaben, wenn er in einer dunkeln Stubenecke oder gar unter dem Schornſtein darum gebeten wird.

Sünder Klaas, du goode Blood,
Geef mi 'n Stükje Sükkergood.
Neet too völ un neet too min,
Smiet mi't man too de Schöstien in.

Endlich iſt der erſehnte 5. December da und in der nächſtfolgenden Nacht erfolgt die Beſcheerung. Nicht nur im eigenen Hauſe, ſondern auch bei Verwandten und Freunden werden Teller hingeſtellt, damit St. Nicolaus um Mitternacht ſie fülle.

Sünder Klaas,
Spölt de Baas
Tüsken twalf nn eene.

Am folgenden Morgen, wenn kaum der Tag noch graut, ſind die Kinder ſchon wach, und die Mutter erhebt ſich ja gern, ihren Herzblättchen die Gaben des St. Nicolaus zu zeigen. Das iſt ein Jubel, der ſich nicht beſchreiben läßt. Aber ſie haben auch am Vorabend noch geſungen:

Sünder Niklaas, up't witte Peerd,
Steit vör de Bakkers Dör nn reert:

Bakker doo mi de Döre open,
Ik wil Sünderklaasgood (Zuckergebäck) kapen,
Vör de leefa Kinderkes.
Dee sa vraag na Bepe gaan,
Un so vraog weer upestaan.

Und:

Sünder Klaas quam riden
Al too de Schöstian in.
Hee sprak van goode Tiden:
Leef Kinderkes, bin Ji ook in?
(Seid ihr auch zu Hause?)
Dan mut Ji vroog na Bedje gaan,
Un mörgen vroog weer upstaan,
Un kieken in Jn Schoontjes
Of dar ook wat in is.
Is d'r nix in, dan mut Ji wat halen,
Jan van Span mut't al betalen.
Jan van Span is 'n goode Man,
Löpt mit de Kap tögen de Dörraam an.

Aus allen Erdtheilen.

Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874/1875 ist soeben erschienen. Wie immer ist er höchst interessant als ein Gesammtbild der inneren Zustände des Reiches, das jetzt in so hohem Maße die Aufmerksamkeit Europas fesselt; aber er enthält auch im Einzelnen eine Reihe von Angaben, die sein Studium für jeden wichtig machen, der sein politisches und allgemein menschliches Interesse nicht an den Grenzpfählen seines Landes halten läßt. Man muß z. B. den Abschnitt über die wirthschaftlichen Zustände der Bevölkerung gelesen haben, um die ganze Bedeutung schätzen zu können, welche die Silberentwerthung für Indien hat. Wir hören, daß die in den letzten Jahren in Zunahme begriffene Verschuldung der Landbauer einen Gegenstand der Sorge für die Regierung bildet. Die Elementarereignisse, welche verschiedene Theile Indiens heimsuchten, tragen einen Theil der Schuld hieran, aber ein größerer Theil ist dem Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit zuzuschreiben. Selten hat ein Landmann baares Geld zur Hand, um es aber zu erlangen, muß er zu Wucherern gehen, aus deren Krallen er sich oft sein ganzes Leben hindurch nicht mehr freizumachen vermag. Der Zinsfuß ist durchschnittlich 37½ Proc. pro Jahr, und bei Reisdarleben sogar 50. Der Regierung von Madras erwächst aus diesem hohen Zinsfuß eine eigenthümliche Verlegenheit, denn da sie bei säumigen Steuerzahlern einen Zins anrechnet, der viel geringer ist als jener Wucherzins, ließen es diese in immer größerer Zahl auf die Execution ankommen, und die dortige Regierung glaubte an eine herannahende Verarmung ihrer Bauern, bis sie diesen allerdings sehr triftigen Grund der Säumigkeit erkannte. Im Allgemeinen sind die letzten Jahre immerhin eine Zeit der Erholung gegenüber den mageren Jahren von 1871 und 1872; viele Landbauer scheinen langsam aus den Schulden herauszukommen, in welche diese harten Zeiten sie gestürzt hatten. Aber die Regierung hat dennoch Maßregeln ins Auge gefaßt, um dem Wucher Schranken zu ziehen. Die Processucht ist keiner der wenigst häufigen Gründe von Verschuldung, und leider ist sie sa ziemlich in ganz Indien ein eingewurzeltes Laster.

Die Lage der Pächter ist besonders in Bengalen in wachsender Besserung begriffen durch die zunehmende Ausfuhr von landwirthschaftlichen Erzeugnissen. 1859 und 1869 wurden Gesetze gegeben, nach denen ein Pächter, der seine Pacht zahlte, nicht von dem Lande entfernt werden konnte, das er gepachtet hatte, und welche festsetzten, daß alle jene Zunahmen des Ertrags, die nur von der Arbeit und den Capitalanlagen des Pächters herrührten, keinen Grund zur Erhöhung des Pachtzinses bieten sollten. In Bengalen ist die große Masse der Pächter dadurch in eine gewisse feste Stellung gelangt, die der Wohlfahrt des Landes nur dienlich sein kann, und in anderen Theilen Indiens bereitet eine ähnliche Entwickelung sich nar. Die Grundeigenthümer sollen ihrerseits etwas von dem gierigen („grasping") Charakter verloren haben, der sie früher zur Plage der Pächter machte. Die Verwischung der Grundstückgrenzen im Flachland durch die häufigen Ueberschwemmungen nöthigt alljährlich zu neuen Vermessungen, die allein im Stande sind, diese fruchtbare Quelle endloser Processe zu verstopfen.

Im Erziehungswesen fahren die Maßregeln der Regierung fort, ihre Früchte mit der Allmäligkeit zu reifen, die auf diesem Gebiete das natürliche Tempa ist. Im Pendschab, das nicht in letzter Reihe steht, wenn man auf die Zahl der Schulen sieht, bleiben z. B. noch immer 70 Proc. der schulreifen Kinder ohne Unterricht. Im Gebiet des höhern Unterrichts hat der Besuch des Prinzen von Wales Epache gemacht durch die zahlreichen Stiftungen zu Erziehungszwecken, zu denen er reiche Indier angeregt hat. Die Ueberfüllung der rechtsgelehrten und Verwaltungsberufszweige hat besonders in Bengalen angefangen, die Jünglinge besserer Stände für technische Studien zu interessiren.

Als eine schlimme Begleiterin der Europäisirung, welche zum Theil durch den Unterricht bewirkt wird, macht sich neuerdings in den größeren Städten die Trunksucht geltend. Da die Regierung die Branntweinbrennereien hach besteuert, hat sie sich nicht veranlaßt gesehen, den Petitionen Folge zu geben, welche um Schluß der Branntweinschenken aus europäischen und einheimischen Kreisen an sie gerichtet wurden; sie nimmt an, daß eine salche Maßregel zu Schmuggel und heimlicher Fabrikation und damit sogar zu billigerer Lieferung des Branntweins führen würde. Jedenfalls ist es Thatsache, daß die Nüchternheit nicht mehr in dem Maße wie früher zu den Tugenden der Indier höhern Standes gehört.

Der Mord neugeborener weiblicher Kinder ist in einigen Provinzen noch immer so vorwaltend, daß z. B. in Kuhk nur halb so viel weibliche Einwohner als männliche gezählt werden. In den Nordwestprovinzen waren 30·9 Proc. der registrirten Geburten weibliche. Wenn man aber bedenkt, daß in Kuhk der Census von 1840 335 weibliche auf 4912 männliche Einwahner nachwies, so kann man einen großen Fortschritt zum Bessern nicht verkennen.

In wirthschaftlicher Beziehung hebt der Bericht noch die allmälige Verdrängung der Handarbeit durch Maschinen (Tansende finden bereits in Baumwoll- und Jutespinnereien und in Zuckersiedereien Beschäftigung) und die rasche Entwickelung der Ausbeutung der centralindischen Kohlenlager als hervorragende Fortschritte hervar. Hinsichtlich der letzteren wird gesagt, daß die gewöhnliche Burrora-Kohle in den Locomotiven nur um 13 Proc. weniger leistet als die aus England importirte. (F. R.)

Berichtigung. Auf Seite 334, Spalte 2, Zeile 15 von oben ist der ärgerliche Druckfehler „Potaracrystisches Meer" statt „Palaeocrystisches Meer" (von *palaiós* = alt und *krýos* = Eiskälte, Frost) unberichtigt stehen geblieben.

Inhalt: Jn Türkisch-Armenien. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Der Volta-Fluß nach M. J. Bonnat's Forschungen und nach älteren Berichten. Von Dr. W. Erman. II. (Schluß.) — Die Uferstaaten des Persischen Golfs. Von Emil Schlagintweit. II. (Schluß.) — Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen. Von Hermann Meier in Emden. VI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Der Bericht über den materiellen und moralischen Fortschritt Indiens in 1874/1875. — (Schluß der Redaction 2. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 11.

Digitized by Google

Globus.

XXXI. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1877.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Comités zur Erforschung Afrikos 224.
Ethnographische Stellung der Cimbern 31.
Kelten und Galater. Von J. Mestorf 118.
Statistisches über die slavischen Völker 352.
Deutschland. Bevölkerung von Berlin 224. W. Dietlein, Deutschland über Alles! 128. Der Mäusethurm im Gopło-See und die Ruinen von Lednogora. Von W. Schwartz 202. R. Andree und O. Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reiches 254. Busch, Statistische Karte des Deutschen Reiches 352. Deutscher Verein zur Erforschung von Palästina 367.
Oesterreich-Ungarn. Freilegung des Domes von Spalato 32. Die Waldungen im dreieinigen Königreich 47. Schulwesen in Ungarn 48. Heilige Quellen bei den Serben 80. Aberglaube bei den österreichischen Serben 111. Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien 209. 225. 241. 257. 273. 289.
Schweiz. Die Thayinger Fälschungen 192.
Norwegen. Die nördlichste Telegraphenstation der Erde 352.
England. Publicationen der Society for Promoting Christian Knowledge 16. Die Danielilen 352.
Frankreich. Lebende Vorarier in Frankreich 143. Zeitschriften in Paris 208. Die Bevölkerung der großen französischen Städte 320. Dr. Maltet über die Ureinwohner Corsicas 381.
Italien. Erforschung von Calabrien 352.
Rußland. Die Weichsel in Russisch-Polen. Von C. Petzet 93. Die polnische Schweiz. Von C. Petzet 93. H. von Lankenau und L. v. d. Oetznitz, Das heutige Rußland 128. Der Wolf in Rußland 144. 350. Eisenbahn nach Orenburg 208. Henez' Reise nach Russisch-Lappland 224. Schutz der Kurgane in Rußland 256. Zur Colonisation Polens. Von Albin Kohn 301. Zur Bevölkerungsstatistik von Russisch-Polen 351. Secten in Rußland 352. Statistisches über die slavischen Völker 352.
Griechenland. Eine Reise in Griechenland 33. 49. 65. 81. 97. Die Marmorbrüche auf Paros 112. Neue Dampferlinie über Patras 272.
Türkei. H. Kiepert's Karte der Türkei in das Türkische übersetzt 64. Zur geographischen und kartographischen Literatur der europäischen Türkei 351. Türkische Minister 352. S. Kapper, Geflügelte Worte der Herzegowiner 347. 364.

Asien.

Türkisches Vorderasien. Bedrückung der Armenier 191. Das Steinkohlenlager auf Imbros 224. Aufnahme von Smyrna 288. Die Provinz Angora 366. Steuern in Syrien 367. Die englische Aufnahme von Palästina 48. 367. Deutscher Verein zur Erforschung von Palästina 367. Burton's Entdeckung von Goldminen bei Muguaß 367.
Arabien. Aus und über Arabien. Von A. Zehme 106.
Iran. Beludschistan englischer Vasallenstaat 224. Sanitätsreformen in Iran 299. Dr. F. Stolze's Reisen im südlichen Persien 311. 328. Banuu und die Afghanen. Von Georg Gerland 315. 331. 343. 361. 374.
Russisches Asien. Uebersicht der 1875 im asiatischen Rußland ausgeführten geodätischen und topographischen Arbeiten. Nach Wenjukow 189. Sibirien: Ahlquist's Reise zu den Ostjaken und Wogulen 15. 288. Götzenbilder der Ostjaken 15. Bolschew's Aufnahmen am japanischen Meere 46. Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise nach Westsibirien 60. 71. 90. 108. Poljakow über den Ob und Jelysch 112. Wiggins' Fahrt zum Jenisei 191. A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873 247. 261. Dahl's Reise nach dem Ob 256. Ein neues Bradyagenthum in Sibirien. Von A. Kohn 271. Opatzewitsch's Aufnahmen 288. Mammuth-Fund 352. Sibirinkow's Project zur Erforschung der Angara 368. Die Auswanderung der Koreaner in das Amurland 383. Russisch-Turkestan: Der Theehandel 46. Russische Arbeiten im Usboi 64. 191. Proselyten 224. Smirnow's Reise nach Ferghana und Pamir 288.
Türkische Chanate. Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875. Nach dem Russischen Majew's 9. 27. Die russische Expedition nach Alai 1876 30. Prschewalski's Reise in Ostturkestan 112. 256. Ueber die vom Wüstensande verschütteten Städte Ost-Türkistans. Von Dr. W. Erman 217. Die Völker Ost-Türkistans. Von Emil Schlagintweit 236. 251. 263. Sammelwerk der Russischen Geographischen Gesellschaft über die arischen Stämme Hochasiens 288.
Englisch-Indien. Robinson Crusoe im Tamil 16. Der Maharadscha von Kaschmir 32. Topographische Skizze der Vegetationsgebiete Hochasiens. Von H. v. Schlagintweit-Sakünlünski 122. 134. Die Veddahs auf Ceylon 292 Bannu und die Afghanen. Von Georg Gerland 315. 331. 343. 361. 374. Indischer Journalismus 352.
Hinterindien (nebst dem insalischen Archipel). Geschwänzte Menschen 79. Französische Sumatra-Expedition 192. Holländische Sumatra-Expedition 192. Dr. Harmand in Cambodja und Unter-Laos 286. Moreno über Atschin 304. Stretel's Reise in Birma 368.
China nebst Vasallenstaaten. Aus dem Westen Chinas 64. Ostasiatische Freihäfen 80. Muschketow über den Thianschan 112. Peking und Umgebung 113.

Digitized by Google

129. 145. 161. 177. 193. Auf Formoſa. Von Paul Ibis 149. 167. 181. 196. 214. 230. Pewtſow's Reiſe nach Gutſchen 191. Engliſche Expedition nach Lhaſſa 192. Majew's projectirte Reiſe nach Inner-Aſien 192. Gregor Palaoin's Reiſe in der weſtlichen Mongolei 238. 288. Dallet's Reiſe nach Oſtaſien 304. Die chineſiſche Werft zu Fu-tſchau 304. Hungersnoth in China 368. Der chineſiſche Küſtenhandel 382. Dennys, The Folk Lore of China 383.

Japan. Dampfſchifffahrt 78. Feſtlage 80. Knipping's Karte von Japan 192. Wajrilow's Reiſe 288.

Afrika.

Comité zur Erforſchung Afrikas 224.

Der Norden. Beſtandtheile der Bevölkerung von Marokko 94. Largeau's Reiſe nach dem Tuareg-Lande 48. 318. von Bary's Reiſe nach Ghat 207. Manchez' Aufnahme der Syrten 208. Marbachal's Reiſe nach Timbuktu 319.

Aegypten. Der Sklavenhandel 111. Klunzinger's Bilder aus Oberägypten, der Wüſte und dem Rothen Meere 208. Junker's Reiſen 318. Die Iſa-Somali und Harrar 318. Schweinfurth nach der Sinai-Halbinſel 381. Eröffnung des Süßwaſſercanals zwiſchen Cairo und Ismailia 384.

Abyſſinien. Die heißen Quellen von Eilet 125.

Oſtküſte. Sklavenhandel 15. Quiliimane 31. Die Bay von Tungur 384.

Der Süden. Die Unruhen in Südafrika 57. Holub's Reiſe 208. Friede in Transvaal 256. Eiſenbahnen nach Transvaal 319. Transvaal engliſch 384.

Weſtküſte. Entdeckung und Aufnahme des Whemi-Fluſſes in Dahome. Von Dr. W. Erman 13. 319. E. Mohr's Tod 192. Anchieta's Sammlungen in Angola 319. Vom Ogowe (Dr. Lenz, Brazza, Marche) 319. Travaſſos Valdez' Tod 384.

Das Innere. Die italieniſche Expedition 46. Die Nyanza-Expedition der „Church Missionary Society" 95. 320. Henry M. Stanley's Forſchungsreiſe im centralafrikaniſchen Seengebiete 223. 277. E. D. Young's Umſchiffung des Nyaſſa-Sees 296. Portugieſiſche Expedition 319. Cameron's Reiſe quer durch Afrika 305. 321. 337. 353. 369.

Inſeln. Folgen der Entwaldung auf Mauritius 224. Edict der Königin von Madagaskar 320.

Nordamerika.

Britiſch-Nordamerika. Die Eskimo am Mackenzie und Anderſon. Nach Pelikat 103. Fleiſchausfuhr nach Europa 144. Die nördliche oder canadiſche Pacificbahn 335.

Vereinigte Staaten. Die Wunder des Yoſemitethales in Californien. Von Theodor Kirchhoff 1. 17. Hayden's Werk über Colorado, Nevada ꝛc. 32. Ausſterben der Modoc-Indianer 32. Die Aufnahme der weſtlichen Territorien unter Dr. Hayden 1876 239. Wirthſchaftliche Fortſchritte Californiens im Jahre 1876 240. Verarbeitung von Alligatorhäuten 272. Lieutenant Wheeler's geographiſche Expeditionen nach dem Südweſten der Vereinigten Staaten 281.

Centralamerika. Neue deutſche Zeitung in Mexico 144. Die verſchiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantiſchen Oceans. Von Dr. H. Patakanski 43. 55. Der Darien-Canal 206. Bransford's Ausgrabungen auf Omtepec 335. Ober's Reiſe nach den Weſtindiſchen Inſeln.

Südamerika.

Die Befahrung des Iça oder Putumayo durch Reyes 269.

Peru. Eiſenbahnen und Minen 270. Prof. Wirner über die peruaniſche Legua und den Kulturzuſtand Perus 335. Erdbeben an der Küſte von Peru 368.

Bolivia. Ausgrabungen in Tiahuanaco 208.

Chile. Eiſenbahnen 144.

Argentinien. Eröffnung der Eiſenbahn von Cordova nach Tucuman 16. Export lebender Pferde 48. Begräbnißgebrauch 127. Fleiſchexport nach Europa 144. R. Napp, Die Argentiniſche Republik 270. Verſchiebung der Indianergrenze 271. Marena's Reiſe in Patagonien 336.

Braſilien. Das Kaiſerreich Braſilien auf der Weltausſtellung von 1876 in Philadelphia 48. Fußwanderung von S. Paulo nach Buenos Ayres 270. Sitten der Hypurinas 270. Einwanderung in Braſilien 272. Church über das Quellgebiet des Purús und Madeira und die dortigen Indianer 336.

Franzöſiſch-Guayana. Gold 32. Crevaux's Reiſe 64. 208.

Venezuela. Sachs' Unterſuchungen an den Zitteraalen 269.

Der Continent von Auſtralien.

Weſtauſtralien. A. Foreſt's Reiſe 16. E. Giles' fünfte Reiſe 77. Brockman's Reiſe 176.

Südauſtralien. E. Giles' fünfte Reiſe 77. Miſſionsanſtalt für Eingeborene 208. Hitze und Regenzauber der Eingeborenen 272. Dampferverbindung mit Holländiſch-Indien 334.

Victoria. Schulunterricht 32. Parlamentarismus 80. Goldfelder 256. Melbourne als Hauptmarkt für Wolle 334.

Neu-Süd-Wales. Goldfelder 334. Reid, An Essay on New South Wales 334.

Queensland. Hodgkinſon's Reiſe 176. Italieniſche Einwanderung 334.

Norden. Mc Minn's Reiſe am Katherine-Fluſſe 128.

Kleinere Inſeln des Stillen Oceans.

Neu-Seeland. Statiſtiſche Daten 207.

Neu-Caledonien. Nickelbergwerke 127.

Neu-Guinea. Dr. James' Tod 16. d'Albertis' zweite Fahrt auf dem Fly 64. 95. Die Eingeborenen des öſtlichen Neu-Guinea. Nach Dr. Comrie 87. Raffray's Reiſe 192. M'Farlane über das Frauenland 334.

Melaneſien. Der Miſſionär G. Brown

Digitized by Google

auf Neu-Britannien und Neu-Irland 79. Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner. Von F. Birgham 201.
Mikronesien. Mikucho-Maklai's Reisen seit Juni 1875 74. 295. Religiöser Glaube auf der Gilbert-Gruppe 338.
Polynesien. Die Chinesen auf Hawaii. Von F. Birgham 205. Whitmee's polynesische Grammatik 224. Deutsche Kohlenstation im Tanga-Archipel 256.

Der Nordpol.

Die englische Nordpolarexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage 137. 152. 171. Niederländische Polarfahrt 352. Ansiedelung auf Nowaja Semlja 352. Zahl der grönländischen Eskimos 368.

Vermischte Mittheilungen.

Beccari über die Karolinenriffe 16. Die Anfänge der Kartographie. Von Richard Andree 24. 37. Neue geographische Gesellschaften 144. Nachträglicher Bericht über die Novara-Expedition 302. Die Erdumschiffung des „Challenger" 357. Etymologie des Volkes. Von R. Kleinpaul 377.

Aberglauben, Sagen, Gebräuche ꝛc.

(S. auch unter den betreffenden Ländern.)
Der Mäusethurm im Gopla-See und die Ruinen von Lednagara. Von W. Schwartz 202. Kampf des Sommers und Winters (geschichtliche Entwickelung und geographische Verbreitung der Sitte). Von Dr. Konrad Zacher 266. 284. Aberglauben in Serbien 80. 111; China 383; Australien 272; Gilbert-Archipel 334; Brasilien 272.

Vom Büchertische.

Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia 48.
H. v. Lonkenau und L. v. d. Oelsnitz, Das heutige Rußland 128.
Dr. O. Ule und Dr. H. J. Klein, Die Wunder der Sternenwelt 128.
R. Andree, Wirkliche und wahrhaftige Robinsonaden 128.
W. Dietlein, Deutschland über Alles! 128.
Dr. C. B. Klunzinger's Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere 203.
O. Peschel's Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen 254.
R. Andree und O. Peschel, Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reiches. 1. Hälfte 254.
P. Schreiber's Handbuch der barometrischen Höhenmessungen 255.
R. Napp, Die Argentinische Republik 270.
Neue Ausgabe von Brehm's Thierleben 320.
Reid, An Essay on New South Wales 334.
O. Blau und H. Kiepert, Reisen in Bosnien und der Herzegowina 351.
H. Sternek, Geographische Verhältnisse in Bosnien, der Herzegowina und Nord-Montenegro 351.
Busch, Statistische Karte des Deutschen Reiches 352.
Spry, Die Expedition des „Challenger". Deutsch von Hugo v. Wabeser 357.

Biographisches, Personalia.

Nekrolog 1876 (enthaltend Arconati-Visconti, von Boer, Borrow, von Barth-Harmating, Beaumier, Becher, Biddle Lloyd, Bollaert, Buchholz, Butler, Coballero, Czekanowski, Ehrenberg, Fényes, Forbes, Fötterle, Ghillany, Gibb, Grigorowitsch, Gunnlögsson, van Heuglin, Jellinek, King, Lane, Lucas, Lloyd, Meinicke, Mahr, Morlang, Munthe, Petermann, Pfund, van Prakesch-Osten, Sa de Bandeira, Sainte-Cloire-Deville, Sartorius van Waltershausen 156 ff., Paulett Scrope, Rebmann, van Reinsberg, Siegismund, George Smith, Stronge, Ule, Walpole, White, Zwecker — Childers, Diez, Houg, Lassen, von Maht, Wilson 187 f.). Ahlquist 15. 288. d'Albertis 64. Anchieta 319. Antinori 46. van Bory 207. Beccari 16. Balschew 46. Bransford 335. Brazza 319. Brockman 176. G. Brown 79. Burr 208. Burton 367. Cameron 305. 321. 337. 253. 369. Church 336. Candler 48. Crevaux 64. 208. Dahl 256. Dallet 304. Dumaresq 13. 319. Finsch 60. 71. 90. 108. A. Farrest 16. Giles 77. Harmond 286. Hayden 239. Henez 224. Hodgkinson 176. Halud 208. Jomes † 16. Junker 318. Kirk 15. Kitchener 367. Klunzinger 203. Knipping 192. Kostenka 30. Lamer Saad 288. Lorgeou 48. 318. Ledebew 30. Lenz 319. O. Loew 281. Mainow 368. Mojew 9. 192. Marche 319. Mardochoi 319. Moltei 381. Mc Minn 128. Merl 192. M'Farlane 324. Mikucha-Mollai 74. 295. Mahr † 192. Moreno 336. Mouchez 208. Muschketaw 112. Napp 270. Nikitin 31. Ober 144. Opotzewitsch 288. Frau Petherick † 208. Pewtsaw 191. Palsakaw 112. Palonin 64. 238. 288. Pschewalski 112. 256. Raffray 192. Reid 324. Reyes 269. Rheinthal 64. Sachs 269. F. F. Schwarz 10. Schweinfurth 384. Shergold Smith 320. Sibiriakaw 368. Slobelew 30. Smirnow 288. Stanley 223. 277. Stolze 311. 328. Strettel 368. Turner 324. Valdez † 384. Wheeler 281. Whitmee 224. Wiener 335. Wiggins 191. Wischnewski 10. Wajeikow 288. Wyse 206. Young 296. Yriarte 209. 225. 241. 257. 273. 289.

Autoren, von denen Beiträge (auch in Uebersetzungen und Auszügen) in Bd. XXXI enthalten sind:

Richard Andree 24. 37.
F. Birgham 201. 277.
Comrie 87.
Alexander Czekanowski 247. 261.
W. Erman 13. 217.
O. Finsch 60. 71. 90. 108.
G. Gerland 315. 331. 343. 361. 374.
P. Ibis 149. 167. 181. 196. 214. 230.
S. Kopper 347. 364.
Theodor Kirchhoff 1. 17.
R. Kleinpaul 377.
Albin Kohn 271. 301.
Oskar Laew 281.
R. Masew 9. 27.
A. Mattei 381.
J. Mestarf 118.
Mikucho-Moklai 74. 295.
Petitat 103.
C. Petzet 76. 93.
H. Polakowsky 43. 55.
Gregar Palonin 238.
Emil Schlagintweit 236. 251. 263.
H. von Schlagintweit-Sakünlünski 122. 134.
W. Schwarz 202.
Wenjukow 189.
Konrad Zacher 266. 284.
A. Zehme 106.

Illustrationen.

Europa.
Oesterreich. (Dalmatien.)
Bragnizzo (Brajnica) im Canole bei Castelli, von Süden gesehen 210.
Bäuerin aus der Umgegend von Salona 211.
Auf der Messe in Salano 212.
Bergfeste Clissa (Kliss) oberhalb Salona 213.
Die Küstenstadt Alaissa zwischen Spalato und Ragusa 214.
Ragusa 226.
Eine Straße in Ragusa 227.

Digitized by Google

Hauptplatz von Ragusa mit der Kathedrale, dem Rectorenpalaste und der Dogana 228.
Ragusaner Gepäckträger 229.
Trachten der Conniesen auf dem Markte in Ragusa 242.
Trachten aus dem Bezirk von Ragusa 243.
Bauern aus der Umgegend von Ragusa 244.
Die Karawanserei der Türken in Bargha Ploce 245.
Trachten von Trebinje in der Karawanserei bei Ragusa 246.
Das ehemalige Benedictinerkloster auf Lacrama bei Ragusa 258.
Die Bocche di Cattaro, von den Höhen oberhalb Cattaros aus gesehen 259.
Ansicht von Castelnuova an der Bocche di Cattaro 260.
La Crtene (die „Ketten") in der Bocche di Cattaro 261.
Die Inseln Maria della Scarpella und St. Giorgio in der Bucht di Cattaro 274.
Crioscinner 275.
Ansicht der Stadt Cattaro 290.
Montenegrinische Verkäuferin auf dem Bazar in Cattaro 291.

England.

George S. Knres 357.

Griechenland.

Cap Matapan 34.
Maniatenfrau 34.
Frau von Maniatenfrau 35.
Seemann von Hydra 36.
Kirche des heiligen Theodoros 50.
St. Georg, einstige Kathedrale von Athen 52.
Ornamente aus den Kirchen des heiligen Theodoros und heiligen Georgios in Athen 53.
Griechischer Bischof 54.
Archimandrit im gewöhnlichen Anzuge 54.
Korfu 65.
Westseite des Klosters Daphne 66.
Meerbusen von Eleusis 67.
Eleusis 68.
Trümmer von Phyle 69.
Walachischer Schäfer und Frauen von Pylia 70.
Theben 82.
Fest in Theben 83.
Canal von Chalkis 84.
Die Dreschtenne (Alann) von Achmed Aga 85.
Frau von Mandudi 98.
Reigentanz in Hagia Anna 99.
Skopelos 100.
Albanesische Landleute in Gotsa 101.
Die Stadt Skyros mit der Burg 102.

Asien.

Peking und Umgebung.

Der See und die Gärten des kaiserlichen Palastes in Peking 114.
Moschee der eothmützigen Mahammedaner im Pekinger Palaste 115.
Flickschuster 116.
Fruchthändler 116.
Verkäufer von Süßigkeiten 117.
Spielwaarenhändler 117.
Brothändler auf dem Markte am östlichen Blumenthore 129.
Der Hügel Pä-tsuon-schan mit dem Pikuik-Pavillon im Boedergrunde 130.
Die siebenzehnbogige Brücke (Schi-tsi-kung-kiao) im Parke von Wan-schou-schan 131.
Der Bronzetempel auf dem Südabhange des Wan-schou-schan, von der Ebene und dem See aus gesehen 146.
Grabmal zum Gedächtniß eines Banzen 148.
Die Bettler in der Chinesenstadt 162.
Chinesische Musikanten 163.
Porcellanvasen aus der Zeit der Tsing-Dynastie 164.
Porcellanvasen aus der Zeit der Ming-Dynastie 165.
Tragische Schauspieler in Peking 166.
Altar im Tempel des Himmels zu Peking 178.
Das Täfelchen im Tempel des Confucius 179.
Banzen vom indischen Ritus 194.
Halle in dem großen Lamakloster 195.
Der Geaß-Lama in Peking 196.

Formosa.

Dorf der Saprêk 182.
Alter Saprêk 183.
Quajan 183.
Alter Pilâm 184.
Waffen und Geräthe der Bewohner von Süd-Formosa 198.
Sobori-Mann 199.
Mädchen aus dem Stamme Kotsmusán 215.
Ein Pepa-Tempel 231.
Pepa-Knabe und -Frau 232.
Frauen aus dem Stamme Sekhwán 232.

Ceylon.

Fünf Typen von Veddahs 293.

Persien.

Reste des Hauptporticus von Tacht-i-Dschemschid (Persepolis) 312.

Afrika.

Aegypten.

Altägyptische Darstellung eines Gartens 39.

Das Innere. (Cameron's Reise.)

Einfahrt in den Lukuga 278.
Verney Lovett Cameron 306.
Träger mit Gepäckstücken 307.
Afrikanischer Herd 308.
Waffen und Schmuck der Wagogos 308.
Köpfe von Wagogos 309.
Das Fesseln unverschämter Pagazi 322.
Befestigtes Dorf in Unyanyembe 323.
Trommeln in Unyanmwesi 324.
Ameisenhaufen 324.
Flucht vor einem Büffel 325.
Pfeile und Messer von Udschidschi und Manyuéma 338.
Geschirr von Udschidschi 338.
Die „Betsy" auf dem Tanganyika-See 339.
Einwohner von Massi Kambi 340.
Wotuta-Frau 340.
Das Dorf Kitata am Tanganyika-See 341.
Die „Brüder" am Tanganyika-See 342.
Fische aus dem Tanganyika-See 342.
Köpfe von Waguhn und anderen Uferstämmen 354.
Ständer zum Aufhängen der Bogen (Uguho) 355.
„Handa" von Kupfer (aus Urua). Pfeife. Kopfkissen. Beil 355.
Bekleidung und Tättawirung einer Frau von Uguha 356.
Warua-Fischhändler 356.
Götzenbilder in Ugnha 356.
Amulete der Bewohner von Ubudschwa 356.
Dorf in Manyuéma 370.
Köpfe von Manyuéma-Männern 371.
Leute von Manyuéma 371.
Waffen und Geräthe in Manyuéma 372.
Cameron wartet auf Canoes 373.
Nyongwé vom Flusse aus gesehen 374.

Inseln des Stillen Oceans.

Eingeborene von Tongatabu 358.
Landungsplatz auf Wild Island (Admiralitäts-Inseln) 358.
Dorf auf Wild Island (Admiralitäts-Inseln) 359.
Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner von Neu-Guinea und den Admiralitäts-Inseln 360.

Nordamerika.

Englisch-Nordamerika.

Facsimile einer Tschiglit-Zeichnung. Nach Petitot 104.

Vereinigte Staaten.

Blick in das Yosemite-Thal 2.
Generalansicht des Yosemite-Thals 4.
Die Kathedrale 5.
Die Schildwache (Sentinel) 6.
Der große Yosemite-Fall 7.
Der Tenaya-Cañon und der Südom 18.
Der Spiegelsee 20.
Der Nevada-Fall 22.
Vernal- (Frühlings-) Fall 23.

Karten.

Die russischen Aufnahmen in Hissar und Kulab 9.
Karte des Eskimo-Geographen Kolliherua 26.
Tupoja's Karte. Facsimile nach einer Copie Georg Forster's 27.
Altägyptische Karte der nubischen Goldbergwerke 38.
Karte des Reiches des Königs von Aon (gezeichnet von einem Sklaven des ältesten Sohnes des Königs zu Amoeapuea 1795) 40.
Die englischen Entdeckungen im Smith-Sunde 138.
Skizze von Faemeyn 150.
Karte der Unteren Tunguska und eines Theiles des Olenek. Von A. Czeknnowski 248.
Der Lukuga-Arm des Tanganyika-Sees nach Stanley 278.
Stanley's Aufnahme des Alexandra-Nil und Alexandra-Nyanza 280.

Verbesserung: In der Karte auf S. 248 ist statt „Maßstab 2° = 7,600,000" zu lesen „Maßstab 1 : 7,600,000."

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 1.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Die Wunder des Yosemitethales in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff** in San Francisco.

I.

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf diesem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. So sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. Uns San-Franciscanern ist Yosemite, dessen Bilder uns an Hunderten von Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf dem Theatervorhang wie unser eigener Schatten überall hin folgen, längst etwas Alltägliches. Aber trotzdem gehört leider bei uns ein großer Entschluß dazu, ehe sich Einer einmal auf ein paar Wochen ganz von den Geschäften losreißt, um jenes Wunderthal zu besuchen, seine Pracht in der Wirklichkeit zu betrachten und die lärmenden Straßen unserer werdenden Weltstadt mit dem Zauber und Frieden der freien Natur im schönen Goldlande zu vertauschen. Wir wohnen hier gleichsam vor der Himmelspforte und gucken nur so gelegentlich ein bischen in den californischen Himmel hinein. Wenn ich hinzufüge, daß ich bereits zwölf Jahre am Strande des Pacific wohne und erst in diesem Sommer Yosemite — in dessen Nähe ich öfters gewesen bin — besucht habe, so ist das allerdings ein bedauernswerthes Geständniß. Doch ist es mir damit nicht besser und nicht schlechter ergangen, als den meisten von meinen hiesigen Freunden. Um aber jetzt das lange Versäumte in vollem Maße wieder gut zu machen, will ich versuchen, die Wunder des Felsthales in der Sierra auch Jenen, die in der fernen Heimath wohnen und es wohl nie besuchen werden, anschaulich zu schildern.

Ein herrlicher Junimorgen fand mich auf der geräumigen Veranda des stattlichen El-Capitan-Hotels in Merced, einem Städtchen an der südlichen Pacificbahn, 139 engl. Meilen südöstlich von San Francisco entfernt, wo sich einige vierzig Touristen versammelt hatten, um noch dem von dort noch 85 engl. Meilen entfernten Yosemitethale zu reisen. Wir hatten diese Jahreszeit — Mai und Juni — als die günstigste zu unserm Ausfluge gewählt, weil alsdann die Katarakte im Thale wasserreicher und großartiger sind als später im Sommer oder im Herbst. Die meisten der anwesenden Touristen zogen die bequemere Route zu Wagen über Coulterville direct ins Thal vor, wogegen ich mich einer lustigen Gesellschaft anschloß, welche die beschwerlichere Reise über Mariposa unternommen hatte, um die Gegen-

heit wahrzunehmen, zuerst noch einen kleinen Abstecher nach den weltberühmten Mammuthbäumen in der Sierra Nevada zu machen, die gleichsam im Vorhofe des Yosemitethales vom Schöpfer hingepflanzt worden sind.

Meine Reisegesellschaft war, wie gesagt, die angenehmste. Die Mitglieder derselben bestanden aus einem neuvermählten Ehepaar aus Sacramento, das im Yosemitethale seine Flitterwochen feiern wollte, aus einer weit in der Welt herumgekommenen schottischen Familie, drei charmanten jungen Amerikanerinnen aus San Francisco, die auf eigene Hand ein bischen in Californien herumreisten, aus zwei Amerikanern, deren Heimath Illinois und Massachusetts war, und meiner bescheidenen Person — zusammen gerade ein Dutzend zählend. Bei einer so aus weit von einander entfernten Gegenden zusammengewürfelten Gesellschaft mußte man es in der That ein halbes Wunder nennen, wie trefflich Alle mit einander harmonirten. Schon nach der ersten Tagereise schien es, als ob wir uns jahrelang kennten, und Scherz und gesellige Freude verkürzten uns die schnell enteilenden Stunden.

Die erste Tagereise legten wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fuhren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene, dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, passirten die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado" hatte, und erreichten beim Dunkelwerden Clark's Ranch, das Karawanserei der Yosemitereisenden, 67 engl. Meilen

Blick in das Yosemitethal. (Nach einer Photographie.)

von Merced. Hier war es, in einer Höhe von 4141 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans, Abends recht kühl, und wir fanden das von ansehnlichen Baumstämmen unterhaltene ladende Feuer im riesigen Kamin des Gastzimmers sehr behaglich.

Der folgende Tag ward dazu bestimmt, die nur 6 engl. Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthbäume mit einem Besuche zu beehren. Nach erfrischender Nachtruhe saß die ganze Touristenschaar, Herren und Damen, im Sattel, und unter der Leitung eines der Gegend kundigen Führers trabten wir in langer Reihe lustig auf dem Saumpfade ins Gebirge. Wie herrlich, das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kiefernbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschen! Die Fernsichten auf die dichtbewaldeten Gebirgskuppen waren überaus malerisch; und dabei begünstigte uns ein wundervolles Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann, und ein tiefblauer Himmel breitete sich wie ein Azurdom über die prächtige Sierra aus. Die Vögel sangen im Waldesgrün, hier und da glänzten die wie aus hellrothem Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen" (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit riesigen oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie als rothe Flammen hervorzuwachsen schienen, und selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern schienen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichten wir den

sogenannten Mariposa-Hain der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerstreut sind. Diese Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und ist der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende Calaverashain [1]) der bekannteste Rivale des erstern. Aber im Calaveras-Grove macht sich die neuere Cultur mit Hotels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Camptairs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist. Der Mariposa-Hain sowie das Yosemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks" geschenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geschädigt werden darf. Eine von der californischen Legislatur eingesetzte Commission wacht die strenge Ausführung dieses vortrefflichen Gesetzes.

Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekamen, war ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter erstiegen wir seinen gewaltigen Stamm und wanderten wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Katzß, der den passenden Namen „Mammoth of the forest" (der Waldesriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, $1^1/_2$ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen. Als er in Manneskraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er circa 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 36 Fuß niedriger als der Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich zu sein, daß Einer beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach seinem Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germanen in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomon den Tempel in Jerusalem erbaute.

Vom Stamm des gefallenen Riesen erblicke ich mehrere säulenähnlich im Urwalde dastehende Genossen desselben und frage unsern Führer, wie hoch wohl der ansehnlichste unter ihnen sein mag. 250 Fuß, lautet die Antwort. Ich hätte ihn auf 100 Fuß niedriger geschätzt; aber der Führer mußte wohl Recht haben, da die anderen den Forst bildenden Coniferen oft eine Höhe von 150 bis 175 Fuß halten, und jener sich bedeutend über die Wipfel seiner Trabanten erhob. Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumklasse, namentlich wohl infolge ihres massiven Umfangs, täuscht. Ich hätte sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variiren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhölt man durch bildliche Darstellung keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen; man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchthürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen, denn das ist die Farbe ihrer Rinde. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten," hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massives, Gedrungenes. Oft haben die Aeste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias sind durch furchtbare Waldbrände angebrannt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam ritt unsere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunte die bald näher bei einander, bald zerstreuter darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führte der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend, wie durch einen hohen Thorweg hindurchritten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmasse von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperar Norton" (dieser, der bekannte in San Francisco residirende Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt sinnreicher Weise auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w. Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsprossten, mit solchen Namen zu taufen, schien mir einfach lächerlich zu sein. Die Benennungen nach Staaten, wie Ohio, Illinois u. s. w., und selbst die „Drei Grazien", ließ ich mir schon eher gefallen. Die letztgenannten drei etwa 527 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerischer Gruppe nicht weit von einander. Es wäre gerade Platz

[1]) S. Abbildungen desselben und seiner Riesenbäume „Globus" XXVI, S. 50 ff.

Generalansicht des Yosemitethales. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

zwischen ihnen für einen hohen Kirchthurm, z. B. den der Trinitykirche, den höchsten Thurm in Neuyork, dessen 264 Fuß hohe Spitze von den obersten Zweigen der Drei Grazien hübsch beschattet werden würde.

Der gewaltigste unter den Riesenbäumen im Mariposa-Grove ist der ganz allein stehende „Grizzly Giant", ein Koloß von 300 Fuß Höhe, mit einem Stamm von 33 Fuß Durchmesser und 112 Fuß Umfang. Sein niedrigster Zweig ist 80 Fuß über dem Boden und etwa 6 Fuß dick. An der Stelle, wo dieser Ast beginnt, hat der Stamm noch einen Durchmesser von beinahe 20 Fuß.

Doch wir wollen dem Vorhofe des Yosemitethales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen Lebewohl sagen. — Die Frühsonne des 10. Juni fand uns in fröhlichster Stimmung wieder auf dem erst vor Kurzem aus einem halsbrechenden Saumpfad in eine sichere Heerstraße umgewandelten Wege nach Yosemite, der an der Seite dicht bewaldeter Gebirge uns durch eine malerische Gegend führte. Am andern Abhange eines breiten Thalgrundes zu unserer Linken zeigten sich in langer Linie gewaltige graue Felspartien, die oft bastionen- und domartige Umrisse annahmen, und deren Bauten immer imposanter wurden, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise näherten. Die Landstraße von Coulterville zog sich wie ein heller Faden an den jenseitigen Höhen entlang; aus waldiger Tiefe blinkte ein schöner Wasserfall uns entgegen. Unversehens gelangten wir auf ein hohes felsiges Vorgebirge, das sogenannte „Inspiration Point", wo sich plötzlich das felsumgürtete Yosemitethal in seiner

Die Kathedrale. (Nach einer Photographie.)

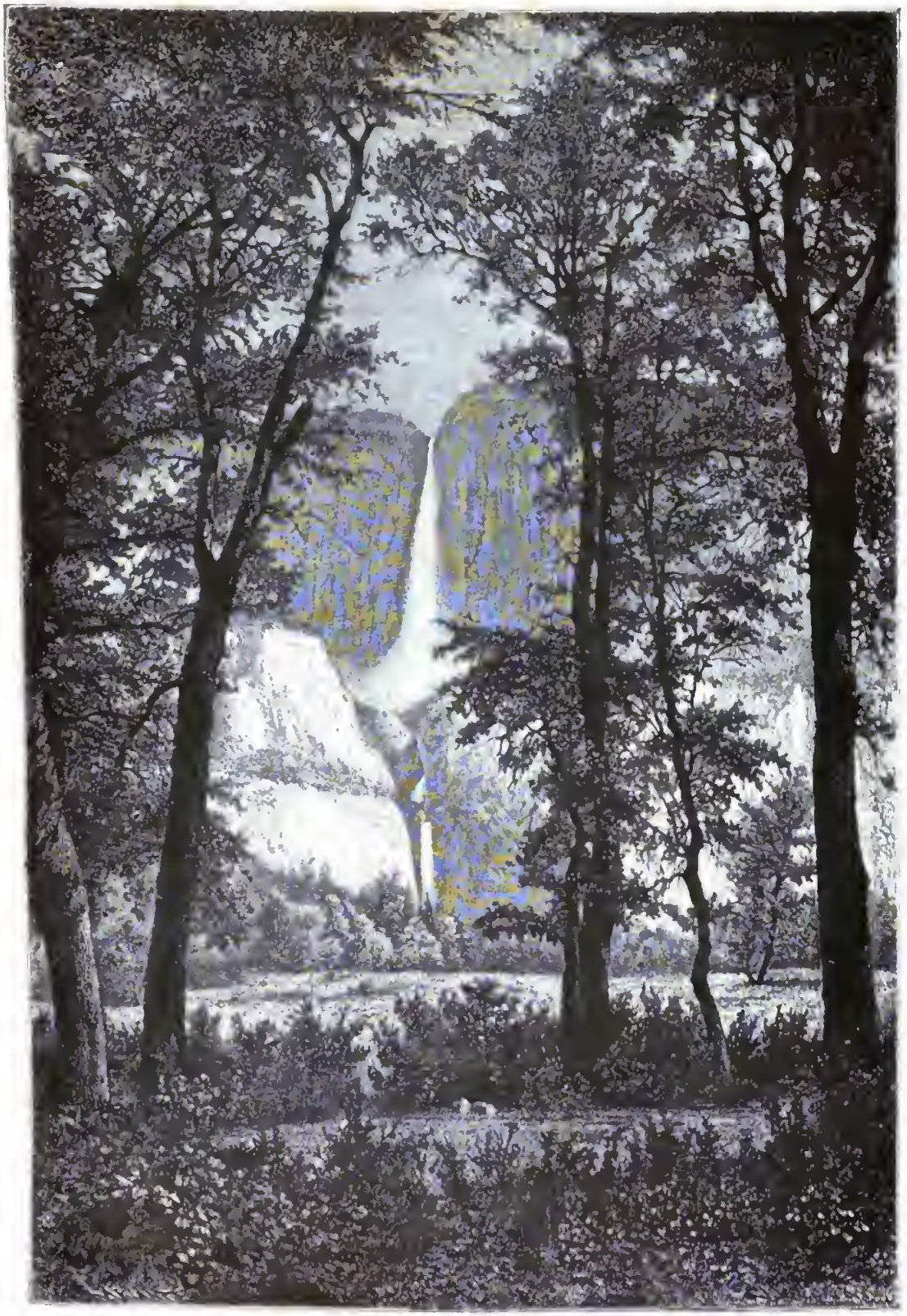
ganzen wilden Herrlichkeit vor unseren staunenden Augen aufschloß.

Dieser erste Blick in das etwa 7 engl. Meilen lange und ½ bis 1 engl. Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada läßt sich mit nichts vergleichen, das ich noch auf allen meinen Reisen geschaut habe; und ich kenne Amerika vom Hudson bis nach Mexico, vom Gestade des Atlantischen bis zum Pacifischen Ocean, und die Schweiz und andere Gebirgsgegenden Europas recht genau. Allerdings fehlten dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, und kein Vierwaldstätterse spiegelte neben malerischen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern und Burgen und tausendjährigen Culturstätten entzückte hier das Auge. Vor uns war alles wilde, großartige Natur. In wundersam schorfen Contouren traten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuern Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite fast viereckige senkrechte Granitmauer, die, mit einem Flächenraum von beinahe einer englischen Quadratmeile, direct aus dem grünen Thalgrund aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelte sich das 1000 Fuß lange Silberband des Virgin's-Tears (Thränen der Jungfrau) Falles poetisch zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blickten hinter einander die originellen Felshörner der Three Brothers hervor, und im Hintergrunde stand der hellgraue und kuppelgestaltete himmelanstrebende North Dom. Dem El Capitan gegenüber wallte der Bridal-Veil-(Brautschleier) Fall zwischen grünen Tannen zauberisch in den

tiefen Thalgrund hinab, und die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Thürme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bildeten auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Faß über das Yosemitethal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges lag über den fernen Domen und umhüllte dieselben wie mit magischem durchsichtigen Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem grünen Thalgrund emporbanten — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit, das den Pinsel unsers genialen Landsmannes Albert Bierstadt zu einem seiner prächtigsten Gemälde begeistert hat. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemitefalls und von den prachtvollen Vernal- und Nevadafällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich und kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen. Gern hätten wir länger auf dem herrlichen Vorgebirge des Inspiration Point verweilt, um von dort das wilde Prachtpanorama zu genießen. Aber dazu ward uns leider nur kurze Zeit vergönnt, und auch die bequeme Reise mit der Stagekutsche nahm bald ein Ende. Der Fahrweg sollte erst in vierzehn Tagen bis ins Thal vollendet werden und wir waren gezwungen, per Esel und Pony auf einem halsbrechenden Saumpfade ganz in dasselbe hinabzusteigen. Ich hatte mir von der Pony- und Maulesselbrigade, die uns am „Trail“ erwartete, einen störrischen Mustang erobert, der sich zwischen dem Felsgeröll oft in keineswegs angenehmen Kletterübungen erging. Nachdem ich aber den Thalgrund glücklich erreicht hatte, ritt ich zwischen prächtigen Nadelhölzern und Eichen sicher und wohlgemuth weiter nach dem noch vier englische Meilen entfernten Gasthause und genoß unterwegs die malerische Umgebung der stolzen Granitbauten und das Zauberbild des Bridal-Veil-Kataraktes mit ungestörter Freude.

Die Schildwache (Sentinel). (Nach einer Photographie.)

Der Weg führte unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß senkrecht über mir emporbaute. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildniß, das jeder Vorüberpassirende, ohne viel Phantasie besitzen zu dürfen, leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokannula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokannula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende als die liebliche Göttin Tissaak dem Tutokannula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokannula verbrachte fortan all seine Zeit in den Armen der reizenden Tissaak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich schien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokannula und rief den Großen



Der große Yosemite-Fall. (Nach einer Photographie.)

Geist um Hülfe an für ihe Volk. Der zerspaltete den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tissaak aber, die sich dem Großen Geiste als Opfer daegebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutolamula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus er immee noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin, hinüberblickt.

Im Yosemitethale werden die Sagen dee Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Kataraklen gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil Fall wird von deu Indianern Pahonó, d. i. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothhaul wagt sich gern dorthin, und niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Kataralte im Lager verbringen. Die durch die heradstürzenden Fluthen in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint jenen von bösen Geistern voll zu sein. Die Entdeckung des Yosemitethales im Jahre 1851 hatte schrecklicher Weise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Greyzter verfolgte eine Schaae voe ihnen flüchtender Rothhäute, die sich des Pferdediebstahls und Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch undelannte Bergfeste und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberrest. Die letzte Schlucht, in welchee die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt heute noch den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgiee und Mordlust hatten die Rothhäute selbst das Verhängniß gegen sich heraufbeschworen, einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr, ein wehmüthigee Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlossen. Noch wenige Jahre und auch dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemitestammes wird verschwunden seiu; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten, und Tutokamula's Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capilan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

Dee **Bridal-Veil-Fall**, den ich bei meinem Eintritt ins Yosemitethal ganz in der Nähe sah, wird oft als dee Staubbach in der Sierra Nevada bezeichnet. Aber jener ist weit wasseereicher und viel imposanter ats sein Brudee in den Alpen. Die Höhe dee beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Fluth unaufhörtich übee den Abhang in die Tiefe drängt und als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnenthals erreicht', stürmt der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldumbauten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen schießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Kataralte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem eiesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen sardigen Bogen auf die sprühenden Fluthen des herrlichen Wasserfalls malt, üder den sich die 3750 Fuß hoch ansteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast als kleinlich erscheint.

Wie ich am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwischen zerstreut wachsenden Eichen und peächtigen Coniferen langsam weiterreite, begrüßen mich zunächst an meinee Rechten die 2660 Fuß hoch aufstredenden kalassalen Mauern der **Kathedrale**, neben deren steilen Klippenwänden zwei isolirt dastehende sich an 500 Fuß üdee das Felsgesims erhebende Granitpfeilee, die **Cathedral-Spires**, d. i. Kirchthürme, seltsam aufgesetzt sind. Dann treten mir an der Nordseite die 4300 Fuß hohen schrägen Gipfel der **Theee Beothers** entgegen (von den Indianern die Pompompasus, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen lönnten, und rechter Hand der furchtbar steile **Sentinelfels**, von den Indianern Loya, d. h. die Schildwache, genannt. 3270 Fuß daut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, üder das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen **Sentineldoms**.

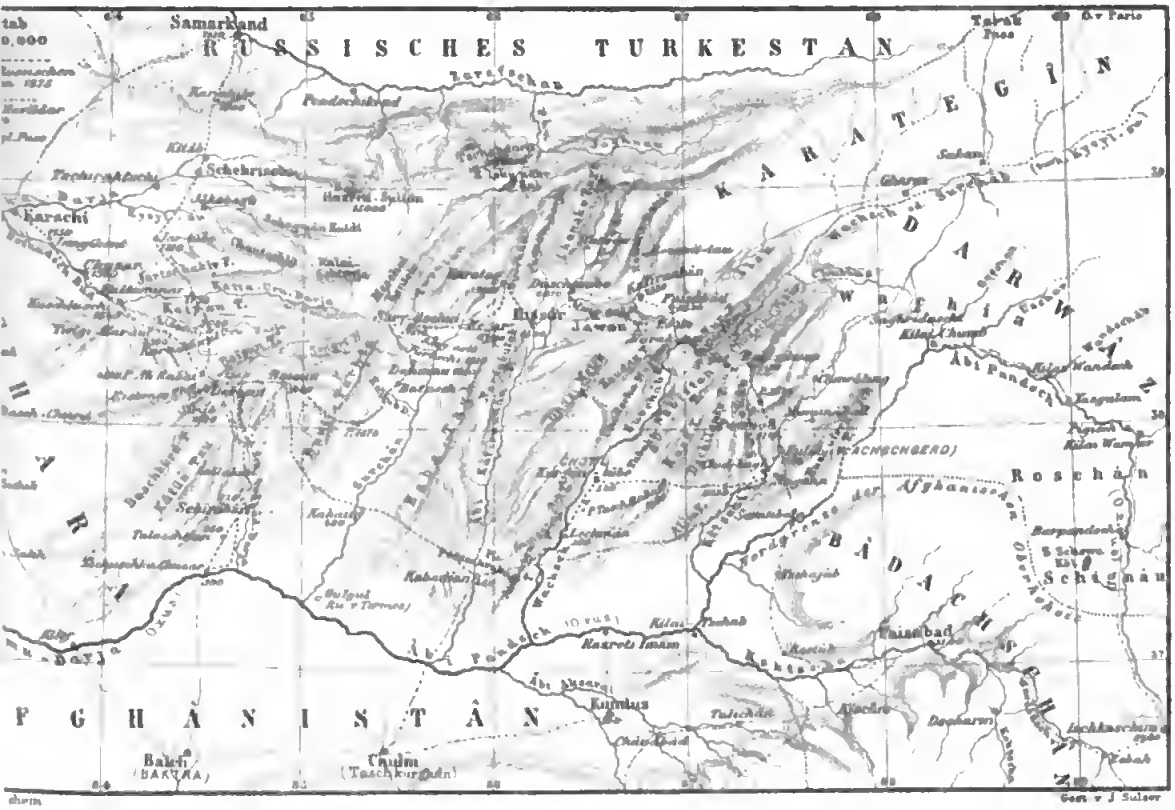
Aber mehe noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem ihm gegenüber von dee Südseite der Thalwand aus einer Höhe von 2634 Fuß in drei Cascaden sich herabstürzenden **Yosemitefalls** gefesselt, dem höchsten delannten Wasserfall auf der Erde; ich sage ausdrücklich, der höchste Wasserfall, denn der ihm gegenüberliegende 3200 Fuß hohe **Sentinelfall** kann ihm diesen Rang nicht streitig machen, da derselbe sich nur wie ein schmales silbernes Band an den steilen Felsen herunterschlängelt und gar nicht das Ausseheu eines Kataraktes hat. Unter den Schweizerfällen kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind ihree sieben auf einander folgende unterbrochene Cascaden, und keiner von ihnen kann sich im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem obern Yosemitefall messen. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten dis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlee Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, und der untere gleich auf ihu folgende macht seinen Riesensprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yosemitefall schwebt wie der Brautschleierfall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich deängenden Fluth gab den schroffen Contouren dee nuliegenden Geanitgipfel ein lieblichrees Aussehen, denen ohne den riesigen Kataralt gleichsam das pulsirende Leben gefehlt hätte.

Die Erforſchung Hiſſars durch die ruſſiſche Expedition von 1875.

Nach dem Ruſſiſchen von **N. Majew** [1]) in Taſchkend.

I.

R. K. Schon in Band 28, S. 286 dieſer Zeitſchrift machten wir mit kurzen Worten auf den wichtigen Zuwachs aufmerkſam, welchen die Erdkunde durch die Erforſchung der Landſchaft Hiſſar Seitens einiger ruſſiſchen Gelehrten erhalten hat. Das damals nur in dürftiger Weiſe veröffentlichte Material hat jetzt durch die immerhin noch ſehr kurze „Geographiſche Skizze des Hiſſarſchen Kreiſes und der Begſchaft von Kulab. Von N. Majew“ ſowie die dazugehörige Karte eine weſentliche Bereicherung erfahren. Alles, was wir bis jetzt von dem in Rede ſtehenden Gebiete wußten [1]), waren Angaben orientaliſcher Autoren und Erkundigungen europäiſcher Reiſender, aus welchen es unmöglich war ein



Die ruſſiſchen Aufnahmen in Hiſſar und Kulab.

klares Bild des Landes ſich zu conſtruiren. 629 n. Chr. wandert Hiuen-thſang, ein buddhiſtiſcher Pilger aus China, auf ſeinem Wege nach Indien von Samarkand über Kiſch (Schehriſedz) nach Termez unweit des Amu und hinterläßt uns die erſten Nachrichten über Hiſſar, welche Stanislas Julien aus dem Chineſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt hat. Etwa vierzig Jahre ſpäter dringen die Araber in die Berglandſchaften am obern Amu-darja ein; aber ihre erſten Berichte ſowohl, wie die des arabiſchen Geographen el-Jaqubi und des Ibn-Chordadbeh aus dem neunten Jahrhundert ſind noch ſehr dürftig und ungenau. Erſt die beiden berühmten Geographen des zehnten Jahrhunderts, Iſtachri und der ihm befreundete Ibn-Hauqal, geben uns ausführlichere Nachrichten über jene Gegenden, wie überhaupt über die Länder am Oxus und Jaxartes; das geographiſche Werk des gleichzeitigen Moqaddeſſi ſoll erſt noch durch Profeſſor de Goeje in Leyden herausgegeben werden. Die ſpäteren Werke der reichen geographiſchen Literatur der Araber bieten nichts Neues über das in Rede ſtehende Gebiet. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts endlich durchreiſt der erſte Europäer, Ruy Gonzales de Clavijo, Geſandter Heinrich's III. von Caſtilien an Timur, die Weſthälfte des Landes, den

[1]) Iswestija der Kaiſerl. Ruſſ. Geogr. Geſ. XII (1876), Heft V, S. 349 bis 383.

[1]) S. P. Lerch, Ein Blick auf die Reſultate der hiſſarſchen Expedition in der „Ruſſiſchen Revue“ 1875, VII, Heft 6.

Weg von Termez am Amu durch das Eiserne Thor nach Kisch und Samarkand. Dann hat es bis zum Jahre 1875 gedauert, ehe wieder ein Europäer jene Gebiete betreten hat, und aus der Zwischenzeit haben wir nur persisch oder türkisch abgefaßte Reisebeschreibungen oder Erkundigungen, welche Europäer in den Nachbarländern einzogen. Erst jetzt haben alle diese zum größten Theile nur Orientalisten zugänglichen Quellen ihre feste Grundlage durch die Arbeiten der russischen Expedition erhalten, deren Aussendung ein Verdienst des Generalgouverneurs von Turkestan, von Kaufmann, ist.

Die gewaltige, nach Südwesten streichende Masse des Thian-schan [1]), welche in ihrem mittlern Theile beim Gebirgsknoten Chan-Tengri östlich vom Issyk-kól ihre größte Höhe (etwa 24,000 engl. Fuß) erreicht, senkt sich gegen Westen bedeutend herab. Dort schieben sich die breiten Thäler von Ferghana (das frühere Chanat von Chokand), von Samarkand (Zarefschan-Thal) und von Schehrisedz (d. i. die grüne Stadt, jetzt von den Russen oft kurzweg mit dem persischen Schaar, d. i. Stadt, genannt) zwischen das Gebirgsmassiv hinein. Südlich von letzterm Thale, dem des Kaschka-darja, erhebt sich ein Gebirge, welches in letzter Zeit den Namen des Hissarschen erhalten hat, bei den Eingeborenen aber unter verschiedenen Namen bekannt ist. Das fast unbekannte Gebiet zwischen diesem Gebirge und dem Amu-darja zu erforschen, war die Aufgabe jener Expedition, welche im Frühjahr 1875 von General von Kaufmann entsendet wurde und aus folgenden Mitgliedern bestand: Redacteur der Turkestanischen Zeitung N. A. Majew als Chef, Unterlieutenant D. M. Wischnewski, Astronom F. F. Schwarz und Dolmetscher J. Kasbelow.

Eine der ersten Autoritäten über Centralasien, der verstorbene A. P. Fedtschenko, nahm südlich vom Gebirge von Hissar die Existenz ausgedehnter Ebenen mit Steppencharakter an und begründete seine Ansicht damit, daß der zum Chanat Buchara gehörige Hissarsche Kreis im Sommer von heißen Winden (Garmsir oder Tebbod), welche die gefährliche Krankheit „tebb" (persisch, d. i. Fieber) verbreiten, sowie von kalten Fiedern, welche Hissar, Kulab, Kunduz und das ganze Uferland am Amu berüchtigt gemacht haben, heimgesucht wird. Diese Annahme erwies sich jedoch als falsch. Denn der Thian-schan reicht südwestlich bis an den Amu bei Kelif und erfüllt mit seinen schon sehr niedrigen Ausläufern den ganzen Raum zwischen Kelif und Kerki (am Amu auf dem Wege von Andchui in Afghanistan nach Buchara), ohne bis an letztern Ort heranzureichen. Und die Erscheinung der tief in das nordwestliche Ende des Thian-schan eingeschnittenen Thäler wiederholt sich auch in seinem südwestlichen Theile, von der Einmündung des Wachsch in den Pandsch bis nach Kelif hin. Auf dieser Strecke haben wir vier breitere, in das Gebirgsmassiv eingesenkte Thäler, nämlich das von Schir-abad, die breite fruchtbare Ebene des Surchan, die von Kurgan-tübe am Unterlaufe des Wachsch oder Surchab und die Ebene von Kulab, welche sich nach oben zur Schlucht Chawaling verengt. — Nach Westen zu wird das Gebirge bedeutend niedriger: der Paß Tachta-Karatscha auf dem geraden Wege von Samarkand nach Kitab hat z. B. nur noch 5180 Fuß (engl. oder russ.) Höhe. Noch niedriger wird der Thian-schan, wo er sich Chuzar und dem Amu nähert: der Paß Al-radat, der höchste Punkt auf der Straße [1]) zwischen Karschi und Schirabad, liegt 4590 Fuß (absol.) hoch. Die Uebergänge über die Gebirge, welche die ganze Gegend zwischen den Grenzen von Darwaz einerseits, dem Amu- und dem Hissarschen Gebirge andererseits erfüllen, sind gleichfalls nicht hoch, wie z. B. der Paß von Faizabad, auf dem Wege von dieser Stadt zum Winterdorf (Kischlak) Naral im Thale des Wachsch 3350 Fuß; der Paß Guli-sindan, unweit des vorigen, auf dem Wege vom Wachsch in das Thal von Baldschuan 3580 Fuß; der Paß Uzun-oknr auf dem Wege von Boldschuan nach Kulab 3610 Fuß; der Paß Kal-schadi zwischen Kulab und Kurgan-tübe 2200 Fuß und der Tasch-rabat, wenig westlich vom vorigen, 2590 Fuß. Immerhin aber besitzt der Thianschan östlich vom Meridian von Kitab noch Höhen, welche die Schneelinie weit überragen. Von Tschim-lurgun, 20 Werst südwestlich von Schehrisebz, sind deutlich Schneepiks des Hissarschen Gebirges, der Kalai-schiroja und der Mas-kara-choja, sichtbar; ebenso an der Südseite des Gebirges von Karatag (nordwestlich von der Stadt Hissar) aus. Auf diesen Schneebergen und Gletschern entspringen einige große Flüsse, welche dem Amu und dem Kaschka-darja tributär sind und ihre Thäler zu fruchtbaren machen; zum Stromgebiete des erstern gehören der Schir-abad-darja, der Surchan, der Fluß von Kafirnahan und der Wachsch, zu dem des letztern der Kyzyl-su und der Chuzar-darja, mit welchem die Expedition ihre geographischen Forschungen begann.

Dieselbe hatte sich von Samarkand auf dem Saumpfade über den Paß Tachta-Karatscha nach Schehrisebz und Karschi begeben, um dort den Emir von Buchara zu begrüßen. Drei verhältnißmäßig bequeme Wege führen über den westlichen Theil der Hissarschen Kette, nämlich 1. als westlichster die Route (Buchara)-Karschi-Chuzar-Baisun-Schirabad, 2. östlich vom vorigen über ein hohes Plateau die Straße von Schehrisebz nach Jar-tübe, Kalta-minar, Baisun und Schir-abad und 3. als westlichste Passage ein Weg von Schehrisebz über Jakadagh (Jakobat, Jaka-dagh = Garten am Rande se. der Wüste, des Thales, des Berges oder dergleichen), den Paß Sengri-dag und die Schlucht Tasch-Kurgan nach Sary-dschui in Hissar. Zu ihrer Hinreise wählte die Expedition den ersten Weg, um auf der Rückkehr den zweiten kennen zu lernen. Kaum näherte sie sich in Chuzar dem Gebirge, so zeigte sich auch sofort, wie falsch die bisherigen Karten sind. Der Chuzar-darja erscheint auf ihnen als ein unbedeutender, sich im Sande verlierender Bach, während er in der That ein bedeutender Gebirgsfluß ist, der für die Bewässerung und Bebauung des oasenartigen Distrikts von Chuzar und der Thäler seiner beiden Quellflüsse, des Katta-uru-darja und der Kitschiuru-darja (Katta = groß, Kitschi = klein), von größter Wichtigkeit ist. Der große Uru-darja entspringt im Gebirge Chan-tachta, dem westlichen Ende des Schneemassivs Kalai-Schiraja; der kleine am Baisun-Tau. Beim Gebirgsdorfe Kusch-lusch, 16 Werst vor Chuzar, vereinigen sich beide; dann fließt der Strom als Chuzar-darja bei der gleichnamigen Stadt vorbei und zertheilt sich 18 Werst weiter unterhalb (22 Werst von Karschi) beim Dorfe Yangi-kent in Bewässerungscanäle. Die Ufer des Katta-uru-darja sind am stärksten bevölkert; es giebt unter diesen ozbegischen Bergbewohnern sehr wohlhabende Leute, welche Herden von 2000 bis 3000 Schafen und 500 bis 1000 Kameelen besitzen. Im Sommer verlassen dieselben ihre Ansiedlungen im Thale und ziehen mit ihren Herden höher ins Gebirge.

[1]) Obwohl jetzt nur der kleinste Theil (das Ostende) dieses sich durch mehr als 30 Längengrade erstreckenden Gebirges noch im Besitze der Chinesen sich befindet, so dürfte es sich doch empfehlen, diesen Namen (statt der Uebersetzung „Himmels-Gebirge") beizubehalten, zumal es wenig über zwei Jahrzehnte her ist, daß die Russen zuerst an seinem Nordabhange Fuß faßten.

[1]) Der russische Text sagt sogar, etwas unwahrscheinlich, „der höchste Punkt des Massivs, welches von der Straße Karschi-Schirabad durchschnitten wird."

wo sie in der Nähe der Schneeregion den ganzen Sommer hindurch frisches Gras für ihre Herden finden; und zwar beweiden die Bewohner der Gebirgs-Amlakdarschaft [1]) Kalta-minnr die Bergwiesen am Katta-ura-darja, die von Karachawal das Gebiet des Kitschi-uru-darja. Die Ansiedelungen (Kishlak) stehen daher während des Sommers leer und fangen erst mit Beginn des Herbstes an sich wieder zu beleben. Zum Winter treiben diese Oezbegen ihre Herden in die Hungersteppe van Karschi, wo sich verhältnißmäßig weniger Schnee befindet, und die üppigen Salzpflanzen den Herden ein kräftiges Winterfutter bieten.

Der Chuzar-darja ist, wie seine beiden Quellströme, überall furthbar; nach Istachri nad Ibn-Hauqal galt damals der Katta-uru-darja als Hauptquelle und hieß zusammen mit dem heutigen Chuzar-darja „Chuzar-rud". Seine Zuflüsse waren der Tschadsch-rud (heute Kitschi-uru-darja) und der Chaschk-rud (heute Kaschka-darja).

Von Chuzar zog die Expedition durch das Gebirge nach Ak-rubat, einem kleinen, jetzt zerstörten Bauwerke aus der Zeit Abdullah Chans, wo sich der Weg theilt. Nach Norden geht ein Bergpfad nach Kalta-minar, gen Osten der Weg über Derbent nach Baisun, welchen Majew's Expedition verfolgte. Nachdem sie das breite Tschaktscha-Thal passirt hatte, sah sie 12 Werst ($11\frac{1}{2}$ Tasch oder Farsang) vor Derbent das schon in alten Zeiten berühmte „Eiserne Thar" vor sich. Es ist eine enge Schlucht, 2 Werst lang und 5 bis 35 Schritt breit, welche in Windungen die hohe südwestlich [2]) streichende Bergkette durchbricht. Jetzt heißt sie bei den Eingeborenen Buzghala-chana (persisch, d. i. Haus des wilden Ziegenbockes) und der sie durchströmende Bach, welcher im Sommer austrocknet und nur bei Hochwasser den Schir-abad-darja erreicht, Buzghala-chana-bulak. Ihr westliches Ende liegt 3740 Fuß hoch, ihr östliches 3540 Fuß. Bis jetzt — sagt Lerch — kannte man diesen Paß nur dem Namen nach, und seine Lage war nach den Beschreibungen nicht genau zu bestimmen. Die einzigen Reisenden, welche uns über das Eiserne Thor einige, aber sehr unbestimmte Nachrichten überliefert haben, sind Hiuen-thsang und Clavijo. Beide sprechen von dieser Schlucht als von einer höchst merkwürdigen Naturerscheinung. Ersterer berichtet, daß er 500 Li (250 Werst) südöstlich von Samarkand das „Eiserne Thor" erreicht habe. So nennt man, sagt er, den Engpaß zwischen zwei parallelen Bergen, die sich rechts und links erheben und von merkwürdiger Höhe sind. Nur ein schmaler Pfad, welcher von Abgründen durchschnitten, trennt sie. Diese Berge bilden von beiden Seiten hohe Steinmauern, deren Farbe der des Eisens gleicht. Man hat hier ein zweiflügeliges Thor errichtet, welches mit Eisen beschlagen ist. An beiden Flügeln ist eine Menge eiserner Glöckchen angebracht, und da dieser Engpaß schwierig und stark vertheidigt ist, hat man ihm den Namen gegeben, welchen er heute trägt. — So lange die Kriegskunst noch auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stand, konnte freilich solch ein Thor ein ganzes Heer aufhalten. Clavijo aber, der 800 Jahre später diese Gegend bereiste, hat dasselbe nicht mehr vorgefunden, und beschreibt die Schlucht nur als eine uneinnehmbare Position.

Beim Eisernen Thore betrat die Expedition das Gebiet des Schir-abad-darja, der bei Derbent Derbent-darja heißt, wie denn die meisten Flüsse und Berge Centralasiens ihre Namen denen der nächsten Städte oder Dörfer entlehnen und nur in seltenen Ausnahmefällen einen besondern allgemeinen Namen tragen.

Der Schir-abad-darja entspringt am Gebirge Baisuntau, so daß seine Quellen unfern derer des Kitschi-uru-darja liegen. Sein Thal ist arm an Ansiedelungen, und nur Derbent ist zu einem Winterdorfe von etwa 500 Gehöften angewachsen. In seiner Nähe liegt der Knoten des ganzen westhissarschen Gebirgssystems, wo sich die Axen zweier mächtiger Erhebungen kreuzen, so daß das ganze Gebiet zwischen Derbent und Baisun mit einem Chaos von Bergen und gewundenen, engen, sich kreuzenden Thälern erfüllt ist. Den geraden Weg über die Derbentschen Berge nach dem 3 Tasch von Derbent entfernten Baisun ließ die Expedition einstweilen bei Seite und zog vielmehr südwärts am Schir-abad-darja entlang nach der gleichnamigen Stadt. Zwischen Derbent und Lailakan weiter stromabwärts giebt es fast gar keine Dörfer, wenn man nicht die kleine Niederlassung Muntsch und die Aecker Igertschi und Schady-bai als solche gelten lassen will. Ehe der Fluß aus den Bergen in die Amu-Ebene tritt, durchströmt er die Engschlucht Nandagana, wo die Straße im Bette des reißenden Stromes selbst entlang führt. 6 Werst von der Schlucht liegt am Nordrand der Ebene die Stadt Schir-abad, der Schauplatz der Kriegsthaten Ali's, von dem sie ihren Namen erhielt. (Ali's Beiname „Schir" bedeutet „Löwe"; davon Schir-abad, „Stadt oder Sitz des Löwen".) Sie hat heute nicht mehr jene Bedeutung wie in alten Zeiten, als ihre Einwohner der Ueberlieferung zufolge den Schaaren der Mohammedaner Widerstand leisteten, ist aber doch neben Kabadian und Kurgantübe einer der wichtigsten Orte im südlichen Hissar. Man verweilte dort drei Tage lang und besuchte während dieser Zeit die Ufer des Amu bei der Ueberfahrtsstelle Tschuschka-Chuzar (Ober-Furth), wo unsere Karten eine Stadt oder ein Dorf angeben. In Wirklichkeit stehen dort nur zehn Behausungen von Turkmenen, keine Jurten, sondern nothdürftig aus Rohr und Schilf zusammengeflickte Hütten, und auch die seit nicht länger als Jahresfrist. — Der furchtbare Schir-abad-darja erreicht übrigens nicht jedes Jahr den Amu, im Frühling bei Hochwasser ausgenommen; seine Fluthen werden von den reichen Winterdörfern der Bezirkschaft von Schir-abad zur Berieselung verwendet, langen jedoch stellenweise nicht für eine beständige Bewässerung aus, wie z. B. die Felder von Buzradat, südwestlich von Schir-abad, unter je drei Jahren nur während zweier das befruchtende Element erhalten können.

Von Schir-abad zog die Expedition durch das Thal des Schir-abad-darja zurück und hinter Lailakan auf dem geraden Wege gegen Nordosten durch das Gebirge nach Baisun, einer der wichtigsten Städte in Hissar, welche, rings von Bergen (im Süden und Osten die Kette Buri-tachta, im Westen die Berge von Derbent mit den Pässen Sakrtma [4200 Fuß] und Jalyyz [Jalynyz, d. i. einzelner Weinberg?] von 4350 Fuß Höhe) umschlossen, in einem hohen, stets kühlen Gebirgsthale liegt. Dasselbe erstreckt sich in einem schmalen, nach Westen zu etwas breiter werdenden Streifen längs der Berge Kotar (d. i. die Gefrorenen) und wird von dem Bache Chodscha-mucat-bagsch durchströmt, welcher die fruchtbaren Felder und Gärten von Baisun (3410 Fuß) bewässert. Dann überstieg sie das Gebirge, welches den Culturrayon von Baisun im Osten begrenzt, und sah das dreite Thal des wasserreichen Surchan vor sich, dessen Existenz überhaupt nachgewiesen zu haben einen Hauptverdienst der ganzen Reise ausmacht. Auf vielen Karten, selbst aus den Jahren 1875 und 1876, erschien als letzter westlicher Zufluß des Amu der Tupalan, der zuerst bei Burnes zu

[1]) Die einzelnen Provinzen des Chanats von Buchara werden von Beys regiert, welche ihrerseits für die Städte und größeren Dörfer Amlakdars (arab. amlak und pers. dar = der den Boden innehat), entsprechend den russischen Amtsvorstehern, ernennen.

[2]) Es ist dies die allgemeine Richtung nicht nur des ganzen Hissarschen Gebirges, sondern überhaupt des gesammten Thian-schan-Systems.

Digitized by Google

Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts vorkommt und noch unlängst von dem Indier Faiz-Bachsch (welcher in Diensten der englischen Regierung schon 1867 Karschi, Chuzar und Schirabad, 1869 wiederum Karschi und 1870 als Mitglied der Forsyth'schen Mission nach Ostturkestan Balch, Badachschan, Wachan u. s. w. besuchte, dessen Angaben über Hissar aber sehr ungenau sind) unter den fünf großen Quellströmen des Oxus aufgeführt wurde. Indessen bezweifelte schon Fedtschenko diese Angabe, hielt den Tupalan für ein sehr kleines Flüßchen und bestritt dabei die Existenz des Surchan ganz und gar. Die Sache verhält sich jedoch fast umgekehrt: der Surchan ist der wichtigste Strom von ganz Hissar und einer der größten Zuflüsse des Amu, während der Tupalan (Tuplang) nur ein Quellbach des Surchan und zwar sein größter ist, der aus dem Schneegebirge Meschai-Kenteli kommt und durch die Schlucht Schamal-agian fließt. Dieses reißende und nicht furthbare Gewässer wechselt in der Ebene noch zweimal seinen Namen, indem es beim Passiren der gleichnamigen Ortschaften zuerst Sary-bschui-darja, dann Sary-osio-darja genannt wird. Bei Sary-bschui hat er 20 bis 25 Faden Breite, 2 Werst stromauf, wo eine Brücke über ihn führt, nicht über 30 Schritt. Die westlichen Zuflüsse des Surchan, welche die Russen zunächst zu überschreiten hatten, sind (von Süden nach Norden): der Kaluk-darja, welcher aus dem großen und kleinen Kaluk sich bildet und, wo er in die Ebene tritt, bei dem reichen Dorfe Kaluk vorbeifließt; durch sein Thal führt einer der Wege aus der Surchan-Ebene nach Baisun; dann der Chodscha-ipak-darja, in welchen unweit Dehinan der Kyzyl-su (d. i. Rothwasser) mündet. Letzterer wird von Dehinau und den umliegenden Feldern zur Bewässerung benutzt und soll in der Blüthezeit des Surchanthales eine große Bedeutung gehabt haben, wo nach Angabe der Eingeborenen aus ihm ein großer Canal abgeleitet war, der die Felder um Termez am Amu mit Wasser versah. Nördlich von Dehinau fließt noch von Westen her der Sengri-bag-darja in die Ebene hinab, erreicht aber den Surchan nicht, sondern wird in den Aryks (Bewässerungsgräben) der Begschaft Jurtschi verbraucht.

Von Osten her fließen dem Surchan zu: der Karatag-darja, nach der gleichnamigen Stadt benannt, wo eine feste Brücke über ihn führt, der Deschti-nowat-darja, der seinen Namen von einem reichen, durch seine trefflichen Granaten berühmten Winterdorfe trägt, und als südlichster der Regar-darja mit der Stadt Regar, welche eine Zeit lang eine eigene unabhängige Begschaft bildete und dem reichen Dehinan (persisch, d. i. Neudorf) auf der gegenüberliegenden Thalseite den Rang streitig machte. Die Stadt wird in einigen älteren Werken Hissar-pajan (d. i. Unterhissar) genannt, während die Stadt Hissar selbst Hissar-bala (d. i. das Obere) oder Hissar-schadman (d. i. das Freudige) heißt.

Unterhalb des Kaluk- und Regar-darja hat der Surchan keine weiteren Zuflüsse von Bedeutung. Immer seltener werden nach Süden zu die Kischlaks (Winterdörfer), und die sumpfigen, flachen Ufer des Stromes sind mit Rohr, Schilf und Gestrüpp bewachsen, worin Tiger, wilde Schweine, Schakale und Wasservögel ein herrliches Leben führen. Das war vor Zeiten anders: breit und für den Ackerbau trefflich geeignet — noch heute liegen in seinem nördlichen leichter zu bewässernden Theile sechs Städte: Dehinan, Jurtschi, Sary-bschui, Sary-osio, Karatag und Regar, von welchen die Expedition die fünf ersten in der angeführten Reihenfolge besuchte — war dieses Thal das Centrum des politischen Lebens für das ganze Land, als dasselbe von Buchara getrennt war und eine selbständige Existenz führte. Die Leute erzählen sich, daß es einst so dicht bewohnt war, daß eine Katze von Dehinau bis zum Amu-darja laufen konnte, ohne den Erdboden betreten zu brauchen, nämlich stets über die Dächer der Häuser hinweg.

Dieses breite Thal wird im Westen von dem Gebirge Buri-tachta, im Osten vom Baba-tag begrenzt, welches letztere die Wasserscheide gegen den dem Surchan parallelen Kasirnahan-darja bildet. Der Baba-tag ist aber kein Zweig oder Ausläufer des Hissarschen Gebirges, sondern ein völlig selbständiges, mit jenem nicht zusammenhängendes Gebirge, so daß die Thäler des Kasirnahan-darja und des Surchan im Norden zu einem einzigen sich vereinigen, welches Majew das Karatag'sche nennt.

Der Fluß von Kasirnahan (diesen Städtenamen übersetzt Majew mit „ungläubiges Ungeheuer"; richtiger ist wohl die Uebersetzung „Höhle der Kafir oder Ungläubigen"), nächst dem Surchan der bedeutendste in Hissar, entspringt aus den Schneebergen im Norden dieses Landes, wie es scheint, unweit von Palbarak (am obern Zaresschan). Sein oberster nordsüdlicher Lauf führt den Namen Roumit-darja [1]). Nachdem er das Gebirge verlassen hat, wendet er sich bei der Stadt Kasirnahan nach Westen und nimmt den Namen jener Stadt an. In letzterer Richtung fließt er bis Minktübe [2]) (4 Werst von der Stadt Duschambe), wo er von Norden den Zigbi-darja aufnimmt, biegt dann nach Süden um und behält diese Richtung bis zu seiner Mündung in den Amu bei. In seinem obern, ebenen Gebiete liegen vier bedeutende Städte: Faizabad, Kasirnahan, Düschambe und Hissar (d. i. Festung, was die Stadt auch früher war). Südlich von Hissar, bei der Einmündung des Chanake-darja, treten der Baba-tag von Westen und das Gebirge Ghazimelek von Osten nahe an den Kasirnahan heran und bilden eine lange, schwer zugängliche und schwach bevölkerte Schlucht, „Pawi-Dulbul" genannt (d. i. Fußtapfen des Dulbul, eines Fabelpferdes des Ali), an deren Südende die fünfte Stadt des Flußgebiets, die Feste Kabadian', am Fuße einer gesonderten Bergmasse, des „Pir A. Febtschenka", liegt. Nur in der Nähe von Kababian existirt eine überdies schwierige und gefährliche Furth.

Das Gebiet des Kasirnahan-Flusses betrat die Expedition zuerst, als sie auf dem Wege von Karatag nach Hissar seinen westlichen Nebenfluß Chanake-darja, der im Chanake-tau entspringt, überschritt. Bedeutender noch ist der Nebenfluß Zigbi-darja, der aus der Warzobschen Schlucht kommt und wegen seiner Schnelligkeit und Wassermenge nur an wenigen Stellen, wie bei Düschambe, passirbar ist. Letztere Stadt liegt am Südende jener Schlucht und besitzt eine feste Citadelle auf dem hohen, steilen Ufer des Flusses, der 4 Werst weiterhin in den Kasirnahan fällt. Die Durchfurthung dieses reißenden, eiskalten Gewässers erwies sich als ungemein schwierig, und nur der Vertrautheit der Eingeborenen mit solchen Passagen war es zu danken, daß die Russen das andere Flußufer ohne besondere Zufälle, von einigen ins Wasser gefallenen Packen abgesehen, erreichten. Ein ähnlicher Flußübergang fand auch auf der Rückreise bei Kababian statt. Von Düschambe ging es in genau östlichem Marsche über nur wenig ansteigendes ebenes Land nach Kasirnahan, wo eine von Jakub-beg Kuschbegi erbaute 35 Schritt lange Brücke, die den Einsturz drohte, zu passiren war. Sie bog sich schon ganz nach der einen Seite und viele Theile lagen schon im Wasser, so daß man die Pferde aufs Vorsichtigste über die schwankende schiefe Fläche führen mußte.

[1]) Ibn Dasta, ein arabischer Geograph des 10. Jahrhunderts, nennt den ganzen Strom „Ramidom".

[2]) Die Majew'sche Karte schreibt Munki- oder Munk-tübe. Mink- oder Ming-tübe würde „die tausend Hügel" bedeuten.

Wenig unterhalb Kafirnahon mündet von Oſten her der Iket, der im Jawon-tau entſpringt und das fruchtbare Thal von Faizabad, dem nächſten Ziele der Expedition, bewäſſert. Dies iſt der letzte, öſtlichſte Fluß des eigentlichen Hiſſar; was öſtlich vom Gebirge Ghazi-melek und ſeinen nördlichen Ausläufern Jardſchid und Jawan-tau liegt, gehört ſchon zum Gebiete des Wachſch und Pandſch und damit zum Berglande des obern Oxus. Was außer den oben angeführten Flüſſen nach in Hiſſar exiſtirt, ſind unbedeutende Bäche, welche meiſtens ſchon zu Anfang Mai austrocknen und ſich in waſſerloſe, mit Geröll bedeckte Schluchten verwandeln.

Entdeckung und Aufnahme des Whemi-Fluſſes in Dahome.

Trotz der zahlreichen Berichte, die ſeit einem Jahrhundert über Dahome veröffentlicht worden ſind, iſt unſere Kenntniß der Geographie dieſes Landes noch eine äußerſt dürftige. Alle Reiſenden, welche die Hauptſtadt des Reichs, Abome, beſucht haben, ſind, abgeſehen von unerheblichen Abweichungen, denſelben Weg gezogen wie ihr erſter Vorgänger Norris, nämlich von Whaida (Whyda) aus in gerader Linie nach Norden. So iſt es erklärlich, daß namentlich die allerdings complicirten hydrographiſchen Verhältniſſe dieſer Gegenden noch ſehr der Aufhellung bedürfen. Bekanntlich findet ſich an der Sklovenküſte eine ausgedehnte Lagunenbildung. Soweit dieſe Binnengewäſſer der Küſte parallel verlaufen und daher dem Verkehr der europäiſchen Niederlaſſungen an derſelben dienen, ſind ſie zur Genüge bekannt: ihre zum Theil beträchtliche Erſtreckung ins Innere wird aber ſelbſt auf den neueſten Karten in der widerſprechendſten Weiſe angegeben [1]), und der Lauf der in dieſe Lagunen mündenden Flüſſe iſt vollends unbekannt.

Der zwiſchen England und Dahome neuerdings ausgebrochene Conflict nun dürfte ohne eine erneuerte Auflage von Magdala und Kumaſſi kaum in einer für die europäiſche Macht befriedigenden Weiſe zu Ende geführt werden können. Bei dieſer Ausſicht auf einen neuen tropiſchen Feldzug iſt die Unbekanntſchaft mit der Beſchaffenheit des eventuellen Kriegsſchauplatzes natürlich ſehr hinderlich, zumal der einzige bekannte Weg von der Küſte nach der Hauptſtadt, die doch nothwendiger Weiſe das Ziel der Operationen bilden müßte, durch die auf demſelben zu paſſirende Sumpflandſchaft Lama dem Vordringen eines größern Truppenkörpers mit Geſchütz unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſetzen dürfte. Dies iſt der Grund, der den Gouverneur von Lagos, Herrn John D. A. Dumaresq, bewogen hat, von den Lagunen aus einen für größere Fahrzeuge praktikabeln Waſſerweg ins Innere von Dahome zu ſuchen, ein Unternehmen, das vom beſten Erfolge gekrönt worden iſt, da es zur Entdeckung eines in die Nokhoue-Lagune (Denhom Water) mündenden ſtattlichen Fluſſes, des Whemi, geführt hat, der ſich bis zu einem Punkte, 20 engl. Meilen von Abome, ſchiffbar erwies.

Ganz überraſchend kommt dieſe Entdeckung nicht, da Guillevin den 6 Lieues öſtlich von Abamey fließenden Ouellon beſuchte und erfuhr, daß er ſich in den Denham-See ergießt (a. a. O. S. 41), und da namentlich Borghero auf Grund von Erkundigungen auf ſeiner Karte einen in die Nokhoue-Lagune mündenden „großen Waſſerlauf“ verzeichnet, der in der Nähe der Hauptſtadt vorbeiſtießt und „deſſen Benutzung den Weißen von Dahome unterſagt iſt.“ Eine in der „Mail“ (Nrn. 2499) veröffentlichte Correſpondenz d. d. Lagos, 26. September 1876 enthält einen vorläufigen Bericht über dieſe unter den jetzigen Verhältniſſen doppelt wichtige Entdeckung, den wir im Auszuge mittheilen.

„Der Colonialdampfer Eko unter dem Commando von Captain William Hammond verließ Lagos am 18. September um 12 Uhr Mittags. An Bord befanden ſich Se. Excellenz John D. A. Dumaresq, der Colonialſecretär Captain Graves, Taiwo, König von Aſſatſchi, und 40 Hauſſas.

Nach einer angenehmen Fahrt von ſieben Stunden, die der Meeresküſte parallele Victoria Lagune weſtwärts hinauf, erreichte der „Eko“ Badogry, wo der König von Adgago, Mr. Tickel, und der Prinz Ekanu von Ketanu an Bord genommen wurden, letzterer um als Looſe zu dienen. Dann ging es nach Porto Novo, wo man die Nacht über vor Anker liegen blieb. Am andern Morgen wurde früh die Reiſe fortgeſetzt, und nach Paſſirung der engen Paſſage von Towhee [1]) erreichte man die Denham Waters ungefähr um 10 Uhr. Der „Eko“ dampfte nun mit weſtlichem Cours über dieſe prächtige Waſſerfläche und ging bei Awhonſi vor Anker, welches hart am Eingang in die nach der Dahome-Stadt Cutenu führende Waſſerſtraße liegt. Die Einwohner von Awhonſi ſind durch die fortwährenden Grauſamkeiten der Dahome veranlaßt worden, ihre Wohnungen auf dem Feſtland im Stich zu laſſen und ſich mitten in den Denham-Waters niederzulaſſen, wo ſie in fortwährender Furcht vor den Dahome leben. Ihre aus Bambus und Strah erbauten Häuſer ſtehen nämlich auf Pfählen, die 5 Fuß über die Oberfläche des Waſſers emporragen. Auch ihr ganzes Vieh, Schafe, Federvieh u. ſ. w., befindet ſich in Ställen, die in ähnlicher Weiſe über dem Waſſer erbaut ſind [2]). Dieſe Stadt iſt auf den „officiellen Karten“ als „City of Sticks“ (Pfahlſtadt) bezeichnet. Die Eingeborenen waren ſehr erfreut, weiße Männer zu ſehen, und kamen zu Hunderten herbei. Dieſe wie alle Eingeborenen, mit denen man ſonſt zuſammenkam, leiſteten freiwillig Dienſte und wünſchten ſehnlichſt Krieg mit Dahome, wenn ſie dabei auf die Unterſtützung der Weißen rechnen könnten. Von hier aus umfuhr der „Eko“ die Lagune, indem er Godomey und Abamey Kedevi, zwei wichtige Städte von Dahome, paſſirte. Der nächſte Ort,

[1]) Man vergleiche z. B. die Darſtellung der von den Engländern Denham Water und Avon Lagoon genannten Lagunen Nokhone und Hakko auf den Karten der Miſſionäre Boeghero und Bouche einerſeits (Laffitte Le Dahomé. Tours 1873; Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris 1874) und auf denen Guillevin's und Ravenſtein's andererſeits (Nouvelles Annales des Voyages, Juin 1862. — Ocean Highways, July 1873). Die von den erſteren angenommene verhältnißmäßig geringe Größe der fraglichen Gewäſſer ſcheint, wenigſtens für die Nokhoue-Lagune, der Wahrheit zu entſprechen.

[1]) Nach Bouche (Bull. de la Soc. de Géogr. 1874, p. 579) giebt es drei Paſſagen zwiſchen den Gewäſſern von Porto Novo und der Nokhone- oder Denhom-Lagune.

[2]) Nach Bouche (a. o. O. S. 581) wurden dieſe Pfahlbautörfer Afatonou und Ahouonfoli (wie er den Namen ſchreibt) im Jahre 1744 durch die Ueberlebenden des von den Dahome vernichteten Jaequin-Volkes gegründet. Der Name Enteny, d. i. „Lagune des Todes“, ſtammt von den zahlloſen Leichnamen, die damals in einen Waſſerlauf ſüdlich vom Nokhoue geworfen wurden. Den Namen Nokhoue verdankt die Lagune ihren Pfahlbauten, denn er bedeutet „Haus des Waſſers“.

den der Dampfer berührte, war die im Nordwesten der Denham-Lagune ebenfalls auf Pfählen erbaute Stadt Isos, durch welche mitten hindurch eine prachtvolle Passage mit 3 bis 4 Faden Wasser in den Fluß Isos führt. Die Bewohner dieser Stadt gehören zu demselben Stamm wie das Volk von Katanu und heißen Isios. Sie sind aber unabhängig und haben einen eigenen König. Von Isos steuerte der „Elo“ quer über die Denham-Lagune nach Katanu, wo er für die Nacht vor Anker ging. Auf den Wunsch von König und Volk landete der Gouverneur und hatte eine Unterredung mit den Einwohnern der Stadt, die um Aufnahme ihrer Stadt und ihres ganzen Gebietes unter britischen Schutz petitionirten. Der Gouverneur versprach, ihren Wunsch der Erwägung Ihrer Majestät der Königin zu unterbreiten und dankte für die überaus freundliche und herzliche Aufnahme.

Am Morgen des 20. September wurde nach dem Whemi-Fluß aufgebrochen. Man durchfuhr den Tawhee-Canal (Cutenu-Creek der Karten) bis jenseits des auf den Karten bezeichneten „Wehmeh Village“ und bog dann in einen nordwärts abzweigenden Wasserlauf ein. Dieser bisher völlig unerforschte Fluß führt von der Victoria-Lagune durch das Dahome-Gebiet in das Land der Mohee. Der Fluß und das angrenzende Land ist genau aufgenommen worden bis Dugbuh, der dritten zu Dahome gehörigen Stadt, die der „Elo“ passirte und die nur 17 Miles von der Hauptstadt Abome entfernt ist. Bei Dugbah ging der Holzvorrath zu Ende, und die Eingeborenen verweigerten hartnäckig Ersatz zu liefern, drohten vielmehr auf jeden zu feuern, der ans Land kommen würde, um Holz zu schlagen. Da die Feindseligkeiten zwischen der britischen Regierung und Dahome noch nicht begonnen haben, so erschien es als das Beste, zu einem freundlich gesinnten Dorfe zurückzukehren, wo die Einwohner in der entgegenkommendsten Weise das nöthige Heizmaterial lieferten.

Die innerhalb der ersten 50 Miles am Whemi liegenden Dörfer waren sämmtlich in derselben Weise und aus demselben Grunde auf Pfahlen gebaut wie die „City of Sticks“. Die Bewohner waren durchweg sehr freundlich und erfreut über die Anwesenheit der Expedition.

Weiter aufwärts beginnt das Land an beiden Ufern des Flusses zu steigen und ist von großer landschaftlicher Schönheit. An die Stelle der von verpesteten Mangrovesümpfen eingenommenen niedrigen Küstenlandschaft tritt ein schönes welliges Hügelland. Malerisch zeigen sich hier und da kleine Dörfer, gewaltige Baumwollbäume treten auf sowie Wälder von Palmen, Kokos- und anderen üppigen tropischen Bäumen. Man kann sich eine Vorstellung von der enormen Größe machen, die der Baumwollbaum erreicht, wenn man hört, daß bei einem Dorfe vom Deck des „Elo“ aus ein solcher Baum bemerkt wurde, in dessen Zweigen ein Haus Platz gefunden hatte, das eine ganze Familie von etwa 20 Personen beherbergte, die dem vorbeifahrenden Dampfer mit weißen Tüchern zuwinkten. Es ist bemerkenswerth, daß in dieser von weißen Männern niemals zuvor besuchten Gegend die Bedeutung der weißen Flagge den Eingeborenen wohlbekannt war.

Die durchschnittliche Tiefe des Whemi beträgt 3 Faden und variirt von $2^1/_2$ bis 5 Faden; die durchschnittliche Breite ist 100 Yards, geht aber an einigen engen Stellen bis auf 40 herab. Die Strömung beträgt 4 bis 6 Seemeilen in der Stunde und nimmt stromauf allmälig zu. Diese Beobachtungen wurden während der Regenzeit gemacht; während der trockenen Jahreszeit fällt das Wasser beträchtlich: um wie viel, konnten die Eingeborenen aber nicht genau angeben. Bei Dugbah war der Fluß so schmal und die Strömung von so fürchterlicher Gewalt, daß Captain Hammond die größte Mühe hatte, den Dampfer zu wenden. Ohne die große Ruhe und Selbstbeherrschung, die er bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit entfaltete, wäre die Expedition kaum so glücklich und für alle Theilnehmer so erfreulich abgelaufen. Wäre der Dampfer ans Ufer geworfen worden, so würden die Forschungsreisenden ihre Forschungen wahrscheinlich weiter ausgedehnt haben als ihnen lieb war, und würden jetzt unzweifelhaft sich als „Gastfreunde“ des Königs von Dahome in Abome befinden. Da das Schiff sehr alt ist, der Kessel leck und das Holzwerk außer Stande, einem Stoß zu widerstehen, so ist der glückliche Ausgang um so mehr hervorzuheben.

Unzweifelhaft ist das von Dumaresq erschlossene Whemi-Gebiet ein günstiges Feld für Handelsunternehmungen. Hornvieh ist ungemein zahlreich [1]), ebenso Schafe und alle Arten von Geflügel; die Producte des Pflanzen- und Mineralreichs sind sehr mannigfaltig. Dabei ist das Gebiet von Lagos aus, dem Schlüssel aller Lagunen, leicht zu erreichen. Das Klima ist ausgezeichnet, dem von Lagos und der Lagunen mit ihrer feuchten Atmosphäre entschieden vorzuziehen, auch viel gesunder und verhältnißmäßig frei am Fieber.

Das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen ist um so mehr bemerkenswerth, als im November 1874 der König von Porto Novo den englischen Dampfer Diann gemiethet hatte, um die an der Mündung des Whemi gelegene Stadt Agege anzugreifen. Der Dampfer führte während der Beschießung der Stadt die britische Flagge, und es ist begreiflich, daß die Einwohner, in der Meinung, der Dampfer sei von den Engländern gesandt, nicht wenig erstaunt waren, ohne Veranlassung eine solche Züchtigung zu erhalten. Als sie aber erfuhren, daß der König von Porto Nova und nicht die britische Regierung das Schiff geschickt habe, legten sich ihre Befürchtungen. Der „Elo“ führte als Zeichen seiner friedlichen Zwecke eine weiße Flagge.

Wunderliche Schmuckgegenstände findet man in manchen barbarischen Ländern; doch dürfte alles derartige von den mit Vorliebe von den Whemi-Frauen getragenen Ohrringen übertroffen werden. Sie tragen nämlich als solche etwa zollange Abschnitte von Compositions- und Wachskerzen und Metallkapseln von Bier-, Wein- und Schnapsflaschen. Zum Theil sind diese Gegenstände am Ohr mit Draht befestigt, zum Theil sind sie auch durch das Ohrläppchen hindurchgestoßen und an beiden Seiten befestigt. Einige nieten den Rand der Kapseln an der innern Seite des Ohrläppchens um, in derselben Weise wie ein Schnürloch in Leder gemacht wird, um das Herausfallen zu verhindern. Aus den Kerzen wird der Docht entfernt, ehe sie als Schmuck verwendet werden. Einige Leute von der Mannschaft des „Elo“ machten sich diesen Gebrauch zu Nutze und verkauften alle Kapseln und Lichtenden, die sich an Bord des Dampfers auftreiben ließen, mit großem Vortheil.“

Die „Times“ setzen auf den von Dumaresq, der am 22. September Nachmittags wieder in Lagos eintraf, eröffneten Wasserweg große Hoffnungen für den bevorstehenden Krieg mit Dahome. In 16 Stunden könne eine beliebige Anzahl von Kanonenbooten von Lagos bis in die Nähe von Abome gelangen. Einige hundert Mann, unterstützt von den Eingeborenen am Whemi und den anderen Feinden von Dahome, würden die Hauptstadt einnehmen und die Umgegend verwüsten, ehe noch der König etwas von ihrer Gegenwart ahnte. Derselbe steht nämlich, in der sichern Ueber-

[1]) Es wäre interessant zu erfahren, ob in Dahome, wie in dem benachbarten Aschanti, die Milch der Kühe und Ziegen völlig unverwerthet bleibt. Vergl. Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante, S. 52, Anm.

zeugung, daß ihm nur von der Seeseite Gefahr drohe, mit seiner ganzen Macht an der Küste.

Wohl schon die nächste Zukunft wird uns darüber belehren, ob alle Voraussetzungen dieses nicht übel ersonnenen Planes sich als zutreffend erweisen.

Dr. W. Erman.

Aus allen Erdtheilen.

Zum afrikanischen Sklavenhandel.

Wir haben schon auf S. 14 von Bd. XXX des „Globus" über den Schlag berichtet, welcher durch den Sultan von Zanzibar gegen den Sklavenhandel geführt worden war, sowie daß sich die Händler hierauf einen Landweg zum Absatze der Sklaven suchten, ebenso daß der Sultan, als er dies erfuhr, verschärfte Verordnungen erließ. Zum Zwecke der Beaufsichtigung ihrer Anwendung begab sich der englische Generalconsul, Dr. Kirk in Zanzibar, nach Kilwa, wo er den Sklavenhandel in vollster Blüthe fand. Schaaren eingefangener Sklaven, welche meist von zwei mächtigen Häuptlingen der Waiyau gesandt worden waren, die am Ostufer des Sees Nyassa wohnen (s. „Globus" XXIX, S. 165), standen in der Nähe bereit, nach Norden weitertransportirt zu werden. Um einen Begriff von der Ausdehnung des dortigen Menschenhandels zu geben, sei erwähnt, daß Makaudschila, der eine der erwähnten Häuptlinge, im Mai 300 Sklaven und im Juni 2000 gesandt hatte, während Mataka 500 lieferte; jedoch zum Schrecken der Ueberbringer konnten die Händler von Kilwa dieselben nicht mehr übernehmen; vielmehr mußten die Sklavenzüge, um der Confiscation zu entgehen, in das Innere zurückgebracht werden. Später lief die Nachricht ein, daß die Händler, auf eine kurze Dauer der Verbote hoffend, alle ihre aus Elfenbein und Tabak bestehenden Waaren verkauft hatten, um Nahrung für ihre Sklaven zu beschaffen, und daß sie diese nicht einmal für 2 Dall. per Kopf verkaufen konnten. Auf diese Weise wurden mehrere Transporte zurückgetrieben, und im Sklavenhandel ist ein vollständiger Stillstand eingetreten. Die Verluste der Händler sind sehr groß; ein Unternehmen verschlang 40,000 Pf. St., die darin angelegt waren, ein zweites über 6000 Dall. Die Capitalisten Zanzibars, welche Geld zu solchen Expeditionen vorschossen, sind natürlich wüthend, und der Sultan könnte nach neueren Berichten recht gut in die Lage kommen, englischen Schutz beanspruchen zu müssen, da große Aufregung im Lande herrscht. Die englischen Philanthropen machen mit Recht darauf aufmerksam, daß jetzt der Moment sei, um dem darniederliegenden Sklavenhandel den Todesstoß zu versetzen, und zwar durch Einfuhr von Waaren, welche zu den Lebensbedürfnissen der mit Sklaven handelnden Stämme gehören, und diese gegen die dortigen Rohproducte einzutauschen, um zu verhindern, daß der Sklavenhandel sich andere Auswege suche; denn die Häuptlinge treiben denselben nur, da die Sklaven bis jetzt das einzige Werthobject sind, das sie für Anschaffung von Calico ꝛc. aufbringen können.

Götzenbilder der Ostjaken.

Die zur Gruppe der ugrischen Finnen gehörigen Ostjaken bewohnen die sibirischen Gouvernements Todolsk, Jenisseisk und Tomsk. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 25,000 Köpfe und sind sie theils Nomaden, theils Ackerbauer; viele sind getauft, verehren aber im Stillen noch ihre Götzen. Ueber diese sowie über diejenigen der stammverwandten Wogulen hielt Herr Sodrul, selbst ein Ostjake, Vortrag vor dem letzten Orientalisten-Congreß in St. Petersburg. Viele Götzen wurden bei der Annahme des Christenthums zerstört, aber die meisten verschwanden, als Jermak Sibirien bis zum Ob eroberte. Die noch vorhandenen sind in den Hütten der Gläubigen, werden aber nur im Geheimen oder doch nur sehr selten öffentlich verehrt. Vor der Eroberung gab es acht Hauptgötzen, welche Sodrul wie folgt schildert:

1. „Die Göttin der Jagd", bei dem Dorfe Bielogarskoje, in der Nähe der Mündung des Irtysch in den Ob. Das Götzenbild hatte die Gestalt einer Frau, welche mit ihrem Sohne auf einem hölzernen Stuhle saß. Die Wogulen und Ostjaken glaubten, daß diese Göttin denjenigen, welche ihr reiche Opfer spendeten, Wohlgelingen bei der Jagd, im Fischfang und häusliches Glück gewährte; diejenigen aber, welche das Opfer nicht aufrichtigen Herzens darbrachten oder die versprochene Spende zurückhielten, wurden von der Göttin mit grausamem Tode bestraft. 2. „Der Alte vom Ob", der Fischgott, bei dem heutigen Dorfe Samarowa am Zusammenflusse derselben Ströme. Er hatte ein häßliches Gesicht, Hörner, eine Nase aus Eisenblech und Glasaugen; auch trug er viele Kleider über einander, deren oberstes ein rother Tuchkaftan war. Rings um ihn her lagen Pfeile, ein Köcher, eine Lanze und ein Harnisch. Nach den Volkssagen stürzte sich dieser Gott in den Abgrund der Gewässer und kämpfte dort mit den Wellengöttern. Sein Fest wurde mit Frühlingsanfang gefeiert, und brachten die Ostjaken ihm nach dem ersten Fischfange ein Opfer dar, indem sie sein Gesicht mit dem Fette des besten Fisches bestrichen, wie sie auch nach erfolgreicher Jagd der Göttin der Jagd opferten. 3. „Das kupferne Ei", der Gott der Vögel, in den Jurten bei Bielgarod. Der Sitz dieses Götzen hatte die Form eines Nestes, und glaubten die Ostjaken, daß derselbe den Flug der Vögel nach ihren Jagdgründen leite. 4. „Der Hauptgott der Ostjaken und Wogulen", welcher sich in demselben Tempel wie der vorhergehende befand. Als sie im Jahre 1712 die Taufe erhielten, wurde dieses Götzenbild in den Wäldern am Flusse Konda versteckt. Nähere Angaben über dasselbe fehlen. 5. „Ortik", dessen Tempel in Scharkan stand. Sein Gesicht war von Silber, der beinlose Körper bestand aus einem mit Fellen gefüllten Sacke und die Arme waren aus Tuch. 6. „Masterka", in der Nähe des jetzigen Dorfes Troitskaja. Am Ehrenplatze in seinem Tempel war ein oben fest geschlossener Sack, welcher mit anderen Säcken gefüllt war und in dessen Mitte eine silberne Platte befestigt war. Masterka war Ortik's Bundesgenosse und Verkünder des Willens der Götter, zugleich auch Gott der Gesundheit. Kranke brachten ihm Säcke mit Geld oder sonstigen Werthsachen als Opfer dar. 7. „Eliane" war der Merkur der Ostjaken, der Diener und Bote der Götter. Sein Götzenbild bestand aus Holz und war mit Tuch bekleidet; auf dem Kopfe trug er eine Mütze aus Hundefell. 8. „Meiko", der letzte, war der Gott der Bösen; sein hölzernes Abbild war in Biberfelle gekleidet, und die Verirrten beteten zu ihm, daß er sie wieder auf den richtigen Weg führe.

— Professor Ahlquist's ethnographisch-linguistische Expedition zu den Ostjaken und Wogulen. Während wir in den letzten Jahren ein reges Streben zur Durchforschung des sibirischen Nordens rücksichtlich seiner Naturverhältnisse und Naturerzeugnisse erlebt haben, lag die

Frage sehr nahe, ob denn nicht auch das von Castrén und Reguly begonnene Werk der ethnographischen und linguistischen Untersuchung jener Länder eine Fortsetzung finden werde. Es liegt uns zwar außer dem großartigen Werke Castrén's über die fünf Samojedensprachen eine von ihm verfaßte und nach seinem Tode in neuer Auflage erschienene ostjakische Sprachlehre vor, und Reguly's wogulische Sammlungen haben durch Paul Hunfalvy in Pest einen Bearbeiter gefunden. Allein Castrén konnte nicht Zeit finden, dem Ostjakischen die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, und Reguly's Aufzeichnungen genügen keineswegs, um über die lautlichen und grammatischen Verhältnisse des Wogulischen zu einer gewissen Klarheit zu kommen. Es war deshalb sehr erwünscht, daß der Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Alexander-Universität zu Helsingfors, Dr. Aug. Ahlquist, auf seinen Reisen durch die von finnischen Völkerschaften bewohnten Strecken Rußlands in den Jahren 1854 bis 1858 unsere Kenntniß des Ostjakischen und Wogulischen zu erweitern suchte, wobei er auch die ethnographischen Verhältnisse scharf ins Auge faßte. Allein die auf dieser Reise gewonnenen Resultate waren zum Theil der Art, daß Ahlquist, welcher seinen Arbeiten eine größtmögliche Vollkommenheit sichern wollte, deren Veröffentlichung von Jahr zu Jahr aufschob, zugleich in der Erwartung, daß ihm außer dem verschiedenen bereits durch die Fürsorge Sjögren's bei der Akademie gesammelten Material für diese Gruppe der ostfinnischen Sprachen noch Neueres zufließen würde.

Um nun die ethnographischen Verhältnisse der verschiedenen Ostjaken- und Wogulenstämme auf das Genaueste und im Einklang mit den gesteigerten Ansprüchen der Wissenschaft zu untersuchen und um zugleich alle Lücken in der bisherigen Kunde der Sprache dieser Völker gewissenhaft auszufüllen, hat Prof. Ahlquist, obwohl er bereits sein funfzigstes Jahr erreicht hat, den nicht genug zu rühmenden Entschluß gefaßt, sich wiederum zu seinen Ostjaken und Wogulen zu begeben.

Auf Vorstellung des finnländischen Senats hat der Kaiser die erforderlichen Reisemittel zu gewähren geruht, und im Februar 1877 wird Prof. Ahlquist in Begleitung des Studiosus Emil Böhm und einer noch zu bestimmenden dritten Person seine Reise zu den Irtysch- und Ob-Ufern antreten. Sehr erfreulich ist es, daß auch für photographische Aufnahmen gesorgt werden wird. Auch ist Aussicht vorhanden, daß sich ein finnischer Naturforscher, hauptsächlich der Entomologie wegen, der Expedition anschließen werde, wodurch mancher schwierige Punkt rücksichtlich der einheimischen Benennungen der Naturgegenstände leichter erledigt werden dürfte.

* * *

Der Arzt Dr. James, ein junger Amerikaner, welcher 1875 an der sogenannten Maeleay-Expedition auf der „Chevert" Theil nahm (s. „Globus" XXIX, Nro. 4, S. 57), ist bei einer neuen Reise nach Neuguinea von Eingeborenen bei der Yule-Insel ermordet worden. Er hatte sich mit einem Begleiter in einem großen Boote an die Ostseite des Robert-Hall-Sundes (s. Karte auf S. 151 v. Bd. XXX) begeben, um Paradiesvögel zu schießen, als sie von drei Canoes angegriffen und beide durch Speerwürfe getödtet wurden. Ein Theil seiner zoologischen Sammlungen ist schon in England angelangt und zeugt durch die treffliche Erhaltung der Spe-

cimina und die sorgfältigen beigegebenen Notizen von dem wissenschaftlichen Eifer und Enthusiasmus des Getödteten.

— Der italienische Naturforscher O. Beccari stellt in seinem letzten Briefe aus Neuguinea, dessen Nordküste er 1875 und 1876 bereiste, wieder die Theorie auf, daß die Ausdünstungen der seichten Korallenbänke in jenen Meeren, wo eine große Menge thierischen Stoffes bei der Ebbe den Einwirkungen von Luft und Sonne ausgesetzt wird, der Gesundheit entschieden schädlich sind. Diese Ansicht wurde wohl zuerst von Dr. R. Little ausgesprochen, welcher die in einigen Häfen Javas herrschenden Fieber auf jene Ursache zurückführte, aber lebhaften Widerspruch erregte. Die Frage verdient jedenfalls genauere Untersuchungen, da sie bei der Wahl von Plätzen für neue Niederlassungen in einem großen und wichtigen Gebiete von praktischem Interesse ist.

— Mr. Alexander Forrest, der Bruder und Reisegefährte des berühmten John Forrest, unternahm im August 1876 im Auftrage der Regierung von Westaustralien von York aus in 31°50′ südl. Br. eine Forschungsreise ins östliche Innere, um gutes Weideland aufzusuchen. Er gelangte über die Hampton Plains hinaus, legte über 400 Miles in der Wildniß zurück, ohne Weideland aufzufinden, und sah sich aus Mangel an Wasser zuletzt gezwungen umzukehren. Wo immer man bisher versucht hat, von der Westküste aus über die dortigen Küstenansiedelungen hinaus nach Osten vorzudringen, haben sich öde, wasserlose, für Cultur untaugliche Wüsten gefunden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Colonie Westaustralien über ihre jetzigen Grenzen wenig hinauskommen und, obgleich sie dem Umfange nach (978,299 Quadratmiles) die größte unter den australischen Colonien ist, doch immer die unbedeutendste bleiben werde.

— Am 28. September 1876 ist die bisher längste Eisenbahn in Südamerika, die von Cordova nach Tucuman in der argentinischen Republik, vollendet worden. Genau vier Jahre hat der 336 englische Miles lange Bau in Anspruch genommen, und die Kosten beliefen sich auf 1,600,000 Pf. St., also pro Mile etwa auf 4760 Pf. St.

— Die „Society for Promoting Christian Knowledge" hat augenblicklich vier Bände ihres Sammelwerkes über nichtchristliche Religionssysteme im Druck, nämlich „Der Hinduismus" von Prof. Monier Williams; „Der Islam und sein Stifter" vom Vorsteher des Martiniere-College, Lucknow; „Der Buddhismus" von T. W. Rhys Davids und „Der religiöse Glaube Afrikas" von Rev. H. Rowley. — Von einer zweiten Serie, „Alte Geschichte nach den Monumenten", welche dieselbe Gesellschaft herausgiebt, ist der Band „Babylonien", von dem unlängst zu Aleppo verstorbenen Assyriologen George Smith, im Druck; ebenso „Sinai" vom Major Palmer und „Die griechischen Städte und Inseln Kleinasiens" von W. S. W. Vaux. — Eine dritte Serie wird „die von St. Paulus besuchten großen Centren" behandeln.

— Ein Herr Maganatha Shastri von Madras ist augenblicklich mit der Uebersetzung von „Robinson Crusoe" ins Tamil, die Sprache des äußersten Südosten von Vorderindien, beschäftigt. Kein anderes europäisches Werk erfreut sich bei den dortigen Eingeborenen solcher Beliebtheit; denn dies ist schon die fünfte Uebertragung. Bis zu sieben verschiedenen Uebersetzungen hat es nur die Bibel resp. Theile derselben gebracht.

Inhalt: Die Wunder des Yosemitethales in Californien. Von Theodor Kirchhoff. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875. Nach dem Russischen von N. Majew in Taschkend. I. (Mit einer Karte.) — Entdeckung und Aufnahme des Whemi-Flusses in Dahome. — Aus allen Erdtheilen: Zum afrikanischen Sklavenhandel. — Götzenbilder der Ostjaken. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 9. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Die Wunder des Yosemitethales in Californien.

Von Theodor Kirchhoff in San Francisco.

II.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich von den drei gegen die Mitte des Yosemitethales in ländlichem Stil erbaueten Gasthäusern das des Herrn Leidig, eines pennsylvanischen Deutschen, als Absteigequartier gewählt. Von der Veranda hatten wir dort den großen Yosemitefall gerade vor uns, und hinter dem Hotel bauete der gewaltige Loya seinen schmalen Granitgipfel jäh empor. Im Gasthause fanden wir eine ganz vortreffliche Aufnahme, und es war überhaupt für den Comfort der etwa 3000 jetzt jährlich das Yosemitethal besuchenden Reisenden weit besser, als ich es erwartet hatte, gesorgt. Die Kosmopolitan-Badeanstalt z. B. war ein Muster von Eleganz und Bequemlichkeit, und könnte dieselbe ähnlichen in der Schweiz und in Deutschland als nachahmenswerthes Vorbild dienen. Mit Freude betrat man diese geräumigen und sauberen Badegemächer, wo der ermüdete Reisende außer dem nöthigen überaus eleganten Badezubehör ein ganzes Regiment von Krystallflaschen mit Arnica, Bay-Rum, Oelen, stärkenden Essenzen u. s. w. zum beliebigen Gebrauch antraf, und sogar Nadeln, Zwirn u. s. w. zum Annähen der auf den Bergritten abhanden gekommenen Knöpfe. Unser Landsmann Adolph Simming aus Hamburg hatte der Badeanstalt gegenüber ein Atelier von selbstverfertigten Arbeiten der feinern Tischlerkunst aus Manzanita-, Lorbeer- und anderen in der Sierra Nevada vorkommenden Hölzern eingerichtet, das an ähnliche in Interlaken erinnerte, und wo die reizendsten eingelegten Toilettenkästchen, mit Decken aus der Rinde von Mammuthbäumen, Spazierstöcke und dergleichen mehr von den Kauflustigen als Erinnerung an Yosemite für überflüssige Dollars erstanden werden konnten. Als guter Deutscher hielt sich unser Landsmann auch die „Gartenlaube", die ihren Weg überall hin findet, wo in der Fremde unser kosmopolitisches Volk, das doch die Heimath stets in treuer Erinnerung behält, sich eingebürgert hat.

Interessant war es, die Touristencavalcaden von Herren und Damen zu sehen, welche das Thal durch ihre Reiterübungen lebendig machten und alle Augenblick im Galopp vorüberjagten, bald nach diesem, bald nach jenem Aussichtspunkte hinziehend, oder von einem solchen heimkehrend. Im Yosemitethale reitet eben alle Welt, und selten fällt es Jemandem ein, dort, wie es in der Schweiz üblich ist, zu Fuß eine Bergpartie zu unternehmen. Wurde zu gleicher Zeit, wenn eine solche Touristencavalcade vorüberstürmte, ein langer Zug von Packthieren mit Schellengeklingel das Thal entlang getrieben, so gab das dann ein außerordentlich fesselndes, lebendiges Bild.

Die scheidenden Stunden des Tages benutzten wir zu Spaziergängen im Thal und besuchten unter anderen schönen Punkten auch den Fuß des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten untern Yosemitefalls. Durch einen idyllischen grünen Thalgrund, mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und SüdDom und die

Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Thürme führte uns der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rothstämmigen Manzanitabüschen — ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen geziert, wo der große Yosemitefall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführte. Das sich dort kesselartig erweiternde Felsthal machte mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemitefall gab ein prachtvolles Bild des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde wurden. Von einem Punkte aus gesehen schien der untere Fall mit dem obern eine ungeheure Linie von, aus fast 3000 Fuß Höhe herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschten mich aufs Neue die in Menge wie blitzende Raketen durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Fluthengüsse, wie ich dieselben bereits am Bridal Veil bewundert hatte. Dieses eigenthümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Cohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzen jene Raketenströme, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Cascaden fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz in einander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts war nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schlossen auf Dächern ähnlich; mitunter nahm das Geräusch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, aufs Neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch einen Urwald stürmenden Orkans erscholl.

Als die Nacht hereingebrochen war, trieb es mich aus

Der Tenaya-Canyon und der Süddom. (Nach einer Photographie.)

dem Hotel wieder hinaus ins Freie, wo der Vollmond das herrliche Thal mit seinem milden Lichte zauberisch erhellte. Eine silberne Ampel hing er über dem dunklen Obelisk des Sentinelfelsen und beleuchtete die gegenüber liegenden gigantischen grauen Granitwände, wo der große Yosemitefall seinen ruhelosen Silberschleier geisterhaft hin und her wallen ließ. Die schlanken Fichten malten ihre dunklen Schatten scharf auf den erleuchteten grünen Thalgrund; kein Lufthauch bewegte ihre hohen Wipfel; Alles war still, wie ein Traum, und nur der Katarakt brauste in weiter Ferne: — eine poetische Mondnacht, die ich nie vergessen werde! —

Am folgenden Morgen sprengte unsere fröhliche Touristencavalcade von Damen und Herren bereits in aller Frühe den grünen mit bunten Blumen und malerischen Gruppen von Eichen und Nadelhölzern geschmückten Thalgrund entlang, nach dem wild-romantischen Tenaya-Canyon hinübereilend, um dort am sogenannten Mirror Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Canyon hielt die aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Kuppe des Norddoms (indianisch Tokoya) majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige concentrisch geformte Bogen, die Royal Arches, und die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauten. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch eher den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Fuße des 4990 Fuß senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden steilen Granitgipfeln in seiner glatten Fluth klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist der Reflex seltsam scharf, obgleich meiner Ansicht nach mehr Wesens davon gemacht wird, als er verdient. Die Amerikaner lieben aber vor Allem den Superlativ, und auch der Mirror Lake gilt ihnen als ein achtes Weltwunder.

Es ist ordentlich komisch, wie eifersüchtig jene auf den Ruhm des Yosemitethales sind, und wie sie nichts in der Welt demselben gleichgestellt hören wollen. Läßt Jemand die bescheidene Aeußerung fallen, daß die nahe zusammengerückten Felsriesen im Yosemitethale zu sehr das Uebergewicht über den weichen Schmelz der organischen Natur haben, die dadurch zuviel in den Hintergrund gerückt wird, und daß bei allen Schönheiten des Thales dieses doch bald durch seine Enge dem Beschauer drückend scheint, wodurch der Zauber einer weiten Schweizerlandschaft mit ihren grünen Matten und Wäldern, blauen Seen und leuchtenden Schneegipfeln dem Felsthale in der Sierra abgeht, — so heißt das geradezu Hochverrath gesprochen.

Nach unserer Rückkehr vom Spiegelsee ließ sich unsere ganze Reisegesellschaft, Herren und Damen, pflichtgemäß in stolzer Gruppe, hoch zu Roß und Maulesel, den großen Yosemitefall im Hintergrunde, photographiren, und dann waren wir bereit, dem Bernal- und dem Nevadafall eine Visite abzustatten. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Merced am obern Thalende, das sich vom Tenaya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleierfall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg nach dem Bernalfall führte durch einen dicht bewaldeten Thalgrund unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Cataract", hinabstürzt. Wir folgten jedoch dem brausenden Merced aufwärts, nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, hatten dort augenscheinlich eine precäre Existenz, und es schien oft unglaublich, wie sie es möglich machten, an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen. Von unten sahen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felshängen festklebten.

Am „Recordhause", so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gingen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Bernalfall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern Piwaak, d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Fluth spielte im Sonnenlichte ein cirkelrunder bunter Bogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erloschen, bald sich neu belebten. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bildeten einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Aber es schien, als ob die Ueberraschungen an diesem Tage nicht enden sollten, und es war in der That schwer, uns innerhalb der Grenzen einer vernunftgemäßen Bewunderung zu halten. Nur eine kurze Strecke waren wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinaufgeritten, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Bernalfalls 700 Fuß über eine schröge Felswand herabstürzende mächtige Nevadafall in großartigem Panorama begrüßte. Ein steiler sich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze" (Cap of Liberty — ein von Amerikanern sehr bewunderter Name) genannt, stand links hinüber nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Half-Südbom ragte mit seinen nackten hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze" himmelan: ein grandioses Bild, dessen Vorgrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildete.

Die Amerikaner nennen den Nevadafall (den Yowine der Indianer) den schönsten Wasserfall in der Welt, was ich dahingestellt sein lassen will. Ich möchte dem Bernalfall vor ihm den Preis der Schönheit geben, namentlich deshalb, weil der Thalkessel, in den dieser sich hinabstürzt, ein mehr geschlossenes Bild giebt, als die Umgebung des Nevada-Kataraks, an dessen einer Seite der Bergrücken flach ausläuft. Jeder, der die Katarakte im Yosemitethale besucht hat, macht selbstverständlich auch Vergleiche zwischen ihnen und anderen berühmten Wasserfällen, z. B. dem Niagara, dem Shoshane, denen in der Schweiz u. s. w. Gewiß überragen die Cascaden des Yosemitethales die in der Schweiz bei weitem (d. h. im Frühjahr und im Frühsommer gesehen); aber — um der Wahrheit gerecht zu bleiben —, die wilde Anmuth des stolzen Niagara und das schrecklich schöne Schauspiel des durch das tiefe Basaltbett des Schlangenflusses in Idaho herabdonnernden großen Shoshanefalls [1]) erreichen sie dennoch nicht.

Von dem Nevadafall rast der Merced zwischen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile, mit einem Fall von 250 Fuß auf einer Strecke von nur einer halben englischen Meile, thalab, als sehnte er sich danach, beim Bernalfall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschritten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbaueten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des „Cap-of-Liberty"-Felsgipfels erbaut ist, erreichten. Vor Sonnenuntergang kletterte ich noch durch ein Felstrümmerchaos bis dicht an den Fuß des Nevadafalls, der hoch über mir wie silberner Schaum über den steilen Abhang quall und dann, an einer etwas geneigten Felswand herabstürmend, mit prasselnder Wucht die Granitplatten unten im Merced traf, ein wunderbar großartiges Schauspiel, von dem ich mich nicht eher loszureißen vermochte, als bis die eintretende Dunkelheit mich zur Rückkehr nach dem Hotel ermahnte. Als unsere Touristenschaar sich Abends beim Lichte des Vollmonds, der über dem breiten Gipfel des Glacier Point schwebte, auf der Veranda des Gasthauses vereinigt hatte und nach dem von den dunklen Felsen wie flüssiges Silber herabwallenden Nevadafall hinüberschaute, und seinem wie Sturmwind von den Granitmauern des geisterhaft ihn übergipfelnden „Cap of Liberty" wiederhallenden Getöse lauschte,

[1]) Den Shoshonefall hat der Verfasser im ersten Bande seiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", Altona und Newyork 1875, S. 173 ff., ausführlich beschrieben. — Wir machen unsere Leser gleichzeitig darauf aufmerksam, daß von diesem („Globus" XXX, Nr. 4, S. 58 von uns angezeigten) ungemein anregenden Sammelwerke unseres geehrten Mitarbeiters unlängst ein zweiter Band erschienen ist. Etwa die Hälfte seines Inhalts (Auf dem Isthmus von Panama. Von Panama nach Acapulco. Von Acapulco zum Goldenen Thor. Von San Francisco nach Portland in Oregon. Von Portland nach The Dalles. Die Eishöhlen im Territorium Washington. Zweite Reise nach Oregon 1871. Ein Ausflug nach dem Puget-Sund im Jahre 1872) erschien schon früher im „Globus", ist aber jetzt vielfach verändert, mit Ergänzungen versehen und in Zusammenhang gebracht worden. Durch den Hinzutritt der „Reise nach Oregon" (1863) und „Die Rückkehr nach Californien" (1865), der „Streifzüge im Nordwesten" (1868 bis 1876) und „Die ersten Golderntdeckungen im östlichen Oregon und im Territorium Idaho" (von 1858 und 1861 an) erhalten wie eine Art zusammenhängender Culturgeschichte von einer der interessantesten Perioden des fernen amerikanischen Westen und zwar durch einen Augenzeugen, dessen Aufzeichnungen darum ein großer Werth beizumessen ist. Red.

Der Spiegelsee. (Nach einer Photographie.)

wurden wir Alle in eine elegische Stimmung versetzt. Ein besonders poetisch gestimmter Yanker suchte dabei mit dem oft wiederholten Ausruf: „an't this nice!“ seinen überströmenden Gefühlen den rechten Ausdruck zu verleihen.

Um den Leser mit den sich wiederholenden Schilderungen meiner Ausflüge nicht zu ermüden, will ich uns jetzt direct auf die Felswarte von Cloud's Rest — die Wolkenruhe — versetzen, welche wir am folgenden Vormittage noch einem ermüdenden Ritt von acht englischen Meilen von Snow's Gasthaus erreichten. Cloud's Rest, 6450 Fuß über der Thalsohle und 10,510 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist der höchste Berggipfel in der Umgebung des Yosemitethales. Wir befanden uns hier in einer schrecklich öden Gebirgswüste, in deren Mitte sich das uns mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebauete Felsgerüste der „Wolkenruhe“ wie eine natürliche Festung erhob. Die gleichsam von Menschenhand aufgehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine seltsame Gestaltung, wie ich Aehnliches noch nie zuvor gesehen. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem isolirten Felsflamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte in den Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße des Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vegetation baar streckt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan [1]). Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt mit ihren einförmigen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, und selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya Sees vermag nicht das Monotone im Panorama zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemitethal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanoroma Anmuth zu verleihen.

Es thut mir leid, diesem von amerikanischen Touristen viel gepriesenen Gipfel einen so zweifelhaften Ruf geben zu müssen. Die einzige Satisfaction, die ich ihm gewähren konn, ist die, daß etliche zehntausend Jahre vor der biblischen Erschaffung der Welt die Aussicht von seiner felsigen Hochwarte pompös gewesen sein muß.

Was mich auf dem Cloud's Rest bei weitem mehr als die Aussicht interessirte, war, nächst der seltsamen Gestalt jenes Felskammes, eine genauere Einsicht in die Urbildung des Yosemitethales. Die oft aufgestellte Hypothese, daß jenes Thal durch eine gewaltsame Zerspaltung der Gebirgsmasse der Sierra Nevada entstanden sei, wird beim Anblick der Kuppen des Nord- und Süddoms ganz haltlos, denn diese beiden Granitgipfel können unmöglich je eins gewesen sein. Nicht nur ist der Halb-Süddom um vieles höher als der Nordom; auch seine ganze Figur paßt gar nicht zu diesem. Ebensowenig können die steilen Felswände im Yosemitethale allein durch Gletscherbildung und noch viel unwahrscheinlicher durch Erosion entstanden sein, denn von in verticaler Richtung thätig gewesenen Wassern ist an den Felswänden keine Spur zu entdecken, und die geringe Anhäufung von Trümmergestein am Fuße der Granitgipfel spricht gegen die Gletschertheorie. Die Annahme, daß das Yosemitethal einer gewaltsamen localen Einsenkung seine erste Entstehung zu verdanken hat, und daß mächtige Gletscher ihm in späterer Zeit gleichsam die letzte Politur gegeben haben, scheint mir die richtige zu sein[1]). Wenn ich stets von den Felsgipfeln des Yosemitethales geredet habe, so nehme ich dabei den Standpunkt im Thale ein. Da die umliegende Gegend ungefähr dasselbe Niveau mit jenen Gipfeln hat, so müssen diese, von dort aus betrachtet, Abgründe genannt werden. Der ganz isolirt aufragende Süd-Halbdom macht hiervon jedoch eine Ausnahme.

Nach dieser Abschweifung, die ich dem Leser nicht wohl schuldig bleiben durfte, wollen wir uns wieder gemüthlich auf die Reise begeben.

Als unsere Touristenschaar bei der Rückkehr von Cloud's Rest im Zickzack den jähen Abhang, der vom kleinen Yosemitethale am Nevadafall hinunterführt, in langer Reihe vorsichtig hinunterritt, erinnerte mich die Scene mehr an die Alpen, als irgend eine andere, die ich noch in diesen Bergen geschaut hatte. Der tief unter uns liegende grüne, herrlich bewaldete Thalkessel, eingeschlossen von den himmelanstrebenden Gebirgswänden, der prächtige Wasserfall und der schäumende Merced gaben ein wahrhaft schweizerisches Bild, in welchem unsere auf dem steilen Saumpfade sich langsam heranbewegende phantastische Reiterlinie nicht den uninteressantesten Punkt bildete. Beim Vernalfall überließen wir unsere Reitthiere zeitweilig den Führern, welche dieselben eine Strecke weit über das Gebirge allein weiter trieben, während wir am Wasserfall auf langen Leitern in die Schlucht hinabstiegen, um die hinabstürzenden Fluthen ganz in der Nähe zu betrachten.

Ehe wir die Leitern bestiegen, blickten wir, hinter einem natürlichen Felsporopet Platz nehmend, von oben auf die wilden, entfesselten Fluthen hinunter. Die ganz dicht am Abhang liegende Felsbrüstung schien von der Natur eigens für Besucher, die zum Schwindel geneigt sind, hierher gesetzt worden zu sein, denn sicherer und bequemer hätte kein Baumeister den Platz herrichten können. Dagegen war die Passage über die Leitern bei der Nähe des gewaltigen Katarakts nicht ohne Gefahr. Unser Führer erzählte uns beim Herabsteigen in aller Ruhe, daß hier vor einiger Zeit ein Italiener das Gleichgewicht verloren hätte und kopfüber einige hundert Fuß auf die Felsen hinabgefallen sei, welche Mittheilung uns die wackeligen Stufen mit doppeltem Mißtrauen betrachten ließ. Vor einem mächtigen natürlichen Gewölbe, das wie aus der Bergwand herausgehauen schien, hatten

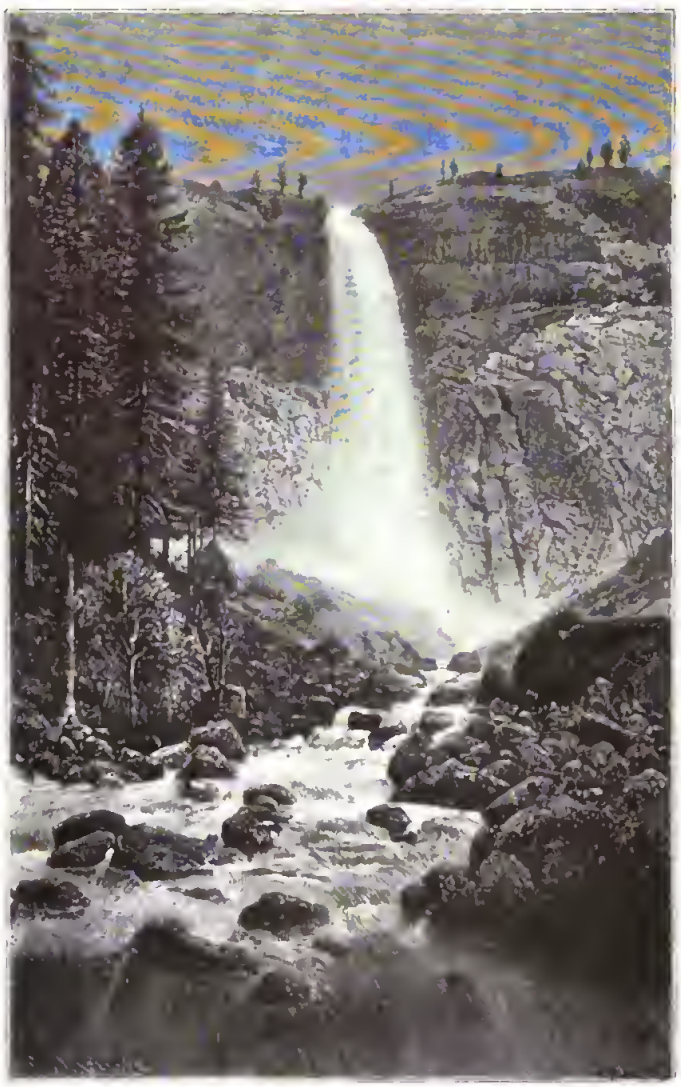
[1]) Der Gipfel des Süd-Halbdoms ward im September 1875 von einem Schotten und ehemaligen Matrosen, Namens George Anderson, zum ersten Mal erklommen. Er bewerkstelligte das Erklettern der obersten, nach Prof. Whitney's Messung 1300 Fuß hohen steil abfallenden Granitmasse auf die Weise, daß er nach einander über sich starke eiserne Nägel in den Felsen einschlug, die er durch ein Tau mit einander verband und so eine Art Leiter herstellte, auf der er die Spitze glücklich erreichte. Am 16. September folgten ihm elf wagehalsige Touristen auf dieser Himmelsleiter nach dem Gipfel des Halbdoms, bei welcher interessanten Excursion mehrere von ihnen nahe daran waren, den Hals zu brechen. Ein Engländer, der das Tau losließ, rollte plötzlich, mit dem Kopfe nach unten, einige zwanzig Fuß den Abhang herab, wo er eine Weile an einer circa 3000 Fuß hohen, jäh ins Thal abfallenden Felszacke hängen blieb. Seinen Halt verlierend stürzte er kopfüber weiter herab, glitt aber dabei glücklicherweise mit den Armen in eine Felsspalte, aus welcher er wie eine Fliege an der Seite des Halbdoms herunterkroch und so den sogenannten „Kameelsrücken“ am Fuße des Doms wohlbehalten wieder erreichte. Da die Nägel und das Tau am Dom geblieben sind, so steht nichts im Wege, wenn sich Yosemite-Reisende fortan das Vergnügen machen wollen, auch einmal den Granitkoloß zu ersteigen.

[1]) S. Geological Survey of California: The Josemite Book. Newyork 1868, p. 77.

wir einen überaus großartigen Anblick auf den nahen prächtigen Vernalfall, der sich in einer compacten Fluthenmasse 400 Fuß hoch über das Felsenparapet in die bewaldete Kluft hinunterstürzte. Wieder am Saumpfade angelangt, bestiegen wir aufs Neue unsere Ponies und Maulesel und gelangten ohne weitern Aufenthalt nach unserm Hotel.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes im Thale war ein Sonntag. Ein heftiges Gewitter — hier eine große Seltenheit — war in der vorhergehenden Nacht mit Sturm und Regen über die Gegend gezogen, und graue Wolken hingen bis Mittag tief an den Bergwänden herab. Unseren amerikanischen Damen, die den Sonntag nicht durch einen Ausflug ins Gebirge entheiligen wollten, kam das trübe Wetter sehr erwünscht; um so mehr ärgerte ich mich darüber, daß Jupiter Pluvius mir den Hochgenuß eines vorgenommenen Besuchs am obern großen Yosemitefall stören wollte. Wegen meiner unverblümten Bemerkungen über die Unvernunft der Amerikaner, welche den Sonntag nicht als Erholungstag, sondern als einen Tag der frommen Langeweile betrachteten, galt ich vor den Augen der Damen schon längst für einen unverbesserlichen deutschen Ketzer. Die Frömmigkeit der sich in unserer Gesellschaft befindenden Amerikaner war dagegen durch meine stichelnden Bemerkungen sehr erschüttert worden, wie es sich am Nachmittage, als sich das Wetter aufklärte, deutlich herausstellte, indem ihrer drei sich erboten, mich auf einer Spaziertour nach dem obern Yosemitefall zu begleiten. Gesagt, gethan! — unsere gottesfürchtigen Damen, die uns im Stillen gewiß sehnsüchtig nachschauten, mit ihren Gebetbüchern auf der Veranda des Hotels zurücklassend, wanderten wir wohlgemuth durch den grünen Thalgrund und stiegen dann an dem nördlichen Abhange den romantischen Gebirgspfad hinan, der uns direct nach dem höchsten Katarakte auf dieser Erde bringen sollte.

Das Wetter hatte sich ganz aufgeklärt, und das grüne Thal und die dasselbe einschließenden himmelhohen Klippen und Dome schienen mir herrlicher denn je zu sein. Tausend Fuß über der Thalsohle hatten wir von dem steil abfallenden Columbiafelsen eine ganz prachtvolle Aussicht auf das bewaldete Thal, mit den beiden Granitriesen des Nord- und Süddoms im Hintergrunde. Bald darauf begrüßte uns der gewaltige Yosemitefall. Dann aber nahm der Weg ein Ende, und wir hatten eine halsbrechende Turnpartie bis an die hintere Felswand über ein wahres Chaos von losem Gestein, ein Seitenstück zu einer ähnlichen Kletterübung, die ich einst tief unter der Erde in der Mammuthhöhle in Kentucky mitgemacht hatte. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns über die wild zerstreut vor uns liegenden Felsblöcke, während der riesige Katarakt die Luft um uns mit Wasserstaub erfüllte und sein prasselndes Getöse uns betäubte. Endlich hatten wir die steile Felswand erreicht, von welcher sich der große obere Yosemitefall in den Abgrund stürzt, und traten hinter den stürzenden Wagen in das Vestibule, eine Art Gewölbe, 500 Fuß lang, vor welchem der Katarakt dicht vorbeirast. — Wenn ich sage, daß wir ganz durchnäßt, betäubt und sprachlos waren, so will das wenig heißen. Ein Windstoß trieb den dichten Gischt einmal so durch jene Höhle, daß uns buchstäblich Hören und Sehen verging. So ein Sturzbad unter einer Riesenbrause von 1600 Fuß Höhe, wie der Fall ist, zu nehmen, schien mir denn doch außer dem Spaß zu sein, und ich beeilte mich, aus dem romantischen Badegemach wieder herauszukommen. Mit der am Hotel zur gefälligen Notiznahme für die Reisenden angeschlagenen gedruckten Ankündigung, daß man im Vestibule hinter dem obern Yosemitefall „die schauerlichste Scene auf diesem Planeten genießen könne“ (enjoy the most thrilling scene on this planet), hatte es offenbar seine Richtigkeit.



Der Nevada-Fall. (Nach einer Photographie.)

Bei unserm Rückmarsche vom Fall nach dem Thale verlor ich unvorsichtiger Weise meine Gefährten im Felsgewim-

mel aus den Augen, kannte den betretenen Pfad nicht wieder finden und ſtak eine volle Stunde lang buchſtäblich feſt zwiſchen einem faſt undurchdringlichen Gewirr von Gebüſch und ſchlüpfrigen Felsblöcken. Der in meiner Nähe laut brauſende Katarakt machte es mir unmöglich, mich meinen Kameraden durch Rufen hörbar zu machen; dazu ſollte ſich unter dieſen Felſen und Büſchen eine zahlreiche Colonie von Klapperſchlangen eingeniſtet haben, — eine nichts weniger als angenehme Nachbarſchaft! Dieſe Kletterpartie zwiſchen den rieſigen Felsblöcken und durch das dicht verſchlungene Gebüſch, wobei ich meiſtens auf Händen und Knien hin- und herkriechen mußte und ſtets in Gefahr war, dem Abhange, in welchen ſich der Katarakt unter mir herabſtürzte, zu nahe zu kommen, fand ich im höchſten Grade ungemüthlich! — Mein Abenteuer gab bei meiner Rückkehr ſelbſtverſtändlich für unſere Reiſegeſellſchaft einen herrlichen Unterhaltungsſtoff, wobei die Damen nicht ermangelten, mir meine Entheiligung des Sabbaths auf eine milde Weiſe vorzuhalten, und es als ihre Ueberzeugung ausſprachen, daß mein Mißgeſchick eine gerechte Strafe des Himmels für meine deutſche Gottloſigkeit geweſen ſei.

Ueber den Glacier Point verließen wir am folgenden Morgen das Yoſemitethal. Auf ſteilem Saumpfade ritten wir in langer Reihe langſam an der Südſeite des Thales bergan, blickten von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude und erreichten nach zweiſtündigem Ritt den Gipfel der ſich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf deſſen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen ſteht. Die Ausſicht von dieſem erhabenen Standpunkt iſt nächſt der vom Inſpiration Point unſtreitig die großartigſte über das Yoſemitethal. Von einer überhängenden Felsplatte ſahen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unſeren Füßen aufſtrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte lag das grüne Thal mit ſeinen ganz zierlich ſcheinenden Bäumen, Wieſen, Anlagen und Häuſern tief unter uns, durchſchlängelt von dem hellen Bande des Merced und umſchloſſen von den gewaltigen hellgrauen Felswänden und himmelanſtrebenden Domen. Als ein kleiner Spiegel blinkte der Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber ſchwebte der große Yoſemitefall wie ein im Winde flatternder Silberſchleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßten uns die ſcheinbar dicht über einander liegenden weiß ſchäumenden Kataraktes des Vernal- und des Nevadafalls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Reſt aus weiter Ferne herabblickt. Es war dies ein Panorama, wie es wohl kein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt giebt: jener idylliſche Thalgrund, umrahmt von den ſtolzen Granit-Mauern und -Domen und geſchmückt mit den herrlichen Waſſerfällen!

Vernal-(Frühlings-)Fall. (Nach einer Photographie.)

Nach einen Blick in das Wunderthal der Sierra, und dann jagte unſere bunte Touriſtencavalcade im Galapp, durch den hohen Tannenwald und über grüne Wieſen und an maleriſchen Berghängen entlang, zurück nach der Fahrſtraße. Vierzehn engliſche Meilen von Glacier Point erwartete uns die Stagekutſche, die uns wieder über Clark's Ranch nach Merced und an die ſüdliche Pacificbahn brachte, wo ſich unſere Geſellſchaft nach Nord, Oſt und Weſt, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen, trennte. Aber wir nahmen ja Alle die Wunder von Yoſemite mit uns in das nüchterne Alltagsleben, als ſchönes Traumbild einer goldenen Erinnerung!

Die Anfänge der Kartographie.

Von **Richard Andree.**

I.

Die überaus rohe, dem 13. Jahrhundert entstammende große Wandkarte in der Kathedrale von Hereford mit ihren unwahren und plumpen Contouren, ihren phantastischen Figuren, den Greifen, Menschenfressern, großen Bäumen, Thürmen und Mauern, welche über dieselbe zerstreut sind, bezeichnet den Standpunkt der Kindheit, in welchem sich vor sechs Jahrhunderten bei uns noch die Kartographie befand. Erst als die Magnetnadel bekannt wurde und mit ihrer Hülfe der Schiffer die Küstenumrisse einzeichnete, entstanden vertrauenswürdige Gemälde, die sogenannten Compaskorten, und die Kartographie zog die Kinderschuhe aus [1]).

Völker, die mit dem Gebrauche der Magnetnadel nicht vertraut sind und dennoch den Versuch wagen, größere Ländergebiete kartographisch darstellen zu wollen, werden stets nur der Wahrheit sich nähernde Gemälde liefern können, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß unter den sogenannten Naturvölkern sich solche befinden, deren Kartenzeichnungen durch relative Treue und Genauigkeit überraschen, da gerade bei diesen Völkern Eigenschaften vorhanden sind, welche sie vorzüglich geeignet machen, ein Kartenbild zu entwerfen. Was wir oft mühsam mit großem Zeitaufwande durch zahlreiche Einzelkräfte uns erwerben, die Aufnahmen ganzer Länder, ist in den mit schorfen Sinnen begabten Köpfen vieler Naturmenschen wie in einem Gemälde schon vorhanden. Ihre Ortskenntniß auf weite Strecken, die Genauigkeit, mit welcher sie den Weg zu finden wissen, ist oft überraschend, und selbst im endlos scheinenden Sande der nordafrikanischen Wüste, die kaum Merkzeichen bietet, erkennt der Chabir, der Führer der Karawanen, seine Bahn, ohne daß er eine Ahnung von der Magnetnadel hat. Er beobachtet Sonne und Sterne und sieht am Himmel weit mehr Merkzeichen, als er braucht, weiß, wie viel Raum er zu einer beliebigen Zeit zur Rechten oder Linken eines Gestirns lassen muß, um nicht vom Wege abzukommen, und irrt sich dabei auf Strecken von hundert Meilen nicht. Sein Gegenstück ist der Baqueano, der Pilot in den argentinischen Pampas. In dunkler Nacht, auf freier Ebene oder im dichten Wald weiß er stets Bescheid, verirrt sich nie, findet sich allemal zurecht, auch auf solchen Pampasstrecken, durch welche überhaupt kein Weg geht. Es kommt darauf an, daß er rasch eine Strecke von vielleicht 50 spanischen Meilen zurücklege. Der Baqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet den Horizont, prüft die Beschaffenheit des Bodens, faßt einen bestimmten Punkt ins Auge und schießt plötzlich wie ein Pfeil mit seinem Renner in die Weite, er galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht und kommt sicherlich an der bezeichneten Stelle an [2]).

Solche Beispiele von einem überraschenden Orientirungssinne, den man vergeblich bei einem europäischen Bauer suchen würde, finden wir wieder bei den Mongolen der Gobi, bei den weite Seefahrten unternehmenden Polynesiern, bei den Indianern Nordamerikas u. s. w. Für sie bedarf es bloß noch der technischen Geschicklichkeit des Niederzeichnens, um wenigstens ein billigen Ansprüchen gerechtes Kartenbild zu entwerfen, das wohl geeignet ist, eine allgemeine Darstellung eines Landes zu geben. Anlage zum Zeichnen ist bei Naturvölkern reichlich vorhanden, und auch zu plastischen Darstellungen besitzen manche ein nennenswerthes Geschick. Wie wahr sind nicht jene Darstellungen, welche die Buschmänner, die mit als die am tiefsten stehenden Geschöpfe erachtet werden, in ihren Höhlen mit farbigen Erden malen! Die zoologischen Charaktere der Nashörner, verschiedene Antilopenarten u. s. w. sind von ihnen treffend wiedergegeben und erregen unser Staunen. Drückt man rohen Naturmenschen Bleistift und Papier in die Hand und macht man sie mit deren Gebrauch vertraut, so kann man oft erstaunliche Proben ihrer Zeichenfertigkeit gewahr werden, wie dieses unter Anderen von den Papuas sichergestellt ist [3]).

Auch die Anfänge des Messens, selbst von Höhen, sind Naturvölkern nicht unbekannt, wenngleich die Ausführung in sehr roher Weise geschieht. „Um die Höhe eines Gegenstandes zu messen, wenden die Indianer in Veragnas ein eigenthümliches Verfahren an. Wenn z. B. die Höhe eines Baumes bestimmt werden soll, so geht ein Mann von dem Fuße desselben bis zu einem Punkte, von dem er, rückwärts mit dem Kopfe unter den Beinen durchblickend, gerade bis zur Spitze sehen kann. Diesen Platz bemerkt er und mißt die Entfernung desselben von dem Fuße des Baumes durch Schritte ab; sie giebt das Maß der Höhe. In diesem Verfahren haben die Indianer durch häufige Uebung eine Gewandtheit erlangt, welche der geometrischen Genauigkeit wenig nachgiebt. Dasselbe reicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse aus und wird von den Spaniern in Veraguas überall angewendet“ [4]). Indessen liegt uns kein Beispiel vor, daß Messungen irgend welcher Art bei den rohen Karten, von welchen fernerhin die Rede sein soll, in Anwendung kamen, wenn auch Abschätzungen der Entfernungen stattfanden.

Wir sehen also, daß manche Grundbedingungen zur Darstellung von Karten bei Naturvölkern vorhanden sind, die nur ausgenutzt zu werden brauchen, um Ländergemälde zu schaffen, wenn ein praktisches Bedürfniß hierfür vorliegt. Dieses stellt sich aber allemal erst bei vorgeschritteneren Völkern ein, und so finden wir bei diesen auch überall heimische Karten: bei den alten Aegyptern und alten Mexicanern, bei Chinesen und Japanesen, während des Kartenbedürfnisses entbehrende Naturvölker nur auf besondere Veranlassung hin zur kartographischen Skizzirung ihrer Länder schreiten.

Die rohesten Anfänge des Kartenzeichnens, welche nur

[1]) Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 189. Sophus Ruge, Ueber Compaß und Compaßkarten. Dresden (1868).

[2]) Karl Andree, Geographie des Welthandels I, 184. 264. Globus XXIX, S. 5. 6.

[3]) Von den Eingeborenen an der Humboldt-Bay heißt es: Voor teekenkunde hebben zij een bepaalden aanleg, want gaf men hun een potlood en een stuk papier in handen, dan teekenden zij, die dergelijken voorwerpen zeker nimmer tevoren gezien hadden, met de uiterste nauwkeurigheid en met vaste hand eenen vogel of visch op eene wijze, dat et jeders bewondering opwekte. (Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven in 1858. Uitgegeven door het koniklijk Instilut voor taal-land- en volkenkunde van nederlandsch Indie. Amsterdam 1862, S. 180.) — Einem Mitgliede der Fly-Expedition, welches auf Murray-Island sein Notizbuch zurückgelassen, zeichneten die Eingeborenen seine eigene Caricatur mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabackspfeife im Munde hinein (J. B. Jukes, Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly. London 1847).

[4]) B. Seemann, Reise um die Welt. Hannover 1853. I, 333.

ein ungefähres Bild der darzustellenden Gegend wiedergeben, finden wir bei vielen Völkern; statt des Papieres dient ihnen der fügsame Sand, und ein Stab ist ihr Bleistift. If an Aino wishes to be very explicit, particulary in a geographical view, such as explaining the course of a stream or the situation of a lake, he takes you to a soft patch of ground on the sand and with a stick or his fingers draws his ideas [5]). Und so machen es genau viele nordamerikanische Indianer, die auch den Sand als Darstellungsfläche gebrauchen. Ein Kio-wum-mi-Indianer am Canadian River zeichnete dem Lieutenant Whipple eine Karte in den Sand, auf welcher er die Wanderungen seines Stammes darstellte [6]). Gute Beispiele solcher in den Sand gezeichneter Karten, die von einem Yuma- und einem Pai-Ute-Indianer herrühren und beide Bilder des Colorado mit seinen Nebenflüssen geben, bildet Möllhausen ab [7]). Nach Capitän Eustace Jacob verstehen es die Haida-Indianer auf Vancouver allgemein, eine rohe Karte des von ihnen durchreisten Landes zu entwerfen [8]), und de Smet erzählt, daß die columbischen Indianer Karten auf Rinde oder Häute zeichnen, nach denen sie sich auf weiten Ausflügen richten [9]).

Eine vortreffliche Ortskenntniß besitzen die Komanchen, denen bei ihren Wanderungen der Polarstern als Führer dient. Taba Quina, der dicke Adler, einer ihrer Häuptlinge, schien mit der ganzen Grenze Mexicos von Santa Fé bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und den gesammten Prärien sehr gut bekannt zu sein. Man veranlaßte ihn, erzählt Gregg, in Chouteaus Fort (in der Nähe des Canadian) eine Landkarte mit Bleistift auf einen Bogen Papier zu entwerfen: „Er war damit sehr schnell fertig, und wiewohl die Zeichnung ein wenig roh war, so hatte sie doch zu unserm Erstaunen ein ganz landkartenartiges Ansehen und eine weit genauere Zeichnung aller Hauptflüsse in den Ebenen, der Straße vom Missouri nach Santa Fé und der verschiedenen mexicanischen Ansiedelungen, als man auf vielen gestochenen Karten jener Gegenden findet“ [10]).

Diese Beispiele dürfen uns aber kaum überraschen, wenn wir den außerordentlichen Orientirungssinn gerade der Indianer in Betracht ziehen. Carver erzählt von ihnen, daß sie einen Wald oder eine baum- und hügellose Ebene in einer Linie von zweihundert englischen Meilen so sicher durchschneiden, daß sie genau an einer bestimmten Stelle eintreffen. Selbst an dunkeln Tagen vermögen sie den Stand der Sonne richtig anzugeben [11]).

Weit höher ausgebildet als bei den Rothhäuten finden wir aber die Kartographie bei den alten Mexicanern, wo sie in der That, als die Spanier zerstörend eingriffen, einen Standpunkt erreicht hatte, der zu einer schönen Entwickelung Hoffnung gab.

Die Kunstdenkmäler, welche die alten Mexicaner hinterließen, nicht minder der hohe Culturzustand, welchen die Spanier bei der Eroberung des Landes antrafen, lassen schon darauf schließen, daß sie auch Karten zeichneten. Noch heute lebt in ihren Nachkommen ein entschiedenes Talent zum Zeichnen; ohne Mühe copiren die Indianer Mexicos mit großer Treue und Genauigkeit alle Gegenstände, die ihnen vorgelegt werden, und ihre Wachsfiguren sind „wahre Kunstwerke“ [12]). In der That haben denn auch die alten Schriftsteller uns zahlreiche Nachrichten von mexicanischen Landkarten hinterlassen. Wie heute ein Generalstab beim Ausbruche eines Krieges mit guten Karten vom Lande des Feindes versehen ist, so waren es auch die Führer der mexicanischen Armee. Besondere Spione (Quimichtin) waren vorher in Feindesland geschickt worden, das sie, um unsern Ausdruck zu gebrauchen, croquirten, um die erlangten Kartenskizzen, welche Berge, Ebenen, Flüsse, Pässe zeigten, den Generälen bringen zu können, welche ihre Märsche danach einrichteten [13]).

Die Kaufleute im alten Mexico, welche einen besondern sehr einflußreichen Stand ausmachten, unternahmen zu Handelszwecken weite Reisen, die das Bedürfniß nach Karten in ihnen erweckten. So brachten sie über die von ihnen erforschten Gegenden ausführliche Berichte und Landkarten heim, welche im königlichen Archive hinterlegt wurden. Auf denselben waren Gebirge, Wälder, Ströme, Städte nebst den Entfernungen, Straßen und Grenzen der verschiedenen Staaten verzeichnet und am Rande überdies statistische Bemerkungen eingetragen. Als Cortez den König Montezuma fragte, ob in seinem Küstengebiete Häfen mit sicherm Ankergrunde vorhanden seien, überreichte man ihm eine auf Baumwollenzeug gemalte Karte, auf welcher er alle Rheden fand, die zwischen den Mündungen des Panuco und Tabasco liegen. Bevor Cortez nach Honduras aufbrach, erhielt er von den Kaufleuten aus Xicalanca eine Karte, die mit sehr großer Genauigkeit die Reisewege zeigte, welchen die Händler auf ihren Karawanenzügen folgten, und die Städte, deren Märkte sie besuchten. Einige dieser aztekischen Landkarten sind wohlerhalten bis auf unsere Tage gekommen [14]).

Auch das, was wir jetzt etwa Katastralkarten nennen, kannten die alten Mexicaner schon. Das ganze Landeigenthum war bei ihnen mappirt worden, und besondere Beamte hielten diese Karten auf dem Laufenden und trugen vorkommende Veränderungen nach. Kronländereien waren auf den Karten in Purpur, jene des Adels in Scharlach, die Calpulli (Dorfgüter) in Hellgelb kolorirt. Mappirt waren die steuerpflichtigen Städte, und bei jeder war die Größe des Tributs, sowie die Zeit, wann derselbe fällig sei, genau bemerkt. Der Codex Mendoza hat uns 36 solcher Gemälde aufbewahrt, die in den königlichen Schatzkammern lagen. Entstand Streit über das Landeigenthum, dann wurden die Katastralkarten als authentische Documente vor den Richter gebracht, der nach ihnen entschied [15]).

Die altmexicanischen Karten waren oft von bedeutender Größe und konnten sich mit unseren ausgedehnten Wandkarten messen, wie denn Petrus Martyr eine solche von 30 Fuß Länge beschreibt, die auf weißes Baumwollenzeug gemalt war [16]).

Nicht so weit wie die Mexicaner hatten es die Inca-Peruaner gebracht; ihre geographischen Kenntnisse reichten nicht über ihr allerdings großes Land hinaus. Eroberten sie neue Besitzungen, so ließen sie es sich jedoch angelegen sein, dieselben genau kennen zu lernen und Volkszählungen in denselben vorzunehmen. Von ihren Karten ist uns wenig berichtet worden; sie waren mit erhöhten Linien dargestellt, um die Grenzen und Oertlichkeiten anzugeben [17]).

[5]) Journ. of the Anthropol. Institute II, 252 (1872).
[6]) Bull. de la soc. d'anthropol. V, 440 (1864).
[7]) Reisen in den Felsengebirgen Nordamerikas. Leipzig 1861, I, 434.
[8]) Journ. of the Anthropol. Soc. Vol. II, p. XII (1864).
[9]) Bancroft, The Native Races of the Pacific States I, 274.
[10]) Waitz, Anthropologie IV, 218.
[11]) Carver, Reise durch das Innere von Nordamerika. Hamburg 1780. S. 209.
[12]) Mühlenpfordt, Mejico I, 242.
[13]) Bancroft, Native Races of the Pacific States II, 424.
[14]) Nouv. Ann. des voy. 1858. II, 309.
[15]) Bancroft a. a. O. II, 224. 226. „Der Obersteuereinnehmer war mit einer Landkarte des ganzen Reiches nebst genauer Aufzählung der auf jedem Theile desselben haftenden Abgaben versehen.“ (Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico. Leipzig 1845. I, 33.)
[16]) Bancroft a. a. O. II, 488. Anmerkung.
[17]) Prescott, Eroberung von Peru. Leipzig 1848. I, 59. 96.

Auch derlei Stadtpläne waren vorhanden. Garcilasso de la Vega ſah el modelo del Cozco y parte de su comarca con sus quatro caminos principales hecho de barro, y piedrezuelas y pallilos. Auch Berge und Flüſſe waren angegeben [18]).

Ganz vorzüglich entwickelt und von den verſchiedenſten arktiſchen Reiſenden gerühmt iſt das topographiſche Talent der Eskimos, welches bei allen Stämmen von Grönland bis an die Beringſtraße zu finden iſt. Der „Eskimogeograph“ Kalliherua, alias Erasmus York, entwarf im Winter 1850 auf 1851 an Bord der „Aſſiſtance“ für Capitän Ommanney eine überraſchende Karte: „Er nahm den Bleiſtift, ein Ding, das er nie zuvor geſehen hatte, und zeichnete die Küſtenlinie von Pikiulu bis Cap York mit ſtaunenswerther Genauigkeit, mochte Signoturen, um alle Inſeln, bemerkenswerthe Klippen, Gletſcher und Berge anzugeben und ertheilte allen ihre einheimiſchen Namen“ [19]). Als Parry auf ſeiner zweiten Fahrt auf der Melville-Halbinſel im Winterhafen lag, erfuhr er von einer Eskimohorde, daß es im Nordoſten eine Straße gäbe, die in nördliche Seen führe, und eine merkwürdige Eskimofrau, Iligtiuk, zeichnete ihm eine Karte, die ihm als Führer diente, als am 2. Juli 1822 der Fox-Canal ſchiffbar wurde. Mit Hülfe dieſer Karte fand er die verheißene Straße, welche jetzt den Namen nach den Schiffen Fury und Hecla trägt [20]).

Daſſelbe kartographiſche Talent finden wir bei den weſtlichen Eskimos. Auf eine „ſehr geſchickte und deutliche Weiſe“ zeichneten die Eskimos am Kotzebue-Sund eine Karte ihrer Küſtenlandſchaften in den Sand, als Beechey ſie beſuchte. „Erſt wurde die Küſtenlinie mit einem Stocke gezagen und nach Tagereiſen abgetheilt. Hierauf ſetzten ſie die Bergketten mit Sand und Steinen auf und ſtellten die Inſeln, mit Berückſichtigung der Größe und Geſtalt, durch Kieshaufen dar. Indem die Arbeit vorrückte, machten mehrere der anweſenden Eskimos ihre Bemerkungen darüber und gaben Veränderungen an, und ich rückte eine der Diomedes-Inſeln an eine andere Stelle. Dies wollte der Hydrograph anfangs nicht zugeben, allein da einer der Eskimos ſich erinnerte, daß die Inſeln, vom Prinz-Wales-Cap aus geſehen, einander decken, ſo gab er mir Beifall und bewies den anderen, daß ſie ſich geirrt hätten. Als die Berge und Inſeln fertig waren, wurden die Dörfer und Fiſcherſtationen durch eine Anzahl in die Erde geſteckter Stöcke bezeichnet, ſo daß eine Nachahmung der Wirklichkeit entſtand. So erhielten wir noch und noch einen vollſtändigen topographiſchen Plan der Küſte von der Derby-Spitze bis zum Cap Kruſenſtern“ [21]).

Karte des Eskimo-Geographen Kalliherua.

Im Allgemeinen ſind die Karten der weſtlichen Eskimos ſo genau, daß ſie mit Vertrauen ſelbſt bei der Ausfüllung unſerer Karten benutzt werden können, wo dieſe Lücken zeigen. Der Schiffsarzt des „Plover“, John Simpſon, der zweimal an der Barrowſpitze, Nordweſtamerika, überwinterte (1852 bis 1854), trug die Karte des Eskimo-Geographen Erk-ſin-ra neben der engliſchen Aufnahme ein und die Uebereinſtimmung beider war ſtaunenswerth [22]).

Es iſt bekannt, welche weite Reiſen die Polyneſier oft in ihren gebrechlichen Kähnen unternehmen, wobei ſie denn leicht eine Ueberſicht der ihnen benachbarten Inſelwelt gewinnen können. Auch fehlt es nicht an Beiſpielen, daß die Eingeborenen dieſe ihre ſo erworbene Kenntniß zur Anfertigung von Karten benutzten; die am berühmteſten gewordene Karte eines Polyneſiers, des Tupaja von Tahiti, entſtand aber nicht ohne europäiſche Beeinfluſſung.

„Als er mit Cook auf der „Endeavour“ die Reiſe nach Europa unternahm, beſchrieb er ſeine vorigen Seereiſen und nannte über 80 Inſeln her, die ihm bekannt waren, wobei er zugleich ihre Größe und Lage andeutete. Die meiſten davon hatte er ſelbſt beſucht. Da er auf dem engliſchen Schiffe die Beſchaffenheit und den Nutzen der Seekarten ſehr bald einſehen lernte, ſo gab er ſeinen europäiſchen Reiſegefährten Anleitung, nach ſeinen Angaben eine Karte von allen um ſeine Heimath ihm bekannt gewordenen Inſeln zu verfertigen. Zu dieſem Behufe zeigte er jedesmal die Himmelsgegend an, in welcher jede Inſel lag, und bemerkte, ob ſie größer oder kleiner als O-Taheiti, hoch oder niedrig, bewohnt oder wüſt wäre, ſetzte auch bisweilen einige ſpeciellere Nachrichten hinzu“ [23]). Die Karte, welche Forſter ſeinem Werke in einer Copie beigiebt, erſtreckt ſich ungefähr über je 20 Längengrade zu beiden Seiten des 150. Meridians weſtl. L., alſo zuſammen über 40 Grade, und auf 20 Breitengrade von 7° bis 27° ſüdl. Br. Im Ganzen ſind einige achtzig Inſeln auf Tupaja's Karte eingetragen, deren Namen Forſter zu identificiren ſucht.

J. R. Forſter giebt ſelbſt an, daß noch eine zweite Copie dieſer Karte vorhanden geweſen ſei. Eine ſolche, von ſeinem Sohne, Georg Forſter, in London gezeichnet und an den Buchhändler Spener geſandt, beſitze ich

[18]) Commentarios Reales escritos por el Ynca Garcilasso de la Vega. Lisboa MDCIX. Cap. XXVI, Fol. 52.

[19]) A Selection of Papers on Arctic Geography and Ethnology. Reprinted and presented to the arctic expedition of 1875. London 1875. S. 184.

[20]) Peſchel, Geſchichte der Erdkunde. 465.

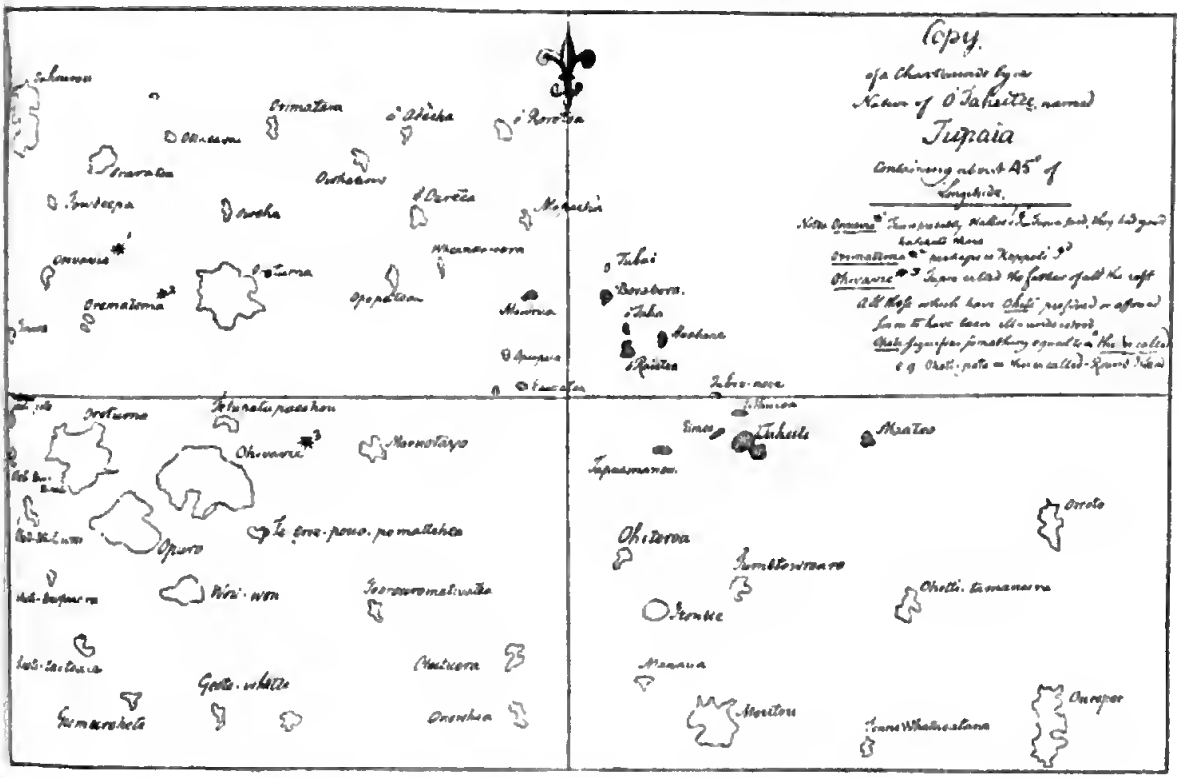
[21]) Beechey, Reiſe nach dem Stillen Ocean und der Beringſtraße. Weimar 1832. I, 453.

[22]) Petermann's Mittheilungen 1859, S. 41.

[23]) J. R. Forſter's Bemerkungen auf ſeiner Reiſe um die Welt. Berlin 1783. S. 442.

selbst; indessen ergiebt sie mancherlei Abweichungen gegenüber der von J. R. Forster publicirten. (Vergl. das Facsimile.)

Wir lassen dahingestellt, wie weit Engländer bei der Herstellung dieser primitiven Karte mitgewirkt haben. Immerhin reicht sie aus, um zu beweisen, daß die Eingebarenen der Gesellschaftsinseln sich beträchtliche geographische Kenntnisse erworben hatten. Auf 400 Seemeilen rings um Tahiti herum reichten Tupaja's Kenntnisse; er war selbst zehn Tagereisen weit nach Westen bis Raietea gewesen. Man muß dabei bedenken, daß der polynesische Schiffer oft das Land aus dem Auge verliert, daß er nur einen kleinen gebrechlichen Kahn zur Verfügung hat, daß ihm große Gefäße fehlen,



Tupaja's Karte. Facsimile nach einer Copie Georg Forster's. (3/4 Größe des Originals.)

in denen er einen hinreichenden Vorrath von frischem Wasser mitführen kann, und von einem Compas natürlich keine Rede ist.

Solche Kenntnisse stehen unter den Südseeinsulanern indessen nicht vereinzelt da, und Kittlitz [24]) sah, wie Eingeborene der Karolinen auf den Baden des Schiffsverdecks mit Kreide förmliche Karten von ihrem ganzen Archipel, die Marianen mit eingeschlossen, zeichneten. „Die Bekanntschaft dieser Leute," sagt er, „mit den entlegensten Punkten des großen Meeresgebietes muß bei der Beschränktheit ihrer Hülfsmittel wirklich in Erstaunen setzen. Sie erlangen dieselbe bei Gelegenheit der häufigen Reisen, welche von ihnen mit eben so großer Kühnheit als Geschicklichkeit auf den kleinen zerbrechlichen Fahrzeugen vollführt werden."

[24]) Denkwürdigkeiten einer Reise ꝛc. II, 87.

Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875.

Nach dem Russischen von **N. Majew** in Taschkend.

II.

R. K. Nachdem die Russen Faizabad, welches am Ilek in einem von drei Seiten umschlossenen Thale liegt, besucht hatten, zogen sie südlich über das Gebirge in das Thal des Surchab oder Wachsch [1]), dessen Quelle der verstorbene Fedtschenko 1871 auf dem Alai-Plateau südlich von Chokand unter dem gleichbedeutenden Namen Kyzyl-su (d. i. rothes Wasser) entdeckt hat, und der in gleicher Weise wie der Pandsch auf die Ehre Anspruch erheben kann, als Quelle des großen Oxus

[1]) Die Thäler des Wachsch und des untern Pandsch waren in politischer Hinsicht von jeher von den benachbarten Gebieten des obern Kafirnahan-Flusses und des Surchan getrennt. Letztere beiden bildeten im zehnten Jahrhundert nach Ibn-Dasta ein unabhängiges poli-

angesehen zu werden. Nachdem er in südwestlichem Laufe das Hochplateau (Pamir) Alai durchströmt, birgt er an der Grenze von Karategin nach Süden um und durchbricht die nach Südwesten streichende Fortsetzung der Transalai-Kette, um innerhalb des Landes Karategin, welches noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden ist, wahrscheinlich seine ursprüngliche Richtung nach Südwesten wieder aufzunehmen. Von seinem Laufe innerhalb Karategin haben wir nur sehr spärliche Nachrichten; sicher ist nur, daß er dort den persischen Namen Surch-ab führt und von links her den bedeutenden Zufluß Mul-su aufnimmt. Wo er sich den Grenzen des Chanats von Buchara nähert, fließt er zwischen steilen, hohen Gebirgen, dem Nur-tag und Chodscha-Jukur (aber Jikur?), in enger Schlucht dahin, wo die zwischen Felsen zusammengedrängten Wasser mit rasender Schnelligkeit dahinbrausen. Bei Narak erreichte die Expedition den Strom, übernachtete dort und verfolgte dann den außerordentlich beschwerlichen Pfad stromaufwärts, welcher einen Theil des Weges von Faizabad über Baldschuan nach Kulab ausmacht und an vielen Stellen nur aus in die steilen Felsen gehauenen Stufen besteht. An einer der engsten Stellen dieser Schlucht, wo die Felsen bis auf 20 Schritt einander sich nähern, ist die bekannte „Strinerne Brücke", Puli-sengi, erbaut. Dann folgt bis zum Dorfe Dört-kaul noch der beschwerlichste Theil des ganzen Weges. Bei Narak wendet sich der Wachsch — unter diesem Namen allein ist er in Hissar bekannt —, nachdem er vom Darfe Darwaza-kala (d. i. Tharfeste) aufwesttlich geflossen ist, wieder in seine frühere Richtung nach Südwesten; durchfließt dann eine Schlucht zwischen den Gebirgen Chadscha-Mastam und Tabakty, tritt in die Ebene von Kurgan-tübe, das alte Reich Chatl, und fließt am östlichen Fuße der nicht hohen Gebirge Ark-tau und Samantschi (= Strohflechter) hin. In der Ebene, wo sein Hauptarm bis 80 Faden Breite erreicht, theilt er sich in mehrere Arme und bildet sumpfige, mit Gestrüpp und Rohr bedeckte Dschungeln. Die Ueberfahrt, z. B. bei den Ruinen der alten Feste Lechman, 24 Werst von Kurgan-tübe auf der großen Straße von dort nach Kabadian, geschieht in Booten (Kaik), welche von schwimmenden Pferden gezogen werden, wie dies bei allen reißenden und tiefen Flüssen Asiens Sitte ist. 32 Werst von Kabadian entfernt ist der Zusammenfluß des Wachsch und Pandsch. Vom Stromgebiete des letztern kommen hier nur die Zuflüsse in Betracht, welche die Begschaften Baldschuan und Kulab durchströmen, der Kitschi-Surchab und dessen Nebenfluß Kulab-darja. Ersterer, auch Baldschuan-darja genannt, führt die Bezeichnung Kitschi (klein) zum Unterschiede vom großen Surchab oder Wachsch. Nördlich von Baldschuan entspringend, fließt er in einem engen Thale bis zur Einmündung des Kulab-darja gerade nach Süden, wendet sich dann nach Südsüdwest und mündet circa 50 Werst von Kulab in den Pandsch. Er ist nicht tief, aber reißend. Der Kulab-darja kommt aus der Schlucht Chawaling in den Barbergen des Schneegebirges Kutschi-Frusch [1]), wo er Talwar heißt, und durchfließt die niedrige sumpfige Ebene von Kulab, die ihren Namen angeblich von den nahen Sümpfen und Wassertümpeln (? Kul, türkisch, = See, ab, persisch, = Wasser) erhalten hat. Berüchtigt ist sie jedenfalls wie Kunduz und andere Orte am Amu wegen ihrer Fieber und überhaupt wegen ihres äußerst ungesunden Klimas. Das dicht bewohnte und fast überall gut angebaute Thal des Kulab-darja ist nicht breit; 8 Werst nördlich vom Dorfe Puschian ist es schluchtartig, bei Puschian selbst nur ½, bei Kulab schon 5 bis 6 Werst breit. Dagegen ist sein Fall bedeutend, wie folgende Höhenziffern darthun: Puschian 1710 Fuß, Kulab 1210 Fuß, Chul-bagh 1020 Fuß, d. h. auf einer Strecke von 30 Werst ein Fall von 690 Fuß.

Die Expedition hatte anfangs die Absicht, bis zum Zusammenflusse des Wachsch und Pandsch vorzudringen, um diesen Punkt astronomisch zu bestimmen, und begab sich deshalb von Kulab zu der am Wachsch gelegenen befestigten Stadt Kurgan-tübe [1]). Allein schon hier machten sich bei ihren Mitgliedern die schädlichen Einflüsse des Klimas geltend, indem Wischnewski, Kasdekaw und zwei Kosacken am Fieber erkrankten. Außerdem litt Wischnewski noch an Rheumatismus des Kopfes und der Füße, die Folgen einer Erkältung, die er sich theils bei dem Durchreiten der wasserreichen kalten Bergflüsse, theils durch die Einwirkung der kalten, schneidenden Winde, die aus den Bergschluchten strömen, zugezogen hatte. Tragen doch die Einwohner von Hissar, Karatag, Düschambe und anderen Bergorten den ganzen Sommer lange Pelzröcke und leiden trotzdem vielfach an Rheumatismus. Die Expedition war daher genöthigt, jenen Plan aufzugeben und direct nach Kabadian zu reisen, mit der schwachen Hoffnung, wenn es die Verhältnisse gestatten würden, von dort aus die Mündung des Wachsch zu erreichen. Um keine Zeit zu verlieren, schlug Majew dem Astronomen Schwarz vor, mit einem Dolmetscher, drei Kosacken und einigen Dschigiten nach Baisun zu reisen, um dort astronomische Beobachtungen anzustellen und die Breite dieses Ortes ganz genau zu bestimmen. Dies war um so nothwendiger, als Schwarz schon auf der Hinreise in Baisun die vom Monde bedeckten Sterne × Capricornii beobachtet hatte. Außerdem war Baisun der Endpunkt der ersten Abtheilung des astronomischen Theiles der Expedition. In Kabadian blieben die Herren Majew, Wischnewski, zwei Kosacken und zwei Dschigiten.

Als sich nach einigen Tagen der Gesundheitszustand

---

ttisches Ganzes, Saghanian genannt, während am Unterlaufe des Wachsch das steile Reich Chatl lag, welches sich nicht nur des Unterlaufes des Kaffirnahan-Flusses mit der Stadt Kabadian bemächtigte, sondern selbst an dessen Oberlauf vordrang und Faizabad einnahm. Die Ebene von Kulab bildete einen dritten unabhängigen Staat, Wachschgerd. So setzt Majew im Widerspruche zu Rawlinson, Yule, Yeddschenko und Leech diese drei Staaten an.

[1]) Da die Karte Kuza-Frusch hat, so könnte dies eine Zusammensetzung aus Kuja = Lamm und Feruschi = Händler sein.

[1]) Zwischen Kulab und Kabadian durchzogen die Russen ein Gebiet, welches kurz vor ihnen der sogenannte „Havildar" im englischen Auftrage besucht und aufgenommen hatte. Sein Reiseweg ist von Capitán Trotter construirt und der dritten Ausgabe der Waller'schen vierblätterigen Karte von Turkestan (1875) einverleibt worden (wonach er in unserm Kärtchen, oben S. 9, eingetragen wurde). Auch sein Bericht wurde von Trotter für die Veröffentlichung eingerichtet, welche indessen von der indischen Regierung verboten worden ist (s. Geogr. Magazine, November 1876, S. 306), so daß wir einstweilen auf die wenigen Angaben angewiesen sind, welche Trotter im Septemberheft des Jahrganges 1875 des Geographical Magazine gemacht hat. Danach ging der Havildar von Peschawar über Kabul, Tscharikar, Chintschan und Ischkamisch nach Faizabad in Badachschan, von dort westwärts über Rostak, dann nördlich zum Oxus, nach Kulab, Chawaling, Kilai Chumb, Kilai Wandsch und bis Yazgulam, dem Grenzorte zwischen den Landschaften Darwaz und Roschan, wo er zur Umkehr gezwungen wurde. Dieser Ort liegt wahrscheinlich nur eine Tagereise von Pigisch (vergl. das Kärtchen) entfernt, bis wohin ein anderer englischer Abgesandter des Capitán Trotter, der Munschi Abdul Luban wenige Wochen vorher bei seiner Reise den Oxus abwärts vorgedrungen war, so daß wir jetzt den großen nördlichen Bogen dieses Stromes zwischen 68° und 70° östl. Länge von Paris mit ziemlicher Sicherheit auf den Karten niederlegen können. — Von Yazgulam kehrte der Havildar nach Kulab zurück und ging von dort über Kabadian nach Chulm, Kunduz und Faizabad, von wo er Ischkaschim am Oxus (Pandsch) erreichte, an diesem Flusse hinab bis Yazgulam vorzudringen und so seine Routen in Zusammenhang zu bringen suchte. Aber das gelang ihm nicht; schon an der südlichen Grenze der Landschaft Schignan nöthigte ihn ein Befehl des Herrschers derselben zur Umkehr. So kehrte er über Chulm, den Damian-Paß und Kabul nach Indien zurück.

Digitized by Google

Wischnewski's gebessert hatte, vereinigten sich sämmtliche Mitglieder der Expedition in Baisun und traten von dort den Rückweg über Derbent und Akrabat an. Von letzterm Orte aus wählten sie einen andern Weg als den schon bekannten über Chuzar, nämlich über Kara-chawat, Kalta-minar und Jar-tübe nach Schehrisebz, wodurch sie Gelegenheit erhielten, die reichen Gebirgsthäler der Flüsse Kitschi-uru-darja und Katta-uru-darja kennen zu lernen. Dieser Weg erwies sich nicht nur für Karawanen, sondern auch für größere Truppenmassen als ganz bequem, und Auf- und Abstieg als bedeutend weniger steil und felsig als auf dem chuzarschen Wege.

Am 13. Juli langte die Expedition in Schehrisebz an, nachdem sie 40 Tage lang die Gebiete von Hissar und Kulab durchzogen hatte. Am 16. Juni stellte sie sich dem Emir vor, der Tags zuvor aus Kitab in Schehrisebz, der alten Stadt Timur's, angekommen war.

Das Resultat der ganzen Reise besteht in einer auf 14 durch Schwarz astronomisch bestimmten Punkten basirten Karte, von welcher wir eine kleine Reduction gegeben haben. Während des Marsches haben Majew und Wischnewski die Route aufgenommen und ein besonderes Tagebuch geführt, in welchem die Entfernungen nach Tasch [1]) und die mit dem Compaß bestimmten Richtungen des Weges genau verzeichnet wurden. Außerdem hat Majew eine entomologische Sammlung zusammengebracht.

* * *

Bevölkerung.

Die Bevölkerung des südöstlichen Buchara, d. h. des Kreises Hissar und der Begschaft Kulab, besteht aus zwei Hauptelementen, Oezbegen und Tadschiks, deren ersteres das vorherrschende ist. Aehnlich wie in den Thälern des Syr und Zarefschan haben die Oezbegen die ursprüngliche Tadschik-Bevölkerung von Hissar in die Berge gedrängt, wo sich dieselbe in größter Reinheit erhalten hat. Derbent sowie die ihm benachbarten Winterdörfer, wie Sir-ab, Jalgyz-bag (Jalyuz-bag ?) u. s. w. sind durchgehends von Tadschiks bewohnt, die zum Theil nicht einmal Oezbegisch verstehen. Ebenso herrscht Tadschik-Bevölkerung in allen Bergdörfern der Thäler des Zigdi, Roumit und Chanaka vor, während in der Bergebene von Baisun und den breiten Thälern des Katta- und Kitschi-uru-darja die Oezbegen alle an Weideplätzen reichen Gebiete besetzt haben. In der ganzen Strecke von Baisun bis zum Sengri-bag und Schirabad, längs des Amu, in der Begschaft Schir-abad und im ganzen mittlern und untern Surchan-Thale leben Oezbegen von dem reichsten aller Stämme, den Kungur-at (d. i. braunes Pferd). Zur Winterszeit steigen dieselben aus den Bergen in die Steppe von Karschi hinab. Im Thale des obern Kafirnahan-Flusses, wo sie mit ihren Aulen die ganze Strecke zwischen Düschambe und Hissar einnehmen, nomadisiren die Oezbegen Marka-kitschi-juz (d. i. Marka der kleinen Orda), welche erst 1866 dorthin gewandert sind, als die Russen Ura-tübe und Dschizak erobert hatten. Weiter südlich im engen Thale des Kafirnahan-Flusses und den umliegenden Bergen nomadisiren die Oezbegenstämme Lakai und Durbun.

Die Städtebevölkerung im Thale des Surchan und Kafirnahan ist wie die aller centralasiatischen Städte gemischt, und dort sind Oezbegen und Tadschiks so durch einander gemengt, daß sich eine Grenze absolut nicht ziehen läßt. Doch bemerkt man von Düschambe an ostwärts ein Ueberwiegen der Tadschiks, welche besonders die Bergdörfer Warsow und Roumit-tau und die Städte Kofirnahan und Faizabad bevölkern, während die Expedition auf den breiten, grasreichen Abhängen des Sabistan-tau, schon im Thale des Wachsch, also fast inmitten zusammenhängender Tadschik-Bevölkerung, wieder die Jailau (Sommerdörfer) der Oezbegen vom Stamme Lakai und Chulmuk antraf, welche, wegen ihrer Aufsässigkeit und ihres Ungehorsams gegen Buchara bekannt, das ganze Thal von Baldschuan einnehmen. Der Unterlauf des Wachsch bis zu seiner Mündung in den Pandsch ist mit Aulen und ärmlichen Dörfern der Durmen- und Sary-katagan-Oezbegen besetzt. Der letztere, kriegerische Stamm der Kataganen hat auch die ganze Ebene von Kulab in Besitz, und der jetzige Herr dieser Stadt, Sary-Chan, ist von Geburt ein Katagane.

Erst in jüngster Zeit sind zu diesen beiden Völkerschaften noch Kirgisen gekommen, welche man vorher im Lande Hissar nur dem Namen nach kannte. Sie sind aus der Begschaft Nurata (nordöstlich von der Stadt Buchara) an den Unterlauf des Wachsch und Pandsch eingewandert.

An den Ufern des Amu sitzen außer Kungur-at-Oezbegen seit kurzer Zeit auch eingewanderte Baigusch-(d. i. armer Teufel, Schelm) Turkmenen von verschiedenen Stämmen. Die Bucharen nennen sie mit dem allgemeinen Namen Nantalap, d. h. Brotsucher. Diese entsetzlich armen Leute wohnen in Schilfhütten, dienen als Knechte bei den Fähren, treiben Hammel aus Afghanistan nach Karschi und Buchara, vermiethen sich bei den Karawanen u. s. w. Auch das gegenüberliegende afghanische Ufer des Amu ist von Turkmenen bewohnt, aus denen die dortige Regierung eine Art militärischer Grenzwache herzustellen gewußt hat. Dieselben haben Ländereien erhalten und sind dafür verpflichtet, sich beim ersten Rufe in Waffen zu stellen.

Endlich besteht ein unbedeutender Bruchtheil der Bevölkerung aus Lüli (Zigeunern), Dschugut (Juden), Hindu und Afghanen, und zwar in Schir-abad und Kababian, wo viele Häuser den afghanischen Typus — kuppelförmige Dächer — zeigen. Auch der Kischlak Augana, etwas südlich von Kulab, ist von afghanischen Auswanderern bewohnt.

Im Allgemeinen sind die Oezbegen von allen erwähnten Völkerschaften die stärksten, sowohl an Zahl wie an Bedeutung, so daß der hissarsche Kreis in Buchara sogar auch Oezbegistan (Land der Oezbegen) genannt wird.

* * *

Klima und Höhenverhältnisse. Producte. Administrative Eintheilung.

Im Norden durch Berge geschlossen und im Süden nach dem Amu hin offen, müssen die Thäler von Hissar und Kulab ohne Zweifel ein sehr angenehmes Klima haben, obwohl sich der continentale Einfluß des innerasiatischen Klimas im Allgemeinen und hier speciell an einzelnen Punkten sehr geltend macht — und soweit nicht (fügen wir hinzu) die schon erwähnten Sümpfe und kalten Winde ihre schlimmen Wirkungen ausüben. Die geringe Meereshöhe der Thäler bedingt gleichfalls ein mildes Klima. Die höchste Lage hat das Thal von Baisun mit 3410 Fuß; die Ebene von Schir-abad erreicht bei der gleichnamigen Stadt in der Nähe des Gebirges 920 Fuß, am Amu bei Tschuschka-chuzar 300 Fuß; Kababian 460 Fuß; Kurgan-tübe 520 Fuß, Kulab 1210 Fuß. Im Surchon-Thale zählt Dehinau 1080 Fuß, Kakaity, wo die Expedition den Strom auf der Rückreise überschritt, 490 Fuß; im Kafirnahan-Thale Düschambe 2070 Fuß, Hissar 1580 Fuß. Am höchsten liegen außer Baisun (3410 Fuß) und Derbent (2950 Fuß) noch die Städte Karatag (2160 Fuß), Kafirnahan (2330 Fuß), Faizabad (3020 Fuß) und Baldschuan (2130 Fuß), wo im Winter mitunter der Schneefall eine Elle Tiefe erreicht. Die niedriger gele-

[1]) 1 Tasch (d. i. Stein) = 8 Werst oder 1½ Meile (s. „Globus" XXIX, S. 75).

Digitized by Google

genen Orte haben einen warmen, regnerischen Winter, was man auch an der Vegetation in den Gärten sieht. Mächtige Feigenbüsche mit Stämmen von Armesdicke werden offenbar im Winter nicht zugedeckt, und dergleichen wachsen z. B. in Schir-abad.

Hissar und Kulab erzeugen im Ueberflusse alle Arten Getreide und Gartengewächse, die in Innerasien einheimisch sind. Baumwolle gedeiht in Menge nur in der Begschaft Schir-abad, so daß man sie von dort über Chuzar nach Karschi ausführen konn. Das Verführen eines so schwer zu transportirenden Prodnctes aus anderen Orten des Kreises auf den schlechten Bergpfaden würde sich zu theuer stellen. Von Dehinau, Hissar und Tüschombe wird Getreide und Flachs nach Buchara gebracht. Von Basch-churb, einem Dorfe in dem gleichnomigen Gebirge, 64 Werst südöstlich von Chuzar, wird das bekannte chuzarsche Steinsalz exportirt, das dis nach Taschkend geht und dort als „samarkondisches" verkauft wird. Salz findet sich ferner an vielen Orten des Kreises im Ueberfluß, wie im Gebirge Nur-tag beim Eintritt in die Schlucht des Wachsch, im Gebirge Chazret-imam bei Kulab, von wo Knlob, Baldschuan nnd sogar Badachschan versorgt werden u. s. w. Außerdem beweist eine Menge Salzquellen, daß der Boden noch unerschöpfliche Vorräthe dieses Gesteins birgt.

Aus dem ganzen Kreis Hissar sowie aus Baldschnan, Knlab und Afghanistan werden Hammel nach Buchara und Karschi getrieben.

Holz (Artscha, ein baumartiger Wachholder, der zum Bauen dient) bringt man aus dem Gebirge bei Ak-rabat auf Mauleseln nach Chuzar und Karschi. Eine Maulesellodung wird in Chuzar für 1 Rubel 20 Kopeken (4 Tengas) verkauft. Zum Waarentransport nach Karschi und Buchara dienen Kameele, Maulesel und Pferde; Wagen giebt es in ganz Hissar nicht und selbst das Wort „Arba" ist dort unbekannt.

Goldhaltiger Sand findet sich im Wachsch on zwei Stellen: beim Dorfe Dört-Kaul und unweit Kurgan-tübe; letzterer gilt für reicher. Die Einwohner waschen das Gold nach dem Fallen der Frühlingswasser aus, wann nach ihrer Angabe der Sand durch von den Bergen herabgeschwemmtes Material erneuert worden ist. Reicher Triebsand soll sich nach ihrer Angabe auch in Darwaz finden.

In administrativer Hinsicht zerfällt der hissorsche Kreis jetzt in sieben Begschaften und der kulabsche in zwei. Die von Hissar sind: Schir-abad, Baisun, Dehinau, Jurtschi, Hissar, Kurgon-tübe und Kababian, die von Knlab: Baldschuan und Kulab. Außerdem giebt es drei Amlakdar-Bezirke, deren Vorsteher nicht von den Begs, sondern direct vom Emir ernannt werden, nämlich Derbent, Sary-dschui und Faizabad.

Aus allen Erdtheilen.

Die russische Expedition nach Alai 1876.

Da die Karakirgizen des Alai-Hochlandes auch nach der russischen Eroberung von Chokand von ihren Ränbereien und Streifzügen nach dem Thale des Syr nicht abließen, so sandte General von Kaufmann eine Militärmacht gegen sie. Dieselbe bestand aus drei Abtheilungen, welche von Uetschkurgan, Osch und Gulscha nach Süden aufbrachen und sich auf dem Alai-Plateau, wo der nördliche Quellstrom des Amu als Kyzyl-su entspringt, vereinigen sollten. Der Hauptabtheilung unter General Skobelew, welche Ende Juli 1876 Gulscha, das letzte russische Fort nach dieser Seite, verließ, waren Topographen und Gelehrte beigegeben, um die Forschungen Fedtschenko's in dieser unbekanntesten Gegend Hochasiens fortzuführen. Herr A. Bonsdorf war mit den astronomischen und barometrischen Arbeiten betraut, Herr W. Oschonin mit den naturwissenschaftlichen und Hauptmann Kostenko vertrat die Geographie nnd Statistik. Der Weg führte im engen Thale des Gulscha-Flusses hinauf, welches sich bold in eine enge Schlncht mit überhängenden Felswänden verwandelte, die nur hier nnd da ein toenig Humns und Pflonzenwuchs zeigten. Ohne weitere Erlebnisse wurden die Stellen Kyzyl-kurgan und Jangi-aryk passirt, letztere drei Monate zuvor der Schanplatz eines heißen Gefechtes zwischen russischen Truppen und Karakirgizen, welche damals den Kürzern gezogen und sich jetzt damit begnügt hatten, die dort bestehende Brücke abzubrechen. Dieselbe wurde in drei Stunden toiederhergestellt, so doß Reiterei und Geschütze ihren Weg fortsetzen konnten. Die nächsten anderthalb Meilen waren sehr schwierig, da die Truppen über steile, steinige Abhänge klettern, Hnufen von Geröll überschreiten und sich nur den von Natur vorhandenen schmalen Vorsprüngen nnd Absätzen anvertronen konnten. Doch wurde diese Stelle mit Verlnst nnr eines Pferdes, das sich zu Tode fiel, glücklich passirt. Do inzwischen der Rebell Abdullah Beg einem russischen Boten neue Unbill zugefügt hatte, so sandte Skobelew den Obersten Prinz Witgenstein mit hundert Kozaken nach dem Artschat-Passe (10,300 Fuß hoch) oorans, und folgte ihm dohin nach. Vom Gipfel dieses Passes eröffnet sich dem Blicke eine herrliche Ansicht: im Vordergrunde dehnt sich das vom Kyzyl-su durchströmte Alai-Plateau ans nnd dahinter erhebt sich die Trans-Alai-Gebirgskette. Der Fluß windet sich in seinem etwo eine Werst breiten Bette dahin und ist in mehrere Arme getheilt. Sein Wasser ist von dem darin aufgelösten Lehme roth gefärbt (daher sein Name „Rothes Wasser"), dabei aber völlig trinkbar und von gutem Geschmacke. Am 30. Juli marschirten die Russen in südwestlicher Richtung 11½ engl. Meilen über das wellenförmige Plateau hinweg bis an den Fuß der Trans-Alai-Kette, wo schon Prinz Witgenstein lagerte, der die Mutter und die Frauen des Rebellen gefangen genommen und eine große Herde von Schafen und Pferden erbeutet hatte. Er wurde sofort hinter dem flüchtigen Abdullah Beg hergeschickt, und zwar nach dem Passe Kyzyl-yart in der Trans-Alai-Kette zu, von wo er südwärts zum See Kara-kul oordrang.

Schon am 31. Juli boten die Aeltesten der auf dem Alai nomadisirenden Stämme ihre Unterwerfung an; sie mußten eine geringe Buße bezahlen und wurden benachrichtigt, daß mon im nächsten Jahre mehrerer hundert Arbeiter von ihnen bedürfe, um eine Straße von Gulscha nach Sufi-kurgan (wo der alaische Weg von der Straße nach Kaschgar abzweigt) zu bauen. Am 8. Angnst zeigte auch der Häuptling Hassan Beg, der Bruder Abdullah's, seine nnd seiner Kirgizen Unterwerfung an und wurde reich beschenkt entlassen. Der Rebell war mit wenigen Begleitern nach Bodachschan (oder Kaschgar) entflohen, und sein Anhang hatte sich zerstreut. Auf diese Nachricht hin wurde Houptmann Kostenko mit einer dritten Abtheilung zu Prinz Witgenstein, der sich am Kara-kul befand, abgesendet. Ein Ritt von 7 Werst Länge über das Alai-Plateau brachte ihn zum Passe Kyzyl-yart,

Digitized by Google

welcher zwar dicht mit Geröll und Felsstücken bedeckt ist, aber doch durch deren Beseitigung leicht fahrbar gemacht werden kann. Von der Höhe des Passes erhält man eine Uebersicht über die Pamir im Allgemeinen und speciell die Pamir Hargaschi (d. i. der Hafen), in deren südlichem Theile der Kara-kul liegt. Im „Russischen Invaliden" schildert Kastenka diese Gegenden folgendermaßen.

„Der transalaische Rücken, welcher den Anblick einer Wand mit geweißten Zähnen hat, bildet den Nordrand der Pamirsteppe. Jenseits dieses Rückens breitet sich eine hochgelegene Gegend aus, die sich gegen die Mitte zu allmälig erhebt. Diese Fläche ist nach allen Richtungen von Gebirgsrücken durchschnitten, von denen einige mit ewigem Schnee bedeckt sind, andere dagegen die Schneegrenze nicht erreichen. Im Allgemeinen erheben sich jedoch diese Rücken wenig über die Ebenen und Thäler. Wie die Thäler, so sind auch die Seiten der abschüssigen Gebirgszüge unbewachsen; man sieht auf ihnen weder Bäume und Sträucher noch Gras. Letzteres findet man nur in schmalen Strichen oder auf kleinen Flächen an den Gebirgsbächen; dort ist es dicht und saftig und bildet sehr gute Hütungen für das Vieh der Nomaden. Da die Gebirge aus weichen Gesteinsarten bestehen, sind auch alle Uebergänge relativ nicht schwierig, nicht steil und deshalb leicht zu überschreiten. Die Bäche und Flüßchen, welche auf relativ nicht hohen Bergen entspringen, bilden ebenfalls kein Hinderniß beim Ueberschreiten der Rücken. Im Allgemeinen sind die Wege durch die Pamirsteppe sehr bequem.

Die sehr verdünnte Luft bildet eine Unannehmlichkeit der Pamir, jedoch sind die Erzählungen über ihren schädlichen Einfluß sehr übertrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich bei sehr vollblütigen Menschen oder bei solchen, die viele Spirituosen genießen, Nasenbluten und selbst Schwindel einstellen kann. Bei der Mehrzahl wird sich jedoch der ganze Einfluß dieser Luftverdünnung auf Athembeschwerden und Brustdrücken beschränken. Man kann sich jedoch an diese Atmosphäre gewöhnen."

Am 3. August unternahm Kastenka einen Ausflug nach dem See. Ein großer Theil desselben ist von Inseln und Landstreifen eingenommen, deren einer wie ein hoher Längsrücken den See von Norden nach Süden durchschneidet. Die in das Wasser vorspringenden niedrigen Landspitzen waren zum Theil mit Grün bedeckt und werden, nach der Menge umherliegender Federn zu schließen, von großen Schaaren wilder Gänse, Enten und Möven besucht, welche von den Fischen des Sees leben. Vom 15. bis zum 17. August erforschten Oberst Lebedew vom Topographencorps und Hauptmann Kostenka den 22 Werst langen und 17 Werst breiten See auf drei Seiten, und Ersterer machte eine Aufnahme davon. Nach früheren Angaben sollte er einen Ausfluß besitzen, und zwar nach Fedtschenko's Karte östlich zum Tarym hin, nach den Erkundigungen der Forsyth'schen Expedition westwärts zum Amu-darjo. Beides hat sich als unrichtig herausgestellt; denn der Kara-kul ist abflußlos, nimmt aber mehrere Gebirgsflüsse auf. Nach Angabe von Eingeborenen sollen die Wasser des Sees wöchentlich einmal, und zwar Freitags, steigen, was durch Kastenka's eigene Beobachtungen bestätigt worden zu sein scheint (?).

* * *

Einen Theil des von Skobelew zurückgelegten Weges hat im Frühjahre 1875 auch ein russischer Kaufmann, Nikitin, zu Handelszwecken gemacht, worüber M. Wenjukow in den Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft Näheres mittheilt. Nikitin machte diese Reise mit Bewilligung des damals noch herrschenden Chans von Chokand, welcher sogar befahl, dem Reisenden den Uebergang über das Gebirge nach Kaschgar durch Stellung von kirgisischen Führern und einer Anzahl Gebirgssachsen zu erleichtern. Indessen weigerten sich die Kirgizen trotz der Vorausbezahlung, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so daß Nikitin den Paß Terek-dawan in der Alai-Kette mit eigenen Packthieren überschreiten mußte. Der Terek-Weg ist nach seiner Angabe nur zu passiren, wenn die Gebirgsflüsse mit Schnee und Eis bedeckt sind, d. h. von Mitte Februar bis Mitte April; von da an wird der westlicher gelegene „Alaische Weg" eingeschlagen, der zwar weiter ist, aber den Packthieren reichlicheres Futter darbietet. Die Kirgizen in dem Gebirge, welches hier die Wasserscheide zwischen Amu-borja, Syr-darja und dem ostturkestanischen Tarym-Flusse ausmacht, gelten als Unterthanen von Chokand und demnach jetzt als solche von Rußland. Es sind ihrer elf Stämme, nämlich Sartar (50 Feuerstellen), Kal-tschuly (50), Nesjan (3000), Gaidai (40), Nachan (40), Galtscha-lar (100), Süwasch (300), Süro (2000), Tauk (1000), Souai (1000) und Mumak (2000 Feuerstellen). Im Winter nomobisiren sie am Fuße des Gebirges, zum Sommer aber ziehen sie in die Berge; stellenweise treiben sie auch Ackerbau. Die hart durchziehenden Karawanen versorgen sich bei ihnen mit Lebensmitteln und Futter für ihre Saumthiere. Nikitin jedoch, welcher den Terek-Weg im März passirte, fiel es sehr schwer, solches selbst für Geld von den Nomaden zu erhalten. Hinter Gulscha hatte Nikitin nach zwei Tagereisen über Kuzyl-kurgon bis Suß, der Stelle zurückzulegen, wo rechts die Alaische Straße nach Westen abzweigt, während seine Route ihn links (ostwärts) in neun Tagemärschen durch das Gebirge nach Kaschgar führte.

Quillimane.

Die Engländer sind bekanntlich scharf darüber aus, Livingstone's Idee von der Cultivirung der Hochlande am Nyassa-See zu verwirklichen. Die erste Frucht derselben war die Gründung der Station Livingstonia am Gestade des Sees und die Befahrung desselben durch Young bis zu seinem nie vorher erreichten Nordende unter 9° 20′ südl. Br. Nach den neuesten Nachrichten aus dem Caplande erhalten die in Livingstonia stationirten Missionäre jetzt Verstärkung. Am 8. August passirte der Dampfer „Ansgarius" die Barre des Quillimane, über welcher 16 Fuß Wasser war, und ging mit den Missionären Dr. Stewart, Thelwall, Cotterill und Dr. Black bei der Stadt vor Anker. In Quillimane lagen mehrere Schiffe und Küstenfahrzeuge, um Erdnüsse, Sesam, Wachs und — wenn vorhanden — Elfenbein zu laden. Der Handel dort ist in den Händen einiger Marseiller Firmen. Quillimane hat sich nach dem Urtheil Dr. Stewart's, welcher es schon 1863 kennen lernte, wesentlich gehoben. Es besitzt einen Leuchtthurm, die Straßen sind sauber und frei von Gras und ein comfortables „Quillimane-Hotel" ist errichtet worden.

Ethnographische Stellung der Cimbern.

« Canonicus Rawlinson hielt in der Sitzung des Anthropologischen Instituts von Großbritannien am 9. Mai 1876 einen Vortrag, in welchem er den Nachweis zu führen suchte, die Cimbern seien keine Germanen, sondern Kelten gewesen. Neu ist diese Ansicht nicht; doch wollen wir zusammenstellen, was der Verfasser zu Gunsten seiner Kelten-theorie ausführt. 1. Der Name der Cimbern, sagt er, ist derselbe wie jener der unzweifelhaft keltischen Cymry, deren Land Combria (latinisirt) genannt wurde. 2. Eine große Anzahl von Autoren, wie Sallust, Florus, Appian, Diodorus Siculus, Dio Cassius und Orosius, sprechen es entschieden aus, daß die Cimbern Kelten und nicht Germanen waren. Sie faßten ihre Unterscheidung ethnisch auf, während diejenigen Schriftsteller, welche sagen, daß die Cimbern Germanen waren, gewöhnlich dies vom geographischen Standpunkte behaupten. 3. Die bekannt gewordenen cimbrischen Namen, wie Boiorix, sind ganz entschieden keltischen Gepräges. 4. Die Römer kannten keltisch redende Spione im cim-

drischen Loger gebrouchen, was doch kaum der Fall gewesen sein dürfte, wären die Cimbern Deutsche gewesen. 5. Was uns von Sitten und Gebräuchen der Cimbern überliefert wurde, deutet weit mehr auf Kelten als Germanen. Selbst Mommsen gäbe zu, daß die Art und Weise ihrer Kriegführung im Wesentlichen jene der Kelten gewesen sei; der Gebrauch der Wagen war keltisch, ebenso die Theilnahme der Weiber an der Schlacht, die grausame Behandlung der Gefangenen und das Opfern derselben. „Im Ganzen waren die Cimbern roher und wilder als die Germanen, und man kann nur darüber erstaunt sein, daß moderne Deutsche mit ihnen verwandt sein wollen. Hier stand Niebuhr über den Vorurtheilen seiner Landsleute, indem er das Uebergewicht der geschichtlichen Beweise der Ansicht zugestand, daß die Cimbern Kelten gewesen seien."

Gold in Guayana.

Die Goldproduction in Französisch-Guayana ist in stetem Zunehmen begriffen; denn im Jahre 1875 übertraf der Werth des gefundenen Metalles um 64,300 Pf. St. denjenigen vom Jahre vorher. Natürlich mochte sich in gleichem Verhältniß ein allgemeiner Verfall des Ackerbaues geltend, und es repräsentirten in der That von dem Gesammtausfuhrwerth von 1875 (252,925 Pf. St.) die 113,118 exportirten Unzen Gold nicht weniger als 227,568 Pf. St. Der englische Consulatsbericht aus Cayenne meldet hierüber wörtlich: „Viele Eingeborene der Colonie, meistens Farbige, manche ganz schwarz, haben sich ungeheuere Vermögen bei den Goldwäschereien erworben; vor wenigen Jahren gehörten sie zu der Arbeiterclasse, aber jetzt zählen sie (ohne zu übertreiben) ihre Francs noch Millionen und halten sich Equipagen." Sehr störend ist aber der Wegemangel in der Colonie, denn noch immer vermitteln allein die Flüsse die Verbindung mit dem Innern, und selbst von den Ufern dieser nach den Goldfeldern führen nur die schmalen, von den ersten Erforschern mit Säbel und Beil geschlagenen Pfade. Vor Kurzem hat sich jedoch eine Gesellschaft gebildet, welche in den Flüssen selbst Gold suchen will, da man annimmt, daß die Betten derselben viel goldhaltiger sein müssen, als die bisher allein bearbeiteten Ufer und Ebenen, indem die durch Regen fortgeschwemmten schweren Theile sich im Flußbette festsetzen, während die leichteren und der Staub sich über die Ebenen verbreiten. Diese Flüsse sind jedoch tief und reißend und mit Baumwurzeln und Felsen versperrt, so daß die Goldsucher auf große Schwierigkeiten stoßen müssen. Obgleich in manchen Fällen das Wasser abgeleitet werden soll, wird die Verfahrungsweise im Allgemeinen die folgende sein. Zuerst sollen die Flüsse Oyac, Orapa und Camté in der Nähe von Cayenne, welche nach den reichen Funden an ihren Ufern zu urtheilen sehr goldhaltig sind, untersucht werden. Ein kleiner 40 Fuß langer Dampfer mit nur zwei Fuß Tiefgang, damit er überall passiren kann, ist bestellt worden. Er soll mit starken Winden versehen werden, um ihn gegen die stärkste Strömung aufwärts ziehen zu können. Am Hintertheil des Schiffes wird sich eine gezähnte Dampfmaschine, ein sogenannter Perforateur, befinden, welcher das Flußbett auf zweifache Weise bearbeitet, in senkrechter Richtung, um den Quarz und die Felsen zu zertrümmern, und in horizontaler, um die weiche Erde und die Kiesel zu lockern. Zugleich wird dieselbe eine aufsaugende Kraft, wie eine Pumpe, haben, um das Erz an die Oberfläche zu bringen, worauf es in das Lastschiff geladen wird, welches der Dampfer nachschleppt. Auch eine Dampfwinde soll vermittelst Schleppnetzen das abgelöste Erz aus dem Flußbette heben. Zugleich soll ein Taucher mit vollständigem Apparat die Expedition begleiten, um zuerst die Hindernisse in dem Flußbette zu untersuchen, damit dieselben, ob Felsen oder Baumwurzeln, aus dem Wege geräumt werden können, worauf der Dampfer in Zickzackrichtung den Fluß entlang fährt, und seine Maschinen das Erz aus dem jungfräulichen Boden heraufholen und in das Lastschiff werfen. Sollte dieses Unternehmen in den Cayenne benachbarten Flüssen Erfolg haben, so sollen auch die größeren Ströme Sinnamary und Approuague in gleicher Weise ausgebeutet werden.

* * *

— Im Laufe des Herbstes 1876 wurde im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums mit der Freilegung des Domes von Spoloto (vergl. „Globus" XXX, Nro. 7, S. 97 ff. nebst Abbildungen) von den ihn umgebenden und zum Theile in seinen Säulenumgang vermauerten Häusern begonnen. Bis jetzt sind das Kaffeehaus am Hauptplatze, welches zwischen die denselben einfassenden Arkaden hinein gebaut war (s. a. a. O. S. 98) sowie zwei Häuser an der Südseite des Domes beseitigt worden, wobei das römische Pflaster des Diocletians-Palastes in unversehrtem Zustande zum Vorschein kam, so daß der Dom nun wenigstens nach der einen Seite hin in seiner ganzen ursprünglichen Höhe dasteht.

— In der australischen Colonie Victoria mit einer Bevölkerung von 825,000 Seelen wuchsen nach parlamentarischen Angaben im Juli 1876 zur Zeit 25,681 Kinder ohne allen Schulunterricht auf. In Folge dessen beschloß das Parlament den Schulzwang in sehr gelinder Weise, d. i. jedes schulpflichtige Kind solle in jedem Halbjahre die Schule wenigstens sechszig Tage besuchen.

— Die Modoc-Indianer sind in raschem Aussterben begriffen. Nach dem Kriege im Jahre 1873 und der Hinrichtung ihres Führers, Captain Jack, und mehrerer anderer Häuptlinge wurde der schwache Rest des Stammes, im Ganzen 153 Köpfe, nach dem Indian Territory, in die Nähe der Missourigrenze, versetzt. Die dortigen klimatischen Einflüsse zeigten sich jedoch für sie höchst nachtheilig, und da kein Arzt auf der Reservation bei ihnen lebte, verliefen leichte Krankheiten, wie z. B. Keuchhusten, gewöhnlich tödtlich, so daß in den drei Jahren seit ihrer Versetzung nicht weniger als 58, also über ein Drittel, gestorben sind, und nur die sofortige Anweisung eines passenden Aufenthaltsorts den einst mächtigen Stamm vor einem schnellen Verschwinden retten kann.

— Dem Maharadscha von Kaschmir ist neuerdings der ihm zustehende Salut von neun auf einundzwanzig Kanonenschüsse erhöht worden. Außer ihm erfreuen sich dieser königlichen Ehrenbezeugung von einheimischen Fürsten Indiens nur noch der Nizam, der Geikowar von Baroda und der Maharadscha von Mysore.

— Dr. Hayden, der Chef der gealogischen Aufnahme der Vereinigten Staaten, wird ein Werk über die großen Gebirgszüge von Colorado, Nevada, Utah und Idaho veröffentlichen, welches gleichzeitig in englischer, deutscher und französischer Sprache erscheinen soll.

Inhalt: Die Wunder des Yosemitethals in Californien. Von Theodor Kirchhoff in San Francisco. II. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Die Anfänge der Kartographie. Von Richard Andree. I. (Mit zwei Karten.) — Die Erforschung Hissars durch die russische Expedition von 1875. Nach dem Russischen von N. Majew in Taschkend. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die russische Expedition nach Alai 1876. — Quillimane. — Ethnographische Stellung der Cimbern. — Gold in Guyana. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 17. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.

Während ein vom Adriatischen Meere herkommender Schiffer schon in Korfu griechischen Boden erblickt und denselben bis Athen nicht wieder aus den Augen verliert, ist das Erste, was der aus dem westlichen Becken des Mittelmeeres, von den spanischen und französischen Küsten Kommende von Hellas erschaut, dessen südlichste Spitze, das Cap Mátapa, das Tainaron der Alten. Schroff steigt es als ein finsterer, von der schäumenden Brandung gepeitschter Felsen aus dem Meere, nach Norden zu von rauhen, kahlen Terrassen überragt, auf welche der schneeige, von Wolken umhüllte Gipfel des Taygetos (2409 Meter hoch) herabschaut. Keine menschliche Wohnung, kein lebendes Wesen, kein Baum, nicht einmal ein Fleckchen grünenden Pflanzenwuchses belebt heutigen Tages die öde, wilde Landschaft, die einst bessere Zeiten gesehen hat. Zwar genoß das Tainaron-Vorgebirge selbst nie eines guten Rufes, weil die dortige Strömung und Brandung sowie die im Mittelmeere herrschenden Süd- und Südostwinde den Segelschiffen nur zu oft gefährlich werden. Aber mancherlei vereinigte sich im Alterthume, um diesen äußersten Ausläufer des Peloponnes zu einem belebten und besuchten Punkte zu machen. Neben seiner günstigen Lage für den Schiffsverkehr nach Unteritalien, Kreta und Nordafrika, wo überall griechische Gemeinwesen blühten, bot er an seiner Ostküste den Schiffern mehrere schützende Häfen dar. Drei Viertel einer deutschen Meile nördlich von dem Vorgebirge selbst greift dort eine fast rings von Land umgebene sicheren Ankergrund gewährende Bucht in die felsige Küste ein, Psamathus im Alterthume geheißen, heute Porto Quaglio (d. i. Wachtelhafen), von den Wachteln benannt, welche dort zum letzten Male rasten, ehe sie die weite Reise über das Meer nach Afrika antreten, und welche hier in Menge gefangen werden, um eingesalzen den Bewohnern zur Winterszeit als Hauptnahrungsmittel zu dienen. Ihm gegenüber auf der Westküste der Halbinsel liegt der nicht so sichere Achilleshafen (heute Marinari), welcher dem Verkehre mit den Küstenplätzen Messeniens diente. Ein Isthmus von nur ¼ Stunde Breite trennt beide; auf den Felsrücken zwischen ihm und dem Cap Tainaron (im engern Sinne) wurde letzterer Name auch im weitern Sinne ausgedehnt. Südlich von der Psamathus-Bucht, an deren Ufer ein Ort gleichen Namens lag, schneiden noch zwei andere Häfen in die Halbinsel Tainaron ein, der nördlichere, Bathys, ein enger Meeresarm zwischen steilen Felsen, welche Brüche grün-weiß-rothen Marmors enthalten; der südlichere schmal und schlecht geschützt und heute „Kisternäs“ (d. i. die Cisternen) genannt, weil sich deren einige flaschenförmig gestaltete neben anderen dürftigen Resten der Stadt Tainaron aus dem Alterthume dort erhalten haben. Letzteres war einst ein weit und breit berühmter Platz: das Heiligthum des tainarischen Poseidan, einer der angesehensten Tempel im ganzen lakonischen Lande. Ein Fichtenhain umgab ihn und diente flüchtigen Verbrechern als Asyl. Das Bild des Gottes, der nothleidenden Schiffern

Digitized by Google

wie bedrängten Uebelthätern gleicher Weiſe Hülfe gewährte, ſtand unter freiem Himmel vor einer noch ſichtbaren, aber keineswegs ſchauerlichen Grotte, die als Eingang zur Unterwelt galt und durch welche Hercules den Höllenhund Kerberos heraufgebracht haben ſollte. Von dem Tempel aber, einem langen und ſchmalen Gebäude, das im Innern wie eine Grotte geſtaltet war, und worin der Gott unter der Form von Todtenbeſchwörungen Orakel ertheilte, haben ſich Reſte in einer verfallenen Kirche erhalten, theils als zuſammenhängendes Mauerwerk aus Quadern, theils als zerſtreut ein-

Cap Matapan.

gebaute antike Werkſtücke. Das Aſylrecht des Ortes führte dazu, daß in ſpäterer Zeit, als die Bürger der griechiſchen Staaten ſich vom Waffendienſte zurückzogen und das Söldnerweſen überhand nahm, loſes Volk und Abenteurer ſich hier zuſammenfanden und ein ſtändiger Werbeplatz entſtand, der in den Kriegen der makedoniſchen Zeit von großer Bedeutung war. Ja, bis in ziemlich neue Zeit haftete dem Orte ein böſer Ruf an, weil er See- und Strandräubern als Aufent-

Monemvaſia.

halt diente, welche den natürlichen Gefahren des Vorgebirges neue Schrecken hinzufügten. Bedurfte es doch noch während des Krimkrieges der Anweſenheit der verbündeten Flotten und eines energiſchen Einſchreitens, um der griechiſchen Küſtenbevölkerung ihr nichtsnutziges Handwerk zu legen.

Von Cap Matapan aus kreuzt der Dampfer den Lakoniſchen Meerbuſen, welcher heutigen Tages ſeinen Namen von der Stadt Marathoniſt führt, und erreicht eine zweite für kleinere Schiffe gefährliche Stelle jenes Meeres, die Enge zwiſchen der Halbinſel des Cap Malea und der Inſel Tſerigo.

Wenn im Archipel der Nordwind bläst, so ist dieselbe für Segelschiffe nicht zu passiren; dieselben ankern alsdann am Eingange der Meeresstraße im Busen von Marathonisi und müssen oft Tage lang geduldig warten, bis der Wind wieder nach Süden nnd Südwesten umschlägt. Hält der conträre Wind lange an, so kann mon dort mitunter mehr als hundert Fahrzeuge verschiedener Flagge, meist griechischer und italienischer, versammelt sehen. Auch damols, als Belle auf dem französischen Kriegsdampfer „Ajaccio“ sich jener Enge näherte, zeigten dunkele Wolken, welche jenseit der in Cap Malea onslaufenden Bergkette nach Süden zu jagten, daß im Aegäischen Meere der Nordwind die Oberhand gewonnen habe. Wegen der Gefahren und Verzögerungen, welche dieser Seeweg für mehrere der wichtigsten levantinischen Häfen mit sich bringt, hat man schon zu wiederholten Malen daran gedacht, den Isthmus von Korinth zu durchstechen und dadurch die Verbindung zwischen Occident und Levante zu einer kürzern und sichern zu machen. Aber ein genaueres Studium dieser immer wieder auftauchenden Frage zeigt, daß die so gewonnenen Vortheile mit den darauf zu verwendenden Geldmitteln und Arbeiten in gar keinem Verhältnisse stehen würden, zumal in einer Zeit, wo die Verwendnng von Dampfschiffen täglich größere Ausdehnung gewinnt.

Die Nacht war überaus stürmisch nnd regnerisch, so daß der arme „Ajaccio“ bei Tagesanbrnch immer noch nicht weiter gelangt war als auf die Höhe von Monemvasia, also keine 20 Seemeilen von Cap Malea. Da der Sturm an Stärke immer noch znnahm, so suchte das Schiff in diesem sehr mittelmäßigen, immerhin aber gegen den Nordwind etwas geschützten Hafen Zuflucht. Der Capitän gab dem Reisenden ein Boot nnd drei Stunden Zeit, um diese alte Phönikierburg zu besichtigen.

Fron von Monemvasio. (Nach einer Photographie.)

Eine hohe, nnr drei Seemeilen im Umfange haltende und nach allen Seiten schroff abstürzende Felsinsel erhebt sich Monemvosia ans dem Meere. Die günstige Loge entging den Phönikiern auf ihren Fahrten nach Westen nicht; wie auf der Insel Kythera (Tserigo), deren Purpurschnecken sie anzogen, so ließen sie sich auch auf dem Felsen des heutigen Monemvasia nieder, gründeten dort Minoa (zu Deutsch „Niederlassung, Ansiedelung“) und führten ihre Gottesdienste in dem fremden Lande ein. So auch den üppigen Dienst ihrer Astarte, der hellenischen Aphrodite, die von Kythera hinüber nach dem Festlande ihre Herrschaft ausdehnte und darum als „Meeresschaumgeborene“ galt. Später bemächtigte sich das nahe Epidauros Limera des Felsens und benutzte ihn zur Vertheidigung seiner Küste. Im Mittelalter, als die Epidaurier von den eindringenden Slaven und Avaren bedrängt wurden, zogen sie sich auf diese Insel zurück, welche vielleicht erst mittelst Durchstechung einer Landenge künstlich zu einer solchen gemacht worden ist, nnd gaben ihr wegen des einzigen in den Felsen gehauenen Zuganges, der im Zickzack auf die Höhe führt, den Namen Monemvasia, d. i. der Ort mit einem Zugang. Die Franken entstellten dies zu Malvasia und in dieser Form wurde der Stadtname weitberühmt. Aber die Rebe, welche ihn dazu gemacht, wuchs niemals weder hier noch auf der gegenüber liegenden Küste Lakoniens, sondern auf den Kykladen, vorzugsweise auf Tenos, und bei dem gefeierten Malvasierweine stand nicht der Ort seiner Erzeugung, sondern nur der Exporthafen — das war Monemvasia — Pathe.

Am südlichen Fuße des Felsens hat sich durch herabgestürztes Gerölle eine Art steilen Vorlandes gebildet, wo einige verkrüppelte Oelbäume vegetiren. Ein ganz kleines Städchen steht dort am Meeresufer; eine Brücke von 14 kurzen Bogen nnd 150 Meter Länge verbindet dasselbe mit dem Festlande. An ihrem Ende erhebt sich auf der Insel ein venetianischer Vertheidignngsthurm, der über dem Thore noch den Marcuslöwen trägt. Der Felsen selbst weist alte fränkische Befestigungen, byzantinische Kirchenruinen und tiefe Brunnenschachteauf, Ueberreste aus der ruhmreichsten Zeit des Platzes, als er in politischer und commercieller Beziehung der Hauptort der ganzen Ostküste von Morea war. „Als schutzverwandte Stadt des byzontinischen Reichs bewahrte sie in ihren Ringmauern nnunterbrochen ein griechisches Bürgerthum, griechische Sprache und Sitte; sie schlug 1147 die Normannen znrück, sie trotzte vier Jahre (1202 bis 1205) der Belagerung des Wilhelm Villehardouin, der auch als Sieger ihre alten Vorrechte und Freiheiten beschwören mußte; sie wor die einzige Stadt Moreas, die Morosini nicht mit Waffengewalt bezwingen konnte, und erst, als nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes von 1770 die alten Bürgerfamilien sich flüchtig auf die

Inſeln zerſtreuten, erloſch die Bedeutung der merkwürdigen Stadt“ (Curtius, Peloponneſos II, S. 203).

Doch noch einmal ſpielte ſie eine Rolle, als 1821 ſich Türken vor den aufſtändiſchen Griechen dorthin geflüchtet hatten und durch Kantakuzenos zur Uebergabe gezwungen wurden, der erſte Erfolg dieſer Art in dem ungleichen Kampfe, der die Hoffnungen der Hellenen mächtig entflammte. Heute jedoch iſt der Ort ohne jede Bedeutung; ſeine Rhede iſt ſtets leer, ſein Handel gleich Null, mehr und mehr ziehen ſich ſeine Bewohner, deren er noch ein Tauſend zählen mag, von ihm fort, und die Burg, den heutigen Geſchützen gegenüber doch unhaltbar, verfällt. An den Häuſern ſieht man noch hier und da venetianiſche Motive, und eine kleine, halb zerſtörte Kirche weiſt noch an einer Wand das Wappen der Villehardouin auf.

Am folgenden Morgen ſetzte das Schiff ſeinen Weg nach Norden fort, immer entlang an felſigen, öden, unfruchtbaren Geſtaden, die nur hier und da ein weißlicher Streifen,

Seemann von Hydra. (Nach einer Photographie.)

das trockene Bett eines Gießbaches, unterbricht. Nur ab und zu weitet ſich eine Schlucht bei ihrer Mündung ein wenig aus und trägt einige wilde Oelbäume, die mit ihrem fahlen Laube die graue Eintönigkeit dieſer Küſten unterbrechen. Auf kurze Zeit verſchwinden dieſelben dem Schiffer aus den Augen, wenn er quer über den Golf von Nauplia hinüberſteuert; aber bald erhebt ſich wieder der lange, ſchmale Rücken der faſt baum- und ganz quellenloſen Inſel Hydra aus dem Meere, trotz ihres öden, traurigen Ausſehens allen Griechen werth als die Wiege ihrer Unabhängigkeit. Die gleichnamige Stadt liegt auf der Mitte der etwa 5 Stunden langen Nordküſte der Inſel, an einem natürlichen kleinen Hafen, der ſich in den Felſen öffnet. Mehrere ſchroff anſteigende Hügel ſind mit den mehr als 3000 großen und ſchönen Häuſern der Stadt bedeckt; terraſſenartig ſteigen dieſelben über einander auf und gewähren mit ihren platten Dächern und weißen Mauern von der See aus einen eigenthümlichen, maleriſchen Anblick. So berühmt die Stadt in

der Geſchichte iſt, ſo jung iſt ſie auch. Während des ganzen Alterthums und Mittelalters wird kaum der Name der Inſel erwähnt, und erſt im ſechszehnten Jahrhunderte beſetzten flüchtige Albaneſen Hydra, Spetſa, Poros and das gegenüberliegende Feſtland. Die Unfruchtbarkeit des Bodens wies die Ankömmlinge naturgemäß darauf hin, dem Meere ihren Unterhalt abzuringen, und dieſe wurden in der harten Schule der Noth die tüchtigſten und kühnſten Seeleute von ganz Hellas. Dieſelben Geſtade, welche in den älteſten Zeiten griechiſcher Geſchichte den mächtigen Seebund von Kalauria hatten blühen ſehen, wurden die Wiege einer neuen griechiſchen Handelsmarine. Die Hydrioten verſorgten während der Kriege der franzöſiſchen Revolution and des erſten Kaiſerreiches unter der neutralen türkiſchen Flagge den Occident mit dem Getreide Südrußlands, brachten andere Waaren heim and verdienten dabei koloſſale Sammen. Nirgends fanden ſich kühnere Blockadebrecher nnd geſchicktere Seeleute, als ſie. Zugleich verſtanden ſie es, ſich unbemerkt der türkiſchen Oberhoheit zu entziehen und ihre Angelegenheiten ſelbſt za verwalten. Trotzdem waren ſie die Opferfreudigſten und Kampfesmuthigſten, als 1821 der Ruf nach Freiheit ertönte, und ſie erſchöpften ihre Mittel durch die reichen, nach Millionen von Franken zählenden Spenden, welche ſie dem Vaterlande darbrachten. Das Aufblühen von Syrn und die Entwickelung der Dampfſchifffahrt waren zwei weitere Schläge, welche Hydra ſchwer trafen. Die Inſel entvölkerte ſich; wo einſt 40,000 Einwohner lebten, ſind heute kaum noch 7500 vorhanden, und auch ihre Zahl nimmt täglich ab. Die Einen ziehen nach Syra, die Anderen nach dem Piräus, nnd ihre Häuſer zerfallen allmälig, wie ſelbſt ein flüchtiger Gang durch die ſtillen Straßen zeigt, zu deren Einſamkeit es freilich ſehr beiträgt, daß alle Männer meiſt auf See ſich befinden. Betritt man eines jener alten Häuſer aus der Glanzzeit des Ortes, deren in den ſoliden Fels gegrabene Fundamente mehr Geld gekoſtet haben, als die der weſteuropäiſchen Paläſte, ſo findet man drinnen gewaltige Räume, mit Marmor gepflaſtert und mit Smyrnaer Teppichen bedeckt. Ihre Wände ſind mit Kalk geweißt and ſtets von der größten Reinlichkeit. Als Diener trifft man nur junge Mädchen, Knaben, deren Kraft zum harten Seemannsberufe noch nicht ausreicht, oder Greiſe. In einem abgelegenen Gemach ſitzen die Frauen, Mutter, Gattin, Töchter des Hausherrn, und arbeiten; die älteren machen ſich mit der Wäſche zu ſchaffen, und die jüngeren ſticken mit Seide nad Gold jene feinen und zierlichen Muſter, die leider immer mehr vor den bedruckten Mancheſter-Kattunen verſchwinden. Sie plaudern dabei nicht; dies ſtete zurückgezogene Leben hat ihren hübſchen Geſichtern und ihrem Gemüthe einen Zug von Ergebung nnd Trauer aufgedrückt. Nie gehen ſie aus dem Hauſe, als höchſtens zu einem Beſuche bei Freundinnen. Wohin ſollten ſie auch ihre Schritte lenken in dieſer Stadt, die keine Spazierwege beſitzt, und wo ſelbſt die kürzeſte Straße mehr einer Treppe, als einem Wege gleicht?

Außerhalb der Stadt giebt es auf der ganzen Inſel nichts zu ſehen; überall brechen ſich die Wogen an ſchroffer Felsküſte, und der von allen Winden getroffene Bergrücken bringt nur ſpärlich ein kurzes trockenes Gras hervor, von dem ſich Ziegenherden nähren. Die ganze Inſel, welche etwa 90 Quadratkilometer mißt, zählt auf 1000 Seeleute nur 10 Grundbeſitzer und 70 Schäfer.

Und doch beſitzt die Stadt nicht weniger als 26 Kirchen und Kapellen, alle reich an Weihgeſchenken der Schiffer, wie rohgeſchnitzte Schiffsmodelle, kindliche Gemälde oder ſilberne Herzen. Sehenswerth allein iſt die aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtammende Kathedrale, die ganz aus weißem Marmor beſteht und reiche Sculpturen aad byzantiniſche Malereien auf Goldgrund beſitzt. Von der Decke hängt ein rieſiger venetianiſcher Kronleuchter aus maſſivem Silber herab, welcher wunderbar ciſelirte, phantaſtiſche Thiergeſtalten und durchbrochenes Laubwerk in buntem Durcheinander zeigt. Daneben hängt ein Leuchter von vergoldeter Bronze im Stile Ludwig's XIV., der die königlichen Lilien von Frankreich trägt. Er ſoll während der Revolution aus einem der königlichen Schlöſſer geraubt, von einem hydriotiſchen Capitän in Marſeille erſtanden und der Panagia (Mutter Gottes) als Weihgeſchenk dargebracht worden ſein.

Der Glockenthurm iſt von der Kirche getrennt; reich mit Bildhauerarbeit verziert und durchbrochen, gleicht er einem Schnitzwerk aus Elfenbein. Seine Kuppel beſteht nur aus zehn Bogen von weißem Marmor, durch welche der Himmel hindurchſcheint. Die Hydrioten ſind ſtolz auf dieſen Bau, der im ganzen Lande ſeines Gleichen nicht hat.

Eine kurze Fahrt brachte den „Ajaccio“ in den altberühmten Hafen Athens, den Piräus.

Die Anfänge der Kartographie.

Von **Richard Andree.**

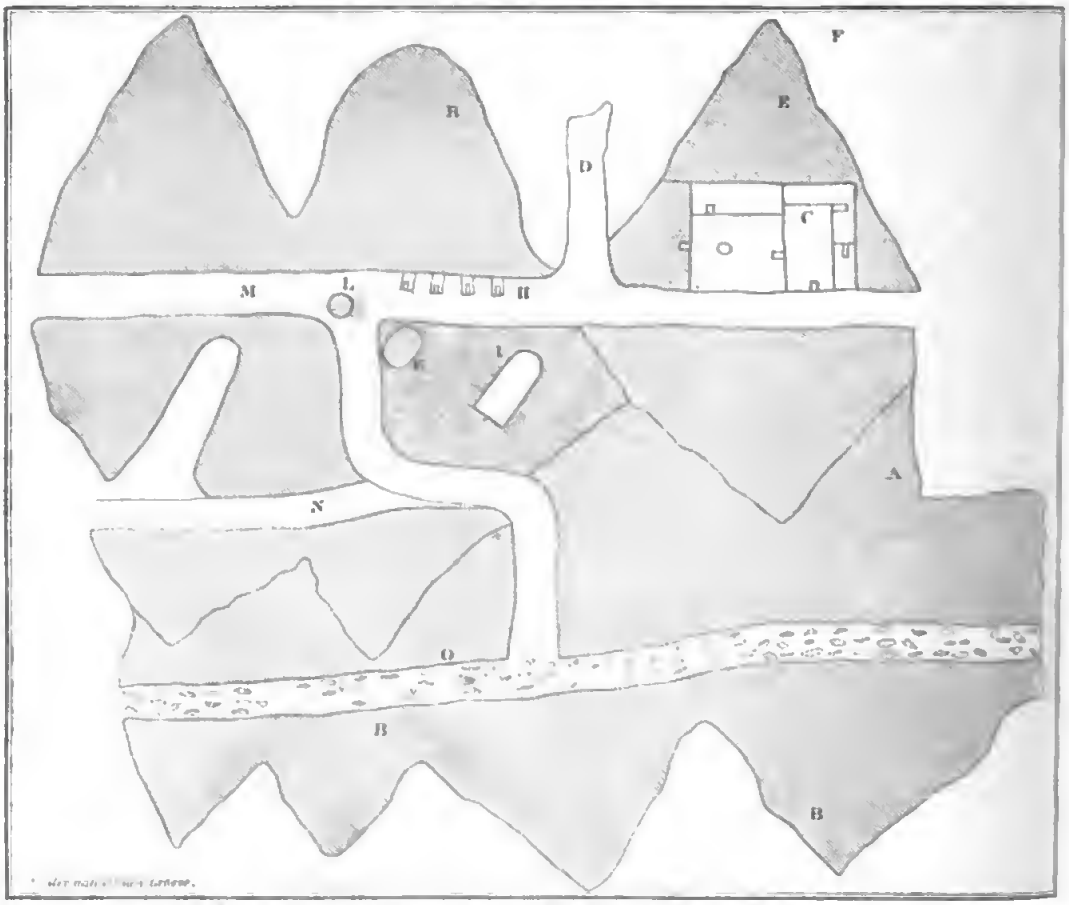
II.

Das Bedürfniß nach geographiſcher Orientirung iſt bei nomadiſirenden Völkern ein weit lebhafteres als bei ſeßhaften, ackerbautreibenden. Dies zeigt ſich ſofort, wenn wir unſer Thema mit Bezug auf Afrika verfolgen. Bei Neger- und Kaffervölkern finden wir meiſt einen engbegrenzten Horizont, und nur da, wo der Karawanenhandel ſich ausgebildet hat, im Sudan und der Nordhälfte, reicht der Blick weiter. Wie unendlich ſchwer iſt es oft Reiſenden geworden, über benachbarte Gebiete Erkundigungen einzuziehen: wie ſehr hindern oft die politiſchen Verhältniſſe, die Zerſtückelung in zahlreiche kleine Reiche das Erkennen geographiſcher Verhältniſſe. Wage nur, von Dämmerung umgeben, dringen die erſten Nachrichten über Länder und Völker des ſchwarzen Erdtheils zu uns, ſie ſchwanken wie eine Fata morgana, bis ein europäiſcher Reiſender ſie geſehen and fixirt hat. Nicht leicht wurde es unſerer Generation, ſich über die Niam-niam zu orientiren, bis Europäer ſie beſucht; wie unrichtig war das Kartenbild, das wir nach Erzählungen der Eingeborenen von der großen Seeregion Aequatorialafrikas zuerſt conſtruirten!

Anders im Norden, wo der umherſchweifende Tuareg mit ſeinem weiten Ländergebiete vom Niger bis an die Grenze Algeriens wohlvertraut iſt nad es auch in rohen Umriſſen darzuſtellen vermag. Largeau berichtet: „Als Duveyrier

das Centralgebirge von Hoggar, welches er nicht bereist hatte, auf seiner Karte eintragen wollte, ließ er sich es en relief vom Scheich Othman im Sande darstellen. Dieses bezeugt, wie außerordentlich tief die Kenntniß war, welche der alte Marabut von seinem Lande besaß. Diese Fähigkeit, im Sande ihr ganzes ungeheures Gebiet darzustellen, ist eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften der Tuaregs. Ich vertrieb mir die Zeit in Ghadames damit, ihnen die Karten der Sahara zu zeigen, die Straßen vom Sudan nach Tripolis, von Timbuktu nach Marokko; ich zeigte ihnen Hoggar, Algerien, das Mittelmeer, Frankreich, Paris. Hier angelangt erinnerten sie sich, daß der Scheich Othman dort die zwei schönsten Meharis der Welt gesehen. Es waren die beiden Kameele, welche der Chedive von Aegypten von Cairo in den Jardin d'acclimatation geschickt hatte.

„Diese Leichtigkeit, aus dem Gedächtniß die Richtung der Straßenzüge und den Anblick des Landes darzustellen, habe ich auch bei den Fulan bemerkt. Ich plauderte eines Tages mit dem Schmiede von Ghadames. Ich wollte ihm meine Karte holen, als er mich festhielt. „Siehe hier," sagte er, und zog vier senkrechte parallele Linien auf der Erde. „Da ist Tripolis," fügte er hinzu, indem er auf den obersten Punkt der ersten Linie deutete; „Ghadames und Ghat liegen hier auf der zweiten; quer über von Ghat liegt Hoggar auf der Mitte und darunter Agades; endlich auf der vierten Linie, an einem großen Flusse, Timbuktu, meine Heimath." Die



Altägyptische Karte der nubischen Goldbergwerke. (Nach Chabas, Les inscriptions des mines d'or.)

vier senkrechten Linien waren Meridiane. Mir ist es immer noch unerklärlich, wie die Idee der Meridiane bei diesem Sohne des Niger Eingang finden konnte" [1]).

Die Karte, welche ein mohammedanischer Abessinier, Omar ibn Ned̲jat, für Beke entwarf und nach welcher dieser den Godjeb als obern Lauf des Sobat darstellt, ist weiter nichts als eine einfache Wiedergabe der Flußläufe mit dazwischen eingestreuten Ländernamen, aber zur allgemeinen Orientirung geeignet [2]).

[1]) L'Illustration Nr. 1752 (23. Sept. 1876).

[2]) Journ. Roy. Geogr. Soc. Vol. XVII, p. 44 (1847) nebst Facsimile.

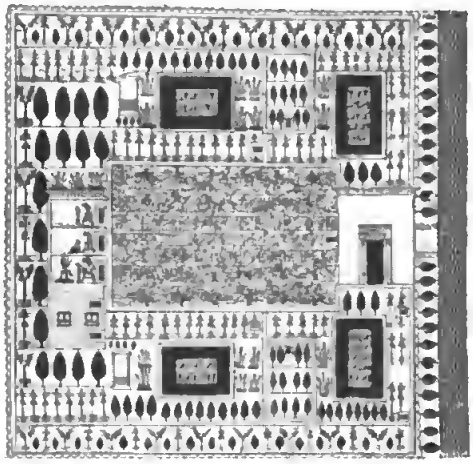
Auf afrikanischem Boden begegnen wir auch der ältesten aller bekannt gewordenen und erhaltenen Karten.

In geographischen Kenntnissen waren die alten Aegypter allen anderen Völkern vorangeeilt, und auf Grund der zahlreich erhaltenen Monumente hat es H. Brugsch unternommen, die Geographie jenes hohen Alterthums aufzuhellen in seinem lehrreichen Werke: „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" (3 Bde. Leipzig. 1857 bis 1860), dem sich die Inschriftensammlung von Joh. Dümichen (2 Bde. Leipzig. 1865 und 1866) anschließt. Mindestens schon um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo wurde die Erd- und Völkerkunde von den alten Aegyptern betrieben. Die unter König Seti I. (1458 bis 1407) angefertigten

Völkerliſten zeigen deutlich, daß man angefangen hatte, die bekannten Racen in Gruppen ſyſtematiſch zuſammenzufaſſen, ſo daß man rothe, gelbe, ſchwarze und weiße Völker unterſchied.

Was die altägyptiſchen Landkarten betrifft, ſo waren dieſelben den griechiſchen Schriftſtellern wohlbekannt. Euſtathios erzählt, daß König Seſoſtris (Ramſes II.) Reiſekarten habe anfertigen laſſen, die er dann den Aegyptern und Skythen mitgetheilt habe. Das findet eine Beſtätigung durch die Nachricht bei Apollonios Rhodios, daß die Aegypter der Colonie Kolchis Holztafeln in Verwahrung gehabt hätten, worauf Erde und Meer, Wege und Straßen genau gezeichnet geweſen ſeien [3]), und die uns erhaltene altägyptiſche Landkarte der nubiſchen Goldminen beſtätigt vollauf dieſe Mittheilung.

Dieſe altägyptiſchen Goldminen lagen zwiſchen dem Nil und dem Rothen Meere, an der Grenze des heutigen Oberägypten gegen Nubien, und noch jetzt findet man überall Gold dort im Gebirge, z. B. im Wadi Sawouid, am Tſchebel Aswad, Tſchebel Om-Kedrid. Noch bis ins zwölfte Jahrhundert wurden dieſe Minen, aus denen Pharaonen, Ptolemäer, Kaiſer und Chalifen Gold holten, ausgebeutet. Deutliche Ueberbleibſel der alten Minen ſind heute noch im Wadi Ollaki (ſüdöſtlich von Koroskо) nachweisbar. Bei dem hohen Ertrag, welchen dieſelben ſchon in den älteſten Zeiten lieferten, waren ſie für die Pharaonen von großer Wichtigkeit; man weiß, daß unter Amenemha I. ein Director für dieſe Goldminen ernannt und daß unter Rawſes II., dem Großen (1407 bis 1341 v. Chr.), hier Ciſternen angelegt wurden, da die Goldgewinnung durch Waſſermangel beeinträchtigt war [4]). Um die Zeit dieſes Herrſchers iſt denn auch eine Karte jener Goldbergwerke aufgenommen worden, die trotz ihres ehrwürdigen Alters von 3200 Jahren bis zum heutigen Tage in einem Papyrus des Turiner Muſeums ſich erhalten hat und die von Chabas ausführlich beſchrieben wurde. Sie iſt überhaupt die älteſte bekannte Karte oder, wenn man will, der älteſte bekannte Plan, welcher exiſtirt.



Altägyptiſche Darſtellung eines Gartens. (Nach Wilkinſon.)

Auf ihr ſteht bei A.: „Die Berge, von denen man das Gold bringt, ſind auf dem Plan roth colorirt.“ Und ſo iſt es in der That und zum Ueberfluß tragen die Berge noch die Inſchrift TOYN NOYB, nämlich „Goldgebirge“, bei B. Bei C. finden wir das „Heiligthum Ammons vom heiligen Berge“ über dem Hauptwege. Es beſtand aus zwei von Kammern umgebenen Sälen, welche als Wohnungen der Prieſter und Beamten dienten. Oberhalb des Tempels lieſt man bei E.: „Stirn des . . . .“ (wahrſcheinlich „Gebirges“); ebenſo iſt bei F. ein Theil der Inſchrift verloren, doch kann man hier leſen: „Wohnung, in welcher Ammon ruht.“ Beim Tempel iſt ein Weg, der ſich zwiſchen zwei Bergen hinzieht mit der Bezeichnung bei D.: „Weg von ta menat-ti“; über die Deutung dieſes ta menat-ti ſind die Aegyptologen uneinig, ſie geben verſchiedene Erklärungen, die wir hier übergehen dürfen.

Bei H. ſteht man den Plan von vier Häuſern, nach der Legende „die Häuſer des Laades von Ti (?), wo man das Gold niederlegt.“ Etwas weiter unten, bei I., findet ſich die Stele des Königs Ramamen. Da wo der erſte Weg vom Hauptweg abzweigt, bei K., liegt der Nem oder die Ciſterne; das Land dabei iſt ſchwarz colorirt, zum Zeichen, daß es — Dank dem Waſſer — cultivirbares Land iſt. Am Kreuzpunkt der Wege bei L. liegt eine zweite kleine, zur Benutzung für die Vorübergehenden beſtimmte Ciſterne.

Der Hauptweg M. geht, wie die Inſchrift ſagt, zum Meere. Ebenſo der Weg N. Endlich iſt noch der unterſte Weg, mit Meermuſcheln beſtreut, vorhanden, der bei O. die Bezeichnung „Weg von Tipamat“ führt. Die darauf gezeichneten Muſcheln ſind ein Beweis, daß das Meer nicht weit von den Minen lag, wobei an das Rothe Meer gedacht werden muß. Doch läßt ſich die Localität leider nicht näher beſtimmen, da die Bezeichnung derſelben bei H., nämlich Ti, keine weiteren Anhaltepunkte giebt. Die Vertheilung der Schrift zeigt, daß der Kartenzeichner ſich das Meer zur Linken dachte; ſie iſt alſo ſo orientirt, daß Süden und Norden vertauſcht ſind [5]). In der facſimilirten Nachbildung haben wir die hieratiſche Schrift weggelaſſen, da ſie in der Verkleinerung zu undeutlich geworden wäre.

Auch in den Wandgemälden der alten Aegypter treffen wir auf Darſtellungen, die ſich unſeren Karten nähern oder wenigſtens als Pläne aufgefaßt werden können. So z. B. in den Gemälden der Gärten, welche uns in den Gräbern von Theben erhalten ſind und die an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Man ſieht die Mauern, welche ſie umgeben, die Teiche mit Waſſerſchraffirung, die Fußwege und die Bäume in Signaturen, wie ſie ähnlich auch heute noch auf Plänen angewandt werden [6]).

Erſcheint Afrika für unſere Zwecke ziemlich ſteril, ſo gewinnen wir ſofort eine reichere Ausbeute, wenn wir den Boden Aſiens betreten, wo civiliſirte und halbciviliſirte Völker theilweiſe ſchon im grauen Alterthum der Kartographie ihr Augenmerk zuwandten und Werke geſchaffen wurden, die theilweiſe bis auf den heutigen Tag als Quellen benutzt werden, indem unſere Kartographen nicht umhin können, ſie bei der Darſtellung ſolcher Gegenden zu Rathe zu ziehen, die von Europäern noch nicht erforſcht wurden.

---

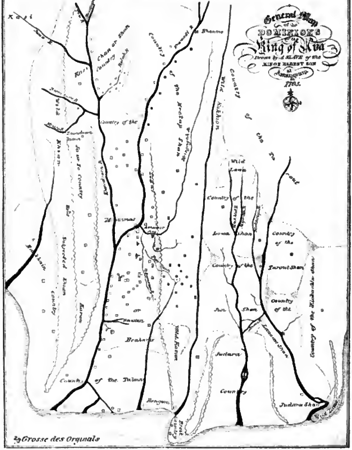
[3]) H. Brandes, Ueber die geographiſchen Kenntniſſe der alten Aegypter. Im neunten Jahresbericht des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig 1869, S. 36.

[4]) R. Hartmann, Die Nigritier I, 46.

[5]) Chabas, Les inscriptions des mines d'or. Chalons s. S. et Paris 1862, 4°, p. 30 ff. — Die Weltgegenden rechneten die Aegypter in dieſer Folge: Süd, Nord, Oſt und Weſt. Vorſteher derſelben waren die vier Todtengenien, die in Geſtalt von Gänſen ihnen zufliegen, dem Süden als menſchenköpfige, dem Norden als hundsköpfige, dem Oſten als ſchakalköpfige und dem Weſten als ſpeerbeköpfige Gans. Der Oſten bezeichnete dem Aegypter die rechte Seite, der Weſten die linke, zugleich die Seite des Todes und der Gräber, wo die Sonne untergeht. Die Zwiſchentheilung der Windroſe war den Aegyptern ſchon unter der achtzehnten Dynaſtie bekannt. (Brugſch, Die Geographie der alten Aegypter. Leipzig 1857.)

[6]) Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians. 3. ed. London 1847. Vol. II, 143.

Ehe unsere Reisenden in das Innere Birmas vordrangen, dort der englische Einfluß zur Geltung gelangte und englische Aufnahmen stattfanden, beruhte unsere Kenntniß des Landes zum guten Theile auf einheimischen Karten, welche uns durch Francis Hamilton übermittelt wurden. Während seines Aufenthalts in Ava im Jahre 1795 erwarb er verschiedene dieser Karten, welchen allerdings Genauigkeit mangelte. But I found the people wonderfully quick in comprehending the nature of our maps and some of them very soon improved their plans and produced drawings, which have tended to throw much light on the geography of the „farther peninsula of India". Namentlich zeigten sich die Karten, welche ein Sklave des Kronprinzen zeichnete, als brauchbar. Hamilton hat sie



Karte des Reiches des Königs von Ava. (Gezeichnet von einem Sklaven des ältesten Sohnes des Königs zu Amarapura 1795.)

reproducirt [7]), und noch 1867 hat Heinrich Kiepert in seiner Karte der indochinesischen Reiche Einzelnes daraus benutzt, wenn er auch mit Recht jene Karte eine „trübe und durch das abenteuerlich verschlungene Flußnetz doppelt unsicher erscheinende Quelle" nennt [8]).

Vortrefflich in ihrem weiten Lande orientirt sind die Mongolen. Für sie liegt eine Sache nicht rechts oder links — wofür sie keine Ausdrücke in ihrer Sprache haben —, son-

[7]) The Edinburgh Philosophical Journal Vol. II, p. 89 und 262. Taf. X (1820). Vol. IV, p. 76. Vol. VI, p. 107. Taf. IV (1822). — Dasselbe Journal enthält in Band IX, S. 235 eine „Map of Dawae (Tavoy) by a Native of the Place,", welche die Küste von Tenasserim mit den ihr vorgelagerten Inseln zwischen $12^1/_2{}^0$ und $16^1/_2{}^0$ nördl. Br. umfaßt. Red.

[8]) A. Bastian, Siam, S. 534.

dern östlich oder westlich vom Fragenden. Hierbei ist zu bemerken, daß die Nomaden ihre Vorderseite als Süd bezeichnen, so daß bei ihnen Ost auf der linken Seite des Horizontes liegt. Alle Entfernungen bezeichnen die Mongolen durch die Zeit, welche nöthig ist, um sie reitend, sowohl auf dem Pferde als dem Kameel, zurückzulegen [9]).

Daß die Mongolen auch Kartenzeichner sind, haben wir erst in der allerneuesten Zeit erfahren durch den russischen Obersten Wenjukow [10]), welcher vom Dolmetscher des russischen Consulates in Urga eine Anzahl Copien von mongolischen Karten erhielt, deren mongotische Schrift er ins Russische übersetzte. „Die erste und größte Karte ist eine Darstellung des Aimak des Tuschetu-Chan (in Gebiete der Flüsse Orchon und Tola um Urga) im ungefähren Maßstabe von 11 Werst auf den Zoll; das Original wurde 1868 auf Befehl der chinesischen Regierung von den mongolischen Behörden in Urga gezeichnet und dann an das auswärtige Ministerium in Peking gesendet. Es sind dort die Namen auch der kleinsten Ortschaften eingetragen, die Gebirge (nach chinesischer Gewohnheit in der Perspective), alle Städte, Dörfer, einzelnen Gebäude, Klöster u. s. w. Meridiane und Parallelkreise sind von Viertel- zu Viertelgrad ausgezogen und nicht nur die Grenzen des ganzen Aimak, sondern auch die seiner Unterabtheilungen, der Choschun, über die man bisher völlig im Unklaren war, ausführlich angegeben. Also eine Karte mit völliger Administrativabtheilung. Eine zweite Karte stellt die ganze Mongolei vom Sungari und der Nonna bis zum Dsungarischen Alatan und von der großen Mauer bis an die sibirische Grenze dar."

Bei diesen mongolischen Karten dürfen wir wohl chinesischen Einfluß annehmen, der schon aus der politischen und religiösen Verbindung der Länder resultirt. Der Buddhismus trug, wohin er kam, stets Culturelemente in sich, und im Gefolge der buddhistischen Mönche verbreitete sich auch die Kartographie, wie dieses für Japan z. B. nachgewiesen ist (s. unten).

Seit einem halben Jahrtausend besitzen die Chinesen originale Karten ihres Landes. Der Kwang-ju-tu, ein großer Atlas von China, wurde von Tschu-Sze-Pun zusammengestellt, welcher 1311 bis 1312 zu diesem Zwecke das Land bereiste. Er erschien dann in stets verbesserter Auflage die folgenden Jahrhunderte hindurch und nach einer derselben (vielleicht jener von 1615) stellte der Jesuit Martini seinen 1655 in Amsterdam publicirten Novus Atlas Sinensis zusammen, von dem d'Anville in seinem Mémoire sur la Chine (p. 25) sagt: „daß die chinesischen Originale China zur Ehre gereichen und die Ueberlegenheit der Chinesen als Geographen über alle anderen Asiaten darthun." Wenn auch die von den Chinesen vor dem 18. Jahrhundert publicirten Karten besser als andere asiatische, ja selbst besser als die mancher europäischer Nationen waren, so beruhte ihre Herstellung doch keineswegs auf wissenschaftlichen Grundsätzen. Eine neue Aera in der chinesischen Kartographie begann erst während der Regierung des Kaisers Kang-hi, welcher sein Reich von den Jesuiten aufnehmen ließ, deren Karte, in chinesischer und mandschurischer Sprache publicirt, bis in die neueste Zeit die Grundlage aller Darstellungen Chinas blieb [11]).

„Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht Kang-hi, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiten im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tibetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann allgemeine Karte des Mittelreichs genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen."

Lange jedoch vor der hier angeführten Zeit, in den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuch, werden Landkarten in Erz und Stein eingegraben erwähnt; es waren dies aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte nach Schätzungen und Meilenangaben eingetragen wurden. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Um 1000 vor Christus verstanden es die hervorragenden Gelehrten des Mittelreichs die Polhöhe nach der Weise des Pytheas von Massilia vermittelst eines Gnomon zu bestimmen. Die Länge konnte man in China zur Zeit der Mongolenherrschaft (1279 bis 1368) berechnen, wie dieses aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuo-schöu-king erhellt. Kuo-schöu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagskreise, den er durch Peking zog; die Kenntniß hierzu war ihm aber wohl aus der Fremde geworden [12]).

In China ist auf Grundlage der von den Jesuiten zu Anfang des vorigen Jahrhunders geschaffenen Specialkarten, freilich sehr ungleichmäßig, weiter gebaut worden, so daß in den vierziger Jahren unseres Säculums ein großer Atlas der gesammten Monarchie in Holzschnitt in vielen Heften erschien. Richard Kiepert berichtet über denselben: „Jedes Heft, von verschiedener Dicke, umfaßt zwei Breitengrade in der Höhe, z. B. das unterste oder südlichste den Streifen zwischen 18° und 20° nördl. Br. (die Insel Hainan und die Halbinsel Liautung), das nächstfolgende alles Land zwischen 20° und 22° nördl. Br. u. s. w. Das (nach unserer Anschauung) hinterste Blatt jedes Heftes beginnt im äußersten Osten des Reiches, also mit Korea, resp. dem Ocean, der Insel Formosa u. s. w. Seite nach Seite umschlagend, wie in einer hebräischen Bibel, bringt man weiter nach Westen vor, immer sich zwischen den betreffenden Parallelen haltend. In seinen südlichen Hälften schneidet dieser eigenthümliche Atlas, der durchaus keinen Gesammtüberblick gestattet, an den Grenzen von Cochinchina und Birma ab, reicht dagegen weiter nördlich bis über die Quellen des Indus, ja bis über das Kaspische Meer hinaus und setzt sich bis weit nach Sibirien hinein fort. Eine reiche Nomenclatur und eine ziemlich genaue Festlegung der bedeutenderen Städte zeichnen ihn aus; rohe Zeichnung der Küstenlinien, des Flußdetails, der Gebirge sind seine schwachen Seiten. Immerhin bezeichnet er gegen die bisher maßgebenden Karten Chinas von d'Anville und Klaproth einen ziemlichen Fortschritt" [13]).

Während nun China bis jetzt, wie in so vielen anderen Dingen, in der Kartographie auf dem heimischen Standpunkte stehen blieb, lenkt Japan in dieser Beziehung in europäische Bahnen ein, obgleich seine nationalen Kartenbilder in ihren Anfängen älter sind als unsere. Die ersten Culturelemente waren schon im 6. Jahrhundert mit der Einwan-

[9]) Prschewalski, Reisen in der Mongolei, Jena 1877, S. 54.

[10]) „Globus" XXIX, S. 302. — Geographical Magazine 1876, S. 127.

[11]) W. Huttmann, On chinese and european maps of China. Journ. Roy. Geogr. Soc. XIV, 117 (1844).

[12]) Zur Kartographie des chinesischen Reiches. Ausland 1859, S. 334.

[13]) „Globus" XXIX, 302. — Man vergleiche über die chinesischen Karten, welche bis heutigen Tages für den überwiegend größten Theil Chinas und Innerasiens allein maßgebend sind und als einzige Quellen für dessen kartographische Darstellung zu Rathe gezogen werden müssen, das neunte Capitel des ersten Bandes von F. v. Richthofen's China. (Berlin 1877. Bei D. Reimer.) Red.

derung des Buddhacultus vom benachbarten Festlande nach Japan gekommen und dort von den Mönchen gepflegt und verbreitet worden, und bald wurden auch die ersten Karten des Landes gezeichnet. Je mehr das Reich des Mikado sich ausdehnte, desto mehr entstand das Bedürfniß nach solchen; denn die eroberten Länder wurden ordentlich vermessen und mappirt, japanische Entdeckungsreisende zogen nach den nördlichen Inseln und brachten Karten derselben zurück. So wurde 1613 Sachalin kartographisch dargestellt; 1672 fand man van Japan aus die Kurilen. Unter den neueren japanischen Reisenden ist Mamia Rinsa bekannt geworden; führt doch die Straße zwischen Sachalin und dem asiatischen Festlande, die so lange europäischen Forschern entging, seinen Namen [14]).

Was die japanischen Karten angeht, van denen Exemplare jetzt in den meisten Museen anzutreffen sind, so lassen sie sich gleich den unserigen in allgemeine und speciale eintheilen. Die große allgemeine, van Siebold publicirte Karte des ganzen Archipels enthält Längen- und Breitengrade, doch kann man sich weder auf die Genauigkeit der Projection, die nach Mercator sein soll, noch auf die Richtigkeit der Lage der Orte verlassen.

Von Specialkarten bestehen solche, welche in dem großen Maßstabe von 1 : 27,000 bis 1 : 50,000 gezeichnet sind und daher unseren topographischen Karten gleichstehen. „Es befinden sich darauf Berge und Flüsse bis zu ihrer kleinsten Verzweigung und auf den größeren Wälder und Gebüsche; ferner alle Ortschaften, von den Städten bis zu den kleinsten Dörfchen, Kamihallen, Tempelhöfe und andere merkwürdige Plätze; die Grenzen der Bezirke, worin die Landschaft eingetheilt, Land- und Seewege, auf den Landstraßen die Meilenzeiger sind in genauem Abstande angegeben und nicht nur alle natürlichen und künstlichen Gegenstände mit Namen bezeichnet, sondern auch auf den Namensschilden der Bezirke die Zahl der dazu gehörigen Ortschaften eingetragen. Sie haben aber mit den meisten japanischen Karten den Fehler gemein, daß die Flüsse verhältnißmäßig zu breit, die Berge im Profil statt in der Projection, also in Berg- und Hügelform und die Städte und Ortschaften nicht nach ihrer natürlichen Situation, sondern nur durch gleichgroße viereckige oder eiförmige Schilde angezeigt sind. Das starke japanische Papier gestattet, eine Provinz auf einem Riesenblatte darzustellen, wovon einige 4 bis 5 Quadratmeter messen. Solche specielle topographische Karten bestehen von jedem Fürstenthume, und mit ziemlicher Gewißheit läßt es sich annehmen, daß sie schon vom neunten Jahrhundert herrühren und mit der Zeit und dem Fortschreiten geadätischer Kenntnisse verbessert wurden. Die technische Ausführung zeugt von der Gewandtheit des japanischen Pinsels, die Umrisse sind sehr rein und deutlich, das Colorit von Wasser und Berg leicht gehalten und die Wege und Grenzscheiden kräftig mit Zinnober und Tusche eingetragen“ [15]).

Daß solche „mit vieler Genauigkeit entworfenen Skizzen des Landes“ auch zur Herstellung europäischer Karten benutzt wurden, liegt auf der Hand, um so mehr als unsere Aufnahmen Japans sich bis jetzt im Wesentlichen nur auf einen kleinen Theil der Küsten beschränken. So benutzten denn Laxmann, Broughton, v. Krusenstern, v. Klaproth japanische Karten [16]) und noch neuerdings hat H. Brunton auf seiner Karte der japanischen Inseln abermals Gebrauch van den einheimischen Provinziallarten gemacht [17]).

[14]) v. Siebold, Nippon I, 125 ff.

[15]) v. Siebold, a. a. O. I, 142 ff.

[16]) v. Siebold, a. a. O. I, 18.

[17]) Geograph. Magazine 1874, p. 160. — Ich selbst bin augenblicklich beschäftigt, die v. Richthofen'schen Aufnahmen in Kiusiu und Central-Nippon durch japanisches Material zu ergänzen. Das wenige bisher von Europäern Aufgenommene gab einen guten Maßstab zur Beurtheilung der japanischen Karten, welche sich stets als überraschend zuverlässig und genau erwiesen haben. Red.

Jetzt sind die Japaner eifrig bemüht, sich unsere Erfahrungen auf dem Gebiete der Kartographie zu eigen zu machen und copiren unsere Karten; schon Siebold erhielt von einem Hofastronomen zu Yedo eine Karte Nippons, die dieser selbst in Kupfer gestochen hatte. Dabei waren japanische, chinesische, koreanische, russische und alte portugiesische Karten benutzt worden [18]).

Die Japaner, die nur in den seltensten Fällen über die Grenzen ihres Archipels hinausgingen und nur mit China und Korea freundlichen oder feindlichen Verkehr unterhielten, konnten vom Auslande auch nur durch Fremde Kenntniß erlangen. Sobald sie aber mit Portugiesen und Holländern in Beziehung traten, machten sie sich deren Erfahrungen zu Nutze und entwarfen mit Hülfe derselben ganze Weltgemälde, welche alle Fehler unserer Karten des 16. und 17. Jahrhunderts aufweisen. Bereits 1670 finden wir einen von Herrn Tasu-i-san-tetsu hergestellten Globus, der indessen nur nach portugiesischen Karten copirt ist [19]).

Auch anderweitig sehen wir kartographische Bestrebungen bei asiatischen Völkern, und daß unter europäischer Leitung wenigstens tüchtige Aufnahmen von ihnen zu erwarten sind, beweisen die von Oberst Montgomerie nach Tibet gesandten indischen Pandits, deren Namen aber Nummern für alle Zeiten in der Geschichte der Erdkunde ihren Platz bewahren werden [20]). Auch der asiatische Norden hat seine Kartographen. Nach jüngst zeichnete ein alter Ostjake an der Ob-Mündung für Dr. Finsch mit Bleistift eine Karte auf, welche 5 bis 6 Marschtage bis zur Podarata (die in die Karische Bucht fällt) und 4 bis 5 bis Sardapai, einem Platz jenseits dieses Flusses, darstellte [21]).

Wie wir über das früheste Culturleben der längst dahingegangenen Urbewohner unseres Erdtheils uns bei den heutigen Naturvölkern Raths erholen und aus deren Sitten und Gebräuchen Schlüsse auf das Leben der vergangenen Racen ziehen können, so ist es auch mit Bezug auf die Kartographie der Fall. Ihre ersten historischen Anfänge bei Griechen [22]) und

[18]) Eine „Native map of the country between Peshawar and the Oxus“ übersetzte Dr. G. W. Leitner und gab sie 1875 im Maßstabe von 1 Zoll = 8 Miles heraus. — Dr. Buchanan Hamilton erhielt während seines Aufenthaltes in Kathmandu fünf von Eingeborenen herrührende Karten über Theile von Nepal und Sikkim, welche er der Bibliothek der Ostindischen Compagnie übergab. Von dort sind dieselben später spurlos verschwunden. S. Clements R. Markham, Narratives of the mission of George Bogle to Tibet etc. London 1876. S. 127 der Einleitung. Red.

[19]) Verein für deutsche Nordpolarfahrt in Bremen, S. 589 (1876).

[20]) Der erste Grieche, welcher nach Strabon's Zeugniß eine Karte entwarf, war in der ersten Hälfte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts ein Schüler des Thales, der Philosoph Anaximander von Milet, derjenigen griechischen Stadt, welche vermöge ihres ausgedehnten Handels und ihrer zahlreichen Pflanzstädte sich besonders eignete, der Erdkunde Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen zu lassen. Ebenfalls ein Milesier war Helatäus, welcher in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts eine neue Karte zeichnete, welche allgemein bewundert wurde. Es ist eine ansprechende Vermuthung, daß es des Helatäus' Karte war, welche Aristagoras, der Tyrann von Milet, im Jahre 504 nach Sparta brachte, als er des Königs Kleomenes Hülfe gegen die Perser erbat (Herodot V, c. 49 bis 54). Aristagoras hatte, wie die Lacedämonier erzählen, eine eherne Tafel mit sich, „auf welcher der ganze Umkreis der Erde, das ganze Meer und alle Flüsse eingegraben waren,“ und auf welcher er dem Spartanerkönige mit dem Finger die Wohnsitze der einzelnen Völker im persischen Reiche zeigte, der Jonier, dahinter die der Lydier, Phrygier, Kappadokier, der Kilikier am Meere, worin die Insel Cypern liegt,

Römern, von deren kartographiſchen Leiſtungen ſich die Tabula Peutingeriana erhalten hat, ſind bekannt; was vor dieſen lag, die erſten Schritte zur Anfertigung von Karten, haben wir uns vorzuſtellen wie die primitiven Verſuche der Naturvölker, von denen oben die Rede war. Auch die Fortſchritte, welche dieſe urthümliche Kartographie allmälig machte, ehe ſie in ihr wiſſenſchaftliches Stadium trat, laſſen ſich erkennen, wenn wir die Leiſtungen vorgeſchrittener Völker, wie z. B. der Mexikaner, betrachten, die in der That mit manchen mittelalterlichen Kartengemälden den Vergleich aushalten.

der Armenier, Matiene u. ſ. f. bis zur Königsſtadt Suſa am Fluſſe Choaſpes. Red.

Die verſchiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantiſchen Oceans.

Von **Dr. H. Polakowsky.**

I.

Als Columbus am 3. Auguſt 1492 die Rhede von Palos mit drei elenden Fahrzeugen verließ und die Fahrt nach Weſten antrat, geſchah dies bekanntlich, um einen directen Weg nach der Oſtküſte von Aſien zu entdecken. Von dem Hinderniſſe, welches einen directen Seeweg verſperrte, von der Exiſtenz eines Continentes von einer Ausdehnung wie Amerika, hatte weder Columbus noch einer ſeiner Begleiter eine Ahnung. Als man zuerſt Land entdeckte (12. October 1492) — es war dies die Inſel Guanahani, von Columbus zu Ehren des Erlöſers San Salvador genannt —, hielt er dies bereits für einen Theil von Aſien. Erſt ſpäter gab er ungern und zögernd zu, daß er ſich geirrt, daß eine Ländermaſſe die Fortſetzung des Weges nach Weſten verſperre. Von der Größe und dem Reichthume des neu entdeckten Landes hatte er keine richtige Vorſtellung; er betrachtete daſſelbe mehr als ein Hinderniß für die Erreichung des erſehnten Zieles, denn als einen Gewinn. In der Hoffnung, an irgend einer Stelle einen Durchweg zu finden oder mit leichter Mühe herſtellen zu können, unternahm Columbus die dritte und vierte Reiſe an der Küſte von Centralamerika. Dieſem Suchen nach der Landenge (el secreto del Estrecho) verdankt Centralamerika und ſpeciell Nicaragua ſeine Durchforſchung und baldige Beſitzergreifung durch die Spanier und ſeine heutige politiſche Bedeutung.

Auf der dritten Reiſe (1498) betrat Columbus zuerſt den amerikaniſchen Continent; die vierte Reiſe (1502), auf welcher er die ganze centralamerikaniſche Küſte entlang fuhr, und an verſchiedenen Stellen derſelben landete, wurde nur zu dem Zwecke unternommen, die Landenge zu ſuchen. Bald concentrirten ſich alle dieſe Verſuche auf Durchforſchung des Iſthmus von Darien, und hier überſchritt zuerſt Nuñez de Balboa (1513) den Continent.

Obgleich 1520 Magalhaens die nach ihm benannte Straße entdeckte, und ſo die Möglichkeit erwieſen war, vom Atlantiſchen in den Stillen Ocean zu gelangen, ſo erkannte man doch ſehr bald das Mangelhafte dieſes Weges, der nicht nur ungeheuer lang, ſondern auch wegen der heftigen in der Magalhaens-Straße herrſchenden Stürme, der vielen Klippen, Untiefen und Stromſchnellen in derſelben, ſehr gefährlich war. Kurz vorher war Peru und bald darauf Mexico und Guatemala entdeckt und erobert. Erſt jetzt bekam man eine richtige Vorſtellung von der Geſtalt Amerikas, und nun beſchränkte die ſpaniſche Regierung ihre Verſuche zur Verbindung beider Oceane auf Centralamerika.

1551 bezeichnete Francisco Lopez de Gomoro bereits drei Punkte als zur Anlegung des Canales beſonders geeignet; es ſind dieſe: der Iſthmus von Tehuantepec, der Nicaraguaſee und die Landenge von Panama. Zu Ende des 16. Jahrhunderts trat der Fanatismus einiger einflußreichen Prieſter dem Unternehmen entgegen, indem ſie es für eine Sünde erklärten, welche ſicher die Strafe des Himmels nach ſich ziehen würde, in die Geſtaltung der Erde, wie ſie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ändernd eingreifen zu wollen!

Bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes erſcheint es erſtaunlich, daß das oft beſprochene Unternehmen noch nicht zur That geworden. Wer aber die Verhältniſſe Centralamerikas, und ſpeciell der Länder, wo die Anlage am vortheilhafteſten ſein würde (Nicaragua und Darien), kennt, weiß die furchtbaren Schwierigkeiten zu würdigen, bedingt durch Gebirgszüge, überaus üppige Vegetation, häufige und ſtarke Regen, ungeſundes Klima, Mangel an Nahrung für die erſt zu importirenden Arbeiter — im Lande ſelbſt fehlt die genügende Anzahl von Arbeitskräften, und die vorhandenen ſind gewöhnlich zu träge oder unbrauchbar zu anhaltender ſchwerer Arbeit — und reißende Ströme, welche in der Regenzeit oft in unglaublicher Weiſe anſchwellen und dann ihren Lauf verändern. Zu dieſen Schwierigkeiten kommt noch in Darien die feindſelige Haltung der Eingeborenen, die große Anzahl von Schlangen und ſonſtigem Ungeziefer, und Waſſermangel, und in Nicaragua die Unſicherheit der Verhältniſſe im Lande. Fortwährende Revolutionen, plötzlicher Wechſel der Machthaber und deshalb der Ideen der Regierung, laſſen alle von derſelben eingegangenen Verpflichtungen und Garantien als ſehr zweifelhaft erſcheinen.

Obgleich ſehr viele Projecte in Vorſchlag gebracht worden ſind, ſo hat man doch ſehr lange geſchwankt, ehe man ſich endlich definitiv für das Project von Nicaragua entſchieden zu haben ſcheint [1]). Wo der Continent am ſchmalſten, ſind entweder die Gebirgszüge ſehr hoch, oder es fehlt an Häfen, oder eines der oben angedeuteten Hinderniſſe macht ſich in hervorragender Weiſe geltend. Die Eiferſucht der Spanier, welche den Fremden lange Zeit hindurch den Eintritt in die amerikaniſchen Beſitzungen gänzlich verbot, die Unternehmungen derſelben aber auch ſpäter ſtets erſchwerte,

[1]) Von franzöſiſcher Seite wird dagegen augenblicklich eine neue, womöglich internationale wiſſenſchaftliche Durchforſchung Centralamerikas geplant, wozu Gogorza's Project (ſ. „Globus" XXX, S. 255) den Anſtoß gab. Doch ſcheint es ſelbſt dafür einſtweilen noch an Mitteln zu fehlen. Red.

ist der Ausführung des Projectes zur Verbindung beider Oceane sehr hinderlich gewesen. Nach der Trennung der Colonien vom Mutterlande kam die Eifersucht zwischen England und Amerika mehr und mehr zur Geltung. Alle Bemühungen Englands, sich in Nicaragua an der Mosquitoküste festzusetzen, sind nur dadurch zu erklären, daß man in England zuerst nicht nur die Wichtigkeit dieses Canales einsah, sondern auch richtig erkannte, daß die passendste Stelle zur Anlegung desselben in Nicaragua sei, wo derselbe durch den Rio San Juan und die großen Seen von Nicaragua und Managua schon zum größten Theile existirt, und im See von Nicaragua ein Hafen vorhanden ist, wie er nicht schöner gedacht werden kann.

Die Broschüre Louis Napoleon Bonaparte's, des spätern Kaisers der Franzosen, welche 1846 in London sofort nach der Flucht des Prinzen aus der Festung Ham erschien, erregte Volk und Regierung Englands in der Weise, daß die Regierung, ohne einen triftigen Grund angeben zu können, sich des Hafens von San Juan am Atlantischen Ocean und der Isla del Tigre in der Fonseca-Bay am Stillen Oceane bemächtigte (1847). Nicaragua rief die Vereinigten Staaten von Nordamerika um Hülfe an, und schloß mit einem amerikanischen Hause einen Contract für den Canal ab. Die Differenzen zwischen England und Nordamerika wurden durch den Vertrag von Clayton-Bulwer geschlichtet, wonach der Canal für ewige Zeiten als neutral erklärt und gegen die Confiscation durch irgend eine Nation geschützt wurde. England räumte San Juan und die Fonseca-Bay. Seit dieser Zeit (1850) ist durch Beseitigung der aus politischen Fragen resultirenden Hindernisse die Möglichkeit der Ausführung des Unternehmens gesichert, und eifriger als zuvor sind die verschiedenen Linien untersucht und vermessen worden.

Als eine der größten Schwierigkeiten für die Ausführung des Projects führt P. Lévy [1]) die riesigen Hindernisse an, welche die Urwälder den Arbeiten des Ingenieurs entgegensetzen. Diese Schwierigkeiten verhindern noch heute die besten Ingenieurs, sich mit den besten Hülfsmitteln ein klares Bild von einer neuen Route zu machen. In dieser Beziehung war und ist Nicaragua die begünstigtste Stelle in ganz Centralamerika. Der Rio San Juan ist der einzige große Strom, welcher den Hauptzug der Cordilleren durchbricht, und er kann ganz oder theilweise zum Canale benutzt werden. Dieser sowie die Seen sind relativ leicht zu untersuchen, zu vermessen, auf ihren Werth zu taxiren. Herr P. Lévy, zur Zeit Ingenieur der Regierung von Nicaragua in Leon, welcher in neuester Zeit eingehend das ganze bei der Anlegung des Canales in Nicaragua in Betracht kommende Terrain studirt hat, beleuchtet kurz, aber kritisch alle bis heute existirenden Projecte, und gebe ich in Folgendem seine Ansichten im Auszuge wieder.

Sicher ist, daß ein Canal viel werthvoller und wichtiger für den Welthandel sein wird als eine Eisenbahn. Bekanntlich existiren jetzt zwei Schienenwege zwischen Häfen der Ost- und Westseite von Amerika; das Project einer Eisenbahn in Honduras ist schon heute als gänzlich gescheitert zu betrachten, das der Eisenbahn von Costa-Rica, welches ich in Bd. XXX, Nro. 18 dieser Zeitschrift eingehend besprochen habe, wird nie mit den beiden existirenden Bahnen concurriren können, und durch die Herstellung des Canals zuerst gänzlich lahm gelegt werden. Der Canal muß so construirt sein, daß denselben circa 100 Segelschiffe pro Tag, die Dampfer nicht mitgerechnet, passiren können. Hierfür ist aber die Existenz sehr guter und großer Häfen an den Endpunkten des Canals absolut nothwendig, damit die Schiffe, wenn sich dieselben etwa zusammendrängen und nicht gleichzeitig in den Canal einzulaufen vermögen, einige Tage sicher warten können. Die falsche Ansicht, wonach das größte Hinderniß für die Anlage eines Canals die verschiedene Höhe der Oceane sei, braucht wohl hier nicht widerlegt zu werden; sicher ist aber der verschiedene Stand von Ebbe und Fluth in denselben. Um die hierdurch bedingte Verschiedenheit im Wasserstande auszugleichen, sind Schleusen nothwendig. Sehr kostspielige Unternehmungen, wo etwa die Häfen erst geschaffen werden sollen, oder große Landstrecken zu durchstechen, oder Tunnels anzulegen sind, sind ausgeschlossen, da dieselben auf keinen Fall rentiren würden. Ist der Durchgangszoll sehr hoch, so schlagen die Schiffe wie früher den Weg um das Cap Horn oder die Magalhaens-Straße ein. Diese Betrachtung hat, wie wir später sehen werden, die Ausführung des Canals in Nicaragua bis heute verhindert. Selbst Herr P. Lévy veranschlagt die Kosten sehr hoch.

Indem wir die am Nordpole und in Südamerika (Amazonenstrom) gemachten Unternehmungen zur Herstellung eines directen Seeweges zwischen Europa und Ostasien übergehen, wenden wir uns den verschiedenen für Centralamerika existirenden Projecten zu, und beginnen mit dem nördlichsten, ältesten und oft untersuchten Wege auf der Landenge von Tehuantepec in Mexico. Hier verengt sich zuerst der Continent, und die directe Linie eines Weges vom Mittelländischen Meere zu den chinesischen Häfen läuft hier zunächst durch. Ferdinand Cortez entdeckte diesen Weg im Jahre 1523 und berichtete über diese Lösung des „secreto del Estrecho" an Kaiser Carl V. Hier, in Tehuantepec am Stillen Oceane, baute Cortez die Schiffe, mit denen er nach Californien fuhr, die Materialien zum Bau derselben, desgleichen Kanonen ꝛc., wurden auf den Schultern der Indianer von der Küste des Atlantischen Oceans herübertransportirt. Für längere Zeit wurde hier ein regelmäßiger Transportweg für die Schiffe, welche, von Asien kommend, in Tehuantepec einliefen, etablirt. Die Waaren wurden durch Lastthiere oder Indianer bis zum Rio Goazacoalca und von da in Booten bis nach der Barre an der Mündung dieses Stromes in den Atlantischen Ocean gebracht. Die Länge des Landweges betrug 35 geographische Meilen (60 = 1 Grad; 3 = 1 spanische Legua = 6666 Varas = 5·6 Kilometer). Im Jahre 1771 ließ der Vicekönig Bucarelli diesen Weg durch zwei geschickte Ingenieure, Cramer und Miguel del Comal, untersuchen; diese erklärten ein Canalproject für unausführbar. Als die Küsten Centralamerikas an der atlantischen Seite durch die Engländer blockirt waren (Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts), wurden fast sämmtliche Exportartikel Centralamerikas auf diesem Wege nach dem Atlantischen Oceane und Vera-Cruz gebracht. Endlich ließ Guadelupe Vittoria, Präsident der neuen Republik Mexico, im Jahre 1825 durch Juan Ordegozo nochmals genau die ganze Route untersuchen. Der Bericht dieses Ingenieurs spricht sich aus folgenden Gründen gegen das Unternehmen aus.

1. Der Goazacoalco bildet eine gefährliche Sandbank und keinen Hafen in seiner Mündung; der Hafen von Tehuantepec ist nichts als eine offene, mit Sand angefüllte Rhede, der Ocean zieht sich mehr und mehr von derselben zurück, und ist dieser Hafen nicht zu verbessern.

2. Der Goazacoalco ist nur auf den ersten 19 Leguas von der Mündung an schiffbar; auf der Seite des Stillen Oceans befindet sich nur der Rio Chirimalapa, welcher von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost verläuft, also schwer mit dem Rio Goazacoalco zu vereinigen ist, ein reißender

[1]) Notas geográficas y económicas sobre la República de Nicaragua. Por Pablo Lévy, ingeniero. Paris 1873.

und ungleicher Bach, welcher acht Monat im Jahre faſt trocken iſt.

3. Der Gebirgskamm zwiſchen beiden Abhängen iſt nur an zwei Stellen zu durchſtechen (Höhe 700 Fuß) und iſt die Anlage von Schleuſen nothwendig. Da zur Speiſung derſelben der Chimalapa nicht die genügende Waſſermenge liefern kann, ſo iſt die Möglichkeit der Herſtellung eines Canales hier abſolut zu verneinen.

Trotz dieſer auf exacte Unterſuchungen geſtützten Zurückweiſung dieſes Projectes wurde daſſelbe dennoch in neuerer Zeit mehrere Male hervorgeſucht. Selbſt 1871 ließ die Regierung der Vereinigten Staaten nochmals die Landenge von Tehuantepec unterſuchen, um das ungünſtige Urtheil Ordegozo's über dieſen Weg abermals zu beſtätigen.

In Guatemala hat man nie Vermeſſungen für einen Canal angeſtellt. Die Breite des Continentes, der Mangel an großen Strömen und guten Häfen an der Seite des Stillen Oceans ließen dieſes Unternehmen hier ſtets für unmöglich erklären. In Honduras fehlt es nicht an guten Häfen am Atlantiſchen Ocean, und die Fonſeca-Bay am Stillen Ocean, welche den drei Republiken San Salvador, Honduras und Nicaraguo zugehört, iſt der beſte Hafen Centralamerikas. Zwiſchen beiden Oceanen gründeten die Spanier circa 1540 die Stadt Comayagua.

1769 unterſuchten die Ingenieure Iſaſi und Alexander die Route vom Golfo dulce in Guatemala am Atlantiſchen Ocean nach la Union an der Fonſeca-Bay, und desgleichen die Richtung von Omoa, nordöſtlich vom Golfo dulce, mit dem Ulua-Strome, welcher in den Atlantiſchen Ocean fällt, nach der Fonſeca-Bay und erklärten beide Richtungen für abſolut unbrauchbar zur Anlegung eines Canales.

Gehen wir jetzt zu den in der Republik Nicaragua beabſichtigten Canalanlagen über. Der Canal, welcher hier — ſo verſchieden auch die zahlreichen Projecte, welche exiſtiren und welche meiſt genauer als die in den übrigen Theilen Centralamerikas beabſichtigten Wege unterſucht ſind, ſein mögen — immer den Nicaragua-See und den Hafen von San Juan del Norte benutzen wird, iſt an dieſer Stelle ſcheinbar ſehr leicht ausführbar. Der Rio San Juan, ein mächtiger Strom, welcher den großen See von Nicaragua, der einen herrlichen, geſchützten Binnenhafen für die durchfahrenden Schiffe bilden würde, mit dem Atlantiſchen Oceane verbindet, ſcheint dem Canale die Richtung nicht nur vorzuzeichnen, ſondern ſelbſt als ſolcher dienen zu können. Der See von Managua hat eine Länge von 35 bis 38 geographiſchen Meilen und mißt an der breiteſten Stelle 16 Meilen; die Oberfläche deſſelben liegt 187 Fuß über dem Stillen Ocean. Ein Blick auf die Karte zeigt die in den See hervorſpringenden Landſpitzen. Der See iſt nicht tief, und es befinden ſich in demſelben zahlreiche bewegliche Sandbänke, welche das Befahren deſſelben mit tiefgehenden Fahrzeugen ſehr erſchweren. Der einzige leidliche Hafen iſt der von Jmdita in der nordweſtlichen Ecke, nahe den Ruinen der alten Hauptſtadt Leon. Hier ſollte die projectirte Eiſenbahn Coriuto- (Stiller Ocean-) Leon-Managua-See endigen.

Die wichtigſten in den Managua-See mündenden Flüſſe ſind der Sinogapa und der Rio Viejo, welchen Lévy für den Urſprung des Rio San Juan hält. Der 16 Meilen lange Rio Tipitapa verbindet dieſen See mit dem von Nicaragua, einem der größten und in landſchaftlicher Beziehung vielleicht dem ſchönſten der Welt. Die erſten vier Meilen des Tipitapa ſind durch Untiefen, Felſen und Stromſchnellen abſolut unbrauchbar für die Schifffahrt; von Pasquiel bis zum Nicaragua-See iſt der Strom 100 bis 150 Varas breit und für mittlere Fahrzeuge benutzbar. In der trockenen Jahreszeit iſt die Waſſermenge in dieſer Verbindung der beiden Seen gering, die großen ſüdweſtlich von dem Strome belegenen Sümpfe entziehen ihm eine enorme Waſſermenge.

Der Nicaragua-See iſt 96 Meilen lang und 40 Meilen iſt die größte Breite deſſelben. Die Tiefe iſt unregelmäßig bis zu 90 Varas. Die Oberfläche nimmt wenigſtens 2000 Quadratmeilen ein. Der Managua-See liegt 28 Fuß höher als der von Nicaragua; mithin befindet ſich letzterer noch immer 139 Fuß über dem Niveau des Pacific bei Ebbe und niedrigſtem Waſſerſtande im See. Die jährliche Differenz zwiſchen dem höchſten und tiefſten Waſſerſtande ſchwankt zwiſchen 5 und 7 Fuß je nach der Menge der Niederſchläge. Mehr als 40 kleine Flüſſe fallen von den verſchiedenſten Seiten in den See; die größte Anzahl derſelben mündet am Nordoſtrande. Beſonders wichtig ſind die auf der Weſtſeite auf dem Iſthmus von Rivas (ſchmalſte Stelle 17 Meilen) in den See mündenden Flüſſe, welche eine Verbindung des Nicaragua-Sees mit dem Stillen Ocean erleichtern. Wir werden die wichtigſten derſelben bei der Beſprechung der verſchiedenen Canalprojecte anführen. Ein herrlicher Schmuck des Sees ſind die ſchönen großen Inſeln an der Weſtſeite mit ihren faſt bis zum Gipfel bewaldeten, regelmäßig gebauten Vulcanen.

Der Rio San Juan hat eine Länge von 120 Meilen; die mittlere Breite deſſelben beträgt 150 Varas (à 84 Centimeter). Beide Ufer ſind mit dichtem Urwalde bedeckt, die Abhänge derſelben meiſt ſteil und ſteil. Der erſte Theil dieſes mächtigen Abfluſſes der Waſſermaſſen der Seen reicht vom Fort San Carlos bis zum Caſtillo Viejo (40 Meilen). Dieſer Theil vereugt ſich mehr und mehr nach dem Caſtillo zu, die Schnelligkeit der Strömung wächſt und erreicht im Raudal (Stromſchnelle) bei dieſer ehemaligen Feſtung eine ſolche Heftigkeit, daß kein Schiff hier paſſiren kann. Paſſagiere und Ladung müſſen eine Strecke zu Lande befördert werden und gehen dann mit anderen Schiffen bis zum See. Schon vor dem Caſtillo ſperren mächtige Felsblöcke faſt völlig das Fahrwaſſer. Die Waſſermenge, welche bei San Carlos in jeder Minute vom See abfließend vorbeizieht, berechnet Lévy auf 4800 Cubikvaras. Die Tiefe des Stromes beträgt zwiſchen San Carlos und den erſten Felſen im Fluſſe 7 bis 20 Fuß. Dieſe Felſen engen circa auf 1 Meile das Fahrwaſſer auf einen ſchmalen 8 Fuß tiefen Canal ein; dann folgen bis zum Caſtillo Viejo 4 Meilen ruhiges Waſſer mit 12 bis 24 Fuß Tiefe. Von Caſtillo bis zum Raudal von Machuca (16 Meilen) durchbricht der Strom den Hauptzug der Cordilleren. Seine Tiefe iſt dort 12 bis 20 Fuß; bei Machuca ſelbſt aber iſt ſie ſehr unbedeutend beſonders in der trockenen Jahreszeit. Die Schnelligkeit des Stromes beträgt hier 5 Meilen in der Stunde. Zahlreiche Felſen, welche durch die Gewalt der Waſſer ihren Platz oft ändern, machen dieſe Strecke für die Schifffahrt unbrauchbar. Von Machuca bis zur Mündung des Rio San Carlos iſt der Strom ſehr gut ſchiffbar; hier wächſt der San Juan mächtig an, noch mehr aber durch den 24 Meilen weiter öſtlich einmündenden Sarapiquí. Jetzt fließen alle Minute in der trockenen Jahreszeit 25,000 und in der Regenzeit 75,000 Cubikvaras Waſſer vorbei; die Breite des Stromes beträgt 250 bis 300 Varas. Bis 9 Meilen von der Mündung des Sarapiquí an finden ſich keine Sandbänke im Strome; dann aber beginnt die Deltabildung. Zuerſt theilt ſich der Strom in zwei Arme; der nördliche, flache, unbedeutende iſt der Rio Juanillo und mündet dicht bei San Juan del Norte. Der Hauptarm theilt ſich circa 8 Meilen weiter unterhalb abermals; der wichtigſte dieſer Arme iſt der Brazo Colorado, der ſüdliche, welcher kurz vor ſeiner Mündung den Rio Colarada aufnimmt. Dieſer Arm, durch welchen nach P. Lévy ſieben Achtel der ganzen Waſſermenge des Rio San Juan

abfließen, gehört der Republik Costa-Rica, ebenso die Boca de Taura, ein Seitenabfluß des eigentlichen Rio San Juan kurz vor seiner Mündung, und ein Theil der Sandbänke, welche das Delta vom Ocean trennen. Die Mündung des eigentlichen San Juan ist heute fast nicht mehr als Hafen zu betrachten; Sandbänke und Inseln versperren selbst kleinen Schiffen den Eingang nach Greytown (San Juan del Norte). Soviel über das zum Canale zu verwendende See- und Flußgebiet. Gehen wir jetzt zu einer kurzen Besprechung der verschiedenen Ansichten über.

Aus allen Erdtheilen.

Die italienische Expedition nach Innerafrika.

W. K. Die italienische Expedition nach dem äquatorialen Afrika, welche im Juni 1876 unter Leitung des Marchese Antinori von dem Hafenorte Zeila am Adenschen Meerbusen nach dem Innern aufgebrochen war und die Absicht hatte, über Schoa nach den großen Seen vorzudringen [1]), hat leider bis jetzt einen unerwartet ungünstigen Verlauf genommen. Die allen Reisenden jener Küstengebiete genugsam bekannte Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit und Hab- oder besser Raubsucht der dortigen arabischen Mischlingsstämme hat es möglich gemacht, schon auf einem nur etwa 40 Meilen langen Marsche das ganze Unternehmen dem Scheitern nahe zu bringen. Bereits der Emir von Zeila, durch dessen Vermittelung Antinori Kameele und Begleitung erhalten mußte, benutzte die Gelegenheit zu den nichtswürdigsten Schnellereien; so bestimmte er selbst den Preis der Kameele und den Lohn der Führer, natürlich in der doppelten und dreifachen Höhe des Werthes, um den Ueberschuß in seine Tasche zu stecken. Kaum erhandelt, verschwanden die Kameele wieder und waren nur gegen neue Zahlung wieder zu erhalten und so fort. Schließlich octroyirte er ihnen ganz plötzlich die Begleitung einer Karawane aus dem Stamme der Danakil, die auch auf der Stelle aufbrach und die Reisenden, da natürlich wieder Kameele fehlten, auch noch gar nicht alles fertig verpackt war, zur Zurücklassung eines großen Theiles der Kisten zwang. Aus solchem Anfang ließ sich kaum ein glücklicher Fortgang prophezeien, aber der Erfolg war noch schlimmer als die Befürchtungen. Kaum unterwegs, begannen die Erpressungen der Begleiter: sie packten ihre eigenen Lasten auf die Kameele der Reisenden, erklärten dann diese für zu schwer beladen und den Ankauf weiterer Thiere für nöthig. Da letzteres nicht geschah, packten sie die Lasten absichtlich schlecht, so daß viele Kisten herabfielen, zerschmettert wurden und zurückgelassen werden mußten. Was nicht auf diese Weise zu Grunde ging, wurde großentheils während der Nacht gestohlen; Lebensmittel mußten enorm theuer bezahlt werden; ja die Führer erklärten in der cynischsten Weise, die Reisenden müßten geben, was sie verlangten, sie ständen ja in ihrer Gewalt. Wir übergehen das viele persönliche Ungemach, das die Reisenden zu erdulden hatten; es genüge zu sagen, daß sie nach 34 Tagen in Tull Harré bei Herrer nur etwa 40 deutsche Meilen südöstlich von der Küste in einem Zustande ankamen, der es ihnen unmöglich machte, ihren eigentlichen Arbeiten obzuliegen und in pecuniärer wie physischer Beziehung die Erreichung von Ankobar kaum möglich erscheinen ließ. Hier trafen sie zum Glück die Karawane eines französischen Elfenbeinhändlers Herrn Arnoux, der sich auf dem Wege von Ankobar nach der Küste befand und der sich der Reisenden auf das Liebenswürdigste annahm. Sein Rath ging dahin, in seiner Begleitung nach Zeila umzukehren; der Marchese beschloß jedoch mit dem Ingenieur Chiarini bei der Fortsetzung des einmal Begonnenen zu beharren, wozu ihm Herr Arnoux bereitwillig die nothwendigsten Mittel nebst seinen zuverlässigsten Leuten abtrat, während der Hauptmann Martini das Anerbieten benutzte, um von Zeila nach Rom zurückzukehren und dort neue Gelder zur Fortsetzung des Unternehmens flüssig zu machen. Derselbe ist dort glücklich angelangt, und wie ein am 19. November in Aden vom dortigen italienischen Consul aufgegebenes Telegramm meldet, sind auch die beiden anderen Reisenden, wenn auch unter vielen Schwierigkeiten, so doch wohlbehalten in Schoa angekommen, wo sie nun wohl die Rückkunft Martini's und das Eintreffen neuer Mittel zur Weiterreise abwarten werden.

[1]) Vergl. Bd. XXIX, Nr. 29, S. 303, und Bd. XXX, Nr. 10, S. 160.

Bolschew's Aufnahmen am Japanischen Meere.

Herr L. A. Bolschew wurde 1874 aus Irkutsk in das amurische Küstengebiet abcommandirt, um dort am Japanischen Meere geodätische Aebeiten auszuführen, wa die Küste vam Kaiserhafen (Konstantinowsk), ja selbst von dee um 2½ Breitengrade nördlicher gelegenen De-Castries-Bay (Alexandrowsk) an bis südlich herab zur St.-Wladimir-Bucht (etwa unter 44° nördl. Br.) noch nicht genau aufgenommen war. Es war das kein leichtes Unternehmen, da die Arbeiten in einer unbewohnten, gebirgigen, stark bewaldeten und dabei von einer Menge wasserreicher Flüßchen durchschnittenen Gegend vorgenommen werden mußten. Dazu ist das Klima ein sehr unfreundliches und der Zugang von der See her sehr beschwerlich: schon Lapeyrouse überzeugte sich, daß dort keine Buchten existirten, wo Schiffe gefahrlos landen und löschen könnten. Diese Umstände beeinflußten natürlich Bolschew's Arbeiten stark, und einige seiner Geführten geriethen sogar in die Gefahe des Hungertodes. Trotzdem wurden 900 Werst Küstenlandes aufgenommen, acht neue Punkte astronomisch bestimmt, die Höhe von 260 Bergen sowie die Tiefe und die Wassermenge der Küstenflüsse gemessen; ferner an zehn Stationen meteorologische Beobachtungen gemacht und Mineralien, Pflanzen und Insecten, darunter manche neue Gattungen, gesammelt. Sämmtliche vorkommenden Holzarten wurden beschrieben; man hofft, daß sich dort mit der Zeit ein nicht unbedeutender Holzhandel entwickeln könnte. Jede von den Topographen aufgenommene Oertlichkeit ist von diesen auch beschrieben worden; und daraus ist ersichtlich, daß die Meeresufer besonders im südlichen Theile der erwähnten Strecke sehr selsig sind, so daß Abhänge von über 600 Fuß verticaler Höhe vorkommen. Die angefertigten Karten befinden sich schon seit dem Frühjahr 1875 in St. Petersburg.

Den Sommer 1875 benutzte Bolschew zu astronomischen Bestimmungen in Transbaikalien.

Der Theehandel in Turkestan.

Der Theehandel in Turkestan steht nach der Turkestanischen Zeitung in enger Verbindung mit der Jagd auf die Marals (Berghirsche), deren junges Geweih von den Chinesen bekanntlich als Reizmittel angesehen und buchstäblich mit Gold aufgewogen wird (s. „Globus" XXX, S. 103). Früher waren jene Thiere auf dem Gebirge Ala-tau in Menge voehanden, während sie jetzt in Folge der vielen Nach-

stellungen in letzter Zeit dort viel seltener geworden sind. Der Handel mit diesen Geweihen war im Ala-tau, Ostturkestan und namentlich in der Dsungarei seit jeher ein lebhafter, und einzelne Chinesen hielten sich beständig in jenen Gegenden auf, um die Waare von den Jägern direct aufkaufen zu können. Diese Leute betrieben auch zugleich Theehandel, und nach heute giebt es in Wjernoje Vertreter von zehn chinesischen Handelshäusern, welche jenes Geschäft, wenngleich in veränderter Form, fortsetzen.

Bis vor wenigen Jahren lag der innerasiatische Theehandel ganz und ohne jede Concurrenz in den Händen von Chinesen, und da diese, besonders in Betreff ihrer Handelsangelegenheiten, sehr mißtrauisch und unzugänglich sind, so ist es sehr schwer, auch nur annähernd zuverlässige Angaben über die Menge des eingeführten Thees zu erhalten. 1875 soll jede der zehn Firmen 400 Zibik (so heißen die Kasten, in welchen der Thee transpartirt und verkauft wird. Ein Zibik Ziegelthees wiegt 3 Pud, gewöhnlichen Familienthees 2½, feinere Sorten 1½ Pud), alle zusammen also 4000 Zibik (= 8000 Pud) abgesetzt haben, im Werthe von 240,000 Rubeln (den Zibik durchschnittlich zu 60 Rubel angenommen). Seitdem aber das Generalgouvernement von Turkestan besteht und die russische Regierung ihren Theehändlern gewisse Privilegien, von denen die Chinesen ausgeschlossen sind, darunter die zollfreie Einfuhr des Thees über Kjachta und Irkutsk, gewährt hat, hat die russische Concurrenz sehr merklich auf das Theemonopol der Chinesen eingewirkt. Die erste Folge war, daß gegen Ende der sechziger Jahre die Firma Niemtschinow u. Co. eine große Ladung Thee nach Semiretschjensk absandte, von welcher allein an 70,000 Rubel Abgaben erhoben wurden. Jetzt entstehen alljährlich neue russische Theehandlungen in Turkestan, welche den Chinesen selbst schon im Ankauf jener Geweihe fühlbare Concurrenz machen und sie mehr und mehr aus ihrer frühern Alleinherrschaft verdrängen.

Die Waldungen im dreieinigen Königreich.

M. P. Allgemein wird angenommen, daß das Holz aus den Waldungen des dreieinigen Königreiches [1]), namentlich aus jenen Croatiens und Slavoniens, zu den besten Sorten gehört, die es giebt; denn es ist nicht nur dicht und fest, sondern es läßt sich auch gut spalten, was ein Haupterforderniß zur Production französischer Faßdauben ist.

Die Waldungen nehmen 38 Procent des ganzen Areals ein, und zwar hat:

	Joch Waldungen
Croatien und Slavonien	1,362,561
die croatisch-slovonische Militärgrenze .	1,194,222·5
Dalmatien	475,591
Zusammen . . .	3,032,374·5

In den ausgedehnten Waldungen im Westen des Königreiches findet man zumeist Nadelholz, während in dem mittlern und östlichen Theil Eichen- und Buchenwaldungen vorherrschen. Die schönsten Eichenwaldungen finden sich unstreitig in Slavonien. Einst breiteten sich auch im croatischen Küstenlande dichte Wälder bis zu den Gestaden des Meeres aus; jetzt sind sie dort nur in einem Bezirk von Belang. Ebenso ist der Wald aus Dalmatien verschwunden und das wenige, was noch übriggeblieben, ist nur von geringem Werthe.

Früher wurde das Holz aus den croatisch-slavonischen Waldungen nur zum Schiffbau ausgeführt. Dauben wurden freilich von jeher producirt, doch nur für den einheimischen Bedarf. Man producirte beinahe ausschließlich deutsche Dauben. Vor 20 Jahren begann man zuerst mit der Production französischer Dauben für den Export. Jetzt werden die verschiedenen Doubenarten nicht nur in Croatien und Slavonien, sondern auch im südlichen und nördlichen Ungorn, in Bosnien, in der Herzegowina, in Serbien und selbst in Montenegro hergestellt. Die französischen gelangen meistens nach Triest (slav. Trst) und den übrigen Häfen des Adriatischen Meeres, die deutschen meistens nach Wien. Zu ihrer Herstellung verwendet man die Sammereiche (Quercus pedunculata), die den größten Theil der Save-, Drave- und Donauniederungen einnimmt. Solcher Eichen besitzt die Save-Ebene 275,000 Joche, die Drave-Ebene bis 200,000 und die ungarische Ebene gegen 240,000 Joche.

Alle Waldungen im croatisch-slovonischen Grenzlande waren bis vor Kurzem ausschließlich Staatseigenthum; doch jetzt, seit die Segregation beendet ist, ist die eine Hälfte derselben den sogenannten „Vermögensgemeinden" zugefallen, während die andere Hälfte Staatseigenthum verblieb. Die schönsten Waldungen, welche Handelsleute und Handelsgesellschaften aus nah und fern angelockt haben, trifft man im Broder Regimentsbezirk. Die Wälder der „Vermögensgemeinden" haben den Zweck, den Holzbedarf ihrer Insassen zu decken, doch da es viel mehr Wälder giebt, als dazu nöthig sind, so wird der Ueberschuß in den Handel gebracht. Daß dieser Ueberschuß ein bedeutender ist, ersieht man schon daraus, daß die Broder „Vermögensgemeinde" in einem Jahre ½ Million Eichenstämme verkaufen konnte. Aus diesem Erlös wurden im Jahre 1875 nicht weniger als 100,000 Gulden zu Schulbauten verwendet.

Auch in Civil-Slavonien gab es überall schöne Wälder; doch hat sie die Axt bedeutend gelichtet. Ohne Zweifel besitzt Baron Prandau die schönsten Waldungen, doch ist auch er unbarmherzig im Fällen derselben. Im Jahre 1874 trugen ihm nur die Wälder allein 3 Millionen Gulden ein. Schön sind auch die Waldungen des Grafen Pejatschewitsch, dann die der Herrschaft Terezawaz, theilweise auch jene des Fürsten van Lippe-Schaumburg. Auch die Djakoworer Herrschaft besitzt noch schöne Wälder, obwohl die schönsten schon früher verthan sind.

Die Wälder Civil-Croatiens lieferten im Jahre 1874 gegen 5 Millionen französischer Dauben, jene Civil-Slavoniens 1874 und 1875 je 9 Millionen. In den ungarischen Wäldern wurden früher durchschnittlich an 5 Millionen französischer Dauben producirt, doch seitdem die vielen Bahnen in Ungarn erbaut wurden, stieg ihre Production so sehr, daß 1874 und 1875 an 15½ Millionen französischer Dauben geliefert wurden. Doch wird hier die Production voraussichtlich sinken, da die Axt schon an den letzten Grenzen arbeitet. Das Bauholz, das aus den serbischen und bosnischen Wäldern kommt, übernehmen die Handelsleute in Croatien und Slavonien und transportiren es zusammen mit dem einheimischen nach Triest. In den serbischen Waldungen producirte man nie viel Dauben, doch lieferten sie 1874 3 bis 4 Millionen französischer Dauben, eine Zahl, welche sich voraussichtlich auch vermindern dürfte.

Bis zum Jahre 1869 und noch im folgenden Jahre wurden die französischen Dauben hauptsächlich über Fiume (slav. Rieka), Buccari (Bakar) und Zeng (Senj) ins Ausland transportirt; doch nehmen sie, seitdem die Südbahn ausgebaut worden ist, ihren Weg hauptsächlich über Triest.

Nach dem Berichte der Handelskammer in Triest wurden von dort in den Jahren 1861 bis 1864 durchschnittlich 12·59 Millionen französischer Dauben nach Frankreich und 2·5 Mill. nach England exportirt; in den Jahren 1865 bis 1869 durchschnittlich 34·9 Mill. nach Frankreich und 5·12 Mill.

[1]) Dieser Titel umfaßt bekanntlich die Königreiche Croatien, Slavonien und Dalmatien und ist in Agram officiell. So heißt der croatische Landtag „Landtag des dreieinigen Königreiches", obwohl denselben nur Croatien und Slavonien beschicken. Die von den Croaten so heiß gewünschte „Dreieinigung" ist ad calendas graecas verschoben, denn Oesterreich würde sich ungern einer so wichtigen Provinz wie Dalmatien entledigen, und in Ungarn fürchtet man sich anderseits vor der Incorporirung wegen der Erstarkung des slavischen Elementes.

nach England; in den Jahren 1870 bis 1874 schließlich 32·9 Mill. nach Frankreich, 4·07 Mill. nach England und 0·29 Mill. nach Portugal und Aegypten. Der Preis der französischen Dauben ist großen Schwankungen ausgesetzt. Nach dem Kriege 1870 begann er immer mehr zu sinken. Den Werth der in Triest jährlich gestellten Dauben schätzt die dortige Handelskammer auf 10 Millionen Gulden.

Im Jahre 1873 wurden über Fiume 750,000 Stück Dauben für das Ausland exportirt, im Jahre 1874 aber nur 5305 Stück. Man sieht, wie eitel die Hoffnungen waren, welche Ungarn auf diesen seinen Hafen gesetzt hat.

Es ist von Interesse, die Holzpreise zu vergleichen, wie sie sich in verschiedenen Perioden gestalteten. Seit man mit der Production der Faßdauben in den croatisch-slavonischen Ländern begann und fast bis zum Jahre 1850 war der Preis des Eichenwaldes ein sehr geringer, und den schönsten Eichenstamm bekam man für 2 bis 3 Gulden. Im Jahre 1860, also 10 Jahre später, zahlte man für einen solchen schon 11 bis 18 Gulden. Im Jahre 1869 war der Preis eines Eichenstammes, der bis 25 Cubikklafter technisch verwendbares Holz hatte, 20 bis 25 Gulden, 1869 bis 1870 stieg er auf 20 bis 42 Gulden, also durchschnittlich auf 31 Gulden, und 1872 zahlte man dafür gar 25 bis 50 Gulden, durchschnittlich also 37½ Gulden.

Schulwesen in Ungarn.

M. P. Das ungarische Unterrichtsministerium hat in der verflossenen Session dem Reichstage einen Bericht über den Stand des Schulwesens in Ungarn im Jahre 1873 überreicht, dem wir folgende Daten entnehmen. Im Jahre 1873 gab es in Ungarn (und Siebenbürgen) 11,552 Gemeinden mit 13,455,000 Einwohnern und 15,445 Schulen. Von diesen Schulen sind 1543 Communalschulen, die übrigen 13,902 sind Privatschulen, welche gewöhnlich von den Kirchengemeinden erhalten werden.

Von 1872 bis 1873 wurden 190 neue Schulen errichtet, doch giebt es *wenigstens noch 1000 Gemeinden, die gar keine Schule besitzen*. Diese Gemeinden liegen zum größten Theil in Nordungarn. Auf dem von den Sachsen bewohnten „Königsboden" giebt es keinen Ort ohne Schule.

Schulpflichtige Kinder gab es 2,121,420. Davon besuchten die Schule 1,443,266; es blieben also 32 Proc. aus. Der Schulbesuch ist am geringsten im Hunyader und Aranyoscher Comitat (25 Proc.), am besten im Wieselburger und Zalaer Comitat (97 Proc.). Gleich nach diesen rangirt der Königsboden mit 91 Proc.

Unter den Schülern von 6 bis 15 Jahren gab es 13,671, welche ein Gymnasium oder eine Realschule besuchten; *zwölf Comitate gab es, aus denen kein einziger Schüler dieses Alters eine Mittelschule besuchte*.

Unter den Schulen, die Staatshülfe erhalten, gab es keine deutsche Schule, ebenso keine serbische.

Von der Gesammtsumme der Schüler besuchen 494,606 nur im Winter die Schule, 200,000 aber *besitzen keine Bücher*. Das Magyarische ist Unterrichtssprache in 8404 Schulen, das Rumänische in 2130, das Deutsche in 2184, das Slowakische in 2057, das Russische in 520, das Serbische in 350 und das Croatische in 71 Schulen; weiter gab es 2332 Schulen mit zwei und 532 mit drei Unterrichtssprachen.

In allen diesen Schulen unterrichteten 19,000 Lehrer, so daß auf einen Lehrer 73 Schüler entfallen. Beinahe der vierte Theil der Lehrer hatte nicht die erforderliche Befähigung. Alle Lehrer erhalten zusammen an Gehalt 1,664,014 Gulden, so daß *auf einen Lehrer jährlich 88 Gulden entfallen*.

* * *

— Mr. Largeau ist am 19. November 1876 nach Algier abgegangen, um von dort über Constantine und Tuggurt die Central-Sahara zu erreichen. Seine Reise wird durch öffentliche Subscriptionen bestritten, zu welchen der Generalrath der Seine (mit 2000 Francs), die geographische Gesellschaft von Lyon (mit 300 Francs), der Municipalrath von Lyon u. s. w. beigesteuert haben.

— Mit Beginn des Jahres 1877 soll die englische Expedition zur Vermessung des *westjordonischen Palästina* unter Lieutenant *Cyuber* zum letzten Male dorthin abgehen, um ihre Karte zu vollenden. Es fehlen an derselben noch Galiläa und ein Stück im Süden des Landes, welches 1874 wegen dort herrschender Unruhen ausgelassen werden mußte. Sind diese Lücken ausgefüllt, so wird das ganze Land nochmals rasch durchwandert, um Schwierigkeiten, welche sich hier und da bei der Construction der Karte ergeben haben, zu beseitigen. Bekannt ist, welche reiche Fülle topographischer Entdeckungen diesen Arbeiten zu verdanken ist. Von 580 in der Bibel erwähnten Orten sind nun 420 festgestellt, 160 noch unbekannt, von 350 talmudischen 240 gesichert, 110 unbekannt und von 400 früh-christlichen 370 gesichert und 30 noch unbekannt.

— *Argentinien* liefert ein neues Product nach Europa, zunächst nach Frankreich: *lebende Pferde*. Zwar sind schon früher Maulthiere und auch Pferde von dort ausgeführt worden, letztere z. B. nach Indien während des großen Aufstandes; aber nie hat der Export größere Dimensionen angenommen. Jetzt beginnt Frankreich, vom La Plata Pferde für seine Reiterei einzuführen, weil seine eigene Zucht für den Bedarf nicht ausreicht, während Hunderttausende dieser Thiere auf den südamerikanischen Pampas herumlaufen und keinen höhern Werth besitzen, als das Leder ihrer Haut. Die beiden ersten, kleineren Transporte haben die weite Seereise gut überstanden und kommen pro Stück um 200 Franken billiger zu stehen, als Pferde aus Ungarn.

Vom Büchertische.

Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Riv de Janeiro 1876 (4 Mark).

Die Regierung Brasiliens verdient allen Dank für dieses seit 1867 jetzt zum dritten Male herausgegebene Compendium, welches über alle möglichen Fragen der politischen und physikalischen Geographie, der Statistik, der materiellen und moralischen Cultur raschen und zuverlässigen Aufschluß giebt. Für den Geographen sind außer den beigegebenen Uebersichtskarten der Eisenbahnen und Telegraphen namentlich die ersten 100 Seiten von Interesse, welche Flächeninhalt der einzelnen Provinzen, Gebirge, dann besonders Flüsse nebst Erforschung derselben, Klima, Producte der drei Naturreiche und die Bevölkerung besprechen. Das Buch ist so bequem und brauchbar, daß man ähnliche Publicationen möglichst von allen civilisirteren Staaten zu besitzen wünscht.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. (Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.) I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Anfänge der Kartographie. Von Richard Andree. II. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — Die verschiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantischen Oceans. Von Dr. H. Polakowsky. I. — Aus allen Erdtheilen: Die italienische Expedition nach Innerafrika. — Bolschew's Aufnahmen am Japanischen Meere. — Der Theehandel in Turkestan. — Die Waldungen im dreieinigen Königreich. — Schulwesen in Ungarn. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 24. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Kritisch-polemischer Prospect zum zweiten Theile der Naturgesetze mit Bemerkungen über den heutigen Stand der Naturwissenschaften. Von Dr. Hermann Scheffler.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

II.

Der Piräus. — Die byzantinischen Kirchen Athens. — Die Universität. — Der Zustand der Alterthümer.

Von den drei Häfen, welche Athen in alter Zeit besaß, sind heute der Phaleras und Munychia außer Gebrauch, und nur der Piräus wird noch benutzt. Aber auch er befindet sich in schlechtem Stande; in der nördlichen Ecke breitet sich ein böser Sumpf aus, unter welchem sich noch große Marmorplatten finden, mit denen im Alterthume der Boden des jetzt ganz verschlammten Beckens ausgelegt war [1]). Daneben liegt der Bahnhof der kurzen Eisenbahn nach Athen, so daß eine Reinigung des Bassins, welche ein französischer Seeoffizier mittelst eines Verfahrens eigener Erfindung vorgeschlagen hat, von größtem Nutzen sein würde. Aber bis jetzt ist es ihm nicht gelungen, jene Feindseligkeit und jenes Uebelwollen zu überwinden, welches in Griechenland allen Fremden in ihren Unternehmungen, und wären sie für das Land selbst noch so vortheilhaft, hindernd entgegentritt.

Der Piräus-Hafen ist stets von Kriegsschiffen verschiedener Nationen besucht, welche sich um die Anordnungen und selbst Befehle des Hafencapitäns wenig kümmern und ganz nach Gutdünken ihre Anker fallen lassen, meistens quer vor der Einfahrt, so daß die Postschiffe von 100 und mehr Meter Länge oft nur mit der größten Mühe ihr Einlaufen bewerkstelligen können.

Im Jahre 1835 bestand der Piräus nur aus einem Dutzend elender Hütten auf einem verpesteten Strande; 1861, als Belle ihn zuerst sah, fing man schon an, ausgedehnte Magazine und einige große Häuser zu erbauen. Straßen waren ausgesteckt und ein öffentlicher Garten angelegt. Während des Krimkrieges hatte sich das französische Besatzungscorps um diese Anlagen verdient gemacht; der Garten, wo die Capellen der Kriegsschiffe regelmäßig spielten, führt noch heute den Namen dessen, der ihn entworfen und gepflanzt hat, des Admirals Tinan. Wer heutigen Tages den Piräus wiedersieht, wo noch vor vierzig Jahren ein fremder Gesandter, der Abends sich ausschiffte, unter einem offenen Schuppen schlafen mußte und nicht einmal Wasser fand, seinen Durst zu löschen, kann nicht so streng über die Griechen urtheilen, wie so viele, die ihnen jede bessere Zukunft absprechen. Man muß wohl zugeben, daß hier wie in Syra und Patras die gemachten Fortschritte sich am deutlichsten zeigen; aber können denn wirklich in einem Lande

[1]) Andreas Burkian, Geographie von Griechenland I, S. 267: „Der innerste, nördlichste Winkel des großen Hafens, jetzt ganz verschlammt, bildete schon im Alterthume ein von dem Hafen durch einen Damm abgeschnittenes feuchtes und schlammiges Wasserbecken, das vielleicht zur Gewinnung von Seesalz benutzt wurde und daher den Namen Halai geführt zu haben scheint."

drei einzelne Punkte dergeſtalt anwachſen, ohne daß dieſe Beſſerung auch auf die anderen Theile des Reiches einwirkte [1])?

Landet man heute am Kai des Piräus, ſo überraſcht einen nicht allein die Handelsbewegung, ſondern auch die gewaltige Vermehrung der Häuſer, welche auf einen entſprechenden Anwachs der Geſchäfte und der Vermögen deutet. Fabrikſchornſteine rogen in die Luft und auf den Abhängen des felſigen, einſt kahlen Hügels zwiſchen Piräus und Munychia ſtehen jetzt ſchöne, bequeme Häuſer mit rothen Dächern und grünen Fenſterläden. In der Umgebung des Hafens liegen mehrere Kirchen und eine Börſe, und die Errichtung von neuen Straßen und Abzugscanälen, die Entwäſſerungsanlagen und Baumpflanzungen beweiſen, daß die ſtädtiſche Behörde des Piräus ſich mehr um das Wohl ihrer Stadt kümmert, als die von Athen.

Was die Bevölkerung anlangt, ſo betrug dieſelbe 1835 noch keine hundert Seelen, 1861 dagegen ſchon 6400, 1870 über 11,000 und 1874 mindeſtens 13,000, darunter 2500 Arbeiter beiderlei Geſchlechts. — In den letzten zehn Jahren ſind im Piräus eine ganze Anzahl wichtiger Fabriken errichtet worden, ſo eine Seidenſpinnerei, ſieben Dampfmüh-

Kirche des H. Theodoros. (Nach einer Photographie.)

len, zwei Anſtalten zum Auskörnen von Baumwolle, eine Fabrik von Drahtſtiften, eine Kattunweberei, drei bedeutende Deſtillationen, ſechs Möbelfabriken, eine Glashütte u. ſ. w., alles in allem etwa dreißig größere oder kleinere Anſtalten mit zuſammen über 1000 Pferdekräften. Nur zwei von ihnen ſind im Beſitze von Fremden, alle anderen dagegen eigenen Griechen aus dem Königreiche.

Eine vielbenutzte, zum größten Theile ſchattige Straße von 8 Kilometer Länge verbindet den Piräus mit Athen.

[1]) Ueber die augenblicklichen böſen Zuſtände in Griechenland berichtet ein Correſpondent der National-Zeitung vom 17. September 1876 aus Athen: „Alle Miniſterien ſind riesigſt beſchäftigt mit Ausarbeitung von Vorlagen über allgemeine Wehrpflicht, allgemeine Volksbewaffnung, Wegeverbeſſerung, Flottenherſtellung und — difficile est satiram non scribere — Errichtung eines griechiſchen Theaters und einer griechiſchen Bühne. Als wenn wir nicht Geſetze — und zwar recht gute vernünftige Geſetze — genug hätten: an der Ausführung derſelben hapert es nur gewaltig. Daher die faſt abſolute Auflöſung aller Ordnung und Verwaltung in den Provinzen — getraue ſich doch die auch im Auslande geleſene „Ephemeris“ nicht, ihre Berichte aus der Provinz Meſſenien, der Heimath des Miniſterpräſidenten Kumunduros, abzudrucken, um das ganz mit Unrecht übel beleumdete Griechenland nicht noch mehr zu diskreditiren. Es iſt wahrlich ſo, wie ich ſchon vor Jahren geredet und geſchrieben habe: es iſt nur zu verwundern, wie das ruhige, arbeitſame, ſteuerzahlende Volk dieſen Despotismus und dieſe Tyrannei der Willkür ſeitens ſeiner Politiker und ihrer Verwaltung erträgt. Dabei iſt die Staatscaſſe leer — der Herr Finanzminiſter Sotiropulos hat den Civilpenſionären ganz rite angezeigt, er könne ihnen weder die ſchuldigen noch die laufenden Penſionen zahlen; und der Oberpräfident von Euboea meldet, daß ſich in ſeinem ganzen Verwaltungskreiſe kein einziger Beamter fände, der — richtig orthographiſch zu ſchreiben verſtände. Wahrlich beneidenswerthe Zuſtände im freien Griechenland!! Die Provinzialblätter ſind voll von Mord-, Diebſtahls-, Beraubungs- und Todtſchlagsberichten, und immer iſt die Provinz Meſſenien diejenige, welche darunter den erſten Rang einnimmt. Herr Kumunduros überläße, wie es ſcheint, die Verwaltung ganz und gar ſeinen politiſchen Freunden, ohne ſich im geringſten um ihre Qualifikation zu bekümmern; er läßt ſie wirthſchaften, wie ſie wollen, und will oder kann nicht einſehen, daß er dadurch ſelbſt abwirthſchaftet.“

Es gewährt einen hohen Reiz, anſtatt die langſam fahrende Eiſenbahn zu wählen, auf dieſer Straße allmälig der Stadt ſich zu nähern und fortdauernd das weite, wohlbekannte Panorama der die atheniſche Ebene einſchließenden Berge vor ſich zu haben, ein Genuß, der freilich viel durch die aufwirbelnden Wolken feinen Kalkſtaubes, welcher in dicker Schicht den Weg bedeckt, verliert.

* * *

In der heutigen Stadt Athen ſelbſt haben ſich nur wenige Reſte des Alterthums erhalten; mächtige Schuttlagen, auf denen ſich die modernen Häuſer erheben, mögen dort noch ſo manche koſtbare Reliquie bedecken. Eifrig werden die im Norden der Akropolis vorhandenen geringen Trümmer der verſchiedenen antiken Gymnaſien, der den Marktplatz umgebenden Hallen und der ſogenannte Thurm der Winde von den Reiſenden beſucht — wir übergehen ſie hier als allgemein bekannt —, aber nur wenige verwenden einige Minuten Zeit auf die reizenden byzantiniſchen Kirchen, welche in der Stadt zerſtreut liegen und wohl einer größern Aufmerkſamkeit werth wären. In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Aera vermochte der neue Glauben im griechiſchen Volke nicht recht Fuß zu faſſen, und darum wurden auch keine Kirchen gebaut. Erſt im ſechsten Jahrhundert wurden unter Juſtinian die Tempel dem chriſtlichen Cultus übergeben, und die Stiftungen, welche der Verehrung der heidniſchen Götter und Göttinnen geweiht waren, ſollten nun zum Unterhalt der chriſtlichen Geiſtlichkeit dienen. Aber heidniſche Sitten und orientaliſcher Luxus übten ihren verderblichen Einfluß auf die urſprüngliche Einfachheit und Reinheit des Chriſtenthums aus: die atheniſchen Prälaten begaben ſich auf herrlichen Schimmeln und umgeben von prachtvoll gekleideter Geiſtlichkeit zur Kirche, die Archonten ritten ſogar bis in das Heiligthum hinein und die Damen von Athen, von Verſchnittenen begleitet, ließen ſich in Sänften dorthin tragen und klatſchten den jungen Geiſtlichen Beifall, welche am beſten geſungen oder getanzt hatten. — Zahlreich wurden die Kirchen erſt, als religiöſer Zelotismus die heidniſchen Tempel zerſtörte und die orientaliſche Kirche anfing, in dem Formelweſen und Ceremoniel, aus welchem ſie bis heute nicht herauszukommen vermocht hat, zu verknöchern. Aber winzig waren die Verhältniſſe, in denen dieſe Gotteshäuſer aufgeführt wurden; ſo klein, daß manche europäiſche Dorfkirche kaum ihre Sacriſtei darin unterbringen könnte. Dabei zeigen ſie jedoch einen ganz beſonderen, intereſſanten Charakter, eine erfinderiſche Kunſt und köſtliche Motive.

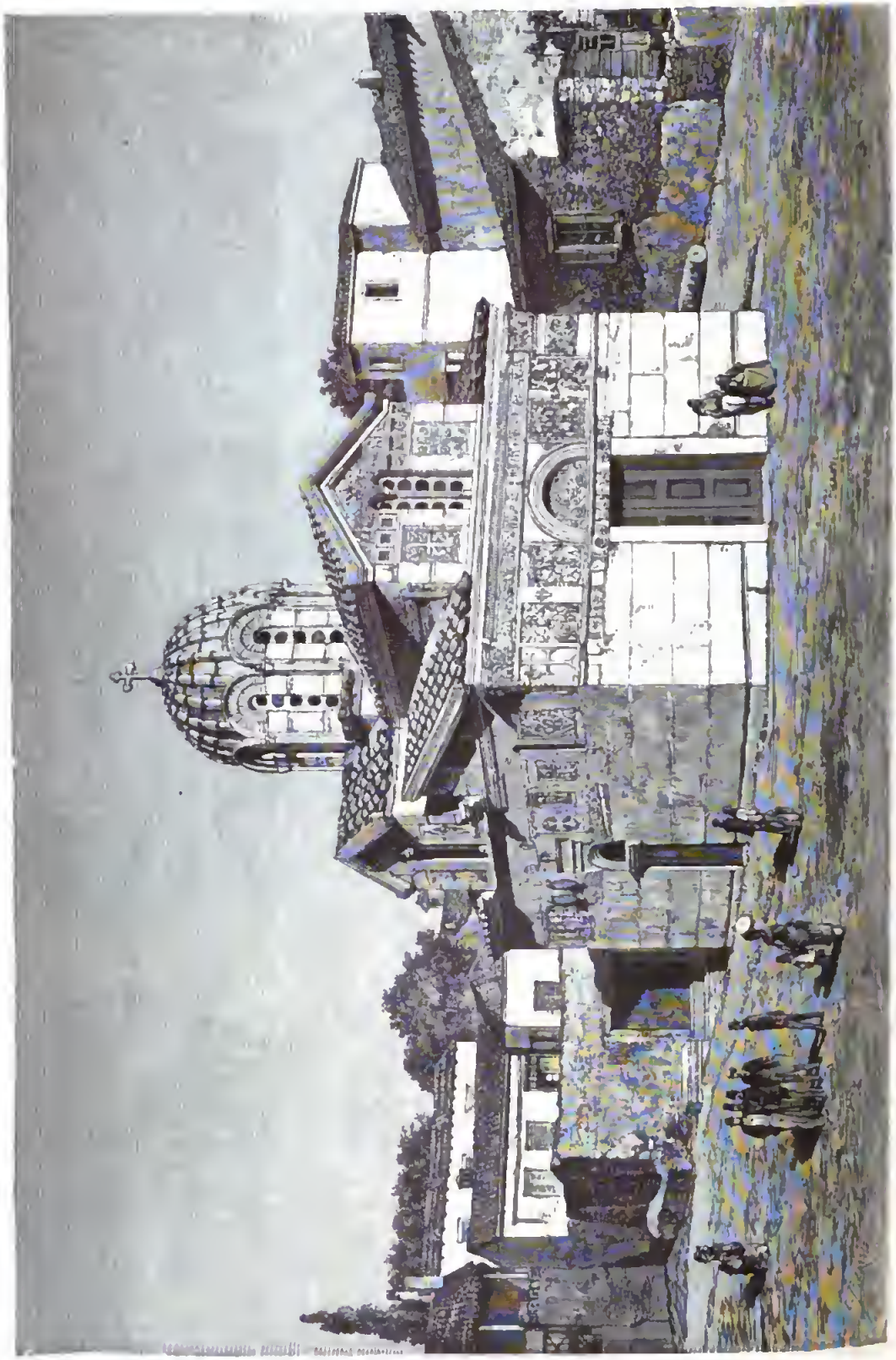
Man unterſcheidet unter ihnen Erzeugniſſe von drei verſchiedenen Epochen. Die erſte, welche das vierte und fünfte Jahrhundert umfaßt, hat nur ſehr wenig Spuren hinterlaſſen; kaum, daß noch die erſten Forſcher, welche nach der Befreiung Griechenlands herbeikamen, die letzten, heute ganz verſchwundenen Reſte unterſcheiden konnten. Es waren nur kleine, runde oder viereckige Capellen, deren flaches Dach eine Kuppel krönte, das Charakteriſtiſche des geſammten byzantiniſchen Stils, welches als Grundelement auf den geſammten Kirchenbau angewandt wurde. Die zweite Epoche umfaßt das ſechste bis einſchließlich elfte Jahrhundert, wo die byzantiniſche Kunſt noch die meiſte Freiheit entfaltete, ehe ſie ganz erſtarrte. Der urſprüngliche Capellentypus verändert und verſchönert ſich; die Kuppeln werden zahlreicher, die Chöre polygoniſch, die Fenſter durch kleine Säulen zwei- und dreimal getheilt. Vier Pfeiler ſtützen nun die Hauptkuppel, durch deren zahlreiche Fenſter genügendes Licht in das Gebäude fällt. Im Innern werden Gewölbe und Schlußſteine mit goldgrundigem Moſaik verziert, vor dem Schiffe, deſſen Längenausdehnung gering iſt, oft noch eine Vorhalle angebracht, über welcher ſich ein Chor für die Frauen erhebt, und vor dem Altare, der den Augen der gläubigen Menge entzogen wird, erhebt ſich die reich mit Malerei, Bildhauerwerk und Vergoldung geſchmückte Wand der Ikonoſtaſis.

Die dritte Periode reicht vom elften bis zum fünfzehnten Jahrhundert und zeichnet ſich durch eine Verbindung zwiſchen italieniſcher und byzantiniſcher Architektur aus, zu welcher die venetianiſche Eroberung den Anſtoß gegeben hatte. Die Rahmen der Thüren ſind von feinerer Arbeit und die Fenſter werden durch Stein- und Marmorplatten geſchloſſen, in denen ſich kreisrunde Löcher befinden; allgemein wird das Halbzirkelgewölbe angewendet, Frescomalerei tritt an die Stelle des Moſaiks und erſetzt ſelbſt die Marmorſockel.

Die Kirchen von Athen gehören nun meiſtens der zweiten Epoche an. Sie ſind aus Schichten von Hauſteinen erbaut, welche mit ſolchen von kleinen Ziegeln abwechſeln; die Bogen über Fenſtern und Thüren beſtehen aus langen, ſchmalen, mit Cement verkitteten Backſteinen, und Kuppeln und Dach ſind mit großen, runden Hohlziegeln gedeckt. Bei allen ohne Ausnahme liegt der Chor gegen Morgen. Im achten und neunten Jahrhundert gab es in Athen dreihundert Kirchen und Capellen, eine im Verhältniſſe zu der geringen Bevölkerung der Stadt ungeheure Anzahl, welche ſich nur durch den griechiſchen Ritus erklärt, daß täglich in jeder Kirche nur eine Meſſe geleſen werden darf. Aber unter den 40 bis 50 Gotteshäuſern, welche die heutige Hauptſtadt von Hellas zählt, finden ſich nur 6 oder 7 alte. Die dem heiligen Georg geweihete Kirche diente vor Erbauung der heutigen Kathedrale als ſolche; es iſt die älteſte und zugleich kleinſte von allen byzantiniſchen Kirchen Athens, ein wahres Kinderſpielzeug, welches kaum zwanzig Menſchen faßt. Die andächtige Menge mochte dem Gottesdienſt vor der geöffneten Thür unter freiem Himmel folgen. In die äußeren Mauern, welche aus großen Hauſteinen, wahrſcheinlich Reſten irgend eines nahe gelegenen altgriechiſchen Gebäudes, beſtehen, ſind antike Basreliefs eingemauert, ſo unter anderen über der Thür ein kleiner Fries, welcher den Thierkreis darſtellt. Bei anderen Kirchen, wie St. Theodor, findet man hufeiſenförmig gewölbte Thüren, eine Anleihe bei der orientaliſchen Baukunſt, die befremden würde, wenn man nicht wüßte, daß ſowohl Conſtantin wie Juſtinian mehrere perſiſche Baumeiſter an ihren Hof berufen haben. Die Kapnikaria, welche quer vor der Hermesſtraße liegt, iſt bemerkenswerth wegen des kleinen Particus, welcher von der Seite in die Vorhalle führt, durch ihre doppelten Fenſter und ihre Säulencapitäle. Auch bei ihr ſieht man an der Südſeite einen großen, heute vermauerten Spitzbogen, welcher früher als Thür diente.

St. Nicodemus beim königlichen Garten, die größte von den byzantiniſchen Kirchen Athens, iſt ausgebeſſert und zu einem ruſſiſchen Tempel gemacht worden. Seine drei polygonalen Chöre, die dreifach getheilten Fenſter, die Verzierungsringe um die Grundmauern und Fenſter und ſein Aufbau aus regelmäßigen Steinſchichten abwechſelnd mit einer doppelten Lage von Backſteinen machen ihn zum intereſſanteſten Repräſentanten der Kunſt jener Epoche.

Die modernen Kirchen ſind zwar nach dem nämlichen Plan erbaut, aber zeigen dem Auge nur ganz gewöhnlichen Kalkbewurf und Ornamente aus Stuck, Arbeit von herumziehenden meiſt italieniſchen Künſtlern. Auch die neue Kathedrale iſt von außen geſehen nur ein plumpes, buntſcheckiges Bauwerk ohne Schönheit und Stil. Das Innere zeigt ſchon eine beſſere Auffaſſung und entwickelt in den Gemälden, welche die ganzen Wände bedecken, ziemlichen Charakter. Als Belle zum erſten Male dort eintrat, ſah er die griechiſche

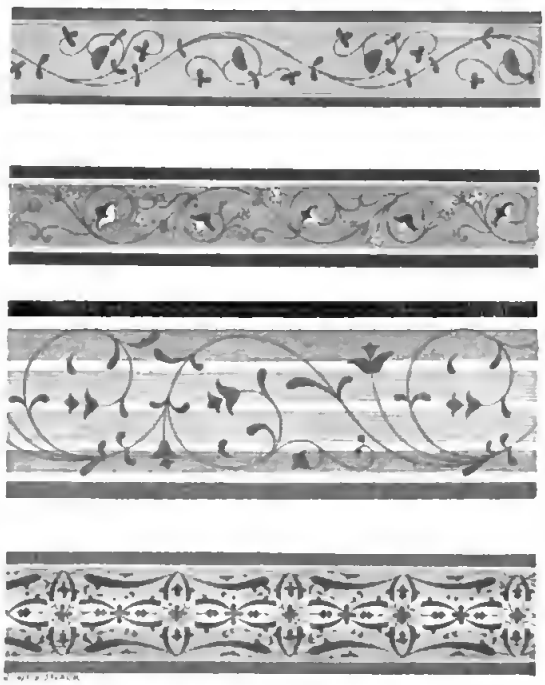


Geiſtlichkeit in der ganzen wenig veränderten Majeſtät byzantiniſcher Pracht: der Metropolit von Athen (außer ihm beſitzt Hellas noch 10 Erzbiſchöfe und 13 Biſchöfe deſſelben Cultus) und ſeine Gehülfen, die Archimandriten, waren mit goldgeſtickten Gewändern bekleidet und hatten orientaliſche Mitren auf dem Haupte, die reich mit Edelſteinen beſetzt ſind und im Lichte der Tauſende von Kerzen in den Händen der Andächtigen funkelten und ſtrahlten.

Die Griechen haben unglücklicherweiſe das Beſtreben, durch die Naſe zu ſingen und zu reden; die ſo hervorgebrachten Töne quälen ſchließlich die Nerven und verhindern, daß man ſich der ganzen Feierlichkeit dieſer aus dea erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſtammenden Geſänge bewußt wird. An großen Feſttagen, wo das Königspaar die Kirche beſucht, wird das Kyrie eleiſon von den reinen, ſympathiſchen Stimmen der ruſſiſchen Kirchenſänger vorgetragen; daß ihre Herrſcherin aber letzteren den Vorzug vor den ſchreienden, unangenehmen Tönen der einheimiſchen Geſangskünſtler giebt, das rechnen ihr die Athener faſt als Verbrechen an.

* * *

Seit etwa zwanzig Jahren hat ſich Athen in ſeiner äußern Erſcheinung ſehr verändert: 1850 war es noch ein großes Dorf, heute iſt es eine hübſche, heitere, reinliche Stadt mit breiten Straßen und eleganten in Grün verſteckten Häuſern. Letztere haben ſelten mehrere Stockwerke, weil eben jede Familie für ſich allein wohnt; ihre Zimmer ſind hoch und geräumig, aber meiſt nur ſehr dürftig meublirt, dem Klima entſprechend. Uebrigens haben nicht nur Straßen, Häuſer und Läden ein vollkommen europäiſches, weſtländiſches Ausſehen; auch die Einwohner haben ihre weiße Fuſtanella und den rothen Fez mit der langen blauen Troddel gegen den modernen Tuchrock und Cylinder vertauſcht. Selten nur ſieht man noch einen Pallikaren mit geſticktem Jäckchen in Athen; man muß in die Provinz gehen, um ihn aufzuſuchen, oder zur Zeit der Kammerſitzungen nach der Reſidenz kommen. Dann kann man noch einigen alten Abgeordneten vom Lande mit langen, weißen Schnurrbärten begegnen, welche ſtolz die alte Volkstracht beibehalten haben. — Der oben erwähnte Fortſchritt iſt übrigens, wie überall im ganzen Königreiche, lediglich der Opferfreudigkeit einzelner Bürger zu verdanken, welcher gegenüber das, was die ſtädtiſche Behörde oder die Regierung geleiſtet hat, völlig verſchwindet. Was letztere beiden anlangt, ſo beweiſen tiefe Löcher und Regenriſſe in den Straßen, unebene Bürgerſteige, verſtopfte Abzugscanäle, platzende Waſſerröhren u. ſ. w. zur Genüge ihre völlige Unthätigkeit. Die Initiative der Bürger beſchränkte ſich aber nicht auf Verſchönerung ihrer Wohnungen; ſie gründeten vielmehr Hospitäler, Findelhäuſer, Gymnaſien, Mädchenſchulen, Waiſenhäuſer, Muſeen, Blindenanſtalten, eine Sternwarte, eine (unvollendete) polytechniſche Schule ꝛc. faſt in zu großer Anzahl und zum Theil rein aus ehrgeizigen Beweggründen, um ihren Namen in goldenen Lettern am Giebel der Stiftungen prangen zu ſehen. Die Folge davon war und iſt, daß die Mittel ſchließlich nicht ausreichten, daß die Gebäude unvollendet blieben, daß für Bezahlung von Lehrern und Aerzten und für die innere Einrichtung kein Geld vorhanden iſt und für eine ſechsmal zahlreichere Bevölkerung, als Athen ſie beſitzt, wohlthätige und Unterrichtsanſtalten exiſtiren. Verſtände es die Regierung, dieſen ſchönen Zug der Hellenen auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen und richtig zu leiten, ſo würde ſie in ihm eine mächtige Unterſtützung finden.



Ornamente aus den Kirchen des H. Theodoros und H. Georgios in Athen.

Worauf die Griechen am meiſten ſtolz ſind, iſt die Univerſität, welche von freiwilligen Gaben errichtet wurde, als die neugeſchaffene Reſidenz kaum aus ihren Trümmern erſtanden war und weder für ihren König einen Palaſt, noch für alle ihre Bürger Unterkunft beſaß. Und die Univerſität, die einzige ihrer Art im ganzen Orient, beſitzt ihre Verdienſte, wenn auch auf ihr die Studien mit viel geringerm Eifer und größerer Oberflächlichkeit betrieben werden, als in Europa. Aber Jahr für Jahr hören hier mehr als 1200 junge Leute, davon etwa die Hälfte aus dem türkiſchen Reiche, die Rechte, die Medicin, Philologie, Geſchichte und Theologie, kehren nach drei, vier, fünf Jahren heim und geben dort warme Vertheidiger des Fortſchritts und beſonders des Hellenismus ab. Es giebt wenig Städte in der Türkei, ſelbſt die kleinſten mit eingerechnet, wo ſich nicht ein in Athen gebildeter Arzt, Schullehrer oder Advocat fände, und die Propaganda, welche ſie für das leider nur zu ſehr von Handwerks-Politikern beunruhigte und ausgenutzte Hellas machen, iſt wahrlich nicht zu unterſchätzen. — Auf der andern Seite fehlen aber dieſer zahlreichen Anſammlung junger Leute die Schattenſeiten nicht. Denn die Studenten ſind ſtets zu Unruhen geneigt, der Regierung wenig hold und dafür den Abgeordneten der Oppoſition ergeben, immer bereit, Miniſter auszupfeifen, lärmend und herausfordernd ſich zuſammenzurotten und beim Nahen einiger Poliziſten zu verſchwinden. Von den Unverſöhnlichen gehetzt und vom Volke unterſtützt, bildeten ſie ſich mitunter ſchließlich ein, daß ſie die Regierung geſtürzt hätten, und fanden in dieſem Bewußtſein nur einen neuen Antrieb, ſich auch ferner dieſen ihren Studien ſo hinderlichen politiſchen Fauſtkämpfen zu widmen. Viele von dieſen jungen Leuten betrachten ihre Studien nur als Mittel und Vorwand, um ſpäter in ihrer Heimath eine politiſche Rolle ſpielen zu können, und manche legen ſich, um dieſes Ziel zu erreichen, die größten Entbehrungen auf, indem

ſie ſich als Handlungsgehülfen und Diener vermiethen, ſich nur ein paar Tagesſtunden für ihre Studien vorbehalten, monatelang nur von Waſſer und Brot leben und die Nächte hindurch arbeiten. Man trifft unter ihnen Söhne armer Bauern aus den entfernteſten Theilen des türkiſchen Reiches, welche aller Mittel bar als Maulthiertreiber oder Matroſen die Reiſe nach Athen gemacht haben, abgezehrte, ſchlecht gekleidete und trotz aller ihnen angeborenen Genügſamkeit hungernde Geſtalten. Wer dagegen Vermögen und wirklichen Wiſſensdurſt beſitzt, der bleibt nicht in Athen, ſondern erwirbt ſich an deutſchen, engliſchen oder franzöſiſchen Hochſchulen eine größere Gewandtheit des Geiſtes und eine tiefere Bildung, welche ihnen ſelbſt der Neid ihrer Landsleute zuerkennen muß. Nur iſt die Zahl dieſer Begünſtigten ſehr gering und die Regierung thut nichts, um durch Unterſtützungen ihrerſeits jene Vortheile auch Unbemittelten zugänglich zu machen, was für das Landeswohl unbeſtreitbar von größtem Nutzen ſein würde.

Griechiſcher Biſchof. (Nach einer Photographie.)

Archimandrit im gewöhnlichen Anzuge. (Nach einer Photographie.)

Um ſich einen Begriff von der Sorgloſigkeit und Nichtachtung zu machen, mit welcher dort zu Lande die Miniſter alles zu behandeln pflegen, was nicht politiſche Intrigue und Wahlumtriebe heißt, braucht man nur die verſchiedenen Oertlichkeiten zu beſuchen, wo die bei Ausgrabungen gefundenen Alterthümer aufgeſtellt ſind. Ohne jegliche Ordnung hat man Torſi, Inſchriften, Basreliefs u. ſ. w. in Tempeln, auf Höfen und an öffentlichen Plätzen zuſammengehäuft und ſie jeder Unbill des Wetters und des Staubes ausgeſetzt. Keine Aufſchrift, keine Nummer verräth ihren Urſprung, ihren Fundort, ſo daß viele Stücke, welche, wenn genau datirt und etikettirt, vielleicht irgend einen dunkeln Punkt in der Archäologie aufklären könnten, dadurch zu werthloſem Geſteine herabgeſunken ſind. Bildſäulen, welche im Theſeus-Tempel ſtehen, haben ihren Kopf etwa im Muſeum Varvakion und die Arme auf der Akropolis, und Metopen lehnen verkehrt

an der Wand; kurzum ein Durcheinander, bei welchem dem Gelehrten und Künſtler das Herz blutet und dem der Touriſt keinen Geſchmack und kein Intereſſe abgewinnen kann. Merkwürdig, daß ein Volk, welches auf ſeine Vergangenheit und ſeine Geſchichte ſo ſtolz iſt, nie auf den Gedanken verfallen iſt, dieſe koſtbaren Reſte ſeiner einſtigen Kunſtthätigkeit, welcher es jetzt ſo gänzlich bar zu ſein ſcheint, in eine einzige große Sammlung zu vereinigen, ſie ſorgfältig zu ordnen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten. Hat man es doch verſtanden, ſelbſt die alten Baudenkmäler zu entſtellen. Der Theſeus-Tempel gleicht jetzt mit ſeinem roth angeſtrichenen Bretterzaune und den Raſenplätzen, wo ſich die Trommler und Trompeter der Garniſon üben, einem Provinzial-Zollhaus; und wie groß erſchien dies zierliche, harmoniſche Gebäude einſt in ſeiner ſonnenverbrannten Einöde! Aber die Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit hat ihn jeden poetiſchen Zaubers entkleidet.

Die Akropolis ſelbſt, welche durch ihre Lage vor jeder Unbill geſchützt erſchien, wird Tag für Tag von denjenigen, welche für ihre Erhaltung verantwortlich ſind, beſchädigt und entſtellt, indem ſie die von den Ausgrabungen beim Parthenon herrührenden Erd- und Schuttmaſſen unbekümmert über ihre Umfaſſungsmauern herabwerfen laſſen. Dadurch werden nicht nur letztere beſchädigt, ſondern es bauen ſich auch an ihrem Fuße mächtige Trümmerhaufen auf, welche einerſeits die ſcharfen, ſchönen Formen der atheniſchen Stadtburg verwiſchen und ſie bald in einen ungefügen Erdhügel, wie es ihrer unzählige giebt, verwandeln werden, andererſeits ſpätere Ausgrabungen am Fuße des Felſens bedeutend ſchwerer und koſtſpieliger machen. So kommt es, daß man nur im Innern der Burg, am Fuße der Propyläen und des Parthenon, ſich dem reinen und großen helleniſchen Alterthume gegenüber ſieht.

Die verſchiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantiſchen Oceans.

Von **Dr. H. Polakowsky.**

II.

Drei Projecte wollen den Managua-See mit zum Canale benutzen. Da hierdurch der Weg ſehr verlängert wird, auch die Räumung des Rio Tipitapa ſehr koſtſpielig ſein dürfte, ſo ſind dieſe Projecte heute als gänzlich aufgegeben zu betrachten. Ich führe dieſelben deshalb hier nur kurz an. Der erſte von Napoleon Bonaparte empfohlene Weg macht die Anlage eines Canales über Leon zum Realeja nothwendig, der zweite von Squier angegebene benutzt die Ebene von Conejo nördlich vom Managua-See und den Fluß Eſtero real und endet in der Fonſeca-Bay. Die dritte Route, ebenſo werthlos in jeder Beziehung als die erſte, iſt von Livingſtone angegeben und geht über Pueblo Nuevo, den Rio Tamaeindo und endigt im Hafen deſſelben Namens.

Leider geſtattet es der Raum nicht, die intereſſante Geſchichte der verſchiedenen Verſuche zur Conſtruction des Canales mit Benutzung des Rio San Juan und des Nicaragua-Sees ſeit der Angabe des Piraten Edwards David, daß die Verbindung des Sees von Granada mit dem Pacific möglich ſei (1665), bis zur neueſten Zeit hier anzuführen. Die verſchiedenſten Umſtände haben bis heute den Anfang der Arbeiten verzögert; die Schwierigkeiten der Ausführung vermehren ſich durch Verſandung der Mündung des Rio San Juan von Jahr zu Jahr. Die Regierung von Nicaragua hat abſolut nichts für die Erhaltung dieſes ſo wichtigen Hafens gethan, und um heute die Sandbänke fortzuräumen, müßte man den Brazo Colorado zuſchütten, und ſo durch die Gewalt des Stromes ſelbſt das ganze Delta reinigen laſſen. Zu befürchten iſt alsdann aber eine völlige und vielleicht ungünſtige Umgeſtaltung des ganzen Hafens von Greytown. Nicht zu verkennen iſt in der Schilderung des Herrn Lévy das Beſtreben, die Nachbarrepublik Coſta-Rica vom Mitbeſitze des Canales auszuſchließen; deshalb empfiehlt er die Anlage eines Canales von San Carlos am Nicaragua-See bis zur Mündung des San Juan, um ſo den Coſtaricenſern jedes Anrecht am Mitbeſitze zu entziehen, und deshalb geht er nicht näher auf die Möglichkeit ein, an der Mündung des Brazo Colorado einen Hafen anzulegen, was mit weniger Koſten zu erlangen wäre als wie eine Reinigung des Deltas. Die Schwierigkeiten, den Rio San Juan in ſeiner ganzen Länge ſchiffbar zu machen, ſind allerdings groß und verurſachen enorme Koſten, beſonders da nach Lévy's Anſicht die Ströme San Carlos und Sarapiqui nicht in den zum Canale umgeſchaffenen San Juan einmünden dürfen, ſondern man für dieſelben einen andern Abfluß nach dem Ocean ſchaffen müßte. Die Koſten hierfür veranſchlagt Lévy auf 100 Mill. Doll. und er glaubt, daß die Erbauung eines eigenen Canales auf dem nördlichen Ufer, wo nur kleine Flüſſe in den San Juan münden, nicht theurer ſein würde. Der Canal würde circa 130 Meilen lang ſein, und da der Fall des Waſſers 139 Fuß beträgt, auf die Meile etwa ein Fuß kommen. Die Erbauung von Schleuſen wäre nicht nothwendig, und die Waſſermaſſe, welche vom Nicaragua-See abfließt, würde genügen, um einen Canal von 70 Varas Breite und 9 Varas Tiefe auszufüllen.

Der Iſthmus van Rivas iſt an den verſchiedenſten Punkten unterſucht, um die paſſendſte Stelle zur Verbindung des Sees mit dem Pacific ausfindig zu machen. Hier iſt die Anlage von Schleuſen nothwendig, um die Differenz von circa 140 Fuß, welche zwiſchen beiden Waſſerbehältern exiſtirt, auszugleichen. Wir führen zuerſt kurz die verſchiedenen heute als ungünſtig anerkannten Projecte auf.

Es iſt dies zuerſt die Strecke von la Virgen bis San Juan del Sur, angegeben von Steph. Bayley (Entfernung 19 Meilen, größte Höhe über dem See von Nicaragua 364 Fuß). Es iſt dies die Richtung des alten Weges der ehemaligen Tranſitgeſellſchaft. Ein ähnlicher Weg, welcher den Rio de las Lajas verfolgt und gleichfalls in San Juan del Sur endigte, macht die Erbauung eines Tunnels von 7000 Varas Länge nothwendig, und wurde gleichfalls bald als unpraktiſch erkannt. Noch ſei hier die Sonnenſtern'ſche Route (Rio Ochomogo und Rio Escalante) erwähnt, welche bei 24 Meilen Länge die Herſtellung eines Hafens in Es-

canale, wo derselbe bis heute absolut fehlt, erfordert. Wenig untersucht ist die Linie Rio Santa Clara-San Juan del Sur; dieselbe ist aber von bedeutender Länge.

Die günstigsten Wege zur Erreichung des wichtigen Zweckes sind die beiden folgenden: durch den Rio Sapoa zur Bay von Salinas, oder durch den Ria de las Lajas und Rio Grande bis zum Hafen von Brito. Der erstere Weg ist von dem dänischen Ingenieur und Naturforscher A. S. Oersted, welchem wir die besten rein wissenschaftlichen Mittheilungen über Nicaragua und Costa-Rica verdanken, auf Kosten der Regierung von Costa Rica untersucht worden. Dieser Weg ist vielleicht der beste, findet aber bei der Regierung von Nicaragua und, wie es scheint, auch bei Herrn Lévy keine Gnade, weil das Ende des Canales dann zum größten Theile auf castaricanischem Gebiete sich befinden würde. Die Grenze zwischen beiden Staaten bildet nach dem Vertrage von 1858 eine Linie, welche 2 Meilen südlich vom Südufer des Nicaragua-Sees von Ost nach West verläuft, bis sie den Rio Sapoa trifft. Von diesem Flusse, 2 Meilen vor der Mündung, wird eine gerade Linie bis zur Mitte der Bay von Salinas die Grenze repräsentiren. Es gehört also der größte Theil des Sapoa sowie der Rio de las Vueltas und der größte und beste Theil der Salinas-Bay zu Costa-Rica. Bei einem so wichtigen, kostspieligen Unternehmen, welches die arme Republik Nicaragua nicht im Entferntesten durch pecuniäre Unterstützung fördern kann, sollten so kleinliche, aus Eifersucht entspringende Bedenken nicht berücksichtigt werden. Die amerikanische Gesellschaft wird sich aber auch hierdurch nicht abhalten lassen den Canal da anzulegen, wo derselbe am besten und billigsten herzustellen ist. Im December 1875 sprach ich in San José de Costa-Rica den Ingenieur J. O. Sullivan, welcher, nachdem alle anderen Projecte von den amerikanischen Fachmännern, welche dieselben in den letzten Jahren eingehend studirt hatten, als weniger günstig als das vom Nicaragua-See erkannt waren, im Namen einer amerikanischen Gesellschaft mit den Regierungen beider Republiken die näheren Bedingungen über Anrecht u. s. w. beider Länder verhandeln und reguliren sollte. Leider wurden, zum Theil durch diese Verhandlungen veranlaßt, die alten Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Republiken bald darauf wieder mit einem Eifer wie nie zuvor discutirt; beide Länder stellten Observationscorps an der Grenze auf, und hierdurch wurde die definitive Regelung dieses Friedenswerkes abermals hinausgeschoben. Mr. O. Sullivan erklärte die Linie Sapoa-Salinas für die beste. Der Sapoa-Fluß ist an der Mündung 200 Yards breit und 2 bis 3 Yards tief, und bildet keine Sandbänke. $^1/_4$ Legua von der Mündung entfernt beträgt die Tiefe 10 Yards und $^3/_4$ Leguas bleibt er dann für die größten Schiffe benutzbar. Höher hinauf kommen Stromschnellen; trotzdem ist der Fluß auch hier schiffbar zu machen. Später, zwischen den Mündungen der Flüsse Cabalcata und Sansapor, befinden sich viele Felsen und Engen, welche die Schifffahrt unmöglich machen. Von der Aufnahme des Soufapor bis zum See fließt der Sapoa genau von Süd nach Nord. Von hier aus ist der Durchstich nach dem Stillen Ocean erforderlich; der höchste Punkt liegt 270 Fuß über dem Stillen Ocean. Die Länge dieses Theils beträgt $2^1{}_4$ Legua. Der Sapoa ist für 1 Legua durchaus schiffbar, $1^3/_4$ weitere Leguas sind durch geringe Anstrengungen schiffbar zu machen. Das zu durchbrechende Gestein ist Porphyr und nach Oersted verhältnißmäßig leicht fortzuräumen. Die Richtung, welche von John Bayley der Föderatioregierung von Centralamerika empfahlen war, vergleicht Oersted [1]) mit dieser und führt zum Vortheile seines Projects an, daß bei derselben Länge des Weges (5 Leguas = 15 geographischen Meilen) hier bereits $^1/_5$ des Canals fast fertig vorhanden, und daß die Anlage eines Tunnels, wie ein solcher bei Bayley's Weg (San Juan del Sur durch das Thal des Rio de las Lajas) nothwendig, hier durchaus nicht erforderlich sei. Noch sei angeführt, daß der Hafen der Bay von Salinas bedeutend besser als der von San Juan del Sur ist. Die Kosten für die Ausführung des einen oder andern Projectes zur Verbindung des Nicaragua Sees mit dem Stillen Ocean veranschlagt P. Lévy auf 50 Mill. Dall., also die des ganzen Canals auf circa 150 Mill.!

Das zweite ausführbare Project, welches von Orville Childs angegeben ist, ist genau studirt und vermessen; die Entfernung beträgt 19 Meilen, die größte Erhebung über den See nicht mehr als 46 Fuß. Nur eine große Schwierigkeit macht sich geltend: der Hafen von Brita am Stillen Ocean ist nämlich gänzlich ungenügend und müßte durch einen andern, künstlichen ersetzt werden. P. Lévy hat zwei in der Nähe verlaufende Linien als zur Richtung des Canals passend angegeben [1]), erkennt aber selbst die Schwierigkeiten und Fehler dieser Wege an, welche durchaus nicht vortheilhafter als die zwei hier hervorgehobenen sind.

In Costa-Rica, einem von zahlreichen und hohen Gebirgszügen durchschnittenen Lande, hat man nie ernstliche Versuche zur Herstellung eines Canales gemacht. Zwei schöne Häfen, die Laguna de Chiriqui (Boca de Toro) am Atlantischen und der Golfo dulce am Stillen Ocean, sind zwar nur durch 25 Leguas Entfernung getrennt, aber die dazwischen liegende Cardillere ist 4000 Fuß und darüber hoch. Herr Lafond de Lurey erhielt 1849 von der Regierung von Costa Rica ein großes Gebiet am Golfo dulce geschenkt unter der Bedingung, französische Colonisten nach dort zu ziehen, und später diesen Hafen mit der Boca de Toro durch einen guten Weg oder durch eine Eisenbahn zu verbinden. Aber die Colonisten blieben aus und das ganze Unternehmen zerschlug sich.

Wie leicht erklärlich, hat die schmalste Stelle des Continentes, der Isthmus von Panamá, hauptsächlich die Aufmerksamkeit aller bei der Anlage des Canales interessirten Persönlichkeiten gefesselt. Die Breite des Continentes schwankt hier zwischen 13 und 14 Leguas. 1670 gebrauchte der Pirat Morgan 10 Tage, um den Isthmus zu überschreiten. Jetzt kann man diesen Weg, dem Bahndamme folgend, in 24 bis 36 Stunden zurücklegen. Auf meiner Rückreise nach Europa sah ich, wie einige kräftige Leute, um die 25 Doll., welche die kurze Fahrt von Panamá bis Caton kostet, zu ersparen, den Weg in circa 24 Stunden zurücklegten und, wenn auch sehr ermattet, so doch zur rechten Zeit zum Abgange des Dampfers in Colon ankamen. Diese Fußpromenade soll durch die zahlreichen langen Brücken, wo der Raum zwischen den Schienen nur durch vereinzelte, halb verfaulte Schwellen ausgefüllt ist, lebensgefährlich sein. Der Transport der Waaren geschah früher in ziemlich ausgedehnter Weise durch den Rio Chagres (die Cruces) und von da durch Lastthiere bis Panamá. 1828 befahl Bolivar, der Befreier der südamerikanischen Colonien, die genaue Untersuchung des Isthmus von Panamá durch die Herren Lloyd und Falmare; dieselben fanden, daß der höchste zu überschreitende Punkt 600 Fuß hoch, und daß die Fluthhöhe

[1]) Journal of the Royal Geogr. Society. London 1851.

[1]) Siehe den sehr interessanten Brief Lévy's im Bulletin de la Soc. de géographie de Paris. Mars 1870. In demselben finden sich zahlreiche Angaben über Ursprung vieler Namen für Flüsse, Gebirge &c., und eine Schilderung der Schwierigkeiten und Anstrengungen, welche der Reisende bei seinen Untersuchungen zu überwinden und zu ertragen hatte.

Digitized by Google

zwiſchen beiden Oceanen um 7 bis 20 Fuß verſchieden ſei. 1838 erhielten die Repräſentanten einer franzöſiſchen Compagnie, die Herren Solamon und Talie, die Conceſſion zur Anlage eines Canales auf der Landenge von Panamá. Der Ingenieur Morel machte die Vermeſſungen und fand, daß der höchſte Punkt des Terrains 35 Fuß über dem Stillen Ocean gelegen ſei. Als ſich dieſe Angabe als irrthümlich erwies, löſte ſich die Geſellſchaft auf. 1844 ſtudirte der franzöſiſche Ingenieur Napoleon Garella eingehend dieſe Route und fand den höchſten Punkt 600 Fuß hoch, zwei ſchlechte, ungenügende Häfen, außerordentlich ungeſundes Klima auf der ganzen Strecke, Unmöglichkeit die nothwendigen Schleuſen durch die kleinen Flüſſe des Iſthmus zu ſpeiſen, und die Nothwendigkeit der Conſtruction eines Tunnels von 5 Meilen Länge, wenn der Canal durchaus an dieſer Stelle angelegt werden ſolle. Aber die Möglichkeit einer Eiſenbahn wurde von Garella zugegeben, die Erbauung von einer amerikaniſchen Geſellſchaft unternommen und glücklich zu Ende geführt. Das Canalproject wurde hier aufgegeben. Bis zur Eröffnung der großen Pacificbahn rentirte die Panamábahn fabelhaft und brachte oft bis zu 200 Procent Dividende!

Etwas öſtlich von Panomá, bei der Mündung des Rio Chepo beginnend, befindet ſich eine andere für die Herſtellung des Canales empfohlene Linie. Dieſelbe wurde in neueſter Zeit von amerikaniſchen Ingenieuren unterſucht und für unausführbar erklärt, da die Cordillere hier eine Höhe von 1134 Fuß hat und die Erbauung eines Tunnels nothwendig macht. Der Canal ſollte mit Benutzung des Flüßchens Mandingo (auf wenigen Karten angegeben) im Golfe von San Blas endigen. Dieſes Gebiet iſt von zahlreichen feindſeligen Indianern bewohnt, welche die Durchforſchung deſſelben ſehr erſchweren.

Für Darien exiſtiren zwei neue Linien. Die erſtere, von der Bay von Caledonien am Atlantiſchen Ocean bis zum Golfe von San Miguel am Pacific, iſt vom engliſchen Admirale Parſons angegeben und 1850 durch die Herren Cullen und Gisdarne unterſucht. Dieſe fanden die größte Erhebung zu 120 Fuß. Es bildete ſich in London eine Geſellſchaft (Fox, Henderſen & Comp.), welche die Gegend nochmals unterſuchen ließ. Alle Ingenieure fanden aber Erhöhungen von mindeſtens 900 Fuß. Eine zweite Expedition der Corvette Cyane fand noch ungünſtigere Reſultate. Der Leiter dieſer Expedition, Herr Strain, irrte mit ſeinen 28 Leuten 63 Toge in den Gebirgen und Wäldern umher; faſt alle erlagen dem Hungertode und auch Strain ſtarb einige Tage nach ſeiner Rettung durch engliſche Seeleute. Trotz dieſer ungünſtigen Reſultate wurde dieſe Linie noch zweimal unterſucht und ſtets als unmöglich erkannt.

In dem Staate Choea, welcher an die Landenge von Darien grenzt und einen Theil der Vereinigten Stooten von Columbien ausmacht, verläuft parallel mit der Küſte des Stillen Oceans von Süd nach Nord ein mächtiger Strom, der Rio Atrato. Derſelbe iſt nur durch einen ſchmalen Landſtrich vom Stillen Ocean getrennt, und eignet ſich, wie zuerſt A. von Humboldt angegeben, vorzüglich zur Benutzung für einen Canal zwiſchen beiden Meeren. Es exiſtiren verſchiedene Vorſchläge hierfür. Der erſte, nördlichſte, empfohlen 1858 durch Bionne, läßt den Canal im Golfe von San Miguel am Stillen Ocean beginnen, dem Laufe des Ria Tuiro folgen, überſchreitet einen ſchmalen Cordillerenzug, folgt dem kleinen Rio Arquia, welcher dicht vor der Mündung des Rio Atrato in dieſen fällt, und folgt dieſem großen Strome in die Bay von Candelaria. Das Project wurde 1863 durch die Herren Bourdiol und De Champedeville nochmals geprüft, drei Jahre hindurch das ganze Terrain vermeſſen und gealogiſch unterſucht und für unmöglich erklärt. Auch die letzte amerikaniſche Commiſſion trat dieſer Anſicht bei (vergl. „Globus“ XXX, S. 255).

Die zwei durch A. von Humboldt empfohlenen Wege münden im nördlichſten Theile der Weſtküſte von Südamerika in den Stillen Ocean; der eine endet bei der Mündung des Rio San Juan (nördlich von Buenaventura), der andere in die Cupica-Bay. Beim erſtern Projecte, wonach der Canal eine Länge von 175 Legnas erhalten würde, folgt man dem Rio Atrato faſt bis zu ſeinen Quellen; dieſe ſind durch einen Höhenzug von den Quellen des Rio San Juan de Chirombira getrennt, und muß hier ein Durchſtich erfolgen, um dieſem Fluſſe, welcher in derſelben Richtung mit umgekehrtem Gefälle als der Atrato verläuft, bis zur Mündung in den Stillen Ocean zu folgen. Beide Flüſſe müſſen für den größten Theil ihres Laufes erſt ſchiffbar gemacht werden; auch ſind die Quellen derſelben durchaus nicht ſo naheliegend als man früher vermuthete, oder ſogar zuweilen verbunden, wie eine alte Tradition berichtete. Das Vortheilhafte der Atrato-Wege iſt, daß zwiſchen dieſem Strome und dem Stillen Oceane keine Cordillere verläuft; deshalb hat man verſchiedene der weſtlichen Seitenflüſſe dieſes Stromes zur Erreichung des Oceans benutzen wollen. Der wichtigſte Verſuch iſt der mit Benutzung des Rio Napipi zur Cupica-Bay, und mit Benutzung des Rio Truando (1854 durch die Amerikaner Kelley und Kennist unterſucht) bis zu einem kleinen oder guten bis heute unbekannten Hafen, welcher jetzt den Namen Puerto Kelley trägt. Derſelbe liegt nördlich vom Cap Marzo und hat nach der mir vorliegenden Seekarte von Rodiquel [1]) aus dem Jahr 1862 eine Tiefe von 73 Meter an der Einfahrt und von 11 Meter dicht an der Küſte. Die Wege über Tehuantepec und Atrato-San Juan de Chirambira erklärte A. von Humboldt ſelbſt ſpäter als inopportun und ſprach ſich nur für Nicaragua, Panamá oder Atrato-Cupica-Bay aus. P. Lévy ſagt über den Werth dieſer verſchiedenen Projecte: „Die amerikaniſche Expedition von 1870 bis 1871 unter Führung des Commandanten Selfridge hat die radicale Unmöglichkeit aller dieſer Projecte bewieſen und es bleibt nur übrig: die 27 Meilen zwiſchen der Bay von San Blas und der Mündung des Rio Chepo zu durchſtechen. Hier allein in ganz Amerika iſt ein directer Canal von Meer zu Meer ohne Schleuſen möglich bei einem Koſtenaufwande von 200 Mill. Doll. in einem ungefunden, von feindſeligen Indionern bewohnten Lande.“

[1]) Carte des côtes de l'Amérique centrale etc. par Robiquet Hydrographe. Paris 1862.

Die Unruhen in Südafrika.

Kl. Bei dem Intereſſe, welches die Vorgänge in der Republik Transvaal in Anſpruch nehmen, und bei dem lähmenden Einfluſſe, den die ausgebrochene Bewegung auf den Handel der Capcolonie ausübt, mag wohl eine kurze Beſprechung der dort obwaltenden Verhältniſſe und der Entwickelung der jetzigen Sachlage gerechtfertigt erſcheinen. Zu dieſem Zwecke müſſen wir etwas zurückgreifen.

Die Transvaal-Republik wurde 1840 von Holländern

gegründet, die aus der Capcolonie fortzogen, da ſie ſich bei der Befreiung ihrer Sklaven benachtheiligt glaubten, obgleich ſie ebenſaviel Entſchädigung erhalten hatten, als die übrigen Coloniſten. Ferner trat von da an die engliſche Regierung wirkſam für die Intereſſen der ehemaligen Sklaven ein, und das konnten die Boers nicht vertragen, da ſie daran gewöhnt waren, ſich als Herren über Leben und Tod ihrer Sklaven und ſonſtigen ſchwarzen Untergebenen zu betrachten. Die Republik wurde 1852 van den Engländern anerkannt; eine der Bedingungen war aber die Verpflichtung, in keiner Weiſe die Sklaverei zu begünſtigen. Demnach ſind die Kaffern im Transvaal nicht viel beſſer daran, als wirkliche Sklaven. Sie dürfen kein Land beſitzen und ſind deshalb auf den Taglohn (5 Mark pr. Woche) bei den herriſchen Boers angewieſen. Da nun die Anſiedelungen außerhalb der Transvaal-Grenze im Zunehmen begriffen ſind, ſo vermehrte ſich begreiflicher Weiſe die Furcht der dort anſäſſigen Kaffern vor Annexirungen der Holländer in ſtets höherm Maße und ließ ein Gefühl der Spannung aufkommen, um ſo mehr als die Holländer ſich gegen ihre Nachbarn ſtets aggreſſiv benahmen. Sie rüſteten manchmal unter irgend einem Vorwande Expeditionen aus, welche die Dörfer der Eingeborenen zerſtörten, die Männer tödteten und die Kinder mitnahmen, um ſie unter dem Namen von „Lehrlingen“ (apprentices) in Sklaverei zu behalten. Die Raubpolitik der Holländer gründete ſich auf folgende Methoden, mittelſt welcher ſie Land an ſich brachten. Fand z. B. zwiſchen zwei Häuptlingen ein Krieg ſtatt, ſo miſchten ſich die Boers ein, ergriffen für den einen oder den andern Partei und nahmen dann das Land des Beſiegten an ſich, um ſich für die Kriegskoſten zu entſchädigen. Eine weitere unter den Bürgern ſehr beliebte Art die Regierung in ihrer Annexionspolitik zu unterſtützen, beſtand darin, daß Einzelne ſich von den Häuptlingen Erlaubniß einholten, ſich in der Nähe der Grenze anſiedeln zu dürfen, was auch arglos geſtattet wurde. Dieſe Anſiedler gingen nun ſofort zum nächſten holländiſchen Regiſtratar und ließen ſich als Eigenthümer ſo eintragen, als ob die Farmen Theile der Republik geweſen wären. Waren erſt genug Boers in einem ſolchen Grenzdiſtrict angeſiedelt, ſo fand die Einverleibung unter irgend einem Vorwande ſtatt.

Die dritte Methode des Länderraubs beſtand darin, daß die Transvaal-Regierung mit ſolchen Vaſallen, die ſich zu dieſem ſpeciellen Zwecke Häuptlinge nannten, Verträge über Abtretung von Ländereien abſchloß, von welchen die Betreffenden keinen Zoll zu vergeben hatten, was die Boers auch ſehr gut wußten. Während die Engländer die Fingos und Baſutas mit Erfolg regierten, ja die letzteren vor dem Untergange retteten und ihnen lehrten, Wolle und Getreide zum Export zu produciren, ſie alſo in der Civiliſation förderten, haben die Holländer in dieſer Hinſicht noch nichts geleiſtet, ſondern die Eingeborenen ſtets bedrückt und geknechtet. Der Krieg begann, weil die Boers plötzlich nach Oſten belegene Grenzländereien in bedeutender Ausdehnung als ihr Eigenthum beanſpruchten, und zwar hatten ſie wohl für dieſe ungerechtfertigte Handlung folgende Motive. Erſtens mußte ihnen bei dem Aufſchwunge, welchen die hart an der Grenze liegenden Leydenburger Goldfelder nahmen, daran liegen, ſich hier auszudehnen, und zweitens liegt die Vermuthung nahe, daß ſie den erſten beſten Vorwand ergriffen, um ſich nach Oſten Luft zu ſchaffen, d. h. eine Verbindung nach dem Meere zu erlangen, wo die Delagoa-Bay für die Boers einen wichtigen Exporthafen bilden könnte, beſonders ſeit ſie mit den Portugieſen einen Vertrag abgeſchloſſen, wonach ihnen alle portugieſiſchen Häfen des Oſtens ohne Zoll offen ſtehen, ſo daß ſie alſo den von Natal erhobenen Tranſitzoll nicht mehr zu bezahlen brauchten. Eine Eiſenbahn von Pretoria nach der Delagoa-Bay iſt bereits projectirt, wozu Präſident Burghers in Europa eine Anleihe aufnahm, was das Vorhaben der Boers nur um ſo deutlicher ins Licht ſtellt.

Das Land zwiſchen Transvaal und dem Meere wird nun von verſchiedenen Kaffernſtämmen bewohnt, und zwar liegt im Südoſten van Transvaal und an der Grenze von Natal das Zulu-Reich, von Cetewayo (Cetſchwayo ſchreibt Mereneky) regiert, der von den Engländern anerkannt iſt. Weiter nördlich wohnen die Amaswazis oder Swazis, welche eigentlich unter der Oberhoheit Cetewayo's ſtehen, ſich aber von dieſem losgeſagt und mit den Boers verbündet haben. An die Leydenburger Goldfelder, die bekanntlich zu Transvaal gehören, grenzt ein weiterer Kaffernſtamm, der ebenfalls mit ſeinem Häuptlinge Secocoeni, deſſen Stadt circa 13 deutſche Meilen nordweſtlich von Leydenburg liegt, zu den Untergebenen Cetewayo's zählt. Der Angriff der Boers wandte ſich gegen letztern, und zwar aus folgender Urſache. Ein Vertrag, deſſen Exiſtenz allgemein angezweifelt wird, ſollte ſchon früher zwiſchen Secocoeni's Vater Sequati und dem Transvaal abgeſchloſſen worden ſein, wonach derſelbe ſein Gebiet an den letztern Staat abgetreten haben ſollte. Secocoeni wurde nun plötzlich beſchuldigt, Vieh geſtahlen zu haben, und die Uebergabe ſeines Landes verlangt, was Secocoeni begreiflicherweiſe verweigerte. Auf den Antrag des Präſidenten der Transvaal-Republik, Burghers, beſchloß der Volksrath Angeſichts der „Rebellion“ Secocaeni's die Kriegserklärung und ſandte ein „Cammando“, wie man dort die Expeditionen nennt, gegen ihn ab. Die Abſichten der Transvaal-Regierung gehen zu deutlich aus der Reſolution des Volksraths vom 12. Juni hervor, um eines Commentars zu bedürfen. Sie beſagt, daß nach Beendigung des Krieges die Ländereien, welche jetzt im Beſitze Secocoeni's ſind, vermeſſen und verkauft werden ſollen, und beſtimmt ferner, daß die Hälfte des Ertrags nach Abzug der Kriegs- und Vermeſſungskoſten als Beute vertheilt werden ſolle.

Es iſt nun Thatſache, daß die Unzufriedenheit mit Präſident und Regierung im letzten Jahre ſehr zugenommen hatte, und viele Stimmen werden laut, die den Krieg als einen Blitzableiter bezeichnen, um den Volksunwillen abzulenken und durch den ſicher erwarteten Sieg die Stellung der Regierung wieder zu befeſtigen. Vorher erließ der Stellvertreter des Präſidenten, der eben in Europa weilte, den Befehl, den Zulus in einem ſtreitigen Diſtricte Steuern aufzuerlegen, und als ihr Häuptling Cetewayo ſich dem widerſetzte, bemächtigten ſich die Behörden des Transvaal eines Theils ſeiner Herden. Cetewayo verlangte ſofortige Rückerſtattung und weigerte ſich, einem Theile ſeiner Unterthanen von einer fremden Macht Steuern auferlegen zu laſſen. Der Krieg ſchien beinahe unvermeidlich; doch gelang es den Bemühungen der Regierung Natals glücklicherweiſe, Cetewayo vom Losſchlagen abzuhalten und ſeine Anſprüche an die Holländer bei einem Schiedsgerichte anhängig zu machen; denn ſonſt hätte der Krieg leicht größere Dimenſionen annehmen können. Damit iſt übrigens noch nicht geſagt, daß Cetewaya eine Vernichtung ſeiner Vaſallen ruhig mit anſehen würde, aber daß ihn nicht ſchließlich die Begierde übermannt, die gehaßten Holländer mit ſeinen großen und wohlbewaffneten Horden zu überſchwemmen, um ſo mehr als die Zulus behufs Anſchaffung von Waffen und Munition viele van ihren Herden verkauft haben und deswegen vor Begierde brennen, ſich an den Herden der unbotmäßigen Amaswazis zu entſchädigen.

Präſident Burghers hat es nun aber nicht allein mit Secocoeni zu thun; ſondern auch die Häuptlinge Magakal, Strorr, Maglada, Sawawa und die Königin Matſchatſchi, die ſämmtlich große Stämme auf dem nördlichen Ufer des

Olifant-Flusses beherrschen, haben sich gegen ihn verbündet, ebenso wie mehrere kleine Häuptlinge anderer Gegenden. Die Kaffern sind mit Vorräthen aller Art wohl versehen und haben einige Berge dergestalt befestigt, daß ihre Belagerung längere Zeit erfordern dürfte. Sollten jedoch auch die Zulus und andere aufstehen, so brächten sie wohl 100,000 Mann mit ebensoviel Gewehren zusammen, und bekanntlich sind die Kaffern geübte Schützen, so daß die Macht der Boers ihnen keinesfalls widerstehen könnte.

Die Expedition der Boers im Vereine mit den verbündeten Amaswazis bestand den ersten Schlachttag am 31. Juli, an welchem Tage sie einen Angriff gegen die unter dem Häuptling Johannes auf einem Berg verschanzten Kaffern unternahm. Die Amaswazis stürmten mit großer Tapferkeit über die Verschanzungen hinweg; die Boers aber beschränkten sich darauf von außen zuzusehen und ihnen ermuthigende Zurufe zu spenden, ohne sich jedoch dem Feuer auszusetzen, so daß die ersteren sich wieder zurückziehen mußten und nachher erklärten, sie wollten mit den Boers, die Lügner und Feiglinge wären, nichts mehr zu thun haben. Nach der Schlacht verhinderten die Boers die grausamen Abschlachtungen nicht, welche die Amaswazis an den gefangenen Frauen und Kindern verübten. Die sämmtlichen Offiziere der einen Armeeabtheilung wurden vom Kriegsgerichte wegen Feigheit zu — Geldstrafen von 2 Pf. St. 10 Sch. bis 5 Pf. St. verurtheilt; der Commandant zu 500 Pf. St. Als es nun an ein Auswetzen dieser Scharte gehen sollte, verweigerten die edlen Krieger den Gehorsam und die meisten kehrten nach Hause zurück, so daß der Präsident sich mit den Resten seiner Mannschaft in einige feste Plätze zurückziehen mußte, die in der Eile hergestellt wurden. In Leydenburg fand ein Meeting statt, worin beschlossen wurde, die englische Regierung um Annexion des Landes zu ersuchen; auch an anderen Orten machte sich eine derartige Bewegung bemerklich; allein es ist zu berücksichtigen, daß hauptsächlich das englische und deutsche Element diese Richtung vertrat und ein solcher Antrag im Volksrath wohl nur unter viel schwierigeren Umständen als den gegenwärtigen wirklich angenommen würde.

Trotzdem Präsident Burghers auf diese Nachricht hin erklärte, daß die Engländer als Rebellen behandelt werden würden, wenn sie kämen, sah er sich doch kurz darauf veranlaßt, die Engländer zu ersuchen, „ihre Unterthanen im Transvaal zu beschützen“ und gab Auftrag zur Anwerbung von Engländern als Soldaten.

Die englische Regierung hätte nur einen Grund, für die Holländer einzutreten, und dieser ist, um der auch ihr gefährlichen zu großen Ausdehnung des Krieges und den Erfolgen der Kaffern Schranken zu setzen. Am besten wäre freilich eine Annexion, weil es wirklich absolut nothwendig ist, daß die bewährte englische Politik den Eingeborenen gegenüber auf alle Staaten Südafrikas ausgedehnt werde, um zu verhindern, daß durch die Fehler eines Gebietstheils Ereignisse herbeigeführt werden, welche sämmtliche übrigen Staaten ins Schwanken bringen können.

Die letzten Nachrichten aus Transvaal lauten auf Ebbe im Staatsschatze, Vorschlag einer bedeutenden Kriegssteuer von 10 Pf. St. von jedem Besitzer einer Farm, Desorganisation und Verwirrung der Boers und Flucht der Farmer. Zum Ueberflusse rüstet noch Cetewayo. Die Aussichten auf einen Sieg der Boers sind somit nicht günstig.

Die Bewegung hat jedoch nicht nur das Transvaal, sondern auch die Nachbarländer mächtig ergriffen, so daß auch in den angrenzenden englischen Colonien, z. B. in Britisch-Kaffraria, eine Panik entstand und dort ansässige Farmer veranlaßte, ihre Farmen zu verlassen und Lager zu beziehen. Der Handel mit den Kaffern gerieth ebenfalls in vollständigen Stillstand, da die großen Lager den Händlern nichts mehr creditiren wollten; kurz es entstand eine große Verwirrung, die sich noch nicht gelegt hat, trotzdem Waffen vertheilt und Polizei an die Grenze gezogen wurde. Der Schaden, welchen Handel und Entwickelung der Colonie durch diese Stockung leiden, ist so beträchtlich, daß von der Regierung mit Recht Alles versucht wurde, um der Panik ein Ende zu machen; allein bis jetzt noch mit geringem Erfolge. Inwiefern eine Gefahr auch für die englischen Colonien vorhanden ist, kann aus der nachstehenden Darlegung der bezüglichen Verhältnisse ersehen werden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß einige der Kaffernstämme mit ihrer gegenwärtigen Lage unzufrieden sind; sowohl die englischen Residenten sind ihnen ein Dorn im Auge, als auch möchten sie die ihnen von den Engländern genommenen Ländereien zurückerhalten. Außerdem fühlen die Häuptlinge, daß sie unter den europäischen Verwaltungsbeamten und unter deren Jurisdiction zu Schattenkönigen werden; denn nicht immer sind die Beamten weise genug, durch die Häuptlinge zu regieren, statt sie zu umgehen. Die Maßregeln, welche in dieser Beziehung gegenwärtig von den Engländern durchgeführt werden, sind für die Kaffern sehr drückend. In einigen streitigen Fällen der neuesten Zeit haben sich die Engländer nachgiebig gezeigt, was ein Fehler war, da den Kaffern dadurch natürlich der Kamm schwoll.

Der am meisten zu fürchtende Nachbar ist Kreli, der nicht nur einen bedeutenden Stamm beherrscht, sondern eigentlich der Häuptling der ganzen Kaffernation ist. Nun hat dieser Stamm, die Gcalekas, durch die Engländer ein großes Stück sehr guten Landes im letzten Kriege verloren, das den Tambukis zufiel; die letzteren sind natürlich nicht gesonnen, diesen Länderstrich herzugeben, und so hielten sich diese beiden einander feindseligen Stämme, die den Engländern gefährlich werden könnten, gegenseitig in Schach, da jeder glaubt, daß ihm der andere in den Rücken fällt, wenn er mit den Engländern anbindet. Nun sind zwischen den beiden Häuptlingen dieser Stämme, Kreli und Gangelizwe, kürzlich Freundschaftsbezeugungen gewechselt worden, die aber noch nicht über das erste Stadium hinausgekommen sind und auf die man nicht viel hält, weil die zwischen den Stämmen vorkommenden Herdendiebstähle nicht abgenommen haben.

Ein weiteres Ferment ist der Haß dieser beiden Stämme gegen die den Engländern ergebenen und unter ihrem Schutze stehenden Fingos, und die depossedirten Häuptlinge, welche nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, sind gleichfalls ein fortwährend beunruhigendes Element.

Von Wichtigkeit zur Erkennung der Sachlage ist der Bericht eines regierungsfreundlichen Eingeborenen, der sagt, daß ein gewisser einflußreicher Häuptling (der Name ist zwar nicht genannt, wohl aber Kreli gemeint) die gegenwärtige Aufregung benutzte, um die Ansichten anderer Häuptlinge über eine allgemeine Erhebung zu sammeln. Er erhielt abschlägige Antworten, welche wir ihrer charakteristischen Fassung halber anführen.

1. Ich liebe den Schnaps und bin an Wirthshäuser gewöhnt. Hast Du welche? Und kannst Du mich mit Schnaps versorgen, wenn ich zu Dir komme?
2. Ich bin Niemand. Ich bin todt; schicke nicht zu mir.
3. Ich kann noch nicht sprechen.
4. Ich muß meine eigenen Uebelstände ansehen; spreche mir nicht von den Deinigen.
5. Mein Vater sagte mir, ich solle die Weißen nie bekämpfen, weil er sie mit magischer Medicin angriff und sie unverwundbar fand, während er fiel. Du kannst es elf Tage lang versuchen und dann werde ich sehen, wie Du fortkommst.

6. Ich bin ein Regierungsmann. Ich bin ihr Fundament; ja ich bin die Regierung ſelbſt. Spreche nicht mit mir.

Einige Häuptlinge haben ſich beeilt, den Engländern friedliche Verſicherungen zu geben. So ſandte z. B. Secocoeni durch Vermittelung eines Händlers ein Schreiben an die geängſtigten Engländer auf den Goldfeldern, worin er verſichert, daß er nur mit den Holländern Krieg führe, die Engländer und ihr Eigenthum ſchonen werde und ſie einlade, mit ihm in Handelsverbindung zu treten. Er hat ſich auch dahin geäußert, im Falle eines unglücklichen Ausganges des Krieges ſein Gebiet eher den Engländern abtreten zu wollen, als den verhaßten Holländern auch nur einen Zoll breit Landes zu gewähren. — Umlonhla, dem man gleichfalls aufrühreriſche Vorſätze zuſchrieb, hat einen Miſſionär mit der Verbreitung der Verſicherung beauftragt, daß er bedauerte, daß die Farmer auf der Grenze geflohen ſeien, indem er feſt zu den Engländern halte, trotzdem es nicht recht geweſen ſei, daß man etwas von ſeinem Land genommen und es den Boers gegeben habe.

Es ſind aber auch verſchiedene Urſachen vorhanden, welche die Invaſion der Kaffern unwahrſcheinlich machen; vor Allem dürfte hier zu erwähnen ſein, daß die ſchlauen Kaffern recht gut wiſſen, daß ſie in jedem der fünf geführten Kriege trotz anfänglicher Erfolge, welche ſie ihrer Raſchheit und Organiſation zu verdanken hatten, geſchlagen wurden und jedesmal mehr Land und Macht einbüßten. Ferner würden ihnen auch ſchon die ſeit dem letzten Kriege entſtandenen Grenzſtädte einen bedeutenden Widerſtand leiſten können. Auch ſind die Intereſſen der Kaffern mit den Grenzcolonien bereits ſo innig verwachſen, daß ſie, ohne von vornherein große Opfer zu bringen, einen Krieg überhaupt gar nicht anfangen könnten; es hängen mehrere Kaffernſtämme auf dieſe Weiſe von den Engländern vollſtändig ab.

Mr. A. Brownlee, der Secretär für die Angelegenheiten der Eingeborenen, wurde in Anbetracht der beunruhigenden Nachrichten an Ort und Stelle geſandt, um ſich mit den Behörden und Häuptlingen zu benehmen. Die Reſultate ſeiner Reiſe faßte er in einem Memorandum zuſammen, welches in den Zeitungen der Colonie veröffentlicht wurde. Er behandelt eine Allianz zwiſchen Kreli und Gongelizwe als ein unmögliches Ding, ebenſo als höchſt unwahrſcheinlich, daß die Tembus und Gcalekas revoltiren werden, da ihnen durch 40,000 Fingos, welche die Engländer im Transkei auf Kreli's frühern Landbeſitz angeſiedelt haben, ein Paroli geboten ſei, und ſagt, daß die Aufrichtigkeit der Fingos über allen Zweifel erhaben ſei. Sie würden alſo jedenfalls das Bollwerk abgeben, welches, durch britiſche Hülfe verſtärkt, Gangelizwe und Genoſſen ſtets zurückhalten werde. Er conſtatirt ferner, daß ebenſo wie unter den Europäern auch unter den Eingeborenen eine Panik herrſchte und Kreli bereits ſeine Reſidenz verlaſſen habe, weil er gehört hatte, daß Tauſende von engliſchen Soldaten gelandet ſeien, um ihn anzugreifen. Die Miſſion Brownlee's hat jedoch keine ſehr günſtige Aufnahme unter den Weißen gefunden und ſeine Friedensverſicherungen tragen nichts dazu bei, die Ruhe wieder herzuſtellen; man glaubt ſeinen Ausführungen nicht, ſo tief hat ſich das Mißtrauen gegen die Lage bereits eingewurzelt. — Wir halten die Gefahr für keine ſo große, wenn nicht neue Complicationen eintreten; doch iſt ſtets Vorſicht geboten, um ſo mehr als die nähere Erörterung der Frage der Kaffernbewaffnung, die ſchon einmal im „Globus“ (XXIX, Nro. 17, S. 72) beſprochen wurde, bedenkliche Dinge ans Licht gebracht hat. Die engliſchen Magiſtratsbeamten müſſen bekanntlich für jedes einzelne Gewehr, das ein Kaffer kaufen will, einen Erlaubnißſchein ausſtellen, deſſen Gewährung von dem Charakter der Anſuchenden, der einen Bürgen ſtellen muß, abhängt. Mit dieſen Erlaubnißſcheinen iſt nun ein ſo arger Unfug getrieben worden, daß der Schluß nahe liegt, die Beamten ſeien beſtochen worden, denn in Queenstown z. B. waren im letzten Jahre gegen 2000 Gewehre an Eingeborene verkauft worden, trotzdem die amtlichen Tabellen blaß 200 aufwieſen. Derſelbe Beamte geſtattete, daß 500 Gewehre auf einmal zu den Kaffern geliefert wurden, d. h. er gab die Erlaubniß dazu, nachdem ſie von der Polizei mit Beſchlag belegt worden waren. Ja ein Kaufmann konnte mit Kaffern einen Contract abſchließen, wonach er ſich verpflichtete, um 1000 Pf. St. Gewehre auf einmal zu liefern. Die Klagen, die nun von allen Seiten einlaufen, kommen leider zu ſpät; das Unheil iſt bereits geſchehen.

Die letzten Nachrichten aus den von England mißtrauiſch betrachteten Diſtricten lauten günſtig, und wir glauben, daß eine entſchiedene, ja kühne, aber gerechte Behandlung der Kaffern die Engländer vor dem Angriffe ſichern wird; man darf erſteren gegenüber nur keine Schwäche zeigen und als ſolche wird auch jede Nachgiebigkeit ausgelegt.

Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

I.*)

(Ob-Fahrt von Tomsk bis Obdorsk.)

Obdorsk, 14. Juli 1876.

Der Räderdampfer „Beljetſchenko“ verließ früh 3 Uhr am 2. Juli Tomsk und landete uns nach 65ſtündiger Fahrt Abends gegen 7 Uhr in Samáraw, dem Hauptplatze nahe der Einmündung des Irtyſch in den Ob, etwa 25 Werſt von letzterm Strome entfernt. Wir hatten auf dieſer 1300 Werſt langen Strecke genügend Gelegenheit, den Ob als einen kolaſſalen, aber unbelebten Strom kennen zu lernen, und dieſe Ueberzeugung hat die weitere, über tauſend Werſt lange Fahrt bis Obdorsk nur befeſtigt. Zwiſchen Tomsk und Samáraw giebt es nur ſechs Haltſtellen, weniger zur Aufnahme von Paſſagieren und Gütern als zur Ergänzung des Holzmaterials zum Heizen der Keſſel. Mit Ausnahme von Narym, einer kleinen nett gelegenen Stadt, ſind dieſe Stationen, ſoweit wir dieſelben zu Geſicht bekamen, bedeutungslos.

In Narym, welches wir am 3. Juli früh 8 Uhr erreichten, merkten wir die erſten Zeichen, daß wir uns im Oſtjakenlande befanden, indem verſchiedene Arbeiten dieſes Volkes zum Verkauf an Bord angeboten wurden; aber erſt in

*) Vergl. Bd. XXX, Nr. 18

Tymskoje lernten wir ſie ſelbſt kennen. Der Ort iſt ein kleines Kirchdorf, inmitten des mächtigen bis an die Ufer ſtoßenden Fichtenwaldes, welcher ſich mit wenigen Unterbrechungen faſt am ganzen rechten Ufer des Ob hinzieht, und würde für uns ohne ſeine Oſtjaken ganz bedeutungslos geweſen ſein. Freilich war der erſte Eindruck dieſes Volkes kein empfehlender, und mit einigen Bedenken ſahen wir die verkommenen armſeligen Menſchenkinder, unter denen wir längere Zeit leben, die vielleicht unſere Begleiter, Gefährten und Führer ſein ſollten. Ohne eigentliche Zelte oder Hütten, nur unter einem Wetterdache von Birkenrinde ſaßen ſchmutzige Weiber, zum Theil mit Tättowirung auf Geſicht und Händen, um einen unſaubern Keſſel, in dem Fiſche brodelten; ſie näheten an Kattunkleidern oder Schuhen aus Renthierfellen. Eine Frau rührte in einem hölzernen Gefäß Mehl und Waſſer zuſammen, knetete einen Teig, der, um einen Stock gelegt, in der Aſche zu einer Art Brot gebacken wurde. Schmutzige Kinder und hungrige Hunde von hündſchem, wolfsartigem Gepräge vervollſtändigten das Bild großer Armuth und Verkommenheit; denn die Folgen des Branntweingenuſſes und der Syphilis machten ſich nur zu ſehr bemerkbar. Es iſt gut, daß wir nicht lediglich auf Grund dieſer erſten Anſchauung eine Schilderung der Oſtjaken entwarfen, denn ſeither haben wir ſie beſſer kennen gelernt und uns überzeugt, daß ſie nur da, wo ſie mit der Civiliſation in engere Berührung kommen, in dieſer Weiſe degeneriren. Freilich iſt ein Hang zu ſtarken Getränken, wie bei allen Halbwilden, nicht zu verkennen; aber bei unſerer weitern Berührung mit Oſtjaken lernten wir ſie als intelligente Fiſcher und Jäger, als ein harmloſes, ehrliches, dienſtfertiges Volk kennen, welches ſich ganz unſere Sympathien erwarb.

Die Landſchaft auf der ganzen Strecke bis Samárow bleibt ſich ziemlich gleich, an beiden Ufern ziehen ſich ununterbrochen Wälder, theils Fichten, Lärchen und Kiefern, theils gemiſcht mit Birken und Pappeln, oder enorme Weidendickichte hin, die nur hier und da mit ſteilen Sandufern abwechſeln, in denen gewöhnlich Hunderte und aber Hunderte von Uferſchwalben ihre Niſtlöcher angelegt haben und dieſelben gleich Bienen umſchwärmen. Trotz dieſer geringen Abwechſelung iſt die Fahrt auf dem Ob keine langweilige, und z. B. bei weitem intereſſanter, als auf der untern Donau; denn der Strom imponirt durch die enorme Waſſermaſſe, die, jetzt bei Hochwaſſer wohl mehr als 10 Fuß geſtiegen, das Land weit und breit überfluthet, und zu den ſchon vorhandenen neue große Inſeln bildet. Oft ſcheint aus dieſem Labyrinth kein Ausweg vorhanden, der ganze Horizont von Wald eingefaßt, oder es öffnen ſich verſchiedene Waſſerſtraßen, von denen man nicht weiß, welches die richtige ſein wird. Dank den Bemühungen des Herrn Ignatow in Tjumén iſt das Waſſerſyſtem des Irtyſch und Ob, vom Tjumén bis Tomsk, ſoweit ſeine Dampfer ſtändige Verbindung halten, genau ermittelt und in einer Karte niedergelegt, die alle Anerkennung verdient und den beſten Beweis des wiſſenſchaftlichen Strebens dieſes größten Rhebers am Ob liefert.

Die Dampfer vermeiden übrigens ſo viel als möglich den Hauptſtrom und wählen überall, wo es angeht, nähere Nebenarme, welche überdies weit ruhiger ſind. Denn daß ſchon ein ſchwacher Wind den Strom heftig in Bewegung bringt, davon konnten wir uns im Laufe des 4. Juli überzeugen; die Wellen gingen ſchon ganz nett hoch, zeigten weiße Köpfe und der Dampfer ſchwankte ſo erheblich, daß Seekrankheit berechtigt geweſen wäre. Wie uns der Capitän erzählte, thürmt der Sturm oft ſo hohe Wellen auf, daß ſie über Deck ſchlagen und zuweilen die Feuer auszulöſchen drohen. — Die kleine Zahl von Halteplätzen für die Dampfer auf einem Waſſerwege, der den Krümmungen nach gerechnet faſt 200 deutſche Meilen beträgt, läßt ſchon auf die geringe Bevölkerung ſeiner Ufer ſchließen, und in der That ſahen wir außer einigen jetzt meiſt überſchwemmten und verlaſſenen Oſtjakenniederlaſſungen nur wenige Dörfer, weit weniger als am untern Ob nach Bereſów zu. Auch das zu beobachtende Thierleben ſtand mit der Ausdehnung der Waſſerfläche in keinem Verhältniß, und außer Schwärmen von Enten und Möven ſahen wir kaum etwas; ſo z. B. wilde Gänſe nur wenige, Schwäne nur einmal.

In Samárow, wo jeder geregelte Schiffsverkehr ſtromabwärts aufhört, meldete der Bezirksvorſteher, daß Alles zu unſerer Weiterreiſe bereit ſtehe. Der edelmüthige Förderer unſerer Expedition war Herr Waſſili T. Semzow, ein aus dem Gouvernement Rjezan ſtammender Ruſſe, der ſeit 25 Jahren in Samárow anſäſſig iſt und einen ausgedehnten Handel längs des Ob betreibt. Wir fanden ſeine Firma noch in Bereſów wieder und hörten ſeinen Namen überall als einen hochgeachteten nennen. Herr Semzow bot uns mit größter Bereitwilligkeit zwei ſeiner Lodken und zwar bedingungslos an, bis Obdorsk oder weiter. Dann, als ich fragte, welche Entſchädigungsſumme im Falle des Verluſtes zu entrichten wäre, meinte er lachend: „nitschewo“, „das iſt nichts und meine Sache“! So konnten wir nach kaum achtſtündigem Aufenthalte in dem Städtchen unſere Reiſe Ob abwärts fortſetzen, viel ſchneller als wir jemals gehofft hatten.

Samárow liegt ſehr angenehm an üppig mit Nadelholz, darunter prächtigen Arven, beſtandenen Uferhöhen, die von maleriſchen Schluchten durchzogen ſind. Das Städtchen beſteht natürlich aus Holzhäuſern, zeichnet ſich aber durch eine Art aus Schiffsplanken verfertigter erhöhter Gangwege aus, die bei Regenwetter in dem ſumpfortigen aufgeweichten Erdreiche allerdings eine große Wohlthat ſein mögen. Es hat etwa 4000 Einwohner, meiſt Ruſſen, die Fiſchfang und Viehzucht und etwas Landbau betreiben; wenigſtens ſahen wir längs der Uferhänge ſorgfältig gepflegte und eingefriedigte Kartoffelbeete. Längs der Uferkante erhoben ſich mächtige Heuſchober, die auf rohen aus Balken gezimmerten viereckigen Gebäuden ruhen, welche im Winter als Viehſtälle dienen, jetzt aber zum Theil unter Waſſer ſtanden.

Die Verbindung auf dem Strome, wenigſtens bis Bereſów, iſt in der Weiſe geregelt, daß von Station zu Station Ruderer, wie auf dem Lande Jemtſchiks genannt, geſtellt werden, von welchen je zwei Mann für die Werſt drei Kopeken erhalten. In gleicher Weiſe wird die Poſt befördert, welche nach Obdorsk und zurück eine vierzehntägige Verbindung herſtellt. Die Stationen liegen von 15 bis 45 Werſt auseinander, und es giebt deren von Samárow bis Bereſów fünfundzwanzig. Wie bei der Einfahrt, ſo waren wir auch bei der Ausfahrt Angeſichts des enorm ausgedehnten Waſſerſyſtems nicht im Stande, die Einmündung des Irtyſch in den Ob zu erkennen, um ſo weniger, als lebhafte Fata Morgana eine Orientirung erſchwerte, wo nicht unmöglich machte und unſere „Waſſerjemtſchiki“ ihren Weg meiſt durch Canäle überſchwemmenden Waſſers nahmen. Es wimmelte in dieſem Gebiete von allerlei Enten, die ſich mit der ihnen eigenthümlichen Schlauheit ſtets außer dem Bereich unſerer Gewehre hielten. Als wir aus dem überſchwemmten Gebiete in den eigentlichen Hauptſtrom wieder eintraten, veränderte ſich der Charakter der Uferlandſchaft inſofern, als das rechte Ufer hohe ſteil abfallende Sand- und Mergelſchichten mit prächtigen Waldungen bedeckt zeigt, während das linke aus flachen Wieſengründen, mit Weiden beſtanden, gebildet wird. Bis zur fünften der Stationen, Suchorowskaja, welche wir am 6. Juli gegen

Digitized by Google

7 Uhr Abends erreichten, waren dieſelben meiſt hübſche und ſtattliche Dörfer, am linken Ufer belegen, da die Bewohner viel Viehzucht betreiben, denn Feldfrüchte gedeihen hier nicht mehr. Von da ab liegen die Stationen meiſt am rechten Ufer und haben vorwiegend Fiſchereibevölkerung, die mehr und mehr aus Oſtjaken beſteht.

Es iſt ſchwer, charakteriſtiſche Kennzeichen des Typus der Oſtjaken anzugeben, denn obwohl ſchwarzes Haar, dunkle Augen und mittlere Statur vorherrſcht, ſo findet ſich doch ſoviel individuelle Abweichung, daß man ſich kaum ein ſicheres Urtheil bilden kann. Wir fanden Männer mit grauen und blauen Augen und dunklem Haar, dunklem Kopfhaar und blondem Bart, endlich Blonde und ſogar einen Rothkopf. Graues Kopf- und Barthaar ſind nicht ſelten. Die hervorſpringenden Backen, die meiſt kurze ſtumpfe Naſe und die etwas geſchlitzten Augen ſprechen allerdings für mongoliſchen Typus; aber wir ſahen auch Leute mit gebogener Naſe, die mich lebhaft an Indianer Nordamerikas erinnerten, namentlich auch des ſchwachen Bartwuchſes halber, denn Männer waren von den Weibern oft kaum zu unterſcheiden. Leute, welche mit den Finnen wohlbekannt ſind, verſicherten uns, die größte Aehnlichkeit mit dieſem Volksſtamme zu finden, mit deſſen Idiom ja die vocalreiche wohlklingende Sprache der Oſtjaken verwandt iſt. Zu dieſer großen Verſchiedenheit im Typus trägt übrigens die vielfache Miſchung mit Ruſſen und, wie man uns ſagte, mit Samojeden und ſelbſt tatariſchem Blut Vieles bei, und die Anthropologen mögen ſich beeilen, den eigentlichen Typus dieſes intereſſanten Volkes klarzuſtellen. Die Niederlaſſungen der Oſtjaken, welche wir berührten, beſtanden meiſt aus Sommerlagern, d. i. aus blockhausartigen Hütten oder wigwamartigen Jurten, hohen ſpitzen Zelten, die über Stangen aus Birkenrinde errichtet ſind. Selten finden ſich mehr als ein Dutzend zuſammen, die meiſt am Ufer einer flachen mit Weiden beſtandenen Inſel angelegt ſind, von wo aus ſich der Fiſchfang am ausgiebigſten betreiben läßt.

Obwohl ſich die Landſchaft, rechts hohe aus Sand gebildete mit Nadelwald, links flache mit Laubwald (meiſt Weiden) bekleidete Ufer, faſt ununterbrochen gleich bleibt, ſo fehlt es ihr nicht an Reizen, und man empfindet trotz der Abweſenheit von Leben auf Strom und Ufer keine Langeweile. Wir erreichten das maleriſch gelegene ziemlich große Kirchdorf Malo Atlym, unweit der Mündung des Atlymfluſſes, am Nachmittage des 7. Juli und benutzten die Zeit während des Abkochens zu einem Ausfluge in den das Dorf umgrenzenden prächtigen Wald, wie dies gewöhnlich an ſolchen Plätzen geſchieht, wo wir länger als eine Stunde halten müſſen. Schön ſind ſie, dieſe herrlichen aus Fichten, Lärchen, Arven, Birken und Weiden gebildeten Wälder, mit ihrer Fülle von Unterholz von verſchiedenen Sträuchern, unter denen der Faulbaum jetzt eben in prächtiger Blüthenfülle prangte, aber todt. Man hört das Blaukehlchen, unſern Weidenlaubvogel, die Wachholderdroſſel und den Geſang einiger anderer Vögel, von denen uns Phyllopneuste tristis, eine bis Indien herabziehende Art, und eine unſerm Müllerchen (Sylvia garrula) verwandte, mir unbekannte Art, zur Beute fiel. Außerdem erlangten wir das Haſelhuhn, bemühten uns aber vergeblich die ebenſo häufigen als ſcheuen Bergfinken und Heckengimpel zu erlangen. Von Säugethieren kam nur das Eichhörnchen in unſern Beſitz, obſchon es an großem Wilde, Renthier, Fuchs, Wolf, Bär ꝛc., nicht mangelt. Die Jagd in dieſen Dickichten iſt ebenſo ermüdend als anſtrengend; denn ſo ſehr der herrliche Wald auch verlockend winkt, ſein Inneres beherbergt eine Plage, die ganz entſetzlich werden kann: die der Mücken! Wir hatten ſie bereits früher kennen gelernt, aber erſt hier kam die ganze Wucht nordiſcher Mosquitos über uns, und zwar ſo ſchnell, als wir Sonnenſchein und warmes Wetter erhielten, was bis Samárow nicht der Fall war. Dieſe Plage iſt bis jetzt bei Tag und Nacht unſer ſteter Begleiter geweſen und hat, je weiter wir nach Norden kommen, ſtetig zugenommen. Nur in der Mitte des Stromes herrſcht Linderung, aber ſobald man ſich dem Ufer nähert und an Land tritt, hat man die Blutſauger über ſich, gegen welche nur die dicken Lederhandſchuhe und Schleier ſchützen, die freilich nicht bei jeder Arbeit getragen werden können.

Das ſehr hübſch am rechten Ufer gelegene Kloſter Kandinsky, mit einer großen aus Stein erbauten dreithürmigen Kirche, erreichten wir in der Frühe des 8. Juli, die letzte kirchdorfartige, von Ruſſen bewohnte Anſiedlung bis Berezów; denn alle weiteren Stationen beſtanden nur aus oſtjakiſchen Fiſcherhütten, mit den üblichen Geſtellen zum Dörren der Fiſche, ſich ſcheu verhüllenden Weibern und Mädchen, ſchreienden Kindern und hungernden und lungernden wolfsartigen Hunden, die im Winter zum Ziehen der Schlitten benutzt werden und im Sommer, wie in Kamtſchatka, ihr Leben ſelbſt machen müſſen. Alles Eßbare iſt daher vorſorglich in entſprechender Höhe angebracht, und Vorrathshäuſer und Fiſchgerüſte erheben ſich als Pfahlbauten, zu denen, wie bei den Dajakern und Papuas, ein mit Kerben verſehener Baumſtamm als Treppe führt, der bei Nichtbenutzung umgedreht wird. Trotz des ſcheuen Weſens der Frauen hatten wir ſolche oft als Ruderer, und nicht ſelten führten ſie in den eigenthümlichen, durchaus praktiſchen Wiegen aus Birkenrinde ihre Säuglinge mit ſich, die wie die betreffenden Mütter meiſt nur einen Renthierpelz als einzige Bedeckung auf dem Leibe trugen. Bei den Frauen und Mädchen iſt derſelbe mit Glasperlen artig verziert; den koſtbarſten Theil bildet aber ein buntes, großblumiges, mit Franzen verziertes Kopftuch, in welches ſie ſich ſo feſt einhüllen wie Türkinnen. Aber Nähnadeln, Zucker und dergleichen machten ſie zutraulicher, am meiſten indeß wohl Schnaps, für welchen beide Geſchlechter der Oſtjaken ſtark inclinirten.

Gegen 2 Uhr (9. Juli) Nachmittags legten wir in Bereófow, der einzigen Stadt am untern Ob, an. Sie liegt ſehr maleriſch auf grünen Wieſenhügeln, umrahmt von prächtigen Lärchen- und Arvenwaldungen, und ihre zwei ſtattlichen Kirchen ſowie mehrere Regierungsgebäude laſſen den Ort von Weitem viel bedeutender erſcheinen, als er in der Wirklichkeit iſt, denn er zählt nur etwa 2000 Einwohner, darunter viel Sirauen, von denen die meiſten jetzt der Fiſcherei wegen abweſend waren. Die Stadt erſchien daher mit ihren geſchloſſenen Lagerhäuſern am Strande und zum Theil verlaſſenen Wohnhäuſern ſehr öde und todt, und wir wunderten uns aufängtich, nicht das üdliche „große Gefolge“ hinter uns zu haben. Durch Güte des dortigen Ispravnik engagirte ich als Dolmetſcher Michael Panajew, einen alten Ruſſen mit prächtigem Petruskopfe, der außer Oſtjakiſch auch Samojediſch verſtehen ſollte und für den Fall, daß wir in Obdorsk keine beſſere Perſönlichkeit erhielten, ſich auch zur Weiterreiſe verpflichtete. Außerdem veeproviantirten wir uns mit Eiern und, was weit wichtiger, ſogar mit Rindfleiſch. Ehe die neuen Ruderer eintrafen, beſahen wir in Begleitung des Ispravnik die Stadt, in der es, abgeſehen von den Gräbern Mentſchikow's und Graf Oſterman's, die beide hier als Verbannte ſtarben — das des erſtern Staatsmannes iſt nicht mehr ſicher nachweisbar —, eigentliche Merkwürdigkeiten nicht giebt. Die ſogenannte Kathedrale, umgeben von herrlichen Arven, die angeblich noch von Alexander Mentſchikow gepflanzt ſein ſollen, gewährt ein äußerſt liebliches, male-

riſches Bild, und der Blick auf die ſtark überſchwemmte mächtige Waſſerfläche der Sozwa iſt ein großartiger.

Gegen Mitternacht verließen wir Bereſóſow, an Bord geleitet vom Iſpravnik und dem Kreisarzte Dr. Krzywicki, einem liebenswürdigen deutſchſprechenden Polen, deſſen ärztliche Praxis ſich ſüdlich bis Surgut, nördlich bis Obdorsk, alſo über ein Gebiet von mehr als tauſend Werſt erſtreckt, freilich mit einer Bevölkerung, von welcher eine neuntel Seele auf die Quadratwerſt kommt. Die dreizehn Stationen auf der faſt fünfhundert Werſt langen Strecke ſind mit Ausnahme des ruſſiſchen Dorfes Kuſchowat ſämmtlich Oſtjakenniederlaſſungen, meiſt Sommerhütten zum Fiſchfangbetriebe. Obwohl die Leute nicht ſo ſtreng zur Beförderung von Reiſenden verpflichtet ſind, als zwiſchen Samárow und Bereſóſow, ſo hatten wir doch mit einer einzigen Ausnahme nie über böſen Willen zu klagen, und waren nicht genügend Ruderer in nächſter Nähe vorhanden, ſo wurde nach entfernter wohnenden geſchickt. Bei den Oſtjaken kamen wir überall mit Hülfe unſeres Michael durch, deſſen Dienſte als Dolmetſcher in der That jetzt unentbehrlich waren, denn die Zahl der Ruſſiſch ſprechenden aber verſtehenden Oſtjaken wurde immer ſeltener. Panajew erwies ſich als ein durch und durch gründlicher Kenner der Oſtjaken, der über jedes ihrer Geräthe, ihre Waffen, ihre Gebräuche und Sitten genaue Aufklärung zu geben vermochte. Durch ſeine Vermittelung gelang es uns, eine Menge ethnographiſcher Sachen zu erſtehen, was ſonſt ziemlich ſchwer iſt; denn die Oſtjaken ſind ſcheu, und es bedarf beſonderer Nachfrage, um das Eine oder Andere zu erlangen. Außer Schnaps, den wir nicht hergaben, iſt Tabak ein beliebtes Tauſchmittel, denn dies Volk iſt dem Rauchen und Schnupfen leidenſchaftlich ergeben. Wie bei den Kaffern ſieht man nicht ſelten einen Schnupfer, der die eine Naſenöffnung ganz voll mit Priſe und einen Pfropf von Birkenſpähnen davor geſetzt hat, um ſich des Genuſſes deſto länger und energiſcher zu erfreuen.

In Balſchoi Uſtram, der zweiten Station, fanden wir eine ruſſiſche Fiſcherei mit der Oſtjakenniederlaſſung vereint. Unſere Waſſerſtraße wand ſich unterbrochen in mit Weidendickichten beſtandenen Ufern dahin; denn wir fuhren in theilweiſe überſchwemmten Gebieten oder Seitenarmen des Ob, deſſen Hauptſtrom wir hier gar nicht zu ſehen bekamen. Erſt bei der vierten Station, Gonovatskaka, bogen wir wieder in den Balſchoi oder großen Ob ein. Doch war es ſehr ſchwer, ſich über dieſes enorme Waſſerſyſtem ein Bild zu formen, denn ſelbſt die Nachrichten der Oſtjaken waren widerſprechend und ungenau. In Kaſchgarskaja, der achten Station, aus etlichen Winterhütten beſtehend, die mit Ausnahme der Fenſter manchen ruſſiſchen Bauernhäuſern gleichſehen, fanden wir eine erſte Werkſtatt oſtjakiſchen Fleißes, zugeſchnittene, mehr oder minder vollendete Rennthier- und Hundeſchlitten, Schneeſchuhe, Ruder, Boote, die trotz der Unvollkommenheit der Werkzeuge ſauber und gut gearbeitet ſind. Namentlich gefielen uns die ſchlanken Canoes, die aus einem ausgehöhlten Baumſtamme beſtehen, der mittelſt Stricken aus Kiefernwurzeln mit zwei Seitendrettern verbunden iſt und die trotz ihrer Leichtigkeit ſechs Menſchen und mehr tragen. Wir erſtanden hier eine ſinnreiche Falle zum Fange des Hermelins und Selbſtbogenſchuß für den Fuchs, die unſere Bewunderung erregten. Ebenſo muſterhaft waren die großen Fiſchreuſen, welche wir in beſonderer Vollkommenheit an der zehnten Station, Parawatskaja, ſahen. Sie ſind aus Stäben geſpaltenen Kiefern- oder Lärchenholzes gefertigt, und leider zu groß, um mitgenommen werden zu können; denn die Länge des einen Korbes, welcher die holbe Reuſe bildet, beträgt allein zwölf Fuß bei ſechs Fuß Höhe und Breite. Wir trafen hier zugleich die erſten Rennthiere, welche im Rauche eines Feuers gegen die Mücken geſchützt lagen und bei unſerer Ankunft in den Wald liefen. Es waren alles prächtige Thiere mit noch nicht völlig abgelegtem, oft mächtigem Geweih und viel größer und ſtattlicher als die, welche man in Lappland ſieht. Parawatskaja hatte aber noch einen ganz andern Reiz für uns; denn die faſt ununterbrochen gleichartige, obwohl nicht ermüdende Landſchaft erhielt plötzlich einen neuen belebenden Reiz in der Kette des Uralgebirges. Ganz mit Schnee bedeckt, ragt es hinter dem mächtig breiten Strome hervor. Zwiſchen dem letztern und dem gewaltigen Gebirgszuge mit ſeinen gefälligen Contouren lag ein hellgrüner Uferſtreifen und weiterhin in tiefblauer Färbung das Waldgebiet.

Tachty, die nächſte Station, bot uns inſofern Neues, als wir die Geſchicklichkeit der Oſtjaken im Bogenſchießen kennen lernten. Die Bogen, aus Tannen- und Birkenholz gearbeitet, ſind ebenſo ſauber, als die mit ſelbſtgeſchmiedeter Spitze verſehenen Pfeile, welche mit Adlerfedern befiedert ſind. Dieſe Pfeile werden gewöhnlich auf der Entenjagd angewandt und ſind mit zwei geſchärften Querzacken verſehen, die das gänzliche Durchſchießen des Vogels unmöglich machen. In der That iſt die Gewalt dieſer Pfeile eine ganz unerwartete und die Geſchicklichkeit des Schützen war es nicht minder. Er traf einen dünnen Stab auf dreißig Schritt und vermochte es, den correct fliegenden Pfeil wohl an hundertundfünfzig Schritt weit zu ſchießen. Auf unſerer Weiterreiſe nahm der Strom an Ausdehnung immer mehr zu, das rechte uns entfernter liegende Ufer erſchien nur als ein ſchmaler grüner Streif und die ungeheure ſpiegelglatte Waſſerfläche glich einem großen unbelebten Landſee, denn nicht einmal ein Vogel ſchwebte über ſeiner Oberfläche. Dabei die magiſche Beleuchtung der Sonne, welche um 10½ Uhr hinter den Schneebergen verſchwand, die Spitzen der nördlichſt gelegenen niedrigſten Kette aber noch um 12½ Uhr mit goldenem Saume begrenzend, während weiter öſtlich der Himmel von der ſchon wieder aufgehenden Sonne dunkler aurorafarben erſcheint als weſtlich, da wo ſie geſunken. Um 1 Uhr erhebt ſich die Sonnenſcheibe wieder über den Horizont, und ihre Strahlen, die ſchon vorher hervorragende Bergkuppen ſchwach beleuchteten, fallen fünfzehn Minuten ſpäter als breiter goldigfeuriger Streif über die majeſtätiſche Waſſerfläche.

Bald darauf bemerkten wir auf der Höhe vor uns etwa zehn Gebäude und eine Kirche; es iſt Obdorsk. Ohne es zu merken, laufen wir in den Poluifluß ein, der von Oſten her in den Ob mündet und mit ihm Eins zu ſein ſcheint, und haben am ſanften Hange das freundliche Bild eines kleinen nordiſchen Städtchens unter dem Polarkreiſe vor uns, das uns ſo groß als Bereſóſow und faſt ebenſo maleriſch erſcheint, nur daß ihm die liebliche Umrahmung grüner Wälder fehlt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus dem Westen Chinas.

Die von uns auf S. 288, Bd. XXX, erwähnte Reise Patanin's nach der westlichen Mongolei hat schon in Tulta (am Südwestabhange des Ektag-Altai, keine 30 deutsche Meilen von der russischen Grenze) eine unangenehme Unterbrechung erfahren. Als die Russen dem dortigen Beamten einen Besuch abstatten wollten, wurden sie zuerst abgewiesen, und am folgenden Tage, als sie ihn wiederum in einem Kloster außerhalb der Stadt zu treffen suchten, dort von einer aufgeregten Volksmenge mit Steinwürfen empfangen, welche zwei der Russen ernstlich verletzten. Die Behörden schritten ein, aber nicht gegen die Schuldigen, sondern gegen die Russen, welche festgenommen und erst am nächsten Tage mit dem Bedeuten entlassen wurden, daß man bei Fortsetzung ihrer Reise nicht für ihre Sicherheit einstehen könnte. — Was die Chinesen zu diesem Vorgehen, das mit der Behandlung, deren sich Sosnowski (s. „Globus" XXX, S. 155) zu erfreuen hatte, so seltsam contrastirt, bewogen haben mag, ist zunächst unerfindlich, da sie sich bei ihrem Vorgehen gegen die Mohammedaner, speciell gegen den von England unterstützten Yakub Beg von Kaschgar, der Sympathie, wenn nicht der thätigen Hülfe Rußlands zu erfreuen hatten. So kam es wohl, daß ihren anfänglichen Niederlagen in jüngster Zeit eine Reihe von Siegen gefolgt sind. Der Herrscher von Ostturkestan hatte sein Reich nördlich über den Thian-schan ausgedehnt und dort namentlich Urumtsi und Manas besetzt. Schon im September 1876 aber nahmen die chinesischen Truppen eine Anzahl von Orten jener Gegend wieder ein (Kumudi, Katudi, Taschicho ꝛc.); Urumtsi und Manas selbst fielen wieder in ihre Hände, ebenso ein Sohn Yakub Beg's, und am 9. November eroberten sie den letzten Platz im Norden des Thian-schan, der sich noch im Besitze der Mahammedaner befand, und feierten diesen Erfolg nach ihrer Gewohnheit durch ein gräßliches Gemetzel, wobei Tausende von Dunganen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ihren Tod fanden. Yakub Beg steht inzwischen in Toksun, unweit westlich von Turfan am Südabhange des Thian-schan, und erwartet dort seine Todfeinde, die ihm durch die Sandwüste entgegenziehen. — Es ist hierbei zu bemerken, daß beide Parteien sich der Hülfe von Europäern erfreuen. Die Chinesen, meldet eine Depesche aus Taschkend, waren bei der letzten Affaire mit Hinterladern bewaffnet, die sie anfangs nicht zu handhaben verstanden, in deren Gebrauch sie jedoch zwei „Fremde" unterwiesen. Andererseits haben die Engländer dem Yakub Beg eine ansehnliche Zahl von Percussionsgewehren geschenkt und ihm in Kaschgar eine Fabrik eingerichtet, wo er dieselben (täglich etwa 16 Stück) in schnellfeuernde Hinterlader umwandeln läßt. Ebenso befinden sich in Kaschgar einige Pulvermühlen, welche ein sehr gutes polirtes Schießpulver anfertigen, sowie eine Kanonen- und Kugelgießerei, welche ein englischer Techniker, deren es viele in Kaschgar geben soll, angelegt hat. So berichtete Hr. Rheinthal, ein russischer Offizier, welcher im Frühjahr 1875 (Geschenke der russischen Regierung nach Kaschgar zu überbringen hatte (s. Russ. Revue 1876, S. 353). Als Instructeure beim Militär sind Türken angestellt, welche die gewöhnliche türkische Militäruniform tragen. Um seine gegen 18,000 Mann starke Armee in Tuch zu kleiden, hat Jakub Beg schon 800 Stück Tuch angekauft. Die eingeborenen Kaschgaren lieben Yakub Beg nicht, welcher seinerseits auch zu ihnen kein Zutrauen hat. Nur aus Furcht vor ihrem finstern und grausamen Herrscher revoltiren sie nicht. Todesstrafen finden beständig im ganzen Lande statt; Diebstähle, Fluchtversuche, eheliche Untreue — Alles wird mit dem Tode bestraft; ja die dort lebenden Chinesen verfallen dieser Strafe sogar auf den Verdacht hin, keine wohlwollenden Gesinnungen für den Regenten zu hegen. Derselbe ist stets besorgt, Arsenale und Magazine anzulegen und mit allem möglichen Kriegsmateriale zu füllen. Er liebt die Einsamkeit nicht; täglich schläft er nur drei Stunden, umgeben von sogenannten „Duwanen" oder Bettelmönchen, welche während seines Schlafes Verse aus dem Koran singen müssen. Diese Duwanen, deren Anzahl sich auf etwa 2000 beläuft, sind seine besten Freunde. (Nach den letzten Nachrichten hat Yakub Beg infolge der chinesischen Siege einen Gesandten nach Taschkend geschickt und die Russen um ihren Beistand oder ihre Vermittelung ersucht.)

* * *

— Mr. Jules Trebeau hat unlängst eine Forschungsreise nach Französisch-Guayana angetreten, dessen Inneres bis heutigen Tages eine terra incognita ist. In Begleitung von drei Franzosen und zehn Negern gedenkt er den Maroni Fluß, der die westliche Landesgrenze gegen Niederländisch Guayana ausmacht, hinaufzugehen und am Oyapak-Flusse, der Ostgrenze gegen die brasilianische Provinz Graa Para, zurückzukehren.

— Um die Kaukasus-Armee leichter zu militärischen Operationen in Turkestan heranziehen zu können, werden jetzt im ganzen alten Oxusbette, dem Usboi, vom Kaspischen Meere bis Kaue Urgendsch und Chiwa Brunnen gegraben. Die so gewonnene Karawanenstraße wird, wie man hofft, wenigstens die Hälfte des Jahres über für Truppen passirbar sein.

— Wie die „Allgemeine Zeitung" aus Constantinopel berichtet, wurde die neueste Auflage der H. Kiepert'schen Karte von der europäischen Türkei durch einen Generalstabsoffizier ins Türkische übersetzt und aus derselben die Karte des Kriegsschauplatzes, d. h. Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro sowie ein Theil der Praainzen Peizren und Bulgarien, veröffentlicht; dieselbe wird für 10 Piaster (etwa 2 Mark) verkauft. In der betreffenden Anzeige heißt es: daß diese Karte des „berühmten deutschen Kiepert" die beste und ausführlichste aller bisher erschienenen Karten von der europäischen Türkei ist.

— Australische Zeitungen berichten, daß D'Alberti's und seine Begleiter von ihrer neuesten Fahrt nach dem Fly Riaer nach Somerset zurückgekehrt seien. Sie sind den Fluß 350 engl. Miles weiter hinauf gefahren als die Ellengowan Expedition im December 1875 (s. „Globus" XXIX, Nro. 18, XXX, Nro. 2), vermochten aber mit den zahlreichen feindlich auftretenden Eingeborenen keine Verbindungen anzuknüpfen. Seine zoologischen, botanischen und besonders ethnologischen Sammlungen bezeichnet er selbst als sehr bedeutend.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. (Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.) II. (Mit fünf Abbildungen.) — Die verschiedenen Canalprojecte zur Verbindung des Stillen und Atlantischen Oceans. Von Dr. H. Polakowsky. II. (Schluß.) — Die Unruhen in Südafrika. — Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise in Westsibirien. I. — Aus allen Erdtheilen: Aus dem Westen Chinas. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 31. December 1876.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

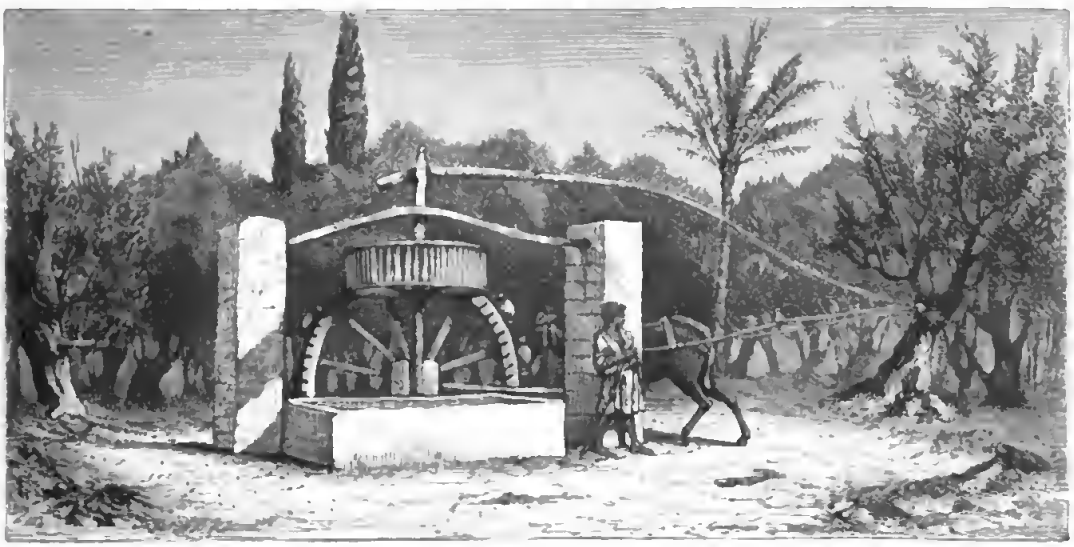
Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

III.

Von Athen über Kloster Daphne, Eleusis und den Kithäron nach Böotien.

Im October wird die Hitze in Griechenland erträglich; alsdann sind schon einige Regengüsse gefallen und haben den Boden erfrischt; die Fieber, welche noch im September den Besuch mancher Thäler gefährlich machen, verlieren an



Noria.

Heftigkeit und das Reisen im Innern des Landes ist weniger anstrengend. Freilich ist das Land durch eine Trockenheit von der Dauer eines halben Jahres ausgedörrt; aber an seinem eigenthümlichen Charakter und an seiner Groß-

Digitized by Google

artigkeit hat es nichts eingebüßt. 1874 war gerade ein günſtiges Jahr für einen Ausflug in die nördlichen Provinzen, an welchem Belle ſchon zweimal durch das Auftreten von Räubern verhindert worden war. Drei Jahre lang hatte die Regierung alle möglichen Anſtrengungen gemacht, um die Schande jenes im Frühjahr 1870 an Engländern begangenen Marathoner Blutbades auszuwetzen, und ihren energiſchen Maßregeln ſowie der Mitwirkung des türkiſchen Paſchas von Theſſalien war es endlich gelungen, Nordgriechenland wenigſtens vorläufig von ſeiner Landplage zu befreien. Belle benutzte dieſe Ruhe, um ohne Gefahr für ſeine Ohren und ſein Vermögen Theben, Euböa, Phthiotis u. ſ. w. zu beſuchen und theilte alsbald dieſe Abſicht dem Miniſter des Innern und dem Polizeipräfecten mit, eine Formalität, welche den Vortheil hat, daß die Gensdarmerieoffiziere und Localbehörden überall von der Ankunft des Reiſenden benachrichtigt werden und daß dieſer ſtets Unterkunft und Verpflegung findet in einem Lande, wo man oft Gefahr läuft, unter freiem Himmel zu nächtigen und Hungers zu ſterben.

Es iſt noch nicht lange her, daß man wie im ganzen Oriente ſtets zu Pferde von Athen abreiſte; heute kann man den bequemern Wagen wählen, ohne denſelben freilich lange benutzen zu können. Denn die paar Straßen, welche dieſen Namen wirklich verdienen, führen nicht weit [1]), und ſchon in Theben, zehn Stunden von Athen, muß der Reiſende ſeine Zuflucht wieder zu Reitthieren nehmen.

Um 4 Uhr Morgens, als die Sonne kaum mit ihren

Weſtſeite des Kloſters Daphne. (Nach einer Photographie.)

erſten Strahlen den Himmel über dem Berge Hymettus zu röthen begann, brach Belle in Begleitung eines Führers, den der Nationalſtolz ſeines Vaters mit dem Namen Perikles geſchmückt hatte, von Athen zu Wagen nach Eleuſis auf. Schon waren einige Kaffeeſchänken offen und der Duft des Getränkes vermiſcht mit dem von türkiſchem Tabak zeigte an, daß das Leben in der Stadt der Athene von Neuem begann. In den Straßen aber ſchwebte noch die Hitze vom vorigen Tage und die Mauern der Häuſer ſtrahlten noch Wärme aus. Zum Glück iſt die Stadt nicht ausgedehnt, und eine kleine Viertelſtunde genügt, um vom königlichen Palaſte im Oſten der Stadt an das weſtliche Ende der civiliſirten Welt zu gelangen. Dort im Nordweſten des Ortes zweigt links die heutige Straße nach dem Piräus ab und etwas weiter hin ſtand in alten Zeiten das Thriaſiſche Thor aber Dipylon, wo einſt der meiſte Verkehr herrſchte. Auch das heilige Thor wurde es genannt, weil unter ihm die hei-

[1]) S. Zuſtände in Hellas, „Allgemeine Zeitung“, 30. December 1876, Nr. 365. Dort, wo von dem thatſächlichen Aufſchwunge des Landes die Rede iſt, heißt es im Gegenſatze zu dem auf S. 49 und 50 der vorigen Nummer Geſagten: „Zu bemerken iſt ferner, daß dieſe Hebung des Wohlſtandes ſich faſt ausſchließlich auf die Küſtenſtriche beſchränkt, wo in der That große Strecken früher brachgelegenen Landes in fruchtbare Weinberge und Felder verwandelt worden und Städte wie Piräus, Patras und andere raſch zur Bedeutung gelangt ſind. Im Innern des Landes dagegen konnte der Fortſchritt bis jetzt nur ein dürftiger ſein, da die Regierung noch nicht zu der Einſicht gelangt iſt, daß die natürlichen Hilfsquellen eines Landes unmöglich ohne genügende Verkehrsadern erſchloſſen werden können; in dieſer Richtung iſt bis jetzt in Griechenland ſo viel wie nichts geſchehen; fahrbare Straßen fehlen, die nächſte Umgebung der Hauptſtadt ausgenommen, noch faſt überall, und ſelbſt auf kurze Entfer-

lige Straße hindurchführte, welche die Proceſſionen nach Eleuſis wandelten; und damit neben dem Heiligen das Profanſte nicht fehle, führte es im Munde des Volkes einen Spitznamen, welchem der Umſtand zu Grunde lag, daß ſich in ſeiner Nähe die Dirnen am liebſten herumtrieben. Vor dem Thore aber lagen zu beiden Seiten des Weges, wie an der Appiſchen Straße bei Rom, Begräbnißplätze, wo beſonders die im Kriege gefallenen oder ſanft um den Staat verdienten Athener ihre Ruheſtätte fanden. Neuere Ausgrabungen und Erdarbeiten bei dem dort ſtehenden Kirchlein Hagia Triada haben ſo manche werthvollen Grabdenkmäler mit Inſchriften und Sculpturen zu Tage gefördert; da dieſe Arbeiten aber eine Straßenerweiterung zur Urſache hatten, und der leitende Ingenieur Steine brauchte, ſo ließ er viele Monumente von ſeinen Arbeitern zerſchlagen, und ſo ging noch in jüngſter Zeit viel Werthvolles rettungslos zu Grunde. Im Alterthume ſchied das Dipylon den äußern von dem innern Kerameikos, ein Quartier, das von den dort wohnenden Töpfern ſeinen Namen bekommen hatte. Bis auf den heutigen Tag hat ſich dieſes Gewerbe an demſelben Flecke erhalten; denn neben der Straße befinden ſich große Töpfereien, wo ſchnurrbärtige Burſchen aus rothem ackerhaltigen Thone rieſige Krüge verfertigen, jenen Oelgefäßen gleich, in denen ſich Ali-Baba's vierzig Räuber verſteckten.

Weiterhin führt die heilige Straße bei dem botaniſchen Garten vorüber. An ſeinem Eingange bemerkt man unter herrlichen virginiſchen Pappeln einen Springbrunnen, der wie faſt alle im heutigen Hellas noch aus der Türkenzeit herrührt. Aber die Griechen haben an andere Dinge zu denken als an Springbrunnen und botaniſche Gärten: das Waſſer iſt verſiegt, das ſteinerne Becken liegt voll Staub und trockenen Laubes und die ganze noch unter König Otto eingerichtete und von dem Baiern Heldreich geleitete Pflanzung verdient heute jede andere Bezeichnung eher als die eines botaniſchen Gartens. An Koſten hat derſelbe ſchon über $1^1/_2$ Millionen Franken verſchlungen, und wirklich entſprach er ſchließlich durch ſeine Baumſchulen, exotiſchen Gewächſe u. ſ. w. ſeinem Zwecke, als die Revolution vom Jahre 1861 an die Stelle ſeines fachmänniſchen Leiters einen Journaliſten ſetzte, der ſich um die Pflanzen herzlich

Meerbuſen von Eleuſis. (Nach einer Photographie.)

wenig kümmerte. Heute gedeiht dort nur noch etwas Gemüſe, und einige lateiniſche Pflanzennamen auf eiſernen Täfelchen ſind die letzten Reſte der wiſſenſchaftlichen Anſtalt. Gleich hinter derſelben tritt die Straße in einen Olivenwald, der ſich an den Ufern des Kephiſos, des bedeutendſten Baches in ganz Attika, hinzieht und ſchon im Alterthume exiſtirte. Einige von den Bäumen meſſen bis 6 Meter im Umfange und mögen gewiß aus vorchriſtlicher Zeit ſtammen. Zwiſchen dem luſtigen, fahlen Laube der Oelbäume ſchimmern die rothen Fez der Männer, die weißen Gewänder der Frauen und die nackten Leiber der Kinder hervor, welche mit dem Ernten der Oliven und des Weins beſchäftigt ſind. Das Waſſer des Fluſſes, welcher darum wenigſtens zur Sommerszeit das Meer nicht erreicht, wird jetzt wie im Alterthume in zahlreichen Canälen über die zweihundert Gärten vertheilt, welche unter den Kronen jener uralten Bäume vor der austrocknenden Kraft der Sonne und des Nordwindes geſchützt ſind. Die Eigenthümer, faſt lauter Albaneſen, haben aus ihrer Mitte einen Gerichtshof gebildet, welcher die Vertheilung des Waſſers regelt und Streitigkeiten ſchlichtet. Seine Entſcheidungen finden ſtets Gehör und haben nie eine Appellation zu befürchten, und die Folge dieſer vernünftigen Einrichtung, welche an die der Huerta von Valencia in Spanien erinnert, iſt, daß jedes Feld wöchentlich zweimal bewäſſert wird und die Kephiſos-Ufer in einem Baum- und Wieſengrün prangen, welches in wohlthuender Weiſe gegen die graue trockene Färbung der atheniſchen Ebene abſticht. — Wo das Flußwaſſer nicht mehr hinreicht oder wenn daſſelbe in heißen Sommern verſiegt, hilft man ſich mit Norias, jenen weitverbreiteten Waſſerſchöpfmaſchinen, welche in Aegypten wie bei den Azteken ſich finden und welche z. B. von den Mauren in Spanien eingeführt worden ſind. Bis zu 30 und mehr Fuß Tiefe her hält das von einem alten Klepper in Bewegung geſetzte Rad mit den

unungen von der Küſte iſt kein anderes Beförderungsmittel als Packpferde oder Maulthiere anwendbar; ein Transport von wenigen Stunden vertheuert daher Waaren und Landesproducte oft um 10 bis 20 Proc. und Gegenſtände von mehr als 150 bis 200 Pfund Gewicht ſind in dem claſſiſchen Lande einfach gar nicht transportirbar."

daran befestigten Schöpfkrügen das kostbare Naß und gießt es in einen hölzernen Sammeltrog.

Die Straße überschreitet nun den Kephisos auf einer kleinen Brücke, wo im Alterthume das Volk die nach Eleusis ziehende Procession ungestroft mit Spott- und Schimpfreden überhäufen und selbst die angesehensten Personen mit einer Zügellosigkeit angreifen durfte, welche sich die heutigen Athener Zeitungsschreiber in vollstem Maße bewahrt haben. Bald dahinter läuft der Weg wieder durch die nackte, kahle Ebene, die durch keinen Baum, keinen Strauch unterbrochen wird. Nur linker Hand sieht man auf einer kleinen Erhöhung einige behauene Steine liegen, die Reste jenes verschwenderisch kostbaren Grabmals, welches Harpalos, Alexander's des Großen ungetreuer Feldherr, seiner Maitresse Pythonike errichtete. Dann steigt die Straße zum kahlen Gebirge Aigaleos an und tritt in einen Paß, welcher die Ebenen von Eleusis und Athen mit einander verbindet und mit 94 Meter seinen höchsten Punkt erreicht. Dort oben stand in alter Zeit ein in ionischem Stile erbauter Tempel des Apollon, welcher einst die westliche Grenze von Attika bezeichnete; nun senkt sich die Straße und erreicht das Kloster Daphne, welches Benedictiner von Citeaux (Cistercienser) zur Zeit des vierten Kreuzzuges, als Otto de la Roche Herzog von Athen ward, um und neben einer alten byzantinischen Kirche errichteten. Natürlich wurde es wohl befestigt, und um Gebäude, Höfe und Gärten läuft eine 8 bis 10 Meter hohe Zinnenmauer mit vorspringenden Thürmen und einem Umgang, von wo die Patres den anstürmenden Ungläubigen oder selbst den Catalanen und anderen guten Katholiken siedendes Oel auf die Köpfe gießen konnten. Auf drei Seiten des innern Hofes liegen Wohngebäude, welche zu ebener Erde mächtig gewölbte Küchen, Magazine, Refectorien u. s. w. und darüber Zellen für die Mönche enthalten. Das Meiste davon liegt in Trümmern. Die Kirche selbst gehört zu den ältesten und interessantesten der byzantinischen Epoche und stammt wahrscheinlich aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Die flach gewölbte Kuppel wird von einem kurzen, runden Untersatze getragen und von 16 schmalen, langen Fenstern durchbrochen, zwischen denen halbrunde Strebepfeiler stehen. Im Innern stützen sie vier große viereckige Pfeiler, mit

Eleusis.

denen sie durch Hängebogen verbunden ist. Drei dreigetheilte Fenster erleuchten das Schiff. Die Mauern bestehen aus sehr regelmäßigen Bruchsteinen, welche sowohl in horizontaler wie verticaler Richtung von einander durch Ziegelsteinlagen getrennt sind; der Unterbau aus enormen Hausteinen, welche wahrscheinlich einst dem nahen jetzt ganz verschwundenen Apollon-Tempel angehörten. Neben der Kuppel errichteten dann die Benedictiner einen viereckigen Thurm, der die Glocken trug und gleichzeitig zur Vertheidigung dienen sollte. Die Kirche besitzt ein interessantes altes Mosaik, wie sie nur selten der Zerstörung durch den türkischen Fanatismus und den Zahn der Zeit entgangen sind. Als das Kloster ein türkischer Wachposten war, haben die Soldaten so manchen Heiligenkopf zum Ziel für ihre Flintenkugeln genommen, und später hat das Feuer der dort Unterschlupf suchenden Schäfer und die Kerzen der Geistlichen den Farben stellenweise arg zugesetzt. Ein Christuskopf in der Kuppel ist noch unversehrt; darunter sieht man die zwölf Apostel und die Propheten und in den Schlußsteinen die Verkündigung, Geburt, Taufe und Verklärung, Alles bei näherer Betrachtung voll byzantinischer Steifheit und Incorrectheit, aber doch im Halbdunkel von einer gewissen Majestät, welche auf einfache Gemüther ihre Wirkung nicht verfehlen kann. — Ein besonderes Interesse erweckt dies Kloster noch als Begräbnißstätte der französischen Herzoge von Athen, deren schmuck- und inschrifttose Steinsärge theilweise in einer kleinen Gruft unter der Vorhalle der Kirche wieder aufgefunden worden sind. Nur ein einziger zeigt auf einer Seite in Relief das Wappen Guido's II. de la Roche, des dritten Herzogs: zwei Schlangen mit Halsbändern und darüber zwei französische Lilien.

Von Daphne an senkt sich die Straße rasch zum Meerbusen von Eleusis hinab, rechts die grauen Kalkhänge des Poikilon-Gebirges, links die schroffen Felsen des Korydallos, den eine niedrige, aber kräftige Vegetation spärlich bedeckt. Unten am Meere ist der Weg in die Felsen eingegraben und ruht auf stützenden Mauern, welche die Fluthen bespülen. Die stille, fast ganz geschlossene Bucht bietet einen entzückenden Anblick dar: gerade zu stürzen die kahlen Felsen von Salamis schroff ins Meer hinab, zur Rechten schim-

mern die zerriſſenen Flanken des Parnes und Kithäron in einem warmen, leuchtenden Grau und zu ihren Füßen dehnt ſich die einſt der Demeter geweihte Ebene aus, jetzt von der Sonne verbrannt und von der blauen, unbewegten Fluth durch einen ſchmalen Strand geſchieden, den zahlloſe Trümmer weißen und rothen Marmors bedecken. An dieſem graciös geſchwungenen Ufer hin führt der Weg nach Eleuſis, deſſen weiße Häuſer vom jenſeitigen Ufer herüberleuchten, während den Hintergrund des Bildes die hohen Kuppen des Geranion-Gebirges auf dem Iſthmus bilden. Bei zwei großen zur Salzgewinnung dienenden Teichen, die im Alterthume dem großen Eleuſiniſchen Tempel gehörten, vorbei erreicht man die einſt ihrer Fruchtbarkeit halber ſo berühmte Ebene von Thria. Heute ſind die Abzugsgräben verſchüttet und das Waſſer der Bäche hat in der Regenzeit die meiſte fruchtbare Erde hinweggeführt. Nur ab und zu haben fleißige Albaneſen etwas Haideland urbar gemacht; um jedoch die ganze Ebene von Fieber und Ueberſchwemmung zu befreien und zu einer Quelle des Wohlſtandes zu machen, dazu fehlt es der Gemeinde an Mitteln und der Regierung an Thatkraft und Luſt. Die Bauern, denen man begegnet, ſind hochgewachſen und haben eine lange, leicht abgeſtumpfte Naſe, eine zurückweichende Stirn, kleine Augen und ein knochiges Geſicht. Die Frauen ſind groß und ſtark, aber von keinem

Trümmer von Phyle. (Nach einer Photographie.)

angenehmen Aeußern, trotz ihrer blauen Augen und blonden Haare. Es ſind Albaneſen von Elevſis oder Levſina, jenes elenden Dorfes, welches die Stelle des alten Eleuſis einnimmt, das in alten Zeiten für Athen eine ebenbürtige Gegnerin war, dann eine der attiſchen Zwölfſtädte, zuletzt ein durch ſein Demeter-Heiligthum, in deſſen Geheimdienſt Griechen aller Länder ſich einweihen ließen, weitberühmter Gauort. Die Stadt lag theils in der Ebene, theils auf dem öſtlichen Ende eines niedrigen, der Küſte parallelen Felsrückens, welcher auf ſeinem höchſten Punkte die kleine Burg trug, an deren Stelle ein mittelalterlicher Wartthurm getreten iſt. Von den drei Tempeln, die einſt hier ſtanden, von den Propyläen und den Umfaſſungsmauern des Demeter-Tempels ſind nur verworrene Trümmerhaufen übriggeblieben; nur hier und da unterſcheidet man Stufen, während ſich die Richtung der Fundamente noch gut verfolgen läßt.

Hinter Eleuſis verläßt die Straße das Meer und wendet ſich rechts nach Norden zum albaneſiſchen [1]) Dorfe Mandra. Beim Nahen des Reiſenden verbergen die Frauen ihr Geſicht, während die vor dem einzigen Kaffeehauſe des Ortes verſammelten Männer ihn mit ſcheuen, wilden Blicken muſtern. Die zurückweichende Stirn, die vorſpringenden Schläfen, die blonden, ſtruppigen Schnurrbärte, das vorn raſirte und hinten lang herabfallende Haupthaar dieſer Leute erinnert an den Typus der Bulgaren. Sie ſind jähzornig und wenig verträglich, dabei tapfer und wild, ſo daß Räuberbanden ſtets ihr Gebiet ängſtlich vermieden. Nie haben dieſe Albaneſen mit jenen gemeinſame Sache gemacht, wenn ſie auch mitunter ſelbſt mit der Flinte auf der Schulter auf-

[1]) Albaneſen finden ſich im Königreiche Hellas gemiſcht mit Griechen im ſüdlichen Euböa (Eparchie Karyſtia), Attika, Megaris, im öſtlichen Böotien, in der Korinthia und Argolis (Eparchien Nauplia, Spetza und Hermionis und Hydra). S. H. Kiepert's ethnographiſche Ueberſicht des europäiſchen Orients. 1878.

Walachiſcher Schäfer und Frauen von Vylia im Kithäron. (Nach einer Photographie.)

rührerisch ins Gebirge geflüchtet ſind. Griechiſch können oder wollen ſie nicht verſtehen und auf Fragen geben ſie nur barſche Antworten. Die Feindſeligkeit der Einwohner von Mandra gegen alles Fremde zeigt ſich ſelbſt bei den Kindern, welche wie diejenigen türkiſcher Stadtviertel dem Wagen einen Hagel von Steinen nachſandten, was den Eltern überaus zu gefallen ſchien.

Nun ſteigt die Straße in einer bewaldeten Schlucht zu den Vorhöhen des Kithäron an. Nur niedergedogene Fichten und Dornbüſche mit kurzen harten Blättern wachſen hier und da aus den Spalten und Ritzen der grauen Kalkfelſen hervor. Nirgends aber ſieht man fruchtbare Erde oder Waſſer oder hört die Stimme eines Singvogels — ringsum eine todte Einöde, nur ab und zu eine kleine ſmaragdgrüne Eidechſe oder hoch in den Lüften ein Raubvogel. Mehrere Stunden ging es im Galopp ſo bergauf und bergab bis zur Frühſtücksſtation, dem einſamen Kani (Wirthshaus) Pirnari, der oben im Gebirge an den Quellen des eleuſiniſchen Kephiſos liegt. Es wäre leichter geweſen, im Thale deſſelben die Straße nach Theben hinzuführen, anſtatt ſeitwärts im ewigen Wechſel über Berg und Thal; aber wieder einmal haben Schlendrian und Unwiſſenheit den Sieg über die Vernunft davon getragen. Weiterhin durchfährt man eine enge, wilde Schlucht und erreicht die wohlerhaltenen Reſte der altdöotiſchen, ſpäter attiſchen Stadt Eleutherä, welche dieſen wichtigſten Paß über den Kithäron völlig beherrſchte. Auf einem ſchraffen kegelförmigen Hügel von geringem Umfange erheben ſich ihre Befeſtigungsmauern mit ſieben Thürmen und bieten namentlich von oben (Norden) her geſehen, wenn man auf der vielfach gewundenen Straße an ihrem Fuße vorbeigefahren iſt und ſich dann umwendet, einen maleriſchen Anblick. Eleutherä war die bedeutendſte und ſtärkſte unter einer Reihe von Feſtungswerken, welche das attiſche Land im Norden ſchützten und zu denen Panakton, Drymos, Phyle*) u. ſ. w. gehörten.

Hinter Eleutherä ſteigt man zu dem Paſſe an, der die eigentliche, älteſte Grenze zwiſchen Böotien und Attika bildet. Straße und Bergeshänge waren weit und breit mit Schafherden bedeckt, welche die Hirten zuſammentrieben, um ſie nach den Winterweiden in Attika, die beſonders um Vari im ſüdlichen Hymettos liegen, überzuführen. Voran wanderten die Frauen und Kinder nebſt einem kleinen magern Eſel, der gewöhnlich ein paar geſtreifte Decken, einige Lebensmittel und einen Topf trägt. Neben und hinter der Herde ſchreiten quer durch das Geſtrüpp die Schäfer mit ihren Hunden, wahren Raubthieren, die ſich wüthend auf Belle's Wagenräder ſtürzten, aber ſonſt gegen die herumſtreifenden Wölfe vortreffliche Dienſte leiſten. Im langſamſten Tempo rücken dieſe Nomaden vor, machen bei jedem Brunnen Halt, laſſen überall die duftenden Halden abweiden, und wenn die Frühjahrshitze unten in den Ebenen unerträglich, das Waſſer ſpärlich und das Kraut trocken wird, ziehen ſie wieder hinauf in den Parnes und Kithäron; natürlich ein für die Entwickelung des Ackerbaues überaus ſchädliches Syſtem. Das Aeußere dieſer Leute iſt ſehr auffallend: hoher Wuchs, langes rothblondes Haar, fahle Augen, mageres, langes Geſicht, kleine Adlernaſe, verſchloſſener, wilder Ausdruck und ruhiges, ſtilles Weſen; ihr ſtaubiges, abgenutztes Gewand beſteht aus braunem Tuche — in Allem ein völliger Gegenſatz zu dem beweglichen Weſen und der bunten Tracht der Griechen. Sie nennen ſich Wlachen und ſind Verwandte der Rumänen, mit denen ſie mancherlei Aehnlichkeit beſitzen. An der türkiſchen Grenze werden wir ſie noch beſſer kennen lernen.

Von der Höhe des über tauſend Meter hohen Paſſes, den man bald erreicht, öffnet ſich plötzlich dem Blicke die thebaniſche Ebene mit den Schlachtfeldern von Leuktra und Platää, von den ſchroffen Spitzen des Helikon und Parnaſſus im Süden überragt, und auf enger, lang gewundener Straße jagten die vier Gäule nach Norden hinab in die Ebene. Nach einem flüchtigen Beſuche auf dem wenig abſeits liegenden Schlachtfelde von Platää erreichte Belle noch am ſelben Abend Theben.

*) Phylé, noch heute Phyli genannt, von dem wir eine Abbildung geben, liegt etwa 21 Kilometer nördlich von Athen im Parnes-Gebirge. Auf einer ſteilen, nur von Nordoſten her zugänglichen Felſenkuppe thronend, beherrſchte es die enge Schlucht, durch welche der Weg von Athen nach Tanagra und Theben führte. Von dem unregelmäßigen, durch Thürme verſtärkten Mauerviereck, das Piſiſtratos anlegte, iſt namentlich die Nord- und Oſtſeite bis zu anſehnlicher Höhe erhalten.

Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

II.

Von Oddorsk bis zur obern Schtſchutſchja.

Oddorsk, den 22. Auguſt.

Obſchon die Ausſichten auf baldige Ermöglichung der Weiterreiſe nach dem untern Ob bei unſerer Ankunft in Oddorsk am 13. Juli nichts weniger als günſtig waren, ſo geſtalteten ſie ſich doch weit ſchneller befriedigend, als wir damals hoffen durften. Die Hauptſchwierigkeit lag in dem Mangel an Leuten für unſere weitere Expedition nach der Schtſchutſchja reſp. dem Kariſchen Meerbuſen; denn Oddorsk iſt in dieſer Jahreszeit größtentheils von ſeinen Einwohnern verlaſſen, die dann vom Diakon bis zum geringſten Siranen dem Fiſchereigewerbe nachgehen. Nachdem wir uns ſchnell entſchloſſen hatten, unſere Gepäcklodka zurückzulaſſen, verdankten wir den unermüdlichen Bemühungen des Bezirksbeamten, Herrn Pawlinow, die ſchnelle Erledigung unſerer Angelegenheiten. Durch ſeine Güte erhielten wir einen Zimmermann, der die nöthigen Veränderungen (Fenſter u. A.) in der Lodka ausführte, und ſchloſſen Contract mit vier Lenten (zwei Siranen, einem Ruſſen und einem Oſtjaken) als Bemannung für unſere Lodka ab. Den alten Michael Panajew, den wir von Berëſow mitgebracht hatten, behielten wir um ſo lieber, als hier überhaupt kein anderer Dolmetſcher für die ſamojediſche Sprache zu erhalten war, und er ſich uns während der bisherigen Reiſe ſehr nützlich erwieſen hatte. Nachdem wir noch Proviant (getrocknetes Schwarzbrot, gedörrten Fiſch, Fiſchfett und Ziegelthee) für die Leute, und durch die Freundlichkeit des Bezirksvorſtehers für uns

ſogar etwas friſches Fleiſch, einen Schinken und Eier, ſeltene Genüſſe für hieſige Gegenden, erhalten hatten, konnten wir in den erſten Stunden des 16. Juli nach der Schtſchutſchja aufbrechen. — Wir hatten das Vergnügen, zwei der diesjährigen ruſſiſchen Forſchungsexpeditionen nach dem Ob noch in Obdorsk anzutreffen. Die eine, theilweiſe von der Geſellſchaft zur Beförderung des ruſſiſchen Handels und der Induſtrie ausgerüſtet und nach dem Kariſchen Meerbuſen beſtimmt, fanden wir im Begriff abzureiſen und konnten ihr nach ein herzliches „auf Wiederſehen“ zurufen. Sie beſtand aus dem Herrn Matwjejew, der Kaufmann ſein ſoll und von der Geſellſchaft geſandt war, und den Herren Lieutenants Orlow (nebſt Gattin) und Waſiljew vom topographiſchen Corps in Omsk, beide von Seiten der Regierung geſchickt. Dieſelben ſollen ſich mit der Kartirung und Beſtimmung von Punkten längs und zwiſchen den Flüſſen Schtſchutſchja und Baidarata beſchäftigen, während Herr Matwjejew die Praktikabilität der Verbindung beider Flüſſe mittelſt eines Canals unterſuchen wird. Bekanntlich iſt die Baidarata ein dem Kariſchen Meere zuſtrömender Fluß, der von der, wie es ſcheint, auf weite Strecken ſchiffbaren, dem Ob zufließenden Schtſchutſchja nur durch eine ſchmälere Landſtrecke von vielleicht funfzig bis ſiebzig Werſt getrennt iſt, und hier eben iſt eine Canalanlage projectirt, die, wenn erreichbar, eine nähere Verbindung Europas mit Weſtſibirien herſtellen würde, ſofern die klimatiſchen Verhältniſſe eine ſolche überhaupt geſtatten [1]). — Die zweite, hauptſächlich vom Grafen Kamarowski ausgerüſtete Expedition hatte den Ob-Meerbuſen als Ziel, der bis zur Weißen Inſel aufgenommen werden ſoll (ſ. Globus Bd. XXIX, S. 304). Sie ſteht unter Befehl des Capitän Dahl, Lehrer an der Navigationsſchule zu Hainaſch in Livland, der in Steuermann Raudſep einen tüchtigen und erfahrenen Gehülfen zur Seite hat. Dieſe Herren befinden ſich an Bord des Gaffelſchuners „Moskau“, von 25 Commerzlaſt, der eigens für dieſe Expedition in Tjumen gebaut wurde. Capitän Dahl hatte die Abſicht, die Mündung der Schtſchutſchja feſtzulegen und willigte gern ein, Dr. Brehm bis dahin mitzunehmen. Von dort gedachten wir nach dem Kariſchen Meerbuſen vorzudringen, eine Reiſe, die uns in Petersburg als ziemlich leicht geſchildert worden war.

Mit Capitän Dahl war verabredet worden, daß er Dr. Brehm an der öſtlichen Mündung der Schtſchutſchja, welche ſich in zwei Armen in den Ob ergießt, zurücklaſſen werde und zwar an einem Dſchumenplatze, den er nach ſeinen Karten mit „Langalki“ bezeichnete, und dorthin richtete ſich zunächſt unſere Fahrt.

Wir erreichten die erſte Station, Knjäski-Jurti, am Vormittage und hielten hier an, um Iwan Taiſin, dem einzigen noch exiſtirenden erblichen Oſtjakenfürſten, einen Beſuch abzuſtatten. Der Platz beſteht aus etlichen Winterhäuſern aus behauenen Baumſtämmen, wie ſie die Oſtjaken trefflich zu bauen verſtehen, und die keine Fenſter und Schornſteine beſitzen, aber immerhin gegen die leichten wigwamartigen Dſchums (Jurten) aus Birkenrinde als Paläſte erſcheinen. Der Fürſt erwartete uns bereits und lud uns in ſein Haus ein, welches ganz wie diejenigen anderer Oſtjaken, nur etwas beſſer eingerichtet war. Obwohl nur Titular, beſitzt er immerhin einen gewiſſen Einfluß und genießt Gehorſam bei ſeinem Volke, ſelbſt jetzt, nachdem er ein armer Mann geworden iſt und ſtatt 10,000 Ren kaum mehr 700 beſitzt. Gegen Abend erreichten wir Kiochal, einen oſtjakiſchen Dſchumen- und ruſſiſchen Fiſcherplatz, ebenfalls am rechten Ufer. Außer einem innen gedielten Blockhauſe, mit Baumſtämmen oder Erde gedeckt, finden ſich dort einige Schuppen roh aus Flechtwerk, Raſen oder Heudach errichtet, in welchen die Fiſche geſalzen reſp. aufbewahrt werden, und ein oder zwei eben ſo ſchlechte Baracken als Arbeiterwohnungen. Neben dieſen ſogenannten Häuſern erheben ſich etliche Dſchums mit Gerüſten zum Trocknen der Fiſche und Netze. Denke man ſich dazu noch eine Anzahl zerlumpter Oſtjaken mit ihren ſchmutzigen Weibern und eine Menge raceloſer Hunde, und das Bild eines Fiſchereiplatzes am untern Ob iſt in groben Zügen gegeben. Dennoch ſind dieſe beſcheiden ausſehenden Anſtalten die Urſprungsquellen eines großen Handels und Umſatzes, deſſen Centrum Tabalsk bildet. Der Ob iſt ein äußerſt fiſchreicher Strom, weniger an Arten, als an Individuen. Den gänzlichen Mangel von echten Lachſen (Salmoniden) erſetzen mehrere Arten dem Lachſe nahe verwandter Fiſche der Gattung Renke (Coregonus). Unter dieſen ſind in erſter Reihe die Njelma, der Moksun, der Tſchokur, der Puſchian und Sälgi (Häring) wichtig; neben ihnen der Hecht, von dem rieſige Exemplare vorkommen, die Quappe und der Jas, eine unſerm Aland (Idus Melanotus) naheſtehende aber verſchiedene Art. Alle Renken zählen ausnahmslos zu den wohlſchmeckenden, ja vorzüglichſten Fiſchen, und würden ſich ohne Zweifel auf fremden Märkten eben ſo gut verwerthen laſſen, als z. B. der Lachs, wäre nicht die Behandlungsweiſe eine zu unvollkommene und rohe; die Fiſche werden eben nur in einer Salzlake aufbewahrt und dann getrocknet oder gar nur an der Luft gedörrt, wobei natürlich der feine Geſchmack total verloren geht. Dennoch finden die ſo, man kann wohl ſagen, verdorbenen Fiſche nach wie vor ihre Abnehmer; das große Publicum, an keine beſſere Zubereitungsmethode gewöhnt, kauft und ißt dieſelben, und ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die Fiſchereibeſitzer ſich bisher nicht bemühten, beſſere und ſchmackhaftere Waare zu bereiten. Bei den jetzt noch ſo ungenügenden Verkehrsmitteln Sibiriens würde der Export ohnehin manche ernſte Schwierigkeiten haben. Immerhin verdient der Gegenſtand volle Aufmerkſamkeit, und es bedarf nur unternehmender Männer, um eine wichtige Hülfsquelle dieſes Landes weiter auszubeuten und ihr ein großes Abſatzgebiet zu erſchließen. — Außer der Fiſcherei hatte Kiochat aber noch ein anderes Intereſſe für uns, nämlich in ſeinen Oſtjaken, die alle noch ſogenannte Heiden waren. Man erzählte uns, daß in der Nähe im Walde ein großer Schaitan (Götzenbild) ſei. Aber wir konnten keinen willig finden, ihn uns zu zeigen; ich ging alſo ſelbſt auf die Suche in dem nahen mit Tundra Untergrund verſehenen Walde, fand den Schaitan allerdings nicht, ſtatt deſſen aber einen oſtjakiſchen Begräbnißplatz, der mir nicht minder intereſſant war. Die Oſtjaken beſtatten ihre Todten, wenn ſie es irgend thun können, nicht unterirdiſch, ſondern in großen aus dicken Planken gefertigten Käſten, die mit Baumſtämmen bedeckt ſind und die ſich wie ihr Inhalt ſehr lange erhalten. Die Leiche ſelbſt iſt in die beſten Pelze gehüllt, und wird mit Birkenrinde überdeckt. Schiller's „Alles ſei mit ihm begraben, was ihn freuen mag“ paßt nicht allein auf Nadowefſier, ſondern auch ganz auf dieſe Halbwilden des nordweſtlichen Aſiens. Da ſieht man bei und auf den Gräbern „die Beile, die er tapfer ſchwang“, aber auch den Bogen, die Schneeſchuhe, Theile des Bootes, und vor allem Gegenſtände, welche an den Verkehr mit dem Lieblingsthiere, dem Ren, erinnern. Da ſtehen umgekehrt und zerbrochen in langen Reihen Schlitten, an Baumſtämmen hängen Geſchirre und Leitſeile, am Grabe ſelbſt der oft bis 16 Fuß lange Leitſpeer, die Glocke des Leitthieres. Eine Menge

[1]) Vergl. über dieſes Project, welches ſich inzwiſchen als unausführbar herausgeſtellt hat, den Aufſatz von N. Kaſtin in Band XXX des Globus, Nr. 1, S. 11.

gebleichter Schädel bezeichnen die Zahl der am Grabe geſchlachteten und beim Liebesmahl verzehrten Ren. Aber auch getrunken wurde auf das Andenken des Verſtorbenen, denn hier und da finden ſich Scherben von Schnapsflaſchen. Frauen erhalten ebenfalls ihre Lieblingsſachen, in erſter Linie die nützlichen des täglichen Gebrauches, als Keſſel, Schüſſeln, Käſtchen, Inſtrumente zum Gerben, Nähkaſten und andere mit in das Todtenbett, und ſelbſt das Grab des Säuglings ſchmückt die Wiege aus Birkenrinde, in welcher er ſein kurzes Daſein verbrachte. — Ohne Zweifel hängen dieſe Gebräuche mit einer Ueberlieferung wegen eines Fortlebens nach dem Tode zuſammen, aber faſt alle Oſtjaken und Samojeden, welche ich deshalb befragen ließ, leugneten dies; ſie behaupteten, daß ſie nur einer althergebrachten Sitte folgten. Nur der Starſchina Jurka Mamru, ein ſehr verſtändiger Heide, erklärte, daß ſie (Oſtjaken und Samojeden) an ein Schattenleben nach dem Tode glaubten, und daß man dem Verſtorbenen die Sachen und Geräthe gleichſam „als wie zum erſten Anfange drüben“ mitgebe, damit ihm dort die neue Einrichtung leichter werde.

War mir der Anblick des großen Schaitan nicht vergönnt, ſo konnte ich mich wenigſtens an einem kleinen erlaben, der in einem Dſchum verwahrt wurde. Aber ich mußte ihm etwas opfern, und ich brachte dieſes mein erſtes „Götzenopfer“ gern. Der Götze beſtand nur aus einem unförmlichen Bündel, welches die Opfer an Fuchs- und anderen Fellen enthielt und an welchem ein Meſſingblech, roh ein menſchliches Geſicht darſtellend, befeſtigt war. Auch die brave Hausfrau ließ ſich endlich herbei, den „Weibergott“, eigentlich die Göttin Songet, zu zeigen. Sie ſtellte eine nach Art der Oſtjakenweiber angezogene Puppe dar. Und ſo waren die ſpäter geſehenen Götter und Göttinnen alle [1]).

Von Kiochat aus mußten wir bei nicht geringem Wellengange den Strom kreuzen, um in das ſtille Waſſer des kleinen Ob, eines Nebenarmes des großen, einzulaufen. Sobald man den Hauptſtrom verlaſſen, wird es ſchwierig, ja unmöglich, ſich bei dem jetzigen hohen Waſſerſtande, der das flache linke Ufer größtentheils überſchwemmt hat, in dem Wirrſal von Canälen und Waſſerſtraßen zurechtzufinden, und ſich ein Bild über den Lauf und die Verbindung derſelben unter einander zu machen. Das Fahrwaſſer iſt bald eine breitere, bald eine ſchmälere Straße, beiderſeits von Sumpfland oder meiſt undurchdringlichen Dickichten einer weniger als mannshohen Weide eingerahmt, die ſelten freiere Ausſicht geſtatten. Die wenigen Niederlaſſungen, an welchen wir anlegten, um neue Ruderer zu erlangen und abzukochen, befanden ſich meiſtens auf inſelartigen Streifen Landes, die entweder von ſumpfigen Weidendickichten, Moräſten oder eigentlicher Tundra umrahmt waren. Die kleine Niederlaſſung, Male Obskie Peskí (d. h. kleiner Ob-Sand), wo wir am 18. Juli wieder mit Dr. Brehm zuſammentrafen, beſtand nur aus wenigen Wigwams und der Hütte eines Ruſſen, welcher hier im Verein mit den Eingeborenen Fiſchfang betrieb. Die Erkundigungen, welche ich von ihm über den Lauf des Fluſſes und ſeine Mündungen erhielt, fielen eben ſo ſpärlich aus, als die, welche wir in Janburra (oder Jauburri), der letzten Fiſchereiniederlaſſung, erhielten. Wir befanden uns hier bereits auf dem öſtlichen Arme des „Hechtfluſſes“ (Schtſchutſchja, von Schtſchuka, ruſſiſch Hecht), eine Benennung, die dem gleichbedeutenden oſtjakiſchen Sortjohan, und ſamojediſchen Pere-ja entſpricht und die überhaupt Angeſichts des Reichthums an Hechten ſehr paſſend erſcheint. Indeß wußte uns Niemand irgend welche befriedigende Auskunft zu geben, namentlich nicht darüber, ob wir Menſchen antreffen würden, wie weit der Fluß ſchiffbar ſei u. a., denn keiner hatte ihn außer an ſeiner Mündung aus eigener Anſchauung kennen gelernt. Janburra war ethnologiſch inſofern intereſſant, als wir hier faſt nur Samojeden fanden. Wenn es ſchon ſchwer iſt, für Oſtjaken als Volksſtamm eigene Charaktere aufzufinden, ſo erſcheint es noch ſchwieriger, Samojeden und Oſtjaken als getrennte Stämme anthropologiſch zu unterſcheiden. Beide Völker ſtimmen in der That in Körper- und Geſichtsbildung, Sitten und Gebräuchen faſt ganz überein, betrachten ſich auch unter einander als ein Volk, ſo daß ſie hauptſächlich nur die Verſchiedenheit der Sprache trennt. Dabei muß bemerkt werden, daß ſamojediſch als ausgebildeter und wohlklingender die gebräuchlichſte Verkehrsſprache iſt, die faſt jeder Oſtjake verſteht, während umgekehrt ein Samojeden nur ſelten oſtjakiſch ſpricht.

Von Janburra gingen wir mit einer Reſervemannſchaft von ſiebenzehn Samojeden und Oſtjaken den Fluß aufwärts und erreichten in der erſten Stunde des 19. den kleinen Dſchumenplatz Hatſché, die letzte größere Niederlaſſung, welche wir für längere Zeit ſehen ſollten. Es gelang mir hier nach faſt dreiſtündigen Unterhandlungen in der That, zwei Leute, einen Oſtjaken und einen Samojeden, zu überreden, uns zu begleiten, zugleich weitere Ruderer bis zur Gabelung des Fluſſes zu engagiren. Wir erreichten dieſelbe am 20. und fanden hier zugleich die erſten Spuren der uns vor drei Tagen im weſtlichen Arme vorausgegangenen ruſſiſchen Expedition, die Fußtritte der am Zugſeile marſchirenden Leute, aber keine beſondere Zeichen, wie uns verſprochen worden war. Nachdem uns die ſamojediſchen Ruderer, die letzten, welche wir erhalten ſollten, an der Gabelung verlaſſen hatten, blieben uns nur noch ſieben Leute, um das ſchwerbepackte Schiff den ſchnellſtrömenden Fluß (120 Fuß in drei Minuten) aufwärts zu bringen. Es geſchah mittelſt Zugſeils, Ruder, oder da, wo es anging, mit Hülfe eines rohen Segels, welches die Leute aus ihrem Rückenzelt zuſammengenäht hatten, und das uns große Dienſte leiſtete. Die Schtſchutſchja iſt ein breiter und bei dem hohen Waſſerſtande meiſt tiefer Fluß, der ſich nicht nur in Schlangenwindungen, ſondern in Schlingen krümmt, die die Fahrt zu einer ſehr langwierigen und zum größten Theile langweiligen geſtalten. Die Uferſeenerie beſteht meiſt aus wenig hohen Sand-, Lehm- oder Moorwänden mit Erlen- und Weidenvegetation, hier und da offener Tundra, oder dünenartigen Sandbergen, die mit Gruppen hübſcher Lärchen oft dicht beſetzt ſind. Von ſolchen Hügeln aus überſieht man zuweilen weithin die flache Gegend, die häufig von der Uralkette maleriſch begrenzt erſcheint; man kann den Lauf des Fluſſes, durch Sandberge und eine Reihe einzelſtehender Lärchen, gleich italieniſchen Pappeln längs einer Chauſſee gekennzeichnet, auf weite Strecken verfolgen. Zu geringem Behagen zeigt es ſich dann ſehr häufig, daß Einen der Abend kaum zehn bis zwölf Werſt entfernt von der Stelle, wo am Morgen das Lager ſtand, an der entgegengeſetzten Biegung der Schlinge, finden wird. Als Zeichen menſchlichen Daſeins trafen wir einige Male Winterplätze, beſtehend in einer Menge depackter und undepackter Schlitten und anderm Geräth. Sie gehören nomadiſirenden Samojeden und Oſtjaken an, die im Herbſt mit ihren Herden hierher zurückkehren, um Fiſcherei zu betreiben und dann gegen den Winter hin meiſt nach Oddorsk auf den Jahrmarkt weiter zu ziehen. Am Vormittag des 24. Juli kam die Lodka der ruſſiſchen Expedition in Sicht, der wir mit unſerer deutſchen Flagge den Willkomm zuwinken konnten. Nach kurzer gegenſeitiger Begrüßung wurde die Fahrt gemeinſchaftlich nach Pereja, einem Dſchum am linken Ufer, fort-

[1]) Vergl. oben S. 14: „Götzenbilder der Oſtjaken.“

gesetzt, wo es gelang, von dem Ostjaken Dschunschi trotz seines anfänglichen Sträubens wichtige Nachrichten über den weitern Weg zur Baidarata (von den Samojeden und Ostjaken Pobarata oder Poberata gesprochen) einzuziehen. Schließlich zeichnete der alte Bursche mit Bleistift eine Karte auf, welche 5 bis 6 Marschtage bis zur Podarata, 4 bis 5 bis Sardapai, einem Platz jenseits dieses Flusses, wo wir Renherden treffen sollten, verzeichnete.

Wir hatten im Laufe des Abends ein Gewitter gehabt, welches uns Kälte und Wind hinterließ, so daß wir erst am Abend des folgenden Tages, fast gleichzeitig mit den Russen, weiterreisen konnten. Der Charakter der Landschaft hatte sich inzwischen etwas verändert und der Strom schlang sich durch sanfte Höhenrücken dahin, die immer noch schönen zum Theil waldartigen dichten Baumwuchs, Lärchen, zeigten. Das Ufer des Flusses, das viele sich zusehends vergrößernde, hier und da mit Steingeröll bedeckte Sandbänke zeigte, fiel zum Theil steil ab, und bildete Schluchten, in denen zuweilen noch Schnee und Eis lag. Da, wo Tundren angrenzten, waren die Weiden- und Erlendickichte mehr verschwunden, und die Zwergbirke vertrat die Stelle. Der Fluß wurde zugleich seichter, das Schiff stieß oft auf den Grund, und es mußte nach gutem Fahrwasser gesucht werden. Am dritten Tage nach unserm Aufbruche von Pereja erklärte Dschunschi, wir könnten zu Schiff nicht weiter, und wir bezogen auf der offenen Tundra ein Lager, gegenüber der Einmündung des kleinen Flusses Haijaha, von dem wir durch eine große Insel mit Dünenbergen, welche die Schtschutschja im weiten Bogen umströmt, getrennt waren. Ich besuchte diese Insel, um mich über den Lauf des Flusses zu unterrichten, und fand hier die üppigste Flora, welche wir bisher gesehen hatten. Steinnelken, Glockenblumen, Wicken, untermischt mit Vergißmeinnicht und gelbem Hahnenfuß bildeten förmliche Teppichbeete. Die Insel stand mit einer enormen im Abtrocknen begriffenen Sandbank in Verbindung, welche sehr viel Eisensand enthielt. Am rechten Flußufer fand ich das erste anstehende Gestein und zwar Kalk und einen Schiefer, der wie alle bisher gesehenen Rollsteine stark mit Eisen gefärbt, förmlich überzogen war. — Die Russen hatten uns inzwischen überholt, konnten aber nur wenige Werst weiter stromaufwärts gekommen sein, da Dschunschi versicherte, daß dort Stromschnellen die Schifffahrt gänzlich hemmten. Herr Wasiljew hatte uns gesagt, daß er von dort aus mit einem Ostjaken nach Renthieren gehen werde, und uns blieb kein anderer Ausweg, um nach der Pobarata zu gelangen, als dasselbe zu thun. Nun entschlossen wir uns in corpore aufzubrechen und die Lodka unter Iwan und dem alten Panajew nach Tschornejar an der unteren Schtschutschja zurückzuschicken, da dies bei weiterm Fallen des Flusses später nicht mehr möglich sei. Wie gewöhnlich ließ ich zuerst die Leute den Reiseplan besprechen, ehe ich in die Berathung mit ihnen eintrat. Nach ein paar Stunden legten sie mir auch eine gemeinschaftlich gefertigte Reiseroute vor, die wir natürlich nur acceptiren konnten. Der folgende Tag verging mit Vorbereitungen zur Reise.

Miklucho-Maklai's Reisen seit Juni 1875.

(Nach seinen Briefen [1]) aus dem Russischen.)

R. K. Auf Seite 188 des 28. Bandes des „Globus" haben wir über die erste fünfzig Tage umfassende Excursion des russischen Naturforschers N. N. Miklucho-Maklai im Süden der nur in ihren Küstenumrissen bekannten malayischen Halbinsel (Halbinsel Malaka) berichtet; was bis jetzt über seine weiteren Reisen bekannt geworden ist, stellen wir im Folgenden zusammen. Zunächst berichtet darüber ein Schreiben Miklucho-Maklai's aus Kotta-sta, der Residenz des Sultans von Kedda (an der Westküste der Halbinsel nördlich von der britischen Insel Pinang), vom 2. October 1875, welches an den Secretär der Russischen Geographischen Gesellschaft gerichtet ist. Darin heißt es:

„Am 13. Juni (1875) trat ich von Dschohor-Baru (gegenüber der Insel von Singapur) aus meine zweite Reise auf der Halbinsel an. Theils im landesüblichen Prau auf den Flüssen Dschohor-Lama und Sombron, einem südlichen Zuflusse des Indau (der an der Ostküste mündet), theils zu Fuß besuchte ich im Gebirge Indau die dort lebenden Orang-Utang, welche sich als ein merkwürdig klein gewachsenes Volk mit gelockten, wolligen, aber nicht krausen Haaren und einem selbstständigen, nichtmalayischen Dialekte erwiesen. Dann fuhr ich den Fluß Pahang (mündet nördlich vom Indau) bis zu den Quellen seines Nebenflusses Tamylen hinauf und fand dort oben im Gebirge eine große Niederlassung der Orang-Sakai, welche sich einen völligen Papua-Typus, sowie auch viele charakteristische Gebräuche, wie die Durchbohrung der Nasenscheidewand, die Tättowirung, den Gebrauch des Bogens u. s. w., bewahrt haben und einen eigenen Dialekt reden, sich in ihrer Lebensweise jedoch nicht sehr von den Orang-Utang der übrigen Theile der Halbinsel unterscheiden. Darauf stieg ich am Kalantan-Flusse fast bis zu seiner Mündung (an der Ostküste nördlich von der des Pahang) hinab, traf in Kotta-Baru mit dem Radscha zusammen und kehrte dann theils zu Fuß, theils auf Elephanten in das Gebirge zurück, wobei ich die Gebiete der von Siam abhängigen Radschas Lege, Sa und Rumen berührte und dabei fast die malayische Halbinsel zum zweiten Male kreuzte (das erste Mal geschah es im äußersten Süden derselben). Dabei hatte ich wieder das Glück, Orang-Sakai zu treffen oder besser gesagt sie aufsuchen zu können; dieselben waren in jeder Hinsicht den Orang-Sakai der Gebirge von Kalantan und Pahang sehr ähnlich. Obwohl der Westküste sehr nahe, kehrte ich doch wieder nach Osten um, weil ich die Orang-Semang von Singora (Stadt der Ostküste, gegenüber der Insel Tantalam) und Kedda kennen zu lernen und die siamesische Bevölkerung, ihr Wesen und ihre politische Lage mit der der malayischen zu vergleichen wünschte. Ueber Jalor und Patani, dann über die Gebiete der Radschas Todion, Teba und Tschena, welche drei letzteren schon siamesische Bevölkerung haben, erreichte ich die siamesische Stadt Singora, von wo ich nun auf guten Wegen mittelst Ele-

[1]) S. Iswestija der Kais. Russ. Geogr. Ges. 1876, Heft 1, S. 46 und Heft 4, S. 367. — Ueber die früheren Forschungen des nunmehr im siebenten Jahre Südost-Asien und Neu-Guinea durchwandernden Reisenden s. „Globus" XXIV, S. 29; XXVI, S. 317 u. 333; XXVIII, S. 188.

phanten in vier Tagen gestern spät Abends hier in der Residenz der Jam-tuan (d. i. Sultan) von Kedda anlangte. Heute ist von Dschohor-Baru an gerechnet der 113. Tag meiner Reise, welche mit den verschiedenartigsten Transportmitteln stattfand: zu Fuß, auf Elephanten, auf Flößen oder den einheimischen Praus der verschiedensten Größe und Construction, bald allein, bald mit einem Gefolge von 30 bis 40 Menschen. Die inzwischen herangekommene Regenzeit verzögerte und erschwerte mein Fortkommen während des letzten Monats sehr und zwang mich, die weitere Landreise bis Bangkok aufzugeben.

Die positiven Ergebnisse meiner Reise bestehen in anthropologischen und ethnologischen Angaben über die Papua-Bevölkerung der Halbinsel, in (freilich unvollständigen) Nachrichten über ihre Verbreitung und in Sammlungen einiger Dialekte dieser aussterbenden Stämme. Ein zweites Ergebniß, das für mich von untergeordneter Bedeutung ist, ist mein Bekanntwerden mit den Malayen und ihren socialen und politischen Verhältnissen, und zwar in Gebieten, die von directem Einflusse der Europäer gänzlich abseits liegen. In diesen drei Monaten habe ich, wie ich glaube, einen richtigern Begriff von den Malayen und ihrem Charakter bekommen, als während meines fast dreijährigen Aufenthaltes in den holländischen Colonien des malayischen Archipels.

Nicht wenig Schwierigkeiten, Zeitverlust und unvollständige und ungenaue Benachrichtigungen erwuchsen mir aus dem großen Argwohn der malayischen Radschas und Würdenträger, trotz meiner Empfehlungsbriefe der englischen und siamesischen Behörden, so daß ich mitunter zu dem Glauben gebracht wurde, daß jene Briefe gerade die Ursache des Argwohns und Betruges seien. Zu diesen bösen Eigenschaften der höchsten Schichten gesellt sich eine große Trägheit und Furchtsamkeit der unteren Classen.

Ich habe die ganze Zeit über ein genaues Tagebuch geführt und interessante Typen gezeichnet; auch hoffe ich, daß meine Aufzeichnungen einigen Nutzen für die Vervollständigung der geographischen Kenntniß der Halbinsel (— die bis jetzt noch gleich Null ist — Red.) haben werden. Aber ich schiebe die Veröffentlichung der Resultate dieser wie der frühern Reisen bis zu meiner Rückkehr nach Europa auf, weil ich meine Zeit hier mit größerm Nutzen auf neue Forschungen verwenden kann und weil Zeichnungen und Karten nicht ohne meine persönliche Aufsicht angefertigt werden können.

Als ich übrigens im vorigen Jahre von Java aufbrach und mir die Aufgabe gestellt hatte, genaue Nachrichten über die damals problematische Papua-Bevölkerung der Halbinsel einzuziehen, erwartete ich durchaus nicht, daß mir das ein ganzes Jahr kosten würde und daß die Lösung dieser Frage, welche den Horizont unserer Kenntniß erweitert, eine ganze Reihe weiterer Aufgaben für neue Forschungen und Reisen nach sich ziehen sollte, von denen ich berichten will, so wie ich dafür eine bequemere Gelegenheit finde."

Einen zweiten Brief schrieb der Reisende an dieselbe Adresse am 29. Februar 1876 auf dem Molukken-Meer. Derselbe lautet:

„In der Absicht, die Zahl meiner Forschungen über die Racen des südöstlichen Asiens, des ostindischen Archipels und der Inseln des Stillen Oceans zu vermehren, lasse ich eine sich mir bietende Gelegenheit nicht vorüber, die Inseln des westlichen Mikronesien und andere noch interessantere unter denselben Längengraden, aber südlich vom Aequator, die wenig bekannten Inseln und Inselchen zwischen Neu-Guinea, Neu-Irland und Neu-Britannien zu besuchen. Dieser Theil des Stillen Oceans hat für die Ethnographie ein besonderes Interesse, da er auf der Grenze zwischen Malesien, Melanesien und Polynesien (Mikronesien) liegt und nach der Ansicht einiger Ethnalogen (s. Waitz-Gerland'sche Anthropologie der Naturvölker V, Abth. 2, S. 43) das Thor bildete, durch welches sich der Strom der malayo-polynesischen Bevölkerung nach den Inseln des Großen Oceans ergoß. Ich befinde mich auf einem kleinen Schiff, dem Schooner „Sea-Bird" von 105 Tonnen, welcher mit Waaren und Lebensmitteln nach den westlichen Inseln des Karolinen-Archipels, den Palau-, Admiralitäts-Inseln u. s. w. geht. Nach getroffener Abrede habe ich das Recht, behufs Beobachtungen den Weg des Schooners ein wenig zu modificiren, d. h. an Orten anlegen zu lassen, die sich nicht gerade im Programm des Capitäns finden, aber unsern der Route liegen, sowie den Aufenthalt an besonders interessanten Stellen verlängern zu dürfen. Ist der Schooner seiner Fracht ledig, so steht er ganz zu meiner Verfügung.

Da ich mich auf den Inseln des ostindischen Archipels nicht aufzuhalten wünsche, so werden wir uns zunächst fast ohne Verzug nach der Insel Jap, einer der westlichsten der Carolinen, begeben. Am 18. Februar verließen wir die Rhede von Tjrebon (auf der Nordküste von Java), erreichten erst nach neuntägiger Fahrt (infolge schwachen Windes und von Windstille) am 27. die Rhede des kleinen Dorfes Bonthein am Südende von Celebes, der letzten Station, wo ich der Post einige Briefe übergeben konnte, eine Annehmlichkeit, der ich nun wahrscheinlich lange beraubt sein werde. Dann passirten wir die Meerenge von Salaija, umsegelten heute die Insel Buton und werden zwischen den Molukken hindurch auf die Insel Gebe (zwischen Djilolo und Neu-Guinea) los- und dort in den Stillen Ocean einsegeln."

Eine Nachschrift, datirt: „Stiller Ocean (8°26' nördl Br., 136°12' östl. L.), 12. April 1876. Unterwegs nach den Palau-Inseln", fügt hinzu, daß sie bei den Inseln Gebe, S. David, Auripig und im Archipel Ululi (oder Mogemug) anlegten und Jap erreichten. Dort blieben sie 14 Tage und segelten dann nach den Palau-Inseln und von dort nach Süden.

Inzwischen hat der „Golos" vom 28. November 1876 einen neuen Brief des Reisenden, d. d. 3. Juli 1876, Maklai-Küste auf Neu-Guinea, veröffentlicht, aus welchem Folgendes hervorzuheben ist.

„Ich landete am 28. Juni und wurde von den Eingeborenen sehr freundlich empfangen, die keineswegs erstaunt waren, mich wieder unter sich zu sehen; sie erklärten vielmehr, meine Ankunft schon längst erwartet zu haben, da ich bei meiner Abreise ja wiederzukehren versprochen hätte. Seit der Abfahrt des „Isumrud" (jenes russischen Schiffes, welches Miklucho-Maklai zu seinem ersten Aufenthalte dorthin gebracht hatte) im December 1872 war kein Schiff wieder dort gewesen. Drei bis vier Monate später hatte ein Erdbeben stattgefunden und viele Dörfer im Gebirge zerstört. Während des Gesprächs mit meinen alten Bekannten war ich erstaunt darüber, wie viele russische Worte sie von meiner ersten Anwesenheit her behalten hatten. Sie sprachen dieselben sehr gut aus und wandten sie im täglichen Gebrauche an. Hunderte von Eingeborenen aus den nächsten Niederlassungen halfen mir ein Haus bauen. Ich habe den Papuas verschiedene Sämereien nützlicher Pflanzen und Obstbäume mitgebracht und hoffe, daß dieselben ebenso gut gedeihen werden wie der Mais, welchen ich 1872 zurückgelassen."

Der Capitän des „Sea-Bird", welcher diesen Brief überbrachte, fügt hinzu, daß Maklai während der ganzen Fahrt des Schooners und bei der Landung sich im besten Wohlsein befand.

Die Weichſel in Ruſſiſch-Polen.

Von C. Petzet.

Den vielbelobten Dreikaiſerbund von 1872 ſymboliſirend bildet der Weichſelſtrom ein bewegliches und doch ziemlich feſthaltendes Band zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen. Für das Königreich Polen, deſſen Gebiet von dem Strome über achtzig Meilen lang beſpült, durchſchnitten und in faſt gleich große Hälften getheilt wird, iſt die Weichſel nicht bloß das dreite Rinnſal, in welches die Gewäſſer des Landes von der Linken wie von der Rechten ſich zahlreich ergießen, ſondern auch die wichtigſte natürliche Verkehrsader, die in einem Lande des Ackerbaues von beſonderer Bedeutung iſt. Es braucht kein beſonders günſtiges Jahr für die Schifffahrt zu ſein, wenn 40,000 Laſt Weizen, 20,000 Laſt Roggen und eine Million Stück Balken weichſeladwärts über die Grenze nach Preußen ſchwimmen, während dafür die wohlbekannten „Berlinken“ mit Colonialwaaren und Induſtrieproducten beladen von Bromberg und Danzig ſtromauf die Gegengaben des Weſtens bringen. Eine Handelsſtraße, die ſolch einen Verkehr vermittelt, verdient gewiß einen aufmerkſamen Blick.

Schon von Krakau ab würde die Weichſel bei gehöriger Fürſorge für Eindeichung und Ausbaggerung zur regelmäßigen Schifffahrt geeignet ſein, wenn auch nicht für tiefgehende Kähne, jedenfalls aber für Flöße, da ſchon von hier an die geringſte Tiefe bis hinab zur Mündung des San mindeſtens 3 Fuß beträgt. Im Mittelalter, wo der Fluß nicht wie jetzt von Igolomia bis Zawichoſt die Grenze gegen einen fremden Staat bildete und dadurch mehr dazu einlud, ihm einen ſeine Ufer ſcheidenden Charakter als einen verbindenden zu verleihen, wo aber auch andererſeits bei dem reichern Waldbeſtand an ſeinen Geſtaden und in ſeinem ganzen Gebiete für einen gleichmäßigern Waſſerſtand beſſer als heute geſorgt war, ſcheint die Schifffahrt bis weit oberhalb der Strecke, wo ſie noch heute ſchwunghaft betrieben wird, ſich einer lebhaftern Förderung erfreut zu haben. So blühte im 14. bis 16. Jahrhundert der namentlich auf dem Waſſerwege betriebene Handel von Nowe Miaſto Korczyn, einem an der Mündung der Nida in die Weichſel in einer getreidereichen und waldbebauten Gegend günſtig gelegenen Stapelplatze, der in jener Zeit über 30,000 Einwohner zählte. Heute iſt das auf ein paar tauſend Seelen zuſammengeſchrumpfte Städtchen einige Werſt von der Weichſel entlegen, und nur zur Zeit des Hochwaſſers im Frühjahr wird hier noch eine bedeutende Quantität Weizen in die Weichſelkähne verladen: von einer regelmäßigen Handelsthätigkeit iſt in dem verödeten Orte keine Rede mehr.

Ein recht eindringliches Beiſpiel einſtiger commercieller Bedeutung und modernen tiefen Verfalls bietet weiter abwärts, nachdem wir an dem durch ſeinen trefflichen Weizen berühmten alten Sandomir und dem für Handel und Schifffahrt noch jetzt wichtigen Zawichoſt ſowie an Nachow-Annopol vorbeigekommen ſind, noch gegenwärtig das den Namen ſeines hiſtoriſch berühmten Gönners, des paluiſchen Bauernkönigs, tragende Städtchen Kazimierz. Eine Reihe von dreißig Getreideſpeichern, größtentheils maſſiv und ſolide gebaut, in den letzten Jahrhunderten aber allmälig verfallen, zieht ſich hier im Weichſelthale der Uferſtraße entlang. Aus dieſen Gebäuden wurde im Mittelalter das aufgeſpeicherte Getreide direct in die Weichſelkähne verladen, die dis an die Mauern heranfahren konnten. Heute ſtehen die Speicher wüſt und leer aber ſie liegen in Ruinen, und die Weichſel hat ſich mehrere hundert Schritte weit weg nach dem gegenüberliegenden Thalrande zu ein bequemeres Bett gewühlt.

Derartige Abänderungen des Stromlaufes ſind überhaupt bei der Weichſel keine Seltenheit, und es mag in Europa weſtwärts nicht leicht einen Fluß geben, der ſich in dieſer Hinſicht mit ihr vergleichen ließe. Meilenweit unterſpült ſie die Ufer in einer Weiſe, daß ſchließlich förmliche Erdſtürze entſtehen, die dann die Strömung nach einer andern Richtung drängen. Große Strecken der Uferdämme werden beim Hochwaſſer weggeriſſen und überfluthet, ſo daß ganze Landſchaften unter Waſſer geſetzt, ganze Dörfer hinweggeſpült werden und wiederholt ſchon der Verluſt zahlreicher Bewohner der Flußniederungen zu beklagen war. Namentlich die Gegenden unterhalb der Feſtung Iwangorod (ehemals Demblin) waren ſchon die Stätten der ſchrecklichſten Verwüſtungen, die beſonders beim Eisgang durch außerordentliche Stauungen, die ſogenannten „zatory“, oft über weite Strecken verbreitet wurden.

Selbſt in der unmittelbarſten Nähe der Hauptſtadt Warſchau, ja innerhalb des ſtädtiſchen Weichbildes, wo in den letzten Jahrzehnten ſehr viel für äußere Ordnung aufgewendet worden iſt, laſſen die Ufer des Stroms an Sicherung noch unglaublich viel zu wünſchen. Weder die Vorſtadt Praga noch die nach dem Strome zu gelegenen Stadttheile des linken Ufers ſind durch genügende Schutzmittel vor Ueberſchwemmungen geſichert, und während die koſtbarſten Brücken gebaut werden — die 1860 eröffnete Gitterbrücke verurſachte einen Aufwand von drei Millionen Silberrubel — bieten die Uferdämme einen Anblick, der zu den ſchönen gemauerten Kais mittel- und weſteuropäiſcher Städte einen traurigen Contraſt bildet. Der nach der Seite von Praga im Strome liegende ſächſiſche Werder (die ſächſiſche „Kempe“), der für die mittleren und niederen Claſſen der Warſchauer Bevölkerung vielbeſuchte Sommervergnügungslocale in ſeinem Naturparke birgt, wird alljährlich vom Hochwaſſer überfluthet und beſchädigt, gleich den zahlloſen anderen Weichſelinſeln, an denen der Fluß namentlich von hier abwärts ſehr reich iſt.

Wie ſchon der Einfluß des San nicht blaß auf die Waſſermenge, die Tiefe und das Gefälle, ſondern auch auf die Richtung des Laufes der Weichſel von bedeutender Einwirkung iſt, ſo tritt dies aufs Neue und in noch höherm Maße bei der Einmündung der Narew hervor. Es ſei hierbei die Zwiſchenbemerkung geſtattet, daß noch in zahlreichen geographiſchen Büchern wie auf Landkarten der Irrthum genährt wird, als ſei der Bug der größte Nebenfluß der Weichſel, in den ſich die Narew bei Sierock ergieße. Die Sache verhält ſich umgekehrt, wiewohl der Bug einen längern Lauf hat, als die Narew — ein ähnliches Verhältniß wie das der Maldau zur Elbe, des Inn zur Donau und andere mehr. Die Narew iſt dafür weit waſſerreicher, breiter und tiefer. Mit dem Einfluß der letztern bei der Feſtung Nowo-Georgiewsk, dem frühern polniſchen Modlin, nimmt die Weichſel eine ganz dem Laufe der Narew und des Bug entſprechende weſtliche Richtung an; die Farbe der Narew-Gewäſſer läßt ſich in dem Strome weithin verfolgen, die

Digitized by Google

Tiefe des Strombetts, bisher im Mittel 4 bis 20 Fuß, beträgt von nun an 6 bis 27 Fuß, die Geschwindigkeit des Laufes und das Gefälle ermäßigen sich ganz bedeutend, die Breite des Flusses übersteigt oft 2000 Fuß.

Der wichtigste Punkt in der gesammten Stromentwickelung ist auch in militärischer Hinsicht zweckentsprechend verwerthet worden und dadurch wie für die Geschichte Polens so aller Voraussicht noch für den russischen Besitzstand in seiner Richtung gegen Mitteleuropa von hoher Bedeutung. Nicht allein bietet diese Weichsel-Narew-Festung Nowo-Georgiewsk ganz ungewöhnlich weite Räume für Besatzung und befestigtes Lager — 40,000 Mann können hier allein in naturtrichterförmigem Lager untergebracht werden —: die Deckung der Front und der Flanken für eine große Feldarmee ist eine so vollkommene, daß der größte Feldherr des Jahrhunderts die Lage von Modlin in dieser Hinsicht für die günstigste in Europa bezeichnet haben soll. Der Vollständigkeit wegen ist dabei noch zu erwähnen, daß die Seitendeckung einer von Osten her gedachten, von Westen bedrohten Aufstellung durch die vom Norden der Narew unmittelbar oberhalb Modlins zuströmende Wkra unterstützt wird, und daß die Fortificationskunst natürlich nicht versäumt hat, der Festung gegenüber sowohl auf dem linken Weichselufer bei Kozun, als auf der von Narew und Weichsel gebildeten Landzunge bei Nowydwor die geeigneten Brückenköpfe anzulegen. Für Schifffahrt und deutsche Bevölkerung gehören die letztgenannten Orte zu den meistgenannten in Polen; Nowydwor wird sogar als so wichtiges Standquartier der Flußschiffer betrachtet, daß sie es in „Neuhof" umzutaufen und diesem Namen Geltung zu verschaffen vermochten.

Von Nowo-Georgiewsk abwärts spielen an der Weichsel noch Wyszogrod vis-à-vis der Mündung der Bzura, Plotzk (Plock), die ansehnliche, emporstrebende Bezirkshauptstadt, namentlich aber Wlotzlowek (Włocławek), das Hauptemporium des polnischen Getreidehandels, die wichtigste Rolle. Der Umsatz des letztern Platzes wird auf mehr als 6 Mill. Thlr. geschätzt, wovon vier Fünftel auf den Getreidehandel fallen dürften. Auch hier wird der Verkehr vorzüglich durch Deutsche vermittelt. Die Grenzexpedition von Getreide und Waaren, bis in die fünfziger Jahre in Thorn, ist seitdem auf Niezawa übergegangen, mit welchem Orte wir die Aufzählung der am Weichselverkehr in Polen betheiligten Orte schließen können.

Von den Zuflüssen der Weichsel innerhalb Polens haben wir noch den bei Iwangorod mündenden Wieprz und die bei Mniszew einfließende Pilitza (Pilica) als schiffbare und für den Getreide- und Holzhandel vielbenutzte Wasserstraßen zu nennen. Andererseits ist auch darauf Gewicht zu legen, daß der Bug durch den Muchowiec-Canal noch Osten zu mit der Pina, dem Pripet und Dnjepr, die Narew durch die Bobrza und den Augustower Canal mit dem Njemen Verbindungen hat, die für die Schifffahrt den Rayon des Weichselgebietes erweitern.

Seit 1848 ist auf der Weichsel von Warschau aus eine regelmäßige Dampfschifffahrt im Betriebe, die durch den rühmlich bekannten polnischen Patrioten Grafen Andreas Zamoyski eingerichtet wurde und von einer Actiengesellschaft fortgesetzt worden ist. Abwärts bis zur preußischen Grenze konnte die Gelegenheit zur Personen- und Waarenbeförderung bei dem vielseitigen Bedarf der Landeshauptstadt und verkehrsreicher Plätze wie Nowo-Georgiewsk, Plotzk, Wlotzlawek nur willkommen sein; aber auch aufwärts nach Iwangorod und Nowo-Alexandria, bei hohem Wasserstande bis Zawichost erweisen sich die Dampfer nützlich. Eine Hauptthätigkeit der Dampfschifffahrt besteht in dem Remorqueurdienste, der bei den Wasserverhältnissen der Weichsel von besonderm Vortheil ist. Die Schifffahrt dauert gewöhnlich vom April bis zum October. Außer dem großen Hochwasser beim Eisgang, der gewöhnlich gegen das erste Drittel des März eintritt, hat die Weichsel noch zwei regelmäßige Hochwasser an Johannis und Jacobi, die sogenannte Janówka und Jakobówka, die durch das Schmelzen des Schnees auf den Karpaten verursacht werden. Die Eisdecke des Flusses pflegt vor Weihnachten hergestellt zu sein und wenigstens zwei Monate auszuhalten; einmal blieb sie 124 Tage liegen. In dem gegenwärtigen Jahrhundert trat aber doch auch viermal der Fall ein, daß der raschfließende Strom nicht zufror. Nicht jeder Winter zeigt den osteuropäisch-continentalen Charakter, der es hier zuweilen bis zu 26° R. unter dem Gefrierpunkte bringt.

Aus allen Erdtheilen.

E. Giles' fünfte Reise in Australien.

Der berühmte Australienreisende Ernest Giles hat nun auch seine fünfte große Reise glücklich ausgeführt und ist am 29. September nach Adelaide zurückgekehrt. Es handelte sich wieder um die Bereisung des großen unbekannten Westens Australiens und zwar von Westaustralien aus, zwischen dem 24. und 25. südlichen Breitengrade entlang, bis zum Ueberlandtelegraphen, der durch Centralaustralien nach der Nordküste läuft. Den großen Strapazen und Entbehrungen, welchen Giles mit seinen vier Gefährten ausgesetzt war, entsprach der Erfolg nicht. Die Reisenden verließen die fernste Ansiedelung in Westaustralien am 10. April. Das Resultat der Reise läßt sich in zwei Momenten zusammenfassen: 1) Giles erforschte vom Ashburtonflusse aus, wo er ein Depot errichtete, die Quellen desselben und die Wasserscheide der nach Westen zu laufenden Flüsse. Letztere ergab sich als niedriges Hügelland, und noch Osten zu fand sich kein einziger Wasserlauf. Das Terrain bis zur Wasserscheide war steinig, so daß die Kameele ihre Noth hatten, darüber hinwegzukommen. 2) Von dieser Wasserscheide ab in 120° 20′ östl. Länge Gr. betrat man eine ungeheure Sandwüste, in welcher auf 400 Miles kein ständiges Wasser existirte. Die Wüste war zwar offen, aber mit dem gefürchteten Spinifex oder Stachelschweingras (Festuca irritans) bestanden. Vom Thierleben bemerkte man nur einige erbärmliche Wallabies (Halmaturus), und Eingeborenen begegnete man bis zum Petermann Range nirgends. Es war ein Glück für die Reisenden, daß es nicht lange zuvor in der Wüste geregnet hatte. Dadurch ward es möglich, sich gelegentlich aus Pfützen, welche sich in Lehmvertiefungen gebildet hatten, schlechtes Wasser zu verschaffen; einmal fand man indessen in zehn Tagen nicht einen Tropfen davon. Erst vom 127. östlichen Längengrade an, als man in gebirgigere Gegend einfiel, welche schon früher bereist waren, trat Erleichterung für die Reisenden ein. Sie erreichten am 23. August die Peake-Station am Ueberlandtelegraphen, 636 Miles nordnordwestlich von Adelaide, und zogen dann in langsamen Märschen der Südküste zu. Das Facit der Reisen von Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles unter verschiedenen Breiten-

graden war also immer dasselbe: der große Westen Australiens ist ein werthloses Wüstenland, theils mit dichtestem Scrub (Akaziendickicht) bestanden, theils offen, aber mit Spinifex bewachsen. Cultur wird hier schwerlich je Eingang finden. (Natianal-Zeitung.)

Die Dampfschifffahrt in Japan.

A. K. Es gab eine Zeit, sagt eine Correspondenz in der „Revue orientale menfuelle", und es sind seitdem kaum sechs aber sieben Jahre verflossen, als ausländische Handelshäuser glänzende Geschäfte machten, indem sie den feudalen Fürsten Japans Dampfboote verkauften; denn diese Fürsten glaubten hierdurch ihr Ansehen zu erhöhen und waren sehr erfreut, solche Sachen in ihren Häfen sehen zu lassen. In dieser Weise hatten die Japanesen schon gegen 200 Dampfschiffe angekauft. Aber diese Schiffe waren eigentlich nur Luxusgegenstände und zwar aus mehrfachen Gründen. Vor allen Dingen wagte man sich nicht auf die hohe See, wohl wissend, daß die japanischen Meere sehr gefährlich sind. Man hatte ja auch keine Leute, welche fähig gewesen wären, einen Dampfer ans dem Hafen zu führen; denn kaum war ein Schiff gekauft, so jagte man auch das fremdländische Personal von ihm und übergab es der Führung eines einheimischen Capitäns und Mechanikers, welche von seinem Bau und der Einrichtung der Maschine keinen Begriff hatten. Sie beklebten deshalb jeden einzelnen Theil derselben mit Etiketten, welche angaben, wozu und wie er verwendet werden müsse. Ohne diese Aufschriften waren sie nicht im Stande, mit dem Monstrum fertig zu werden. Endlich war es damals auch gar nicht leicht, die nöthigen Kohlen zu erhalten, da diese aus dem Innern des Landes mit großen Kosten herbeigeschafft werden mußten. Aus diesem Grunde wurden auch viele Schiffe wieder verkauft, während andere erst im Jahre 1871 allgemeinere Verwendung fanden, nachdem die Regierungen der einzelnen Fürsten gestürzt, die Macht der Daimios gebrochen und die Centralregierung in Yedda etablirt worden war. Man nun ob wurde der Unternehmungslust der Privaten mehr Freiheit gelassen.

Nach dem Beispiele der Ausländer, deren Schiffe die dem auswärtigen Handel geöffneten Häfen des Landes besuchten, wurden Gesellschaften gebildet, von denen eine den Namen „Natianale Dampfschifffahrtsgesellschaft" annahm, welche vom Augenblicke ihrer Gründung an über bedeutende Mittel und eine ganze Flottille verfügte. Dieselbe besaß 18 Dampf- und 9 Segelschiffe, welche alle von Japanern commandirt waren und lauter eingeborene Mechaniker an Bord hatten. Ein einziges Schiff war von einem Ausländer commandirt, und dieses machte, wie man sich leicht denken kann, die besten Geschäfte. Die Capitalien waren von Privatpersonen aufgebracht worden, aber die Regierung unterstützte das Unternehmen mehr oder minder und übte eine gewisse Controle über dasselbe aus. Der Generaldirector der Post hatte die Oberleitung desselben, da durch die Dampfschiffe der Gesellschaft eine regelmäßige Postverbindung zwischen den einzelnen Häfen des Reiches unterhalten werden sollte.

Außerdem aber entstanden noch mehrere kleine Gesellschaften mit geringeren Capitalien, und noch jetzt versehen die Schiffe dieser Gesellschaften den Postdienst zwischen Yeddo und der Provinz Owasi, Kagoschima und anderen. Die Schiffe dieser kleinen Gesellschaften werden zwar von eingeborenen Capitänen commandirt, haben jedoch häufig ausländische Steuermänner.

Ferner muß auf die Schiffe hingewiesen werden, welche Eigenthum des Colonisationsbureaus sind, welches seit einigen Jahren mit Hülfe einiger Amerikaner vergebliche Versuche macht, die Insel Yesso zu colonisiren. Das Bureau hat hauptsächlich deshalb zwei oder drei kleine Dampfer gekauft, um die Verbindung mit dieser Insel zu unterhalten. Es hatte außerdem auch einige Segelschiffe angeschafft; aber diese sind fast alle untergegangen.

Endlich ist noch eines Unternehmens zu erwähnen, das alle vorher aufgezählten überragt und das, Dank seiner Verwaltung, die ganze Küstenschifffahrt an sich gebracht hat, auch den ganzen Dienst zwischen Japan und China, wenigstens so weit er sich auf die Dampfschifffahrt erstreckt, versieht. Es ist nicht das Unternehmen einer Gesellschaft, sondern eines Einzelnen und wird von einem Eingebornen, einem ehemaligen Beamten des Fürsten von Tosa, geleitet. Die Geschichte dieses Mannes ist charakteristisch, denn sie ist ein Beweis von der hohen Intelligenz des japanischen Volkes. Iwasaki — so heißt er — war vor der politischen Wiedergeburt Japans einige Male in Nagasaki, um dort Dampfschiffe zu kaufen. Nachdem jedoch die politische Umwälzung stattgefunden hatte, kaufte er sämmtliche Schiffe, welche seinem ehemaligen Herrn gehört hatten, siedelte sich in Osaka an und sendete von dort aus seine Dampfer nach Tosa, Ikia und anderen Häfen. Seine vier Dampfer, drei davon Schraubendampfer, waren zuerst von Eingeborenen commandirt. Iwasaki überzeugte sich jedoch bald, daß er die Leitung seiner Schiffe erfahreneren Händen anvertrauen müßte, und deshalb engagirte er im Jahre 1871 lauter ausländische Capitäne und Mechaniker. Zwei Jahre darauf wurde die Organisation durch den Eintritt seines jüngern Bruders, welcher einige Jahre in Amerika zugebracht hatte, um sich dort auszubilden, sowie durch die Aufnahme eines hiesigen Ingenieurs in das Geschäft vervollständigt. Es fanden sich Gesellschaften, welche die auf den Schiffen Iwasaki's eingeschifften Waaren versicherten, und dieser reformirte überdies das Rechnungswesen, das Führen der Schiffsbücher u. s. w. Er besaß nun sechs Schiffe. Eins von ihnen versah den Dienst zwischen Osaka und Tosa, die anderen zwischen Osaka und Tokio, als der Aufstand von Saga ihm Gelegenheit bot, zu zeigen, was seine Gesellschaft in Bezug auf Truppentransporte zu leisten vermöge. Die Probe gelang. Deshalb wandte sich auch bei Beginn des Krieges in Formosa im Jahre 1874 die Regierung an die Compagnie Mitsu-Bishi (dieses ist die Firma des Geschäftes), daß sie wiederum den Truppentransport übernehme. Gegen Ende dieser Expedition besoß Iwasaki schon eine so große Anzahl von Schiffen, daß er daran denken konnte, seine Reisen bis nach Schanghai auszudehnen, welches Project er schon im Jahre 1875 mit vier sehr gut ausgerüsteten Schiffen ausführte. Die amerikanischen Schiffe, welche bis dahin den Dienst zwischen Yokohama, Kobe, Nagasaki und Schanghai versehen hatten, ermäßigten sogleich ihre Preise für die Fahrt von Yokohama nach Schanghai von 80 auf 30 Dollar, um die entstehende Concurrenz im Keime zu ersticken. Die Gegner ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern setzten ihre Preise auf 20 Dollar für die Person herab und ermäßigten gleichzeitig die Frachtpreise.

Nachdem die Regierung der Gesellschaft Mitsu-Bishi alle ihre Schiffe abgetreten, diese auch die 13 Dampfer der zur Liquidation gezwungenen Natianaldampfschifffahrtsgesellschaft sowie drei große Dampfer der Pacific Mail Steam Company, welche ihr das Monopol der Linie Yokohama-Schanghai sichern, gekauft hat, befindet sie sich an der Spitze einer Flotte von 41 Schiffen, von denen jedes mehr als 2000 Tonnen, 5 von 1500 bis 2000, 8 von 1000 bis 1500, 15 von 500 bis 1000 Tonnen fassen. So kann man sagen, daß es den Japanern gelungen ist, die Amerikaner fast ganz aus dem Felde zu schlagen, was in Japan niemand beklagt, da die Verwaltung der Pacific Mail Steam Company schon seit Jahren zu gerechten Klagen Anlaß gab, zumal da bei dem Verluste von einem halben Dutzend Dampfschiffen mehrere hundert Menschenleben verloren gingen. Das Publicum im Allgemeinen wird jedoch durch jenen Tausch eben nicht gewinnen, denn seit der Beseitigung jeder Concurrenz sind die Frachten und Passagen bereits um 200 Procent gestiegen. Einstweilen werden die Dampfer der Compagnie Mitsu-

Bisbi noch von Ausländern commandirt, und zwar hat jeder einen Capitän, zwei Steuermänner, zwei bis drei Maschinisten (diejenigen, welche Postdienst verrichten, sogar vier); die Hülfsmaschinisten sind Chinesen und die Oberbootsmänner Japanesen, mit Ausnahme der vier Dampfer, welche den Postdienst zwischen Japan und China versehen. In den dem ausländischen Handel geöffneten Häfen und in Schanghai hat die Compagnie ihre Agenturen, deren Dirigenten Japanesen, während die Unterbeamten Ausländer sind. Die Gesellschaft erhält jährlich von der Regierung eine Subvention van 250,000 Dollar und außerdem noch 150,000 Dallar zur Gründung einer Schifffahrtsschule, welche zu Beginn 1876 eröffnet werden sollte.

Geschwänzte Menschen.

Wenn wir mit der größten Vorsicht und durchaus nicht frei von Zweifeln dieses Thema hier wieder zur Sprache bringen, nachdem die Niam-Niam und andere geschwänzte Menschen längst als normal erkannt warden sind, so geschieht dies nur, weil übereinstimmende Zeugnisse aorliegen, welche, völlig unabhängig von einander, die Behauptung vom Dnsein geschwänzter Menschen odermals wiederholen.

Diesmal handelt es sich indessen nicht um Afrikaner, sondern um malayische Völker. Julius Kögel, der lange auf den Sunda-Inseln gelebt und manche schätzbare Nachrichten über dieselben veröffentlicht hat, wies bereits 1838 darauf hin, daß es auf Java geschwänzte Menschen gebe, wiederholte dasselbe 1843 von den Dajaks und suchte neue Beweise auf, als holländische Kritiker seine „menschen met staarten“ ins Reich der Fabel verwiesen. Er erzählt [1]), daß er 1850 auf Banda Neira einen Mann traf, der ein 1½ Zoll langes Schwänzchen hatte. Er hieß Redinsona, war von Cheribon auf Java gebürtig und Soldat. Ein deutscher Arzt, Dr. Mühlert, hielt ihn wegen seiner „Rückgratverlängerung“ für dienstuntauglich. Nachdem Kögel dann einige naturwissenschaftlich unzulässige Bemerkungen über das „Versehen an Affen“ gemacht, fährt er fort: „Die Schwänze weiblicher und männlicher Javanen und Dajaks, welche ich gesehen, waren unbeweglich steif und unbehaart — von Eingeborenen erfuhr ich aber, daß man hin und wieder auch wohl eine Person antrifft, deren Schwanz mit einem Haarbüschchen versehen sein soll —; bei einigen dingen sie in gerader Richtung nach unten und genirten deshalb ihren Inhaber beim Sitzen ungemein; bei anderen, und so bei dem beregten Redinsona, waren sie etwas gebogen und standen aufwärts. Gelegentlich sei erwähnt, daß man nur selten einen geschwänzten Menschen antrifft, dessen Schwanz länger als zwei Zoll ist, während man solche, deren Rückgratsverlängerung nur einen Zoll beträgt, namentlich bei den Dajaks auf Borneo, recht häufig findet; in Folge dessen gewahrt man dort ouch zuweilen in den Ruderbänken der Prauen Oeffnungen, die dazu dienen, daß das allzu lange Rückgrat des Ruderers einen angemessenen Platz findet.“

Peschel, der damals „Das Ausland“ redigirte, überließ die Verantwortung dieses Berichtes dem Verfasser. Letzterer war offenbar kein Anthropolog, sonst hätte er besser untersucht; denn die Natur der Schwänze, die eine Fortsetzung des Rückgrats seien, wohl gar Wirbel besessen haben sollen, erhellt aus dem Berichte nicht. Auch darf billig das „häufige“ Vorkommen bei den Dajaks bezweifelt werden, da sonst die zahlreichen Naturforscher, welche Borneo besuchten, etwas darüber mitgetheilt haben würden.

Wir würden diesen Bericht nicht aus seiner Verschollenheit hervorgesucht haben, käme nicht jetzt von einer andern durchaus unabhängigen Seite wieder ein solcher, der sich gleichfalls auf Leute aus dem Malayischen Archipel bezieht [2]).

Der unlängst verstorbene englische Afrikareisende Lauis Lucas nämlich schreibt aus Chartum am 31. März 1876 [1]), daß er in Dschidda mit dem Capitän T. Smith vom Dampfer „Eastern Isle“ zusammentraf, welcher Pilger aus dem Malayischen Archipel nach genanntem Hafen gebracht hatte. Smith, den der englische Consul in Dschidda als einen ihm bekannten glaubwürdigen Mann bezeichnete, erzählte: Unter den Pilgern befanden sich vier Männer mit Schwänzen, zwei aus Borneo und zwei aus Sumatra. Nur einer von ihnen ließ sich untersuchen. Sein Schwanz war etwa 14 Zoll (inches) lang und dünn mit ¼ bis ½ Zoll langen Haaren besetzt. Ob eine Muskelbewegung des Schwanzes möglich war, wurde nicht beobachtet. Der Mann schämte sich seiner Mißbildung. Er trug seinen Schwanz längs des Rückens aufgebunden. Alle die Männer waren sehr haarig auf der Brust, keineswegs aber im Gesichte, und nur zwei von ihnen hatten Bärte. Sie waren gut gewachsen und etwa 5 Fuß 4 Zoll hoch.

Während Kögel nun als Augenzeuge berichtet, erzählt L. Lucas vom Hörensagen, und nach seiner Quelle soll der untersuchte Schwanz gar die respectable Länge von 14 Zoll gehabt haben. Hätte uns Lucas als Augenzeuge die Sache erzählt, so müßten alle Zweifel verstummen, da die Möglichkeit einer Mißbildung gedachter Art nicht ausgeschlossen ist. So aber mögen immer noch billige Zweifel auftauchen, wenn es uns auch sehr beachtenswerth erscheint, daß zwei Berichte, die 18 Jahre aus einander liegen und absolut unabhängig von einander sind, nahezu auf dasselbe hinauskommen. Die berechtigte Skepsis wird aber nicht eher verstummen, als bis ein Naturforscher den „Schwanz“ mit eigenen Augen gesehen hat.

Der Missionär G. Brown auf Neu-Britannien und Neu-Irland.

H. G. Der methodistische Missionär George Brown kehrte nach einer Abwesenheit von 20 Monaten Mitte October 1876 auf dem Missionsschiffe „John Wesley“ wieder nach Sydney zurück. Er hatte sich namentlich die Erforschung der neuerdings auch von der „Gazelle“ (s. „Globus“ XXX, S. 89) besuchten Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland, welche die dortigen Eingeborenen Biraro und Tombara nennen, angelegen sein lassen. Von ersterer erforschte er 130 und von letzterer 150 Miles der Küste. Die Insel Neu-Irland durchkreuzte er auch und verschoffte sich eine ausgezeichnete Sammlung von Vögeln und anderen Naturalien. Dieselbe war sehr bevölkert, und obgleich die Eingeborenen des Innern nie zuvor einen Weißen gesehen hatten, so legten sie dem Reisenden doch nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Da sie fast immer mit einander in Fehde leben, so hielt es sehr schwer, sie zu einer Begleitung auf irgend eine Entfernung von ihren resp. Dörfern zu veranlassen. Man fand unter ihnen viele Beweise von Cannibalismus. Als einmal einer von der Reisegesellschaft in ein Haus trat, um sich die Pfeife anzuzünden, sah er, wie eine Frau die Lende und das Bein eines Mannes, welcher den Tag zuvor getödtet worden war, röstete. Man kaufte von ihnen den Quadronten und andere Gegenstände, die dem dort gestrandeten Schiffe Lavinie gehört hatten.

Die Eingeborenen in Blanche Bay auf Neu-Britannien versicherten aufs Bestimmteste, daß an einem Orte im Innern der Insel, den sie Kali (Kalili) nannten, eine geschwänzte Menschenrace existire. Die Einwendung, daß es wohl Affen seien, wiesen sie mit Unwillen zurück; denn, sagten sie, wie könnten diese mit Speeren kämpfen, Yams pflanzen, sich Häuser bauen u. s. w. Der Schwanz ist nach ihrer Angabe unbeweglich und steif, so daß sich die Leute vor dem Hin-

[1]) Ausland 1858, Seite 1103.

[2]) Soeben meldet auch der „Sydney Morning Herald“: daß der Missionär George Brown auf der Insel Neu-Britannien (östlich von Neu-Guinea) von geschwänzten Menschen vernahm. Man vergleiche den unmittelbar folgenden Artikel.

[1]) Journ. Anthropol. Institute VI, 192.

ſetzen ein Loch in den Sand graben müſſen, da ſie ſterben müßten, wenn das hochgeſchätzte Anhängſel bricht. Schwanzloſe Kinder werden ſofort getödtet, da ſie ſonſt zum allgemeinen Geſpött herumlaufen würden. Mr. Brown ſelbſt hat keinen geſchwänzten Menſchen geſehen, erhielt aber das Verſprechen von den Eingeborenen, daß ſie ihm ein Specimen vorführen würden.

Mr. Cockerell, ein Naturforſcher und Naturalienſammler aus Queensland, begleitete die Expedition und wurde einmal mit einem Lehrer von den Somoa-Inſeln ſieben Tage lang auf Neu-Britannien, als mehrere Häuptlinge von dort dem Rev. Brown nach der Miſſionsſtation auf Duke of York Island gefolgt waren, als Geiſel zurückbehalten. Mr. Cockerell ſetzte ſeine Sammlungen auf Neu-Irland fünf Monate lang fort und die Eingeborenen zeigten ſich während dieſer Zeit äußerſt freundlich gegen ihn, obwohl ſie ſchreckliche Cannibalen waren. Es beſteht auf dieſer Inſel eine ſonderbare Sitte, welche vorſchreibt, daß die Tochter eines Häuptlings im Hauſe ihres Vaters in einen Käfig geſperrt werde, bis ſie das heirathsfähige Alter erreicht hat. Dieſer Käfig iſt ſo eng, daß eine Bewegung darin kaum möglich iſt. Das arme Geſchöpf darf denſelben zu keiner Zeit des Tages verlaſſen und erſt nach Sonnenuntergang, wenn Dunkelheit eintritt, iſt ihr in Begleitung der nächſten Verwandten ein Gang ins Freie geſtattet. Wenn ein Häuptling ſtirbt, ſo wird deſſen Leichnam eingewickelt und in einen Baum geſtellt. Gleichzeitig werden einige der ärmſten Leute in Canoes geſchleppt und in die offene See fortgetrieben, um daſelbſt ihren Tod in den Wellen zu finden. Die Eingeborenen cultiviren ſehr große Plantagen, in denen ſie gewöhnlich zwei Tage in der Woche arbeiten. Sie leben hauptſächlich von Bananen, Kokosnüſſen und Schweinefleiſch, während Menſchenfleiſch als beſondere Delicateſſe gilt. Die nur kleinen Häuſer beſtehen aus Bambusrohrwänden mit einem Strohdach darüber. Es ſchienen keine mächtige Häuptlinge zu herrſchen, ſondern nur eine größere Anzahl kleinerer. Die beſtehenden Einrichtungen waren patriarchaliſcher Art.

* * *

— In Bd. XXIX, S. 206 f. ſprachen wir uns über das unparlamentariſche Treiben des Parlaments in Victoria aus. Wir hoben hervor, daß einzelne Mitglieder ſich der Geſellſchaft ſchämten und aus dieſem Grunde, wie Mr. Higinbotham, reſignirten. Die Preſſe trat gegen das ſchamloſe Benehmen dieſer Volksvertreter auf und die öffentliche Stimme war empört über die Vorgänge. Es ſcheint aber wenig Beſſerung eingetreten zu ſein. Ein Mitglied der Aſſembly mit Namen James M'Kean, ſeines Berufes ein Advocat, äußerte ſich neuerdings über ſeine Collegen in der Aſſembly in folgender Weiſe: „Die Mitglieder der Aſſembly ſind faſt immer betrunken, ſind eine Schande für die Colonie und unfähig, über das Wohl derſelben zu berathen. Die meiſten von ihnen ſind ſtets ſo betrunken, daß ſie nicht im Stande ſind, aufrecht durch den Sitzungsſaal zu gehen. Die gemeinſten Subjecte hieſigen Ortes ſtehen noch höher als ſie, denen jedes ſittliche Verſtändniß abgeht u. ſ. w.“ Dieſe ſaubere Charakteriſtik konnten die Herren der Aſſembly denn doch nicht vertragen und James M'Kean wurde als ein „incorrigible offender of the House of Assembly“ aus dem Parlamente geſtoßen und eine Neuwahl für den Diſtrict, welcher die Ehre eines ſolchen Vertreters hatte, angeordnet.

— Heilige Quellen bei den Serben. Es wird ſchwerlich einen ſerbiſchen Ort geben, in deſſen Nähe ſich nicht eine heilige Quelle befindet. Dieſelben werden „Wodiza“ genannt (Diminutivum von „Woda“, das Waſſer) und Tauſende von Kranken ſuchen ſie auf, um Heilung von ihren Leiden zu erlangen. Zur Genealogie dieſer Quellen wollen wir einen Fall für alle anführen, der ſich noch in der neueſten Zeit ereignet hat. Einem Manne aus Krtſchedin (Dorf im ehemaligen Peterwardeiner Regiment, Syrmien), der mehrere Jahre vollſtändig blind war, erſchien im Traume ein Greis und ſagte zu ihm: „Gehe auf die Schanzen bei Spaße (Name eines benachbarten Dorfes), dort wirſt Du eine Quelle finden, welche die Schweinehirten ausgegraben haben. Dort waſche Deine Augen und Du wirſt wieder ſehen.“ Der Greis nannte ihm auch die Kräuter, die ſich bei jener Quelle vorfinden. Der Blinde befolgte nicht ſogleich dieſen Rath. In der folgenden Nacht erſchien ihm wieder derſelbe Greis mit denſelben Worten und ſetzte noch hinzu, daß er ſich beeilen möge, noch vor dem Tage des heiligen Markus dort zu erſcheinen. Der Blinde antwortete ihm: „Ich habe keinen Kreuzer, um Almoſen zu ſpenden.“ Darauf ſagte ihm der Greis, er ſolle von Jemandem borgen. Der Blinde that wie ihm geheißen. Er borgte einen Kreuzer, ging auf die Schanzen bei Spaße, fand jene Quelle, wuſch an derſelben ſeine Augen und bekam das Augenlicht wieder. Als ſich die Kunde von dieſer Heilung unter das Volk verbreitete, ſtrömte dieſes haufenweiſe zu der Quelle. In Folge deſſen erbauten die Bewohner von Spoße bei der Quelle eine kleine Niſche und ſetzten in dieſelbe das Bildniß des heiligen Markus. Alle Vorübergehenden küſſen dieſes Bild und beſchenken es mit einem Kreuzer. Das Bild iſt mit einer Maſſe von Handtüchern, Nadeln und anderen Spenden decorirt.

— Das bisherige Syſtem der Feſttage in Japan war ein eigenthümliches. Als Itſchiroku (Feſte) wurden nämlich alle Tage gefeiert, in deren Ordnungszahl ſich eine Eins oder Sechs befand, alſo der erſte, ſechſte, elfte, ſechszehnte, einundzwanzigſte, ſechsundzwanzigſte und einunddreißigſte Tag im Monat. An dieſen Tagen fanden keinerlei Geſchäfte ſtatt. Dieſer alte Brauch iſt jetzt abgeſchafft und der erſte Tag der Woche als Sonntag beſtimmt. Die Anſchauungen der Regierung und eines ſehr großen Theils des Volkes haben in dieſer Beziehung ſeit einigen Jahren eine große Veränderung erfahren. Offenbar fürchtet man das Chriſtenthum nicht mehr, ſo man erblickt darin die einzige Hoffnung für die Zukunft des Landes. Die chriſtlichen Prediger werden nicht mehr gehindert, ihre Lehren und die heilige Schrift zu verbreiten. (Japan Mail.)

— Oſtaſiatiſche Freihäfen. Im Königreich Annam iſt der Hafen Quin-hon oder Binj-dinj-thanj, Hauptſtadt der Provinz Tranj-binj-dinj (etwa unter 14° nördl. Br.), am 1. November 1876 dem fremden Verkehre eröffnet worden. — Die Februar 1877 neu zu eröffnenden Freihäfen in China (ſ. „Globus“ XXX, S. 368) ſollen alsbald von den Schiffen des dort befindlichen deutſchen Geſchwaders beſucht werden, um dort die Flagge zu zeigen und die Ankunft deutſcher Handelsſchiffe gebührend einzuleiten. Die Corvette „Louiſe“ ſoll ſich nach Wen-tſchau, der „Cyclop“ nach J-tſchang, der „Nautilus“ nach Pa-thoi begeben. — China beginnt übrigens, ſeinen Zucker nach Europa zu verſenden und dieſer Induſtrie Concurrenz zu machen.

Inhalt: Eine Reiſe in Griechenland. (Nach dem Franzöſiſchen des Hrn. Henri Belle.) III. (Mit ſechs Abbildungen.) — Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien. II. — Miklucho-Moklai's Reiſen ſeit Juni 1875. (Nach ſeinen Briefen aus dem Ruſſiſchen.) — Die Weichſel in Ruſſiſch Polen. Von C. Petzet. — Aus allen Erdtheilen: E. Giles' fünfte Reiſe in Auſtralien. — Die Dampfſchifffahrt in Japan. — Geſchwänzte Menſchen. — Der Miſſionär G. Brown auf Neu-Britannien und Neu-Irland. — Verſchiedenes. — (Schluß der Redaction 6. Januar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

IV.

Von Theben über Tanagra nach Chalkis und Achmed Aga auf Euböa.

Die paar hundert Häuser von Theben (Kiwa im Volksmunde genannt), welches im Jahre 1870 eine Bevölkerung von 3050 Seelen zählte, stehen auf einer kleinen Hochebene von circa 50 Meter Höhe, welche nur nach Süden mit den nächstliegenden Erderhebungen zusammenhängt und der antiken Stadtburg Kadmeia entspricht, deren Ringmauer stellenweise noch deutlich erkennbar ist. Nur eine baufällige aus dem Mittelalter stammende türkische Wasserleitung, welche eine nahe Quelle in die Stadt führt, überbrückt die Thalsenkung. Der Ort besteht fast nur aus einer einzigen ziemlich breiten Straße, welche mit kleinen, schmalen, meist einstöckigen Häusern besetzt ist. Zu ebener Erde liegen Kaufläden, gegen die Witterung durch große Schutzdächer aus Brettern, die auf roh behauenen Pfosten ruhen, gedeckt. Diese Wetterschirme ziehen sich ohne Unterbrechnug durch die ganze Straße und bilden so eine Art Gallerie, unter welcher an den hier häufigen Regentagen die Einwohner spazieren gehen. Unter den Häusern befanden sich damals noch viele, welche zwei Jahre zuvor infolge eines Erdbebens zum Theil eingestürzt waren und Spalten und Risse zeigten.

In den Straßen wogte es von Landleuten aus der Nachbarschaft auf und ab, da es der Vorabend eines der 180 Feiertage war, welche der orthodoxe Kalender vorschreibt; im überfüllten Kani hätte es deshalb eine schlechte Nacht gegeben, aber der Vermittelung des Demarchen (Bürgermeister) verdankte der Reisende ein Nachtlager bei einem Bürger der Stadt. Die ganze Nacht hindurch heulte ein wüthender Sturm durch die Straßen und entlockte den Hunderten von Lämmern, die dort angebunden waren, jämmerliche Töne, denen die Schafherden der Bürger Antwort gaben. Eine der großen vier Fastenzeiten war gerade zu Ende gegangen, und nun rüsteten sich die Thebaner, der vierzigtägigen Ernährung mit salzigen Oliven, Caviar und geschmacklosem Grillkram müde, ein schwelgerisches Pallikarenfest zu feiern. Jede Familie kauft zu diesem Behufe ein Lamm, welches, wenn das Haus dazu nicht ausreicht, auf dem Hofe oder der Straße geschlachtet und gebraten wird. Dieser starken Nachfrage zu genügen, waren schon vor mehreren Tagen die wlachischen Hirten vom Helikon und Parnes hinabgestiegen und hatten mehr als tausend Opferlämmer herbeigetrieben, unter denen von Tagesanbruch an die edlen Thebaner ihre Auswahl trafen. Schon um 4 Uhr Morgens zeigten Flintenschüsse und lautes Getümmel den Beginn des Festes an. Denn wie für die Beduinen, die Neger und zahlreiche andere civilisirte und uncivilisirte Völker, so bezeichnet auch für die Griechen die höchste Lust der Knall des Pulvers; weder Taufe, noch Hochzeit, noch Begräbniß findet statt, ohne daß die Gewehre ihr Wort darein reden, und selbst bei der Aufstellung eines politischen Candidaten oder der Proclamirung eines Abgeordneten wird geschossen, nicht ohne daß dabei geplante oder unabsichtliche Tödtungen stattfinden.

Bald drängte sich in der Hauptstraße die malerische Menge der Bewohner Thebens und seiner Umgebungen, jeder eine brennende Kerze in der Hand; voran die Geistlichkeit, deren näselnde Gesänge die gedämpften, summenden Litaneien.

der Begleitenden übertönten. In dieſe Monotonie hinein knallten Flintenſchüſſe und wilde Schreie erhoben ſich, und die Kirchenglocken wurden aus Leibeskräften dazu geläutet.

Es war eine prächtige Gelegenheit, die verſchiedenen Volkstypen zu ſtudiren; von Tagesanbruch an miſchte ſich Belle unter die lärmenden, feſtesfreudigen Gruppen, welche die Straßen, die Plätze und die umliegenden Hügel erfüllten und eifrig die Zubereitung der duftenden Lammsbraten überwachten. Da wandelt ſtolzen herausfordernden Blickes ein ſtattlicher Albaneſe herum, ſeine hohe rothe Mütze mit einem blauen Tuche umwunden, die lange Fuſtanella faſt ganz bedeckt von einem weiten, langzottigen Ueberwurf aus weißer Wolle; dort hockt, die Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in der Hand, ein alter bulgariſcher Bauersmann, ein Bild apathiſcher Unterwürfigkeit, aber auch von Ruhe und Ueberlegung, weit mehr für die friedliche Beſchäftigung des Ackerbaues geſchaffen als für die Abenteuer des Krieges und Räuberlebens. Er trägt das türkiſche Beinkleid von grobem braunen Wollſtoffe, eine braune, mit dunkelblauen Litzen beſetzte Jacke wie die Bulgaren an der Marica und einen Mantel von derſelben Farbe; von Wuchs iſt er [illegible] geſetzt; ſein Geſicht viereckig mit vorſpringenden Backenknochen, die Kauwerkzeuge gut entwickelt, die Augen klein, grau, [illegible] und verſchmitzt, aber nur ſelten lebhaft aufleuchtend. Der beiden Typen, welche, namentlich der erſtere, im Norden Griechenlands ziemlich verbreitet ſind, laſſen ſich leicht erkennen. Unbedeutend, oft gewöhnlich ſind dagegen die Geſichter der Griechen und ſie erinnern keineswegs an den claſſiſchen

Theben.

Typus, der freilich, nach den erhaltenen Porträtbüſten zu ſchließen, auch im Alterthume nicht der herrſchende geweſen iſt, vielmehr durch die Künſtler von einzelnen vollendeten Erſcheinungen abſtrahirt wurde. Belle geht deshalb zu weit, wenn er die Abweichungen der modernen Griechengeſichter von dem claſſiſchen Ideal nur als eine Folge fremder Einwanderungen anſieht. Solche, namentlich von Slaven, haben ja in der That ſtattgefunden, laſſen ſich nicht hinwegleugnen und mögen auch ihre allerdings ſchwer nachweisbaren Einwirkungen auf die Körperformen der Hellenen gehabt haben. Immerhin aber waren letztere den nordiſchen Eindringlingen ſtets an Zahl und geiſtiger Kraft überlegen; denn ſie vermochten dieſelben ſich völlig zu aſſimiliren und haben ihnen nicht nur ihre Sprache und Sinnesart aufgenöthigt, wie Prof. B. Schmidt in Jena nachgewieſen (ſ. „Globus“ XXI, S. 120), ſondern wahrſcheinlich auch ihr Aeußeres beeinflußt, anſtatt umgekehrt. Auch von einer Vermiſchung der Albaneſen mit den Griechen in großem Maßſtabe kann nicht die Rede ſein; denn die erſteren, im 14. Jahrhundert eingewandert, bilden noch heute in Griechenland eine Nationalität für ſich ebenſo wie die wlachiſchen Hirten, und haben, wiewohl ſie auch Griechiſch reden, doch das Albaneſiſche überall als Hausſprache bewahrt.

Inzwiſchen ſteigert ſich die Feſtluſt: Schläuche voll gekochten Weines wandern von Mund zu Mund, Pinienzapfen von Hand zu Hand und erquicken die durch vierzigtägiges Faſten vertrockneten Gaumen. Die anweſenden Frauen waren meiſt Albaneſinnen, welche bis von Vylia und anderen Dörfern des Kithäron herbeigekommen waren. Nur wenige hübſche Geſichter befanden ſich darunter; faſt durchgängig

Feſt in Theben.

sind sie mager, knochig, abgehärmt und pergamentartig und sowie sich die Lippen öffnen, schimmern zwei Reihen blendend weißer Zähne hervor, die einem Raubthiere angehören könnten.

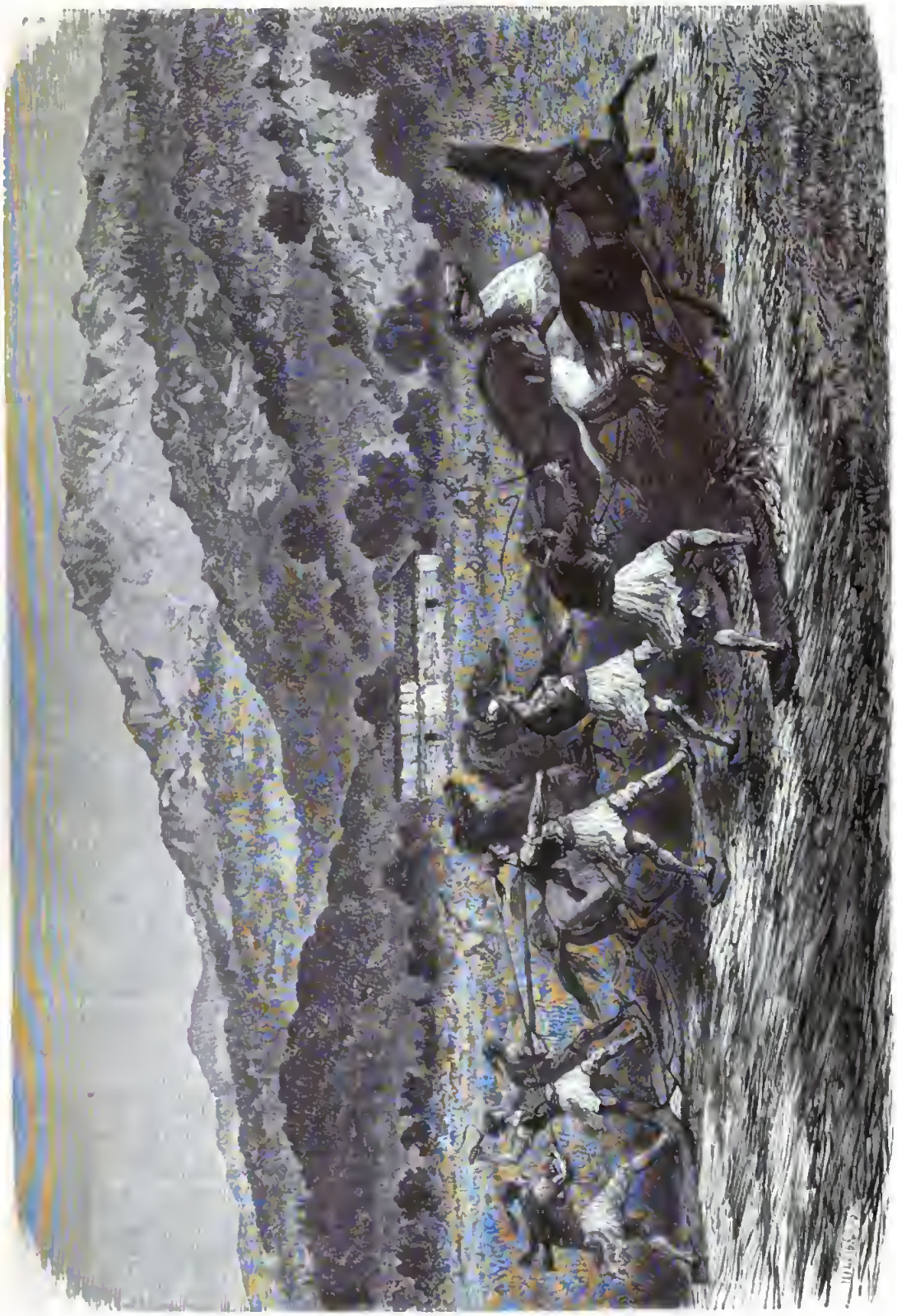
Zahlreiche Gruppen bewegen sich einen Hügel hinauf und hinab, der auf seinem Gipfel ein altes Kirchlein fränkischen Ursprungs trägt. Es ist von einem Begräbnißplatze umgeben, ist dem heiligen Lucas geweiht und soll an der Stelle des Tempels des ismenischen Apollon stehen. Im Innern, welches wenig Interesse darbietet, sind seit mehreren Jahren unförmliche Trümmer alter Sculpturen und Bausteine aufgehäuft worden, um damit das Gebäude auszubessern. Ein russischer Bischof soll die Mittel dazu hergeben; aber die Arbeiten waren eingestellt. Zu beiden Seiten des Altars steht je ein Sarkophag aus weißem Marmor mit Inschriften; den einen hält das Volk für die Grabstätte des heiligen Lucas, schreibt seinem Marmorstaube darum große Heilwirkungen gegen Fieber zu und hat schon zwei große Löcher aus dem Steine herausgekratzt.

Von dort oben hat man einen schönen Blick auf die Gebirge ringsum und die weite, wüste Ebene, in welcher Theben mit seinen schon im Alterthume berühmten Gärten und Gemüseselbern eine grüne Oase bildet. Namentlich gedeihen in den kleinen von Wassergräben durchzogenen Einfriedigungen enorme Kürbisse und prachtvolle Melonen. Nirgends erblickt man das glanzlose Laub der Oelbäume, welche den härteren Wintern Böotiens keinen Widerstand leisten könnten; dagegen allerlei Obstbäume, Myrthen, Granaten, Feigen- und Maulbeerbäume.

Canal von Chalkis.

Am nächsten Morgen setzte Belle seine Reise nach Chalkis zu Pferde fort. Eine weite, kaum von leichten eintönigen Erdwellen unterbrochene Ebene dehnte sich vor ihm aus, zur Rechten von den kahlen Ausläufern des Parnes (heute Ozea genannt), zur Linken vom Hypaton-Gebirge, dem heutigen Lykovuni, begrenzt. Da sieht man weder Baum noch Strauch, weder Dörfer noch regelmäßigen Anbau, sondern nur, soweit das Auge reicht, einen kurzen, dunkelbraunen, sich kaum über den Erdboden erhebenden Pflanzenteppich. Der Boden aber ist dunkel wie Gartenerde und ist anscheinend reiches Alluvium, dessen Fruchtbarkeit riesige Disteln, die stellenweise ganze Felder bilden, beweisen. Böotien, einst so bevölkert und fruchtbar, dessen Hauptausfuhrartikel im Alterthume neben den Aalen des Kopaissees der Weizen bildete, ist durch Erdbeben und besonders durch die türkischen Verwüstungen während des Freiheitskampfes so herabgekommen, daß es heute wenig über 30,000 Menschen ernährt, während es Raum für das Zehn- oder Zwölffache dieser Zahl bietet und die Kornkammer von Hellas sein könnte. Um dieses Ziel aber zu erreichen, wäre die einsichtige Unterstützung der Regierung erforderlich — und es ist nicht abzusehen, wann endlich das geplagte Land eine solche erhalten wird, welche für die wahren Interessen ihrer Unterthanen ein Verständniß bezeugt.

Erst um Mittag, nachdem die albanesischen Dörfer Spaïdes, Dritza und Bratsi passirt sind, wurden die Ruinen von Tanagra erreicht, auf einem Hügel unweit der Stelle gelegen, wo der von Norden kommende meist wasserlose Bach Thermodon, der heutige Laris, in den Asopos (heute Lurientis genannt) mündet. Deutlich erkennt man noch den Lauf



Die Dreſchtenne (Alona) von Achmed-Aga.

Digitized by Google

der ¾ Stunden im Umfang meſſenden Ringmauern und unterhalb der höchſten Stelle des Stadtgebietes die für den Theaterbau in den Boden gegrabene nach Oſten geöffnete Höhlung. Ackerfelder und Weinberge — der weißliche Thondaden der Umgebung erzeugte einſt den beſten Wein in ganz Böotien — nehmen heute viel Raum innerhalb der Mauern ein und bei ihrer Bearbeitung kommen fortdauernd große Mengen alten Thongeſchirres zu Tage, zuweilen auch Gräber, welche jene geſuchten und bewunderten Statuetten aus bemalter Terracotta enthalten. Dieſelben ſind 12 bis 15 Centimeter hoch, nach der Formung mit Daumen und Boſſirholz verbeſſert, ſtellen meiſt Frauen dar, ganz bekleidet, den Fächer in der Hand und mit elegantem Kopfputze verſehen, und ſind von ſolcher Naturwahrheit, daß man ſie für Porträts halten möchte. In Athen werden ſie faſt mit Gold aufgewogen. Dies hat ein emſiges Nachgraben zur Folge gehabt; auch zur Zeit von Belle's Beſuch wühlten mehrere Männer den Boden eines Weinberges um, und ein Beſitzer bot dem Fremden ſein Feld behufs anzuſtellender Ausgrabungen an. Aber während man rohes, ſehr altes Töpferwerk, das die Koſten des Nachgrabens nicht lohnt, in Menge findet, ſind werthvolle Stücke nur ſelten, ſo daß Belle das Anerbieten ablehnte und nach kurzer Umſchau von der taenig erhabenen Burghöhe des einſt wegen ſeiner Gaſtlichkeit und Wohnlichkeit geprieſenen Tanagra die Fortſetzung ſeiner Reiſe beſchleunigte. Sie führte ihn am Aſopus entlang, der zu dieſer Jahreszeit nur einen ſchmalen Waſſerfaden enthält, nach dem Dorfe Skimnion, welches drei alte byzantiniſche Kirchen beſitzt, und dann über wildes mit Ginſter und Thymian bedecktes Hügelland nach Norden. Der nächſte Weg nach Chalkis war das nun freilich nicht, da er ſolchergeſtalt zwiſchen Tanagra und Chalkis einen ſpitzen Winkel machte, und die Folge war, daß ihn die Nacht lange vor ſeinem Ziele überraſchte. Von einer höhern Kuppe aus konnte er noch die Enge des Euripus und in der Ferne die weißen Häuſer ſeines Nachtquartiers, übergoſſen von den warmen Tinten des Sonnenunterganges, erſchauen; dann brach die kurze Dämmerung herein, der gleich darauf die tiefe Finſterniß folgte. Es bedurfte noch eines langen Rittes am Meeresſtrande hin, der durch die wilden Schäferhunde und die Erinnerung an dort vorgefallene Räubereien und Mordthaten an Annehmlichkeit nicht gewann, ehe im Scheine des aufgehenden Mondes die ſteinerne Brücke vor ihnen lag, welche Euböa und ſpeciell Chalkis mit dem Feſtlande verbindet.

Am folgenden Morgen durchwanderte Belle die Stadt, welche wahrſcheinlich den Phönikiern ihren Urſprung verdankt und wegen ihrer trefflichen Lage ohne Unterbrechung bis heute bewohnt worden iſt, deshalb aber auch keine nennenswerthen Reſte des Alterthums aufzuweiſen hat. Sie zerfällt in zwei Theile: unmittelbar an der Meerenge auf niedriger Felshöhe die ziemlich verfallene Altſtadt, ein venetianiſches Caſtell, welches der antiken Akropolis entſpricht, und nördlich davon die Neu- oder Vorſtadt, welche an der Stelle der weiter ausgedehnten Unterſtadt des Alterthums liegt und das wenige commercielle und induſtrielle Leben des Ortes in ſich ſchließt. Hier iſt auch der Hafen, der bei all ſeiner Tiefe und Bequemlichkeit gegen den Nordweſt und die in der Meerenge häufigen Windſtöße ſchlecht geſchützt iſt. Doch geht die Stadt, unter deren circa 6500 Einwohnern auch eine täglich ſich verringernde Zahl von Mohammedanern und von Juden ſich befindet, anſcheinend einer beſſern Zukunft entgegen. Im Euripus nämlich, deſſen Name die Franken (mit Anſpielung auf die dortige Brücke) als Negroponte auf die Inſel Euböa übertrugen, liegt eine kleine Felsinſel mit venetianiſcher Befeſtigung, 10 Meter von Euböa, 70 vom Feſtlande entfernt. Dieſe war durch eine feſte Halzbrücke mit beiden Ufern verbunden, wodurch der Schiffsverkehr durch die Meerenge völlig gehemmt wurde. Neuerdings hat man mit großen Koſten die feſte durch eine drehbare Brücke erſetzt, infolge deſſen ſich die Zahl der einlaufenden Barken, der Stadtbevölkerung und der Einnahmen etwas gehoben hat. Wöchentlich einmal vermittelt ein Dampfer der griechiſchen Compagnie den größern Verkehr mit der Außenwelt.

Frühzeitig am ſelben Tage brach Belle nach dem Norden der Inſel auf. Der Weg führte anfangs am Meere hin, dann über die weite, von zahlreichen Hügeln unterbrochene Küſtenebene und durch ſpärlichen Kiefern- und Fichtenwald hinauf auf den Höhenzug, welcher das Delphi-Gebirge (im Alterthume Dirphys, 1745 Meter hoch) im Centrum der Inſel mit dem nordweſtlich davon gelegenen Kandili (einſt Makiſton geheißen und 1209 Meter hoch) verbindet. Es iſt das die von der Natur ſelbſt vorgezeichnete Verbindungsſtraße zwiſchen dem Norden Euböas und der Ebene von Chalkis und darum ſeit den älteſten Zeiten bis heute in Gebrauch, ſo daß die Hufe der Saumthiere ſtellenweiſe den Felſen ausgehöhlt und ſtufenartige Vertiefungen hervorgebracht haben. Der Pfad war ſchlecht, die Hitze drückend und die Anſtrengung groß; aber wie verſchwinden dieſe kleinen Leiden der Reiſe, wenn ſich plötzlich von der Paßhöhe der Blick auf das ſchönſte, von Geſchichte und Sage verklärteſte Meer dieſer Erde öffnet! Man mag ſich dem Archipel nahen, an welcher Stelle es auch immer ſei; der Augenblick, wo man nach längerer Landreiſe wieder dieſe göttliche Thalatta mit ihren graziöſen Inſel-Silhouetten, ihren Buchten und Vorgebirgen erblickt, gehört ſtets zu den unvergeßlichen der ganzen Reiſe. So auch hier, als der Pfad ſeine höchſte Stelle erreicht hatte und die Fernſicht auf die nördlichen Sporaden, Skiathos, Skopelos, Chelidromia und die kleineren ſich erſchloß. Könnte man in ſolchen Fällen die Herrlichkeit ahnen, die vor Einem liegt, oder wüßte der Führer davon zu erzählen, man würde die doppelten Beſchwerden nicht ſcheuen und der vorhandenen nicht achten; aber die Landeskinder kümmern ſich um ſolche Eindrücke wenig und ziehen ein ſchmutziges Kani im Thale der herrlichſten Ausſicht weit vor.

Nordwärts führt der ſteile Abſtieg in eine enge Schlucht hinab, die von hohen, aber mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Felswänden eingeſchloſſen und von einem Bache (es iſt der antike Budoros) durchſtrömt wird. Nahe der engſten Stelle derſelben, wo ein Felſen den Durchgang faſt verſperrt, thronen auf ſteilem Berge die Trümmer einer fränkiſchen Burg, die mit ihren viereckigen Thürmen, Ringmauern und Ciſternen auf der Inſel viele ihres Gleichen zählt. Urſprünglich von den Feudolherren ſeit dem dreizehnten Jahrhundert zu denſelben Zwecken wechſelſeitiger Fehde und ſteter Wegelagerei gegründet, wie im Abendlande, dienten ſie in venetianiſcher Zeit zum Schutze der Straßen und des Handels und nebenbei dazu, die Griechen im Zaume zu halten. Ein in Chalkis reſidirender Capitän hatte damals den Oberbefehl über ihre geſammten Beſatzungen.

Mit Sonnenuntergang erreichte der Reiſende das ſchön gelegene Dorf Achmed-Aga, wo er bei der Wittwe des dort ſeit mehreren Jahrzehnten anſäſſig geweſenen Engländers Noel abſtieg. Angezogen durch die Schönheit des Thales, hatte ſich derſelbe dort ein meilenweites Beſitzthum gekauft und ſein Leben darauf verwendet, daſſelbe zu heben und die Einwohner von Achmed-Aga und von dem nahen Driſi praktiſch zu tüchtigen Landleuten und Menſchen heranzuziehen. Als er vor wenigen Jahren ſtarb, mußte er überzeugt ſein, daß ſeine Beſtrebungen an der Faulheit und Unwiſſenheit der Bauern ebenſo wie an dem Widerſtande der orthodoxen Geiſtlichkeit und des Staates geſcheitert ſeien. Der

eutige Grieche ſcheint meiſtens für den Landbau nicht einenommen; ſein höchſtes Ziel iſt ein kleiner Laden in der Stadt, der ihm ohne viel Mühe recht viel Geld einträgt. Den Landbau betreibt er faſt wie ein nothwendiges Uebel und an Melioration des Bodens denkt er nicht. Die einfachſten Grundſätze der Landwirthſchaft gehen ihm ab, und bei der geringen Bevölkerungsdichtigkeit iſt es ihm leicht gemacht, den verheerendſten Raubbau zu betreiben, durch ununterbrochen auf einander folgende Ernten das eine Stück Land zu erſchöpfen und dann ein zweites in Angriff zu nehmen. Es iſt nicht Dummheit, welche ihn dazu treibt, ſondern reine Faulheit. Meliorationen widerſtrebt er keineswegs, wenn nur Andere ſich ſtatt ſeiner der Mühe unterziehen. Die natürliche Ergebniß davon iſt zunehmende Verarmung, deren Folgen die Regierung wohl merkt, deren Urſachen aber entgegen zu arbeiten ihr nicht einfällt. Die Steuererhebung mag verwickelt und drückend ſein; aber erſt die Habgier und Falſchheit der Fiscalagenten,- welche die eigenen Provinzen wie Feindesland behandeln, machen dieſelben unerträglich und verleiden dem Bauer jede Luſt zu Verbeſſerungen und größeren Anſtrengungen. Wie in der Türkei darf der Eigenthümer die Ernte nicht eher anrühren, als bis der Steuereinnehmer den geſetzlichen Zehnten und mehr als das davon genommen hat, welchen der Bauer noch oft meilenweit auf ſchlechten Wegen in das Regierungsmagazin ſchaffen muß. Die am Magazin angeſtellten Beamten, ſchlecht bezahlt wie ſie ſind, machen beim Verkauf aus zehn eingelieferten Sack Getreide durch Miſchen mit Sand und billigeren Sorten zwölf — und weder die Regierung, noch der Producent, noch der Conſument fahren bei dieſer Beſteuerungsweiſe ſonderlich gut.

Auf Euböa, und ſo auch auf Mr. Noel's Gute, beſteht meiſt das Pächterſyſtem. Nael baute für jede Familie ein zweiſtöckiges Haus von Stein und erhielt ein Drittel vom Ertrage der Aecker. Er lieh ihaen Saatkorn und Ackergeräthe, deren Rückerſtattung meiſt vergeſſen wurde. Alle Verſuche, gute europäiſche Geräthe einzuführen, ſcheiterten an dem offenen und verſteckten Widerſtande der Eingeborenen. Es bedurfte des Einſchreitens des engliſchen Geſandten in Athen, daß nur die Erlaubniß zur Anwendung einer Dreſchmaſchine ertheilt wurde. Aber ehe ſie zu arbeiten anfing, wurden einzelne Theile derſelben geſtohlen, ſo daß ihre Benutzung unmöglich wurde. Nach wie vor wird alſo das Getreide auf der Alona, jener großen mit Platten belegten Tenne, die ſich am Eingange jedes griechiſchen Dorfes findet, mittelſt der in manchen Theilen Südeuropas und im Orient üblichen Dreſchſchlitten ausgekörnt, wobei ein Fünftel des Kornes verloren geht und das ganze Stroh verdorben wird. Die Garben werden in concentriſchen Kreiſen auf die Tenne gelegt, und vor ein halbes Dutzend Dreſchſchlitten (ſchmale, etwa 4 Fuß lange, vorn etwas gekrümmte Bretter) Pferde geſpannt; eben ſo viel junge Leute treten darauf und jagen im Galopp über die Aehren fort, Halme und oft auch Körner zerquetſchend. So barbariſch dieſes Verfahren auch iſt, ein ſchönes belebtes Bild bleibt es doch, wenn die geſchickten Roſſelenker ſich gegenſeitig an Kühnheit überbieten, einander herausfordern und zu überholen oder umzuſtoßen ſuchen, während der Steuereinreiber gelaſſen im Schatten einer Getreidemiete ſitzend zuſchaut und ſeine Pfeife ſchmaucht.

Die Hoffnungen auf eine Beſſerung dieſer Verhältniſſe ſind gleich Null. Hat es doch nicht an directen thätlichen Angriffen auf die Grundeigenthümer fremder Nationalität gefehlt, mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſie dadurch zum Verlaſſen des Landes zu bewegen, ein Plan, der nur zu guten Erfolg gehabt hat. Denn die meiſten Hellenenfreunde, die ſich in Hellas niedergelaſſen, haben dem undankbaren Lande wieder den Rücken gekehrt. Und welche Bodenſchätze ſind dort auch zu heben, wie herrlich wachſen die Platanen und Weiden in den Thälern, gedeiht der Weinſtock, der Krapp, das Getreide, der Oelbaum, neuerdings ſelbſt die Baumwolle! Auch reich an Wald iſt die Umgebung von Achmed-Aga; aber überall trifft das Auge auf ſchwarze ausgebrannte Strecken oft von bedeutendem Umfange, die ſeltener eine Folge der Unachtſamkeit von Schäfern ſind, als der Niedertracht, und deren Urheber nie ermittelt werden. Die zahlreichen Ziegenherden helfen wacker mit, daß ja kein junges Reis aufkomme und zum Baume ſich entwickele, während die hochſtämmigen Fichten in den ſchonungslos zu Werke gehenden Harzſammlern und Kohlenbrennern ihre ärgſten Feinde haben. Auch bei dieſer heilloſeſten aller Landesverwüſtungen geht die Regierung, ſtatt mit aller Macht dagegen einzuſchreiten, mit gutem Beiſpiele voran: nach türkiſcher Manier geſtattet ſie für eine monatliche Abgabe von 8 bis 10 Franken pro Beil den beliebigen Abtrieb des Holzes in beſtimmten Beſtänden oder läßt den Meiſtbietenden ganze Bergeshänge auf einmal des ſchützenden Waldes berauben. Umgekehrt darf ein fremdländiſcher Beſitzer in ſeinen eigenen Wäldern nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß Holz ſchlagen, und die Erlangung dieſer Erlaubniß iſt mit ſo viel Umſtänden und Koſten verknüpft, daß es Mr. Noel poſitiv weniger koſtete, ſeinen Holzbedarf aus Syra zu beziehen, als ihn ſeinen eigenen Wäldern zu entnehmen!

Am nächſten Morgen verließ Belle Achmed Aga und ritt im Thale des Budoros unter den herrlichſten Platanen nordweſtlich nach Mandudi hinab.

Die Eingeborenen des öſtlichen Neu-Guinea.

Nach Dr. Comrie [1]).

α. Schädel. Die fünfzehn vom „Baſiliſk“ mitgebrachten Schädel wurden am Oſtcap und auf den benachbarten Inſeln geſammelt. Mit zwei Ausnahmen fehlen an allen die Unterkiefer, weil dieſe von den Papuas als werthvolle Armbänder getragen werden und nur ſehr ſchwer zu erhalten ſind. Man begräbt die Geſtorbenen, holt ſie indeſſen nach längerer Zeit wieder aus dem Grabe heraus, entfernt den Kopf und die beiden oberen Halswirbel (Axis und Atlas) und legt den Körper ins Grab zurück. Der Schädel wird nun gereinigt und entweder in Bananenblätter gewickelt am Giebel des

[1]) Dr. Comrie war Arzt auf dem „Baſiliſk“, welcher 1874 die Oſtſpitze Neu-Guineas erforſchte. Ihm lag es ob, anthropologiſche und ethnologiſche Forſchungen über die Eingeborenen anzuſtellen, die noch völlig im Steinzeitalter leben. Wir geben hier ſeinen am 11. April 1876 dem Anthropologiſchen Inſtitut von Großbritannien erſtatteten Bericht im Auszuge, ſo daß nur geringe Kürzungen ſtattfanden.

Haares befestigt oder weggeworfen, nachdem man den Unterkiefer zu einem Armband verwendet hat. Die beiden Wirbel bindet man an einen Schweineschwanz und trägt sie so als Zierrath.

Die Schädel dieser Papuas sind mit einer Ausnahme dolichocephal; der mittlere Index aller ist 74, so daß hier eine Uebereinstimmung mit den durch v. Baer, B. Davis und A. B. Meyer bekannt gewordenen Papuaschädeln vorliegt. Die Höhe der Schädel ergiebt einen Durchschnitt von 78, somit starke Annäherung an den Negertypus; die Capacität wechselt zwischen 64 und 83 Cubikzoll, also im Mittel 75 Cubikzoll. Bei den meisten Schädeln ist der Prognathismus gut entwickelt. (Eine Tabelle der Schädelmessungen nach der Methode von Busk ist beigefügt.)

Sclavi. Als das Ergebniß von zwanzig Messungen an Männern fand sich ein Durchschnitt von 5 Fuß $1^3/_4$ Zoll englisch; die Extreme waren 4 Fuß 7 Zoll und 5 Fuß 4 Zoll. Mittlere Länge des Armes 20 Zoll, des Oberschenkels 35 Zoll. Umfang der Brust $31^1/_2$ Zoll. Die Füße sind flach, säbelförmig; die große Zehe ist lang und in einem Winkel vom Fuße abstehend, mehr einem Daumen ähnlich und gleich diesem beweglich. In Folge dieser (bei uns verloren gegangenen) Fähigkeit ergriffen sie während des Gehens damit allerlei für sie äußerst werthvolle Gegenstände, wie Nägel, kleine Eisenstücken, wenn sie sich unbeachtet glaubten. Die Brust war weit, gut entwickelt, was man von den Beinen nicht sagen konnte. Bäume erkletterten sie mit der größten Leichtigkeit, wobei sie die Sohlen der Füße gegen den Stamm stemmten und außerdem nur noch die Hände gebrauchten. Der übrige Körper, namentlich die Schenkel, kamen beim Klettern nicht mit dem Stamme in Berührung. So erklommen sie die glatteste Kokospalme gleich Katzen. Ihre Lieblingsattitude war ein Hocken, wobei das Hintertheil gegen die Fersen gebracht wurde. Stehend legten sie einen Arm über den Rücken und ergriffen mit diesem Arm den andern Oberarm.

Ihr Gang war schlürfend; im Laufen wurden sie leicht von unseren Matrosen übertroffen; im Heben von Steinen oder Gewichten kamen sie den Europäern lange nicht gleich.

Haar. Es wächst etwa einen Fuß lang, ist kraus, schwarz, doch oft vom Gebrauche gebrannter Korallen oder Holzasche röthlich. Die Art und Weise es zu tragen ist sehr verschieden. Gewöhnlich gestalten es die Männer zu einer Art Borstwisch oder zu korkzieherartigen Locken. Die Eingeborenen am Hnon-Golfe und der Astrolabe-Bay bedecken es mit Thon und flechten Blätter dazwischen, während es auf der Lesson-Insel zu einem Kegel frisirt wird. Der echte Papuastutzer macht aber einen Borstwisch daraus, der täglich stundenlang gehörig ausgekämmt wird. Nachts ruht der Hals in einem hölzernen Schlafkissen, so daß der Kopf mit seinem Borstwisch frei liegt, um letztern nicht zu zerdrücken. Ein langer Kamm mit fliegenden Bändern im Hinterhaar, eine Hibiscusblüthe über dem rechten Ohre vervollständigen die Toilette. Weiber und Kinder haben ihr Haar kurz geschnitten, die letzteren oft rasirt, wenigstens bis zum zehnten Jahre, wenn die Beschneidung stattfindet; alsdann erst ist es den Knaben erlaubt das Haar lang wachsen zu lassen. In einigen Gegenden tragen die Frauen falsches Haar und falsche Löckchen. Man hört oft die Behauptung, daß das Haar der Papuas in Büscheln wachse; mir ist es unmöglich gewesen dies nachzuweisen, wiewohl die kurz geschorenen Frauen- und Kinderköpfe eine leichte Prüfung zuließen. Da ich viele Haarproben auf Neu-Guinea gesammelt hatte, so mußte mir daran liegen, sie mit Pruner-Bey's Bericht über das Papuahaar zu vergleichen. Der Längendurchschnitt zeigte unter dem Mikroskop eine mehr oder minder durchscheinende Rinde, der Farbstoff war nicht an der Rinde, sondern auf das Mark des Haares concentrirt. Der Querschnitt war elliptisch, abgeflacht, unregelmäßig, eine Seite an verschiedenen Stellen einwärts gekrümmt. Dieses giebt einen entschieden bandartigen Charakter, welcher, wie Pruner-Bey constatirt, die größte beobachtete Abflachung beim menschlichen Haare zeigt. Das Papuahaar ist wesentlich verschieden von dem mehr oder weniger ovalen Haare anderer Racen. Der Bart ist spärlich und kraus; gewöhnlich wird er ausgerupft und rasirt. Was den Körper anbetrifft, so ist Behaarung fast nur am Nacken und Rücken wahrzunehmen.

Physiognomie. Die Stirn ist niedrig, an den Schläfen eingedrückt, die Augenbrauenbogen sind stark hervortretend; Nase adlerförmig, an den Flügeln ausgebreitet, die Spitze etwas verlängert, nach der Oberlippe deutend; Mund groß, Lippen dick, vorstehend; Augen groß, doch flach; die obere Zahnreihe leicht über die untere vorstehend.

Haut und Farbe. Seit Mariner's Zeit ist die Haut der Papuas als besonders rauh geschildert worden; dies ist jedoch nur auf die am „Tukelau Zittermal“ leidenden anwendbar, auf diese in der ganzen Südsee herrschende, die Haut schilfig machende Krankheit. Die Farbe der Haut in Südost-Neu-Guinea wechselt vom russigen Schwarz bis zum gelblichen Braun. Unmittelbar am Ostcap sind die Eingeborenen hellbraun, wodurch die Ansicht erweckt wird, daß hier Beimischung von heller polynesischer Race stattgefunden habe. Auf den ersten Blick scheint dies auch viel für sich zu haben; allein in derselben Familie findet man schwarze und helle Individuen nebeneinander; auch ist das Haar der hellen und schwarzen Leute ganz das nämliche, oben beschriebene, dessen charakteristische Abflachung schon mit einer gewöhnlichen Loupe bemerkbar ist. Die Farbe der Iris wechselt zwischen Schwarz und Braun, das „Weiße des Auges“ ist trüb und gelblich [1]).

Krankheiten. Wir bemerkten Elephantiasis, die sich namentlich auf das Scrotum und die Beine erstreckte; das Tukelau Zittermal wurde schon erwähnt. Man glaubt, es werde durch die Larven einer Diptere erzeugt. Gute Beobachter wollen ganze Fliegenschwärme aus den kranken Stellen haben aufsteigen sehen; wenigstens ist dies auf den Samoa-Inseln constatirt (?). Auch Lupus wurde gefunden; an der Humboldt-Bay war unzweifelhaft Syphilis vorhanden.

Regierung und Religion. Leider war hierüber wenig zu erfahren. Jede Ortschaft schien unabhängig zu sein und ihren eigenen Häuptling zu haben. Für öffentliche

[1]) Der Missionär M'Farlane, auch ein guter Kenner der Eingeborenen von Neu-Guinea, bemerkt neuerdings (Athenäum 2. Dec. 1876), daß er die Eingeborenen von Katau und von der Redscat Bay (siehe Karte „Globus“ XXX, S. 151) anfangs für verschiedene Racen angesehen habe; die ersteren seien Papuas, die letzteren Malayen gewesen. Nähere Untersuchung habe ihn aber von dem Irrigen dieser Ansicht überzeugt. Die Bewohner der Küsten und Flußmündungen seien entschieden Eindringlinge, welche die eigentlichen Urbewohner ins Innere zurückdrängen. Gleichviel ob die Küstenbewohner nun hell oder dunkel seien, sie gehören, wie Kopfform, Sprache, Sitten beweisen, derselben Race an, die sich den echten Papuas von West-Neu-Guinea nähert. Somit stimmt M'Farlane mit Dr. Comrie überein. Die Bewohner des Innern sind uns so gut wie unbekannt. M'Farlane sagt: „Zwischen den Küsten- und den Buschbewohnern ist ein großer Unterschied, die letzteren stehen körperlich und geistig tief unter ersteren. Ich habe zwei Schädel, einen vom Aly-River, den zweiten von einem Buschmann vom Mabedauan-River und die Differenz beider ist sehr groß. Der vom Aly-River ist beachtenswerth.“ Auf zwei Schädel lassen sich keine großen Schlüsse bauen. Wenn dann M'Farlane von chinesischen, arabischen, selbst jüdischen (!) Einwirkungen auf Neu-Guinea spricht, so vermögen wir ihm hier nicht zu folgen. Daß bei den Papuas viel jüdische Physiognomien vorkommen, ist eine altbekannte Sache. Interessant ist noch, daß M'Farlane bei einigen Küstenanwohnern schlichtes schwarzes Haar fand.

Angelegenheiten schienen keine besondere Gebäude vorhanden zu sein, und mit Ausnahme einer kleinen hölzernen Figur am Giebel des Hauses kannten wir nichts Götzenbildartiges entdecken. Da jedoch in einigen Fällen Knochen und Schädel, sorgfältig eingewickelt, in den Häusern gefunden wurden, so mag dies mit dem Ahnencultus zusammenhängen, welcher in anderen melonesischen Gegenden sicher vorhanden ist [1]).

Gebäude. Diese werden fast stets auf 10 bis 25 Fuß hohen Pfählen errichtet, selbst wenn sie 1000 Fuß über dem Meere liegen, wo sie um dem Küstenfieber zu entgehen oder aus Vertheidigungsgründen angelegt sind. Giebel und Haupteingang liegen nach dem Meere zu; dort ist auch die Veranda, wo die Männer den größten Theil ihrer Zeit zubringen. Thür und Veranda für die Frauen liegen am entgegengesetzten Ende. Zu den Plateformen führen eingekerbte Balken als Treppen empor. Ueber dem Haupteingang hängen Knochen und Schädel vom Dugong, Schwein, der Schildkröte, Beutelknochen vom Känguru und vom Cuscus, den Reichthum des Hausbesitzers andeutend, da sie auf Ueberfluß an Nahrung hinweisen. Menschenschädel deuten den Krieger, auch die herrschende Anthropophagie an. Abtheilungen hat das Innere nicht, doch wird es gelegentlich durch eine aufgehängte Matte geschieden. Ausstattungsgegenstände sind: Kokosschalen zum Trinken, Körbe für Nahrungsmittel, ein hölzernes Kopfkissen aus festem Holz, sauber geschnitzt. An der Wand hängen Speere, Keulen, Fischernetze. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle aus Steinen, wo gekocht wird. Der Fußboden besteht aus schmalen Planken mit offenen Zwischenräumen, durch die der Küchenunrath abfällt. Das einzige Hausthier ist ein dunkelgefärbter Hund von wolfsartigem Aeußern, mit langen Ohren und spitzer Schnauze. Er bellt nicht und wird mit Kokosnüssen gefüttert. Auch das Schwein ist domesticirt, doch rennt es meist halbwild umher. Die zwischen Kokosnußwäldchen gelegenen Dörfchen sind gewöhnlich etwas von der Küste entfernt; an der letztern befinden sich die zeitweilig benutzten Fischerhütten, die jedoch nicht auf Pfählen erbaut sind.

Die Canoes haben Ausleger und sind meist sehr lang. Solche von 30 bis 40 Fuß Länge sind aus einem Baume ausgehöhlt; am Vortheil, Stern und an den Seiten mit Planken aufgehöht und am Stern mit einer geschnitzten Figur, Vogel oder dergleichen, versehen. In der Mitte ist eine erhöhte Plateforme, auf welcher der Häuptling sitzt; hier werden auch die irdenen Kochgeschirre untergebracht. Das Segel besteht aus Kokosfasermatten und wird in Blöcken aufgezogen, die sehr schön geschnitzt sind und menschlichen Figuren gleichen. Auch die Ruder sind geschnitzt und werden stehend geführt.

Gesellschaftliche Bräuche. Der Freundschaftsgruß besteht im Zusammendrücken der Nase mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, während der Zeigefinger der rechten auf den Nabel deutet. Dabei wird ein oder zwei Mal gegrunzt und ein Wort ausgesprochen, das wie vacóus klingt. Ein anderes Mal wurde ein Hund an die Schiffswand gebracht und dessen Kopf daran zerschmettert; auch das Wehen mit Palmzweigen und Besprengen des Kopfes mit Seewasser gelten als Friedenszeichen. Um Erstaunen auszudrücken, rief man longgezogen o—o—o, hielt dann den Athem ein und streichelte den linken Arm mit dem rechten. Im Aerger zeigten sie die Zähne und spuckten. Um Aufmerksamkeit zu erregen, zischen sie oder schlagen den linken Vorderarm mit der Schärfe der rechten Hand. Widerwillen zeigten sie durch Hängenlassen der Unterlippe an, z. B. wenn ihnen Tabak oder Rum angeboten wurde. Wollten sie recht große Freundschaft bezeigen, so wandelten sie Hand in Hand mit dem Auserkorenen umher und machten ihm gelegentlich Geschenke, erwarteten dafür aber werthvollere Gegengaben.

Trauer wurde durch das Kurzscheeren der Haare und Einschwärzen des Gesichtes und Körpers mit Graphit (Plumbago) ausgedrückt; auch trugen sie keinen Zierrath, ausgenommen ein geflochtenes Armband am linken Oberarm. Die Häuser, in welchen ein Todesfall stattfindet, werden niedergerissen und nur die Pfähle und die Plateforme bleiben stehen, auf welcher die Leidtragenden sich versammeln. Es giebt zweierlei Begräbnißarten; einmal gräbt man Gräber, wirft sie leicht auf und pflanzt Croton ringsum; auf den Hügel wird zerbrochenes Töpferwerk gelegt und an einem Baum in der Nähe hängt man Helmmuscheln und Menschenhoare auf. Die zweite Art ist oberirdisch; der Leichnam wird in einer länglichen Kiste auf Pfählen etwa drei Fuß über dem Boden aufgestellt. Beide Begräbnißarten kommen dicht nebeneinander vor. Ein Grab heißt vata.

Die Eingeborenen glauben fest an Liebeszauber, der uns bei günstiger Gelegenheit höchst geheimnißvoll mitgetheilt wurde, doch nur gegen den Preis einer Axt. Er besteht darin, daß man das Gesicht mit einem wohlriechenden Harze einreibt; das andere Geschlecht kann dem so beschmierten nicht widerstehen. Der einheimische Name für diesen Zauber ist tûbâl.

Daß Tabu-Gebräuche vorhanden, kann nicht befremden; das Zeichen dafür sind aufgehangene Kokospalmwedel oder Kokosnüsse auf Stäben in den Boden gesteckt. Bei fast allen verlassenen Häusern hing ein Bündel Kokosnüsse quer vor der Thür.

Beschneidung wird allgemein geübt; man führt sie aus, indem man einen geraden Schnitt durch den Rücken der Vorhaut macht. Sklaverei, die auf den Salomonen und in Neu-Irland doch allgemein üblich, wurde hier nicht gefunden. Monogamie war die Regel, so viel wir beobachten konnten. Die Männer waren sehr eifersüchtig und schickten bei unserer Ankunft alle Frauen fort. Im Allgemeinen zeigte sich der Charakter dieser Leute als liebenswürdig und gutmüthig; waren sie unbeobachtet, so stahlen sie regelmäßig, gaben aber, wenn man sie erwischte, den Raub zurück. Während die Männer die Häuser baueten, fischten und die Canoes ruderten, mußten die Weiber das Feld bestellen, Wasser schleppen, kochen, Muscheln sammeln und die Houswirthschaft führen. Cannibalismus war unzweifelhaft vorhanden, wie denn auch die Träger von Unterkiefern kein Hehl daraus machten, daß sie deren einstige Inhaber verzehrt hätten; verbrannte Knochen und Schädel wurden auch aufgefunden. Cannibalismus ist in ganz Melanesien verbreitet.

Kleidung und Schmuck. Das gewöhnliche Kleidungsstück der Männer war die Tförmige Binde, etwa 6 Zoll breit und zusammengehalten durch ein Hoorband oder Rhizomarhawurzeln. An der Humboldt-Bay tragen die Männer nur eine kleine Kalebasse, in deren Oeffnung die glans penis hineingesteckt wird. Die Weiber trugen (bis zum Huon-Golf) einen von den Hüften bis zum Knie reichenden Grasrock, wie auf den Fidschi-Inseln. Vom Huon-Golf an ist Tapa im Gebrauch, die um die Lenden geschlagen wird. Das Tättawiren war auf die Weiber beschränkt; sie bringen sich feine senkrechte blaue Linien auf Brust und Bauch an. Sonst ist der Schmuck nur auf die Männer beschränkt. Ein Stutzer bietet folgendes Bild dar: Sein Haar ist borstwischartig einen Fuß vom Kopfe abstehend frisirt; ein Kamm (Kôs) mit fliegenden Pandanusblättern steht einen Fuß lang daraus hervor und über dem linken Ohre steckt

[1]) Die Schädel der Verstorbenen als Götzen (Korwars) bei Doreh erwähnt O. Finsch (Neu-Guinea S. 104). Ueber die aus Holz geschnitzten Korwars vergl. A. B. Meyer im 12. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden S. 23 nebst Abbildungen. Ref.

eine Hibiscusblume. Beide Ohren ſind überladen mit Ringen aus Schildpatt oder geſchnitzten Kokosnußſtücken, oder ein grünes zuſammengerolltes Blatt iſt in die Oeffnung des Ohrläppchens geſteckt. Die Naſenſcheidewand iſt durchbohrt und in dem Loche ſteckt eine Koralle oder ein Knochen. Um den Hals hängt ein Schmuck aus Zähnen, Muſcheln und Stückchen wohlriechender Rinden; am linken Oberarm trugen ſie Ringe aus Bananenfaſern oder Muſcheln; darin ſteckt der hübſch geſchnitzte Betellöffel, während ſich in der linken Achſelhöhle das geflochtene Säckchen mit Kalk, Betel, Arekanüſſen und einem Obſidianmeſſer befindet. Die T-Binde, ein Gürtel von Ovula-Muſcheln und einige rothe und weiße Streifen quer über das Geſicht vollenden den Aufzug. Die Häuptlinge haben noch einige beſondere Auszeichnungen, wie z. B. eine runde Muſchelſcheibe an der Stirn.

Geräthe. Eiſen war bis zu unſerer Ankunft bei dieſen Papuas unbekannt, und ihre ſämmtlichen Werkzeuge waren aus Stein. Schnell fanden ſie die Ueberlegenheit unſerer Geräthe heraus und beſtrebten ſich Eiſen einzuhandeln; die Eiſenſtückchen faßten ſie in derſelben Weiſe wie den Stein. Sie beſaßen Aexte aus polirtem Nephrit, oft mit ſchön geſchnitztem Holzſtiel, Aexte aus demſelben Material und Meißel. Auf Leſſon Island fanden wir Aexte aus der Schale der Tridacna-Muſchel. Ihre Steinäxte nannten ſie tautschaman, unſere Aexte elam; Eiſen bezeichneten ſie als dim-dim. Die Steine werden im Bette der Flüſſe gefunden und auf rauhen Sandſteinblöcken geſchliffen; letztere waren bei jedem Dorfe zu finden und oft ſehr abgenutzt. Die wenigen Muſikinſtrumente waren eine Trommel, überzogen mit der Haut der Boila-Eidechſe (Monitor spec.), zwei Arten Panpfeifen, eine Maultrommel aus Bambus und eine Trompete aus einer Tritanſchnecke. Ihren Geſang begleiteten ſie, indem ſie mit hohlen Bambusrohren auf die Erde ſchlugen.

Waffen. Sie beſtanden aus Keulen mit Steinköpfen in drei Arten, darunter eine ſcheibenförmige, quepi genannt. Eine Holzkeule, ähnlich der Patu-Patu der Maoris, hieß jera; ein hölzernes Schwert sämän. Der 10 bis 12 Fuß lange Speer mit geflügelter Holzſpitze, der aus freier Hand geworfen wird (das auſtraliſche Wurfbrettchen iſt unbekannt), heißt kâkiâm. Die Schleudern (wam) ſind aus Bananen- oder Rhizomarphaſaſern gemacht; als Schleuderſteine dienen Bachkieſel. Der Schild iſt aus Holz. Fünf bis ſechs Fuß lange Bogen, von denen 6 Fuß lange mit Knochen geſpitzte Rohrpfeile (nicht giftig) geſchoſſen werden, waren an der Aſtrolabe-Bay im Gebrauche. Beim Spannen benutzen ſie die große Zehe. Am Oſtcap ſahen wir ein Seegefecht, bei dem Schleudern gebraucht wurden. Spuren von Kriegsverwüſtung, namentlich niedergehauene Kokospalmen, waren vielfach ſichtbar.

Nahrung. In der Nähe der Dörfer an den Abhängen waren kleine ſauber eingezäunte Rodungen ſichtbar, in denen Yams, ſüße Kartoffeln, Taro, Bananen, Mais ꝛc. cultivirt wurden. Die Rodung wird durch Feuer hergeſtellt, dann mit Stöcken umbrochen, was die Weiber beſorgen. Hauptnahrung liefern die Kokos- und Sagapalme; dazu kommt Fleiſch vom Schwein, Känguru, Cuscus und der Schildkröte. Sie ſind aber vorzugsweiſe Vegetarianer und kochen alle Tage eine Gemüſeſuppe aus Yams, Bananen, Saga und Kokosnuß in irdenen Gefäßen. Eine Schale der Perlenauſter dient als Löffel. Das Schwein heißt poroporo; Waſſer kai-wan; eſſen nam-nam. Allgemein war das Betelkauen verbreitet; Tabak, den ſie nicht kannten, war ihnen zuwider. An den Lagunen wurden große Haufen von Schraubenſchnecken gefunden, die förmliche Küchenmöddinge bildeten, da zu gewiſſen Zeiten dieſer Nahrung wegen die Eingeborenen nach dieſen Lagunen ziehen.

Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

III.

Nach der Padmrata.

Obdorsk, den 24. Auguſt.

Am Nachmittage des 29. Juli ſtanden wir reiſefertig und traten, elf Mann hoch, unſere Wanderung über die Tundra an, die, das durften wir uns nicht verhehlen, ſo recht eigentlich eine „Reiſe ins Blaue“ war. Wir waren nur mit den nöthigſten Lebensmitteln auf neun Tage verſehen, und die Leute führten nur gedörrtes Brot und Ziegelthee mit; denn es wurde darauf gerechnet und uns verſichert, daß wir in den Dſchums ſowohl friſches Fleiſch als Brot genügend erhalten würden. Als Schlafrequiſiten hatten wir Mückenzelte aus Kattun und unſere Pelze mit; unſere perſönlichen Effecten, einige Wäſcheſtücke, Tabak, Behältniſſe zum Sammeln, Feldſtecher, Feldflaſche, Gewehr und Munition für dreißig Tage trugen wir ſelbſt in Rucksäcken. Unſere mühſam durch das Birkengeſtrüpp der Tundra im Gänſemarſch ſich fortarbeitende Geſellſchaft, der eine ſchwarze Wolke von Mücken Tag und Nacht unverdroſſen das Geleit gab, mag wohl an reiſende Schacherjuden erinnert haben. Gleich der erſte Marſchtag gab uns einen Vorgeſchmack von dem, was uns erwartete. Wir hatten 17 Kilometer zurückgelegt und kamen daher ziemlich erſchöpft und müde an, aber nicht einmal ein Dſchum oder ſelbſt nur eine Höhle gewährte uns Schutz, ſondern wir mußten mit einer Felsſchlucht des kleinen Fluſſes Talbejaha unweit eines Schneefeldes vorlieb nehmen, die uns wenigſtens etwas gegen den heftigen Nordoſt (wir hatten nur 5° R.), aber nicht gegen den fein herabrieſelnden Regen zu decken vermochte. In einem Lande, wo Birken und Weiden nur als fingerdicke, kaum mehr als fußhoch auf der Erde hinkriechende Sträucher vorkommen, iſt es mit dem Feuer auch eine mißliche Sache, und es dauerte lange, ehe wir in dem Qualm des naſſen Strauchwerkes unſern Thee trinken konnten. Der folgende Tag war weſentlich beſſer, indem wenigſtens der Regen aufhörte; er geſtaltete ſich im Laufe des Nachmittags zu einem freudigen, indem unſere Leute friſche Ren- und Schlitteaſpuren und ſpäter zwei Dſchums bemerkten. Der Beſitzer derſelben, der Oſtjak Dſänngiä, kam uns im ſchönſten Staat entgegen und holte uns in ein paar mit Ren beſpannten Schlitten ab. Freilich lauteten die Nachrichten weniger erfreulich, als es anfangs ſchien. Die Herde des Oſtjaken und eines zweiten war durch eine Seuche (Milzbrand) von 2000 auf 500 reducirt worden, und auf dem Wege nach den Dſchums kom-

Digitized by Google

·n wir uns ſelbſt zur Genüge von der ſchrecklichen Verheerung überzeugen; wir zählten etwa ſiebzig der ſchönſten Ren ›dt umherliegend. Die Weider hatten inzwiſchen noch vor nſerer Ankunft die Dſchums abgebrochen, um ſie auf einem twas entfernteren Platze wieder zu errichten, und dorthin olgten wir. Nachdem die Dſchums wieder aufgebaut, was aum eine halbe Stunde erforderte, ein Ren geſchlachtet und oh und blutig von unſeren Leuten und den Oſtjaken verzehrt vorden war, konnten die Unterhandlungen mit dem Herdenſitzer ſtattfinden. Das Reſultat derſelben, welche bis ſelb 2 Uhr währten, war endlich das, daß ſich Dſäungiä entſchloß, uns neun Rentiere à 7 Rubel nebſt drei Schlitten und Geſchirre zu verkaufen. Der andere Tag bot uns ein neues gräßliches Bild der Verheerung; dreißig weitere ſtattliche Ren lagen verendet oder im Verenden um die Dſchums. Einen bejammernswerthen Eindruck machen die jungen noch ſäugenden Thiere, welche die kranken und gefallenen Kühe grunzend umſpringen und beſchnuppern. Sie alle werden mit dem Laſſo gefangen und todtgeſchlagen, um das Fell, welches ungefähr 3 Rubel werth iſt, zu retten, und wir wurden ſehr gebeten, uns mit den Gewehren bei der Jagd auf Renkälber zu betheiligen. Alte gefallene Ren ſind gänzlich werthlos. Ihr noch im Verhären begriffenes Fell taugt jetzt nichts, ebenſowenig die Haut als ſolche, da ſie jetzt im Sommer von den Stichen der Rentbremſe wie mit Schrotſchüſſen durchlöchert iſt. Das Fleiſch wird jetzt ebenfalls nicht angerührt, da die Eingeborenen das Anſteckende kennen. Bei dem erſten Erſcheinen der Seuche (vor etwa zwanzig Jahren) war dies nicht der Fall, und damals ſtarben ſehr viele Oſtjaken und Samojeden. Es wäre wohl eine Aufgabe der Regierung, durch ausgezeichnete Veterinärärzte dieſe ſchreckliche Seuche an Ort und Stelle gehörig ſtudiren zu laſſen. Ihre verderblichen Folgen ſind bei dem häufigen Auftreten derſelben (ſie kommt faſt jedes Jahr vor) unberechenbar und können möglicherweiſe zur völligen Verarmung der Nomadenvölker Nordweſtaſiens führen. Das Ren Sibiriens, ſchöner, größer, kräftiger und ſtattlicher als das lappländiſche, darf im Gegenſatz zum letztern ein wirkliches Hausthier genannt werden. Nach meinen Erfahrungen in Lappland war ich ſehr überraſcht, mit welcher Leichtigkeit hier die Herde durch wenige Hunde zuſammengetrieben, mittelſt einer Leine gehalten wird, und wie ſich faſt ohne Widerſtand die Zugthiere theils mit der Hand, theils mit dem Laſſo herausfangen und einſpannen laſſen, wie ruhig ſie am Schlitten ſtehen.

Unſeren Oſtjaken und Samojeden war es ſo ein rechter Feſttag, unter einer Herde von etlichen Hundert Ren herumzuwählen und mit kundigem Auge und geübter Hand ausſuchen zu können. Bald ſtanden neun der beſten anſcheinend völlig geſunden dreijährigen Ren vor drei Schlitten, auf die unſer Gepäck geladen war, und erleichtert konnten wir friſchen Muthes den Weitermarſch antreten. Denn es galt ſo ſchnell als möglich aus der inficirten Gegend, die uns auf Schritt und Tritt die Verheerungen der Seuche zeigte, fortzukommen. Das drohende Geſpenſt, über kurz oder lang ſelbſt wieder die Bündel aufnehmen zu müſſen, ſchwebte freilich noch wie ein Damoklesſchwert über uns, denn wenige Stunden konnten uns ſämmtliche Zugthiere rauben. Wirklich verloren wir noch am Abend deſſelben Tages (31. Juli) ein Ren, und wir konnten zufrieden und dankbar dafür ſein, daß wir, wie ich gleich vorausſchicken will, auch nur drei Ren lebend nach der Schtſchutſchja mit zurückbrachten. Wir ſchritten immer in nordweſtlicher Richtung vorwärts, ſo ſchnell als es bei dem ſchwierigen, mühſamen, oft erſchöpfenden Wege eben gehen wollte. Von irgend einem gebahnten Pfade konnte ja überhaupt nicht die Rede ſein, außer denen, welche die zahlreichen Lemminge und Eisfüchſe für ihren Privatgebrauch getreten hatten. Die Tundrengebiete, welche wir in dieſen Tagen und ſpäter kennen lernten, tragen im Weſentlichen den gleichen Charakter und unterſcheiden ſich von denen Oſtfinnmarkens hauptſächlich durch den Mangel an chaotiſch aufgehäuften Geröllhalden. Die Tundra Lapplands iſt in erſter Linie aus Moos gebildet, hier herrſcht die Zwergbirke vor. Sie bedeckt über Mooſen, durch die der Fuß in den feuchten Untergrund einſinkt, die weiten flachen Höhenzüge ſanfter Hügelketten, welche auf ihrem Rücken Gerölle aus kleinen Steinen und Flechten tragen, oder an manchen Stellen dünenartige Sandkuppen bilden. In den Niederungen findet ſich meiſt Moor- und Sumpfgrund mit Zwergweidendickichten, welche zu paſſiren viel mehr Schweiß und Anſtrengung koſtet als der Weg durch die Zwergbirken, und einem kleinern oder größern klaren im Sumpfgras dahinfließenden Bach; es ſind dies die mühſeligſten Stellen für den Wanderer, denn hier ſind oft weite Strecken echten Sumpfes zu paſſiren. Die vielen kleineren und größeren meiſt mit hohen weideubegrünten Ufern umgebenen klaren Teiche und Seen geben der Einförmigkeit der fahlgelbgrünen oder gelddränulichen Tundra mit ihrem tiefen Blau eine dem Auge wohlthuende Abwechſelung, die durch die vor uns liegende Gebirgskette des Ural noch erhöht wird. Er hebt ſich in hübſch geformten Rücken und Kuppen maleriſch ab, aber keiner unſerer Begleiter weiß einen Namen. Nur die höchſte nördlich liegende Kuppe wird uns ſamojediſch als Hanoweindſcha, d. h. Falkenhorſt, bezeichnet. Die Thierwelt dieſes Gebietes iſt äußerſt ſpärlich, ja arm (an Vögeln Trauer- oder Eisenten, Eistaucher, Zwerg- und Bogenſchnäbel-Strandläufer, Kampfhähne, Goldregenpfeifer, pfeilſchwänzige und breitſchwänzige Raubmöven, Gänſe und Schwäne, Schneehühner, Schnee- und lappländiſche Ammern, Pieper, Leinfinken, Wanderfalken, rauhfüßige Buſſarde, Sumpfohreulen und Schneeeulen; an Säugethieren Lemminge, Füchſe und ein den Mäuſen verwandtes kurzſchwänziges Nagethier, dem Füchſe und Raubvögel eifrig nachſtellten).

Am Morgen des 1. Auguſt überſchritten wir den kleinen Fluß Jenſorjaha, den erſten nördlich fließenden, waren der Podarata alſo näher gerückt, und unſere Samojeden meinten, daß wir ſie übermorgen erreichen würden, was friſchen Muth gab. Wir paſſirten dann die kleinen Bäche reſp. Flüſſe Tojaha und Nadjaha und genoſſen von der Uferhöhe des letztern aus einen weiten Fernblick. Vor uns lag ſanft anſteigend eine weite Tundrenfläche, die links von einem höhern Gürtel mit hellleuchtenden Sandufern begrenzt wird, dahinter erhebt ſich in maleriſchen Formen der Ural, deſſen zartes Blau hier und da von weißen Schneefeldern geſcheckt erſcheint. Die Benennung „Ural“ für dieſes ſchöne Gebirge iſt hier wenig bekannt; es wird allgemein als „große Steine“ bezeichnet, denn ſo lautet die Ueberſetzung von dem „Bolſchoi Kamenei“ der Ruſſen, „Udſchid Kanene“ der Siranen, „Mark“ oder „Arta-pei“ der Samojeden und „Kä-n“ der Oſtjaken. Rechts erblickt man nur Niederung, Tundra mit Seen und Sümpfen, die am Horizont anſcheinend mit einer großen Waſſerfläche, wohl die Kara-Bay, verſchwimmt. Die hellen Sandufer bezeichnet Haiwai als die der Podarata, aber ſie ſcheinen noch ſehr weit entfernt, und wir werden ſie morgen wohl erſt ſpät erreichen. Eine auf der Tundrenhöhe aufwirbelnde Rauchſäule ſpornt zu neuem Eifer an: ſie rührt von den vorangeeilten Unſeren her und zeigt uns den Weg. Nach etwa zwei Stunden langten wir bei ihnen an. Das Lager iſt am hohen Uferrande eines ſchnellfließenden klaren Fluſſes aufgeſchlagen, ich frage haſtig nach ſeinem Namen und „Podarata“ lautet die Antwort. Das eine große Ziel war alſo glücklich erreicht;

unſer nächſtes, Sobnpai, lag vor uns. (Noch am ſelben Tage wurde ein Oſtjaken-Dſchum in der Nähe entdeckt und von dem Bewohner deſſelben, Sanda, nach langen Unterhandlungen (3. Auguſt) 20 Ren zur Reiſe nach dem Meere gemiethet. Dieſelbe ſollte „von einer warmen Zeit zur andern", alſo eine Nacht, dauern; die Reiſenden verpflichteten ſich, nur einen Tag am Meere zu verweilen und in der nächſten „kalten Zeit" wieder zurückzukehren.)

Der Morgen des 4. Auguſt brachte kühles Wetter und neue empfindliche Verluſte an Ren; auch der unſeren zwei zählten unter den Opfern. Am Nachmittage waren die Vorbereitungen zur Abreiſe nach dem Meere beendet, und um 3 Uhr konnten wir, nur von zweien unſerer Leute begleitet, mit ſechs Schlitten abfahren. Die ganze Herde folgte uns. Es gewährte ſchöne wechſelvolle Bilder, einen kleinen Wald von Geweihen, grunzend und hufſchnappend bald vor, bald hinter, bald neben uns her wandeln zu ſehen, getrieben von einigen Hunden und dem Sohne des Oſtjaken Sanda in einer Troika.

Unſer Weg führte über Tundra längs Teichen und Seen, wie oben geſchildert; aber wir hatten die elaſtiſchen Sumpfſtrecken und entſetzlichſten Weiden- und Birkendickichte diesmal nicht ſelbſt zu durchwaten, ſondern fuhren bequem im Schlitten, und das war eine ſehr angenehme Abwechſelung. Das Ren iſt in der That das einzige für dieſe Gegend brauchbare Zugthier und der leichte zweckmäßige Schlitten ein vorzügliches Vehikel. An ihm iſt kein Nagel, alle Theile beſtehen aus Holz und ſind zuſammengebunden, alſo das Ganze ſehr elaſtiſch und nachgebend. Die Ren ziehen nur an einem Lederriemen, der zwiſchen den Beinen unter dem Bauche durchgeht und an einem ledernen Halsbande befeſtigt iſt. Nur das zur Linken gehende Thier wird mittelſt einer an dem Geweih befeſtigten Leine und eines langen, unten mit ſcheerartigem Eiſen bewaffneten Stabes, der an der Spitze einen runden Knopf trägt, gelenkt. Die übrigen Zugthiere des Geſpanns, meiſt aus drei bis vier Ren beſtehend, ſind mit ledernen Halsholſtern untereinander verbunden. Dieſe ganze Einſpannungsmethode erſcheint durchaus praktiſch; weniger die der Hunde, welche wir hier kennen lernten. Die armen Thiere müſſen nämlich an einem aus Hundeſchwänzen gefertigten Gürtel ziehen, der vor den Hinterſchenkeln angelegt wird und an welchem ein Zugſtrang, zwiſchen den Hinterbeinen durchgehend, befeſtigt iſt. Wir haben als frühere Mitglieder des Thierſchutzvereins überall den Eingeborenen die bei uns gebräuchliche Methode, Hunde einzuſpannen, empfohlen, und Goldmacher, ein hier in der Verbannung lebender Jude aus Odeſſa, der die ſchönſten Hunde beſitzt, hat uns heilig geladt, ſie dieſen Winter hier einzuführen. Und Goldmacher wird Wort halten, denn er iſt ein Mann von Wort und ſandte uns von ſeinem Fiſchereiplatze bereits zu verſchiedenen Malen Fiſche für unſere Spiritusbehälter und Bratpfannen, was der Gemeindeälteſte zwar ebenfalls verſprach, aber doch nicht that.

Sowohl Geſtrüpp von Birken und Weiden, als Sümpfe und Moräſte ſind für Ren und Schlitten gerecht; überall gleitet der letztere ſanft dahin, namentlich auf den ſchönen Moosteppichen und ſelbſt ſandige und ſteinige Stellen bieten keine Hinderniſſe. Aber die Ren ermüden in der Sommerzeit ſehr bald und müſſen unabläſſig angetrieben werden. Die Thiere laufen dann mit tiefgeſenktem Halſe, weit geöffnetem Maul und keuchen wie Jagdhunde in mitleiderregender Weiſe, ſo daß wir oft weite Strecken zu Fuß gingen.

Nachdem wir die Rabajaha paſſirt, machten wir gegen 7 Uhr Halt; denn Sanda erklärte, daß wir unſer Ziel erreicht hätten und er überhaupt nicht weiter könne. Das war allerdings eine arge Enttäuſchung für uns, denn von der erwarteten ſchönen Felſenküſte, belebt mit allerlei echten Seethieren und einem großen wogenden Meerbuſen, wie wir ihn uns vorgeſtellt, war keine Spur zu ſehen. Aber ſo ſehr wir auch dem Manne zürnten, wir mußten ihm ſpäter doch Recht geben. Wir befanden uns unfern des rechten Podarata-Ufers und traten eine Fußwanderung nach einem wohl 150 Fuß hohen Hügel an, von wo aus wir die ganze Gegend überblicken konnten. Vor uns nach Norden breitete ſich eine weite Ebene voller kleiner Lachen, Teiche und Seen aus, die theilweiſe mit dem Horizont zu verſchwimmen ſchien, an dem ſich nur eine höhere helleuchtende Düne, eine Sandwand des rechten hohen Flußufers und weiterhin zwei kleinere Hügel abhoben. Letztere ſollen den Ausfluß des Jenſorjahu, eines der Podarato ähnlichen aber etwas größern Fluſſes, bezeichnen, die Sandwand die Mündung des Fluſſes. Der nebelhafte, wie ein größeres Waſſer ausſehende Streifen am Horizont iſt der Kariſche Meerbuſen, den wir ſchon am letzten Marſchtage nach der Podarata erblickt hatten. Er wird zur Linken von einer niedrigen Bergkette begrenzt, die nach Südweſt in die Vorberge des Ural zu verlaufen ſcheint, zu dem ſich der Fluß in vielen großen Schlingungen wendet. Vor dieſer Berg- oder Hügelreihe liegt Sadapai, und da, wo wir uns befinden, führt die Straße der Renherden von dort nach der Schtſchutſchja. Die Sumpfſedene vor uns wird nicht von Eingeborenen benutzt, da ſie aus ſo bodenloſen Moräſten beſteht, daß hier ſelbſt keine Ren weiden können. Nur im Winter nehmen Samojeden zuweilen ihren Weg über dieſelbe. Die Podarata verliert ſich allmälig in den ungeheuren Moraſt, dieſer ins Meer. So lauten wenigſtens die Nachrichten des Oſtjaken, welche wir angeſichts der vor uns in Natur ausgebreiteten Landkarte mühſam erfragten. Kaum zwei deutſche Meilen von dem ſehnlichſten Ziele unſerer Wünſche, dem Karo-Meerbuſen, entfernt, können wir daſſelbe nicht erreichen; in der That eine bittere Enttäuſchung! Aber wir müſſen uns der Macht der Verhältniſſe fügen und die Umkehr beſchließen. Ohne ein Boot, und wegen Mangels an Holz nicht im Stande, ein Floß zu bauen, auf welches ich im Stillen immer gehofft hatte, iſt es nicht möglich, den Fluß hinabzugehen, und einer Fußwanderung gebieten der Mangel genügender Proviſionen ſowie in ernſteſter Weiſe die Unpaſſirbarkeit des Gebiets ſelbſt Halt. Nicht einmal mit Ren — denn nur mit ſolchen und zwar herdenweiſe und in Begleitung von Eingeborenen mit ihren Dſchums iſt es möglich, in dieſen Gebieten größere Reiſen zu unternehmen — würden wir bis zu der dünenartigen Sandwand gekommen ſein, Sanda erklärte dies für geradezu unmöglich, ſelbſt wenn ich ihm hundert Rubel geben wollte. So mußten wir denn umkehren! Zum Andenken an den nördlichſt von uns erreichten Punkt, vermuthlich unter 68° nördl. Br., nahm ich einen kugelförmigen unten abgeſchliffenen, mit Löchern verſehenen Stein mit, den mir der Oſtjake ſchenkte. Er lag bei einem kleinen Götzenplatze und war ſelbſt ein verehrtes Bild des Gottes Siſawei-pei, d. h. durchlöcherter Stein.

Die polniſche Schweiz.

Von C. Petzet.

Einer der zahlreichen Irrthümer, die über Polen im allgemeinen Glauben ſtehen und dies faſt in der Mitte Europas liegende Land noch heute zu einer halben terra incognita machen, iſt der, daß ſeine Oberfläche, ſoweit ſie heute zum ruſſiſchen Gebiete gehört, nicht viel mehr als eine platte Tiefebene ſei und der landſchaftlichen Reize von Berg und Thal wie jenes romantiſchen Zaubers, den ſo manche Gegenden Deutſchlands und der ſüdlichen und weſtlichen Länder Europas beſitzen, ſo gut wie gänzlich entbehre. Wie geſagt, iſt dies ein Irrthum. In mehr als einer Landſchaft des Weichſellandes werden die ſtachgeraden oder ſanftgewellten Linien der Niederung durch Gruppen und ſelbſt ganze Züge von Höhen und Hügeln unterbrochen, und da es zudem ſelten an belebendem Gewäſſer und an Färbung gebendem Buſch und Walde fehlt, ſo erfreuen oft die anmuthigſten Landſchaftsbilder das Auge des Naturfreundes. Sogar in den nördlichſten Landſtrichen, am Ufer des Njemen, am See von Wigry und unweit der Ufergelände der Narew, finden wir Gegenden von maleriſcher Schönheit. Noch mehr iſt dies natürlich in den ſüdlichen Bezirken der Fall, wo jenſeits der Weichſel ſchon vor Lublin, dieſſeits hinter Rodom die Landſchaft einen hügeligen theilweiſe ſogar bergigen Charakter annimmt, der ihr bis an die galiziſche Grenze treu bleibt. An der obern Weichſel bei Pulawy, Kazimierz, Janowiec vereinigen ſich natürliche Lieblichkeit und intereſſante Denkmale geſchichtlicher Cultur, um dem Beſchauer der Landſchaft ähnliche Genüſſe darzubieten, wie wir ſie an Donau und Rhein bekanntermaßen vielfach finden.

Für den Naturfreund wie für denjenigen, der an Volk und Geſchichte Polens nähern Antheil gewinnen und in Land und Leute einen lohnenden Einblick thun will, iſt der Beſuch der Südweſtecke des Königreichs in erſter Reihe zu empfehlen. In dieſen Gegenden drängt ſich ſoviel geographiſche Eigenart, landſchaftlicher Reiz, hiſtoriſche Erinnerung, moderner Aufſchwung, induſtrielle Thätigkeit und ſonſtiges mannigfaches Intereſſe zuſammen, daß ſie ein ebenſo lohnendes Ziel für Touriſten bilden können, wie manche vielbeſuchte Strecken unſerer übrigen Nachbarländer. Nur müßten freilich die Gaſthöfe in Polen den heutigen Anſprüchen beſſer genügen und die ruſſiſchen Paßſchwierigkeiten in Wegfall kommen, wenn der Beſuch häufiger werden ſoll.

Von den nächſten Eiſenbahnhalteſtellen des ruſſiſch-polniſchen Inlandes, Strzemieszyce und Dombrowa, über die Kreisſtadt Olkusz etwa ſechs Meilen, von Krakau und Krzeszowice nur drei Meilen entfernt liegt der vielgeprieſene Mittelpunkt der ſogenannten polniſchen Schweiz, das Dorf Ojcow, eine Perle landſchaftlicher und ſagenhafter Romantik, zu deren Verherrlichung auch die polniſche Poeſie eifrig und mit Erfolg beigetragen hat. Mit dem Alpenland freilich wäre die Gegend beſſer nicht in Vergleich gebracht worden; eher läßt ſie ſich mit der ſächſiſchen Schweiz in ein verwandtſchaftliches Verhältniß bringen. Wie in letzterer erreicht auch in der Gegend von Ojcow kein Berg die Höhe von 2000 Fuß, und in der Maſſe, Form und Lagerung der Felſen zieht die polniſche Schweiz noch vor ihrer ſächſiſchen Namensſchweſter den Kürzern. Auch iſt der Prondnik (Prądnik), der ſich durch das Thal von Ojcow ſchlängelt, zwar ein recht munterer klarer Bach, der auch recht ſchmackhafte Forellen ſpendet, aber bei Weitem keine Elbe, die Flöße und Schiffe auf ihrem breiten Rücken trägt. Immerhin apoſtrophirt Dmochawski mit nicht ganz unberechtigtem Stolze ſeine polniſchen Landsleute:

„Schweifen durch der Fremde Lande
Haſt Du wohrlich nicht aon Nöthen,
Warſt Du nicht an Prondniks Strande,
Müſſeſt Du vor Scham erröthen“. . .

Das friſche Gewäſſer tränkt einen prächtigen Wieſengrund voll ſaftiger Gräſer, überragt von theils kahl emporſteigenden, theils bewaldeten Felſenhöhen. Die Ojcower Flora iſt als die reichſte Südpolens anerkannt. Aeltere Botaniker hatten derſelben ſogar manche Speciatitäten vindiciren wollen, die ſich ſchließlich nur als beſonders ſchöne Exemplare gewiſſer Pflanzengattungen erwieſen. Der Botaniker Beſſer hatte ſogar die herrlichen Birken Ojcows als eine beſondere Species „betula ojcoviensis“ bezeichnet, aber auch gegen ſiebzig hier vorkommende Pflanzen aufgezählt, die in der „Polniſchen Flora“ des Warſchauer Profeſſors Waga fehlten.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Ojcows, die gegenüber der ſächſiſchen Schweiz ſogar einen Vorzug begründet, ſind ſeine Höhlen, unter denen namentlich die nach dem König Ladislaus dem Kurzen („Lokietek“) benannten beachtenswerth ſind. Dieſelben ſind nur eine Viertelſtunde von dem Dorfe entfernt, aber der Weg, der zu ihnen führt, iſt zuletzt ſehr ſteil und beſchwerlich. Sie beſtehen zum Theil aus langen ſchachtähnlichen Gängen, zum Theil aus hohen und weiten Wölbungen gleich Kirchenſchiffen, aus denen wieder neue Gänge zu ferneren großen Kammern führen. Hier ſuchte und fand der genannte polniſche König, als er von ſeinem Gegenkönig Wenzel von Böhmen ſchwer bedrängt wurde, Sicherheit vor der feindlichen Verfolgung, und ſeine treuen Anhänger brachten ihm heimlich alles hierher, was das Wohl des geliebten Fürſten erforderte. Jetzt ſtehen aor den denkwürdigen Grotten in den Sommermonaten mit Fackeln verſehene Führer bereit, um uns in die Höhlen zu geleiten, und grandärtige Barden ſingen uns Lieder van den alten Zeiten, gewürzt mit ſatiriſchen Seitenhieben auf die Gegenwort und ihre minder heldenhaften Menſchen.

Auf dem Gipfel des Berges, in deſſen Schoaße ſich die Höhlen verzweigen, läßt der Wald einige Felsblöcke frei, von denen wir eine wunderbar ſchöne Ausſicht auf die von hier nur drittehalb Meilen entlegene Jagiellanenſtadt genießen. Wie durch Zauberei glaubt man auf einmal in eine Landſchaft des milden Südens zu ſchauen, ſo ſehr überraſcht dieſe herrliche Fernſicht nach der Waldeinſamkeit der nähern Umgebung, die ſonſt nach keiner Seite eine weitere Ausſicht bietet. In aaller Deutlichkeit ſtellt ſich die ſchöne Königsſtadt dar, die durch ihre liebliche Umgebung wie durch ihre ehrwürdigen Gebäude und geſchichtlichen Denkmäler den erſten Rang unter ihren polniſchen Schweſtern behauptet. Wir ſehen die prächtige Marienkirche, deren einer Thurm von einem reichaergoldeten Kranze umſchlungen iſt, den Dom auf dem berühmten Wawel, wo die Helden und Könige des verſunkenen Reiches ruhen, auch die Hügel um die Stadt, an denen ſo manche Sage, ſo manche geſchichtliche Erinnerung haftet, — die aber von unſerer utilitariſchen Zeit an dieſer Ecke der Dreikaiſerbundsreiche mit wohlbefeſtigten Forts gekrönt worden ſind.

Digitized by Google

Von dem ſo lohnenden Ausſichtspunkte in das Thal zurückgekehrt beſuchen wir am Prondnik aufwärts noch die übrigen intereſſanten Punkte unſerer polniſchen Schweiz. Wir unterlaſſen es die Felspartien einzeln aufzuführen, welche an dem ſteil abfallenden Thalrande, namentlich auf dem linken Ufer des Baches, zuweilen in recht ſonderbaren Geſtalten emporragen. Wie überall bei ſolchen Naturgebilden hat der Volkswitz für ſie allerlei bezeichnende Namen erfunden, und Sage und Dichtung umranken das Geſtein mit duftigen Blumen.

Das alte Schloß von Ojcow hat verſchiedene Wandelungen durchgemacht. Zum erſten Mal war es ſchon im vierzehnten Jahrhundert verfallen, als Lokietek's (des Kurzen) Sohn, Kaſimir der Große, es wiederaufbauete und zu Ehren des Vaters „Ojciec“ (Vater) benannte, woraus im Sprachgebrauche des Volkes allmälig Ojcow wurde. Im ſiebenzehnten Jahrhundert durch die Schweden zerſtört, war das Schloß dann abermals erſtanden, bis es in neuerer Zeit wiederum verfiel und nochmals reſtaurirt werden mußte. Von Kaſimir's altem Schloſſe war nur ein Thurm bis auf unſer Jahrhundert erhalten geblieben.

Das großartigſte Bauwerk der Gegend iſt das berühmte Schloß Pieskowa Skata, das wegen ſeiner impoſanten Lage, wie ſeiner ehemals reichen Waffen-, Bilder- und Geräthe-ſammlung nicht minder anziehen mußte als Ojcow. Leider wurde das Schloß im Jahre 1850 und während des Aufſtandes von 1863 wiederholt durch Brand ſehr beſchädigt.

In der Bodengeſtaltung weicht die Umgegend der polniſchen Schweiz weſentlich ab, je nachdem wir uns gegen Oſten und Süden oder gegen Weſten und Norden wenden. In erſterer Richtung wiederholen ſich die tiefeingeſchnittenen Thäler zwiſchen felſigen Plateaus, wenn auch in minder romantiſchen Geſtaltungen und mit allmäligem Uebergang in wohlangebauete Fluren, deren Abdachung gegen die Weichſel hinabläuft. Die Bezirke von Minchow und Stopnica gehören zu den kultivirteſten und bevölkertſten des Königreichs Polen. Nach Norden und Weſten zu hält ſich die Höhenlage auf dem Niveau oberhalb des Prondnik und ſteigt ſogar noch an bis zur nahen Waſſerſcheide zwiſchen Weichſel und Wartha. Dieſelbe hat von Smolen, deſſen Burgruine ſich mit der Lyſa Góra um die Ehre ſtreitet, der höchſte Punkt Ruſſiſch-Polens zu ſein — über 1900 Fuß über dem Meer —, gegen Kromolow hin ihren Kamm aufgerichtet, wo die Wurtha entſpringt. Während etwas ſüdweſtlicher bei Ogradzieniec die Anfänge der ſchwarzen Przemsza ſich finden, die in ſüdweſtlicher Richtung der preußiſchen Grenze und der Weichſel zueilt, ſammelt ſich in Pilica aus Teichen und Quellen der mit dieſer Stadt gleichnamige Nebenfluß der Weichſel, welcher in entgegengeſetzter nordöſtlicher Richtung ſeinen Lauf verfolgt. So entſendet dies Hochplateau aus wenig von einander entlegenen Quellen Abflüſſe nach allen Richtungen der Windroſe, und bis nach dem vielbeſuchten Wallfahrtsorte Czenſtochau hin erſtreckt ſich auch die Reihe der ruinengekrönten Felſenhügel.

Von Ojcow aus in weſtlicher Richtung erreicht man über Olkuſch ſchon in Slawkow den wichtigſten Berg- und Hüttendiſtrict Polens, deſſen Steinkohlen- und Galmeigruben eine induſtrielle Entwickelung begründet haben, die in neueſter Zeit namentlich durch deutſche Kräfte einer hohen Stufe entgegengeführt worden iſt. Dieſes moderne Kulturbild eines polniſchen Belgiens im Gegenſatz gegen das landſchaftlich-hiſtoriſche der polniſchen Schweiz ſoll eine beſondere Betrachtung finden, ſobald uns die neueſten Daten über ſeinen gegenwärtigen Stand zugehen.

Aus allen Erdtheilen.

Beſtandtheile der Bevölkerung von Marokko.

Mr. Tiſſot, der bisherige franzöſiſche Miniſterreſident in Marokko, welcher ſich nach mehr als einer Richtung um die Erforſchung dieſes ſo wenig bekannten Landes verdient gemacht hat, ſchreibt in der „Revue d'anthropologie“:

„Der blonde Typus iſt in Marokko häufiger als in anderen Ländern Nordafrikas. Nach meinen Beobachtungen, welche mit den dreißigjährigen Sir John Drummond Hay's, des engliſchen Miniſterreſidenten, übereinſtimmen, kann man etwa ein Drittel blonde Leute rechnen; und dieſes Verhältniß muß ſich in Wahrheit noch günſtiger für die Blonden geſtalten, wenn man bedenkt, daß die Beobachtungen ſich nur auf eine ſtark gemiſchte Berberbevölkerung beziehen und daß man die reinen Berbern im Atlas und im Rif noch nicht an Ort und Stelle hat ſtudiren können. Zwei Drittel aller Leute aus dem Rif, welche in Tanger leben, ſind blond oder kaſtanienbraun, während der Reſt einen braunen Typus aufweiſt, welcher an den des ſüdweſtlichen Frankreich erinnert.

Die arabiſirende Berberbevölkerung der Provinz Tanger, welche den großen Berberſtämmen der Sanhadſcha und Ketama angehört, zeigt daſſelbe Verhältniß: viele Frauen ſind blond, die meiſten kaſtanienbraun und diejenigen, welche zu dem braunen Typus gehören, zeigen dieſelben Züge und Eigenthümlichkeiten wie die braunen Bäuerinnen der Bourgogne, von Berry oder Limauſin. Im Allgemeinen hat man den Eindruck, daß dieſe Berbern zu einer Race gehören, welche der unſerigen identiſch iſt. Der Berber aus dem Norden und der Mitte Marokkos hat eine weſentlich europäiſche Phyſiognomie; ſeine Sitten und Gebräuche nähern ſich den unſerigen und beſtätigen die Vermuthung einer gemeinſamen Abſtammung.

Die reinen Berbern des Atlas, des Südens von Marokko und die aus dem unabhängigen Gebirgslande im Centrum des Reiches (um Miknáſa oder Mequinez, im Tſchedel Zerhun und öſtlich von Fez) ſcheinen mir zu derſelben Race mit europäiſcher Phyſiognomie zu gehören. Die meiſten Berberhäuptlinge, mit denen ich mich unterhielt, als ich am Nordabfall des Atlas von Marokko nach Mogador reiſte, ſprachen einen Dialekt, welcher von dem des Rif ein wenig abwich; faſt alle waren ſie kaſtanienbraun oder hellkaſtanienbraun.

Im Hochgebirge des Atlas ſoll die geſammte Bevölkerung nach den mir zugegangenen Nachrichten auffallend blond ſein; dabei giebt es viel blaue, graue und katzengrüne (dieſes Ausdrucks bediente ſich mein Gewährsmann, ein Scheich) Augen; der Wuchs ſei von mittlerer Größe, der Kopf verhältnißmäßig entwickelt.

Die Bevölkerung des Sus, d. h. des Gebirgsmaſſivs zwiſchen dem Südabfall des Atlas und der Sahara, zeigt nach den zahlreichen Proben, die ich geſehen, einen ſehr augenfälligen dunkeln Typus: ſchwarze Haare, ſchwarze Augen und ein Geſicht wie ein ſicilioniſcher Bauer; der Kopf, ſtets dicht und mit ganz kurz geſchnittenen Haaren, erinnert im Profil an die erhaltenen römiſchen Büſten. Das iſt der reine Ty-

Digitized by Google

pus, der noch europäisch ist. Aber daneben giebt es zahlreiche Individuen, die Negerblut in den Adern haben aber aus einer Kreuzung mit den arabischen Stämmen der Sahara herstammen.

Endlich findet sich noch ein dunkeler Typus, der einer orientalischen oder durch Kreuzung orientalisirten Race angehört: ich habe ihn bei den Zaïr und Zemur-Schlöh beobachtet, welche in den Gebirgen zwischen Wed Sebu und Wed Umm er-Rebia (beide münden in den Atlantischen Ocean) sitzen und allem Anscheine nach den „Autololae" der Alten entsprechen. Ihre Gesichtszüge und ihre Haartracht, struppig, gekräuselt und von einem Stirnband oder Metallreifen zusammengehalten, erinnert an den numidischen Typus, wie er uns auf manchen Münzen und Denkmälern des Alterthums entgegentritt. Nirgends fand ich aber den ägyptischen Typus, wie man ihn bei den Berbern des Dschurdschuro entdeckt zu haben glaubt.

Um es nochmals zusammenzufassen, so habe ich bis jetzt in Marokko constatirt: 1. zwei Racen mit europäischer Physiognamie, die eine blond, die andere braun, entsprechend den beiden Racen in Frankreich; 2. eine braune Race mit südlichem Charakter, doch nach europäisch; 3. eine braune Race orientalischen Ursprungs und 4. eine braune, wahrscheinlich berberische, aber mit der schwarzen gekreuzte Race.

d'Albertis' zweite Reise auf dem Fly-Flusse in Neu-Guinea.

H. G. Wir haben schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, den italienischen Naturforscher d'Albertis, welcher sich in neuester Zeit um die Erforschung von Neu-Guinea große Verdienste erworben, zu erwähnen. Er begleitete im Jahre 1875 den nicht minder verdienstvollen Missionär S. M'Farlane auf seiner Fly-Expedition („Globus" XXIX, Nro. 18 und XXX, Nro. 2) und faßte gleich damals den Entschluß, diesen Strom bis zu seinen Quellen zu verfolgen und von da aus, sofern die Verhältnisse es gestatteten, die Rückkehr nach der südöstlichen Küste der Insel über Land zu unternehmen. Zur Ausführung eines solchen Projectes gehörten indeß nicht unbedeutende Geldmittel. Er begab sich nach Sydney und theilte hier Freunden der geographischen und naturwissenschaftlichen Forschung seinen Plan mit. Diese Herren brachten unter sich eine Summe von ziemlich 500 Pf. St. zusammen und das noch Fehlende wollte d'Albertis aus eigenen Mitteln ergänzen. Besonders kam ihm noch zu Statten, daß der Premierminister der Colonie, Mr. Robertson, die freie Benutzung des kleinen Regierungsdampfers „Neva" bewilligte; nur für die Bemannung desselben hatte d'Albertis aufzukommen. Die „Neva" wurde auf einem großen Postdampfer bis Somerset an der Nordspitze von Queensland transportirt, und von hier aus nahm dann die Expedition nach dem Fly, welcher an der Spitze des Papua-Golfes ins Meer mündet, ihren Anfang. Unter den wenigen Reisegefährten befand sich Mr. Hargrave, welcher auf M'Farlane's Fly-Expedition als Maschinenmeister fungirt hatte.

Es trifft nun die Nachricht ein, daß d'Albertis und dessen Begleiter im October 1876 wieder glücklich in Somerset angelangt sind. Sie befuhren den Fly noch 350 Miles über den Punkt hinaus, bis zu welchem M'Farlane gekommen war, und hatten damit, von der Meeresküste ab gerechnet, 500 Miles des Flußlaufes zurückgelegt. Die Reise endete in ungefähr 5° 30′ südl. Br. und 141° 30′ östl. L. Gr., weil hier der Fluß nach den eingetretenen Regen eine Strömung von 6 bis 7 Seemeilen in der Stunde annahm, welche der kleine Dampfer nicht zu überwinden vermochte. Die Quellen des Fly zu Lande zu erreichen, konnte d'Albertis nicht wagen, und eben so wenig die Rückkehr über Land, denn die Eingeborenen, welche sehr zahlreich waren, zeigten auf der ganzen Fahrt eine entschieden feindliche Haltung, so daß man sich auf die Wasserstraße beschränken mußte. Einige Male versuchten sie, die Reisenden mit Speeren anzugreifen, wobei sie durch etliche Schüsse leicht vertrieben wurden, meistens aber nahmen sie ohne Weiteres die Flucht, so daß sich nirgends ein freundlicher Verkehr mit ihnen einleiten ließ. Sie gehörten noch der Race an, welche den Osten von Neu-Guinea inne hat, d. i. der gelben, und Einzelne unter ihnen zeichneten sich sogar durch eine auffallend hochgelbe Farbe aus. Sie hatten, wenn auch schon in naher Berührung mit der schwarzen Race des Nordwestens, doch alle Gebräuche in Kleidung, in ihren Geräthschaften, im Bau der Häuser u. s. w., wie sie im Osten bestehen, treu bewahrt. Auch ein gewisser Grad von Civilisation machte sich unter ihnen geltend und man bemerkte Plantagen, auf denen meistens Bananen, Taro (Aronswurzel) und Tabak cultivirt wurden. Im Uebrigen lebten sie von der Jagd und vom Fischfang.

Von dem äußersten Punkte ab (150 Miles von der Meeresküste), welchen M'Farlane erreichte, bis zu einem Punkte, den d'Albertis „Snake Point" benannte und der 70 bis 80 Miles vom Ende seiner Reise entfernt lag, war das den Fly begrenzende Land, so weit man es überschauen konnte, niedrig und sumpfig. Lagunen breiteten sich aus, auf denen man kaum einen andern Pflanzenwuchs gewahrte als Sumpfgras (coix). Von da ab nahm das Land einen mehr hügeligen Charakter an, und die höchste Ansteigung, welche man passirte, mochte gegen 225 Fuß betragen. Die Vegetation wurde nun mannigfaltiger und namentlich die Abhänge legten ein ziemliches Prachtgewand an. Die eigentliche Gebirgsgegend, wo die Quellen des Fly wohl zu suchen sein werden, sah man nach Nordwest zu in der Ferne liegen, ohne sie zu erreichen.

d'Albertis war eifrigst bemüht, sich naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen, die aber, da man bei der feindlichen Gesinnung der Eingeborenen nicht ins Innere eindringen konnte, im Ganzen nur spärlich ausfielen. Doch fehlte es nicht an interessanten Exemplaren aus der Thier- und Pflanzenwelt (darunter: 4 Species Paradiesvögel, 1 neue Wasserschlange, schöne Coleopteren, 500 getrocknete, 20 bis 30 lebende Pflanzen), während an Mineralien sehr wenig zufiel. Auch einige Fossilien, wie Muscheln, Haifischzähne, Korallen u. s. w., wurden gewonnen. Die wichtigste Ausbeute für den Reisenden bestand in einer ausgezeichneten anthropologischen und ethnologischen Sammlung von vierzig Schädeln beiderlei Geschlechts und aus allen Lebensaltern, welche fast sämmtlich dolichocephal waren; er hofft, daß das Studium derselben einiges Licht über die Frage verbreiten werde: wer die eigentlichen Urbewohner von Neu-Guinea seien, die gelbe Race des Südostens oder die schwarze des Nordwestens. Ueber letztere Collection schreibt er an Dr. G. Bennett: „Meine ethnologischen Sammlungen sind in der That sehr umfangreich; ich habe buchstäblich alle Häuser ausgeräumt und besitze nun die beste vorhandene Collection von Steingeräthen jeder Art aus Neu-Guinea. Ebenso habe ich die bei den Tänzen und im Kriege angelegten Schmucksachen, Ruder für die Boote u. s. w. Ich verschaffte mir Kleidungsstücke von verschiedenen Mustern, einige Röcke aus Menschenhaar, andere aus Gras, beide Sorten theils von natürlicher Farbe, theils gefärbt, ganz- und halbfertige Steingeräthe, bemalte und geschnitzte Schädel, ausgestopfte Menschenköpfe und kunstvolle Pfeile mit Knochenspitzen, die mittelst Cement befestigt sind."

Die Nyanza-Expedition der „Church Missionary Society".

Es ist bekannt, daß König Mtesa, der am Nordufer des Victoria Nyanza an zwei Millionen Schwarze beherrscht, an Stanley im April 1875 die Aufforderung richtete, ihm Missionäre zuzuschicken (s. „Globus" XXVIII, S. 377), und daß auf Stanley's Bericht hin die „Church Missionary Society" die Sache in die Hand nahm, an Mtesa einen gleichzeitig in Arabisch, Kisuaheli und Englisch abgefaßten Brief

Digitized by Google

richtete, welcher ihm sowohl vom Nil als von Zanzibar her zugeschickt wurde, und Missionäre nach dem Victoria Nyanza abordnete. Eine Hauptaufgabe dieser Nyanza-Expedition war es zunächst, einen guten Verkehrsweg in das Innere des Landes zu ermitteln, und sie richteten ihre Aufmerksamkeit zuerst auf den Wami-Fluß, welcher Zanzibar gegenüber etwa unter 6° südl. Br. mündet. Während sich Mr. O'Neill in Livingstone's Hause in Zanzibar einrichtete, unternahmen Lieutenant G. Shergald Smith und Hr. Mackay auf dem kleinen Dampfboot „Daisy" die Erforschung des Wami, auf welchen als einen eventuellen Zugang zum Innern schon Speke, Grant und Stanley hingewiesen hatten, und von welchem vor einiger Zeit auf Bitten der „Church Missionary Society" Sir Bartle Frere einen Theil hatte aufnehmen lassen. Sie verließen Zanzibar auf der „Daisy" mit 15 Mann Besatzung am 12. Juni 1876 und erreichten am folgenden Tage die Mündung des Wami, welcher 6 bis 7 Fuß tief war und eine Strömung von 2½ engl. Meilen, an engen Stellen und Biegungen von 3 bis 3½ Meilen besaß. Sie drangen etwa 65 engl. Meilen aufwärts, befanden sich aber an ihrem fernsten Punkte nur 25 engl. Meilen von der Mündung entfernt, da der Flußlauf ungemein gewunden und aller Biegungen und Schlingen ist. Hier und da wird er auch durch Baumstämme versperrt. Das Land am Ufer wurde nach oben zu anscheinend dichter bevölkert, obwohl nirgends größere Dörfer sichtbar waren, sondern nur kleine, sowie Mais- und Zuckerrohrfelder.

Bei den unaufhörlichen kurzen Windungen, welche die Beschiffung ungemein schwierig machen, verging dem Lieutenant Smith und Mr. Mackay schließlich die Lust am Aufnehmen der Details, und sie begnügten sich, die allgemeine Richtung des Flusses festzustellen und täglich an drei Punkten die geographische Länge und Breite zu beobachten. Zwanzig Meilen Fahrt brachten sie kaum zwei Stunden wirklicher Entfernung vorwärts, und so viel sie von den Eingeborenen, die sie zum Einkaufen von Hühnern, Ziegen und Schafen aufsuchten, erfahren konnten, ist nie Handel auf dem Flusse getrieben worden. Denn in der Regenzeit ist es ein reißender Strom, stellenweise 20 Fuß tief und über 360 Fuß breit; zur Zeit seiner Erforschung sinkt er auf 6 bis 7 Fuß Tiefe und 150 Fuß Breite; sechs Wochen später ist er furthbar und bildet dann eine Reihe von Tümpeln, auf denen selbst das kleinste Boot nicht vorwärts dringen könnte.

Am zweiten Abende ihrer Fahrt auf dem an Flußpferden überreichen Gewässer erreichten sie das kleine Dorf Gamba (6° 5' südl. Br., 38° 45' östl. L.); am Vormittage des 15. Juni zeigten sich die ersten Berge, und sie befanden sich um Mittag in 6° 12' südl. Br., 38° 41' östl. L. Das Thal wird enger, der Fluß tiefer und die Landschaft von entzückender Schönheit; aber die zahlreich sich zeigenden Eingebarenen weigerten sich fortwährend, den Fremden Lebensmittel zu verkaufen. Smith wurde vom Fieber ergriffen, der Mannschaft knurrte der Magen, und diese Sachlage änderte sich auch am folgenden Tage nicht, sondern erst am 17., wo der Häuptling Gululiansy von Bomany ihnen eine Ziege und etwas Reis sandte. Weder erschien aber dieser selbst nach wallte er den Besuch seines Dorfes und die Weiterfahrt für weniger als 50 Doll. Tribut gestatten. Nach dreitägigen Verhandlungen wurde also am 19., da Lieutenant Smith wiederum heftig erkrankte, das Heizmaterial nichts taugte, Kämpfe mit den Eingebarenen zu befürchten waren und der Wami sich schon als nicht schiffbar herausgestellt hatte und rasch fiel, die Rückfahrt von Bomany (bestimmt zu 6° 16' 30" südl. Br., 38° 38' östl. L.) aus angetreten, welche im Ganzen nur neun Stunden in Anspruch nahm. Am 23. waren sie wieder in Zanzibar, wo inzwischen die anderen Theilnehmer an der Expedition (Rev. C. T. Wilson, Dr. J. Smith, Mr. J. Robertson, welcher schon am 5. August in Zanzibar starb, Mr. W. M. Robertson und Mr. G. J. Clark) eingetroffen waren. Am 7. Juli begaben sich O'Neill, Mackay und Clark, am 9. der noch immer kranke Lieutenant Smith von Zanzibar hinüber nach Bagamoyo auf das Festland, von wo Mackay in Begleitung des Viceconsuls Holmwood, dessen Kenntniß des Volkes und der Kisuaheli-Sprache von großem Nutzen war, den in der Nähe mündenden Kingani-Fluß untersuchten. Sie blieben mit der „Daisy" vom 7. bis zum 27. Juli fort. Der Kingani war zwar, so weit sie vordrungen, schiffbar, aber fast noch mehr gewunden als der Wami, so daß die kleine „Daisy" selbst noch zu lang für die scharfen Krümmungen sich erwies. Die zahlreichen Baumstämme im Flußbett erschweren überdies das Steuern sehr, und einer derselben that dem Schiffe einigen Schaden. Der Plan, eine Wasserstraße ins Innere zu benutzen, wurde mithin ganz aufgegeben.

Die Zurückgebliebenen hatten inzwischen in Bagamoyo ein Haus gemiethet, Träger engagirt und die Lasten gepackt, und noch vor der Rückkehr der „Daisy" hatte Lieutenant Smith in der festen Ueberzeugung, daß der Kingani gleichfalls unbrauchbar sei, am 14. Juli die erste der drei Parteien, in welche sich die Gesellschaft getheilt, nämlich O'Neill, Clark und 50 Träger, in das Innere nach der Landschaft Usagara abgesendet. Dort, auf dem über 6000 Fuß ansteigenden Mpwapwa-Gebirge, 200 engl. Meilen von der Küste, soll eine Zwischenstation zwischen dem Victoria-See und der Küste errichtet werden. Die zweite Abtheilung, bestehend aus Rev. Wilson, W. Robertson und 110 Trägern, brach am 30. Juli auf, die dritte und letzte (Dr. Smith und Mr. Mackay) zu Anfang September, mit Empfehlungsbriefen des Sultans von Zanzibar an die Häuptlinge des Innern, bei denen der Name des Sultans bekanntlich in hohem Ansehen steht, sowie an die Könige Mtesa und Rumanika versehen. Lieutenant Smith war der letzte, welcher die Küste verließ. In der ersten Hälfte des October hatten alle Mpwapwa erreicht; sie wurden von dem dortigen „Sultan" freundlich aufgenommen und haben die projectirte Station erreicht. Es ist außerdem Hoffnung vorhanden, Mpwapwa ohne allzugroße Schwierigkeit durch eine brauchbare Straße nach Bagamoyo oder Saadani (4 engl. Meilen nördlich der Wami-Mündung) an der Küste zu verbinden. Die „London Missionary Society" nämlich, welche dasselbe Ziel der Erschließung des Innern verfolgt und den Tanganyika-See als ihr Arbeitsfeld sich erwählt hat, hat es, während die „Church Missionary Society" eine Wasserstraße aufzusuchen sich bemühte, mit dem altgewohnten Ochsenwagen versucht, und dabei hat ihr Beauftragter, Mr. Robert Price, gefunden, daß der Weg von Saadani längs dem nördlichen Ufer des Wami nach Mpwapwa nicht durch die gefürchtete Tsetsefliege unsicher gemacht werde. Mr. Price hat genaue Mittheilungen über diese Route an seine Gesellschaft gesendet, und dieselben sind den Reisenden in Mpwapwa von der „Church Missionary Society" zugleich mit der Anweisung mitgetheilt worden, ihr Möglichstes für die Fahrbarmachung jener Straße zu thun. Sind die Ochsenwagen erst einmal in Mpwapwa, so befinden sie sich auf der ausgedehnten Hochebene und können ohne weitere Schwierigkeiten Unyanyembe und den Victoria Nyanza erreichen. Es besteht die Absicht, diese Straße, welche dem Sklavenhandel in jenen Gegenden den Todesstoß (?) versetzen würde, nach ihrer Fertigstellung dem Sultan von Zanzibar zur Beschützung anzuvertrauen. Die „Church Missionary Society" hofft, daß im kommenden Juni schon ihr kleines Dampfboot auf dem Victoria Nyanza schwimmen werde, vorausgesetzt, daß ihre Expedition nicht auf ernstliche Hindernisse stößt. (Nach The Church Missionary Intelligencer and Record. 1876. Vol. 1, Nr. 8 — 12.)

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. (Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.) IV. (Mit vier Abbildungen.) — Die Eingebarenen des östlichen Neu-Guinea. Nach Dr. Camrie. — Schluß von Dr. Finsch's Forschungsreise in Westsibirien. III. — Die palnische Schweiz. Von C. Petzet. — Aus allen Erdtheilen: Bestandtheile der Bevölkerung aan Marokka. — d'Albertis' zweite Reise auf dem Fly-Flusse in Neu-Guinea. — Die Nyanza-Expedition der „Church Missionary Society". — (Schluß der Redaction 13. Januar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus über: Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. Herausgegeben von Dr. Karl Müller von Halle. G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a/S.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 7.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Hrn. Henri Belle.)

V.

Fest in Hagia Anna. Ueber das Gebirge nach Orei. Die nördlichen Sporaden: Skiathos, Skopelos und Skyros. Ueber Kumi nach den Thermopylen.

Mandudi ist ein großes Dorf und Hauptort eines Demos, ausgezeichnet durch Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Seine Bewohner sind fast alle aus Hydra eingewandert und haben den charakteristischen Baustyl der dortigen Häuser beibehalten, so daß sich Mandudi darin vor den anderen Orten Euböas auszeichnet. Um zehn Uhr Vormittags erreichte dann Belle das Dorf Hagia Anna auf der nördlichen Thalseite, wo man sich eben anschickte, das Fest des heiligen Konstantin zu begehen und mit Tänzen zu feiern, derentwegen der Norden der Insel berühmt ist. Derjenige, welchen die Leute hier tanzten, heißt Sirtos und stellt anscheinend die tactmäßige Bewegung der Fischer dar, welche ihr Netz auf den Strand ziehen. Daran tanzt der langen Kette ein Anführer, dann folgen die Männer, die Weiber, endlich die jungen Mädchen und die Kinder, jeder Theilnehmer von seinen Nebentänzern durch ein Schnupftuch geschieden, von welchem jeder einen Zipfel erfaßt. Die begleitende Musik besteht nur aus Flöte und Tambourin, von zwei Zigeunern gespielt. Zur Seite standen die älteren Bauern und der weißbärtige Geistliche, auf seinen Stock gelehnt. Man kann sich kaum ein belebteres, malerischeres Bild vorstellen, als jenes, welches sich den Blicken des Reisenden darbot, als sich bei den schrillen Tönen der Flöte und den dumpfen der Handpauke die lange Reihe weißer Gewänder, Schürzen und rother Seidengürtel in Bewegung setzte. Den Hintergrund bildeten hochstämmige Bäume, mit Grün bedeckte Hügel und die nackten, gefurchten, mit einzelnen Tannen bestreuten Abhänge des Berges Kandili. Die geschmackvolle Tracht der jungen Mädchen trägt viel zu der malerischen Wirkung des abgemessenen Tanzes bei: eine lange mit bunter Seide gestickte Tunika von weißer Wolle, fliegende Aermel und leichte Schleier aus Seidengaze auf dem Haupte, deren Enden auf den Rücken herabfallen. Letztere werden in Kumi auf der Ostküste von Mittel Euböa gefertigt und sind im übrigen Hellas unbekannt; sie sind von außerordentlicher Feinheit und schweben wie eine duftige Wolke über der ganzen Gewandung. Als Kopfbedeckung tragen die Frauen einen kleinen rothen Fez, der mehr oder weniger mit Reihen kleiner Goldmünzen, die meist ihre ganze Mitgift ausmachen, bedeckt sind. Neuvermählte binden sich einen langen scharlachrothen Gürtel von Seide um, der in Troddeln endigt und mit vergoldeten, im orientalischen Geschmack verzierten Silberplättchen besetzt ist.

Einen andern Tanz führten die jungen Männer allein auf: die Hände auf die Schultern des Vordermannes gelegt, sprangen sie schnell drei Schritte zur Seite, dann einen rückwärts, während der Anführer, ein großer Bursche mit geweckterem Gesichte, den Fez auf dem Ohre, tolle Luftsprünge ausführte und die Beine herumwarf, bald schneller sich bewegend, bald nachlassend, je nach dem Tempo des Orchesters. Er schien unermüdlich; zeitweilig stieß er einen wilden Schrei aus, sprang dabei in die Höhe und warf dann

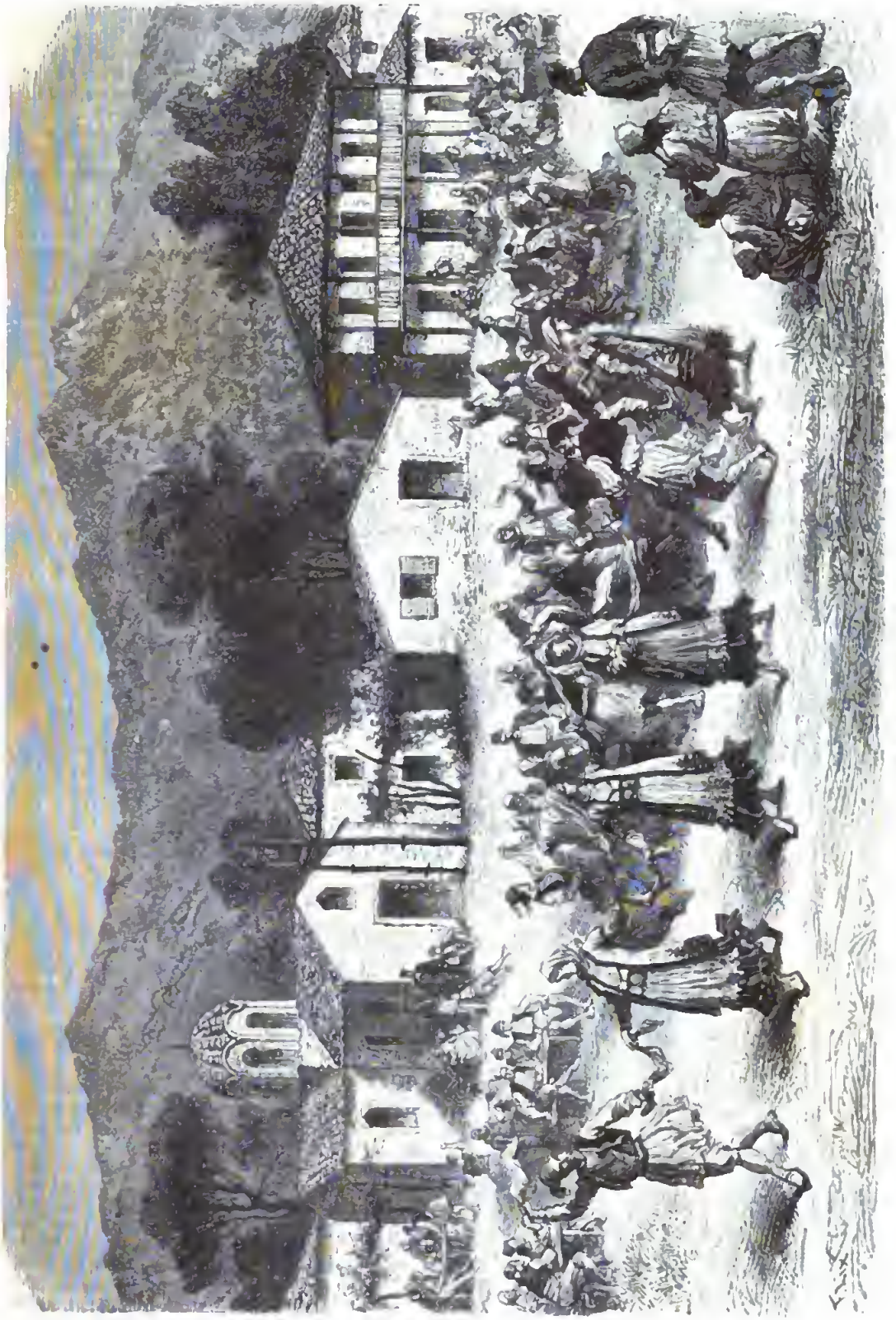
einen ſentimentalen Blick auf eines der jungen Mädchen, ſeine Braut.

Doch Belle mußte ſeinem Pferde die Sporen geben, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Es ging die Berge im Norden des Budoras-Gebietes, worin Maadudi und Hagia Anna liegen, hinauf durch einen ſchönen Beſtand von Eichen und Tannen mit üppig wucherndem Unterholz, wo überall Granatbüſche mit ihren braunrothen Früchten und dunkelgrünen Blättern, Myrthen mit ihrem glänzenden Laube und Erdbeerbäume mit ſcharlachrothen Früchten dem Blicke ſich zeigten. In den Bergeshängen öffneten ſich wilde Felsſchluchten und von Platanen und hundertjährigen Eichen beſchattete Thäler zogen ſich gegen die Gipfel hin, während durch die Fichtenſtämme von rechts her das dunkelblaue Meer ſchimmerte und die Vorgebirge der Inſel in einem leichten Dunſt verſchwammen. Je höher man ſteigt, deſto wilder und großartiger wird die Natur. Endlich überſchreitet man eine kleine Schlucht, durch welche eine Quelle in tauſend Cascaden herabrieſelt, und erreicht die Paßhöhe, welche nach drei Seiten, nach dem Aegäiſchen Meere, dem Golfe von Volos und der Meerenge von Talanti (Euripos) einen jener umfaſſenden Ausblicke gewährt, die ſich in Hellas ſo oft wiederholen, ohne daß man müde wird, ſich an ihnen zu erfreuen und ohne daß es dem Stifte oder dem Worte jemals gelänge, ihren ganzen Reiz und ihre ganze Mannigfaltigkeit zu beſchreiben. Wie ein metallener Spiegel erglänzte das Meer in der Hitze des Mittags, und jenſeits der Meerenge heben ſich im Weſten die Vorgebirge an den Küſten von Lokris und Böotien heraus, überragt von den Ketten des Parnes und Kithäron, die, ebenſo wie Pelion, Oſſa und der ferne Olymp im Norden, von bewegungsloſen Wolken umlagert waren. Den Othrys in Theſſalien, der heute die Grenze gegen das asmaaiſche Reichsgebiet macht, wenn auch an ſeinen beiden Abhängen gleichmäßig die griechiſche Sprache erklingt, erſchaute man von dort oben, und den Oeta, auf deſſen Gipfel Herakles ſich einſt dem Flammentode weihte, und zwiſchen beiden in der Tiefe am ſumpfigen Meeresufer die Thermopylen.

Doch die glühende Sonnenhitze geſtattete kein langes Verweilen auf dem herrlichen Platze und trieb zur Fortſetzung des Marſches an. Die ärmlichen Hütten von Kalina-Milia blieben zur Linken. Fortdauernd behielt der Wald ſeine Schönheit bei; zahlloſe Vögel ſangen in den Zweigen, alle übertönt von dem reinen Schlage der Nachtigall, und der weiche Moosteppich des Bodens war mit den bunteſten Blumen überſäet. Nachtigallengeſang begleitete den Reiſenden dieſen ganzen Tag über, ſo zahlreich niſtet dort das Thierchen, von welchem ſelbſt ein Kani im Gebirge ſeinen Namen führt. Aber endlich wird der Wald doch lichter und macht verkrüppeltem Geſträuche Platz, die Berge werden niedriger und die Landſchaft von einer ſchier unerträglichen Einförmigkeit. Ohne einer andern menſchlichen Niederlaſſung, als hier und da einer Köhlerhütte zu begegnen, ritten ſie hügelauf, hügelab, verloren häufig den Pfad und fanden ihn nur mühſelig wieder; die Sonne ſank und die ermüdeten Thiere wurden immer träger und ſchlaffer, als ſie gerade zu rechter Zeit in der Abenddämmerung den Burghügel des alten Oreos (heute Orei) und das Meer vor ſich erblickten. Bald zeigten ſich auch Ackerfelder; aber der Weg blieb ſchlecht, und ſie brauchten noch zwei Stunden, ehe ſie den Strand von Orei erreichten, wo ſich eine Reihe neuer, zum Theil zweiſtöckiger ziegelgedeckter Häuſer erhebt. Etwa zwanzig große Boote lagen an der hölzernen Landungsbrücke; in der Hauptſtraße des noch in der Kindheit befindlichen Hafens und in den Kaffeehäuſern herrſchte reges Treiben, weil eben das griechiſche Paſtdampfboot, welches monatlich ſechs Mal auf ſeiner Fahrt zwiſchen Athen und Volos dort anlegt, neue Zeitungen aus der Hauptſtadt gebracht hatte.

Frau von Mandudi. (Nach einer Photographie.)

Der nächſte Morgen brachte dem Reiſenden eine freudige Ueberraſchung: der „Ajaccio“, auf welchem er die Fahrt nach Athen gemacht hatte, lag auf der Rhede vor Anker. Seine Offiziere kamen an Land und waren auch ihrerſeits über das unerwartete Zuſammentreffen nicht wenig erſtaunt. Das Schiff ſollte Volos beſuchen; ſein Capitän lud Belle ein, ihn auf drei, vier Tage nach den nördlichen Sporaden zu begleiten, und verſprach, ihn in Stylida, der Hafenſtadt von Lamia, aber an den Thermopylen wieder an das Land zu ſetzen. Er nahm den Vorſchlag an und beſchloß, ſeinen



Reigentanz in Hagia Anna.

Digitized by Google

Führer Perikles allein nach Stylida voranzuſenden, wo dieſer alle Vorbereitungen für die Reiſe durch Lakris und Böotien nach Delphi treffen ſollte.

Zehn Minuten ſüdlich von Oreï erhebt ſich die Akropolis des alten Oreos, ein Hügel mit Mauerreſten, an welchen noch deutlich die Arbeit weit auseinander liegender Jahrhunderte ſich unterſcheiden läßt, von der älteſten Zeit mit ihren unregelmäßigen Steinblöcken an bis herab auf die fränkiſche Epoche mit ihrem Gemiſch aus Hau- und Backſteinen und den türkiſchen Aufſatz viereckiger Zinnen. Sonſt oder hat ſich kein baulicher Reſt von Bedeutung aus dem Alterthume erhalten, trotzdem daß Oreos ein wichtiger Hafenplatz war, und ſein Gebiet zu Demoſthenes' Zeit ein Viertel der ganzen Inſel umfaßte.

Von der Höhe des Burghügels hat man einen guten Ueberblick über die umliegende, wohlbebaute Ebene, denjenigen Theil der Inſel, welcher dem Staate verhältnißmäßig das größte Steuererträgniß abwirft. Doch ſoll auch hier, wie in allen abgelegenen Provinzen, der Ackerbau zurückgehen; noch ſchlechter ſteht es freilich mit der Induſtrie: die einzige Fabrik weit und breit iſt eine Töpferei in Oreï, aber was ſie liefert, iſt das gewöhnlichſte Fabrikat, Töpfe, Kruken, Gefäße zur Aufbewahrung des Oels und Weins.

Um 10 Uhr verließ der „Ajoccio" die Rhede und fuhr langſam an dem herrlichen Geſtade der Inſel, welches eine unendliche Abwechſelung großartiger und lieblicher Scenerien entfaltete, nach Nordoſten hin. Später öffnete ſich linker Hand die ſchmale Einfahrt in den Golf von Volo und die Halbinſel von Tricheri zeigt ſich als erſtes türkiſches Gebiet. Dann weitet ſich plötzlich der Horizont vor dem Schiffe, wenn es die Nordſpitze Euböas erreicht, das berühmte Artemiſion, wo im Jahre 480 zwei Tage lang der unentſchiedene Kampf zwiſchen der Flotte des Xerxes und der der Griechen tobte. Dort biegt die euböiſche Küſte ſich in rechtem Winkel um und weicht nach Süden zurück, während oſtwärts das Meer den ganzen Horizont einnimmt, bedeckt mit den dergigen Eilanden der nördlichen Sporaden. Zwei Stunden ſpäter fährt das Schiff vorſichtig in die Reihe gefährlicher Klippen hinein, welche den Zugang zur Rhede von Skiathos vertheidigen. Der Ankergrund in der Bay war aber ſo

Skopelos.

ſchlecht [1]), daß der Capitän nach kurzem Aufenthalte nach Skopelos weiterzufahren beſchloß. Ohne merkwürdige Geſchichte, ohne namhafte Reſte der beiden Ortſchaften, welche im Alterthume dort exiſtirten, vermag die Inſel wenig Intereſſantes zu bieten. Die heutige Stadt, ſchlechthin Chora (d. i. Ort) geheißen, wurde erſt 1829 auf der Stelle der antiken erbaut, während bis dahin die Bevölkerung, welche jetzt noch nicht 3000 Seelen zählt, aus Furcht vor den zahlreichen Seeräubern auf einer ſchwer zugänglichen Klippe des Nordufers der Inſel gehauſt hatte. Seit jeher gewährte Schifferei, Fiſcherei und Weinbau ihr die Hauptnahrung. In Menge halten ſich Rebhühner auf dieſen Inſeln auf, und im Herbſte laſſen ſich die delicaten Wachteln, die, von Norden kommend, ſich in den Weingärten Theſſaliens fett gemäſtet haben, faſt mit Händen greifen. Sie bildeten auch für Belle in dem ewigen Einerlei zäher Hühner eine erfreuliche Abwechſelung. — Eine hervorragende Rolle ſpielte die Inſel nur im Freiheitskampfe: ſtets lagen die Bewohner auf der Lauer und ſpähten nach türkiſchen Schiffen. Nahte ſich eines, ſo griffen ſie es ſofort an, und war es ihnen zu ſtark, ſo lockten ſie es auf die Klippen, welche ihre Inſel umgeben, und hatten dann leichtes Spiel.

Skopelos, im Alterthume Peperethas genannt, iſt von Skiathos nur durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt; aber die gleichnamige Stadt liegt auf der Oſtküſte, ſo daß man die Inſel im Norden umſegeln muß, um zu ihr zu gelangen. Ihre ſieben- bis achthundert Häuſer, in denen 3750 Menſchen leben, ſind von Grün umgeben und durchzogen, und über ihnen erhebt ſich auf einem einzelnen Hügel eine mittelalterliche Burg. Da Skopelos Hauptſtadt einer Eparchie (Unterabtheilung der vierzehn Nomen oder Provinzen) iſt, ſo lebt dort eine Anzahl von Beamten, und ihr Ausſehen iſt darum auch ein civiliſirteres als das ihrer Nachbarſtädte. Sieht man doch ſo manche fränkiſche Röcke

[1]) Anders Burſian, Geogr. von Griechenland II, S. 385: „Skiathos beſteht aus einem von Weſten nach Nordoſten ſtreichenden, in ſeinem höchſten Punkte 438 Meter hohen und größtentheils wohl bewaldeten Bergzuge, welcher zwei ſcheerenartige Ausläufer gegen Süden entſendet, ſo daß an der Oſtſeite der Inſel eine weite Bucht entſteht, die einen ſehr geräumigen und ſichern Hafen darbietet."

und Hüte und an den meiſten Frauen Jacken von engliſchem Kattun. Außerhalb der Hauptſtadt hat ſich jedoch noch die alte eigenthümliche Tracht erhalten, wie ſie ſich auch auf Patmos und einigen anderen Inſeln findet (ſ. L. Roß, Griechiſche Königsreiſen II, S. 43); vom Hals bis zu den Knöcheln herab fällt eine lange enge Tunika von weißer Baumwolle und mit Stickereien von rother Seide; darüber eine zweite, die bis an die Knie reicht und weite gleichfalls geſtickte Aermel hat, und auf den Schultern ſitzt ein kleines ganz kurzes und engärmeliges Jäckchen, wie es unſer viertes Bild zeigt. Dazu ein hoher Kopfputz. Namentlich von hinten ſieht ein ſolches Weib faſt komiſch aus: die Taille ſitzt anſcheinend noch über den Schulterblättern, während die Arme von zwei kleinen Polſterchen geſtützt werden und vom Körper weit abſtehen. Faſt die ganze Bevölkerung iſt albaneſiſch und nur in den Hafenorten finden ſich einige Inſelgriechen. Das bergige Innere der Inſel iſt weniger öde als Skiathos; rings um die Stadt und in den Thälern lie-

Albaneſiſche Landleute in Gloſſa.

gen Getreidefelder, Oelbaumpflanzungen und Weinberge, deren Ertrag nicht nur für die Bevölkerung ausreicht, ſondern auch einen kleinen Ausfuhrhandel ins Leben gerufen hat. Auch auf der Weſtküſte liegt ein wohl bebauter Diſtrict mit etwa 1300 Einwohnern, deſſen Hauptort Gloſſa iſt, wo ſich beſonders jene eben beſchriebene Frauentracht erhalten hat. Die Männer tragen einen ärmelloſen Rock von dunkeler Farbe und rothem Beſatz, darunter einen breiten Leibgurt und eine kurze, faltenloſe Hoſe, die manchmal mit einem Bande eng umwickelt wird. — Bei Gloſſa lag im Alterthume eine der drei Städte der Inſel, Selinus, von welcher ſich einige Reſte erhalten haben. Das Schloß von Skopelos beſteht aus zwei befeſtigten Mauerringen mit ziemlich hohen, viereckigen Thürmen. Eine Zinnenmauer reicht von oben bis zum Meeresſtrande hinab und hinderte den Feind, Burg und Stadt von einander zu trennen. Ein ſolcher mußte die von der Burg völlig beherrſchte Schlucht paſſiren, welche den Schloßhügel von den Bergen trennt,

Digitized by Google

und konnte dann leicht vom Meere abgeschnitten werden. Dank dieser Lage hat das Schloß mehr als eine Belagerung durch Genuesen und Türken glücklich ausgehalten, und die Griechen, welche sich während des Freiheitskampfes dorthin geflüchtet hatten, wurden gar nie beunruhigt. Seine Architektur bietet nichts Interessantes.

Weiter fuhr der „Ajaccio“ durch den Canal, welcher die langgestreckte, felsige und fast unbewohnte Insel Chelidromia von Skopelos trennt, und vorüber bei zahlreichen Felsinselchen und Klippen, die nur von Fischern zum Muschelfange besucht werden, nach Skyros, wo eine spätere Sage Achilles seine Jugend verleben läßt. Es ist die größte unter den nördlichen Sporaden, aber weniger bevölkert als Skopelos (es zählt wenig über 3000 Einwohner), da der Boden felsig ist und namentlich im Süden schlecht für Ackerbau sich eignet, obwohl das Eiland reich an Wasser und selbst kleinen Bächen ist. Dasselbe besteht aus zwei Bergmassiven, welche durch einen nur eine halbe Stunde breiten Isthmus zusammenhängen. Von Westen tritt dort die Kalamitza-Bay in das Land, von Osten die Bucht Achili, welche wahrscheinlich den Namen eines antiken Heiligthumes (Achilleion) des Helden, den die Tradition von dort aus gen Ilion fahren läßt, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Die Stadt Skyros liegt von der Achili-Bay etwa eine Stunde nördlich; sie ist arm und unansehnlich, und die ehemalige Burg, welche ihre Mitte krönt und das einst hochberühmte Kloster des heiligen Georgios einschließt, elend und verfallen. Einst wirkte des Heiligen uraltes Bild aus ciselirtem Silber Wunder und verschaffte den Mönchen reiche Einnahmen, die aber schon vor Jahrzehnten bedeutend nachließen.

In der Nordhälfte der Insel steigt der Berg des heiligen Elias zu 384 Meter empor, bedeckt mit niedrigem Lentiscus, Myrthen und immergrünen Eichen, welche die überall weidenden Ziegenherden nicht aufkommen lassen. Aber das war zu keiner Zeit anders auf der Insel, deren Hauptruhm neben dem Marmor in alten Zeiten die Zucht besonders milchreicher Ziegen ausmachte. Höher ist die südliche Hälfte, welche fast ganz von rauhen und kahlen, nur in den obersten Theilen mit Eichen, Buchen und Kiefern bestandenen Bergen erfüllt ist. Der Kollila erreicht dort

Die Stadt Skyros mit der Burg.

782 Meter Meereshöhe. Auf ihm fanden der Tradition zufolge die Athener das Grab des Theseus, der einst dorthin geflüchtet und durch Lykomedes, den Herrscher von Skyros, von einer Klippe herabgestürzt worden war. Ein unscheinbares Mal umschloß die Reste des attischen Helden, bis nach siebenhundert Jahren Kimon auf Befehl des Orakels seine Gebeine aufsuchte, nach Athen überführte und die Insel den Athenern unterwarf, welche wohl die Erfinder jener Sage waren, da sie ihnen erwünschte Ansprüche auf die von seeräuberischen Dolopern bewohnte Insel verlieh. 130 Jahre später verloren die Athener sie an Philipp von Makedonien; im Jahre 196 erhielten sie dieselbe durch die Römer zurück. Später folgten sich, wie überall im Archipel, Byzantiner, Venetianer und Türken in ihrem Besitze.

Am folgenden Morgen umfuhr das Schiff die Südspitze der Insel und richtete seine Fahrt nach dem über 20 Seemeilen entfernten Eudöa, gerade auf den schluchtenreichen, tannenbedeckten Delphi los. In einer weiten Bay geht es vor Anker, wo die Marina von Kumi, einige Kaffeehäuser und Magazine, steht, während der Ort selbst, das alte, in der Geschichte fast nicht erwähnte Kyme, die Mutterstadt Cumä's in Campanien und des kleinasiatischen Kyme, mit seinen Gärten und Feldern oben auf einem Plateau liegt. Der weitgebaute Ort mit seinen 3200 Einwohnern zeigt ein Leben und eine Geschäftigkeit, welche mit der Stille und Starrheit der eben besuchten Inseln stark contrastirt. Als einziger Hafen auf der Ostküste der Insel vermittelt er natürlicher Weise die Ausfuhr der Ackerbauprodukte, welche in den wohlbewässerten und dörferreichen Thälern des Delphi-Gebirges und an der Küste wachsen. Infolge dieser Fruchtbarkeit und dichtern Bevölkerung sind die Ruinen mittelalterlicher Wachtthürme nirgends zahlreicher als in der Umgegend von Kumi. So weit das Auge reicht, dehnen sich Weinberge aus, deren Erzeugniß, so schlecht es zubereitet wird und schmeckt, Gegenstand eines bedeutenden Handels und eine Quelle des Wohlstandes für die Bewohner ist. Mehr Sorgfalt in der Cultur und der Auswahl der Trauben, mehr Achtsamkeit bei dem Gähren und einige Verbesserungen in den Geräthen würden den Absatz ungemein steigern und vielleicht zur Folge haben, daß dieses euböische

Product die französischen Weine in den Häfen des östlichen Mittelmeeres verdrängte. Aber wir haben schon früher gesehen, auf welche unüberwindliche Schwierigkeiten derjenige stößt, welcher den griechischen Bauer zu einer Verbesserung, zu einem Fortschritte zu dringen versucht. Aber der Wein ist nicht der einzige Reichthum dieses auch landschaftlich so schönen Striches: etwa eine Stunde westlich der Stadt liegen mehrere Braunkohlengruben, die bis jetzt aber nicht energisch ausgebeutet worden sind. Sie gehören der Regierung, welche sie an eine Gesellschaft verpachtet hat; aber die Leitung ist schlecht und Geldmangel hindert jeden Aufschwung. Unweit davon findet sich ein Lager von Chromeisen, welches eine französische Gesellschaft in Havre ausbeutet; Kupfer- und Bleiminen (bei Karystos), Mineralbrunnen, Kohlenlager machen überhaupt im Vereine mit den Erträgnissen des Landbaues (Getreide, Baumwolle, Krapp, Oel, Wein), den Wäldern, den zahlreichen Herden und der Seidenzucht, der hier besonders günstige klimatische Bedingungen sich darbieten, die Insel zu der gesegnetsten Provinz des ganzen Königreiches. Aber ungehoben müssen diese Schätze bleiben, so lange es den Einheimischen an Thatkraft und Mitteln fehlt und so lange ausländische Unternehmer, wie jetzt, zwar durch den Buchstaben des Gesetzes, nicht aber in der That gegen Anfeindungen aller Art geschützt sind.

Am folgenden Morgen fuhr der „Ajaccio" nordwärts an der Ostküste der Insel hinauf, vorbei bei wohlbekannten Gebieten, Mandudi, Hagia Anna und Orei und ging am Abend im Meerbusen von Lamia gegenüber den Thermopylen vor Anker. Die Nacht verbrachte Belle noch an Bord und begab sich dann, von seinem Führer Perikles in einem Nachen abgeholt, wieder an Land.

Die Eskimos am Mackenzie und Anderson.

Nach **Petitot** [1]).

α. Der Jesuit Charlevoix war der erste, welcher den Namen der Eskimos in seiner „Histoire de la Nouvelle France" erwähnt, indem er erzählt, daß die zu den Algonkinern gehörigen Abenakis dieses Volk Eskimantik, d. h. Rohfleischfresser, nennen. Die Kris oder Cristinaux am Athabaska-See nennen sie noch jetzt Wijas-Kimowok, was genau dieselbe Bedeutung hat (wijas Fleisch; aski roh; mowew essen). Der von Charlevoix mitgetheilte Name ist nun von allen europäischen Völkern angenommen worden; sich selbst aber nennen die Eskimos bekanntlich innoit (Menschen, Sing. innok). Abgesehen hiervon haben sie aber für ihre Stämme und Unterabtheilungen noch besondere Bezeichnungen. Die Eskimos, von denen hier die Rede sein soll und die, etwa 2000 Seelen zählend, an der nordamerikanischen Eismeerküste zwischen Cap Bathurst und dem Colville River (128° bis 150° westl. L.) wohnen, nennen sich selbst Tschiglit (Sing. tschiglerk); die an der Hudsons-Bay, welche Fort Churchill besuchen, nennen sich Aluk oder Agut, Plur. Agutit; die Grönländer Karalit. Alle diese Namen sind Aequivalente für vir, viri, während Innok und Innoit homo, homines bedeuten [2]).

Wie die Grönländer bezeichnen auch die Tschiglit die Weißen im Allgemeinen als Krablunet, Gekrönte, Sing. Krablunark. Nach Petitot ist diese Bezeichnung abgeleitet von Krablut, Augenbrauen, und Krablunark, Stirnbein, wahrscheinlich weil der auf der Stirn aufsitzende Hut den Eskimos als das Auffallendste an den sie besuchenden Weißen erschien. Die Mischlinge canadischen Ursprungs heißen bei ihnen Krolearkutçin.

Die Eskimos von der Mackenzie-Mündung und dem Anderson-Flusse sind eher über als unter Mittelgröße. Es giebt unter ihnen recht große Leute, doch die Frauen sind im Allgemeinen klein. Sie sind stark, wohl gebaut, breitschulterig, gewandt in Körperübungen, gute Tänzer und Mimiker, dabei zur Fettleibigkeit geneigt, haben einen dicken Kopf und sehr kurzen Hals. Ihre Muskelkraft ist gewöhnlich. Man findet bei ihnen keine Mischlinge aus europäischem oder Indianerblut. In der Jugend sind sie rosig, doch verschwindet diese Farbe mit 15 Jahren gänzlich und macht der gelblich-olivenfarbigen und den breiten mongolischen Gesichtszügen Platz. Die weitere Schilderung, die Petitot von ihrem Aeußern entwirft, stimmt überein mit dem, was wir über die Eskimos in dieser Beziehung wissen und kann übergangen werden. Diese Eskimos sind eine intelligente Nation; sie sind erfinderisch, lieben die Arbeit, dagegen erscheinen sie aber wieder diebisch, ltignerisch, argwöhnisch, schamlos, ehrlos, zudringlich. Als gute Eigenschaften werden dagegen hervorgehoben: Liebe zu den Kindern, Gastfreundschaft gegen Fremde, die ihrem Schutze als unverletzlich gelten, Tapferkeit und eine gewisse Weichherzigkeit; Petitot sah sie vor Rührung weinen. Sie respectiren die Sterbenden und Tod-

---

[1]) Vocabulaire français-esquimau, dialecte des Tschiglit des bouches du Mackenzie et de l'Anderson, précédé d'une monographie de cette tribu et des notes grammaticales par le R. P. E. Petitot. Paris 1876.

[2]) Den Tschiglit am Mackenzie sind noch folgende Eskimostämme bekannt, welche sie in der Richtung von West nach Ost aufzuzählen wissen. 1. Piktorméut, Bewohner des staubigen Schnees, wohnen noch jenseit der Beringstraße (also wohl die Namollo). 2. Natervalmet, die Anwohner des Norton-Sundes. 3. Tujormejat, die Anwohner der Beringstraße. Ihr Land heißt Tschikrenereleet. 4. Apkwaméut, die Ansässigen am Kotzebuesund. 5. Nunatagméut, diejenigen, welche in Nunatagmun, gegen die Beringstraße zu, leben. 6. Nurung-méut, Capanwohner, am Cap Lisburne. 7. Akilimermént, Einwohner von Akilimerk, zwischen Cap Lisburne und dem Utecap. 8. Tareormént, Meerbewohner, auf den Inseln vor dem Mackenzie-Delta, von Herschel-Island bis zur Liverpool-Bay. 9. Kramakit, die Eskimos am Anderson-River. 10. Kragmalmeit, Bewohner vom Cap Bathurst. 11. Kravanatlat, Bewohner des Osteus; hier wird die Fixirung unsicher, indem darunter die Eskimos zwischen der Franklin-Bay bis zum Kupferminenfluß oder sogar bis zur Melville-Halbinsel verstanden werden. 12. Anencrit oder Innuit des Großen Osten, auf die Eskimos an der Hudsons-Bai, in Labrador und Grönland bezogen. 13. Krikertalormént, die Inselbewohner, alle Eskimos auf den Inseln des nördlichen Polarmeeres. — Die Eskimos an der Liverpool-Bay unterscheiden noch folgende, den Tschiglit jedoch unbekannte Stämme: 14. Kratejlorémt, Bewohner des Renthiergebirges, im Osten der Mackenzie-Mündung. 15. Naggmikler-mént, an der Mündung des Kupferminenflusses. 16. Kanermént, die zwischen Schneehühnern wohnen, östlich vom Cap Alexander. 17. Ittluçiti-okin-mént, die sich der Steinkessel bedienenden, am Boothia-Golfe. 18. Ahaknanetet, die Weiberbilder, an der Repulse-Bay.

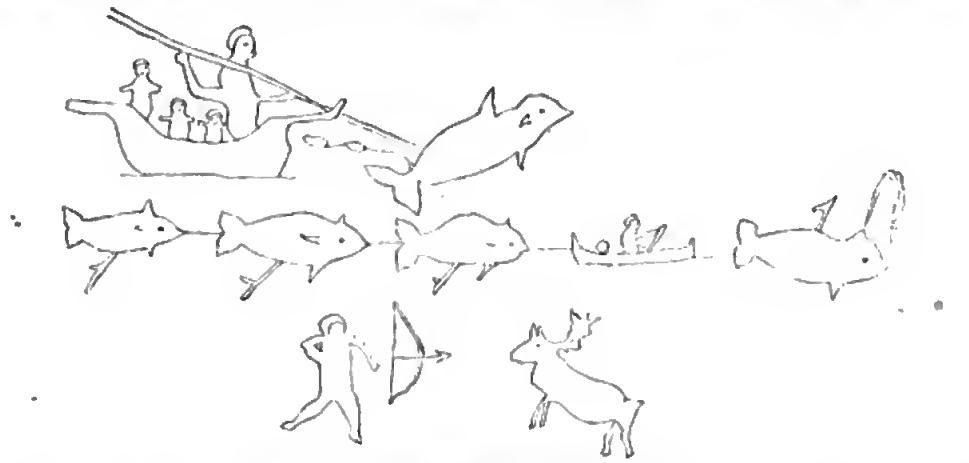
ten und ſorgen für ihre Kranken. Von Kindsmord konnte unſer Gewährsmann nichts bemerken.

Von Krankheiten erwähnt Petitot: Leibſchmerzen in Folge großer Gefräßigkeit, Skropheln und andere Hautkrankheiten als Folge der ausſchließlich animaliſchen Nahrung; bei den Frauen Augenkrankheiten, vom Rauch in den Hütten und Stimmloſigkeit.

Das Chriſtenthum haben die Tſchiglit noch nicht angenommen. Von den Frauen erzählt unſer Gewährsmann, daß ſie als Zeichen des Staunens oder der Verwunderung die Zunge ausſtrecken; Bejahung drücken ſie durch Naſenrümpfen aus. Ihr Geſicht iſt durch fünf oder ſechs Striche am Kinn und zwei Striche an den Mundwinkeln tättowirt.

Nicht immer verzehren die Tſchiglit das Fleiſch roh; doch iſt ihr Geſchmack ſo niedrig, daß ſie den Fiſch gleichviel ob roh, gekocht, gebraten, geräuchert oder verfault verſpeiſen. Im Sommer ſah Petitot nie etwas rohes verzehren, wohl aber im Winter, wenn Feuerungsmaterial ſchwierig zu beſchaffen iſt.

Vom October bis zum Mai ſind die Tſchiglit ſeßhaft, Nomaden aber in der übrigen Zeit des Jahres. Ihr ganzes Leben dreht ſich um die Jagd, den Fiſchfang und das Fangen der Pelzthiere, deren Felle ſie an die Hudſonsbaycompagnie verkaufen. Die Pelzernte wandert, ſowie es wärmer wird, nach dem Fort Mac Pherſon, früher auch nach Fort Anderſon, das aber ſeit 1866 von der Compagnie aufgelaſſen worden iſt. Taback, Schießbedarf, allerlei Kurzwaaren, Feuerzeug, Keſſel, Meſſer, Fallen ſind die für das Pelzwerk eingehandelten Tauſchwaaren. Dieſer Handel beſteht erſt ſeit 1849; früher brachten die Tſchiglit ihr Pelzwerk den Tinné, welche die eingetauſchten Waaren dann weiter brachten. Im Weſten ſtehen die Tſchiglit mit ihren Nachbarn, den Tareormiut, im Tauſchverkehr; von ihnen erhalten ſie Taback, Pfeifen, Keſſel, blaue und weiße Korallen, die von der Beringsſtraße ſtammen; ſie ſind aus Europa durch ganz Aſien hierher gewandert und von den Tſchuktſchen über die Beringſtraße gebracht worden. Tauſchhandelsplatz iſt Barter Island (144° öſtl. Gr.). Die Schlitten, auf denen die Tſchiglit ſich hierhin begeben, und die von Hunden gezogen werden, gleichen ganz den nordaſiatiſchen. Die Kufen derſelben werden mehrmals täglich mit Eis (durch Uebergießen mit Waſſer) „verſtählt“. Um ſich das nöthige Waſ-



Facſimile einer Tſchiglit-Zeichnung. Nach Petitot.

ſer zu verſchaffen, durchbohren ſie mit einem an einen Stiel befeſtigten Ochſenhorn die mehrere Fuß dicken Eisdecken, eine mühſame und langweilige Arbeit.

Statt am Ufer oder im Walde zu campiren, ziehen die Tſchiglit es vor, zwei oder drei Stunden mit dem Bau einer Hütte aus hartem Schnee (apun iglu) zuzubringen; der Bau einer ſolchen wird ſehr eingehend und ausführlich von Petitot beſchrieben und durch Abbildungen erläutert. Da derſelbe jedoch aus arktiſchen Reiſewerken hinlänglich bekannt iſt, dürfen wir dieſe Beſchreibung hier übergehen. Dieſe Schneehütten heißen igto-rijoark.

Im Juni, wenn die Flüſſe eisfrei ſind, begeben ſich die Eskimos nach den Forts Mac Pherſon und Anderſon. Sie benutzen dabei ihre leichten ledernen Krajait (Sing. Krajat), während Frauen, Greiſe und Kinder in den Umiait (Sing. Umiat) oder Weiberboten fahren. Dieſe dienen auch zum Walfiſchfang. Den Krajat [1]) benutzen ſie beim Fang der Biſamratten, Robben und Meerſchweine (marsouin, alſo eine Delphinart). Ihre Waffe dabei iſt ein Wurfſpieß (Kapotschin) mit beweglicher Spitze, die je nach der Größe des Thieres verſchieden iſt. Das Ren (taktu) und der Maſchusochſe (umimmark) werden mit Pfeilen gejagt. Feuerſteinflinten ſind erſt ſeit Kurzem und nur bei einigen in Gebrauch.

Petitot erhielt von einem Eskimo am Anderſon eine Büchſe, auf welcher in Roth und Schwarz Jagdſcenen mit überraſchender Naturwahrheit ſilhouettenartig dargeſtellt waren. Oben ſteht ein Eskimo in ſeinem von drei Frauen gerudertem Umial und harpunirt eine Bjelugn (weißen Wal), der ſchon eine Harpune erhalten hat, wie aus den Schwimmblaſen, die ihm angeheftet ſind, hervorgeht. Darunter ein anderer Eskimo im Krajak, der ein verwundetes Meerſchwein verfolgt, in dem eine Harpune ſteckt. Drei andere, ſchon erlegte, ſchleppt er im Waſſer nach. Ganz unten ein dritter Eskimo, der einen Pfeil auf ein Ren abſchießt. Ein Indianer vom Stamme der Tinné wäre gar nicht im Stande, eine ſolche Zeichnung zu liefern.

Vom Mitte Juni bis Mitte Juli gehen die Tſchiglit dem Fange des Häring und Weißfiſchs in den zahlloſen Canälen des Mackenzie nach. Diejenigen, welche ſie nicht gleich verzehren, dörren ſie über Feuer, oder machen ſie in Schläuchen, die mit Delphinthran gefüllt ſind, ein. Nach dem Fiſchfang folgt die Rennthierjagd vom Juli bis in den Auguſt; zu die-

[1]) So, oder vielmehr Kajak ſchreibt Petitot. Das g wird ſehr guttural ausgeſprochen.

ser Zeit erscheinen nämlich die Ren am Eismeergestade. Es schließt sich daran der Delphinfang auf dem Meere und an den Flußmündungen. Dann sind die Wintervorräthe eingesammelt, und die Tschiglit ziehen sich wieder von den Küsten zurück, um an den Flüssen ihre Winterquartiere zu beziehen.

Während Wälder mangeln, liefert das Meer den Tschiglit in ganz erstaunlicher Menge Treibholz (tschiamot); sie kochen damit, brauchen es zum Bau der Barken, zu verschiedenen Geräthen und zum Gestell der konischen, mit Rennfellen überzogenen Sommerzelte sowie der Winterhütten (Iglu), die nicht mit den schon erwähnten Schneehütten zu verwechseln sind.

Petitot vertritt die Ansicht des asiatischen Ursprungs der Eskimos, eine Ansicht, die jetzt wohl kaum noch auf Gegner stoßen dürfte. Die Eskimos weisen selbst auf das Bestimmteste darauf hin, daß ihre Heimath im Westen lag. Daß außer ihnen, den Weißen und den Rothhäuten noch andere Menschen auf der Erde existiren, davon haben sie keine Ahnung. Was die Entstehung dieser drei betrifft, so berichtet darüber ihre Tradition: „Im Westen, über dem großen Meer, auf einer großen Insel schuf der Biber zwei Menschen. Diese kamen zum gegenüberliegenden Ufer, um Auerhähne zu jagen, dabei geriethen sie in Streit und trennten sich. Der eine wurde Vater der Menschen (Eskimos); der andere wurde Vater der Walfische, von denen die Europäer abstammen.“ Von den Indianern ist hier keine Rede; als Petitot seinen Gewährsmann fragte, warum diese vergessen seien, antwortete der Tschiglit: „Es ist nicht der Mühe werth von ihnen zu reden; sie sind auch im Westen auf der Biberinsel geboren, aber sie sind die Larven unserer Flöhe. Sie sind verachtenswerth; aber Weiße und Eskimos sind Brüder.“

Die Tschiglit stammen also ihrer eigenen Tradition nach von einer im Westen gelegenen Insel; die Zeit, in welcher sie von dort gekommen, ist natürlich nicht zu präcisiren; es sei aber lange, lange hergewesen. Sie fragten Petitot nach dem Okrajeuktuark, „dem Menschen, welcher nicht spricht“, der in ihrem alten Vaterlande gelebt haben soll. Dabei machten sie affenartige Bewegungen, so daß Petitot dieses Wesen auf den Orang-utang deuten will (?).

Interessanter erscheint uns, daß Petitot das Akilinek der Grönländer nachzuweisen vermag. Mit diesem Namen bezeichnen dieselben nach Rink ein fern im Abend gelegenes Land, aus dem sie abstammen. Nun heißt aber bei den Tschiglit der Eskimostamm, welcher zwischen Cap Lisburne und dem Eiscap wohnt, Akilinerméut, d. i. Einwohner von Akilinerk. Dadurch wird die grönländische Tradition ganz in der Nähe der Beringstraße fixirt; akilinerk aber ist mit „Land des Anfangs“, „erstes Land“ zu übersetzen.

Für die Tschiglit aber ist Akilinerk ein vergleichsweise nahes Land; sie wissen, daß dessen Einwohner, die Akilinerméut, aus einem noch weitrr gen Westen von ihnen gelegenen Lande, aus Naterovik, gekommen. Für die centralen Eskimos ist damit gleichbedeutend das Land Nunatagmun. Die nähere Position konnte Petitot nicht erfahren. Es liegt aber im Westen, wohin die übrigrn Traditionen deuten, von wo die beiden Brüder (siehe oben) gekommen. Alles deutet nach Westen, nichts nach Osten und selbst die Todten werden bei ihnen mit dem Kopf nach Westen zu begraben.

Von Naterovik, also vom Lande im Westen, erhielten die Tschiglit den Gebrauch des Tabacks und die eigenthümlichr Form ihrer Pfeifen, von dort die zierlichen Schuhe und den Gebrauch, die Wangen zu durchbohren und einen Pfropfen, tntalt, einzufügen, von dort die Mode der Tonsur und die enormen Chignons ihrer Frauen. Geht man von Cap Bathurst nach Osten, so findet man weder dieselben Pfeifen, noch Schuhe, noch die schön runde Tonsur, keine Wangenknöpfr, keine tnglit auf den Köpfen der Frauen.

Die blauen Korallen und eisernen Kessel, welche die Tschiglit besitzen, kommen von Naterovik. Dort sollen die Tage lang sein, „die Sonne zeigt ihre Nase“ (es ist warm), europäische Erzeugnisse sind häufig. Von dort kommen die weißen Dentaliumschneckenschalen, die Kautabackrollen, die alten Metallplatten.

Um den Ursprung der Eskimos in der alten Welt auch durch das Uebereinstimmen der Gebräuche nachzuweisen, nimmt Abbé Petitot zu allen möglichen Völkern seine Zuflucht; bald stellt er Vergleiche mit den alten Aegyptern, bald mit Kaffern, bald mit irgend einem asiatischen Volke an. Wir folgen ihm hier nicht, sondern heben aus seiner Darstellung nur dasjenige heraus, was für die Charakterisirung der Tschiglit sich eignet. Sie grüßen wie die übrigen Eskimos und die nördlichen Rothhäute durch Nasenreiben. Zum Zeichen des Erstaunens schlagen sie sich auf den Hintern, und hier setzt der bibelfeste Abbé aus dem Propheten Hesekiel (21, V. 12) hinzu: Plande super femur tuum! Schwitzbäder, wie die Tschiglit sie haben, gehen durch ganz Nordasien, und ihre Zauberpriester (Anrékoit, Sing. anregok) sind identisch mit den sibirischen Schamanen, den Fetischpriestern Afrikas, den Medicinmännern Amerikas.

Aus dem, was über ihre religiösen Ansichten mitgetheilt ist, heben wir das Folgende hervor. Die Tschiglit bezeugen der Sonne, Tschikrejnerk, große Verehrung, sie verbeugen sich vor ihr, wenn sie zum dreimonatlichen Abschied unter den Horizont sinkt und begrüßen sie bei ihrer Wiederkehr mit Tänzen und anderen Ceremonien. Die große Tonsur, welche die Tschiglit tragen, wird geschoren, damit die Sonne ihr Gehirn recht erwärme und erleuchte. Der Mond ist eine männliche Gottheit. Nach der Vorstellung der Tschiglit sind die Sterne von großem Einfluß auf den Menschen; wenn eine Sternschnuppe fällt, so stirbt ein Mensch.

Nicht minder gewaltig als Anerne-aluk (der gute Geist) ist der Gott Tornrark (der Separirte, Zurückgezogene); er ist eigentlich der Hauptgott, der am meisten gefürchtet wird und der ihnen durch die Träume Offenbarungen macht. Er ist der Genius der Erde, in deren Innerm er lebt, während Anerne-aluk im Himmel, der halbkugelförmig gedacht ist, dominirt. Die Seelen, Innulit, dagegen wohnen auf dem Grunde des Meeres, eine Vorstellung, die wir bei manchen polynesischen Völkern finden.

Die Tradition der Tschiglit berichtet von einäugigen Riesen. Wichtiger jedoch ist, daß sie in ihrer eisigen Polargegend sich die Vorstellung von Schlangen (Kripan) bewahrt haben. Kripan bedeutet diejenige, welche umschließt; man hat davon abgeleitet Kritatnark, biegsam wie eine Schlange, und Kripiojark, gewunden wie eine Schlange; Krijoark, die Schlangen haben, d. h. krank sein u. s. w.

Die Erde ist nach der Vorstellung der Tschiglit eine vom Wasser umgebene Scheibe, über welcher das feste Firmament ruht. Daß die Sintflut bei ihnen eine Rolle spielt, ist nicht zu verwundern, da die Vorstellung von derselben fast universell ist.

Allgemein gilt das jus talionis. Man rächt sich an den Männern, indem man sie erdolcht; die Frauen werden strangulirt; das alles geschieht unter dem Deckmantel der Nacht, das Opfer wird im Schlafe überfallen. Der Mörder wird, abgesehen von den Verwandten seines Opfers, hoch respectirt und daef sich drei blaue Linien unter der Nase quer über das Gesicht tättowiren. Diese Art der Tättowirung heißt tomnilik, der Mann aber torkrota, d. i. Mörder, und dies ist ein Ehrenname [1]).

[1]) Auch die Resultate ihrer Großfischerei schreiben sich die Tschiglit auf den Körper; so viel Walfische als sie erlegt, so viel Kreuze tättowiren sie sich auf die Schulter.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

II.

In den fachwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften und in den Sitzungsberichten der geographiſchen Geſellſchaften iſt im Verhältniß zu anderen Theilen Aſiens von dem Geburtslande des Islam, wie es ſich jetzt darſtellt, nicht viel die Rede. Sa mag es paſſend erſcheinen, wenn in dieſer Zeitſchrift eine Art ſtändiger Berichterſtattung über die Halbinſel eingeführt wird, damit die Nachrichtbedürftigen wiſſen, wohin ſich wenden, um wenigſtens in wichtigeren Fragen über Arabien jederzeit auf dem Laufenden zu bleiben. Freilich fehlt dem Berichterſtatter die einſt von ihm heiß erſehnte perſönliche Bekanntſchaft mit dem Lande des „ſtahlkräftigen, hochſinnigen, abentenernden“ Volkes; abſeits ſogar von den Centren der orientaliſchen Forſchungen in Europa muß er ſich begnügen, durch eine verſchärfte Aufmerkſamkeit die Gefahr, daß ihm in der Provinzialſtadt manches zur Sache Wichtige entgehe, wett zu machen.

Ich werde alſa unter der gleichen Ueberſchrift und fortlaufender Numerirung im „Globus“ des Referentenamtes über Arabien zu warten ſuchen, ſo lange und ſo gut ich kann. Seit Jahresfriſt iſt es der zweite Artikel dieſer Art [1]).

Als ich im Frühjahr 1876 die Forſchungen in und über Arabien während des letzten Decenniums hier durchmuſterte, warf die neueſte Geſtalt der Frage, die wir die orientaliſche nennen, ſchan ihre dunkelſten Schatten voraus. Sie hat mit dem Islam wenig genug zu thun, inſofern die bisherige Mißregierung der Osmanen einerſeits keine Folge der mosliniſchen Religian, nnd die ideale religiöſe Grundlage der ruſſiſchen Kreuzfahrerbegeiſterung andererſeits mehr als problematiſch iſt. Keine abendländiſche Prieſterkirche, römiſche, griechiſche, evangeliſche oder ſonſt welche hat als ſolche die Kraft in ſich, die islamitiſchen Völker etwa durch ſogenannte Miſſian zur Theilnahme an der gemeinſamen Arbeit der ſtrebenden Menſchheit zu wecken und zu befähigen: das vermag außer dem materiellen Anſtoße durch den geſteigerten Verkehr nur die Lehre, welche über allen Religionen als höchſte ethiſche Aufgabe waltet, die van der weltbürgerlichen Menſchlichkeit, an welcher es dem Islam zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger als mancher andern gebricht.

Deshalb wird, durch welchen Ausgang der jetzt ſchwebenden Verwickelung auch immer, auf das Volk Arabiens im Ganzen und Großen kein nachhaltiger Einfluß zu erwarten ſein, ſelbſt nicht an den augenblicklich noch in türkiſchen Händen befindlichen Etappen an der Weſtküſte, auch dann nicht, wenn die türkiſche „Verfaſſung“ für die turka-tatariſchen Bevölkerungen des Osmanenſtaates — die künftige Zugehörigkeit der ſlaviſchen Reichstheile iſt ja augenblicklich noch unberechenbar — im Laufe der Decennien etwas mehr als ein werthloſer Papierfetzen werden ſollte. Daß arabiſche Männer aber jemals auf den Bänken der Reichsabgeordneten in Stambnl ſitzen werden, glaubt auch wohl der reformatoriſche Staatsmann Midhat Paſcha nicht, der ja 1871 van dem ihm damals anvertrauten Bilajet Bagdad aus die Araber des Nordoſtens gut genug kennen gelernt hat.

Denn dieſes Volk hat trotz aller Stämmevielheit und ihrer unſeligen Conſequenzen, der Raubluſt, Blutrache und überwiegenden Staatenloſigkeit, doch ein tiefſitzendes gemeinſames Charakteriſtikum, die mannhafte Leidenſchaft der Unabhängigkeit. Das iſt freilich eine faſt unbewußte, weil urſprünglich nationale Stimmung, nicht erworben im „ſauren Dienſt der Freiheit“. Aber geſetzt, eine geniale Führerperſönlichkeit erſtände noch einmal aus dem Schooße des vielſtämmigen Volkes, das doch übrigens auch ſchon ſtaatliche Organismen und zwar beſonders ſeit hundert Jahren aufzuweiſen hat: warum ſollte es nicht zwar nicht ein Reich, aber ein Bund von Staatenbildungen werden können, die, ohne den der geiſtigen Befreiung feindlichen Druck des moslimiſchen Fanatismus, dem arabiſchen Typus in verjüngter und ſa zu ſagen moderner Geſtaltung zu neuem Leben verhülfen? Bürgen Telal in Schammar und Sejjid Said in Oman nicht für die Berechtigung dieſer Hoffnung?

Werthvoll iſt mir deshalb jedes noch ſo geringfügige Anzeichen dafür, daß in den Seelen der Menſchen zwiſchen Akaba und Maskat und zwiſchen Aden und Kuweit der edle Zug unabhängigen Stolzes noch lebt, und auch dieſes Mal habe ich deren zu verzeichnen.

Die Quellen, aus welchen ich hierbei ſchöpfe, ſind einer der Pera-Correſpondenten und ferner der, wie mir ſcheint, neue Σ-Correſpondent der für unſere Kenntniß des heutigen Orients unvergleichlich werthvollen „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, dieſer letztere aus Dſchedda und Hodeida; daan franzöſiſche Conſulatsberichte im Bulletin de la Société de Géographie, Paris; endlich engliſche Publicationen, wie Emil Schlagintweit ſie jüngſt in einem leſenswerthen Artikel „Ueber die Uferſtaaten des Perſiſchen Golfs“ in dieſer Zeitſchrift hat benutzen können.

Ich beginne wieder an der Weſtküſte, demjenigen Theile der Halbinſel, welcher am eheſten in die Mitleidenſchaft der türkiſchen Geſchicke gerathen könnte. Entſprechend der Anſicht, die ich anderswa begründet habe, daß nämlich das tapfere Bergvolk der Aſirinen, einſt die treueſten Verbündeten der Wahabi, durch die vermeintliche türkiſche Eroberung des Jahres 1871 keineswegs ſa unterworfen ſei, wie die osmaniſchen Siegesberichte — namentlich in der „Geſchichte Jemens und Sanaas“ des türkiſchen Oberſten Achmed Reſchid Bey — es glauben machen wollten, haben aſiriniſche Kundgebungen im Laufe van 1876 ſtattgehobt, die von politiſcher Wachſamkeit der Stämme zwiſchen Mekka und Jemen zeugen. So kamen im März zwei Aſirinen-Häuptlinge zum Chedive Ismail, um über die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm, alſa doch wahl gegen die Türken, zu verhandeln: begreiflich erfolglos bei dem gerade damals erklärten Bankerott der ägyptiſchen Finanzen und den ſchlimmen Mißerfolgen in Habeſch. „Ein ſchöner und ſtolzer Menſchenſchlag,“ ſagt der Correſpondent bei dieſer Gelegenheit von den Aſir, „keineswegs Heiden, wie aus ihrem Bekenntniß hervorgeht: Wir glauben an Gott, den einigen, und an den Tag des Gerichtes.“ — Man ſieht, daß dem Correſpondenten die charakteriſtiſche Doctrin der Wahadi, deren energiſchſte und blutig erprobte Anhänger außerhalb des Nedſcheb eben die Aſir im zweiten, dritten und vierten Decennium dieſes Jahrhunderts waren, wenig geläufig iſt.

[1]) Vergl. Bd. XXIX, S. 294.

Noch unmittelbar vor dem jetzigen Aufgebot aller disponiblen türkischen Truppen gegen die drohende russische Invasion sendeten, nach demselben Gewährsmann, die Türken mit Vorliebe Recrutenmassen nach Jemen, weil von dort das Desertiren beinahe unmöglich sei. Doch würde, meint er, eine Erhebung in Hedschas und Jemen für die — damals etwa 20,000 Mann starken — türkischen Truppen verhängnißvoll sein, weil ihnen nicht einmal ein Weg zur Flucht offen stände. — Später, im November 1876, erfährt man durch einen aus Jemen zurückkehrenden Beamten, daß die Verbindung von Jemen und Asir „bis jetzt“ nur zu Wasser möglich sei, weil die dazwischen liegende große Stadt Saade, die über 6000 Häuser habe, und der Stamm Suda (!) die Landverbindung unterbrächen und sich bisher noch nicht vor der türkischen Herrschaft gebeugt hätten. Auch aus den unterworfenen Districten dürfe die Regierung noch nicht wagen Recruten auszuheben, während das 7. türkische Armeecorps in Jemen nur durch Krankheit einen Jahresverlust von 1000 Mann gehabt habe; die türkischen Beamten und Offiziere verständen es nicht, die arabische Bevölkerung an die osmanische Oberhoheit zu fesseln. Der dafür interessirte Leser früherer Berichte, theils in dieser Zeitschrift, theils in „Arabien und die Araber seit hundert Jahren“, erinnert sich vielleicht, daß diese Eventualität ebenso gewünscht wie erwartet wurde.

In Bezug auf die Person und Machtstellung des Großscherifs von Mekka wird dem im letzten Bericht (Frühling 1876) Mitgetheilten eine interessante Bestätigung zu Theil: erstens ist in der That Großscherif Abdallah-ebn-Aun nach am Leben, und zweitens steht er in ungeschwächtem Ansehen, so daß die Türken trotz des „Chalifates von Stambul“ mit dem mekkanischen Edelmann wohl aber übel rechnen müssen. Im Sommer 1876 hatte nämlich der türkische Gouverneur in Medina einen Araber-Häuptling wegen eines vor 15 Jahren begangenen Todtschlages verhaften und wahrscheinlich ohne Untersuchung und im Geheimen hinrichten lassen. Zugleich fahndete er auf dessen Bruder, der aber mit Drohungen antwortete und mit seinen „Anhängern“ auf Medina losrückte. Die türkische Besatzung empfing sie mit Artilleriefeuer, ohne besondern Eindruck zu machen. Da erschien am zweiten Tage des Kampfes ein Abgesandter des Großscherif und vermochte den Türken nicht nur, das Feuer einzustellen, sondern auch seine Beschwerden gegen den Araberscheich der Entscheidung des Großscherifs selber zu überlassen, was den vertrauensvollen Abzug der Aufständischen zur augenblicklichen Folge hatte.

Uebrigens lebe, sagt die Nachricht weiter, Abdollah-ebn-Aun herrlich und in Freuden, was man ja bei den reichen Erträgen der immer noch oder vielmehr wieder großartigen Pilgerfahrten nicht verwunderlich finden wird.

Auffällig ist mir das Fernere: der Großscherif wie die Scherife im Allgemeinen (also der religiöse Adel) seien geheime Anhänger der Wahabi, die „nun über das ganze Innere der großen Halbinsel verbreitet wären“; die Bewohner der heiligen Städte aber wie des Küstenlandes überhaupt hegten gegen diese „undeugsamen Puritaner und Zerstörer der Heiligengräber“ Haß und Furcht, ein Umstand, der den Türken bei der „jüngst erfolgten“ Unterjochung der Asir sehr zu Statten gekommen sei. Was es mit dieser Unterjochung für eine Bewandtniß hat, wissen wir nun wohl, die Nachricht aber vom geheimen Wahabismus des Großscherifs liest sich gleich einer wörtlichen Copie der Sachlage, wie sie etwa um das Jahr 1803 u. ff. zur Zeit der großen Wahabi-Fürsten Abd-el-Aziz und Saud sich darstellt. Die Consequenz, die man aus diesem Verhältniß zu ziehen berechtigt ist, will ich nur andeuten: wenn der Großscherif in Mekka wieder mit dem Wahabismus rechnet, dann ist dieser letztere noch eine Macht.

Ich habe schon erwähnt, daß einer der Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung“ in Dschedda und Hadeida Beobachtungen über die Zustände an der Westküste gemacht hat; diese fallen sehr zu Gunsten der letztgenannten Stadt aus. Suez habe seit der Eröffnung des Canals um zwei Drittel seiner Einwohner abgenommen, Dschedda um ein Drittel, Aden finde in Hadeida den Vergelter dafür, daß es Mekkas Ruin verschulde — diese letzte Behauptung unzweifelhaft von einer ähnlichen Unkunde dictirt wie die: Arabien, das Land, wo bis vor fünf Jahren keines Eroberers Fuß Spuren hinterlassen habe, liege jetzt ganz ruhig zu des Türken Füßen und sei dem Europäer mit Ausnahme der heiligen Stätten offen. Wer so etwas schreibt, kann wohl nur sehr ungenügend über die Halbinsel und ihre den Europäern noch nicht eben sehr zugänglichen Räume unterrichtet sein, davon ganz abgesehen, daß es eine starke Zumuthung an die Leichtgläubigkeit der Leser ist, von dem zu des Türken Füßen liegenden Arabien zu sprechen: der Schreiber verwechselt den schmalen Küstensaum mit ganz Arabien.

Werthvoller sind die sachlichen Nachrichten über die Handelsverhältnisse an der arabischen Westküste. Monatlich geht ein Dampfer des österreichischen Lloyd von Constantinopel über Suez nach Dschedda und Hodeida, nimmt für alle Haupthäfen Europas Waaren, die in Port-Said, wo ja Kohlen eingenommen werden müssen, durch den Lloyd-Agenten weiter befördert werden. Der Lloyd, welchem die türkische Regierung das Fehlende einer vollen Fracht für jede Fahrt nach einem bestimmten Satz vergütet, ist dafür verpflichtet, Frachten und Passagieren der Regierung den Vorzug vor anderen zu geben, auch die Schiffe bis zu acht Tagen auf den Halteplätzen zur Verfügung der Regierung zu halten.

In Dschedda wird, hören wir, ein Leuchtthurm noch immer schwer vermißt; auch die Wasserversorgung bleibt mangelhaft, da die Cisternen, im Besitz der geistlichen Behörden, schließlich übles Regenwasser in ungenügender Menge bieten, die Anlage artesischer Brunnen aber von jenen hintertrieben wird. Der Sklavenhandel, namentlich mit Kindern, geht ohne Scheu von Statten, auf Haschisch und Opium wird dagegen im Reisegepäck gefahndet, ebenso auf Wein und gegohrene Getränke, Artikel, die doch bei dem schlechten Wasser heilsam wären. Behufs Herbeiführung der Mekka-Pilger von Malakka und Holländisch-Indien haben seit ein paar Jahren eine Anzahl von Sejjids (also Leute von schiitischem Religionsadel) eine Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet und gute Segelschiffe zur Unterstützung gemiethet, wobei gute Geschäfte gemacht worden sind.

Dem südlicher gelegenen Hadeida wird, wie gesagt, eine bedeutende Zukunft prophezeiet. Es ist in der That jetzt schon der Hauptexporthafen für den jemenischen Kaffee, dessen Verkauf nicht mehr allein auf dem Hofe des Zollhauses, sondern auch sonst in der Stadt geschieht. Die Oke (= $2^{3}/_{4}$ Pfund) kostete im September 1876 etwa $1^{1}/_{2}$ Mark, der Ausfuhrzoll variirt zwischen 1 und 8 (!) Procent, auf die Verpackung rechnet man $2^{1}/_{2}$ Procent Aufschlag. Die Versendung aus dem Innern, wo der Kaffee im October geerntet wird, nach der Küste geschieht das ganze Jahr hindurch. Ihre Manufacturbedürfnisse beziehen die Banianen und Parsi in Hodeida aus Aden. Im September feierten die Moslims das Fest (die Ziara) ihres Stadtheiligen, Sadik, durch Waffentänze, Vermummung und Aufzüge. — Die Einfuhr geistiger Getränke, natürlich auch hier namentlich verboten, erfordert zahlreiche Backschisch an die türkischen Zoll-

beamten; in Mekka ſollen dagegen jetzt wohl ein Dutzend Branntweinbrennereien beſtehen.

Die Inſel Kameran empfiehlt einer der Berichterſtotter den Türken zur Anlage eines Freihafens als Concurrenz gegen Aden, ein Rath, der ſchwerlich wird mit Erfolg ausgeführt werden können.

Ueber die Südküſte habe ich diesmal nichts zu berichten, von Maskat als Ergänzung ſo viel, daß Turki, der von den Engländern begünſtigte Sultan, in dem früher als bevorſtehend erwähnten Kampfe ſeinen Halbbruder Abd-el-Aziz beſiegt und den Engländern zur Internirung in Indien ausgeliefert hat, ich denke im Auguſt 1876. Daß bei dieſen Fehden das ſchöne Land Oman leidet, iſt begreiflich, wird auch durch die engliſchen Berichte beſtätigt. Jeder Unruheſtifter findet bei einer der beiden einander feindlichen Hauptparteien bereite Hülfe, den Hinari und den Ghafri, Namen, deren erſten ich nicht kenne, während der zweite einen vielgenannten Stamm bezeichnet, gewöhnlich Ghafari genannt.

Einmal an der Oſtküſte, will ich daran erinnern, daß über die damaligen Verhältniſſe auf den Bahrein-Inſeln, über die Dſchuaſimi, die einſt berüchtigtſten Seeräuber, über einige Vorkommniſſe im Perſer-Golf der jüngſt in dieſer Zeitſchrift nach engliſchen amtlichen Publicationen veröffentlichte Aufſatz Emil Schlagintweit's manchen Aufſchluß gegeben hat, woraus hervorgeht, daß England namentlich in Bahrein eine vertragsmäßige Suprematie bezüglich der ſogenannten auswärtigen Politik dieſer kleinen Inſelgruppe ausübt, ähnlich wie dies im Süden von Aden aus geſchieht.

Von Intereſſe ſind außerdem einige Nachrichten über den verſtändig regierten und ſichtbar aufblühenden kleinen Staat und guten Hafen Kueit, der, ſüdlich vom Ausfluß des Schatt am flachen nordweſtlichen Geſtade des Perſer-Golfes gelegen, eine bedeutende mercantile Zukunft zu haben ſcheint.

Ueber den Wahabi-Staat im Nedſcheb wiſſen wir leider ſeit Palgrave nichts Weiteres als das Wenige, was bei Gelegenheit des einſt vom jetzigen Vezir, damaligen Gouverneur von Bagdad, Midhat Paſcha, groß geplanten, aber ſchon im Anfange der Action 1871 ſtecken gebliebenen Kampfes gegen die Wahabi an die Oeffentlichkeit und noch dazu ziemlich verworren gedrungen iſt und worüber ich vor längerer Zeit in dieſer Zeitſchrift berichtet habe. Denn der im Bulletin de la Société de Géographie, Paris 1875, veröffentlichte franzöſiſche Conſulatsbericht bringt denn doch trotz ſeiner mancherlei, inſofern ſie richtig ſind, längſt bekannten Ortsnamen aus den nedſchdäiſchen Provinzen keine Bereicherung unſers Wiſſens über Arabien, es wäre denn die wunderbare Kunde, daß die mehr als 30,000 Einwohner von Riâd, der Hauptſtadt des Wahabi-Staates, faſt ſämmtlich Fedauin, Leibgarde im Solde des Fürſten, ſein ſollen.

Nur eines intereſſirt, was ich ſchon früher als wahrſcheinlich vorausgeſetzt habe, daß nämlich nach Feiſal's, des nedſchdäiſchen Sultans, Tode ein Kampf zwiſchen den beiden auch Palgrave als feindliche Brüder bekannt gewordenen Söhnen Feiſal's, Abdallah und Saud, ausgebrochen ſei, der neun Jahre gedauert habe. Demnach würde, da die Nachricht von dieſem Kriege 1873 zu uns gelangte, Feiſal's Tod in das Jahr 1863 oder 1864 fallen, alſo nicht lange nach Palgrave's Beſuch in Riad. Sieger iſt der kühne, offene und lebensfrohe Saud geblieben, was wir ſchon damals 1873 wußten; durch den Bericht im Bulletin erfahren wir dazu, daß der finſtere und ruchloſe Abdallah nach Dſchebel Schammar geflüchtet ſein ſoll, alſo zu jenem vortrefflichen Fürſten des jungen Staates von Hail, Telal, der hoffentlich noch lebt und kräftig genug iſt, um den zelotiſchen Wahabi-Flüchtling nicht Unheil in jenem Lande ſäen zu laſſen.

Soweit für diesmal.

Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien.

IV.

Rückreiſe nach Obdorsk.

Die Rückreiſe von der Podarata, welche am 5. Auguſt angetreten wurde, ging in ſüdöſtlicher Richtung und zwar zu Fuße vor ſich, weil die Seuche inzwiſchen immer mehr Opfer aus den Renherden gefordert hatte. Gleich in der erſten Nacht ſtarb auch einer der beſten Leute und mußte nothdürftig verſcharrt werden. Die Stelle, wo der Todte gelegen, und die beim Begräbniß thätig geweſenen Perſonen, welche auf einem Schlitten ſtanden, wurden von den Oſtjakenfrauen angeſpuckt und ſpäter mit einem Feuerbrande beräuchert. Dann eilten alle der Unglücksſtelle zu entfliehen.

Die Landſchaft, welche ſie im Laufe des 6. und 7. Auguſt durchwanderten, gehört zu den troſtloſeſten und langweiligſten der ganzen Reiſe. So weit das Auge reichte, nichts als einförmige Zwergbirkentundra, die im Nordweſten von der noch immer ſichtbaren Bergreihe Jangana-pai begrenzt wird, welche die Uralkette verdeckt. Nur Teiche und Seen, von grünen Sumpfwieſen umgeben, gewähren einige Abwechſelung. Am Abend des 7. Auguſt lagerten ſie an einem hübſchen See mit einer grünen Inſel, an deſſen entgegengeſetzten Uferhügeln die erſten anſcheinend noch zwerghaften Lärchen ſtehen, aber immerhin Bäume, die erſten ſeit dem Aufbruch von der Schtſchutſchja. Am 8. wurde ein Raſttag gemacht; aber die Milliarden von Mücken erlaubten es nicht, den Rauch des Dſchum zu verlaſſen, um zu jagen und zu ſammeln. „So ein Tag — ſchreibt Dr. Finſch — gewährt übrigens gute Gelegenheit, die Gebräuche der Oſtjaken zu beobachten. Die Frauen ſind in der That kaum eine Minute müßig und meiſt damit beſchäftigt, Zwirn aus getrockneten Renſehnen oder Renfüßen zu bereiten. Das letztere Geſchäft iſt offenbar das angenehmere. Die Haut wird rings um den Huf abgetrennt, mit den Zähnen gefaßt und ſo in einem Stücke losgelöſt, um zu Fußbekleidung verarbeitet zu werden. Es bleibt dann der erſehnte Knochen übrig. Ein Schlag mit dem Meſſerrücken zertrümmert ihn, das ſaftige Mark liegt frei und wird ſofort hinabgeſchluckt. Auch ein vielleicht zwei Jahr alter Säugling kennt dieſe Markknochen ſchon ſehr gut, ſtreckt begehrend die Händchen aus, ſobald er einen ſolchen zu ſehen bekommt, und fängt an zu ſchreien, wenn ihm derſelbe verweigert wird. Neben der Mutterbruſt iſt rohes Fleiſch die Hauptnahrung dieſes Säug-

Digitized by Google

lings und ſein Geſichtchen meiſt ſa niedlich mit Blut beſchmiert als das ſeiner Frau Mutter und bee übrigen Theilnehmer an einer Renmahlzeit, wabei das Fleiſch vorzugsweiſe, wenn auch nicht ausſchließlich, eoh verzehrt wird. Zu den delicateſten Theilen des Ren gehören der Schlund, die Ohrenknarpel, die Fleiſchtheile der Muſſel, das Fettpolſter zwiſchen Femur- und Tibiagelenk, das Mark ber Knochen und die inneren Theile: Leber, Nieren, Herz. Was noch an Fleiſch übrig bleibt, wird gekocht nnd ſteht den Familienmitgliedern jederzeit zu Gebote; gemeinſchaftliche Mahlzeiten finden nicht regelmäßig ſtatt, außer Abends, wo Thee getrunken wird, ſeldſtredend nur Ziegelthee. Zum Schlaf legen ſich die Männer nackt in ihre Pelze gehüllt, die Frauen angekleidet nieder, ſofern ſie nicht ein Mückenzelt aus dichtem Kattun dem Blick des Fremden verdirgt. Die Morgentoilette beginnt nicht immer mit Kämmen des langen Haares, welches auch die Männer in zwei Zöpfe fiechten, ſondern vom Kamme wird nur gelegentlich Gebeauch gemacht.

Wir marſchirten am 9. Auguſt den ganzen Tag nnd waren wiederum in die Baumgrenze eingetreten, welche auf der Karte Nro. 49 von Stieler's Handatlas viel zu niedrig angegeben iſt. Dieſe zuerſt van Norden her angetroffenen Bäume waren keineswegs verkrüppelt, wie ſie das Ende des Holzwuchſes auf einem Hochgebiege bietet, ſondern hübſche dis 20 Fuß hohe Lärchen, die, wenn auch nicht zu Wäldern, ſo doch aſt dosquetartig nn ben Seen vereint ſtanden oder an kahlen Reihen die Rücken der Hügelzüge ſchmückten. Auch bie Dickichte der Zwergweiden und Birken waren wie die ganze Begetation üppiger geworden. Der Morgen des 10. ſah uns ſchon zeitig in Bewegung. Der ſchöne blaue wohl eine halde Meile lange See Jandato (d. h. der flache), an dem wie nächtigten, ſpielte, von heftigem Winbe bewegt, mit weißen Wellenköpfen, und die Landſchaft geſtaltete ſich zu einer weit liedlichern als bisher. Im Laufe des Tages paſſirten wir noch an verſchiedenen namenloſen Seen voebei, die ſich in ſüdöſtlicher Richtung von der Pabaeatn bis zur Schtſchutſchja zu erſtrecken ſcheinen nnd meiſt durch klare in ſauren Moorwieſen dahinfließende Bäche verbunden ſind. Sie haben zum Theil hohe ſteilabfallende Sandufer, die von Weitem benen der Schtſchutſchja ähnlich ſehen, welcher Fluß am Nachmittage erreicht wurde. Aber wie kannten ihn nicht wieder: aus dem ſtattlichen breiten Fluſſe war ein brauſendes Gebirgswaſſer geworden, welches oberhalb eine wirkliche Stromſchnelle zeigte, nm der eine große Schaar Mantelmöven mit Fiſchfang beſchäftigt war. Zn beiden Seiten des Flußbettes dlieb ein breiter mit Gerölſteinen nnd größeren Blöcken bedeckter Strand frei, der den beträchtlich gefallenen Waſſerſtand anzeigte. Sandn führte auf einem Schlitten ein Canoe mit, ahne welches der Uebergang über das reißende Waſſer wohl nicht möglich geweſen wäre. Das Hinübertreiben der Herde gewährte ein eigenthümliches, beledtes Bild. Die Thiere wurben unter Zurufen und mit Hülfe dee Hunde gewaltſam ins Waſſer gejagt, nnd bald ſah man nur noch einen Wald von Geweihen ſchwimmen, der, durch die Strömung fortgeriſſen, mächtig abtrieb. Nach dem Gepäck folgten wir, ſo daß ber Uebergang eine beteächtliche Zeit in Anſpruch nahm, denn das Boot vermochte nur zwei Mann zu fnſſen. Doch wußte es Sanda trat der Heftigkeit der Strömung, nur ſeinen ſtockdicken Leitſtad als Ruder gebranchend, trefflich zu hantiren.

Wir befanden uns nun am rechten Ufee, weit oberhalb der Stelle, wo wir ben Fluß verlaſſen hatten, nnd ſollten der äußerſten ſüdweſtlichen Biegung des mittlern Laufes zuſtreben, nm an einer Stelle (Tſcharnejar, ſchwarzes Hochufer, famojediſch Tübé nadá, d. h. todtes Land, genannt) einzutreffen, wohin wir unſere Ladka vorausgeſchickt hatten. Beide Punkte ſollten kaum 7 bis 10 Werſt von einander entfernt liegen, wie hofften alſo Tſchornejne in wenigen Stunden zu erreichen und dies beledte die Stimmung gur ſehr. Wir ſtiegen fortwährend aufwärts. Kaum hatten wir einen Höhenzng, hinter welchem wir jedesmnl die Schtſchutſchja zu eedlicken hofften, erreicht, ſo zeigte ſich eine Senkung, hinter der ſich wiederum eine neue Höhenreihe erhod. Aber die Landſchaft war ſchön, nnd nur bie Ungeduld, mit der wie dem Fluſſe zuſteebten, und die Ungewißheit in Bezng auf die Entfernung ließ nns dieſelbe nicht nach Gebühr würdigen nnd genießen. Alle Senkungen hatten nämlich zur Rechten und Linken reizende kleine Seen aufzuweiſen mit tief einſchneidenden hohen Lnndzngen, die wie die Ufer mit ſchönen Baumgruppen von Lärchen und Weidengebüſch beſetzt waren. Das Ganze erinnerte an einen herrlichen möglichſt wild gehaltenen, aber von Menſchenhand angelegten Park innerhalb des arktiſchen Gürtels.

Gegen 8 Uhr hatten wir die Höhe des 70 Meter hohen Plateaus erreicht. Die Hügelreihe des Jangana-pai wie die Landſchaft hinter uns war verſchwunden, vor uns lag eine gewaltige Ebene, theilweiſe mit anſcheinend dichtem Walde beſetzt. Zn alleeartig ſtehenben Lärchenreihen glaubten wir den Lauf der Schtſchutſchja zu erkennen, aber ganz in der Ferne über drei Seen weg dezeichnete eine nicht ſchwarze, ſondern hell leuchtende Stelle, anſcheinend ein ſteiles Flußufer, unſer Ziel, Tſchornejar. Wir ſchätzten die Entfernung auf mindeſtens 15 dis 20 Werſt. Noch einmal mußte übernachtet werden; aber ſchon bald nach Mitternacht ging es am 11. Auguſt weiter, jetzt wieder auf den Schlitten. Das kühle Wetter und die Beſchaffenheit des Weges ſind den Ren günſtig; wir können meiſt im Trabe fahren. Zu Fuß wäre die nach vor uns liegenbe Strecke Weges jedenfalls die allermühſamſte geworden. Nachdem wir, von der Höhe herndgekommen, die zur Seite liegenden Wälder paſſirt hatten, welche übrigens keineswegs geſchloſſene waren, ſondern nus ſehr vereinzelten, aber wohl an 30 Fuß hohen Lärchen beſtanden, nahm uns eine auf Moraſt ruhenbe von offenen Sümpfen häufig unterbrochene Tundra auf, beren Weiden- und Birkengeſtrüpp ſn dicht nnd üppig war, daß es faſt bruſthoch reichte. Es führte hier allerdings zum Theil ein ausgehauener Weg durch, aber in bem moraſtigen Untergrund lonnte man verſinken. Verſchiedene Paare Raubmöven unb viele Schneehühner mit ſchönen flugbaren Jungen belebten dieſe Geſtrüppe, und meine Geſährten erlegten eine hübſche Anzahl. Ich bewahrte meine letzten Patronen als Freudenſchüſſe zur Ankunft am Fluſſe reſp. der Ladka auf.

Gegen 4 Uhr hielt ich mit Murtin Dzerwit und dem Zimmermann, der das erſte Biergeſpann lenkte, an dem ſteil ndfallenden Ufer; nach einigem Umherſuchen wurde auch die Ladka mit den zurückgebliebenen Leuten und Vorräthen glücklich gefunben, und eine kurze Zeit der Erhalung begann. Und dieſe Ruhe war uns wahrlich zu gönnen, denn nicht ohne Befriedigung durften wir nuf bie letzten Wochen zurückblicken. Waren wie doch die erſten Deutſchen, unſer „Bismarck“ die erſte Lodka, welche hier einen bisher ſa gut als unbekannten Fluß anfwärts gegangen und in ein wiſſenſchaftlich neues Gebiet eingedrungen wae. Auf unſerer vierzehntägigen Wanderung nach der Podarata hatten wir hinwärts (nach dem Kilametermeſſer des Grafen Waldburg) 70, anf bem Rückwege an 120 Kilameter faſt ausſchließlich zu Fuß zurückgelegt und zwar anf ungebahntem Pfade über die Tundra, und man nuß wiſſen, was dies heißen will. Kannten die wiſſenſchaftlichen Eegebniſſe auch nue unbedeutend ſein, ſa werden die gemachten Sammlungen immerhin einen Beitrag zur Fauna und Flora des nordweſtlichen Aſiens zu liefern im Stande ſein, wir werden manche Nachrichten

über Geologie, Vegetation und die Völkerſchaften geben können. Auch in praktiſcher Hinſicht dürfte unſere Reiſe nicht ganz nutzlos ſein. Wir alle ſind überzeugt, daß das in Petersburg geträumte Project einer Canalanlage zwiſchen Schtſchutſchja und Podarata, um ſo den Ob mit der Kariſchen Bay zu verbinden, ſchon der Terrainſchwierigkeiten halber einfach unausführbar iſt und ein für allemal zu den Todten gelegt werden kann. Man denke allein an die Schwierigkeiten, welche der gefrorene Boden verurſachen müßte. Fanden wir doch hier bei kaum 5 Fuß Tiefe den reinen Sand bereits zu Eis gefroren und das Thermometer zeigte bei $10^1/_2{}^0$ Lufttemperatur und ruhiger Luft nur $^1/_4{}^0$ über Null. Auf der Tundra ſchien uns ein mühſam ausgekratztes Loch bei kaum mehr als Fußtiefe ſchon gefrorenen Boden zu zeigen. Die Ruſſen fanden bei $^1/_2$ Arſchin (etwas mehr als 1 Fuß) ebenfalls gefrorene Erde.

Als wir am Morgen des 12. Auguſt erwachten, lag eine zweite Lodka neben der unſern. Es war die der Orlow'ſchen Expedition, geführt von einem Oſtjak und zwei Koſacken, welche den Auftrag hatten, bis zum 27. Auguſt n. St. hier zu warten, bis wohin die Herren zurück zu ſein hofften. Wir erfuhren durch die Leute, daß die ruſſiſche Expedition unbedeutend höher als wir Halt machen mußte, da Stromſchnellen unüberwindliche Hinderniſſe entgegen ſtellten [1]).“

In den erſten Stunden des 13. Auguſt traten ſie die Thalfahrt an und erreichten bei günſtigem Winde ſchon gegen Abend die Gabelung des Fluſſes, wo ſie am 20. Juli gelagert hatten. Die von ihnen damals errichteten Pfähle zum Meſſen des Waſſers zeigten, daß der Fluß ſeitdem mindeſtens drei Fuß gefallen war; große Sandbänke hatten ſich gebildet, und Flußarme waren zu todten Waſſern geworden oder theilweiſe ganz trockengelegt. Sie gingen diesmal den rechten Arm, oſtjakiſch Sort jochan jochert, ſamajediniſch Pereja janderiti genannt, hinab, welcher, obwohl der ſchwächere, der nähere Weg iſt. Die Uferdickichte, jetzt ſchon baumartige Weiden und Erlen, hier und da mit ſtattlichen hohen Lärchen untermiſcht, bergen ein reicheres Thierleben. Zahlreiche Reiher und Bachſtelzen beleben den Strand; in den Dickichten finden ſich der Zwergammer (Emberiza pusilla), der Weidenlaubvogel (Phyllopneuste trochilus) wieder, Nebelkrähen und Elſtern laſſen ſich ſehen. Sie alle führen flügge, vermauſerte Junge, und nur Enten und Schwanenmütter ſind noch ängſtlich um ihre Dunenjungen beſorgt. Mit dem Sonnenſchein des 14. Auguſt haben ſich auch Mücken wieder eingeſtellt, allerdings minder in Zahl, aber um ſo zudringlicher und ungeſtümer.

Am Vormittage des 15. erreichten ſie Haljatur, die erſte ruſſiſche Fiſchereiniederlaſſung am kleinen Ob, wo ſie das erſte Mal am 17. Juli geweſen waren. In Pratotſchka, der zweiten Niederlaſſung, wurde übernachtet; dort wie überall wurden ſie mit großer Gaſtfreundſchaft und Zuvorkommenheit aufgenommen und mit friſchem Brot, Milch und einem Ueberfluß an Fiſchen beſchenkt. Am Nachmittage des 18. mußten ſie wegen heftigen Gegenwindes an dem Platze Jotlach, welcher aus zwei ruſſiſchen Niederlaſſungen und mehreren Dſchums beſteht, liegen bleiben und wurden von dem oſtjakiſchen Starſchina (Gemeindeälteſten) Jorka Mamrun begrüßt. Es gelang Dr. Finſch, von dieſem verſtändigen Manne, der aus fürſtlichem Geblüte und nach Heide war, Nachrichten über ſein Volk einzuziehen. „Unbekannt mit Leſen, Schreiben und der ruſſiſchen Sprache, begriff er, als offener Kopf, die Zwecke unſerer Reiſe vollkommen, und theilte uns nicht allein über Sitten und Gebräuche Alles mit, was er wußte, ſondern hielt auch in Glaubensſachen nicht zurück. Nach dem oft erlogenen und halbblödſinnigen Geſchwätz, welches wir bisher meiſt von Ruſſen und anderen gehört hatten, konnte uns dies nur äußerſt erwünſcht ſein. So ſchwer es auch iſt, von einem allerdings begabten Volke, welches aber die gewöhnlichſten Dinge nicht kennt, z. B. kein Jahr, noch Monate aber Tage zu unterſcheiden verſteht, nach dazu durch die Uebertragung zweier Dolmetſcher haarſcharfe Antworten zu erhalten, ſo viel wurde uns Allen klar, daß Oſtjaken und Samojeden im großen Ganzen Monotheiſten ſind, ſo gut wie wir. Sie glauben in erſter Linie an einen guten Geiſt, Dort genannt, dem ſie allerdings weder Allmacht, Allwiſſenheit, Allgüte, wie wir unſerm Gotte, zuſchreiben, von dem ſie aber auch viel weniger, nicht Alles verlangen, wie die Chriſten. Dort iſt ein guter Geiſt, der den Menſchen überall zu helfen bemüht iſt, und ſie opfern ihm deshalb Gaben; aber er kann nicht immer retten. So iſt er z. B. gegenüber der jetzt herrſchenden Reuſeuche machtlos. Aber ſie iſt keine Strafe von ihm, um die Bosheit der Menſchen zu züchtigen. Die kleinen Götzenbilder, von den Ruſſen Scheitans (dem arabiſch-türkiſch-kirgiſiſchen Scheïta, Teufel, entnommen) genannt, ſollen meiſt das Bild des großen Dort darſtellen, der, ſofern noch andere beſondere Götter ins Spiel kommen, doch das oberſte Regiment führt. Daß neben dem guten Geiſte und ſeinen ihm untergebenen auch böſe exiſtiren, die dem Menſchen und ſeinen Werken zu ſchaden im Stande ſind, iſt eine nothwendige Conſequenz, welche man den guten Naturkindern nicht übel nehmen wird.

Nach unſerer kurzen Erfahrung wurde uns klar, daß der getaufte und ungetaufte Oſtjak oder Samojede ſich nur durch Aeußerlichkeiten und Formen unterſcheiden. Der Ungetaufte trägt kein Kreuz am Halſe, ſchlägt kein Kreuz, führt keinen Namen eines Heiligen und hat einen „Scheitan“ im Dſchum, der oft kaum ſchlechter und roher hergeſtellt iſt, als der „Obras“ (Heiligenbild) im Dſchum des Getauften. Er opfert dieſem Bildniſſe Felle, Lappen und andere Dinge, während ſein chriſtlicher Stammesgenoſſe ein Licht vor das ſeine hinſtellt oder es mit Weihrauchdunſt anſchwärzt. Das von den Oſtjaken an ihrem großen ſiebentägigen Herbſtfeſte „Labatchatel jemungchatel ladet chatel“ zu Ehren Dorts verbrannte Pud Fiſchöl ſcheint mir in der Bedeutung eben ſo viel werth, als die Centner Wachs und Weihrauch, welche an chriſtlichen Feſten in die Luft wirbeln. Die moſaiſchen Gebote kennen die ungetauften Oſtjaken ebenfalls; ſie verabſcheuen Mord, Diebſtahl, Ehebruch und alle Todſünden, ſind alſo moraliſche Menſchen, und das iſt jedenfalls ehrendes Zeugniß genug. Mamrun blieb bis ſpät in die Nacht bei uns, und war unverdroſſen im Beantworten unſerer Fragen über Schamanen, an die er ſelbſt nicht glaubte, über den Lauf der Geſtirne, der ihm nicht gänzlich unbekannt war, und tauſend andere Dinge, aber wir mußten endlich aufhören. Da der Wind nachgelaſſen hatte, ſo konnten wir frühzeitig (19. Auguſt) aufbrechen und legten ſchon nach wenigen Stunden bei Wespogl oder Wespugl, einer Niederlaſſung

[1]) Die Herren Waſiljew, Orlow und Matwejew waren mit 7 bis 8 Rentierſchlitten am 4. Auguſt nach der Podarata aufgebrochen und hatten ſie an dem fernſten Punkte der Bremer Reiſenden erreicht. Waſiljew ging mit einem Koſacken in zwei zuſammengebundenen kleinen Booten den Fluß etwa 17 Werſt weit hinab, gelangte aber wegen heftigen Windes und ſehr ſchlechten Wetters (Schnee und Regen) nicht bis ins Meer, welches ſehr ſeicht ſein ſoll. Auf demſelben Wege etwa kehrten ſie zu der durch den anhaltenden Regen im Gebirge ſehr geſtiegenen Schtſchutſchja zurück, fuhren auf derſelben ohne Schwierigkeiten zu Thal und langten am 31. Auguſt wieder wohlbehalten in Obdorsk an.

Auch Capitän Wiggins (ſ. „Globus“ XXX, S. 128) beſuchte im vorigen Jahre die Podarata-Bucht von der See aus, fand dort einen guten Hafen und verweilte daſelbſt mehrere Wochen. — Die Dahl'ſche Expedition (ſ. oben S. 72) ſcheint wegen ihrer mangelhaften Ausrüſtung und ſchlechten Mannſchaft ziemlich Fiasco gemacht und wenig erreicht zu haben.

am linken Ufer des großen Ob, gegenüber Kniäski-Jurti, an. Es war uns gesagt worden, daß sich dort ein „balschoi Scheitan“, großes Götzenbild, finden sollte, und bald kam Dr. Brehm mit der Nachricht zurück, daß er es gefunden habe. Kaum hundert Schritt in dem die Niederlassung umgebenden aus schlanken Weiden bestehenden Wäldchen befand sich ein ganzer Götzenhain. An einem schlanken Stamme war ein mumienartiges langes Bündel in rothem Zeuge mit Bändern umwickelt befestigt, über diesem vier metallene Spielteller; zwei davon, anscheinend sinanische Arbeit, mit roh getriebenen Figuren, von Jäger, Hund, Wolf, in der Mitte ein Ren, darunter die Jahreszahl 1832; die zwei anderen europäische Arbeiten mit den Bildern von Victoria und Albert und Oscar und Josephine, um den Rand das Alphabet. Neben diesem wunderlich geschmückten Stamme waren andere mit Säbeln, Gläsern, Säcken, Alles in Lappen eingebunden, verziert. Vor diesem anscheinend wichtigsten Theile des Hains standen an ein Gerüst gelehnt wohl 80 aus Baumstämmen gefertigte Götzenbilder, oft bis 4 Fuß und darüber lang, und am Kopfe mit einem rohgeschnitzten menschlichen Gesichte versehen. Manche waren zum Theil noch mit der Rinde bekleidet und viele schienen sehr lange hier gestanden zu haben, denn sie versaulten bereits. Ich ließ Agram, einen unserer ostjakischen Ruderer, rufen, um von ihm an Ort und Stelle Aufklärung zu erhalten, wozu er ohne Zögern bereit war. Das mumienartige Bündel enthielt Opfergaben, dem großen „da oben thronenden“ Geiste Dort dargebracht, und auch die Säbel, ja die Götzenbilder selbst stellten solche vor, eine weitere Bedeutung hatten sie nicht. Es gelang mir daher nicht ohne zwiel Schwierigkeiten, die Eingebarenen zu überreden, daß sie mir vier der schönsten Exemplare schenkten und zwar ohne ein Entgelt an Schnaps. Hätte ich solchen besessen, ich hätte wahrscheinlich das ganze Götzenlager auf dem Halse gehabt und wäre in große Verlegenheit wegen des Transports gekommen, denn unsere zwei kleinen Boote würden nicht ausgereicht haben. Ein verschmitzter russischer Junge erzählte uns, daß das Gesehene übrigens nicht die Hauptsache sei. Das Innere des Waldes berge noch den eigentlichen Schatz, zu dem aber ein wahrer Irrpfad führe und den wir ohne Führer weder hin- noch zurückfinden würden. Er kannte die Stelle wohl, war aber selbst durch einen Rubel nicht zu bestechen, uns dieselbe zu zeigen, so sehr fürchtete er sich vor den in Aussicht stehenden Hieben. Wir mußten also ohne den Anblick dieses großen Götterschatzes von dem lieblich gelegenen Wespugl scheiden, waren aber nicht unzufrieden; nahmen wir doch, außer werthvollen Notizen, vier wirkliche kleine Götzen mit weg und zwar in ehrlicher Weise, denn anders als so würde es uns wohl überhaupt nicht möglich gewesen sein, sie zu erlangen. Um 2 Uhr gingen wir mit der Ladka weiter, auf der eine fröhliche Stimmung herrschte; brachte uns doch jeder Ruderschlag Obdorsk näher, wo die Mehrzahl unserer Leute Frau und Kinder überraschen konnte. Um 6½ Uhr begrüßten uns die Thürme des Städtchens zum zweiten Male; diesmal nicht in der Klarheit der Sommerhelle des arktischen Kreises, trübe Wolken hingen in der Luft, welche grell gegen den vom Untergange der Sonne magisch beleuchteten Ural abstachen. Fröhlich und unter heiteren Liedern legten sich unsere Ruderer in die Riemen; bald bogen wir in den Polui ein, dessen Einmündung in den Ob wir auch diesmal nicht zu unterscheiden vermochten, und um 9 Uhr legten wir nach nur 34tägiger Abwesenheit an dem wohlbekannten Strande vor Anker.“

(Die später eingegangenen Berichte des längst wieder in der Heimath befindlichen Dr. Finsch [aus Samarowa vom 29. September, aus Perm vom 20. und vom Bord des Kama-Dampfers vom 23. October] schildern die Rückfahrt bis zum östlichen Endpunkt der russischen Eisenbahnen, Nischni Nowgorod.)

Aus allen Erdtheilen.

Aberglaube bei den österreichischen Serben.

Kitzelt jemanden die Nase, so bedeutet das, daß er sich ärgern wird. Kitzel auf der linken flachen Hand (slav. dlan) bedeutet, daß man Geld bekammen wird, Kitzel auf der rechten, daß man es ausgeben wird. Kitzel auf der Sohle bedeutet eine Reise. Sauft jemandem das Ohr, so sagt man, daß er eine Nachricht erhalten wird und zwar von jener Seite, auf welcher ihm das Ohr gesaust hat. Erräth sein Nachbar, welches Ohr ihm saust, so wird die Nachricht, die er erhält, wahr sein. Kitzelt jemandem das linke Auge, so wird er sich freuen; Kitzel am rechten Auge aber bedeutet, daß der Betreffende weinen wird. Wer sich am Tage vor dem Weihnachtsabend schlägt, der wird Geschwüre bekommen.

Damit die Geburt beim Vieh leichter von Statten geht, wird das Mutterthier mit einer Weidenruthe geschlagen, die am Palmsonntag aus der Kirche nach Hause gebracht und hinter ein Heiligenbild gestellt wurde. Einige stellen diese Weidenruthe oben auf das Dach, damit der Blitz nicht in das Haus einschlage.

Der Sklavenhandel im obern Nilgebiet.

Unter den menschenfreundlichen Bestrebungen, welche der soeben unter der hochherzigen Initiative des Königs der Belgier gegründete internationale Verein zur Erschließung Afrikas auf seine Fahne geschrieben hat, erscheint mit Recht auch an hervorragender Stelle die Unterdrückung des Sklavenhandels. In einem solchen Zeitmoment berührt es um so schmerzlicher, das scheußliche Gewerbe in einem Gebiet, wo man es bereits für größtentheils vernichtet halten durfte, wieder aufblühen zu sehen. Die Berichte europäischer Reisender von 1870 und den nächstfolgenden Jahren melden von energischen Bestrebungen der ägyptischen Behörden, den Sklavenhandel auf dem Weißen Nil zu unterdrücken. Sir S. Baker's große Expedition hatte hauptsächlich sich die Zerstörung des Negerhandels zum Ziel gesetzt, und glaubte der Reisende dasselbe auch erreicht zu haben. Durch Verlegung des Wasserweges wurde der Export der lebenden Waare allerdings in früher unerhörtem Maßstabe auf die Straße nach Dar For geleitet.

Mit der Eroberung dieses Reiches, das so lange eine Zwingburg der Barbarei gewesen, glaubte man der Sache der Menschlichkeit auch hier den Sieg gesichert. Die übereinstimmenden Berichte der neuesten Reisenden zeigen leider, daß man auch hier wieder den Einfluß der löblichen Intentionen der ägyptischen Regierung auf die Behörden in entfernten Provinzen, die in den europäischen Humanitätsbestrebungen nur lästige Chicanen und Eingriffe in wohlerworbene Rechte erblicken, zu hoch veranschlagt hatte. Bekanntlich ist die Prügelstrafe in Aegypten gesetzlich abgeschafft; trotzdem

Digitized by Google

braucht man ſich nicht weit von der Hauptſtadt zu entfernen, um die landesübliche Baſtonnade auf die Fußſohlen officiell anordnen und vollziehen zu ſehen oder wenigſtens zu hören; denn bei Annäherung eines anſtändig gekleideten Europäers pflegt man aus einem Reſt von Schamgefühl mit der Mißhandlung inne zu halten. In entfernteren Provinzen legt man ſich indeß auch hierin keinen Zwang auf. Genau ebenſo ſteht es mit den Maßregeln zur Verhinderung des Sklavenhandels, in dem nicht nur der Mohammedaner kein Unrecht erblicken kann, ſondern der auch bei den Negern ſelbſt eine ſeit undenklichen Zeiten beſtehende Inſtitution darſtellt. Allerdings ſteht der Negerhandel nirgends in höherer Blüthe, als da, wo die vordringende Handels- oder kriegeriſche Bewegung (beide pflegen dort Hand in Hand zu gehen) den Muſelman in Berührung mit noch unerſchloſſenen Gebieten ſchwarzer Bevölkerung bringt. In Chartum wundert man ſich, daß jetzt gar kein Kupfer und keine Glasperlen mehr, wie ehedem, zum Eintauſch des Elfenbeins den Fluß hinauf gehen, und daß trotzdem letzterer Artikel in ſo großen Quantitäten herabkammt. Das Räthſel löſt ſich, wenn wir erfahren, daß das Elfenbein mit geraubten Rindern und mehr noch Sklaven bezahlt wird. Letztere werden von allen Häuptlingen, oft aus zweiter und dritter Hand eingetauſcht, auf Lager gehalten und oft auch an die arabiſchen Händler von der Oſtküſte abgeſetzt, welche letzteren ſich auch ohne Annahme von Elfenbein für ihre Waare bezahlt machen können.

So hat die Erſchließung der Handelswege nach Oſten und Norden die traurige Folge gehabt, daß alle eingeborenen Stämme Sklaven begehren und an Zahlungſtatt annehmen. Wir conſtatiren ausdrücklich, daß dieſer ſchändliche Verkehr unter den Augen der ägyptiſchen Behörden ſtattfindet, und berufen uns dafür auf das Zeugniß des leider ſo früh verſtorbenen L. Lucas, dem man wohl auch als unwillkommenen Zeugen der von ihm verabſcheuten „atrocities“ nach Kräften Hinderniſſe in den Weg gelegt haben mag.

* * *

— Die Marmorbrüche auf der Inſel Paros waren bisher von dem modernen Griechenland weniger ausgebeutet worden, als von dem alten, welches viele ſeiner bedeutendſten Sculpturen aus demſelben fertigte. Seit den vierziger Jahren war zwar in den Brüchen am Eliasberge wieder gearbeitet worden; doch war dies nur mit geringen Mitteln und in geringer Ausdehnung geſchehen. Wie jetzt aus Athen berichtet wird, hat ſich eine Geſellſchaft von Griechen und Engländern gebildet, welche den Betrieb der großen Marmorbrüche übernehmen und in rationeller Weiſe führen wird. Die Brüche ſollen durch einen Schienenweg mit dem Hafen verbunden werden, wobei eine aus dem Alterthume ſtammende Straße großentheils neue Benutzung finden wird.

— In der Geographiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg hielt am 20. December der Ingenieur Muſchketaw einen Vortrag über den Thian-ſchan, welches Gebirge der Redner durch zweijährigen Aufenthalt daſelbſt genau kennen gelernt hatte. Die intereſſante Frage, ob der Thianſchan, wie die Chineſen und nach ihnen Humboldt und andere Forſcher annahmen, ausgebreitete Herde vulcaniſcher Thätigkeit enthalte, glaubte der Redner entſchieden verneinen zu können. Nach ſeinen Beobachtungen laſſen ſich die vermeintlichen vulcaniſchen Erſcheinungen des Gebirges auf brennende Kohlenlager zurückführen, die in jenem Berggebiete vielfach auftreten. Nur über die vulcaniſchen Eigenſchaften des Peſchan am Südabhange des Thianſchan bleibt noch nähere Aufklärung abzuwarten [1]). Die Frage, ob eine frühere Eiszeit ähnlicher Art wie in Nordeuropa durch ausreichende Spuren im Thian-ſchan nachzuweiſen ſei, kann nach Herrn Muſchketaw's Ausführungen noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Auch der Vicepräſident der Geographiſchen Geſellſchaft, Herr Semjanow, ſprach die Anſicht aus, daß weitere Unterſuchungen nöthig ſeien, um die Frage ihrer Löſung entgegenzuführen. — Die neueſte ruſſiſche Expedition nach dem Alai-Gebirge bringt reiche naturwiſſenſchaftliche Schätze heim. Die höchſten von der Expedition gemeſſenen Punkte des Alai ſind 15,500 und 14,500 Fuß hoch. Die Aufnahmen des Oberſten Lebedew umfaſſen 3700 Quadratwerſt.

— Herr Paſjakaw, Conſervator am Petersburger Muſeum, welcher im vorigen Jahre im Auftrage der ruſſiſchen Akademie den Ob und den Irtyſch behufs ichthyologiſcher Forſchungen bereiſte, theilt folgende Einzelheiten mit, welche das bekannte Baer'ſche Geſetz über die Ablenkung nordſüdlich oder ſüdnördlich fließender Ströme beſtätigen. Der Irtyſch, deſſen Bett in lockeres Depoſitum eingeſchnitten iſt, unterwühlt beſtändig ſein rechtes Ufer, da er, auf der nördlichen Hemiſphäre von Süden nach Norden fließend, aus Gebieten von ſchnellerer Erddrehung in ſolche von geringerer Drehung gelangt und ſo der in höheren Breiten herrſchenden Erdbewegung voraneilen, d. h. nach Oſten oder rechts hin abgelenkt werden muß. In jedem Frühling wird dergeſtalt ein Uferſtreifen von 30 bis 50 Fuß Breite vom Waſſer zerſtört, und mitunter fällt plötzlich ſelbſt eine Erdmaſſe von 70 bis 140 Fuß Breite und über 400 Fuß Länge in den Strom. Dadurch wird der Lauf deſſelben für kurze Zeit geſtaut und ſtromauf und ſtromab fluthet eine mächtige Wage, welche auf mehrere Meilen hin die an der Arbeit befindlichen Fiſcherboote zerſtört. Hinterdrein finden ſich am Strande große Mengen todter Fiſche, welche in dem ſchlammigen Waſſer erſtickten. Da dieſe Zerſtörung des rechten Ufers ſtetig fortſchreitet, ſo rücken gleichzeitig auch die Ortſchaften langſam mit gegen Oſten, und Demiansk z. B. iſt in den letzten 240 Jahren etwa eine engl. Meile weit fortgewandert. Am linken Ufer dehnt ſich flaches, mit Tümpeln und Sümpfen bedecktes Land, das alljährlich überſchwemmt wird, aus, während das rechte Ufer bis zu einer Höhe von 70 bis 150 Fuß ſteil anſteigt. Dieſelben Erſcheinungen finden ſich am Ob, wo die Berge von Bielogarje, etwas unterhalb der Einmündung des Irtyſch, den Hauptflußlauf jetzt zur Rechten haben, während er früher links von ihnen lag, und jetzt dort nur noch ein Nebenarm fließt. Solche alten Strombette bilden auf dem linken flachen Ufer des Ob eine Reihe langgeſtreckter Teiche und Canäle, welche mit dem Hauptſtromlaufe durch ein wirres Netz kleinerer Waſſeradern in Verbindung ſtehen.

— Prſchewalski verließ bekanntlich (ſ. Globus XXX, S. 288) am 11. Auguſt 1876 Kuldſcha, um zunächſt in langſamen Märſchen, damit er den Charakter des Thian-ſchan beſſer ſtudiren und mit den Gebirgen von Kan-ſu vergleichen könnte, Karaſchar in Oſtturkeſtan zu erreichen. Eine zweite Nachricht von ihm vom 25. October lief per Telegramm über Wjernaje an die Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft ein; ſie lautet: „Nachdem ich am 14. October den Thian-ſchan überſchritten, befinde ich mich 15 Werſt von Karaſchar. Unterwegs keine Bevölkerung getroffen. Abſolute Höhe des Juldus-Plateaus etwa 7000'. N. Prſchewalski.“

[1]) Ueber die unanfechtbare Auffindung eines erloſchenen Vulcans am Südabhange des Thian-ſchan durch den verſtorbenen Dr. F. Stoliczka ſ. „Globus“ XXVI, S. 220. Red.

Inhalt: Eine Reiſe in Griechenland. (Nach dem Franzöſiſchen des Hrn. Henri Belle.) V. (Mit fünf Abbildungen. Fortſetzung in einer ſpätern Nummer.) — Petitot über die Eskimos am Mackenzie und Anderſon. (Mit einer Abbildung.) — A. Zehme: Aus und über Arabien. II. — Schluß von Dr. Finſch's Forſchungsreiſe nach Weſtſibirien. IV. — Aus allen Erdtheilen: Abergtaube bei den öſterreichiſchen Serben. — Der Sklavenhandel am obern Nilgebiet. — Verſchiedenes. — (Schluß der Redaction 20. Januar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

I[1]).

Der kaiserliche Palast in Peking.

Wenn heute Jemand von dem chinesischen Kaiser und seinem Palaste erzählt, so vermag er das Meiste nur aus Hörensagen vorzubringen; von eigenem Schauen ist da selten die Rede. Denn beide Dinge, Kaiser wie Palast, sind mit wenigen Ausnahmen gleich unzugänglich. Die erste dieser Ausnahmen in neuerer Zeit ereignete sich am 29. Juni 1873, und seitdem sind es im Ganzen dreizehn Personen, ausschließlich Gesandte mit ihren Dolmetschern, gewesen, denen es vergönnt war, dem Sohne des Himmels ein oder zwei Male auf die Dauer von fünf bis sieben Minuten gegenüberzustehen. Alles im Allem gerechnet hat der chinesische Hof seit den fünfzehn, sechszehn Jahren, seit welchen er zu den auswärtigen Mächten regelmäßige Beziehungen unterhält, für die Vertreter derselben noch keine volle Stunde von seiner kostbaren Zeit erübrigen können. Ebenso unnahbar ist der Palast, welchen ein einziger Mann, der Kaiser, mit einer derartigen Menge von Frauen bewohnt, daß zu ihrer Bewachung fünf bis sechs Tausend Eunuchen erforderlich scheinen. Was man deshalb von dem Innern dieses Heiligthums weiß, sind lediglich Erkundigungen und Nachrichten, welche man einzelnen Verschnittenen verdankt. Wie schon früher erwähnt wurde, liegt in der Mitte der Mandschu- oder Tatarenstadt, der nördlichen Hälfte Pekings, die sogenannte „gelbe“ oder „kaiserliche Stadt“, welche ihrerseits wieder die unnahbare „verbotene Stadt“, d. h. den kaiserlichen Palast (besser gesagt, die Paläste), umschließt. Derselbe hat sein Hauptthor, das „der großen Reinheit“, im Süden dem Thore Tsien-men (s. Band XXX, S. 179) gegenüber; nur vor dem Herrscher oder den Kaiserinnen öffnen sich seine drei Flügelthore. Davor liegt ein großer mit Ziegeln gepflasterter und von einer Pallisadenmauer umgebener Platz, auf welchem rechts und links (westlich und östlich) zwei lange Gebäude stehen, welche einst verschiedenen amtlichen Zwecken dienten und jetzt in Läden umgewandelt sind.

Einst machte die gelbe Stadt gleichfalls einen Theil des Palastviertels aus und wurde nur von kaiserlichen Beamten und von Hofbehörden bewohnt, in Folge dessen die dortigen Häuser sich durch Schönheit und besonders durch monumentalere Thore auszeichnen. Aber schon die vorletzte Dynastie gab diesen Stadttheil dem öffentlichen Verkehre frei und behielt sich nur im Süden einen Theil davon zu einem mächtigen Hofe vor, zu welchem man eben durch das „Thor der großen Reinheit“ gelangt. Diesen Hof umgiebt im Süden, Osten und Westen dieselbe Art Mauer, wie sie die gelbe Stadt besitzt: aus Ziegeln erbaut, mit rothem Bewurfe und oben mit gelb emaillirten Fayenceziegeln gedeckt. Nördlich von diesem Hofe läuft der Wassergraben, welcher im Nordwesten der Stadt bei dem bekannten Sommerpalaste entspringt und einerseits die Stadtgräben rings um Peking füllt, andererseits die ganze Mandschu-, die gelbe und kaiserliche Stadt durchzieht, indem er sich mehrfach zu seeartigen Tei-

[1]) Siehe den Anfang dieser Schilderungen in Bd. XXX, S. 129, 145, 161, 177, 193, 209.

Der Eck und die Mauern des kaiserlichen Palastes in Peking. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

chen erweitert. Sieben Marmorbrücken, die „Brücken der Goldenen Woge", führen über diesen Theil des Grabens, und zwar entsprechen fünf davon ebensoviel Eingängen eines kolossalen Thores, welches ein großer zweistöckiger Pavillon überragt. Dieses Thor (Tien-ngon-men oder Thor der himmlischen Ruhe) führt in einen zweiten Hof, den nördlich ein gleiches Thor, das „des Ursprungs", abschließt, während sich zur Rechten und Linken (d. h. östlich und westlich) je ein großer Tempel inmitten von Gartenanlagen erhebt. Der östliche ist den Vorfahren der jetzigen Dynastie geweiht und mißt nicht weniger als 972 Meter im Umfang; es ist ein wahrer Palast mit mehreren großen, reich bemalten und vergoldeten Sälen, deren einer die nach Süden gerichteten Tafeln birgt, auf denen in Goldschrift die Namen und die noch dem Tode verliehenen Titel der verstorbenen Kaiser und Kaiserinnen bis hinauf zu dem Urgroßvater des Herrschers prangen. Die Tafeln der weiter zurückreichenden Grade sind bei Seite gestellt. Der Tempel hat zwei Seitenflügel; im östlichen wird den Prinzen geopfert, im westlichen den um den Staat verdienten Leuten. Zu diesen bei Tagesanbruch stattfindenden Opfern werden die Prinzen und hohen Würdenträger eingeladen. Ist das Opfer vollendet, so müssen die Anwesenden vom Opfermahle, das aus gekochtem Specke besteht, essen, so unangenehm auch diese Speise so früh am Morgen ist. Wehe demjenigen, welcher da nicht ordentlich zulangt; denn daraus würde der Kaiser schließen, daß der Betreffende kein gutes Gewissen hat, während er die starken Esser lobt und belohnt. — Findet bei Hofe ein er-

Moschee der rothmützigen Mohammedaner beim Pekinger Palaste. (Nach einer Photographie.)

freuliches Ereigniß, wie eine Geburt oder eine Hochzeit, statt, so beauftragt der Kaiser einen hohen Beamten, dasselbe in diesem Tempel Himmel und Erde anzuzeigen; und zwar geschieht dies von dem Pavillon des Thores der himmlischen Ruhe herab. Von herzuströmendem Volke ist dabei keine Rede; man stellt nur der Form halber eine Deputation aller Stände zusammen, welche auf dem Vorplatze niederkniet. In einem Fenster jenes Pavillons steht ein goldener Phönix mit ausgebreiteten Flügeln; von seinem Schnabel hängt an Fäden von fünf verschiedenen Farben eine silberne Wolke herab, welche den Papierstreifen mit der kaiserlichen Kundmachung trägt. Ein hoher Beamter wirft sich auf die Knie, empfängt die himmlische Botschaft und liest sie der Versammlung unten vor, welche auf Commando sich verbeugt und niederwirft. Darauf wandert die Kundmachung in das Ministerium für den Ritus und weiter in das Archiv.

Dem oben beschriebenen Tempel steht westlich ein noch größerer von 2680 Fuß Umfang gegenüber, welcher den Erd- und Himmelsgeistern Sche und Tsi geweiht ist. Er umschließt einen Altar, der aus zwei über einander liegenden Marmorquadern von je 5 Fuß Höhe gebildet wird. Der Fußboden ringsherum besteht aus gestampfter Erde von fünf verschiedenen Farben, wodurch symbolisch die verschiedenen Himmelsrichtungen angedeutet werden. Ebenso ist die innere Umfassungsmauer mit Ziegeln von fünf verschiedenen Farben bekleidet: Grün zeigt den Westen an, Weiß den Osten, Schwarz den Norden, Roth den Süden und Gelb den Mittelpunkt der Welt. Alles bisher Beschriebene nimmt kaum den

dritten Theil der „verbotenen Stadt“ ein, trotzdem wir uns noch gar nicht im eigentlichen Palaſte befinden, ſondern erſt an dem Thore des Urſprungs, durch welches wieder fünf Durchgänge führen. Nun folgt von Süden nach Norden (dieſelbe Richtung, welche wir in der Beſchreibung inne gehalten haben) eine Reihe von neun Höfen, deren jeder im Durchſchnitte ſo groß iſt, wie der im Louvre zu Paris. Sie ſind mit Ziegeln gepflaſtert, haben in der Mitte einen ſteinernen Gang, den nur der Kaiſer betreten darf, und bilden mit den ſie einſchließenden Gebäuden das Centrum oder

Flickſchuſter. (Nach einer Photographie.)

die Mittellinie der Palaſtſtadt. Damit laufen öſtlich und weſtlich zwei andere Reihen von Höfen und Gebäuden parallel, wo die Kaiſerinnen, die Nebenfrauen, die Dienerinnen und Eunuchen wohnen. Nördlich von der Mittellinie des Palaſtes liegt der weithin ſichtbare ſogenannte Kohlenberg (Mei-ſchan) mit ſeinen buntfarbigen, in der Sonne glitzernden Kiosken. Weſtlich von dem ganzen Gebäudecomplexe des Palaſtes dehnt ſich der ſchon erwähnte See aus, über welchen eine ſchöne Marmorbrücke führt, und deſſen Ufer von grünen Büſchen und Anlagen, von Luſthäuſern,

Fruchthändler. (Nach einer Photographie.)

Pagoden und anderm Palaſtzubehör bedeckt ſind. In einem dieſer Gebäude, Tſe kwong-ko (Pavillon des purpurnen Glanzes), empfing der Kaiſer zum erſten Male das diplomatiſche Corps, wie auch für gewöhnlich die Geſandten der Vaſallenſtaaten.

Eines der prächtigſten Gebäude in dem ganzen Complexe iſt der „Palaſt der höchſten Eintracht“, der für wichtige Feierlichkeiten und Staatsactionen beſtimmt iſt. Sein Fundament allein iſt zwanzig Fuß hoch, das ganze Gebäude hundert und zehn; auf der Längsſeite hat es elf, der Breite

nach fünf Säulenweiten. Weiße Marmorgeländer umgeben die große Terraſſe, welche vor dem Audienzſaale liegt. Hinauf führen fünf Treppen, jede in drei doppelten Abſätzen, auf denen achtzehn Dreifüße, zwei große Schildkrötenſchalen und zwei Ibis, alles von Bronze und zum Verbrennen von Weihrauch beſtimmt, ſowie zwei Quadranten ſtehen, die auf bronzenen Drachen ruhen. Dort iſt auch der Platz, wo die Militär- und Civilbeamten die Ceremonie des Kniebeugens verrichten, zu welchem Behufe eine Art bronzener Piedeſtale in Form von kleinen Hügeln reihenweiſe angebracht iſt, auf welchem man den Rang des Betreffenden (es ſind im Ganzen neun Rangſtufen) eingegraben hat. Oeſtlich von dem kaiſerlichen Pfade in der Mitte iſt der Platz für die Civilbeamten, weſtlich davon für die Kriegsmandarinen, und jede ſolche Reihe hat Raum für zehn Perſonen. Dort empfing im achtzehnten Jahrhunderte Kaiſer Kang-hi die Geſandtſchaften des Weſtens. Dort ließ auch in neuerer Zeit Kaiſer Tao-kwang einen mohammedaniſchen Fürſten, welcher Dſungarien vom chineſiſchen Joche zu befreien verſucht hatte, martervoll hinrichten. Milder und menſchlicher hatte ſich im achtzehnten Jahrhundert Kaiſer Kien-long bei der Eroberung deſſelben Landes benommen. Denn er wies der gefangenen Herrſcherfamilie nebſt ihrem zahlreichen Gefolge ein eigens erbautes Quartier weſtlich vom Palaſte an und ließ ihr ſogar auf die Bitte einer der mohammedaniſchen Prinzeſſinnen, die er zu ſeiner Favoritin erhoben hatte, eine ſehr ſchöne Moſchee errichten, welche noch heute vorhanden iſt, aber ſchon längſt nicht mehr benutzt wird. Auf einer Marmorſäule iſt dort in chineſiſchen, tatariſchen und türkiſchen (dſchagataiſchen) Schriftzeichen ein von Kien-long verfaßtes Lob des

Verkäufer von Süßigkeiten. (Nach einer Photographie.)

Spielwaarenhändler. (Nach einer Photographie.)

Islam eingegraben, und auf den marmornen Thürbogen ſtehen Koranverſe. Dieſer ſogenannten „Moſchee der rothmützigen Mohammedaner“ gegenüber erhebt ſich auf der Umfaſſungsmauer des Palaſtes ein reizender Kiosk, von wo jene Prinzeſſin den in der Moſchee geſprochenen Gebeten anwohnen konnte.

Weiter gegen Norden liegt der Palaſt der mittlern Eintracht, wo die genealogiſchen Tafeln der kaiſerlichen Familie aufbewahrt werden, und wo der Kaiſer mitunter die geſchriebenen Opfergebete, das Getreide und die Geräthe für die von ihm zu vollbringende Ceremonie des Pflügens inſpicirt. Dann folgt der Palaſt der ſchützenden Eintracht, dann ein geräumiger Hof, aus welchem eine Treppe von 25 Marmorſtufen auf eine Platform führt. Darauf ſtehen drei Gebäude, deren mittelſtes, ein viereckiger Pavillon, auf dem Dache eine vergoldete Kugel trägt. Darin ſteht auf einer ſechs Fuß hohen Bühne der kaiſerliche Thron. Die Bühne bedeckt ein tibetiſcher Teppich, der mit Silber beſetzt iſt und auf Goldgrund Muſter in perſiſchem Stile zeigt; rings um die Bühne herum läuft ein geſchnitztes und vergoldetes Geländer. Hinter dem Throne hängt eine gelbſeidene Tapete herab und zur Seite ſtehen Blumenvaſen und Räucherbecken von émail cloisonné. Ebendaſelbſt werden auch die umfangreichen Inſtrumente des „Orcheſters der Thronterraſſe“ aufbewahrt, welches nur im Palais ſelbſt ſpielt, während ein zweites Orcheſter, das „der Symphonien des Kaiſers Schun“, den Kaiſer begleitet, wenn er den Palaſt verläßt. Letzteres ſpielt Stücke, welche unter Kaiſer Schun 2227

Jahre vor Christi Geburt componirt worden sind. Eine dritte Musikbande, deren Mitglieder, wie die der beiden anderen, Verschnittene sind, ist für die Kaiserinnen bestimmt.

Nördlich von diesem Saale sieht man das Thor, durch welches der Kaiser seine eigentliche Wohnung betritt — alle bisher durchwanderten Gebäude sind nur für feierliche Anlässe bestimmt. Rechts und links von den drei Eintrachtspalästen liegt eine Reihe von Gebäuden, unter denen zuerst östlich der Pavillon des großen Staatsrathes hervorzuheben ist. Letzterer besteht bekanntlich aus vier Mitgliedern und zwei Beigeordneten, zur Hälfte Mandschu, zur Hälfte Chinesen. Täglich gesellt sich zu diesem großen Staatsrathe der aus sechs Personen bestehende Geheime Rath und die sechs Minister der Riten, der Finanzen, des Krieges, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und der persönliche Minister. Prinz Kung (s. Bd. XXX, S. 197) vertritt als Präsident die auswärtigen Angelegenheiten. Schon um vier Uhr Morgens, Sommer wie Winter, versammeln sich diese hohen Beamten in jenem Pavillon, dem Nei-ko, und bringen die dem Kaiser zu unterbreitenden Acten in Ordnung. Letzterer muß stets an der Berathung Theil nehmen, selbst wenn er noch minorenn ist, wie dies bei dem unlängst verstorbenen Kaiser der Fall war. Derselbe saß mit den beiden Kaiserinnen-Wittwen hinter einer feinen Bambuswand, welche ihnen erlaubte zu sehen ohne gesehen zu werden, und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Die Beamten hocken dabei auf Teppichen, den Kopf bloß und den Hut vor sich auf der Erde.

Dieser Theil des Palastes ist übrigens ebenso belebt, wie die früher erwähnten todt und einsam. Auf dem Wege dorthin, welcher durch das östliche Blumenthor führt, drängen sich allerlei Beamte, Leibwachen, Boten und Läufer, die kommen und gehen. Vor dem Thore, auf welchem sich eine große Caserne erhebt, liegt ein Hof, den ein zinnoberroth angestrichenes Holzgitter einfaßt. Von drei Uhr in der Frühe an halten dort die Wagen der höchsten Würdenträger und der Beamten ihres Gefolges, welche von dort an zu Fuße gehen müssen mit Ausnahme weniger hochverdienter Männer, welche kraft eines besondern Decrets die hohe Gunst erhielten, zu Pferde, oder wenn hochbetagt, gar in einer Sänfte oder einem kleinen Wagen von bestimmter Form jenes Thor passiren zu dürfen. Vor demselben wird Markt abgehalten; die wartende Dienerschaar mit ihren Bedürfnissen lockt allerlei Händler herbei, welche von Tagesanbruch an die Luft mit ihrem Geschrei und Ausrufen erfüllen. Da sitzt ein wandernder Flickschuster und näht seine Lederstückchen in Gestalt von Herzen, Kreuzen und dergleichen auf die zerrissenen Schuhe oder bessert das Pferdegeschirr an den Wagen der Staatsräthe aus. Weiterhin schiebt ein Fruchthändler seine einräderige Karre, die mit köstlichen Pfirsichen, mäßig guten Pflaumen und prachtvollen rothen, gelben und weißen Melonen beladen ist. Ein Verkäufer von Süßigkeiten lenkt durch Schläge auf eine Art flacher Trommel die Aufmerksamkeit auf seine getrockneten Aprikosen, eingemachten Aepfel, candirten Früchte, Bonbons u. s. w.; ein anderer schreit kleine, warme Brötchen, zu zwei Sapeken das Stück, aus, während ein Spielsachenhändler mechanisch auf ein kleines kupfernes Gong pauk und seine Wägelchen, Puppen, seidenen Schmetterlinge und dergleichen ausbietet. Alles das schreit und tummelt sich zwischen den an- und abfahrenden Wagen und den sie begleitenden Reitern in dicken Staubwolken herum und bildet den schroffsten Gegensatz zu der Ruhe und Stille auf der andern innern Seite des Thores. Die wachehaltenden Eunuchen scheinen nur eine Weisung zu haben, und zwar die, keinen Unberufenen einpassiren zu lassen, und für alles Uebrige blind zu sein. So sieht man mit Erstaunen, wie die niederen Beamten und Diener ungescheut die rothe Umfassungsmauer des geheiligten Bezirkes aufs Aergste beschmutzen und die unvermeidlichen Bettler sich mit den Händen um den Straßenabfall herumzanken.

Doch zurück zum Palaste. Hinter dem für die Sitzungen des Staatsrathes bestimmten Gebäude liegt der „Pavillon der literarischen Blüthen", wohin sich der Kaiser einmal jährlich begiebt, um die heiligen Bücher auszulegen. Dahinter liegt der Tschuan-schin-tien, wo dem Confucius und andern großen Weisen geopfert wird, und ihm gegenüber die kaiserliche Bibliothek, deren Prachtausgaben jetzt freilich von Eunuchen und Unterbeamten gestohlen und verkauft und durch gewöhnliche Exemplare ersetzt worden sind. Darunter befand sich auch ein wundervolles Exemplar des Se-ku-tsuan-schu, jener riesigen Encyclopädie, welche alle literarischen Schätze aller kaiserlichen Bibliotheken in sich begriff. Sie zählt jetzt 78,738 Bände, ist aber noch unvollendet. Man begann 1773 mit ihrer Bearbeitung und projectirte sie auf 160,000 Bände; auch jetzt noch wird daran gearbeitet, aber so langsam, daß der Fortschritt fast unmerklich ist. Neben den Geistesschätzen ist der Platz für die Leibesübungen des Kaisers, eine Art Hippodrom, wo er reitet und den Bogen spannt. Dort, an der östlichen Mauer, liegt auch das Bureau der kaiserlichen Historiographen und die Wache der dienstthuenden Großen, die Tag und Nacht auf den Beinen sind und deren acht den reisenden Kaiser zu Pferde begleiten. Außer ihnen giebt es noch eine zweite Wache von sechs Prinzen von Geblüt, die abwechselnd je vierundzwanzig Stunden in einem Belvedere an der Nordostecke des Palastes Wache halten.

Diesen Gebäuden gegenüber, auf der Westseite der „verbotenen Stadt", liegt der Wu-ing-tien, wo die Platten zum Bücherdruck aufbewahrt werden oder wurden. Die kupfernen wurden 1840 zu Münzzwecken eingeschmolzen; die hölzernen waren von Ratten und Würmern zerfressen, was den mit der Aufsicht betrauten Personen schlimm hätte bekommen können, wenn nicht, wie das auch ab und zu im Finanzministerium der Fall zu sein pflegt, rechtzeitig ein rettendes Feuer ausgebrochen wäre.

Zum Schlusse sei noch die Schneiderwerkstätte erwähnt, die nicht weit von der Bibliothek entfernt liegt. Dort werden die Gewänder für den Kaiser gefertigt, und das nach einem Schnitte, der bei der Thronbesteigung der Mandschu-Dynastie festgestellt und seitdem nicht geändert worden ist.

Kelten und Galater.

Von J. Mestorf.

Die Keltenfrage gehört zu denjenigen, welche, obwohl sie die Gelehrten seit über 2000 Jahren beschäftigt, niemals eine befriedigende Lösung gefunden, vielmehr, seitdem sie zu einer wissenschaftlichen Streitfrage geworden, immer, nachdem sie zeitweilig geruht, mit demselben Eifer wieder aufgenommen und in Discussion gezogen wurde, wobei es oftmals

Digitized by Google

recht heiß und lebhaft herging. Daß dies auch gegenwärtig der Fall, iſt bei dem herrſchenden Intereſſe für anthropologiſche und archäologiſche Studien wohl begreiflich. Vielleicht war die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher der Streit geführt wurde, der Erledigung deſſelben hinderlich; Einſeitigkeit darf man der Behandlung der Frage indeſſen nicht zum Vorwurf machen. In der Verſammlung der deutſchen Anthropologen in München 1875 empfahl Prof. Ecker in launiger Weiſe, wenn man mit einem Fremden über die Kelten ſpräche, ſtets zu fragen: „Mit wem habe ich die Ehre zu reden? Sind Sie Philologe, Hiſtoriker, Archäologe oder gar Craniologe?“ Denn die Kelten der Linguiſtik, der Archäologie, der Geſchichte und der Craniologie ſeien wohl zu unterſcheiden. Wir werden uns heute nur mit „den Kelten der Archäologie“ beſchäftigen, und zwar unter Anknüpfung an ein kürzlich erſchienenes Buch des bekannten franzöſiſchen Archäologen Alexander Bertrand, betitelt: Archéologie celtique et gauloise [1]). Als Director des Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye befindet ſich Herr Bertrand in der glücklichen Lage, über ein reichhaltiges Material zu verfügen. Er verbindet außerdem mit einer großen Beleſenheit eine auf Autopſie beruhende Kenntniß der bedeutendſten Alterthümerſammlungen Europas, weshalb man, im Hinblick auf die große Wichtigkeit der Keltenfrage für die Geſchichte Mitteleuropas, erwarten darf, daß die Ergebniſſe der Bertrand'ſchen Forſchungen von unſeren Geſchichts- und Alterthumsforſchern nicht unbeachtet bleiben werden. Das Buch beſteht aus einer Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, von welchen einige vor mehr denn zehn Jahren geſchrieben wurden, und da konnte es nicht ausbleiben, daß die Anſichten des Verfaſſers in Folge fortgeſetzter Studien ſich ſeitdem über dieſen oder jenen Punkt geändert haben. Wo dies der Fall iſt, findet man in angefügten mit Datum und Jahreszahl verſehenen Noten kurze Berichtigungen, weshalb es ſich bei flüchtigerem Leſen des dicken Bandes empfiehlt, dieſen kleinen Noten beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen.

Der Verfaſſer ſondert ſein Material in drei Abtheilungen: älteſte Zeit, keltiſche Periode und galliſche Periode. In der erſtgenannten behandelt er die Steinzeit, zunächſt die ſogenannte paläolithiſche Zeit, repräſentirt durch eine Bevölkerung ohne Namen, welche ſich nach ſeiner Anſicht nicht aus eigener Kraft zu einer höheren Cultur emporarbeitete, ſondern von einer von Norden eindringenden überlegenen Cultur berührt ward, welche er die hyperboräiſche nennt. Charakteriſtiſch für letztere ſind die geſchliffenen Steinwerkzeuge und jene megalithiſchen Denkmäler, welche unter dem Namen Dolmen, altées convertes, Steinhäuſer, Gangbauten, Rieſenbetten u. ſ. w. von Südſkandinavien längs der Weſtküſte Europas ſüdwärts ziehen bis nach Spanien und über die Straße von Gibraltar bis nach Afrika hinein. An ein Dalmenvolk (wie z. B. Bonſtetten in ſeinem Essai sur les dolmens es zeichnet), d. h. ein Volk, das, von Skandinavien aus, den Meeresküſten folgend, ſüdwärts zog und überall, wo es ſich aufhielt, Spuren ſeiner Cultur hinterließ, glaubt Herr Bertrand nicht mehr mit der früheren Sicherheit, wohl aber an eine Culturſtrömung, welche, dem bezeichneten Wege folgend, auch das weſtliche Frankreich berührte und dort Wurzel faßte, — oder, wie er an einer anderen Stelle ſich ausdrückt, an eine allgemeine gleichartige Cultur verſchiedener Völkerſtämme. Eine im Jahre 1875 vollendete Karte veranſchaulicht die Verbreitung dieſer vorgeſchichtlichen Steindenkmäler in dem heutigen Frankreich. Das Gebiet derſelben liegt weſtlich von einer Linie, die man von Brüſſel abwärts bis an die Rhonemündung zieht, und wird im Süden durch die Garonne begrenzt. Sie folgen dem Laufe der Flüſſe, von der Mündung aufwärts, doch ſind ſie ſehr ungleich vertheilt. Während in einigen Diſtricten deren nur einzelne vorkommen, findet man ſie in anderen zu hunderten bei einander. An den alten Verkehrsſtraßen längs der Seine, Saone und Rhone fehlen ſie, wie ſie überhaupt dem alten Keltendiſtrict zu Cäſar's Zeit fremd geblieben zu ſein ſcheinen. Der Verfaſſer ſieht hierin einen Beweis, daß die Dolmenbauer ein Volk anderer Abſtammung und Cultur waren, welches neben den Kelten lebte, ohne ſich deren höhere Bildung anzueignen.

Dieſe Abhandlung, betitelt Les Monuments dits celtiques, welche ſechs Bogen umfaßt, mit zahlreichen Abbildungen von Grabdenkmälern der Steinzeit, wurde 1861 von der Académie des Inscriptions preisgekrönt. Sie hatte das große Verdienſt, den damals noch herrſchenden Irrthum zu beſeitigen, daß jene koloſſalen Steindenkmäler ſämmtlich von der keltiſchen Bevölkerung herrührten, und bleibt als ſyſtematiſche Specialunterſuchung muſtergültig. Der Anſicht, daß die ſogenannte hyperboräiſche Cultur von Skandinavien ausgegangen ſei, können wir freilich nicht beitreten. Es müßte dies geſchehen ſein, bevor ſich in der nordiſchen Steinmuſtercultur die charakteriſtiſchen Typen ausgebildet hatten, welche ſie heutzutage kennzeichnen, und auch die ſüdwärts getragenen Elemente müßten ſpäter eine ſelbſtſtändige Entwickelung erfahren haben, welche ſich dem Charakter der älteren Steinzeit näher verwandt zeigt als der nordiſchen jüngern Periode. Wie der Verfaſſer über die Beziehungen der von der weſtlichen und nördlichen völlig verſchiedenen öſtlichen Gruppe der Steingeräthe denkt, ſagt er auch in der im Februar 1876 angefügten Note nicht.

Herr Bertrand gehört zu den Archäologen, welche keine reine Bronzezeit anerkennen. Nachdem er die ſkandinaviſchen Sammlungen ſtudirt, hat er ſich freilich gemüßigt geſehen, dem Norden eine ſolche zuzuſprechen, in Bezug auf Mittel- und Südeuropa aber hält er an ſeiner früheren Anſicht feſt, die jedoch keineswegs von allen franzöſiſchen Archäologen getheilt wird. Wir ſehen vielmehr auch dort zwei ſich ziemlich ſchroff gegenüberſtehende Parteien, von welchen die eine dem ganzen Lande eine hinter der Kenntniß des Eiſens zurückliegende Bronzecultur zuſpricht, während die andere, an deren Spitze Herr Bertrand ſteht, nur im ſüdöſtlichen Gallien Spuren einer Cultur findet, in welcher zwar die Bronze vorherrſchte, aber auch das Eiſen ſchon bekannt war.

Die Anſicht des Verfaſſers über den Herd der Bronzeinduſtrie und ihren Weg nach Europa iſt in Kürze folgende. Von dem öſtlichen und ſüdlichen Ufer des Kaſpiſchen Meeres bewegte ſie ſich langſam weſtwärts, die Länder des Kaukaſus berührend, längs der Oſt- und Nordküſte des Pontus, über Thracien, und weiter die Donau und den Dniepr aufwärts in Europa eindringend: weſtlich bis an die Pyrenäen, nordwärts bis an die Oſtſee, die kimbriſche Halbinſel hinauf nach Südſkandinavien. Wir hätten da eine Gabelung eines aus gemeinſamer Quelle ſich ergießenden Stromes. Den ſüdlichen Arm nennt der Verfaſſer die keltiſche, den nördlichen die hyperboräiſche Bronzecultur. Ohne es direct auszuſprechen, ſcheint er eine Verwandtſchaft beider anzunehmen. Den Namen hyperboräiſch wählte er für den nördlichen Arm, weil die Alten die nicht ſcythiſchen Völker des Nordens ſo zu benennen pflegten. Die Länder, welche von dem nördlichen Strom berührt wurden, blieben im Beſitz einer reinen Bronzecultur [1]), ohne Kenntniß des Eiſens, wohingegen der

[1]) Archéologie celtique et gauloise. Mémoires et documents relatifs aux premiers temps de notre histoire nationale. Paris, Didier et Comp. 1876. XXXII u. 464 S. gr. 8. mit 10 lithographirten Tafeln und 80 in den Text eingedruckten Holzſchnitten.

[1]) Der Verfaſſer hebt an mehreren Orten hervor, daß auch im Norden mit dem Erſcheinen der Bronze eine Umwälzung aller In-

südliche Strom schon bei seinem Eintreten in Europa Eisen mit sich führte.

Hier nähern sich die Ansichten Bertrand's und Lindenschmit's, welcher letztere gleichfalls in Mitteleuropa keine eigentliche Bronzezeit anerkennt. Prof. Lindenschmit über spricht auch dem Norden eine solche ab, und sieht in den Bronzegeräthen die als Handelswaare nach dem Norden vertriebenen Producte einer etruskischen Metallindustrie, während Herr Bertrand den keltischen Völkerschaften eine eigene Metallindustrie zuspricht. Um 1500 v. Chr. hätten, nach Bertrand, diese Wanderungen von Osten nach Westen stattgefunden. Dacien hatte eine eigenartige Bronzecultur. Besaßen auch Griechealand, Italien und Gallien eine solche, was uns bis weiter wahrscheinlich dünkt, so mag sie dort von kürzerer Dauer gewesen sein. Dieses nachzuweisen ist die Aufgabe der Archäologen in den genannten Ländern.

In dem heutigen Frankreich waren die Wohndistricte der Kelten, d. h. der Repräsentanten der Bronzecultur, ziemlich eng begrenzt. "Wir finden sie auf der Bertrand'schen Karte zwischen der Rhone und den Alpen, in der Provinz Narbonne und weiter westwärts bis an die Pyrenäen. Und weiter finden wir sie in Helvetien und in Oberitalien, wo sie sich bis ans adriatische Meer erstrecken. Die großen Gräberfelder Oberitaliens sind es, welche uns Aufschluß geben über die Cultur derer, die dort zur ewigen Ruhe gebettet wurden. Man hat diese Gräber keltisch, pelasgisch, umbrisch, voretruskisch, altitalisch benannt; jetzt pflegen die italischen Archäologen sie vorsichtig als „Nekropolen der ersten Eisenzeit" zu bezeichnen, und nach den Resultaten neuerdings vollzogener Untersuchungen scheint es, als ob sich innerhalb derselben zwei Perioden erkennen lassen, welche sich nicht nur durch den Bau der Gräber und die Form der Thongefäße und Bronzen unterscheiden, sondern auch dadurch, daß in der jüngern neben einer größeren Mannigfaltigkeit der Formen auch mehr Eisen und unter den decorativen Elementen Glas, Bernstein und buntfarbige Glaspasten auftreten [1]).

Herr Bertrand schildert die Kelten als ein industrielles, ackerbautreibendes ruhiges Volk mit demokratischen Institutionen. Mit dem im Westen wohnenden Dolmenvolke hatten die im Rhonegebiet seßhaften Stämme keine Gemeinschaft, wie auch dieses seinerseits sich der neuen Cultur nicht zugänglich zeigte. Nach den Funden in den Dolmen scheint es indessen, daß einzelne, vielleicht die Häuptlinge, im Besitz einiger Bronzegeräthe oder Schmucksachen gewesen sind. Bevor aber die Scheidewand zwischen den aristokratisch sich absondernden Kelten und den nicht minder conservativen Dolmenbauern gefallen, waren neue Einwanderer ins Land gedrungen, kriegerische Horden, mit eisernen Waffen gerüstet, welche eine neue Aera heraufführten und, wiewohl von keltischer Race, sich doch von den älteren keltischen Bewohnern in allen Dingen unterschieden. Dies waren die Galli oder Galater.

Der Verfasser unterscheidet streng zwischen Kelten und Galatern. Wir werden auf dieses Hauptargument seines Buches näher eingehen. Die Dolmenerbauer hatten, wie bereits erwähnt, den Westen des Landes inne; die Kelten saßen im Süden, die gallischen Horden scheinen, wie später die Franken und Burgunder, durch die Jurapässe und Vogesen, vielleicht auch von Belgien aus eingedrungen zu sein und am linken Rheinufer, zwischen dem Rhein und den Vogesen, im Departement de la Marne und in der Côte d'or Posto gefaßt zu haben. Auch sie waren von Osten ausgegangen. Aus den Schluchten des Balkan und der Karpathen hatten sie sich räuberischen Horden gleich ergossen und theilweise an der Donau festgesetzt. Im fünften Jahrhundert gingen sie über die Alpen, wo sie die friedlich neben den Etruskern wohnenden Kelten mit sich fortrissen und vor Rom erschienen und weiter nach Griechenland zogen und als Söldner in Asien und Afrika kämpften. Es waren rauhe Gesellen, die sich in fester Waffengenossenschaft um einen Häuptling schaarten und von ihm in Zucht und Zaum gehalten wurden. Wo sie seßhaft waren, verbrannten sie nicht ihre Todten, wie es keltischer Brauch war, sondern sie bestatteten den gestorbenen Waffenbruder nach feststehendem Brauch. Ein Grab ist wie das andere. Neben dem Todten ruht sein eisernes Schlachtschwert, sein Speereisen, sein Messer, zuweilen auch sein Schild und oftmals irgend ein kostbares Beutestück. Das Grab des Häuptlings ist daran kenntlich, daß er auf seinem Streitwagen bestattet wurde, von dem man die Ueberreste findet. Rings um das Grab ist ein Graben gezogen und ein Hügel darüber aufgeschüttet. Das Schwert dieser Krieger ist wie Polybius das Schwert der Galater beschreibt: zweischneidig, lang, mit stumpfer Spitze und von weichem schlechten Eisen, welches sich bei jedem Hiebe biegt und gerade gezogen werden muß. Die kostbaren Beutestücke bestehen in schönen Gefäßen von Bronze (in seltenen Fällen von gemalter Terracotta) in einem Bronzehelm, einem Goldschmuck oder dergleichen Dingen, die man unschwer als italischen, griechischen oder orientalischen Ursprunges erkennt. Die Vase von Grächwyl, die Bronzegefäße vom Saargebiet, welche Lindenschmit in seinem classischen Werke, „die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit", veröffentlicht, die gemalten Terracotten von Bodenbach und Somme-Bionne werden als solche von Bertrand erklärt.

Diese gallischen Bewohner des östlichen Frankreichs sind den Donau-Galliern viel ähnlicher als den cisalpinischen. Auch die Gallier Cäsar's sind von ihnen verschieden, sind jüngere Nachkommen. Nicht mit den Waffen in der Hand, sondern par distance scheinen sie das Land erobert zu haben. Vor der Römerzeit war die Verschmelzung der drei verschiedenen Culturgruppen vollzogen. Es scheinen da zwei Einflüsse sich geltend gemacht zu haben: die Militärherrschaft von Osten her und eine Priesterherrschaft (Druiden), die schon früher von Britannien herübergetragen war und allmälig Boden gefaßt hatte. — Eines aber sagt uns der Verfasser nicht, nämlich wie die Umwandlung der alten gallischen Cultur in die jüngere vor sich gegangen, die aus den Friedhöfen im Gebiete der Marne zu Tage tritt und welche das spitze „iberische" Schwert mit der in hochgeschwungenem Bogen mündenden Scheide, die Bügelfibula mit rückwärts gebogenem Nadelhalter und eine eigenartige Ornamentik kennzeichnen. Eine locale Veränderung ist es nicht, da wir dieselben Typen überall finden, wo gallische Stämme seßhaft gewesen sind. Für uns ist die Frage von größter Wichtigkeit, weil diese Gräberfunde sich über Norddeutschland bis an die Ostsee und darüber hinaus erstrecken. Jene schönen italischen Bronzegefäße kommen im Norden sporadisch vor. Sie sind indessen nicht, wie Herr Bertrand wähnt, ausschließlich von Bronzegeräth begleitet. Unseres Bedünkens liegt gerade ihre hohe Bedeutung für unsere Studien darin, daß in diesen Gefäßen Eisensachen gefunden sind, und daß sie dadurch anzeigen, um welche Zeit und auf welchen Wegen dem Norden die ersten Eisengeräthe zugeführt warden. In der cylindrischen Bronzeciste von Primeatdorf (Posen) lag

---

stitutionen sich bemerkbar mache. Hatte z. B. das Volk der Dolmen seine Todten begraben, so trat mit der Einführung der Bronze Leichenbrand an die Stelle. Wir können dies nicht einräumen, weil gerade in den Gräbern der Bronzezeit, welche wir nach den bisherigen Untersuchungen als die ältesten zu betrachten berechtigt sind, die Leichen im vollen Kleiderschmuck, also unverbrannt, bestattet wurden.

[1]) Pompeo Castelfranco im Bullettino di Paletnologia italiana. Anno II, Nro. 5 u. 6.

neben bronzenem Schmuck eine eiserne Axt; in der Ciste von Pansdorf (Holstein) ein eisernes Messer; neben dem schönen Bronzegefäße von Grevenkrug (Holstein), welches einem der Hallstädter Gradgefäße auffallend gleicht, lag ein eisernes Messer. Die rückwärts gebogenen Fibeln aber und anderes Kleingeräth von gallischem Typus werden in Norddeutschland in so großer Menge aus den Gräberfeldern gehoben, daß sie unzweifelhaft das Eigenthum einer ansässigen Bevölkerung bildeten. Ob sie aber Producte eines von gallischem Einflusse berührten germanischen Gewerbefleißes sind oder die Hinterlassenschaft älterer Bewohner oder diejenige neben der germanischen Bevölkerung existirender fremder Ansiedelungen — das läßt sich bis weiter nicht entscheiden.

Eine Hauptsache, welcher der Verfasser höchste Wichtigkeit beilegt und die er zur Evidenz zu beweisen sucht, ist die genaue Unterscheidung zwischen Kelten und Galliern. Er prüft zu dem Zwecke die gesammte classische Literatur und findet bestätigt, daß von Hecatäus an alle Autoren bis zum vierten Jahrhundert den Namen Kelten nur im engeren Sinne, sowohl geographisch als ethnographisch, anwenden, und daß man erst zu Alexander des Großen Zeit anfängt, unter Keltike den ganzen Nordwesten Europas zu verstehen. Die Wohnsitze der Kelten im engeren Sinne bilden, wie gesagt, eine Linie, die sich von der Mündung des Padus bis nach den Pyrenäen hinzieht. Scylax, welcher die Sitze der Völker Italiens in seiner Küstenfahrt sehr genau angiebt, sagt, daß die Kelten zwischen den Tyrrhenern und Venetern wohnen, bei welchen letzteren der Eridanus mündet. Polybius sagt, die Kelten wohnen neben den Etruskern und Ligurern. Diador: die Kelten wohnen oberhalb Massolia zwischen den Alpen und Pyrenäen; diejenigen, welche am Ocean und im hercynischen Walde bis nach Scythien wohnen, heißen Galater. Plutarch nennt die Galater keltischer Race.

In den Kelten sieht der Verfasser, wie oben dargethan, die Repräsentanten der Bronzecultur. Sie waren mit branzenen Waffen und Geräth, mit branzenem Schmuck ausgerüstet, besaßen indessen auch Kleingeräth von Eisen. Die Galater dahingegen kennen keine Bronzewaffen mehr. Mit ihrem Erscheinen hebt das eiserne Zeitalter an. Daß die Kelten so früh den Griechen bekannt waren, erklärt Herr Bertrand dadurch, daß der Bernsteinhandel in ihren Händen lag. Sie standen im Verkehr mit den jenseits der Donau wohnenden Sigynen, wohl auch mit den Hyperboräern. An der Mündung des Padus wäre nach Bertrand — hierin mit Genthe übereinstimmend — ein Stapelplatz für den vom Norden bezogenen Bernstein gewesen und hierdurch findet er erklärt, daß der Mythus vom Sturze des Phaethon in den Eridanus sich dort localisirte. Er hält deshold den Eridanus für identisch mit dem Po und, davon ausgehend, sind ihm auch die geographischen Nachrichten der Alten unzweifelhaft, d. h. bis an die Grenze, wo, nach Polybius, „die Kenntniß der Länder und Völker ein Ende hat."

Ohne auf die vielen Deutungen, welche der Eridanus auch in unserer Literatur erfahren, näher einzugehen, müssen wir unseren deutschen Lesern doch ins Gedächtniß rufen, wie ein Forscher, wie Prof. K. Müllenhof, sich in dieser Frage äußert. Im 5. Jahrh. v. Chr., sagt dieser (Deutsche Alterthumskunde I, S. 218 ff.), herrschte die von Herodot als unwahrscheinlich bestrittene Meinung, daß der Eridanus, von dem das Elektron komme, ein in das nördliche oder westliche Meer mündender Fluß sei. Dieselbe Meinung findet sich auch noch später bei den Historikern des dritten Jahrhunderts, dem Pausanias seine Notiz 1, 3, 5 mit den anderen Nachrichten über die Galaterzüge jener Zeit entnahm; bei dem Elegiker Phanocles oder wem sonst Ovid Metam. 2, 323 bis 326 folgte, und anderswo.

Die Ansicht, daß der Eridanus im Westen ins Meer falle, war also zu Herodot's Zeit eine im Volke herrschende, die erst durch die Gelehrten „verbessert" werden mußte. Sie ist aber gerade die dem Mythus allein entsprechende, denn dieser verlangt, daß Phaethon an der dem Aufgange der Sonne entgegen liegenden Seite sein Ende finde und daß da auch der Eridanus münde. Den Widerspruch, daß der Strom im abendlichen Westen der morgenliche (ἠριδανός) hieß, löst er durch die Erklärung, daß dieses wahrscheinlich ein Name des Phaethon sei, „ungefähr gleichbedeutend mit ἠριγενής." Phaethon, bei Homer ein Epitheton des Helios, ist ursprünglich derselbe wie sein Vater oder Ahne und nur von ihm abgetrennt. Helios sinkt jeden Abend ins westliche Meer, und Nicias (bei Plinius 37, §. 36) wie Tacitus (Germ. 45) glaubten noch, daß die Strahlen der Sonne im Sinken aus größerer Nähe desto kräftiger wirkten und so den Bernstein erzeugten. Die Fabel vom Fall des Phaethon nimmt jedoch eine einmolige gewaltsame Stärung des täglichen Herganges an, um die Entstehung der Sudstanz in einer ihrem Namen ἤλεκτρον, Sonnenstein, entsprechenden Weise zu erklären. Aber das Licht, das im Osten hervorbricht, im Westen verschwindet, konnte wie ein Strom aufgefaßt werden, der im Osten entspringt, im Westen mündet."

So weit Müllenhoff, der übrigens die Ansicht theilt, daß die spätere Identificirung des Eridanus mit dem Padus wohl ihren Grund darin haben könne, daß an der Mündung desselben, in Adria, ein Stapelplatz für den Bernstein gewesen, von wo er nach Griechenland verschifft wurde, und daß die Griechen den Handelsplatz mit dem Ort der Production des kostbaren Harzes verwechselten.

Der unschätzbare Werth der Nachrichten der Autoren des Alterthums über europäische Verhältnisse bleibt unangefochten; allein wir dürfen andererseits auch unser Auge nicht der Wahrheit verschließen, daß sie ebensowenig unantastbar sind wie die Berichte unserer modernen Reisenden und daß die Auffassung der Originaltexte eine sehr verschiedene ist. Müllenhoff hält z. B. a. a. O. S. 96 nicht für erwiesen, daß Hecatäus um 500 v. Chr. der Kelten erwähnt, weil, was die Fragmentensammlungen als Fragment 19 aufführen, *Νάρβων, ἐμπόριον καὶ πόλις Κελτική*, nach Stephanus von Byzanz, gar nicht dem Hecatäus, sondern dem vierten Buch des Strabo angehört. Polybius, welcher es sehr übel genommen haben würde, wenn man die Correctheit seiner Beobachtungen in Zweifel gezogen hätte, läßt nur gelten, was er selbst gesehen oder was von den Berichten anderer mit den seinigen übereinstimmt. Alles andere ist Unwahrheit; deshalb erklärt er auch den Pytheas für einen Lügner, und alles Land, was über Narbonne und den Tanais hinaus liegt, für völlig unbekannt. Wie wenig frei von Irrthümern die Erzählungen der Alten sind, läßt sich denken, wenn wir erwägen, wie weit z. B. die Beobachtungen der ersten Afrikareisenden hinter dem wahren Thatbestand zurückblieben. Und wer sagt uns, ob nicht nach tausend Jahren dem afrikanischen Alterthumsforscher die aus dem Erdboden und den von ihm untersuchten Gräbern gehobenen Culturerzeugnisse zuverlässigere Kunde von den dortigen vergangenen Geschlechtern geben, als die Reiseberichte der gelehrten Europäer?

Es liegt uns fern mit diesen Bemerkungen den Werth des Bertrand'schen Werkes schmälern zu wollen, welches wir im Gegentheil als eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiete der vorhistorischen Forschungen mit Freude begrüßt haben. Allein es fordert auf, manche neue Hypothese zu prüfen und manche Erscheinungen mit der nöthigen Vorsicht und Gründlichkeit zu klären. Uns Norddeutschen wird z. B. die Aufgabe, dem Ursprunge jenes Kleingeräthes aus unseren Gräberfeldern der frühen Eisenzeit, welches wir als „vorrömisch"

zu bezeichnen uns begnügten, d. h. aus einer Zeit ſtammend, welche hinter dem Einfluß der römiſchen Provinzialcultur zurückliegt, eifriger nachzuſpüren. Die Verwandtſchaft oder Identität derſelben mit galliſchen Typen erkannt zu haben, genügt nicht; wir müſſen begründete Antwort auf die Frage finden, ob dieſelben Zeugniſſe eines Handelsverkehrs mit galliſchen Fabrikſtätten oder eines Einfluſſes galliſcher Induſtrie auf die germaniſche, oder vielleicht Spuren von Colonien galliſcher Stämme inmitten der deutſchen Wohndiſtricte ſind. Von den Anthropologen iſt keine Unterſtützung bei der Löſung dieſer Aufgabe zu erwarten, weil die Gräber, aus welchen dieſe Anticoglien gehoben werden, größtentheils die Ueberreſte verbrannter Leichname enthalten. So weit uns bekannt, iſt man ſich überhaupt hinſichtlich der Schädelform der Kelten, Gallier und Germanen noch gar nicht einig. Broca ſchildert die Kelten (d. h. die zu Cäſar's Zeit in Südfrankreich anſäſſigen) als ein Volk von kleiner Statur, dunklem Haar und dunkler Hautfarbe. Das Bild, welches Bertrand uns nach Polybius, Livius, Plutarch und Pauſanias von den Galatern entwirft, zeigt uns Leute von hohem Wuchs, heller Haut, blondem Haar und blauen Augen, Eigenſchaften, die wir als excluſiv germaniſch zu betrachten gewohnt waren. Aber wie unterſcheiden ſich denn überhaupt die Kelten und Gallier von den Germanen? „Vom vierten Jahrhundert v. Chr. an," ſagt Herr Bertrand, „iſt der Name Kelten oder Keltike nur noch ein Begriff, welcher eine Menge kleiner Völkerſchaften in ſich begreift, etwa den Franken im Munde des Orientalen zu vergleichen. Ob dieſe Franken groß oder klein, hell oder dunkel ſind, wo ſie wohnen, welche Sprache ſie reden: das weiß keiner zu ſagen. Aehnliche Verhältniſſe finden wir noch jetzt in Europa. Wir reden von der franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen, italieniſchen Nation, aber dieſe Nationen umfaſſen ganz verſchiedene, nur durch die Politik der Herrſcher zu einer Geſammtheit verſchmolzene Elemente."

Im Département de la Marne ſind bis jetzt 89 Gräberfelder mit 3500 Gräbern unterſucht worden. Trotz dieſem Reichthum an Material ſagt Herr Bertrand uns nichts über die Schädelform der Gallier. Können wir aus oben genanntem Grunde von den deutſchen Anthropologen keine Hülfe erwarten in der Aufgabe, die einſtmaligen Eigenthümer der Waffen und des Kleingeräthes von galliſchem Typus in norddeutſchen und däniſchen Gräbern feſtzuſtellen, ſo fällt dieſelbe den Archäologen allein zu, welchen zu dem Zweck obliegt, nicht nur das arg zerſplitterte, oft in kleinen ſtädtiſchen und Privatſammlungen verſteckte Material zu ſtudiren, ſondern auch durch umſichtige ſyſtematiſche Ausgrabungen zu mehren.

Topographiſche Skizze der Vegetationsgebiete Hochaſiens

(nebſt Bericht über Anlage des Herbariums).

Von **Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.**

I.

Bemerkungen über das Sammeln. — Die Angabe des Auftretens und das Anbriciren. — Die ſyſtematiſche Unterſuchung. — Die Vegetationsgebiete Hochaſiens: Landesregion I: Der Himalaya-Südabhang. — (In der Transſcription lauten hier die Vocale und die Diphthongen alle wie im Deutſchen; von den Conſonanten aber iſt ch = „tſch"; j = „dſch"; ſh = „ſch"; ʒ = weiches „ſ". — Die Höhen ſind in „engl. Fuß" gegeben. — In den „Reſults" und in den „Reiſen", ſowie in meinen „Akademie-Mittheilungen" iſt auch in jedem mehrſilbigen Worte die betonte Silbe mit dem Accente bezeichnet.)

Die Beobachtungen über Vegetationsverhältniſſe während unſerer Reiſen, wozu — großentheils längs getrennten Routen — meinen Brüdern Adolph und Robert ſowie mir ſelbſt vielfach Gelegenheit ſich geboten hatte, werde ich in einem der ſpäter folgenden Bände der „Results of a scientific Mission to India and High Asia" [1]) vergleichend zuſammenſtellen; dieſer wird auch die Ergebniſſe der ſyſtematiſchen Unterſuchung unſeres Herbariums enthalten.

Da letztere ſchon ziemlich weit vorgeſchritten iſt, hatte ich Veranlaſſung, nun in der königl. Akademie zu München in Betreff des geſammelten Materiales „Anlage des Herbariums" [1]) und „Klima der pflanzengeographiſchen Regionen" [2]) zu erläutern.

Als charakteriſtiſch für das Herbarium waren nebſt dem Materiale und der Art des Sammelns auch die Terrainverhältniſſe der durchzogenen Gebiete eingehend zu beſprechen, da auch in dieſer Beziehung, beſonders für die Hochregionen, ſo viel des Neuen ſich gezeigt hatte; jene topographiſchen Verhältniſſe überſichtlich hervortreten zu laſſen, wird ſpeciell der Gegenſtand der hier folgenden Mittheilung ſein.

Ein Herbarium anzulegen war uns vor allem wichtig in Hochaſien [3]), welches von den Ketten des Himo-

---

[1]) In Vol. VII der „Results", behandelnd: A. Botanik; B. Zoologie.

Es ſind bereits publicirt Vol. I: Aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen und magnetiſche Beobachtungen. Vol. II: Hypſometrie. Vol. III: Topographie des weſtlichen und nördlichen Hochaſien; philologiſches Gloſſarium geographiſcher Namen. Vol. IV: Meteorologie I. Theil. Zu folgen haben, nebſt dem oben erwähnten Bande, Vol. V: Meteorologie 2. Theil. Vol. VI: Geologie. Vol. VIII: Ethnographie. Vol. IX: Geographiſche Schilderungen.

Leipzig, F. A. Brockhaus, London, Trübner u. Comp.

Vom Atlas, zu 120 Tafeln, meiſt landſchaftlicher Anſichten, berechnet, ſind mit den erſten vier Bänden 43 ausgegeben.

Von den vier Bänden meiner deutſchen deſcriptiven Publication: „Reiſen in Indien und Hochaſien", Jena, H. Coſtenoble, ſind bis jetzt Bd. I bis 3 erſchienen. (Unter anderm hatten auch die für das Fortſchreiten der Herbarium-Bearbeitung zu liefernden Daten den Abſchluß etwas verzögert.)

[1]) Abhandl. der II. Claſſe der k. b. Akad. der Wiſſ. XII. Bd. III. Abth. S. 133 bis 196.

[2]) Ebend. S. 197 bis 242.

[3]) Die Verhältniſſe der Bodengeſtaltung enthält ausführlich Bd. II der „Reiſen", 1872. Vorausgehend hatte ich in den „Sitzungsberichten" der k. b. Akad. der Wiſſenſch. gegeben: „Erläuterung der Gebiete Hochaſiens", 5. November 1870.

Es ſei dies ſpeciell erwähnt, weil noch immer ſo häufig auf Karten, wenn ſie etwas allgemein gehalten und nicht ganz neuer Anfertigung ſind (bei Benutzung von vorhandenen Steinen z. B.), einige Ortsnamen geändert ſind, aber „Karakorum-Kette" ganz weggelaſſen iſt. Auch dies iſt ſehr häufig noch, daß der Landesname „Tibet" gegen Norden und Oſten über die waſſerſcheidende Kette des Karakorum ausgedehnt wird, obwohl, wie von ſolch rieſigem Grenzgebirge zu erwarten, die Trennung zwiſchen Tibet und Oſt-Turkiſtan

aya, des Karakorum und des Künlün in ſtetigem gegenſeitigen Anſchluſſe gebildet iſt und deſſen Erhebungen in ſeinen Kämmen und Hochthälern ſowie in ſeinen Gipfeln nirgend ſonſt auf der Erde von den entſprechenden Formen der Terraingeſtaltung erreicht ſind. Dabei zeigten ſich wegen der Größe der Horizontaldimenſionen ebenſowohl bedeutende Verſchiedenheiten im Charakter des Klimas im Allgemeinen als auch, der großen Höhen wegen, ſehr verſchiedenartige und ſehr beſtimmte pflanzengeographiſche Daten zur Beurtheilung des directen Einfluſſes der Höhe.

In Indien waren von uns für das Herbarium zur Beſtimmung der Pflanzenbegrenzung gegen Süden verſchiedene Strecken längs dem ſüdlichen Fuße des Himalaya, ſowie zum Vergleiche mit den Vorſtufen des Hochgebirges indiſche Bergregionen, ſoweit die Umſtände es erlaubten, berückſichtigt worden; in mehr vereinzelten Fällen hatte Vegetationsentwickelung bei ungewöhnlicher Bodenbeſchaffenheit, in Umgebungen von Salzquellen u. ſ. w., zu beobachten ſich geboten.

Für die Vervollſtändigung des „Herbariums“ während der Reiſen ſowie für die meiſten Theile unſerer Sammlungen waren uns Eingeborene als Gehülfen vorherrſchend ſehr nothwendig. Für den Forſcher ſelbſt häuft ſich ſo viel der eigenen Arbeit, beſonders wenn phyſikaliſche und geologiſche Unterſuchungen mit den Beobachtungen der Terrainverhältniſſe und mit der Darſtellung derſelben in Karte oder in landſchaftlichem Bilde ſich verbinden ſollen. In hohen Gebirgen wirken nur zu oft auch ungünſtige und überdies neue Wege noch erſchwerend oder, periodiſch, unerwartete Störungen des Klimas. Wenigſtens ließ es ſich durchführen, bei unmittelbarem Beſprechen mit den Sammlern bei der Signatur der eingelegten Pflanzen auch für das von dieſen gelieferte Material die nöthigen Angaben zu erhalten.

Unter den Indiern war, auch im Himalaya, die Wahl von Sammlern nicht ſelten durch Kaſtenvorurtheile, wenn auch nur fingirter Art, erſchwert; Strebſamkeit und eigenes Intereſſefinden an der Sache blieb unter allen Umſtänden zu wünſchen übrig. Doch gelang es nach und nach, für die letzten Jahre eine verhältnißmäßig gute Auswahl zu treffen, und bei den Pflanzenſammlern Sinn zu wecken für einen gewiſſen Grad der Vollſtändigkeit des zu Bietenden.

Unvollkommen waren die Leiſtungen der Eingeborenen als Sammler immer darin, daß ſie ſich zum Einſchlagen eines ihnen neuen Weges, auch wenn mehrere derſelben zuſammen gehen konnten und wenn keine ungewöhnlichen Terrainſchwierigkeiten zu erwarten geweſen wären, nicht leicht entſchloſſen. Seldſt die Tibeter waren nur arbeitskräftig und ausdauernd, aber nicht unternehmend im Sinne guter Führer. Zum gründlichen Durchſuchen iſolirter Felſenriffe auf vereinzeltes hohes Auftreten von Vegetation nahe ihrer obern Grenze kam es meiſt erſt dann, wenn wir ſelbſt den Weg hinan aufſuchen halfen, mochte für uns die Zeit auch noch ſo ſehr beſchränkt ſein.

Angabe des Auftretens wurde für die Pflanzenexemplare in Verbindung mit dem Sammeln ſtets ſorgfältig notirt, doch war paſſende Bezeichnung für die örtlich verſchiedenen Verhältniſſe bisweilen nicht leicht zu wählen. Erſchwert war gerade in den central gelegenen ferneren Gebieten das Befragen dadurch, daß wir mit den Bewohnern nördlich vom Himalaya-Kamme nicht direct uns beſprechen konnten und daß dabei überdies mit unſeren indiſchen Dolmetſchern von uns Hindoſtani geſprochen werden mußte.

In Europa wurde bei dem Umlegen der Exemplare des Herbariums Zuſammenſtellung als Ganzes durchgeführt, und es wurden, baſirt auf die urſprünglich notirten Fundſtellen, auf jeder Folie „Landesregion“, „Provinz“ und „Localität mit Höhe“ rubricirt [1]).

Es ſind dabei die „Landesregionen“ ſo geſtaltet worden, daß dieſelben auch klimatiſch möglichſt beſtimmt ſich begrenzen. Für die „Provinzen“ mußten zwar, den ſchon beſtehenden Eintheilungen entſprechend, die politiſch-ethnographiſchen Verhältniſſe zu Grunde gelegt werden, aber es konnten deſſenungeachtet, indem ſie zahlreich genug unterſchieden wurden, auch gealogiſche Bedingungen ſowie die damit ſich verbindenden Verſchiedenheiten der Bodengeſtaltung als Elemente der Trennung eingeführt werden. Die Bezeichnung als „Localität“ bezieht ſich entweder auf Gruppen von Fundſtellen unter gleichen Verhältniſſen der Bodengeſtaltung, die relativ breiten zuſammenhängenden Flächen angehören, oder auf Fundſtellen in Anſeinanderfolge längs der verſchiedenen Märſche, mit Angabe der beiden begrenzenden Punkte ſowie, bei ſtark undulirtem Terrain, nach zwiſchenliegender Orte. Es ſind jedoch in dieſen letzteren Gruppen ebenfalls nur Fundſtellen zuſammengefaßt worden, welche gleichen Charakter des Klimas haben, abgeſehen vom directen Einfluſſe der Höhe, und gleiche geologiſche Beſchaffenheit. Die Geſammtzahl der Namenangaben, welche theils für die Flächen ſpeciell anzuführen waren, theils für Päſſe und Stationen im Innern derſelben, wird für das ganze Herbarium gegen 500 ſein.

Der Beginn der ſyſtematiſchen Unterſuchung iſt ſogleich nach meiner Vollendung des Umlegens und des pflanzengeographiſchen Gruppirens von Herrn Dr. Jul. Herm. Schultes im königlichen Herbarium zu München gefälligſt unternommen worden, und es iſt von ihm bis jetzt für bedeutende Theile in verſchiedenen Familien auch Beſtimmung und Namenangabe für jene Exemplare durchgeführt worden, die ſich in bereits definirten Formen ſowie in ihrer Beſchaffenheit als bekannte Species ergeben.

Als Einzelarbeiten von Syſtematikern ſind bis jetzt Abhandlungen erſchienen:

Von A. Grieſebach „über die Gramineen“;

von C. F. Meißner „sur les Polygonées, les Thymelées et les Laurinées“;

von F. W. Klatt „the Primulaceae, Pittosporeae, and Irideae“;

von Alfred Wesmnäl „sur les Peupliers“;

von T. A. Schmidt „the Labiatae and Scrophularineae“;

von Fr. Buchenau „Butomaceen, Alismaceen, Juncagineen und Juncaceen“.

Zahlreiche andere Familien, darunter von N. J. Anderſon „die Salices“, von Ferd. Crépin „die Roſen“, von F. W. Klatt, ſehr ausführlich, „die Compoſiten“, liegen bearbeitet vor, ſind aber noch nicht publicirt oder ſind ohne Beigabe beſonderer Abhandlung zurückgekommen.

Die Vegetationsgebiete Hochaſiens.

Im Himalaya ſind ſüdlich vom Kamme Berggüge und Thäler beinahe ſeiner ganzen Längenausdehnung nach mit Pflanzenſammeln von uns begangen worden, aber die nördliche, tibetiſche Seite des Himalaya ſowie die beiden anderen Hauptketten, der Karakorum und der Künlün, wurden nur in ihren weſtlichen Theilen durchzogen.

Entſprechend dem bedeutenden Anſteigen der Hebungen

der Karakorum-Kammlinie entlang läuft; dabei haben ſich gerade hier die Unterſchiede zwiſchen den beiden Völkern in Race und Religion, jetzt auch in politiſcher Stellung als ſehr große ergeben.

[1]) Außerdem, gleichfalls in allgemeiner Form, ſind Katalognummern angegeben, und nebſt dieſen auch die „Tage des Einſammelns“.

in diesen Gebirgsländern, in welchen, ziemlich gleichmäßig in den Hauptkämmen vertheilt, die höchsten Pässe und Gipfel der Erde gelegen sind, ist auch die dasische Fläche, den Graden der Länge sowie der Breite nach, eine sehr große.

Der Längenunterschied von den östlichen Theilen, die am Brahmaputra-Thale Assams auslaufen, bis zu den nordwestlichen Grenzen des Panjab beträgt etwas über 25 Grade (96° bis 71° O. v. Gr.). Der Breitenunterschied unmittelbar dem Meridian des centralen Theiles entlang erreicht über $8\frac{1}{2}$ Grade mit bedeutender Zunahme seitlich im Westen und theilweise auch im Osten.

Als Punkte, bezeichnend für die begrenzenden Thäler und für die mittlere Richtung der Gebirgszüge, welche von der Ostseite als Ausgangsstelle anfangs eine westliche, dann vorherrschend eine nordwestliche ist, können angeführt werden: Sadia in Assam, Breite 27° 49′ N., Länge 95° 38′ O. v. Gr., Höhe 210 engl. Fuß; Yarkand in Turkistan, Breite 38° 22′ N., Länge 77° 29′ O. v. Gr., Höhe 4384 engl. Fuß.

Die untersuchten Gebiete Hochasiens sind im Herbarium in drei Landesregionen gruppirt worden: I. Der Himalaya-Südabhang vom mittlern Bhutan bis Marri. II. Das westliche Stromgebiet von Tibet zwischen dem Himalaya-Kamme und dem Karakorum-Kamme. III. Hochland Ostturkistans vom Karakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge.

Landesregion I: „Der Himalaya-Südabhang."

Längs desselben sind drei Gruppen getrennt gehalten: „Oestlicher Himalaya, Central-Himalaya und Westlicher Himalaya."

In Bhutan, wo ich nur von Assam aus bis Narigun vordringen konnte, war überdies die Zeit des Marsches in die Mitte des Winters gefallen, und zwar in einem Gebirge, dessen Erhebung ungeachtet subtropischer Lage das Auftreten einer besondern der kühlen Jahreszeit angehörenden Vegetationsgruppe, wie solches in den entsprechenden Tiefländern vorkommt, beinahe gänzlich ausgeschlossen hatte. In Bhutan hatte ich zwar Gelegenheit, meine Beobachtungen über Vegetation und Cultur zu vervollständigen, selbst Holzarten, als praktisch wichtige Gegenstände gedeutet, mir zu verschaffen; für das Herbarium konnte nur an wenigen Stellen gesammelt werden.

In Sikkim konnte ich die englischen Besitzungen der Tarai und des Mittelgebirges auf mehreren Routen untersuchen. Doch über das britische Sikkim hinaus gegen Norden vorzudringen, wurde mir nur längs der Singhalila-Kette möglich. Schon Dr. J. D. Hooker und Dr. A. Campbell hatten bei ihrer wichtigen Bereisung Sikkims 1849 [1]) Gefangennahme und rohe Mißhandlung erfahren, obwohl ihnen beim Beginne ihrer Reise vom Raja keine Hindernisse geboten wurden. Nachdem dieser nun kurze Zeit darauf wegen solchen Auftretens gegen britische Unterthanen, von denen überdies Dr. Campbell schon damals der oberste Beamte in Britisch-Sikkim war, die Jahresrente verlor, welche ihm als Entschädigung bei Errichtung des Sanitariums zu Darjiling gewährt worden war, und zugleich alle seine Besitzungen in der Tarai nebst den dazu gehörigen Vorbergen hatte abtreten müssen, hat er sich bei jeder Gelegenheit mehr als je Europäern feindlich gesinnt gezeigt.

Auch etwniges Vordringen längs der Singhalila-Kette war nur in der Art zu versuchen, daß ich meist sehr nahe oben an der Kammlinie blieb und bewohnte Orte ganz vermied. Doch es gelang.

Diese Kette bildet zwar, was unter anderen Umständen politisch günstig hätte sein können, die Grenze zwischen Sikkim und Nepal, aber in jenem Jahre, 1855, war es nothwendig, so lange als möglich sowohl von der einen als von der andern Seite unbemerkt zu bleiben. Vortheilhaft war in dieser Beziehung, daß vom Tonglo-Berge an gegen Norden die Höhe dieses Kammes in der Nähe des Gipfels nur bis 9643 engl. Fuß, und an einer zweiten relativ tiefen Stelle weiter im Innern bis 9800 engl. Fuß sich einsenkt, und daß dessenungeachtet eine sehr üppige Vegetation bis zur vollen Höhe desselben hinaufreicht. Es fanden sich sogar Rhododendronspecies in Baumform bis zu 9500 engl. Fuß Höhe, wenigstens an den Abhängen des Tonglo, welcher der südlichste große Gipfel dort ist; Bambusgesträuche mit 14 Fuß langen Stämmchen zeigten sich noch bei 10,293 engl. Fuß.

Im Gebiete des Raja von Sikkim ist das Sammeln weiter landeinwärts selbst für die von mir benutzten Lepchas, die Eingeborene des Landes und zum Theil auch Unterthanen des Raja waren, sehr erschwert worden. Dessenungeachtet hat sich dort sehr reiches botanisches Material ergeben.

Nepal, das größte Himalaya-Gebiet unter eingeborenem Herrscher, wurde mir erst im letzten Jahre meines Aufenthaltes, im Februar und März 1857, zugänglich. Das botanische Material ist für mich, von Kathmandu ausgehend, ziemlich zahlreich geworden, und ich konnte auch Pflanzensammler ungehindert entsenden. So schwierig es gewesen war, nach lange währenden officiellen Unterhandlungen die Erlaubniß für mich zu erhalten, Nepal und zwar dessen politisch wichtigen Theile mit der Hauptstadt zu besuchen, so hatte ich doch in den Umgebungen Kathmandus nicht über Beschränkung zu klagen, als ich einmal zugelassen war.

Charakteristisch ist von Kathmandu bis gegen die indische Grenze herab an vielen Stellen üppige subtropische Waldvegetation. Ueber die Höhengrenzen von Obstcultur hatte ich Gelegenheit, ebenfalls an mehreren Stellen directe Messungen auszuführen; aber weiter in das Innere gegen Norden, an das Gebiet der Vegetation längs der Schneelinie, war mir dennoch nicht vorzudringen gestattet.

Dr. Hooker hatte die östlichen an Sikkim grenzenden Theile Nepals bereist; in Kathmandu selbst hatte früher Dr. Wallich einige Zeit verweilt, ein Däne, im Medical Department der East India Company angestellt, dessen Name mit so vielen Bestimmungen in der indischen und der Himalaya-Flora sich verbindet.

In den weiter westlich folgenden Provinzen, von Kamaon bis Kashmir und Marri, hat die Lage des Himalaya-Kammes eine stark gegen Norden gewendete Richtung.

Kashmir ist seit dem Sturze des Sikh-Reiches im Jahre 1846 ein Königreich für sich unter englischem Protectorate, und es gehört zu demselben nördlich vom Himalaya-Kamme noch ein sehr ausgedehnter aber sehr schwach bevölkerter Besitz im westlichen Tibet.

In den übrigen Gebieten dieser Gruppe, wo seit langer Zeit schon kleine Reiche, unter sich getrennt, entstanden waren, haben sich diese auch jetzt noch zum größten Theile in gleicher Weise erhalten, und zwar in nahezu selbständigen Formen unter eingeborenen Herrschern, deren Auftreten aber jetzt in irgend wichtigen Fragen von der indischen Regierung ganz abhängig ist. Verhältnißmäßig kleine Theile gehören gegenwärtig unmittelbar zu Britisch-Indien; ihre Annexion war vor allem mit der Errichtung von Gesundheitsstationen in Verbindung gebracht worden.

Kamaon und Gurhwal waren 1855 von meinen Brüdern Adolph und Robert untersucht worden; Ankunft in

[1]) Sein Werk über diese Reise ist: Himalayan Journals, or notes of a naturalist in Bengal, the Sikkim and Nepal Himalayas, the Khasia Mountains, etc. 2 Vols. London, John Murray, 1854.

Nainital am 16. April, Aufenthalt im Districte Milum vom 31. Mai bis 4. Juli, Abmarsch von Massuri (nach Rückkehr aus Tibet) am 8. November.

Von Simla westlich und nördlich zogen wir im folgenden Jahre, 1856, und es war dabei möglich, an mehreren Stationen — besonders lange und erfolgreich in Kaschmir — Eingeborene als Sammler aufzustellen.

Als größte Höhen des Himalaya hatten wir von solchen, die 26,000 Fuß erreichen aber übertreffen, acht unter sich gut isolirte und von den Eingeborenen durch besondere Namen unterschiedene Hauptgipfel anzuführen. Sie liegen in verhältnißmäßig geringer Entfernung von der Kammlinie, und zwar alle diese acht auf der indischen Seite des Himalaya [1]).

Daß der Boden bis nahe gegen das Niveau des Meeres sich senke, kommt längs des Himalaya-Faßes auch in seinen niedersten Theilen, an dem Tarai-Rande zwischen Bhutan und Nepal, nirgend vor; dort ist aber die Erhebung, selbst großen Strecken entlang, eine unbedeutende zu nennen, 400 bis 500 Fuß nur betragend.

Thalformen mit geringem Gefälle reichen weit noch in das Innere hinein. Dabei ist es nicht nur die Art der Gebirgshebung, welche dieses bedingt, sondern auch, mit bedeutendem Antheile, das allgemeine Tieferlegen der Thalsohlen durch Erosion; diese Modification der Bodengestaltung ist auch als eine der Bedingungen der in den Thälern absteigenden Luftcirculation von sehr großem Einflusse.

[1]) Zusammenstellung sämmtlicher einzeln dominirender Himalaya-Gipfel über 25,000 Fuß, die bekannt, 12 an der Zahl, ist gegeben in „Results", vol. II, p. 495.

Die heißen Quellen von Eilet.

M. J. Was für die heils- und noch mehr vergnügungsbedürftige europäische Menschheit Wiesbaden, Ems, Carlsbad, Baden-Baden ꝛc. sind, das sind für die Bewohner Tigres und die Wanderstämme der nördlichen Samhara die heißen Quellen von Eilet. Die Mai wui (tigr. „heißes Wasser") von Eilet werden jedoch nur von den wirklich Kranken besucht, denn für Vergnügungen wie in europäischen Badeorten ist verzweifelt schlecht gesorgt; es giebt weder luxuriöse Kaufläden noch ein mit verschwenderischer Pracht ausgestattetes Courhaus mit Lesesaal, Restauration ꝛc. und noch weniger ein elegantes Publicum, das zu den Klängen einer wohlgeschulten Capelle plaudernd promenirt. In dem Eileter Bade hat nur die wilde unverfälschte Natur ihre Reize entfaltet, nur der bedürfnißlose und nichts weniger als elegante afrikanische Eingeborene bildet das Publicum und das Orchester wird besorgt von Tausenden von weidenden Kühen, Ziegen und Schafen und des Nachts von den wilden Bestien, Hyänen, Leoparden und Löwen.

Die warmen Quellen von Eilet liegen in dem entlang dem Plateau von Tigre ziehenden Tieflande am Rothen Meere, fast genau westlich von Massawa und etwa 10 Stunden guten Marsches von letzterer Stadt entfernt. Die erste, größere Strecke des Weges bis zu dem Brunnen von Sahati ist nicht sonderlich anziehend, und ich war deshalb nicht unzufrieden damit, die Strecke bei Nacht zu machen, wodurch mir die schon oft gesehenen Reize des öden Söhel so ziemlich verhüllt blieben. Man passirt die beiden elenden Dörfer Hotumlu und M'kullu und marschirt dann durch die sterile, hügelige Gegend, die bis etwa 3 Stunden von Sahati fast ganz vegetationslos ist. Dann beginnt ein ziemlich dichter Wald von niederen Mimosen, Akazien und knorrigen Guerfabäumen, durch den die weißen saadigen Bänder mehrerer großer und einer Menge kleiner trockener Cheran (Wasserläufe) sich hinziehen. Bei Sahati sieht man das erste Wasser, einen kleinen einige hundert Schritte langen Bach, der im Westen in einem niedrigen steilen Hügelland entspringt und in dem großen nach Norden ziehenden Chor versandet. Das Wasser ist schön klar, hat aber einen unangenehmen brakischen Geschmack und verursacht leicht Magenbeschwerden. An dem Bach von Sahati ist immer Leben, denn die besuchteste und am meisten begangene Straße von Tigre nach Massawa, der von Asmara in Tigre über Ghenda und Saberguma führende Weg, hat eine seiner südlichen Etappen in Sahati. Wir trafen nach Mitternacht an dem Wasser ein und fanden den Platz unter den Bäumen schon besetzt von einer Schaar Abessinier, die ohne Feuer und ohne ausgestellte Wache den Schlaf des Gerechten schliefen. Wir streckten uns gleichfalls auf den Boden, um noch einige Stunden zu ruhen; zwei Stunden vor Sonnenaufgang brachen wir auf, zuerst der Schlucht des Baches folgend, dann über einige mit Mimosen bestandene Ebenen und einen rauhen mit Geröll bedeckten Höhenzug. Nach kurzem Marsch tauchen wir in eine furchtbare Schlucht ein, die sich in mannigfachen Windungen dahin zieht und in der dunklen Nacht einen doppelt unheimlichen Eindruck macht. Der sich in der Thalsohle windende Pfad ist zuweilen nur 30 Fuß breit und mit herabgestürzten großen Blöcken übersäet; rechts und links erheben sich steile Berge, an denen die schlanken, geraden, laublosen Stämme sich wie Linien gegen den dunklen Himmel abzeichnen. Nach halbstündigem starken Steigen sind wir auf dem Gipfel des Höhenzugs angekommen. Auf eine kurze Strecke marschiren wir über ebenes Land, dann geht es wieder abwärts in die wilde Schlucht, die zwar nicht gefährlich, aber doch mühsam genug zu passiren ist. Mittlerweile begann der Tag zu grauen, und als wir, aus dem Paß kommend, die niedrigen vorgelagerten Hügel passirten, lag die Ebene von Eilet im Dämmerschein vor uns, von der dunklen Linie der abessinischen Berge überragt. Die Sonne steigt allmälig über das Gebirge hinter uns und beleuchtet ein Bild von wunderbarer Schönheit. Vor uns liegt die Ebene des Modat-Thals in hellem Grün sich, so weit das Auge reicht, nach Norden erstreckend, während im Süden mäßig hohe, bald gewellte, bald zackige Berge sie abschließen. Gerade vor uns auf weitem freien Platz die grauen Strohhütten von Eilet, mehr nach Norden das kleinere Dorf Gumhad. Im Westen die bald grünen, bald granen und felsigen Vorberge und dahinter in herrlicher Klarheit das Gebirge von Tigre. Fast überall gleichmäßig hoch, liegt dasselbe wie eine riesige blaue Mauer da, prächtig beleuchtet von der Morgensonne, nach Norden sichtbar bis zu den Mensadergen, nach Süden bis zu dem Stock von Okulekusai. Die Schluchten des Gebirges sind alle deutlich zu erkennen, die wenigen hervorragenden Spitzen zeichnen sich scharf an dem klaren Himmel ab; im Süden der vorgelagerte Debra Bizen, mehr nach Westen die Berge von Asmara und südwestlich der höchste und schönste Berg von allen, die Amba Theodoros, gerade westlich der

einzelſtehende kegelförmige Dedra Maar. Die Luft iſt ſo klar, daß man ſtundenweit Alles auf das Deutlichſte ſehen kann, ſogar das ſpitze Dach des Klaſters auf Dedra Bizen, das in gerader Linie wohl fünf geographiſche Meilen entfernt iſt, wird durch die ſcharfen Augen der Eingebarenen dezeichnet. Die ſich nach Eilet erſtreckende Ebene iſt gut bewaldet, aber immer nur iſt es dorniger Akazienwald, der die ganze Gegend weit und breit überwuchert und von Hühnern, Zwergantilopen und wilden Schweinen belebt wird. Im October, gegen Ende der heißen Jahreszeit des Küſtenlandes war faſt Alles verdorrt, aber trotzdem macht die Landſchaft gegenüber der gelben Küſte bei Maſſawa einen ſehr wohlthuenden Eindruck.

Wir hatten bald Eilet erreicht. Das ganze Dorf beſteht aus einigen 60 Strohhütten, die dunt durcheinander ſtehen, jedes Gehöft von einem niedern Dornenzaun umgeben. Die Größe des Dorfes iſt nicht immer dieſelbe, ſondern je nach der Jahreszeit verſchieden. Während die Strohhütten der ſeßhaften Bewohner den feſten Kern der Anſiedelung bilden, ſind in der Regenzeit noch zwei, drei, zuweilen auch mehr Wanderlager der Bednan mit leichten dienenkorbartigen Hütten angelehnt, die in der trockenen Zeit verſchwinden, um in den Barbergen wieder aufgeſtellt zu werden. Augenblicklich befand ſich nur ein ärmliches Lager von Ziegenhirten bei dem Dorfe; auch fehlten, da die Herden des Dorfes im Gebirge auf der Weide waren, die meiſten jüngeren Leute und ſomit das rege Leben. Die Umgebung van Eilet iſt in einem Umkreis von 600 bis 800 Schritten ſorgfältig abgeholzt, nur einige ſtärkere ſchattige Bäume ſtnd bei den Hütten ſtehen geblieben und bilden die Verſammlungsplätze der Dörfler bei Berathung van Gemeindeangelegenheiten ꝛc.

Da ich mich in Eilet befand, ſo ſchaute ich mich auch natürlich nach den warmen Quellen um, wurde jedoch belehrt, daß dieſelben noch „weit“ ſeien. Im Süden öffnet ſich ein enges bewaldetes Thal, aus deſſen Hintergrund, etwa eine Stunde entfernt, auf einem ſteilen Berg ein helles weißes Haus hervorſchaut, das Gebäude der ſchwediſchen Miſſion, unweit deſſen die heißen Quellen liegen. Wir marſchirten durch den Dornenwald nach dem Thal nnd ſteuerten auf viel betretenem Wege nach dem weißen Hauſe als Landmarke zu. Zahlreiche Geſellſchaft war mit uns. Nach den Quellen eine Anzahl Kranker, die den Tag über baden wallten, van denſelben Schaaren von Weibern und Kindern, die den Tagesbedarf an Waſſer nach dem Dorfe ſchafften. Wir durchſchreiten einen breiten nach Nordoſten führenden Chor, deſſen Ufer mit dem giftigen Uſcher beſetzt ſind, und biegen dann in den Char ein, an deſſen oberm Ende die warmen Quellen liegen. Das auf dem Berg liegende Haus iſt kaum noch eine Viertelſtunde entfernt, als wir in dem Bachdett das erſte Waſſer ſehen; von Süden kammt ein kleines Rinnſal, das in einer kleinen zwiſchen Felſen liegenden Lache ſein Ende findet. Wir folgen dem Bache dis zu dem ſteilen Kegelberge der Miſſian, paſſiren am Fuße deſſelben eine wilde Felſenmaſſe, über die dos Waſſer in dünnem Strome rinnt; dann öffnet ſich das Thal etwas, noch hundert Schritte weiter, und wir ſind an den heißen Quellen. Der ganze von denſelben geſpeiſte Bach iſt etwa $^1/_4$ Stunde lang, und in dem Unterlauf ſteht das Waſſer nichts weniger denn einladend aus; ſtagnirend bildet es ſchwarze, ſumpfige van den Hufen der täglich paſſirenden Herden aufgewühlte Lachen, die in der glühenden Sonne hölliſche Dünſte aushauchen. Trotzdem wird das ſchmutzige Waſſer van den Leuten von Eilet faſt ausſchließlich gebraucht, da ſie zu faul ſtnd einige hundert Schritte weiter zu gehen und dort aus einer kalten Quelle das klare ſüße Waſſer zu holen. Ueberhaupt huldigen die Bedaan in Bezug auf Trinkwaſſer einem etwas abſonderlichen Geſchmack: ſüßes, klares Bachwaſſer gilt als ungeſund und wird verſchmäht, wenn das faulig ſchmeckende, ſchmutzige Waſſer der Sandlöcher zu haben iſt.

Die heißen Quellen entſpringen auf einer Strecke von 100 Schritten, fünf an der Zahl. Das Waſſer iſt vollſtändig hell, ſchmeckt vorzüglich, faſt wie ein ſchwacher heißer Thee und hat keinerlei ſchwefligen oder mineraliſchen Beigeſchmack. Die Temperatur der Quellen iſt verſchieden, am höchſten in der ſüdlichen, die etwa 60 bis 65° C. hat, ſchwächer in den übrigen, die etwa 50° C. haben. Doch iſt die Temperatur in jeder Quelle nicht immer dieſelbe, ſondern ſchwankt um 10° auf und ab, ahne daß man die Urſache davon ſagen kann; nur in den beiden Regenzeiten iſt das Fallen der Temperatur durch den Hinzutritt des kühlen Regenwaſſers leicht zu erklären.

Die nähere Umgebung der Quellen ſelbſt iſt nicht ſonderlich ſchön; ſie beſteht aus mäßig hohen, aber ſehr ſteilen und zerriſſenen Bergen, zwiſchen denen einige kleine dicht bewaldete Thäler eingebettet ſind. Neben den Quellen ſind eine Reihe Gräber derjenigen, die ſtatt Heilnng den Tad an den heißen Waſſern fanden. Der bloße Anblick des Baches läßt nicht im Geringſten auf das Barhandenſein heißer Quellen ſchließen; das Waſſer iſt prächtig klar und weder ſteigende Blaſen noch Dampf deuten die Temperatur an, dis man beim Hindurchſchreiten die Hitze ziemlich empfindlich an den Sohlen ſpürt. Der rothe Schlumm in dem Bachdett beweiſt den Eiſengehalt des Waſſers, nnd graße halbverwitterte Lavadlöcke zeigen, daß einſt vulcaniſche Kräfte hier gehauſt haben. In den Waſſern leben kleine Schildkröten, winzige Fiſche und einige Mallusken. Weſtlich der warmen Quellen etwa $^1/_2$ Stunde entfernt liegt der Chor van Akuar in engem ſelſigen Thal, geſpeiſt von einem kleinen Bach, der ebenfalls einer heißen Quelle einen Theil ſeines Waſſers verdankt. Im Südweſten von Akuar und bedeutend höher gelegen iſt die Landſchaft Hadagena, eine prächtige Wildniß mit ſteilen Bergen und weiten Ebenen voll üppigſter Fruchtbarkeit, mit wundervollen Fernſichten auf die Berge van Hamaſin, nach denen ein ſchwieriger wenig begangener Pfad führt, der in Beleſa auf dem Plateau endigt. Je näher man auf dieſen Wegen dem Hochgebirge kammt, deſto üppiger nnd kräftiger wird die Begetation; ſelbſt in der trockenſten und heißeſten Zeit iſt in einer Höhe von 3000 dis 4000 Fuß die Landſchaft im ſchönſten grünen Schmucke zu finden, überall nie verſiegende Bäche.

Das Badeleben in dem Eileter Bade beginnt mit Sonnenaufgang; dann kommen die Badegäſte, die in dem Dorfe die Nacht zubrachten, und vertheilen ſich an den Quellen. Alles ſitzt dunt durcheinander in dem heißen Waſſer, oft ſtundenlang, aber auch dicht daneben auf den Steinen mit Waſchungen beſchäftigt. Andere bearbeiten mit Füßen und Fäuſten die auf einem glatten flachen Felſen ausgebreitete Schama (Umſchlagetuch), um dieſelbe wieder in einen courfähigen Zuſtand zu ſetzen. Die Familienväter und Mütter laſſen ihren nackten Sprößlingen eine ſehr nöthige Reinigung angedeihen, eine Wohlthat, die von den Rangen durchaus nicht gewürdigt wird, da dieſelben, wenn ſie nach mehrmaligen Untertauchen in dem heißen Waſſer wieder frei werden, heulend und brüllend zu entrinnen verſuchen, meiſtens ohne Erfolg. Später kommen die umherziehenden Ziegenhirten mit ihren Schutzbefohlenen und laſſen denſelben auch die Wohlthat eines Bades zukommen, indem die Ziegen und Schafe bei den Ohren in das Waſſer geſchleppt und mehrmals darin herumgewälzt werden. So wechſelt Bild auf Bild, und erſt die furchtbar brennende Mittagsſonne verbietet jede Thätigkeit in ihren Strahlen. In der That iſt die

Hitze etwas ungemüthlich; selten fällt das Thermometer im Schatten unter 24° C., steigt aber in den heißen Monoten Juli und August bis auf 45°. Gruppenweise liegen die Courgäste im Schatten einiger großen Bäume, essend, rauchend und schlafend, bis mit der sinkenden Sonne dasselbe Leben wie am Morgen beginnt. Gegen Abend kommen noch die von den Gebirgen zurückkehrenden Herden an den Bach zur Tränke. Obwohl auch kalte Quellen in der Nähe sind, trinken die Hausthiere doch das warme Wasser mit Vorliebe, ebenso die wilden Thiere. Am hellen Tage kommen Schweine. Antilopen und Perlhühner zu den heißen Quellen, mit Sonnenuntergang die zierlichen Wüstenhühner zu Hunderten, und in der Nacht Schakale und Hyänen, zuweilen auch der Löwe, seltener der Leopard. Die Menschen verlassen des Nachts den Platz; ein Theil zieht nach der schwedischen Mission auf den Berg, der größere Theil geht nach Eilet; und nur selten wagt es Jemand, die Nacht über an den Quellen zu bleiben. Die Gegend ist ziemlich berüchtigt und war es früher noch mehr, als das Modatthal gewissermaßen als neutrales Gebiet zwischen der türkischen Provinz Massawa und Abessinien lag und den Tummelplatz der Schnapphähne aus Tigre und der räuberischen Schaho bildete. Die einen Hauptgrund zu der bittern Feindschaft zwischen Aegypten und Abessinien bildende Besetzung des Tieflandes durch Aegypten hat die Namaden zahm gemacht. Doch ist noch jetzt die ganze Gegend mit Recht wegen der vielen Raubthiere, namentlich der Löwen, verrufen und deshalb die Abneigung der Eingeborenen, dort des Nachts zu campiren, sehr erklärlich. Wir nahmen unser Nachtquartier bei den gastlichen schwedischen Missionären, die ein wohlgebautes, steinernes Haus auf einem steilen kegelförmigen Berg in der Nähe der Quellen besitzen und dort durch Erziehung von abessinischen Kindern und Bildung von eingeborenen Lehrern zur Hebung des Volkes zu wirken suchen, leider mit weniger Erfolg, als den wirklich edlen und eifrigen Männern zu wünschen ist. Der Eintritt in Abessinien ist den protestantischen Missionären untersagt, auf Anstiften der eingeborenen Geistlichkeit, sehr zum Schaden des abessinischen Volkes, dem tüchtige Lehrer gewiß Noth thun. So lange jedoch das koptische Pfaffengesindel in Abessinien wirkt, ist keine Besserung möglich; der erste Schritt zur Aenderung müßte darin bestehen, diese priesterliche Schwefelbande und ihre Anhänger ohne Schonung auszurotten.

Den heißen Quellen werden von den Eingeborenen die erstaunlichsten Wirkungen auf die Gesundheit und Heilung aller erdenklichen Uebel zugeschrieben; gegen Syphilis werden sie stark benutzt und bei Fiedern, Dysenterien und Rheumatismen ist die Wirkung auch recht günstig. Meines Erachtens üben sie jedoch dadurch den besten Einfluß, daß sie ihre Besucher zu einer gewissen Reinlichkeit zwingen, und wer den Hang zum Schmutze der Abessinier und Samharabewohner kennt, wird diesen Einfluß hoch genug schätzen. Die Frequenz der Quellen ist am stärksten in den heißen trockenen Monaten, in denen die Bewohner von Tigre das Hauptcontingent der Badenden stellen; am schwächsten in den Regenmonaten (November bis Februar). Obwohl dann das ganze Tiefland in wundervollstem Pflanzenschmuck steht, wird es von den Nichteingeborenen sorgfältig gemieden, denn dann herrscht das Fieber in der ganzen Gegend und fordert überall Opfer, selbst unter denen, die das Tiefland in wenigen Marschtagen passirten. Die Bergbewohner flüchten dann in ihre gesunde Heimath und verlassen dieselbe erst wieder, wenn das an den Hängen gepflanzte Getreide geld wird, das trockene Gras im Tiefland in Brand geräth und die schwarzen Rauchwolken und der von dem Söhel aufwirbelnde rothe Staub ihnen den Beginn der fieberfreien Zeit ankündigt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nickelbergwerke in Neu-Caledonien.

Ein sachverständiger Australier, der diese Bergwerke vor kurzer Zeit besuchte, giebt darüber folgende Nachrichten. Die Stadt Kanala, von welcher die Bergwerke ihren Namen haben, liegt einige Meilen aufwärts an einem Flusse, der in die Kanala-Bay mündet, welche der Schifffahrt Schutz gewährt. Die Stadt besteht bis jetzt bloß aus wenigen Baracken, die ein Unterkommen gewähren können; nur der Commandant, die Truppen und die Sträflinge sind mit guten Wohngebäuden versorgt. Alle Lebensmittel sind sehr theuer, wenig Auswohl und schlechte Qualität machen sich ebenfalls bemerklich. Brot, Thee und Zucker waren erst längere Zeit hindurch die ausschließlichen Subsistenzmittel der von Australien ankommenden Bergleute; in neuerer Zeit ist Salzfleisch hinzugekommen; der Verlauf eines angekommenen Schweizerlöses zu 5 Frcs. pr. Kila wurde von den Bergleuten gerade mit Ungeduld erwartet.

Die Nickelmine „Boa Kaine" liegt drei englische Meilen von Kanala entfernt und wurde vor einem Jahre von einem erfahrenen Goldgräber aus Victoria, Mr. Hanckar, erschlassen. Er ließ dreißig Tonnen Erz auf den Köpfen der Eingeborenen von dort ans Meer schaffen und verschiffte dieselben. Dann ließ er eine Anzahl erfahrener Bergleute von Australien kommen und engagirte auch Eingeborene, die fleißig und willig arbeiten und auch nach andere Eigenschaften haben, welche sie zur Civilisation geeignet machen. Sie treiben etwas Ackerbau; das culturfähige Land ist aber sehr beschränkt, und jedem derselben sind von der französischen Regierung nur drei Hektaren als Eigenthum zugewiesen worden. Die Arbeiten am Bergwerke sind schon weit vorgeschritten. Ein Stollen ist 250 Fuß weit bis zur Nickelader in den Berg getrieben und derselben nach beiden Seiten hin 300 Fuß weit nachgegraben worden, ohne daß sich eine Unterbrechung gezeigt hätte. Die Ader ist bis zu 10 Fuß dick. Man gräbt nun 300 Fuß tiefer am Berge einen zweiten Stollen. Mittelst einer Rallbahn soll das geförderte Erz nach dem Einschiffungsplatze gebracht werden, von wo es in flachen Booten flußabwärts bis zum Pic de Mars geschafft und dort in die Seeschiffe für Europa verladen wird. Bis jetzt wird nur das reine Erz exportirt; das geringere soll geschmolzen werden, sobald die nöthigen Apparate angelangt sind. Diese Nickelbergwerke dürften auf die Entwickelung Neucaledoniens eine sehr günstige Einwirkung ausüben.

Aegeutinischer Begräbnißgebrauch.

Aus der Colonie Alejandra (Prov. de Santa Fé) erhalten wir folgende dankenswerthe Zuschrift des Friedensrichters Herrn German Saechting vom 5. Mai 1876.

„In Band XXIX, Nro. 8, S. 125 des „Globus" fand ich eine Stelle, worin über die Begräbnißgebräuche der österreichischen Südslaven Folgendes angeführt wird: „Hierbei muß noch bemerkt werden, daß, wenn ein Kind gestorben ist, seine eigene Mutter nicht weinen darf, denn, sagt der Aberglaube, ihr Kind starb ja frei von Sünde, seine Seele ist in eine bessere Welt entflohen, wozu also weinen?"

Ganz derselbe Aberglaube herrscht auch hier in Südamerika in der argentinischen Republik bei der eingebarenen ländlichen Bevölkerung vor. Ich hatte Gelegenheit, dieses auf der Calanie Esperanza, Prov. de Santa Fé, zu beobachten. Wenn ein Kind stirbt, so wird dasselbe in einen blauangestrichenen Sarg gelegt, welcher mit Kränzen geschmückt ist, und dieser mit einer brennenden Kerze darauf mitten ins Zimmer gestellt. Es werden dann Nachbarn und Freunde Abends zur Tafel geladen. Nachdem das Essen vorüber, wird mit einer Guitarre Musik gemacht und die ganze Nacht hindurch getanzt bei fröhlichem Zechgelage: Wein und Genever, in hinreichendem Quantum genassen, setzen die Versammlung in die fröhlichste Stimmung. Denn, sagen die Hiesigen, eine Kindesseele geht unmittelbar in den Himmel ein, und darüber muß man sich freuen, wie der Herr Pfarrer lehrt. Am folgenden Morgen begleitet die ganze Gesellschaft den Kindessarg zur Kirche und nach dessen Einsegnung zum Kirchhof, Alle hoch zu Roß, da den Campbewohnern Wagen fehlen. Ich selbst wurde zweimal zu einem solchen Feste eingeladen, schlug indessen die Einladung ab, indem ich mich unter irgend einem Vorwande, krank oder zu sehr beschäftigt zu sein, entschuldigte. Die katholischen Pfarrer, selbst deutsche verjagte Jesuiten hier, nähren diesen Gebrauch und nehmen an solchen bacchonalischen Todtenfesten keinen Anstoß; sind sie doch gewiß, daß ihnen für die Einsegnung ein guter Lohn zufällt."

Mc Minn's Reise am Katherine-Flusse in Nord-Australien.

H. G. Es ist auffällig, daß der Katherine-Fluß, einer der schönsten und bedeutendsten Flüsse im Northern Territory der Colonie Südaustralien und nicht weit von den dortigen Goldfeldern, so lange unbekannt geblieben ist. Nicht einmal den Ort seiner Mündung in die See kannte man bisher. Und dennoch befindet sich auf den wenigen Miles seines Laufes in der Nähe der Katherine-Telegraphenstation, welche bereist wurden, gerade das beste Land mit settem schwarzen Alluvialboden auf der ganzen langen Ueberlandtelegraphenlinie durch das Herz Australiens. Der Fluß ist hier von Ufer zu Ufer, welche 90 bis 100 Fuß hoch felsenartig ansteigen, 500 Yards breit. In der trockensten Jahreszeit behält er an der Uebergangsstelle des Telegraphen noch eine Wasserbreite von 150 und eine Tiefe von 2½ Fuß.

Der jetzige Gouvernment-Resident des Northern Territory, Mr. Prince, schickte nun im September 1876 von Port Darwin eine kleine Gesellschaft unter Führung des Mr. G. R. Mc Minn aus, um den Katherine River und den Daly River näher zu erforschen. Mc Minn ist zu Anfang November nach Port Darwin zurückgekehrt und berichtet von dort über das Resultat seiner Reise telegraphisch nach Adelaide wie folgt. „Wir verfolgten den Katherine auf 240 Miles, und es ergab sich, daß er und der Daly keineswegs, wie man bisher annahm, zwei verschiedene Flüsse bilden, sondern vielmehr ein und derselbe Fluß sind. Wir überschritten ihn und erforschten das Land nach Westen und Süden zu. Der Boden war, ungeachtet vieler großer Lagunen und perennirender Wasserläufe, von sehr geringer Qualität. Meistentheils passirten wir hochgelegenes rauhes Tafelland, welches mit Scrub und Stachelschweingras bestanden war. Wir untersuchten alle Höhenzüge auf Gold, fanden aber nirgends welches. Nur über einen Block Land, im Umfange von sechs- bis siebenhundert Quadratmiles, kamen wir, welcher basalt- und kalkhaltig war und eigentlich den einzigen Strich wirklich guter Gegend bildete, den wir auf der Reise antrafen. Derselbe begann 25 Miles südwestlich von der Shacke (?? soll wohl heißen Katherine) Telegraphenstation und breitete sich von da nach Westen und Norden aus. Er war durch Quellen reichlich bewässert und enthielt fetten schwarzen Boden. Die Eingeborenen waren zahlreich und belästigten die Reisenden sehr."

Vom Büchertische.

Neuer Verlag von Otto Spamer in Leipzig:

H. von Lankenau und L. v. d. Oelsnitz: Das heutige Rußland. I. In Europa. II. In Asien. (Geheftet 7½ resp. 6½ Mark, gebunden 9 resp. 8 Mark.)

Zwei weitere zeitgemäße Bände jenes für größere Kreise bestimmten, aber auch für den Geographen und Ethnographen von Fach sehr brauchbaren Sammelwerkes „Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen", welches unter Redaction von F. von Hellwald und R. Oberländer erscheint. Die beiden vorliegenden Theile, wie immer sehr reich und zum großen Theile nach den neuesten und besten Vorlagen illustrirt, werden um so erwünschter kommen, als sie in interessanter Darstellung Quellen benutzen, welche, weil Russisch abgefaßt, verhältnißmäßig wenigen zugänglich sind.

Dr. O. Ule: Die Wunder der Sternenwelt. Zweite vermehrte Auflage von Dr. Hermann J. Klein.

Ursprünglich von dem tiefbetrauerten, für populäre Darstellung so vorzüglich befähigten Ule geschrieben, von einem solchen Fachmann, wie H. J. Klein, dem Herausgeber der „Gaea", theilweise umgearbeitet, erweitert und auf den neuesten Standpunkt der Forschung gebracht und dabei von einer so verschwenderisch reichen Ausstattung mit Holzschnitten, Chromolithographien und Himmelskarten versehen, daß man selten mehr als drei, vier Seiten in dem an 500 Seiten starken Bande ohne Abbildungen trifft, wird dies lehrreiche Buch zweifellos sich zahlreiche Freunde erwerben. Als besonders erweitert und verändert sind die Abschnitte über das Fernrohr, die Spectralanalyse (ganz neu), den Mond, die Sonne (letztere beiden vorzugsweise prachtvoll illustrirt), die Kometen und Meteor-Asteroiden und anderes hervorzuheben.

Richard Andree: Wirkliche und wahrhafte Robinsonaden, Fahrten und Reiseerlebnisse aus allen Zonen. (Zweite Auflage, gebunden 5½ Mark.)

Auf geographischem und ethnographischem Hintergrunde eine mit 97 Bildern ausgestattete unterhaltsame Reihe merkwürdiger Reisen und Erlebnisse in den verschiedensten Theilen der Erde von Labrador, Grönland und Spitzbergen im Norden bis nach Patagonien und den Crozet-Inseln im Süden, von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts beginnend bis herab zum Jahre 1859, zum Theile auf selten gewordene Originalwerke basirt. Vorangeschickt ist als Einleitung „Der Wunderglaube und das Geheimnißvolle in der Erdkunde", eine jener vergleichenden Zusammenstellungen aus allen Zeiten und Ländern, in denen der belesene Autor Meister ist.

W. Dietlein: Deutschland über Alles!

Eine Folge von 88 Charakterbildern über Land und Volk aus allen Theilen Deutschlands, die den besten Autoren entnommen sind; man findet Namen wie Kutzen, Daniel, Kohl, Schleiden, Möser, Pröhle, E. M. Arndt, Simrock, G. Schwab, Riehl u. s. w. Ein kurzer Abriß der politischen Geographie und ein Register sollen das Buch zu einem brauchbaren Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus gestalten.

Inhalt: Peking und Umgebung. (Mit sechs Abbildungen.) — J. Mestorf: Kelten und Golater. — Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski: Topographische Skizze der Vegetationsgebiete Hochasiens, nebst Bericht über Anlage des Herbariums. I. — Die heißen Quellen von Eilet. — Aus allen Erdtheilen: Die Nickelbergwerke in Neu-Caledonien. — Argentinischer Begräbnißgebrauch. — Mc Minn's Reise am Katherine-Flusse in Nord-Australien. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 28. Januar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Peking und Umgebung.

II.

Die Sommerpaläste im Nordwesten Pekings.

Etwas über eine deutsche Meile von der nordwestlichen Ecke Pekings, welches selbst noch in völliger Ebene und nur 121 Fuß über dem Meere liegt, steigen die ersten Hügel und Ausläufer des großartigen Gebirgskranzes an, welcher

Brothändler auf dem Markte am östlichen Blumenthore [1]). (Nach einer Photographie.)

die Alluvialebene des Pei ho im Westen und Norden umgiebt und den breiten Absturz des mongolischen Hochlandes bildet. Dort erhebt sich zu 300 Fuß Höhe der Yü-tsüan-

[1]) S. vorige Nummer S. 118.

ſchan oder Berg der Nephrit-Quelle, und öſtlich davon der mit reicher Vegetation, namentlich Fichten, bedeckte Wou-ſchóu-ſchon, und zwiſchen beiden entſpringt eine reiche klare Quelle, mit deren Waſſern ſchon im zwölften nachchriſtlichen Jahrhundert die Kaiſer der Kin-Dynaſtie einen großen dort gegrabenen See ſpeiſten. Das Waſſer fließt dann im Bogen nach Südoſten, erreicht die Hauptſtadt an der Nordweſtecke und füllt die Gräben, welche die tatariſche und chineſiſche Hälfte derſelben rings umziehen, ſowie die Reihenfolge von Seen, welche das kaiſerliche Quartier beleben. Dieſe liebliche Gegend lockte ſchon frühzeitig die Herrſcher Chinas an, und ſchon die Kin-Kaiſer erbauten auf dem Yü-tſüan-ſchan ihre Sommerpaläſte, deren Reſte noch ſichtbar ſind. Kaiſer Kang-hi gab den dortigen Anlagen um 1700 ihre heutige Geſtalt, während die Bauten des benachbarten Wan-ſchóu-ſchan von Kaiſer Kien-lung aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſtammen. Wie bekannt, mußte im September 1860 dieſer Sommerpalaſt und der von Yüan-ming-yüan (öſtlich vom Wan-ſchóu-ſchan in der Ebene) für die Grauſamkeiten büßen, welche die Chineſen an engliſchen Gefangenen verübt hatten; ſchon von Ferne zeigen heute rauchgeſchwärzte Ruinen von Tempeln, Paläſten und Pagoden die Spuren von der Wirkſamkeit der engliſchen Bomben und des Feuers.

Als im Winter 1872 bis 1873 der junge, ſeitdem (1874) wieder verſtorbene Kaiſer Tung-tſche mündig wurde und damit zur Regierung gelangte, richtete er ſein ganzes Streben auf drei Dinge, die er während der ſtrengen Zucht ſeiner Minderjährigkeit nicht hatte erreichen können: er aß im Uebermaß Zuckerwerk und Süßigkeiten, er wollte die Thürme der franzöſiſchen biſchöflichen Kirche, welche über die Gartenmauern ſeines Palaſtes ragen, durchaus verkürzen und drittens die Sommerreſidenz Yüan-ming-yüan (d. i. Gärten der vollkommenen Reinheit) wieder herſtellen, um dort vor ſeinem Tyrannen, dem Miniſterium des Ritus, wenigſtens zeitweilig Ruhe zu finden. War der Unglückliche doch die erſten achtzehn Jahre ſeines Lebens in dem Pekinger Palaſte eingeſperrt geweſen und hatte dieſes große Gefäng-

Der Hügel Yü-tſüan-ſchan. Im Vordergrunde der Piknik-Pavillon.

niß nicht verlaſſen dürfen! Sein früher Tod hat dieſe Erneuerungsverſuche wahrſcheinlich auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, vertagt.

Von den drei erwähnten Gartencomplexen, die genau unter 40° nördl. Br. ungefähr in einer geraden Linie von Weſten nach Oſten ſich hinziehen und denen ſich weſtlich und höher im Gebirge noch ein vierter für die kaiſerlichen Jagden beſtimmter Park, der Hiong-ſchon [1]), anſchließt, wird von den Fremden zumeiſt der Wan-ſchóu-ſchan (d. i. Berg der zehntauſend langen Lebenszeiten) beſucht, deſſen Beſichtigung wie die der anderen Gärten ſich unſchwer mit Geld erkaufen läßt, während man den in der Ebene liegenden Yüan-ming-yüan nur verſtohlener Weiſe betreten kann, indem man die vielfach ſchadhafte Mauer überſteigt. Niemand kommt eben nach Peking, ohne daß ſich irgend einer ſeiner Bekannten verpflichtet fühlt, ihm Wan-ſchóu-ſchan und auf

[1]) Wir verweiſen hier nochmals behufs näherer Orientirung auf Karte und Text von Dr. E. Bretſchneider's vortrefflicher Arbeit „Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland" (Ergänzungsheft Nr. 46 zu den Petermann'ſchen Mittheilungen), wo die kaiſerlichen Sommerpaläſte auf S. 22 bis 24 behandelt werden. Dort wird beſonders auch des Parkes Hiang-ſchan als eines herrlichen Fleckchens Erde gedacht, deſſen Reize ſchon die Kin-Kaiſer im zwölften Jahrhunderte anzogen. Schattiger Wald beſonders von chineſiſchen Fichten und anderen Nadelhölzern, doch auch von mancherlei Laubbäumen und Geſträuchern, bedeckt das ganze große Terrain. Alte Marmorbrücken führen über die Schluchten; überall ſprudeln ſilberklare Quellen, bilden Baſſins und rauſchen dann der Ebene zu. Die Tempel und anderen Gebäude ſind ſeitlich dem Verfalle preisgegeben; aber die Natur hat nichts von ihrem Zauber verloren. „Tiefe feierliche Ruhe herrſcht gewöhnlich in dieſem herrlichen Walde und friedlich äſen große Rudel Hirſche (der gefleckte Cervus-Axis) das ſaftige Gras. Man hört nichts als das Plätſchern des Waſſers und das laute Singen der Cikaden, dazwiſchen wohl auch das melodiſche Pfeifen des Pirols (Oriolus cochinchinensis). Und welch' bezaubernd ſchöne Ausſicht genießt man, wenn man den Gipfel des wohl 1000 Fuß hohen Berges erreicht. Zu Füßen liegt die ſtolze Pagode von Yü-tſüan-ſchan, dahinter der blaue See mit ſeinen Inſeln und ſchneeweißen Marmorbrücken, der grüne Hügel von Wan-ſhou-ſchan mit ſeinen maleriſchen Ruinen und die ausgedehnten Gärten von Yüan-ming-yüan. Weiter nach Südweſten ſieht man von Nebelduft umfloſſen das gewaltige ummauerte Viereck, welches die Reſidenz vorſtellt und aus deſſen laubreicher Mitte ſich der zugeſpitzte Meiſhan-Hügel in der Kaiſerſtadt erhebt."

Die siebzehnbogige Brücke (Schi-sse-sung-kiao) im Parke von Wan-schou-schan. (Nach einer Photographie.)

dem Wege dahin den Tempel mit der großen Glocke zu zeigen. Dieses Seitenstück zu der Moskauer Riesenglocke, welches 25 Fuß hoch ist und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gegossen wurde, ist innen und außen vollständig mit buddhistischen Sprüchen in chinesischer und tibetanischer Sprache bedeckt; die erhöhten Buchstaben sind etwa 2 Centimeter groß. Um nach dem Sommerpalaste zu gelangen, wählt man meist das Thor Si-tschi-men in der westlichen Mauer der Tatarenstadt und gelangt von dort in einer Stunde Trab auf einer guten Straße aus Quadersteinen und durch eine anmuthige, wohlbebaute Ebene nach dem Dorfe Hai-tien. Rechter und linker Hand führt noch je ein anderer Weg dem gleichen Ziele zu und zwar der zur Rechten über Ta-tschung-tse, das Kloster mit der großen Glocke. Als Choutzé jenes Thor durchritt, machte sich plötzlich unter den Passanten eine allgemeine Bewegung bemerklich: die Kutscheu hielten an, die Fußgänger traten zur Seite und die Reiter stiegen van ihren Gäulen. Einer der letzteren, der im Sattel geblieben war, wurde deshalb von einem hereinkommenden Beamten mit dem rothen Knopfe, dem ein ziemlich zahlreiches Gefolge und eine Herde von acht gelbgezäumten Pferden folgte, hart angelassen. Das waren die acht kaiserlichen Gäule, welche draußen geweidet hatten und nun in die Stadt zurückkehrten. Choutzé, dem es unterstand, an den allgemeinen Ehrenbezeugungen für die Thiere theilzunehmen, blieb zu Pferde, aber hielt sich ein wenig zur Seite. Ja Hai tien traf er mit mehreren Freunden zusammen, welche in einer kleinen Pagode ihre Wohnung aufgeschlagen hatten und den Schnepfen des Teiches bei dem Sommerpalaste eifrig nachstellten; dann ging es weiter auf der Steinstraße nach dem Pavillon am Seeufer, den die europäischen Bewohner der Hauptstadt bei ihren Ausflügen zur ständigen Frühstücksstation sich erwählt haben. Linker Hand fließt ein Bach und dehnen sich Reisfelder und der Seespiegel aus, auf welchem Lotus und weiße und rothe Seerosen schwimmen, während zur Rechten Trümmer von Häufern liegen, in denen die Beamten aus dem kaiserlichen Gefolge logirten; es sind roth abgeputzte Mauerstücke, an deren Fuß sich im Frühjahr ein Veilchenteppich ausbreitet, welchen im Herbst der wilde Wein ersetzt. Auch die Reste

Der Hügel Wan-schou schan mit dem See Kung ming hu. (Nach einer Photographie.)

des Zwingers liegen dort, in welchem die Kaiser Tiger aus der Tatarei hielten. — Am Bache wuschen tatarische Weiber in rosenrothen und grünlichen Kleidern ihre Wäsche, und dahinter hob sich von dem tiefblauen Himmel der Hügel Wan-schou-schan mit seinen grellfarbigen Gebäuden und dem dunkelgrünen Laubschmucke scharf ab. Zwanzig Minuten von Hai-tien führt die Straße unter einem Triumphbogen hindurch, darauf quer über einen Exercirplatz und durch ein verschanztes Lager von 100 Meter Durchmesser und erreicht endlich die rothe Mauer des Parks, deren rothes Thor, rechts und links von je einem schönen phantastischen Löwen aus Bronze bewacht, weit offen stand. Dort mußte die Gesellschaft ihre Pferde in der Obhut der Reitknechte zurücklassen; denn den Thieren ist der Eintritt nicht gestattet, und es war schon viel, daß man die Menschen ohne Weiteres eindringen ließ.

Zuerst durchschreitet man zwei Höfe, welche mit den Trümmern zerstörter Gebäude bedeckt sind; mehrere verkohlte Baumstämme zeugen dort noch heute von der Macht des Feuers, welches hier vor einem halben Menschenalter gewüthet hat. Auch einige Felsblöcke von bizarrer Gestalt liegen dort und tragen eingemeißelte Verse des Kaisers Kienlung. Darauf betritt man eine lange Fichtenallee, in deren Mitte ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Pfad entlang führt. Letzterer war einst von einer langen Gallerie überdeckt, von welcher noch einige Säulen erhalten sind und die sich, von den beiden Baumreihen beschattet, am See hinzog, parallel dem eleganten Geländer aus weißem Marmor, welches das Gewässer umgiebt. Und während dem Beschauer zur Linken sich der stille mit Lotus und anderen Wasserpflanzen bedeckte Seespiegel ausbreitet, plätschert zur rechten Hand ein Bach herab, über welchen hinweg unter dem Schatten zweier riesigen Weiden eine kleine Brücke zu dem sechseckigen Thore eines kaiserlichen Absteigequartiers führt. Weiterhin liegen wieder Trümmerhaufen, aus denen noch die gelben, blauen, grünen, violetten und schwarzen Fayenceziegeln der zerstörten Gebäude hervorleuchten.

Auf jener Fichtenallee erreichte die Gesellschaft zuletzt den Piknik-Pavillon, wo schon das von Dienern bereitete Frühstück ihrer harrte. Als Tisch diente der Steinboden, als

Sitze einige lose zerbrochene Ziegeln, die in nur allzu großer Menge an dem reizenden Platze herumliegen, und als Teller große Seerasenblätter aus dem nahen See, der außerdem das Wasser zum Thee und eine Art Hechte lieferte. Kaiserliche Gärtner hatten bei ihrem Fange, der mittelst kleiner Süßwasserkrabben aus dem See selbst stattfindet, der Dienerschaft geholfen. — Dem Auge bietet sich von dieser Stelle ein lachender Anblick dar: Schaaren von Wasserhühnern und wilden Enten schwärmen über dem See und fallen in die Rohrdickichte und zwischen die rothen Seerosen ein. Im Westen des Sees steigt der Hügel Yü-tsüan-schan mit seiner Pagode empor und dahinter die 3000 bis 6000 Fuß hohen Berge des nördlichen Tschili, und im Südosten auf dem gegenüberliegenden Seeufer zeigt sich die von Peking kommende Steinstraße sowie die große „siebzehnbogige Brücke“ (Schi-tsi kung-kiao) aus weißem Marmor, welche das Ostufer mit einer kleinen künstlichen Insel, wie deren mehrere mit Tempeln und Kiosken geschmückte im See liegen, verbindet. Dieselbe ruht auf einem Marmorfundament, ist von einem reichen Geländer umgeben und mit Mauerwerk bedeckt, in welchem Grotten und unterirdische Gänge angebracht sind. Sie ist groß genug, um nicht unbedeutende Baulichkeiten, wie ein Absteigequartier für den Kaiser, Wohnungen für die Leibwache und einen Tempel, zu tragen. Eine große bronzene Kuh bewacht den Zugang. Ein wenig rechts von dieser Insel, d. h. mehr nach Süden zu, sieht man die „Buckel-Brücke“ halbwegs zwischen Hai-tien und Wan-schou-schan, welche so stark gewölbt ist, daß sie nur Fußgänger und auch nur mit Hülfe der angebrachten Stufen passiren können. Rechts von ihr zeigt sich eine ganz runde Insel, welche früher das Aussehen einer kleinen Festung hatte, weil sie rings von Zinnenmauern umgeben war, über welche die Dächer und Pagoden herüberragten. Aber eines Nachts plünderten Diebe das Innere und legten dann Feuer an, so daß von der frühern Herrlichkeit, wie fast überall hier, wenig geblieben ist. Und zum Beschlusse des Rundblickes weilt das Auge zuletzt wieder auf der weithin sichtbaren schlanken Pagode des Hügels und Parkes Yü-tsüan-schan, welche unter Kaiser Kang-hi (1662 bis 1723) erbaut wurde und an deren Fuße die schon erwähnte „Nephrit-Quelle“ entspringt. Alltäglich holen eine Anzahl kleiner Karren große Mengen ihres geschätzten Wassers zum Gebrauche des Kaisers und reicher Leute nach der Hauptstadt. Der herrliche, rings von einer Mauer umgebene und vielerlei Baulichkeiten enthaltende Park dient heute als eines der vielen Asyle für alte, ausgediente Verschnittene des kaiserlichen Hofes. Diese Unglücklichen, deren große Anzahl durch den Umstand erklärt wird, daß jede Frau des Kaisers von der ersten Kaiserin herab bis zum Nebenweibe fünften Ranges nicht weniger als hundert sakcher Eunuchen um sich hat, bewohnen in der kaiserlichen Stadt einen eigenen Palast, den Lao kung-tschu, und unterstehen der Hofintendantur. Zwischen dem zehnten und fünfzehnten Lebensjahre treten sie ihr Amt an, in welchem sie es oft zu bedeutendem Einflusse, Macht und Reichthum bringen. Manche verlassen später den Palast, legen sich dann, wie die verschnittenen schwarzen Würdenträger des Sudan, ungenirt eine Gemahlin zu und halten besonders darauf, daß ein möglichst kostbarer Leichenstein ihre Ruhestätte in dem für sie bestimmten Begräbnißplatze, einem der schönsten Parks im Westen der Stadt, ziere, während weniger glückliche oft aus dem Palaste gejagt werden und auf der Straße ihr Ende finden. Es sind die einzigen Männer, welche außer dem Kaiser selbst vor den Frauen des innern Palastes erscheinen dürfen. Ihr Oberster trägt den Krystallknopf der fünften Beamtenclasse. Die Einkäufe des Hofes gehen durch ihre Hände, und sie verstehen sich so meisterlich darauf, daß dem Kaiser ein Ei, welches jeder Chinese — sagen wir mit 5 Pfennigen bezahlt, auf deren 80 bis 100 zu stehen kommt. Ja, unter einer frühern Regierung ist einmal die Jahresausgabe für Schminke allein auf 10 Millionen Sapeken gestiegen (Sapeken, auch Kasch, Tsien, Tschoch genannt, sind jene runden, durchlöcherten, gegossenen Münzen aus einer Legirung von Kupfer, Zinn, Zink und Blei im Werthe von $^2/_3$ Pfennig). Eunuchen gab es in China schon in sehr alter Zeit und sie recrutirten sich anfangs aus den Verbrechern. Allmälig vertraute man ihnen dann die Dienstleistungen an; besonders in Gunst standen sie im zweiten nachchristlichen Jahrhundert bei Kaiser Ling-ti aus der Hon-Dynastie. Schließlich wurden sie aber so mächtig, daß sich Verschwörungen unter den Großen des Reiches gegen sie bildeten, denen sie jedoch mit grausamer Gewalt ein Ende machten. Im Jahr 784 brachen überall im Reiche Aufstände gegen sie aus und wurden nur mit Mühe und mit Hülfe der rücksichtslos angezogenen Steuerschraube unterdrückt. Mehrere Kaiser wurden von den Verschnittenen vom Throne gestoßen oder ermordet, und letzterer oft ganz nach ihrem Gutdünken und mit ihnen ergebenen Prinzen besetzt. Hwait-jong, der achte Kaiser der Song-Dynastie, begünstigte einige Eunuchen so sehr, daß er ihnen Aemter und Würden verlieh, welche sonst ausschließlich Prinzen von Geblüt vorbehalten waren. Doch schon sein Nachfolger Hong-wu verfügte, daß kein Verschnittener weder ein bürgerliches noch ein militärisches Amt bekleiden dürfte.

Die gegenwärtig herrschende Mandschu-Dynastie hält sie viel strenger als alle vorhergehenden von den Staatsangelegenheiten fern, ohne sie jedoch ganz zu unterdrücken. Vielmehr hat die Hofintendantur nach wie vor die Aufgabe, ihren Bestand vollzählig zu erhalten, und eine Summe von 8 bis 10 Taël (50 bis 60 Mark) reicht hin, um arme Leute zur Auslieferung ihrer Söhne zu bringen. Uebrigens ist es durch besondere Gesetze Privatleuten verboten, Eunuchen zu halten, wie auch die Zahl derer, welche die Prinzen von Geblüt besitzen dürfen, gesetzlich festgestellt ist.

Topographiſche Skizze der Vegetationsgebiete Hochaſiens

(nebſt Bericht über Anlage des Herbariums).

Von **Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.**

II.

Londesregian II: Das weſtliche Stromgebiet von Tibet. Londesregion III: Hochlond Oſt-Turkiſtans vam Kaeakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge. (In der Transſeriptian lauten hier die Vocale und die Diphthongen alle wie im Deutſchen; von den Conſonanten aber iſt ch = „tſch“; j = „dſch“; ſh = „ſch“; ʒ = weiches „ſ“. — Die Höhen ſind in „engl. Fuß“ gegeben. — In den „ReſnltS“ unb in den „Reiſen“, ſowie in meinen „Akademie-Mittheilungen“ iſt auch in jedem mehrſitdigen Worte die betante Sitde mit dem Accente bezeichnet.)

Londesregion II: „Das weſtliche Stromgebiet von Tibet“,

mit den Provinzen Gnari Khorſum, Spiti, Rupchu, Tſonkor oder Zanthar, Panglong, Labol, Tras, Nubra, Bolti, Hazora (Ghilghit).

Dieſe Reihe der im botaniſchen Moteriale vertretenen Provinzen Tibets bildet zuſammen die weſtliche Hälfte jenes mächtigen Hochlondes, bas ſich in ſeiner allgemeinen Geſtaltung als ein großes in der Mitte gehobenes Längenthal dargeboten hat, mit dem Stromgebiete des Dihong im Oſten und mit jenen bes Indus und Satlej im Weſten. Die Grenze Tibets im Norden, die Kommlinie der Karokorum-Kette, bildet zugleich der gonzen nördtichen Seite Tibets entlang ahne Unterbrechung bie Waſſerſcheibe und iſt ſo die trennende Linie zwiſchen den Stromgebieten Indiens im Sttden und jenen der Mongolei und Oſtturkiſtans im Norden. In der Himalaya-Kette dagegen finden ſich ungeachtet ihrer bedeutenden mittlern Höhe unb ihres, vorzüglich auf der Südſeite, ungleich ſteilern Anſteigens zohlreiche Depreſſionen, verbunden mit Veränderung der Thalrichtung und Wendung der Flüſſe gegen Sttden; dies herrſcht vor im weſtlichen Tibet und bietet ſich ſeldſt längs des Satlej- und länge des Indus-Thales, während der Hauptfluß Dihong im Oſten den Himolaya-Komm nicht durchſchneidet, ſonbern an deſſen öſtlichem Ende gegen Aſſam umſtrömt.

In ihrer politiſchen Stellung ſind bie einzelnen Theile des weſtlichen Tibet unter ſich ſehr verſchieben; ober bas öſtliche Tidet, Bodyul, iſt ſeiner gonzen Ausdehnung nach eine einzige von China odhängige Provinz, nur unter getrennter Regierung und Adminiſtrotion [1]); das eentral gelegene Gnori Khorſum iſt unmittelbar Provinz von China, und es war deshalb ungeachtet großer Vorſicht ſehr ſchwer geweſen, in dieſen Theil von Tibet vorzudringen.

Ueber die Terrainverhältniſſe des öſtlichen Tibet ſind neuerbings, erſt ſeit Vorlage dieſes Berichtes, gleichfolls Daten directer Entfernungs- unb Höhenmeſſungen durch einen Monn unſers frühern Gefolges, Noin Singh ous Milum, nach Indien gelangt. Er war ſchon von uns mehrmals zu correſponbirenben Beobachtungen an einzelnen Stotionen und bonn längs Routen verwendet worden, und hatte ſeldſt, obwohl er nur Hindoſtani und Tibetiſch ſprach, eine Zeit long den Wunſch geäußert, nach Europa mit uns zu gehen („Reſults“ I, p. 39); ſpäter wnrde er burch Oberſt Montgomery als entſprechender Gehülfe der Great Trigonometrical Survey übernommen. (Was das Flußſyſtem betrifft, ſcheint er ben Hauptfluß Oſttibets, der noch den unmittelbaren Angaben, die ich in Bhutan von Tibetern erhielt, in ſeinem obern Theile Tſongdochu unb im untern Dihong genannt wirb, ähnlich wie meiſt die Europäer in Indien vom eigentlichen Brahmaputra Aſſams in der Benennung nicht getrennt zu holten. An der Vereinigungsſtelle ſelbſt bilden aber die beiden Flußrichtungen nahezu einen rechten Winkel und der Brahmoputra — oder „Lohit“ bei den nordöſtlich von Aſſom folgenben Aboriginern — iſt in ſeiner Waſſermenge ber größere. Eigene vergleichende Prüfung der zu bietenden Namen iſt überhaupt von Eingeborenen ats Beobachtern, wenn auch praktiſch ganz gut vorbereitet, nicht zu erwarten.)

Die Provinz Spiti iſt ſeit 1849 in Beſitz des inbiſchen Reiches, ober als Depenbenz mit beſonderer Verwaltung. In ber letzten Periobe bes Sikh-Reiches hatte Spiti zu dieſem gehört; nach dem Friedensſchluſſe von 1846 wor es als Lehen gegen Tribut dem damals ſelbſtändigen Raja von Biſohir vertiehen worden, bei dem es aber nur brei Jahre beloſſen wurde.

Ladal wor früher bie Hauptprovinz eines tibetiſchen Königreiches, bas erſt von Gulad Singh erobert und ſeinem Koſhmir-Reiche onnectirt wurbe. Mit den Provinzen von Rupchu bis Nubra bildete es das Reich Lodok oder Mittel-Tibet.

Balti, mit Hozoro unb Ghilghit zuſammen ols das Reich Bolti oder Klein-Tibet bezeichnet und früher ebenfalls unabhängig, gehört jetzt ouch zn Koſhmir. Nur Ghilghit iſt noch jetzt nicht gonz von den Koſhmiris bewältigt; zur Zeit unſerer Reiſen waren unter der Bevölkerung viele Unruhen, und es lannten ſeldſt bie Sammler Ghilghit nicht beſuchen. Gleiches hatten wir zum Theil von den ganz weſtlichen und nordweſtlichen Gauen der Provinz Balti, an Ghilghit grenzend, gehört, und es ergab ſich ouch, daß es dort ollerdings für das Sammeln großer Vorſicht bedurfte, aber mehr wegen Unſicherheit bes Verkehres durch Plünderungen als wegen der politiſchen Zuſtände.

Die Vertheilung unſerer Bereiſungen war die falgende:

Gnori Khorſum wurbe 1855 von meinen Brüdern zuerſt vom 9. Juli bis 22. Auguſt beſucht, wobei ſie bis Gartok, der Honptſtobt der Provinz, gelangten, jedoch unter großen Schwierigkeiten mit den chineſiſchen Behörden ſogleich an der Grenze ſchon; vom 5. bis 19. September hatte Adolph mit beſſerm Erfolge der Verkleidung ein zweites Mal neue Routen über den Himolaya-Kamm in dieſen Theil von Tibet eingeſchlagen [1]).

Im folgenden Jahre führten unſere Routen in das weſtliche Tibet. Von Robert und von mir wurden von Mitte Juni bis 9. Augnſt unb bonn — noch Rückkehr aus Tur-

[1]) Die Hauptgewalt der locolen Beherrſchung befindet ſich für das öſtliche Tibet in den Händen des Dalai Lama zu Laſa, der den höchſten Rang unter den tibetiſchen Prieſtern einnimmt; aber auch der Panchen Rinpoche, der hohe Prieſter zu Taſſilhunpo, weſtlich von Laſa, hat eine Macht, die ſich in mancher Richtung bis zu ſeiner Unabhängigkeit von Laſa ſteigert. „Reiſen“, Bd. II, S. 22.

[1]) Seit dem Vordringen nach Gnari Khorſum durch Colonel Henry und Major Richard Steachey, 1846 und 1849, war dort das chineſiſche Tibet für Europäer um ſo ſchwerer zugänglich geworden.

kiſtan — nochmals vom 4. September bis 11. und bis 14. October die Provinzen des Reiches Ladak bereiſt, wobei ſogleich bei Beginn der Unterſuchung jener Gebiete die Salzſeen[1]) der Provinz Pangkong für mich beſonders viel des Neuen boten, ſelbſt in der quantitativ ſpärlichen Flora, die ich dort zu beobachten und zu ſammeln Gelegenheit hatte; nördlich von dieſen war Nubra wegen des unerwarteten Auftretens der waſſerſcheidenden Kammlinie für die Bedingungen der Pflanzenverbreitung von ſpecieller Bedeutung geworden.

Adolph's Routen waren in Tſanſkar oder Zankhar und dann in Balti und in Hazora gelegen, vom 9. Juni bis Anfangs October. Am nördlichſten und auch am höchſten dort war er in den Umgebungen des Mustagh-Gletſchers gekommen.

Unſere Sammler konnten hier im weſtlichen Tibet, nebſt einzelnen an ſich neuen Nebenrouten, für mehrere Lagen verlängerten Aufenthalt an Standquartieren des Trains zu fleißigem Begehen der Umgebungen benutzen. So war es zu Le, der Hauptſtadt von Ladak, und zu Skardo, der Hauptſtadt von Balti; einmal bot ſich ihnen auch eine Woche zu Taſching, einem Dorfe Hazoras, wo man nach Angabe der Eingeborenen eine der mehr als mittelgut bewachſenen Stellen für ſolche Höhen zu erwarten hatte, was ſich auch bewährte.

Im Jahre 1857 hatten Adolph's Wege nochmals durch Tibet geführt, wobei er in Tſanſkar eintrat, aber dann durch Rupchu und Pangkong nordweſtlich ſich wandte und Le nicht berührte, um unbeachtet nördlich von Tibet vordringen zu können. Dabei hatte er nur wenig Zeit zu Aufenthalt; über den Bara-Lacha-Paß der Himataya-Kette kam er am 31. Mai, über den Chang-Lang-Paß der Karakorum-Kette am 18. Juni; Herbarium-Material von dieſer Route Adolph's, die er ſo raſch durchziehen mußte, liegt mir nicht vor.

Die Bodengeſtaltung in Tibet iſt als jene eines „Hochgebirges“ zu bezeichnen. Ungeachtet der bedeutenden Höhe über dem Meere auch der Thäler haben doch bei Weitem die meiſten Theile Tibets ſehr beſtimmte Thalformen mit Unterſchieden relativer Höhe zwiſchen den Thallinien und ihren Umgebungen, die in jedem andern Gebirge von geringerer Geſammterhebung noch immer an ſich als ſehr große auffallen würden.

Das Anſteigen zu Päſſen, auch zu ſolchen, die in ſecundären Kämmen zwiſchen den Thälern liegen, beträgt im Mittel der beiden Abdachungen meiſt 2500 bis 3000 engl. Fuß; doch ſind ſelbſt entſprechende Höhendifferenzen von 6000 und von 7000 Fuß nicht ſelten. Eigentlicher Plateaus werde ich nördlich vom Karakorum-Kamme, auf der Seite ſeiner Abdachung gegen den Künlün, zu erwähnen haben. Es iſt von Bedeutung, dieſe topographiſchen Formen und ihre Verſchiedenheit von den Annahmen, die früher und meiſt in der letzten Zeit noch gemacht worden ſind, bei der Beurtheilung des Auftretens und der Verbreitung der Flora dieſer Gebiete ebenfalls im Auge zu behalten. Es folgt daraus unmittelbar für die Wärmeverhältniſſe, wie ſich oft genug in unerwarteten Extremen während der Reiſen gezeigt hat, größere Verſchiedenheit und größere Veränderlichkeit innerhalb der Grenzen der Maxima und Minima der Temperatur der Luft und des Bodens, als eine mehr gleichmäßige Erhebung ſolches bedingen würde. Dabei iſt auch auf die mechaniſche Verbreitung vieler Theile der Flora die Bodengeſtaltung an ſich — ob ſo, wie ſie hier vorliegt, oder ob Plateauform mit relativ geringen Höhenverſchiedenheiten — von wichtiger Einwirkung; es ändert ſich mit ihr ſowohl der Effect der Winde als jener des abſtrömenden Waſſers.

Ganz den Verhältniſſen der Kämme entſprechend zeigte ſich die Geſtaltung der einzelnen der großen Schneegipfel in Tibet. Die drei höchſten bis jetzt bekannten Gipfel dieſes Gebietes liegen in der Karakorum-Kette; es ſind dieſe der Dapſang[1]) mit 28,278 Fuß, der Diamar mit 26,629 Fuß, der Maſheribrum mit 25,626 Fuß Höhe.

Der untere Rand des Karakorum ſchließt ſich gegen Norden, in der Mongolei und im öſtlichen Turkiſtan, faſt ſeiner ganzen Ausdehnung entlang den Abhängen des gegenüber liegenden Künlün-Gebirges an; die mittlere Höhe längs der Berührungslinie zwiſchen dieſen beiden Gebirgen iſt zu 12,000 bis 13,000 Fuß anzunehmen.

Am Südrande von Tibet ſind die niederſten Punkte die Austrittsſtellen des Indus und des Satlej.

Der Indus ſenkt ſich bei Bunji in Balti zu 4870 Fuß. Bei Skardo, der Hauptſtadt von Balti, in der verhältnißmäßig geringen Entfernung von 75 engl. Meilen Stromlänge hat das Niveau des Indus noch 7255 Fuß Höhe. Aber unmittelbar oberhalb dieſer Austrittsſtelle, gegen Norden und viel weiter noch gegen Nordweſten längs dem Haſſin-Seitenfluſſe über Ghilghit ſich hinziehend, bietet ſich eine breite durch Eroſion entleerte Thalmulde, die einſt als See gefüllt war; ſo hat Ghilghit, obwohl noch 25 engl. Meilen von der Einmündung des Haſſin in den Indus bei Bunji entfernt und auf einer Alluvialſtufe des rechten Ufers gelegen, erſt 5025 Fuß Höhe.

Der Satlej hat bei Bruang, dem erſten größern Dorfe nahe ſeiner Austrittsſtelle aber ſchon außerhalb der Kammlinie auf der Kanaur-Seite gelegen, eine Höhe von 5946 Fuß.

Dieſe und ähnliche für Tibet tief herabreichenden Thalgebiete waren ungeachtet ihres vereinzelten Vorkommens doch in pflanzengeographiſcher Beziehung nicht unbeachtet zu laſſen, inſofern ſich dort bei dem Auftreten einzelner indiſcher Formen für dieſe wenigſtens über die „Möglichkeit räumlicher Verbreitung“ und über die „Widerſtandsfähigkeit gegen Trockenheit ſowie gegen ziemlich kühle Lufttemperatur bei intenſiver Beſonnung“ Entſcheidung bietet.

Landesregion III: „Hochland Oſtturkiſtans vom Karakorum-Kamme gegen Norden, und Künlün-Gebirge.“

In der Zuſammenſtellung der Pflanzen ſind zwei Gruppen unterſchieden:

1. Gruppe „Karakorum“ mit der Provinz Yarkand;
2. Gruppe „Künlün“ mit den Provinzen Yarkand, Khotan.

Dieſe hier ſich bietenden nördlichen Theile Hochaſiens ſind es, innerhalb welcher, verſchieden von der ſo prägnirten Thalbildung in Tibet, große Strecken als „Hochlandwüſten“ in der Form ſchneefreier aber ſteriler Gebirgsplateaus zu bezeichnen ſind. Solches gilt vorherrſchend für die oberen Terrainſtufen von der Karakorum-Kammlinie gegen Norden, theilweiſe auch für das gegenüber ſich erhebende Südgehänge des Künlün; nördlich von der Kammlinie des Künlün ſind die gewöhnlichen Gebirgsformen das Vorherrſchende, nämlich gut markirte Kamm- und Thalbildung.

[1]) Beſprochen in „Unterſuchungen über die Salzſeen im weſtlichen Tibet und in Turkiſtan. 1. Theil: Rupchu und Pangkong. Das Gebiet der Salzſeen im weſtlichen Tibet.“ 4. Abhandlungen der II. Cl. der Akad. der Wiſſ. Bd. IX, Abth. I, S. 115 bis 190. München 1871.

[1]) Ungeachtet ſeiner mehr als 900 engl. Meilen weit, gegen Nordweſten, entfernten Lage, bei 35° 53′ nördl. Breite, 76° 34′ öſtl. Länge von Greenw., iſt die Höhe des Dapſang nur von jener des Gaurisankar übertroffen; die geographiſchen Coordinaten des letztern ſind 27° 59·3′ nördl. Breite, 86° 54·7′ öſtl. Länge von Greenw., 29002 F. (8839·5 Meter) Höhe.

Das Gebiet zwischen dem Karakorum und dem Künlün ist hier ganz unbewohnt und zeigte sich sehr arm an Vegetation, wegen großer Erhebung bei großer Trockenheit. Am Nordgehänge des Künlün haben die Verhältnisse des Klimas und der Vegetation sehr deutlich andern Charakter. Infolge vermehrter Feuchtigkeit und größerer Regenmenge findet sich dort gut entwickelte Grasvegetation noch oberhalb der Strauchgrenze, während in den Hochwüsten holzbildende Gewächse die letzten Formen sind, welche den Wirkungen nächtlicher Strahlung und heftiger Stürme Widerstand bieten können. Bewohnte Orte reichen auf der Nordseite des Künlün, bei einer Breite von 36 bis 36½° N., bis zu 9000 und 9500 Fuß Höhe; Weideplätze sahen wir mit Schafherden bis zu 13,000 Fuß bezogen. Verhältnißmäßig noch günstiger ist das Klima in den Vorbergen des Nordrandes und in den ersten Stufen des Flachlandes von Turkistan. Doch schon in geringer Entfernung vom Gebirge zeigt sich der bei weitem größere Theil Turkistans durch die Wüste Gobi bedeckt, in welche nur an den Ufern der Flüsse landschaftlich bemerkbares Auftreten von Vegetation etwas weiter noch sich vorschiebt; zum größten Theile wäre dasselbe auch in solchen Lagen noch weniger häufig und, besonders in seiner Breite, viel enger begrenzt, wenn nicht mit den Culturen der Bewohner die Bodenbewässerung ziemlich weit sich ausdehnte.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist hier wie dem ganzen Nordrande Hochasiens entlang eine sehr geringe. In den östlichen Theilen sind die Bewohner Turkistans Mongolen mit vereinzelten türkischen Karawanenkaufleuten; die westlichen Theile sind ausschließlich von Turkis (arabischer Race) bewohnt. Das Gebiet dieser letzteren dehnt sich noch weiter gegen Westen aus als die Karakorum-Kette und zieht sich dem Hindukush entlang noch fort; doch zerfällt es in zwei durch das secundäre und langsam ansteigende aber wasserscheidende Gebirge des Balur Tagh getrennte Reiche, in Ostturkistan, das hier vertretene längs des Karakorum- und Künlün-Gebirges, und in Westturkistan[1]) längs des Hindukush-Gebirges.

Ostturkistan, in das wir über die Karakorum- und über die Künlün-Kette als die ersten Europäer vordringen konnten, erreichten wir 1856 und 1857. Die Provinzen dieser Landesregion und die Zeit des Sammelns betreffend sind noch die folgenden Daten beizufügen.

Im Sommer 1856 kamen wir — Hermann und Robert — am 9. August über den Karakorum, wobei der gleichnamige Paß gewählt wurde, in das obere Yarkand. Am 23. August gelangten wir mit Ueberschreiten des Elchi-Passes des Künlün nach Khotan; Rückkehr nach Nubra über den Karakorum-Paß am 4. September.

Von diesen beiden im Herbarium vertretenen Provinzen liegt Khotan mit der Hauptstadt Elchi im südöstlichen Theile Turkistans, ist aber im Süden von der Kammlinie der Künlün-Kette, nicht von der Karakorum-Kette begrenzt. Die Provinz Yarkand dagegen zieht sich bei Khotan eine Strecke weit von Südosten nach Nordwesten herab und liegt noch zwischen den beiden Kämmen; dann wendet sie sich, die westlichen Ausläufer des Künlün einschließend, gegen Norden und bald darauf weit gegen Osten.

Für den Karakorum auf der Yarkand-Seite liegen bei unseren Pflanzen nur solche aus den obersten Terrainstufen und aus den mittleren Erhebungen vor.

Westlich und nördlich von Yarkand folgen in Ostturkistan die Provinzen Taschkurgan und Kashgar[1]). Die erstere, von geringer Breite gegen Norden, ist im Westen vom Balor-Tagh-Gebirge begrenzt, im Norden von Kashgar. Die Provinz Kashgar erstreckt sich im Westen gleichfalls an die Kammlinie des Bolor-Tagh, gegen Norden an jene der Thianschan-Kette, gegen Osten und zum größten Theile gegen Süden ist sie durch die Provinz Yarkand begrenzt. In unserm Herbarium sind diese beiden Provinzen nicht vertreten. Die erstere wurde überhaupt von keiner unserer Routen berührt.

Nach Turkistan gelangte Apolph im Juni 1857, aber unter Umständen, die schon seit längerer Zeit Sammeln jeder Art unmöglich gemacht hatten.

Die Wälle Yarkands erreichte er am 16. August; sein letztes Lager war am 25. und 26. August zu Kashgar, 2 engl. Meilen südlich von der Stadt, aufgeschlagen.

Im Jahre 1856 gehörte ganz Ostturkistan zum chinesischen Reiche, und Europäern, die als solche sich dort hätten zeigen wollen, wäre der Eintritt absolut verweigert worden. Im Frühling 1857 hatte Aufstand gegen China begonnen, und gegenwärtig ist Ostturkistan selbständig geworden unter einem muselmanischen Herrscher, dem Amir Mohammed Yakub Khan, der seinen Sitz in Kashgar hat.

Ueber die Maxima der Erhebung im Künlün-Gebirge ist zur Zeit mit Bestimmtheit noch nicht zu urtheilen; doch lassen sich Höhen bis gegen 22,000 Fuß annehmen, da schon jetzt Gipfel bis an 21,000 Fuß ziemlich zahlreich bekannt sind und da wenigstens in den mittleren Theilen, und in Turkistan nach bis ganz nahe heran an das Ende im Westen, die Kammhöhe eine sehr bedeutende ist.

Die Thalhöhe in jener Unterbrechung des Kammes, durch welche der Karakash-Fluß, Ost- und West-Künlün trennend, austritt, kann nirgend niederer als 11,400 Fuß sein; am Halteplatze Pilartakasch, schon ein wenig nördlich und thaladwärts davon, ist sie 11,396 Fuß. Aehnlich scheint auch die östlicher gelegene Austrittsstelle des Keria-Flusses gestaltet zu sein.

Als Höhe des obern Randes des Steppenlandes von Ostturkistan, das nördlich vom Künlün-Gebirge folgt, hat sich längs der Linie, welche die Hauptorte Elchi, Karghalik, Yarkand und Kashgar verbindet, zwischen 5000 und 4000 Fuß ergeben. [Der mehr als 12 Längengrade östlich von Kashgar gelegene See Lop ist noch bedeutend niederer; für diesen wird die Höhe zu 2500 Fuß (?) angenommen.] —

Zur Vervollständigung des topographischen Bildes und wegen der unmittelbaren Verbindung mit den Vegetationsverhältnissen der Hochgebirge gebe ich noch aus der Erläuterung der „Localitätrn" Zusammenstellung der Schneegrenzen für die Gebiete der drei Kämme Hochasiens, zugleich mit den analogen Daten für die Alpen Europas.

Die Höhen, die sich als Mittelwerthe für die Schneegrenze in den drei Hauptketten ergeben haben, sind die folgenden:

[1]) Westturkistan ist seit einigen Jahren Provinz Rußlands geworden, dessen Macht auch in den südlichen Theilen des centralen Asien stetig sich ausdehnt. — Durch dieses Gebiet und, nördlich von den Erhebungen des Karakorum und Künlün, über den Bolor Tagh, hatte Marco Polo's erste Europäer-Route nach Yarkand im 13. Jahrhundert geführt. Zu vergl. neue Abh. von J. B. Paquier „Itinéraire de Marco Polo", mit Karte, Bull. Soc. de Géogr. de Paris, Aug. 1878. Allgemeine vergleichende Daten über diese Gebiete mit wichtigen Erläuterungen sowohl der topographischen Verhältnisse als auch des Kulturzustandes und der politischen Stellung der Bewohner enthält das Werk Friedrich von Hellwald's: „Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Leipzig. Otto Spamer. 1875."

[1]) Die topographischen Daten über diese Theile Turkistans habe ich allgemein zusammengestellt in dem Berichte „Die Pässe über die Kammlinie des Karakorum und des Künlün in Balti, in Ladak und im östlichen Turkistan. Nach unseren Beobachtungen von 1856 und 1857 und den neueren Expeditionen." Abhandlungen der II. Cl. der k. b. Akad. der Wiss. Bd. XII. Abth. I. S. 1 bis 116. München 1874. (Im Auszuge in „Ausland", Mai 1875.)

Digitized by Google

1) Himalaja-Kette:

In der Breite von Bhutan bis Kaſhmir, von 27½° bis 34½° N.

Südliche oder indiſche Seite . . 16,200 F.
Nördliche oder tibetiſche Seite . . 18,600 F.

Bedingt iſt die große Höhe auf der Nordſeite durch die ungleich geringere Menge des Niederſchlags, der dort zum Schmelzen ſich bietet. In Hazora, nordweſtlich von Kaſhmir, tritt, mit Ausdehnung größern Schneefalls auch auf die Nordſeite, die der Breite entſprechende Senkung der Schneelinie wieder ein.

Schneegrenze in Hazora, Mittel . 15,600 F.

2) Karakorum-Kette.

Breite von 28° nördl. im öſtlichen Tibet bis über 36° nördl. in (Oſt-) Turkiſtan.

Mittel beider Seiten . . . . 19,000 F.

Der Unterſchied zwiſchen den beiden Seiten iſt bei der vorherrſchend nordweſtlichen Richtung der Kammlinie und bei den im abern Oſt-Turkiſtan, ſowie im Tibet nur geringen Niederſchlagsmengen nirgends bedeutend.

Die Expoſition aber an den einzelnen Lagen zeigte großen Einfluß. In Tibet, meiſt auch in Turkiſtan, iſt

Mittel für Nordexpoſition . . . 18,600 F.
Mittel für Südexpoſition . . . 19,600 F.

In einiger Entfernung vom Kamme gegen Norden macht ſich in Turkiſtan Depreſſion durch etwas vermehrten Schneefall bemerkbar.

3) Künlün-Kette.

Die Strecke zwiſchen 36° und 36½° nördl., bei vorherrſchend weſtöſtlicher Richtung.

Südſeite, gegenüber der Karakorum-Kette 15,800 F.[1])
Nordſeite, gegen die Turkiſtan-Senkung gewendet . . . . . 15,100 F.

In dieſem Theil des Künlün, wo von uns auch für das Herbarium geſammelt wurde, liegt die Schneegrenze im Mittel bei etwas wärmerer Temperatur als im Karakorum, iſt aber noch immer für dieſe Breite ausnahmsweiſe hoch; an einzelnen durch Expoſition begünſtigten Stellen und, allgemein, weiter gegen Oſten coincidirt die Schneegrenze ſogar mit Höhenisathermen kühler noch als jene an der Schneegrenze im Karakorum.

Im Hindukuſh wird die Schneegrenze — gegen Weſten raſch ſich ändernd — bedeutend niederer, und läßt deutlich auf vermehrte Niederſchlagsmenge ſchließen, ebenſo wie der bis jetzt bekannte Vegetationscharakter jener Gebiete.

Wie die Zuſammenſtellung mit den entſprechenden Höhenisothermen mir ergab, iſt nicht die Schneegrenze auf der Himalaja-Südſeite für dieſe Breiten das Exceptionelle, ſondern ihre bedeutende Höhe in den centralen Lagen, wo die Trockenheit eine ungewöhnlich große iſt[1]). Die hohe Lage der Schneegrenze ändert dort ſogar die Formen der Landſchaft ſehr bedeutend; ſie bedingt, daß auch die Ausdehnung der mit Schnee und Firn bedeckten Flächen, welche die Schneeregion bilden, dort im Vergleich zu anderen Hochgebirgen als eine — verhältnißmäßig — unerwartet kleine ſich geboten hat. —

Die Alpen.

Für die Alpen hatte ich mit meinem Bruder Adolph bei unſeren Unterſuchungen vor unſerer indiſchen Reiſe die folgenden Höhen erhalten[2]); die Werthe derſelben gelten ſowohl für die Centralalpen ſpeciell als auch für das ganze Gebiet ſchneebedeckter Alpenflächen, im Mittel dann auf die entſprechende Breite von 46½° nördl. ſich beziehend. (1 engl. Fuß = 0,9383 Par. Fuß = 0,3048 M.)

Es ergab ſich als mittlere Höhe der Schneegrenze für die Südſeite der Alpen 9200 engl. F. = 8600 Par. F. = 2790 M.; für die Nordſeite 8900 engl. F. = 8300 Par. F. = 2700 M.; für das ganze Gebiet 9000 engl. F. = 8400 Par. F. = 2730 M.

[1]) Hier würde demnach ſelbſt der Gipfel des Montblanc unſerer Alpen zur Schneegrenze noch nicht ganz hinanreichen. (Die Höhe deſſelben iſt bekanntlich nach dem allgemein von Delcros berechneten Mittel 15,784 engl. Fuß = 14,809 Par. F. = 4611 M.)

[1]) Erläutert in unſeren „Results of a Scientific Mission to India and High Asia"; Vol. IV, p. 566 — 572.

[2]) „Phyſikaliſche Geographie der Alpen", Band I, 1850, S. 506; Band II, 1854, S. 596 bis 597 (dort für neun Gebiete getrennt gegeben).

Die engliſche Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

I.

W. K. Durch das ſchnelle Erſcheinen von Capitän Nares' officiellem Bericht über den Verlauf der von ihm geleiteten Expedition ſowie durch ſeinen und ſeiner Begleiter, Markham und Stephenſan, Vorträge in der Londoner geographiſchen Geſellſchaft ſind wir in den Stand geſetzt, in Folgendem unſern vorläufigen Bericht („Globus" XXX, Nro. 21, S. 333) mit intereſſanten Einzelheiten zu bereichern und zugleich mit Rückſicht auf den gegenwärtigen Stand der Nordpolarfrage unſere am Schluſſe ausgeſprochene Beſürwortung der Vorſchläge der deutſchen Reichscommiſſion näher zu begründen.

In jeder Beziehung vortrefflich waren die beiden Schraubendampfer „Alert" und „Discovery" für ihre Zwecke ausgerüſtet, und ihre im Ganzen 121 Mann ſtarke Beſatzung, ausgeſuchte Leute aus der engliſchen Marine, blickten mit Vertrauen auf ihre Führer, als ſie am 22. Juli 1875 Upernivik, die letzte däniſche Niederlaſſung auf der weſtgrönländiſchen Küſte, verließen, und nun der ſchwierige Theil der Fahrt begann. Sofort begannen auch die Gefahren. Bekanntlich iſt die Weſtküſte Grönlands in ſäculärer Senkung begriffen, und da ſie in jener Gegend ſtark zerklüftet iſt, ſo entſtehen zahlloſe Inſelchen inmitten enger Canäle, die durch viele geſunkene nur eben vom Waſſer bedeckte Riffe überaus gefahrvoll werden. Zuverläſſige Karten, welche die Fahrt erleichtern würden, giebt es leider noch nicht, und ſo hatte die „Discovery" trotz eines mitgenommenen Eskimo-Lotſen das Unglück, bei nebligem Wetter in einem der Canäle auf den Grund zu gerathen; glücklicherweiſe ohne ernſtlichen Schaden zu nehmen. Mit der nächſten Fluth wurde ſie wieder flott und beide Schiffe konnten ihre Fahrt nach der Inſel Kangitok, der nördlichſten dieſes Labyrinthes, fortſetzen. Von hier führt der gewöhnliche Cours der Nordfahrer an der Küſte der Melville-Bay ins Bagen nach Cap York weiter; Nares ſteuerte jedoch mitten durch das gefürchtete Treibeis der Baffins-Bay direct auf jenes zu. Das klare windſtille Wetter und der Umſtand, daß nur wenige zerſtreute Eisberge in Sicht waren, ermuthigten ihn, dieſen gefährlichern aber Zeit ſparenden Weg zu

wählen; doch warnt er davor, aus ſeinem glücklichen Erfolge zu ſchließen, daß man immer dazu rothen könne. Die mächtigen Eisberge, welche vorzüglich der Humboldt-Gletſcher nach Süden ſendet, werden durch das nur 3 bis 4 Fuß dicke Oberflächeneis in ihrer freien Bewegung nicht gehemmt, und da ſie wegen ihres Tiefgonges und ihrer Größe den Wirkungen der Strömung oder des Windes in anderer Weiſe als das leichtere Treibeis unterworfen ſind, nehmen ſie häufig ihren Weg mitten durch dieſes. Ein Schiff, und wäre es auch der ſtärkſte Dampfer, welches von Treibeis eingeſchloſſen in den Cours eines ſolchen Koloſſes geriethe, wäre rettungslos der Vernichtung preisgegeben.

Die engliſchen Entdeckungen im Smith-Sunde.

Unſere Expedition hatte es den außerordentlich günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen des Jahres zu danken, daß ſie nur auf ein ſehr verwittertes Eis ſtieß, deſſen Schollen ſich von ſelbſt theilten und einen Durchgang öffneten, ſo oft der Bug eines Schiffes gegen dieſelben anſtieß. Glücklich wurde Cap York und die Carey-Inſeln erreicht und am 28. Juli, 5½ Tage nachdem man den Hafen von Upernivik verlaſſen, hatte Capitän Nares die Freude, die Expedition nahe Port Foulke am Eingange des Smith-Sundes vor Anker zu ſehen, während der letztere trotz eines friſchen Nordwindes vollkommen eisfrei war.

Während Capitän Stephenſon den Eingang des Foulke Fjords erforſchte, um zu erfahren, ob er für Winterquartiere geeignet ſei, beſuchten Nares und Commodore Markham in einem Boote Littleton Island und die Life-Boat-Bay, den Schauplatz des Untergonges der „Polaris“. Leicht fanden

ſie den von Dr. Beſſels als Niederlage verſchiedener Gegenſtände bezeichneten Ort, und es war klar, daß derſelbe ſeit jenen Unglückstagen nicht wieder von Menſchen beſucht war; denn wenn auch der Inhalt einiger Kiſten über den Boden zerſtreut war, zeigten ſich doch andere, welche Lederkleider, Handwerkszeug, Nadeln u. ſ. w., lauter für Eskimos ſehr werthvolle Artikel, enthielten, vollkommen unverſehrt.

Port Foulke iſt der beſte bis jetzt bekannte Punkt für Winterquartiere in den arktiſchen Regionen und wurde ſchon von Hayes während ſeiner Ueberwinterung daſelbſt 1860 bis 1861 als günſtig erkannt. Eine warme oceaniſche Strömung, die an der grönländiſchen Küſte hinaufgeht, bewirkt in Verbindung mit den vorherrſchenden Nordwinden, daß das Eis an dem Eingange des Smith-Sundes auch während des Winters ſtets aufbricht und forttreibt. Hierdurch iſt nicht nur im Winter eine Gelegenheit zu reichlicher Robben- und Walroßjagd geſichert, ſondern die Wärme und Feuchtigkeit, die das offene Waſſer der Umgebung mittheilt, verurſacht auch ein milderes Klima, einen frühern Frühling, reichlichere Vegetation und als unmittelbare Folge mehr thieriſches Leben als an irgend einem andern Punkte nördlich von Upernivik. Da man ferner auch in jedem Sommer ohne mehr als die gewöhnlichen Wagniſſe arktiſcher Schifffahrt dorthin gelangen kann, ſo würde Port Foulke ein ausgezeichneter Ort für eine dauernde wiſſenſchaftliche Beobachtungsſtation ſein, wie ſolche von der ſchon erwähnten deutſchen Commiſſion in Vorſchlag gebracht ſind.

Von Littleton Island war von einer Höhe von 700 Fuß aus bei klarem Wetter keine Spur von Eis zu ſehen; die Erfahrung des nächſten Tages zeigte jedoch, wie wenig ein ſolcher Ausblick berechtigt, daraus auf größere Entfernungen hin ein freies Fahrwaſſer zu prophezeien. 24 Stunden ſpäter, nachdem die Schiffe inzwiſchen den Smith-Canal gekreuzt hatten, waren ſie an der Küſte von Ellesmere Land, $^1/_2$ Meile ſüdlich von Cap Sabine, vom Eiſe eingeſchloſſen. Zwar war auch dieſes Eis ſehr weich und verwittert, aber da es nicht unter 6, theilweiſe bis 12 Fuß dick war, konnte man damit nicht wie mit dem Treibeis der Baffins-Bay umſpringen, ſondern mußte in einem Hafen Schutz ſuchen, der ſich auch als ſchützend erwies und nach dem kühnen öſterreichiſchen Forſcher den Namen Payer-Hafen erhielt. Drei Tage hindurch waren die Schiffe nicht im Stande, Cap Sabine zu umſchiffen; am vierten endlich trieb ein Südweſtwind das Eis ſo weit von der Küſte ab, daß ſie an der Südküſte des Hayes-Sundes 5 Meilen weit nach Weſten bis zu einer geſchützten Bucht vordringen konnten, in deren Nachbarſchaft ſich viele Spuren von Moſchusochſen und anderm Wilde zeigten.

Man hatte gehofft, hinter den am Eingange des Hayes-Sundes auf den bisherigen Karten verzeichneten Inſeln eine Straße offen zu finden; da jedoch von einem 1500 Fuß hohen Hügel keine ſolche nach Norden zu erblicken war, ſteuerte man wieder auf Cap Albert zurück, zumal ein ſtark einſetzender Weſtwind hoffen ließ, daß das Eis dort von der Küſte fortgetrieben werden würde. Wenn das auch nicht ganz der Fall war, bot ſich doch die Möglichkeit gegen das etwas loſer gewordene Packeis anzukämpfen; freilich mit nicht geringer Gefahr, weil die nur wenig eingebogene Küſte zwiſchen Cap Albert und Cap Victoria nicht den geringſten Schutz bot. Als nun gar noch der Wind nachließ, wurde die Lage der Schiffe im höchſten Grade bedenklich.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den muthigen Reiſenden auf jedem Schritte dieſes gefährlichen Weges folgen; auf einen Umſtand müſſen wir jedoch aufmerkſam machen, dem auch Nares die größte Bedeutung beilegt, nämlich das Zuſammenwirken der beiden Schiffe. Es kommt nicht leicht vor, daß wenn das eine Schiff im Fahrwaſſer des andern bleibt, beide zugleich vom Eiſe eingeſchloſſen würden; eins kann daher dem andern helfen, wie es in der That durch die „Discovery“ und „Alert“ wechſelweiſe geſchehen iſt. Fachleute hatten dafür zu wirken geſucht, daß das eine Schiff der Expedition längs der Weſt-, das andere längs der Oſtküſte Grönlands ſeinen Weg nehmen ſollte, um ſich eventuell im Norden die Hand zu reichen. Wenn wir aber jetzt Capitän Nares über den großen Nutzen und die hohe Zuverſicht der Mannſchaft ſprechen hören, welche aus der gegenſeitigen Hülfeleiſtung beider Schiffe entſprangen, ſo iſt es jedenfalls für den glücklichen Ausgang dieſer Expedition von großer Bedeutung geweſen, daß die Schiffe zuſammenblieben, und es bleibt auch für die Zukunft zu bedenken, ob man nicht gut thun wird, auf arktiſche Entdeckungsreiſen wenigſtens immer zwei Schiffe vereint zu entſenden.

Als am Abend des 8. Auguſt die Franklin-Pierce-Bay an der Südküſte des Grinnell-Landes erreicht war, hatte man nach viertägigen unausgeſetzten Mühen die Gefahr überwunden. Trotz der ſchlimmen Fahrt hatte man dabei ausreichende Gelegenheit, feſtzuſtellen, daß die auf Hayes' Autorität hin am Eingange des Sundes verzeichneten Inſeln in der That zuſammenhängen, daß überhaupt dieſer ganze Küſtenſtrich bereits von Admiral Inglefield trotz ſeiner viel geringeren Mittel viel richtiger aufgenommen iſt, als von ſeinen Nachfolgern Kane und Hayes. Ob der Hayes-Sund ein Canal oder nur eine tiefe Bucht ſei, ließ ſich dagegen nicht ausmachen. Einzelne Zeichen, wie daß die Fluth von Oſten einſtrömt, oder wie der anſcheinende Zuſammenhang der Hügel im Weſten, laſſen das letztere vermuthen, während wieder andere, wie namentlich das Vorhandenſein vieler Eskimoſpuren, welche man vorzugsweiſe in Canälen findet, auch die erſtere Hypotheſe als ſtatthaft erſcheinen laſſen.

Die Franklin-Pierce-Bay zeigte ſich als ein guter Hafen; ihre ganze Fläche von $^3/_4$ Meile Breite und $^1/_2$ Meile Tiefe war von einer einzigen ungebrochenen Scholle bedeckt, alſo vor jedem Eindringen von Treibeis geſchützt. Dieſe gute Eigenſchaft hat ſie der davorliegenden Inſel Narmann Lockyer und der $^1/_4$ Meile öſtlich davon befindlichen Walroß-Untiefe ſowie dem Umſtande zu danken, daß die kalte nach Süden fließende Strömung direct zwiſchen Cap Frazer und Cap Sabine läuft, alſo die Bay rechts zur Seite läßt. Zum Winterquartier eignet ſich der Hafen aber nicht ſo gut wie Port Foulke, weil es in der Nähe an Vegetation und jagdbaren Thieren fehlt.

Von der Franklin-Pierce-Bay verfolgten die Schiffe die Küſte des Grinnell-Landes mit wechſelndem Glücke und häufigen unfreiwilligen Haltepunkten immer in ſchwerem Treibeis nordwärts bis Cap Collinſon am Eingange des Kennedy-Canals. Zwar war das Wetter im Ganzen klar und ſtill, wie überhaupt der Auguſt in hohen Breiten ein ſprüchwörtlich ruhiger Monat iſt; für die Schifffahrt im Eiſe iſt dies aber eher ein Nachtheil, da der Seemann häufig nur von ſtarken Winden im Verein mit den Wirkungen der Gezeiten die Entfernung größerer hindernder Eismaſſen hoffen kann, wie ſie z. B. durch eine gleichmäßige, von Winden unbeeinflußte Strömung an hervorragenden Landpunkten aufgehäuft werden. So hatte die an dieſer Küſte laufende Strömung, die nach den Beobachtungen der Expedition an den breiteren Stellen des Smith-Sundes das Eis täglich $1^1/_4$, weiter oben, wo er enger wird, $2^1/_2$ Meilen nach Süden führt, an allen Nordſeiten hervorſpringender Caps Barrieren von 20 bis 30 Fuß Höhe aufgethürmt und ſolche Punkte wie Lockyer Island, Waſhington Irving Island, Cap Frazer, Cap Barrow, Cap Lawrence u. ſ. w. zu den größten Hinderniſſen eines ſchnel-

len Vorwärtskommens gemacht. Küstenstrecken dagegen, die solche hervorragende Punkte nicht aufzuweisen hatten, wie die zwischen der Dabdin-Bay und Scaresby-Bay, hatten wieder den Nachtheil, daß man oft, um nicht vom Packeis nach Süden getrieben zu werden, auf den Schutz gestrandeter Eisberge angewiesen war, einen immerhin sehr mißlichen Ankerplatz.

Die häufigen Halte während dieser Fahrt boten übrigens Gelegenheit, die steile nach dem Innern zu in hohe Berge übergehende Küste Grinnell-Lands genauer zu mappiren und Breitenbeobachtungen zu machen, welche das Ergebniß lieferten, daß vom Hayes-Sund an alle Punkte auf den bisherigen Karten in wachsendem Maße zu weit nach Norden verlegt waren. Auch der Beschaffenheit des Eises im Smith-Sunde konnte Capitän Nares seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, da das klare Wetter häufig bis nach der grönländischen Küste zu sehen erlaubte.

In der großen Masse des Packeises im offenen Meer, das aus ein- oder mehrjährigen Schollen bestand, die von Cap Frazer an die respectable Dicke von 12 bis 20 Fuß erreichten, bewegten sich zerstreut größere Eismassen, welche ihrer Entstehung nach, so ähnlich sie sich sind, in zwei ganz gesonderte Classen fallen. Man muß zwischen Eisbergen und Schollenbergen einen Unterschied machen; erstere sind losgebrochene Stücke überhängender Gletscher von oft erstaunlicher Größe, letztere dagegen durch den Robeson-Canal noch Süden geführte Theile des schon früher beschriebenen enorm dicken Packeises, welches die „Alert“ später vor dem Eingange jenes Canals gelagert fand. Während nun die Eisberge zahlreich waren, sah Capitän Nares verhältnißmäßig wenig derartige Schollenberge und zieht daraus den Schluß, daß das Eis des Polarmeeres einen andern Abzug haben müsse. Ob dies der Fall ist oder ob es überhaupt keinen größern Abzugsweg habe, darüber werden wir später nach Gelegenheit haben uns zu äußern; vorläufig genüge uns die Thatsache, daß das Treibeis des Smith-Sundes [1]) sich zum weitaus größten Theile nur aus dem ein- oder mehrjährigen Eise des Sundes selbst zusammensetzt, während aus dem Polarmeere nur wenig hinzukommt.

Wir machen hierauf besonders aufmerksam, weil es uns die auffallende Erscheinung zu erklären scheint, daß die Expedition gerade in den engsten Theilen des Sundes, wo man die größten Eisstauungen vermuthen sollte, das beste Fahrwasser fand. Im Smith-Canal zwischen Port Foulke und Cap Isabella war alles eisfrei und, wie wir bald sehen werden, bot gerade der enge Kennedy-Canal von Cap Calinson bis zum Polaris Promontorium trotz heftigen Nordwindes verhältnißmäßig gute Fahrt dar; am gepacktesten und gefährlichsten zeigte sich dagegen das Eis gerade an der breitesten Stelle vor der Oeffnung des Hayes-Sundes. Capitän Nares hält sich für überzeugt, daß kein noch so starker Dampfer dieses Eis in der Mitte des Sundes durchbrechen könnte, sondern im besten Falle nach Süden getrieben werden würde, obgleich doch das Beispiel der „Polaris“, die mitten durch den Sund fuhr, beweist, daß er unter günstigen Umständen auch in der Mitte schiffbar ist.

Wir bringen ferner in Erinnerung, daß diese engen Stellen wiederholentlich von den am weitesten vorgedrungenen Entdeckungsreisenden offen gefunden wurden. Der Smith-Canal wurde von Inglefield, Hall, Kane und Hayes ungehindert befahren; die beiden letzteren blieben erst im Rensselaer-Hafen, also wo der Sund breiter wird, stecken. Der Kennedy-Canal wurde 1854 von Marton vollkommen offen gefunden und, was Kane als offenes Polarmeer ansah, wurde von der Hall'schen Expedition als offener Robeson-Canal nachgewiesen. Um dies zu erklären, vergegenwärtige man sich Folgendes: Hat im Sommer die Trift des Eises aus dem Robeson- und Kennedy-Canal in größerm Maße begonnen, während aus dem Polarmeer wenig neues hinzukommt, so muß nothwendigerweise ein größerer Theil der Fläche mit der Zeit offen werden, selbst wenn auch stellenweise ein Theil des Eises durch widrige, hier also andauernde südwestliche Winde zurückgetrieben oder gehalten wird. Der Smith-Canal wird hingegen hauptsächlich durch die warme nordwärts fließende westgrönländische Strömung offen gehalten, durch welche eben auch das Eis in dem breitern Smith-Sunde aufgestaut wird.

Allerdings muß man immer berücksichtigen, daß die Zeit der Eistrift weiter nördlich höchstens drei Monate umfaßt; es ist mithin auch nicht ausgeschlossen, daß nicht gelegentliche Verstopfungen eintreten können; dem Vortheile der Enge des Sundes, daß die große Masse des Polarmeereises zurückgehalten wird, stehen eben auch Nachtheile gegenüber. Aber wir halten uns an die Thatsachen: die beiden Expeditionen, die überhaupt bis jetzt mit zureichenden Mitteln den Smith-Sund so hoch hinauf befahren haben, die amerikanische unter Hall, wie jetzt die englische, haben sowohl den Smith- wie den Kennedy-Canal nicht verstopft, die erstere sogar fast den ganzen Hinweg leicht gefunden [1]).

Im Rabesan-Canal liegt die Sache wohl etwas anders, weil er dem Polarmeer am nächsten ist; aber auch hier wurden beide Expeditionen doch erst an dessen Ausgange, wo eben das kolossale Packeis andringt, definitiv aufgehalten; ja die „Polaris“ hatte sogar jenseit des aufhaltenden Packeises noch offenes Wasser in Sicht, und wir können ebenso gut annehmen, daß die englische Expedition ungünstige, als daß die amerikanische besonders günstige Umstände getroffen habe. Capitän Nares ist der Meinung, daß die Discovery-Bay in jedem Jahre zu erreichen sei. Wenn er dabei hinzufügt, daß dies jedoch nur mit Gefahren und bei ausreichender Ausrüstung und geschickter Leitung möglich sei, so ist darauf zu erwidern, daß, wie die Erfahrung zeigt, ohne diese Dinge überhaupt kein Vordringen gegen das schwerste Polareis denkbar ist; wenn aber Herr Dr. A. Petermann die Route durch den Smith-Sund neuerdings [2]) für endgültig abgethan erklärt und dabei von seinen „drei chronisch verstopften Flaschenhälsen“ spricht, so müssen wir denselben gegen solche ungerechtfertigten Vorwürfe nachdrücklich in Schutz nehmen.

So sehr wir die Verdienste dieses für die Lösung der Nordpolarfrage unermüdlich thätigen Gelehrten in anderer Richtung anerkennen, so wenig können wir uns mit seiner Art zu theoriſiren und zu polemiſiren befreunden. Ob wir darin Recht haben, mögen unsere Leser aus folgender Zusammenstellung seiner im Laufe von zehn Jahren, einer für die Aufklärung der circumpolaren Welt gewiß nicht langen Zeit, über den Smith-Sund geäußerten Urtheile selbst ersehen.

Im Jahre 1867 sagt Herr Petermann [3]) — und es mag dies zugleich eine Warnung sein, wie vorsichtig man bei arktischen Fragen in Theorien sein muß, die über die unmittelbare praktische Erfahrung hinausgehen — wörtlich: „dessen (Sherard Osborn's) Project, durch die mit den er-

[1]) Wir gebrauchen hier den Ausdruck, wie auch noch weiterhin, in der ausgedehnteren Bedeutung der ganzen Straße von Cap York bis zum Polarmeer.

[1]) Nares bemerkt in seinem Vortrage in der Geogr. Ges. zu London: While many causes tend to keep narrow channels clear, enlarged seas with narrow outlets are naturally encumbered with ice.

[2]) Mittheil. aus J. Perthes' Geographischer Anstalt Bd. XXII, 1876, Heft 12, S. 442.

[3]) Mittheil. 1867, S. 188.

stauntichsten Eismassen vollgestopften Flaschenhälse der engen Sunde nördlich der Baffin-Bay vorzudringen, ist etwa ebenso, als wenn sich Jemand durch die tiefsten Schluchten und Gletscherspalten einen Weg auf die Spitze des Mont Blanc bahnen wollte. An ein Vordringen zu Schiffe in dieser Richtung, selbst nur bis Grinnell-Land, ist noch viel weniger zu denken, und wenn die Schifffahrt bis Smith-Sund (76½° nördl. Br.) als ziemlich sicher und ungefährlich zu betrachten ist, so halten wir sie für mindestens ebenso leicht ausführbar in den ausgedehnteren Eismeeren nördlich von Europa." —

Dabei urtheilt er über Morton mit den Worten ab [1]): „. . . allein es ist gar keine Logik, ohne Weiteres zu sagen, jene große Fläche, weil unbekannt, müsse Meer sein." — Ja wohl, aber es ist wahrlich keine bessere, wenn er unmittelbar darauf aufs Gerathewohl annimmt [2]), „daß Kennedy-Channel sich nach Norden zu etwas verbreitert, aber bald von Land geschlossen wird, welches zwischen ihm und dem Nordpol liegt." Wenn Herr Petermann nun jetzt, nachdem sich diese „Annahme" durch die amerikanischen und englischen Entdeckungen als unrichtig erwiesen hat, auf seiner neuesten Polarkarte [3]) sagt, jenseits der Sehweite könne „Land oder Meer" sein, so ist *diese* Logik allerdings unbestreitbar, aber etwas wohlfeil.

Als die Hall'sche Expedition, die Herr Petermann vor ihrer Rückkehr eine „etwas abenteuerliche" nannte [4]) — übrigens die erste in dieser Richtung, die in einer geeigneten Weise und mit Dampfer ausgestattet war —, so überraschende Erfolge in dem in die Acht gethanen Sunde erzielte, sah sich Herr Petermann gezwungen zu gestehen, daß er sich geirrt habe. Er giebt zu [5]), daß: „wer vordem geglaubt hat, daß die Schwierigkeiten für Expeditionen nördlich des Smith-Sundes stetig wachsen müßten, eines Andern belehrt worden sei;" die Meinungsverschiedenheit über die zu wählende Route erscheint ihm jetzt nur von untergeordneter Wichtigkeit [6]) und er benutzt die Gelegenheit um zu erklären, daß er Alles, was er früher gesagt, zurücknehme und von vornherein jeder Route für eine neue Expedition beistimmen werde [7]).

Leider ist Herr Dr. A. Petermann seitdem schon wieder eines Andern belehrt worden. Der „Polaris" machte er noch einen Vorwurf daraus, nicht weiter vorgedrungen zu sein [8]); damals meinte er noch, „daß es sich wohl verlohnt, auch auf diesem Wege die Versuche fortzusetzen." Welche Resultate der englischen Expedition, fragt man gewiß mit Recht, sind es denn nur eigentlich, die alle noch vor zwei Jahren *für* den Smith-Sund sprechenden Gründe jetzt dermaßen erschüttert haben, daß Herr Petermann abermals seine Ansicht in ihr vollkommenes Gegentheil verwandelt hat?

Die englische Expedition ist nur wenige Meilen weiter nördlich gekommen als die „Polaris"; sie hat dabei mit Ausnahme des *Grant-Landes* aller Wahrscheinlichkeit nach kein Land nach Norden zu gesehen, das nicht jene auch schon gesehen hätte [9]). Wir vermögen keinen andern stichhaltigen Grund gegen die Smith-Sund-Route aufzufinden, als die Beschaffenheit des von der „Alert" im Polarmeer vorgefundenen Eises, und diesen doch nur dann, wenn man annimmt, daß man solches Eis am Ausgange des Robeson-Canals Jahr für Jahr finden müsse, das heißt also, wenn man Capitän Nares' Ansicht von einem „Polarmeere ewigen Eises" billigt. Ein solches halten aber Autoritäten wie z. B. Weyprecht [1]) nur dann für denkbar, wenn man mit Herrn Dr. Petermann annimmt, daß Grönland sich bis zum Pol und darüber erstrecke. Wir, die wir Weyprecht's treffliche Auseinandersetzung für vollkommen richtig, Herrn Dr. Petermann's Hypothese aber für nicht genügend begründet halten, sind noch immer der Meinung, daß der Smith-Sund wenigstens eben so gut ist wie jede andere Route zum Pole; ja es lassen sich sogar Vorzüge namhaft machen, die er vor jenen voraus hat und die zum Theil gerade durch die Entdeckungen der englischen Expedition ans Licht getreten sind.

Wir erinnern zunächst an die verhältnißmäßige Nähe des nördlichsten immerwährend von Menschen bewohnten Ortes (Upernivik), die namentlich für den Fall des Mißlingens wichtig ist; es ist ferner nur natürlich, nicht ohne zwingenden Grund von einer Route abzuweichen, auf der nun einmal das Meiste geleistet worden ist, wo jede nachfolgende Expedition sich bis zum 84. Grade in bekanntem Terrain befindet und danach ihre Maßnahmen treffen kann. Dazu zeichnet sich nun, wie die Entdeckungen der Engländer beweisen, gerade dieser Sund durch eine Reihe vortrefflicher Häfen aus, die nicht nur Sicherheit gegen Eispressungen gewähren, sondern auch bis zum 82. Grade hinauf Vegetation und selbst winterliche Fauna in der Nachbarschaft aufzuweisen haben. Ja, in der Nähe des äußersten derselben, der Discovery-Bay, ist, wie es heißt, Kohle gefunden worden, ein Umstand, der vielleicht allein im Stande wäre, die Wagschale zu Gunsten des Smith-Sundes zu senken, wenn sich das Lager als leicht abbaufähig erweisen sollte. Mehr als einmal kehrt in Nares' Bericht die Bemerkung wieder: Wir konnten unsern Weg nicht durch das Eis nehmen, weil es zuviel Kohlen gekostet hätte. Kann man nun auch nicht wissen, ob es in jedem Jahr ausführbar sein würde zu dem Kohlenlager zu gelangen, so böte sich doch unter Umständen die Möglichkeit, ohne Rücksicht auf den noch vorhandenen Kohlenvorrath bis dahin vorzudringen und sich entweder zur Rückkehr oder zur Weiterfahrt mit neuem Material zu versehen.

Wenn Herr Dr. Petermann meint [2]), daß Nares im europäischen Nordmeere viel weiter gekommen wäre, so ist das eben eine Behauptung, die vorderhand Niemand beweisen oder widerlegen kann. Wir bezweifeln durchaus nicht, daß es einem glücklichen Entdecker in dem großen Zugange zum Polarmeere zwischen Grönland und Nowaja Semlja gelingen könne, an irgend einer Stelle bis zu hohen Breiten vorzudringen, obgleich selbst Payer und Weyprecht, die hier die meisten Erfolge aufzuweisen haben, zugeben mußten, daß dies immer nur vom Zufall abhänge und die Erfahrung gezeigt hat, daß solche Zufälle jedenfalls nicht häufig sein werden. Gerade gegen die von Dr. Petermann befürwortete Ostküste Grönlands sprechen jedoch Erwägungen, hinsichtlich derer wir auf die Betrachtungen am Schlusse dieses Aufsatzes verweisen. Es wird Zeit, daß wir zu unserer Expedition zurückkehren, die wir schon länger am Eingange des Kennedy-Canals haben warten lassen, als es die Schiffbarkeit dieses „Flaschenhalses" rechtfertigt.

Am 21. August ließen die vielen offenen Canäle auf

---

[1]) Ebenda S. 169, Spalte 1, Z. 11 v. u.
[2]) Ebenda Spalte 2, Abs. 2.
[3]) Mittheil. 1870, Taf. 25.
[4]) Mittheil. 1872, S. 273, Spalte 2, Z. 7 v. u.
[5]) Mittheil. 1874, S. 30, Spalte 1, Z. 8.
[6]) Mittheil. 1875, S. 25.
[7]) Ebenda.
[8]) Mittheil. 1874, S. 253, Spalte 1 unten.
[9]) Capt. Nares meint, die Leute der „Polaris", die im Norden Land gesehen haben wollten, hätten sich getäuscht. Es ist jedoch, wenn man statt „im Norden", „in der Richtung des Smith-Sundes" (d. h. etwa nordöstlich) setzt, nicht unmöglich, daß dasselbe mit Cap Britannia identisch wäre; wenigstens ist dies nach Beaumont's Bericht hoch genug dazu und konnte auch von der Küste des Grant-Landes aus gesehen werden.

[1]) Mittheil. 1876, S. 475.
[2]) Mittheil. 1876, S. 442, Z. 11.

Digitized by Google

haher See vermuthen, daß weiter von der Küſte ab noch mehr Waſſer ſein würde, und man beſchloß daher die Küſte, der man bisher (bis Cap Collinſon) gefolgt war, zu verlaſſen. Um 9 Uhr Abends gingen die Schiffe unter Dampf und nach einer $^3/_4$ Meile langen ſchwierigen Fahrt durch ſchwere Schollen kamen ſie in offene Wacken, die ſich in der Richtung der Straße nach Nordoſten aufwärts erſtreckten. Trotz eines Schneeſturms aus Norden, der das Land für dieſen Winter zudeckte und das Eis mit großer Geſchwindigkeit nach Süden trieb, gewann die Dampfkraft bald Terrain. Am Abend des 22. wurde Franklin-Island, um Mitternacht Hons-Island und am 23. Cap Bryant paſſirt. Erſt hier nöthigte wieder das von Cap Morton bis Cap Lieber die Straße ſperrende Packeis in der Beſſels-Bay einen ſich nördlich von der Hannah-Inſel darbietenden geſchützten Ankerplatz zu benutzen, aber nur für einen kurzen Aufenthalt, den die „Discovery“ dazu benutzte, auf Cap Morton ein Depot von 240 Rationen für die ſpätere Erforſchung des Petermann-Fjords zu errichten.

Als am folgenden Tage Capitän Nares den 2000 Fuß hohen Gipfel des Caps beſtieg und ihm das klare Wetter einen Ueberblick über den ganzen Canal erlaubte, ſah er die ganze Weſtküſte des Kennedy-Canals bis zum Lady-Franklin-Sund vollkommen eisfrei; die Mitte, obwohl ſchiffbar, trieb mit Eis, während nördlich von Joe-Island feſtes Packeis lag, das aber zwiſchen Cap Lupton und Beechey ſchon wieder offener wurde. Eilig gingen die Schiffe wieder unter Segel, kreuzten den Canal, paſſirten Cap Lieber ohne Aufenthalt und kamen nun, als das Packeis eine Meile nördlich von letzterm wiederum die Weiterfahrt hinderte, im Lady-Franklin-Sunde Schutz ſuchen. Eine Einbuchtung in deſſen Nordküſte zeigte ſich bei bei näherm Herankommen als ein breiter wohl geſchützter Hafen unmittelbar weſtlich von Cap Bellot, welches ihn vor dem Eiſe ſicherte. Hier wurden beide Schiffe am Morgen des 25. Auguſt geborgen.

Schon beim Heereinkommen hatte man eine Herde von neun Moſchusochſen bemerkt; ſie wurden ſämmtlich erlegt und die zurückkehrenden Jäger brachten die erfreuliche Nachricht mit, daß die Vegetation in der Nachbarſchaft reicher ſei als die irgend eines Theiles der Küſte nördlich von Port Faulke. Da der Hafen ſomit alle Erforderniſſe eines guten Winterquartiers hatte, beſchloß Capitän Nares hier die „Discovery“ zurückzulaſſen und mit der „Alert“ allein weiterzuſegeln.

Bereits ſeit dem 20. Auguſt hatte die Temperatur den Gefrierpunkt nicht mehr überſchritten und daher die Bildung jungen Eiſes begonnen; das Eis im Robeſon-Canal war aber ſo gut aufgebrochen und die Dauer der arktiſchen Schifffahrt hängt ſo ſehr vom Winde ab, daß man immer noch auf eine zwei- bis dreiwöchentliche Fahrt rechnen konnte.

Erſt am 28. öffnete ſich jedoch ein genügend weiter Canal, um zur Weiterreiſe einzuladen. Mit einem letzten Signalgruß ſagte die „Alert“ den treuen Gefährten Lebewohl, die mit gemiſchten Gefühlen des Stolzes und des Neides ihren Cameraden nachſahen, welchen es nach ihrer Anſicht vergönnt ſein ſollte, zuerſt das engliſche Banner auf dem Pole aufzupflanzen.

Das Eis des Canals erwies ſich von jetzt ab immer ſtärker und gefährlicher. Bei Cap Beechey, wo abermals drei Moſchusochſen erlegt wurden, verurſachte es den erſten Aufenthalt; am nächſten Tage (29. Auguſt) den zweiten in der Lincoln-Bay, und als die „Alert“ am 30. etwas vom Lande entfernt beſſer fortzukommen gedachte, wurde ſie vollkommen von 80 Fuß dickem Eiſe beſetzt. Glücklicherweiſe gelang es mit dem nächſten Niedrigwaſſer, wo ebenſo wie beim Hochwaſſer das Eis auf kurze Zeit lockerer zu werden pflegt, durch abwechſelndes Vor- und Rückwärtsfahren ſo viel Anlauf zu gewinnen, daß man mit äußerſter Anſpannung der Dampfkraft das Eis zertheilen und das Ufer der Lincoln-Bay wiedergewinnen konnte. Hier zeigte ſich ſo recht die Unentbehrlichkeit der Dampfkraft für arktiſche Expeditionen. Jedes Segelſchiff würde in dieſem Falle hoffnungslos gefangen geweſen ſein, denn die geſammte wohl 70 Mann ſtarke Mannſchaft vermochte nicht eine Scholle vom Flecke zu rühren; ſobald aber nur ſo viel Raum war, daß die Schraube wirken konnte, wichen ſelbſt dieſe unerhört dicken Schollen aus einander. Allerdings darf man nicht zwiſchen eine am Ufer feſt liegende und eine dagegen anlaufende derartige Scholle gerathen; ſolcher Anprall würde jedwedem Schiffe ebenſo ſicher den Untergang bringen wie ein Reneontre mit einem Eisberge. Am 30. ſetzte ein ziemlich ſcharfer Südweſt ein, von dem zu erwarten war, daß er das Eis etwas von der Küſte abtreiben würde. In der That gelang es am 31., noch ſechs Meilen weiterzukommen, aber jenſeit dieſes Punktes lag das Eis trotz des heftigen Windes ſo feſt am Ufer, daß man für dieſen Tag froh ſein mußte, das Schiff an der Seite der Eisbarriere feſtzumachen. Wie gefährlich indeſſen ein ſolcher Ankerplatz bei dem immer noch in Bewegung befindlichen Eiſe war, zeigte ſich ſchon am nächſtfolgenden Tage, als der Wind plötzlich nach Nordweſt umſprang und das Eis wieder auf die Küſte zutrieb. Die mühſamſte, aber mit Erfolg gekrönte Anſtrengung, den Anker ſchnell genug zu heben um ihn nicht zu verlieren, machte unmittelbar darauf tiefer Stille, einem Augenblicke athemloſer Spannung Platz. Geſtattete die Küſte das vollkommene Herankommen des Eiſes, ſo war das Schickſal des Schiffes weniger zweifelhaft als das einer Nußſchale zwiſchen den beiden Hebelarmen des Knackers; zum Glück war jedoch das Ufer flach genug, ſo daß das Eis, welches tiefer ging als die „Alert“, in 12 Faden Tiefe ſtrandete und ſtatt zu ſchaden durch das nachdringende Pack eine Barriere bildete, welche in demſelben Maße Schutz gewährte wie ſie die Ausſicht auf ein Loskommen von dieſem Punkte verminderte. Dennoch wäre letzteres vielleicht möglich geweſen, da am 10. und 11. ein Weſtwind wehte, der zwar das geſtrandete Ufereis nicht von der Stelle rührte, aber zwiſchen dieſem und dem Hauptpack in der offenen See einen Canal längs der Küſte öffnete. Auch war es möglich, in dieſen ſelbſt zu gelangen, da die Bewegung des offenen Waſſers auch das Jungeis zwiſchen den mächtigen Schollen nochmals aufgebrochen und auf dieſe Weiſe Quercanäle bis zum Schiffe gebildet hatte. Doch Capitän Nares wollte in dieſer Jahreszeit einen verhältnißmäßig ſichern Platz nicht mehr aufs Ungewiſſe hin aufgeben. Unter Commodore Markham und Lieutenant Aldrich ausgeſandte Kundſchafterexpeditionen hatten nämlich die Küſte auf 5 Meilen aufwärts unterſucht und ſie überall ſo mit Eis blockirt gefunden, daß ſie es für unmöglich erachteten, durch daſſelbe in Buchten, die allerdings vorhanden waren, einzudringen. Als ſich aber das offene Waſſer am 15. und 16. durch erneuerten ſtarken Südweſtwind noch mehr verbreiterte, wurde die Verſuchung zu lockend und Capitän Nares würde ihr, jedenfalls zu ſeinem Schaden, nachgegeben haben, wenn es möglich geweſen wäre, die herausgenommene Schraube ſchnell genug wieder einzuſetzen. Ehe das Eis, das ſich an dem Schafte feſtgeſetzt hatte, entfernt werden konnte, eine Arbeit, die, durch einen Schneeſturm unterbrochen, noch am 16. fortgeſetzt werden mußte, ſprang der Wind nach Nordoſt um und mit ihm kam auch das Eis wieder zur Küſte zurück, welche es für dieſen Winter nicht mehr verließ. Nur im Oſten nach dem Robeſon-Canal zu blieb auch ſpäter noch eine breite Stelle

Digitized by Google

offenen Wassers, so lange der Wind aus dieser Richtung kam.

Bedenkt man, daß sich, seit die Schiffe in den Lady-Franklin-Sund eingelaufen waren, doch immerhin mindestens 3½ Wochen hindurch die Möglichkeit des Vorwärtskommens gezeigt hatte, so muß es als ein sehr unglückliches Ergebniß bezeichnet werden, daß in derselben Zeit, in der bei ebenfalls sehr beschwerlicher Fahrt die Strecke von Cap Isabella bis zum Lady-Franklin-Sund, also mehr als drei Breitengrade, zurückgelegt waren, von da ab kaum einer gewonnen wurde. Ueber Capitän Nares' Ansicht, daß es an dieser Stelle jeder Expedition ähnlich gehen würde, haben wir schon gesprochen; für die „Alert" wäre es jedenfalls, insofern es sich um wichtige neue Entdeckungen handelt, gleichgültig gewesen, wenn sie auch wirklich noch einige Meilen an der Küste von Grant-Land weiter gekommen wäre, da sich dasselbe doch unter dem 80. Meridian (westl. L. Gr.) nach Süden wendet. Für die Sicherheit von Schiff und Mannschaft war dagegen der gezwungene Aufenthalt als eine Schickung der Vorsehung zu betrachten; denn, wie sich Capitän Nares selbst im Herbst und im nächsten Frühjahr wiederholentlich überzeugte, war weithin kein besserer Ankerplatz zu finden. Die eingeschnitteneren Buchten waren durch vorliegendes Packeis unzugänglich und die übrige Küste entweder so steil, daß das schwerste Eis bis dicht an das Land gelangen konnte, aber so flach, daß ein zu großer Raum frei blieb, in welchem minder dicke aber immer noch gefährliche Schollen eine Zeit lang ungehindert hätten treiben können. So wurde denn am 18. die „Alert" zur Seite einer mächtigen Scholle verankert und mit Tauen am Ufer befestigt, worauf man die Vorbereitungen für den Winter und die noch im Herbste auszuschickenden Schlittenabtheilungen beginnen konnte.

Die Zeit für arktische Schlittenexpeditionen ist nur knapp bemessen. Ist auch im Herbst das Schiff schon für den Winter festgemacht, so muß man doch noch warten, bis das Packeis im offenen Meer zum Stillstand gekommen und das Küsteneis tragfähig geworden ist, und von diesem Augenblicke bis zum Untergange der Sonne bleibt nur gerade Zeit genug, um die jeweilige Küste etwas zu recognosciren und so weit als möglich Depots für die Frühjahrsexpeditionen vorauszusenden. Im Frühjahr hingegen muß man nach Aufgang der Sonne zunächst eine einigermaßen wärmere Temperatur abwarten; späterhin schmilzt der Schnee unter dem Einflusse eines immerwährenden Tages schneller als man es in so hohen Breiten glauben sollte, und hierdurch wird das Reisen auf dem Lande unmöglich, auf dem Eise schwierig und gesundheitsgefährlich. Auf jeden Fall müssen aber die Expeditionen, um nicht vom Schiffe abgeschnitten zu werden, zurück sein, bevor die Wärme auch das Eis angegriffen hat, das heißt in etwa 70 bis 80 Tagen. Hätte man es mit einem nur einigermaßen leidlichen Wege zu thun, könnte man täglich etwa 3 Meilen vorwärts kommen, so wäre das immerhin Zeit genug, selbst von dem Winterquartier der „Alert" aus bis zum Pole und wieder zurück zu gelangen. Aber es ist genugsam betont, was für Schwierigkeiten arktische Schlittenexpeditionen zu überwinden haben und speciell die Leser des „Globus", denen noch Payer [1]) noch vor Kurzem eine so anschauliche und lebensvolle Schilderung derselben vorgeführt wurde, werden sich nicht wundern, wenn sie hören, daß oft nicht einmal ¼ Meile Terrain am Tage gewonnen werden konnte.

Daß die englische Expedition nach den Erfahrungen von Kane und Hayes im Smith-Sunde, von Payer im Franz-Joseph-Lande, der schwedischen Expedition nördlich von Spitzbergen doch noch den Pol mit Schlitten zu erreichen hoffte, gründete sich auf die Annahme, in der Nähe des Pols ein milderes Klima und ebeneres Ufereis zu finden. Statt dessen fand sie größere Schwierigkeiten als je eine Schlittenexpedition vorher. Das Packeis war von einer bisher unbekannten Dicke und, soweit man überhaupt vom Ufer aus in die offene See gelangte, durch den Druck des nachfolgenden über einander gewürfelt und an vielen Stellen zu Hügeln emporgepreßt, ohne übrigens darum zu verhindern, daß wieder an anderen Stellen Schlitten und Mannschaften durchbrachen. Kommt nämlich mit Beginn des Winters das Packeis zum Stillstand, so bleiben immer zwischen einzelnen Schollen, die zufällig nicht über einander getrieben sind, sondern nur an einander stoßen, Stellen offenen Wassers, da sie ja nicht wie Ziegelsteine genau an einander passen. Der neue Winterfrost würde nun zwar bald alles mit Jungeis zusammenkitten, wenn er nur ungestört wirken könnte; aber nicht nur von unten her sprengt das Meer mit jeder wiederkehrenden Fluth seine Fessel, wo sie am dünnsten ist, sondern auch von oben her vermag sie der Schnee durch seine Masse zu durchbohren.

Ein zwölftägiger ununterbrochener Schneefall hatte Alles mit einer durchschnittlich 5 bis 6 Fuß hohen Decke eingehüllt; über dem Jungeis aber, das ja naturgemäß sich an den tiefsten Stellen der zerklüfteten Eisfläche befindet, hatte der Wind solche Massen Schnees zusammengefegt, daß es dieselben nicht mehr tragen konnte. Wo aber einmal ein Durchbruch eingetreten war, hinderte die dicke Schneedecke selbst bis zu einer Kälte von — 32° R. das Zufrieren des darunter befindlichen Wassers, während dieses den Schnee in seinen unteren Lagen durchfeuchtete und dadurch sein Passiren so gefährlich machte. Dem so häufigen Morschiren in solchem nassen Schnee ist es zuzuschreiben, daß so sehr viele ernstliche Frostschäden vorkamen, die zum Theil Amputotionen einzelner Glieder erforderten. Zu alledem kam noch die intensive Kälte und der Scorbut.

[1]) „Globus" XXX, Nr. 15 bis 17.

Aus allen Erdtheilen.

Lebende Vorarier in Frankreich?

a. In der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris vom 15. Juni 1876 machte Dr. A. Ronjon Mittheilungen über die am Puy de Dôme lebende Bevölkerung, die in mehr als einer Beziehung unser Erstaunen erregt. Zwischen verschiedenen anderen Typen fand er dort einen solchen, der ihm aus der Mischung einer „Neander- oder australoiden Race" mit den Ariern hervorgegangen scheint, doch so, daß das vorarische Blut überwiegt. Lassen wir jedoch dieses bei Seite und beschäftigen wir uns nur mit dem Thatsächlichen, was Dr. Ronjon mittheilt.

Die in Rede stehenden sehr dunkelfarbigen Leute sind brachycephol oder mesocephal; das Gesicht ist groß, viereckig, platt, die Nase groß und aufgeworfen; die Zähne prognath, die Haut braun, beinahe niemals rosig; die Haare schwarz oder kastanienbraun; die Augen gewöhnlich braun. Außerordentlich stark ist die Behaarung bei vielen Frauen ent-

wickelt; Backen- und Schnurrbart sind so stark, daß dieselben sich mehrere Mal in der Woche rasiren müssen. Der Schnurrbart zeigt sich schon mit 12 oder 14 Jahren. Die Leute sind plump, mittelgroß, und haben unter sich viel Kropfige, Verwachsene und Cretins. Sie sind wenig intelligent, dem Fortschritte abhold, von abstoßender Unsauberkeit. Wie die Eskimos lassen sie in ihren Wohnungen sich alle möglichen organischen Abfälle anhäufen; sie machen sich nichts aus Ungeziefer und man sieht sogar, daß Männer wie Frauen, wenn kein Wasser da ist, in die Hände uriniren, um sich zu waschen. Was Bäder sind, wissen sie nicht; der Schmutz setzt sich auf Armen und Beinen bei ihnen in dicke Krusten an.

Diese seit langer Zeit degradirenden Einflüssen unterworfene Bevölkerung verschwindet übrigens im arischen Typus durch Vermischung mit diesem. Im Mittelalter war sie noch zahlreich; in hundert Jahren werden wohl nur noch geringe Spuren von ihr da sein. In den Gebirgsschluchten und den hochgelegenen Weilern ist sie noch am zahlreichsten; Spuren derselben finden sich in ganz Frankreich.

So weit De. Roujon. Wir lassen dahingestellt, ob es sich wirklich um Reste einer vorarischen Bevölkerung handelt. Die starke Behaarung der Weiber widerspricht jedenfalls dem type mongoloide, von dem er redet. Es kann sich hier auch um eine degradirte Bevölkerung handeln, wie sie ähnlich in anderen Gebirgsgegenden angetroffen wird. Die Cagots in Spanien, die Bewohner einiger Alpenthäler bieten verwandte Erscheinungen. Am auffallendsten ist aber der tiefe Civilisationsstand dieser Bevölkerung inmitten eines europäischen Culturvolkes.

* * *

8. In Mexico erscheint seit 1. August unter der Redaction von Otto Freiherrn von Brackel-Welda, einem frühern österreichischen Offizier, der mit Kaiser Maximilian nach Mexico ging, in spanischer Sprache dreimal die Woche die politische Zeitung „El Correo Germanico“, mit einer wöchentlichen belletristischen Beilage „Deutsches Sonntagsblatt“ in deutscher Sprache. Die früheren deutschen Wochenblätter „Vorwärts“ und „Deutsche Wacht“ haben in der Landespresse einen Platz nicht behaupten können, weil sie zu selten erschienen; selbst den deutschen Colonisten boten sie zu wenige Neuigkeiten. Nach dem Prospect über das neue Blatt kann ein deutsches Blatt nur in einem äußerst engen Kreise auf Leser rechnen; die geistige wie finanzielle Macht der deutschen Colonie erfordert aber, daß sie ihr moralisches Gewicht nachdrücklicher geltend machen könne, als dies bis jetzt geschah. Es entstand das traurige Verhältniß, daß die große deutsche Nation mit ihren an Mitteln reichen Colonisten in Mexico unbeachtet blieb und „mit ihren wissenschaftlichen Forschungen, ihrem Denken und Wirken in den Schotten treten mußte gegen die spanische Colonie, die über zwei große Zeitungen in der Landessprache gebietet; gegen die französische, die über ein viel gelesenes Tagesblatt verfügt, und selbst gegen die englisch-nordamerikanische Colonie, deren Wochenblatt der leichtern Sprache wegen den Mexicanern zugänglicher ist.“ Der mexicanischen Ausgabe ist eine interessante Liste von deutschen Geschäftsfirmen, ein Directorio Alemon, vorgedruckt, den die Redaction sich bestreben wird jederzeit auf dem Laufenden zu erhalten; in seinen letzten Nummern verzeichnet der „Correo“ an deutschen Geschäftshäusern unter Angabe ihrer Geschäftszweige und Hauswohnung 43 in der Hauptstadt Mexico, 11 in Guanajuato, 6 in Guadalajara, je zwei in Veracruz und Zacatecas, 1 in Leon.

— Neue geographische Gesellschaften sind in Belgien und Dänemark (22. December) gegründet worden. Ersterer präsidirt Mr. Liagre, letzterer der dänische Kronprinz. Beide beabsichtigen, geographische Zeitschriften herauszugeben, die dänische außerdem Vorlesungen zu veranstalten. Ferner wird die Stiftung neuer geographischer Gesellschaften aus Peru, Marseille und Antwerpen gemeldet, sowie die Umwandlung des Bremer Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt in eine geographische Gesellschaft, deren man jetzt circa 40 auf der Erde zählt.

— Die Einfuhr amerikanischen Fleisches nach Europa, von welcher in Bd. XXX, S. 63 und 192 die Rede war, macht Fortschritte. Nach Telegrammen aus Bahia in Brasilien hat der „Frigorifique“ von Rouen, welcher aus den La-Plata-Staaten Fleisch nach Frankreich bringen soll, den Atlantischen Ocean und den Aequator gekreuzt, ohne daß der Methyläther-Kühlapparat die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hätte. Aus Frankreich mitgenommenes Fleisch erwies sich in Bahia noch als vollkommen gut. — Canada exportirt ferner seit Kurzem mit bestem Erfolge lebende Schafe nach England. Im November und December 1876 sind davon schon 2250 Stück im Mutterlande ausgeschifft worden.

— Die Verbreitung der Wölfe nimmt in den dichter bevölkerten Regionen des russischen Reiches allmälig ab. Im russischen Polen, wo für jeden erschossenen Wolf früher eine Prämie von den Stadtbehörden gezahlt wurde, ist das gefürchtete Raubthier schon zur Seltenheit geworden. Anders ist es noch in den schwachbevölkerten nördlichen Gouvernements des Zarenreiches. Das Amtsblatt von Wjatka enthielt kürzlich eine statistische Zusammenstellung, nach welcher in dem Gouvernement Wjatka in den Jahren 1874 und 1875 von Wölfen zerrissen worden sind: 2935 Pferde, 7187 Kühe, 6937 Füllen, 12,142 Kälber, 64,637 Schafe, 9483 Schweine, 6260 Gänse, 2621 Enten und 3602 Hofhunde. Der Schaden, der auf solche Weise angerichtet worden, wird von dem officiellen Blatt, offenbar ziemlich mäßig, auf 364,000 Rubel angeschlagen. Das Schlimmste ist, daß auch 17 Menschenleben den Bestien zum Opfer fielen. — Diese Zahlen geben einen Begriff von der entsetzlichen Gefährdung, der Leben und Eigenthum in weiten Bezirken Rußlands durch das in Deutschland glücklich ausgerottete Raubthier noch unterliegen.

— Im Auftrage des „Smithsonian Institution“ bereist Frederick A. Ober gegenwärtig die westindischen Inseln, mit Martinique anfangend, um Vertebraten zu sammeln und gleichzeitig Landschaften und Bewohner photographisch aufzunehmen. Man erwartet von diesem Unternehmen, welches mehrere Jahre dauern wird, die Lösung mancher interessanter Probleme der physikalischen und zoologischen Geographie.

— In Chile sind jetzt folgende Eisenbahnen in Betrieb: Valparaiso-Santiago (115 engl. Meilen), Santiago-Curico (116 M.), Curico-Chillan (135 M.), Chillan-Talcahuano (118 M.), um Copiapó 121 M., um Coquimbo herum 118 M.; um Carripal 62, San Fernando-Palmilla (25 M.), Llolleo-Andes (28 M.), zusammen 838 Meilen, wozu noch Pferdebahnen in Valparaiso und Santiago und Bergwerksbahnen (zusammen circa 200 engl. Meilen) kommen. In Bau befinden sich die Araucanio- und die Angeles-Linie, zusammen 0·60 engl. Meilen.

Inhalt: Peking und Umgebung II. (Mit vier Abbildungen). — Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski: Topographische Skizze der Vegetationsgebiete Hochasiens, nebst Bericht über Anlage des Herboriums. II. — Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage. I. (Mit einer Karte.) — Aus allen Erdtheilen: Lebende Vorarier in Frankreich? — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 11. Februar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tc.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu drei Beilagen: 1. Prospect, betr. Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. — 2. Ankündigung, betr. Geographisches Jahrbuch, herausgegeben von E. Behm. Gotha, bei Justus Perthes. — 3. Ankündigung, betr. Thierleben von A. E. Brehm. Bibliographisches Institut in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Peking und Umgebung.

III.

Die Sommerpaläste im Nordwesten der Residenz.

Nach vollendeter Mahlzeit nahm Choutzé's Gesellschaft ihre Wanderung wieder auf und erreichte, stets dem Seeufer folgend, eine große Dschunke von Marmor, welche von dem Geländer nur etwa ein Meter entfernt ist. In ihrem Verfalle und ihrer Regungslosigkeit gleicht sie dem jetzigen chinesischen Staate. Die einzelnen Theile, aus denen die eine wie der andere bestehen, lockern und lösen sich, halten aber noch einstweilen zusammen; nur stückweise könnte man beide vom Flecke bringen, indem man sie erst gewaltsam zerstörte und dann von Neuem wieder aufbaute, und wenn beide noch vorhanden sind, ja danken sie das nicht etwa einer trefflichen Leitung, denn sie sind nicht lenkbar. Ihre Existenz ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß keine lebendige Strömung da ist, um das Schlammbett, welches sie trägt, fortzuspülen. Unweit davon erhebt sich ein zierlicher Kiosk auf einer Brücke, deren zwei Marmorpfeiler mit je einem stehenden Löwen geschmückt sind. Alles Land ringsum aber ist von Brombeersträuchern, Judendorn und wildem Weine so dicht überwuchert, daß man sich nur mit Mühe durch dieses Gewirr von Grün einen Weg zu dem nahen Fuße des Hügels Wan-schöu-schan bahnen kann.

Früher stieg man auf vier mächtigen Doppeltreppen, die durch Absätze unterbrochen sind (s. Bild auf S. 132 der vorigen Nummer), zum Gipfel empor; aber heutigen Tages macht das herabgerollte Trümmerwerk diesen Weg unmöglich. Haufen von Schutt, Bausteinen, bunten Ziegeln und zerbrochene Götterbilder bedecken die Stufen, und nur einige marmorne Löwen und Statuen, die wenig von ihrer Vergoldung bewahrt haben, stehen noch aufrecht. Man thut also besser, die seitwärts gelegenen kleinen Fußpfade und unterirdischen Gänge zum Hinaufsteigen zu wählen. Halbwegs trifft man dort auf den Bronzetempel, dessen einzelne Theile unter Kaiser Kien lung (1736 bis 1796) von Jesuiten gegossen worden sein sollen. Dies Meisterwerk ist 25 Fuß hoch und mißt 64 Fuß im Umfange; der Unterbau besteht aus Marmor, der Tempel selbst durchweg aus Metall; und da letzterer Umstand leicht die völlige Zerstörung des interessanten Denkmals durch räuberische Hand herbeiführen könnte, so hat man die hinaufführenden Treppen und den Umgang mit Dornsträuchern angefüllt. Nach kurzem Steigen erreicht man von dort den Gipfel des Hügels Wan-schöu-schan, welchen ein großes Gebäude in einem aus indischen und occidentalischen Motiven gemischten Stile krönt. Es ist aus Steinen, Ziegeln und Kacheln erbaut und wurde von dem Feuer verschont. In seinen Mauern von gelb emaillirten Ziegeln sind nur drei stets geschlossene Thüren ausgespart und das ganze Bauwerk ist mit kleinen grün lackirten Nischen bedeckt, in denen gelbe Porcellangötzen von circa 20 Centimeter Höhe sitzen.

Einige Schritte weiterhin steht ein großer Porticus mit herrlicher Aussicht auf Peking, den See, die Berge im Westen und die Dörfer und die Thürme in der Ebene, welche zum Gedächtniß buddhistischer Heiliger errichtet wurden. Der nördliche Abhang des Hügels trägt unter Anderen einen kleinen 15 Fuß hohen Thurm, welcher ganz aus buntem Porcellan besteht, den Tsien-long-tin oder Thurm der neun Drachen.

Der Bronzetempel auf dem Südabhange des Wan-schou schan, von der Ebene und dem See aus gesehen.
(Nach einer Photographie.)

Die ſechs Seiten ſeiner drei Stockwerke enthalten Niſchen und darin Buddhabilder; im Uebrigen iſt er inwendig voll und dient nur zum Schmucke. Lediglich denſelben Zweck haben kleine Verſchanzungen, welche man auf den Abhängen der nahen Berge deutlich unterſcheidet. Wie Choutzé erzählt, hätten ſich manche Kaiſer dort Kriegsſpiele aufführen laſſen. Nach Bretſchneider aber ließ Kaiſer Kien-lung, als er gegen Tibet Krieg führte, auf jenen weſtlichen Bergen Bauten in tibetaniſchem Stile, die ſogenannten Si-tſang-tien oder tibetaniſchen Paläſte, aufführen, und dann mußten ſich ſeine Soldaten im Sturmlaufen gegen dieſelben üben. Wahrſcheinlich beziehen ſich beide Angaben auf dieſelben Gebäude.

Nachdem die Geſellſchaft noch einen prächtigen Sonnenuntergang von dort oben genoſſen, ſuchte ſie ihre Pferde wieder auf und kehrte nach Hai-tien zurück, um dort die Nacht zuzubringen. Denn es war ſchon zu ſpät, um Peking noch vor Thoresſchluß zu erreichen. Doch noch zur Nachtzeit waren mehrere der Geſellſchaft wieder munter, um ſich rechtzeitig in einem der Häuſer des Dorfes oder der Umgegend einen verſteckten Platz zu ſuchen, von wo aus ſie den nach Yüan-ming-yüan, dem ganz in der Ebene gelegenen Parke, reitenden Kaiſer bequem betrachten wollten. Es galt vorſichtig zu ſein, um nicht den Wachen in die Hände zu fallen, welche von Tagesanbruch an auf dem ganzen Wege Spalier bildeten; denn wie gewöhnlich ſo waren auch diesmal mittelſt eines Rundſchreibens der chineſiſchen Regierung alle Vertreter der fremden Mächte und ihre Schutzbefohlenen erſucht worden, ſich nicht auf der vom Kaiſer zurückzulegenden Straße betreffen zu laſſen. In Begleitung ihrer Diener, deren einer einen Verwandten in der Nähe zu wohnen hatte, überſtiegen die drei Europäer die Mauer ihres Nachtquartiers und traten in die mondhelle Nacht hinaus. Vor ihnen leuchtete im Mondſcheine einer jener Thürme, welche bei den Gräbern beſonders heiliger buddhiſtiſcher Prieſter ſtehen und mitunter von Gläubigen zur Erfüllung eines Gelübdes erbaut werden. Nach halbſtündiger Wanderung über das Feld machten ſie Halt und ſendeten ihren Diener in das nahe Haus ſeines Verwandten voraus. Für gutes Geld willigte dieſer ein, den Fremden den Ausblick durch die Spalten der Lehmwände ſeiner Hütte zu geſtatten, und die Europäer ſuchten ſich nun die Zeit mit Rauchen und Erzählen zu vertreiben.

Bald begann ſich das Leben auf dem Felde zu regen. Zuerſt flogen Tauſende von Raben krächzend über die Hütte hinweg; dann wurden die Hähne munter und Taubenſchwärme ſtiegen aus den benachbarten Höfen in die Luft. Um die Raubvögel abzuhalten, befeſtigen die Chineſen den Tauben ein eigenthümliches Inſtrument am Schwanze: daſſelbe wird aus der feinſten Bambusrinde gemacht und hat die Geſtalt einer großen Kugel, welche dicht mit Pfeifen, wie die des Kitappharns, beſteckt iſt. Kreiſt das Thier in der Luft, ſo fängt ſich der Wind darin und erzeugt einen langgezogenen Orgelton.

Von allen Seiten ſtrömten dann die ſpalierbildenden Soldaten herzu, ſo daß die Europäer in ihrem Verſtecke den Athem anhielten. Aber die Gefahr einer Entdeckung war nicht groß; denn die nach der Straße ſich öffnenden Fenſter ihrer Hütte waren, um die Inſecten abzuhalten, mit einer groben Gaze überdeckt, welche keinen deutlichen Einblick in das Innere geſtattete. Es wurde 7 Uhr und die Soldaten waren beſchäftigt, die Zwiſchenräume zwiſchen den großen Steinplatten der Straße mit dem feinen, gelben, kaiſerlichen Sande zu füllen. Bald ſprengten auch Reiter im Galopp herbei. Den kaiſerlichen Zug eröffnen ſtets deren zwei; der erſte verläßt den Palaſt eine Viertelſtunde vor dem Herrſcher, der zweite reitet etwa 200 Meter vor ihm her. Eine Schaar anderer bildet dann den eigentlichen Vortrab. Sowie der zweite vorbeiſprengt, ſtehen die Soldaten zu beiden Seiten, je zwanzig Schritt von einander entfernt, ſtill und legen die Hände an die Naht ihres Rockes; denn nun nahet der Zug, von einer Staubwolke umgeben und von einem großen gelben Sonnenſchirme überragt. Voran reiten 20 Piqueure, welche in einem Wehrgehenk einen großen Stock in einem Ueberzuge tragen: ſie ſind zum Ueberbringen von Botſchaften beſtimmt und zum Zeichen deſſen durch jenen Stock gekennzeichnet. Drei Pferdelängen hinter ihnen folgten vier Offiziere, deren einer das kaiſerliche Attribut des gelben Sonnenſchirms trug. Einige Schritte hinter ihnen ritten in gedrängtem Haufen der Kaiſer nebſt den Prinzen und den hohen Beamten ſeines Gefolges. Alle plauderten mit einander und nichts unterſchied den Monarchen von den Leuten ſeiner Umgebung. Er ritt einen kleinen Braunen, welcher wie die Thiere der Prinzen gelbſeidenes Geſchirr trug, während die der anderen violett gezäumt waren. Alle gingen in der bei den Chineſen wie überhaupt bei den Orientalen beliebten Gangart des Paß. Darauf folgte der von 16 gelb und roth gekleideten Dienern getragene Palankin; derſelbe war mit einer gelben Decke überzogen und völlig bereit, jeden Augenblick den Kaiſer aufzunehmen, falls er des Reitens müde würde. Hinter dem Palankine ritten in großer Unordnung etwa 60 Stallknechte. Den Beſchluß machte eine von einigen Reitern geleitete Hofkutſche mit zurückgezogenem Vorhange, in welcher eine junge hübſche Dame ſaß, über welche Choutzé nichts in Erfahrung zu bringen vermochte.

Was an dieſem ganzen halbofficiellen Aufzuge des Kaiſers auffiel, war, daß kein einziger Reiter wenigſtens offen eine Waffe trug. Nur die Wachpoſten zur Seite der Straße hatten einen Säbel, aber weder Feuerwaffen noch Bogen. Trotzdem wäre ein Attentat auf das Leben des Kaiſers ſehr ſchwer auszuführen: ſchon mehrere Stunden vor ſeinem Aufbruch wird in der Stadt der Verkehr auf den betreffenden Straßen unterſagt und die Läden werden geſchloſſen. Zu größerer Vorſicht werden die Querſtraßen mit blauen Leinwanddecken, die an Pfählen befeſtigt ſind, verhängt, und bei Todesſtrafe darf nach dem Paſſiren des erſten jener Vorreiter Niemand mehr den Hauptweg betreten. Dennoch kommt es mitunter vor, daß ſich ein Menſch durch die Reihen der Soldaten und Wächter drängt, um dem Kaiſer kniefällig eine Bittſchrift zu überreichen; ein ſolcher wird in Haft genommen und muß, falls ſeine Klage falſch oder ſchlecht begründet iſt, den Tod erleiden. Auf dem Lande ſind die Vorſichtsmaßregeln nicht ſo ausgedehnt; dort begnügen ſich die Wachen, die Paſſanten 100 bis 200 Meter von dem Wege ſeitwärts zu weiſen. Die naheliegenden Häuſer ſelbſt werden nie viſitirt, wie Choutzé's Erzählung beweiſt.

Des Kaiſers Ritt ging, wie erwähnt, nach dem Parke Yüan-ming-yüan (nördlich von Hai-tien, öſtlich von Wan-ſchön-ſchan). Ein intriganter Beamter hatte die dortigen Eunuchen beſtochen und auf den See des Parkes eine Gondel ſchaffen laſſen, einen Gegenſtand der Neugier und der Verſuchung für den jungen Fürſten, der nie in ſeinem Leben ein Boot betreten oder anders als in Form eines Spielzeugs geſehen hatte. Er beſtieg alſo mit den Eunuchen daſſelbe und ergötzte ſich zu Waſſer an den ſchönſten Punkten des Parkes. Mit halblauter Stimme beklagten die Einen die ſtattgehabte Verwüſtung, während die Anderen die Koſten einer Wiederherſtellung berechneten, bis ſich der Kaiſer in das Geſpräch miſchte und einer der beſtochenen Eunuchen einen Koſtenanſchlag aus ſeinem Gewande hervorzog. Damit war der Wiederaufbau eine beſchloſſene Sache; der Kaiſer genehmigte den Anſchlag und der Intrigant ließ ihn im

Grabmal zum Gedächtniß eines Bonzen. (Nach einer Photographie.)

Finanzminiſterium von Unterbeamten viſiren und gab ſofort franzöſiſchen Kaufleuten den Auftrag, die nöthigen Hölzer von Cochinchina und Singapur kommen zu laſſen. Inzwiſchen verſetzte der geheime Staatsrath und die Großkanzlei des Reiches die beiden Finanzminiſter in Anklagezuſtand, weil ſie ohne ihr Gutheißen ein Decret zur Vollſtreckung gebracht hatten. Aber der Kaiſer wollte ſeinen Plan nicht aufgeben und eben ſo wenig wollten die Verſchnittenen auf den reichen Gewinn verzichten, welcher bei ſo koſtſpieligen Unternehmungen ihres Herrn für ſie abfallen mußte.

Die beiden Finanzminiſter wurden abgeſetzt und Prinz Kung unternahm es, dem Monarchen Vorſtellungen zu machen ſowohl über ſein ungeſetzmäßiges Vorgehen als auch über ſeinen ſanftigen Lebenswandel; denn man erzählte ſich, daß derſelbe, ſeines engen Palaſtes müde, incognito Ausflüge machte und ſich in der Stadt Vergnügungen hingäbe, an denen ſonſt ſeine niedrigſten Unterthanen Gefallen finden. Die Folge war, daß der Kaiſer ſeinen Oheim ſofort aller ſeiner Titel und Vorrechte beraubte und ſie nur auf Bitten der Kaiſerin-Wittwe ihm zurückgab; doch auch die beiden Finanzminiſter erhielten die ihrigen wieder.

Als dann die erſte Holzſendung auf einem franzöſiſchen Schiffe eintraf, koſtete es die größte Mühe, ſie von der chineſiſchen Regierung bezahlt zu erhalten. Bald darauf erſchien denn auch ein kaiſerliches Decret, welches die Arbeiten in Yüan-ming-yüon einzuſtellen befahl. Schließlich ſtarb der Kaiſer im Jahre 1874 und erhielt in ſeinem Vetter, einem Sohne eines jüngern Bruders des Prinzen Kung, einen Nachfolger.

Dieſer hartnäckige Widerſtand gegen jede Reſtauration von Yüan-ming-yüan iſt leicht begreiflich. Ihr Erbauer, der Kaiſer Yung-tſcheng, ein Zeitgenoſſe Louis' XIV., hat ſicherlich nicht geringere Summen darauf verwendet, als letzterer auf Verſailles, und zudem hat das Feuer in dieſem Parke ſo gut ſeine Schuldigkeit gethan, daß faſt alle Gebäude neu aufzuführen wären. Wo ſollten dazu die Mittel hergenommen werden, da China ſchon ſeit Jahren einen noch heute nicht beendeten Krieg gegen die Rebellen an ſeiner nordöſtlichen Grenze, gegen die Mohammedaner in Kanſu, gegen die Dunganen und Yakub Beg von Kaſchgar zu führen hatte? Verhältnißmäßig gut erhalten, weil von den Engländern verſchont, ſind in jenem Sommerſitze nur einige Gebäude in halb italieniſchem, halb chineſiſchem Stile in der Nordweſtecke des Parkes; doch nur ein einziger Pavillon trägt noch ſein chineſiſches Dach von violett und grün glaſirten Ziegeln, während von den übrigen nur noch die vier Wände ſtehen. Uebrigens ſind dieſe vom Miſſionär Pater Caſtiglione erbauten Paläſte, obwohl doppelt ſo groß wie die beiden Trianons in Verſailles, nicht ein einziges Mal von einem Kaiſer bewohnt worden. Pater Benoiſt hat dort Springbrunnen und Baſſins angelegt, die von einer ſehr ſtarken hydrauliſchen Maſchine geſpeiſt wurden; dieſe hat ſich der Kaiſer einige Male betrachtet, worauf er die Aufſeher der Waſſerwerke reich beſchenkte.

Erſt in den letzten Jahren haben wieder einige Europäer die Trümmer beſucht und zwar wahrſcheinlich heimlich durch die Löcher, welche die kaiſerlichen Gärtner in die Mauern gebrochen haben, um bequem Holz aus dem Parke ſtehlen zu können, ohne den Palaſtaufſeher dafür beſtechen zu müſſen.

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von **Paul Ibis.**

I.

Geographiſcher Ueberblick der Inſel: Lage. — Geologiſcher Bau. — Erdbeben. — Küſten und Buchten. — Flüſſe. — Klima. — Flora und Fauna. — Die Erzeugniſſe der Inſel. — Ihre Bevölkerung.

Im Anfange des Jahres 1875 lag S. K. Ruſſiſchen Majeſtät Corvette „Askold" längere Zeit in Hong-kong vor Anker, und da der Dienſt auf dem Schiffe meine Perſönlichkeit leicht entbehren konnte, ſo benutzte ich die Monate Januar und Februar zu einer Reiſe durch die Inſel Formoſa, für welche oder vielmehr für deren Eingeborene mir die japaniſche Expedition ein bedeutendes Intereſſe eingeflößt hatte. Zweck dieſer Reiſe war: erſtens, wo möglich beſſer mit dieſem ſo arg verſchrienen Volke und ſeinem Zuſtande bekannt zu werden und ſeine Nationalität, über die ich oft Zweifel erheben gehört, feſtzuſtellen, und zweitens die Löſung der Frage, ob im Innern Formoſas eine dunkle Race, ein Papua-Stamm, exiſtirt, wie Fr. Müller in ſeiner Ethnographie (Navara-Reiſe) angegeben, oder nicht.

Der Zeitraum, in welchen meine Reiſe fiel, konnte kein günſtigerer ſein: die Japaneſen hatten ſoeben Formoſa geräumt; auf der Inſel herrſchte daher volle Ruhe, und die chineſiſche Regierung, welche vertragsmäßig die Verantwortlichkeit für das Treiben der Eingeborenen übernommen, bauete, wenigſtens in der erſten Zeit, feſt auf eine längere Dauer derſelben, und das mit Recht; denn ihre friedlichen Unterhandlungen mit den Häuptlingen verſchiedener Stämme verſprachen den beſten Erfolg. Seitens der Eingebarenen ſelbſt war keine Gefahr zu befürchten: im Süden litten ſie noch zu ſehr unter dem Eindruck der Schrecken, die die japaniſchen Waffen über ſie verhängt, um neue Frevel an Fremden zu begehen; in den anderen Theilen der Inſel aber erfreuen ſie ſich eines etwas beſſern Rufes, als ihre Stammverwandten im Süden. Ferner ſind Januar und Februar gerade die ſchönſten Monate auf Formoſa — trocken und nicht heiß —, ſo daß manche natürlichen Hinderniſſe, wie ſchlüpfrige Pfade, übergetretene Ströme und Fieberanfälle, ganz aus der Zahl der zu überſtehenden Schwierigkeiten wegfielen.

Mit Taſterzirkel, Meterſtab und Notizbüchern verſehen und ſo wenig als irgend möglich Gepäck mit mir führend, durchſchritt ich die Inſel von Süd nach Nord. So oft es Umſtände und Zeit zuließen, machte ich Abſtecher zur Seite, um die Eingeborenen in ihren Territorien aufzuſuchen, von denen ich meiſt freundlich empfangen wurde. Auf dieſe Weiſe kam ich mit dreizehn Stämmen in Berührung, maß ſie, zeichnete ſie, beobachtete ihre Sitten und Gebräuche und ſammelte Wörter aus ihren Sprachen, kurz ich hatte die Genugthuung, meinen Zweck zu erreichen.

Doch ehe ich an den eigentlichen Gegenſtand dieſer Arbeit, „die Eingeborenen Formoſas", herantrete, will ich einen Blick auf die Inſel ſelbſt und ihren chineſiſchen Theil werfen, um deſto klarer dann ihre Ethnographie behandeln zu können.

Digitized by Google

Formosa erſtreckt ſich von 21° 55′ bis zu 25° 18½′ nördl. Br. und von 120° 8′ bis 122° öſtl. L. v. Gr. Es mißt über 200 Seemeilen in der Länge und 75 Meilen an der breiteſten Stelle und nimmt einen Flächenraum von etwa 1060 geograph. Quadratmeilen ein. Obgleich nur 80 bis 100 Seemeilen vom Feſtlande entfernt, unterſcheidet es ſich doch weſentlich von demſelben, ſowohl dem geologiſchen Baue nach, wie in ſeiner Fauna und Flora; viel eher läßt es ſich den Philippinen anreihen. Denn wie dieſe, ſo iſt auch die Inſel Formoſa rein vulcaniſchen Urſprungs. Ihren eigentlichen Kern bildet eine ſcharfe Gebirgskette mit Gipfeln von 11,000 bis 12,000 Fuß Höhe, die ſich bei einer Kammhöhe von etwa 8000 Fuß in nordnordöſtlicher Richtung durch 115 Meilen hinzieht (von 22° 34′ bis 24° 25′ nördl. Br. und von 120° 44′ bis 121° 15′ öſtl. L.), eine ſtrenge Waſſerſcheide bildend, dann nach Süden zu ſchnell an Höhe abnimmt, im Norden aber an eine ebenſo hohe, nur 15 Meilen lange Querkette (Dodds-Range) ſtößt und in einem verworrenen Gebirgsknoten endigt. Dieſe Hauptkette beſteht aus Schiefer, deſſen Schichten ſteil nach Oſten abfallen.

Ihr parallel laufen weſtlich einige verhältnißmäßig niedrige Ketten aus ſedimentären Schieferarten, mit einem weit geringern Schichtenfall; dieſe nehmen die eigentliche Mitte der Inſel ein. Dann folgen Terraſſen aus Lehm- und Sandſchichten mit einer kaum merklichen Neigung nach Oſten, und endlich die Ebene, welche faſt den dritten Theil der Inſel, ihre Weſtſeite, einnimmt; nur langſam ſich zur See hinneigend, bildet ſie eine ſeichte, bloß an wenigen Stellen zugängliche Küſte.

Beachtenswerth und erklärend für die Bildung der Weſtſeite Formoſas ſind jene mächtigen Korallenblöcke, die ſich an der Südweſtküſte vorfinden, nicht allein unmittelbar am Meere, ſondern auch in einiger Entfernung von demſelben. Die größten von ihnen ſind: der Ape Hill bei Ta-lao, eine atollähnliche Korallenmaſſe von 1110 Fuß Höhe, dann der Saddle Hill zwiſchen Ta-lao und Tang-kang, der 468 Fuß erreicht und einige Berge bei Long-kiau an der Südſpitze, die auch nicht viel niedriger ſein mögen. Kleinere Blöcke oder einige Fuß über das Waſſer erhobene Korallenriffe ſteht man viel.

Oeſtlich von der Hauptkette ſcheint das Land durchaus rauh und gebirgig zu ſein, und allem Anſcheine nach laufen auch dort die Bergketten parallel der Waſſerſcheide. Das Ufer erhebt ſich meiſt direct aus dem Meere bis zu einigen Tauſend Fuß Höhe.

Skizze von Formoſa.
(Maaßſtab 1 : 3,000,000.)
B. = Butang. Bd. = Bakurut. S. = Saprèk. Sb. = Sabari. T. = Tunsök. Ts. = Tschinakei. W. = Whang-tschut.

Der Norden der Inſel iſt mit wenigen Ausnahmen auch bergig. Die Ketten liegen hier parallel dem Dodds-Range und nehmen nach Norden zu an Höhe ab. An der Küſte beſtehen ſie aus Sandſtein, deſſen Schichten nach Süden fallen. Bei Kelong enthalten ſie Kohlen. Zwiſchen Tamſui und Kelong, alſo im äußerſten Norden, ſind einige Vulcane, die Tatun-Gruppe genannt, deren höchſter Punkt gegen 4000 Fuß über dem Meere liegt. Aus den dortigen Solfataren wird in letzter Zeit mit Erfolg Schwefel gewonnen. Andere Vulcane ſoll es auf der Inſel nicht geben. Einige Petroleumquellen im Dodds-Range ſind hier noch zu erwähnen.

Das Südende der Inſel, d. i. jener zu einer halbinſelförmigen Spitze zuſammenlaufende Theil derſelben ſüdlich von 22¼° nördl. Br., iſt zwar kein hohes, aber ein rauhes und zerriſſenes Berglund, das meiſt unmittelbar aus dem Meere emporſteigt. Die kurzen Bergketten beſtehen am Strande aus Sandſtein, im Innern aus Schiefer, und die Schichten fallen überall ſteil nach Oſten. Kohlenlager habe ich nirgends bemerkt. Am weſtlichen Ufer erkennt man ſtellenweiſe einige terraſſenartig über einander liegende Strandlinien, von denen die oberſten ſchon mit Gras und Geſtrüpp bedeckt ſind. Es läßt ſich daher ſchließen, daß dieſes Ufer noch jetzt im Steigen begriffen iſt, was man auch nördlicher bei Tai-wan-fu bemerkt hat; Fort Zelandia nämlich, das zur Zeit ſeiner Erbauung durch die Holländer, alſo vor 200 Jahren, hart am Meere ſtand, liegt jetzt eine halbe

Meile landeinwärts, und der frühere Hafen von Tai-wan-fu exiſtirt nicht mehr.

Erdbeben ſind auf Formoſa häufig, doch ſelten ſtark genug, um irgend welchen Schaden anzurichten. Die zwei Erdbeben, die ich während meines Aufenthalts auf der Inſel verſpürte, äußerten ſich in einigen leichten, ſchnell auf einander folgenden Stößen, ohne von einem unterirdiſchen Getöſe begleitet zu ſein.

Die Küſten Formoſas ſind arm an Buchten. An der Weſtſeite hat nur Ta-kao (22° 37′ nördl. Br.) einen guten, leider aber zu kleinen Hafen. Derſelbe wird durch ein langes, über das Waſſer erhobenes Korallenriff gebildet, das ſich parallel der Küſte hinzieht und früher wahrſcheinlich mit dem Ape Hill zuſammenhing, jetzt aber von dieſem durch eine 11 Fuß tiefe und gegen 300 Fuß breite Durchfahrt getrennt iſt. Das ſolcherweiſe von der See abgeſchnittene Becken mißt gegen ſechs Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite, hat aber nur in ſeinem nördlichen Theil, wo es einen kleinen Fluß aufnimmt, Waſſer genug für Schiffe. Durch den Ape Hill und das ziemlich hohe Riff gegen die herrſchenden Winde geſchützt, iſt Ta-kao zu jeder Jahreszeit ein ſicherer Ankerplatz [1]). Die Rhede von Tai-wan-fu iſt vollkommen offen und unſicher; die Schiffe ankern da weit vom Ufer und die Landung kann nur auf Flößen bewerkſtelligt werden, weil der Strand ſeldſt für Boote zu ſeicht iſt. An der Oſtküſte der Inſel ſind zwei kleine Buchten, welche nach Ausſage einiger Mandarinen ſich leicht und ohne bedeutende Koſten in gute Häfen umwandeln ließen. Es ſind: Sau-o Bay (24°37½′ nördl. Br.) und Tſchok-e-bay (24° 7′ nördl. Br.). Im Norden der Inſel iſt die tief in die Berge eingeſchnittene und gegen alle Winde gedeckte Bucht von Kelong (25° 9′ nördl. Br.) ein in jeder Hinſicht vortrefflicher Ankerplatz für Schiffe von mittlerer Tiefe; doch hat ſie dieſetzt wenig Bedeutung für den Handel, da das dortige Kohlenbergwerk in einer zu primitiven Weiſe betrieben wird, um viel für den Export dieten zu können; für die Ausfuhr der übrigen Producte des Nordens aber, wie Thee, Kampfer und Indigo, liegt Tamſui weit bequemer. Dieſer Hafen, oder beſſer die Mündung des Tamſui-Fluſſes, giebt der Bucht von Kelong in nichts nach, nur liegt an der Einfahrt eine Barre, welche bei der Ebbe nicht mehr als 7 Fuß Waſſer hat (bei der Fluth indeß bis 21 Fuß). Im Südweſten der Inſel eignet ſich die Bucht von Long-kiau (22° 7′ nördl. Br.) während des Nordoſt-Monſuns als Ankerplatz.

Von Flüſſen ſind nur zwei für die Inſel von Bedeutung: der Tamſui-Fluß im Norden und der Tang-kang-Fluß im Südweſten. Der erſte, der ſich in der Breite von 25° 11′ ins Meer ergießt, beſteht aus zwei Armen — dem Toka-ham und Sam quai —, die ſich etwa 10 Meilen vor der Mündung vereinigen und dann noch die Waſſer des Kelong-Fluſſes aufnehmen. Beide Arme ſind 30 bis 40 Meilen in ihrem Laufe für Boote ſchiffbar, daher wichtig für den Handel, beſonders für den Kampferhandel, deſſen Hauptquelle in den Bergen liegt, aus denen ſie ihren Urſprung nehmen. Der Tang-kang-Fluß entſpringt aus dem Gebirge Mittel-Formoſas und zwar auch in zwei Armen, welche, durch eine Bergkette getrennt, parallel nach Süden der Ebene zufließen. Unter 23° nördl. Br., wo ich beide Arme im mittlern Laufe durchſchritt, waren ſie ſchon bedeutende Ströme und trotz der trockenen Jahreszeit für Boote befahrbar; ihre Quellen muß man daher wenigſtens 30 bis 40 Meilen nördlicher ſuchen. In der Ebene vereinigen ſie ſich und noch einige Nebenflüſſe aufnehmend bilden ſie einen breiten, leider aber ſeichten Strom, der ſich bei der Stadt Tang-kang (22° 28′ nördl. Br.) in die See ergießt. Während der Regenzeit tritt der Tang-kang-Fluß aus ſeinen Ufern und überſchwemmt in der Ebene einen Streifen Land von 4 bis 5 Meilen Breite, der durch die alljährlich hinterlaſſenen Sandmaſſen in eine Wüſte verwandelt iſt. Da dieſe Sandmaſſen zugleich das Flußbett verſtopfen, ſo dehnt ſich der Fluß mit ſeinen Ueberſchwemmungen immer mehr und mehr in die Breite aus, wodurch in Tang-kang, das hart am linken Ufer liegt, in jedem Jahr eine Häuſerreihe weggeſpült wird. Die übrigen Flüſſe der Inſel ſind bedeutungslos für den Handel; es ſind meiſt Bergſtröme, die im Winter faſt austrocknen, während der Regenzeit aber ſchnell und hoch anſchwellen und jeden Verkehr hemmen.

Das Klima Formoſas iſt bis zu 24° nördl. Br. tropiſch. Es giebt hier nur zwei Jahreszeiten, eine naſſe und eine trockene. Die erſte beginnt im Mai mit dem Südweſt-Monſun und endigt im September mit Eintritt des Nordoſt-Monſuns. Sie bringt bei ſtarker Hitze ungeheure Regenmaſſen, die ſich in periodiſchen Güſſen jeden Nachmittag entladen. Im Juli iſt der Regen im Maximum ſeiner Mächtigkeit, worauf er an Stärke allmälig nachläßt. Vom September bis April währt die trockene Jahreszeit; es fällt dann durchſchnittlich kein Tropfen Regen, ſelbſt keine Wolke trübt den Himmel, und die Hitze iſt, bis März wenigſtens, eine ſehr erträgliche. Nördlich von 24° nördl. Br. hört dieſe Regelmäßigkeit auf. Dort bringt im Gegentheil der Winter viel Regen, während der Sommer verhältnißmäßig trocken genannt werden kann. Man hat mir geſagt, daß es in Tamſui während der Wintermonate oft wochenlang ohne Unterbrechung regne und die Sonne Monate hindurch nicht zu ſehen ſei, was durchaus nicht unwahrſcheinlich klingt, wenn man bedenkt, daß es eben Nord-Formoſa iſt, welches während der Dauer des Nordoſt-Monſuns ſeine dichten Nebel über die ganze Formoſa-Straße ausſendet.

In Folge dieſer reichen Niederſchläge iſt die Vegetation auf Formoſa eine ſehr üppige: die gebirgigen Theile der Inſel ſind im Süden mit undurchdringlichem Dſchungel bedeckt, einem phantaſtiſch von Lianen durchwobenen Wirrwarr der mannigfachſten Baumarten, rieſiger Farren und Farrenbäume. Im Norden dehnen ſich mächtige Kampferwälder aus, die kaum irgendwo ihres gleichen haben. Die Ebene iſt einer der fruchtbarſten und cultivirteſten Landſtriche, die ich je geſehen: Weizen, Mais, Reis und Zucker geben hier reiche Ernten; Ananas, Bananen, Ingwer, Mango, Orangen und Citronen, kurz die meiſten tropiſchen und ſubtropiſchen Früchte gedeihen vortrefflich; der Bambus ſchießt zu einer Höhe von 80 bis 90 Fuß empor und die zierliche Arecapalme wächſt hier nicht minder üppig als auf den Sunda-Inſeln; die Kokospalme fehlt aber.

Auch die Fauna Formoſas ſcheint reich zu ſein und ſoll einige ſelbſtändige Arten haben, z. B. einen formoſaniſchen Hirſch, ein Schuppenthier und einen Faſan. Schlangen und giftige Inſecten ſind ſchwach vertreten, letztere erſcheinen nur während der Regenzeit. Fledermäuſe und fliegende Hunde ſcheint es in vielen Arten zu geben. An Fiſchen iſt beſonders die Weſtküſte reich. Eingeführt ſind aus China: der Büffel, wie es ſcheint auch das Schwein und der Hund. Das Pferd fehlt ganz.

Die Producte, welche Formoſa dem Handel liefert, ſind bis jetzt Zucker, Thee, Reis, Früchte und Gemüſe, Indigo, Kampfer, Oel, Hanf, Thierhäute und Hörner, Fiſch, Seſam, Geldwurz, Seegras und Agar-Agar, verſchiedene Holzarten (beſonders harte — hard wood) und Steinkohlen. Die Ausfuhr beläuft ſich auf 2,000,000 Tael, die Einfuhr auf etwa

[1]) S. die Abbildung von Ta-kao „Globus“ XXIX, S. 309.

1,750,000 Tael (3 Tael = 6⅔ Tholer); beides iſt im Steigen begriffen [1]).

Formoſa iſt von zwei verſchiedenen Menſchenracen bevölkert: von Chineſen und Malayen. Die erſten, die bei Weitem zahlreicheren, ſind Einwanderer (meiſt aus der gegenüberliegenden Provinz Fu-kiang). Sie nehmen die ebene Weſtſeite der Inſel und ihren Norden ein. Die letzteren, etwa 150,000 bis 200,000 Köpfe, ſind die bei Weitem älteren Bewohner der Inſel und können daher als Eingeborene betrachtet werden. Sie leben in kleinen unabhängigen Stämmen in den gebirgigen Theilen der Inſel, behaupten alſo deren Oſtſeite und Südſpitze. Zwiſchen dieſen freien Eingeborenen, von den Chineſen „Ka-tè“ (die Wilden) genannt, und den Chineſen leben einige halbciviliſirte Stämme, die mehr oder minder von der chineſiſchen Regierung abhängig geworden ſind.

Eine Papua-Race oder eine ihr naheſtehende exiſtirt nicht im Innern Formoſas; weder die Chineſen noch die Eingeborenen ſelbſt wiſſen etwas von ihr. Wahrſcheinlich hat man die häßlichen und dunkler als andere Stämme gefärbten Bewohner der Südſpitze für dieſe angeſehen. Möglich aber, daß die Malayen bei der Beſitznahme der Inſel ein anderes, dunkles Volk hier vorfanden, theils es in Kriegen ausrotteten, theils ſich auch mit ihm vermiſchten, wodurch die zahlloſen Stämme und faſt ebenſo vielen Stammtypen entſtehen konnten, die ſich beſonders in der hellern oder dunklern Hautfarbe von einander unterſcheiden.

[1]) Vergl. „Globus“ XXIX, Nr. 20, S. 308.

Die engliſche Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

II.

W. K. Da man nicht ſelten die Anſicht trifft, daß große Kälte das geringſte Hinderniß für gut ausgerüſtete Expeditionen ſei, weil man Mittel habe ſich dagegen zu ſchützen, ſo wollen wir hier Commander (jetzt Capitän) Markham ſelber erzählen laſſen [1]), wie weit dies möglich iſt, wenn die Temperatur auf — 30° R. ſinkt.

„Die Kälte,“ ſo heißt es in ſeinem intereſſanten Bericht, „war alsdann ſo ſchneidend, daß der größte Theil der Geſellſchaft trotz der Ermüdung noch einem harten und anſtrengenden Tagewerk jedes Schlafes beraubt war. Von Bequemlichkeit konnte keine Rede ſein, wo unſere Schlafſäcke und Decken ſo hart gefroren waren, daß ſie eher Eisplatten als aus Wolle verfertigten Gegenſtänden glichen, und wenn ſie wirklich einmal durch die vom Körper ausgehende Wärme aufthauten, ſtatt deſſen von kalter Feuchtigkeit durchdrungen wurden. Des Morgens koſtete es wiederum angeſtrengte Bemühungen in die Düffelröcke hineinzukommen, die die Kälte ſo ſteif gemacht hatte, daß ſie zu wahren Zwangsjacken wurden, und die komiſchen Stellungen, die man einnehmen mußte um es zu ermöglichen, erregten trotz der wenig beneidenswerthen Situation viele Heiterkeit. Die niedrigſte Temperatur, die innerhalb des Zeltes beobachtet wurde, war — 28° R.; bis zum 28. April zeigte keine Beobachtung über — 14° R. und bis zum Juni wurde nie der Gefrierpunkt überſtiegen. In den erſten drei oder vier Wochen, nachdem wir das Schiff verloſſen hatten, war unſer Speck ſo hart gefroren, daß man ihn nicht beißen konnte, bis einige auf die Idee kamen, ihn im warmen Thee ſo lange aufzuweichen, bis er genießbar wurde. War es ſchon ſchwer, den Thee überhaupt zum Kochen zu bringen, was oft erſt nach 1 bis 2 Stunden gelang, ſo wirkte natürlich das Hineinthun des Specks ebenſo als wenn man ein gleich großes Stück Eis hineingeworfen hätte und machte außerdem eine ſehr ſonderbar ſchmeckende Brühe aus ihm. Immer aber waren wir von brennendem Durſte gequält ohne ihn löſchen zu können; denn einmal konnten wir nicht genug Brennmaterial erübrigen um extra Waſſer zu condenſiren, und außerdem konnten wir auch nicht verhindern, daß das Waſſer in unſeren zinnernen Fläſchchen wieder zu Eis wurde, ſelbſt wenn wir ſie unter dem Weſtentheil der Beinkleider bargen.“

[1]) Aus ſeinem Vortrage in der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft am 12. December 1876.

In der That, ſolche Strapazen verbunden mit den Schwierigkeiten des Weges erfordern ſchon die Anſpannung aller Kräfte eines geſunden Mannes; bedenkt man nun aber, daß bei ſämmtlichen größeren Forſchungsexpeditionen des nächſten Frühjahrs zu alledem noch theils ſogar ſchon auf dem Hinwege in hohem Grade der Scorbut ausbrach, eine Krankheit, die bekanntlich ſehr ſchnell die Kräfte des Menſchen verzehrt, ſo muß man es nicht nur als ein beſonderes Glück betrachten, daß nicht mehr Menſchen, ja ganze Abtheilungen zu Grunde gingen, ſondern man muß auch die wahrhaft heroiſche Ausdauer bewundern, die es in jedem einzelnen Falle allein ermöglichte, daß die entgegengeſandte Hülfe weiteres Unglück verhüten konnte. Der ſo intenſive Ausbruch der gefürchteten Krankheit im Frühjahr kam um ſo überraſchender, als man den ganzen Winter ohne irgend welche Spuren derſelben verlebt hatte und mit Lebensmitteln und Arzneien, namentlich Citronenſaft, ſo trefflich verſehen war, daß man hoffen konnte jedem Angriffe ſchnell begegnen zu können. Statt deſſen erkrankten nicht nur die geſammten Theilnehmer der Schlittenexpeditionen mit Ausnahme der Offiziere, ſondern auch der größte Theil der auf den Schiffen zurückgebliebenen Leute. Bis zum 9. Juli, 15 Tage nach der Rückkehr ihres letzten Schlittens, zählte allein die Mannſchaft der „Alert“ 60 Krankheitsfälle, wovon 24 noch in Behandlung waren. Alle Medicin erwies ſich als unwirkſam; nur veränderte Koſt, namentlich friſches Fleiſch, und Ruhe bewirkten Geneſung; anſtrengende Arbeit beförderte den Ausbruch der Krankheit, und Capitän Nares ſchreibt die auffallende Thatſache, daß nur ein einziger Offizier von derſelben ergriffen wurde, lediglich dem Umſtande zu, daß dieſelben nicht ſo großen Anſtrengungen, wie namentlich das Schlittenziehen iſt, unterworfen waren.

Wir können hier einen ſchweren Vorwurf, der ſich hinſichtlich des eben berührten Punktes gegen Capitän Nares im engliſchen Publicum laut gemacht hat, nicht unerwähnt laſſen, da er ſeinen Weg ſelbſt bis in die Spalten der „Times“ gefunden hat. Der Citronenſaft, ſo heißt es, hätte ſich allerdings als ein gutes Präſervativ gegen die Krankheit bewährt und deshalb wären im Winter, wo die Aerzte der Expedition für regelmäßige Vertheilung der täglichen Doſen des Mittels geſorgt hätten, keine Krankheitsfälle vorgekommen; auf die Schlittenexpeditionen habe man aber, den beſtimmten Inſtructionen zuwider, gar keinen Ci-

Digitized by Google

tronenfaft mitgenommen, nur einzelne Offiziere hätten ſich wohlweislich für ihre eigene Perſönlichkeit damit verſorgt.

Wir wiſſen nicht, woher man für eine ſo ehrverletzende Anklage die Stützen hergenommen hot, da uns nur Nares' und ſeiner Begleiter eigene Berichte vorliegen, die eher alles Andere als Anhaltspunkte für dieſelde darbieten. Ihr letzter Theil iſt jedenfalls ebenſo unlogiſch, da doch das Wohl und Wehe der ganzen Expedition, alſo onch der Offiziere, zum größten Theil von der Geſundheit und Leiſtungsfähigkeit der Mannſchaft odhängt, wie er bei der gerade von den Offizieren für ihre Mannſchaft bewieſenen Aufapferung empörend iſt.

Aber auch eine unverzeihliche Nochläſſigkeit bei der Ausrüſtnng der Schlittenexpeditionen van Seiten des Oberbefehlshabers ſcheint uns vollkommen ausgeſchloſſen zu ſein. Capitän Nares iſt Offizier der engliſchen Marine; er fallte den beſtimmten Befehlen ſeiner Vorgeſetzten zuwider gehandelt haben, wa es nach dazu ſa leicht war, ſie zu erfüllen? Man ſall ihm zutrauen, daß er ſeinen eigenen Leuten das angeblich wichtigſte Mittel, ihre Geſundheit zu erhalten, vorenthalten hätte, während er damit ſa reichlich verſehen war, daß er bei ſeiner Rückkehr dem däniſchen Gouverneur in Egedesuinde noch reichliche Portionen adgeben kannte? Er ſollte ſeine Pflichten als Menſch, ſeine Verantwortlichkeit als Vargeſetzter, ſeine Ehre als Offizier leichtfertig preisgegeben haben, und weshalb? — Die Antwort überlaſſen wir dem Leſer. Wenn ſich in anderen Fällen gerade der Winter und der Mangel an Arbeit dem Ausbruche der Krankheit günſtig und der Citranenſaft angeblich als Heilmittel oder Präſervativ gezeigt hat, ſa beweiſt das weiter nichts, als daß Aetiologie und Therapie des Scorbuts noch nicht ſa weit vorgeſchritten ſind, als mon wohl wünſchen möchte; ein Uebelſtand, den er mit vielen und häufiger vorkommenden Krankheiten theilt.

Wie mühſelig und gefahrvoll ſolche Schlittenreiſen übrigens auch ſein mögen, eine arktiſche Entdeckungsexpeditian wird ſie nie ganz entbehren können, wenn ſie nicht den größten Theil ihrer Zeit ungenutzt laſſen will. Nur die Haffnung wird man aufgeben müſſen, mit Schlitten allein van der Schwelle der noch unbekannten Gegenden aus den Nardpol erreichen za können.

Am 21. September war das Küſteneis dick genug geworden, daß die erſte Herbſtſchlittenexpeditiou unter Lieutenant Aldrich ſich ihm ahne Gefahr anvertrauen konnte. Sie war, da ſie nur Recognoſciruagszwecke nach Nordweſten hin verfalgte, mit zwei leichten Hundeſchlitten ausgeſtattet und kehrte nach 13 Tagen wohlbehalten mit der Nachricht zurück, daß von einem 2000 Faß hohen Berge in 82° 48′ nördl. Br. im Oſten in einer Entfernung von etwo 15 Meilen Land bis 83° geſehen werden könne, aber keines im Narden. Schlimmer erging es der zweiten Adtheilung unter Cammandant Markham und den Lieutenants A. C. Parr nnd W. H. Moy, die am 25. mit drei ſchwer bepackten Schlitten und 21 Mann nach Nordweſten abging und nur unter den größten Strapazen ihre Aufgabe, bei Cap Joſeph Henry ein Depot zn errichten, erfüllen konnte. Viermal waren Schlitten, ſehr häufig einzelne Leute durch das Eis gebrochen und nicht weniger als ein Drittel der geſammten Mannſchaft trug Froſtſchäden davon, die ſie für den größten Theil des Winters an das Bett feſſelten, bei dreien ſagar Beinamputotionen nöthig mochten.

Die Sonne war bereits ſeit zwei Tagen untergegangen, als dieſe Abtheilung zurückkehrte, faſt gleichzeitig mit einer dritten unter Lieutenant Rawſon, die vergeblich durch den noch aufgebrochenen Robeſan-Canal die „Discovery“ zu erreichen verſucht hatte. Für den Herbſt war ſomit geleiſtet, was menſchenmöglich wor, und die in Schlittenreiſen nach ungeübte Mannſchaft hatte in Bezug auf Canſtruction und Bepackung der Schlitten, Bekleidung, Nachtlager u. ſ. w. Erfahrungen geſammelt, die für das nächſte Frühjohr ſehr zu Stotten komen.

Wie wahlgemuth und in guter Geſuadheit ſoſt ſämmtliche Inſaſſen des Schiffes die lange Zeit bis zum Wiederonfgange der Sonne om 1. März verlebten, iſt unſeren Leſern ſchon bekannt; auch ouf die ſonſt wohl intereſſante Einrichtung eines orktiſchen Winterquartiers, auf die täglichen Verrichtnngen, die Vorkehrungen gegen die Kälte bei möglichſter Schonung des Kahlenvorraths ſawie die nach wichtigeren gegen Feuersgefahr brauchen wir wahl nicht einzugehen, da wir vorausſetzen können, daß unſere Leſer mit derartigen Schilderungen zur Genüge vertraut ſind. Dagegen mögen hier noch einige wichtige Beobachtungen über das Klima während dieſer Zeit und über die Fauna der Nachbarſchaft ihren Platz finden.

Den ganzen Winter über bewies ſich die Luft ſo ruhig, daß man hätte glanden können, an den Ufern eines ſtillen Oceans zu verweilen. Ein ſchwacher ſüdweſtlicher Wind wehte faſt beſtändig wie ein Paſſat von der Küſte her, nur dann und wann von einem Nordweſt unterbrochen, der jedesmol die größte Kälte mit ſich führte. Kein heftiger Windſtoß, kein Oſt- oder Nordwind war bis zum Aufgange der Sonne zu verſpiren. Dabei herrſchte eine außerordentliche Kälte, die an 30 Tagen das Queckſilber zum Erſtarren brachte, und es fiel nach dem erwähnten zwölftägigen Schneefall im Herbſt ſoſt gor kein Schnee mehr bis Ende Mai. Letztere Erſcheinnng iſt vielleicht dadurch zu erklären, daß der vom Aequator rückkehrende Paſſat (ols ſolchen muß man den beſtändigen Südweſt wahl anſehen) ſchon in niederen Breiten, wa er zuerſt mit kalten Luftſchichten in Berührung gekommen iſt, oll ſeine Feuchtigkeit abgegeben hat.

Sehr beachtenswerth iſt die Ausbeute der Jagd in ſo hohen Breiten, die allerdings, wie das von voruherein vorauszuſetzen war, in der Nähe der „Discovery“ ergiebiger war als bei der „Alert“. In der Umgebung der letzteren wurden während des Winters und bis Ende Mai nur 3 Haſen, während ihres geſammten Aufenthalts 6 Moſchnsochſen, 20 Haſen, 26 Gänſe nnd Enten, 10 Schneehühner und 3 Füchſe geſchoſſen. Daß gar kein Walroß, nur ein Seehund und infalge deſſen auch kein Eisbär erlegt wurde, erklärt ſich ous der Schwere des Eiſes und dem Mangel offenen Waſſers von ſelbſt; es wäre aber gänzlich falſch, daraus voreilige Schlüſſe ziehen zu wollen, wie etwa, daß dieſe Thiere überhaupt nicht weiter nördlich zögen. Ihr Fehlen beweiſt weiter nichts, als daß gerade zu dieſer Zeit wenig offenes Waſſer in der Nähe war, wos ja durch die nördliche Schlittenexpedition beſtätigt wurde. Payer hat ſich mit Recht gegen die übliche Manier ausgeſprochen, aus der An- oder Abweſenheit und den Wanderungen der Thranthiere auf große offene Meere oder das Gegentheil zu folgern; ſie gehen eben ihrer Nahrung im offenen Waſſer nach, wie es ſich bald hier bald da zu verſchiedenen Zeiten wechſelnd bietet. Auch das Nordwärtsfliegen der Vögel, das er in Franz-Joſephs-Lond beobachtete, berechtige zu keinen weiteren Schlüſſen, do man nicht wiſſen könne, wie bald ſie ſich außerhalb des Geſichtskreiſes des Beobachters niederließen. Die Gänſe und Enten, welche noch einem heftigen Schneefoll Anfang Juni bei der „Alert“ eintrafen, flogen nie nach Narden, ſondern nur noch Nordoſt weiter. Das beweiſt mithin um ſo weniger eine hohe nördliche Ausdehnung Grönlonds, als etwa die Hälfte davon, augenſcheinlich unzufrieden mit der ſich darbietenden Ausſicht ouf Nohrung, bald darauf nach dem Süden zurückkehrte.

Digitized by Google

Ganz erſtaunlich iſt das Jagdergebniß, das die Mannſchaft der „Discovery“ aufzuweiſen hatte; nur in der Zeit bis Sonnenuntergang, alſo vom 24. Auguſt bis 16. October, erlegte man 32 Moſchusochſen, 23 Haſen, 8 Schneehühner, 6 Seehunde und 5 Eidergänſe. Man muß dabei die Schwierigkeit der Jagd auf dem Lande und das beſchränkte Revier im Auge haben, um die Verſicherung vollkommen glaublich zu finden, daß das Landwild im Ueberfluß vorhanden war. Am Ende der Saiſon, als die Finſterniß eintrat, hingen noch 3053 Pfund gefrorenes friſches Fleiſch an der Außenſeite des Schiffes, ſo daß jeder Mann den ganzen Winter hindurch je den dritten Tag $1\frac{1}{2}$ Pfund davon erhalten konnte. Solch auffallender Reichthum an pflanzenfreſſenden Thieren in einem Lande mit $5\frac{1}{2}$monatlicher Abweſenheit der Sonne und faſt nur aus Moosen beſtehender Vegetation ſcheint in der That die Annahme zu rechtfertigen, daß die Natur auch einem etwa unter den höchſten noch unbekannten Breiten liegenden ausgedehnteren Lande eine Fauna nicht verſagt habe.

Nicht gleich mit Aufgang der Sonne konnten die Schlittenreiſen beginnen, da man erſt einigermaßen eine Verminderung der außerordentlichen Kälte abwarten mußte. Das hatte ein vorzeitiger Verſuch der Lieutenants Rawſon und Egerton und des Dolmetſchers Peterſen, ſchon am 4. März die Verbindung mit der „Discovery“ herzuſtellen, bewieſen; er koſtete, wie bekannt, dem Letzteren das Leben. Erſt am 3. April, immer noch bei einer Temperatur, die zwiſchen — 25° und — 30° R. ſchwankte, gingen die geſammten Schlitten der „Alert“ (7 an Zahl mit zuſammen 53 Offizieren und Leuten, wovon jedoch ein Theil nur als Hülfsexpeditionen dienten) nach den reſpectiven ihnen zur Erforſchung überwieſenen Richtungen ab.

Wir können natürlich nicht die Erlebniſſe jeder einzelnen der zahlreichen Proviant- und Unterſtützungsabtheilungen wiedergeben, die beide Schiffe im Laufe des nun folgenden Zeitabſchnittes ausſandten; es waren deren von jetzt ab immer einige unterwegs, theils um Lebensmitteldepots für die zurückkehrenden größeren Expeditionen ſo weit als möglich vorzuſchieben, theils Boote nach der Polaris-Bay jenſeit des Robeſon-Canals zu ſchaffen für den Fall, daß das Eis deſſelben vor der Rückkehr der grönländiſchen Abtheilungen aufbräche, theils zur Jagd oder zu noch anderen Zwecken. Ebenſo können wir in Bezug auf die weniger wichtigen Erforſchungen des Lady-Franklin-Sundes und des Petermann-Fjordes ſowie den Beſuch von Hall's Grab auf die Karte und dasjenige verweiſen, was wir bereits in unſerm erſten Artikel („Globus“ XXX, S. 333) darüber mitgetheilt haben. Sie alle hatten ihr gutes Theil von den oben geſchilderten Mühen und Gefahren der Schlittenreiſen zu ertragen, keine jedoch in dem Maße wie die drei am weiteſten nach Oſten, Norden und Weſten vorgedrungenen, die zugleich die wichtigſten waren. Auch deren Ergebniſſe liegen unſeren Leſern der Hauptſache nach zwar ſchon vor, aber ihre außerordentlichen Theilnahme und Bewunderung in gleichem Maße herausfordernden Gefahren und Leiden ſowie die Bedeutung ihrer Leiſtungen für die Nordpolarfrage im Allgemeinen erheiſchen noch eine eingehendere Beſprechung.

Bei dem Depot in der Nähe des Cap Joſeph Henry, bis wohin die nördliche und weſtliche Expedition zuſammengeblieben waren, verließ die erſtere unter Commandant Markham und Lieutenant Parr mit 2 Schlitten und 15 Mann Begleitung die Küſte. Es war hier der letzte Ort, wo ſich dieſe Abtheilung mit dem für Hin- und Rückweg nöthigen Proviant zu verſehen hatte. Da man nämlich die Natur des Eiſes, über welches ſie ihren Weg nehmen ſollte, noch nicht hinreichend kannte und man nicht wiſſen konnte, ob daſſelbe nicht vielleicht bald in Bewegung gerathen würde oder gar weiter vom Lande ab überhaupt nicht zum Stillſtand käme, war es unthunlich weiter nach Norden zu ein Depot zu errichten, auf das ſich die Expedition doch nicht verlaſſen konnte, weil es leicht möglich war, daß es forttrieb. Natürlich konnte auch die Abtheilung ſelbſt nicht etwa einen Theil ihres Proviants an einer geeigneten Stelle für die Rückkehr deponiren, und da ſie aus demſelben Grunde ſchließlich noch zwei Boote mitnehmen mußte, welche vorkommenden Falls die ganzen 17 Mann aufzunehmen vermochten, ſo gehörten ihre beiden Schlitten zu den am allerſchwerſten bepackten. Hatte man dafür gehofft, daß das Eis auf offener See ebener werden würde, weil man annahm, daß es nur durch die Preſſung am Lande ſo entſetzlich durch und über einander gewürfelt ſei, ſo täuſchte man ſich auch darin vollkommen. Nur ſelten fanden ſich zwiſchen den alten Schollen kurze Strecken jungen Eiſes mit glatterer Oberfläche, und je weiter nach Norden, deſto wilder wurde die Zerſtörung, um ſchließlich in ein wahres Labyrinth überzugehen. Die Gründe einer ſo ausgedehnten Preſſung an dieſer Stelle kann man, wie Capitän Nares richtig bemerkt, vorläufig noch nicht angeben; aber der enorme Druck, welcher nöthig war um ſie hervorzubringen, kann nur von ſehr ausgedehnten Eismaſſen eines weiten Meeres ausgeübt worden ſein, und die Richtung der vorherrſchenden Winde ſowie andere Beobachtungen des Lieutenant Aldrich [1]) laſſen ein ſolches am wahrſcheinlichſten im Nordweſten vermuthen.

War ſomit wenig Ausſicht vorhanden durch weiteres Vordringen etwas Weſentliches zu erreichen, ſo mahnte die Abnahme der Lebensmittel und das Ueberhandnehmen des Scorbuts dringend zur Umkehr. Man kann ſich die Leiden dieſes Rückweges, als bis auf drei Leute die geſammte Mannſchaft mehr oder minder ſchwer erkrankte, wohl nach der Beſchreibung ausmalen, die wir von den Schlittenreiſen im Allgemeinen zu geben verſucht haben. Mit den letzten Kräften wurde Cap Joſeph Henry wieder erreicht; der Zuſtand der Kranken hatte ſich in den letzten Tagen ſo verſchlimmert, daß man, nur noch 7 Meilen vom Schiffe entfernt, alle Hoffnungen, dieſe kurze Strecke zurückzulegen, aufgeben mußte, wenn nicht ſchleunige Hülfe eintraf. So entſchloß ſich denn Lieutenant Parr als der einzig vollkommen Rüſtige mit derſelben edelmüthigen Aufopferung, mit der einſt Payer ſeinem in die Gletſcherſpalte geſtürzten Cameraden Hülfe brachte, allein den gefährlichen Weg zum Schiffe voranzueilen. Nur mit einem Alpenſtocke und einigen Lebensmitteln ausgerüſtet, arbeitete er ſich raſtlos durch Nebel und friſch gefallenen Schnee vorwärts; nach 24ſtündigem ununterbrochenen Marſche erreichte er glücklich die „Alert“ und hatte die Genugthuung, daß ſchon nach weiteren 24 Stunden die Hülfe bei den verlaſſenen Gefährten eintreffen konnte. Leider kam ſie für einen Kranken zu ſpät; der Feuerwerker G. Porter war wenige Stunden vorher ſeinen Leiden erlegen und hatte in einer Scholle des Polareiſes ſeine letzte Ruheſtätte gefunden.

In Capitän Nares entſtanden bei dieſem unerwarteten Ausgange die größten Beſorgniſſe für die weſtliche Abtheilung. Für dieſe war noch weſtlich von Cap Joſeph Henry ein Depot vorgeſchoben worden, deſſen Steinhügel vom Schiffe aus erkannt werden konnte und, wie das Fernrohr auswies, an dem für ihre Rückkehr beſtimmten Tage noch unberührt war. Es wurde ihr daher Lieutenant May mit einem Hundeſchlitten und drei Mann entgegengeſandt, der am 20. Juni bei jenem Depot mit ihr zuſammentraf, gerade zeitig genug, um auch hier Unglücksfälle zu verhüten. Von

[1]) S. nächſte Seite, Spalte 1.

den acht Leuten, aus denen diese Abtheilung bestand, war nur Lieutenant Aldrich selbst und ein Matrose von der Krankheit verschont; sie beide mußten vier vollkommen erschöpfte Invaliden ziehen, während zwei weitere sich nur deshalb mit der größten Anstrengung nebenher schleppten, weil sie sich klar waren, daß das Gewicht noch eines einzigen Körpers das Weiterziehen des Schlittens überhaupt in Frage stellte. Bedenkt man, daß es bereits stark zu thauen begonnen hatte und dadurch mit jeder Stunde das Reisen schwieriger wurde, so kann es nicht zweifelhaft sein, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn sie die entgegenkommenden Gefährten verfehlt hätten; denn auch mit dieser Unterstützung erreichten sie nur mit Mühe das Schiff.

Im Uebrigen hatte diese Expedition einen größern Erfolg als alle anderen aufzuweisen, da es ihr gelang, in 84 Tagen 55 Meilen der neuen Küste aufzunehmen, im Ganzen also mehr als das Doppelte dieser Meilenzahl zurückzulegen. Sie hatte dies der bessern Consistenz des Schnees zu danken, der jenseit des Cap Columbia, des nördlichsten Punktes der Küste, bedeutend härter wurde und dadurch die Reise ungemein erleichterte. Ueberall bis zu dem äußersten erreichten Punkte [1]) fand man die Küste mit demselben schweren Packeis besetzt, das sich auf der Westseite aller vorspringenden Caps zu Barrieren aufgethürmt hatte und also, so lange es in Bewegung war, eine vorherrschend östliche Richtung gehabt haben muß. Dadurch konnte allerdings die Ueberzeugung, daß man sich an den Ufern eines großen Meeres befand, nur befestigt werden; ob aber auch jene westöstliche Trift des Eises als die Wirkung einer arktischen Strömung anzusehen ist, welche die nicht viel jenseit des 83. Grades anzunehmende Nordspitze Grönlands umgehend an dessen Ostküste nach Süden abflösse, mithin identisch wäre mit derjenigen, welche die Scholle der Hansamänner nach Süden führte, diese Nares'sche Hypothese scheint uns, so plausibel sie ist, doch durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen noch immer nicht genügend gestützt zu sein. Hierüber hätte uns vielleicht die dritte östliche Schlittenexpedition Auskunft geben können, wenn ihr ein gleich günstiger Verlauf wie der westlichen vergönnt gewesen wäre, möglicherweise schon dann, wenn sie nur noch 5 bis 6 Meilen hätte weiter gelangen können. Als ihr Leiter Beaumont nothgedrungen umkehren mußte, war sein Blick in nordöstlicher Richtung durch die hohen Berge bei Cap Britannia begrenzt; hätte er sie erreichen können, so wäre es wohl von ihrer Spitze aus möglich gewesen sich über den weitern Verlauf der Küste auf mindestens einen Breitengrad hin einen Ueberblick zu verschaffen und damit unter Umständen eine Frage zu lösen, die, wie wir zeigen werden, für die ganze Nordpolarfrage überhaupt von einschneidendster Bedeutung ist. Nicht genug ist es zu bedauern, daß gerade diese Abtheilung mehr als jede andere von der furchtbaren Krankheit heimgesucht wurde, die alle Anstrengungen zu nichte machte.

Wie man weiß [2]), hatten die Lieutenants Rawson und Egerton am 20. März unter großen Beschwerden die „Discovery“ erreicht und nach der „Alert“ die Nachricht zurückgebracht, daß die Cameraden ebenfalls den Winter in der erfreulichsten Weise verlebt hätten und daß die grönländischen Schlittenabtheilungen Mitte April bei der „Alert“ eintreffen würden, um von da aus nach der Küste überzusetzen. Am 20. April erschienen Lieutenant Beaumont und Dr. Coppinger bei der „Alert“ und brachen, nachdem sie sich etwas erholt hatten, von Lieutenant Rawson begleitet, nach dem Repulse-Hafen in Grönland auf, Lieutenants Beaumont und Rawson um die Küste nach Norden zu verfolgen, Dr. Coppinger nun jene eine Strecke weit zu begleiten und sich dann südlich nach dem Petermann-Fjord zu wenden; Mitte Juni wollte man in der Polaris-Bay wieder zusammentreffen, wo das noch vollkommen brauchbare Polaris-Depot einen Rückhalt gewährte.

Bis zum 5. Mai, an welchem Tage sich Dr. Coppinger von seinen bisherigen Gefährten trennte, waren alle in guter Gesundheit geblieben, obgleich die Reise außerordentliche Schwierigkeiten bot. Die Küste war von steil ansteigenden Klippen gebildet, an denen das Packeis und der Schnee, beide von Nordwestwinden in nahezu rechtem Winkel dagegen angetrieben, Abhänge von 20- bis 24gradiger Neigung hervorgebracht hatten. Die Anstrengung, auf der glatten geneigten Fläche solcher Steigungen, die sich nicht immer umgehen ließen, mit den Füßen Holt zu gewinnen, war sehr ermüdend und verursachte bei Vielen ein Anschwellen und Steifheit der Fußgelenke; oft mußte bei all zu starker Steigung ein Weg von Schlittenbreite durch den weichen Schnee gegraben werden, um nur überhaupt von der Stelle zu kommen. Nicht weit von Cap Stanton brach der erste Fall von Scorbut aus. Sobald die Krankheit constatirt war, sondte Lieutenant Beaumont den Invaliden mit drei Mann Begleitung unter Führung des Lieutenant Rawson nach der Polaris-Bay zurück und setzte selbst mit verminderten Kräften sein Unternehmen fort. Am 11. Mai hatte Rawson den Rückweg angetreten; kaum war er unterwegs, als abermals zwei Leute erkrankten, so daß er und der einzige noch Gesunde den Schlitten mit dem Hauptkranken ziehen mußten; man konnte daher nur langsam vorwärts kommen, erst am 3. Juni das Depot erreichen und das Leben des Leidenden, des Matrosen J. Hand, leider nicht mehr retten; er starb wenige Stunden nach der Ankunft.

Zum Glück für die übrigen Kranken, mit denen der schon aufgebrochene Rodeson-Canal nicht mehr passirt werden konnte, traf dort nach vier Tagen auch Dr. Coppinger ein, der den Petermann-Fjord durch einen Gletscher verschlossen gefunden hatte. Seine weniger angestrengten Begleiter trugen durch die Ergebnisse der Jagd, er selbst durch seine kundige und geschickte Hand wesentlich dazu bei, daß sich die Kranken bald auf dem Wege der Besserung befanden.

Inzwischen war es Lieutenant Beaumont gelungen, bis 82° 18′ nördl. Br. und 50° 40′ westl. L. Gr. [1]) an der Küste entlang zu marschiren, als auch ihn zwei weitere Scorbutfälle zur Umkehr zwangen — bald war nur noch er selbst und zwei seiner Leute an den Zugleinen. Drei Gesunde mußten vier Kranke ziehen, und dies war bei dem schlechten Wege nur dadurch zu ermöglichen, daß man dieselbe Strecke zwei- oder dreimal zurücklegte und nur immer zwei Kranke zugleich beförderte; 1/4 Meile am Tage zurückzulegen galt als ein Resultat, für das man Gott nicht genug danken könne. In diesem Zustande wurden sie von Lieutenant Rawson, Dr. Coppinger und Hons, dem Eskimo, in der Newman-Bay 5 Meilen vom Depot angetroffen; ihr langes Ausbleiben hatte dieselben veranlaßt, ihnen mit dem Hundeschlitten entgegenzugehen, und es war ein Glück, daß sie sie nicht verfehlten; denn unmittelbar nach ihrem Eintreffen erkrankten auch die beiden noch Gesunden, so daß schließlich die drei Offiziere allein während des letzten Theiles des erschöpfenden Marsches die Schlitten ziehen mußten. Am 1. Juli erreichten sie das Depot, leider abermals zu spät für einen der Kranken, Namens Charles Paul; auch er starb wenige Stunden nach der Ankunft. Da die übrigen Kranken so geschwächt waren, daß man fürs erste nicht daran den-

[1]) S. die Karte.
[2]) S. Bd. XXX, S. 335.

[1]) S. die Karte.

ten konnte, sie über das aufgebrochene Eis zu schaffen, obwohl man Boote zur Hand hatte, wurde Lieutenant Fulford mit zwei Mann und dem Hundeschlitten nach der „Discovery“ abgesandt, um Capitän Stephenson von ihrer Lage zu benachrichtigen. Dieser kam selbst mit einem Unterstützungstrupp hinüber und am 29. Juli konnte die erste Hälfte, am 11. August der letzte Rest der Kranken den Canal kreuzen, ohne daß weitere Verluste zu beklagen waren.

Nekrolog 1876.

I.

Arconati-Visconti (Marchese Giammartino A. V.), aus einer reichen und vornehmen Familie Oberitaliens, geboren 1839 in Deutschland, wo seine Eltern bis 1848 als politische Flüchtlinge lebten. Seit der Rückkehr seiner Eltern nach Italien lebte er meist in Paris, London und Belgien, machte Reisen in Aegypten, Arabia Petraea und Palästina und beschrieb dieselben. Gestorben zu Beginn des Jahres 1876 in Florenz.

von Baer (Karl Ernst), einer der geistreichsten und vielseitigsten Naturforscher dieses Jahrhunderts, geboren am 28. Februar 1792 zu Piep in Esthland. Er besuchte 1807 bis 1810 die Domschule in Reval und studirte 1810 bis 1814 in Dorpat Medicin, ging dann 1814 nach Wien, 1815 nach Würzburg, wo er besonders vergleichende Anatomie trieb, 1816 nach Berlin, 1817 als Prosector nach Königsberg. 1819 wurde er dort Professor der Zoologie, übernahm 1826 die Leitung der Anatomie, folgte 1829 einem Rufe nach St. Petersburg an die Akademie, kehrte aber schon 1830 nach Königsberg zurück, bis er 1833 wiederum nach St. Petersburg berufen wurde, wo er seitdem eines der thätigsten Mitglieder der Akademie (zuletzt Ehrenmitglied) gewesen ist. Seine ersten Schriften waren „Vorlesungen über Anthropologie“, „Entwickelungsgeschichte der Thiere“ (Königsberg 1828 bis 1837) und „Geschichte der Entwickelung der Fische“ (1835). In Folge seiner Uebersiedelung nach Rußland erweiterte sich sein Forschungsgebiet durch ausgedehnte Reisen, so 1837 nach Nowaja Semlja, 1838 und 1839 nach Finnland, 1840 nach Russisch-Lappland, 1851 und folgende Jahre untersuchte er die Fischereien im Peipus-See, im Baltischen Meere und Schweden, 1853 bis 1856 im Kaspischen Meere und gab seine Beobachtungen 1859 in einem großen Werke heraus. 1862 untersuchte er das Asowsche Meer und die Don-Mündungen. Näheres über diese Reisen hat er in den „Bulletins“ der Akademie, in seinen „Berichten über wissenschaftliche Arbeiten und Reisen zur Kenntniß des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens“, in den gemeinschaftlich mit v. Helmersen seit 1839 herausgegebenen „Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches“ und den Schriften der Russischen Geographischen Gesellschaft mitgetheilt, alles reiche Fundgruben für die Länder- und Völkerkunde sowie die Naturgeschichte. Seit 1858 wandte er sich besonders den Schädelmessungen zu und gab 1861 den Anstoß zu den nachmaligen Anthropologen-Congressen. Zuletzt schrieb er eine „Selbstbiographie“ (St. Petersburg 1868) und gab seine „Reden und kleine Aufsätze vermischten Inhalts“ (3 Bde., 1864 bis 1875) heraus. Er starb am 28. November 1876 zu Dorpat.

Barrow (Sir George), Sohn von Sir John, zweitem Secretär der Admiralität und ausgezeichnetem Reisenden, geboren am 22. October 1806 in London und von 1825 bis 1872 Beamter im Colonialministerium. Er schrieb „Ceylon, Past and Present“ (London, Murray 1857). Gestorben 27. Februar 1876 in Kensington.

von Barth-Harmating (Dr. Hermann, Freiherr), deutscher Geologe aus München, der 1876 behufs geologischer Forschungen von der portugiesischen Regierung nach Angola gesendet, am 7. December 1876 in Loanda im Fieberwahnsinn sich getödtet hat. Er hat 1875 zu dem Spamer'schen „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen“ „Ostafrika vom Limpopo bis zum Somäli-Lande“ geschrieben und kürzlich seine Hinreise nach Westafrika unter dem Titel „Angolafahrt“ im Auslande (Jahrgang 1876) geschildert.

Beaumier (Auguste), zuletzt seit März 1866 französischer Consul in Mogador, starb am 30. Januar 1876 zu Borbeaux. Seit nahezu drei Jahrzehnten war dieser gediegene Orientalist in verschiedenen Städten von Tunis und Marokko Frankreichs Vertreter. Noch in Tunis übersetzte er den Rudh-el-Kartas des Abd-el-Halim, eine Geschichte der Herrscher Spaniens und Marokkos von 788 bis 1326, aus dem Arabischen ins Französische (1860 auf Kosten der Regierung gedruckt). 1867 verfaßte er für die Weltausstellung eine Beschreibung Marokkos, welche wie mehrere seiner späteren Arbeiten über dieses Land im Bulletin de la Société de géographie de Paris zum Abdruck kam; so 1868 über die Straße von Mogador nach Marokka und von Marokko nach Safi, 1870 über die erste Niederlassung von Juden in Timbuktu, 1872 über den Gang der Cholera in Marokko und am Senegal. Wiederholt bereiste er von 1854 bis 1875 die marokkanische Westküste von Tetuan und Tanger bis Mogador und gab davon eine kurze Beschreibung nebst ausführlicher Karte (s. das erwähnte Bulletin, Mars 1876, p. 241 seq., wo seine Reisen einzeln aufgeführt sind). Mehrere Jahre hindurch stellte er in Mogador meteorologische Beobachtungen an und keines seiner geringsten Verdienste ist es, daß er nach Art der Engländer in Indien Einheimische unterwies, um durch sie Gegenden erforschen zu lassen, welche dem Europäer bis jetzt noch verwehrt ist zu betreten. So den Brahim Amribet und den Rabbiner Marbochai, welcher 1875 von Mogador südwärts durch die Provinz Süs bis zum Dschebel Tabaynt vordrang und dort merkwürdige Ruinen und Felsculpturen auffand. Beaumier's Landeskenntniß wie seine Sammlung von Werken über Marokka waren gleich ausgedehnt und standen jedem Fremden auf das Bereitwilligste zur Verfügung.

Becher, A. B., englischer Contreadmiral, geb. 1796, gest. 15. Februar 1876. Seit 1812 in der Marine und speciell im Vermessungsdienste nahm er an der Aufnahme der canadischen Seen, der Azoren und Capverdischen Inseln Theil, war dann lange Jahre im hydrographischen Büreau der Admiralität beschäftigt und gab das Nautical Magazine heraus. Der Geographischen Gesellschaft gehörte er von ihrer Stiftung an, und deren „Journal“ enthält von ihm eine Abhandlung über die Reisen von Sir Martin Frobisher (Bd. XII). Ueber „Die Landung des Columbus“ auf Guanahani oder Watling Island veröffentlichte er 1856 ein Werk.

Biddle Lloyd, englischer Civilingenieur und Geo-

Digitized by Google

loge, Verfasser einiger werthvollen Abhandlungen über die Einwohner und vorhistorischen Reste Neufundlands; er starb im März 1876.

Bollaert, W., starb 69 Jahre alt am 15. November 1876. Noch als Student der Chemie betheiligte er sich freiwillig unter Königin Donna Maria am Kriege gegen Don Miguel, welchen Krieg er später in zwei Bänden schilderte. In einer geologischen Mission kam er nach Peru und wendete von da an sein ganzes Interesse Südamerika zu, über dessen Mineralogie und Geologie er Mehreres schrieb, ebenso wie über die Alterthümer von Peru und Centralamerika (Antiquarian, Ethnological and other researches in New-Granada, London 1860) und über die Deutung des Mexicanischen und Maya.

Buchholz (Dr. med. Reinhold), zuletzt Professar der Zoologie in Greifswald, geboren 1837 zu Frankfurt a. O. Er studirte in Königsberg und Berlin, machte den Krieg von 1866 als Assistenzarzt mit, war 1869 und 1870 bei der zweiten deutschen Nordpolarfahrt Arzt und wissenschaftlicher Begleiter der „Hansa“ und theilte nach deren Untergang, wobei er alle seine Sammlungen und Aufzeichnungen einbüßte, die Schicksale (Schollen- und Bootfahrt längs der grönländischen Ostküste) der übrigen Hansamänner. Im Sommer 1872 begab er sich behufs zoologischer Forschungen nach der afrikanischen Westküste (Camerun-Gebirge) und kehrte von dort nach fast drei Jahren zurück. Er starb nach kurzem Krankenlager am 17. April 1876 zu Greifswald.

Butler, englischer Hauptmann und politischer Agent, zuletzt bei der topographischen Aufnahme des Berglandes der Naga (zwischen Assam und Birma) beschäftigt. Trotzdem daß die Naga für die Ermordung des Lieutenant Holcombe (s. Nekrolog 1875, „Globus“ XXIX, S. 78) energisch durch Oberst Ruttall gezüchtigt wurden, griffen sie dennoch am Weihnachtstage 1875 Butler an, nachdem derselbe eben den Dayong-Fluß überschritten, und verwundeten ihn durch Speerstiche in die Brust. Butler starb am 7. Januar 1876; das Dorf der Angreifer wurde niedergebrannt.

Caballero (Firmin), Präsident der Geographischen Gesellschaft zu Madrid, geboren 7. Juli 1800, gestorben 17. Juni 1876. Obwohl zumeist in der Politik thätig, hat er doch eine Reihe geographischer Werke besonders über sein Vaterland verfaßt, namentlich: Geographisches Namensverzeichniß von Spanien (1834); Questionnar für die Völkerbeschreibung (1841); Geographisches und administratives Handbuch für Spanien (1844); Geographische Synopsis oder die ganze Geographie auf einem Blatte (1848); Geographische Beschreibung Spaniens für die Pariser Ausstellung (1867).

Czekanowski (Alexander) in Wolhynien geboren, besuchte die Universitäten Kijew und Dorpat, wo er sich den Naturwissenschaften und der Medicin widmete. Nachdem er seine Studien beendet, nahm er eine Stelle bei der Telegraphengesellschaft Siemens und Halske an, weil er hoffte, dadurch seinen Hang nach Reisen befriedigen zu können, was ihm auch theilweise gelang. Als aber 1863 der unglückselige Aufstand in Polen ausbrach, eilte er in sein Vaterland und schloß sich einer Abtheilung Aufständischer an. Gefangen genommen, wurde er zu zwölfjähriger Strafarbeit in den Bergwerken Ostsibiriens verurtheilt. Einige Zeit lebte er im Gefängnisse Daraganst jenseits des Baikal-Sees, später an diesem selbst und büßte hier während des wahnwitzigen Aufstandes (1866), dem er gänzlich fremd gewesen, seine reichhaltigen Sammlungen ein. Später wurde er als Posselanietz (unfreiwilliger Ansiedler) nach Padun im Irkutsker Gouvernement gesendet, wo er sich mit geologischen Forschungen beschäftigte. Hierdurch lenkte er die Aufmerksamkeit der sibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft auf sich, welche ihm die Mittel gab und die Erlaubniß verschaffte, Sibirien zu bereisen und in geologischer Hinsicht zu erforschen. Im Jahre 1873 machte er im Auftrage der Geographischen Gesellschaft eine Reise an die untere Tunguska, 1874 an den Fluß Olenek, der zu den unbekanntesten Flüssen Sibiriens gehört, und 1875 an die Mündung der Lena und des Olenek (s. „Globus“ XXVIII, S. 236 und XXX, S. 217 und 232). Eine Frucht dieser Reise war das Ansammeln eines reichen Materials über die geologischen Verhältnisse Sibiriens, das in der Gelehrtenwelt allgemeine Anerkennung gefunden hat. Nur den vielen Bemühungen seines Studienfreundes, des Akademikers Schmidt, gelang es, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Europa auszuwirken. Im März langte er in St. Petersburg an und machte sich sofort an die Beordeitung einer geologischen Karte Sibiriens zwischen den Flüssen Jenissey und Lena, deren Beendigung jedoch am 10. October 1876 sein freiwilliger Tod unterbrochen hat. Seine reiche Sammlung hat die Petersburger Akademie der Wissenschaften nach seinem Tode angekauft. Die Arbeiten Czekanowski's sind von der Irkutsker Abtheilung der Geographischen Gesellschaft in ihren „Natizen“ in den Schriften der Russ. Geogr. Gesellschaft und in den „Jahrbüchern“ der Petersburger Akademie der Wissenschaften gedruckt. (A. K.)

Ehrenberg (Christian Gottfried), Professor in Berlin und der Nestor der deutschen Afrikareisenden. Geboren am 19. April 1795 zu Delitzsch und in Schulpforta erzogen, studirte er seit 1815 in Leipzig und Berlin Theologie, dann Medicin und Naturwissenschaften. 1820 begleitete er mit seinem Studiengenossen Hemprich den zu antiquarischen Zwecken reisenden General v. Minutoli nach Aegypten und der Lybischen Wüste; trennte sich später von Minutoli und bereiste mit Hemprich das Fayum, die Nordküsten des Rothen Meeres, den Sinai, Syrien und den Libanon, endlich die arabischen und abessinischen Küsten, wo Hemprich in Massaua starb. 1826 kehrte er nach Berlin zurück und wurde 1827 Extraordinarius und Akademiker, 1839 Ordinarius in der medicinischen Facultät. Die wissenschaftlichen Resultate dieser ausgedehnten Reisen sollten in den „Symbolae physicae“ veröffentlicht werden, von denen jedoch nur zwei Bände (1828 bis 1834) erschienen, worauf die Publication wegen der Kostspieligkeit der Kupfertafeln eingestellt wurde. Den ersten Theil seiner Reise schilderte er 1828 unter dem Titel „Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika und Westasien in den Jahren 1820 bis 1826 von Hemprich und Ehrenberg“; über einzelne Gegenstände seiner Beobachtungen schrieb er in verschiedenen Zeitschriften. 1829 begleiteten er und Gustav Rose A. v. Humboldt nach dem Ural und Altai. Dann wandte er sich mikroskopischen Studien und der Naturgeschichte der kleinsten Organismen zu, wo seine Studien epochemachend wirkten. Sein Hauptwerk darüber, „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen“, erschien 1838 in Leipzig. Es würde zu weit führen, hier seine zahlreichen Untersuchungen über die fossilen Infusorien, die eßbaren Erden, das Meerleuchten, den Passat-, Staub- und Blutregen u. s. w., welche zum Theil in den Schriften der Berliner Akademie erschienen, aufzuzählen. 1854 erschien mit 40 Tafeln die zusammenfassende „Mikrogeologie“. Dann wandte er auch der Untersuchung des Meeresbodens seine Aufmerksamkeit zu, gab 1871 und 1872 eine Uebersicht der Untersuchungen über die mikroskopischen Organismen der Atmosphäre heraus und 1873 und 1876 Mikrogeologische Studien über das kleinste Leben der Meerestiefgründe. Er starb am 27. Juni 1876 zu Berlin.

Fényes (Alexis), Statistiker, geboren 1807 in Czolaj,

gestorben am 23. Juli 1876 zu Pesth. Er schrieb „Zustand Ungarns und seiner Nachbarländer“ (Pesth 1839 bis 1840, 6 Bde.) und „Statistik Ungarns“, Pesth 1842 bis 1843, 3 Bde.), welche beide ins Deutsche übersetzt wurden, letzteres das erste große statistische Werk über Ungarn, und seitdem eine große Anzahl statistischer und wirthschaftlicher Broschüren und Monographien, worin er die ersten zuverlässigen Daten über die geographischen, ethnographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse seines Heimathlandes lieferte. Auch für die Entwickelung der ungarischen Industrie hat er eifrig gewirkt und war wiederholt Präsident der hervorragendsten industriellen Vereine.

Forbes (David), starb 48 Jahre alt am 5. December 1876 zu London. Von Fach Ingenieur machte er wie seine ganze Familie ausgedehnte Reisen, namentlich in Südamerika, zeichnete sich in den verschiedensten Fächern aus und war ein hervorragendes Mitglied der Geologischen, Chemischen und Anthropologischen Gesellschaft sowie der Royal Society. Nicht nur verfaßte er zuletzt die halbjährlichen Berichte über die Eisen- und Stahlindustrie der ganzen Erde, sondern er schrieb auch neunzehn größere Arbeiten in verschiedene Zeitschriften, darunter besonders „Ueber die Aymara-Indianer von Bolivia und Perú“ (1870) nebst Grammatik und Vocabular; sodann „Ueber die Verhältnisse der silurischen und metamorphischen Gesteine des südlichen Norwegen“, „Ueber die Ursachen, welche die Blätterung der Gesteine veranlassen“, „Ueber einige beobachtete Fälle blätteriger Structur in Norwegen und Schottland“ und „Ueber die Geologie von Bolivia und Süd-Perú“.

Fötterle, erster Chef-Geologe und Vicedirector der Geologischen Reichsanstalt in Wien, starb Anfang September 1876.

Ghillany (Dr. W. Fr.), geboren 1807 zu Erlangen, studirte Theologie und war bis 1835 Pfarrer, dann Professor der Geschichte und Geographie an der Gewerbeschule in Nürnberg, 1841 bis 1855 Stadtbibliothekar, seit 1855 württembergischer Hofrath und in München historischen Studien lebend. Außer einer Reihe theologischer Werke, namentlich Streitschriften, schrieb er „Geschichte des Seefahrers Martin Behaim“ (Leipzig 1853), „Nürnberg historisch und topographisch nach den ältesten vorhandenen Quellen und Urkunden“ (München 1871) und mehrere politisch-diplomatische Handbücher. Er starb Ende Juni 1876.

Gibb (Dr. G. D., später Sir Duncan Gibb), 1863 einer der Begründer der Anthropologischen Gesellschaft in London, in deren Verhandlungen er merkwürdige Beobachtungen über das menschliche Kehlzäpfchen, den arcus senilis an den Augen älterer Leute und andere Gegenstände veröffentlichte. Er starb im März 1876.

Grigorowitsch (Victor Iwanowitsch), seit 1842 Professor des Slavischen in Kazan, Moskau und Odessa. Er schrieb unter anderen „Untersuchungen über die Geschichte der slavischen Apostel in der europäischen Türkei“, „St. Clemens von Bulgarien“ und „Reisen in der europäischen Türkei“. Er war es, der in den vierziger Jahren den Ochrida- und Presba-See in Albanien gleichsam entdeckte und die erste Karte davon veröffentlichte, die aber, in einer Kazaner Universitätsschrift versteckt, in Westeuropa nie bekannt wurde. Er starb, unlängst pensionirt, am 31. December in Elisabetgrad.

Gunnlaugsson (Björn), isländischer Topograph, geb. 25. September 1788 in Gaarden-Tannstadir, bezog 1817 die Kopenhagener Universität, betheiligte sich zwei Jahre hindurch an den geodätischen Arbeiten des holsteinischen Astronomen Schumacher und ergriff 1822 den Lehrerberuf. 1831 begann er im Auftrage der Isländischen Literarischen Gesellschaft das Innere von Island zu bereisen und aufzunehmen. Nach seinen auf zwölfjährigen Reisen gesammelten Daten erschien 1845 bis 1849 in Kopenhagen unter Oberst Olsen's Leitung die schöne vierblättrige Karte von Island (Uppdrattr Island) im Maßstabe 1 : 480,000 und 1849 eine auf die Hälfte reducirte in einem Blatte. Außerdem schrieb er De mensura et delineatione Islandiae interioris (Videy-Kloster 1834) und mehrere Schriften über Astronomie in Isländisch, darunter das Gedicht „Njola“ (die Nacht), worin er in philosophischer Weise die Kosmologie behandelte. Er starb im März 1876 in Reykjavik.

Heuglin (Theodor von), der Afrikareisende und Nordpolfahrer, geb. 20. März 1824 zu Hirschlanden in Württemberg. Er studirte Naturwissenschaften und Sprachen in der ausgesprochenen Absicht, später Forschungsreisen zu unternehmen; übte sich auch zugleich im Zeichnen und Schießen und härtete seinen Körper durch gymnastische Uebungen ab. 1850 betrat er zuerst afrikanischen Boden, besuchte Aegypten und das peträische Arabien und erlernte Arabisch. Im Mai 1852 zum österreichischen Consulatssecretär in Chartum ernannt, unternahm er alsbald eine Reise nach Abessinien, welche sich bis Gondar und in die Landschaft Semen erstreckte (vergl. seine „Reisen in Nordostafrika“, Gotha 1857). 1853 wurde er Gerant desselben Consulats, bereiste den Weißen Nil und Kordofan, brachte 1855 seine reichen zoologischen Sammlungen nach Wien, untersuchte 1856 namentlich die Bajudasteppe und 1857 die Küsten des Rothen Meers und des Somali-Landes, worauf er Ende 1858 Gesundheits halber nach Europa zurückkehrte. 1860 aber trat er schon wieder an die Spitze der Expedition zur Aufsuchung Vogel's, an welcher Steudner, Kinzelbach, Munzinger, Hansal und Schubert theilnahmen. Heuglin, welcher die Kartographie, das Landschafts- und Thierzeichnen, die allgemeinen geographischen und ethnographischen Forschungen ꝛc. übernommen hatte, änderte jedoch eigenmächtig den Reiseplan, reiste statt nach Wadai in Abessinien und verlor in Folge dessen die Oberleitung des Unternehmens, welches seinen Zweck nicht erreichte. (S. „die deutsche Expedition in Ostafrika 1861 und 1862“. Gotha 1864.) Heuglin selbst schlaß sich 1863 der holländischen Reisendin A. Tinné an und drang mit ihr und Dr. Steudner nilaufwärts bis in das Land der Dor (Schweinfurth's späteres Forschungsgebiet) vor. Wegen mehrfacher Erkrankungen und Todesfälle mußte die Expedition umkehren; Heuglin begab sich im Herbst 1864 über Berber, Suakin und Suez nach Europa. Die Resultate seiner Reisen veröffentlichte er außer in Petermann's „Mittheilungen“ (1861 bis 1864 und Ergänzungsheft 15) und anderen Journalen in folgenden Werken: „Systematische Uebersicht der Säugethiere Nordostafrikas u. s. w.“ (Wien 1867), „Reise nach Abessinien, den Gallaländern, Ostsudän und Chartum 1861 bis 1862“ (Jena 1868), „Ornithologie Nordostafrikas“ (Kassel 1869 bis 1876), „Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse 1862 bis 1864“ (Leipzig 1869). — Im Sommer 1870 machte er in Begleitung des Grafen Waldburg-Zeil eine Fahrt nach Spitzbergen, im Sommer 1871 nach der Südwestküste Nowaja Semljas und beschrieb sie in „Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871“ (Braunschweig 1872 bis 1874, 3 Bde.). 1875 durchreiste er mit Herrn H. Vieweg das Gebiet der Beni Amer (s. seine „Reise in Nordost-Afrika. Schilderungen aus dem Gebiete der Beni Amer und Habab.“ Braunschweig 1876, 2 Bde.). Der Aufforderung, in die Dienste des Chedive zu treten, leistete er Folge; aber die Sache zerschlug sich bald. Er kehrte von Kairo nach Europa zurück und endete sein reiches Wanderleben nach kurzer Krankheit

(Lagenentzündung) am 5. November des vorigen Jahres in Stuttgart.

Jellinek (Dr. Karl), geboren in Brünn 23. October 1822, ſtarb als Akademiker und Director des Centralinſtituts für Meteorologie und Magnetismus am 19. October 1876 in Wien. Seine Hauptarbeiten über die Meteorologie Oeſterreichs und ſeine „Anleitung zu meteorologiſchen Beobachtungen“, welche ſchon die dritte Auflage erlebt hat, erſchienen zwiſchen 1865 und 1870.

King (Richard), engliſcher Polarfahrer, ſtarb 4. Februar 1876. Er begleitete den Admiral Sir George Back auf deſſen Nordpolfahrt in den Jahren 1833 bis 1835. 1844 gründete er die engliſche ethnologiſche Geſellſchaft, und gehörte in ihr, wie in der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft, zum Vorſtande. Seine Hauptwerke ſind „Franklin Expedition, from First to Last“, „Narrative of a Journey to the Shores of the Arctic Ocean“, „History of the Esquimaux“ und andere. Eine Zeitlang gab er das „Statistical Journal“ und das „Ethnological Journal“ heraus und war ein eifriger Mitarbeiter der „Medical Times“ und der „Anthropological Review“.

Lane (Edward William), der bedeutendſte engliſche Arabiſt, geboren zu Hereford 17. September 1801, geſtorben 10. Auguſt 1875 in Worthing. Urſprünglich Graviker, ging er 1825 bis 1828 nach Aegypten und verfaßte eine mit 100 Sepiazeichnungen illuſtrirte Beſchreibung des Landes, die aber nie erſchien. Ein zweiter Aufenthalt daſelbſt (1833 bis 1835) veranlaßte die Veröffentlichung des trefflichen Buches „The Manners and Customs of the Modern Egyptians“ (1836), welches fünf engliſche Ausgaben und eine deutſche Ueberſetzung erlebte. In Genauigkeit und Wahrheit der Schilderung ſteht es unerreicht da, faßt aber nur die Bewohner der Hauptſtadt ins Auge. (Für die Landbewohner ſind Dr. Klunzinger's „Bilder aus Oberägypten“, Stuttgart 1877, die würdigſte Ergänzung.) Dann folgte 1838 bis 1840 die erſte genaue Ueberſetzung von „Tauſend und eine Nacht“ mit werthvollen Noten über Leben und Sitten der Araber. 1842 bis 1849 weilte Lane auf Koſten Algernon's, des vierten Herzogs von Northumberland, zum dritten Male in Aegypten, um ein arabiſch-engliſches Lexicon zu bearbeiten, das ihn bis an ſeinen Tod beſchäftigte. Seit 1863 ſind davon fünf Bände erſchienen, der ſechste iſt im Druck, zwei weitere im Manuſcript vollendet.

Lucas, Louis A., junger engliſcher Afrikareiſender, urſprünglich Kaufmann, welcher nach längerer ſorgfältiger Vorbereitung zu möglichſt wiſſenſchaftlichen Reiſen Anfang Februar 1876 in Chartum eintraf, um von dort auf eigene Koſten in das unbekannte Innere vorzudringen. Die unfreiwillige Muße in Chartum benutzte er zur aſtronomiſchen Fixirung der Stadt und anderen Beobachtungen und Sammlungen. Ende Mai erreichte er endlich Lado am Bahr-el-Dſchebel, ſtieß aber im Auguſt am Albert Nyanza auf ſolche Schwierigkeiten, daß er umzukehren und Zanzibar zu ſeinem Ausgangspunkte zu machen beſchloß. Nach längerem Fieber wurde er unterwegs völlig geiſteskrank und ertrug auf der Reiſe über Suakin und Dſchiddah nach Suez ſeinen Leiden. Er ſtarb 25 Jahre alt auf dem Dampfer „Maſſawa“ am 19. November 1876 und wurde in Dſchiddah beerdigt. Gedruckt ſind von ihm nur wenige Briefe; vielleicht, daß ſein Nachlaß noch werthvolle Nachrichten enthält.

L. Lloyd (geſtorben Ende Februar 1876 im Alter von circa 84 Jahren), welcher den größten Theil ſeines Lebens und die letzten 25 bis 30 Jahre ununterbrochen in Schweden zubrachte, der eifrigſte und kühnſte Bärenjäger, großer Fiſcher und tüchtiger Zoologe und darum ſehr populär. Schrieb „Jagdfreuden in Schweden und Norwegen“ (1831); „Aufzeichnungen während eines 20jährigen Aufenthalts in Skandinavien“ (1848); „Sitten und Gebräuche des ſchwediſchen Bauernſtandes“ (1871); alle drei ins Schwediſche überſetzt. Sein natürlicher Sohn war der im Jahre 1867 verſtorbene Afrikareiſende Charles John Anderſon, deſſen Tagebücher von ſeiner letzten Reiſe von dem greiſen Vater herausgegeben worden ſind.

Mainicke (Prof. Dr. Karl Eduard), geboren 31. Auguſt 1803 zu Brandenburg a. H., geſtorben 26. Auguſt 1876 zu Dresden, eine der erſten Autoritäten über Auſtralien und die Inſeln des Stillen Oceans. Er wirkte von 1825 bis 1869 am Gymnaſium zu Prenzlau, ſeit 1846 als deſſen Director. 1869 ſiedelte er nach Dresden über und warb ein thätiges Mitglied des dortigen Vereins für Erdkunde. Er ſchrieb „Das Feſtland Auſtralien“ (Prenzlau 1837, 2 Bde.); des zweiten Bandes von Wappäus' (Stein-Hörſchelmann's) Handbuch der Geographie zweite Abtheilung „Auſtralien“ (Leipzig 1854; neue Bearbeitung 1866); ferner „Die Südſeevölker und das Chriſtenthum, eine ethnographiſche Unterſuchung“ (Prenzlau 1844), „Die Inſeln des Stillen Oceans“ (Leipzig 1875, 2 Bde.), letzteres ein ungemein brauchbares, zuſammenfaſſendes Buch, und zahlreiche längere und kürzere Abhandlungen in der Berliner Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde, Petermann's Mittheilungen u. ſ. w.

Mohr (Eduard), der letzte Reiſende, welchen die Deutſche Afrikaniſche Geſellſchaft noch auf afrikaniſchem Boden hat, ſoll nach einem Telegramme aus Loanda am 26. November 1876 in Malange, 50 deutſche Meilen landeinwärts von Loanda, geſtorben ſein. In maßgebenden Berliner Kreiſen ſchenkt man dieſer Nachricht einſtweilen keinen Glauben und hofft ängſtlich geſpannt auf ein Dementi. Mohr's frühere Reiſen in Südafrika (1866 bis 1867 und 1869 bis 1870) wurden im „Globus“ XXVIII, S. 6 ausführlich beſprochen (ſ. ebenda Mohr's Porträt), ſeine neueſte in Bd. XXX, S. 16.

Morlang (Franz), Miſſionär und Afrikareiſender, ein geborener Tiroler, ſammelte in den Jahren 1855 bis 1863 am obern Weißen Nile das Material zu ſeinen Grammatiken der Bari- und Dinka-Sprache und unternahm 1859 von Gondokoro aus einen Ausflug oſtwärts zu den Liria und weſtwärts zu den Niamniam (herausgegeben von Dr. Kirchner und in Petermann's Mittheilungen, Erg.-Hft. 11, S. 116). Er ſtarb im vorigen Jahre in Peru.

Munthe (Gerhard), norwegiſcher Militär und Geograph, geſtorben den 15. December 1876 zu Chriſtiania im Alter von 80 Jahren. Sein gelehrteſtes Werk (1840) handelt über Alt-Norwegen vor dem Jahre 1500; ſein bekannteſtes iſt die Karte von Norwegen, deren Aufnahme er den größten Theil ſeines Lebens gewidmet hat.

Petermann (Dr. theol. und phil. Julius Heinrich), ſeit 1836 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und Akademiker in Berlin, geboren 12. Auguſt 1801 zu Stauchan in Sachſen, geſtorben 10. Juni 1876 zu Bad Nauheim. Beſonders verdient machte er ſich um die armeniſche Sprache und Literatur. 1852 bis 1855 unternahm er ausgedehnte Reiſen in Vorderaſien (Syrien, Paläſtina, Libanon, Cypern, Meſopotamien, Perſien) und ſchrieb darüber „Reiſen im Orient“ (2 Bde., Leipzig 1860 bis 1861), welche die werthvollſten ethnographiſchen Aufſchlüſſe z. B. über die Druſen, Maroniten, Samaritaner und beſonders die Secte der Mandäer geben, welche letzteren Petermann in Suq-eſch-ſchiuch drei Monate lang ſtudirte. 1867 bis 1868 bekleidete er behufs weiterer ſamaritaniſcher Studien das norddeutſche Conſulat in Jeruſalem.

Pfund, deutſcher Naturforſcher, bereiſte 1875 Kordo-

Digitized by Google

fan und ſtarb 21. Auguſt 1876 in Faſcher. (S. „Globus" XXX, S. 239.)

Graf **Prokeſch-Oſten** zuletzt öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter, Geheimrath, Botſchafter u. ſ. w., einer der trefflichſten Kenner des Orients. Geboren am 10. December 1795 zu Graz als Sohn des ſteiriſchen Gutsbeſitzers Prokeſch und von ſeinem Stiefvater Schneller (ſpäter Profeſſor zu Freiburg i. B.) aufs Sorgfältigſte erzogen, trat er 1813 in das Heer, machte die Feldzüge gegen Napoleon mit und ſtand zu Erzherzog Karl und Feldmarſchall Schwarzenberg (über den er 1822 „Denkwürdigkeiten" herausgab) in der naheſten Beziehung. 1821 war er als Generalſtabsoffizier bei den Aufnahmen in Ungarn thätig, 1823 wurde er der Marine attachirt und verweilte die nächſten ſechs Jahre als diplomatiſcher Agent beim griechiſchen Aufſtande im Archipel, Griechenland und Conſtantinopel. 1827 (und 1833) bereiſte er Aegypten und Nubien und wurde mit dem Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten bekannt, über welchen er noch vor Kurzem (Wien 1876) in der Schrift „Mehemed Ali" intereſſante hiſtoriſche Beiträge veröffentlichte. Durch ſeine diplomatiſchen Erfolge und die Unterdrückung der griechiſchen Seeräuberei erwarb er ſich die Gunſt der Leiter der öſterreichiſchen Politik, avancirte raſch und wurde mit dem Prädicate „von Oſten" in den Ritterſtand erhaben. Aus jener Zeit ſtammen ſeine Werke „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinaſien" (3 Bde., Wien 1829 bis 1831), „Reiſe in das heilige Land" (Wien 1831) und „Das Land zwiſchen den Katarakten des Nil" (Wien 1832). Von 1834 bis 1849 war Prokeſch Geſandter in Athen, von wo er häufig die Stätten des Alterthums aufſuchte und darüber manche werthvolle Arbeiten ſchrieb. Damals entſtanden auch die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., 1836). Als Philhellene war er nach Griechenland gekommen, als eifrigſter Vertreter der Integrität der Türkei verließ er es und ging 1849, inzwiſchen zum Freiherrn und Feldmarſchalllieutenant erhoben, als Geſandter nach Berlin, 1853 nach Frankfurt a. M. als Bundes-Präſidialgeſandter, 1855 als Internuntius nach Conſtantinopel, wo er bis 1871 blieb. Damit beſchloß er ſeine active Laufbahn, bei welcher Gelegenheit er den Grafentitel erhielt. Den Reſt ſeines langen glücklichen Lebens verbrachte er meiſt auf Reiſen durch Italien, Südfrankreich und Paris, Spanien und Nordafrika. Er galt neben Henry Bulwer als der entſchiedenſte Gegner der ruſſiſchen Orientpolitik und hatte einen Einfluß auf den Divan, wie ihn ſeine Nachfolger zu erreichen niemals fähig waren. Groß war ſeine diplomatiſche Gewandtheit, noch bedeutender, ja unübertroffen ſeine Erfahrung und ſeine aus den Tiefen der Wiſſenſchaft und perſönlicher Wahrnehmung geſchöpfte Kenntniß des Orients. Als Archäologe und Numismatiker hatte er einen bedeutenden Ruf; ſeiner Gelehrſamkeit zollte ein Fallmerayer den Tribut der Anerkennung, die Akademien der Wiſſenſchaften von Wien und Berlin und viele gelehrte Vereine zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Als Hiſtoriker konnte er Gewinns als Quelle dienen, als Poet zeigte er Stimmung und Begabung. Er ſtarb am 26. October 1876 zu Wien.

Marquis **de Sá da Bandeira**, geboren 1795 in Santarem, mit 15 Jahren Soldat, als welcher er es bis zum Diviſionsgeneral brachte, mehremals portugieſiſcher Miniſter. In dieſer Eigenſchaft ſetzte er die Aufhebung der Sklaverei in den Colonien ſeines Landes durch (10. December 1836). Als großer Freund der Geographie (er war Ehrenmitglied der Londoner Geſellſchaft) errichtete er 1839 dem Prinzen Heinrich dem Seefahrer ein Denkmal auf dem Vorgebirge von Sagres beim Cap St. Vincent (Südweſtſpitze von Portugal), überſetzte auch R. H. Major's Werk über dieſen Fürſten ins Portugieſiſche. Zuſammen mit Oberſtlieutenant F. da Coſta Leal gab er 1863 zu Liſſabon eine Karte von Angola heraus und wirkte nach Kräften für das Zuſtandekommen einer geographiſchen Geſellſchaft, die aber erſt nach ſeinem Tode ins Leben trat. Er ſtarb am 6. Januar 1876 zu Liſſabon.

Sainte-Claire-Deville (Charles Joſeph), franzöſiſcher Geolog, ſeit 1852 Docent und Profeſſor am Collége de France in Paris, ſeit 1857 Akademiker, geboren 26. Februar 1814 zu St. Thomas (Antillen), geſtorben 10. October 1876 zu Paris. Er unternahm mehrere geologiſche Reiſen, ſo 1839 bis 1843 nach den Antillen und den Canariſchen Inſeln, 1855 und 1861 im Auftrage der Akademie nach dem Veſuv, 1867 nach den Azoren und ſchrieb unter anderen „Voyage géologique aux Antilles, aux îles de Teneriffa et de Fogo" (mit Atlas, Paris 1851 bis 1860), „Observations sur la nature et la distribution des fumerolles dans l'éruption du Vesuve du 1. Mai 1855" (Paris 1855) und ſeit 1840 eine große Anzahl geologiſcher, petrographiſcher ꝛc. Abhandlungen in den Comptes rendues der Akademie. Die letzten zehn Jahre ſeines Lebens beſchäftigte er ſich vorwiegend mit Meteorologie, wurde Generalinſpector der meteorologiſchen Stationen und hat deren eine große Anzahl in Frankreich wie in Algerien in das Leben gerufen.

Sartorius Freiherr von Waltershauſen (Wolfgang), Dr., Praf. der Mineralogie und Geologie, geboren zu Göttingen den 17. December 1809, geſtorben ebendaſelbſt 15. October 1876. Sohn des bekannten Hiſtorikers, Politikers und Nationalökonomen Georg Sartorius, Pathenkind Goethe's, Schwiegerſohn Lappenberg's, lebte der Verſtorbene zuerſt als Privatgelehrter an verſchiedenen Orten, machte große Reiſen, insbeſondere nach Sicilien und Island, und wirkte ſeit 1847, nachdem er ſeinen bleibenden Wohnſitz in Göttingen genommen und ſeine mineralogiſchen Sammlungen der Univerſität zum Geſchenk gemacht, als ordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät, als Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften und Director der mineralogiſch-paläontologiſchen Sammlung. Als Mineralog und Geolog, und beſonders als Specialforſcher auf dem Gebiet der vulcaniſchen Erſcheinungen, hat er europäiſchen Ruf erlangt. Der akademiſchen Lehrthätigkeit ſchon länger durch Krankheit entrückt, beſchäftigte er ſich bis kurz vor ſeinem Ende eifrigſt mit dem Hauptgegenſtand ſeiner vieljährigen Forſchungen, mit einem größern Werk über die Topo- und Orographie des Aetna, worauf ſich auch die meiſten ſeiner früheren literariſchen Publicationen beziehen. Darunter ſind zu nennen: Atlas des Aetna (Weimar 1845), Phyſikaliſch-geographiſche Skizze von Island (Göttingen 1847), Geologiſcher Atlas von Island (ebend. 1853), Ueber die vulcaniſchen Geſteine in Sicilien und Island ꝛc. (ebend. 1855).

Inhalt: Peking und Umgebung III. (Mit zwei Abbildungen.) — Paul Ibis: Auf Formoſa. I. (Mit einer Karte.) — Die engliſche Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage. II. — Nekrolog. I. — (Schluß der Redaction 18. Februar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literariſcher Anzeiger Nr. 1. — 2. Ankündigung, betreffend „Handbuch der bildenden und gewerblichen Künſte, von Auguſt Demmin in Wiesbaden. Ins Deutſche übertragen von Oscar Mothes in Leipzig." Verlag von Karl Scholtze in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Duech alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

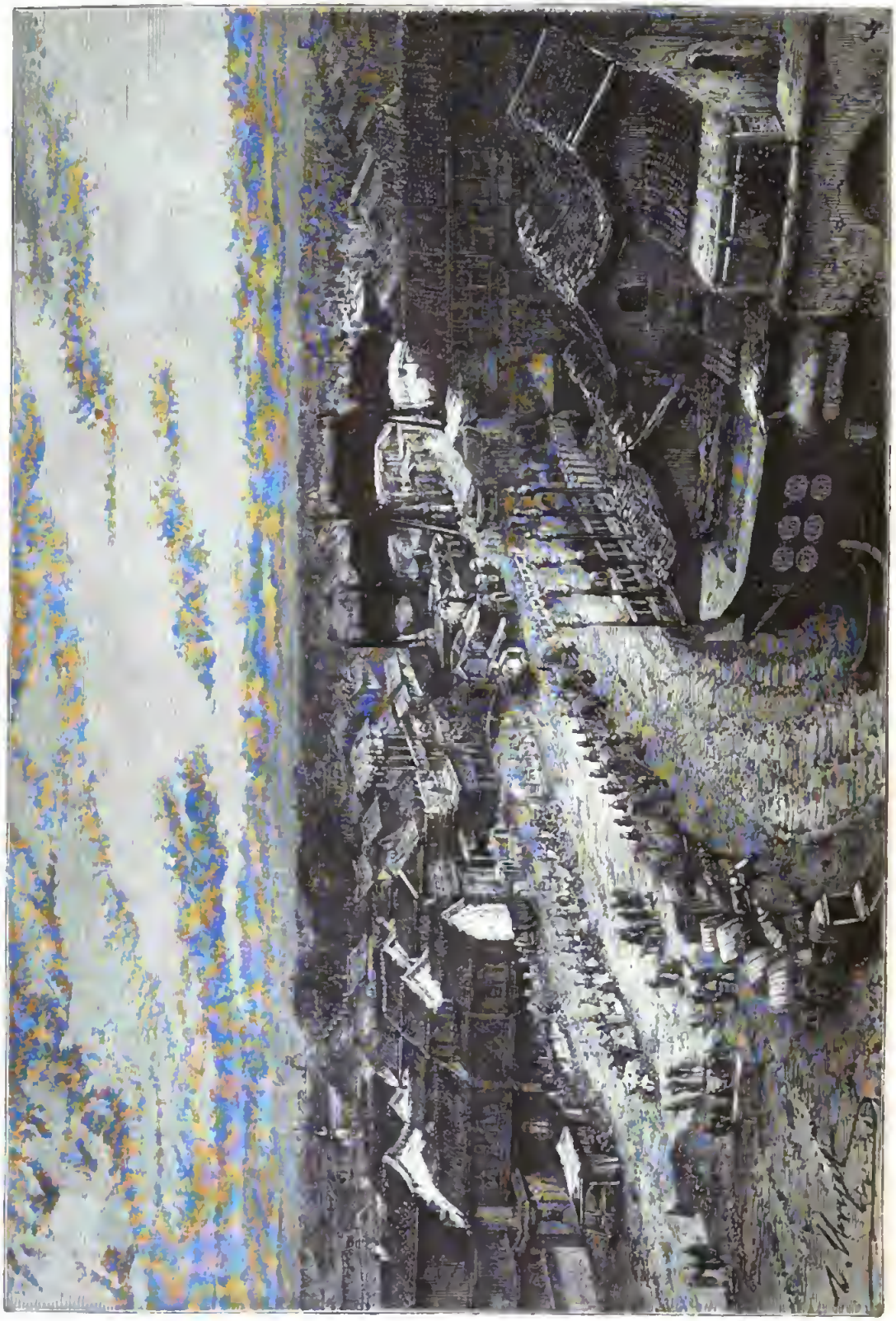
IV.

Die Chinesenstadt von Peking.

Die nördliche oder tatarische Hälfte Pekings ist, wie schon früher erwähnt wurde, duech Mauer und Graben von der südlichen oder Chinesenstadt geteennt. Letztern Namen führt dieselbe nur bei Europäern; die einheimischen Gelehrten nennen sie in ihren Werken im Gegensatz zu Nei-tscheng (d. i. innere Stadt) oder der Tatarenstadt Wai-tscheng (d. i. äußere Stadt), wäheend man sie im gewöhnlichen Leben als Tscheng-wai-tou (d. i. außerhalb der Stadt) bezeichnet und damit ihren ursprünglichen Charakter als Vorstadt des eigentlichen Peking andeutet. Ihre Mauern umfassen ein Rechteck, welches von Osten nach Westen $7^1/_2$ Kilometer, von Noeden nach Süden wenig über 3 Kilometer Länge hat. Ihre nördliche Mauer, mit welcher sie an die Tatarenstadt anstößt, zählt im Ganzen fünf Thore, nämlich drei, welche den Verkehr zwischen den beiden Hälften der Residenz vermitteln, und zwei, welche am äußersten östlichen und westlichen Ende dieser Mauer direct ins Freie führen. Außerdem besitzt die südliche Mauer drei Thore, die östliche und westliche je eines. Das mittelste von jenen drei, welche aus der Tatarenstadt in die Chinesenstadt führen, ist das uns schon bekannte Tsien-men (s. die Abbildung auf S. 179 des vorigen Bandes). Stets ist dasselbe von einer Menge Kleinhändler umlagert, welche Gemüse, Früchte, Wassermelonen, Thee und Suan-mei-tang feilbieten, letzteres ein sehr sauees, mit Jasmin parfümirtes, erfrischendes Getränk, dessen Verkauf ausschließlich von Mohammedanern besorgt wird. Hat man Tsien-men von Norden her durchschritten, so betritt man das Innere einer halbmondförmigen Bastion, welches von Trödlern, Leuten mit Dioramas, Horoskopstellern und Charlatanen aller möglichen Art erfüllt ist. Auf beiden Seiten steht ein Tempel, und zwar zur Rechten der berühmte der Orakel spendenden Göttin Kuanm, welcher den ganzen Tag nicht leer wird von Befragenden. Dieselben fallen vor dem Bilde der Göttin auf die Knie und werfen sich zue Eede, während ein Bonze Gebete murmelt und eine Bambusdose mit 109 Stäbchen über die Gluth eines geweihten Kohlendeckens setzt. Jedes Stäbchen entspricht dee Nummer eines bedruckten Blattes und nur ein einziges ist nicht markirt. Dann zieht der Befragende eines derselben und erhält das entsprechende Blatt mit der gewünschten Auskunft; zieht er das eine nicht markirte, so befindet er sich nicht in dem jenigen Zustande der Reinheit, welcher allein der Göttin erlaubt, eine Antwort zu ertheilen.

Drei Thore, deren mittelstes sich nur vor dem Kaiser öffnet, führen durch die Bastion; die beiden zur Seite stehen dem Verkehee offen. Man gelangt durch sie auf eine große gepflasterte Straße und auf die mittelste von drei doppelten Brücken, welche über den Stadtgraben führen. Dort ist der Sammelplatz aller Bettler der Residenz, welche dort schlafen oder ihren Gewinn verspielen, und nach ihnen heißt sie „Brücke der Bettler". Niemand außer dem Kaiser und seinem Gefolge darf sie zu Wagen oder Roß oder im Palankin passiren. Dicht daneben ist auch der Lumpenmarkt, wo sich die Bettler bei eintretender Kälte Fetzen erstehen, die sie zu Kleidern zusammenstickeln. Zu beiden Seiten des Thores Tsien-men liegen kleine bedeckte Passagen von tadel-

Digitized by Google



Die Brücke der Bettler in der Chinesenstadt. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

loser Sauberkeit, wo allerhand falſche Edelſteine, Spielſachen und die niedlichen Börſen und geſtickten Etuis, Pelinger Specialitäten, verkauft werden.

Eine Reſtauration in einer Seitenſtraße, wo ein befreundeter Chineſe ihn erwartete, war Chouzé's nächſtes Ziel. Sie heißt Tièn-ſn-tang (Tempel des himmliſchen Glückes) und hat wie alle ihres Gleichen die Küche unmittelbar am Eingang, ſo daß man ſie durchſchreiten muß, ehe man in die Speiſeſäle und einzelnen Gemächer gelangt. Köche, Bäcker und Kellner gehen im Sommer mit nacktem Oberkörper umher, das Tuch unter dem Arme. Eine nicht enden wollende Fluth der hergebrachten Höflichkeitsfragen Seitens der zum Mahle Geladenen empfing den eintretenden Europäer: „Wie iſt Ihr edler Name? Wie alt ſind Sie? Welches iſt der edle Ort Ihrer Geburt? Ihr edles Geſchäft? Wie viel Erdprinzen haben Sie? Wo ſteht Ihr Palaſt u. ſ. w.;“ worauf ſtets eine demüthige Antwort erfolgt: „Ihr niedriger Diener, ich verächtlicher Menſch — oder dergleichen —, heiße ſo und ſo.“

Zuerſt wurden nun Thee, Piſtazien, gezuckerte Nüſſe, im Oſen getrocknete Melonenkerne und kleine Birnſchnitten aufgetragen; dann folgten geſalzene Fiſche, geſalzene Mandeln, Roſinen, geſalzene Garneelen, conſervirte Entencier und Krabben, die lebend in kaltem, zuvor mit Wachholderbeeren aufgekochten Branntwein gethan ſind. Nun ging es erſt eigentlich zu Tiſche. Um die Tafel ſtanden für die ſechs Anweſenden drei Seſſel, zwei Lehnſtühle für die vornehmſten der Gäſte und dicht an der Thür, alſo am ſchlechteſten Platze,

Chineſiſche Muſikanten. (Nach einer Photographie.)

eine kleine Bank, welche ſtets der Gaſtgeber, der die Einladung erlaſſen hat, einnimmt. Auch beſtimmt nicht er die beiden Würdigſten für die Lehnſeſſel, ſondern fordert nur zum Niederſetzen auf; unter den Gäſten entſteht dann natürlich oft ein holdſtündiges Complimentiren. Das Gedeck beſteht aus kleinen Untertaſſen ſtatt der Teller, Stäbchen ſtatt der Gabeln und porcellanenen Spateln als Löffel; der lauwarme Wein wird in metallenen Theekannen ſervirt und aus kleinen Taſſen von 1 bis 1½ Zoll Durchmeſſer und Tiefe getrunken. Weder Tiſchtuch noch Servietten ſind auf dem ſchwarz lackirten Tiſche zu ſehen, ſondern nur kleine viereckige Papierblätter, mit welchen man vor Beginn des Eſſens Stäbchen und Taſſen abwiſcht, um ſich ihrer Reinlichkeit zu vergewiſſern. Der Gaſtgeber erhebt ſich nun, füllt die Taſſen ſeiner Gäſte mit Wein, heißt ſie willkommen, hebt die ſeinige bis in Augenhöhe empor und fordert zum Trinken auf. Dann nimmt er ſein Stäbchen und legt den Tiſchgenoſſen von den Vorſpeiſen vor; dieſe bedienen ihrerſeits den Wirth auf gleiche Weiſe. So will es der gute Ton; und wenn man es unterläßt, ſo muß man ſich wegen dieſes Mangels an gutem Benehmen wenigſtens entſchuldigen. Dieſe etwas umſtändliche Ceremonie dauert aber nur einen Augenblick; denn es erſcheint nun der Wirth des Speiſehauſes und empfängt von jedem Gaſte die Beſtellung ſeiner Lieblingsgerichte, denen dann wieder der Gaſtgeber beſonders theuere Speiſen, welche ſeine Gäſte deswegen höflicher Weiſe übergangen haben könnten, hinzufügt. Noch zehn Minuten erſcheint ſchon das erſte Gericht auf einem Schüſſel-

wärmer, und wieder will es die Sitte, über welche sich auch die Chinesen der untersten Stände niemals hinwegsetzen, daß sich die Gäste gegenseitig davon vorlegen.

Die Küche der Chinesen ist reinlich, wohlschmeckend und von unendlich größerer Mannigfaltigkeit als die unsere; die dortige Kochkunst ist uralt und der Chinese von Grund seines Wesens so sehr Koch, daß seine Erzeugnisse den Vergleich mit den besten europäischen Leistungen aushalten würden, wenn er etwa unter einem französischen Oberkoch arbeitete. Am beliebtesten sind in Peking folgende Speisen: in Streifen geschnittene Schwalbennester mit Rührei (mäßig), Garnelen in Sauce (ziemlich gut), eingeschlagene Taubeu- und Kiditzeier (sehr gut), Krabbenragout (sehr gut), Sperlingsmagen, Augen und Eingeweide vom Hammel in Knoblauchsbrühe (sehr gut), ein Gericht aus Eiern, Käse und gehackten Kräutern, Pasteten, fette Enten in Brühe (ausgezeichnet), Korpsen in pikanter Sauce mit Ingwer, gedrotene Stinte (ausgezeichnet), gedrotenes Huhn, Hammelmark (vortrefflich), Holothurien in Bouillon (scheußlich), Haifischflossen (ein geschmackloser, unangenehmer Gallert), Bambussprossen und gezuckerte Wurzeln von Seerosen (leidlich).

Eine bestimmte Aufeinanderfolge dieser Gerichte besteht scheinbar nicht; sondern man setzt davon möglichst viele zugleich auf die Tafel. Die Hauptsättigungsgerichte werden meist zu der Zeit wie bei uns der Braten aufgetragen. Dann macht man eine kleine Pause, zündet sich seine Pfeife mit Tabak oder Opium an, spaziert herum oder läßt bezahlte Musikanten oder Sänger von Ruf sich produciren. So hatte diesmal der Gastgeber vier Musikanten bestellt, welche im Hofe Platz nahmen. Ihr Repertorium stand auf einer langen Tafel von Elfenbein und wurde den Gästen

Porcellanvasen aus der Zeit der Tsing-Dynastie. (Nach Photographien.)

vorgelegt, damit sie sich ihre Lieblingsstücke aus den verzeichneten Liedesliedern, Trauergesängen, Heldengedichten u. s. w. auswählen konnten. Das Orchester bestand aus einer Violine, deren Saiten in die des Bogens geschlungen sind, einer Clarinette, einer mit Schlangenhaut überspannten Guitarre und einer Art primitiven Klaviers, einem Schallbrett mit aufgespannten Saiten, welche mit zwei Hämmerchen angeschlagen werden. Doch war die Musik nur als Zugabe da und hinderte die Gäste keineswegs, Mora zu spielen. Die Chinesen spielen es nur mit einer Hand, statt mit beiden wie die Italiener, und sind Meister darin. Der Verlierende muß zur Strafe trinken.

Als alle bestellten Gerichte erschienen waren und der Gastgeber Miene machte, neue kommen zu lassen, hatten sich die Gäste dem zu widersetzen und Reis zu verlangen, welcher jede solche Mahlzeit beschließt. Jeder erhält davon eine Tasse voll; ist er nicht mehr im Stande, dieselbe zu leeren, so muß er das Zuviel herausnehmen lassen; denn es gilt für ungeziemend, auch nur ein Körnchen davon stehen zu lassen. Der Reis wird trocken oder mit etwas Wasser aufgetragen; die Gäste würzen ihn sich mit den Saucenresten und legen, nachdem sie ihn verzehrt, ihre Stäbchen auf die Tasse. Wenn sie sich von der Tafel erheben, reicht man ihnen eine in heißes Wasser getauchte Serviette, um sich damit über das Gesicht zu fahren. Dies erzeugt ein angenehmes, Europäern ganz unbekanntes Gefühl und vertreibt den Weindunst. Zum Schlusse erscheint ein Tisch mit gezuckerten Früchten und kochendem Thee, worauf man sich mit dem Versprechen trennt, sich am folgenden Tage wieder zu sehen. Es ist das wieder nur eine stets beim Verabschieden übliche Phrase, welche zu nichts verpflichtet. —

Am dichtesten zusammengedrängt ist die Bevölkerung Pekings im nördlichen Theile der Chinesenstadt, wo sich fast aller Handel concentrirt und einige Straßen dasselbe Ge-

beänge und Menſchengewimmel aufweiſen wie die europäiſchen Hauptſtädte. Letzteres gilt vorzüglich von der engen Straße Ta-ſcha-la-örh, deren Läden namentlich mit allerlei Curioſitäten gefüllt ſind. Jeder Laden hat außer einem Namen über der Thür ein oder mehrere lange ſenkrecht in die Straße herabhängende Schilder, auf welchen mit bunten Charakteren die innen aufgeſtapelten Waaren verzeichnet ſind. Dieſelben ſind dem Vorübergehenden zugekehrt, ſo daß dieſer nicht erſt den Kopf nach ihnen umzuwenden braucht; von Weitem geſehen fließen ſie ganz in einander und ſcheinen den Weg zu verſperren. Da gibt es eine Fülle ſchöner Obſthandlungen, großer Theeläden, Magazinen mit ausländiſchen Waaren und Apotheken, welche an ihren Aushängeſchildern und glänzenden Zinnkugeln kenntlich ſind. Die ganze Straße iſt oben mit Decken überdacht, iſt aber trotzdem ſo heiß, daß die Verkäufer meiſt bis zum Gürtel nackt gehen.

Einer der bedeutendſten Läden von antiken und modernen Curioſitäten iſt der des berühmten Kiu-ho-tſcheng, der ein ſchimmerndes, verlockendes Enſemble von Porcellanen, Email cloisonné, milchweißen und ſmaragdgrünen Nephritgegenſtänden, mit Schmelz verzierten Bronzen, Möbeln aus Harthotz mit Marmorplatten und zinnoberrothen Lackſachen ſein eigen nennt. Das Schönſte, was die chineſiſche Kunſt aufzuweiſen hat, ſind aber und bleiben die alten Porcellane aus der Zeit der Ming-Dynaſtie und des Kaiſers Kang hi. Die heutige Fabrikation vermag in Stoff und Ausſchmückung nichts ſo Vollendetes mehr hervorzubringen und hat nur in der Herſtellung neuer rother Farbentöne, an denen man moderne Erzeugniſſe ſofort erkennt, einige Fortſchritte aufzuweiſen. Einen ſchweren Stoß, von welchem ſie ſich nur langſam erholen kann, erlitt dieſe namentlich in Kin-te-tſcheng in der Provinz Kiang-ſi einheimiſche Induſtrie durch die

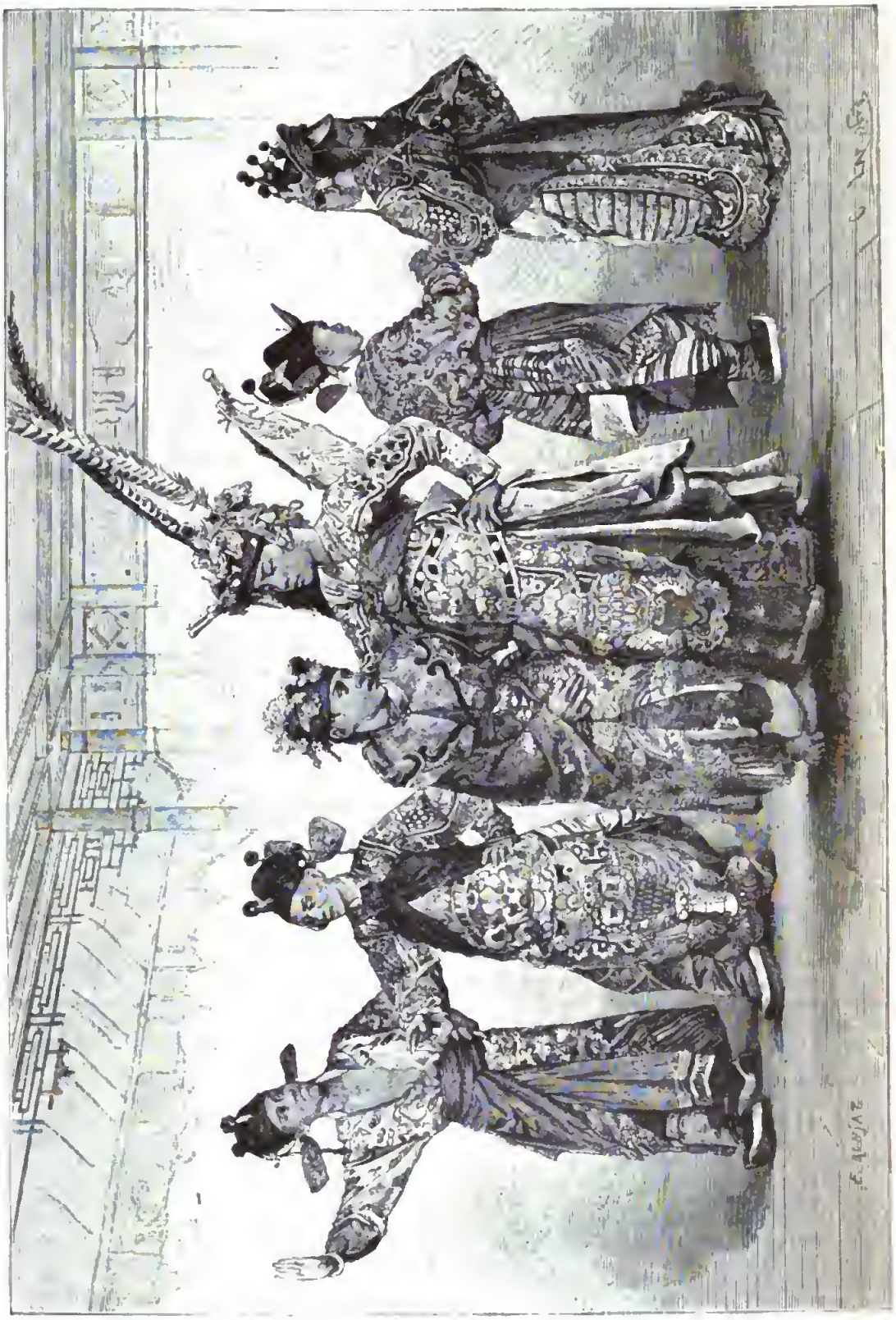
Porcellanvaſen aus der Zeit der Ming-Dynaſtie. (Nach Photographien.)

Taiping-Revolution, welche mit den Arbeitern zugleich gewiſſe nur mündlich in den Familien vererbte Handgriffe und Recepte aus der Welt ſchaffte. Nichtsdeſtoweniger hat Europa von den Chineſen im Fache der Keramik noch Vieles zu lernen; denn es giebt noch ſo manche Sachen, deren Nachahmung uns bis jetzt nicht gelungen iſt.

In Kiu-ho-tſcheng's Magazin werden auch die ſchönſten Emailgefäße in ganz China verfertigt. Dieſe Sorte ſtand vor Ankunft der Europäer in geringem Anſehen; höchſtens daß man für den gottesdienſtlichen Gebrauch einige ſolche Vaſen herſtellte. Erſt die hohen Preiſe, welche die Europäer für antikes Email zahlten, veranlaßte die Pekinger zur Wiederaufnahme dieſes Induſtriezweiges, der freilich in Europa ſelbſt jetzt auf einer höhern Stufe ſteht als in China. Dort werden nämlich die verſchiedenen Emaillen nicht in demſelben Grade der Schmelzbarkeit hergeſtellt, weil infolge der Arbeitstheilung, welche in keiner andern Induſtrie mehr entwickelt iſt als in dieſer, der eine Arbeiter nur weißen, der andere nur ſchwarzen, der dritte nur rothen Schmelz verfertigt und ſein Geheimniß vor Anderen ſorgfältig hütet. So kann es kommen, daß mit dem Ausſterben einer Familie auch ſolche Geheimniſſe verſchwinden, wie man jetzt in der That ein roſenfarbiges und ein durchſcheinendes gelbes Email nicht mehr herzuſtellen verſteht.

Unweit der Straße Ta-ſcha-la-örh liegt die nicht minder intereſſante Liao-li-tſchang oder Straße der Glasfabril, die einſt ihren Namen mit Recht trug. Heute enthält ſie eine Menge Läden mit Aquarellen, Buchhandlungen und Antiquaren. Beim Laternenfeſte im Winter ſtrömt alle Welt hier zuſammen, um die verſchiedenartigſten Laternen, die in Geſtalt von Thieren und phantaſtiſchen Inſecten in Menge dort hängen, zu ſehen. Faſt jeder, der dieſe Straße paſſirt, verweilt auch einen Augenblick in der Conditorei Sin-hian, deren getrocknete Früchte, Confitüren, Gerſtenzucker und Syrups großen Ruf genießen.

Nahe bei Liao-li-tſchang liegt die Ochſenſtraße (Niéu-kie),



Tragische Schauspieler in Peking. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

wo beſonders Mohammedaner wohnen wegen der Nähe der prachtvollen Hauptmaſchee der Stadt, Li-paï-ſön. Dieſelbe umfaßt mehrere Höfe; das Gotteshaus ſelbſt iſt ſehr einfach, enthält aber zahlreiche ſchöne Tafeln, auf welche chineſiſche Kaiſer mit eigener Hand das Lob des Islam geſchrieben haben. Der Vorſteher des Heiligthumes iſt Wang-jöu-akun, der die Fremden wohlwollend empfängt, aber ſich nicht gern von ihnen vor ſeinen Religionsgenoſſen über Islam und Koran ausfragen läßt. Denn er gilt zwar für einen großen Kenner beider, iſt es aber nur im Verhältniß zu ſeinen Landsleuten und nur mit Mühe buchſtabirt er Arabiſch und Perſiſch. In Peking genießt er jedoch großes Anſehen, ſo daß ihn die Regierung zu wiederholten Malen benutzt hat, um die mohammedaniſchen Rebellen im Weſten des Reiches zum Niederlegen der Waffen aufzufordern.

Es iſt ſchon ein Jahrtauſend her, daß dieſe Mahammedaner, deren Anzahl etwa 10,000 beträgt, ihre Wiſſenſchaft und Religion direct aus dem Weſten erhielten, und beides hat ſich durch die Ueberlieferung ein wenig abgenutzt. Trotzdem ſchreiben ſie, und zwar in kalligraphiſchen arabiſchen Charakteren, noch heute den Koran in vielen Exemplaren ab, um ihn zu verbreiten. Dagegen hört man nichts von Pekinger Mohammedanern, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht hätten. Alle ihre Kinder beſuchen die Maſcheeſchulen und daneben noch die ſtädtiſchen Lehranſtalten, wo ſie wie ihre übrigen Altersgenoſſen des Confucius' Lehren ſtudiren. Doch bleiben ſie am erſten und fünfzehnten Tage jedes Monats aus den Schulen fort, weil es dann Sitte iſt, daß die Schüler dem Täfelchen jenes Philoſophen (das ſeinen Namen trägt und ihn gewiſſermaßen perſonificirt) ihre Verehrung bezeugen. Die Mahammedaner von Peking ſind Sunniten; wenn überhaupt Schiiten ebenſo wie Juden exiſtiren, ſo iſt ihre Zahl ganz gering. Die Beſchneidung findet zwiſchen dem ſiebenten und elften Lebensjahre ſtatt.

Der Tſing-ſchen-y-ſchu-ko-pön, ein für den unentgeldlichen Unterricht in den chineſiſchen mohammedaniſchen Schulen beſtimmtes Buch, enthält über die Anfänge des chineſiſchen Islam folgenden Paſſus: „Die Religion Tſing-ſchen (d. i. die wahre und reine) ſtammt aus Tiën-ſang (d. h. himmliſches Land aber Arabien). Die Bücher der Dynaſtie der Suſi (604 n. Chr.) ſagen, daß das Reich Tiën-ſang im Süden des Gebirges Kwen-lun liege. Der Kaiſer Suſiweneti ſtrebte nach den Gebeten des Landes Tiën-ſang und im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung kamen Einwohner dieſes Landes aus den ſüdlichen Meeren und gründeten in Kanton eine Moſchee Namens Hwei-ſcheng-ſön. — Man ſagt euch: „Glaubet an Buddha!“ und die Geleheten des Confucius haben ihn in Verdacht, was ſie nicht hindert, beim Tode ihrer Eltern um die Gebete der buddhiſtiſchen und taoiſtiſchen Prieſter zu bitten. — Gott aber heißt Tſchengtſchu, der wahre Herr. Die Nachfolger Jeſu beten den Tiëntſchu (Herr des Himmels) an; aber ſie geben ihm eine Mutter und beten dann zu deren Nachkommen.“

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von **Paul Ibis.**

II.

Die chineſiſchen Beſitzungen auf Formoſa: Die Coloniſation Formoſas durch Chineſen im 15. Jahrhundert. — Die Holländer auf Formoſa. — Coxinga und die Eroberung von Tai-wan-fu. — Eintheilung der chineſiſchen Beſitzungen in fünf Präfecturen. — Die Städte. — Tai-wan-fu. — Die Adminiſtration der Inſel. — Die chineſiſche Truppenmacht auf Formoſa. — Der Anfang und Verlauf der Unruhen in Süd-Formoſa im Jahre 1875. — Die Stellung der chineſiſchen Regierung zu den Eingeborenen: Ihr Verhältniß zu denſelben vor und nach der japaniſchen Expedition. — Unterhandlungen mit den Stammälteſten. — Straßenbau durch das Gebirge. — Die chriſtlichen Miſſionäre auf Formoſa.

Als im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts [1]) die erſten Chineſen ſich an der Weſtküſte Formoſas niederließen, fanden ſie in den Eingeborenen ein gutes Volk vor, das ihnen gern Land überließ und mit ihnen in einen regen Handelsverkehr trat. Doch waren die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen beiden Theilen von keiner Dauer: der allzugroße Zufluß der Fremden, ihre Habſucht und ihr anmaßendes Weſen riefen bald Zwiſtigkeiten hervor, welche den Grund legten zu der erbitterten Racenfeindſchaft, die bis heute währt. In Folge dieſer Zwiſtigkeiten, die nicht ſelten in blutige Kämpfe ausarteten, zögerte die chineſiſche Regierung lange die Inſel als Colonie anzuerkennen; daher hatte ſie auch wenig Bedenken, Formoſa den Holländern für die Räumung der Pescadores-Inſeln anzubieten, als dieſe im Jahre 1622 die genannte Gruppe plötzlich beſetzten und zu befeſtigen anfingen. Die Holländer gingen auf dieſen Tauſch ein und landeten 1624 bei Tai-wan-fu, wo ſie ſofort zum Bau des ſtarken Forts Zelandia ſchritten. Nach Verlauf von zehn Jahren hatten ſie ſich auch in Takao, Tamſui und Kelong befeſtigt, waren alſo die Herren der ganzen Weſt- und Nordküſte. Mit den Malayen ſtanden ſie auf beſſerm Fuße als die Chineſen; ſie führten unter ihnen die Geſetze des Mutterlandes ein, gründeten Schulen, predigten ihnen das Chriſtenthum und, um ſie womöglich feſter an ſich zu knüpfen, verheiratheten ſie ſich größtentheils mit eingeborenen Frauen. Gegen die chineſiſchen Einwanderer indeß, die in beſonders großer Anzahl während des Verfalls der Ming-Dynaſtie nach Formoſa ſtrömten, beobachteten die Holländer eine feindſelige Politik, aus Furcht von ihnen verdrängt zu werden.

Während der Verwirrungen, welche der Sturz der Ming-Dynaſtie und der Uebergang des Thrones an die Mandſchu in China hervorrief, erklärten ſich in entlegenen Theilen des Reiches manche populäre Statthalter für unabhängig. Das that auch der Statthalter von Amoy, Tſchin-tſchin-kung oder Coxinga, ein muthiger, energiſcher Mann, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den „Seeräuber Coxinga“ nennt. In richtiger Erkenntniß, daß er ſich auf dem Feſtlande nicht lange gegen die Mandſchu würde halten können, richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf Formoſa, das ihm aus ſeinen Handelsbeziehungen zu den Holländern gut genug be-

[1]) Nach F. Ratzel, Die chineſiſche Auswanderung S. 121, wäre Formoſa vor dem ſiebzehnten Jahrhundert von China aus nur durch Seeräuber und Schiffbrüchige beſucht worden. Red.

lannt wor. Auch sagt man, daß seine Mutter eine Formosanerin gewesen sei. Nachdem er sich im Geheimen des Beistandes der auf Formosa ansässigen Chinesen versichert, landete er mit 25,000 Mann bei Tai-wan-fu, blockirte den Hafen und belagerte die Stadt. Nach einer neunmonatlichen Belagerung, während welcher die Holländer alle möglichen Entbehrungen zu erdulden hatten, ergab sich die Stadt, und Coxinga erklärte sich zum König von Formosa (1662). Nach seinem Tode, der bald darauf erfolgte, behauptete die Insel noch einige Zeit ihre Unabhängigkeit, und erst im Jahre 1683 trat sie freiwillig unter die Botmäßigkeit Chinas.

Seitdem ist Formosa oder richtiger West- und Nordformosa dem chinesischen Reiche einverleibt. Die Malayen sind mit geringer Ausnahme aus der Ebene verschwunden — theils mögen sie ausgestorben sein, theils sich in die Berge zurückgezogen haben, wo die chinesische Autorität nicht weit geht. Die Ebene ernährt jetzt eine Bevölkerung, so dicht wie die der reichsten Provinzen Chinas, und hat eine Bodencultur wie sie nicht sorgfältiger gedacht werden kann; denn jeder Fleck ist bebaut. Städte, die über 10,000 Einwohner haben, sind zahlreich, und blühende Dörfer mit mehr als 1000 Seelen liegen hart an einander. Nimmt man für die chinesische Bevölkerung Formosas die Zahl von 3 Millionen an, so ist das meiner Ansicht nach nicht hoch gegriffen; chinesische Angaben taxiren sie auf mehr als 10 Millionen, was jedoch stark übertrieben ist.

Die chinesischen Besitzungen auf Formosa sind in fünf Präfecturen eingetheilt. Es sind: im Norden Tamsui mit der Hauptstadt Tök-tscham (mit etwa 30,000 Einw.), eine reiche Gegend, wo in letzter Zeit besonders der Theebau großen Aufschwung nimmt. Zu ihr zählt auch das unlängst von Chinesen colonisirte Thal Kamolan-ting [1]) an der Ostküste, das sich nach Süden bis zur Sau-o-Bay ausdehnt.

Dann folgen in der Ebene Tschang-hwa-hién mit der Stadt Tschang-hwa (gegen 15,000 Einw.), Kagi-hién mit Kagi (10,000 bis 15,000 Einw.) und Tai-wan-hién mit Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel (75,000 Einw.). Die letzte begreift in sich auch das Bergland Mittelformosas, das Gebiet der Pepo-hwaa, eines civilisirten Malayenstammes. In allen dreien ist der Zuckerbau in Blüthe.

Die südlichste Präfectur ist Fung-schan-hién mit der Hauptstadt Pitau (15,000 Einw.), der fruchtbarste und, wie es scheint, am stärksten bevölkerte Theil der Insel; auch hier wird neben Areca und Reis viel Zucker gebaut. Zu Fung-schan-hién zählt jetzt auch Long-kiau an der Südspitze, eine unruhige Gegend, welche vor der japanischen Expedition zwar von Chinesen bewohnt, nicht aber von der Regierung als ihre Besitzung anerkannt wurde. Der mit den Japanesen geschlossene Vertrag verpflichtete sie indeß, den Ort zu befestigen, um die umwohnenden Stämme der Eingeborenen in Ruhe zu halten. Mit der Besitznahme von Long-kiau (am 24. December 1874) wurden zugleich einige Fischerdörfer nördlicher am Strande befestigt, welche früher ebenfalls nicht unter Controle der Regierung standen; dadurch sollte eine sichere Landverbindung zwischen der Südspitze und der Ebene durch das Territorium der Eingeborenen hergestellt werden. Ferner werden Tang-kang, Takao und Tai-wan-fu befestigt, um auch gegen Feinde von außen, wie es im Jahre 1874 die Japanesen waren, geschützt zu sein; nördlich von Tai wan-fu ist das überflüssig, da die ganze Küste zu seicht ist, um mit Schiffen auf Schußweite heranzukommen.

Die genannten Städte sind alle Fu, d. h. befestigt (mit einer Mauer von enormer Dicke umgeben). Außer Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel, verdient keine von ihnen näher beschrieben zu werden: es sind gewöhnliche chinesische Städte mit kleinen, leichten, dem Klima ungepaßten Häusern, mit engen, nicht gerade reinlichen Straßen, deren eine auf ein Haar der andern gleicht, und mit dem so oft beschriebenen dumpfen, betäubenden Leben in ihnen, das nur einen Freund ling interessiren kann, einen in China bewanderten aber mächtig hinaus ins Freie oder in sein armseliges Logis treibt. Die Gasthäuser in diesen Städten sind zugleich Opiumhäuser — elenderregende Höhlen.

In Tai-wan-fu kann man sich schon einen Tag aufhalten, ohne von Langweile belästigt zu werden, aber auch nicht länger. Unter ihren wenigen Sehenswürdigkeiten steht in erster Linie die Ruine des mächtigen Forts Zelandia [1]), die zwei Meilen außerhalb der Stadt in der Nachbarschaft des Hafenplatzes An-ping liegt. Es ist ein Stück solider, auf Jahrhunderte berechneter Arbeit, wie all die holländischen Bauten auf Formosa (denn auch in Takao, Tamsai und Kelang haben sich einige holländische Gebäude in einem mehr oder minder guten Zustande erhalten, wie z. B. das jetzige englische Consulat in Tamsui). Leider ließ die chinesische Regierung im vorigen Jahre einen bedeutenden Theil von Zelandia niederreißen, um aus dem äußerst festen Material zwei neue Forts zu erbauen, was dem Gesammteindruck der Ruine großen Eindruck thut. Mitten in der Stadt stehen ferner die Ueberreste einer kleinen holländischen Burg, welche zu entfernen viel zu schwer und theuer ist, um je unternommen zu werden; die praktischen Chinesen haben daher einige Gewölbe in ihr in Wohnungen, andere in Schweineställe verwandelt. Die Tempel in Tai-wan-fu sind kaum der Besichtigung werth; sie zeichnen sich weder durch Reichthum noch in architektonischer Hinsicht besonders aus und sind recht unreinlich. Die meisten Tempel sind dem Confucius geweiht, dessen Lehre die herrschende auf Formosa ist.

Die Stadt selbst nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein; die Mauer, welche sie umgiebt, mißt 4 Meilen im Umfange und hat acht Thore, deren jedes einen hohen Wartthurm trägt. Die Straßen sind nur 8 bis 10 Fuß breit, geradlinig, mit Ziegeln gepflastert und, was das Seltenste in einer chinesischen Stadt, sie werden rein gehalten. Größere Handelsstraßen sind oben mit Bretterschirmen zugedeckt; in diese Schirme sind stellenweise Perlmutterscheiben eingesetzt, so daß die Straßen am Tage hinreichend erleuchtet sind. Die Beleuchtung bei Nacht läßt nichts zu wünschen übrig: unzählige Papierlaternen, die in und vor den Buden dicht neben einander brennen, verbreiten ein sanftes dem Auge wohlthuendes Licht und geben der Straße mit der in ihr wogenden Menschenmasse ein recht phantastisches Aussehen. Um 8 Uhr Abends ist Thorschluß, und etwas später werden auch die einzelnen Straßen — größere sogar auf mehreren Stellen — durch Bambusparten gesperrt, eine praktische Maßregel der Polizei, die in allen größeren Städten Chinas existirt.

An die West- und Südwestseite der Stadtmauer lehnt sich eine große Vorstadt mit breiteren Straßen und besseren Häusern als innerhalb der Mauer. Es ist das von den reicheren Kaufleuten bewohnte Viertel, während in der Stadt selbst wesentlich Kleinhändler und Handwerker leben. Unter letzteren sind besonders viel Silberarbeiter, die sich durch ihre solide und billige Arbeit einen guten Ruf in ganz China erworben haben; doch können sie sich nicht mit den Silberarbeitern

[1]) Nach E. G. Ravenstein (Geogr. Magazine, October 1874) ein eigener District. Red.

[1]) Siehe die Abbildung desselben „Globus" XXIX, Nr. 21, S. 322.

Kantons, was Geſchmack, Reinheit und Zierlichkeit in der Ausführung ihrer Leiſtungen anbelangt, meſſen.

Da Tai-wan-fu 1½ Meilen von der Küſte entfernt liegt, ſo ſind die Comptoirs der europäiſchen Handelsfirmen und das Zollhaus in An-ping. Die Europäer ſelbſt haben ihre Wohnungen in der Stadt und meiſt in chineſiſchen Häuſern. Ihre Geſellſchaft beſchränkt ſich bloß auf 8 bis 10 Seelen; in den drei anderen Hafenſtädten ſind ihrer nicht viel mehr, ſo daß die Geſammtzahl der Europäer auf Formoſa wenig über 50 geht (Frauen lebten dort nur zwei). Es ſind zum größten Theil Kaufleute, Agenten reicher Häuſer in Amoy, die den Handel der Inſel faſt ausſchließlich in ihren Händen haben.

Chineſiſche Angaben ſchätzen die Einwohnerzahl von Tai-wan-fu auf 200,000, ich weiß nicht worauf fußend, denn nie, ſo lange die Stadt ſteht, iſt eine Zählung vorgenommen worden. Nach der Anſicht des dortigen britiſchen Conſuls überſteigt ſie nicht 75,000, und das ſcheint mir viel wahrſcheinlicher.

Die Garniſon der Stadt beſteht aus etwa 10,000 Mann Fußvolk; auf der ganzen Inſel ſind gegen 20,000. Was aber an dieſen 20,000 Mann iſt und was von ihnen erwartet werden kann, ergiebt ſich von ſelbſt, wenn man bedenkt, daß ſie aus allen möglichen Tagedieben und Herumtreibern zuſammengeſetzt ſind, alſo moraliſch auf einer niedrigen Stufe ſtehen. Ein ordentlicher Chineſe, der Arbeit finden kann, wird nie Soldat und vermeidet womöglich allen Verkehr mit dieſen Geſellen, deren einzige Beſchäftigung und einziger Zeitvertreib Opium und Karten ſind. Dazu iſt der chineſiſche Soldat hier wie in China ſelbſt ſchlecht diſciplinirt, traurig mit Luntengewehren, Speeren und dergleichen vorſintfluthlichem Kram bewaffnet und, was ſich wiederholt erwieſen, unterliegt leicht den Entbehrungen und Strapazen, die ein Feldzug in die Berge gegen die Eingeborenen nothwendig mit ſich bringt. Doch ſteht zu hoffen, daß die Reformen, die ſich jetzt in der chineſiſchen Armee und Flotte — zwar langſam aber gründlich — vollziehen, auch hier bald Eingang finden werden.

Die Adminiſtration der Inſel iſt wie in ganz China: jede Präfectur ſteht unter einem Mandarin dritter oder vierter Claſſe, deſſen Poſten bei großer Verantwortlichkeit mit einer verhältnißmäßig geringen Selbſtändigkeit verbunden iſt. Denn in jedem einigermaßen außerordentlichen Falle hat er dem Gouverneur in Tai-wan-fu Bericht zu erſtatten und deſſen Anweiſungen abzuwarten, ehe er irgend welche Maßregeln ergreifen kann. Der Gouverneur der Inſel, ein Mandarin zweiter Claſſe, ſteht ſelbſt in ähnlicher Abhängigkeit vom Generalgouverneur der Provinz Fu-kiang, zu welcher Formoſa gerechnet wird. Wie umſtändlich und zeitraubend eine ſolche Wirthſchaft iſt, iſt klar, und welche ſchlimme Folgen mitunter dieſes Melden, Anfragen und Abwarten haben kann, zeigt am beſten folgender Fall, der uns zugleich auf das Verhältniß der chineſiſchen Regierung zu den Eingeborenen überleitet:

Mitte Januar 1875, als die Friedensunterhandlungen mit den Häuptlingen der Stämme von Süd-Formoſa gerade die beſten Erfolge verſprachen, wurden auf dem wilden Wege nach Long-kiau einige chineſiſche Soldaten von Eingeborenen überfallen und ermordet. Der Commandant von Long-kiau, der über 2000 Mann befehligte, konnte nichts anderes thun als die Sache dem Präfecten von Fung-ſhan-hién zu melden, der ſie ſeinerſeits dem Gouverneur der Inſel vorlegte. Von dieſem ging ſie weiter nach Fu-tſchau zum Generalgouverneur und von da nach Peking. Die Neujahrsgeſchäfte und der darauf erfolgende Tod des Kaiſers nahmen den Pekinger Hof damals ſo ſehr in Anſpruch, daß die Entſcheidung der Formoſa-Frage als eine unbedeutende auf ruhigere Zeiten verſchoben ward. Unterdeſſen war ein Monat verfloſſen. Die Eingebarenen, welche wenig Kenntniß von der Wichtigkeit des chineſiſchen Neujahrs noch von dem Tode des Kaiſers haben mochten, erklärten ſich dieſes Zögern von chineſiſcher Seite einzig und allein durch deren Feigheit. Daher ſammelten ſie in aller Stille ihre Kräfte und überrumpelten in einer Nacht das Lager im Dorfe Hong-kong (22° 11′ nördl. Br.), wo neunzig Chineſen, unter ihnen auch Manbarinen, das Leben ließen. Wieder wurde rapportirt und angefragt, bis endlich eine Antwort vom Hofe erfolgte; ſie lautete: „die Eingeborenen mit Waffen zu ſtrafen.“ Daſſelbe hätte der Commandant von Long-kiau mit ſeinen 2000 Mann ſchon am Tage nach dem erſten Morde thun können, und, ſoweit ich ihn perſönlich kennen und ſeinen geſunden, klaren Verſtand achten gelernt, er hätte es mit beſſerm Erfolg ausgeführt als es jetzt der ganzen Truppenmacht Formoſas gelang. Denn damals ſtand der ſtrafbare Stamm noch allein da; ein energiſcher Angriff hätte ihn auseinander geſprengt und die Ruhe wäre hergeſtellt warden, da ſich die meiſten Stämme noch nicht von dem Schlage erholt hatten, den ihnen die Japaneſen zugefügt. Jetzt aber hoben ſie allmälig die Köpfe. Aus der Unthätigkeit der Chineſen, wie geſagt, ihre Schwäche und Feigheit folgernd, glaubten ſie ſich ſtark genug, um dieſe von der Küſte zu vertreiben, ihre Befeſtigungen zu zerſtören, kurz ihre Unabhängigkeit für kommende Zeiten wahren zu können. Ein Stamm nach dem andern ſchloß ſich daher den Friedensſtörern an, und anſcheinend auf die Verträge mit den Chineſen eingehend und die friedfertigſten Geſinnungen zur Schau tragend, rüſteten ſie ſich eifrig zum Kampfe. Der Ueberfall von Hong-kong zeigte klar, wohin ſie hinaus wollten: es war die Herausforderung zum Kriege. Als jetzt im März die chineſiſchen Truppen in die Berge drangen, wurden ſie zurückgeſchlagen oder geſchickt in Schluchten getockt, eingeſchloſſen und jämmerlich mitgenommen. Zudem nahete ſich die heiße Jahreszeit und unter den Soldaten brach das Fieber aus, das ebenſo viel aber noch mehr Leben raubte als die Kugeln und Pfeile der Feinde. Die Truppen von Formoſa erwieſen ſich nicht hinreichend; eine Verſtärkung von 10,000 Mann mußte ihnen aus Fu-kiang zugeſandt werden. Aber auch dieſe konnten die Sachlage nicht weſentlich ändern, und, wie ich zuletzt in Hong-kong (Februar 1876) hörte, iſt noch jetzt die Ruhe in Süd-Formoſa nicht hergeſtellt.

Und ob ſie bald hergeſtellt werden wird iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Die Stämme von Süd-Formoſa ſind die kriegeriſchſten und verwegenſten von allen; ſie ſind feſt entſchloſſen, ihre Freiheit bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Zwar zählen ſie alle zuſammen nicht über 2000 Mann, doch haben ſie auf ihrer Seite die Vortheile des Landes, einer rauhen, vollſtändig wilden, nur an wenigen Stellen zugänglichen Gegend, wo jeder Fluß, jeder Bergpfad und jede Schlucht an und für ſich eine Feſtung iſt. Ferner laſſen ſie ſich nie in einen offenen Kampf ein, der für ſie unvortheilhaft ausfallen könnte, ſondern ungeſehen, ungehört folgen ſie dem Feinde auf dem Fuße, bald ihn aus dem Gebüſch beſchießend, bald durch plötzliche Ueberfälle ſchwächend, oder in Schlupfwinkel lockend, aus denen der Rückzug nur mit bedeutendem Verluſt möglich iſt. Erwägt man alſo, daß Energie, Kühnheit und natürliche Vortheile auf Seite der Angegriffenen, Unentſchloſſenheit, Feigheit und völlige Unkenntniß der Gegend aber auf Seite der Angreifenden ſind, ſo kommt man leicht zum Schluſſe, daß im Mittel zehn Chineſen gegen einen Eingeborenen nicht hinreichen werden, daß alſo nur durch großen Kraftaufwand Süd-Formoſa der chineſiſchen Regierung unterworfen werden kann.

Wie aus dem Erzählten zu sehen, waren es die Eingeborenen selbst, welche den Krieg hervorriefen; im Sinne der chinesischen Regierung lag er nie, weder hier im Süden noch in irgend einem andern Theil der Insel. Vor der japanischen Expedition dachte sie überhaupt nicht viel daran ihre Autorität in den Bergen zur Geltung zu bringen, am allerwenigsten durch Gewalt der Waffen. Weshalb sollte sie es auch? Die ganze Insel gehörte nominell ihr; niemand hatte sie ihr bis dahin streitig machen wollen, niemand sich darum bekümmert, welcher Art ihre Verhältnisse zu den Eingeborenen waren, noch von ihr Rechenschaft verlangt für den Strandraub, der an der Süd- und Südostküste getrieben wurde. Die japanische Expedition änderte indeß die Sachlage: die Erörterungen, welche sie zur Folge hatte, machten es der chinesischen Regierung klar, wie unbegründet ihre Ansprüche auf die ganze Insel waren und bleiben würden, wenn die Eingeborenen ihre Autorität nicht anerkennen, und ferner, wie nahe ihr unter solchen Umständen die Gefahr lag, eine andere Macht neben sich auf Formosa dulden zu müssen. Für jetzt war sie dieser Gefahr zwar glücklich entgangen durch den Vertrag vom November 1874, nach welchem die Japanesen Long-kiaa aufgaben, die Chinesen aber die Verantwortlichkeit für die Handlungen der Eingeborenen übernahmen, aber auch einer möglichen Wiederkehr derselben mußte vorgebeugt werden: die Eingeborenen mußten daher unter chinesischen Einfluß gebracht werden, vor allen die an den Küsten lebenden Stämme, welche am leichtesten Anlaß zu Unannehmlichkeiten mit fremden Mächten geben konnten. Das Project, nach welchem dieses erreicht werden sollte, war ebenso human wie scharfsinnig in der Theorie; es mußte sich danach alles auf dem friedlichsten Wege und theilweise von selbst vollziehen. Den Häuptlingen (Taurangs) der verschiedenen Stämme waren nämlich derartige jährliche Geschenke in Aussicht zu stellen, die es ihnen vortheilhaft machen würden, der Regierung in einigen Punkten Gehorsam zu leisten, also in eine gelinde Abhängigkeit von ihr zu treten; mit deren Zustimmung sollten dann einige von Chinesen bewohnte Dörfer an den Küsten besetzt werden; endlich, und dies war der Schwerpunkt des Projects, sollten durch das Gebirge und längs der Ostküste gute Straßen gebaut werden, welche alle von Chinesen besetzte oder bewohnte Plätze mit einander und mit der Ebene verbinden sollten, ein Werk, wogegen die Eingeborenen nichts haben konnten. Die Unterhandlungen mit den Häuptlingen wurden im Januar 1875 eröffnet. Im Süden, wie wir gesehen, scheiterten sie leider; weiter im Norden aber scheinen sie wirklich einen guten Verlauf zu nehmen; denn während meines Aufenthalts auf der Insel war schon eine Straße aus der Ebene zur Ostküste (unter 22½° nördl. Br.) vollendet, und der Bau einer andern längs der ganzen Ostküste schritt rüstig weiter, ohne daß von Reibungen mit den Eingeborenen etwas zu hören war [1]).

Diese Straßen müssen mit der Zeit einen gewaltigen Einfluß auf die Eingeborenen ausüben. Denn wie alle Malayen sind die Formosaner handelslustig bis zur Leidenschaft; neben der erbittertsten Feindschaft besteht zwischen ihnen und dem chinesischen Landvolk ein reger Handelsverkehr; sie legen mühevolle Tagereisen zurück, um in den nächstliegenden Dörfern in der Ebene die Beute ihrer Jagd gegen Waffen, Pulver, Branntwein, Zeug und allerhand Kleinigkeiten auszutauschen. Sie dulden sogar ganze Dörfer ihrer Todfeinde in ihrem Gebiete, wie im Süden und an der Ostküste, bloß aus Rücksicht für den Handel. Jene Straßen müssen nun den Handel um vieles beleben, die Eingeborenen öfter in die Ebene, unter civilisirte Menschen bringen, wo sie, aufgeweckt und von der Natur begabt, wie sie sind, vieles Nützliche sehen und sich aneignen können. Der öftere friedliche Umgang mit den Chinesen würde ferner ihren Haß gegen diese allmälig schwächen und die traurige Racenfeindschaft aufheben, die für beide Seiten von so großem Nachtheil ist. Unternehmungslustige Chinesen würden sich dann mit der Zeit an den Straßen oder unter den Malayen selbst niederlassen, wie es im Süden schon stellenweise geschehen, die Cultur und Industrie müßte ihnen folgen, die Jagd dem Ackerbau Platz machen, bis schließlich die Häuptlinge nichts dagegen hätten, statt Taurang Dorf-Mandarin genannt zu werden. Und daß diese Folgerung nicht ins Bereich der Phantasien gehört, beweisen die Sek-hwan, ein starker Stamm nordöstlich von Tschang-hwa, der unlängst freiwillig unter chinesische Botmäßigkeit trat. Darauf speculiren denn auch die Mandarinen.

Nebenbei bemerkt, habe ich irgendwo gelesen, daß in Formosa für den Kopf eines Wilden ein Preis von der Regierung ausgesetzt sei. Ich habe mich vielfach nach der Wahrheit dieser Aussage erkundigt, aber nirgends sie bestätigt gefunden. Neben den soeben auseinandergesetzten humanen und friedfertigen Plänen der Regierung ist eine solche unsinnig grausame Maßregel auch nicht denkbar; vor Zeiten mag sie es wohl gewesen sein, in Zeiten, wo man an eine Unterwerfung der Malayen nicht dachte, sondern in ihnen bloß wilde Horden sah, welche durch Raub und Mord das Land unsicher machten.

Schließlich ein Wort über die Thätigkeit der Missionäre auf Formosa.

Seit 1865 arbeitet die „Presbyterian Medical Missionary Society“ unter Chinesen und civilisirten Malayen mit einem unerschütterlichen Eifer, der sie leider oft in Unannehmlichkeiten mit dem Volke selbst wie mit der Obrigkeit bringt. Sie hat schon gegen zwanzig Stationen in der Mitte und im Süden der Insel gegründet, welche von fünf Mitgliedern der Gesellschaft, die selbst in Tai-wan-fu und Ta-tao leben, beaufsichtigt werden. An diesen Stationen sind Schulen eingerichtet, wo den Kindern der Gemeinde Unterricht ertheilt wird im Worte Gottes, in der Geographie, Geschichte und Arithmetik und im Lesen und Schreiben (chinesisch) mit lateinischen Buchstaben. Die Missionäre haben nämlich die Idee gefaßt, die äußerst schwierigen chinesischen Schriftzeichen durch das lateinische Alphabet zu ersetzen. Alle ihre chinesischen Gesangs- und Gebetbücher sind aus diesem Grunde in lateinischer Schrift gedruckt. Unter den Malayen wenigstens gelingt es ihnen. Als Lehrer und Prediger sind in den Dörfern Chinesen angestellt, meist junge, gut gebildete Leute.

Im Norden der Insel wirkt eine canadische presbyterianische Missionsgesellschaft.

Die Katholiken haben ihre fünf Stationen ausschließlich im Süden unter den Pepo-hwon, bei welchen die christliche Kirche einen bei Weitem leichtern Eingang finden soll, als unter den nüchternen Chinesen.

In die Berge zu den sogenannten Wilden sind die Missionäre noch nicht vorgedrungen; auch dürfte es ihnen schwer fallen, für ihre erhabenen Lehren dort Anhang zu finden, denn die Wilden haben so gut wie gar keine religiösen Begriffe: sie wissen nichts von einem höhern Wesen, einem Schöpfer und Lenker der Menschen, nichts von einem Jenseits; ihre Mißgeschicke und Unglücksfälle schreiben sie bösen Geistern zu, die sich in der Luft, im Walde und im Wasser aufhalten, und denen, um sie zu beschwichtigen, täglich etwas Speise und Trank geopfert werden muß. Tempel, Götzenbilder, Priester oder Zauberer sind mir nirgends zu Gesicht gekommen. Als Aerzte könnten sich die Missionäre übrigens

[1]) Ganz neuerdings sind die Baracken der chinesischen Truppen auf Formosa (es sind wohl die im Süden gemeint) von den Wilden niedergebrannt worden (s. L'Exploration, Nouvelles 8, p. 93), so daß die Ruhe nicht lange gewährt hat. Red.

durch einige geſchickte Curen bei ihnen Eingang verſchaffen, denn van der Heilkunſt ſcheinen ſie einige Begriffe zu haben; doch glaube ich kaum, daß es einem gelingen wird, ohne Samſhu (Reisbranntwein) und Betel einen Wilden zum Chriſtenthum zu bekehren.

Was die ſchan zu Presbyterianern gemachten Chineſen und Malayen anlangt, ſo will ich nicht erörtern, ab ſie wirkliche aber nur Scheinchriſten ſind; muſterhaft eifrige Beter ſind ſie jedenfalls. Nur ſollten ſie, meine ich, in ihren Andachtſtunden das ſchauerliche, Mark und Bein durchdringende Gekreiſch und Gequake laſſen, das ſie „Singen“ nennen; denn man fühlt ſich immer tief beleidigt, wenn man eine ſolche Betgeſellſchaft einen bekannten Choral herſchreien hört und dabei das vollkomaen gerechtfertigte ſpöttiſche Lächeln auf den Geſichtern der Nichtchriſten ſieht, denen dieſer abſcheuliche Singſang gleichfalls nicht zuſagt. Die Miſſionäre hätten ſie doch lieber nicht ſingen lehren ſollen.

Die engliſche Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage.

III.

W. K. Am 15. Auguſt war die ganze Expedition wieder in der Discovery-Bay vereinigt; denn auch die „Alert“ war bereits dort eingetroffen und Capitän Nares war eben im Begriff geweſen, mit derſelben die letzten Kranken von der Polaris-Bay abzuholen, da er den Entſchluß gefaßt hatte, noch in dieſem Jahre nach England zurückzukehren. Seine Gründe hierfür kann man nur billigen, ſelbſt wenn man ſeine Ueberzeugung nicht theilt, daß es an dieſem Punkte niemals möglich ſein werde, zu Schiff eine höhere Breite zu erreichen. Für 1876 war jedenfalls noch keine weſentliche Aenderung der Eisverhältniſſe zu erwarten, und es blieb mithin auch für dieſes Jahr nur durch Schlittenexpeditianen eine Ausdehnung der Erforſchungen zu hoffen. Da aber für ſolche die Schwierigkeiten dieſelben blieben wie im Jahre 1875, ſo konnte man kaum hoffen mehr zu erreichen, während es andererſeits ſogar zweifelhaft war, ob die durch die Krankheit angegriffenen Leute überhaupt nur ebenſoviel würden leiſten können wie im varigen Jahre. So lebhaftes Bedauern ihm gerade das Aufgeben der grönländiſchen Erforſchangen einflößte, konnte es Nares bei den gemachten Erfahrungen doch nicht mit ſeiner Pflicht vereindaren, ein paar Meilen Küſte zu Liebe abermals Menſchenleben aufs Spiel zu ſetzen.

Daß die „Alert“ bis zur Discovery-Bay wieder eine ſchwierige Fahrt gehabt hatte, kann uns um ſo weniger Wunder nehmen, als ſie diesmal unmittelbar nach dem Aufbrechen des Polareiſes ſtattfinden mußte. Am 26. Juli hatte ſie ihr Winterquartier verlaſſen und erſt am 10. Auguſt traf ſie bei der „Discovery“ ein. Von hier konnten die beiden Schiffe erſt am 20. Auguſt ſartkammen, weil ein anhaltender Nardwind den Lady-Franklin-Sund ſa mit Polareis angefüllt hatte, daß dadurch der Ausgang aus dem Winterhafen geſperrt war; dagegen war weiterhin der Kennedy-Canal offen und blieb es, wie ſich ſpäter zeigte, bis Cap Lawrence. Capitän Nares machte hier die Bemerkung, wie der Lady-Franklin-Sund vollkammen als Eisfang dient und die ſüdlicheren Theile des Smith-Sundes van den ſchweren Polarſchollen freihält, ähnlich wie die Waſſerſäcke bei Gasleitungen oder die Sandfänge bei Canaliſationsröhren die Leitungen ſelbſt offen erhalten. Faſt alles Eis, was durch Nordwinde in den Smith-Sund geführt wird, treibt in den Lady-Franklin-Sund und bei Südweſtwind aus dieſem wieder den Nabeſan-Canal hinauf, ſa daß erheblichere Maſſen nur dann durch den Kennedy-Canal nach Süden gelangen, wenn der Nardwind ſa anhaltend weht, daß ſchließlich kein Eis mehr in jener Bucht Platz findet. Man wird ſich ferner erinnern, daß bereits im Anfang Juni das Hall-Becken bei der Polaris-Bay aufgebrochen war, daß aber erſt am 20. Juli ſich das Polareis in der Nähe der „Alert“ rührte, mithin in der Zwiſchenzeit aus dem Kennedy-Canal Eis nach Süden treiben mußte, ehe überhaupt ſolches von Norden hinzukommen kannte. Berückſichtigt man nun hierzu, was wir bereits über die drei Canäle des Smith-Sundes weiter oben geſagt haben, ſa wird man uns zugeben, daß der Ausdruck „drei chroniſch verſtopfte Flaſchenhälſe“ weder in der Theorie [1]) noch in der thatſächlichen Erfahrung eine Stütze findet.

Jenſeit Cap Lawrence traf mon in der Rawlings-Bay die erſten Eisberge wieder, während nördlich davoa weder in den Canälen nach im offenen Polarmeere ſolche beabachtet warden waren. Capitän Nares warnt mit Recht davor, darans etwa den Schluß zu ziehen, daß weiter im Norden kein Laad ſein könne; verſchiedene Umſtände ſind einer größern Entwickelung von Gletſchern in den höchſten Breiten hinderlich. Gletſcherbildung hängt von dem Ueberſchuß des Niederſchlags über Verdunſtung und Sommerthauen ab und iſt in kalten Ländern da am größten, wo warme Strömungen hohe Küſten beſpülen und die reichlich verdunſtende Feuchtigkeit ſofort auf den letzteren niedergeſchlagen wird. Dagegen trägt der Schnee, der in wärmeren Zonen allein die Gletſcher bildet, im Norden wenig dazu bei, weil die vam Aequator kommenden Winde, namentlich wenn ſie über größere Ländermaſſen gegangen ſind, ſchan in ſüdlicheren Breiten bei der erſten Berührung mit kalten Luftſchichten die meiſte Feuchtigkeit abgeben; der verhältnißmäßig wenige Schnee aber, der wirklich fällt, thaut im Sommer zum größten Theil, wenn nicht ganz, weg und verdunſtet. Dieſer Theorie entſpricht denn auch die Wahrnehmung, daß ſchan an der Nordküſte des Grant-Landes kein Gletſcher bis an das Meer reicht und daher auch keine Eisberge von ſich abſtaßen kann. Noch weiter im Norden iſt aber der Schneefall wahrſcheinlich noch geringer.

Von der Rawlings-Bay an, wo der Smith-Sund breiter wird, wurde auch die Fahrt wiederum ſchwieriger; als ſchwierigſter Punkt der ganzen Strecke galt aber Cap Frazer, weil nach Beobachtungen der „Polaris“ die Anſicht herrſchte, daß dort die Fluthwellen van Norden und Süden zuſammenfließen und deshalb eine Menge Eis aufſtauen müßten. Das Factum, daß einige Meilen nördlich davan die Fluthwelle von Norden, ſüdlich davon aber von Süden kam, fand Nares beſtätigt, ohne daß jedach die Schifffahrt darum ſchwieriger geweſen wäre als überhaupt im Treibeis. Aus letzterm kam man am 3. September in der Höhe von Cap Hawks ganz heraus, und die Fahrt wäre nun leicht gewor-

[1]) S. Nares' Bemerkung S. 140, Anm. 1.

den, wenn ſich nicht bei dem aallkommen ſtillen Wetter ſchan ſa ſtarkes Jungeis gebildet hätte, doß die Schiffe ſelbſt bei vallem Dampfe aft darin ſtecken blieben. Dabei ging der Kahlenvorrath ſo ſtark auf die Neige, daß die unangenehme Befürchtung ſehr nahe lag, nochmals und zwar in einer Gegend einzufrieren, wa nicht einmal Neues zu erforſchen blieb. Am 10. September jedoch gelangte man bei Cap Victoria in einen Canal, der ahne Unterbrechung ins affene Waſſer führte; bei Cap Sabine war nur noch von der Maſtſpitze aus Eis zu ſehen, der Smith-Canal war offen, nichts ſtand der Heimkehr der muthigen Entdecker mehr im Wege. Am 25. erreichten ſie Disco, ohne auf dem ganzen Wege dahin mehr als einmal einen kleinen Streifen Eiſes erblickt zu haben, und nachdem ſie durch die Freundlichkeit des däniſchen Gouverneurs hier und in Egedesminde mit neuem Kohlenvorrath verſehen waren, konnten ſie ohne weitern Aufenhalt direct auf die heimathlichen Geſtade losſteuern. — Man hat die engliſche Expedition wohl als geſcheitert, ihre Reſultate als geringfügige angeſehen; wir ſelbſt haben das Ergebniß als ein mehr negatiaes bezeichnet nnd das iſt es auch, wenn man nur die Erreichung des Pals und die Thatſache im Auge hat, daß ſie da kein Land gefunden hat, wo man nach der Angade van Mitgliedern der Polarexpeditian ſolches erwarten konnte. Andererſeits iſt aber doch der Nachweis, daß der Smith-Sund bei Cap Union ſein Ende hat und in ein jedenfalls nach Nardweſten zu ſich weit ausdehnendes Polarmeer führt, auch ein recht poſitiaes Ergebniß, ganz abgeſehen von den wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Aufzeichnungen, die mit beſſeren Mitteln als je zuaor in dieſen Breiten angeſtellt und, was bis jetzt ſelten gelang, auch glücklich nach Haus gebrocht ſind. Von weit größerer Bedeutung würden freilich auch die wirklich gewonnenen Entdeckungen ſein, wenn es Capitän Nares gelungen wäre, beſſere Stützen für ſeine Vermuthung beizubringen, daß Grönland nicht aiel weiter als bis 83° nördl. Br. reiche; aber dis jetzt iſt bieſelbe, wie er ſelbſt demerkt [1]), „merely a theoretical statement“ und wird nicht mehr, wenn er auch hiazufügt: „but I am not led to this belief by the common plan of drawing in fancy coast lines.“ Wir bedauern es, daß er in ſeiner Hypatheſe noch weiter geht und dis zum Pole hin nördlich van Amerika nur ein Meer annimmt, welches niemals ſchiffbor ſein werde.

Weyprecht demerkt ſehr richtig [2]), daß ſchon mancher Entdecker ahne alle Schwierigkeit über Stellen fartgefahren iſt, wo ſein Vorgänger eine Eismauer traf, die er für die Ewigkeit gebaut erklärte, und auch wir ſind der Anſicht, daß man beſſer thäte, dasjenige Bild der Polarzane abzuwarten, wie es die thatſächliche Erforſchung uns dereinſt liefern mag, und daß dieſe letztere erſt dann nnd an den Stellen definitia aufzugeben ſei, wa wirklich unumſtößlich nachgewieſen iſt, daß kein Weiterkommen denkbar iſt. Das iſt aber unſerer Meinung nach bis jetzt noch nirgends geſchehen.

Hypatheſen können dagegen, wenn ſie Einfluß gewinnen, nur Nachtheile erzeugen; denn entweder erlahmen ſie überhaupt das Intereſſe des großen Publicums an der Erforſchung der Palargebiete aber tragen zur Vernachläſſigung aan Rauten bei, deren Unzweckmäßigkeit noch lange nicht bewieſen iſt. Es kann gar kein Zweifel ſein, daß weder die wenigen Data der Engländer, die jetzt hinzugekommen ſind, noch ſanſtige frühere Beobachtungen auch nur ganz im Allgemeinen die Entſcheidung der Frage geſtatten, ob die unbekannte Regian mehr Land aber Waſſer aber „faſt nur letzteres“ enthalte, von einer etwaigen Lage oder Geſtalt des erſtern ganz zu geſchweigen.

Daß das Nordwärtsgehen der Vögel und Meerbewohner nichts für weitere Entfernungea beweiſt, iſt ſchan erwähnt warden; um aber aus meteorologiſchen und geophyſikaliſchen Erſcheinungen, wie Stärke, Richtung, Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Winde, Schnelligkeit und Richtung aon Strömungen mit Rückſicht auf die Maſſe aan Waſſer aber Eis, die ſie mit ſich führen, ſawie aus der Beſchaffenheit des Eiſes Wahrſcheinliches zu folgern, dazu müßten uns ganz andere und umfangreichere Beabachtungen zu Gebate ſtehen als es bis jetzt der Fall iſt. Wir können überhaupt aus zukünftigea Entdeckungen über die Vertheilung von Land und Waſſer und deren Verhältniſſe eher eine Erklärung mancher metearalogiſchen und geophyſikaliſchen Erſcheinungen erwarten als umgekehrt. Noch weniger Anſpruch auf Berückſichtigung haben ſchließlich diejenigen anticipirenden Entdeckungsverſuche, die ſich auf mehr oder minder anſprechende Theorien über die Marphologie der geſammten Erdoberfläche ſtützen [1]).

Leider befinden wir uns hierin wiederum mit Herrn Dr. Petermann in Widerſpruch, welcher auch jetzt noch ſeine Annahme aufrecht erhält, daß Grönland ſich bis zum Pal, ja bis zur Berings-Straße erſtrecke, und darauf hin ſogar Urtheile über die einzuſchlagende Route abgiebt. Er ſcheint es als weſentlich zu betrachten, daß dieſe Hypotheſe ſeit 30 Jahren noch nicht widerlegt iſt; nun, wir möchten ihn doch daran erinnern, wie ſchnell ſeine Hypotheſe über dea Kennedy-Canal, die in ſeiner Karte der arktiſchen Regionen [2]) veranſchoulicht iſt, durch die Thatſachen widerlegt wurde; ſie kam eben zu früh in das Licht der Farſchuag. Daß aber die Beobachtungen der engliſchen Expeditian eine weite nördliche Ausdehnung Grönlands noch beſtätigen ſollen, glauben wir in allen eiazelnen Punkten widerlegen zu können.

Wir finden zunächſt [3]) die Behauptung, daß, wenn Grönland nicht weiter nach Narden reichte als bis 83°, ſa hätte das Polareis am Ausgange des Smith-Sundes an der Nord- und Oſtküſte Gränlands fortgetrieben werden müſſen, zumal ein förmlicher Weſtpaſſat geweht hätte. Wir haben dieſen förmlichen Paſſat nur als eine auffallende Erſcheinung der Wintermanate angeführt gefunden [4]), in denen das Eis feſtlag und überhaupt kein Wind Einfluß haben konnte, im Herbſt dagegen und zwar noch kurz, bevor Nares den Smith-Sund aerließ, wechſelten Nard- und Südweſtwinde mit ſehr ſtarken Nardwinden ab [5]). Die ſtarke Preſſung, welche die nördliche Schlittenexpeditian aorfand, zu erklären, hält Capitän Nares, der doch auch etwas aom Eismeere aerſteht, aor der Hand noch nicht für möglich; aber will man ſelbſt eine im Oſten vorliegende Landbarriere als Grund dafür anführen, ſo genügt doch dazu, wie ein Blick auf die Karte zeigt, ſchon ein Nardwärtsgehen Grönlands etwa bis zu 84°; auf keinen Fall giebt das einen Grund dafür ab, die Ausdehnung Grönlands bis zum Pole anzunehmen. Nun führt ober Capitän Nares doch ausdrücklich an [6]), daß, ſa lange das Eis in Bewegung war, eine weſtöſtliche Trift deſſelben wahrzunehmen war, nnd auch die Beobachtungen an der

[1]) Vortr. in der Londoner Geogr. Geſ. vom 12. December 1876.
[2]) Petermann's Mitthl. 1876, S. 458.

[1]) Z. B. Haulab's Theorie von einer den kreisförmigen Mondbergen ähnlichen Bildung auf der Erde, woraus er die Annahme herleitet, daß am Pole kein Land zu erwartin ſei.
[2]) Mitthl. 1865, Taf. 5.
[3]) Mitthl. 1876, S. 471.
[4]) S. S. 153.
[5]) S. S. 142.
[6]) Rede in der Lond. Geogr. Geſ., 12. Dec. 1876. „Near Floeberg Beach for a short three months of summer it moved towards the eastward with spring tides of an estimated speed of about one mile a day but more slowly during the neaptides.“

Nordküste des Grant-Lands lassen auf eine solche schließen; natürlich kann sie nicht sehr wirksam sein, da nur drei Monate wirklicher Sommer ist, und das Eis konnte nicht ganz wegreiben, weil neues hinterherkam. Warum führt Herr Dr. Petermann nicht auch solche gegen ihn sprechende Beobachtungen an, die einem mit dem Eismeere vertrauten Manne, wie Capitän Nares, gerade die entgegengesetzte Ueberzeugung einflößten, nämlich daß diese Eistrift mit der ostgrönländischen identisch sei?

Herr Dr. Petermann meint, das an der Ostküste Grönlands beobachtete Eis sei ganz anderes und viel leichteres als das von Nares gesehene, zwischen beiden könne kein Zusammenhang stattfinden, und er unterscheidet daher zwischen einem Packeis-Meer nördlich von Grant-Land und einem Treibeis-Meer östlich von Grönland als zwei durch Länder getrennten Meeren [1]) vollkommen willkürlich. Nares hegt, wie man aus seiner Rede ersehen kann, nicht den geringsten Zweifel [2]), daß die Schollen, welche die „Hansa" vernichteten, aus dem von ihm entdeckten Meere stammten, und allerdings muß man doch berücksichtigen, daß die kleineren Schollen, wo sie an der Ostküste Grönlands bis jetzt beobachtet wurden, schon mehrere Grade südlicher getrieben sind. Das Palaeis, was man südlich des Smith Canals in der Baffins-Bay antrifft, hat auch nicht mehr denselben schweren Charakter wie das nördlich vom Smith-Sund vorgefundene. Dazu kommt noch, daß man wahrscheinlich noch eine zweite Strömung mit bedeutend leichterm Eise anzunehmen hat, welche von Nordosten kommend und an der Nordseite Spitzbergens vorüberfließend sich mit jener an der Ostküste Grönlands vereinigt (dieselbe, mit deren Treibeis Parry kämpfte), so daß man also an der Ostküste Grönlands unter 80° nördl. Br. eine aus leichterm und schwererm Eise gemischte Trift vor sich hätte. So wenig man aber diese Ansicht bis jetzt als genügend begründet hinstellen kann, ebensowenig ist Herrn Petermann's Ansicht so außer allem Zweifel, wie er anzunehmen scheint.

„Auch die geringe Meerestiefe von nur 72 Faden," fährt Herr Petermann fort [3]), „welche die englische Expedition an ihrem nördlichsten Punkte in 83° 20′ nördl. Br. fand, spricht für die Nähe von Land." Man ist zwar durchaus nicht gezwungen, sich dieser Ansicht anzuschließen, da uns nichts hindert, wohl aber Mancherlei berechtigt, darin die Bestätigung eines theoretisch behaupteten seichten Polarmeeres zu erblicken; aber selbst wenn man es zugäbe, was ist damit für die Petermann'sche Theorie bewiesen? Da nur eine Lothung vorliegt, könnte das Land immer noch eine kleine Insel sein und ebensogut im Westen wie im Norden oder Osten liegen. Endlich ist Nähe zwar ein sehr relativer Begriff; doch müssen wir wohl annehmen, daß ein Land gemeint sei, was näher als das 6 Meilen (Cap Heelu) entfernte Grant-Land läge, denn sonst würde doch dieses die genügende Erklärung abgeben. Gäbe es aber wirklich ein solches, so hätte es doch wohl von Aldrich an dem Tage gesehen werden müssen, wo er von einem 2000 Fuß hohen 5 Meilen nördlich von der „Alert" gelegenen Berge aus das 15 Meilen entfernte Cap Britannia im Nordosten erblickte. Einen weitern Beweis findet Herr Dr. Petermann in den Wanderungen grönländischer Eskimos. Es kommen nämlich fast jährlich zu den Niederlassungen civilisirterer Eskimos an der Südspitze Grönlands, die unter dänischer Verwaltung stehen, kleine Trupps wilder Eskimos an der Ostküste herab und gehen auch auf demselben Wege wieder fort. Diese Eskimos, meint Herr Petermann [1]), müßten „an den Gestaden eines weit gestreckten Grönlands aus Asien hergekommen sein," denn „Eskimo-Spuren hat man im Robeson-Canal nur bis 81° 52′ nördl. Br. entdeckt, folglich können die Eskimos Ostgrönlands nicht um Cap Britannia herum eingewandert sein." Das soll also heißen, man könne von der West- nach der Ostküste Grönlands nicht mitten durch das Land gelangen. Nares, der die Eskimo-Spuren ganz genau hat beobachten lassen, macht darauf aufmerksam [2]), daß jene Eskimos aussagten, daß ihnen an der Westküste Grönlands der Weg durch Gletscher versperrt gewesen sei und dies deute auf den Humboldt-Gletscher; er kommt nach allen Erwägungen zu der Ansicht, daß diese Eskimos an der Küste von Grinnell- und Grant-Land bis Cap Beechey aufwärts wandern und von da nach Cap Lupton übersetzen [3]). Offenbar sind Herrn Dr. Petermann diese Auseinandersetzungen Nares' entgangen, da er andern Falles diese hierfür wichtigste Autorität sicherlich angeführt und widerlegt hätte.

Schließlich wird von Herrn Dr. Petermann, wie schon erwähnt, das „paläokrystische Meer" als ein Beweis angesehen, daß wir es mit einem vollkommen aber doch beinahe vollkommen von Land umschlossenen Meere zu thun haben. Hiergegen muß es schon zunächst überraschen, daß Nares, von dem doch die ganze Theorie eines paläokrystischen Meeres hauptsächlich ausgeht, wohl ein solches, aber trotzdem eine nördlichere Ausdehnung Grönlands gerade nicht annimmt. Das „paläokrystische Meer" aber das „Meer ewigen Eises" ist bis jetzt immer nur noch eine Theorie, und da dieser Ausdruck schon jetzt ein unverstandenes Schlagwort zu werden droht, ist hier wohl ein Wort darüber am Platze, um anzudeuten, was man sich eigentlich darunter vorzustellen hat. Mehr als eine Andeutung kann es freilich nicht sein, da man leider erst seit Kurzem, namentlich während der ebenfalls von Nares commandirten Challenger-Expedition, angefangen hat, über die Structur und Genesis der schwersten Schollen eingehendere Messungen und Beobachtungen anzustellen.

Die zuletzt genannte Expedition traf schon an der Grenze der Südpolarzone Eisberge (man müßte eigentlich richtiger Schollenberge sagen), die mit einer approximativen Dicke von 1400 Fuß [4]) zuweilen eine Ausdehnung von $^1/_2$ deutsche Meile in der Länge und $^1/_4$ deutsche Meile in der Breite verdanken; ihre Oberfläche war eben und an der Außenseite zeigten sich in nach unten zu immer mehr abnehmendem Abstande parallele Streifen, für welche man in der Gletscherbildung keine analoge Entstehungsart finden konnte. Auch die Abwesenheit irgend einer Spur von Erde oder Steinen schien diese Annahme auszuschließen, und es blieb nur die andere, daß man kolossale Schollen vor sich habe. Wie konnten nun solche entstehen?

Da Eis ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß bei einer gewissen durchaus nicht übermäßigen Dicke desselben, die dann von der mittlern Jahrestemperatur abhängen würde, der Winterfrost durch dasselbe hindurch keine Wirkung mehr hervorbringe [5]). Dar-

[1]) Mittheil. 1878, S. 471 unten und Taf. 24.

[2]) Ebensowenig Koldewey (Hamburg. Geogr. Ges., Sitzung vom 7. Dec. 1876) und Weyprecht (Mittheil. 1876, S. 458).

[3]) Mittheil. 1876, S. 471.

[1]) Mittheil. 1877, S. 28 oben.

[2]) Londoner Geogr. Ges., Sitzung vom 12. December 1876 und ebenso in seinem Bericht.

[3]) „All the facts collected by our numerous observers lead me to conclude, that the wanderers crossed Robeson Channel from Cape Beechey to Cape Lupton, where the Polaris Expedition discovered their traces." (Nares' Bericht.)

[4]) Wenn man nämlich annimmt, daß $^1/_7$ der Dicke über Wasser sei, genau läßt sich das nicht feststellen, weil die untern Lagen wahrscheinlich specifisch schwerer sind.

[5]) Hayes fand im Smith-Sunde keine durch directen Frost gebildete Schollen, die stärker als 18 Fuß gewesen wären.

über hinaus kann es nur noch auf seiner Oberfläche an Dicke zunehmen und zwar durch den Schnee, wenn er, wie Nares für den Südpol annimmt, im Sommer gar nicht oder nur theilweise weg thaut; jeder Winter fügt eine neue Schicht zu den alten hinzu und vermehrt den Druck, der auf den darunterliegenden lastet und sie in festes Eis verwandelt. Auch diese Bildung kann indessen nicht in infinitum fortgehen, wenn man auch noch nicht bestimmt sagen kann, welche Ursachen ihr Halt gebieten. Der englische Naturforscher Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der Challenger-Expedition, meint [1]), daß die Pressung in den unteren Schichten Wärme entwickele und somit das Eis sich von unten her selber zerstöre; vielleicht ist jedoch die Annahme richtiger, daß es allmälig durch seine zunehmende Schwere in wärmere Wasserschichten taucht, welche es fortwaschen, oder beide Ursachen wirken vereint. Auf jeden Fall muß diese Bildung in einer großen Ausdehnung, vielleicht an flache Küsten sich anlehnend, Jahrzehnte wo nicht Jahrhunderte lang ungehindert fortdauern; nur dann und wann brechen in jedem Winter einzelne Schollen los, die dann nach Norden treiben und uns von jenem Eisfelde Kunde geben. Giebt es wirklich ein solches ausgedehntes, den Ort nicht wechselndes, vielleicht nur in größeren Abständen von Sprüngen durchzogenes und sich stets in sich selbst erneuerndes Eisfeld [2]), so würde man dieses im eigentlichsten Sinne „paläokrystisches Meer" nennen müssen. So würde man aber auch in weiterm Sinne ein Meer nennen können, in dem Jahr aus Jahr ein, gleichviel auf welche Weise sie dahin gelangt sind, so viele paläokrystische Schollen sich befinden, daß sie die Schifffahrt unmöglich machen.

Will man nun die Theorie eines paläokrystischen Urfeldes auch für das Südpolargebiet gelten lassen, so kann man dieselbe nicht ohne Weiteres auch auf den Nordpol übertragen. Es ist zweifellos, daß in der Südpolarzone, der überwiegenden Wassermasse entsprechend, ein sehr großer Niederschlag in Gestalt von Schnee stattfindet, während derselbe am Nordpol, wie wir sahen, sehr gering ist und im Sommer thaut und theilweise verdunstet; und durch vielfache Messungen ist außerdem constatirt, daß die Durchschnittstemperatur des Wassers und der Luft in entsprechenden Breiten am Nordpol viel höher ist als am Südpol.

Solchen veränderten Bedingungen entspricht die Structur der nördlichen Schollenberge, die keine Jahresringe zeigten, eine geringere Flächenausdehnung hatten und noch nicht $^1/_{10}$ so dick waren wie die südpolaren. Das hindert indessen noch nicht, auch für sie eine ähnliche Entwickelung anzunehmen wie für jene, zumal sie ebenfalls eine ebene Oberfläche zeigten; nur ist hier das Maximum der Dicke durch die physikalischen Verhältnisse augenscheinlich sehr eingeschränkt.

Nimmt man nun mit Dr. A. Petermann an, daß Grönland sich bis zur Beringstraße erstrecke, so hätte man allerdings zwischen diesem und Nordamerika ein fast ganz geschlossenes Polarbecken, welches die Bildung paläokrystischen Eises außerordentlich begünstigen müßte; dieses Becken müßte dann aber, auch wenn nur ein Theil davon die ursprüngliche Bildungsstätte des Eises wäre, im Laufe der Jahre durch die von dem Urfelde wegtreibenden Schollen vollständig vollgepfropft sein, denn es hätte, wie Herr Petermann selbst sagt, und wie die Beobachtungen an der Beringstraße, dem Smith-Sunde und den Canälen des nordamerikanischen Archipels beweisen, keine Abzugswege, die zu der siebenmonatlichen Neubildung des Eises in irgend entsprechendem Verhältnisse ständen. Da die paläokrystischen Schollen am Nordpol nicht viel über 80 Fuß dick zu werden scheinen und selbst dann durch die Gezeiten, den Schmelzproceß und andere Wirkungen zerbrochen und durch Stürme über einander getrieben werden können, so könnte man sich wohl vorstellen, daß während der drei Sommermonate hier und da offene Stellen entstehen könnten; keinesfalls könnte man jedoch in diesem Meere eine constante Eistrift annehmen. Eine solche ist aber an der Nordküste des Grant-Landes nicht nur direct von der englischen Expedition beobachtet [1]), sondern sie wird auch durch das nördlich vom Smith-Sunde gefundene Treibholz [2]), so wenig es auch war, außer allen Zweifel gesetzt; denn ein Theil des Treibholzes war jung und die geringste Entfernung, von der es möglicherweise hatte kommen können, nämlich vom Ausfluß des Mackenzie, beträgt über 300 Meilen.

Die nothwendige Fortsetzung dieser westöstlichen Trift kann man sich kaum anders denken als an der Ostküste Grönlands entlang, und es ist durchaus kein Widerspruch, daß sie offenbar sehr wenig, die ostgrönländische Strömung aber sehr viel Treibholz mit sich führt. Das Treibholz der letztern erklärt sich zur Genüge aus der schon erwähnten [3]), von Nordosten kommenden, wahrscheinlich das Holz sibirischer Flüsse führenden Strömung, die ja auch Herr Petermann annimmt.

Da mithin alle im Obigen angestellten Erwägungen eher gegen die Petermann'sche Hypothese als dafür sprechen, so ergiebt sich auch für die Bedeutung der Smith-Sund-Route ein neues Moment, welches man den schon angeführten hinzufügen muß.

Angesichts der Nachrichten über eine neue englische Nordpolarexpedition hat nämlich Herr Petermann abermals die Eigenschaften aller Routen gegen einander abgewogen, wobei er zu einem Resultate kommt, dem wir bis auf die Smith-Sund- und Grönland-Route im Ganzen beistimmen. Die Beringstraße kommt schon ihrer weiten Entfernung und der damit verbundenen Kostspieligkeit halber höchstens für die Amerikaner in Betracht und bietet, wie die Vernichtung einer ganzen Walfischfängerflotte bei Cap Barrow im vorigen Jahre zeigte, nicht geringere Gefahren als die übrigen. Hinsichtlich des offenen Meeres zwischen Grönland und Nowaja Semlja ist es das unbestreitbare Verdienst Dr. Petermann's, zuerst auf die temperirenden Wirkungen des Golfstroms aufmerksam gemacht zu haben. Daß dieselben aber so weit gehen sollten, nördlich von Sibirien ein weites offenes Polarmeer (die fabelhafte Polynia) hervorzubringen, das werden wir so lange für eine außerordentliche Ueberschätzung halten, bis dafür bessere Beweise als bisher erbracht werden [4]).

---

[1]) „Nature" Nr. 370 und 371.

[2]) Vielleicht war die Eismauer, die 1842 den berühmten James Clarke Roß in 78° Br. aufhielt, die Grenze desselben.

[1]) S. S. 155. — [2]) Die auch sonst noch wichtige Stelle aus Nares' Bericht lautet wörtlich: „Die wenigen sämmtlich der Föhren- oder Fichtengattung angehörigen Stücke Treibholz, die wir an den Küsten des Polarmeeres fanden, waren augenscheinlich von Westen her zu ihrem Fundorte getrieben. Ein Stück fand man $^1/_2$ Meile vom Lande auf der Oberfläche des Eises selbst liegend, den Rest an der Küste in verschiedenen Höhen über dem Meeresspiegel bis zu 150'; das erstere war vollkommen frisch mit wohlerhaltener Rinde, das letztere sehr alt, in allen Stadien der Verwitterung und gewöhnlich in dem Schlamme ausgetrockneter alter Teiche gebettet, welche sichtlich durch die Hebung des Landes entstanden waren."

Es verdient hier darauf hingewiesen zu werden, daß i. J. 1874 die Petermann'schen Mittheilungen von ungenanntem Verfasser einen Aufsatz brachten (S. 162), welcher aus Anlaß des schon von der Hall'schen Expedition gesammelten Treibholzes die Ueberschrift führt: „Das offene Polarmeer bestätigt durch das Treibholz an der Nordwestküste von Grönland;" jetzt soll dasselbe Meer ein für alle Zeiten unschiffbares, paläokrystisches sein!

[3]) S. S. 173.

[4]) Bekanntlich kamen die Entdeckungsreisenden des sibirischen Eismeers, wie namentlich Wrangell, zu der entgegengesetzten Meinung; ebenso auch Payer.

Herr Petermann ist zwar auch heute noch von einer 1400 nautischen Meilen langen Polynia zwischen dem Taimyr-Fluß und Cap Jakan überzeugt [1]), und diese Ueberzeugung ist es eben hauptsächlich, die ihn zwingt, seine Hypothese von einer Theilung des gesammten Polarbeckens in zwei Hälften durch ein bis zur Beringstraße verlängertes Grönland nicht fallen zu lassen, weil er nur so ein offenes Meer auf der einen Hälfte und das schwerste Polareis auf der andern erklären zu können meint. Wir sind jedoch der Meinung, daß man genöthigt ist, sich über ein so großes noch fast gar nicht bekanntes Gebiet überhaupt einer Ueberzeugung so lange zu enthalten, bis über dasselbe zahlreichere Thatsachen vorliegen.

Daß jedoch die Wirkungen des Golfstroms und seiner Verzweigungen wirklich sehr weit hinauf reichen, scheinen neuerdings die von Payer in Franz-Joseph-Land gemachten Beobachtungen von Neuem bewiesen zu haben. Schon Anfang April fing dort der Sund an aufzubrechen und zeigten sich zahlreiche Zugvögel, während das Eis im Robeson-Canal erst Anfang Juni aufbrach und die Wandervögel noch später eintrafen. Ganz besonders ist aber die außerordentlich entwickelte Gletscherbildung im Franz-Joseph-Lande auffallend [2]) und führt zu der Vermuthung, daß das frühe Aufbrechen des Eises kein zufälliges war, sondern einer warmen durch den Sund aufwärts gehenden Strömung zu danken ist. Nares möchte daher mit Recht die Forschung auf dieses Gebiet gelenkt wissen, und es wäre wohl ohne Frage das empfehlenswertheste Ziel einer neuen Expedition, wenn es nicht so schwer zu erreichen wäre. Der Grund hierfür ist derart, daß er überhaupt gegen jede Route im Eismeere spricht, die nicht an einer sich nordwärts erstreckenden Küste entlang führt. Im offenen Meere werden eben die Schiffe, wie es die unzähligen Beispiele beweisen, allzu leicht von Packeis eingeschlossen, dem sie, wenn sie nicht gar vernichtet werden, willenlos folgen müssen, wohin es durch Wind und Strömungen getrieben wird. Wagen kann man die Fahrt im offenen Meere natürlich nichtsdestoweniger, und die kühnen Forscher Weyprecht und Payer erboten sich gleich nach ihrer Rückkehr sofort zu einer neuen Expedition nach Franz-Joseph-Land; aber zuvörderst hält auch Payer [3]) und ebenso Herr Petermann [4]) eine Bevorzugung der Küsten für gerathen, an denen man, wie die englische Expedition wiederum zeigte, fast allein hoffen kann einer entgegenkommenden Eistrift gelegentlich auszuweichen. Somit bleiben also noch die Routen durch den Smith-Sund und an der Ostküste Grönlands. Die erstere hält Herr Petermann schlankweg für „abgethan“ [5]). Wer an seinen Hypothesen Geschmack findet, wird also nur für die zweite plaidiren können; wer aber Nares, Koldewey, Weyprecht und so manche andere Autorität auch für einigermaßen urtheilsfähig hält, dem wird ein Blick auf die Karte zeigen, daß der Smith-Sund vor der ostgrönländischen Küste eventuell sogar den Vorzug verdient. Im Smith-Sund kann man mit relativer Sicherheit bis zu 82° nördl. Br. gelangen, was an der grönländischen Küste noch nicht möglich gewesen und jedenfalls sehr schwierig ist [6]), wenn das von Nares entdeckte Polarmeer wirklich längs derselben seinen Abfluß hat; denn die entgegenkommende Strömung würde je mehr nach Norden desto schwereres Eis führen; sie würde ferner ein im Eise eingeschlossenes Schiff nur nach Süden führen können, während sie ein nördlich vom Smith-Sund in demselben Falle befindliches um die Nordküste Grönlands herumführen müßte und also auch dann noch neue Entdeckungen verspräche. Sollte aber schließlich die Strömung soviel paläokrystisches Eis führen, daß man niemals hoffen könnte an irgend einer Stelle einen Durchbruch zu erzwingen, so müßte man für die ostgrönländische Küste dasselbe annehmen, wenn dort ein Schiff bis zu derselben Breite wie die „Alert“ im Smith-Sunde aufwärts gedrungen wäre.

Hinsichtlich des paläokrystischen Meeres haben wir Capitän Nares dahin verstanden, daß er ein solches zwar erreicht zu haben meint, aber in der weiteren Bedeutung [1]) von einem Meere, welches so viel paläokrystische Schollen führt, daß die Schifffahrt darin unmöglich wird. Wir fürchten fast vermessen zu erscheinen, wenn wir dem einzigen und sehr competenten Beobachter jener Eisverhältnisse gegenüber eine andere Möglichkeit in Frage stellen. Auch kann man sich nicht verhehlen, daß schon durch die bis jetzt constatirte nördliche Ausdehnung Grönlands gerade an der Mündung des Rodesan-Canals eine weite Bucht gebildet wird, die durch die westöstliche Eistrift einer steten Vollfüllung mit deren Schollen ausgesetzt ist. Aber schließlich liegen uns doch für alle jene Verhältnisse erst einmalige Beobachtungen vor, und um sie als dauernde anzuerkennen, darf man wohl mindestens noch eine Wiederholung der letzteren verlangen; nur zu oft schon haben selbst ausgezeichnete Entdecker eine Route im Eismeere für unpassirbar erklärt, welche nach Jahren die entgegengesetzte Eigenschaft beanspruchen durfte.

So viel steht fest, daß jede Route, welche man auch vorschlagen mag, so außerordentliche Schwierigkeiten bietet [2]), daß man die gerade jetzt wieder zahlreicher denn je auftretenden Zweifel an der Erreichbarkeit des Poles mit unseren jetzigen Mitteln nicht ganz unberechtigt finden kann. Es ist ferner mit Recht bemerkt worden, daß selbst mit einer einmaligen Erreichung des Pols noch sehr wenig gethan sei; den immerhin schätzenswerthen Ehrgeiz, nur dieses Ziel zu erreichen, kann man wohl mit dem ähnlichen vergleichen, bisher für unersteiglich gehaltene Berge zu erklimmen. Der Wissenschaft ist aber nur mit einer Aufklärung der gesammten Polarzone gedient, und es ist deshalb zuerst, wenn wir nicht irren, von Weyprecht der sehr vernünftige Vorschlag gemacht, dieselbe auf eine systematische, die pecuniäre und persönliche Opferwilligkeit nicht so sehr erschöpfende Weise zu fördern. Sein Project ist identisch mit den von uns bereits angeführten [3]) Vorschlägen der deutschen Reichscommission, und wer sich über die wahre Unzahl von wissenschaftlichen Fragen, die ihrer Lösung auf den vorgeschlagenen Stationen mit Sicherheit entgegen gehen würden, unterrichten will, dem können wir nur empfehlen, dieselben einer eingehendern Kenntnißnahme zu würdigen [4]).

Gerade für Preußen respective Deutschland ist dieses Project um so beherzigenswerther, als unsere Regierung, welcher gegenüber den so mannigfachen Anforderungen für wissenschaftliche Zwecke verhältnißmäßig sehr geringe Summen zur Verfügung stehen, immer darauf bedacht sein muß, sie gerecht zu vertheilen und auch wirklich nutzbringend an-

[1]) Mitth. 1877, S. 25.
[2]) S. die Ausführungen S. 171.
[3]) „Athenäum“, 1877, Nr. 2572.
[4]) Mitth. 1877, S. 24 unten.
[5]) Ebenda.
[6]) Koldewey, der dort am weitesten nach Norden gelangte und aus Erfahrung spricht, hält die Fahrt an der ostgrönländischen Küste auf jeden Fall für schwieriger als die im Smith-Sunde. (Hamburg. Geogr. Gesellschaft, Sitzung vom 7. December 1876.)

[1]) S. die Ausführungen S. 174.
[2]) Wir sehen dabei ganz von der kurzen Dauer der für die Schifffahrt nutzbaren Jahreszeit ab, weil die noch immer vorhandenen Anhänger der Hypothese von einem „weiten, offenen Polarmeere“ diese Schwierigkeit als nicht vorhanden bezeichnen würden.
[3]) S. Globus Bd. XXX, S. 336.
[4]) Abgedruckt in „Leopoldina“, amtliches Organ der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinisch-Deutschen Akademie der Naturforscher 1876, Nr. 2 bis 6, und in den Mitth. der Geogr. Ges. in Wien 1876, Nr. 5 bis 9.

zulegen. Sie scheint daher mit Recht keine Neigung zu haben für Nordpolarexpeditionen, die in der bisher üblichen Weise projectirt sind, erhebliche Summen zu veranlgaben, könnte aber vielleicht für das neue durch wissenschaftliche Autarkäten unterstützte Project günstiger gestimmt sein. Auch von der Privatunterstützung läßt sich bei uns augenblicklich nur wenig erwarten, und ein neuer Mißerfolg würde sie wahrscheinlich vollständig lahmlegen. Wir wollen daher gern selbst die Gefahr auf uns nehmen, von Seiten des Herrn Dr. Petermann noch eine unliebenswürdigere Beurtheilung zu erfahren als in seiner Bemerkung liegt [1]), daß „diejenigen, welche sich angeblich für das Weyprecht'sche Project interessiren, sich auf eitle Phrasen beschränken", wenn es uns nur gelungen ist durch unsere Ausführungen die Zweckmäßigkeit desselben dargelegt zu haben. Zu solchem Wagnisse ermuthigt uns noch die soeben einlaufende Nachricht, daß dem amerikanischen Repräsentantenhause am 8. Januar dieses Jahres eine Bill vorgelegt wurde, die Regierung möge eine oder mehrere Nordpolarexpeditionen aussenden und an der Küste des Lady-Franklin-Sundes oder in dessen Nähe eine zeitweilige Forschungsstation errichten [1]).

Wie man sieht, hat sich der Gedanke vorgeschobener wissenschaftlicher Forschungsstationen an sich nun auch in Amerika Anhänger erworben, wie er deren in Oesterreich, Deutschland, England und Schweden bereits zählt. Daß weiter auch in der Gleichzeitigkeit der Aussendung und in der Wahl der Punkte eine Uebereinstimmung zu erzielen sein könnte, darf man um so mehr hoffen, als neuerdings bereits eine praktischere Seite der arktischen Frage, nämlich die Regelung der Thranthierjagd, die Nothwendigkeit internationaler Vereinbarungen dargethan hat.

[1]) Mitth. 1877, S. 28.

[1]) To establish a temporary colony, for purposes of exploration, at some point north of the eighty-first degree of north latitude, on or near the shore of Lady Franklin Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Neueste Entdeckungsreisen in Australien.

H. G. Der australische Continent ist jetzt, nach den neuesten Reisen im Westen, im Großen und Ganzen erforscht. Es bleiben nur noch die zwischen den Reiserouten liegenden Strecken und Winkel für specielle Erforschung übrig, und auch hier räumt der unermüdliche Eifer der Australier emsig auf. Wir haben heute wieder über folgende Entdeckungen in Kürze zu berichten.

An der Ostküste der Colonie Queensland wurde ein nördlich von Cainarina Point in die Trinity-Bay (zwischen 16° und 17° südl. Br.) einmündender, bisher unbekannter Fluß aufgefunden, welcher bis zum ansteigenden Gebirge für größere Fahrzeuge schiffbar ist.

Den Westen von Queensland erforschte eine Expedition unter Führung von Mr. Hodgkinson, welche Ende October vorigen Jahres zurückkehrte. Man schlug vom Cloncurry-Flusse (Zufluß des in den Carpentaria-Golf mündenden Flinders) aus, an dessen Ufern neuerdings ein lohnendes Goldfeld aufgefunden wurde, eine südliche Richtung ein und verfolgte den bisher nur in seinem obersten Laufe bekannten Diamantina oder Müller Creek bis zu seinem Einflusse in den Lake Eyre in 27° 20' südl. Br. und 137° östl. L. v. Gr., also bis weit auf südaustralisches Gebiet. Die Rückreise ging an der nach völlig unbekannten Westgrenze von Queensland, dem 138. Grade von Greenwich, hinauf. Der Herbert-Fluß (1861 von Landsborough entdeckt), dessen Quellen in 17° südl. Br. wenige Miles von der westlichen Grenze von Queensland liegen, berührt zunächst auf eine kurze Strecke südaustralisches Gebiet, läuft aber bald wieder nach Queensland zurück. Man entdeckte nun, daß dieser nicht unbedeutende Fluß in einen großen Fluß einmündet, welchen Hodgkinson den „Mulligan River" zu Ehren der Queensland Northeastern Exploring Expedition benannte. Der Mulligan verläßt das Gebiet von Queensland in 26° südl. Br. und tritt dann in Südaustralien ein. Das von ihm durchflossene Land ist vorzüglicher als das dem Diamantina vorliegende. Viele Seen finden sich vor und Saltbush (Atriplex nummularia) und ausgezeichnete Weidegegenden sind häufig. An seiner westlichen Seite ziehen sich Sandsteinhöhen entlang, welche Hodgkinson nach dem jetzigen Gouverneur von Queensland „Cairns Ranges" taufte. Mineralien und namentlich Gold, welchem man besonders nachspürte, wurden nicht entdeckt. Ungefähr 150 Miles vom Diamantina stieß man an einem See auf einen Stamm der Eingeborenen, welcher in Häusern mit Strohdächern wohnte und einen gewissen Grad von Civilisation, wie er sonst unter den australischen Wilden selten ist, verrieth. Auf der weitern Rückreise fand man am Leichhardt-Flusse, der in den Carpentaria-Golf mündet, einen neuen Hafen auf, welcher für das Cloncurry-Goldfeld von großer Bedeutung sein wird.

In Westaustralien war es der Squatter John Brockman, welcher eine Ueberlandreise mit einer Herde Vieh am Murchison-Flusse, der in 27° 40' südl. Br. und 114° 11' östl. L. v. Gr. in den Ocean mündet, nach der Nickol-Bay (in 20° 40' südl. Br. und 117° 15' östl. L. v. Gr.) unternahm und dabei bisher unbekannte Gegenden passirte. Er ist des Lobes voll über das ausgedehnte treffliche Weideland und das reichliche Wasser, welches er entdeckte. Auch fand er, namentlich am Henry River, reiche Kupfer- und Bleierze sowie auch Krystalle, welche den Sydney-Diamanten gleichen sollen. Einheimische Melonen, Yams, Feigen und wilden Tabock gab es in Menge. Die Eingeborenen, wilde, barbarisch aussehende Gesellen, legten die größte Feindschaft an den Tag, und man mußte einmal in der Nähe des Lyons-Flusses scharf auf sie schießen, um sich ihrer zu erwehren.

Inhalt: Peking und Umgebung IV. (Mit acht Abbildungen.) — Paul Idis: Auf Formosa. II. — Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Neueste Entdeckungsreisen in Australien. — (Schluß der Redaction 18. Februar 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

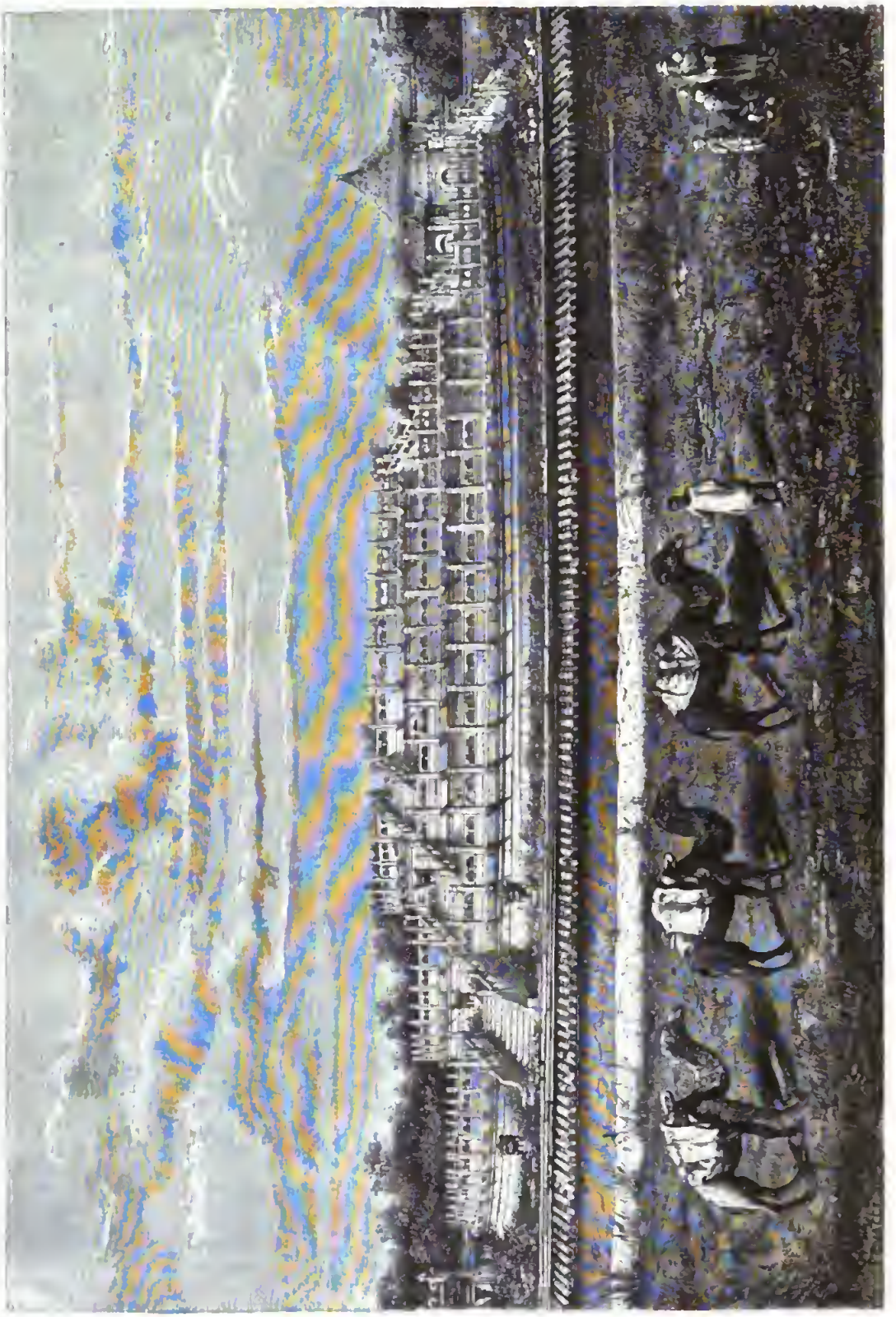
Peking und Umgebung.

V.

Die Religionen Chinas.

China besitzt neben der Staatsreligion, deren aus alter Zeit überlieferte Satzungen Confucius (Kong-fu-tze) um die Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts sammelte, reinigte, ordnete und erweiterte, noch als gebildete Glaubensbekenntnisse den Taoismus, welchen des Confucius Zeitgenosse Lo-kwan stiftete, den Buddhismus, welcher 65 Jahre vor unserer Zeitrechnung eingeführt wurde, den Islam (s. oben S. 167) und das Christenthum, dessen erste sichere Spuren bis in das Jahr 638 n. Chr. zurückreichen. — Die philosophische Anschauung der Chinesen von der Welt ist nun, daß es eine Urkraft und einen Urstoff gebe, welche nicht gesondert existiren, sondern sich gegenseitig durchdringen. Zur Erscheinung kommt diese Durchdringung vor Allem in dem sichtbaren Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, welchem auch, freilich nur sinnbildlich, geistige Eigenschaften beigelegt werden. Ist der Himmel die in den Urstoff eingegangene Urkraft, so entspricht die Erde dem von der Urkraft durchdrungenen Urstoffe und genießt demnach geringere Verehrung. Himmel und Erde sind dann naturgemäß Vater und Mutter aller Dinge. Mit solchem Systeme vermag sich natürlich der Sinn des gemeinen Volkes nicht zu befreunden, und so findet man bei diesem eine starke Verehrung guter und böser Geister sowie der Ahnen, welche als Schutzmächte der Familien betrachtet werden, wie denn überhaupt die Pietät ein hervorragender Zug im Charakter der Chinesen ist. Vom Kaiser herab bis zu den mäßig wohlhabenden Leuten hat jeder Chinese einen Saal, eine Halle oder sonst einen Raum, wo seine Ahnentafeln stehen; dieses Gemach, wo den Abgeschiedenen Schälchen mit Reis und Thee hingestellt und Sandelholz verbrannt wird, ist die einzige Art von Heiligthum, welche diese Staatsreligion kennt. Nur uneigentlich spricht man in ihr von Tempeln und ebensowenig kennt sie Götterbilder, Priester und heilige Festzeiten. Was man Tempel nennt, sind mehr Erinnerungshallen an bedeutende und gelehrte Männer, wie namentlich Confucius. Die Opfer vollzieht jeder Einzelne selbst, indem er Sandelholz verbrennt und Reis und Thee aufstellt; nur für den Staat hat sie der Kaiser in Peking zu bringen, während ihn zu gleicher Zeit im ganzen Lande der jedesmalige höchste Beamte, gleichviel welchen Ranges er sei, vertritt. Das hindert letzteren aber nicht, für gewöhnlich dem Buddhismus anzuhängen.

Verfolgt man die breite Straße, welche in genau nord südlicher Richtung vom Thore Tsiën-men an die Chinesenstadt durchschneidet, so erreicht man kurz vor dem südlichen Thore linker Hand Tien-tan oder den Tempel des Himmels, der im Jahre 1420 errichtet worden ist. Ihm gegenüber, rechter Hand, liegt Siën-nung-tan oder der Tempel des Ackerbaues. Der Zutritt zu beiden, wie zu sämmtlichen kaiserlichen Gebäuden, ist schwer. Von Einwohnern Pekings haben dort nur wenige Einlaß gefunden, weil solche erstlich kein Verlangen danach tragen und weil sie von Haus aus jeden kaiserlichen Ort als etwas Heiliges, Unnahbares betrachten, so daß die Behörden vor einen verbotenen Eingang keine bewaffneten Wächter zu stellen brauchen wie in Europa. Der Europäer umgekehrt hält jede Thür, vor welcher er

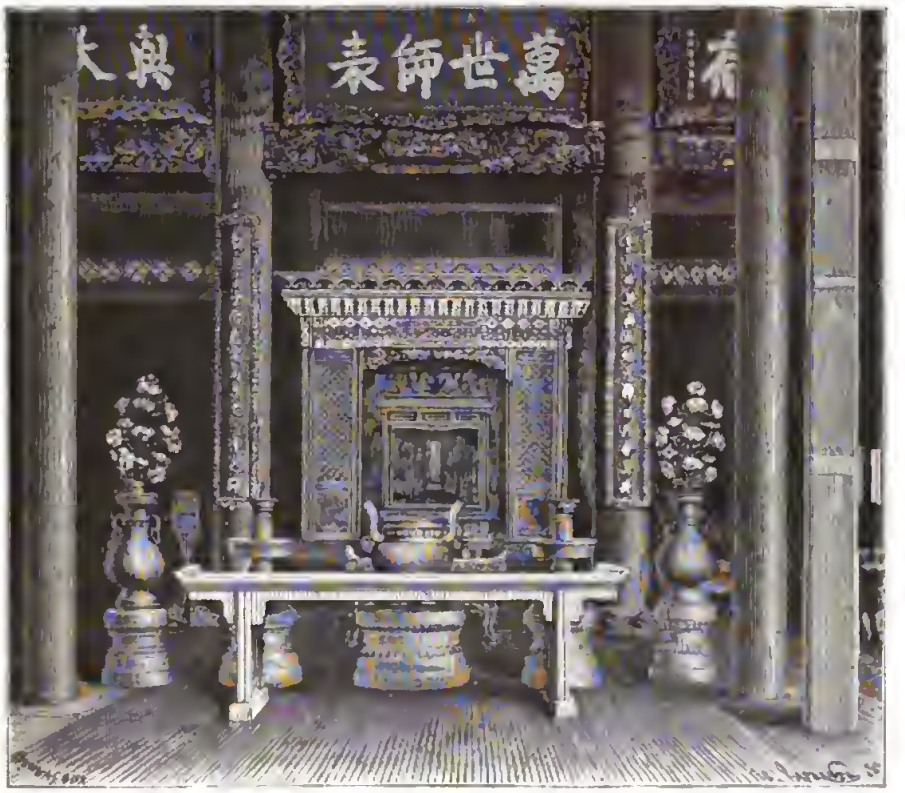


Altar im Tempel des Himmels zu Peking. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

keinen Posten sieht, für zugänglich; naht er sich aber, so schließen sich vor ihm die Thorflügel. Denn so ist die Weisung. Verzagen braucht er darum nicht; denn meist giebt man ihm zu verstehen, daß sich in der Hintermauer wohl ein Loch zum Durchschlüpfen finden werde, und daß für ein paar Cigarren und einen Silberdollar selbst der Obergärtner gern ein Auge zudrücke. Die Weisung von oben ist dann jedenfalls befolgt, die Verantwortlichkeit gewahrt. Im politischen Verkehre soll es ebenso sein: Löcher und Umwege finden sich stets, und wer sie zu benutzen versteht, kommt damit rascher zum Ziele, als wer hartnäckig vorn an das Hauptthor klopft, daß man ihm öffne.

In der südwestlichen Ecke der an 5 Kilometer langen Umfassungsmauer hat der Nordwind außen und innen große Haufen von Staub zusammengeweht, und die Deckziegeln der Mauer fehlen dort, so daß man dieselbe leicht übersteigen kann. Bar sich erblickt man dann einen mit zwei Baumreihen, rechts Akazien, links Cypressen und Fichten, bepflanzten großen Weg, welcher zu einem Porke führt, der die zweite Umfriedigung des Tempels rings umgiebt. Dieser Park enthält auch ein von Gräben umgebenes Absteigehaus für den Kaiser, darin er die Nacht vor den großen Opfern (Ta-sze), welche am frühen Morgen stattfinden, zubringt. Hat man auf Marmorpfaden den Park und einen steinernen Porticus durchschritten, so befindet man sich vor dem riesigen kreisrunden Altar, welcher aus drei nach oben sich verjüngenden ganz aus Marmor erbauten Absätzen besteht, deren unterster 120 Fuß Durchmesser hat. Drei Treppen von



Das Täfelchen im Tempel des Confucius. (Nach einer Photographie.)

je neun Stufen führen auf die oberste Terrasse, welche ebenso wie die übrigen von einem Geländer von weißem Marmor umgeben ist und in der Mitte den eigentlichen Opferstein trägt. Diese ganze Anlage ist so ausgedehnt und die Bäume ringsum sind so schön, so groß und so geschickt vertheilt, daß man von der Höhe des Altars nichts sieht als den unermeßlichen blauen Himmel. Ein einziges Gebäude, welches einen Thronsaal enthält, liegt in der Nähe; wie um es weniger auffallend zu machen, ist sein spitzes Dach mit blauglasirten Ziegeln gedeckt. Unweit davon befinden sich auch die Ställe für die Opferthiere, meist schöne schwarze Stiere, Schafe und Schweine, sowie ein riesiger Ofen mit einer steinernen Seitentreppe, wo die Brandopfer dargebracht werden. Dreierlei Art sind die Opfer, welche der Kaiser zu bringen hat: die großen (Ta-sze) für den Himmel, die Erde, die kaiserlichen Ahnen und die Götter des Landes und des Getreides; die mittleren (Tschung-sze) für Sonne, Mond, alle früheren Kaiser, den Confucius, für Si-nung und Sintson, die Begründer des Ackerbaues und der Seidenweberei, und die Geister des Himmels, der Erde und des verflossenen Jahres; und die kleinen (Seo'u-sze) für die Sterne, Wolken, Regen, Winde, Donner, für unzählige todte Staatsmänner, Gelehrte, für die fünf Berge, die vier Meere u. s. w. Beim Opfer für den Himmel trägt der Kaiser ein himmelblaues, mit Sternen bedecktes Gewand, bei dem für die Erde, welche einen viereckigen Altar hat, ein gelbes; opfert er der Sonne, ein rothes, dem Monde, ein fahles. Vor den großen Opfern müssen alle Theilnehmer, die höchsten Beamten, drei Tage fasten und eine Zeit lang sich geistig und körperlich reinigen, d. h. keine Verbrecher aburtheilen, keine Feste feiern, keinen Kranken besuchen und keinen Todten betrauern, sich auch gewisser Getränke und Speisen enthalten. — Die Opfer-

handlungen ſelbſt beſtehen in Verbeugungen, Niederknien u. ſ. w. Hat der Kaiſer dieſe vollzogen und Räucherwerk verbrannt, ſo legt er ein Stück Atlas, auf welches er alle ſeine guten und böſen Thaten während des Jahres geſchrieben hat, nebſt einer Spende an Wein auf den Altar, kniet zum Beten nieder, nimmt dann den Wein, ſpendet ihn und lieſt nun mit leiſer Stimme oder bloß mit den Augen die Schrift ab; kommt er an ein Verſehen, ſo bezeugt er Reue über daſſelbe, gelobt, ſich zu beſſern und bittet den Himmel dazu um Beiſtand. Nach der Verleſung wird die Schrift, nachdem noch Dank- und Bittgebete ſtattgefunden, in ein Gefäß gethan und zu Aſche verbrannt. (Plath.)

Drei Bücher ſind es, in denen Kong-fu-tze die von den Vorfahren überkommene Weisheit zuſammenfaßte und welche ſpäter ſeine Schüler und die Gelehrten Chinas auslegten, commentirten und mit Erläuterungen verſahen; das wurden die heiligen Schriften Chinas, und auf ſie gründete ſich die geſammte Weltanſchauung und die Lebensweisheit des Einzelnen wie des Staatsweſens. Es ſind der I-king, welcher das Weſen der Natur behandelt, aber ſo dunkel abgefaßt iſt, daß ein volles Verſtändniß unmöglich erſcheint; der Schu-king, die älteſte Geſchichte des Landes in ſich begreifend, und der Schi-king, deſſen Inhalt ſowohl aus Sittengedichten wie aus lyriſchen Liedern beſteht und uns durch Rückert zugänglich gemacht worden iſt (1833). — Faſt jeder größere Ort in China und noch mehr in Japan beſitzt eine dem Andenken des Nationalphiloſophen und der Pflege der Wiſſenſchaft geweihte Erinnerungshalle (oder Tempel). In Peking liegt dieſelbe im nördlichen Theile der Stadt. Ueber dem Hauptaltare daſelbſt prangt eine lackirte Platte mit der goldenen Aufſchrift: „Wan-ſche-ſche-piao“ (der Herr und Leiter der zehntauſend Welten). Darunter umſchließt ein offenes Tabernakel ein Täfelchen, welches den Namen des Philoſophen trägt und ihn gleichſam perſonificirt; vor demſelben ſteht ein langer Tiſch mit einer Räucherpfanne und zwei Leuchtern. Im Tempelhofe, welcher übrigens zum großen Aergerniß namentlich der japaniſchen Beſucher ſchlecht unterhalten wird, finden ſich rechts vom Eingange lange, ſchmale Steine, in welche Ladſprüche verſchiedener Kaiſer auf den Weiſen eingegraben ſind. Wie hoch die Nachkommen deſſelben noch heutigen Tages nach mehr als 2400 Jahren von dem chineſiſchen Volke geachtet werden und wie das Familienhaupt faſt kaiſerliche Ehren genießt, wurde unlängſt in dieſen Blättern geſchildert (vergl. Ein Beſuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai. Bd. XXVIII, S. 283).

Der Staatsreligion, wie wir ſie oben kurz dargelegt, entſtanden alsbald Nebenbuhler, und zwar der erſte in dem Taoismus, eine myſtiſche Weltanſchauung und Religion, deren Stifter, Lo-tze oder Lo-kwan, des Confucius' Zeitgenoſſe, war. Das „Tao“ oder „To“ dieſer Lehre iſt das abſolute, das unbedingte Sein und entſpricht der Urkraft des Confucius. „Alle ſichtbaren Dinge — lehrt Lo-kwan — ſind nur Ausflüſſe dieſes To. Ehe dieſelben entſtanden waren, gab es ein großes Durcheinander. Nur To ſchwebte über dieſer endloſen Leere und Stille. To iſt unermeßlich, ſtill, unbeweglich und doch beſtändig thätig, die Mutter des All. Ich weiß nicht, wie das Weſen zu nennen iſt, aber ich bezeichne es durch das Wort To. To hat die Eins hervorgebracht, die Eins die Zwei, die Zwei wieder die Drei und die Drei dann alle Dinge. Alle guten Weſen kehren in Ta zurück; die ſchlechten aber müſſen die Leiden und Schmerzen der Seelenwanderung durchmachen. Der Weg zum Zurückfluß in To beſteht in Stille, Abkehr von der Welt und Unterdrückung aller Leidenſchaften. Der vollkommene Menſch lebt in der Welt ruhig und ſtill; nur in Betreff des Glückes der Menſchheit lebt er in Unruhe.“ (Plath.)

Die Forderung der Abkehr von der Welt führte naturgemäß die Anhänger dieſer Lehre zunächſt zum Einſiedlerleben, und als ſich in ihnen allmälig eine Scheu vor der Rückkehr in das To, d. h. vor dem Tode, ausbildete, ſuchten dieſelben durch allerlei leibliche und geiſtige Uebungen ihr Leben zu verlängern und legten ſich namentlich im dritten und vierten vorchriſtlichen Jahrhundert auf die Erfindung eines Unſterblichkeitstrankes. Des Unſinns wurde mit der Zeit mehr und mehr: man ſuchte ſich unſichtbar zu machen oder ſich in Thiere, Pflanzen oder lebloſe Dinge zu verwandeln, man bevölkerte Himmel und Erde mit Göttern und Geiſtern, glaubte an Kobolde und Thiere, die ſich in Menſchengeſtalt verwandeln könnten, trieb allerlei Unweſen mit Talismanen u. ſ. w.

Der Taoismus hat denn auch, abweichend von der Staatsreligion, eine eigene Prieſterkaſte, die ſich ſchon äußerlich durch ihr graues oder ſchwarzes Gewand und einen Haarknoten ſtatt des Zopfes auszeichnet und unter dem Tſchiang-tiën-ſze in der Provinz Kiang-ſi ſteht. Es iſt das eine Art Fleiſchwerdung des Tſcheong, eines mit wunderbaren Fähigkeiten begabten taoiſtiſchen Zauberers, welcher vor länger als einem Jahrtauſend von einem Kaiſer der Tang-Dynaſtie zu hohen Ehren erhoben worden war. Alle ſeine Nachfolger gehören ſeiner Familie an und müſſen ihre Würdigkeit durch Zauberkünſte erweiſen. Beim Volke, das ihre Talismane theuer bezahlt, ſtehen ſie überall, Peking vielleicht ausgenommen, in hohem Anſehen und Gunſt, und ſelbſt die Regierung hat ihnen inſoweit Einfluß auf die Staatsreligion geſtattet, als ihnen die Feſtſtellung des Kalenders und der glücklichen wie unglücklichen Tage in demſelben obliegt. Die eigentlichen Prieſter dieſer Religion (Tao-ſze) leben als Junggeſellen in Klöſtern und beſorgen von dort aus den Schutz der betreffenden Ortſchaften gegen die böſen Geiſter. Außerdem giebt es noch Prieſter untergeordneten Ranges, welche ſich verheirathen und bei ihren Angehörigen wohnen dürfen.

Digitized by Google

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von **Paul Ibis.**

III.

Streifzüge in Süd-Formoſa: Aufbruch von Ta-kao. — Tang-kang. — Pong-liau. — Die Küſte zwiſchen Pong-liau und Long-kiau. — Der Stamm Piläm. — Bei den Saprêk. — Der Weg ins Territorium der Saprêk. — Empfangsceremonien. — Das Gaſtmahl beim Taurang. — Long-kian. — Das japaniſche Lager. — Ausflug zu den Sadari und an die Oſtküſte. — Der Taurang Iſſek und Tſchutok. — Der Ort, wo die geſtrandeten Japaneſen von den Wilden ermordet warden. — Eine Hirſchjagd. — Tour ins Territorium des Stammes Sutang. — Das Steinthor.

Nachdem ich in Ta-kao, wo ich landete, einige ſichere Erkundigungen über die Inſel eingezogen, faßte ich den Plan, zuerſt Süd-Formoſa zu durchſtreifen. Long-kian, das damals leicht zu erreichen war, bot einen guten Ausgangspunkt dazu.

Dank der bereitwilligen Hülfe eines deutſchen Kaufmanns, Herrn Mannich, deſſen offenherzige Gaſtfreundſchaft ich während meines Aufenthalts in Ta-kao genoß, waren die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reiſe bald vollendet. Herr Mannich, der ſelbſt Touren ins Innere gemacht, nahm den lebhafteſten Antheil an meinem Unternehmen und war mir mit ſeinen praktiſchen Rathſchlägen von unſchätzbarem Werth, beſonders in der wichtigſten Frage, der Wahl der Geſchenke, welche mir bei den Eingeborenen Eingang verſchaffen ſollten. Da ich mein Gepäck möglichſt beſchränkte, ſo brauchte ich nur zwei Kuli als Packträger (Pferde oder Eſel giebt es hier nicht); beide waren mir von einem Miſſionär als zuverläſſige Burſchen empfohlen und bewährten ſich in der That als ſolche. Zudem ſprach einer von ihnen etwas Engliſch, ſo daß er mir unter Chineſen als Dolmetſcher dienen konnte, und der andere erwies ſich als ein ganz leidlicher Koch. Freilich mußte es ihnen Geheimniß bleiben, daß ich von Long-kiau aus und auf dem Wege dahin die ſo gefürchteten Kalé (Wilden) zu beſuchen beabſichtigte; ſonſt wären ſie mir ſchwerlich gefolgt.

Am 23. Januar verließ ich Ta-kao. Die erſte Nacht brachte ich im Miſſionshauſe in Tang-kang zu, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, von denen ſich der dritte Theil ausſchließlich mit Fiſchfang beſchäftigt. Der Fiſchfang iſt an der ganzen Südweſtküſte überaus ergiebig und verſieht nicht nur die Bevölkerung der Inſel mit Nahrung, ſondern unterhält auch einen ziemlich lebhaften Handel mit Amoy und Swatow. Hunderte von Dſchunken und Katamarans (ſeetüchtige Flöße aus Bambus, mit Rudern und Grasſegeln verſehen) bedecken an ruhigen Tagen das Meer, und Tauſende von Menſchen ſieht man am Ufer mit dem Reinigen, Einpacken, Salzen und Trocknen der Fiſche beſchäftigt; den Geſtank, den ſolche Plätze ausathmen, ſpürt man ſchon meilenweit.

Etwas ganz Eigenthümliches, was Tang-kang beſitzt, iſt der Umſtand, daß die Häuſer hier zum größten Theil aus Bambus geflochten ſind, obgleich es hier in den Nächten doch recht kühl iſt. Das kommt aber daher, daß die Stadt jährlich bei der Ueberſchwemmung des Fluſſes der Gefahr ausgeſetzt iſt, weggeſpült zu werden; der Chineſe, der das weiß, richtet ſich denn auch danach ein und baut ſich kein Steingebäude, das ihm im nächſten Jahre ebenſo leicht zerſtört werden kann wie das billigſte Bambushäuschen.

In Tang-kang erreichte uns das fatale Gerücht von einem frechen Morde, den die Kalé auf dem Wege nach Long-kiau an einigen chineſiſchen Soldaten verübt, was ſich weiterhin als wahr beſtätigte. Meine Leute, die die Sache ſehr ernſt aufnahmen, gingen nur ungern weiter, und als ich nach zwei Tagen in Pong-liau, einem Fiſcherdorf oder, wenn man will, einer Stadt von 5000 Einwohnern ankam, wo mit dem Flachlande die chineſiſche Macht ihr Ende hat, ſo ſchwand ihnen völlig der Muth; ein wenig Strenge, mehr aber ihr feſtes Vertrauen auf die Vortrefflichkeit meines Doppelläufers und Revolvers, brachte ſie indeß auf die Beine.

Hinter Pong-liau verändert ſich ſchnell der Charakter der Gegend: die blühenden Felder und ſchattigen Gärten verſchwinden, und mit dem letzten Laute aus Pang-liau, mit dem letzten armſeligen Kartoffelfelde am Wege hören alle Anzeichen menſchlichen Lebens und Treibens auf, und eine drückende Ruhe umgiebt den Wanderer; die wildzerriſſenen, mit verworrenem Geſtrüpp bedeckten Bergketten drängen ſich immer näher und näher ans Ufer, bis ſie ſich endlich ſchroff aus dem Meere erheben; der Weg, ein kaum ſichtbarer Fußpfad, ſchmiegt ſich bald ans Waſſer, verſchwindet in Sand und Geröll, bald läuft er ſchroff bergauf und bergunter.

Zwiſchen Pong-liau und Long-kiau liegen nur drei kleine Fiſcherdörfer; es ſind: Lam-ſió, etwas ſüdlicher Tſche-tong-ká und in 22° 11′ nördl. Br. Hong-kong. Die wenigen chineſiſchen Einwohner dieſer Dörfer werden von den Eingeborenen geduldet, weil ſie ihnen als Lieferanten von Waffen, Munition, Kleidern, Tabak, Branntwein und allerhand Schmuckſachen unentbehrlich ſind. Neue Anlagen ſollen indeß nicht zugelaſſen werden. Ein alter ehrwürdiger Chineſe im Dorfe Hong-kong, unter deſſen Dache ich übernachtete, erzählte mir aus eigener Erfahrung folgendes Beiſpiel dazu: Noch als junger unternehmungsluſtiger Mann, und theilweiſe auch von der Noth getrieben, faßte er den Plan, ſich zwiſchen Hong-kong und Long-kiau anzuſiedeln, wo er ſich bald und leicht zu bereichern hoffte. Der benachbarte Stamm der Eingeborenen hatte nichts dagegen. Er baute ſich alſo ruhig ſein Haus, legte Felder und einen Garten an und, als er ſeine Verhältniſſe mit den Kalé ſicher genug glaubte, brachte er auch Weib und Kind hinüber. Eine Zeitlang ging es leidlich; und obgleich ihn die Wilden ziemlich hochmüthig behandelten und oft beim Handel gewaltſam übervortheilten, ſo war er doch klug genug, allen ernſtlichen Zwiſt mit ihnen zu vermeiden; denn immerhin ſtand er ſich hier in der eigenen Wirthſchaft beſſer, als in der Ebene, wo er nichts beſaß. Aber durch einen unglücklichen Handelspact, bei dem ſich die Eingeborenen geprellt ſahen oder glaubten, wandelte ſich alles: erſt wurden ihm Felder und Garten verwüſtet, dann das Vieh geraubt, und als er ſich noch immer nicht entfernte, das Haus bei Nacht überfallen und zerſtört. Er ſelbſt rettete ſich und ſein Kind mit genauer Noth, während ſein Weib ein Opfer dieſer Greuelthat wurde. Einige Ruinen, die ich hier und da am Wege ſah, beſtätigten die Wahrheit dieſer Erzählung und zeigten zugleich, daß mein Gaſtwirth nicht allein dieſen Verſuch gemacht.

In Lam-ſió traf ich die erſten Eingeborenen. Es

waren Männer und Frauen aus dem Stamme Pilám, die aus den Bergen herabgeſtiegen waren, um Schießpulver gegen Felle und Erdnüſſe einzutauſchen. Meine Freude bei ihrem Anblick war womöglich noch größer, als der Schreck meiner Begleiter, und ſofort machte ich mich mit Tabak, Betel und Samſhu an ſie, was allmälig ihre Schüchternheit beſeitigte, ſo daß ſie ſich ſchließlich ruhig zeichnen ließen. Mit den Körpermeſſungen wollte es aber durchaus nicht gehen; der Taſterzirkel flößte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie mir eilig davonliefen, ſobald ich nur die Hand danach ausſtreckte. Ich mußte ihn einpacken, um ſie zu beruhigen und bei mir zu behalten. In der Folge richtete ich das anders ein: wollte ich nämlich einen Burſchen meſſen, ſo ſtellte ich erſt eine Schale Samſhu, etwas Schießpulver aber ſonſt etwas Verlockendes neben mich und gab ihm zu verſtehen, daß er alle die Dinge bekommen ſollte, wenn er die Procedur ruhig aushielte; zögerte er dann noch immer, böſe Zauberei befürchtend (was übrigens ſelten vorkam, denn Samſhu iſt eine zu gute Lockſpeiſe), ſo verſuchte ich ihm klar zu machen, daß ich Arzt ſei und, um gute Medicin machen zu können, die Leute, denen ich helfen wolle, gut kennen, daher ſie meſſen müſſe; das half denn meiſtens. Vorſichtig begann ich dann die Procedur mit dem Bande, erſt an Händen, Füßen und am Körper, dann am Kopf und zu allerletzt mit dem gefährlichen Zirkel, der trotz Samſhu und Pulver doch manche in die Flucht trieb. Wie die Körpermeſſungen, mißlang hier

Dorf der Saprék.

auch mein Verſuch, mit den Pilám ins Innere zu dringen; ihr Taurang (Häuptling) ſei ein gar böſer Mann, meinten ſie, und ohne deſſen Erlaubniß dürften ſie keinen Fremden mit ſich nehmen, welche Geſchenke er auch verſprechen möge. Die Erlaubniß abzuwarten hätte aber vier Tage geraubt, weshalb ich es für beſſer erachtete, meinen Weg nach Süden fortzuſetzen.

Am folgenden Tage hatte ich denn auch beſſeres Glück. Im Dorfe Hong-kong begegnete ich nämlich Männern aus dem Stamme Saprék, die, nachdem ich ſie fleißig bewirthet, einwilligten, mich in ihr Dorf zu geleiten und ihrem Taurang als Bruder zu empfehlen; nur ſollte ich dem Stamme ein Feſt geben, wie es einem großen weißen Taurang anſtehe, d. h. ſoviel Samſhu und Betel mit mir nehmen, daß ſich alle daran etwas zu gute thun könnten. Das war nicht ſchwer zu arrangiren, da der ganze Stamm nicht über 150 Köpfe zählt. Meine neuen Reiſegefährten — etwa ein Dutzend an der Zahl — beluden ſich daher mit ſo viel Schnaps in Kürbisflaſchen, Blaſen und mannshohen Bambusröhren, wie ſie tragen konnten, und vorwärts ging es. Von meinen Leuten nahm ich nur den Dolmetſcher mit, da einige von den Eingeborenen etwas Chineſiſch ſprachen.

Es war Mittag, als wir aufbrachen. Die wenigen Reisfelder, das japaniſche Lager [1]) und die letzte Hütte des Dorfes lagen bald hinter uns, und eine Meile landeinwärts umgab uns vollſtändige Wildniß. Die Berge und Ufer des Fluſſes, längs welcher unſer Weg lief, deckte ununterbrochener, dichter Wald; tiefe Stille umgab uns, die nur dann

[1]) Die Japaneſen hatten in Hong-kong einen Vorpoſten. Nach ihrem Abzug wurde das Lager mit 500 Mann chineſiſcher Soldaten beſetzt und ausgebeſſert.

und wann durch den ſchrillen Schrei eines aufgeſcheuchten Vogels oder das monotone Gemurmel einer Cascade unterbrochen wurde. Einer dicht hinter dem Andern, ſchritten wir ſchweigend weiter auf dem ſchmalen Pfade, der ſich bald durch das Dickicht wand, bald längs dem Flußufer oder durch Furthen lief. Nach etwa zwei Stunden machten meine Begleiter auf einer kleinen Wieſe Halt. Einer von ihnen ließ einen lauten, gedehnten Pfiff hören, worauf entfernte Stimmen aus dem Buſch antworteten; darauf vernahm man das Krachen dürrer Aeſte, das Raſcheln der Blätter und nahende Stimmen, bis das Gebüſch ſich endlich theilte und einige weibliche Figuren ins Freie traten. Es waren die Weiber meiner Gefährten, welche hier verſteckt die Rückkehr ihrer Gatten abwarteten, um ihnen ihre Bürde heimtragen zu helfen. Dieſe Fürſorge erwies ſich durchaus nicht als überflüſſig, denn jetzt ging der Weg direct bergan und zwar ſo ſteil, daß man ſich ſtellenweiſe an den Baumzweigen halten mußte, um nicht zurückzurutſchen. Mir und meinen Chineſen verging bald der Athem; meine Gefährten aber und ihre Frauen ſchritten leicht und rüſtig, wie auf ebenem Felde, weiter, und lächelten nur, wenn ich mich erſchöpft an einen Baumſtamm lehnte, um Athem zu holen. Nachdem wir ſo mehr als anderthalb tauſend Fuß hinaufgeklommen, überſchritten wir endlich den Bergrücken, und vor oder beſſer unter uns lag ein enges, düſteres Thal, das Jagdgebiet der Saprêk. Dunkele ſcharfgezackte Berge ſchloſſen es ein, und, ſoweit das Auge reichte, nichts als Wald; keine Hütte, keine Rauchſäule deutete auf das Daſein menſchlicher Weſen, nur der Fluß, der ſich, ein ſchmales Silberband, durch das Thaldett wand, brachte einige Abwechſelung, einiges Leben in dieſes ernſte, unheimlich-ſtille Bild. Unſer Weg neigte ſich jetzt auf einige hundert Fuß langſam thalwärts und lief dann in horizontaler Richtung weiter, etwa 1000 Fuß über der Thalſohle. Gegen Abend wurde der Wald lichter; gefällte und angebrannte Baumſtämme, noch glimmende Aſchenhaufen am Wege und entferntes Hundegekläff deuteten auf die Nähe menſchlicher Weſen. Endlich traten wir aus dem Walde auf eine große Lichtung, die bis ins Thal hinab reichte, und erblickten die wenigen, zerſtreut von einander liegenden Hütten des Saprêk Dorfes vor uns.

Beim Eingange in daſſelbe machten meine Begleiter Halt. Ein Bambusſtab wurde etwa 30 Schritt weit von mir aufgeſtellt, und mir ein Zeichen gegeben, auf dieſes Ziel abzufeuern. Nachdem das geſchehen und mein Schuß ſich nach gehöriger Unterſuchung als ein guter erwieſen, wurde ich mit einiger Feierlichkeit ins Dorf geführt. Dieſen Probeſchuß, den ich auch bei einigen anderen Stämmen thun mußte, kann ich mir nur dadurch erklären, daß die Saprêk, als ein Jägerſtamm, den Mann eben nach ſeinen waidmänniſchen Verdienſten ſchätzen, alſo nur einen guten Schützen ſich ebenbürtig halten. Hätte ich gefehlt, ſo wäre ich wohl ſchmählich ausgelacht und ſchwerlich vom Häuptling, dem beſten Jäger und Krieger des Stammes, empfangen worden.

Alter Saprêk.

Quaſan.

Auf dem Hofe der erſten Hütte hieß man mich auf einem Bänkchen Platz nehmen und auf den Taurang warten, der mich hier begrüßen ſollte. Meine zwölf Begleiter und die übrigen Männer des Dorfes, die auf den Schaß herbeigeeilt waren, ſetzten ſich im Halbkreis um mich her. Die Weiber ſchafften ſchnell ein großes Gefäß auf den Hof, und, nachdem ſie es mit dem mitgebrachten Branntwein gefüllt, zogen ſie ſich in die Hütte zurück.

Bald kam auch der Taurang, ein Mann im mittlern Alter, von ziemlich unanſehnlichem Aeußern, aber einem ungemein wichtigen, geſpreizten Weſen. Die ganze ſtumme Geſellſchaft wie auch mich nur eines flüchtigen Blickes würdigend, nahm er mir gegenüber auf dem für ihn bereitgeſtellten Seſſel Platz. Ein Knabe, der ihm, ein gelbes an einen Pfeil befeſtigtes Fähnchen ſchwingend, vorangeſchritten war, trat dann mit einer tiefen Verbeugung vor ihn und legte beſagtes Fähnchen nebſt einem grellbemalten Wachstuchköcher ihm zu Füßen. Auf einen flüchtigen Wink des Herrſchers verſchwand der Knabe in der Hütte. Niemand rührte ſich jetzt, niemand ſprach ein Wort; auf allen Geſichtern lag der Ausdruck tiefen Sinnens und feierlichen Ernſtes: man erwartete die Begrüßungsceremonie. Je länger indeß dieſe Grabesſtille dauerte, deſto finſterer wurden die Züge des Häuptlings, und ich, den die Scene anfangs herzlich beluſtigt, begann meine Lage etwas unbehaglich zu finden. Denn augenſcheinlich erwartete man von meiner Seite den erſten Schritt; wie ihn aber thun, ohne gegen die allem Anſcheine nach ſo ſteife Etikette zu verſtoßen? Ein wohlwollender Burſche half mir endlich aus der Verlegenheit, indem er mir zu verſtehen gab, daß es Zeit ſei, meine Geſchenke dem Taurang darzubringen. Ich erhob mich daher und trat vor den

finſtern Herrn, der ſtreng-fragend ſeinen Blick auf mich richtete. Ein Stück gelber Seide, eine Kette und einige Reihen Glasperlen, die ich ihm auf die Knie legte, verſcheuchten indeß die drohende Wolke von ſeiner Stirn; er erhob ſich, legte ſeinen linken Arm auf meine rechte Schulter und bedeutete mich daſſelbe zu thun, worauf man mir eine Schale Samſhu reichte, die wir, abwechſelnd einen Schluck thuend, bis auf den Grund ausleerten. Jetzt war ich der „Bruder“ des Häuptlings, wie mir mein Dolmetſcher auseinanderſetzte, und die Empfangsceremonie hatte ihr Ende. Die ſtumme Geſellſchaft hatte ſich erhoben und machte ſich wacker an das Gefäß mit Samſhu, und bald fehlte auch mein würdiger Bruder nicht unter ihnen. Seine Geſpreiztheit ſchwand allmälig, er wurde geſchwätzig, lachte und ſchrie wie ein gemeiner Saprék, und als er ſich endlich bedenklich wankend entfernte, ſo machte er, allen Anſtand vergeſſend, einen ſo abſcheulichen Gebrauch von ſeiner Kehle, daß die Hunde im Dorfe aufheulten.

Mit Einbruch der Nacht wurde ich in das Tapan (Hütte) des Häuptlings geleitet, das in der Mitte des Dorfes liegt und ſich vor den anderen Hütten nur durch etwas mehr Geräumigkeit auszeichnet. Das Würdezeichen des Taurangs, das Fähnchen im Köcher, wurde auf dem Wege dahin hoch in der Luft vor mir hergetragen. Auf dem Hofe des Tapan hatte ſich das Volk ſchon zum Feſte verſammelt und plauderte heiter. Bei meinem Eintritt ſchwiegen die Geſpräche, und Aller Geſichter nahmen plötzlich einen ſo feierlichen Ausdruck an, daß es mir Mühe koſtete, mich des Lachens zu enthalten. An der Schwelle trat mir der Taurang entgegen, wie es ſchien in vollem Schmuck: er trug zwei Jacken, eine über der andern; die untere aus rothem Flanell und einfach mit gelber Schnur umſäumt, die obere von blauer Farbe, mit rothen Aufſchlägen an den Aermeln und, außer verſchiedenfarbigen Schnüren, an der Bruſt mit einigen Reihen japaniſcher Silbermünzen (10-Cent-Stücken) verziert. Zwei ſchwarze Schürzchen, welche, kaum die halbe Lende bedeckend, um die Hüften geſchlagen waren, trugen dieſelbe Verzierung. Das Haar war mit blauen Bändern, Perlen und Ketten zuſammengefaßt, und am Halſe ſah man eine wahre Laſt von verſchiedenfarbigen großen und kleinen Glasperlen. In den Ohrläppchen glitzerten runde mit Spiegelſcherben incruſtirte Pflöcke, an den Armen Silber- und Meſſingringe. Im Gegenſatz zu dieſer Ueberladung mit allem möglichen Tand waren ſeine Frau und ſeine Töchter, die mit ihm mich willkommen hießen, ſehr einfach gekleidet. Außer runden Porcellanſtücken in den Ohren, einer Perlenreihe am Halſe und Armringen trugen ſie keinen andern Zierrath. Das Haar war leicht am Nacken zuſammengefaßt und kokett mit einem blau und weiß geſtreiften Tuche umbunden, und das Coſtüm der hieſigen Chineſinnen, das ſie mit einigen Abänderungen ſich angeeignet, umzeichnete vortheilhaft ihre nicht ſchlechten Formen.

Nachdem der Taurang mich ehrerbietig in das Haus geleitet und mir eine eigenhändig geſtopfte Pfeife gereicht, wandte er ſich mit einer langen Rede an die hier verſammelten Männer, meiſt ehrwürdig ausſehende Greiſe, worauf wieder Samſhu getrunken werden mußte. Dann begab ſich die ganze Geſellſchaft in die zweite Abtheilung der Hütte, einen hohen weiten Raum, der durch das luſtig-praſſelnde Feuer auf dem Herd hinlänglich erleuchtet war. Auf dem Fußboden war aus Brettern eine Art Speiſetiſch hergeſtellt und mit dampfenden Schüſſeln und Schalen beladen. Die Weiber ordneten nach dieſes und jenes daran, ſchoben eine Anzahl niedriger (kaum 3 Zoll hoher) Bänkchen herbei und baten uns dann Platz zu nehmen. Der Häuptling wies mir an ſeiner Seite einen Sitz an, worauf ſich auch die übrigen Gäſte ſetzten, wie es mir vorkam, ſtreng nach Alter und Würde. Als Allen Reis, Eßſtäbchen und Samſhu gereicht war, erhob ſich der Wirth und Weintropfen um ſich ſpritzend murmelte er etwas, wie ich ſpäter erfuhr, eine Beſchwörung böſer Geiſter; daſſelbe geſchah auch mit Reis. So lange ich an der Tafel ſaß, aß keiner der Anweſenden; Aller Aufmerkſamkeit war auf die Bewirthung meiner Perſönlichkeit gerichtet; erſt als ich mich erhob, als man mir Thee und warmes Waſſer zum Waſchen der Hände und Ausſpülen des Mundes gereicht, machten ſie ſich an Speiſe und Trank, und zwar mit beneidenswerthem Appetit. Ihr Tiſch iſt übrigens nicht ganz ſchlecht, wenigſtens mundete er mir beſſer als der chineſiſche. Einige Gerichte, wie geſäuertes Hirſchfleiſch z. B., würden ſelbſt einer europäiſchen Küche Ehre machen.

Alter Pilám.

Nach der Mahlzeit ließ man auch die Jugend eintreten, die bis dahin geduldig auf dem Hofe gewartet. Das übrig gebliebene Samſhu wurde herbeigeſchafft und mit ihm kam Leben in die ſteife Geſellſchaft. Die Unterhaltung wurde lauter und lauter, bis es ſchließlich keinen ſtrengen Taurang mehr gab, keine würdevollen Greiſe oder beſcheidene Jünglinge, ſondern einfach luſtige, ausgelaſſene Burſchen. Spät nach Mitternacht ging der Hauſe auseinander und ich legte mich, vollkommen zufrieden mit dem Tage, zu Ruhe; weder mein hartes Lager noch das Grunzen der Schweine, die nur durch eine Strahwand von mir getrennt waren, hinderte mich am Einſchlafen.

Am andern Morgen beſichtigte ich das Dorf und ſeine Umgebung, zeichnete einiges, ſammelte Vocabeln des Saprék-Dialektes, kurz, ging meinen gewöhnlichen Beſchäftigungen nach. Als ich mich am Nachmittag vom Taurang und ſeiner Familie verabſchiedete, wurde mir eine ausgezeichnete

Digitized by Google

Hirſchkeule geſchenkt, und da ich ein Gegengeſchenk machte, ſo fügte man noch einen Sack geröſteter Erdnüſſe hinzu. Mein Chineſe, auf deſſen Buckel das alles kam, bat mich inſtändigſt, dem Kamohu-Geben (Schenken) ein Ende zu machen, da die Wilden ihm für jede Kleinigkeit einen neuen Sack aufbürden würden.

Einige junge Burſchen begleiteten mich bis nach Hong-kong und, da es zu ſpät zur Heimkehr war, ſo blieben ſie die Nacht über meine Gäſte.

Das war mein erſter Beſuch bei den ſo „ſchrecklich wilden“ Eingeborenen Formoſas, die man, weiß Gott weshalb, ſelbſt des Cannibalismus beſchuldigt hat; und ich muß geſtehen, ſie machten auf mich einen beſſern Eindruck, als manches andere Volk, das ſich einer hohen Civiliſation rühmt. Weder hier bei den Saprék noch irgendwo anders, wo ich mich blindlings den Eingeborenen anvertraute, wurde von meinem Vertrauen zu ihnen der leiſeſte Mißbrauch gemacht. Ueberall trat man mir mit derſelben offenen und ehrerbietigen Gaſtfreundſchaft entgegen, und nie hatte ich Grund, mich über Frechheit oder Zudringlichkeit zu beklagen. Schwer war es nur anfangs ihr Vertrauen zu gewinnen und Zulaß zu ihnen zu erlangen, was übrigens ganz natürlich iſt, wenn man ihre Stellung berückſichtigt und die bitteren Erfahrungen, die ſie ſelbſt und ihre Vorfahren im Verkehr mit den Chineſen gemacht haben; kein Wunder daher, daß ſie jeden Fremden mit Mißtrauen betrachten.

Auf der Weiterreiſe hatte ich ein unerwartetes Zuſammentreffen mit Leuten aus dem Stamme Quajan (oder Quai-hwan?), ſchmierigen, Verdacht erregenden Geſellen, die nach der Logik meiner Chineſen auf uns zu feuern beabſichtigten. Aus dieſem Grunde warfen ſie das Gepäck von ſich, in der ernſten Abſicht davonzulaufen; mein Revolver, vor dem ſie fürchterlichen Reſpect hatten, hielt ſie indeß davon zurück. Das Abenteuer endete damit, daß ich an der Lunte des nächſten Wilden meine Cigarre anzündete, jedem von ihnen eine Cigarrette in den Mund ſteckte und ſchließlich den einen abzeichnete.

Am 28. Januar traf ich in Lang-kiau ein. Hier iſt wieder gegen 20 Quadratmeilen fruchtbares Flachland (der weſtliche Theil der Südſpitze), das ausſchließlich von Chineſen bewohnt und cultivirt wird. Ihre Geſammtzahl ſchätzt man nach officiellen Angaben auf 10,000 Seelen. Unter den Dörfern iſt Lang-kiau in der Nähe des Meeres das bedeutendſte und treibt einigen Handel mit Ta-kao und Taiwan-fu. In der Nähe dieſes Dorfes haben die Chineſen drei Forts, deren Bau damals beendet wurde; zu einem vierten, in den Bergen, wurde der Grund gelegt, ob ſie es vollendet haben und noch behaupten, kann ich nicht ſagen. Der Ort ſollte eine Beſatzung von 4000 Mann bekommen; 2000 waren ſchon da. Das japaniſche Lager, das der chineſiſchen Regierung für theures Geld übergeben wurde, exiſtirt nicht mehr; es wurde am Tage nach Abzug der Japaneſen bis auf den Grund niedergebrannt, weil, wie mir ein Mandarin erklärte, die Gebäude zu ſchlecht und unbequem für chineſiſche Soldaten wären. Nun, meiner Meinung nach ſind die chineſiſchen dicht aneinander gedrängten und von einer Mauer umgebenen Lehmhütten entſchieden ſchlechter, als die luftigen und geräumigen Strohgebäude der Japaneſen, wie ich ſie im japaniſchen Lager bei Hong-kong ſah. Ein chineſiſches Lager oder Fort, wenn man ſo die von einer dicken Lehmmauer umſchloſſenen Baracken nennen will, iſt gerade der Ort dazu, wo ſich Fieber, Pocken und andere epidemiſche Krankheiten entwickeln müſſen, beſonders bei der faulen Lebensweiſe der Soldaten, die den lieben langen Tag in den beklemmenden Baracken bei der Opiumpfeife liegen oder Karten ſpielen.

Die meiſten Einwohner von Lang-kiau hatten nie zuvor einen Europäer geſehen; daher wurde ich allgemein als Japaneſe mit Freuden empfangen; denn dieſe haben durch das viele Kleingeld, das gegenwärtig in ganz Süd-Formoſa in Umlauf iſt, einen günſtigen Eindruck bei dem Landvolke hinterlaſſen.

Es fiel mir in Lang-kiau nicht leicht, der ängſtlichen Wachſamkeit der Mandarinen zu entſchlüpfen und einen Ausflug an das Oſtufer zu machen. Denn dieſe Herren ſind innerhalb ihres Wirkungskreiſes mit Hab und Gut für jeden Fremden verantwortlich, und was dieſe Verantwortlichkeit koſten kann, haben ihnen die Engländer verſtändlich genug gemacht.

Mit allen Mitteln, welche die Höflichkeit zuließ, wie z. B. Einladungen zum Diner und Ankündigungen von Viſiten auf einige Tage voraus, ſuchten ſie mich daher von weiteren Ausflügen abzuhalten; aber, wie geſagt, ich entſchlüpfte ihnen den nächſten Morgen ſchon und zwar ohne jegliche Begleitung, ohne ſelbſt meinen Leuten ein Wort davon zu ſagen. Die Wege, welche die japaniſche Artillerie gebahnt, mußten mich ſchon irgendwo hinführen. Ich ſchlug alſo denjenigen ein, der mich am ſchnellſten in die Berge brachte, wo ich denn bald das Glück hatte, auf einige Jäger aus dem Stamm Sabari zu ſtoßen, die mich erſtaunt als Diſpün (Japaneſe) begrüßten und gern in ihr Dorf mitnahmen. — Die Sabari gehören nämlich zu denjenigen Stämmen, die ſich ohne Widerſtand den Japaneſen unterwarfen und während der Dauer der Expedition mit ihnen in freundſchaftlichem Verhältniß blieben. — Im Dorfe, das ich gegen Mittag erreichte, wunderten ſich die Leute nicht wenig, als ſie erfuhren, daß ich weder Japaneſe noch ſchiffbrüchig war, ſondern direct und ganz allein aus dem Weſten kam. Wer ich denn eigentlich ſei, konnte ich ihnen noch weniger erklären als den Chineſen, denen ich faſt überall als Miſſionär, Doctor oder engliſcher Conſul galt.

Das Glück war mir auf dieſer Tour beſonders günſtig: Iſſek, der Sabari-Taurang, gab am nächſten Tage eine große Hirſchjagd, zu der viele Häuptlinge und Jäger der Nachbarſtämme eingeladen waren. Da ich ſie alle hier ſah, ſo blieb mir die Mühe erſpart, ſie in ihren eigenen Dörfern aufzuſuchen, wodurch einige Tage gewonnen wurden. — Noch an demſelben Nachmittag machte ich dem Taurang meinen Beſuch, deſſen Tapau eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt in einem reizenden Thale gelegen iſt. Ich traf ihn eifrig mit dem Putzen ſeiner Waffen beſchäftigt, während ſeine Frau und das übrige weibliche Perſonal des Hauſes mit allerhand Vorbereitungen zum bevorſtehenden Feſte alle Hände voll zu thun hatten. Iſſek empfing mich ohne jegliche Ceremonie und ohne Geſchenke zu fordern, bewirthete mich mit Thee und einem ziemlich ſchmackhaften Gebräu aus Hirſe, fragte mich dann nach dem Zweck meiner Reiſe und bat mich ſchließlich morgen an der Jagd Theil zu nehmen; mit einem Worte: er hatte nichts in ſeinem Benehmen oder Aeußern, was Jemanden berechtigen könnte, ihn kurzweg einen „Wilden“ zu nennen. Ueberhaupt bemerke ich, daß man mit dieſem Wort ziemlich unbedachtſam umzugehen pflegt; denn ein Volk, welches feſte Wohnſitze hat, Ackerbau treibt, deſſen Lebensbedürfniſſe bei Weitem das überſteigen, was die Natur ihm bietet, alſo Handelsverbindungen unentbehrlich machen und ſelbſt einen gewiſſen Luxus beanſpruchen, ein ſolches Volk kann ich nicht mehr „wild“ heißen, wenn es auch nicht leſen, ſchreiben und über Zehn hinaus zählen kann und keine Begriffe hat von einer Staatsverfaſſung im Großen. Auf Formoſa läßt ſich daher dieſes Wort auf die wenigſten Stämme anwenden. — Doch zurück zu Iſſek. Dieſer gemüthliche Herr läßt ſich am beſten mit einem wohl-

habenden Landwirthe vergleichen, der, Comfort und Geſelligkeit liebend, ganz nach ſeinen Mitteln lebt und zu leben weiß, dabei aber die Wirthſchaft nicht aus dem Auge läßt. Seine Felder und Gärten ſind gut beſtellt, ſeine Büffel wohlgefüttert und ſein Tapan, ein weitläufiges ſolides Gebäude, iſt im Innern recht behaglich eingerichtet. Das Zimmer, in welchem ich empfangen wurde, war mit Stühlen, Tiſchen und Koffern von guter chineſiſcher Arbeit meublirt und an den Wänden hing an Hirſchgeweihen ein ganzes Arſenal von Büchſen, Meſſern, Speeren und anderm Jagdgeräth, eine Sammlung, auf die der Hausherr nicht wenig ſtolz war. Das Haus- und Küchengeräth war meiſt chineſiſch und nicht von der ſchlechteſten Sorte. Man ſieht alſo, daß der Sabori-Häuptling bequem zu leben verſteht, was denn auch ſein zufriedenes wohlgenährtes Aeußere und ſein leutſeliges Weſen beſtätigen. In ſeiner Kleidung iſt er einfach und trägt ſein Haar im Zopf — der erſte Schritt zur chineſiſchen Civiliſation.

Von ihm begab ich mich ins Dorf Tuaſók, vier Meilen nordöſtlich von Sabari. Hier lebt der Taurang Tohutok, wie mir geſagt wurde das Haupt einer Conföderation von 18 Stämmen (dieſe Conföderation ſcheint mir indeß eine ſehr lockere, wenn nicht gar nominelle, zu ſein). Tohutok fand ich vollkommen berauſcht und mit ſeiner Ehehälfte heftig zankend, weshalb mein Beſuch von nur kurzer Dauer war.

Die Nacht ſchlief ich im Dorfe Sabari im Hauſe eines alten, bei den Eingeborenen hoch angeſehenen Chineſen; denn die Sabori, wie auch die Tuaſók und einige andere Stämme, halten unter ſich Chineſen, ſcheinen ſich aber nicht mit ihnen zu vermiſchen.

Da die Jagd bei Iſſek erſt gegen Mittag beginnen und den ganzen Nachmittag dauern ſollte, ſo benutzte ich den Morgen, um meinen Plan, bis an die Oſtküſte vorzudringen, auszuführen. In aller Frühe brach ich des andern Morgens auf und zwar wieder ohne Führer, obgleich mich die Leute kopfſchüttelnd vor dem Stamme Kuarút warnten, deſſen Territorium ich zu durchſchreiten hatte. Das trockene Flußbett, in welchem ich vordrang, brachte mich noch einer Stunde in ein Dorf, wie es ſich erwies, Bakurut, wo das Volk bei meinem plötzlichen Erſcheinen einen fürchterlichen Spektakel erhob: Weiber und Kinder liefen heulend davon, die Männer ſtürzten bewaffnet aus den Hütten und bald ſah ich mich von einem Haufen ſchmutziger und verdächtig ausſehender Geſellen umringt, die durch allerlei Pantomimen zu wiſſen begehrten, wo mein Schiff geſtrandet. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Oſten zu weiſen, wodurch ich mir mehr Führer erwarb als mir lieb war. Zu einiger Beruhigung ſah ich unter ihnen einen jungen Chineſen, mit dem ich mich im Nothfalle ſchon etwas verſtändigen konnte. Man drängte mich faſt gewaltſam zum Aufbruch. — Die Reis- und Kartoffelfelder, welche ſich bisher an beiden Seiten des Fluſſes hinzogen, verſchwanden und machten dem Walde Platz, der, immer dichter und höher werdend, endlich in vollkommen undurchdringlichen Urwald überging. Bald durch den Fluß watend, bald über Steine, Geröll und rieſige Baumſtämme kletternd, folgten wir anfangs dem Flußbett; dann ſchlugen meine Führer einen ſchmalen Pfad in den Wald ein. Jeden dünnen Aſt vermeidend, auf jeden Laut aufhorchend, ſchlichen wir jetzt weiter, denn wir paſſirten das Gebiet der Kuarút, mit denen die Bakurut in Feindſchaft leben. Das dumpfe Getöſe der Brandung wurde immer deutlicher, bis uns endlich durch die Bäume die Seefläche entgegenſchimmerte. Nachdem die Eingeborenen die Umgebung ſorgfältig recognoſcirt und nichts Verdächtiges gefunden, verließen wir den Wald und betraten das Ufer, welches hier an der Flußmündung eine kleine ſandige Bucht bildet. Einige Strohhütten im Schatten der Bäume, aus denen dünne Rauchſäulen emporwirbelten, feſſelten meine Aufmerkſamkeit. Der junge Chineſe, der die ganze Zeit mir zur Seite ſchritt, beeilte ſich zu erklären, daß von hier aus die Knorút die See und Schiffe beim Sturme beobachteten und daß dies der Ort ſei, wo ſie die Lin-kiu-Inſulaner von dem japaniſchen Schiffe ermordet (was bekanntlich die Expedition zur Folge hatte oder richtiger ihr als Vorwand diente; denn die ganze Formoſa-Affaire, über die in Japan ſo fürchterlich viel geſchrien und Weſen gemacht wurde, hatte im Grunde keinen andern Zweck als durch ein Aufſehen erregendes Unternehmen der Regierung das unheildrohende Gähren im Volke zu unterbrechen und ſomit einer Revolution vorzubeugen, was denn auch gelang). Das japaniſche Schiff war etwas ſüdlicher geſtrandet; Mangel an Waſſer hatte wohl die Schiffbrüchigen hergeleitet. Planken von dieſem und anderen unglücklichen Schiffen kann man weit im Innern als Stege und Brücken über Bäche und Gräben ſehen. — Aufgebracht waren meine Begleiter anfangs genug, als ſie einſahen, daß ſie ihren mühevollen Spaziergang ganz vergebens gemacht, daß ich weder Schiffbruch erlitten noch ein Fahrzeug hier ſtehen hatte, ſondern einfach das japaniſche Wrack, das gar nicht mehr exiſtirte, ſehen wollte. Zu ernſtlichen Zornausbrüchen, wie ich befürchtete, kam es indeſſen nicht; der Chineſe legte ſich mit Erfolg ins Mittel, und als ich jedem obendrein etwas Tamako (Tabak) gegeben, war der Friede bald hergeſtellt. Mit doppelter Vorſicht mußten wir auf der Rückkehr zu Werke gehen; denn die glimmenden Feuer in den Hütten ließen auf die Nähe der gefürchteten Kuarút ſchließen.

Die Jagd bei Iſſek, die nebenbei geſagt recht heiter war und günſtig ausfiel, verdient keiner nähern Beſchreibung; es war eine gewöhnliche Treibjagd, wie ſie überall in Europa in wildreichen Gegenden abgehalten werden; nur muß man ſich ſtatt uniformirter Jäger, eleganter Herren und graciös zu Pferde ſitzender Damen ſchmierige, halbnackte Burſchen vorſtellen, und ſtatt des pikanten Gabelfrühſtücks hinterdrein ein etwas unheimliches Gelage im Hauſe des Taurang.

In der folgenden Nacht kehrte ich nach Long-kiau zurück, wo man ſich über mein unbegreifliches Verſchwinden ſchon ernſtlich zu ängſtigen begann. Meine Leute, die mich faſt aufgegeben, waren höchlichſt erfreut mich geſund und munter wiederzuſehen und erzählten darauf Allen und Jedem auf meine Rechnung die wunderlichſten Abenteuer, wie ich es aus den verblüfften und erſtaunten Geſichtern ihrer Zuhörer ſchloß.

Eine andere Tour, die ich darauf nach Norden ins Land der Butáng, des ſtärkſten und gefürchtetſten von allen Stämmen Süd-Formoſas, unternahm, mißglückte gänzlich; denn ſchon in der erſten Nacht, die ich im Walde unter freiem Himmel zubrachte, ergriff mich ein heftiges Fieber, wohl infolge meiner naſſen Kleider, da ich am Tage mehrmals einen Fluß zu durchwaten hatte. Ziemlich hülflos wurde ich am andern Morgen von einigen Leuten aus dem Stamm Kuskút am Wege gefunden und von dieſen nach einer langen und ernſten Berathung bis zum ſogenannten Steinthor zurückgebracht, von wo ich mich denn ſelbſt bis zur nächſten chineſiſchen Colonie ſchleppte.

Das genannte Steinthor, das ſeine Benennung von den Japaneſen hat, wird durch zwei mächtige, faſt ſenkrechte Schieferwände gebildet, zwiſchen die der Fluß eingezwängt iſt. Es iſt, wie es ſcheint, der einzige Eingang in das Land der Butáng und Kuskút. Die Japoneſen hatten hier ein hitziges Treffen mit den Eingeborenen, die ſich, durch Felſen und Wald gedeckt, verzweifelt vertheidigten, jedoch den Feind

Digitized by Google

im Vordringen nicht aufhalten konnten. Nördlich von diesem Thor ist das Land vollkommen wild und rauh, womöglich noch wilder als das Gebiet der Soprêk; südlich sind die Berge niedriger und sanfter, die Thäler breiter und hier und da bebaut. Die erste chinesische Colonie — wie die ganz neuen Gebäude bezeugen, erst unlängst gegründet — befindet sich eine Stunde Weges südlich vom Steinthor.

Nach Anwendung einiger geeigneten Mittel verließ mich das Fieber schnell, und bald war ich stark genug um Longkimu zu verlassen — zur vollen Zufriedenheit der Mandarinen.

Nekrolog 1876.

II.

Poulett Scrope, George, ausgezeichneter englischer Geologe, geboren 1797 in London, besuchte in den Jahren 1816 bis 1822 zu wiederholten Malen die verschiedenen vulcanischen Gebiete in Italien, 1821 die erloschenen Krater Mittelfrankreichs, 1823 die Eifel und veröffentlichte darüber 1827 „Ueber die Geologie und die erloschenen Vulcane Mittelfrankreichs" sowie verschiedene Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften (Brande's Journal of Science, Edinburgh Journal of Science, Transaction of the Geological Society). Von 1830 an wandte er sich dem Landleben und der Politik zu; von 1833 bis 1868 saß er im Parlamente. Erst seit 1859 schrieb er wieder über Vulcanismus und bekämpfte die Theorien Buch's, Humboldt's und Beaumont's. Seine Hauptwerke: „Considerations on Volcanoes" (1825), „Cones and Craters", „Geology and Extinct Volcanoes of Central France" (1827), erlebten mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Deutsche (durch v. Klöden) und Französische. Er starb am 18. Januar 1876 zu Coştle Combe bei Cobham (Surrey).

J. Rebmann, der Missionär, geboren 1819, gestorben am 4. October 1876 in Kornthal in Württemberg. Er studirte an der Baseler Missionsschule und in Islington, begab sich 1846 im Auftrage der „Church Missionary Society" zu Dr. Krapf in Ostafrika und blieb dort bis 1875. Er begleitete denselben auf den meisten seiner Reisen in Ostafrika und entdeckte 1847 den Schneeberg Kilimandscharo auf einer mehrmals wiederholten Reise nach der Landschaft Dschagga. 1851 erfuhren sie zuerst von der Existenz eines großen Binnensees, und da sich diese Berichte stets wiederholten und sich gleichblieben, so legten sie dieselben in Gemeinschaft mit J. Erhardt auf einer Karte nieder, sandten dieselbe an die Londoner Geographische Gesellschaft und gaben damit den Anstoß zu Burton's und Speke's erster Reise nach Innerafrika (1857 und 1858) und zur Entdeckung des Tangonyika- und des Victoria-Nyanza-Sees. Rebmann's Thätigkeit bestand vornehmlich darin, daß er drei ostafrikanische Sprachen in Schriftsprachen umwandelte und Wörterbücher von ihnen zusammenstellte. Ganz erblindet kehrte er 1875 nach Kornthal zu seinem Gefährten Krapf zurück, und beide waren mit der Drucklegung von seinem Wörterbuch der Kiniassa-Sprache beschäftigt, als er nach kurzer Krankheit starb.

v. Reinsberg (Freiherr Otto v. R.), starb am 26. October 1876 zu Stuttgart. Bis zu seiner Vermählung mit der Schriftstellerin Ida v. Düringsfeld im Jahre 1845 preußischer Reiteroffizier, machte er später die Sitten und Volksgebräuche, Feste, Sprichwörter u. s. w. zu seinem Specialstudium und befand sich dabei fast beständig auf Reisen; längere Zeit verweilte er so in Italien, der Schweiz, Breslau, Dalmatien, Belgien, Frankreich, Prag und Dresden. Theils im Verein mit seiner sprachkundigen Gattin (geboren 12. November 1815 zu Militsch in Schlesien, gestorben 26. October 1876 zu Stuttgart), theils allein gab er eine Anzahl auf die erwähnten Stoffe bezüglicher Werke heraus, so „Aus Dalmatien" (1859), den „Calandrier belge", das Lebensbild der Blomingen „Von der Schelde bis zur Maas", „Das Sprichwort als Kosmopolit" (Leipzig 1863, 3 Bde.) sowie ein großes Werk über die Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen in vergleichender Zusammenstellung (1872 u. ff.). Von ihm allein rühren her: „Festländer in Böhmen", „Die Frau im Sprichwort", „Das Kind im Sprichwort", „Internationale Titulaturen", „Das festliche Jahr", „Katechismus der Kalenderkunde" u. s. w. Auch der „Globus" hat an ihnen treue Mitarbeiter verloren.

Siegismund (Dr. Justus), geboren 1851 in Leipzig, wo er auch studirte. Nachdem er in Gemeinschaft mit Dr. Deecke sich um die Entzifferung alt-cyprischer Inschriften große Verdienste erworben hatte, wurde er, inzwischen am protestantischen Gymnasium zu Straßburg angestellt, von der königl. sächsischen Regierung nach Cypern gesendet. Zunächst studirte er in Athen das Neugriechische; dann besuchte er auf Cypern Nikosia und Famagosta, später Limnsol und fand unweit davon beim Dorfe Agios Tychon am 20. März 1876 seinen Tod durch einen Sturz in ein tiefes antikes Felsengrab.

Smith (George), englischer Assyrologe, geboren am 26. März 1840 in Chelsea, gestorben 19. August 1876 in Aleppo. Er genoß nur bis zu seinem fünfzehnten Jahre Schulunterricht und erlernte dann das Graviren und Drucken von Banknoten, dabei stets sich weiterbildend und seit 1857 sich dem Studium des Assyrischen zuwendend, und zwar mit solchem Erfolge, daß er seit 1867 den dritten und vierten Band von „The Cuneiform Inscriptions of Western Asia" zusammen mit Sir H. Rawlinson bearbeitete und (1870 und 1875) herausgab und 1870 am Britisch Museum angestellt wurde. 1871 erschien seine „Geschichte Assurbanipal's (Sardanapal's) nach den Keilinschriften." Seine Auffindung des assyrischen Berichts über die Sintfluth (1872) bewog die Besitzer des Daily Telegraph, ihn nach Ninive zu senden, wo er in Kujundschik erfolgreiche Ausgrabungen machte, die er 1874 auf Kosten des Britisch Museum weiterführte. Beide Reisen beschrieb er in den „Assyrian Discoveries" (London 1875. — Vergl. die ausführliche Besprechung in „Globus" XXVII, S. 172); im selben Jahre veröffentlichte er „The Assyrian Eponym Canon" und „The Chaldaean Account of Genesis". Auf der dritten Reise 1876, welche wegen der in Boghdad herrschenden Pest und der politischen Lage der Türkei wenig Ausbeute ergab, erlag er in Aleppo den Anstrengungen. Zuvor hatte er auf der Hinreise mehrere alte Trümmerstätten am Euphrat erforscht.

Strange (Alexander), englischer Oberstlieutenant und astronomischer Assistent bei der Landesaufnahme von Indien geboren 27. April 1818, trat 1834 in ein indisches Reiter-

regiment. General Worſter wurde dort auf ihn aufmerkſam und unterrichtete ihn im Gebrauch aſtronomiſcher und geodätiſcher Inſtrumente, deren Anfertigung ſelbſt Strange erlernte. 1847 erhielt er eine Anſtellung bei der großen indiſchen Landesaufnahme, an welcher er bis 1857 mitarbeitete, zuerſt zwiſchen Sirondſch in Central-Indien und Karatſchi quer durch die große indiſche Wüſte, ſpäter an der Oſtküſte Indiens. Dann kehrte er 1861 nach England zurück, wurde 1862 Inſpector der für Indien beſtimmten wiſſenſchaftlichen Inſtrumente und nahm bis zu ſeinem am 9. März 1876 zu London erfolgten Tode regen Antheil an den dortigen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften.

Ule (Dr. Otto), Naturforſcher und Geograph, geboren als Sohn eines Geiſtlichen am 22. Januar 1820 in Laſſow bei Frankfurt a. d. O., geſtorben zu Halle am 7. Auguſt 1876 an einer Tags zuvor bei einem Brande empfangenen ſchweren Verletzung. 1830 bis 1840 beſuchte er das Frankfurter Gymnaſium und bezog dann die Univerſität Halle (ſpäter Berlin), wo er ſich bald von der Theologie ab den Naturwiſſenſchaften und der Philologie zuwandte. 1845 promovirte er, beſtand ſein Oberlehrerexamen und abſolvirte ein Probejahr in Potsdam. Durch das Erſcheinen von Humboldt's „Kosmos“ wurde er dann auf ſeinen eigentlichen Lebensberuf, die Populariſirung der Naturwiſſenſchaften, hingeführt: er hielt zunächſt in Anlehnung an den „Kosmos“ im Winter 1847/48 in Frankfurt a. d. O. Vorträge über das Weltall, die reichen Beifall fanden. Im Jahre 1848 arbeitete er begeiſtert für die Ziele der äußerſten Linken zuerſt in Frankfurt, dann in den Kreiſen Bitterfeld-Delitzſch und wurde Lehrer der Naturwiſſenſchaften und der Mathematik an der Fortbildungsſchule eines Geſinnungsgenoſſen, des Predigers Hildenhagen in Quetz. Der Sieg der Reaction und die Auflöſung dieſer Schule trieben ihn nach Halle, wo er wieder ganz den Wiſſenſchaften lebte. Eine 1850 erſchienene Schrift: „Die Raumtheorie des Ariſtoteles und Kant's“, ſollte ſeine Habilitirung einleiten, welche jedoch in einer Aera Pernice nicht zu erlangen war. Daher blieb er während der fünfziger Jahre auf literariſche Thätigkeit und populäre Vorträge angewieſen. Noch 1850 erſchien in drei Bänden „Das Weltall“; ein volksthümlicher Kosmos; dann ſeit 1852 bis heute im Vereine mit Karl Müller die Zeitſchrift „Die Natur“ zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Erkenntniß und Naturanſchauung; „Die Wunder der Sternenwelt“; „Die Erde“, eine Umarbeitung des E. Réclus'ſchen Werkes „La terre“; „Warum und Weil“ und „Jahr und Tag in der Natur“. Seit 1863 nahm er wieder am politiſchen und öffentlichen Leben Theil, dauernd als Publiciſt, 1863 bis 1865 als Landtagsabgeordneter, ſpäter in den verſchiedenſten Vereinen und Corporationen Halles, theils als Vorſitzender, theils als Lenker eines Ausſchuſſes oder als einfaches Mitglied. — Für die Erforſchung Innerafrikas war er beſonders thätig, und der halliſche „Verein für Erdkunde“ dankt ihm ſein Entſtehen. Als Commandanten der von ihm errichteten freiwilligen Feuerwehr traf ihn der tödtliche Stein. — Trotz dieſer Vielſeitigkeit blieb er aber immer der eine, ganze Mann; trotz ſeiner Beſchäftigung mit dem Praktiſchen und der Unerbittlichkeit ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Methode der reine Idealiſt, trotz ſeines Parteiſtandpunktes ein gerechter Vermittler.

Walpole (Frederick), geboren 18. September 1822, geſtorben 1. April 1876. Er trat 1837 in die Marine und diente in China, im Mittelmeere und 1844 bis 1848 auf dem „Collingwood“ in der Südſee, welch' letztere Fahrt er 1849 in „Four years in the Pacific in H. M. S. „Collingwood“ beſchrieb. Dann bereiſte er 1849 Meſopotamien und Armenien und ſtudirte 1850 die Aſſyrier in Syrien („The Ansayrii and the Assassins, with Travels in the Further East“, 3 Bde 1851). Im Krimkriege, wo ſeine Kenntniß des Orients von großem Nutzen war, befehligte er Baſchi-Bozuks und blieb ſpäter nach Jahre lang im Orient, den er wiederholt beſuchte.

White (George Boyle), geboren am 24. Auguſt 1802 in Cook (Irland), ſtarb am 25. Mai 1876 in Double Bay, Colonie Neu-Süd-Wales. Er traf im Jahre 1826 in Sydney ein und begleitete im Jahre 1831, als Zweiter im Commando, den Sir Thomas Mitchell auf ſeiner berühmten Entdeckungsreiſe. Er war auch der erſte, welcher die Liverpool Plains ſah und erforſchte.

Zwecker (Johann Baptiſt), geboren 18. September 1815 in Frankfurt am Main, bildete ſich in Düſſeldorf zum Künſtler und lebte ſeit 1852 in England. Er beſaß eine wunderbare Gabe, nach unvollkommenen Skizzen oder nach der bloßen Beſchreibung fremde Scenerien zu entwerfen, ſo daß er eine große Zahl engliſcher Reiſewerke von Atkinſon, Livingſtone, Anderſſon, Petherick, Winwood Reade, Stanley, Sir S. Baker, Du Chaillu, Bates und Macgregor mit ſeinen Zeichnungen ſchmückte. Er ſtarb am 10. Januar 1876 in London.

Außerdem ſind von im Jahre 1876 verſtorbenen Linguiſten, vorzüglich Orientaliſten, zu nennen:

Childers (geb. 1838, geſt. 25. Juli), der Verfaſſer einer Pali-Grammatik und neben Burnouf und Fausböll Begründer des Pali-Studiums.

Diez (geb. 15. März 1794 zu Gießen, geſt. 29. Mai zu Bonn), der Begründer der romaniſchen Philologie. Sein Hauptwerk iſt die dreibändige „Grammatik der romaniſchen Sprachen“ (1836 bis 1842).

Haug (geb. 30. Januar 1827 zu Oſtdorf in Württemberg, geſt. 3. Juni zu Ragaz), Profeſſor des Sanskrit in Puna und München, berühmt durch ſeine Arbeiten über Zend, Pehlevi, Sanskrit, über die Parſis und den Brahmanismus.

Lassen (geb. 22. October 1800 zu Bergen in Norwegen, geſt. 9. Mai als Profeſſor zu Bonn), gleichfalls einer der erſten Sanskritaner. Außer ſeinen ſanskritiſchen und prakritiſchen Werken veröffentlichte er 1844 bis 1858 „Indiſche Alterthumskunde“ (3 Bde), 1836 „Die perſiſchen Keilinſchriften“, 1838 „Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige“ u. ſ. w.

von Mohl (geb. 25. October 1800 zu Stuttgart, geſt. 4. Januar 1876 zu Paris). Von ihm erſchienen „Fragmente über die Religion des Zoroaſter“, lateiniſche Ueberſetzungen des „Schi-king“ von Confucius und des älteſten Buches der Chineſen, des „I-king“, ſowie eine Bearbeitung des Schahnameh von Firduſi für die „Collection orientale“ und viele Artikel im „Journal asiatique“.

Wilson (geb. 11. December 1804, geſt. 1. December 1875 zu Bombay), ausgezeichneter Kenner des Sanskrit, Zend und Pehlevi. Bereiſte auch 1843 Paläſtina und gab 1847 „Lands of the Bible“, zwei Bände über Topographie und Ethnographie Paläſtinas, heraus.

(Nachträge in einer ſpäteren Nummer.)

Ueberſicht der 1875 im aſiatiſchen Rußland ausgeführten geodätiſchen und topographiſchen Arbeiten[1]).

R. K. Seit langer Zeit beſteht in Rußland die Gewohnheit, zu Anfang März jeden Jahres alle im vorhergehenden Jahre im ganzen Reiche ausgeführten geodätiſchen und topographiſchen Arbeiten dem Kaiſer zu unterbreiten. So kurze Zeit auch dieſelben nur im Winterpalaſte ausliegen, ſo beſitzt dieſe Ueberſchau doch für die dabei Anweſenden ein großes wiſſenſchaftliches Intereſſe, weil man da nicht nur die allerneueſten Neuigkeiten aus der Geographie des Weltreiches kennen lernen, ſondern dieſelben auch alle zuſammen in ſyſtematiſcher Reihenfolge ſehen und darum belehrende Vergleiche über die Thätigkeit der Geodäten und Zeichner in den verſchiedenen Theilen Rußlands anſtellen kann. Die Ueberſicht der Arbeiten van 1875 war von hervorragendem Intereſſe, namentlich wegen der Menge geographiſcher Materialien aus Aſien, welche nicht weniger als 104 Nummern zählten, darunter viele, welche aus einer großen Menge von Blättern beſtehen, ſo daß ſie einen weiten Raum in einem der größten Säle jenes Palaſtes bedeckten. Da lagen am 24. März 1876 gedruckte Karten, Reinzeichnungen von Aufnahmen, die Croquis ſelbſt, theils mit Inſtrumenten, theils nur nach dem Augenmaße aufgenommen, ſowohl von großen Landſtrichen als auch von einzelnen, irgendwie intereſſanten Oertlichkeiten, Photographien dieſer Zeichnungen, erläuternde Denkſchriften und ſchließlich einige Werke über Aſien in Manuſcript oder Druck. Eine kurze Aufzählung nur der wichtigſten dieſer Arbeiten läßt erkennen, mit welchem Eifer der ruſſiſche Generalſtab beſtrebt iſt, das ungeheure Reichsgebiet mehr und mehr unſerer Kenntniß zu erſchließen, und daß ſich dieſer umfaſſenden Thätigkeit der Ruſſen nur die zweier anderen Nationen, der Engländer in Indien und der Nordamerikaner in den Vereinigten Staaten, an die Seite ſtellen laſſen.

Allgemeine Aufmerkſamkeit erregt zunächſt die Walſchew'ſche Aufnahme des Tatariſchen Meerbuſens und des Japaniſchen Meeres von der de-Caſtries-Bay bis zur Plaſtun-Bucht, über welche ſchon auf S. 46 dieſes Bandes Einzelheiten mitgetheilt wurden. Sie hat den Maßſtab von 1 Werſt auf den Zoll und umfaßt 47 Blatt (excl. das Sammelblatt und die Ueberſichtskarte). Dieſe lange erſehnte Arbeit ergänzt endlich eine Lücke, welche zur Zeit der großen geographiſchen Thätigkeit in Oſtſibirien unter dem Generalgouverneur Graf Murawjew-Amurski in der Kenntniß des peimorskiſchen Kreiſes geblieben war. Man erfuhr dabei auch, daß in der Nähe des Japaniſchen Meeres in den Thälern der Küſtenflüſſe eine ganze Reihe von Niederlaſſungen van Chineſen nnd Orotſchen (zum tunguſiſchen Stamme gehörig) exiſtirt, und daß ſich dieſe Leute nicht nur mit Fiſchfang, ſondern auch in ausgedehntem Maße mit Ackerbau beſchäftigen. Bisher wußte man van chineſiſchen Ackerbauern im Amurlande nur um Aigun, alſa hart an der chineſiſchen Grenze (ſ. Ratzel, Die chineſiſche Auswanderung S. 108).

Eine zweite große Arbeit über Oſtſibirien iſt die Marſchroute längs der Flüſſe Schilka, Amur, Uſuri und Sungari und von da über Land nach Wladiwoſtok[1]). Eigentlich iſt das keine Novität, weil ihr eine frühere Aufnahme zu Grunde liegt; aber einmal haben wir hier zum erſten Male den ganzen großen Waſſerweg auf dem Amur und Uſuri in einem Maßſtabe (5 Werſt auf den Zoll) dargeſtellt, und dann ſind auf der neuen Karte die genauen Lagen aller ruſſiſchen Dörfer am Amur angegeben, welche nicht ſelten aus dem Ueberſchwemmungsgebiete des Fluſſes weiter landeinwärts verlegt worden ſind. Auf ihr findet man auch zum erſten Male die Lage des großen koreaniſchen Dorfes am mittlern Amur unterhalb des Chingan angege-

[1]) Nach der ruſſiſchen Mittheilung Wenjukow's in „Nachrichten der Kaiſ. Ruſſiſchen Geogr. Geſ." 1876, Heft 2, S. 136 f.

[1]) Ueber Wladiwoſtok haben wir jüngſt durch Capt. Knorr, Commandanten des deutſchen Kriegsſchiffes „Hertha", zuverläſſige Nachrichten erhalten (ſ. Annalen der Hydrographie 1876, Heft III, S. 90 f.). Es heißt dort: So geeignet wie die übrigen hydrographiſchen Verhältniſſe den Hafen van Wladiwoſtok als Kriegshafen erſcheinen laſſen, ſo ſchwer fällt das jährlich fünfmonatliche Zufrieren dagegen in die Wagſchale (der Ort liegt, nebenbei bemerkt, unter gleicher Breite mit Morſeille). Dieſer nnd andere Gründe haben möglicherweiſe dazu beigetragen, daß bis jetzt zur Anlage einer Kriegswerft ſo gut wie nichts geſchehen iſt. Von dem ſeiner Zeit von Sr. Majeſtät Schiff „Nymphe" gemeldeten Dock iſt nichts mehr zu ſehen; an die beabſichtigte Erbauung von Leuchtthürmen ſcheint ebenſo wenig gedacht zu werden, als an die Herſtellung etwaiger Befeſtigungswerke, ſelbſt nicht an die Legung von Seezeichen. Die vorhandenen Werft-Anlagen beſtehen in einigen Schuppen zur Unterbringung der von Nikolajewsi übergeführten oder von Kronſtadt onkommenden Materialien und der Kohlen, in einer ziemlich großen Schiffsſchmiede nnd drei Baracken zur Caſernirung der am Lande ſtationirten Abtheilung (einer beſonders ſtarken Equipage von circa 2500 Mann) der ſibiriſchen Flotte. Dieſe letztere beſteht aus ungefähr 10 bis 12 kleinen Aviſos, Kanonenbooten und Transportfahrzeugen, die auf dieſer Station bis an ihr Ende verbleiben.

Wladiwoſtok ſelbſt beſteht aus einer Anzahl am nördlichen Ufer des Hafens, an dem Abhange des dortigen Höhenzuges zerſtreut erbauter Blockhäuſer nnd kleinerer Holzhütten und zählt insgeſammt etwa 4500 Seelen, welche, abgeſehen von dem Marine- und Militärperſonal und deren Familien, aus einigen armen, vom Fiſchfang lebenden Tataren, wenigen fremden Kaufleuten und hauptſächlich aus Chineſen und Koreanern beſtehen. Alle Lebensbedürfniſſe werden durch die vorhandenen ſieben kaufmänniſchen Firmen (davon 3 deutſche, 2 amerikaniſche, 1 engliſche und 1 ruſſiſche) eingeführt; denn außer ſchlechtem Rindfleiſch und etwas Kartoffeln und Kohl producirt das dortige Hinterland daſelbſt gar nichts, und nicht einmal Trinkwaſſer für Schiffe iſt zu bekommen. An die 1871 begonnene und noch 1875 (September) nicht vollendete Ueberſiedelung der ruſſiſchen Marinſtation von Nikolajewsi nach Wladiwoſtok knüpften ſich damals überall dort große Erwartungen. Man glaubte darin die Entſtehung eines großen Kriegshafens nnd Handelsplatzes und damit die Eröffnung aller noch unerſchloſſenen Hülfsquellen eines an und für ſich reichen, jedenfalls ausgedehnten Hinterlandes, eines nach verhältnißmäßig neuen und unbetretenen Handelsweges mit Sicherheit erblicken zu dürfen." Nach dem, was Capitän Knorr aber damals dorüber erfahren konnte, hat Wladiwoſtok vorläufig ſeinen Höhepunkt erreicht. Der Schiffahrtsverkehr mag bis zur Beendigung der Ueberführung der Vorräthe aus Nikolajewsk derſelbe bleiben oder gar noch etwas zunehmen, der eigentliche Handel wird dadurch kaum betroffen werden. (In den vier Jahren 1872 bis 1875 liefen daſelbſt ein reſp. 18, 28, 37 und 34 Schiffe, davon reſp. 8, 10, 12, 11 deutſche). Von induſtriellen Unternehmungen iſt nur eine ſolche zu verzeichnen, welche wenigſtens nnabhängig von der nnmittelbaren Verwerthung am Orte iſt: eine deutſch-oſtſibiriſche und eine amerikaniſch-ruſſiſche Firma haben nach langen Bemühungen und unter drückender Belaſtung Goldwäſchereien auf der Inſel Askold ins Leben gerufen, deren Gewinnnutzung übrigens noch nicht erprobt iſt. Die durch die vorhandenen Firmen am Orte ſtattfindende Concurrenz reicht für die Zahl der Bevölkerung hin, trotzdem ſie ſämmtlich und beſonders die deutſchen Kaufleute gute Geſchäfte zu machen ſcheinen.

den; daſſelbe, Blagoslowenny mit Namen, iſt das blühendſte im ganzen Amurkreiſe, zählt an 120 Gehöfte, einen Tempel, eine Dorfſchule u. ſ. w. Dazu kommen Detailpläne der wichtigſten Orte im dortigen Kreiſe: Blagowjäſchtſchensk, Chabarowka, Nikolajewsk, Wladiwoſtok u. ſ. w. Von letzterm liegt nun der erſte Plan vor; es iſt erſichtlich auf großem Fuße angelegt, denn es dehnt ſich einige Werſt am Norduſer des „Goldenen Hornes“ aus. Es wird dort ſchon ein Dock für Schiffsreparaturen gebaut; aber der Weg ins Innere des Landes längs des Suifun iſt noch völliger Saumpfad, obwohl in der Stadt jetzt der Gouverneur der ganzen Küſtenprovinz, welche bekanntlich bis an die Behrings-Straße und das nördliche Polarmeer ſich erſtreckt, reſidirt. Daß noch keine gute Fahrſtraße erbaut worden iſt, daran iſt der kothige, gebirgige Boden Schuld. Aber wird nicht hierdurch ſowie durch die Lage der Stadt im äußerſten Süden der Provinz dargethan, daß Wlodiwoſtok wohl ein Haupthafen derſelben, nicht aber adminiſtratives Centrum eines ſo ausgedehnten Gebietes ſein kann? Lage und Plan von Chabarowka zeigen zweifellos, daß der Regierungsſitz der Küſtenprovinz und vielleicht auch des ganzen Amur-Kreiſes früher oder ſpäter zum Wohle des Landes dorthin, nach der Mündung des Uſuri, überſiedeln wird.

Unter den Arbeiten der oſtſibiriſchen Topographen-Section erregen endlich noch die erſten Anfänge einer geodätiſchen Triangulation von Transbaikalien Aufmerkſamkeit, und zwar im Kreiſe Nertſchinsk, von wo ſich dieſelbe weiter ausdehnen und der Karte von Oſtſibirien eine feſte Grundlage geben ſoll. Denn letztere iſt bis heutigen Tages keine Aufnahme, ſondern lediglich eine auf ein paar aſtronomiſche Punkte geſtützte Combination von Routen und topographiſchen Skizzen, welche bedeutende Fehler aller Art enthält.

Weſtſibirien beſitzt bekanntlich ſchon eine Specialkarte im Zehn-Werſt-Maßſtabe; allein ihre geodätiſche Grundlage iſt ſo ſchwankend, daß der dortigen militär-topographiſchen Abtheilung die nicht unbedeutende Aufgabe bevorſteht, mit Hülfe genauerer Materialien die ganze Karte von Grund aus umzuarbeiten. Behufs Erlangung aſtronomiſcher Bojen arbeitet dort Miroſchnitſchenko fleißig, und die Sectionstopographen machen neue Aufnahmen, welche bis jetzt 18 Blatt (im Maßſtabe von 2 Werſt auf den Zoll) im jenſeit des Irtyſch gelegenen Theile des Diſtricts von Semipalatinsk umfaſſen.

Auch die orenburgiſchen Arbeiten haben einige Nummern von großem Intereſſe aufzuweiſen, ſo beſonders die Marſchroute vom See Sam nach dem See Barſa-Kilmes (weſtlich vom Aidugir und Aral) auf dem Uſt-urt-Plateau (im Maßſtabe von 2 Werſt auf den Zoll) nebſt Nivellement, welches ſich an das Arala-Kaſpiſche vom Jahre 1874 anſchließt. Ferner ſind zwei ſchöne Karten zu erwähnen vom orenburgiſchen Kazakenlande im Fünf-Werſt-Maßſtabe und von der Bukejew'ſchen Horde (10 Werſt = 1 Zoll), beide einen namhaften Fortſchritt in der Kenntniß jener Gebiete bezeichnend; ſodann die Aufnahme des Diſtricts Nikolajew der Provinz Turgai (1 Werſt = 1 Zoll) und Pläne der Arbeiten in den Salinen von Iletzk und in den Kohlengruben am Fluſſe Utd und Surjanjam.

Umfangreich vor allen aber ſind die Arbeiten der kaukaſiſchen militär-topographiſchen Section unter Leitung des bekannten J. J. Stebnizki. Da iſt zuerſt eine Karte des transkaſpiſchen Gebietes (20 Werſt = 1 Zoll), auf welcher alle vorhandenen genauen aſtronomiſchen und topographiſchen Daten verzeichnet ſind, und welche ſo recht zeigt, wie viel noch zur Erforſchung dieſes Theiles von Centralaſien zu thun übrig bleibt. Ferner eine Aufnahme des Theiles des Uſboi zwiſchen Sary-Kamyſch und dem Brunnen Bala-iſchem aus dem Jahre 1875 (vergl. „Globus“ XXIX, S 184 ff.). Daran ſchließt ſich ſüdlich eine vortreffliche Karte von Perſien (20 Werſt = 1 Zoll) in 12 Blatt [1]), von einem hochgelehrten „Erläuternden Memoir“ von Stebnizki in Geſtalt eines ſtarken Bandes begleitet. Dieſes Werk iſt noch Manuſcript, aber fertig für den Stich, der in Tiflis ausgeführt werden ſoll; in Petersburg lagen nur zwei Photographien von ihr aus. — Aus Perſien war außerdem noch eine Marſchroute vom Meerbuſen von Enſeli bis Teheran (2 Werſt = 1 Zoll) in 12 Blatt da. Sehr intereſſant iſt eine kleine (40-Werſt-Maßſtab) hypſometriſche Karte des Kaukaſus, welche als Grundlage für eine rationelle Terrainzeichnung in allen Darſtellungen des kaukaſiſchen Iſthmus dienen ſoll. Solche Vorbilder in kleinerm Maßſtabe ſind von großem Werthe, um danach auf mehrblättrigen Specialkarten in die Terraindarſtellung größere Harmonie zu bringen. Daß letztere manchmal nicht erreicht wird, zeigte die Karte der europäiſchen Türkei des Oberſten Artamonow ſowie die große Karte von Kleinaſien von Stebnizki. Auf letzteres Land bezogen ſich noch zwei Sectionen einer fünfwerſtigen Karte der türkiſchen Grenzgebiete, welche Adſcharien und einen Theil des Bilajet Trapezunt darſtellen.

An die orenburgiſchen und kaukaſiſchen Aufnahmen ſtoßen ſüdlich die Arbeiten der turkeſtaniſchen topographiſchen Section an, welche ſich diesmal hauptſächlich auf die Erforſchung von Ferghana richteten, wo 1875 ſo viel kriegeriſche Bewegungen ſtattfanden. Zehn Marſchrouten in verſchiedenem Maßſtabe und nach verſchiedenen Richtungen hin aufgenommen trugen viel zur Verbeſſerung unſerer Kenntniſſe vom einſtigen Chanate von Chokand bei. Mit ihrer Hülfe wurde eine intereſſante Karte des Kreiſes Namangan compilirt, die man beſſer als Karte des Thales von Ferghana bezeichnen könnte, da ſie nicht nur Namangan, ſondern auch Chokand, Margilan, Andidſchan u. ſ. w. bis zum Fuße des ſüdchokandiſchen Gebirges umfaßt.

Eine Novität iſt die Aufnahme der Wüſte Mojun-kum ſüdlich vom Tſchu-Fluſſe, und eine Menge topographiſcher Details über ſchon bekannte Gebiete bieten die Aufnahmen der Umgebungen von Samarkand, Dſchizak, Chodſchent u. ſ. w. Nebenbei bemerkt haben die Aufnahmen der Zeraſſchan-Abtheilung jetzt in der zwiſchen Samarkand und Katty-kurgan ausgeführten Triangulation eine gute Baſis. Eine ebenſolche wurde bei Taſchkent vorgenommen; aber leider ſind beide bis jetzt nicht in Verbindung gebracht worden. — Als letzte Arbeit dieſer Abtheilung ſei die Karte von Hiſſar erwähnt, deren Reduction in Nro. 1 dieſes Bandes (S. 9) zu finden iſt.

Die militär-topographiſche Section des Generalſtabes, bei welcher alle geodätiſchen und topographiſchen Arbeiten im Reiche zuſammengeſtellt werden, hatte eine photographiſche Copie der Karte des oſtaſiatiſchen Rußland (im Maßſtabe von 100 Werſt auf den Zoll) eingeſandt, deren Manuſcriptzeichnung auf der Ausſtellung des Pariſer geographiſchen Congreſſes wegen der Fülle des darin verarbeiteten Materials die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie wird bei ihrem Erſcheinen ſicher einen großen Erfolg haben, wie ihn ihrer Zeit die bekannte Karte von Central-Aſien (im gleichen Maßſtabe), welche ebenfalls in verbeſſerter Geſtalt ausgelegt war, gehabt hatte. Außer den vielfach verbeſſerten

[1]) Auch in England gab kürzlich Major St. John eine große, ſechsblätterige Karte von Perſien heraus, die aber, wie ſchon ein flüchtiger Blick lehrt, an bedeutenden Lücken in Folge von Vernachläſſigung manches allgemein zugänglichen, authentiſchen Materials leidet.

und in neuer Auflage erſchienenen Karten des orenburgiſchen Kreiſes und von Weſtſibirien iſt zum Schluſſe noch eine ſchöne heliogravirte Karte von Chiwa und dem Unterlaufe des Amu zu erwähnen, welche für die Beſchreibung der 1873er Expedition nach Chiwa hergeſtellt iſt. Dieſelbe würde ohne Zweifel das Publicum nicht nur Rußlands, ſondern auch des Auslands ſehr intereſſirt haben, wenn nicht ſchon eine Copie von ihr in England erſchienen wäre und zwar als Beilage zur Beſchreibung der Amu-Darja-Expedition von 1874 (vergl. „Globus“ XXVI, S. 255, XXVII, S. 30), welche von Major Wood verfaßt und nebſt verſchiedenen Profilen, Querſchnitten und Tabellen im Journal der Roy. Geographical Society of London 1875 erſchienen iſt.

Eine Anzahl militär-ſtatiſtiſcher Publicationen über Aſien, Eigenthum M. Wenjukow's, waren gleichfalls ausgeſtellt, nämlich „Verſuch einer militäriſchen Ueberſicht der ruſſiſchen Grenzen in Aſien“, „Kurze Skizze von Indien“, Schriften über die Kurden und die bewaffnete Macht Japans und Chinas nebſt einer Karte ihrer Vertheilung und Bericht über die Heere des aſiatiſchen Rußland, China, Japan, Engliſch-Indien, Oſtturkiſtan und der aſiatiſchen Türkei. Intereſſant iſt auch eine neue Publication des orientaliſch-wiſſenſchaftlichen Comites über die Streitkräfte des ottomaniſchen Reiches mit einer genauen Karte über deren Vertheilung zu Anfang 1876. Es erhellt aus dieſen Arbeiten, daß Aſien mit Ausſchluß von Birma, Annam, Afghaniſtan, Beludſchiſtan, Buchara ſowie der niederländiſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Colonien nicht weniger als 1,384,000 Soldaten unterhält.

Zum Schluß ſei die chineſiſche Collection der Herren Sasnowski und Pjaſezki erwähnt, beſtehend aus einer Menge von Objecten des chineſiſchen Lebens, Producten der Induſtrie, Photographien und Aquarellen, und vor allem jene große Routenaufnahme des Herrn Matuſowski von Han-kau am Jang-tſe-kiang bis zum Zaiſan-Paſſen an der ruſſiſch-chineſiſchen Grenze (vergl. „Globus“ XXX, S. 171).

So ſind es wenige Länder in Aſien, welche im Jahre 1875 nicht in irgend einer Hinſicht vom ruſſiſchen Generalſtabe einer fruchtbringenden Aufmerkſamkeit gewürdigt worden wären, und mehr und mehr muß ſich der Geograph gewöhnen, für den Weſten, Norden und Oſten Aſiens auch auf ruſſiſche Quellen zurückzugreifen.

Aus allen Erdtheilen.

Geographiſche Nachrichten aus Aſien.

— Die ſtete Bedrückung der Armenier durch die Kurden, wie wir ſie in den Artikeln „In Türkiſch-Armenien“ („Globus“ XXX, Nro. 21 bis 24) und wie ſie die Armenier von Wan ſelbſt in der Bittſchrift an ihren Patriarchen in Conſtantinopel (ſ. „Globus“ XXX, S. 367) geſchildert haben, iſt jetzt durch eine neue Unthat ihrer türkiſchen Herren übertroffen worden. Die „Mail“ vom 2. Februar 1877 veröffentlicht Briefe aus Wan, welche die Einäſcherung des dortigen Bazars und eines Theiles der Stadt durch türkiſche Soldaten conſtatiren. Einige derſelben legten kurz vor Sonnenuntergang am 30. November an einer Bude Feuer an, welches in ſechs Stunden ſechshundert Buden verzehrte. Die zum Retten ihrer Habe herbeieilenden Armenier wurden von den plündernden Soldaten und Gensdarmen mit Gewalt daran gehindert, verwundet und zum Theil erſchlagen. Eine große Anzahl wohlhabender Leute ſind dadurch zu Bettlern geworden; die Armuth iſt ſo allgemein, daß man die Schulen wegen mangelnder Mittel hat ſchließen müſſen. Den Verluſt an Waaren, Geld, Gebäuden u. ſ. w. ſchätzt man auf ¼ bis ½ Million türkiſcher Pfund (à 18½ Mark), ein tödtlicher Streich für eine Stadt von 12,000 bis 15,000 Einwohnern. Viele derſelben von armeniſcher Nationalität rüſten ſich, Wan ganz zu verlaſſen. — Ein ähnliches Attentat auf den Bazar von Erzerum Seitens der türkiſchen Soldaten iſt durch den Oberbefehlshaber Sanib Paſcha noch glücklich vereitelt worden („Mail“ vom 14. Februar 1877).

— Nach den „Bakuer Nachrichten“ hat General Lamakin, welcher das ſchon von uns („Globus“ XXXI, Nro. 4, S. 64) erwähnte Brunnengraben im Usbai leitet, in einer Entfernung von 20 Werſt von Köne-Urgendſch im Chanat Chiwa, am Wege von Krasnowodsk und am großen aus dem Amu-Darja abgeleiteten Canale die Stelle für eine künftige Befeſtigung und Factorei ausgewählt. Eine zum Nivelliren ausgeſandte Expedition führt ihre Arbeiten unter Oberſt Pjetraſſewitſch im alten Bette des Amu-Darja aus und befindet ſich jetzt zwiſchen Sary-Kamyſch und Köne-Urgendſch. Während der Zuſammenkunft des Generals mit dem Chan von Chiwa in dem ruſſiſchen Lager bei Köne-Urgendſch wurden auch darüber Berathungen gepflogen, daß die nomadiſirenden dem Chan unterworfenen Stämme mit ſeiner Regierung ungemein unzufrieden ſeien und vorzüglich über die unerſchwinglichen Abgaben ſowie über die Beſtechlichkeit der Beamten klagten, infolge deſſen ſie ſich ſogar ſchriftlich an die Ruſſen gewandt und dieſelben gebeten haben, ſie gegen die Uebergriffe der chiwaiſchen Beamten zu ſchützen und ihnen eine ruſſiſche Adminiſtration zu geben. Der Chan geſtand ſeine Ohnmacht, das Volk zu regieren, ein, erklärte dem Willen deſſelben nicht entgegen handeln zu wollen und bat, daß ihn die ruſſiſche Regierung von der Laſt des Regierens befreien, das Chanat an ſich nehmen und ihm ſelbſt die Mittel zum Unterhalte gewähren möge. (A. K.)

— Capitän Wiggins („Globus“ XXX, S. 128), welcher im vorigen Sommer etwas ſpäter als Prof. Nordenſkjöld nach dem Jeniſſei ſegelte, hielt ſich zuerſt verſchiedene Wochen in der Podarata-Bucht, Dr. Finſch's und Dr. Brehm's vergeblich erſtrebtem Ziele, auf, beendete die Unterſuchung derſelben und fand einen guten Hafen. Beim Weiterfahren entdeckte er eine große Inſel an der Mündung des Ob ſowie neues rentthierreiches Land auf dem Wege nach dem Jeniſſei (wohl identiſch mit der am 15. Auguſt von Nordenſkjöld entdeckten Sibiriakow-Inſel (ſ. „Globus“ XXX, S. 351). Obwohl das Kariſche Meer viel Eis enthielt, fand er doch die Luft- und Waſſertemperaturen, wie im Jahre 1874, außerordentlich warm. Dann fuhr er den Jeniſſei auf eine Strecke von circa 1000 Werſt bis zum Einfluß der von Oſten kommenden Kureika hinauf. Auf dieſer Strecke iſt der Strom — wie er unlängſt in einer Sitzung der „Geſellſchaft für Förderung der ruſſiſchen Kauffahrteiſchifffahrt“ erklärte — für Dampfer von circa 700 Tonnen vollkommen ſchiffbar; der Waarenaustauſch zwiſchen Europa und Aſien könne auf dem von ihm benutzten Seewege während einer gewiſſen Navigationsperiode ſtattfinden und das Eis des Kariſchen Meeres böte für die Schifffahrt keine Gefahr. Die Temperatur des letztern ſei beträchtlich hoch, was ſich durch einen Zufluß von Waſſer aus dem Golfſtrome erkläre.

— Pewtſaw's Reiſe nach Gutſchen. Wie wir auf S. 156 des vorigen Bandes mittheilten, ſchloß Sasnowski mit dem Obercommandanten der gegen Yakub Beg von Kaſchgar operirenden chineſiſchen Truppen, Tſo-tſchung-tang, einen Vertrag wegen Proviantlieferung nach Gutſchen ab. Die

Digitized by Google

Russen unterließen nicht, der im November 1875 abgehenden Getreidekarawane in der Person des Hauptmanns im Generalstabe Pewtsow einen Begleiter mitzugeben, welcher das Unternehmen durch seine Arbeiten zu einem für die Wissenschaft fruchtbaren gemacht hat. Auch für politische Zwecke Rußlands mögen seine Erfahrungen wie die der anderen Offiziere, welche in stets wachsender Menge China und die Mongolei in neuester Zeit durchreisen, von Werth sein. Pewtsow hat auf dem Wege vom Zaisan-Posten über Buluntochoi nach Gutschen (in der chinesischen Provinz Thianschan-pe-lu zwischen Urumtsi und Barkul) sieben Punkte astronomisch festgelegt, an drei Oeten magnetische Beobachtungen gemacht und fünfzehn Höhen sowie die Schneelinie im Thian-schan bestimmt. Außer seiner Marschroute von 845 Werst Länge und Plänen von Buluntochoi und Gutschen nebst Umgebung hat er ein Herbarium von circa 1000 Pflanzen, 123 Vogelbälge und 34 Säugethiere mit heimgebracht und diese Sammlungen der Russischen Geographischen Gesellschaft geschenkt.

— Major Majew, der Leiter der russischen Expedition nach Hissar (s. „Globus" XXXI, Nro. 1 und 2), beabsichtigt, sich zu Wasser nach einem der chinesischen Häfen und von da nach den Theepflanzungen im centralen China zu begeben und dann auf dem geraden Wege längs des Südrandes der Wüste Gobi durch chinesisches und koschgarisches Gebiet Taschkend zu erreichen. Er hat sich an die Russische Geographische Gesellschaft gewandt, um von ihr die nöthigen Anweisungen zu erhalten und etwaige Wünsche zu erfahren. Dieselbe will den Kriegsminister um seine Erlaubniß und Beihülfe angehen (Iswest. 1876, Heft 5, Theil 1, S. 157 und 190).

— Die indische Regierung beabsichtigt, mit Einwilligung der chinesischen Behörden eine Ueberland-Expedition von Peking nach Lhassa zu senden, welche die Hauptaufgabe hat, Handelsverbindungen zwischen Indien und Tibet anzuknüpfen.

— Am 13. Januar 1877 hat sich die Sumatra-Expedition der Holländischen Geographischen Gesellschaft in Nieuwediep eingeschifft. Dieselbe wird einen großen Theil ihrer Zeit auf die Erforschung der noch unbesuchten Landschaft Karintji am Oberlaufe des Djombi-Flusses verwenden, welche nach Angabe der Eingeborenen an nutzbaren Hölzern und Mineralien sehr reich sein soll. Bestätigt sich dies, so beabsichtigt man das Gebiet zu colonisiren. Die holländische Regierung beweist dem Unternehmen ein lebhaftes Interesse und hat der Expedition einen für eine zweijährige Fahrt vollständig ausgerüsteten Dampfer zur Verfügung gestellt.

Auch eine französische Gesellschaft, die der „cotons explorateurs", welche Colonisation und Erforschungsreisen verbinden will und von Mr. Brau de Saint-Pol Lias gestiftet worden ist (s. „Globus" XXX, S. 111), hat sich Sumatra als Operationsfeld erwählt. Eine erste Abtheilung, deren jede sowohl praktische (Arzt, Kaufmann, Landwirth, Ingenieur) als wissenschaftliche Mitglieder umfassen soll, hat sich an der Ostküste in Deli, wo ihr vom dortigen Sultan Land angewiesen worden ist, niedergelassen. Der Anfang ist keiner der besten: einheimische Räuberbanden, welche einen grimmigen Haß auf europäische Colonisten geworfen zu haben scheinen, haben mehrere benachbarte Pflanzungen überfallen, geplündert, verbrannt und die Bewohner mit ihren artförmigen Schwerten gräßlich zugerichtet. Es ist nur ein schwacher Trost, diese Bluthaten lediglich als Ausflüsse persönlicher Rache hinzustellen.

— Achille Raffray, ein französischer Reisender und Entomologe, welcher 1873 bis 1875 Abessinien und Ostafrika bereiste und seine Erlebnisse in einem 1876 in Paris erschienenen Buche beschrieb, befindet sich jetzt auf dem Wege nach Neu-Guinea und hat unlängst das Innere von Java durchwandert. Von hart will er Celebes besuchen, auf Amboina die malayischen Diener Beccari's in seinen Sold nehmen und dann nach Neu-Guinea fahren, um dort zoologischen und geographischen Forschungen nachzugehen.

— Ein deutscher Attaché im japanischen Ministerium des Innern, Herr Knipping, hat (nach L'Exploration, Nouvelles, Bogen 1, S. 11) nach zweijähriger Arbeit eine Karte von Japan im Maßstabe von 1:1,110,000 vollendet. Die Küsten sind nach den allerdings noch sehr unvollkommenen englischen Admiralitätsaufnahmen niedergelegt, und das Innere ist eine Combination der besten und genauesten einheimischen Karten, deren nicht weniger als 110 zu Rathe gezogen worden sind. Die alte historisch und geographisch begründete Eintheilung des Landes nach Clans (Kori) ist bekanntlich neuerdings einer administrativen in Fu und Ken gewichen, und letztere allein ist angegeben. Höhen, denen Herr Knipping selbst großes Studium und viel Beobachtung gewidmet hat, sind in Meter eingetragen. Hoffentlich übernimmt die japanische Regierung die Veröffentlichung dieser Arbeit, welche übrigens in ähnlichen gleichfalls nach unpublicirten Karten des Mr. Brunton und des Prof. von Richthafen (s. „Globus" XXXI, Nrn. 3, S. 42) Vorläufer oder Concurrenten besitzt.

— Reallehrer K. Merk, der Entdecker der Thoyinger Thierzeichnungen (s. vorigen Band S. 191), veröffentlicht im Archiv für Anthropologie (IX, Heft 4, S. 269) eine Erwiderung an Dr. Lindenschmit, woraus hervorgeht, daß ein gewisser Stamm aus Thayingen mit Hülfe eines Schülers aus Schoffhausen die bekannte Fälschung der Bären- und Fuchszeichnung ausgeführt hat. Die Echtheit der Renthier- und Pferdedarstellungen (vergl. „Globus" XXIX, S. 182 und 183) wird dagegen aufrecht erhalten.

— Eduard Mohr's Tod, den wir noch auf S. 159 bezweifelten, hat sich nur allzu rasch bestätigt. Der Reisende war nach den Zeitungen von Loanda am 16. November 1876 in Malange eingetroffen und hatte bei Custodio José de Sousa Machada, dem Wirthe des Lieutenant Lux und Dr. Pogge, Obdach gefunden; mit dessen Bruder Saturnina, wohl derselben Persönlichkeit, welcher Dr. Pogge die Erreichung der Residenz des Matiomwa zu verdanken hat, gedachte er in das Innere einzudringen. Allein die Schwermuth, welche ihn schon in den letzten Jahren in Europa mitunter überfiel, überkam ihn von Neuem; zwei Diener bestahlen ihn obendrein, was seine Erregtheit nur noch vermehrte. Der Unglückliche nahm Morphium, vielleicht in zu starken Dosen; es folgte ein Zustand völliger Betäubung und am 26. December machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft hat in ihm ihren letzten Reisenden, der sich Centralafrika zum Forschungsgebiete gewählt, verloren. Doch ist Aussicht vorhanden, wie Prof. A. Bastian am 3. März in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde mittheilte, daß kein Geringerer, als Dr. Gustav Nachtigal das Werk des verstorbenen Mohr aufnehmen wird.

Druckfehler. In Nro. 9, S. 136, Sp. 1, Z. 29 v. u. muß es statt „von Turkis (arabischer Race) bewohnt" heißen: „von Turkis (arischer Race) bewohnt". — Gerade dieses Auffinden von Ariern mit turanischer Sprache, die man bis dahin, ungesehen, für Turanier oder Mongalen auch der Race nach gehalten hatte, war ein unerwartetes und interessantes Ergebniß der Schlagintweit'schen Reisen. Red.
In Nr. 1, S. 3, Sp. 2, Z. 2 v. u. lies statt 527 Fuß — 275.

Inhalt: Peking und Umgebung IV. (Mit zwei Abbildungen.) — Paul Ibis: Auf Formosa. III. (Mit vier Abbildungen.) — Nekrolog II. (Schluß). — Uebersicht der 1875 im asiatischen Rußland ausgeführten geodätischen und topographischen Arbeiten. — Aus allen Erdtheilen: Geographische Nachrichten aus Asien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 4. März 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Peking und Umgebung.

VI.

Der chinesische Buddhismus.

Einen ungleich größern Einfluß und Bedeutung als der Taoismus hat jedoch in China der Buddhismus erlangt, dessen Einführung Kaiser Ming-ti von der Han-Dynastie im Jahre 64 unserer Zeitrechnung gestattete. Diesem soll im Traume ein Mann (Buddha), welcher in der Hand einen Bogen und zwei Pfeile hielt, erschienen sein, und der Traumdeuter — es ist das ein Hofamt in China — erklärte ihm, daß in Westasien ein goldenes Heiligenbild dieses Mannes, Fo genannt, existire; man solle das Bild und einige seiner Reliquien durch eine Gesandtschaft nach China holen lassen. Seitdem besteht der ideographische Charakter, mit dem die Chinesen Fo oder Buddha bezeichnen, aus dem Bilde eines Mannes, eines Bogens und zweier Pfeile zum Gedächtniß jenes Traumes, wenn nicht etwa die Sache, wie meist in solchen Fällen, umgekehrt liegt, und die erklärende Geschichte erst aus dem Zeichen entstanden ist. — Im Laufe eines Jahrhunderts dreitete sich dann der neue Glauben im Reiche der Mitte aus (zu einer Zeit wirkten allein in den Klöstern des nördlichen China an 3000 indische Priester) und hat seiner Zeit die dortige Civilisation mächtig unterstützt. An Anfeindungen hat es ihm natürlich zu keiner Zeit gefehlt, und noch heute verwünschen die Philosophen aus der Schule des Confucius das Andenken des Kaisers Ming-ti. Von Staatswegen wird natürlich auf diese Religion ebensowenig Rücksicht genommen als auf den Taoismus; die Staatsreligion duldet sie beide nur neben sich und verlangt von deren Anhängern dasselbe wie von den eigenen. Dazu kommt, daß die Anmaßung der buddhistischen Priester in demselben Grade gewachsen ist, als der Einfluß ihrer Religion sank, und daß die Chinesen überhaupt sich gegen religiöse Fragen mit dem größten Indifferentismus und Skepticismus verhalten. So verfallen die Pagoden, welche namentlich in der Umgebung der Hauptstadt mit großer Pracht ausgestattet sind, allmälig und die Zahl der Gläubigen nimmt ab. So ist es vielleicht zu hoch gegriffen, wenn Reverend S. Beal, einer der besten Kenner des chinesischen Buddhismus, die Hälfte der gesammten Einwohner Chinas für Anhänger desselben hält. Er sagt (The Oriental, 4. December 1875): „Es soll mehr Buddhisten in der Welt geben als irgend ein anderer Glaube Anhänger zählt. Dabei schlägt man jedoch die Menge der chinesischen und japanischen Buddhisten zu hoch an. Die Chinesen selbst dagegen sprechen in ihren historischen Werken von sich immer als von Confucianern, und auch die Japanesen fallen unter dieselbe Kategorie. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, und wir werden nicht sehr fehlgreifen, wenn wir die Hälfte der Bevölkerung von China als Buddhisten ansehen, während das ganze Volk, abgesehen natürlich von den Mohammedanern und Juden, mit buddhistischen Gedanken, Vorstellungen und religiösen Ceremonien vertraut ist, so daß man etwa 150 Millionen Buddhisten in China und Japan rechnen kann."

Wie gesagt, eifrige Anhänger des Glaubens sind das sicher nicht. Der Chinese hat ein Sprichwort, welches seine religiöse Gleichgültigkeit trefflich ausdrückt: „In seinen Mußestunden betet man nicht; aber wenn der letzte Augenblick naht, wirft man sich blindlings Buddha zu Füßen." Genau

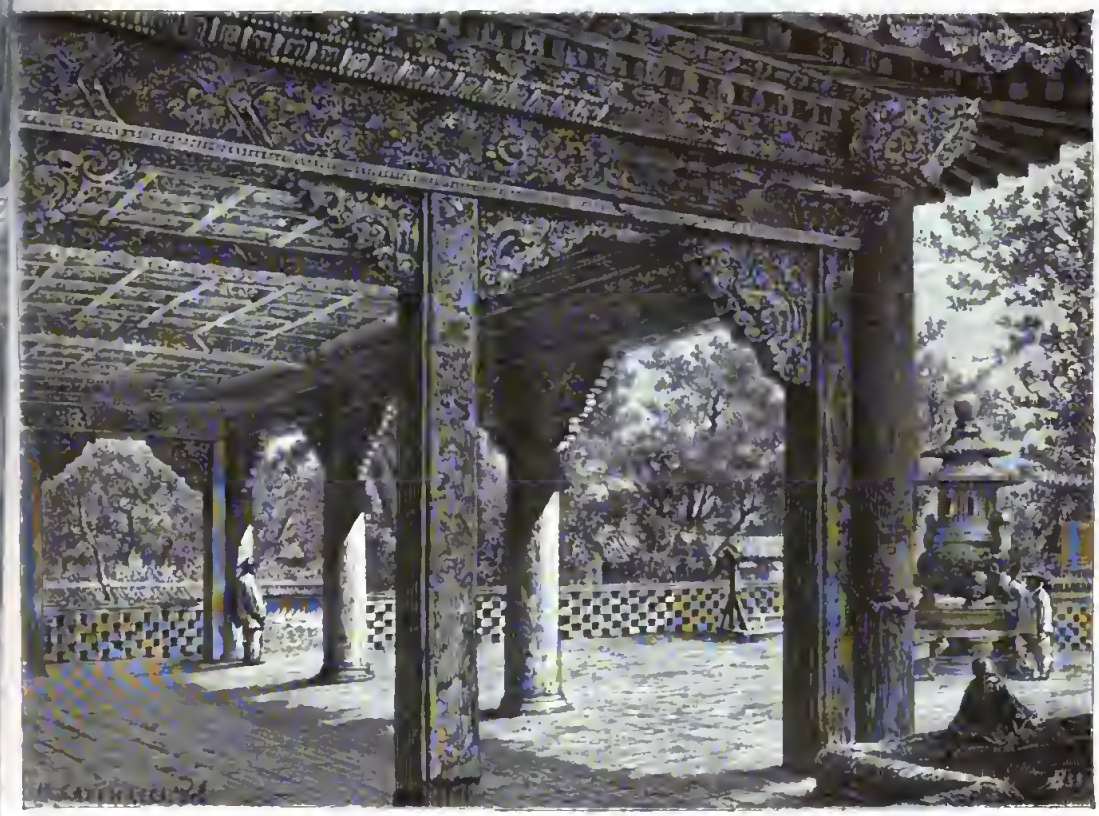
Ponies vom indischen Ritus. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

in dieſer Weiſe ſtehen auch die meiſten Chineſen zur indiſchen Lehre, denn nur bei ihrer Beerdigung kommen ſie mit den Bonzen in Berührung. Der Stand der Gebildeten und Studirten in China ſieht mit ziemlicher Verachtung auf die buddhiſtiſchen Prieſter und Mönche und ihr faules, beſchauliches Leben herab, welchem ſich auch ſelten ein Sohn beſſerer Familien, ſondern nur Angehörige der unterſten Volksſchichten widmen. Daß ſie mit ihrem Lebensunterhalte auf Betterei und fromme Stiftungen angewieſen ſind und in der Noth auch aus ihren Klöſtern und Tempeln Herbergen und Wirthshäuſer für Reiſende machen, läßt ſie in den Augen der arbeitſamen Chineſen nur um ſo verächtlicher erſcheinen. Manche Bonzen freilich haben kein ſchlechtes Loos gezogen, ſo namentlich diejenigen, welche die reizend gelegenen Klöſter im Gebirge weſtlich von Peking bewohnen, reinliche, bequeme, entzückende Gebäude im Schatten großer Bäume an Bächen und in fruchtbarer Umgebung, der Lieblingsaufenthalt der fremden Geſandtſchaften und vielbeſuchte Erholungsplätze.

Die Bonzen (Prieſter des alten buddhiſtiſchen Ritus) ſcheeren ſich den Kopf vollſtändig kahl und tragen eine viereckige Kappe von ſchwarzer Seide. Ihr Gewand (Kiaſcha) iſt meiſt von grauer Farbe und hat einen ſchwarzen Kragen. Ihre Sitten ſind wenig ſtreng, wie folgendes Volksliedchen zeigt:

Ein Bonze mit kahlem, leuchtendem Schädel — weinte heftig; — er ſchlug an die geweihte Glocke und Trommel, — daß es tönte: Ting-tang. — Seine Lippen flüſterten ganz



Halle in dem großen Lamakloſter. (Nach einer Photographie.)

leiſe: — „O, Buddha von Siſan, der Du thronſt — zwiſchen den Heiligen Siëlvan und Kiaſchia, — habe Mitleid mit mir armem Bonzen; — gieb, daß ich aus dem Tempel herauskomme, — daß ich weder Kälte noch Elend zu ertragen habe, — daß ich eine hübſche Frau heirathe — und daß ich nicht mehr Bonze zu ſein brauche.“

Ein wenig ſpäter geſchah es, daß unſer Bonze — in aller Eile — eine böſe Frau heirathete, — die beim Eintreten in das Brautgemach — zu toben begann — und den Bonzen beißen wollte. — Tagtäglich gab es nur Schläge, Verwünſchungen und Prügeleien; — und Hammerſchläge regneten auf des Bonzen Kopf, daß es tönte: Pang! — Außer ſich — kniete er vor den Heiligen Lorhan und Pü-kinlang nieder, — verbrannte ihnen Weihrauch und ſprach: — „Ich will lieber wieder Bonze werden!“

Die Bonzen dürfen ſich ebenſowenig wie die taoiſtiſchen Prieſter verheirathen; thun ſie es dennoch, ſo ſtehen ihnen achtzig Bambushiebe und Ausſtoßung aus dem Orden bevor. Dieſelbe Strafe trifft ſeine prieſterlichen Genoſſen, welche ihm dabei behülflich waren, und den, welcher ihm das Mädchen zur Ehe gegeben hat; letzteres wird ſeiner Familie wieder zugeführt und die Brautgeſchenke werden zum Beſten der Regierung confiſcirt. Auch wird jeder Bonze oder Tao-ſze, welcher noch fernerhin ſeine Eltern beſucht, ſeinen Vorfahren opfert und um verſtorbene Verwandten trauert, gleich als hätte er nicht der Welt entſagt, zu hundert Bambusſchlägen verurtheilt und muß aus ſeinem Orden austreten. So beſchaffen ſind die Beweiſe der Aufmerkſamkeit, welche die chineſiſche Regierung dem alten buddhiſtiſchen Ritus ſchenkt, und auch das Volk geht in ſeiner Achtung nicht viel

weiter. Wird ein Tempel baufällig oder ſtürzt er ein, ſo müſſen ſich die Bonzen oft lange gedulden, ehe ſie an Almoſen genügende Mittel zu ſeiner Wiederaufrichtung beiſammen haben. Mitunter ſieht man ſie bettelnd an den Wegen aber neben den Ruinen des betreffenden Tempels ſitzen, aus denen ſie etwa eine Glocke ausgegraben haben, an welche ſie ſchlagen, um die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu lenken.

Zu etwas ſind jedoch dieſe Klöſter gut geweſen: ſie haben in chineſiſcher Ueberſetzung eine ganze große Literatur bis auf den heutigen Tag bewahrt, welche im Weſten durch die Mohammedaner und deren fanatiſche Zerſtörungsſucht untergegangen iſt. Es exiſtiren dort Schriften, deren Werth für indiſche Geſchichte und Geographie man kaum zu ahnen beginnt, und deren Studium man erſt in letzter Zeit ſich mehr zugewendet hat.

Einer beſſern Behandlung Seitens der Regierung erfreuen ſich, übrigens mehr aus politiſchen als aus religiöſen Gründen, die Prieſter des reformirten Buddhismus, welcher in der Landſchaft Amdo ſüdlich vom See Kuku-nor ſeinen Ausgang nahm. Dort wurde im Jahre 1337 Tſang-kaba, der Reformator, geboren. Derſelbe führte neue Gebräuche ein, in welchen die Reiſenden ſtets große Aehnlichkeit mit katholiſchen Riten gefunden haben. Datiren doch die erſten Anfänge chriſtlichen Miſſionsweſens in China ſchon aus dem dritten Jahrhundert, wenn nicht noch früher, ſo daß Tſang-kaba mit der chriſtlichen Lehre wohl bekannt ſein konnte. Seine Reformen wurden in ganz Tibet und ſpäter in den mongoliſchen Fürſtenthümern angenommen. Schon ein Jahrhundert früher hatte der große Kubilai-Chan den buddhiſtiſchen Lamas in Tibet beſondere Gunſt bewieſen, den Mönch, beſſer bekannt als Pakba-lama oder Pa-ſe-pa, zu ihrem Oberhaupte ernannt und zugleich zum weltlichen Herrſcher Tibets gemacht, um durch dieſe Verquickung weltlicher und geiſtlicher Macht das Land beſſer im Zaume halten zu können. — Dieſem reformirten Cultus gehören heute alle Lamas an, und Tibet wird ſtets in China durch den Groß-Lama, eine ſecundäre Fleiſchwerdung Buddha's, vertreten. Es ſcheint aber, daß derſelbe von der chineſiſchen Regierung nur als Geiſel betrachtet wird, welche auch in der Mongolei die buddhiſtiſche Hierarchie mit allen Kräften unterſtützt, weil ihr dieſe wie nichts Anderes behülflich iſt, ihre Oberherrſchaft über die Mongolen zu behaupten und deren allgemeinen Haß gegen die Chineſen paralyſirt.

Der Groß-Lama in Peking. (Nach einer Photographie.)

Die beiden ſchönſten buddhiſtiſchen Denkmäler in Peking ſind unſtreitig der Peta-ſe und der Yong-ho-kong, beide in der Tatarenſtadt gelegen, erſterer eine 1271 von Kubilai prächtig verzierte Stupa, welche Buddha-Reliquien umſchließt und durchaus Anklänge an ähnliche indiſche Bauten zeigt. Der Yong-ho-kong war einſt die Reſidenz des Kaiſers Yong-tſcheng vor ſeiner Thronbeſteigung und zeichnet ſich durch ſeine Pracht, ſeine Geräumigkeit und die große Zahl ſeiner Baulichkeiten aus. Heute reſidirt dort der Groß-Lama, deſſen Bild wir geben. Leider trägt er da nur die gewöhnliche Kleidung eines hohen Beamten, nicht die violette Tiara und das rothe Gewand der oberſten buddhiſtiſchen Geiſtlichen. Seine Perſönlichkeit iſt von geringem Intereſſe; deſto mehr aber der Gottesdienſt im Tempel, wo die Lamas mit Kreuz und Mitra, Dalmatika und Chorrock fontiren wie die katholiſchen Prieſter in ihren Kirchen; wo zwei Chöre beim Gottesdienſte ſingen, Exorcismus, Weihrauchſoß, Segen, Roſenkranz und Proceſſion dieſelbe Rolle ſpielen wie im Kathalicismus. Eigenthümlich iſt die den Pilgern ertheilte Abſalution: nachdem ſich dieſelben im Vorhofe durch Gebete und ſtilles Nachdenken gereinigt, werden ſie zum Altar vorgelaſſen, wo ein Lama ihnen ein großes viereckiges Siegel mit Sanskrit-Charakteren auf die Bruſt drückt.

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von Paul Ibis.

IV.

Die Eingeborenen von Süd-Formoſa: A. Die Stämme Sabari, Whang-tſchüt, Tnoſök, Bakurüt, Liangrüan, Kantäng und Quajan: Aeußeres, Kleidung, Zierath, Wohnung, Geräthe und Waffen, Nahrung und Getränke, Beſchäftigung und Handel. Geiſtige Entwickelung, Leben, Sitten und Gebräuche. B. Die Saprek und Pilám.

In Süd-Formoſa kam ich im Ganzen mit Eingeborenen aus neun Stämmen in Berührung; es waren die Sabari (etwa 200 Mann ſtark) in 24° 4′ nördl. Br. und 120° 48′ öſtl. L.; einige Meilen nördlich von dieſen die Whang-

tſchut und in ihrer Nähe die Kantang; nordöſtlich von den Sabari die Tuaſók (gegen 100 Mann); im Oſten die Bakurút (gegen 150 Mann); im Süden die Liongrúan; dann zwiſchen Hong-kong und Long-kian die Duafan; nordöſtlich von Hong-kong die Saprêk (etwa 150 Mann) und endlich die nördlichſten von allen, die Pilám, ein großer Stamm, deſſen Territorium bis an die Oſtküſte reicht.

Außer dieſen genannten giebt es noch eine große Anzahl anderer Stämme, deren Namen und Lage mir nur theilweiſe bekannt geworden. Die Geſammtzahl der Eingeborenen von Süd Formoſa taxire ich auf nicht mehr als 3000 Mann.

Schon hier, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, kann man die Beobachtung machen, daß nicht allein äußere Verhältniſſe, wie Zufälligkeiten des Badens, Art der Beſchäftigung und andere, die einzelnen Stämme von einander ſcheiden, ſondern daß es auch manche charakteriſtiſche Eigenheiten in ihrem Typus giebt, welche nicht anders als durch ihre verſchiedene Abkunft oder Kreuzungen mit anderen Völkern erklärt werden können. Zwar laſſen ſich die Bewohner der Südſpitze, die ſieben erſtgenannten Stämme, als ein einziger betrachten — vielleicht waren ſie es auch anfangs, oder es hat der gegenſeitige Verkehr ihre charakteriſtiſchen Züge ausgeglichen —, einen Pilám aber und einen Saprêk kann ſelbſt der flüchtigſte Beobachter nicht mit ihnen verwechſeln, ſo ſchroff iſt der Unterſchied in ihrem Aeußern. Die erſten ſind nämlich im Durchſchnitt häßliche, ſchmächtige Figuren von ſchmutzig-gelblicher Hautfarbe, während die letzteren, beſonders die Pilám, gut und ſtark gebaut und von einer ſchönen Bronzefarbe ſind. In ihrer Sprache waltet ein ähnlicher Unterſchied, doch laſſen ſich beide, wie alle mir bekannt gewordenen Mundarten Formoſas, auf eine Wurzel, auf das Tagaliſche, zurückführen.

Betrachten wir zuerſt die Bewohner der Südſpitze.

Es ſind, wie geſagt, kleine häßliche, ſchlecht proportionirte Figuren, entweder ſchmächtig oder gedrungen. Waden, Lenden und Arme ſind dürr und die Muskeln ſchwach. Die Schultern ſtehen gerade, der Hals iſt meiſt kurz, die Bruſt flach. Der Kopf iſt klein, bald ſchmal, bald kurz, das Geſicht breit, mit hervorſtehenden Backenknochen und Unterkiefer. Die Naſe iſt breit, abgeplattet, der Mund groß, mit dicken, fleiſchigen Lippen. Die Augen ſind ſchmal, dunkelbraun und oft ein wenig ſchief geſtellt. Die Ohren nicht groß, doch werden die Ohrläppchen durch eingeſteckte Pflöcke ſehr erweitert. Das Haar iſt ſchwarz, ſchlicht, nicht beſonders dicht; der Bartwuchs wie auch die Behaarung der übrigen Körpertheile äußerſt ſchwach. Die Hautfarbe iſt dunkel, aber kein Braun, vielmehr ein ſchmutziges Gelb, bei Greiſen gar mit einem Stich ins Grünliche. Der Geſichtsausdruck iſt meiſt finſter, wenig Vertrauen erweckend, der Blick ſchwermüthig. Der Mund iſt immer ſtreng geſchloſſen und öffnet ſich ſelten, ſelbſt beim Lachen. Die Haltung des Körpers iſt würdevoll, der Gang gemeſſen, feſt, und jede Bewegung wie jede Miene ruhig und beſonnen. Ihre gewöhnlichſte Stellung iſt ſitzend auf der Erde oder auf einem niedrigen Bänkchen, die Arme um die Knie geſchlungen.

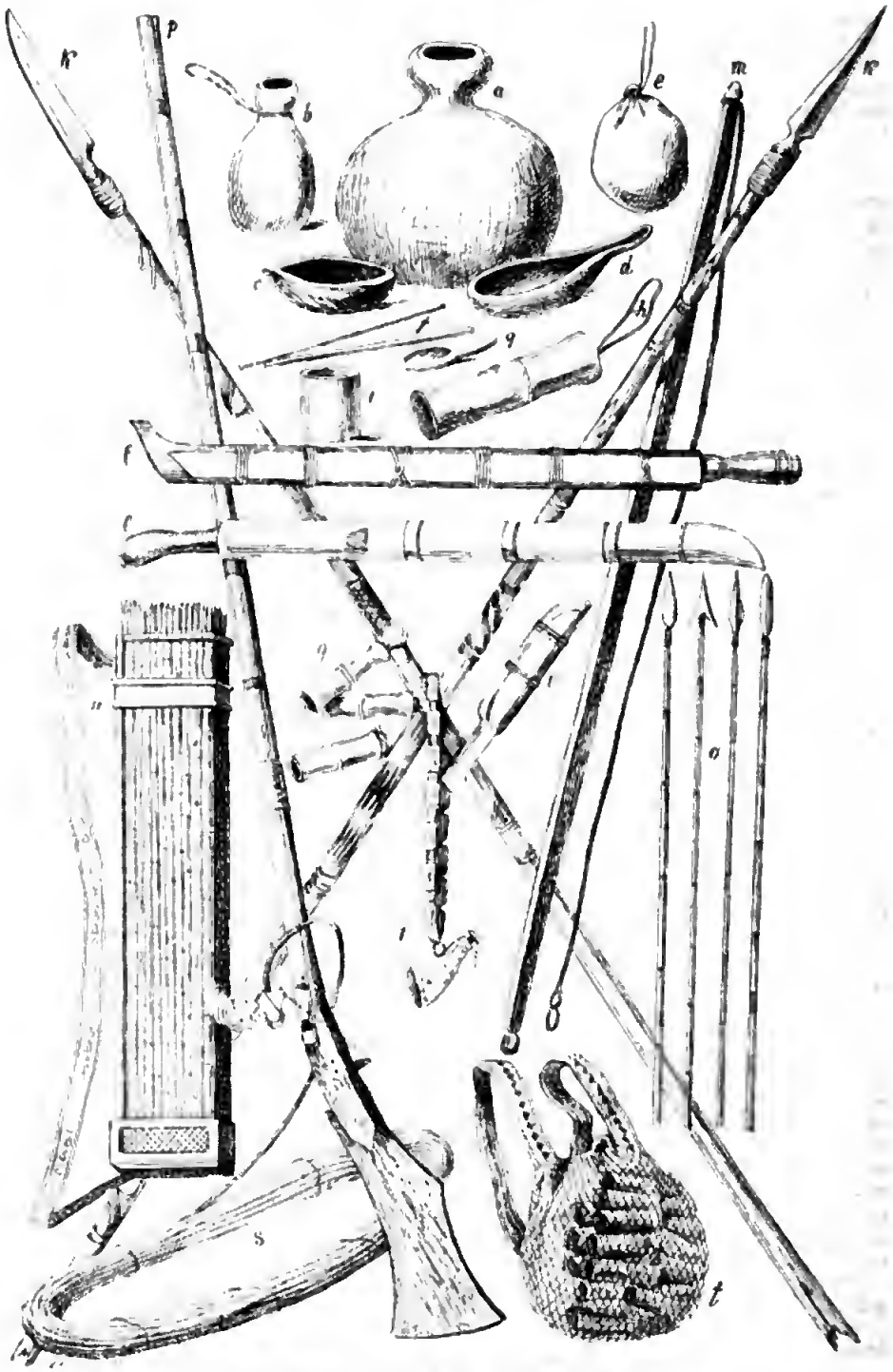
Ihre Frauen ſind nicht ſchöner, ebenfalls klein und ſchwach gebaut. Die Büſte iſt ſchlecht entwickelt, die Brüſte klein und coniſch zulaufend; das Haar iſt nicht reich. Sie ſehen meiſtens gebrückt und abgeſtumpft aus und weder ihre Kleidung noch ihr Benehmen zeugen von Koketterie oder einem natürlichen Schönheitsſinn, der bei Frauen anderer Stämme doch recht entwickelt iſt. Bei den Whang-tſchut und Bakurut ſah ich übrigens einige beſſere weibliche Figuren, als die eben beſchriebenen.

Die Kleidung dieſer Stämme iſt die chineſiſche, nur durch einige Veränderungen und Verzierungen ihren Geſtalten beſſer angepaßt. Die Männer tragen eine kurze ſchwarze oder dunkelblaue Jacke, die gewöhnlich mit rother oder weißer Schnur umſäumt iſt, und kurze Hoſen von derſelben Farbe, welche nur bis zur halben Lende reichen und mit einem farbigen Gürtel um den Leib zuſammengehalten werden. Das Haar wird auf dem Vorderhaupte kurz geſchoren, das übrige entweder zu einem Knoten geſchlungen oder in einen winzigen Zopf geflochten, den ſie meiſt um den Kopf gewickelt tragen. Bei manchen ſah ich um die Fußknöchel Streifen aus Schweinsborſten, wie es die Negritos auf Luzon tragen (ſ. „Globus“ XXIII, S. 247, die Abbildung eines ſolchen Negrito van Mariveles mit einem Kniebaud von Wildſchweinsborſten), und Schuhe aus Hirſchfell. Die Kopfbedeckung beſteht aus einer ſchmalen blauen Binde oder einem Tuch. Das Coſtüm der Frauen beſteht aus blauen oder weißen Beinkleidern und einer Blouſe darüber; nur iſt beides weit kürzer, als bei den Chineſinnen. Das Haar wird nicht geflochten, ſondern mit einem rothen Bande, einer Kette oder Perlenſchnur umwunden und als Zopf um den Kopf gewickelt. Ueber das Haar wird ein Tuch geſchlagen.

Im Gegenſatz zu anderen Eingeborenen behängen ſich dieſe nur ſpärlich mit allem möglichen Tand, wahrſcheintich wohl, weil ſie, den anderen Stämmen an Entwickelung überlegen, keinen Werth mehr auf ſolche Dinge legen. Der häßliche Gebrauch, die Ohrläppchen zu durchſtechen und durch runde Pflöcke aus Holz oder Porcellan zu erweitern, iſt aber noch allgemein. Dieſe Pflöcke von chineſiſcher Arbeit haben einen Zoll und mehr im Durchmeſſer und ſind grob emaillirt oder incruſtirt. Verſtümmelungen an Zähnen, oder ſonſt welcher Art, habe ich nicht geſehen; auch tättowiren ſie ſich nicht.

Ihre Wohnungen ſind im Ganzen beſſer gebaut, als die rauchigen Hütten der Saprêk, und mit mehr Comfort eingerichtet. Die Dörfer Sabari und Tuaſók unterſcheiden ſich nicht viel von den hieſigen chineſiſchen. Sie liegen recht hübſch im Thale am Waſſer, umgeben von hohen Bambusgehegen, Gärten und Feldern. Sie beſtehen aus einzelnen großen Gehöften, deren jedes von einer beſondern Familie mit allen ihren Angehörigen bewohnt wird. Die Häuſer ſind aus rohem Bockſtein aufgeführt und bilden gewöhnlich eine lange Reihe viereckiger Kammern ohne innern Zuſammenhang, aber durch einen Gang verbunden, den eine leichte, längs der ganzen Hausfronte laufende Bambuswand herſtellt. Jede Thüröffnung hat eine entſprechende in der Bambuswand; Fenſter giebt es nicht. In der Mitte des Hauſes befindet ſich das Zimmer des Familienhauptes, ein geräumiges Gemach, das auch als gemeinſames Speiſezimmer dient. Zu beiden Seiten ſind Schlafkamuern der verſchiedenen Familienglieder, Küche, Vorrathskammer u. ſ. w. Die Diele iſt aus Lehm oder Stein. Die Seitenwände der Zimmer ſind mit Waffen und Hirſchgeweihen decorirt, die Hinterwand iſt aber bis nach oben mit Hirſegarben, deren Aehren ſorgfältig geordnet ſind, ausgefüllt, zu welchem Zwecke, habe ich nicht ermitteln können, vielleicht einfach, um die Hirſe immer recht trocken zu halten. Einige niedrige Bänke und Seſſel, welche zugleich als Nackenkiſſen dienen, auch bei Wohlhabenderen chineſiſche Stühle, Betten und Koffer machen das Mobiliar aus. Der Hof vor dem Hauſe, ein viereckiger, etwas erhöhter Platz, iſt ſorgfältig geebnet und wird ſonder gehalten, da hier das Korn gedroſchen und getrocknet und manche andere Arbeit verrichtet wird. Vor dem Hauſe ſind Gehege für Büffel, die ſie als Landbauer reichlich halten. Das Dorf Bakurút hat ein eigenthümlicheres Ausſehen. Es beſteht aus niedrigen viereckigen Hütten mit ſehr ſteilen Dächern (aus Reisſtroh und Bambusſtäben). Die

Digitized by Google



Waffen und Geräthe der Bewohner von Süd-Formoſa.

a, b, c, d Gefäße aus Kürbiß. — e Blaſe mit Samshu. — f Eßſtäbchen. — g Löffel aus einer Muſchel. — h, i Trinkgefäße aus Bambus. — k Speere. — l Jagdmeſſer. — m Bogen. — n Köcher. — o Pfeile. — p Luntenflinte. — q Patronen. — r Pulverhörnchen für die Pfanne. — s Lunte. — t Patronennetz.

Wände, nur 3 bis 4 Fuß hoch, sind aus Bombus geflochten und mit Lehm beworfen. Das spärlich erleuchtete Innere bildet ein einziges Zimmer, welches ziemlich ärmlich eingerichtet ist; man sieht, daß sie mit den Chinesen nicht viel verkehren. Jede Hütte steht gesondert in der Mitte eines freien Platzes. Zwischen ihnen sind Gehege für das Vieh und kleine Gemüsegärten. Das Hausgeräth, wie Kessel, Töpfe, Schalen, Tassen, ebenso Werkzeuge für Ackerbau, sind chinesischer Arbeit. Nur Bänke, Matten und zahlreiches Geschirr aus Kürbis sind von den Eingeborenen selbst angefertigt.

Hausthiere sind, wie gesagt, der Büffel, das Schwein, der Hund und die Katze. Auch Enten, Gänse und Hühner werden gehalten.

Ihre Waffen haben sie, wie alle Stämme, gleichfalls von den Chinesen; es sind: 1. ein unbequemes Luntengewehr von 4 Fuß Länge mit einem sehr kurzen Kolben; 2. Speere, d. h.: ein 6 Zoll langes Messer an einen 8 bis 10 Fuß langen Schaft befestigt; 3. ein gerades Messer (etwa 2 Fuß lang und $1^1/_2$ Zoll breit) in einer Scheide aus Holz, welche nur die eine Seite des Messers einschließt, an der andern aber mit Draht oder Schnur überspannt ist; 4. ein Bogen von 3 bis 4 Fuß Länge, dazu Pfeile aus Bambus mit Eisenspitzen (mit und ohne Widerhaken). Die Patronen, grobes in Bombusstäbchen geschüttetes Pulver und Bleiklumpen, werden in einem feinen Netz auf dem Rücken getragen. Ein zierliches Hörnchen mit feinem Pulver für die Pfanne hängt an einer Kette am Halse. Die Lunte ist um den Oberkörper gewickelt, das Messer steckt immer unter dem Gürtel und der Speer oder die Büchse kommt selten aus der Hand, so daß ein Trupp Eingeborener ein ganz molerisches Bild abgiebt. Ihre Gänge in die chinesischen Niederlassungen oder auch nur in ein Nachbardorf geschehen immer in voller Rüstung.

Sabari-Mann.

Gegessen wird dreimal täglich: Morgens um 7 Uhr, Mittags und Abends gegen Sonnenuntergang. Die Grundlage zu jeder Mahlzeit bildet, wie bei den Chinesen, gekochter Reis; dazu reicht man süße Kartoffeln (gekocht oder gebacken), geröstete Erdnüsse, Erbsen, Kohl und anderes Gemüse, ferner Schweinefleisch (gesotten und gebraten, eine sehr beliebte Speise), Wildpret, Eingeweide von Thieren, Geflügel und Fisch (edenfalls in verschiedenartiger Zubereitung und alles in Bissen zerlegt). Hirse wird hier weniger gegessen, als bei anderen Stämmen, welche selbst keinen Reis bauen. Salz fehlt in den Speisen und scheint als Leckerdissen betrachtet zu werden; denn ich sah sie es ohne Weiteres wie Zucker verzehren.

Getränke sind chinesischer Reiswein (Samshu oder Tsiu); Wawa oder Bawa, ein einheimisches, schwach berauschendes Getränk, aus Hirse gegahren; Thee und als Ersatz desselben der heiße Abguß von gekochtem Reis oder Kartoffel. Der Speisetisch selbst wird auf der Diele aus Brettern zusammengesetzt, und die Tafelsitte ist dieselbe, wie ich sie bei Gelegenheit meines Besuches bei den Saprók beschrieben habe. Den Speisen und Getränken wird reichlich zugesprochen und die sonst so zugeknöpften, wortkargen Leute werden beim Mahle recht heiter und redselig. Lautes Rülpsen scheint wie im Orient als Compliment aufgenommen zu werden. Nach dem Essen wird Thee gereicht und warmes Wasser zum Ausspülen des Mundes und zum Waschen der Hände, und endlich eine Pfeife Taback, worauf sich es jeder auf Matten und Bänken so bequem macht, als möglich. Die Frauen essen nicht mit den Männern, sondern bedienen an der Tafel. Ueberhoupt begnügen sie sich mit Wenigem; ich habe nie ein Weib Samshu oder Wawa trinken oder Schweinefleisch essen sehen, und fast will es mir scheinen, als laste auf ihnen eine Art Tabu; allein bestimmt behaupten kann ich es nicht.

Als Narcoticum ist der Betel sehr im Gebrauch; Männer, Weiber, selbst Kinder kauen ihn. Auch rauchen beide Geschlechter stark Taback; die Pfeifen erhalten sie von den Chinesen.

Neben dem Ackerbau, der, Dank der Bodenbeschaffenheit in diesem Theil der Insel, die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen ist, behauptet die Jagd den nächsten Rang. Die Wälder sind reich an Hirschen, Ziegen und anderm Wild, dessen Fleisch, Häute und Hörner sowohl im eigenen häuslichen Gebrauch wie im Handel verwerthet werden. Alle Männer sind Schützen und handhaben ebenso gut Pfeil und Bogen, wie die Büchse, denn da Pulver und Blei theuer bezahlt werden muß, so geben sie womöglich immer dem Bogen den Vorzug.

Cultivirt wird: Reis, Hirse, Weizen, Yams, Bataten, Erdnüsse, Gemüse, die Banane, Arecapalme und der Betelpfeffer.

Der Tauschhandel zwischen den Eingeborenen und Chinesen (Geld hat keinen Werth) scheint recht lebhaft zu sein, und wie vortheilhaft er den letzteren ist, zeigt allein der Umstand, daß sie, trotz ihrer lächerlichen Furcht vor den Kalé, sich nicht gescheut haben in ihrer unmittelboren Nachbarschaft, selbst unter ihnen, sich niederzulassen. Der Handel wird meistens in den chinesischen Dörfern abgehalten. Je nach Bedürfniß kammen die Eingeborenen schaarenweise nach Long-kiau. Dort haben sie ihre bestimmten Kunden, die ihnen neben guter Bewirthung für das mitgebrachte Holz, Felle und dergleichen das Gewünschte geben, wovon immer ein guter Theil Samshu und Taback ist. Gefeilscht wird viel dabei, und jeder Gegenstand einer umständlichen Prode und Kritik unterworfen. Zur Zeit meiner Reise machte die Regierung sich solche Handelsbesuche zu Nutze, indem sie für die Eingeborenen in Long-kiau offenes Haus hielt, wo sie sich satt essen und ausruhen konnten und für das mitgebrachte Holz immer gut bezahlt wurden. Die freundliche Behandlung der Mandarinen wie die gebotenen Vortheile sollten den Eingeborenen Vertrauen zur Regierung einflößen und die angebahnten friedlichen Verhältnisse sichern. Dach werden die Unruhen des vorigen Sommers dem ein Ende gemacht haben.

Ein getreues Bild vom Charakter dieser Stämme zu entwerfen, übernehme ich, nach einem nur wenige Tage lan-

gen Aufenthalte unter ihnen, nicht. Ich kann nur von dem Eindruck reden, den ſie auf mich machten; und der war, wie ich gelegentlich ſchon früher bemerkt, ſo ſchlecht nicht. Die Schreckensgeſchichten, die man mir von ihnen erzählt, fand ich ſtark übertrieben. Es waren, im Grunde genommen, gute, gaſtfreundliche und ehrliche Leute, wenn auch etwas mißtrauiſch, verſchloſſen und leicht erregbar, aber ebenſo leicht zu beſänftigen und zu gewinnen. Der Strandraub, den ſie trieben und der ſich von ſelbſt in Folge der häufigen Schiffbrüche entwickeln mußte, giebt nach keinen Grund ab, ſie als ein verdorbenes, entartetes Volk zu betrachten. Vernünftige Leitung und Behandlung, bin ich feſt überzeugt, würde ſie bald zu friedlichen und fleißigen Landbauern umgeſtalten, denn an Anlagen und an gutem Willen, etwas zu lernen, fehlt es ihnen durchaus nicht. Für das Fremde, Unverſtändliche bezeigen ſie großes Intereſſe und freuen ſich kindiſch, wenn man es ihnen erklärt, was durchaus nicht ſchwer iſt. Ferner können ſich viele von ihnen geläufig im Chineſiſchen verſtändigen und finden ſich ſelbſt in der chineſiſchen Schrift zurecht, wozu doch recht viel Geduld und Gedächtniß gehört. Eigene Schrift- oder Zahlzeichen haben ſie nicht, und ihre Zahlenſcala geht nicht über Zehn. Muſikinſtrumente oder ein geregelter Geſang fehlen gleichfalls. Auch ihre Schnitzereien und Matten ſind grob, erſtere augenſcheinlich Nachahmung der chineſiſchen. Ueberhaupt haben ſie ſelbſtändig es nicht weit gebracht.

Nach dem Geſagten iſt ihr Lebenslauf höchſt einfach und in wenigen Worten erzählt. Schon von der früheſten Jugend auf werden die Kinder zur Arbeit angehalten: die Knaben helfen dem Vater nach Kräften bei Feldarbeiten, begleiten ihn auf die Jagd und in die chineſiſchen Dörfer, wo ihnen Gelegenheit genug geboten iſt, ſich durch Geſchicklichkeit, Schlauheit und Kühnheit auszuzeichnen und auszubilden. Denn gerade dieſe Eigenſchaften ſind es, die ihn als Mann ernähren und ihm ſeine Stellung im Stamme anweiſen ſollen. Die Mädchen wachſen unter den Augen der Mutter heran, ihr in allen möglichen häuslichen und weiblichen Arbeiten Hülfe leiſtend. Hat der junge Mann die Geſchlechtsreife erreicht, ſo wählt ihm der Vater eine Gattin und macht mit ihren Eltern alle Heirathsangelegenheiten ab. Gewöhnlich wird die Braut mit Kleiderſtoffen und Schmuckſachen erkauft und folgt dem Bräutigam ins Haus ſeines Vaters; im andern Falle muß der junge Gatte als Knecht in den Dienſt ſeines Schwiegervaters treten. Eine Hochzeit iſt ein Feſt, an dem der ganze Stamm Theil nimmt, ebenſo die Geburt eines Kindes; denn je mehr Kinder eine Familie hat, deſto höher ſteht ſie in der allgemeinen Achtung. Daraus entſpringt denn auch die allzu zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern, was wiederum den Mangel an Pietät vor dem Alter Seitens der Jugend zur Folge haben mag. Vielweiberei kommt nirgends vor. Ihre Todten fallen ſie erſt einen Tag beweinen und dann ohne jegliche Ceremonie im Walde verſcharren; kein Stein, kein Zeichen wird auf die Begräbnißſtätte gelegt.

Jedes Dorf ſteht unter einem Oberhaupte, Taurang genannt, deſſen Macht indeß keine bedeutende und mit keinen beſonderen Einkünften verbunden iſt. Bei Zwiſtigkeiten hat er Recht zu ſprechen; in wichtigeren Fällen aber verſammelt ſich bei ihm ein Rath aus allen Familienhäuptern, der die Sache entſcheidet. Einige Nachbardörfer haben ſich auch unter einem gemeinſamen Obertaurang vereinigt, wie Tohutak einer iſt.

Dieſelben Gebräuche, dieſelbe Selbſtverwaltung fand ich mit wenigen Veränderungen auch bei den anderen Stämmen. Der Unterſchied zwiſchen ihnen, wie erwähnt, liegt hauptſächlich in ihrem Typus, dann im Coſtüm und der mehr oder minder niedrigen Culturſtufe, auf der ſie ſtehen.

Die Saprék, welche wir noch nicht näher betrachtet haben, ſind zwar auch nicht groß von Wuchs, doch größer als die ſüdlicher lebenden Stämme (mittlerer Wuchs 62·8 Zoll nach meinen Meſſungen) und beſſer gebaut als dieſe. Nicht ſelten ſieht man unter ihnen ſtarke Geſtalten mit guter Muskelbildung, beſonders an den Beinen. Ihr Geſicht iſt gleichfalls breit, die Backenknochen und Unterkiefer hervorſtehend, aber der Ausdruck edler, geſetzter. Die Augen ſtehen gerade, ſind aber nicht groß; die Farbe der Iris iſt ein ſchönes Braun. Die Lippen ſind dick, der Mund aber nicht breit. Die Farbe der Haut iſt ein reines Dunkelbraun. Das Haar iſt ſchwarz, oft mit einem Stich ins Braune, dicht und ſtraff. Es wird bis auf Nackenweite abgeſchnitten, ſtark geölt und mit einem blauen oder rothen Bande, mit Perlenreihen oder Ketten zuſammengehalten. Manche tragen auch kleine Schellen oder gelbe Blumen im Haar. Ihre Kleidung iſt ſchon oben beſchrieben (bei Gelegenheit meines Beſuches).

Ihre Frauen ſind kräftige, wohlgefällige Figuren mit gut geformter Taille und Büſte. Sie ſehen fröhlich und zufrieden aus, und hübſche junge Geſichter mit munteren ſchelmiſchen Augen ſieht man oft. Alte Weiber ſind aber total häßlich. Ihre Kleidung iſt äußerſt einfach, doch nicht ohne Geſchmack oder unvortheilhaft für ihre Erſcheinung. Die knappe chineſiſche Blauſe und die kurzen, weiten Beinkleider ſtehen ihnen vortrefflich. Außer einer Maſſe von Zinn- und Meſſingringen an den Armen haben ſie faſt gar keinen andern Zierrath an ſich.

Das hoch im Gebirge gelegene Dorf Saprék beſteht aus einzelnen, 50 bis 100 Faden von einander entfernten Hütten, die ein ſchmaler Pfad verbindet. Die niedrigen Wände ſind aus Stroh geflochten, ohne Fenſter und Thüren; beide erſetzt eine offene Wand, die bei Nacht mit Matten zugedeckt wird. Das coniſch zulaufende Dach ruht auf einem ſtarken Bambusgerippe. Das Innere der Hütte zerfällt in zwei Theile; in der vordern, hellen Hälfte hält man ſich am Tage auf, in der hintern, dunklen, wo auch der Herd ſteht, bei Nacht. Oft iſt vorn auch den Schweinen ein Winkel abgetheilt. Das Hausgeräth iſt meiſt chineſiſch, aber ärmer als bei den Sabari. Da ſie keinen Reis bauen, ſo halten ſie keine Büffel, desgleichen keine Hühner, Enten und Gänſe, weil ſie alles Geflügel (ebenſo Eier) in den Speiſen verabſcheuen. Sie leben vorzüglich von der Jagd, denn außer etwas Yams, Kartoffeln und Gemüſe wird nichts angebaut. Ihre Waffen ſind dieſelben, wie bei den vorigen Stämmen, nur beſſer gearbeitet und verziert; ſie werden ſehr rein gehalten. Die Pilám unterſcheiden ſich von den Saprék nur durch höhern Wuchs und durch ernſtere, finſtere Geſichtszüge. Ihre Frauen ſind im Ganzen nicht ſchön und tragen viel Zierrathen an ſich. Im Ganzen laſſen ſich dieſe beiden Stämme als Uebergang von den Eingeborenen Süd-Formoſas zu den Stämmen Mittel-Formoſas betrachten.

Digitized by Google

Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner.

Nordöstlich von Neu-Guinea liegt die Gruppe der zum Archipel von Neu-Britannia gehörenden Admiralitäts-Inseln zwischen dem zweiten und dritten Grade südlicher Breite und nach einer Positionsbestimmung 147° 15′ 52″ östl. L. v. Gr. Der Archipel, der aus einer großen Hauptinsel und gegen vierzig kleineren besteht, wurde schon 1616 von le Maire und Schouten entdeckt und von ihm „die 25 Inseln“ benannt, dann erst 1767 von Carteret wiedergefunden und mit seinem jetzigen Namen belegt. Das Gesammtareal der Gruppe beträgt gegen 550 englische Quadratmeilen, wovon zwei Drittel allein auf die Hauptinsel, die große Admiralitäts-Insel oder Basko, kommen. Dieselbe ist gegen 50 engl. Meilen long, mit einer Breite von etwa 16; sie ist vulcanischen Ursprungs und erhebt sich im Innern bis zu 1600 Fuß Höhe. In Folge des äußerst feuchten Klimas ist sie bis zur Spitze mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, aber auch zum Theil gut angebaut. Die kleineren Inseln, darunter los Negros, Jesu Maria, la Bendola, D'Entrecasteaux u. s. w., sind sämmtlich niedrig und flach, von Korallenriffen umgeben und reich an Kokospalmen.

Seit D'Entrecasteaux im Jahre 1792 auf der Suche nach La Peyrouse die Gruppe besuchte, scheinen keine Europäer dort gewesen zu sein, bis 1875 das englische Kriegsschiff „Challenger“ auf seiner wissenschaftlichen Weltumseglung den Inseln einen achttägigen Besuch abstattete. Demselben verdanken wir die erste ausführliche Kenntniß des Archipels, über welchen H. N. Moseley, Naturforscher der Expedition, am 9. Januar vor der Anthropologischen Gesellschaft in London einen besonders ethnologisch wichtigen Vortrag hielt, dem wir die hauptsächlichen Angaben dieses Aufsatzes entnehmen.

Die Thierwelt des Archipels ist, wie diejenige aller Inselgruppen der Südsee, äußerst beschränkt. Außer dem Schweine und Hunde findet man die Beutelratte, Dugony-Tauben und 28 andere Arten Landvögel, darunter eine Adlerart, Meerschwalben und Weißköpfe. In den Sümpfen leben zwei Arten Schildkröten und eine Art Krokodil (?), vor welchem sich die Eingeborenen sehr fürchten sollen, wie auch vor je einer Art Land- und Seeschlange. Die einzigen Hausthiere sind die Schweine, die theilweise in Einfriedigungen gehalten werden aber halbwild umherstreifen, sie sind klein, mager, ohne Hauer und von schwärzlicher Farbe. Zwei Hunde wurden gesehen, von denen einer weiß und glatthaarig, ähnlich einem Dachshunde, war. Weder Ratten noch Geflügel wurden angetroffen; da aber manche der Eingeborenen Büschel von Hahnenfedern besaßen, muß es wohl auch im Innern Hühner geben.

Während der „Challenger“ vom 3. bis 10. März in dem nach seinem Capitän benannten „Nares-Harbour“ vor Anker lag, gelang es sich mit den Eingeborenen auf vertrauten Fuß zu stellen. Dieselben gehören dem melanesischen Stamme an (Papuas, Negritos). Mehrere wurden gemessen und fand man für die Männer eine Durchschnittshöhe von 5 Fuß 5 Zoll engl. (165 Centimeter) und ein Gewicht von neun Stone (57 Kilogramm), und für die Frauen eine Größe von 5 Fuß 1 Zoll (155 Centimeter). Sehr auffallend ist bei diesem Volke die Kürze der Arme im Verhältniß zum Körper; auch sind sie weit schlechter genährt als die Bewohner der Humboldt-Bay auf Neu-Guinea. Ihre Farbe ist ein Schwarzbraun, doch sind die Kinder und Mädchen viel heller als die Erwachsenen. Bei den Männern sind Arme und Beine von krausem, schwarzem Haar bedeckt, das in einzelnen, kurzen Büscheln wächst; auf Brust und Rücken ist nur selten Haar, aber auf dem Kopfe bildet es einen sehr dichten, krausen und glänzenden Busch von großer Elasticität, der ihnen ein den Fidschi-Insulanern ähnliches Aussehen giebt. Der Bart fehlt dagegen gänzlich; nur ein einziges, ausnahmsweise behaartes Individuum hatte einen schwachen Backenbart. Die Augenbrauen fehlen gewöhnlich und werden wahrscheinlich abrasirt, da die Eingeborenen durch Zeichen andeuteten, daß sie ihre Obsidianmesser zu diesem Zwecke benutzen. Die Augen, die durchaus nicht schief stehen, öffnen sich weit und sind von dunkelbrauner Farbe. Die Backenknochen sind vorstehend, die Nase klein und die Nasenlöcher nicht zu abstehend, während die Scheidewand gewöhnlich durchbohrt ist und durch hängende Zierrathen herabgezogen wird. Manche der Eingeborenen hatten sehr lange jüdische Nasen, woraus man auf eine wahrscheinliche Racenmischung schließen kann (?), und zeigte besonders der Häuptling das bemerkenswertheste Beispiel dieser Gesichtsbildung.

Die Sprache war bisher gänzlich unbekannt; es gelang 53 Wörter derselben zu sammeln sowie auch die Zahlen. Ihr Zahlsystem ist das decimale, und benutzen sie sowohl die Finger als Zehen zum Rechnen; manche der Zahlwörter werden, ungleich denen irgend eines andern melanesischen Stammes, durch Subtraction gebildet, wie zehn weniger zwei, zehn weniger eins. Bejahung wird durch ein leichtes Aufwerfen des Kopfes ausgedrückt, Verneinung durch ein Anschlagen auf beide Seiten der Nase oder indem mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Pantomime des Abschlagens der Nasenspitze gemacht wird. Zum Erregen der Aufmerksamkeit wird ein zischender Ton angewandt, während zum Herbeirufen einer Person mit der emporgehaltenen Hand eine abwehrende Bewegung gemacht wird, wie wir sie zum Fortschicken machen, eine Sitte, die ich auch bei den Kanakas des Hawaii-Archipels angetroffen habe.

Die einzige Kleidung der Männer ist ein 5 bis 6 Zoll breiter Streifen aus Toro-Rinde, wie sie von der Pflanze abgezogen wird, während die Weiber sich mit zwei Grasbüscheln begnügen; auch tragen die Männer allein Zierrathe, die meistens aus Muscheln verfertigt sind und sehr vortheilhaft von ihrer dunklen Haut abstechen. Diese Schmucksachen haben gewöhnlich die Form von Hals- und Armbändern und Gehängen für Nasen und Ohren und werden sehr geschickt auch aus Schildpatt und Cuscus- oder Krokodilzähnen hergestellt. Amulete aus menschlichen Knochen, und zwar vorzugsweise dem Schulterbein, werden am Halse hängend auf dem Rücken zwischen den Schultern getragen. Mit Ausnahme desjenigen der Krieger wird das Haar gewöhnlich kurz geschnitten, und Büschel desselben in den Tempeln aufgehängt. Tättawiren ist beliebt, aber nicht so häufig wie auf anderen Inselgruppen, und werden hauptsächlich die Weiber auf diese Weise verziert, da die Männer vorziehen sich mit gebranntem Lehm anzumalen. Als zwei der Eingeborenen an Bord des Schiffes mit rother, grüner und gelber Farbe schön angestrichen wurden, waren sie von dieser zarten Aufmerksamkeit entzückt und wurden am Ufer der Gegenstand der größten Bewunderung.

Die Sitte des Betelkauens wurde vorgefunden; faſt jeder Mann trägt einen kleinen Kürbis mit den zu dieſem Zwecke nöthigen Ingredienzien bei ſich. Die vegetabiliſche Nahrung der Eingeborenen beſteht aus Kokosnüſſen, Sago, Taro, wenigen Bananen und Zuckerrohr, während Schweine, Cuscos, Fiſche und ein paar Tauben die Fleiſchnahrung liefern.

Der allgemeine Charakter der Eingeborenen ſcheint gutmüthig zu ſein; ein Mann bewies ſeine Dankbarkeit für eine Axt, die er für ſeine Führerdienſte erhielt, dadurch, daß er freiwillig ſein eigenes Muſchelbeil als Gegengabe anbot und Betrügerei ſeitens ſeiner Landsleute zu verhindern ſuchte. Doch ſcheinen ſie jähzornig zu ſein, denn obgleich kein eigentlicher Kampf geſehen wurde, ſuchte doch einmal der Häuptling einen Mann von einer andern Inſel mit dem Speer zu erſtechen, als er denſelben in ſeinem Canoe neben dem Schiffe antraf. Es zeigte ſich keine Spur von Anthropophagie[1]). Die Weiber werden in Unterdrückung gehalten; ſie ſcheinen in abgeſonderten Häuſern zu wohnen und wurden den Fremden angeboten. Vielweiberei iſt geſtattet und hat der Häuptling fünf Frauen. Kleine Kinder werden entweder auf dem Rücken oder auf den Hüften ſitzend getragen.

Die Wohnungen werden auf dem Boden dicht am Ufer erbaut und ſehen wie lange Heuſchober aus; auf der D'Entrecaſteaux-Inſel fand man ein durch Mauer und Thor befeſtigtes Dorf. Ihre Tempel ſind von ähnlicher Form, aber größer, enthalten Götzenbilder und große Trommeln und ſind mit Schädeln verziert. Religiöſe Ceremonien wurden keine beobachtet, mit Ausnahme einer Art Beſchwörung durch alte, ſchwarz angemalte Weiber.

Ihre Werkzeuge, Meſſer und Beile beſtehen gewöhnlich aus Obſidian, obgleich auch für manche Zwecke Muſcheln benutzt werden. Ihre Art den Stiel zu befeſtigen unterſcheidet ſich von der der Bewohner anderer Gruppen, indem der Stein in eine Spalte des Holzgriffs gezwängt wird. Sie ſind ohne Kenntniß von Bogen und Pfeilen, ſondern gebrauchen Speere als Waffen, ferner leichtere Wurfſpeere und Meſſer verſchiedener Art; die Obſidianſpitzen derſelben werden mit einem ſtarken Kleberſtoff und Schnur befeſtigt. Die Ornamente ihrer Waffen und Werkzeuge ähneln denen der Eingeborenen von Neu-Guinea, während ihre eigenthümliche Geſangsweiſe mehr auf Verwandtſchaft mit den Fidſchi-Inſulanern hinweiſt. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente ſind Muſchelhörner, eine Art Maultrommel aus Bambus, Pansflöten von 4 bis 5 Zoll Länge und Trommeln.

Ihre ſehr ſchnell ſegelnden Canoes unterſcheiden ſich dadurch von allen anderen Typen, daß eine ſchräg geneigte Plateforme auf der dem gewöhnlichen Ausleger gegenübertiegenden Seite vom Rumpfe des Fahrzeugs vorragt. Zum Segeln brauchen ſie viereckige Matten, die ſie am Maſt hoch emporziehen. Das größte Canoe war 39 Fuß lang und trug 10 bis 15 Mann.

Die Geſammtbevölkerung dieſer intereſſanten Inſelgruppe beträgt höchſtens 800 Einwohner, indem nur zwei Inſeln des Archipels bewohnt zu ſein ſcheinen, von welchen die eine 250 bis 300, die andere 400 bis 500 Bewohner haben mag.

Franz Birgham.

[1]) Hunter (ſ. Meinicke's Inſeln des Stillen Oceans I, S. 145) verſichert dagegen, daß die Bewohner Neubritanniens und der Admiralitätsinſeln Cannibalen ſeien. Am ſelben Orte meint Meinicke, daß ſie Tättowirung nicht zu kennen ſcheinen, wovon wir jetzt das Gegentheil erfahren, wie denn überhaupt der Beſuch des „Challenger" uns zuerſt genauere Angaben über dieſe bis dahin faſt ganz unbekannten Inſeln und ihre Bewohner lieferte. Red.

Der Mäuſethurm im Goplo-See und die Ruinen von Lednagora.

Die Sage, wie ſie vom Mäuſethurm bei Bingen erzählt wird, kehrt bekanntlich in ähnlicher Form an verſchiedenen Stellen, in der Schweiz, Oeſterreich und Böhmen, wieder. Unmenſchliche Härte gegen die Armen iſt hier überall die Veranlaſſung, welche die Strafe bei lebendigem Leibe von Mäuſen aufgefreſſen zu werden über den Frevler herabbeſchwört. Daneben giebt es andere alte Erzählungen, wo in Folge eines Mordes Mäuſe oder Ratten in der angegebenen Weiſe das Rächeramt vollziehen. Wir haben es hier offenbar mit einem alt-mythiſchen Element zu thun, welches ſich verſchiedentlich der Geſchichte eingefügt und localiſirt hat. Auch in den heidniſchen Stammſagen der Polen tritt es uns entgegen, wie denn überhaupt die älteſte Geſchichte der Polen, Böhmen und Ruſſen mit vielen Mythen durchzogen iſt [1]). Auch im Poſenſchen knüpft ſich die betreffende Sage an ein altes Gemäuer, welches man dann den Mäuſethurm getauft hat.

In Cujavien nämlich auf einer Halbinſel im Goplo-See, welche zu Kruſchwitz gehört und früher noch durch einen Graben vom Lande getrennt war, befinden ſich Ruinen aus den erſten Zeiten des Mittelalters, an welche die betreffende Sage anknüpft. Hier ſoll nämlich König Popiel, der letzte aus dem Stamm des Lech, von Mäuſen aufgefreſſen worden ſein. Da nämlich, wird erzählt, die Polen über ſein ſchlechtes Regiment murrten, und auch ſeine eigenen Verwandten, beſonders ſeine Oheime, über ſein gewaltthätiges Weſen unwillig wurden, beſchloß er, dieſe vor allen aus dem Wege zu räumen und ſo allen Nachſtellungen zuvorzukommen. Bei einem Mahle, heißt es, habe er ſie vergiftet und dann das Haus, in dem ſie waren, anzünden laſſen. Wie die Flammen nun immer aufgezüngelt, weil die Leichen noch ganz friſch geweſen, habe Popiel höhniſch ausgerufen: „Seht, wie die Mäuſe pfeifen." Da ſeien ſofort unzählige Mäuſe aus den Flammen hervorgekommen, und wohin er ſich auch gewendet, überallhin hätten ihre Schaaren ihn verfolgt. In ſeiner Noth habe er ſich auf den Thurm im Goplo-See geflüchtet, aber auch dort ſei er ihrer nicht los geworden und ſo elendiglich umgekommen.

Da hätten denn die Polen einen Bauern mit Namen Piaſt (den Sohn eines Radmachers), nach Anderen ſeinen Sohn Ziemowit zum König gewählt, indem ſie durch ein Wunder auf ihn aufmerkſam gemacht worden wären. Wie ſie nämlich in Kruſchwitz (Kruswica), dem alten Königsſitz [1]), zur Königswahl ſich verſammelten, waren die Speiſen bald

[1]) Ueber den mythiſchen Hintergrund dieſer Sage handelt Grohmann in ſeinem bekannten Buche: „Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuſe in der Mythologie der Indogermanen", Prag 1862; über das ganze Verhältniß der polniſchen zu den böhmiſchen Stammſagen Artikel im Feuilleton der Prager „Politik" v. 1. Aug. 1872 ff. Auch daß Piaſt der Sohn eines Radmachers geweſen ſein ſoll (ſ. weiter unten), dürfte vielleicht noch eine mythiſche Reminiſcenz ſein.

[1]) Jetzt ein Städtchen von 710 Einw. und zwar im Kreiſe Inowrazlaw.

Digitized by Google

aufgezehrt. Da kamen einige in die Hütte des Piaſt, wo ſie gaſtlich empfangen wurden, und wo nun das Wunder geſchah, daß die Speiſen nie all wurden, denn ſo wie ſie aufgezehrt waren, ergänzten ſie ſich ſtets von Neuem. Nach Anderen ſoll dies ſchon früher, noch zur Zeit Popiel's, vorgekommen ſein. Da ſeien einmal zu dieſem zwei Wanderer gekommen und hätten um gaſtliche Aufnahme gebeten. Die habe Popiel ihnen verweigert, und ſo ſeien ſie zu Piaſt gegangen, in deſſen Hütte man gerade das Feſt der Namengebung ſeines Sohnes gefeiert habe, wobei meiſt ein Beſchneiden der Haare ſtattzufinden pflegte. Hier habe man ſie freundlich aufgenommen, und da habe es ſich denn gezeigt, daß es keine gewöhnlichen Wanderer geweſen, denn die Speiſen wären nie ausgegangen, ſondern hätten ſich immer wieder ergänzt. Dieſe Verſion, welche offenbar in den Wanderern heidniſche Götter einführt, klingt zumal mit dem in ihr hervortretenden Gegenſatz zu Popiel's Verhalten, der dann eben von den Göttern verworfen wird, faſt noch alterthümlicher als die erſtere. Auch die Sitte der Haarabſchneidung, die dann bei den Piaſtiſchen Fürſten national blieb, wird mit jener Feier im Hauſe des Piaſt in Verbindung gebracht. Nationaliſtiſch klingt es dem gegenüber, wenn es dann auch heißt, Piaſt habe bei einer Hungersnoth die Stadt Gneſen mit Lebensmitteln verſorgt, und ſei deshalb zum König gewählt worden.

In dem oben erwähnten Kruſchwitz iſt übrigens außer dem Mänſethurm noch die Collegiatkirche höchſt merkwürdig und uralt. In den Grundmauern ſoll ſich noch das Steinbild eines Menſchen mit vier Köpfen befinden und daneben ein Anagramm, welches Aehnlichkeit mit einem lateiniſchen Z hat. Man hält jenes für das Bild des Swantewit, wie man auch ſagt, daß die Kirche zuerſt dem St. Vitus und erſt ſpäter der Jungfrau Maria geweiht worden ſei. In der Bauart ſtimmt ſie zu dem Unterbau der Georgskirche in Gneſen, welches die erſte chriſtliche Kirche in Großpalen geweſen ſein ſoll, und zu den berühmten Ruinen von Lednagora auf dem Oſtraw (Werder) im Lednica-See. Bei allen dreien ſind nämlich an der Außenſeite behauene aber geradezu geſpaltene Steine in Anwendung gebracht, wie ſie übrigens auch ſchon in den heidniſchen Gräbern hierſelbſt vielfach vorkommen.

Ueber die Ruinen von Lednagora hat im Jahre 1847 der Landrath von Grävenitz Acten aufgenommen, welche noch bei der Regierung in Bromberg ſich befinden. Nach denſelben ſind auf dem erwähnten Oſtrow drei römiſche Münzen, eine Urne und in einer Steinkiſte Gebeine von Kindern gefunden worden. Später kamen dann noch andere Funde hinzu, welche noch weiter auf uralte Anſiedlungen hierſelbſt hindeuten. Die daulichen Ruinen weiſen aber, namentlich in ihrer großartigen Anlage, etwa auf das zehnte Jahrhundert hin, und ſo ſoll denn auch hier Boleslaw, der Große, Chabry Kaiſer Otto III. bei ſeiner Wallfahrt nach Gneſen zum Grabe des heiligen Adalbert im Jahre 1000 n. Chr. empfangen haben. Andere freilich meinen, dies habe auf der Burg bei Poſen ſtattgefunden, da ſei der Name Oſtrow, den die alten Chroniken in dieſer Hinſicht angeben, und dort der prächtige Empfang zu ſuchen, wie ja auch die Stelle zwiſchen der Srodka-Brücke und der Srodka, wo die Burg Poſens geſtanden haben ſoll, noch Oſtrowek (Diminutiv von Oſtraw, alſo „kleiner Werder“) heiße [1]). Zu Poſen ſtarb übrigens dann Boleslaw im Jahre 1025 und wurde daſelbſt im Dom beigeſetzt; jene Zuſammenkunft aber iſt deshalb beſonders merkwürdig, weil damals ſich Boleslaw von Otto III. hat krönen laſſen und deſſen Oberlehnsherrſchaft anerkannte, die weiter anzuerkennen er den ſpäteren Kaiſern Heinrich II. und Konrad II. gegenüber ſich weigerte und ſeinen Nachfolgern ſo ein ſelbſtändiges Polen hinterließ.

Poſen, November 1876. W. Schwarz.

[1]) Nach Mittheilungen des Hrn. Dr. Szubj, Verf. der in dieſem Jahre erſchienenen Schrift über die Authenticität der Runenſteine in Mikorzyn (Autentyczność Kamieni Mikorzynskich etc. Poznan 1878). — Ueber die prähiſtoriſchen Funde zu Lednagora vgl. Schwartz: Materialien zu einer prähiſtoriſchen Karte der Provinz Poſen. Poſen 1875. Ueber die Ruinen handelt eingehend die ſoeben auf Veranlaſſung des Beſitzers, Grafen Weſierski-Kwilecki, veröffentlichte Schrift: Opisy Starozytnych Ruin Na Wyspie Jeziora Lednickiego. Gneſen 1876.

Dr. C. B. Klunzinger's Bilder aus Oberägypten, der Wüſte und dem Rothen Meere.

(Stuttgart, Levy und Müller 1877. Mit 22 Originalzeichnungen.)

Ein ganz vortreffliches Buch, angenehm zu leſen, ſchlicht und einfach in der Sprache und doch einen ſo reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen in ſich bergend wie wenig andere, die vom heutigen Aegypten handeln. Der Verfaſſer lebte neun volle Jahre in Koſeir am Rothen Meere als Quarantänearzt und ſtudirte dort, in nächſter Berührung mit dem Volke, das Landleben und die Bewohner Oberägyptens. Das von Georg Schweinfurth mit einer beredten Vorrede verſehene Buch umfaßt folgende Abſchnitte: Vier Tage in einer Landſtadt. Wanderung auf dem Lande und auf dem Fluſſe. Werk-, Feier-, Jubel- und Trauertage. Die Wüſte. Am Rothen Meere. Die Naturſchätze des Rothen Meeres. Die geheimen Wiſſenſchaften der Moslemin.

Es geht ſchwer an, aus der Maſſe des werthvollen ethnographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Stoffes eines oder das andere hervorzuheben, ſo ſehr iſt Alles mit gleicher Liebe behandelt und auch dem ſcheinbar Geringfügigſten volle Aufmerkſamkeit geſchenkt. Von außerordentlichem Intereſſe ſind aber die ſteten Vergleichungen mit dem Leben der alten Aegypter, auf welche Klunzinger ſelbſt in ſeiner Vorrede beſondern Werth legt. Es ſei uns wenigſtens geſtattet, von dieſen ethnographiſch ſo werthvollen Parallelen eine größere Anzahl hier anzuführen. Sie zeigen, wie wenig im Verhältniſſe die Jahrtauſende und die perſiſchen, griechiſchen, römiſchen, arabiſchen, türkiſchen u. ſ. w. Eroberungen des Nillandes an dem Charakter und den Gewohnheiten des Landvolkes zu ändern vermochten. Berauſchendes Bier tranken die alten Aegypter wie noch heute die Bewohner des Sudan und Abeſſiniens in Menge (S. 28), und die Tänzerinnen, ſchon zur Pharaonenzeit heimiſch, treiben ſich heutigen Tages, aus der Hauptſtadt verwieſen, in allen Städten

und Städtchen Oberägyptens in Menge herum (S. 29). Die Pläne des alt- und des neuägyptiſchen Wohnhauſes ſtimmen völlig überein (S. 49); hier wie dort eine allgemeine Lehmziegelmauer, der Hof, Hofzimmer, Magazin und Kammern im Umfang des Hofes, zweiflügelige Thüren mit Holzſchloß, Winddach (S. 5), Zimmer im erſten Stock, Gitterfenſter. „Aber die alten Aegypter waren geſchmackvoller und kunſtſinniger, und begnügten ſich, wenigſtens die Bemittelten, nicht mit kahlen Wänden, ſondern brachten überall einen Schmuck an, malten alle Wände voll und liebten kunſtvolle Möbel. Gäſte bekamen beim Empfang ſtatt des Kaffees ein Schälchen Wein und ſtatt der Pfeife einen Blumenſtrauß.“ Die Mauern des Hauſes beſtehen aus rohen, ungebrannten Thonziegeln von längtich rechteckiger Form, wie ſie, damals ſtets mit dem Regierungsſtempel gezeichnet, ſchon die alten Aegypter für ihre Privatbauten benuchten; ihr Name „Tub“ hat ſich bis heute erhalten (S. 4). Gleich einfach, faſt dürftig iſt die Kleidung im Nillande ſtets geweſen (S. 17).

Die Friſur der Frauen — zahlreiche dünne Zöpfchen mit Seitenlocken — iſt ſeit älteſten Zeiten dieſelbe geblieben (S. 52), und trinkt der Gaſt beim Abſchied ein Glas Scherbet, ſo hält ihm einſt wie heute ein Diener ein gefranztes Handtuch unter und reicht es ihm nach Leerung des Glaſes zum Abwiſchen des Mundes (S. 54). Aus gemeinſchaftlicher Schüſſel wurde ſtets das Eſſen mit den Händen zum Munde geführt (S. 57), und zum Waſchen dienen heute dieſelben Geräthe wie im Alterthume (S. 60). Alte und neue Aegypter verbrauchten viel Tinte (S. 66) und ſchreiben, z. B. bei Verträgen, äußerſt genau und bürokratiſch umſtändlich (S. 63); bei beiden wird alles zu Markte Gebrachte behufs der Beſteuerung öffentlich abgewogen, und eigene Schreiber machen die Notizen (S. 67). Dieſelbe Zähigkeit im Bezahlen der Steuern entwickelt heute der Fellah wie der Altägypter, der ſich wenigſtens in ſpäteren Zeiten lieber wund ſchlagen ließ, ehe er freiwillig zahlte (S. 68). Amtsſiegel ſind heute im Ganzen nicht üblich; aber an den Magazinen der Regierung wird allabendlich unter den Pharaonen wie unter dem Chedive ein großes Amtsſiegel aus Thon und Hackſtroh angebracht (S. 72). Unter beiden gilt das Schlagen als wirkſamſtes Mittel der Juſtiz, mit dem einzigen Unterſchiede, daß die alten Aegypter auf das Geſäß, die neuen auf die harten Fußſohlen des Miſſethäters hauen (S. 75). Glatt raſirt iſt der Schädel des alten und neuen Aegypters (S. 90), und beide tragen, z. B. beim Bauen, die Laſt in Körben auf dem Kopf oder den Schultern, häufig auch auf dem nach vorn und oben präſentirten Handteller mit rückwärts umgelegtem Handgelenk (S. 92). Die Jugend ſpielt noch heute das bei den alten Aegyptern und namentlich Aegypterinnen beliebte Reiterballſpiel (S. 93), und der Muſelman nimmt, wie die alten Prieſter, täglich mehrmalige religiöſe Abwaſchungen vor (S. 97). Straußeneier hängen zur Zierrath in den modernen Moſcheen wie in den alten Tempeln (S. 100). Für die Schimpfreden, welche manche Nilfahrer zu ihrer Beluſtigung den am Ufer Befindlichen zurufen, zieht Klunzinger (außer den Unterhaltungen der Tübinger Studenten mit den Flößern) die gleiche Unſitte der nach Bubaſtis wallfahrtenden Frauen der alten Aegypter zur Vergleichung an (S. 110). In der Lehmwand ſeiner Hütte hat der moderne wie der antike Fellah cylindriſche Hohlräume ausgeſpart; ſie dienen zur Aufbewahrung des Getreides, das von oben eingeſchüttet wird (S. 116). Das Jahr beginnt noch jetzt nach uralter ägyptiſcher Rechnung am 1. des coptiſchen Monats Tut (11. September), wenn der Nilſtand am höchſten iſt (S. 122), und neun Tage ſpäter, am Neruztage, treibt der Fellah dieſelben Spiele und Kurzweit wie ſein Vorfahr vor Jahrtauſenden (S. 124 und 181). Die meiſten Geräthe des Ackerbaues, beſonders der Pflug (S. 125) und der Schaduf oder Schöpfapparat (S. 132), haben ihre Geſtalt in der ganzen Zeit aufs Haar bewahrt. Das afrikaniſche Zebu verwendeten ſchon die Alten (S. 143); ihr Abſcheu gegen Schweinefleiſch hat ſich auf die Fellahen vererbt (S. 143); die Brutöfen für Hühner und Tauben (S. 146) ſind dieſelben geblieben und ebenſo die gewöhnlichen Speiſen, abgeſehen von den wenigſtens den Prieſtern verbotenen Bohnen (S. 156). Dieſelbe Gleichgültigkeit gegen den Fortgang der Weltgeſchichte einſt wie heute: war es doch den alten Aegyptern niedern Standes bei ſtrenger Strafe verboten, ſich in Politik zu miſchen. Vorurtheil und Fanatismus gegen Fremde und Fremdes waren dagegen bei den Alten noch größer als heutzutage (S. 157). Wie die alten Aegypter für einzelne Städte ſchützende Gottheiten hatten, ſo die neuen meiſt einen Heiligen, der bei Ledzeiten durch harmloſen, ſündenloſen Blödſinn ſich hervorthat (S. 174), und die Proceſſionen, welche heute mit der Bundeslade (Mahmel) des Heiligen angeſtellt werden, haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Umzügen bei Bekleidung der Götter der alten Aegypter (S. 177). Heutigen Tages fällt am 17. Juni ein „Tropfen“, nach den Alten eine Thräne der Iſis in den ſchwindenden Nilfluß und ſchwängert ihn, daß er bald darauf ſteigt (S. 180). Von den Vorfahren überkommen iſt die auch bei den Juden übliche Sitte, bei Todesfällen laut zu jammern, ſich mit Koth zu beſchmieren und Klageweiber zu miethen (S. 196), und der halblaute, langſam monotone Klagegeſang iſt vielleicht noch heute derſelbe wie während des ſiebenzigtägigen Einbalſamirens der antiken Aegypter (S. 199). Stirbt jetzt ein Heiliger, ſo dirigirt er noch im Tode ſeinen Leichenconduct, wie die Götterbilder der Alten ihre Proceſſionen (S. 386), und wie heute an jedem Sonnabend der böſe Mnimm, ſo herrſchte in alten Zeiten der Typhon oder das böſe Princip (S. 397).

Sehr viel geringer an Zahl ſind dagegen die Gegenſätze zwiſchen einſt und heute; aufgeſtoßen ſind uns folgende. Die alten Aegypter verſchmähten das Hammelfleiſch, welches heute doch die Grundlage jeder Mahlzeit bildet (S. 58), ehrten dagegen den heute für unrein geltenden Hund (S. 92 — Katzen ſtunden ſtets in Ehren). Tiefer greifend iſt die Gerechtigkeit und der Ernſt in der Rechtspflege der Alten (S. 78), gegen welchen die heutige Willkür und Beſtechlichkeit arg abſticht. Streng geſchloſſen und durch Prohibitivſtrafen geſchützt waren einſt die Zünfte, wogegen heute volle Gewerbefreiheit herrſcht (S. 16). Die Schiffe der Alten haben auffallenderweiſe mit den jetzigen gar keine Aehnlichkeit (S. 105), und während der Bewohner des Nilthales einſt ſein Getreide vom Vieh nustreten ließ, bedient er ſich heute des Norag, einer Art Wagen mit ſchneidenden Eiſenrädern (S. 135). Den Sinn für Blumenflor und Gartenanlagen hat der Fellah im Laufe der Zeiten eingebüßt, ebenſo den für die Jagd, während beide bei ſeinen Vorfahren ſehr ausgebildet waren (S. 137, 139 und 144). Die alte langhornige Rindviehrace, wie man ſie auf den Denkmälern ſieht, iſt erſt ſeit 1863 durch Seuchen faſt gänzlich vernichtet (S. 142). Bei den Alten war die Bienenzucht berühmt; jetzt iſt ſie unbedeutend (S. 149). Die Frauen der Alten waren ſehr frei und gingen unverſchleiert; heute ſind ſelbſt die der chriſtlichen Aegypter „Verbotene“ (S. 160).

Die reiche Fülle des hier Hervorgehobenen betrifft nur eine nicht einmal zuſammenhängend behandelte Seite des Buches; was die Abſchnitte über die ägyptiſchen Kleinſtädter,

Digitized by Google

die Adabde, die Küſteudeduinen ſonſt in ethnographiſcher, die über die Wüſte und das Thierleben im Rothen Meere in naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht des Neuen und Intereſſanten in Fülle bieten, bitten wir unſere Leſer ſelbſt zu prüfen; ſie werden es nicht zu bereuen haben.

Die Chineſen auf Hawaii.

Von **Franz Birgham** aus Honolulu.

Im Vorwort zu ſeinem Werke „Die chineſiſche Auswanderung“ ſagt Dr. Friedrich Ratzel: „Jede einzelne Chineſencolonie würde den Gegenſtand einer lehrreichen und intereſſanten Monographie bilden,“ und da die ſpeciell auf Hawaii bezügliche Stelle im obigen Buche ſich folgendermaßen kurz faßt: „In Polyneſien ſind die Sandwich-Inſeln als Ort zu nennen, wohin eine nicht unerhebliche Zahl von Chineſen eingeführt worden iſt; Ende 1872 zählten ſie 1938“ (S. 250), ſo dürfte eine eingehendere, auf eigener Anſchauung beruhende Schilderung des Lebens und Treibens der nach Hawaii eingewanderten Chineſen von Intereſſe ſein.

Nach der letzten Volkszählung vom December 1872 betrug ihre Anzahl allerdings bloß 1938 (davon 1831 Männer und nur 107 Frauen), doch wird ihre gegenwärtige Stärke ſich auf etwa 4000 Köpfe belaufen, da die Einwanderung beſonders in den letzten Jahren ſehr zunahm. Im Jahre 1875 langten drei verſchiedene Geſellſchaften von mehreren Hundert an, 1876 brachten bis zum September drei Segelſchiffe direct von Hongkong je 184 (darunter 4 Weiber), 380 und 330, alſo zuſammen faſt 900 der bezopften Einwanderer mit, während von jedem der monatlichen Dampfer von San Francisco etwa ein Dutzend derſelben in Honolulu landen, ſo daß ohne Zweifel der nächſte Cenſus von 1878 eine chineſiſche Bevölkerung von obiger Stärke aufweiſen wird. — Die große Mehrzahl der Einwanderer ſcheint aus der Südprovinz Kuang-tung zu kommen, indem faſt alle von mir deshalb Befragten Hongkong, Makao oder Kanton als ihre Heimath angaben.

Vor Allem iſt die von den Chineſen auf Hawaii eingenommene Stellung bemerkenswerth, denn ſtatt wie in Californien als untergeordnete Geſchöpfe betrachtet und behandelt zu werden, ſtehen ſie hier auf gleicher Stufe mit den Einheimiſchen, ſeien es Eingeborene oder Weiße, und genießen gleiche Vorrechte mit ihnen. Hauptſächlich mag dies ihre ſchnelle Anpaſſung an das Leben und die Sitten der Kanakas bewirken, denn jeder chineſiſche Einwanderer lernt binnen Kurzem die Landesſprache, heirathet bald eine Eingeborene, behandelt die Kanakas immer als Seinesgleichen und bequemt ſich allen Gebräuchen des Landes an, was alles dazu beiträgt, ihn raſch beliebt zu machen. In Honolulu ſpeciell tritt noch der Umſtand hinzu, daß zwei der angeſehenſten und reichſten Geſchäftshäuſer — chineſiſch ſind: es ſind dies die Firmen Afong & Achuck und Chulan & Camp. Dieſelben beſitzen große ſteinerne Waarenlager und elegante Verkaufsläden, in welchen ſich eine reichhaltige Auswahl chineſiſcher Waaren vorfindet; ihre chineſiſchen Verkäufer ſprechen geläufig hawaiiſch und engliſch, jährlich erhalten ſie mehrere Schiffe direct aus China mit werthvollen Ladungen der mannigfaltigſten Erzeugniſſe jenes Landes, und ſchicken eben ſo oft Fahrzeuge, mit hawaiiſchen Producten, vorzugsweiſe Zucker, Reis und Fungus, beladen, dorthin zurück, von denen beſonders die letztere in China beliebte Delicateſſe einen Hauptausfuhrartikel Hawaiis dorthin bildet, da jährlich 50,000 bis 60,000 Pfund exportirt werden. Ferner ſind Afong & Achuck die Beſitzer der großen Zuckerplantage Kaupakuea bei Hila, während Chulan & Camp. ſich beſonders um die Reiscultur verdient gemacht haben, ſo daß gegenwärtig 18 verſchiedene Plantagen, die faſt ausſchließlich von Chineſen bearbeitet werden, einen jährlichen Ertrag von 2500 Tonnen Paddy (ungereinigten Reis) liefern. In dieſer Verbindung kann auch erwähnt werden, daß ſchon im Jahre 1802 ein Chineſe mit einem Sandelholzſchiffe auf der Inſel Lanai landete, mit ſeinen mitgebrachten Preſſen und Keſſeln aus dem in allen Thälern wild wachſenden Zuckerrohr eine Schiffsladung Zucker herſtellte und im folgenden Jahre wieder zurückfuhr.

Aber außer obigen großen Geſchäftshäuſern finden ſich noch in Honolulu im Chineſenviertel an der Nuuanu-Straße Hunderte von kleinen Verkaufsläden jeder Art, deren chineſiſche Beſitzer den ganzen Kleinhandel mit den Eingeborenen faſt vollſtändig in den Händen haben und dadurch den europäiſchen Handelshäuſern empfindlichen Abbruch thun. In dieſem, dem weſtlichen, Theile der Stadt haben ſich die Einwanderer in der beliebten Enge und Dichtheit zuſammengehäuft und bilden, wie in San Francisco, durch Feuersgefahr und anſteckende Krankheiten eine fortwährende Bedrohung der Stadt. Hier findet man in den engen Gaſſen Haus an Haus Theehäuſer und Matroſenherbergen, dazwiſchen Opium- und Spielhöllen jeder Art, ſo daß ein Betreten derſelben ohne Begleitung immer mit Gefahr verbunden iſt. Als fernere Beſchäftigungen der Einwanderer muß angeführt werden, daß ſie faſt ausſchließlich die Bäckerei beſorgen, im Korbflechten und Schuhmachen jede Concurrenz aus dem Felde ſchlagen und auch als Köche und Diener beliebt ſind; nur der Wäſcherei, der einzigen von den eingebornen Frauen beliebten Arbeit, haben ſie, anders als in Californien, ſich nicht bemächtigen können. Natürlich befindet ſich auch ein Tempel, ein ſogenanntes Joß-houſe, in ihrem Viertel, ſowie auch vier chineſiſche Doctoren ihre Werkſtätten dort errichtet haben; im Ganzen mögen jetzt gegen 1000 Chineſen in Honolulu leben.

Wenden wir uns nun von der Hauptſtadt nach den anderen bewohnten Inſeln, ſo finden wir, daß auch dort ſich die Einwanderer überall verbreitet haben. Die Hauptanzahl mag wohl als Feldarbeiter auf den Zucker- und Reisplantagen beſchäftigt ſein, wo ſie in kleinen Anſiedelungen zuſammenleben; aber wenn ſie auch zuerſt im Jahre 1852 als wirkliche Kulis mit fünfjähriger Arbeitsdauer impartirt wurden, ſo hat ſich das ſeitdem durchaus verändert, da jetzt der Chineſe gleich dem Eingeborenen, und im erfreulichen Gegenſatze zu ſeinen Brüdern in Peru und auf Cuba, ſeinen Arbeitscontract vollkommen frei abſchließt. Nach Ablauf deſſelben erneuert er ihn jedoch nur ſelten, ſondern wendet ſich faſt immer dem Handel zu, ſo daß wir auch in den größeren Landſtädten, wie Hilo auf Hawaii, Waimea auf Kauai, Wailuku und Lahaina auf Maui, anſehnliche chineſiſche Be-

Digitized by Google

völkerungen von mehreren Hunderten als Beſitzer von eigenen Verkaufsläden, Bäckereien, Theehäuſern u. ſ. w. oder als Agenten für Geſchäfte ihrer Landsleute in der Hauptſtadt finden. Auf dem Lande ſelbſt trifft man dann noch auf allen Inſeln einzelne Chineſen an, welche als umherziehende Hauſirer ihre Waaren gegen die Landesproducte der Eingeborenen eintauſchen.

Der Einfluß, den die chineſiſche Einwanderung auf die Kanakas ausübt, muß unbedingt als ſehr verderblich bezeichnet werden und bildet ohne Zweifel eine der vielen Urſachen, welche das ſchnelle Ausſterben dieſes Volkes bewirken. Vor Allem iſt ihnen die Einführung der ſchrecklichen Krankheit des unheilbaren Ausſatzes (deshalb auf Hawaiiſch „mai pakē“, d. h. chineſiſche Krankheit, genannt) zuzuſchreiben, welcher bereits Tauſende der Eingeborenen zum Opfer gefallen, während heute noch gegen 800 derſelben (darunter etwa ein Dutzend Chineſen) in der Verbannung auf der Inſel Molokai der Erlöſung von ihren Leiden durch den Tod entgegenſehen [1]).

Auch die verderbliche Sitte des Opiumrauchens haben die Eingeborenen nur zu raſch von den Einwanderern angenommen, doch verhindert zum Glück der hohe Preis des ſchwer beſteuerten Reizmittels eine allgemeine Verbreitung ſeines Gebrauchs. Der Opiumhandel iſt Monopol der Regierung und wird alljährlich für eine ſehr hohe Pacht, gewöhnlich an eines der beiden großen chineſiſchen Handelshäuſer, verſteigert; daß darum die ankommenden Chineſen, wie auch in San Francisco, auf die verſchiedenartigſten Weiſen eine Einſchmuggelung verſuchen, iſt ſelbſtverſtändlich. — Aber auch ſonſt haben die Einwanderer, beſonders in moraliſcher Beziehung, höchſt ſchädlich auf die Hawaiier eingewirkt, wie dieſes bei einem an und für ſich ſchon wenig ſittenſtrengen Volke nicht anders zu erwarten iſt, um ſo mehr aber als bei einer eingeborenen Bevölkerung von 49,000 die Zahl der Männer um 3200 Köpfe diejenige der Frauen überſteigt, während das Verhältniß der Geſchlechter unter den eingewanderten Chineſen ſchon vor fünf Jahren, wie wir geſehen haben, gleich 1 zu 17 war und jedenfalls heutigen Tages ſich noch viel ungleicher geſtaltet hat.

Wie ſchon erwähnt, verheirathet ſich der chineſiſche Einwanderer gewöhnlich bald nach ſeiner Ankunft mit einer Eingeborenen, die ihn des arbeitsloſen, bequemen Lebens wegen, das er ihr verſchafft, gern nimmt. Die Miſchlinge dieſer Verbindung, „hapa-pakes“, d. h. Halbchineſen, genannt, zeigen die väterliche Abſtammung durch hellere, gelbliche Farbe, hohe Backenknochen und geſchlitzte Augen, ſo daß ſie ſich im Ganzen mehr der chineſiſchen als der mütterlichen Race zu nähern ſcheinen. Nach den Geſchlechtern dagegen verändert ſich die ſpätere Lebensweiſe, denn indem die Mädchen ausnahmslos diejenige der Mutter annehmen, wird der Knabe ſoweit als möglich vom Vater als wirklicher Chineſe erzogen und geht auch mit glattraſirtem Kopf und langem Zopfe als ſolcher umher, dabei aber doch an der Mutterſprache feſthaltend, bis, wie es gewöhnlich vorkommt, der heimkehrende Vater ihn nach China mitnimmt, während Frau und Töchter regelmäßig zurückgelaſſen werden. Denn obgleich ein hawaiiſches Geſetz dem Manne einer Eingeborenen das Verlaſſen des Landes ohne Hinterlaſſung einer genügenden Bürgſchaft zum Unterhalt der Frau verbietet, ſo umgingen doch früher die Chineſen daſſelbe durch Vorſchützung einer frühern Heirath in China, wodurch nach chriſtlicher Anſchauung die neue auf Hawaii ungültig wurde, bis neue Geſetze ihnen jetzt auch dieſe Ausflucht genommen haben. (Politiſch ſpielen die Chineſen auf Hawaii gar keine Rolle; ſie haben weder je ein öffentliches Amt bekleidet noch beſitzen ſie irgend welchen politiſchen Einfluß.)

Was die Zukunft der chineſiſchen Einwanderung auf Hawaii betrifft, ſo dürfte letztere in nächſter Zeit noch bedeutend zunehmen, denn durch das Hinſchwinden der Eingeborenen und den dadurch verurſachten Arbeitermangel bewogen, welcher auf den Plantagen allein ſich auf 1200 Mann beläuft, hat das hawaiiſche Parlament im vergangenen Jahre die Summe von 50,000 Doll. zur Unterſtützung einer Einwanderung bewilligt, welche die Regierung augenſcheinlich aus China beziehen will, da den letzten Nachrichten der mir vorliegenden „Honolulu Gazette“ zur Folge der Chineſe Aſiu als Bevollmächtigter zu dieſem Zwecke dorthin abgeſandt worden iſt.

Nachſchrift. Am 16. December vergangenen Jahres langte das Segelſchiff „Anglo-Saxon“ von Hongkong nach fünfzigtägiger Fahrt in Honolulu an; daſſelbe hatte den hawaiiſchen Agenten Aſiu mit 272 chineſiſchen Feldarbeitern (darunter nur 13 Frauen) an Bord. Die hawaiiſche Regierung bezahlt dem Agenten für dieſelben eine Subſidie von 25 Doll. für jeden Mann und 30 für jede Frau. Intereſſant iſt der Umſtand, daß ſich unter dieſen Einwanderern auch 28 von den Miſſionen in Kanton und Honglang bekehrte chriſtliche Chineſen befanden, darunter auch 5 Weiber. Hiermit hat aber die von der hawaiiſchen Regierung ſubſidirte Einwanderung aus China ein Ende genommen, da das neue Miniſterium (ſeit December iſt Herr Carter, ein auf Hawaii geborener Sohn amerikaniſcher Eltern, Premier) derſelben entſchieden feindſelig iſt, dagegen ein Wiederaufleben des hawaiiſchen Volkes durch eine mehr ſtammverwandte Einwanderung von anderen Polyneſiern, Malayen oder Indiern befürwortet (nach dem „Advertiſer“, Honolulu, 23. December 1876).

[1]) Vergl. hierüber: „Der Ausſatz auf den Sandwichinſeln“, „Globus“ XXVIII, S. 141.

Aus allen Erdtheilen.

Der Darien-Canal.

Am 29. November vorigen Jahres landeten in Colon (Aſpinwall) die Mitglieder einer Commiſſion, welche im Auftrage der „Internationalen Geſellſchaft des interoceaniſchen Darien-Canals“ die beſte Route für denſelben ausfindig machen ſoll (vergl. „Globus“ XXX, S. 255). Leiter derſelben iſt der franzöſiſche Seecaſſizier Lucien Napoleon Bonaparte Wyſe, welcher ſchon 1864 bis 1865 in Weſtindien ſtationirt war, 1867 bis 1868 die Magelhaens-Straße aufnahm und auf dem Iſthmus von Panama eine Landreiſe ausführte und 1874 aſtronomiſche Beſtimmungen in der algeriſchen Sahara machte. Leiter der techniſchen Operationen iſt V. Celler, ein franzöſiſcher Ingenieur; Geologe W. A. Brooks, ein Engländer. Die aſtronomiſchen und hydrographiſchen Arbeiten hat Schiffslieutenant A. Reclus, der Bruder des berühmten franzöſiſchen Geographen, unter ſich; Berlan Gerſter, ein Oeſterreicher, wird die Aufnahmen ausführen, Gentz die Bohrungen (bis 60 Yards Tiefe). V. Bardiez aus Savoyen, früher bei Hafen- und Eiſenbahnbauten

Digitized by Google

in Italien und der Türkei viel beschäftigt, befehligt die zweite Brigade, Millat die dritte. Carranza aus Panama dient als Dolmetscher, Dr. Viguia aus Paris als Arzt, Zoologe und Bataniker (inzwischen erkrankt). Andere Theilnehmer sind Lacharme, Musso und Sosa. Am 11. December verließ diese Gesellschaft Panama, um unter einer kleinen Militärbedeckung nach der Landenge von Darien zu gehen. Der Präsident von Panama begleitete sie bis Chapigana, wo der Busen von S. Miguel endet. Von dort ging es auf gemietheten Booten den Tuira hinauf nach Pinogana, wo noch die Fluth sich bemerklich macht, und weiter dessen Zufluß Paya aufwärts. Unterwegs wurden beide Flüsse aufgenommen und ausgelothet, wobei sich zahlreiche Fehler in den besten vorhandenen Karten herausstellten. Wyse fand auch z. B. das Dorf Paya nur 47 Meter über dem niedrigsten Wasserstande des Stillen Oceans, während Selfridge, welcher diese Route verwirft, daselbst eine Höhe von 83 Meter erhielt. 3½ Kilometer südöstlich von Paya liegt ein Hügel Alu-quimuln, dessen Gipfel Wyse abhalten ließ und von wo er eine in diesen waldreichen Gebieten seltene Umschau hatte. Von dort entdeckte er nur 3½ Kilometer weiter noch Südosten in der Cordillere den Paß Tihule, von welchem der Rio Tihule westwärts zum Rio Paya und zum Stillen Ocean, der Rio Nalubquia östlich zum Cucarica, Atrata und dem Atlantischen Ocean fließen. Beider Quellen liegen keine 500 Meter von einander, die des Nalubquia aber tiefer als die des Tihule. Am 28. December besuchte er diesen Paß; drei Wochen später sollten die Ingenieure dort eintreffen und ihn genau vermessen, weil Wyse dort die beste Stelle für den Durchstich des Canals gefunden zu haben glaubt. Er theilt diese Nachricht in einem an die Präsidenten der geographischen Gesellschaften gerichteten Flugblatte mit, welches aus Paya, 29. December 1876, datirt und von einer größern Kartenskizze begleitet ist.

Die Colonie Neu-Seeland.

H. G. Neu-Seeland als britische Colonie datirt vom 22. Januar 1840, wo die ersten Einwanderer auf dem Schiffe „Admiral" an der öden Küste von Petoni landeten. Der erste Gouverneur bis zum 10. September 1842 war Captain Hobson. Neu-Seeland umfaßt ein Areal von 122,300 (nach Behm und Wagner 11, S. 48 nur 106,259) engl. Quadratmeilen und hat damit die ungefähre Größe von Großbritannien (121,607 engl. Quadratmeilen). Auf die Nordinsel entfallen 49,000, auf die Südinsel 72,000 und auf die Stewart-Insel 1300. Die weiße Bevölkerung ist rasch angewachsen. Im Jahr 1851 summirte sie auf 26,707, im Jahr 1861 auf 99,021, im Jahr 1871 auf 266,986 und im Jahr 1874 auf 341,860. Die bevölkertsten Städte sind Dunedin mit 19,657, Auckland mit 13,186, Wellington mit 11,298 und Christchurch mit 10,772 Einwohnern. Die einst so zahlreichen Eingebornen, welche sich im Jahr 1840 noch auf ungefähr 100,000 beliefen, haben sich sehr vermindert und sollen gegenwärtig kaum noch 40,000 Köpfe zählen.

Neu-Seeland ist bekanntlich ein außerordentlich fruchtbares und auch an Mineralien reiches Land. Um diese natürlichen Hülfsquellen zur schnellern Hebung zu bringen, hat man für öffentliche Bauten und für freie Einwanderung aus Europa sehr bedeutende Summen verausgabt. Von den 1030 Miles Eisenbahnen, deren Bau auf Beschluß des Parlamentes ausgeführt wird, waren bis Ende Juni 1876 bereits 549, nämlich 145 auf der Nord- und 404 auf der Südinsel, dem öffentlichen Verkehr übergeben, und an dem Reste ward noch gearbeitet. Die Baukosten beliefen sich bis dahin auf 5,215,018 Pf. St. Die Colonie hat sich dadurch eine öffentliche Schuld aufgebürdet, deren Höhe doch nachgerade anfängt bedenklich zu werden, weshalb es denn auch seine Schwierigkeit hatte, die letzte Anleihe vom Juni dieses Jahres in London so günstig zu placiren wie die früheren. Die Colonialschuld summirte am 1. Juli 1876 auf 16,494,000 Pf. St., d. i. 51 Pf. St. 17 Sch. pro Kopf der Bevölkerung, gegen 21 Pf. St. pro Kopf im Jahre 1870 und 39 Pf. St. 2 Sch. im Jahre 1874. Eine weitere Anleihe von 2,073,300 Pf. St., welche das Parlament schon bewilligt hat, steht noch bevor. Solche enorme Anleihen in den letzten Jahren waren ohne Frage kopflos und hatten zur Folge, daß die finanzielle Lage der Colonie gegenwärtig wenn auch nicht gerade kritisch, doch keineswegs zufriedenstellend ist. Es wird der größten Einschränkung bedürfen, um den finanziellen Anforderungen in nächster Zeit gerecht zu werden. Dies erkannte denn auch der bisherige Premierminister Julius Vogel offen an, indem er dem in Wellington tagenden Parlamente im August dieses Jahres erklärte, daß der Colonie eine schwere Zeit bevorstehe und daß „Klugheit und Reduction in den öffentlichen Ausgaben" das Losungswort sein müsse. Die öffentlichen Bauten könnten zwar nicht sistirt werden, müßten aber in einem viel langsamern Tempo fortgeführt werden als bis dahin geschehen.

Die bisherige Provinzialeintheilung (acht Provinzen und eine Grafschaft) hat in diesem Jahre der einheitlichen Colonie weichen müssen. Sir George Grey, welcher früher zweimal Gouverneur von Neu-Seeland war und sich dort bis jetzt als Colonist niedergelassen hat, bot als gewähltes Parlamentsmitglied in der Assembly seinen ganzen Einfluß und seine große Beredtsamkeit umsonst auf, um die alten Provinzen zu retten. Auch sein Antrag, die Nordinsel mit Auckland und die Südinsel mit Christchurch als Hauptstadt politisch zu trennen und Wellington als Sitz des gemeinschaftlichen Gouverneurs zur Föderalhauptstadt zu erheben, wurde mit 47 gegen 32 Stimmen abgelehnt. Dagegen ward mit 54 gegen 21 Stimmen beschlossen, daß die Provinzialland-revenue nicht in die Colonialrevenue fließen, sondern den resp. Districten, wo sie erhoben worden, in bisheriger Weise zu Gute kommen solle.

Im Jahre 1876 befanden sich in der Colonie überhaupt 2,230,988 Acres unter Cultur, was gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 442,221 ausweist. Die Provinz Canterbury steht aber an mit 550,759 Acres, dann folgen die Provinzen Otago mit 451,669, Wellington mit 432,802, Auckland mit 356,988 u. s. w.

Am 17. Februar 1876 wurde die Legung eines Kabels bei Nelson in Blind Bay zu Stande gebracht, und damit war Neu-Seeland mit Australien (zunächst Sydney) und den übrigen Continenten in telegraphischen Verkehr gesetzt.

Die Colonie Neu-Seeland besitzt seit dem Jahre 1853 eine Constitution. Das Parlament besteht aus dem Legislative Council mit 45 vom Gouverneur nominirten Mitgliedern und der Assembly. Letztere zählte bisher 78 Weiße und 4 Eingeborene, seit 1876 aber 84 Weiße und 4 Eingeborene. Die Wahl geschieht nach einem Census. Die Mitglieder beider Häuser erhalten für jede Parlamentssession 100 Pf. St. als Diäten. Das vom Gouverneur ernannte Ministerium ist dem Parlamente verantwortlich.

Was die Goldfelder in Neu-Seeland betrifft, so lieferten sie in den ersten sechs Monaten des Jahres 1876 einen Ertrag von 153,234 Unzen zum Werthe von 608,793 Pf. St., d. i. 95,600 Pf. St. weniger als im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Der Totalwerth des Goldes, welches vom 1. April 1857, wo die Diggings aufkamen, bis zum 31. März 1876 exportirt wurde, summirt sich auf 31,315,319 Pf. St.

* * *

— Von Dr. E. von Barry, derzeit in Ghat, sind am 19. Februar Briefe in Berlin eingetroffen, welche bis zum 21. December 1876 reichen und wonach er von einem größern Ausfluge zu einem von Krokodilen bewohnten See wieder nach Ghat zurückgekehrt ist. Er beabsichtigt, von dort entweder direct in das Gebirgsland der Tuareg Hagar vorzudringen oder südlich nach Air zu gehen, von wo ihm mehrere Wege offen stehen, nach Timbuktu, nach den Haussa-Ländern oder rückwärts nach dem Lande der Hagar.

Digitized by Google

— Mr. Henry Meiggs, der wahlbekannte südamerikanische Unternehmer von Eisenbahnbauten, hat dem französischen Ethnologen Bur kürzlich die Mittel angewiesen, um in der an archäologischen Bauten und Objecten so reichen Umgebung von Tiahuanaco in Bolivia (vergl. Bd. XXVIII, S. 310) Forschungen und Nachgrabungen anzustellen. Die Fundstücke sollen dem Nationalmuseum der Vereinigten Staaten überwiesen werden.

— Auf S. 64 dieses Bandes hatten wir nach der „Nature" die Forschungsreise eines Mr. Trebeau nach Französisch-Guayana erwähnt. Wie wir jetzt aus anderen Zeitschriften ersehen, heißt der Betreffende Crevaux, ist Marinearzt und gedenkt erst in der zweiten Hälfte des kommenden Juli, d. h. unmittelbar nach der Regenzeit und dem großen Hochwasser, den Maroni und dessen Nebenfluß Awa mit zwei Piroguen hinaufzufahren. In etwa 50 Tagen hofft er den Fuß des Gebirges Tumuenmaque zu erreichen, dann möglichst viel Zeit für dessen botanische, geologische und ethnologische Erforschung zu verwenden und entweder nördlich auf dem Oyapok oder südlich auf einem Nebenflusse des Amazonenstromes die Heimreise anzutreten.

— Dr. med. Emil Holub, von Geburt ein Tscheche, über dessen Reisen in Südafrika seiner Zeit Petermann's Mittheilungen (1876, Heft 5, S. 172 ff.) alles zugängliche Material zusammenstellten, hat seine dritte Reise von der Südafrikanischen Republik nach dem obern Zambesi vollendet und wird nun nach Europa zurückkehren. Wie er an Henri Duveyrier schreibt, hat er eine Routenaufnahme im Maßstabe 1 : 172,000 ausgeführt und bedeutende naturwissenschaftliche Sammlungen gemacht. Er will statt der einen fünf verschiedene Species von Elephanten und ebenso mehrere Species von Nashörnern in Südafrika unterschieden wissen.

— Mr. E. Manchez hat der Pariser Akademie der Wissenschaften am 8. und 15. Januar über seine im Sommer 1876 ausgeführte hydrographische Aufnahme der beiden Syrten Bericht erstattet. Die Küsten derselben von Sfakes in Tunis bis Benghazi in Tripolis sind noch sehr ungenügend bekannt und keineswegs auf den Seekarten richtig verzeichnet. Was die kleine Syrte, den heutigen Meerbusen von Gabes, anlangt, so ist derselbe dergestalt rings von Hügeln von 40 bis 50, ja im südlichen Theile bis zu 700 Meter Höhe umgeben, daß die von Capitän Raudaire behauptete Verbindung des Meeres mit den südtunesischen Schotts in historischer Zeit wenigstens nicht stattgefunden haben kann. Denn auch von einer neuern Hebung des Bodens sind keine Anzeichen vorhanden. (Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt Le Chatelier, s. Revoe scientifique vom 6. Januar 1877, Nro. 28, S. 656. Nach ihm hat die geologische Erforschung der Schotts bis jetzt keine Spur eines ehemaligen Meerbusens in Süd-Tunis aufgewiesen, sondern nur einen verhältnißmäßig kleinen Binnensee, welcher nicht größer war als der heutige Sebchat Faraun.) An der tripolitanischen Küste hatte Mouchez viel von den feindlichen Küstenbewohnern zu leiden, was die Genauigkeit der Arbeit natürlich etwas beeinflußte. Wurde er doch eines Tages förmlich von einer Schaar übrigens prachtvoll bewaffneter Beduinen gefangen genommen, so daß er nur in Begleitung zweier türkischen Offiziere, die ihm der Gouverneur von Tripolis aufgab, seine Aufnahmen weiter verfolgen konnte. Uebrigens hat sich an jenen Gestaden seit wenigen Jahren ein Exporthandel entwickelt, welcher auf die Einwohner nur einen wohlthätigen Einfluß ausüben kann: eine ganze Menge englischer, italienischer und türkischer Schiffe laden dort mächtige Ballen des zur Papierfabrikation tauglichen Halfagrases. Schon heute verschifft ein einziges Dorf an der großen Syrte davon 80,000 Ballen. Nur 4 Proc. gehen nach Frankreich, 18 nach Spanien, aber 75 Proc. nach England. — In der großen Syrte gab es in den bisherigen Karten Fehler von 8 bis 10 Seemeilen zu corrigiren. Die Declination wurde meist alle 20 Lieues bestimmt, Ebbe und Fluth aber nur ungenügend beobachtet. Auch einige Naturalien wurden gesammelt.

— Auf Point Macleay an der Ostseite des Lake Alexandrina in Südaustralien befindet sich seit 18 Jahren eine Missionsanstalt für Eingebarene unter der Leitung des vortrefflichen Reverend G. Taplin, welche verhältnißmäßig recht gute Resultate aufzuweisen hat. Aus seinem Jahresberichte vom 1. October 1876 an die Aborigines Friends Association in Adelaide entnehmen wir, daß 78 Eingeborene, davon 52 in Familien, 15 einzelne Knaben und 11 Mädchen (gegen 119 im Vorjahre) der Anstalt angehörten, in christlicher Weise erzogen und an nützliche Thätigkeit gewöhnt wurden. Getraut wurden 8 Paare und damit überhaupt in den 18 Jahren 30 Paare. Es starben 7 und 11 Geburten kamen vor. Die Anstalt besaß 1086 Schafe gegen 1173 im Vorjahre und erzielte aus dem Verkaufe von Wolle und Fellen 144 Pf. St. 10 Sch. Die gesammte Einnahme der Anstalt belief sich auf 1992 Pf. St., gegen eine Ausgabe von 1949 Pf. St. Ganz besondere Aufmerksamkeit ward dem jüngern Geschlechte zugewendet, und außer dem Unterrichte in Religion und englischer Sprache gewöhnte man sie an Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Erwachsenen war zur Zeit bei Farmern der dortigen Umgegend in Dienst gegeben, wo man sie mit Urbarmachung des Badens, Steinbrechen, Schafscheeren u. s. w. beschäftigte, und sie erhielten einen täglichen Lohn bis zu 6 Sch. [= 6 Mark] ohne Kost oder 20 Sch. pro Woche bei freier Station. Manchen unter ihnen ward von ihren Herren das rühmendste Zeugniß der Ehrlichkeit und des Fleißes ausgestellt. Mr. Taplin beschwert sich aber bitter über die Verführung, welcher die Eingeborenen, wenn sie mit den Weißen in Berührung kommen, von Seiten der letzteren ausgesetzt seien, und bemerkt, daß ihm dadurch viel Mühen und Sorgen bereitet werden.

Solcher Anstalten giebt es in Südaustralien drei. Wie gut sie auch gemeint sein mögen, sie werden den raschen Untergang der Eingebarenen nicht hemmen. Die Berührung mit der Civilisation ist ihr Untergang.

— Die Zahl der 1876 in Paris erscheinenden Zeitschriften betrug 836. Außer den Kunstblättern haben sich namentlich die geographischen bedeutend vermehrt. 1875 nur drei an der Zahl (Buttetin de la Société de Géographie, L'Exptorateur und Le Tour de Monde), sind sie jetzt auf acht gestiegen.

— Frau Petherick, die Gattin des bekannten Afrikareisenden Mr. John Petherick, der in manchen Gebieten Schweinfurth's Vorgänger war und eine Zeit lang die Stelle eines englischen Consuls für den Sudan bekleidete, ist am 12. Januar 1877 in St. Goran (Cornwall) gestorben. Sie hat ihren Gemahl auf seinen späteren Reisen am Weißen Nil begleitet und dabei viel Muth und Energie entfaltet.

— Mitte Januar 1877 ist die Eisenbahn von Samara bis Orenburg eröffnet und damit ein guter Schritt weiter zur Annäherung zwischen Europäisch- und Asiatisch-Rußland gethan worden.

Inhalt: Peking und Umgebung. VI. (Mit drei Abbildungen.) — Paul Ibis: Auf Formosa. IV. (Mit zwei Abbildungen.) — Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner. Von Franz Birgham. — Der Mäusethurm im Goylo-See und die Ruinen von Lednagara. Von W. Schwarz. — Dr. C. B. Klunzinger's Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. — Franz Birgham: Die Chinesen auf Hawaii. — Aus allen Erdtheilen: Der Darien-Canal. — Die Colonie Neu-Seeland. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 10. März 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

I[1]).

Von Spalato nach Salona, Clissa und Sinj.

Wenig mehr als eine Stunde nordöstlich von Spalato liegt in dem innersten, östlichsten Winkel des tief in das Felsgestade einschneidenden Busens des Canale dei Castelli das Dorf Salana und in dessen Nähe die Reste des antiken Salonae, welches zur Römerzeit eine der wichtigsten Städte des ganzen Landes war. Beide Orte verbindet eine gute Straße, welche sich kurz vor Salona in zwei Arme theilt, deren einer an der Küste westwärts nach Traù und Sebenico geht, während der andere nordlich landeinwärts über Clissa und Sinj der türkischen Grenze zuführt. Unterwegs sieht man noch Reste der Leitung, welche dem Diocletianischen Palaste, dem heutigen Spalato, das Wasser zuführte; ponte secco (d. i. trockene Brücke) nennen sie die Einwohner, weil die Bogen über kein Gewässer führen. Bezeichnender Weise heißt auch der einzige Ort, welchen die Straße berührt, noch Pozzo Buono, d. i. Guter Brunnen. Die Gegend ist überaus anziehend, lachend und grün; Weinstock und Oelbaum bringen erstaunlich große Früchte und auch Pappeln zeigen sich, eine Seltenheit in dem baumarmen Lande. Beginnt man zum Canale dei Castelli wieder hinabzusteigen, so erblickt man unter sich auf der Spitze einer langgedehnten Landzunge das Dorf Bragnizza, welches noch Spuren römischer Besiedelung aufzuweisen hat. Der Erdstreifen, welcher es mit dem Festlande verbindet, ist so schmal und niedrig, daß der Ort wie im Meere zu schwimmen scheint, ein Umstand, welchem er seinen italienischen Namen Venezia piccola zu verdanken hat. Weiterhin überschreitet die Straße mittelst einer Brücke, welche noch deutlich den ursprünglichen römischen Bogen zeigt, den Fluß Giadro, den alten Jader. Derselbe entspringt unweit davon — sein ganzer Lauf ist kaum eine halbe Meile lang — in einem Felsenwinkel des Mossor-Gebirges, und zwar in solcher Stärke, daß er sofort eine Mühle treibt; schon Diocletian preist seine trefflichen Forellen. Auf den ersten Anblick enttäuscht das Ruinenfeld der langgedehnten Salonae, deren Erstreckung Constantin Porphyrogenitus stark übertreibend so groß macht wie bald Constantinopel. Was an Trümmern über dem Boden vorhanden ist, ist unbedeutend, obwohl man an den Mauerresten immerhin den einstigen Umfang der Stadt erkennen kann, welcher von Osten nach Westen noch keine Viertelmeile beträgt. Theils mag die Zerstörung, welche im Jahre 639 durch die Avaren stattfand, eine sehr gründliche gewesen sein, theils dienten die Reste Jahrhunderte lang nicht nur den Umwohnern als bequeme Fundgrube schon zugehauener Steinblöcke, sondern so manche edlere Architekturstücke wanderten auch nach Spalato, Traù und selbst in die Mauern venetianischer Paläste. Immer dickere Lagen von Staub und Erde überdeckten die Trümmer, Feigen- und Mandelbäume wuchsen darüber, und zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnerte nur eine Wasserleitung und der Namen des kleinen Dorfes in der Südostecke des Stadtgebietes an die einstige Hauptstadt Dalmatiens. Denn das wurde Sa-

[1]) Siehe den Anfang und die Fortsetzungen dieser Reise, welche in der hiermit anfangenden Reihe von Artikeln ihren Abschluß findet, in Bd. XXVII, S. 369, Bd. XXVIII, S. 1, 17, 209, 225 und Bd. XXX, S. 49, 65, 81, 97.

Digitized by Google

lonae, als im Jahr 117 v. Chr. die ältere Hauptſtadt Delminium im Innern des Landes durch die Römer zerſtört warden war. Seit 39 v. Chr. war es römiſche Colanie, dann Sitz des Gerichtes für einen der drei Sprengel (conventus), in welche Dalmatien zerfiel. Die erſten Kaiſer und namentlich Diocletian ſchmückten dieſes Hauptbollwerk römiſcher Macht an jenen Küſten mit manchen Bauwerken. Mit dem Jahre 481, wo Odaaker die Stadt eraberte, beginnt der Verfall, wenn ſie auch noch im folgeaden Jahrhundert wichtig genug war, daß 544 Beliſar, 552 Narſes van dart ihre Kriegszüge amtraten, um Italien den Gothen wieder zu entreißen. 639 traf ſie durch die Avaren der tödtliche Streich, der ſie endgültig aus der Geſchichte ſtrich. Im nahen Palaſte des Diocletian fanden die Einwahner, als ſich der Sturm verzagen hatte, Schutz und Unterkunft.

Die erſten Ausgrabungen auf dem Boden der alten Stadt wurden unter Leitung eines Dr. Lanza in den Jahren 1821 bis 1828 angeſtellt und in den Jahren 1846 bis 1850 unter Dr. Caerara (ſeit 1842 Directar des Muſeums in Spalata) wieder aufgenammen. Dieſe Arbeiten kaſteten eine Summe von 10,000 Gulden und hatten die Aufdeckung eines großen Theiles der Mauern, eines Amphitheaters und Theaters, einer Waſſerleitung und eines Bades, das in eine chriſtliche Kirche verwandelt warden war, zur Falge. Auch lieferten ſie eine Anzahl van Sarkaphagen, Büſten, Grab- und anderen Inſchriften, bleierner Waſſerleitungsröhren, Urnen, Metallſpiegeln, Geräthen, Münzen, Edelſteinen u. ſ. w., welche in Spalata zu einem Alterthümermuſeum vereinigt wurden, aber nichts beſanders Werthvalles, wenn auch immerhin Intereſſantes, unter ſich aufzuweiſen haben. Fortdanernd lieferte aber der Baden des alten Salanae neue Funde von Münzen, Karnealen und Inſchriften, ſa daß im Jahre 1874, als Yriarte die Stelle beſuchte, neue Ausgrabungen unter Leitung des Prof. Glavinich, Directars des Spalatiner Muſeums, vargenommen wurden, zu welchen das öſterreichiſche Parlament die Mittel bewilligt hatte. Etwa vierzig Arbeiter waren mit Erdarbeiten beſchäftigt, und die Frauen des Darfes Salana trugen emſig

Vragnizza (Vrajuica) im Canale bei Caſtelli, van Süden geſehen. (Nach einer Phatagraphie.)

Körbe vall Schutt auf ihren Köpfen zur Seite. Die Arbeiten, welche erſt ſiebenzehn Tage dauerten, waren ſchan erfalgreich gewefen; denn man war in einer Tiefe van 7 bis 8 Meter unter der angebauten Erdoberfläche auf einen kleinen Tempel und einen mit zahlreichen allerdings ſehr einfachen Sarkaphagen beſetzten Friedhaf geſtaßen. Letztere trugen faſt alle als Zeichen, daß ihre Beſitzer Chriſten gewefen, das griechiſche Kreuz und gehörten dem vierten, fünften Jahrhundert an, waren aber insgeſammt ſchan in alten Zeiten gewaltſam erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Nur ein einziger, der Aufſchrift zufalge aus dem Jahre 437 ſtammend, enthielt nach das Skelet und einige zerbrachene Thangefäße. Ob die Arbeiten ſpäter noch werthvollere Funde lieferten, iſt uns leider nicht bekannt.

Am lebhafteſten geht es in dem liedlichen Giadra-Thale mit ſeinen friſchgrünen Wieſen und ſchlanken Pappeln in der erſten Hälfte des September zu, wann die im ganzen Lande berühmte Meſſe von Salona abgehalten wird, deren Haupttag auf Mariä Geburt (8. September, Madonna piccola) fällt. Nicht nur die Bewahner Spalatas ſtrömen alsdann darthin, um ihrem einförmigen Leben eine erwünſchte Unterbrechung zu verleihen, ſondern der Fremde begegnet dart Trachten aus ganz Süddalmatien, aus dem ganzen Strich Landes van Sebenico im Narden an und van der Küſte der Adria bis an die türkiſche Grenze und darüber hinaus. Da iſt eine ſa unglaubliche Mannigfaltigkeit und ein Reichthum van Gewändern, daß der Künſtler, welcher das Glück hat, zu jener Jahreszeit in Salana zu ſein, den tiefſten Eindruck davan mit ſich nimmt. In Menge ſieht maa türkiſche Unterthanen aus der Hertzegawina, welche noch keine Tagereiſe entfernt liegt; var Allem aber ſind es die dalmatiniſchen Trachten und darunter wieder die der Frauen, welche dem Durcheinander ſa viel Anziehungskraft verleihen: ſa viel Dörfer, ſa viel verſchiedene Nüancea, Farben, Schnitte. Am meiſten zeichnen ſich die Fraaen aus den Caſtelli aus. Sa heißen ſieben Dörfer an der Nardſeite des Canale bei Caſtelli zwiſchen Spalata und Traù, welche (van erſterm Orte aus gerechnet) folgende Namen führen: Sufchuraz (Sufurac), Abbadeſſa, Cambia, Vitturi, Caſtell Becchia und Nuavo uad Staffileo; letztere drei, zum Diſtricte von Traù gehörig, liegen ſa nahe bei einander, daß ſie eine einzige Häuſerreihe bilden. Das älteſte derſelben (C. Becchia) wurde

im Jahre 1414 errichtet, das zweite 1475, die übrigen im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts, und zwar in der Weiſe, daß die Regierung von Venedig adelige Familien mit Ländereien beſchenkte, wofür dieſe am Meere eine feſte Burg erbauen mußten, welche den umwohnenden Landleuten bei den Ueberfällen der Türken ſichern Schutz gewährte. Dieſe Burgen ſind jetzt längſt zugleich mit der Türkengefahr dahin — aber die Dörfer haben ſich erhalten und ſelbſt manche Herrenrechte, welche jenen Familien Seitens der Bauern zukamen. Wie Yriarte angiebt, ſteuert jeder Bauer von jedem geſchlachteten Schweine den Kopf und jährlich ein Paar Hennen, außerdem noch in jüngſter Zeit von je zwölf Maß Oliven eines und von jedem geſchlachteten Ochſen die Zunge, wofür er ſeinerſeits einen Brotlaib erhält.

Das Gebiet dieſer Caſtellè iſt eine ſchmale fruchtbare Ebene zwiſchen dem Kabaner-Gebirge, deſſen höchſter Gipfel der Kosjak iſt, und dem Meere; die Straße von Spalato nach Traù führt mitten hindurch und Weinſtöcke, Oel-, Mandel- und Granatäpfelbäume bedecken den reizenden Strand. Die Dörfer ſelbſt aber rechtfertigen, in der Nähe betrachtet, den Schein von Anmuth und Freundlichkeit, den ſie aus der Ferne zeigen, wenig. Ihre Bewohner ſollen nach Yriarte unter anderen Eigenthümlichkeiten auch die haben, daß ſie die Schönheit der Frauen nach dem Umfange des Buſens bemeſſen, infolge deſſen natürlich die Caſtellanerinnen zu allerhand naiven Kunſtſtückchen ihre Zuflucht nehmen, um den Caſtellanern zu gefallen. Dieſer Geſchmack bedingt wohl auch die Form des Leibchens, welches ſehr kurz iſt, eng anliegt und vorn weit offen ſteht. Auch der Rock ſchließt eng an; ein niedriger, mit Blumen gezierter Hut oder ein weißes Kopftuch, gelbe Strümpfe, ſchwarze Schuhe mit großen Schnallen, dicke lange ſilberne Ketten, an denen ein Meſſer vom Gürtel herabhängt, und eine ganze Reihe von Filigranknöpfen an dem ſchwellenden Mieder vollenden ihren Anzug.

Bäuerin aus der Umgegend von Salona.

Auch die Spalatiner in ihrer eigenthümlichen Tracht tragen dazu bei, das Geſammtbild zu beleben, obwohl ihre Frauen ſich nicht anders kleiden als die Bewohnerinnen von Livorno, Spezzia oder irgend einer Stadt von Puglia am jenſeitigen Geſtade der Adria. Ob auf dem Markte ein großer Umſatz ſtattfindet, vermag ein Fremder, welchem die Kenntniß des Slaviſchen abgeht, ſchwer zu beurtheilen; er ſieht nur zahlreiche Herden von Ochſen, Schafen und Schweinen und wenig induſtrielle Erzeugniſſe, wie Drechslerwaaren, Geſchirr, Becher, Täpfe, Hausgeräth, Miederknöpfe, bedruckte Zeuge und einheimiſchen Schmuck. Aber das Leben und Treiben muß ſein lebhaftes Intereſſe erwecken: die einen lagern auf dem Kirchplatze, andere machen es ſich in den Hütten ihrer Freunde bequem, die dritten graben ſich ein Loch am Ufer des Giadro, zünden darin ein Feuer an und bereiten daran ihre Mahlzeit, d. h. ſtecken den ganzen Hammel an den Bratſpieß und röſten ihn. Das Ganze gleicht einer lagernden Karawane. Da wird getrunken, geſchwatzt und geſungen, erzählt, die Guzla geſpielt und getanzt, und ſo erregt auch die Stimmung iſt, ſo fallen doch heutigen Tages wenig Unordnungen dabei vor. Denn es iſt der öſterreichiſchen Regierung durch ſtrenge Maßregeln gelungen, dieſe Meſſe ihres frühern Charakters, als derjenigen Gelegenheit, wobei die nationale Blutrache ſo recht ſich ergehen konnte, ganz zu entkleiden und die Landleute durch ihre Panduren und deren Serdars im Zaume zu halten.

In Salona wird, wie in Gradiska, Brod, Koſtainitza, an der Save und Unna und im Innern Serbiens der nationale „Kolo“ (d. i. Kreis) der Südſlaven getanzt, ein Rundtanz, wobei ſtets Paare beider Geſchlechter mit einander abwechſeln und zwar ſo, daß z. B. der Mann ſeine Nachbarin nicht bei der Hand faßt, ſondern ſeinen Arm unter dem ihrigen hindurchſteckt und erſt der zweitfolgenden Tänzerin die Hand reicht. So beſteht die tanzende Geſellſchaft aus zwei durch einander geſchlungenen Kreiſen, die zu einer einförmigen, etwas traurigen, aber nicht reizloſen Melodie den Boden ſtampfen.

Hinter Salona ſteigt die Straße ziemlich bedeutend nach Norden an, um in der Einſenkung zwiſchen dem Moſſor- und dem Kabaner-Gebirge mit weitem Bogen das höherliegende Innere des Landes zu erreichen. Drei Miglien hinter Salona ſteigt aus dem Bergkeſſel zwiſchen jenen beiden Gebirgen ein ſchroffer Felſen empor, welcher die namentlich im Mittelalter wichtige Feſte Cliſſa trägt. Auf einer Reihe von Felsterraſſen, welche ſich wie die Stufen einer rieſigen Treppe aus dem Thale über einander erheben, liegen die Häuſer des gleichnamigen Dorfes, deren jedes einen kleinen auf cyklopiſchem Unterbaue ruhenden Garten beſitzt, und darüber erheben ſich die gezinnten Mauern der Befeſtigung, welche ſchon bei der römiſchen Eroberung des Landes eine Rolle geſpielt hatte. Als ſich dann die andrängenden Avaren im ſiebenten Jahrhundert derſelben mit Liſt bemächtigt hatten, fiel das nahe Salonae von ſelbſt in ihre Hände. Im Mittelalter war Cliſſa bosniſch, ſeit 1494 venetianiſch, ſpäter als ungariſches Lehen im Beſitz von Peter Cruſich,

Auf der Messe in Salona.

Digitized by Google

welcher den vor den türkiſchen Bedrückungen entflohenen morlakkiſchen Uskoken Aufnahme gewährte und mit deren Hülfe die Türken ſo lange durch Streifzüge und Ueberfälle beläſtigte, bis dieſe nach mehr als zwölfmonatlicher Belagerung 1538 die Feſte einnahmen. Erſt 110 Jahre ſpäter gelang es den Venetianern unter Foscolo, ſich wieder in ihren Beſitz zu ſetzen und denſelben dauernd zu behaupten. Seit dem 28. October 1813, wo der dortige franzöſiſche Commandant die Waffen ſtreckte, gehört Cliſſa zu Oeſterreich, welches den jetzt unwichtigen Platz zuletzt ganz vernachläſſigte und erſt im Frühjahr 1875 anläßlich des bosniſchen Aufſtandes von Neuem mit einer Beſatzung belegte. Hinter Cliſſa beginnt wieder in gewohnter Einförmigkeit und Oede die Steinwüſte, wie wir ſie zwiſchen Zara und Knin und zwiſchen Knin und Sebenico kennen gelernt. Nur wo ſich die wenigen ärmlichen Dörfer zeigen, trifft man auch auf einige Quadratmeter fruchtbaren Landes, wo Weinſtöcke, Sorghum und Weizen gedeihen. Doch mag in Felsſchluchten und Senkungen, welche dem auf der Landſtraße Reiſenden verborgen bleiben, noch mehr Getreide und Gemüſe wachſen, da das Wenige in unmittelbarer Nähe der Dörfer zum Unterhalte der Bewohner unmöglich ausreichen würde.

Nachdem die Straße mehrere von ſchroffen Wänden eingefaßte Thäler durchſchnitten, zeigt ſich unten, wenn auch noch nicht Sinj, das hinter einem Bergvorſprunge zur Linken verſteckt iſt, doch die weite ſumpfige Ebene von Sinj (Ravnica Sinj), die größeſte in ganz Dalmatien. Dichtes Grün bedeckt den Boden des weiten, im Hintergrunde von

Bergfeſte Cliſſa (Klis) oberhalb Satona. (Nach einer Photographie.)

hohen Bergen begrenzten und von der Cetina durchfloſſenen Keſſels, der ſo ſcharf von der umliegenden Steinwüſte ſich unterſcheidet. Freilich nicht nur zu ſeinem Vortheile: denn die nächſtgelegenen Dörfer ſollen arg vom Fieber heimgeſucht werden, und erſt näher der Stadt wird der Boden feſter und iſt reich an Weide und Ackerland. Zum erſten Male ſieht man in dieſem Lande der Felſen und der Meeresgewäſſer Scheuern, Meiereien, Mühlen und andere Anzeichen eines geregelten, größern Ackerbaues. Sinj ſelbſt, am Fuße eines zerſtörten venetianiſchen Felſenſchloſſes gelegen, iſt nicht ſonderlich maleriſch. Die von Pappeln beſchatteten weitläufig gebauten Häuſer gleichen den modernen Bauten an der Küſte, ſo daß man ohne die Kirchen und Klöſter keine Spur venetianiſchen Einfluſſes entdecken würde. Die türkiſche Grenze iſt nur ſechs Stunden entfernt; neben dem Ackerbau iſt es der Handel mit Bosnien, welcher die 1780 Bewohner von Sinj nährt. Zahlreiche Karawanen durchziehen die Stadt fortwährend und ſchaffen Holz, Kaffee und allerlei Kaufmannswaaren von der Küſte in das Innere. Die ausſchließlich katholiſchen Kirchen der Stadt rühren aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert her und ſind ſehr geräumig und prächtig ausgeſchmückt; wie in ganz Bosnien, der Hertzegowina, Bulgarien und ſonſt auf der Balkanhalbinſel ſind es auch hier Franciscanermönche, welche den Gottesdienſt leiten. Ebenſo war es ein Mönch deſſelben Ordens, welcher im Jahre 1715 den Muth der venetianiſchen Vertheidiger von Sinj entflammte und ſie zum Standhalten antrieb, bis unter den belagernden Türken die Peſt ausbrach

und ſie zum Abziehen zwang. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wird noch heutigen Tages das Volksfeſt „Soſtra“ gefeiert, ein Ringelſtechen zu Pferde, welches an dem Geburtstage des Kaiſers abgehalten wird und woran nur Bürger der Stadt theilnehmen dürfen. Sie tragen dabei reichgeſtickte ungariſche Coſtüme von lebhaften Farben und reiten reichgezäumte Pferde. Am Eingange der Stadt iſt ein Seil geſpannt, von welchem die Ringe herabgeſtochen werden. Der Sieger erhielt in venetianiſchen Zeiten, wo das Feſt am Sonntage vor Aſchermittwoch ſtattfand, ſechs Ellen Schorlachtuch im Werthe von 60 Gulden; unter der Franzoſenherrſchaft unterblieb die Feier und wurde erſt 1818 bei der Anweſenheit des Kaiſers Franz I. wieder aufgenommen. Seitdem beſteht der Siegerpreis in 100 Gulden.

An den verheiratheten Bewohnerinnen Sinjs fällt dem Fremden vor allem die „Okruga“ auf, eine eigenthümliche weiße Kappe, welche vorn auf den Kopf und die Hoorflechten geſetzt und hinten mit einem großen weißen Schleier bedeckt

Die Küſtenſtadt Almiſſo zwiſchen Spalato und Ragufa.

wird, der bis auf den halben Rücken und ſelbſt die Arme herabfällt, aber noch die zierlich geſtickten rothen Sterne, grünen Eichenblätter oder die Mäanderborten des Hemdes hervorſchauen läßt. In Sinj iſt die Okruga von weißer Leinewand und ganz einfach; wenig weiter im erſten Dorfe nach der türkiſchen Grenze zu iſt ihre ſichtbare Vorderſeite mit durchbrochener Stickerei von anmuthiger Form bedeckt; in der Hertzegowina iſt ſie roth und ähnelt einem Fez, um Trebinje macht ſie letzterm ganz und gar Platz, ohne daß jedoch der deckende Schleier in Wegfall käme. Zwiſchen Montenegro und Moſtar iſt dieſer Schleier von der feinſten Seide. — Die Männertracht unterſcheidet ſich wenig von derjenigen um Knin; man könnte die Leute hier ebenſo gut für bosniſche Slaven halten, abgeſehen vom Turban, welchen ſie in Dalmatien tragen, der aber in der Türkei den Mohammedanern allein vorbehalten iſt.

Auf demſelben Wege, auf welchem er gekommen, kehrte Yriarte nach Spoloto zurück und beſtieg den Lloyddampfer, welcher ihn nach 26 Stunden langſamer Fahrt in Ragufa wieder an das Land ſetzte. Solche Küſtenfahrten bieten viel des Intereſſanten und enthüllen dem Reiſenden ſo manche anziehende Bilder. Freilich iſt der Aufenthalt in den Küſtenſtädten, wie S. Pietro auf der Inſel Brazza, Almiſſa, wo die bei Sinj vorbeifließende Cetina mündet, Makarska und Curzola auf der gleichnamigen Inſel, nur eben lang genug, um eine flüchtige Anſicht derſelben auf das Papier zu werfen. Reiſende werden ausgeſetzt, neue eingenommen und weiter geht die Fahrt längs der Felsküſte nach Südoſten hinab.

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von **Paul Ibis.**

V.

In Mittel-Formoſa: Durch die Provinz Fung-ſhan-hien. — Das chineſiſche Landvolk. — Ankunft in Bankimtſung auf der katholiſchen Miſſionsſtation. — Ausflug zu den Katſauſän. — Ueber Tokao und Toi-wan-fu nach Lakuli. — Das Gebiet der Pepo-hwon. — Die Hakka. — Die Stämme Bontouräng und Katſauſän: Aeußeres, Kleidung, Wohnung u. ſ. w.

Am zweiten Februar kehrte ich Long-kiau den Rücken; bis Pong-liou folgte ich dem alten Wege, ohne mit neuen Stämmen in Berührung zu kommen, dann nahm ich meine Richtung nach Nordoſten, quer durch die dicht bevölkerte und äußerſt fruchtbare Provinz Fung-ſhan-hien. Dieſelbe iſt entſchieden der ſchönſte Theil Formoſas und eine der reizend-

Digitized by Google

sten Landschaften, die ich überhaupt gesehen. Wie ein großer Garten dehnt sie sich aus vom Seeufer bis zum Fuße der blauen Bergriesen, die mit ihren zackigen Häuptern und scharfen Umrissen einen kraftvollen Hintergrund zu den mildgrünen Feldern und Bambus- and Palmenhainen bilden. Die zahllosen Dörfer liegen verborgea im Schatten riesiger Bambusbüsche, Bananaen nad Fruchtbäume nad zeichnen sich durch eine Reinheit und Niedlichkeit aus, wie ich sie nie bei den prosaischen Chinesen erwartet hätte. Das Laadvolk selbst, besonders in Gegenden, wo noch nie Europäer gewesen, ist gutmüthig, gastfreundlich und ehrlich, ein föraulicher Gegensatz zu den Chinesen, mit denen wir in den Handelsstädten des Festlandes in Berührung kommen nnd nach denen, wie es scheint, sich das allgemeine Urtheil über das ganze Volk gebildet hat. Dean gewöhnlich nennt man das chinesische Volk kurzweg faul, morsch, entaetet und was desgleichen noch. Es ärgert mich immer, ein ganzes Volk durch eia leicht hingewoefenes Wort verdammen zu hören, besonders wenn es nicht allein durch Leute geschieht, die jahrelang in Hongkong oder Shanghai am Comptoirpult gefessen haben und sich darum berechtigt glauben, ein Uetheil über die Chinesen zu fallen, wenn sie auch nur mit Compradores, Ladeadienern und Chair-Kulis die ganze Zeit über zu thun hatten. Der Raum verbietet mir leider, meine Einwendungen dagegen umständlicher auseinanderzusetzen nnd meiaen eigenen Aufichtea über China und das chinesische Volk Ausdruck zu geben; den Bauer will ich aber ein wenig in Schutz uehmea, auf die Gefahr hin, vom geraden Wege abzuspringen.

Mädchen aus dem Stamm Katsausan.

Je aehr ich mit dem Landvolke Formosas verkehrte, mich in seine Lage, Lebensweise und Ansichten hineinfand, eine desto bessere Meinung bekaa ich von ihm, und schließlich schämte ich mich gründlich des Mißtrauens, mit dem ich anfangs die gutea Leute behandelte. Wo ich auch einkehrea mochte, war ich immer ein willkommener Gast, und das ganze Haus machte sich auf die Füße, um es mir an nichts fehlen zu lassen. Meine Sachen und mein Geld konnte ich ruhig stehen und liegen lassen, wena ich ausging; ste wurden während der Zeit betrachtet, bewundert, aber nie kam mir etwas adhanden. Für das Nachtlager, für die Beköstigung meiner Person und meiner Leute wurde nichts verlangt, nie Geld angenoamen; ich konnte mich ihnen nur durch kleine Geschenke dankbar erweisen. Soviel über Gastfreundschaft und Ehrlichkeit im alltäglichen Verkehr; aber auch im Handel ist der Chinese ein zuverlässigee Mensch, der sein einmal gegebenes Wort geteeulich hält. Er fälscht seine Waare nicht, und liefert ste nie schlechter, als die Probe. Nach dem Worte eines achtbaren Europäers in Takao, der beim Aufkauf des Zuckers jahrelang mit dem Landvolke zu thun gehabt, werden alle Contracte zwischen ihaen bloß mündlich geschlossen, und nie wurde ein solcher Vertrag gebrochen, wie vortheilhaft das auch dem durch nichts aaderes als sein Wort verpflichteten Farmer oder Compradore gewesen wäre. Wie za sehen, begreift er den Spruch „Was Du nicht willst, daß maa Dir thu', das füg' auch keinem andern zu!“ und lebt danach. Dasselde erwartet er denn auch, und mit allem Recht, von Anderen. Wie er selbst im Umgaage ehrlich, höflich und zuvorkommend ist, so muß maa auch ihm entgegenkommen. Eine geringschätzige Behandlung, wie sie sich die Europäer in Chiaa nur zu oft zu Schulden kommen lassen, beleidigt ihn, und dann versteht er keinen Spaß. In den meisten Fällen, wo Europäer in China vom Volke gesteinigt oder durchgeprügelt wurden, hatten sie es nicht anders verdient, und man muß nicht gleich an politischen Haß oder Barbarei denken, wenn man höet, daß ein saldungsvoller Betbruder oder dünkelhafter Ladenschwengel mal wieder in einem chinesischen Dorfe Schläge bekommen hat; die Zeitangen werdea darüber natürlich Schreckensgeschichten erzählen. Das Familienleben der Bauern ist ein friedliches und meist glückliches. Mann und Frau behauptea im Hause gleiche Rechte, sind gleich arbeitsam und gleich bemüht, ihre Kinder zu ehrlichen, nützlichen Leuten heranzuziehen. Von eiaem Eiasperren der Frauen und Mädchen ist hier keine Rede; wer Hände hat, soll arbeilen. Die Prostitution herrscht nur in Städten und keinenfalls offeaer and frecher, als in Europa; hier im Dorfe, wo jeder früh heirathet, kann sie gar nicht aufkoamen. Auch Kebsweiber hält der Bauer nicht, das wäre ihm zu kostspielig; ist seine Fraa unfruchtbar, so erlaubt ihm ja das Gesetz, sich scheiden zu lassen. Ueberhaupt ist er mäßig in seiner Lebensweise, trinkt wenig und raucht selten Opium, dessen schädliche Folgen er hinlänglich kennt, und das ihn auch bald an dea Bettelstad bringen würde. Sonst liebt er Geselligkeit; bei einer Tasse Thee und einer Pfeife Taback schwatzt er gern des Abends beim Nachbar oder im Tempel, der in Dörfern mehr die Bedeutung eines Clubs zu haben scheint. Ferner ist der chinesische Bauer weit selbständiger, und trotz der strengen Gesetze freier als in vielen anderen Ländern. Dena er kennt seiae Gesetze genau, weiß, was sie voa ihm fordern, was ste ihm verbieten, und lebt er nach ihaen, so tritt ihm keiner za nahe. Seine Abgaben siad nicht übertrieben groß, so daß er bei einigem Fleiße bald zum Wohlstand kommen kana. Bettler sieht man gar nicht, da jedes Dorf seiae Armen und Altersschwachen selbst verforgt. Denn jeder Bemittelte steht seine Ehre darin, dea Darbenden za helfen, und aus den freiwilligen Gaben werden Kleider, Nahrungsmittel, Medicin, selbst Särge angeschafft, die im Tempel aufbewahrt nad jedem wirklich Nothleidenden gegeben werden. So ist der chinesische Bauer. Kann man ihn entartet nennen? Ich sehe in ihat nur einen braven Menschen.

Doch zurück za meiner Reise.

Nach einem scharfen Marsche traf ich am 4. Februar in Bankimtsung ein, wo ich beim katholischen Missionär, Pater C., eine freundliche Aufnahme fand. Dieser Pater, einer der leutseligsten und nobelsten Menschen, denen man begegnen kann, ist schon seit zwölf Jahren in Formosa und hat sich hier dermaßen eingelebt, daß ihm der Gedanke an eine Heimkehr nach Europa längst nicht mehr in den Sinn kommt. Einfach und immer heiter in seiner Umgangsweise, besitzt er das volle Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde, und das, wie er sagt, ersetzt ihm alle Entbehrungen eines einsamen Lebens fern von der Heimath.

Bankimtsung, das östlichste Dorf in der Ebene, liegt hart am Fuße des Gebirges, das hier direct zu bedeutender Höhe emporsteigt. Es ist von Pepo-hwan bewohnt, d. h. von Malayen, welche die chinesische Civilisation angenommen und unter chinesischem Schutze stehen. Diese Leute leben mit ihren unabhängigen Stammverwandten in den benachbarten Bergen in leidlich gutem Verhältniß; daher war es nicht schwer, von hier aus dem Stamme Katsausán einen Besuch abzustatten. Ein Führer und Träger, welche Samshu und Betel und obendrein ein Ferkel mitzunehmen hatten, waren leicht aufzutreiben, um so mehr, da der Dorfmandarin, ein alter Malaye, selbst die erforderliche Anzahl Leute herbeischaffte und alle Plackereien bei Einkäufen und Vorbereitungen auf sich nahm.

Die Katsausán leben in 22° 35′ nördl. Br. jenseits der Wasserscheide in einer rauhen, durchaus für Ackerbau oder Viehzucht ungeeigneten Gegend. Ihre Dörfer liegen hoch im Gebirge und sind nur auf mühevollem Wege zu erreichen; sie stehen unter einem gemeinsamen Häuptling, einem noch jungen Manne. Das Dorf, welches ich besuchte, wird von den Chinesen Tau-sia genannt; es liegt etwa 10 Meilen von Bankimtsung entfernt. Im Allgemeinen hörte ich wenig Gutes von den Katsausán. Sie gelten als roh, ungestüm, trunksüchtig und habgierig; doch will es mir scheinen, als ob die Pepo es mit den Fehlern ihrer Nachbarn etwas zu streng nehmen. Eitel und aufbrausend fand ich sie zwar, besonders im berauschten Zustande, wo sie denn auch leicht Unheil anrichten können; doch im nüchternen Zustande waren es angenehme, lebhafte Leute, welche man nicht zu fürchten braucht. Zudringlich könnte man sie allenfalls auch noch nennen, doch sind sie es in einer zu kindischen Weise, um wirklich lästig zu werden; sie bitten um Alles, was sie erblicken, doch giebt man es nicht, so sind sie auch zufrieden.

Als ich diesen Abstecher mit Erfolg ausgeführt, kehrte ich nach Talao zurück, um mich einige Tage auszuruhen und meine erschöpften Vorräthe zu erneuern.

Am 9. Februar rückte ich wieder aus, erst nach Tai-wan-fu, wo ich mich zwei Tage umsah, und dann gerade nach Osten, bis nach Lakuli (22° 2½′ nördl. Br. und 120° 47′ östl. L. Gr.), wo ich wieder mit einem unabhängigen Stamme zusammentraf. Das ganze Land zwischen Tai-wan-fu und Lakuli ist ein fruchtbares und schönes Bergland. Einen allmäligen Uebergang vom Tieflande zum Hochgebirge bildend, ist es reich an Scenerien der abwechselndsten Art, was die mühevolle Reise durch Schluchten und über Bergrücken sehr angenehm macht. Denn auf jeder Höhe öffnet sich vor den Blicken ein neues Panorama, herrlicher und großartiger, als das vorige. Der Weg länft im Zickzack bald durch eine enge Schlucht oder zwischen senkrechten nackten Schieferwänden hin, bald durch Reis- und Zuckerfelder oder schattige Gärten, dann wieder steil bergauf, bergab, über Flüsse und durch den Urwald. Je weiter man nach Osten kommt, desto enger werden die Thäler und desto seltener die bebaueten Flecke; der Wald wird größer und dichter, und östlich von Lakuli, dem letzten von den Pepo-hwan bewohnten Dorfe, bedeckt er ununterbrochen das Gebirge; dort ist das Territorium des gefürchteten Stammes Bantauráng. Den westlichen Theil des Berglandes zwischen Tai-wan-fu und Lakuli bewahnen Chinesen, den östlichen vornehmlich Pepo-hwan, welche hier ihre Nationalität besser beibehalten haben als in der Ebene. Beide, Chinesen und Pepo, leben in den Thälern, wo der fruchtbare Boden den Ackerbau äußerst vortheilhaft macht; auf den Höhen aber, und vorzüglich in der höchsten Bergregion, traf ich einen sonderbaren Menschenschlag, der weder mit Chinesen noch Eingebarenen Aehnlichkeit hatte; die Chinesen nennen sie Hakka. In ihrem Aeußern liegt nichts Mongolisches, nichts Malayisches, vielmehr etwas, was mache zur Annahme verleitet, sie für Zigeuner anzusehen, also zur indo-germanischen Race zu zählen. Andere behaupten (wohl mit besserm Rechte, s. Ratzel: Chines. Auswanderung, S. 124), sie seien die Aboriginer des Gebirges von Süd-China, welche mit Kantonesen seit Langem nach Formosa gekommen. Welche Ansicht die richtige ist, ist schwer zu bestimmen; denn die Hakka sind in ihrer Lebensweise ganz Chinesen geworden, haben ihre Sprache vergessen und wissen nichts aus ihrer Vergangenheit zu berichten; allein aber nach dem Aeußern zu entscheiden, ist doch etwas gewagt. Die Hakka sind meistens starke, masculöse Figuren, dunkler als Chinesen und Malayen. Ihr Gesicht ist oval, die Stirn hoch, die Nase gerade und gut geformt; die Augen sind groß, liegen gerade und in gehöriger Vertiefung. Die Lippen sind energisch geschwungen, nicht dick, und der Mund ist nicht groß. Augenbrauen und Wimpern sind dicht und der Bartwuchs stark, denn Männer von 20 Jahren haben schon einen ganz stattlichen Schnurrbart. Kinn und Wangen werden dagegen fleißig rasirt. Ihr Gesichtsausdruck ist energisch, verständig, und in ihrem Wesen liegt die ernste, edle Ruhe, wie sie den echten Inder kennzeichnet. Auch ihre Frauen sind schöner und besser gebaut als Chinesinnen, und stehen dem Wuchse nach in richtigem Verhältniß zu den Männern; ihre Füße verstümmeln sie nicht. Die Hakka haben keine Dörfer; sie leben in stiller Zurückgezogenheit zerstreut im Gebirge, wo sie ein wenig Ackerbau treiben, hauptsächlich aber, wie es scheint, sich mit Viehzucht beschäftigen, denn Kuh- und Ziegenherden sah ich viel. Für den Handel liefern sie Wolle, Kampfer und Ingwer. Das ist alles, was ich über die Hakka sagen kann.

In Lakuli, wie gesagt, stieß ich wieder auf einen unabhängigen Stamm. Es waren die Bantauáng aus den benachbarten Bergen, welche mit Weib und Kind zum Neujahrsmarkt nach Lakuli gekommen waren. Auf diesen nur einen Tag dauernden jährlichen Handelsbesuch beschränken sich alle ihre Beziehungen zu den Pepo; sonst sieht man sie nie im Thale, und sie unangemeldet in ihren Dörfern aufzusuchen, halten selbst die Pepo für zu gewagt. Mit ihnen weiter nach Osten vorzudringen, war nicht der Mühe werth; denn nach allen Erkundigungen gleichen ihre Dörfer und Wohnungen denen der Katsausán. Dasselbe läßt sich auch von ihrem Aeußern sagen; nur sind sie um einen Ton heller als jene. Beide Stämme unterscheiden sich indeß bedeutender, als ich voraussetzte, von den Eingebarenen Süd-Formosas, und will man sie mit einem andern malayischen Volke vergleichen, so ähneln sie weit mehr den Tagalen oder den Dayaks und Sulu-Insulanern, welche ich auf Labuan sah, als den Malayen von Malakka oder den Südsee-Insulanern. Ihre Sprache steht dem Tagalischen noch näher als die Dialekte von Süd-Formosa. Die Männer sind im Mittel etwas über 5 Fuß hoch, und gut und kräftig gebaut. Das Gesicht ist bald oval, bald rund, und die Backenknochen wie der Unterkiefer stehen nicht merklich hervor. Die Augen sind groß, voll und dunkelbraun, Augenbrauen und Wimper dicht.

Digitized by Google

Die Naſe iſt nicht übermäßig breit, oft gerade and gut geformt. Die Lippen ſind zwar etwas fleiſchig, doch oan guter Zeichnung. Die Hautfarbe iſt nicht dunkler als die der Tagalen. Das Haar iſt eher dunkelbraun, als ſchwarz; ſie ſcheeren es nur über der Stirn, das übrige wird unter den Turban gewickelt. Ihre Frauen kann man im Ganzen hübſch nennen, nur ſind ſie zu Vollleibigkeit geneigt und im Verhältniß zu den Männern zu groß van Wuchs. Auffallend ſchön ſind aber ihre großen glänzenden Augen und das wundervoll dichte und laage Haar.

Die Männer kleiden ſich recht maleriſch in blaue, gelbe nnd alle mögliche grelle Farben; beſonders beliebt iſt gelb. Sie tragen eine oder mehrere leichte Jacken, einen großen ſchwarzen (bei den Katſaufán auch rothen) Turban nnd ſtatt der Beinkleider einen Schurz um die Hüften; doch das nur bei Ausgängen, zu Hauſe begnügen ſie ſich nur mit einer Binde um die Lenden. Auf längeren Zügen werden die Beine mit Zeugſtreifen umwickelt, die in der Art der Hoſen zugeſchnitten ſtnd. Beſanders bunt kleiden ſich die Bantauráng; ich ſah Burſchen, deren Jacken aus vielen verſchiedenfarbigen Stücken zuſammengenäht waren, oder die das eine Hoſenbein van rother, das andere von grüner oder gelber Farbe hatten. In den Ohren tragen ſie keine Pflöcke, wie im Süden, ſondern lange Ohrringe chiaeſiſcher Arbeit, die gewöhnlich mit Perlenquaſten endigen. Eine Menge Ringe an Armen und Fingern, Ketten und farbige Glasperlen, vorzüglich große, ſind ſehr beliebt, werden aber mehr von Frauen als Männern getragen. In ihrem Coſtüm ziehen die Frauen auch hier beſcheidenere Farben vor, als die Männer; die Grundfarbe ihrer Kleidung iſt blau, weiß oder ſchwarz; die Verzierungen ſind in farbigen Schnüren oder Stickereien ausgeführt und ſehr einfach. Sie tragen einen langen Rock, darüber eine Blauſe oder weiße Jacke, welche letztere ſo kurz iſt, daß ſie die halbe Bruſt nackt läßt. Die Füße ſind vom Knöchel bis znm Knie mit Zeugſtreifen bekleidet, ſa daß es ausſieht, als ob ſie enge Beinkleider trügen. Ueber das leicht zuſammengefaßte Haar wird ein großes helles Tuch geſchlagen, das in ſchönen Falten auf den Rücken herabfällt. Darüber liegt ein breiter Kranz van Laub (bei den Bantauráng mehr gelbe Blumen), ein Putz, der ihren meiſt hübſchen Geſichtern vortrefflich ſteht. Ein leichtes viereckiges Tuch von blauer oder ſchwarzer Farbe vervollſtändigt das Coſtüm beider Geſchlechter; es wird derartig über die Schulter geſchlagen, daß es, den rechten Arm freilaſſend, den Rücken und die linke Seite bedeckt. Ferner tättawiren ſich Mäaner und Frauen einige 5 bis 6 Linien breite Streifen längs der Außenſeite des Armes nnd einige Striche längs dem Handrücken. Die übrigen Körpertheile und das Geſicht werden nicht tättowirt.

Ihre Waffen (vorzüglich die Speere) zieren ſie mit Haarbüſcheln der erſchlagenen Feinde, und ich muß bemerken, ich ſah wenige, die dieſe Zierde entbehrten.

Die Häuſer im Darf der Katſaufán ſind durchweg aus Schiefer erbaut; ſelbſt Fenſter- und Thüroerſchlüſſe ſind aas Schiefertafeln angefertigt, nur das Dach ruht auf einem Bambusgerippe. Das Wohnhaus lehnt ſich immer mit dem Rücken an die Bergwand. Die Mauer iſt an der Frante kaum oier Faß hach; doch geht das Dach hoch hiaauf, ſo daß das Innere ziemlich geräumig iſt. Der Eingang in das Hans iſt gewöhnlich an der rechten Seite, man betritt erſt eine Art Varzimmer, aus dem man dann durch eine Thür links abbiegt in das eigentliche Wohnzimmer, einen weiten durch ein paar Fenſteröffnungen hinreichend erleuchteten Raum. Um die Wände laafen 1 Fuß hohe Schlafſtellea, die mit Matten nnd Fellen bedeckt ſind und zugleich alles andere Mobiliar erſetzen. In einer Ecke ſteht der Herd. Das Hausgeräth iſt chineſiſch. Bar jedem Houſe iſt ein freier Platz, auf dem die Barrathskammer ſteht; dieſe, ein hohes Strohdach, ruht auf 4 bis 5 Fuß hahen Pfaſten, die oben mit weiten Schieferrädern endigen, um Ratten und Mäaſen den Zatritt abzuſchneiden.

In ihrer Lebensweiſe und ihrer Entwickelung ſtehen ſie mit den Soprèl auf gleicher Stufe. Von den Bantauráng wird erzählt, daß ſie ihre Tadten innerhalb der Häuſer begraben. Was ich übrigens im Süden nirgends hörte, war ein ziemlich geregelter einſtimmiger Geſang mit Varſänger und Chor; das melancholiſche Motiv erinnerte mich an die alten Geſänge der Sandwichsinſulaner.

Da die Bantauráng in der Nacht nach meiner Ankunft Lakuli verließen, für mich alſa dart nichts mehr zu thun war, ſa wanderte ich nach Nordweſten durch das Gebiet der Pepohwan und erreichte am 20. Februar die Kreisſtadt Kagi, van wo aus ich wiederum einen Abſtecher in die Berge zu machen beabſichtigte.

Ueber die vom Wüſtenſande verſchütteten Städte Oſt-Türkiſtans.

Nach Sir T. Douglas Forſyth bearbeitet von **Dr. W. Erman.**

Seit ſich Oſt-Türkiſtan vor nunmehr zwölf Jahren von der ein Jahrhundert hindurch extragenen chineſiſchen Herrſchaft befreit hat und unter dem kühnen und von ſeltenen Erfolgen gekrönten Yakub Chan ein durch die Gunſt ſeiner Lage auf der Grenze des Machtgebiets der Ruſſen und Engländer nicht unwichtiges, ſelbſtändiges Staatsweſen bildet, iſt unſere bis dahin höchſt dürftige Kenntniß dieſes zwiſchen den gewaltigſten Erhebungen des Erdballs eingelagerten Beckens in erfreulichſter Weiſe vermehrt und durch zuverläſſige Poſitions- und Höhenbeſtimmungen auf feſte Grundlagen geſtellt warden. Allerdings gilt dies bis jetzt nur von dem weſtlichen Theil, dem Gebiet der Städte Yarkand, Kaſchgar und Chotan, über welches weder die ruſſiſchen Reiſenden Oſten-Sacken und Kaalbars, die von Norden her, noch die Engländer Johnſan, Hayward, Shaw und Forſyth, die von Süden her die mächtigen Gebirgsmauern überſtiegen, erheblich hinausgekammen ſind [1]). Das Mißtrauen der Einwohner legt der freien Bewegung dee Reiſenden die größten Schwierigkeiten in den Weg, iſt ihnen aber kaum zu verargen, wenn man die Erfahrungen erwägt, welche ihre weſtlichen Nachbarn jenſeit des Pamir in den letzten Jahren hadea machen müſſen.

Namentlich iſt es die zweite Miſſian voa Sir T. Douglas Farſyth in den Jahren 1873 und 1874, die ſich

[1]) Einen guten Ueberblick über den Gang dieſer Forſchungen giebt die Abhandlung von Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski: „Die Päſſe über die Kammlinien des Karakorum“ in den Abhandl. der math.-phyſ. Claſſe der Münchener Akademie, Bd. 12, 1875.

durch eigene ſorgfältige Beobachtungen der europäiſchen Mitglieder der Expedition ſowie durch ausgedehnte Routenaufnahmen Seitens der der Expedition beigegebenen Eingeborenen große Verdienſte erworben hat. Das intereſſante Werk, welches einer der Theilnehmer der Geſandtſchaft, H. W. Bellew, veröffentlichte (Kashmir and Kashgar. London 1875), ſowie vor allem die im Maiheft des Geographical Magazine von 1875 publicirte vorläufige Skizze der Routen der Expedition berechtigt uns zu großen Erwartungen hinſichtlich des unlängſt in Calcutta erſchienenen, in Berlin bisher noch nicht zugänglichen officiellen Berichts über dieſe Reiſe.

Indem wir uns ein Eingehen auf die allgemeinen Reſultate derſelben vorbehalten, wollen wir ſchon jetzt die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf einen Punkt von beſonderem Intereſſe lenken, über welchen Forſyth in der letzten Novembersitzung der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft geſprochen hat, die Verſchüttung oſtturkiſtaniſcher Städte durch die beweglichen Sandmaſſen der Wüſte.

Die Kunde von ſolchen Vorgängen in dieſen Gegenden iſt für die europäiſche Wiſſenſchaft nicht neu; denn ſchon 1820 überſetzte Abel Rémuſat in ſeiner „Histoire de la ville de Khotan“ das 55. Buch des Pian-i-tian, einer ſehr umfangreichen chineſiſchen Sammlung von chronologiſch nach den Dynaſtien geordneten Nachrichten über die fremden Nationen, mit denen China in Berührung gekommen iſt, und machte damit die folgenden aus dem erſten Jahrhundert der Thang-Dynaſtie (dem 7. n. Chr. Geb.) ſtammenden, allerdings zum Theil ſagenhaften Erzählungen [1]) auch außerhalb des engern Kreiſes der Sinologen zugänglich. Vor allem iſt es diejenige von dem über die Stadt Ho-lao-lo-kia verhängten göttlichen Strafgericht, die uns hier intereſſirt (Rémuſat a. a. O. S. 61 ff.).

Ein König von Kiao-ſchang-mi (einem der fünf Diſtricte des Landes Chotan, nach Rémuſat auch Kan-mi, Kiu-mi, Kiu-ſchen-mi genannt, und 40 Lieues öſtlich von Chotan gelegen, a. a. O. S. 33 [2]), U-tho-han-na mit Namen, hatte dem Buddha eine Statue aus Sandelholz, 2 Tſchang (20 Fuß) hoch, errichtet. Obgleich ſie wunderthätig war, warde ſie, nachdem Buddha aus dem Leben geſchieden, vernachläſſigt und in den Norden des Landes, in die Stadt Ho-lao-lo-kia, verſetzt, deren reiche Einwohner in Lüſte verſunken waren und ſich um das Bild des Gottes nicht kümmerten. Als ein Rahan (ein buddhiſtiſcher Bettelmönch) in die Stadt kam und dem Bilde ſeine Verehrung erwies, nahmen die Einwohner an ſeinem wunderlichen Aufzug Anſtoß, und der König ließ den Unglücklichen bis zum Munde in Sand begraben und verſagte ihm Speiſe und Trank. Ein Mann aber, der zu jeder Zeit die Statue verehrt hatte, brachte dem Rahan Lebensmittel, worauf ihm dieſer den bevorſtehenden Untergang der Stadt verkündete: „Zur Strafe für das an ihm begangene Verbrechen werde in ſieben Tagen ein Regen von Sand und Erde niederfallen und die ganze Stadt bedecken, ſo daß niemand entkommen würde. Danach möge er ſeine Vorſichtsmaßregeln treffen.“ Nach dieſen Worten verſchwand der Rahan; der fromme Mann aber ging in die Stadt und warnte ſeine Verwandten. Alle aber, die ihn hörten, verſpotteten ihn. Am zweiten Tage erhob ſich ein heftiger Sturm, der auf den Feldern die Gewächſe vernichtete, und der Regen wühlte den Boden auf und überſchwemmte Straßen und Wege; am ſiebenten Tage aber, nach Mitternacht, fiel ein Sandregen, der die ganze Stadt begrub. Nur der von dem Mönch gewarnte menſchenfreundliche Mann hatte das Unwetter in einer Art Höhle, die er ſich außerhalb der Stadt bereitet hatte, abgewartet, und entkam in öſtlicher Richtung nach Pi-ma, wohin das Buddhabild ihm von ſelbſt folgte. „Die Stadt Ho-lao-lo-kia iſt jetzt nur noch ein großer Sandhaufen. Fürſten verſchiedener Länder haben hier wiederholt Ausgrabungen veranſtalten wollen, um die verſchütteten Koſtbarkeiten zu gewinnen; aber bei jedem Verſuch erhob ſich ein gewaltiger Wind; Rauchwolken und dichter Nebel verhüllten den Weg und ſetzten die Arbeiter in Verwirrung.“

Weiterhin erwähnt derſelbe alte Bericht die ausgedehnter Sümpfe an der öſtlichen Grenze von Chotan gelegenen Ruinen von Ni-jang (Rémuſat a. a. O. S. 35 und 64), von dem allerdings nicht ausdrücklich geſagt wird, daß es durch Sandverſchüttung verödet ſei. H. Yule (The book of Ser Marco Polo. Second edition. Vol. I, p. 202) vermuthet anſprechend, daß Ni jang mit dem von W. H. Johnſon erkundeten Nia identiſch ſei (Journal of the Royal Geogr. Society. Vol. 37, p. 44), das auf der Forſyth'ſchen Karte etwa unter 82°40′ öſtl. L. v. Gr. und 37° nördl. Br. liegt.

Von Ni-jang, der Zollſtätte des Landes Kiu-ſa-tan-na (Chotan), beginnt gegen Oſten die Region der beweglichen Sandmaſſen, „die vom Winde getrieben Ströme und Hügel bilden.“ Die Spur der Reiſenden verſchwindet, und da der Weg durch nichts bezeichnet iſt, verirren ſich viele und kommen um, da es kein Waſſer und keine Pflanze giebt. Böſe Dämonen hauſen hier und faſt beſtändig hört man ſchrilles Pfeifen und lautes Geſchrei [1]).

Nach Zurücklegung von 400 Li [2]) erreicht man das alte Königreich Tu-ho-la. Das Land iſt ſeit langer Zeit wüſt geworden. Alle Städte liegen in Trümmern und ſind mit Unkraut überwuchert. Weiter öſtlich erreicht man nach Zurücklegung von 600 Li das alte Reich Sche-ma-tho-na, das Land Nieï-mo (bei Hiuën-Thſang: Tſche-mo-t'o-na und Ni-mo). Die Städte ſind verödet, das Land völlig entvölkert. Weiter folgt in nordöſtlicher Richtung 1000 Li entfernt das alte Königreich Na-fo-po, das Land der Leu-lan (bei Hiuën-Thſang: Na-po-po und Leu-lan als Ländername).

[1]) Dieſelben ſind in den Pian-i-tian übergegangen aus dem Reiſebericht des Hiuën-Thſang (629 bis 645 n. Chr.), den Stanislas Julien im 3. Theil der Voyages des pèlerins bouddhistes überſetzt hat, unter dem Titel: Mémoires sur les contrées occidentales, traduits du sanscrit en chinois en l'an 648, par Hiouen-Thsang. Cfr. T. II (Paris 1858), p. 243 seq.

[2]) Ritter (Aſien 5, S. 333) und Julien (a. a. O.) ſuchen, im Widerſpruch mit Rémuſat's Annahme, ohne aber dieſelbe zu erwähnen, das Reich Kiao-ſchang-mi am Ganges. Julien identificirt es mit dem in den älteſten brahmaniſchen Documenten häufig vorkommenden Kâçâmbi, das bei Hiuën-Thſang allerdings ebenfalls Kiao-ſchang-mi umſchrieben wird. Der Zuſammenhang unſerer Stelle ſcheint mir dieſe Annahme zu verbieten, vielmehr für die Rémuſat's zu ſprechen. Denn Ho-lao-lo-kia, das unzweifelhaft weſtlich von Pi-ma angenommen wird, wird andererſeits offenbar als im nördlichen Theil des Reiches Kiao-ſchang-mi liegend gedacht. Eine Erſtreckung deſſelben vom Ganges bis in das Gebiet des Tarim iſt aber ſelbſtredend ganz undenkbar. Der Ritter tritt dieſer Widerſpruch nicht hervor, da er den Paſſus, aus dem die Lage von Ho-lao-lo-kia weſtlich von Pi-ma hervorgeht, nicht wiedergiebt.

[1]) Aehnliche Geſchichten von merkwürdigen Verluſten in der Wüſte, und den dieſelben veranlaſſenden Geſpenſtern ſind in den Wüſtengegenden Aſiens nichts Seltenes. Vergl. u. a. Marco Polo's auf die gleiche Gegend bezügliche Angaben im 39. Capitel ſeines Berichts; die aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ſtammende Erzählung des Tſchang-tſchun (bei E. Bretſchneider: Notes on Chinese mediaeval travellers to the West-Shanghai 1875, p. 29) und ſchließlich Prſchwalski's Reiſen in die Mongolei, überſetzt von A. Kahn, Jena 1877, S. 167.

[2]) Die Länge des chineſiſchen Li iſt nicht immer dieſelbe geweſen. Annähernd kann man 3 Li = 1 engliſche Meile ſetzen; nach E. Bretſchneider, a. a. O. S. 122. Ganz abweichend iſt Vivien de Saint-Martin's Berechnung (bei Julien a. a. O. Bd. 2, S. 258), wonach im 8. Jahrh. 338 Li auf den Breitegrad gingen.

Digitized by Google

Ob auch das zuletzt erwähnte Na-pa-pa, welches van Rémuſat an den Lop-See verlegt, von Yule (Marco Polo I, S. 204) direct als Marco Polo's Lop aufgefaßt wird, als verödet zu denken iſt, geht aus dem Bericht nicht hervor. Ebenſo bleiben wir darüber im Zweifel, wie lange Zeit vor Hiuën-Thſang die Verwüſtung dieſer Reiche öſtlich van Chotan ſtattgefunden haben mag.

Die nächſte Nachricht eines Augenzeugen über dieſe Gegenden verdanken wir Marco Polo, der mehr als 600 Jahre ſpäter van Chotan zum Lop-See zog. Ueber die allgemeine Richtung ſeines Weges kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, ſeit durch Johnſon's, Shaw's und neuerdings durch Forſyth's weiter unten mitzutheilende Erkundigungen das bis dahin völlig in der Luft ſchwebende Tſchartſchan als noch heute exiſtirend nachgewieſen iſt und ſeine Lage annähernd ermittelt werden kann. Damit ergiebt ſich auch zugleich, daß Marco Polo's erſte Station öſtlich von Chotan, Pien (vielleicht verſchrieben für Pem und ohne Zweifel dem Pi-ma der chineſiſchen Berichte entſprechend), in der Gegend des heutigen Kiria zu ſuchen iſt (etwa unter 81° 38′ öſtl. L. v. Gr. und 36° 57′ nördl. Br. — vergl. Yule a. a. O. I, 198, und Rob. B. Shaw in Proceedings of the R. Geogr. Soc. London. Vol. 16, p. 242 seq.).

Daß nun Marco Polo in den dieſen Theil ſeiner Reiſe behandelnden Capiteln 36 bis 39 die verſchütteten Städte mit keinem Wort erwähnt, iſt bei der Ausdehnung, die dieſe Vorgänge hier gehabt zu haben ſcheinen, auf den erſten Blick befremdlich, findet aber ſeine Erklärung, wenn man erwägt, daß der Venetianer aller Wahrſcheinlichkeit nach einen ſüdlichern Weg einſchlug als ſein aſiatiſcher Vorgänger, wodurch ſich das zu durchmeſſende abſolut wüſte Gebiet auf ein erheblich geringeres Maß reducirte. Denn während Hiuën-Thſang von Nijang aus bis Napopo 2000 Li durch die Wüſte zurückzulegen hat, beginnt dieſelbe für Marco Polo erſt jenſeit der noch einigen Andau geſtattenden Provinzen Pien und Tſchartſchan, und erfordert nur fünf Tagereiſen bis Lop, das er ausdrücklich als eine große, als Station für die Reiſenden nach Cathay (China) wichtige Stadt bezeichnet. Doch muß die Blüthe dieſes Ortes damals die längſte Zeit gedauert haben, da ſchon unſere nächſte dem 16. Jahrhundert angehörige Quelle von ſeinem Untergang zu berichten weiß: Mirza Hnidur ſagt in ſeinem in Kaſchgar verfaßten Tarich-i-Raſhidi [1]) in Bezug auf das aſiatiſtiſche Becken: „Im Oſten und im Süden iſt eine weite Wüſte, die nur unfruchtbare Dünen und Hügel beweglichen Sandes enthält. Vor Zeiten gab es hier mehrere Städte; nur von zweien haben ſich die Namen erhalten, nämlich Lob und Kank; alle übrigen ſind unter dem Sande begraben;“ und weiterhin heißt es: „Ehemals brauchte man van Khaten nach Khatai 14 Tage; am ganzen Wege waren Städte und Dörfer ſo häufig, daß man nicht nöthig hatte, Reiſegefährten zu ſuchen oder ſich einer Karawane anzuſchließen, ſondern ohne Befürchtungen die Reiſe allein oder zu Zwei antreten konnte. Jetzt aber iſt der alte Weg aus Furcht vor den Kalmaks verlaſſen, und auf dem neuen braucht man 100 Tage.“

Nicht nur ſtimmen dieſe allgemeinen Angaben mit den oben mitgetheilten des Hiuën-Thſang gut überein, ſondern wir werden auch durch die ausführliche Erzählung, die uns Mirza Haidar von dem Untergang van Katak [2]) giebt, lebhaft an die ältere Sage von der Verſchüttung von Holao-lo-kin erinnert, nur daß hier als Verſchuldung nicht mehr die Verachtung Buddha's, ſondern die der Lehre Mohammed's auftritt.

Das Schickſal van Katak wurde lange vorausgeſehen, da der Sand in regelmäßigem Fortſchreiten begriffen war. Der Prieſter der Stadt warnte in ſeinen Freitagspredigten ſeine Zuhörer vor der nahenden Kataſtrophe. Endlich als die Gefahr eine immer drohendere wurde, theilte er ſeiner Gemeinde einen göttlichen Befehl mit, die Stadt zu verlaſſen, um vor dem Zorngericht Gottes zu fliehen. Dann nahm er von der Kanzel herab förmlichen Abſchied von ſeiner Gemeinde und verließ ohne Zögern den der Verdammung verfallenen Ort. Während ſchon ein heftiger Sandſturm begann, brach er auf und eilte mit ſeiner Familie und ſo vielem Beſitz, als er fortführen konnte, von dannen. Nachdem er eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, bemerkte einer ſeiner Begleiter, der Muezzin oder Gebetsausrufer, daß er etwas vergeſſen hatte, kehrte in die Stadt zurück und benutzte die Gelegenheit, um noch einmal das Minaret der Moſchee zu beſteigen und zum letzten Mal den Abendruf zum Gebet erſchallen zu laſſen. Als er herabſtieg, hatte ſich der Sand ſchon ſo hoch angehäuft, daß es unmöglich war, die Thür zu öffnen. Er mußte wieder auf den Thurm ſteigen, van wo er auf den Sand herabſprang und ſo ſeine Rettung bewerkſtelligte. Um Mitternacht erreichte er den Scheich wieder; ſein Bericht ſetzte alle ſo in Schrecken, daß ſie ſich eilig erhoben, um die Flucht fortzuſetzen, indem ſie ſprachen: „Entfernung iſt Rettung vor dem Zorne Gottes.“

Dieſe älteren Nachrichten erfuhren ihre erſte Beſtätigung in neuerer Zeit durch W. H. Johnſan, der im Jahre 1865 im Dienſte des Great Trigonometrical Survey of India von Leh aus nach Chotan vordrang. Die bezügliche Stelle ſeines Berichtes (Journal of the R. Geogr. Society. Vol. 37, p. 5) lautet wie folgt: „Sechs engliſche Meilen nordöſtlich van Iltſchi (der Hauptſtadt von Chotan) beginnt die große Wüſte Taklá Makán. Ihre loſen Sandmaſſen, die ſich in gewaltigen, alles überwältigenden Wogen fortbewegen, ſollen einſt 360 Städte im Zeitraum von 24 Stunden verſchüttet haben. Der Rand dieſer Wüſte hat das Ausſehen eines niedrigen Höhenzuges und beſteht aus Hügeln von loſem Sande, deren Höhe 200 bis 400 Fuß beträgt. Aus einer der verſchütteten Städte wurde während meiner Anweſenheit in Iltſchi Thee ausgegraben, der nach der Meinung der Eingeborenen von hohem Alter iſt und von dem ich Proben mitgebracht habe. Goldmünzen von 4 Pfund Gewicht (?) und andere Gegenſtände ſollen außerdem noch in einigen dieſer Städte gefunden worden ſein. Ihre Lage iſt aber nur wenigen Perſonen bekannt, die, um ſich zu bereichern, ein Geheimniß daraus machen. Allgemein bekannt iſt nur die, in welcher große Quantitäten Ziegelthee gefunden werden, der jetzt auf den Märkten guten Abſatz findet, da aller Handelsverkehr mit China unterbrochen iſt. Sie liegt eine engliſche Meile nördlich von Urangkaſch [1]). Ich bemühte mich, alte Münzen und Denkmäler zu erhalten, erfuhr aber, daß ſolche nicht in Iltſchi und Yarkand, wohl aber in Kaſchgar zu bekommen ſeien, da letzteres eine von den alten Städten ſei, die bei der Zerſtörung durch Sand verſchont geblieben ſind. Iltſchi und Yarkand dagegen ſeien erſt nach derſelben gegründet. Dieſe Angabe ſcheint einigen Grund zu haben, da ich trotz eifriger Nachforſchungen niemals etwas van Ruinen ſah aber hörte, während Kaſchgar

[1]) Dieſelben Details finden ſich auch in einem perſiſchen geographiſchen Werk, Heft iklim. aus dem Quatremère in den Notices et extraits des manuscrits de la bibl. du roi T. XIV, p. 474 seq. einige Auszüge mitgetheilt hat, nach denen ich citire.

[2]) So ſchreiben Forſyth und Bellew (Kashmir and Kashgar p. 14), während Sir H. Rawlinſan in einer Bemerkung zu Forſyth's Vortrag die Lesart Kanat vertheidigt.

[1]) Urangkaſch liegt drei engliſche Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt. Forſyth befindet ſich alſo im Irrthum, wenn er in ſeinem Vortrage die von Johnſen erkundete verſchüttete Stadt „in die Nähe von Kirta, fünf Tagemärſche von Chotan“ verlegt.

ausgedehnte Trümmer enthalten ſoll.“ Weiterhin (S. 14) erwähnt er obenhin, daß er der alten Stadt bei Urangkaſch einen Beſuch abgeſtattet habe, leider ohne irgend nähere Mittheilungen darüber zu machen.

Jahnſan's nächſte Nachfolger vermochten nichts zur weitern Aufhellung dieſer intereſſanten Frage zu leiſten; auch Sir D. Forſyth erfuhr 1870 auf ſeiner erſten Reiſe nach Yarkand nur durch einen ſeiner Begleiter, den Sikh-Kaufmann Tara Tſchund, daß der ausgegrabene Thee auch auf dem Bazar von Yarkand verkauft werde. Erſt auf ſeiner zweite Reiſe 1873 bis 1874 gelang es ihm, nicht nur belangreiche Erkundigungen über jene merkwürdigen Vorgänge einzuziehen, ſondern auch wenigſtens an einem Punkte in Gemeinſchaft mit Dr. Bellew eigene Beobachtungen über eine im Gange befindliche Verſchüttung eines zur Zeit noch bewohnten Ortes durch narrückende Sandwellen anzuſtellen.

Was zunächſt die verſchütteten Städte im Gebiet von Chotan betrifft, auf die ſich alle bis jetzt angeführten Berichte von Hiuën-Thſang bis auf Jahnſan herab bezogen, ſo ſah Forſyth ſelbſt im November 1873 in Yarkand auf dem Bazar von dort ſtammende, alte dumpfige Theeziegel zum Verkauf ausgeſtellt. Sein dadurch noch erhöhter Wunſch, ſelbſt nach Chotan zu gelangen, wurde ihm leider nicht erfüllt, und auch der Pundit, den er dahin entſandte, vermochte nur im Allgemeinen das bisher Bekannte zu beſtätigen. Glücklicherweiſe gelang es ihm, zwei kürzlich in einer der verſchütteten Städte nahe bei Kiria gefundene Figuren an ſich zu bringen, von denen die eine, etwa aus dem 10. Jahrhundert ſtammende, Buddha, die andere, aus Thon gefertigte, den Affengott Hanuman darſtellt. „Ram Tſchund (ein anderer Sendling von Forſyth) erwarb goldene Finger- und Naſenringe, die den heutzutage von Hindu-Frauen getragenen durchaus gleichen ſollen, außerdem einige Münzen, unter denen am meiſten Beachtung verdienen eine eiſerne, wie es ſcheint von Hermaeus, dem letzten griechiſchen Könige von Baktrien, geſchlagene, und einige goldene aus der Regierungszeit der Conſtans II., Pogonatus, Juſtinus, Antimachus und Theodoſius.

Nach Ram Tſchund's Ausſage liegen zwar die eigentlichen verſchütteten Städte mehrere Tagemärſche öſtlich von Chotan; in neuerer Zeit ſind aber verſchüttete Ruinen vier engliſche Meilen nordweſtlich von der Hauptſtadt Iltſchi ſelbſt entdeckt worden. Ein auf dem Felde mit der Bewäſſerung ſeines Getreides beſchäftigter Mann bemerkte, daß das Waſſer in einer Höhlung verſchwand. Sofort grub er nach und fand einen Goldſchmuck, der eine Kuh darſtellte. Sobald der Gouverneur von Chotan davon hörte, ordnete er Ausgrabungen an, die zur Auffindung von Goldſchmuck und Münzen führten. Im April 1874, zur Zeit als Ram Tſchund in Chotan anweſend war, wurde ein goldener Zierrath im Gewicht von 16 Pfund gefunden. Es war ein kleines Gefäß, an dem eine Kette befeſtigt war. Die Volksmeinung erklärte es für einen Halsſchmuck des großen Afraſiab, der Finder ſei auf den Ort geſtaßen, wo Afraſiab's Schatz vergraben worden ſei. Das iſt natürlich leere Vermuthung, denn Afraſiab, der Schwiegervater Kambyſes' II., nimmt in den Sagen Centralaſiens dieſelbe Stelle ein, wie Alexander der Große in denen des weſtlichen Aſiens und König Arthur in denen Englands.“

Sehr werthvoll auch in geographiſcher Beziehung ſind die Nachrichten, die Forſyth über die außer von Marco Polo noch von keinem Europäer durchzogenen zum größten Theil jetzt wenigſtens völlig wüſten Regionen zwiſchen Chotan und dem Lop-See ſammelte. Ueber Tſcharlſchan erfuhr er von Leuten, die ſelbſt dort geweſen, daß es ein nicht ganz unbedeutender Ort iſt, von den Chineſen als Strafcolonie verwendet wurde und jetzt von einem Gouverneur des Emir von Kaſchgar verwaltet wird. Es zählt etwa 500 Häuſer, liegt an den Ufern zweier Flüſſe, die ſich in der Ebene vereinigen und zum Lop-See fließen. Gen Süden reicht ſie bis an den Nordfuß eines Berges, und der von dieſer Seite kommende Fluß ſoll ſeinen Urſprung in Tibet haben.

Tſchartſchan ſoll etwa gleich weit von Kiria wie von Kurla, einer der Städte am Südfuß des Thian-Schan, nämlich je 14 Tagemärſche (= 280 bis 300 engl. Meilen) entfernt ſein.

Zum erſten Mal, ſo viel ich weiß, iſt die Möglichkeit, das Tarim-Becken in ſeiner ganzen Breite zu durchkreuzen, durch die Mittheilung von Forſyth erwieſen, daß der jetzige Gouverneur von Chotan dahin von Kurla aus auf dem etwa 700 engl. Meilen betragenden geraden Wege in 15 Tagen gelangt ſei. Leider werden wir uns wohl noch lange gedulden müſſen, bis ein wiſſenſchaftlicher Reiſender das gleiche Wageſtück vollbringt und uns damit die erſten zuverläſſigen Nachrichten über die Beſchaffenheit des Mittellaufs des Tarim verſchafft, der uns jetzt noch gerade ſo unbekannt iſt wie ſein ſchließliches Ende in dem immer noch halb mythiſchen Lop-See.

Die Beſchreibung, die Marco Polo von der Provinz Tſchartſchan giebt, ſie ſei zwar im Ganzen ſandig und das Waſſer meiſt bitter und ungenießbar, doch an einigen Stellen ſei ſüßes und friſches Waſſer zu finden, wird durch Forſyth's Erkundigungen vollkommen beſtätigt. Danach giebt es zwiſchen Tſchartſchan und Lop Oaſen, die von wandernden Hirtenſtämmen, Sokpos aber Kalmaks bewohnt werden.

Die Stadt Lop ſelbſt exiſtirt nicht mehr, wie ſie ja auch ſchon Mirza Haidar als Ruinenſtätte erwähnte. Doch ſollen ſich an den ſumpfigen Seen und den dieſelben verbindenden Canälen dieſer Gegend Niederlaſſungen befinden, die zuſammen gegen 1000 Häuſer und Lagerſtellen umfaſſen. Bewohnt werden dieſelben von Familien, die vor etwa 160 Jahren dahin ausgewandert ſind und von echten Gläubigen als nur halbe Mahammedaner verachtet werden. Die eigentlichen Eingeborenen der Gegend werden als ein ſehr wildes Volk beſchrieben, von ſchwarzer Farbe mit langem geflochtenen Haar, die die Geſellſchaft anderer Menſchen meiden und Kleider aus einem „luff“ genannten Staff tragen, den ſie aus der Borke des „Tola-tſchigha“-Baumes fertigen, der in großer Menge in den an die Sümpfe von Lop angrenzenden Theilen der Wüſte wächſt [1]).

Ueber Lop dürfen wir endlich haſſen, in Kurzem Zuverläſſiges zu erfahren, da der ausgezeichnete ruſſiſche Reiſende N. v. Prſchewalski Ende vorigen Jahres in der Abſicht, nach Lop vorzudringen, Kuldſcha verlaſſen und nach den neueſten Nachrichten nach Ueberſteigung des Thian-Schan glücklich Karaſchar erreicht hat. Nach Mittheilungen von Sir H. Rawlinſon in der Novemberſitzung der Engliſchen Geographiſchen Geſellſchaft hat Prſchewalski vor ſeiner Abreiſe von Kuldſcha daſelbſt in Erfahrung gebracht, daß auf einer Inſel im Lop-See eine nur etwa 100 Jahren gegründete Niederlaſſung ruſſiſcher Flüchtlinge aus Sibirien beſtehe. Vielleicht iſt dieſe Notiz mit den in ganz anderer Gegend geſammelten oben mitgetheilten Erkundigungen von Forſyth über die nur halb mohammedaniſchen Bewohner von Lop in Verbindung zu bringen.

Beſonders wichtig iſt die den alten Hiuën-Thſang und Mirza Haidar in glänzender Weiſe beſtätigende Ausſage eines Kirghiſen, der drei Jahre lang als Schafhirt in Lop

[1]) Vergl. „Globus“ XXIX, S. 235: „Die Drachenſteppen und der Drachenſee. Von H. Vambery.“

Digitized by Google

ſelbſt gelebt hat (ſ. Report of the Jarkund Mission, p. 46). Jenſeit Lop, fünf Tagereiſen nördlich von Kütſchá [1]), liege eine von Kalmaks bewohnte Gegend, Kok Nar genannt. „Sie grenzt an das öſtlich von Chaton gelegene Tſchartſchan, und enthält die Ruinen verſchiedener alter Städte, von denen Niemand etwas zu berichten weiß. Die bedeutendſte wird Kok Nor, d. h. „blauer See“, genannt, weil an der Stelle einige Waſſerflächen vorhanden ſind. Ich habe die Ruinen von Kok Nor ſelbſt geſehen; ſie liegen an der Wüſte öſtlich von den Katak-Ruinen, und von Lop aus erreicht man ſie in drei Tagen, wenn man in ſüdöſtlicher Richtung dem Lauf des Chotan-Fluſſes (aufwärts) folgt [2]). Die Mauern erheben ſich über das Schilf, in dem die Stadt verborgen liegt. In der Stadt ſelbſt war ich nicht, doch habe ich ihre Mauern deutlich von den Sandhügeln in der Nähe geſehen. Ich fürchtete mich, die Ruinen ſelbſt zu betreten wegen der ſie umgebenden, von giftigen Inſecten und Schlangen erfüllten Sümpfe. Ich campirte mehrere Tage in der Nähe mit Schafhirten von Lop, deren Herden hier weideten. Uebrigens iſt es Thatſache, daß Leute, welche die Ruinen betreten, faſt immer umkommen, weil ſie der Verſuchung nicht widerſtehen können, das dort aufgehäufte Gold und andere Koſtbarkeiten zu ſtehlen. In der Mitte der Ruinen liegt ein Tempel, der das Bild eines Mannes in natürlicher Größe enthält. Die Züge ſind die eines Kalmak und die ganze Figur iſt von hellgelber Farbe. Rings um die Statue ſind auf Geſtellen koſtbare Steine und Perlen und unzählige Barren Gold und Silber aufgehäuft. Doch iſt den Leuten von Lop wohl bekannt, daß Niemand die Macht hat, ſich etwas von dieſen Schätzen anzueignen. Man erzählt, daß ein Kalmak, der in den Tempel kam, nachdem er dem Gott ſeine Verehrung bezeugt hatte, zwei Goldbarren in die Taſche ſteckte und ſeines Weges ging. Doch war er nicht weit gekommen, als tiefer Schlaf ihn überfiel. Als er erwachte, war das geſtahlene Gut verſchwunden, obgleich die Taſche in derſelben Weiſe verſchloſſen war wie vorher. Zum Tempel zurückgekehrt fand er zu ſeinem Erſtaunen beide Goldbarren genau an der Stelle wieder, von der er ſie entwendet hatte. Im höchſten Grade erſchreckt warf er ſich vor dem Gott nieder, bekannte ſeinen Fehler und bat um Vergebung. Das Bild ſah milde auf ihn herab und lächelte; eine Stimme aber warnte ihn vor Wiederholung ſolchen Sacrilegiums [3]).“

Auch der nördliche dem Südfuß der mächtigen Thian-Schan-Kette benachbarte Theil des Landes ermangelt der Ruinen nicht: doch iſt wenigſtens für die von Tucht-i-Turan nahe bei Kutſchar (Kutſcha) Verſchüttung durch Sand ſchwerlich als Grund der Verödung anzunehmen. Von ihrer Exiſtenz erfuhr Forſyth durch die Erzählungen von Reiſenden, die durch den Herrſcher von Kaſchgar, Yakub Chan, ausdrücklich beſtätigt wurden. Die alte Stadt Tucht-i-Turan liegt auf einem aus nacktem Fels beſtehenden Hügel. Die aus dunkelgelbem Material aufgeführten Mauerreſte heben ſich von dem ganz anders gefärbten Felsboden ſcharf ab; außerdem diente eine große Anzahl von Höhlen als Wohnungen. Die Stadt ſoll vor der erſten chineſiſchen Eroberung exiſtirt haben, und infolge der Weigerung ihres Herrſchers, den mohammedaniſchen Glauben anzunehmen, durch Feuer zerſtört worden ſein. Etwa 16 Taſch (= 60 engl. Meilen) nördlich von Kutſchar ſoll ein großes Götterbild exiſtiren, welches aus dem anſtehenden Fels gemeißelt iſt. Es iſt 40 bis 50 Fuß hoch, hat 10 Köpfe und 70 Hände und ſtreckt die Zunge aus dem Munde. Der Berg, der ſich hinter dem Idol erhebt, iſt überaus ſchwer zu beſteigen; Wild giebt es in Menge, darf aber, weil es unter dem Schutze des Bildes ſteht, nicht getödtet werden.

Andere ſehr bemerkenswerthe Ruinen ſollen nach Yakub Chan's Angabe in der Nähe von Maralbaſchi (etwa unter 78° 11′ öſtl. L. v. Gr. und 39° 45′ nördl. Br.) exiſtiren. Leider erfuhr die engliſche Geſandtſchaft dies erſt, nachdem Captain Biddulph von ſeinem Ausflug nach Maralbaſchi zurückgekehrt war.

Für die Conſervirung ſelbſt völlig frei ſtehender baulicher Ueberreſte aus alter Zeit iſt übrigens Oſtturkiſtan infolge des geringen Betrages des atmoſphäriſchen Niederſchlages ein ebenſo günſtiger Boden wie etwa Oberägypten. Die aus lufttrockenen Ziegeln aufgeführten Mauern der Kone Schahr (oder Eski Schahr), der vor Jahrhunderten zerſtörten Altſtadt von Kaſchgar, zeigen noch heute deutlich die Löcher, in denen die Dachſparren eingefügt waren, und ähnliche Beiſpiele wunderbarer Erhaltung conſtatirte Forſyth an einem vor 800 Jahren zerſtörten Feſtungswerk in der Nähe von Yangy Hiſſar (ſüdlich von Kaſchgar).

Der Schauplatz der eigenen Beobachtungen von Forſyth, zu denen wir uns nunmehr wenden, liegt ungefähr in der Mitte zwiſchen den beiden Hauptſtädten Oſtturkiſtans, in der Wüſte, die das ſchmale Culturgebiet längs des Fluſſes von Kaſchgar, des Kizil Su, von dem längs des Fluſſes von Yarkand, des Zarafſchan, trennt.

Schon auf der Hinreiſe hörte Forſyth zwiſchen Yarkand und Yangy Hiſſar von einer ſehr alten verſchütteten Stadt, die ſich in der Wüſte, zwei Tagereiſen entfernt, befinden ſoll.

Als er daher auf der Rückreiſe einen ganzen Monat in Yangy Hiſſar warten mußte, während Oberſt Gordon ſeine ſo überaus wichtige Tour nach Wachan ausführte, benutzte er die unfreiwillige Muße in Gemeinſchaft mit Dr. Bellew zu einem Abſtecher nach dem in oſtnordöſtlicher Richtung in der Wüſte gelegenen Heiligthume Kum Shahidan oder Urdum Padſchah. Schon nach einem Ritt von drei Stunden in nordöſtlicher Richtung wurde ein Arm der großen Wüſte erreicht. „Der Weg führte nun theils durch hügelige Gegend, theils durch weite Ebenen. Die kleinen Brunnen, die hier und da angetroffen wurden, enthielten nur braciſches Waſſer, und waren zum Schutz gegen Sandſtürme mit kleinen Hütten überbaut. Bei einem derſelben befand ſich ein Waſſerbehälter und eine Art von Hoſpiz. Der Verwalter kam heraus, brachte uns nach Landesſitte einen großen Laib Schwarzbrot auf einem Teller und bot uns Thee an. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir noch einem Ritt von 35 engl. Meilen das Grabmal der Hazrat Begam, der Frau des Huſſan Boghra Chon, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts gleich nach der Niederlage ihres Gemahls hier getödtet und begraben wurde. Hier fanden wir ein richtiges Hoſpiz mit einem innern Hofraum und 4 bis 5 Räumen für die beſſere Claſſe von Pilgern. Außerhalb waren in einem geräumigen Hofraum zahlreiche Zimmer für das gemeine Volk und eine beſondere Gruppe von Häuſern für die Bedienſteten des Heiligthums. Der Vorſteher der Niederlaſſung heißt Schah Makſud, und iſt ein noch ſehr friſcher und jovial ausſehender Mann von 87 Jahren. Nach ſeiner Ausſage iſt er niemals in ſeinem Leben über das nächſte Dorf hinausgekommen, kann daher auch niemals einen Tropfen ſüßen Waſſers gekoſtet haben! Wir erfuhren, daß

[1]) Kütſchá iſt nach der Beſtimmung der Jeſuitenpatres im Jahre 1760 unter 41° 37′ nördl. Br. und 80° 30′ öſtl. L. von Paris gelegen. Vergl. Ritter, Aſien I, S. 324.

[2]) Hiernach ſcheint der Chotan-Fluß nicht, wie man bisher allgemein annahm, dem Tarim zuzufließen, ſondern ſelbſtändig den Lop-See zu erreichen.

[3]) In Bombay und ſonſt in Indien iſt augenblicklich von einer Erforſchung dieſer vergrabenen Städte die Rede, wovon man ſich die Entdeckung ſolcher Schätze verſpricht, wie Schliemann ſie in Mykenai fand (Athenäum, 3. März 1877, S. 291).

ſich in der Nähe [1]) eine verſchüttete Stadt, oder wahrſcheinlicher wohl nur ein Fort, befände, welches einem Uiguren-Häuptling Tokta Roſchid gehört, und von Arslan Chan vor mehr als 800 Jahren zerſtört worden iſt. Mit Spaten und Aexten bewaffnet, brachen wir am andern Morgen auf, um zu ſehen, was etwa an Ueberbleibſeln früherer Civiliſation ausgegraben werden könnte. Nach mühſamem Suchen fanden wir Bruchſtücke von Thongefäßen, Stückchen Kupfer, Glas- und Porcellanſcherben, und zwei Münzen, von denen die eine, theilweis lesbare, einer ſehr frühen Zeit anzugehören ſcheint. Die Auffindung von Glas iſt bemerkenswerth, da es heut zu Tage im Lande kaum gebraucht wird, und die Kunſt es anzufertigen in Kaſchgar unbekannt zu ſein ſcheint [2]). „Wir ſetzten unſern Weg nach Urdum Padſchah in nördlicher Richtung fort. Zuerſt ſenkt ſich der Weg in eine breite Vertiefung, die ihren Abfluß nach Südoſten hat, und ſteigt dann, an einigen ſchlechten Brunnen vorbeiführend, zu einem beträchtlichen aus Lehm und grobem Sand beſtehenden Höhenzuge auf. Von ihm aus hat man, da er nach Oſten hin ſteil abfällt, nach dieſer Himmelsgegend eine treffliche Ausſicht auf die Wüſte, die in dieſer Richtung weithin eine wellige, durch ſehr breite Waſſerläufe von geringer Tiefe entwäſſerte Ebene bildet. In den Waſſerläufen zeigt ſich eine ſpärliche Vegetation von Schilf und Buſchwerk, aber kein Anzeichen von fließendem Waſſer.

Nach Norden aber bildet die Wüſte ein vollkommenes Meer von loſem Sand, der in regelmäßigen Wellenlinien von Nordweſten nach Südoſten vorrückt. Die Sanddünen ſind meiſt 10 bis 20 Fuß hoch, nur einzelne erreichen eine Höhe von 100 Fuß und darüber. Sie bedecken die Ebene, deren harter Lehm zwiſchen ihren Reihen zum Vorſchein kommt, mit zahlloſen aus zwei, drei oder mehr Gliedern beſtehenden Ketten, und rücken in auf einander folgenden Reihen vor. Sie gleichen, nur in größerm Maßſtabe, den Bildungen, welche der Anſchlag der Wogen in einer ſandigen Bucht hervorbringt.

Gegen Südoſten fallen dieſe Sanddünen ſteil ab, und zeigen die Form eines Halbmondes, mit nach vorwärts gerichteten Hörnern, die ſich allmälig zur Ebene ſenken. Nach hinten fällt der hohe centrale Theil der Düne in einer langen Böſchung zur Ebene ab. Dieſe Dünen bedecken nach Noeden und Nordweſten die ganze Gegend, ſoweit das Auge reicht. Nach Oſten hin hören ſie in einer Entfernung von 4 bis 5 engl. Meilen von unſerm Weg auf, und machen wieder der ſanftwelligen Oberfläche der Wüſte Platz.

Von dem erwähnten Höhenzuge an bis zu der Capelle ſelbſt, und am folgenden Tage einige Meilen darüber hinaus wand ſich unſer Pfad zwiſchen den Sanddünen hindurch oder führte über dieſelbe hinweg. Ungefähr 4 engl. Meilen jenſeits des Hügelzuges paſſirten wir eine verlaſſene, zur Hälfte unter den vorrückenden Sandmaſſen begrabene Poſtſtation. Einer der Prieſter von Mazar Hazrat Begam, der uns als Führer begleitete, erzählte uns, daß die Langar Bulghar Aehund genannte Station vor 80 Jahren erbaut worden ſei an einer zu jener Zeit ſandfreien Stelle, daß ſie aber vor 30 Jahren verlaſſen werden mußte, da der Sand den Hof erfüllte und ſich über das Dach erhob.

Ich fand nicht nur die Feuerſtellen, ſondern auch das Holzwerk und Theile des Dachs in vollkommen friſchem, wohlerhaltenem Zuſtande, als ob der Platz erſt eben geräumt ſei. Ungefähr die Hälfte des Gebäudes iſt unter einer Düne begraben, deren Sand ſich 6 bis 8 Fuß über den noch freiſtehenden Theil erhebt. Im Hintergrund erheben ſich zu beiden Seiten noch weit größere Dünen, deren regelmäßig halbmondförmige Geſtalt vollkommen und von keinem Hinderniß beeinträchtigt iſt. Auf der einen Seite der beiden nach Südoſt zu liegenden noch unverſchütteten Räume iſt ein dritter ſchon bis zur Thür mit Sand angefüllt, der wie es ſcheint das Dach eingebrochen hat.

In Urdum Padſchah, wo wir uns einen Tag aufhielten, fanden wir einige jetzt noch bewohnte Häuſer, die ſich im Zuſtande des Verſchüttetwerdens befinden. Daraus geht hervor, daß der Proceß gewöhnlich ein ſehr allmäliger iſt, bis ſchließlich die regelmäßige Form der Düne durch den ihr den Weg verlegenden Gegenſtand ſo beeinträchtigt wird, daß die loſen Materialien zuſammenfallen und das Hinderniß begraben. In dem ſpeciellen Fall von Urdum Padſchah war eine Kette von drei halbmondförmigen Dünen nebeneinander in einer Linie vorgerückt, bis eine der beiden äußeren die den Hof umgebenden Mauern erreicht hatte. Dann war ſie bis zur Höhe des Gebäudes geſtiegen, hatte es überfluthet und den Hofraum angefüllt, während die beiden von keinem Hinderniß aufgehaltenen Dünen zur Seite ihre regelmäßige Form unbeeinträchtigt bewahrt hatten. Dieſelbe Urſache, welche dieſe beiden Dünen Schritt für Schritt fortbewegt, arbeitet auch daran, die Ueberbleibſel der gebrochenen Düne vorzuſchieben. Sie wird im Laufe der Zeit das ganze Haus begraben, dann über daſſelbe hinweggehen und auf dem offenen Platz hinter demſelben ihre urſprüngliche Form wieder annehmen, um wieder in einer Linie mit den beiden anderen Halbmonden weiter vorzurücken. Das Haus wird dann ſo lange vom Sande frei ſein, bis die nächſtfolgende Reihe ähnlicher Sanddünen es von Neuem verſchüttet.

Die Sanddünen entſtehen durch die Wirkung der periodiſchen Nord- und Nordweſtwinde, die hier während der Frühjahrsmonate beſtändig über die Ebene wehen. Sie rücken vor, weil, nachdem ſie einmal gebildet ſind, der Wind die loſen Theile an der Oberfläche vorwärts treibt. Die an der Seite werden in Form langer Hörner vorwärtsgetrieben, weil hier der Widerſtand am geringſten iſt, während die Theile in der Mitte ſich übereinander aufthürmen, und ſo einen hohen gekrümmten Damm zwiſchen den beiden Hörnern bilden. Wirkt der Wind noch weiter auf die Theile der Mitte, ſo fallen ſie über den Damm hinüber, und kommen damit in Windſchutz. Die Wirkung der Schwerkraft läßt ſie dann den ſteilen Abfall des Damms heruntergleiten, bis ſie den Grund erreichen.

Dies bewirkt in der Länge der Zeit das ſchrittweiſe und ſymmetriſche Vorrücken der Dünen. Das Maß ihres Vorrückens läßt ſich nicht allgemeingültig feſtſtellen, da es völlig abhängig iſt von der ſich nicht gleichbleibenden fortbewegenden Kraft, von der Abdachung des Landes und von den Hinderniſſen auf ſeiner Oberfläche. Immerhin genügen unſere Beobachtungen des Phänomens, um zu erklären wie die Städte Lop und Katak und andere in dieſer Gegend von Sandfluthen verſchüttet worden ſind. Sie beſtätigen auch die Richtigkeit der Angaben der in der Wüſte umherſchweifenden Schafhirten, nach denen in dieſen verſchütteten Städten die Häuſer zeitweiſe unter dem Sande wieder zum Vorſchein kommen, um ſpäter von Neuem begraben zu werden.“ Mirza Haidar's Erzählung des Unterganges von Katak führt ſchon zu der Vorſtellung einer ſehr allmälig vor ſich gehenden Verſchüttung. „Die Wahrſcheinlichkeit derſelben wird in bemerkenswerther Weiſe durch unſere Wahrnehmungen in Urdum Padſchah bekräftigt, wo ein Haus noch bewohnt war, deſſen Hof von der hereinbrechenden Düne bis zur Veranda von Sand erfüllt war. Läge der Hof an der entgegengeſetzten Seite, ſo wäre hier wie in Langar Bulghar Achund das Wohnhaus zuerſt von dem vorrückenden Sand

[1]) Nach Bellew (a. a. O. S. 367) ½ engl. Meile ſüdlich.
[2]) Von hier ab nach Bellew's mehrfach erwähntem Buche, S. 367 ff.

erreicht worden. In einem ſolchen Fall iſt es denkbar, daß wenn das Dach den hereinbrechenden Sandmaſſen widerſteht, die Bewohner lebendig begraben werden. Daß dies bei dem Untergange von Katak wirklich vorgekommen iſt, beweiſen die nach der Ausſage der in der Gegend nomadiſirenden Schafhirten bisweilen in freigelegten Häuſern aufgefundenen Gerippe und ausgetrockneten Körper mit vollkommen erhaltener Kleidung und Hausgeräth.“ — „Die Grabmoſchee von Urdum Padſchah iſt ſelbſt unter Sand begraben, und mit Yakſchwänzen gezierte Pfähle bezeichnen den Ort des Grabes. Das Kloſter und einige zugehörige Armenhäuſer ſind auf kleinen ſandfreien Stellen erbaut, die hier und da wie Gaſſen in der Richtung des Vorrückens der Dünen zwiſchen den Sandmaſſen auftreten.

Einige große Dünen, die jetzt noch 300 bis 400 Yards entfernt ſind, rücken in ſchiefer Richtung gegen das Kloſter vor, doch an dieſer Stelle wie es ſcheint ſehr langſam, da in den 12 Jahren, die ſeit dem erſten Einbrechen der Düne in den Hof des Hauſes verſtrichen ſind, dieſer nur 10 bis 12 Schritt breite Raum noch nicht ganz ausgefüllt worden iſt. So wird denn hier vielleicht der Glaube des ehrwürdigen Scheich nicht zu Schanden werden, der als wir ihn auf die Vorboten der die Exiſtenz ſeiner Ortſchaft bedrohenden Gefahr aufmerkſam machten, voller Zuverſicht erwiderte: Die heilige Grabſtätte hat die Wandlungen von acht Jahrhunderten überdauert und wird, wenn es Gott gefällt, bis ans Ende der Welt beſtehen.“

Es erübrigt noch auf die ſchwierige Frage der Herkunft der im Vorrücken befindlichen Sandmaſſen in Kurzem einzugehen. Die nicht nur in der Gegend von Urdum Padſchah, ſondern nach den übereinſtimmenden Ausſagen der Einwohner allgemein herrſchende Richtung dieſes Vorrückens von Nordweſt nach Südoſt erſchwert die Erklärung des Phänomens in hohem Grade, da ja das fragliche Gebiet gegen Norden und Weſten durch hohe Gebirgsmauern völlig abgeſchloſſen iſt. Zwei Möglichkeiten der Erklärung erwähnt Forſyth nur, um ſie ſofort ſelbſt zu widerlegen, die ganz unwahrſcheinliche Herkunft der Sandmaſſen aus Wüſtenländern jenſeits des Thian-ſchan, und die bei genauerer Erwägung ebenſo wenig haltbare der Herkunft aus den Hochgebirgen ſelbſt. Allerdings beobachtet man in ganz Oſttürkiſtan zeitweiſe einen die ganze Atmoſphäre erfüllenden ſehr feinen Staub, der dem Landauer Nebel an Dichtigkeit gleichkommt, und deſſen Herkunft aus den auf allen Seiten außer im Oſten ſich erhebenden Gebirgen wahrſcheinlich iſt. Doch kommt dieſer Staubnebel keineswegs nur aus Nordweſt, und ſind die ihn zuſammenſetzenden Theilchen viel kleiner und leichter als die Beſtandtheile der Sanddünen; auch iſt er nie dicht genug, um durch einen Niederfall ganze Gebäude zu verſchütten.

Es bleibt alſo nichts übrig, als für das ganze oſtturkiſtaniſche Becken eine kreisförmig verlaufende Luftſtrömung anzunehmen, durch welche der Sand der Gobi zunächſt bis in den äußerſten weſtlichen Winkel des Beckens, und dann von dort gegen Südoſt weiter geführt wird.

Wenn das Vorrücken der Sandmaſſen wirklich, wie nach den bisher ermittelten Anhaltspunkten ja allerdings anzunehmen iſt, durch die ganze Breite des weſtlichen Oſttürkeſtan in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt ſtattfindet, ſo muß man für die Flüſſe dieſes Gebiets einen fortwährenden Kampf zwiſchen den Sandmaſſen und der Eroſionskraft des Waſſers vorausſetzen. Es liegt nahe, den Grund der Verſumpfungen, von denen ältere wie neuere Nachrichten in den Landſtrichen öſtlich von Chotan zu berichten wiſſen, in partieller Sperrung der Waſſerläufe durch die vorrückenden Sandwellen zu ſuchen.

Ein näheres Eingehen auf die hiſtoriſchen Folgerungen, welche in der ſich an den Forſyth'ſchen Vortrag anſchließenden Discuſſion die Herren H. H. Howorth und Sir Henry Rawlinſon aus den in den Ruinen bei Cholan gefundenen Denkmälern indiſchen Charakters glaubten ziehen zu dürfen, erſcheint überflüſſig. Jene Funde beweiſen nichts als die Verbreitung der buddhiſtiſchen Lehre in Oſttürkiſtan im zehnten Jahrhundert n. Chr. Geb. (dem das einzige annähernd datirbare Monument, die oben erwähnte Buddho-Statue, angehören ſoll), eine Thatſache die uns aus directer hiſtoriſcher Ueberlieferung längſt bekannt war. Alle Verſuche, aus jenen Entdeckungen Capital zu ſchlagen für die Löſung der Frage nach den Urſitzen der ariſchen oder indogermaniſchen Race (einer Frage, die neuerdings von den beſonnenſten Vertretern der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft als eine offene und von der definitiven Löſung noch weit entfernte anerkannt wird) ſollen daher in ſich zuſammen.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Nachrichten von Stanley.

Der „Daily Telegraph“ vom 13. März 1877 enthält Folgendes:

„Wir empfingen von Mr. Stanley umfangreiche und höchſt intereſſante Berichte, datirt Udſchidſchi, 7. bis 13. Auguſt. Die vereinigte Expedition des „Daily Telegraph“ und „New York Herald“ hat eine vollſtändige Aufnahme des Sees Tanganyika ausgeführt und die Frage wegen des Lukuga, welchen Commander Cameron für den Ausfluß des Sees hielt, gelöſt. Die betreffenden Aufklärungen ſind ſehr merkwürdig und vollſtändig. Mr. Stanley hat anſcheinend die Probleme wegen Ausfluß und Meereshöhe entſchieden und außerdem bemerkenswerthe Entdeckungen an dem Nordende des Sees gemacht, wo ſich ein geräumiger Golf befindet, der hinfort den Namen Captain Burton's, des urſprünglichen Entdeckers des Tanganyika, tragen ſoll. Cameron hatte, wie aus dem Briefe hervorgeht, ſowohl Recht als Unrecht in ſeinen Angaben (?). Unſer Sendbote verheißt viel neue Details über die Producte und Eigenthümlichkeiten des Sees.

In einem zweiten Briefe beſchreibt er den allgemeinen Inhalt ſeiner Entdeckungen an und bei den beiden Nyanzas und beſpricht beſonders jenen Hauptquellfluß des Nil, welchem er ebenſo wie dem ihn ſpeiſenden See zu Ehren J. K. H. der Prinzeſſin von Wales den Namen Alexandra beigelegt hat.

Sein letzter Brief, datirt Udſchidſchi, 13. Auguſt, berichtet leider, daß daſelbſt ein beklagenswerther Ausbruch von Pocken und Fieber ſtattgefunden habe, was ihn zwang, ſich zur baldigen Abreiſe zu rüſten. Der unbezähmbare Entdecker beabſichtigte nach Nyangwe zu gehen und dort ſeinen ſchließlichen Weg feſtzuſtellen. Stanley ſowohl wie ſein engliſcher Diener Frank Pocock, bei er in den wärmſten Ausdrücken lobt, waren zeitweilig krank, befinden ſich aber nun viel beſſer.“

Dieſen ſtellenweiſe ziemlich dunkelen Worten hoffen wir in nächſter Zeit eine Ueberſetzung der Stanley'ſchen Briefe

und damit nähere Erklärungen folgen zu lassen. Ebenso bemerken wir, daß in einer der nächsten Nummern unseres Blattes die ausführlichere Darstellung der Cameron'schen Reise quer durch Afrika beginnen wird, begleitet von einer großen Anzahl der Originalabbildungen, welche wir der Güte von Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig verdanken, in dessen Verlage die deutsche Uebertragung dieses epochemachenden Buches binnen Kurzem erscheint. Bis dahin verschieben wir also alle weiteren Bemerkungen über die obige Notiz des „Daily Telegraph".

Folgen der Entwaldung auf Mauritius.

Man kann nicht genug auf die schlimmen Folgen hinweisen, welche eine Verwüstung der Wälder herbeiführt. Ein schlagendes Beispiel dieser Art bietet wieder Mauritius. Vor zwanzig Jahren galt diese große Insel noch als ein Sanitorium und wurde von Invaliden Indiens zur Herstellung ihrer Gesundheit zahlreich besucht; heute dagegen ist Mauritius zu einem der ungesundesten Plätze der Erde geworden. Diese traurige Veränderung fällt allein auf Rechnung des ruchlosesten Vandalismus, welcher an den dortigen Wäldern verübt ist und der eine Verminderung des Regenfalles und eine erhöhte Temperatur hervorgerufen hat. Mr. H. Rogers, Assistenzarzt am Krankenhospital in Port Louis, der Hauptstadt von Mauritius, spricht sich jüngst in der dort erscheinenden Zeitschrift „The Farmer" in folgender Weise über diese Zustände aus. „Auf hoch gelegenem Lande ist der von der Sonne zusammengebackene Boden für Regen undurchdringlich geworden. Dieser stürzt in die Thäler hinab, stagnirt dort in permanenten Vertiefungen und entsendet die schädlichsten Ausdünstungen. Die Quellen der Bäche und Flüsse sind mehr oder weniger versiegt, große Dürren sind häufig und wechseln mit Fluthen ab. Donner wird selten gehört und Blitz selten gesehen. Große Landstrecken, die früher außerordentlich productiv waren, sind jetzt unfruchtbar geworden und liegen wüst, und Districte, welche sonst wegen ihrer ausgezeichneten Gesundheit gerühmt wurden, sind jetzt notorisch ungesund. Wenn es regnet, so gießt es mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Von dem nackten trockenen Boden wird davon wenig absorbirt, die Niederungen werden aber überschwemmt. Dann tritt wieder eine Periode der vollständigsten Trockenheit ein, und aus den üblen Ausdünstungen entstehen böse Fieber, welche oft schon nach wenigen Stunden ihr Opfer hinraffen und die jetzt endemisch zu werden scheinen. Die Lage auf Mauritius," schließt Mr. Rogers, „ist in der That höchst kritisch, und dieselbe kann nur durch Wiederbepflanzung der Plateaus und des Hochlandes allmälig gebessert werden."

* * *

— Nach einem officiellen Bericht wurden im Jahr 1875 in Russisch-Turkestan nicht mehr als 14 Personen zum Christenthum bekehrt.

— Nationale Comités für die Erforschung und Civilisirung (?) Afrikas haben sich bis jetzt in Belgien, England, Deutschland, Oesterreich und Italien gebildet; man hofft, daß überall die Thronerben den Vorsitz übernehmen werden. Die Sammlungen in Belgien haben bis jetzt etwa 150,000 Mark ergeben, eine geringe Summe für das reiche Land. Portugal, welches auf der Brüsseler Conferenz nicht vertreten war, steht im Begriff, seine eigene Expedition, für welche die Regierung 400,000 Mark bewilligt hat, auszusenden.

— Bis heute giebt es im ganzen türkischen Reiche ein einziges aufgeschlossenes Steinkohlenlager, jenes von Heraclea an der asiatischen Küste des Schwarzen Meeres. Die Ausbeute dieses seit nahezu 20 Jahren in Regie betriebenen Bergwerkes hat den daran geknüpften Erwartungen nicht entsprochen. Eine deutsche Gesellschaft hat sich nun nach der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" daran gemacht, die auf Imbros aufgedeckten Kohlenlager mit Hülfe von steiermärkischen Arbeitern auszubeuten. Da die Insel unweit des Courses aller von und nach dem Marmara- und Schwarzen Meere gehenden Schiffe liegt, so gewinnt ihre Kohle möglicherweise für dieselben Bedeutung, wenn auch ihre Brennkraft der der englischen Kohle nicht gleichkommt. Dafür kommt sie auch nur auf etwa 16 Mark pro Tonne zu stehen, während die englische in Constantinopel zwischen 40 und 45 Mark im Preise schwankt.

— Der Reverend S. J. Whitmee, der Kirche der Cangregationalisten angehörig, war während der letzten 13 Jahre als Missionär auf den Südsee-Inseln thätig. Derselbe kehrte zu Anfang dieses Jahres (1877) von Adelaide aus nach England zurück, um dort unter seiner speciellen Aufsicht „A Comparative Malayo-Polynesian Grammar and Dictionary" herauszugeben. Das Werk wird umfassen eine vergleichende Grammatik der acht hauptsächlichsten Dialekte, ein englisch-polynesisches und ein polynesisch-englisches Lexicon. Professor Max Müller in Oxford und andere namhafte Philologen haben die Mittel zu den nicht unbedeutenden Druckkosten verschafft, und man sieht in gelehrten Kreisen der Veröffentlichung dieses Werkes mit größtem Interesse entgegen.

— England hat soeben sein indisches Reich, wenn auch nicht dem Namen so doch der Sache nach, um 5000 deutsche Quadratmeilen vergrößert und dessen Seelenzahl um eine Million vermehrt. Gegen eine jährliche Unterstützung von 10,000 Pf. St. hat der Chan von Kelat den Engländern das Recht eingeräumt, die Hauptstädte Beludschistans, Kelat und Ketta, militärisch zu besetzen, Eisenbahnen und Telegraphen im Lande anzulegen, Befestigungen zu errichten und ihn gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. 800 Mann britischer Soldaten sind schon unterwegs, um die neuen durch Vertrag gewonnenen Positionen einzunehmen. Auch mit dem Emir von Afghanistan schweben Verhandlungen, um ihn von dem Bündnisse mit den Russen ab und auf die englische Seite hinüber zu ziehen. — Ueber Beludschistan ist soeben von A. W. Hughes in London ein Werk erschienen unter dem Titel „The Country of Balochistan", welches die Geographie, Topographie, Ethnologie und Geschichte dieses Landes nach den besten Gewährsmännern zur Darstellung bringt.

— Aus Helsingfors erfährt die „Nature" (1. März 1877), daß Herr Heneš borthin aus Russisch-Lappland zurückgekehrt ist, wo er die wenig bekannte Sprache der murmanischen Lappen studirte. Außer ethnologischen Daten bringt er eine vollständige Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi heim, welche wahrscheinlich von der englischen Bibelgesellschaft mit russischen Typen gedruckt werden wird.

— In der vierten Januarwoche dieses Jahres hat die Bevölkerung von Berlin durch Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen und der Zu- über die Abgezogenen die Zahl von einer Million überschritten.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Paul Ibis: Auf Formosa. V. (Mit einer Abbildung.) — W. Erman: Ueber die vom Wüstensande verschütteten Städte Ost-Türkistans. — Aus allen Erdtheilen: Neue Nachrichten von Stanley. — Folgen der Entwaldung auf Mauritius. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 18. März 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

II.

Ragusa.

Dort, wo unter 42²/₃° nördl. Br. das österreichische Gebiet an der adriatischen Küste seine schmalste Stelle hat, springt eine Halbinsel in das Meer vor, an deren Nordseite das Dorf Gravosa, an deren Südseite Ragusa liegt. Die Bucht von Gravosa ist geräumig und gegen alle Winde geschützt, während Ragusa dem Südost (Sciroeco) ausgesetzt ist und nur kleinen Fischerbooten genügenden Ankergrund darbietet. So kam es, daß die Ragusaner ihre Schiffswerfte an der schönen sichern Bucht von Gravosa (slavisch Gruscb) oder dem Porto di St. Croce errichteten, und daß ihre einst bedeutende Handelsflotte von dort aus ihre Fahrten antrat. Als aber die Franzosen im Januar 1808 den alten Freistaat Ragusa ihrem Reiche einverleibten und damit die bis dahin durch ihre neutrale Flagge geschützten Ragusaner Schiffe ihre Vorrechte verloren und überall der Wegnahme durch Russen und Engländer ausgesetzt waren, sank Gravosa sofort. In seinem Hafen allein nahmen die Russen an dreißig Schiffe fort oder zerstörten sie; und was die Russen verschont hatten, verwüsteten ihre Bundesgenossen, die Montenegriner. Als Napoleon gestürzt war und die Stadt an Oesterreich fiel (Januar 1814), besaß sie von ihrer frühern Flotte nur noch ein Sechstel, nämlich 60 Fahrzeuge. Der Wohlstand auch von Gravosa war vernichtet, und heute laufen dort alljährlich nur wenige Schiffe vom Stapel.

Eine treffliche Straße, welche das Land den Franzosen des Marschall Marmont verdankt, verbindet Gravosa, wo auch die Lloyd-Dampfer landen, mit der Mutterstadt. Zu beiden Seiten liegen zierliche Landhäuser inmitten üppiger Gärten, aus denen die schlanken Cypressen emporsteigen. Cactus und Aloë wuchern in den Felsspalten, und Himmel, Meer und Gebirge wie die Wohnungen der Menschen erinnern lebhaft an das Gestade von Monaco. Dann senkt sich die Straße zu der östlichen Vorstadt Ragusas, Pille, welche einige Gasthäuser für Reisende enthält, und erreicht die alten italienischen Festungswerke, welche die Stadt allseitig umgeben. Es sind starke doppelte Mauern und davor ein trockener Graben, in welchem große Feigenbäume wachsen; die innere Mauer ist mit kleinen runden Bastionen und viereckigen Thürmen versehen, welche der dicke kasemattirte Thurm Mencetta weit überragt. Auf der Seeseite ruhen die Mauern auf senkrecht aufsteigenden Felsen. Im Nordwesten liegt ferner auf einem ins Meer vorspringenden Felsen das feste Fort S. Lorenzo aus dem 11. Jahrhundert, im Osten das Fort Leverono (1539 errichtet), ihm gegenüber das Fort Mala, auf der Südseite das Bollwerk S. Margheritta aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, alle aus kalkfest dicken Quadern erbaut und noch heute vollgiltige Zeugen für den einstigen Reichthum der Republik. Während ihrer kurzen Herrschaft fügten die Franzosen diesem mächtigen Befestigungsgürtel noch neue Werke hinzu, indem sie namentlich auf dem über 1300 Fuß hoch ansteigenden und die Stadt beherrschenden Monte Sergio ihr Fort Napoleon aufführten, das die Oesterreicher in Fort Imperiale umtauften, und die Felsinsel Lacrama im Süden der Stadt

Digitized by Google

Ragusa. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

mit einer Steenſchanze verſahen. Ein drittes Werk auf dem Feſtlande, la Trincea, liegt dagegen heute vollkommen in Trümmern.

Vier Thore führen aus der Stadt, davon zwei gegen Süden zum Hafen Caſſon, eines nach Weſten, die Porta Pille, wo die Straße von Gravoſa hereinkommt, und eines nach Oſten, die Porta Plocce, an welcher nach heute, in Stein gehauen, der Schutzpatron Ragufas, St. Blaſius (Biagia), mit Mitra und Biſchofsſtab zu ſehen iſt. Auch im Siegel und im Wappen der Stadt hat die Dankbarkeit der durch ſeinen Beiſtand wunderbar aus Feindesgefahr errettelen Bürger dem Bilde dieſes kappodokiſchen Biſchofs (geſtorben 318) ſeine Stelle angewieſen. — Hat man, von Gravoſa kommend, das Pille-Thor durchſchritten, ſo befindet man ſich ſofort in dem Mittelpunkte der Stadt, dem Stradone oder Corſo, einer breiten, nur 400 Schritte langen Straße, welche eines der Hafenthore (Porta Pescaria) mit dem Pille-Thor verbindet und ſo die ganze Stadt in zwei faſt gleiche Hälften theilt. Gleich am Thore trifft man auf einen der beiden Röhrbrunnen, durch welche ſich Ragufa vor den meiſten anderen Städten Dalmatiens vortheilhaft auszeichnet. Die Anlage ſtammt aus dem 15. Jahrhundert und geſchah durch einen Neapolitaner, Onofria di Giordana, urſprünglich nur, um für eine Walkmühle und Färberei, welche der Senat errichten ließ, das nöthige Waſſer aus dem Thale Giouchettu vier Miglien weit heranzuleiten. Die Erdbeben, welche die Stadt wiederholentlich und beſonders zerſtörend am 6. April 1667 heimgeſucht haben (Petter erlebte dort während 45 Monaten deren über zwanzig), raubten dem Brunnen den ihn krönenden Schmuck von Säulen und Statuen, wie ſie auch 1667 die gegenüber liegende byzantiniſche Franziskanerkirche vom Jahre 1317 und ihren Glockenthurm ſo arg beſchädigten, daß eine durchgreifende Reſtauration nöthig wurde. Die unmittelbar benachbarte Kirche S. Salvatore verdankt dagegen ihre Entſtehung einem Erdbeben von 1520; denn ſie wurde zum Danke für den göttlichen Schutz errichtet, der die Stadt vor dem Sturze des Berges Vergata bewahrte.

In 10 bis 12 Meter Breite zieht ſich der gepflaſterte Stradone, rechts und links von großen, einfachen, maſſiven Steindauten eingefaßt, durch die Stadt. Er wie eine kleine Parallelgaſſe und die kaum 2 Meter breiten Verbindungswege zwiſchen beiden ſind die einzigen ebenen Theile Ragufas; denn gleich darauf ſteigt der Baden namentlich links dermaßen an, daß der Verkehr nach den übrigen Theilen nur mittelſt Treppen von oft über hundert Stufen ermöglicht wird. Jedes Haus ragt über dem vorhergehenden empor; ſeine Fenſter gehen nach der Straßentreppe hinaus, die Balcone ebenſo, hoch oben heben ſich oft die Zinnenmauern eines Forts von dem blauen Himmel ab, und das Ganze gewährt den eigenthümlichen Anblick, den unſere zweite Abbildung wiedergiebt.

Eine Straße in Ragufa.

Am Ende des Stradone liegt der Hauptplatz Ragufas, die Piazza dei Signori, wo ſich bis zum Jahre 1825 als ſichtbares Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit ein Rolandsbild erhob, welches einem Maſtbaume mit der Stadtflagge als Piedeſtal diente. Beides wurde damals durch einen Sturmwind umgeſtürzt und liegt ſeitdem im Hofe des nahen Kreisamtes, wo in früheren Zeiten der Rector und die Regierung der Republik ihren Sitz hatten. Dieſes Gebäude, 1388 erbaut, iſt das ſchönſte der ganzen Stadt, trotzdem es ſchon kaum 100 Jahre ſpäter durch eine Pulverexploſion ſchwer zu leiden hatte und bei dem großen Erdbeben von 1667 das ganze erſte Stockwerk und das Dach verlor. Nach dem Platze zu hat es eine offene, von Säulen getragene Halle mit Rundbogen, unter welcher Steinſitze ſich hinziehen, von denen aus einſt die Senatoren den Volksbeluſtigungen am Tage des heiligen Blaſius (3. Februar) zuſchauten. Die Fenſter zeigen den Spitzbogenſtil; zierliche Säulchen theilen jedes in zwei Hälften. Vom Hafen aus führt eine ſchöne breite Treppe in das erſte Stockwerk; nach ſteht man dort eine ſteinerne Fauſt, welche einſt die Flagge des Freiſtaates hielt. Linker Hand liegt am Ende des Stradone die 1520 vollendete Dogana, die einſtige Münze, ausgezeichnet in Form und Verhältniſſen. Man begreift es leicht, daß ein Volk, wie das ragufaniſche, welches dem Handel Alles, ſelbſt ſeinen literariſchen Ruf und ſeine Kunſt, verdankte, für die Geldgeſchäfte eines ſeiner ſchönſten Gebäude errichtete und die Münze zum Palaſte geſtaltete. Sie iſt im venetianiſchen

Stile gebaut und ihre Vorderſeite zu ebener Erde mit einer Säulenhalle und im erſten Stocke mit einem großen, dreifach getheilten und mit zierlichem Steinwerk verſehenen Spitzbogenfenſter geſchmückt. Den innern Hof umgeben fortlaufende Säulenhallen, hinter denen Magazine liegen, deren jedes den Namen eines Heiligen trägt. In der Dogana tagten auch die beiden Akademien der Stadt, deren eine, die der „Einträchtigen", ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts das Aufblühen der italieniſchen Literatur begünſtigte, deren zweite das erſte ſlaviſche Theater ſchuf.

Zwiſchen Dogana und Rectorenpalaſt, deren Inneres ſeinen alterthümlichen Charakter ganz verloren hat, ſteigt ein Glockenthurm auf, unter welchem ein Thor zum Hafen hinausführt, den man aber nicht erreicht, ohne zuvor bedeckte Gänge und zahlreiche Feſtungsmauern durchſchritten zu haben. Im Allgemeinen gleicht Ragusa einer venetianiſchen

Hauptplatz von Ragusa mit der Kathedrale, dem Rectorenpalaſte und der Dogana.

Stadt: die Steinfliesen der Straßen, die Balcone, der Stil der Monumente, die unglaubliche Menge der Kirchen, alles erinnert an Venedig. Die überall herrſchende Reinlichkeit fällt angenehm auf; und bei aller Beſchränktheit der Verhältniſſe fühlt man doch, daß ſich trotz aller Wechſelfälle des Geſchicks hier ein gewiſſer Wohlſtand erhalten hat. Auf dem Stradone trifft der Blick überall auf Läden von Goldſchmieden, von Schneidern und Leuten, welche die Gewänder der Ragusaner mit den reichſten und geſchmackvollſten Goldſtickereien bedecken. Ueberhaupt ſind die dortigen Coſtüme ſehr charakteriſtiſch; die der Laſtträger ſind in ſo reichem türkiſchen Geſchmack, daß man Mitglieder dieſer Corporation leicht für levantiniſche Handelsherren halten könnte. Wie in franzöſiſchen Städten (Paris, Marſeille) bilden dieſe Leute eine Art Kaſte mit eigenen Geſetzen, Gebräuchen und Gewohnheiten, die ſtreng befolgt werden, und datiren wahrſcheinlich aus ſehr alter Zeit; alle Mitglieder genießen den Ruf ſtrengſter Rechtlichkeit. Ihre Tracht beſteht aus dem

Fez mit darumgewickeltem Turban, einer mit Litzen beſetzten Weſte, einer goldgeſtickten, an der Seite zuzuknöpfenden Jacke, einem ledernen Gürtel, welcher Waffen und Tabackspfeife hält, einer großen wollenen Leibbinde, der weiten türkiſchen Pumphoſe, weißen Strümpfen und rothen Pantoffeln. Wenn ſie an Feſttagen ihre neuen Gewänder angelegt haben und ſich nach alter Gewohnheit auf den Treppenſtufen der Kathedrale gegenüber dem Rectorenpalaſte hinlagern, ſo ziehen ſie vor Allen die Blicke des Fremden mit Gewalt auf ſich. Und das will viel heißen in Dalmatien, wo ſich ſchlechthin die reichſten und maleriſchſten Trachten von ganz Europa finden, und vorzüglich in Raguſa, deſſen zahlreiche Kirchen allſonntäglich Schaaren von feſtlich gekleideten Bauern aus der Umgegend anziehen, welche die ſonſt nicht ſehr belebten Straßen der Stadt mit ihrem bunten Getriebe erfüllen.

Die große Menge von Kirchen in der kleinen Stadt kann nicht auffallen, da die Raguſaner ſeit alten Zeiten ſich als die treueſten Anhänger der katholiſchen Kirche bewieſen

Raguſaner Gepäckträger. (Nach einer Photographie.)

und, ſo lange ihre Republik beſtand, z. B. die Niederlaſſungsverſuche von andersgläubigen Griechen und von Juden ſtets vereitelten. Geſtatteten ſie es doch erſt 1780 dem ruſſiſchen Conſul, in der Vorſtadt Pille eine kleine Kirche ſeines Ritus zu errichten! Der Widerſtand wird begreiflich, wenn man erfährt, daß eine angebliche Prophezeiung des heiligen Franziskus von Aſſiſi den Beſtand ihres Freiſtaates von der Erhaltung der Glaubenseinheit in der Stadt abhängig machte. Ehemals hatte jede adelige Familie der Stadt neben ihrem Wohnhauſe eine Kirche oder wenigſtens im Hauſe ſelbſt eine Capelle. Dieſem eifrigen Katholicismus iſt denn auch die erſtaunliche Fülle von Reliquien zu danken, welche mit der Zeit von den weit herumgekommenen Kaufleuten der Stadt, von den Königen und Königinnen Bosniens und anderen erlauchten Beſchützern Raguſa's deren Kirchen und Klöſtern zugewendet wurden. Eine ganze Capelle der in neuerm italieniſchen Stile erbauten und 1713 vollendeten Kathedrale iſt mit ſolchen in Gold und Silber gefaßten heiligen Knochen

angefüllt, wie auch das geräumige ſchöne Franziskaner-Kloſter einen ähnlichen Schatz ſein eigen nennt. Bemerkenswerth iſt der reich verzierte Kreuzgang des letztern, deſſen Bogen von je zwei Säulen getragen werden. Jedes Säulenpaar hat ein anderes groteskes, aus Larven, Adlern, Drachen, Pferdeköpfen u. ſ. w. gebildetes Capitäl. Auch das Dominikaaer-Kloſter beſitzt einen ſtattlichen Hof mit Kreuzgang. — Von Privathäuſern iſt jedoch keines der Erwähnung werth; die wiederholten grauſamen Heimſuchungen durch Feuer und Erdbeben haben uns kein einziges Beiſpiel von den Privatbauten aus der Blüthezeit der Republik hinterlaſſen.

Auf Formoſa.

Ethnographiſche Wanderungen von **Paul Ibis.**

VI.

Die Pepo-hwan: Ihre Dörfer. — Religion der Pepo. — Tanz. — Aeußeres, Kleidung ꝛc. der Pepo. — Von Kagi bis Tſchang-hwa. — Bei den Sek-hwan: Die Stellung dieſes Stammes zu den Chineſen und übrigen Eingeborenen. — Der Typus der Sek-hwan. — Im Norden der Inſel. — Abreiſe. — Vermuthungen über die Abkunft der Eingeborenen Formoſas. — Einige Wörter aus den Sprachen von Formoſa.

Dörfer der Pepo-hwan oder Pepo trifft man zwar auf der ganzen Strecke von Banlintſung bis Kagi und immer in der Nähe des Gebirges, doch kann man als ihr eigentliches Gebiet das beſprochene Bergland öſtlich von Tai-wan fu bezeichnen, beſonders den öſtlichen Theil deſſelben, wo das Land ſchon einen entſchieden gebirgigen Charakter annimmt. Ihre Dörfer, wie Lakuli, Poe-ting-loe, Tau-ſia und andere, ſind bedeutende Orte von 200 bis 300 Einwohnern und geben an Schönheit der Lage und innerer Einrichtung den chineſiſchen Dörfern in Fung-ſhan-hiën nichts nach. Es ſind vielmehr üppige Gärten, unter deren Schatten und Kühle ſich die Menſchen zurückgezogen haben. Arecapalmen, Papaya und Bananen, mächtige Bauyanen, Mango- und andere Fruchtbäume wetteifern hier an Fülle und Kraft des Wachsthums, bald herrliche Gruppen zwiſchen den Häuſern bildend, bald ſie überwölbend oder ganz dem Blicke entziehend. Um das Dorf läuft eine Allee aus rieſigen Bambusbüſchen, alles andere überragend. Man fühlt ſich ſo wohl und heimiſch in der ſtillen Zurückgezogenheit eines ſolchen Ortes und unter den einfachen, gutherzigen Leuten, daß man ihm faſt mit Wehmuth den Rücken kehrt, wie einem traulen Orte, von dem man auf immer Abſchied nimmt.

Die Pepo unterſcheiden ſich gegenwärtig wenig von den Chineſen; mit der chineſiſchen Civiliſation haben ſie ſich auch die chineſiſche Sprache angeeignet, und hatten ſich mit Ausnahme eines Dorfes, Tau ſia, an die Lehre des Confucius. Ob ſie ein einziger Stamm ſind oder die Ueberreſte mehrerer, vormals die ganze Ebene bevölkernder Stämme, übernehme ich nicht zu entſcheiden. Iſt das Letzte der Fall, ſo haben ſie ſich jedenfalls ſtark mit einander vermiſcht und auch wohl fremdes Blut (chineſiſches und holländiſches) aufgenommen, was eine Ausgleichung ihrer Stammunterſchiede zur Folge haben mußte. Uebrigens würden ihre Traditionen neben vielem andern Intereſſanten auch über dieſe Frage Auskunft geben, die zu ſammeln für hieſige, chineſiſch ſprechende Europäer nicht ſchwer wäre. Denn die Traditionen und Sagen der Pepo leben noch fort: ich hörte ſie Lieder in malayiſcher Sprache ſingen, welche, wie ſie ſagten, von ihren wilden Vorfahren geſungen wurden, und deren Sinn alte Leute noch verſtehen. So viel ich durch meinen ſchlechten Dolmetſcher herausbringen konnte, beſingen dieſe Lieder Mond- und Sonnenſchein, Wald und Freiheit und die Heldenthaten verſchiedener großer Häuptlinge.

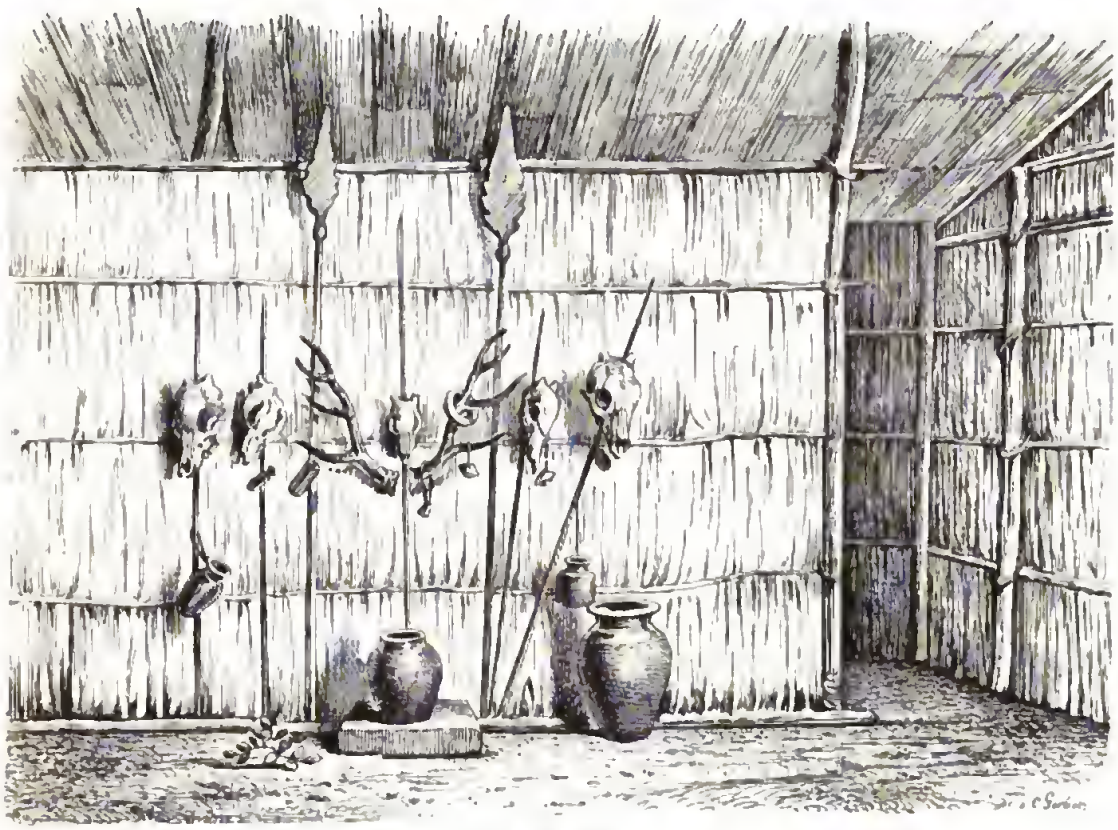
In dem Dorfe Tau-ſia (etwa 23° 12′ nördl. Br. und 120° 32′ öſtl. L.) fand ich noch die Religion der alten Pepo erhalten. Dieſe beſteht in der Verehrung uralter Thierſchädel und Hirſchgeweihe, welche in einer beſondern Hütte aufbewahrt werden. Die Leute wiſſen ſelbſt nicht, woher dieſe Schädel und Geweihe ſtammen; ſie haben ſie von ihren Vorfahren geerbt, denen ſie ſchutz- und heilbringend waren; warum ſollten ſie es auch jetzt nicht ſein? Den Miſſionären iſt es noch nicht gelungen, ihren Glauben an die Kraft dieſer Heiligthümer zu erſchüttern, denn in Tau-ſia haben ſie nicht viele getauft. Ich ſah zwei ſolcher Schädelhütten. In der einen, im Dorfe ſelbſt, waren ein Paar Schädel, ein Hirſchgeweih und zwei alte Speere ſymmetriſch an eine Art Altarwand befeſtigt und mit bunten Steinchen behangen. Einige Waſſerkrüge, Töpfchen mit Samshu und Arecazweige ſtanden und lagen davor, es waren die Opfer, welche die Leute den Heiligthümern in wichtigen Lebensmomenten darbringen. Die andere Hütte, auf dem Felde, war ſchon in halbverfallenem Zuſtande. Zweimal monatlich muß jeder Pepo den Schädeln etwas opfern, gewöhnlich Reis, Samshu, Arecanüſſe und dergleichen. Beim Eintritt in die Hütte entblößt er das Haupt und beſpritzt den Altar mit einem Mund voll Samshu, wobei er ſich verbeugt und in die Hände klatſcht und dann ſeine Gaben vor den Altar legt. Darauf beſchränkt ſich der ganze Cultus. Vor einem wichtigen Unternehmen, bei Eheſchließungen, bei der Geburt eines Kindes und in allen anderen wichtigen Lebensmomenten iſt daſſelbe zu thun. Prieſter giebt es nicht.

Etwas anderes, was die chineſiſche Civiliſation noch nicht verdrängt hat, iſt ihr Tanz, ein wilder Rundtanz mit Geſang, der nur in mondhellen Nächten aufgeführt wird. Die Leute verſammeln ſich dann vor dem Hauſe des Aelteſten, und während die Alten plaudernd Thee trinken, rauchen und Betel kauen, giebt ſich das junge Volk dem Vergnügen des Tanzes hin: bunt durcheinander bilden junge Mädchen und Burſchen eine feſte Kette. Der Geſang beginnt, eine ſchwermüthige ſich fortwährend wiederholende Phraſe. Zierlich die Füße ſetzend, machen ſie dabei je einen Schritt rückwärts und zwei Schritte in diagonaler Richtung vorwärts, wodurch ſich der Kreis langſam in die Runde dreht. Der Geſang wird allmälig lauter, das Tempo ſchneller und ſchneller, und die zierlichen Schritte gehen in ein wildes Springen und Stampfen über, bis ſchließlich die Kette reißt und die Tanzenden theils aneinanderſtolpern oder unter allgemeinem Gelächter ins Gras purzeln. Beſonders leidenſchaftlich geben ſich die Mädchen dem Tanze hin; mit ihren flatternden Kleidern, wild-glühenden Geſichtern und dem aufgelöſten

Digitized by Google

langen Haar machen ſie einen faſt unheimlichen Eindruck auf den Unbetheiligten. Zum Tanze verändern ſie etwas ihr Coſtüm, indem ſie ein leichtes ſchwarzes Tuch um die Hüften ſchlagen; dieſes und das reiche aufgelöſte Haar macht ſie den Tagalinnen täuſchend ähnlich.

Ihrem Typus nach kommen die Pepo den Bantaurang am nächſten, nur ſind ſie ſchwächer gebaut, als dieſe, und etwas höher von Wuchs (das Mittel ihrer Körpergröße iſt nach meinen Meſſungen 65 Zoll engl.). Der äußerſt friedliche Geſichtsausdruck, mehr wohl noch das chineſiſche Coſtüm, macht ſie auch den Chineſen nicht unähnlich. Die meiſten von ihnen tragen keinen Zopf, ſondern wickeln das lange, ſtark geölte Haar um den Kopf, den ſie wie alle Chineſen auf Formoſa (und in der Provinz Fu-liang) mit einem großen ſchwarzen Turban bedeckt haben. Ihre Frauen ſind nicht ſo ſchön, als die Frauen der Bantaurang, ihre Züge ſind meiſtens unregelmäßig, doch ſtehen ſie ihrem Wuchſe nach im richtigen Verhältniß zu den Männern. Ihr Coſtüm beſteht aus der kurzen Jacke der Frauen von Bantaurang, kurzen ſchwarzen oder dunkelblauen Beinkleidern, die gewöhnlich bis über das Knie aufgeſchlagen ſind, und aus dem erwähnten ſchwarzen Tuch, das wie bei den Bantaurang über die linke Seite herabfällt. Die Ränder der Kleider ſind mit rothen, weißen oder blauen Schnüren umnäht. Auf dem



Ein Pepo-Tempel.

Kopfe tragen ſie einen ſchwarzen Turban von oft abenteuerlicher Größe. Glasperlen, Arm- und Ohrringe ſind nur mäßig im Gebrauch. Das Haar wird, wie an der Südſpitze der Inſel, mit einem rothen Bande umbunden und um den Kopf gewickelt. In der Ebene kleiden ſie ſich in die chineſiſche Tracht.

Im Ganzen gelten die Pepo als friedliebende, arbeitſame und heitere Menſchen. Sowohl die Chineſen wie die Miſſionäre können nicht genug des Guten von ihnen erzählen. Letztere behaupten, daß ſie auch ſehr begabt ſeien, leicht ſich neue Kenntniſſe aneigneten und begierig ſeien, etwas Neues zu erlernen; dieſem Umſtande verdankt denn wohl auch die chriſtliche Lehre den leichten Eingang, den ſie bei den Pepohwan bisher gefunden.

Weder in Kagi noch in den nördlicher gelegenen Dörfern gelang es mir, einen Führer in die Berge zu bekommen. Gewaltthätigkeiten, die ſich die Kalé unlängſt gegen Chineſen erlaubt hatten, machten die Reiſe unſicher, und keiner willigte ein, mich zu begleiten. So ſagte man mir nämlich; doch wollte es mir ſcheinen, als ob die Mandarinen, denen meine Perſönlichkeit und Pläne hinlänglich bekannt und ein Dorn im Auge waren, ihre Hand dabei im Spiele hätten; denn ihrer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit allein konnte ich es nicht zuſchreiben, daß ich von nun an immer einige Soldaten zur Begleitung hatte, die mit Leib und Seele zu meiner Verfügung geſtellt ſein ſollten, aber ſchon den erſten Befehl nach Hauſe zu gehen nicht erfüllten. Allein in die Berge zu dringen, war nicht möglich, da zu einer ſolchen Tour, außer Geſchenken für die Eingeborenen, immer einiges Gepäck gehört, alſo Leute nöthig ſind; außerdem hatte mich das Fieber, welches mich ſchon im Süden auf der Tour in

das Butang-Land erfaßte, von der Nutzloſigkeit eines ſolchen Unternehmens überführt.

Erſt von Tſchang-hwa aus konnte ich wieder vom geraden Wege abweichen und dem Stamm Sek-hwan einen Beſuch abſtatten; denn derſelbe, der intelligenteſte und civiliſirteſte von allen, hatte ſich unlängſt freiwillig unter chineſiſchen

Pepo-Knabe.

Pepo-Frau.

Schutz geſtellt, erfreute ſich aber ſchon lange vordem der Reputation eines durchaus friedlich geſinnten, ernſten und gaſtfreundlichen Menſchenſchlages; alſo konnte ſelbſt der ängſtliche Mandarin mich ruhig ziehen laſſen.

Frauen aus dem Stamme Sek-hwan.

Die Sek-hwan leben etwa 20 Meilen nordöſtlich von Tſchang-hwa (unter dem Wendekreiſe) in dem milden Terraſſen- und Hügellande, mit dem das Gebirge hier beginnt. Sie haben mehrere Dörfer, welche der Bauart und Anlage nach den chineſiſchen gleichen und von ihren früheren Häuptlingen, jetzt Dorfmandarinen, beaufſichtigt werden. In einem

dieſer Dörfer, Toa-ſia, traf ich am 24. Februar ein und fand in dem presbyterianiſchen Miſſionshauſe daſelbſt freundliche Aufnahme. Der Dorfmandorin ſelbſt übernahm die Soege für meinen Tiſch, und jeden Mittag und jeden Abend wurde ich in einer Art Peocefſion zu ihm geleitet, wo ich ſeine geſottenen Hühner und Enten und Ferkelbraten zu vertilgen hatte. Es wae nicht ſo leicht, ſich in das ernſte und ceremonielle Weſen der Sek-hwan hineinzufinden, und komiſch genug, ſo allein und ernſt dazuſitzen und feierlich abgefüttert zu werden.

Die Sek-hwan weichen in ihrem Außern mehe als alle anderen Stämme vom malayiſchen Typus ab, ſo daß man ſogar ihre malayiſche Abſunft bezweifeln könnte, wenn nicht ihre Speache wie ihe ganzes Weſen dem widerſprächen. Im reifen Manne erkennt man kaum den Malayen wieder, ſo ſcharf und energiſch ſind ſeine Geſichtszüge, ſo hoch ſein Wuchs (im Mittel 67 Zall engliſch; doch ſind viele über 70 Zoll hoch), ſo kräftig ſein Körperbau und hell die Hautfarbe. Der Kopf iſt oval, die Stien hoch, die Augen groß und gerade. Die Augenbrauen ſind dicht, die Wimpee lang; Haor- und Bartwuchs wie die Behaarung des Körpers ſind ſtärker als bei Chineſen oder anderen Malayen. Die Naſe iſt zwar dick, aber nicht platt; Mund und Zähne ſind ungemein geoß. So bee eeiſe Mann; aber Kinder, auch noch Jünglinge untee 20 Jahren, am meiſten aber die Frauen, laſſen keine Zweifel über ihren Typus aufkommen: ſie ſind reine Malayen, wenn man die helle Houtfarbe und die geoßen, vollen Augen nicht in Betracht nimmt. Hier wae es übrigens nicht das erſte Mol, wo ich die Bemerkung machte, daß nach Kreuzungen die Franen weit reiner iheen nrſprünglichen Typus bewahren, als die Männer; und daß die Sekhwan einen guten Theil fremdes Blut aufgenommen haben, kann nicht bezweifelt werden. Es gehörte nämlich znm Colonifationsſyſtem der Holländer, ſich mit den Eingedorenen der eroberten Länder ehelich zu verbinden, um ſie feſter an ſich zu knüpfen. Das geſchah auch auf Formoſa. Auf einer kleinen Inſel auf der Rhede von Kelong hat ſich bis heute ein Häuflein Menſchen (gewöhnlich auch Pepo-hwan genannt) erhalten, deren Aeußeres keine Zweifel übee ſtarke Kreuzung mit der kaukaſiſchen Race aufkommen läßt. Daſſelbe läßt ſich auch von den Sek-hwan vermuthen. Einige alte holländiſche Documente, die bei ihnen gefunden ſind, ferner ihe höherer Cultnrzuſtand, den ſie ſchon behaupteten, noch ehe ſie nnter chineſiſchem Einfluß ſtanden, widerſprechen wenigſtens dieſee Annahme nicht, wenn ſie auch unzureichend ſind, um ſie zu beſtätigen. Den Taback zu banen haben ſie ſicher von den Holländern und nicht von Chineſen erlernt; denn er heißt in ihrer Sprache Tamako, wäheend das chineſiſche Wort daſüe Hun oder Tſcha-hun iſt. Ferner verfertigen ſie aus einer Art Hanf ein feſtes Zeug, das feiner Dauerhaftigkeit und Dichtigkeit wegen in gouz Nord-Formoſa viel in Gebrauch iſt, von Chineſen aber niegends gewebt wied.

Die Sek-hwan raſieen den Vorderkopf und tragen das Haar im Zopf. Ihre Kleidung beſteht aus chineſiſchen Beinkleidern, Schuhen und einer eng-anſchließendeu Blouſe aus nngebleichtem Leinen, die an den Aermeln und oft auch anf dem Rücken mit Stickereien verziert iſt (horizontale Streifen in Roth, Blau nnd Weiß, recht geſchmackvoll ausgeführt). Die Frauen tragen das chineſiſche Coſtüm; nur iſt ihre Haartracht eine andere. Ein Theil des Haares wird nämlich auf die Stien heradgekämmt und geradlinig auf der Höhe der Augendeanen abgeſchnitten; das übrige wied am Wiebel zu einem feſten Knoten gedunden. Auf dem Kopfe tragen ſie ein viereckiges ſchwarzes Tnch, deſſen zwei Zipfel am Nacken leicht zuſammengefaßt ſind, ſo daß es eine Art Hande herſtellt, die das Geſicht tief beſchattet.

Die Sek-hwan beſchäftigen ſich hanptſächlich mit Ackerdan. Außer Reis, Zucker, Areca nnd verſchiedenen Früchten bauen ſie auch Indigo, Thee nnd, wie geſagt, Tabak. Außerdem gewinnen ſie noch Kampher und liefern Kampherholz nach Tſchang-hwa.

Die Sek-hwan waeen der letzte Stamm, mit dem ich in Berüheung kam. Von Toa-ſia aus wäre es zwae ein Leichtes geweſen, zu den Tſui-hwan zu kommen, welche ſüdlicher an den Ufern eines kleinen Beegſees leben und ebenfolls als ein feiedliebendee Stamm bezeichnet werden, doch meine Zeit erlanbte mir das nicht mehr; ich mußte nach Tam-ſui eilen, um nicht die ſeltene Gelegenheit per Dampfboot nach Hongkong zu kommen zu verpoſſen.

Die Toue von Toa-ſia nach Tanſui wae eine ſchauerliche. Schan am Abend des erſten Tages bewölkte ſich der Himmel, und den nächſten Morgen begonn der Regen, dee mich die ganze Zeit, fünf Tage hindurch, verfolgte. Der ſchlüpfrige Weg, weit aus den Ufern getretene Flüſſe, die zu durchwaten waren, und tauſend andere Hinderniſſe machten die Reiſe durch den ohnehin öden Küſtenſtrich von Nordweſt-Foemoſa äußerſt angeeifend und langweilig. Die Nachtlager waeen ſchtecht, weder wind- noch regenfeſt, denn die Küſtendevölkerung ledt hiee augenſcheinlich in geoßer Armuth; eine Nacht mnßte ich ſogae auf dem Felde in einer verfallenen Capelle zubringen, nachdem ich vorher mit Hülfe meines Regenmantels das Dach ausgedeſſert und das Innece derſelben von Knochen und Schädeln gereinigt. Tag und Nacht durchnäßt und dem kalten Wind und Regen entgegen legte ich täglich 18 bis 20 Meilen zurück, und nur dieſer ſtarken Bewegung verdanke ich es, daß ich nicht ernſtlich erkrankte. Mon kann ſich daher denken, wie behaglich ich mich nach einer ſolchen Tour in Twa-tu-tia im Hauſe der Heeren Brown & Comp. fühlte, deren Gaſtfreundſchaft ich auch hier, wie in Tai-wan-fu, genoß.

Twa-tu-tia iſt ein Dorf einige Meilen von Tanſui flußaufwärts, in der unmittelbaren Nähe der Theepflanzungen. Die europäiſchen Hondelshäuſer in Tam-ſui haben hier ihee Agenten, welche den Thee einkaufen, trocknen nnd einpacken. Im Frühling, während dee Thee-Ernte, iſt es ein echt lebendiger Ort, im Winter ziehen aber die meiſten Europäer den Aufenthalt in Tam-ſui vor.

Nachdem ich mich in Twa-tu-tia ein wenig mit dem Theebetrieb bekannt gemacht, blied mie nur ſo viel Zeit übrig, nm den Kelong-Fluß hinaufzufahren und die Kohlenminen von Kelang zu beſichtigen. Ich fand das Beegwerk dort noch ganz in primitivem Zuſtande. An einen geregelten Betrieb der Arbeit iſt kein Gedanke; jeder, wer aebeiten will, bohrt ſich dort ein Loch, wo er Luſt hat, und verwürft es ebenſo nach Gutdünken. Dies iſt um ſo leichter, da die Kohlenplaſte überall an die Eedoberfläche tritt, alſo der Anlage vou neuen Gängen keine Hinderuiſſe entgegenſtehen. Die Plaſte hat eine Dicke von 25 bis 40 Zoll und fällt ab nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diaganal und ſind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, ſo daß nicht über zwei Mann in einem derſelben aebeiten können; zwei andere ſchaffen in einem Kaeren die Kohlen an die Oberfläche, von wo ſie in kleinen Barken nach Kelong gebracht werden. Die chineſiſche Regierung hatte die Abſicht, den Kohlenbetrieb von Kelong zu heben, dach nach der Meinung eines engliſchen Ingenieurs, der zu dieſem Behufe hergeſchickt war, iſt die Plaſte zu klein, um die Ausgaben füe Maſchinerien und eine Eiſenbahn, die von den Minen an den Hafen führen ſollte, zu decken. Anders würde die Sache liegen, wenn in dee Nachdarſchaft mehr Kohlen ausfindig gemacht werden. Die Kohlen von Kelang ſind gut, geben bloß 10 Procent Schlacke und koſten

pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars. Aus Kelong ging ich am 7. März auf einem chinesischen Kanonenboot nach Tam-sui, wo ich mich denselben Abend nach Hong-kang einschiffte.

Somit endete meine Reise durch Formosa und meine Bekanntschaft mit ihren Eingeborenen; für Reisende aber und Naturforscher bleibt da noch viel zu thun, viel in jedem Zweige der Naturwissenschaft. Denn das eigentliche Centrum der Insel, das Hochgebirge, ist noch unerforscht und wird es wohl noch lange bleiben, da Dilettanten, wie ich und manche andere, die bisher Formosa durchreisten, weder die Zeit noch die gehörigen Kenntnisse besitzen, um mit großem Erfolg diese Partie der Insel erforschen zu können. Das hier Berichtete — wenig genug, doch alles was sich in zwei Monaten thun ließ — hat daher nur den Zweck, die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Reisender auf diesen so schönen und wenig berührten Winkel Ostasiens zu richten. Zugleich würde ich rathen nicht aus dem Westen ins Innere vorzudringen, sondern die Reise von der Ostküste der Insel zu beginnen — etwa van Sau-o-Bay oder Pilám aus —, um nicht mit der chinesischen Regierung in Berührung zu kommen. Ferner muß man nicht Chinesen zu Begleitern und Packträgern haben; ihre Feigheit kann vieles verderben; sicherer ist man um Vieles in den Händen der Eingeborenen, wenn man es verstanden hat, ihr Zutrauen zu gewinnen.

Nach dem, was ich von den Eingeborenen Formosas sah, bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß man es hier zwar mit Abkömmlingen von Tagalen, nicht aber mit einem bestimmten Zweige der großen Tagala-Familie zu thun hat [1]). Sprachlich hat das Letzte wohl seine Richtigkeit, aber wir sehen es ja an den Pepo-hwan, wie leicht ein Stamm seine eigene Sprache vergessen und eine fremde sich aneignen kann; wenn daher die Dialekte Formosas mit einander und mit dem Tagalischen nahe verwandt sind, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Insel ausschließlich von Luzon aus bevölkert ist. Die nahe Lage Formosas bei den Philippinen, die herrschenden Winde und Strömungen, ferner eine Kette kleiner Inseln, welche Formosa und Luzon verbindet, alles das läßt zwar annehmen, daß die meisten Stämme von den Philippinen herstammen, doch können hier auch Prohus van Borneo, von den Sulu-Inseln oder Karolinen angelangt sein, wie unlängst ein Katamaran mit etwa 30 Palau-Insulanern bei Kelong ausgeworfen wurde. Aus solchen zufällig hierher verschlagenen Familien entstanden mit der Zeit besondere Stämme, und wo sie sich mit späteren oder früheren Anlömmlingen vermischten, bildeten sich wieder neue Stammtypen aus; giebt man dabei noch zu, daß im Innern Formosas ehedem wirklich ein Papuastamm lebte, der theils in Kriegen ausgerottet wurde, theils sich auch mit den Malayen vermischte und so aufging, so ist es kein Wunder, daß wir auf Formosa so viele Stammtypen von der verschiedenartigsten Hautfarbe vorfinden, die sich bei dem äußerst mangelhaften gegenseitigen Verkehr bisjetzt erhalten haben. Das ist meine Ansicht über die Abkunft der malayischen Bevölkerung Formosas; sie zu verwerfen oder zu bestätigen ist Sache künftiger Forscher, die besser vorbereitet und mit mehr Zeit zu Werke gehen können, als ich.

Schließlich bemerke ich noch, daß die Eingebarenen von Formosa weder im Aussterben noch überhaupt in Abnahme begriffen sein können, etwa an der Südspitze ausgenommen, wo die unaufhörlichen blutigen Kriege zu solcher Vermuthung Anlaß geben. Sie sind körperlich und geistig ein noch unverdorbenes Volk. Spuren von verheerenden Krankheiten, wie der Syphilis und den Pocken, habe ich nirgends gesehen. Da ihre Ehen früh geschlossen werden, so kann von geschlechtlichen Ausschweifungen auch nicht die Rede sein, was denn auch durch die große Anzahl von Kindern, die man in jedem Hause sieht, bestätigt wird. Rüstige Greise von sechzig und mehr Jahren, die den Mund voll Zähne haben, sind keine Seltenheit, und krankhafte, siechе Personen sind mir gar nicht zu Gesicht gekommen. Also kann sie das Schicksal der Tasmanier oder Neuseeländer schwerlich erreichen, auch wenn sie einmal unter chinesische Herrschaft gerathen und die chinesische Civilisation annehmen; denn die chinesische Civilisation hat zum Glück nicht die Eigenschaft, Völker auszurotten.

Einige Wörter aus den Sprachen van Formosa und der Vergleich derselben mit dem Tagalischen werden vielleicht dem Leser von Interesse sein.

Bei der Aussprache derselben ist zu bemerken: 1. Das k am Ende des Wortes ist eigentlich kein Consonant, sondern ein harter Abbruch des vorhergehenden Vocals; 2. das ë ist ein unbestimmter Laut zwischen ö und ü; 3. s und sch sind schwer von einander zu unterscheiden; 4. r, l und d werden oft mit einander verwechselt; sonst ist die Aussprache die Deutsche.

[1]) Vergl. dazu Guerin: Vocabulaire du dialecte Tayal ou aborigène de l'île Formosa (Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris 1868, Novbr. et Décbr., p. 408) und Abbé Favre ebendas. S. 495. Anderer Ansicht über die sprachliche und ethnische Verwandtschaft der „Chinwan" auf Formosa ist Scherzelig (s. Peschel, Völkerkunde, S. 377), wonach diese „rohen Wilden" nur den sechsten Theil ihres Wortschatzes von ihren malayischen Nachbaren entlehnt haben, sonst aber durch ihre Sprache sich von ihnen trennen und der Bevölkerung des nahe gelegenen chinesischen Festlandes körperlich sehr nahe stehen sollen. Red.

Deutsch	Sabari, Bakurut etc.	Saprék	Pilám	Katsausán	Bantaurang	Sek-hwan	Tagala
Eins	tsitsai	ittá	issá	ittá	liká	itá	issá
Zwei	tussák	tussá	lún	tussá	lusá	dussá	dalúa
Drei.	turú	tru	titú	trjú	turú	turú	tatló
Vier.	spat	spat	pat	sipát	pátu	supát	appát
Fünf	rimá	rimá	rimá	rimá	limá	kasup	limá
Sechs	nëm	onëm	nëm	unëm	númmo	kasüp-i-buda [1])	unëm
Sieben	pitú	pitjú	pitú	pitú	pitu	kasüp-i-dussa	pitú

[1]) Die Zahlenscala der Sek-hwan geht nur bis fünf; für Hundert haben sie aber ein eigenes Wort: hadtül; 12 heißt isidú-dussá. 13 isidú-turú u. s. w. 20 dussá-isit, 30 turú-isit u. s. w.

Deutsch	Sabari, Bakurut etc.	Saprék	Pilám	Katsausáu	Bantaurang	Sek-hwan	Tagala
Acht.	wáru	háru	wóro	áru	bálu	kasüp-i-turú	ualo
Neun	siua	siwa	iwa	siwa	bagátu	kasüp-i-supat	siám
Zehn	purúi	polúk	púlu	pólok	pulukú	asit, isit	polo
Mann	kaljai	ukaljái	atáu	tschau-tscháu	aulái	sáu	laláki
Weib	wawájan	bawajan	babájan	babájan	wai-wai	mamajús	babai
Kind	kakidian	kakidian	amalúk	kaká	kunú	rakehál	batang
Vater	—	amadsëug	ama	amák	amakë	aba	ama
Mutter	—	—	ina	ina	inákë	iná	ina
Kopf	wungúi	kjalupáug	ingró	orú	alipogó	punú	úlo
Augen	matá	matsá	matá	matá	matá	daurik	matá
Nase.	uusjú	uudjus	tingrán	uudjus	nunuó, unó	mudsing	ilúng
Ohren.	taringa	tsalinga	taugirá	tsalinga	salinga	saugila	talinga
Zähne.	walis	alió	wáli	alis, alió	aliё	lipiug	epin
Haar	wukusj	kuwalj	„	owalj	ió	büküss	buhuk, wolo
Schnurrbart .	uis-nis	nisch-nisch	nisch-nisch	nissi-nissi	wasini, mutu-mutú	mudusj	„
Hand	kajám	uimá	rimá	limá	alimá, arimá	rimá	kamai
Finger	tarurúik	tsadsudsúkau	timúsch	garugaú	ramtsó	takamüit	dalirik
Fuß	ukrú	kulá	„	kurá	lapalë	dedapál	pa, lahatampá
Haus	tapaú	tabá	rumak	tapaú	tapaú, tanganö	humák	bahai
Holz / Baum . . .	kirang	kassiju	kauék	kamaja	kassiju	kahéui	kahui
Bambus . . .	aúr	kabájan	„	„	bale-balë	batakau	kawajan
Banane	—	—	bulibul	—	bülé-bülé	balibül	saling
Areca	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	sawiki	„
Berauschende Getränke . .	wáwa	wáwa	báwa	báwa	wáwa	inusat	alak (Sndw.-Ins.: awa)
aback.	támaku	támaku	tasnaku	tamaku	tamaku	tamako	„
Reis.	kassát	wat, patái	rumái	—	padai	massúk	bigass
Süße Kartoffel	wurát	wurasi	abuak	bulati	wurati	dadass	sotoi
Hirsch	—	mahúum	ubjáu	—	—	issú	ussá
Schwein	katsang	wabúi	„	babúi	wutúng	barudsák	pabúi
Hund	wattuk	wattuk	„	batú	taurú	badsúk	assu
Katze	—	miau	„	niáu	uiaú	baláu	pussá
Huhn	djurikuku	júrikukku	„	—	kúka	patáu	„
Fisch.	likau	lekau	„	dsjáu	„	aláu	usdá, lukká
Hammel. . . .	karajáu	kalulubau	rangit	karurúwau	„	kauás	langit
Sonne, Tag .	tingár	kadáu	kadáu	atán	tsüngná	lisách	aráu
Mond	—	—	abulang	—	ilatt	ilass	bulang
Sterne	—	—	—	—	tareö	bintúi	bitnin
Feuer	sapúi	sapui	apui	sapui	apui	apúi	apúi
Wasser	nanúm	adúm	—	dsaljúm	lalúm	daljúm	tubig (?)
Stein	wakru	aziljái	—	aputo, tscheljai	aputó	batú	bató
Weg.	raráng	tjaráng	lalán	laláu	—	daráu	daán
Essen	kamáu	kamaú	amakán	kanú	kanú	takané	makaiu
Gut	langúak	laugúak	—	langúang	máriang	makatarú	marikit
Schlecht	—	lakujá	—	—	matakula	saddéak	massamá

Die Völker Oſt-Turkiſtans.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

In keinem Winkel Centralaſiens ſind die Einwohner aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengefloſſen als in Oſtturkiſtan; jede der großen Hauptfamilien des weiten Continentes Aſiens hat hierher ihre Vertreter geſandt. Immerhin iſt jedoch der Bevölkerung ein Grundton eigen, und es gehört zu den intereſſanteſten Ergebniſſen der neueſten Forſchungen, daß trotz der Beherrſchung ſeit faſt zwei Jahrtauſenden durch türkiſch-tatariſche Völker der ariſche Typus vorherrſcht und in Körperbau wie Geſichtszügen der Bewohner ſich ausdrückt. Wichtig wird dieſes Vorwiegen ariſcher Körperformen und in ſchwer zugänglichen Gebirgsthälern die Forterhaltung ganz reiner ariſcher Stämme für die Frage nach den Urſitzen der Indogermanen oder der tonangebenden Völker Aſiens und Europas. Die ältere Annahme, welche ihre Urheimath in das Grenzgebirge zwiſchen das öſtliche und weſtliche Turkiſtan verlegte, in das Quellgebiet der in den Aral-See mündenden großen Binnenſtröme Sir Darya (Jaxartes der alten Geographen) und Amu Darya (Oxus), erhielt eine Beſtätigung in den Nachrichten der indiſchen, chineſiſchen, mongoliſchen und claſſiſchen Schriftſteller über die unter wechſelnden Namen auftretenden inneraſiatiſchen Völker der Su, Sakae, Scythen, Tukhara, Juetſchi, Getae, Maſſageten ꝛc., welche die etymologiſche Forſchung als Indogermanen nachwies; daneben wurde jedoch auch die Anſicht ausgeſprochen, die Indogermanen ſeien urſprünglich im ſüdlichen Europa zu Hauſe geweſen und von da nach Aſien ausgewandert.

Vor ihrem Auszuge aus der Urheimath und der Spaltung in verſchiedene Völker nahmen die Indogermanen bereits nicht mehr den niedrigſten Culturzuſtand ein. Ackerbau wurde betrieben, man hatte den Pflug und benutzte die Hausthiere zum Ziehen von Wagen; die Kunſt des Webens und Schmiedens von Eiſen war bekannt, Gerſte war allgemein das zur Nahrung dienende Getreide [1]). Ein Volk von ſolcher Culturſtufe konnte durch ſpäter anrückende Nomadenheere in ſeinen Urſitzen nicht ſpurlos verloren gegangen ſein; es mußten ſich Reſte deſſelben erhalten haben. Als die Ruſſen in Weſtturkiſtan feſten Fuß gefaßt hatten, ſtellten Sprachforſcher wohl etymologiſche Beweiſe einer indogermaniſchen Urzeit auf [2]), aber aus der äußern Erſcheinung war nichts zu erweiſen; türkiſche Völker waren zu zahlreich eingewandert und die intereſſanten Landſchaften am obern Oxus (Schignan ꝛc.), wo die neueſten Berichte erkennbare Arier erwarten laſſen, blieben noch unzugänglich. Günſtiger erwieſen ſich die Verhältniſſe jenſeits der Waſſerſcheide in Oſtturkiſtan, im Quellgebiete des im Lob-Salzmoraſt ſich verlierenden Tarim-Fluſſes. Zu den Erſten, die auf das Vorhandenſein rein erhaltener Repräſentanten der ariſchen Race im Gebirgszuge des Künlün wie im weiten Thalgebiete von Turkiſtan aufmerkſam machten, gehörten meine Brüder [3]). Späteren Beſuchern des Landes blieb es vorbehalten, bis ins Herz deſſelben vorzudringen [4]).

Ganz neue Standpunkte gewinnen die fachmänniſchen Begleiter der engliſchen Geſandtſchaft von 1873 bis 1874 unter Sir T. D. Forſyth an den Hof des Herrſchers zu Kaſchgar; ſtatt im Fluge und unter Ueberwachung reiſen zu müſſen, war es ihnen vergönnt mit den Eingeborenen in freien Verkehr zu treten und über den ganzen weſtlichen Theil des Landes ſich durch Reiſen perſönlich ein Urtheil bilden zu können. Dieſes in amtlichem Auftrage herausgegebene Reiſewerk [5]) bildet die Grundlage der folgenden Mittheilungen.

Die Volkszahl beträgt nach den Steuerrollen, deren Einſicht der engliſchen Geſandtſchaft geſtattet wurde, 1,015,000 Einwohner, die in 145,000 Häuſern leben, ſo daß auf eine Familie ſieben Köpfe gerechnet werden; hierzu bemerkt der engliſche Berichterſtatter: „Ich halte dieſe Zahl für bedeutend höher als eine wirkliche Volkszählung ergeben würde; von einer Bereiſung der weſtlichen Provinzen habe ich eine ganz andere Anſchauung erhalten [6]). Zwei Umſtände wirken zuſammen, um den flüchtigen Zähler wie Reiſenden in ſeinen Berechnungen irre zu führen: der eine iſt der plötzliche Uebergang aus einer Region der Einſamkeit und Oede in eine von Verkehr und Geſellſchaft; der andere iſt der großartige Gegenſatz zwiſchen der Vegetationsarmuth der Wüſtenſteppen und den üppig treibenden Pflanzungen in den Umgebungen der feſten Niederlaſſungen. Der erſte Eindruck, welchen man nach dem Abſtieg von den das Land im Süden und Weſten umſäumenden Hochſteppen in das Hügelland erhält, iſt der einer dichten wohlhabenden Bevölkerung; aber bald überzeugt man ſich, daß Ueberfluß an Bäumen nicht auch einen ſolchen an Menſchen bedeutet. Fängt man zu zählen an, ſo erhält man in einem Umkreis von mehreren Kilometern keine 50 Anweſen. Betritt man eine Stadt an einem Markttage, ſo hat man Mühe ſich durch die dick zu-

---

[1]) Vergl. B. Knelfel: „Ueber den Culturzuſtand der indogermaniſchen Völker vor ihrer Trennung." Naumburg 1867.

[2]) Vergl. beſ. P. Lerch über die Ableitung von Sarte mit der Bedeutung Städter aus Kſchatrnja (Ruſſiſche Revue Bd. 1, S. 31; Bd. 2, S. 566; Bd. 9, S. 408, 410); Zweifel daran wirft H. Kiepert auf in Zeitſchr. f. Erdk. Bd. 9 (1874), S. 274.

[3]) Vergl. Heemann v. Schlagintweit-Sakünlünski: Reiſen in Indien und Hochaſien Bd. 2 (1871), S. 40.

[4]) Den Stand unſerer Kenntniſſe ſeit der Reiſe Shaw's, der Ruſſen Kaulbars, Reinſtein ꝛc. führt vor Wenjukow: „Die ruſſiſch-aſiatiſchen Grenzlande" (Leipzig 1874), S. 318 ff. Von dem umfangreichen in ruſſiſcher Sprache geſchriebenen Werke B. Grigorjew's: „Das chineſiſche oder Oſtturkiſtan." Petersburg 1873, liegt in deutſcher Sprache nur eine gedrängte Ueberſicht vor in der „Ruſſiſchen Revue" Bd. 4, S. 270 ff.

[5]) Der Titel lautet: Report of a Mission to Yarkand in 1873 under command of Sir T. D. Forsyth, K. C. S. I, C. B, Bengal Civil Service, with Historical and geographical information regarding the Possessions of the Ameer of Yarkund. Calcutta, printed at the Foreign Department Press 1875. Der ethnographiſche Theil iſt von De. Bellew und Capt. Chapman. Ein Exemplar dieſes Quellenwerkes für die Kunde Oſtturkiſtans verdanke ich der beſondern Güte der indiſchen Regierung. Durchweg iſt in Citaten die Schreibart des Originals beibehalten, z. B. Kalmak für Kalmüken.

[6]) Schon die Annahme einer Kopfzahl von ſieben Perſonen auf einen Herd iſt zu geoß; im ruſſiſchen Turkiſtan rechnet man für die dortige Bevölkerung mit gleichen Lebensgewohnheiten fünf Perſonen auf die Familie.

Digitized by Google

ſammengepackte Menſchenmenge zu drängen, aber der nächſte Morgen bringt ein ganz anderes Bild; die Verkaufshallen ſind leer, die Straßen öde und auf Befragen wird man inne, daß die Volksmenge von geſtern nicht der Stadt angehört, ſondern ſich zu Geſchäften hier vorübergehend ſammelte. Bedenkt man, daß Getreide oder andere Nahrungsfrüchte nicht eingeführt werden und daß die Bevölkerung ſeit der Thronbeſteigung des Amir durch Kriege decimirt wurde, ſo kann ihre Geſammtzahl nicht groß ſein.“ Am dichteſten bevölkert iſt die Provinz Jarkand, für dieſe wird die Zahl von 224,000 Einwohnern als nicht zu hoch gegriffen bezeichnet; dagegen hat Turfan von ſeinen angeblichen 126,000 Einwohnern im verfloſſenen Jahrzehnt viele eingebüßt durch die Verwüſtungen, welche hier Dunganen anrichteten.

Die Provinzeintheilung hielt bis zu einem gewiſſen Grade die vollſtändige Verſchmelzung der einzelnen Racen fern und wirkt in dieſer Richtung noch jetzt fort, da die gegenwärtige Regierung an der Eintheilung, wie ſie ſie von den Chineſen überkommen hatte, nicht rüttelte. Sitten und Zuſammenſetzung der Bevölkerung wechſeln nach den einzelnen Provinzen. „Die Provinzgrenzen bilden regelmäßig größere oder ſchmalere Streifen unfruchtbaren Landes oder Wüſtenſandes. Jede Provinz ſtellt einen beſondern kleinen Staat dar mit einer eigenen Hauptſtadt; trotz des verderblichen Einfluſſes der Fremdherrſchaft und weitgehender Blutvermiſchung hat jede in Dialekt, Anzug, Gebräuchen und Sitten ſeine Beſonderheiten bewahrt; die natürlichen Schwierigkeiten des Verkehrs waren jederzeit groß genug, um andere als Geſchäftsleute von den Beſchwerlichkeiten und Koſten einer Reiſe abzuhalten. Jede Provinz hat an einem Fluſſe als Mittelpunkt der Verwaltung und des Handels eine von Wällen und Gräben umgebene Hauptſtadt mit einer Citadelle im Innern; die Kreisſtädte und kleineren Handelsmittelpunkte ſind dagegen unbefeſtigt. Die ländlichen Anſiedelungen folgen dem Laufe der Flüſſe; die Anweſen ſtehen vereinzelt oder nur zu wenigen bei einander. Dieſe offene Bauart begünſtigt den Anbau, die polizeiliche Ueberwachung und eine der Geſundheit zuträgliche Lebensweiſe, erſchwert dagegen bei dem unkriegeriſchen Sinne des Landvolkes die Vertheidigung gegen einen andrängenden Feind. Mit leichter Mühe konnten ſich Eroberer oder in Zeiten innerer Wirren Abenteurer in den Beſitz des Landes ſetzen, bis es aufgetheilt war in eine Reihe zeitweilig ſelbſtändiger kleiner Fürſtenthümer.“

Khotan, das ſich am Nordfuß des Künlün-Gebirges ausbreitet, hatte ſeit alter Zeit Verbindungen mit China; bald war es Vaſall, bald Provinz dieſes Reiches; die aus Turks und Tataren beſtehende Bevölkerung zeigt deswegen eine ſtarke Beimiſchung von Chineſen. In Jarkand ſind der ſtädtiſchen Bevölkerung ſeiner Hauptſtadt, der volkreichſten und wohlhabendſten des ganzen Landes, zahlreiche Chineſen und Halbblutnachkommen derſelben beigemiſcht; ferner leben hier an 2000 Familien von Einwanderern aus Khokand, Badakſchan und Kaſchmir; „in Verſchmitztheit, Büberei und Liederlichkeit wetteifern dieſe mit den Tataren, die ihrerſeits zu Ruheſtörung und zu Aufruhr geneigt ſind. Jangihiſſar, nördlich von Jarkand und dieſes mit Kaſchgar verbindend, iſt geſchichtlich von Intereſſe als der Schauplatz der blutigen Kämpfe im Jahre 1096 um die Herrſchaft zwiſchen Buddhismus und Islam; den Sieg erkauften die Sieger mit dem Blute ihrer beſten Krieger. Wenige Kilometer weſtlich der Stadt birgt ein großer Friedhof die Aſche von zehntauſend Märtyrern dieſer für die Geſchicke Aſiens ſo wichtigen Religionsfrage [1]). Jetzt iſt die Stadt aus in Trümmer fallenden Häuſern und eingeſtürzten Befeſtigungen zuſammengeſetzt; Umgebung wie Einwohner machen den Eindruck der Armuth, Vernachläſſigung und des Niederganges. Jede Straße hat ihren Laden für Bhang, das narcotiſche Genußmittel aus Hanfhorz, das man mit Taback miſcht und raucht oder in Zuckergebäck ißt [1]), meiſt ein elendes Obdach, unter welchem etliche Pfeifen zur Benutzung für die Vorübergehenden aufliegen. Ebenſo finden ſich Opiumdivans, dunkle, kärglich erleuchtete Orte, die mehr dem Geſchäftsraum eines Pfandverleihers gleichen als einem Gaſthauſe; denn die Kleider der vom Rauſche an dieſem „Diebe von Verſtand und Vermögen“ Eingeſchlafenen ſind über ihnen auf Bretichen ſorgfältig verwahrt bis zur Einlöſung durch Zahlung des Genoſſenen. Ich habe dieſen Genüſſen zwar überall im Lande fröhnen geſehen, aber nirgends ſo allgemein unter allen Schichten der Bevölkerung als hier.“

In Kaſchgar ſteht die Bevölkerung phyſiſch höher; an Kropf erinnern nur ſeltene Auftreibungen des Halſes. Im Anzug machen die Leute den Eindruck größerer Wohlhabenheit, und obgleich Verſchiedenartigkeit und Miſchung der Racen hier eben ſo auffallend iſt wie in Jarkand, ſo ſtehen hellere Geſichtsfarbe, roſige Wangen und ein kräftiger gut genährter Körper in angenehmem Gegenſatz zu dem gelblich bleichen, krankhaften Ausſehen der Einwohner der ältern Hauptſtadt. Eine eigene Erſcheinung, welche die Reiſenden nur nirgends antrafen, ſind die Gräberbewohner. „Mitten zwiſchen reichen Obſt- und Fruchtgärten ſteht ein weiter Friedhof mit gut unterhaltenen Gräbern; viele derſelben haben gegen Oſten offene Gewölbe angebaut, in denen ſich in Schmutz und Lumpen verſchiedene Kalandar und Darweſch — geiſtesverwirrte Aſceten und verworfene Bettler — häuslich niedergelaſſen haben, die hier mit ihren Hexen gleichen Weibern und lumpigen Kindern in Trägheit und Verzücktheit dahinleben, letztere die Folge des Genuſſes von Bhong; als wahrhaftige Gräberbewohner fallen ſie jeden Vorbeigehenden an und verfolgen ihn mit ſchreiender Stimme mit Bitten oder Verwünſchungen.“ Die Landbevölkerung beſteht faſt ausſchließlich aus Turks; ihre Beſchäftigung iſt der Ackerbau; ſie gelten als unruhig und ſchwer im Zaum zu halten, in Etiquettefragen nehmen ſie es nicht genau. Unter chineſiſcher Regierung waren ſie als ein munteres Völkchen bekannt; jetzt ſind ſie unter der Ueberzahl geiſtlicher Perſonen, die vom Fleiße der Bauern unterhalten ſein wollen, verarmt und verdorben; jeglichem Laſter wird gefröhnt.

Akſu, unter den Chineſen ein wichtiger militäriſcher Platz am Knotenpunkt der Straßen von Kaſchgar nördlich nach dem Ili-Thale (über den Muzart-Paß) und weſtlich über Kanſu nach dem eigentlichen China wird wegen des Gewerbefleißes, des frohen Sinnes und ruheliebenden Charakters ſeiner Bewahrer gerühmt. „Nach den wenigen Einwohnern von dort zu urtheilen, die ich im Heere des Amir eingeſtellt ſah, ſind ſie reinere Turks als jene von Kaſchgar und Jarkand; zuſammen mit den Angehörigen von Artuſch gelten ſie als die reinen Nachkommen der alten Uyghur- oder Uigur-Eroberer [2]).“ In Kullſcha (öſtlich von Akſu) gleicht die Bevölkerung in hohem Grade jener von Akſu im Aeußern, in Charakter und Lebensweiſe. Ihre Anweſen

---

[1]) Ausführlich geſchildert iſt der ganze Hergang in Forſyth's „Report“ S. 127 von H. W. Bellew nach dem Tazkira Bughra Khan.

[1]) Die Darſtellung iſt beſchrieben in J. Watſon: The international Exhibition of 1862, Indian Department (London 1863), p. 81, Forsyth Report p. 78.

[2]) Als ihre Urſitze bezeichnete Grigorjew auf dem Orientaliſten-Congreſſe zu Petersburg (1878) „den äußerſten Oſten des Thianſchan“. Ruſſiſche Revue Bd. V, S. 328.

werden als Muſter von Nettigkeit und reinlicher Haltung geprieſen, ihre Obſtgärten bringen die feinſten Aepfel, Birnen und Granatäpfel des Reiches hervor. Ihre Grenze findet die Turk-Bevölkerung im öſtlich anſtoßenden Ländchen Kurla; jenſeits des Kaidu oder Karaſchar-Fluſſes, der im Boſtaug-See ſein Ende findet, gewinnt die Tatar-Race die Oberhand, das Kalmak- und Khitai-Element.“ Der Grenzſtaat gegen China, Turfau, beherbergt in den Wüſteneien ſeines ſüdlichen Theiles an der Grenze gegen Lab wie in dieſem wilde Pferde und Kameele. „Jäger beſchreiben das wilde Kameel als klein, dünnfüßig, zweihöckerig mit einer ſehr weichen warmen Walle von hellbrauner Farbe; es iſt äußerſt ſtink in ſeinen Bewegungen und ſehr boshaft; auf ſeine Verfolger geht es kühn los, wenn es in Noth iſt, und greift ſie durch Beißen wie Staßea mit dem Fuß heftig an; verwundet wendet es ſeine Wuth gegen ſich ſelbſt. Mit Seinesgleichen lebt es in Unfrieden und verjagt das wilde Pferd von ſeinen Weideplätzen.“ Ein Kalmak-Händler von Jangihiſſar erzählt: „Dieſes wilde Kameel heißt Jawa-Thuga; ein bei meinem Lager von Jägern getödtetes Thier habe ich ſelbſt genau beſehen; es iſt nicht viel größer als ein Pferd und zweihöckerig. Beim Anblick von Menſchen entflieht die Herde nicht, ſondern graſt weiter, aber gejagt oder angeſchoſſen ſtellt es ſeinen Verfolger und greift ihn mit Hufen und Zähnen an. Man ſtellt ihm ſeiner Wolle wegen nach, die von Turfan-Händlern hoch bezahlt wird. Das wilde Pferd heißt Kulan; es iſt ein Pony mit hohem Widerriſt und ſchmalem Vordertheil; man jagt es nur aus Sport.“

Gregor Potanin's Reiſe in der weſtlichen Mongolei.

R. K. Ueber dieſe ſchon wiederholt von uns berührte (ſ. „Globus“ XXX, S. 288, XXXI, S. 64) Unternehmung liegen jetzt mehrere Briefe Potanin's vor (Isweſtija der Kaiſ. Ruſſ. Geogr. Geſ. XII, Heft 5 und 6), wonach es denſelben als dem erſten Europäer gelungen iſt, den Südlichen Altai (Khamur-daban oder Ektag Altai der Karten) von Weſten nach Oſten zu überſteigen. Die dabei angeſtellten Höhenmeſſungen namentlich werden von großem Intereſſe ſein, da in jenen Gebieten viel maſſigere Gebirgserhebungen liegen, als man bisher auf Grund der chineſiſchen Karten, den einzigen Quellen, annahm.

Am 20. Auguſt n. St. verließ die Expedition das chineſiſche [1]) Städchen Bulun-tachoi und erreichte zehn Tage ſpäter, nachdem ſie am Oſtufer des Sees Ulungur entlang gegangen und bei der Fähre Dürbeldſhin den reißenden und tiefen Schwarzen Irtyſch in einem Boote überſchritten hatte, die Ufer des Kran (rechter Zufluß des Irtyſch) beim Felſen Tulta, 10 Werſt vom Lamakloſter Schara-ſume, der Reſidenz eines Tſagan-gygen (haher buddhiſtiſcher Geiſtlicher, etwa unſerm Biſchof entſprechend). Nach jenem Felſen wird das 12 Werſt weiter flußaufwärts gelegene Kloſterſtädtchen auch Tulta genannt. Bis dorthin ereignete ſich nichts außer den gewöhnlichen Verzögerungen bei Flußübergängen u. dergl. Dort aber hatte die Expedition einen Zuſammenſtoß mit dem Kloſterpöbel — denn Kloſterbrüder kann man die Inſaſſen nicht nennen, weil ſie nichts anderes ſind als eine Bande mongoliſcher Räuber, welche den Tſagan-gygen in Abhängigkeit erhält, abwahl ſie ihn gleichzeitig mit einer unumſchränkten Macht und Gewalt über Menſchenleben bekleidet. Es hatte anfangs gar nicht in der Abſicht Potanin's gelegen, nach Tulta zu gehen; vielmehr wollte er direct den Paß Tſhamar (Tſhamaty des andern Briefes?) im Altai überſchreiten. Allein deſſen weigerte ſich der vom Zaiſan-Poſten mitgenommene Führer und wollte nur bis Tulta mitgehen. Noch am Abend des 17. Auguſt zum Städtchen ſelbſt hinaufzuſteigen [2]), ging nicht an, da es rings um daſſelbe kein Futter gab, während der ganze Thalboden des Kran 10 bis 15 Werſt weit (vom Kloſter Schara-ſume bis Balbagai) ununterbrochen mit Aeckern der Oelöt und der Kirgizen bedeckt iſt. Dort iſt die Kornkammer des öſtlichen Theiles des ſüdlichen Altai, und bis vom Oſtabhange des Altai aus dem Thale des Fluſſes Kobdo her kommen die Kirgizen dorthin, um Getreide zu kaufen. Außerdem wird dort noch viel Mohn gebaut und das daraus gewonnene Opium in Menge nach Kobdo und Bulun-tochoi gebracht.

Am nächſten Tage, dem 18.(30.) Auguſt, aber brachen die Ruſſen zum Kloſter auf, in der friedlichen Abſicht, dem Tſagan-gygen Geſchenke zu überreichen und ihn um einen Führer zu bitten. Ein Haufen Leute vertrat ihnen jedoch den Weg und forderte ſie zur Umkehr auf, während zwei herantretende Offiziere meinten, daß es für dieſen Tag für einen Beſuch bei dem hohen Geiſtlichen ſchon zu ſpät ſei, und daß die Freundlinge am nächſten Morgen wiederkommen ſollten, wo ihnen Stadt und Tempel gezeigt werden und ſie die gebührende Aufnahme finden würden. Am folgenden Tage aber (19.[31.] Auguſt) fanden ſie nichts von dem Verſprochenen. Die Kloſterbevölkerung ſchien vielmehr wie ausgeſtorben, und auf den Straßen zeigten ſich nur einige Mongalen, welche ſich weigerten, die Ruſſen zu irgend einer Behörde zu führen, widerwillig antworteten oder ohne Antwort fortgingen. Es zeigte ſich, daß die chineſiſche Stadtobrigkeit, nachdem ſie dem Pöbel dieſe Handlungsweiſe eingeſchärft, ſich ſelbſt verſteckt hatte. Aus den Leuten war keine andere Antwort herauszubekommen, als „Ardſhur“ (Packt Euch!). — So beſchloſſen ſie endlich, ohne Begleiter das Kloſter und die nur $^1/_4$ Werſt davon gelegene Chineſenſtadt zu beſuchen und die Mönche um einen Führer zu bitten. Als ſie ſich aber dem größten noch unvollendeten Tempel näherten, umringte ſie ein Haufen kräftiger Mönche, hieß ſie von den Pferden ſteigen und führte ſie auf einen kleinen freien Platz des Ortes. Nach zwei Stunden erſchien endlich ein Polizeiſoldat, von Geburt Mongole und gleichzeitig kirgiziſcher Dalmetſcher beim Stadtvogte, und erklärte ihnen, daß man ſie nicht eher loslaſſen würde, ehe ſie nicht ihre Päſſe vorgezeigt hätten. Da ſich dieſelben aber unten bei der Karawane befanden, ſo mußten die Ruſſen die Nacht in chineſiſcher Gefangenſchaft zubringen; ein genügendes Quartier wies man ihnen bei einem Lama an. Ihr Wirth war ſehr ge-

[1]) Trotz dieſer Bezeichnung als chineſiſche Stadt hat Bulun-tochoi doch eine Einquartierung von einer Sotnie ruſſiſcher Kazaken, welche in einem Tempel hauſen und die Ruhe in der Umgegend aufrecht erhalten. Die Stadt hat wenig über 300 Häuſer mit 1700 Einwohnern (Sibe, Solonen, Chineſen, Oelöt, Tſchacharen, Kalmücken u. ſ. w.) von ſehr zweifelhaftem Charakter.

[2]) Tulta liegt nach Matuſowſki's Karte (Sapiski der Ruſſ. Geogr. Geſ. für allgem. Geogr. V) auf dem hohen linken Thalrande des Kran.

ſprächig und ſetzte ihnen Thee und gekochtes Hammelfleiſch vor, weigerte ſich aber, mit zuzulangen, weil dieſe Bewirthung nicht Privatſache ſei, ſondern auf Koſten des Bogdochan (Herr des Himmels, d. h. Kaiſer von China) ſtattfinde.

Am folgenden Tage, 20. Auguſt (1. September), mußten ſie vor einem mongoliſchen Beamten, nach Ausſage ihres Dolmetſchers dem Stadtvogte, erſcheinen; er ſaß in einem kleinen Zimmer auf einer Pritſche neben einem kleinen Tiſche, auf welchem die Päſſe der Ruſſen lagen. Vier Soldaten in gelben Wämmſern ſtanden zur Seite. Man beſchuldigte die Fremden, daß ſie bewaffnet in eine friedliche Stadt hineingeritten ſeien und ſich obendrein einem Tempel genähert hätten, was als Entweihung der heiligen Stätte gilt. Dagegen beklagten ſich die Ruſſen über die Ortspalizei, weil ſie ihnen nicht entgegengekommen ſei und ſich hinter der Plebs verſteckt hätte. Der Beamte hatte nun die Frechheit, die Thatſache ihrer ſchon am 18.(30.) Auguſt erfolgten Ankunft zu leugnen und zu verſichern, daß er und die ſtädtiſche Behörde erſt nach dem Vorfalle bei dem Tempel von ihnen gehört hätte und daß er nicht wiſſe, welche Offiziere ihnen am Abend des 18.(30.) Auguſt begegnet ſeien, und ob ſie mit ihnen geredet hätten. Offenbar wünſchte jetzt die chineſiſche Obrigkeit, daß die Sache friedlich verliefe, und daß man ihre Prätentionen vergeſſen möchte, worauf man beim Tſagan-gygen auf ein geneigtes Ohr rechnen könnte. Auf die Frage aber, in welcher Weiſe die Ruſſen wünſchten, daß dem „Biſchofe" Vortrag gehalten würde, entgegnete Potonin, daß ſie das ſelber wiſſen müßten, daß er aber ſeinerſeits ſeine Regierung von dem Vorfalle unterrichten würde. Nun behauptete der Stadtvogt, in den Päſſen ſtände, daß er nach Kobdo keinen andern Weg einſchlagen dürfte, als den der chineſiſchen Piquets, und forderte ihn auf, ſich danach zu richten. Er aber lehnte das ab; dann erhielt er ſeine Päſſe mit der Bemerkung zurück, daß man die Verantwortlichkeit zurückweiſe, wenn ihm und ſeiner Begleitung (dem Linguiſten Posdnejew, dem Topographen Raſailow, dem Zoologen Kolomitſew und dem Studenten Bereſowski) unterweges etwas zuſtoßen ſollte.

Potanin verſah ſich alſo, da damals gerade die Kirgizen mit ihren Herden von den Alpen herabſtiegen, im Aule eines handeltreibenden Kirgizen Dſhurtnai mit friſchen Kameelen und Pferden und ſetzte ſeine Reiſe fort. Der Aufſtieg zum Altai in dem engen Waldthale des Kandogatai (linker Zufluß des Kran) war ſteil und beſchwerlich. Die urſprüngliche Abſicht, den Paß Dſhamaty an den Quellen des Schwarzen Irtyſch zu überſteigen, wurde wegen deſſen angeblicher Schwierigkeit und, weil die Regenzeit inzwiſchen herangekommen war, aufgegeben und der bequeme Paß Urmogaity an den Quellen des Kran (von circa 9000 Fuß abſoluter Höhe [1]) gewählt. Er war noch frei von Schnee; im Winter aber iſt er gewöhnlich auf ſeinem Weſtabhange, nach dem Irtyſch zu, dermaßen damit bedeckt, daß dort jegliche Verbindung aufhört und der Verkehr zwiſchen Buluntochoi und Kobdo einzig auf der Piquet-Straße im Thale des Bungun (Bulgun, Bolgun, Bolgun der Karten — alſo mit Umgehung des Altai im Südoſten) ſtattfindet. Auf dem Wege von den Quellen des Kandogatai zum Paſſe Urmogaity verfolgte die Ruſſen der Schnee, während auf der öſtlichen Seite des Paſſes die Thäler vollkommen davon frei waren. Ueberhaupt iſt die Süd- (beſſer Südweſt-) Seite des Altai dort reicher an Niederſchlägen, als der nordöſtliche Abhang, woraus ſich einerſeits die Bewaldung (Tannen und Lärchen) der erſteren, andererſeits die Kahlheit des Nordoſtabhanges erklärt. Am Oſtfuße des Urmogaity-Paſſes entdeckte Potanin den Alpenſee Dann-kul, aus welchem der Kutan entſpringt, der nach kurzem Laufe in den Fluß Kobdo fällt. Am See wurden Kiſejer (ein Kirgizenſtamm) angetroffen, welche vor ſieben Jahren nach dem Oſtabhange des Altai hinübergewandert waren und ſich im Thale des Kobda und ſeiner Zuflüſſe oſtwärts ausgebreitet hatten. Die letzten Kirgizen traf Potanin am See Tal-nor nur drei bis vier (nicht mehr) Tagereiſen vor der Stadt Kobdo an. Die Gegend öſtlich vom Urmogaity-Paſſe hat den Charakter eines hohen hügeligen Plateaus und iſt reich an Seen. Gegen Oſten ſenkt ſich daſſelbe in Terraſſen, welche durch Gebirgszüge von einander geſchieden werden. Die letzte dieſer Bergketten zieht ſich von Norden nach Süden und trennt die hohe Terraſſe des Fluſſes Djäſiun (linker Quellfluß des Fluſſes Büjantu) von dem Keſſelthale, in welchem die Stadt Kobda liegt. Dieſes Gebirge wurde in dem etwa 10,000 Fuß hohen Paſſe Tereſty-aſſu überſchritten; dann ſtieg die Expedition in das Thal des Büjantu hinab und erreichte am 4.(16.) October Kobdo.

Was die Sammlungen anbelangt, welche in Kobda bei ruſſiſchen Kaufleuten zurückgelaſſen wurden, ſo umfaßte das Herbarium bis dahin nur Pflanzen aus dem heißen, mückenreichen Becken des Sees Uljungur; die Flora des Kranthales ſowie die alpine Flora des ſüdlichen Altai fand die Expedition ſchon verwelkt. Als ſie den Kran erreichte, war z. B. das Getreide ſchon zur Hälfte geerntet und Reif begann zu fallen. Auch das Sammeln von Inſecten hörte gleichzeitig mit dem Aufſtieg in die Alpenregionen auf. Von Vögeln ſchoß Säwertzow's Jäger Kolonitzew 260 Exemplare, der Jäger der Expedition Berezowski circa 80. Ferner wurden Geſteinsproben mitgenommen. Als weitere Reiſeergebniſſe iſt eine Routenaufnahme vom Zaiſan-Poſten bis Kobdo, die Beſtimmung von drei geographiſchen Breiten und eine Anzahl barometriſcher Höhen zu nennen. — In Kobdo wurden mehrere ruſſiſche Kaufleute angetroffen, welche von ihrer Reiſe nach Barkut und Chami (im ruſſiſchen Texte ſteht wohl irrthümlich: Kobdo) zurückgekehrt waren. Von Kobdo beabſichtigte Potanin zum Ueberwintern nach Chami im öſtlichen Thian-ſchan zu gehen; der urſprüngliche Plan, zuvor noch den Ubſa-nor und Uljaſſutai zu beſuchen, wurde aufgegeben, da die Reiſe bis Kobdo ſich unerwartet lange ausgedehnt hatte und die Jahreszeit für jene nördlicheren Gegenden ſchon zu ſpät geworden war. Von Chami (der Weg von Kobda dorthin trifft nach acht Tagemärſchen auf die Straße, welche Uljaſſutai mit Chami verbindet) ſoll die Rückreiſe nach dem großen See Koſſo-gol (ſüdweſtlich von Irkutsk und dem Baikal-See) und den Quellen des Jeniſſei angetreten werden.

[1]) Zur Vergleichung diene, daß der Ulungur-See 2300 Fuß, Turfa 2600 Fuß hoch liegt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Aufnahme der weſtlichen Territorien der Vereinigten Staaten unter Dr. F. V. Hayden hat im Jahre 1876 erſt im Auguſt ihre Fortſetzung gefunden (vergl. „Globus" XXIX, S. 256, XXVIII, S. 65, 81, 97, 272 u. ſ. w.)

Digitized by Google

und wurde wegen der von den nördlichen Indianerstämmen zu gewärtigenden Feindseligkeiten möglichst auf Colorado beschränkt, wodurch die Arbeit der drei vorhergehenden Jahre westwärts weiter geführt wurde. Die geologische und geographische Aufnahme des ganzen gebirgigen Theiles von Colorado nebst einem 15 engl. Meilen breiten Streifen vom nördlichen Neu-Mexico und einem 25 engl. Meilen breiten des östlichen Utah wurde vollendet. Zwei von den vier Aufnahme-Partien wurden dabei von den Ute-Indianern angegriffen. Die erste, für primäre Triangulation, unter A. D. Wilson und dem Geologen Holmes absolvirte über 1000 Quadratmiles; die zweite (Grand River Party) unter dem Topographen Garnett und dem Geologen Dr. Peale etwa 3500 Quadratmiles. Die dritte (White River Division) unter Topograph Chittenden und dem Geologen Dr. Endlich war 48 Tage im Felde und vollendete 3800 Quadratmiles, die vierte (Jampah Party) unter dem Topographen Bechler und dem Geologen Dr. White nahm circa 3000 Quadratmiles auf, im Ganzen also während zweier Herbstmonate circa 11,300 Quadratmiles Landes (d. h. mehr als das ganze südliche, flache Schottland). Das Ergebniß dieser Arbeiten wird in einer Generalkarte im Maßstabe von 4 Miles auf den Zoll und mit Höhencurven von je 200 Fuß Abstand niedergelegt. Nur der großen Einfachheit des geologischen Baues des Landes ist es zu danken, daß diese Schnelligkeit der Arbeit nicht einer genügenden Genauigkeit hindernd entgegenstand. Spätere Jahrzehnte werden freilich in Einzelheiten mancherlei nachzutragen haben. (Nature Nro. 381.)

Wirthschaftliche Fortschritte Californiens im Jahre 1876.

Die Californier sind mit dem Jahr 1876 zufriedener als mit irgend einem vorhergehenden. Sie haben mehr Eisenbahnen gebaut, mehr Weizen und Wein geerntet, mehr Wolle geschoren, mehr Metalle gewonnen, mehr Industriewaaren erzeugt, als in irgend einem vorhergehenden. Für das Eisenbahnnetz des fernen Westens war dies Jahr in der That epochemachend. Die Südcalifornische Bahn nach Los Angeles und noch 220 Kilometer darüber hinaus nach Indian Wells ist vollendet und wird auf diesem Weg noch dieses Jahr den Hauptort Arizonas am Colorado, Fort Yuma, erreichen. Eine zweite Linie ist von Los Angeles nach San Diego, der südlichsten Stadt Californiens, im Bau. In Nordcalifornien ist die 65 Kilometer lange Fortsetzung der Sacramento-Bahn von Woodland nach Williams in Betrieb gesetzt. Der Bau schmalspuriger Bahnen hat besonders im Küstengebiet und der Sierra große Ausdehnung gewonnen, wo die Ausbeutung der Redwood-Wälder und der Mineralschätze mit ihrer Hülfe ungewöhnliche Fortschritte macht. Nördlich von San Francisco geht die Nordküstenbahn bis an den Russian River; südlich von San Francisco sind in Santa Cruz und Santo Clara County schmalspurige Bahnen gebaut und eine schmalspurige Verbindung zwischen San Francisco und San José ist in der Ausführung begriffen. Ebenso sind einige schmalspurige Bahnen in den Erzgebieten der Sierra, unter anderen eine von Calsax nach Nevada City gebaut. Der große Aufschwung des Holzgeschäftes in Californien ist wesentlich der Ausdehnung der Eisenbahnen zu danken. Die Sierra Lumber Company, die ihre Geschäfte mit 1 Mill. Doll. Capital in Nordcalifornien betreibt, beschäftigt allein 2000 bis 3000 Arbeiter und hat in diesem Jahr 50 Mill. Fuß Zuckerföhren und Gelbföhren zum Schlag bestimmt. Die Redwood-Wälder *), nördlich von San Francisco, bisher wenig ausgebeutet, wurden durch die vorhin genannte Nordküstenbahn dem großen Verkehr aufgeschlossen und sind im letzten Jahr drei neue Sägemühlen an dieser Strecke gebaut. Leider ist dieser Aufschwung des Holzgeschäftes keine ungemischt erfreuliche Erscheinung, denn wir hören zwar viel von dem Gewinn, den die Californier daraus ziehen, aber wenig von dem Nachtheil, den diese rücksichts- und voraussichtslose Ausbeutung der Wälder, und gerade der Gebirgswälder in diesem nicht übermäßig waldreichen Lande mit sich führen muß, dessen Klima schon von Natur zur Dürre neigt. So können wir uns ebensowenig rückhaltslos freuen über die Thatsache, daß allein San Francisco im Jahr 1876 in runder Summe 1 Mill. Redwood zu Bauzwecken verbraucht hat, wie erfreuliches Zeugniß dieselbe auch sonst für das Wachsthum der Metropole des pacifischen Abhanges ablege.

Der Ackerbau und die Viehzucht, letztere fast ausschließlich als Schafzucht vertreten, haben im letzten Jahr reichere Erträge geliefert als je vorher. Die künstliche Bewässerung, durch welche allein in einem großen Theile von Californien die natürliche Fruchtbarkeit geweckt werden kann, hat durch Anlage neuer Canäle besonders in Südcalifornien Fortschritte gemacht. Der größte Fortschritt in dieser Richtung wurde aber erst begonnen, indem der Plan, durch den ganzen westlichen Theil des San-Joaquin-Thales einen Bewässerungscanal zu führen, durch eine genaue Untersuchung des betreffenden Gebietes der Ausführung näher gebracht wurde. Man hofft schon in diesem Jahre, die Bevölkerung des westlichen San-Joaquin-Thales zur Entscheidung darüber aufrufen zu können, ob sie bereit ist, zum Zweck der Ausführung gedachten Werkes ihren Grundbesitz zu verpfänden oder nicht. Durch Dammbauten sind im untern Schwemmgebiet desselben Flusses 70,000 Acres im Jahr 1876 anbaufähig gemacht worden.

Die Bergwerke haben im vergangenen Jahre in dem ganzen Gebiet westlich vom Missouri circa 10 Mill. Doll. mehr ergeben als im Durchschnitt der vorhergehenden Jahre und zwar zusammen 91 Mill. (44 Mill. Gold, 42 Mill. Silber, 5 Mill. Blei und andere Metalle), wovon auf Californiens Antheil 19 Mill. entfallen, während Nevada mit 49 Mill. den Reigen führt und Colorado mit 7, Utah mit 5, Montano mit 3 Mill. folgen. Der Schiffsverkehr San Franciscos war besonders durch die reiche Getreideernte des Jahres 1876 bedeutend. In den letzten sechs Monaten dieses Jahres verließen 235 Schiffe mit Weizen und Mehl den Hafen, während in den vorhergehenden sechs Monaten 56 mit derselben Ladung segelten und Anfang 1877 weitere 30 ihre Ladung erwarteten. Waaren im Werth von 80 Mill. Doll. verließen im genannten Jahre den Hafen von San Francisco.

Eine der wichtigsten Grundbedingungen des wirthschaftlichen Fortschrittes in Californien bleibt natürlich noch immer die Einwanderung, denn es sind mehr die Arbeitshände als die natürlichen Reichthümer, welche dem Lande noch fehlen. Seit der amtlichen Zählung vom Juni 1870, welche 560,000 Einwohner für Californien ergab, soll die Zunahme 280,000 betragen haben, so daß die heutige Bevölkerung auf 840,000 geschätzt werden kann. In San Francisco ergeben die Zählungen des Adreßbuches eine jährliche Durchschnittszunahme von 10,000 und wiesen im März 1876 eine Gesammtbevölkerung von 270,000 nach. Die Mehrzahl des Ueberschusses der Einwanderung über San Francisco, welche seit 1870 sich auf 240,000 belief, kommt Californien zu Gute, denn man berechnet, daß die Bevölkerung Oregons seit 1870 um 40,000 (jetzige Bevölkerung 130,000), Utahs um 14,000 (100,000), Nevadas um 4000 (46,000), des Washington-Territoriums um 5000 (28,000), Idahos und Arizonas um 1000 bis 1500 (16,000 und 11,000) zugenommen habe. In Californien wohnen also $^2/_3$ der Bevölkerung des pacifischen Gebietes von Nordamerika.

*) Redwood: Sequoia sempervirens.

Inhalt: Vriarte's Wanderungen in Dalmatien. II. (Mit vier Abbildungen.) — Paul Ibis: Auf Formosa. VI. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Gregor Patanin's Reise in der westlichen Mongolei. — Aus allen Erdtheilen: Die Aufnahme der westlichen Territorien der Vereinigten Staaten unter Dr. F. V. Hayden. — Wirthschaftliche Fortschritte Californiens im Jahre 1876. (Schluß der Redaction 24. März 1877.)

Redacteur: Dr. R. Klepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Festgeschenk-Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

III.

Ragusa.

Für den Maler und Costümkundigen ist einer der anziehendsten Plätze in ganz Ragusa der Gemüsemarkt, wo die Frauen aus den Gemeinden Canali und Breno in ihrer Tracht eine Art Coquetterie entfalten: ihre Leibwäsche ist blendend weiß; die feinen weißen Unterröcke sind auf das Zierlichste gestickt und in tausend Fältchen gelegt; ein kleines Taschentuch hängt, nicht zum Gebrauche, nur zum Staate, an dem Gürtel; zahlreich und geschmackvoll sind die goldenen Schmucksachen. Dazu die Hauben, die grellfarbigen Busentücher, die schönen, mit bunten Bändern zusammengeflochtenen Haare — das Ganze eine der reizendsten Trachten, die man sehen kann. Im Uebrigen aber zeigen die Costüme in der Umgebung der alten Freistadt sehr viel orientalischen Einfluß. Die Männer tragen auf dem Kopfe, der meist, wie bei den Türken, bis auf einen Schopf auf dem Scheitel kahl geschoren ist, das türkische Fez, ferner eine gestickte Weste und um den Leib eine lange Binde, in welcher Messer und Pistolen stecken. Die gewöhnlich blauen, faltenreichen Hosen reichen bis unter das Knie; die Waden stecken in weißwollenen Strümpfen, die Füße in Pantoffeln oder den gewöhnlichen Opanken (Bundschuhe). Ueber der Schulter hängt meist ein bunter Shawl, die Strula, aus feinerm oder gröberm Wollstoffe gefertigt. Zur Sommerszeit gehen die Männer in Hemdsärmeln, im Winter aber tragen sie zum Schutze gegen Wind und Wetter eine grobe Jacke oder einen Matrosenmantel. — Besser aber als durch viele Worte erhält der Leser einen Begriff von den dortigen Trachten durch Yriarte's umstehende charakteristische Zeichnungen, aus welchen die orientalischen Einflüsse in der süddalmatinischen Tracht deutlich sich ergeben.

Auf die Kleidung scheinen die Ragusaner überhaupt stets großen Werth gelegt zu haben; denn Yriarte theilt unter mancherlei Staatsdocumenten, welche auf die Beziehungen der kleinen Republik zu Frankreich und auf ihre endgültige Beseitigung Bezug haben, auch ein merkwürdiges Decret mit, welches am 20. April 1765 in der Versammlung der 45 Senatoren oder Pregati gegen den Luxus erlassen wurde. Danach sollten die Damen von Adel [1]), selbst die Antoniuen und Lazarinen, d. h. die Damen von der Brüderschaft des heiligen Antanius und heiligen Lazarus, nicht mehr als zwei Kleider haben, eines für die Stadt und für festliche Anlässe, das zweite für das Land und das Haus. In den großen Kirchen, nämlich in der Kathedrale des heiligen Blasius und bei den Patres Dominikanern und Franziskanern, wo der erlauchte und hochwürdige Herr Rector (Bürgermeister) erscheinen könnte, war man bei Strafe gehalten, nur im Stadt- und Festkleide zu erscheinen, nicht aber im ländlichen oder häuslichen Gewande. Alle anderen Frauen, weß Standes sie auch seien, sollten nur Kleider von einfarbiger Seide, Wolle, Linnen oder Baumwolle tragen, gleichviel von welcher Farbe, Schwarz ausgenommen. Schleppen und andere als lederne Schuhe waren verboten. Nur Wittwen waren

[1]) Ragusa besaß fünf Stände: die Geistlichkeit, den Adel, der in alten und jungen oder Salamancheß und Sorbonneß zerfiel, die Bürger (Cittadini), das Volk und die Bauern.

ſchwarze Kleider geſtattet, aber nur von Wolle bei Verluſt des vierten Theiles ihres Vermögens. Litzen und Treſſen waren Jedermann ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes unterſagt, ebenſo echter und unechter Gold- und Silberſchmuck ſämmtlichen Frauen und Männern. Gold- und Silberbrocat wurde ausdrücklich in den Bann gethan, ebenſo wie das Anſchaffen neuer Litzen. Nur den adeligen Damen, Antoninen und Lazarinen war der Gebrauch von Schleier, Haube, gefältelter Mantille und falſchen Edelſteinen mit Ausnahme von Granaten, die Jeder tragen konnte, erlaubt. Allen Männern war es bei Strafe der Verbannung verboten, das Gewerbe eines Haarkünſtlers auszuüben oder zu lehren. Drei Monate Haft im Schloſſe von San Lorenzo ſtanden darauf, wenn Jemand beim Baſſetſpiel, Pharao oder Primſpiel ertappt wurde. Nur für das Gewand des übrigens allmonatlich wechſelnden Rectors waren manche Ausnahmen ſtatuirt.

Dies Geſetz war zunächſt nur für fünf Jahre erlaſſen worden; als aber 1773 einige Adelige und Cittadini ſich auf der Straße mit Dreiſpitz, Frack, Stahldegen, Kniehoſen, Seidenſtrümpfen und Schnallenſchuhen zu zeigen wagten, erneuerte der Senat am 13. Mai ſein früheres Decret und fügte die Beſtimmung hinzu, daß kein Senator und Adliger ſich franzöſiſch kleiden und öffentlich anders als in der Tagn erſcheinen dürfe, bei Strafe eines dreijährigen Ausſchluſſes aus dem Senate reſp. dem Großen Rathe, dem alle Adeligen über 20 Jahre angehörten.

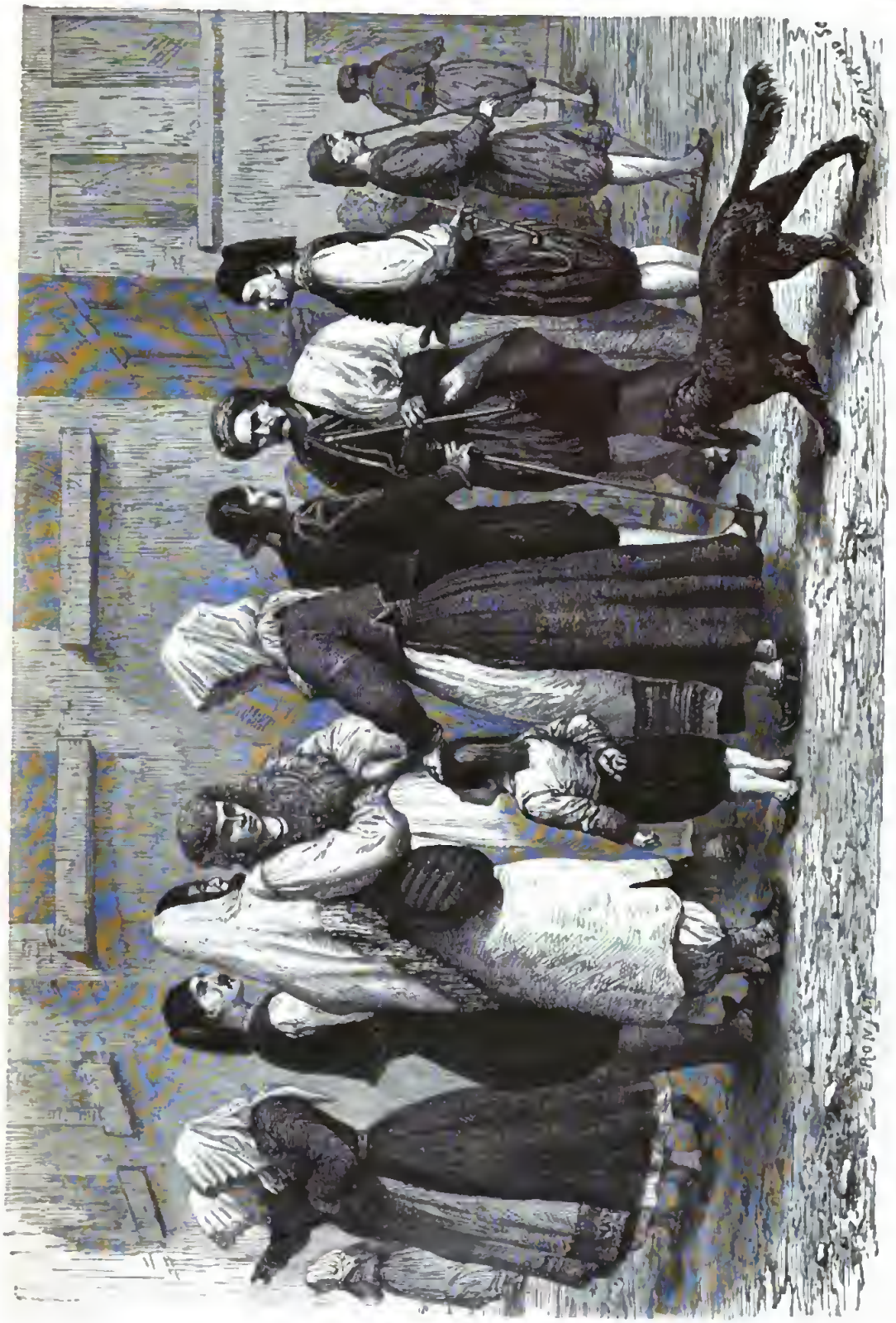
Dieſe drakoniſche Kleiderordnung hat es freilich nicht zu

Trachten der Canaleſen auf dem Markte in Ragnſa.

hindern vermocht, daß heutigen Tages die Ragnſaner Tracht wieder die bunteſte und anziehendſte weit und breit iſt.

Faſt alle Bewohner des Ragnſaner Diſtrictes, welcher, nur vom Meere und von türkiſchem Gebiete umſchloſſen, vom Hafen Klek im Norden bis zur Sutarinn im Süden ſich ausdehnt, ſind ſerbiſchen Stammes und ſprechen Serbiſch, und nur in der Hauptſtadt hat das Italieniſche feſten Fuß gefaßt. Dort wohnten ſeit jeher Italiener, und beſonders unter dem Handwerkerſtande ſind ſie viel verbreitet. Griechiſche Kaufleute ſind erſt unter der franzöſiſchen Herrſchaft (1808 bis 1814) zugewandert. Die regen Handelsbeziehungen zu der gegenüber liegenden Küſte, die Pflege der Wiſſenſchaften und der Literatur, welche die Ragnſaner ſich angelegen ſein ließen, und auf der andern Seite der Mangel jeder Civiliſation bei ihren ſlaviſchen Brüdern hatten naturgemäß zur Folge, daß die Ragnſaner ſich von letzteren ab- und dem italieniſchen Geiſte zuwendeten. Noch der Herzog von Marmont bezeichnete den Ort als „eine Oaſe der Civiliſation inmitten der Barbarei“; und ſehr viel anders mag es auch heute dort noch nicht ſtehen. Doch zu Ende der fünfziger Jahre dieſes Jahrhunderts war die Kenntniß des Italieniſchen in Ragnſa ſelbſt gewöhnlich nur beim männlichen Geſchlechte zu finden, während ſeit 1849 in allen Schulen jene Sprache als Hauptſprache eingeführt wurde, die ſerbiſche nur als Nebenſprache, ſo daß die Kenntniß der erſtern allgemein verbreitet iſt und auf den Sprachenkarten Ragnſa als italieniſche Inſel im ſüdſlaviſchen Meere erſcheint. Falſch aber iſt die Annahme, daß dies Italieniſch ſich aus

Digitized by Google



Trachten aus dem Bezirk von Ragusa.

Bauern aus der Umgegend von Ragusa.

dem Alterthume her als Reſt der einſtigen Römerſprache erhalten habe [1]); letztere iſt durch die ſlaviſche Einwanderung völlig verwiſcht worden, und das Italieniſche der dalmatiniſchen Küſtenſtädte iſt erſt ſpäter von Neuem aus Italien ſelbſt importirt worden.

Der Charakter des Ragufaner Volkes iſt in der Hauptſache derſelbe wie der aller Dalmatiner; allein ſelbſt der ragufaniſche Plebejer, ſo ſehr er auch im Mittelalter unter dem harten Adelsregimente ſeufzte, hat einen gewiſſen Anſtrich von Civiliſation, welcher ihn und ſeine Wohnung über den Morlaken erhebt, wie er denn auch einen Vergleich mit letzterm zurückweiſt. „Die Ragufaner Landgeiſtlichen — ſagt F. Petter (Dalmatien II, S. 191) — ſind alle der italieniſchen und lateiniſchen Sprache kundig und daher nicht mit den morlakiſchen Geiſtlichen in Parallele zu ſtellen. In Rückſicht der Moralität der Bewohner der Stadt Ragufa ſelbſt kann ich nur Gutes ſagen. Ich hörte während meines vierjährigen dortigen Aufenthaltes niemals von einem Diebſtahl oder Mord, welcher in dem Weichbilde der Stadt vorgefallen wäre, was ich von Spalato nicht ſagen kann. In körperlicher Beziehung iſt der Ragufaner nach robuſter als der Morlake, und ich ſah deren viele von einem wahrhaft athletiſchen Baue und von der ausdrucksvollſten Geſichtsbildung.“

Ein Ort von ganz eigenem Gepräge, wo der Orient unmittelbar in das weſteuropäiſche Leben hineinragt, liegt dicht vor dem Place-Thor: es iſt Bargha Ploce, das mit Tredinje und Ljubinje in der nahen Hertzegawina durch Straßen in Verbindung ſteht. Dort liegt die Karawanſerai

Die Karawanſerai der Türken in Bargha-Ploce.

der Türken, wo noch vor gar nicht langer Zeit ſtrenge Quarantänevorſchriften gegen Einſchleppung der Peſt gehandhabt wurden, während die niedrigen Steinmauern heute nur noch den Zweck haben, einige Vorſichtsmaßregeln gegen die Rinderpeſt zu unterſtützen. In friedlichen Zeiten — augenblicklich mag das anders ſein — ſtiegen dreimal in der Woche des Morgens oft bis ein halbes Tauſend beladener Pferde mit ihren bewaffneten Herren und Knechten von dem Grenzdorfe Bergata zum Meere hinab und brachten Brennholz, Holzkohlen, allerlei Lebensmittel, Wolle, Häute, Wachs, Schlachtvieh und andere Rohproducte, während ſie des Abends gewöhnlich mit Kochſalz, Kaufmannswaaren, Teuchen und Manufacturwaaren bepackt ihren Heimweg antraten. Von weit her kommen dieſe türkiſchen Unterthanen, natürlich Slaven dem Stamme nach, Mahammedaner aber aber Katholiken von Religion, von ihren Weibern und Mädchen begleitet, deren buntfarbige Tracht ſich ſcharf von derjenigen der Ragufaneerinnen und der Frauen von Breno unterſcheidet. Seldſt von Scutari, Novipaſar, Maſtar, Fotſcha und Serajewo trifft man dort Leute. Mitunter kommen auch fromme Alttürken, um ſich in Ragufa nach Alexandreien einzuſchiffen und von da Mekka zu erreichen. Das Stück Orient, welches man in Bargho Ploce ſieht, iſt maleriſcher als das Meiſte, was die Maler in ihren Bildern aus Aſien und Nordafrika dem Publicum vorzuführen pflegen. Der Türke — meint Yriarte — iſt nicht maleriſch oder, beſſer geſagt,

[1]) Ragufa wurde 656 von den flüchtigen Bewohnern von Epidauros, dem heutigen Ragufa Vecchia, gegründet, welches urſprünglich eine griechiſche und ſeit 164 v. Chr. römiſche Colonie geweſen war.

das Maleriſche an ihm iſt uns ſchon ſo vertraut, daß es nichts Anziehendes mehr für uns hat. Er ſelbſt habe zwar von mohammedaniſchen Ländern nicht viel geſehen, nur die europäiſche und aſiatiſche Türkei, Marokko und Algerien, dort aber habe er gefunden, daß der Bazar einer Stadt in dem franzöſiſchen Algerien etwa dieſelben Formen, Farben und Anſichten darbiete wie der von Tanger, Tetuan, Fez oder Smyrna. Umrahmung wie Inhalt ſind hier wie dort dieſelben; die Leute haben dieſelben Manieren und Geſten, der Islam ſcheint ihnen allen denſelben Stempel aufgedrückt zu haben. Selbſt die Mohammedaner des fernen Indien mögen gewiſſe hervorſtechende Charakterzüge mit ihren türkiſchen Glaubensgenoſſen gemeinſam haben. Aber die Südſlaven in Bosnien, der Hertzegowina, Bulgarien, Serbien und Montenegro, theils Mohammedaner, theils griechiſche oder katholiſche Chriſten, zeigen bei mancherlei Aehnlichkeit in der äußern Erſcheinung ſehr auffallende Eigenheiten, die ſie von den Türken unterſcheiden, in der Tracht ſowohl wie in der Haltung, Geberde, Geſichtsfarbe, im Gang und Benehmen. Und darin liegt ein Hauptreiz einer Reiſe durch jene Gebiete. Die Mittagsſtunde eines Markttages in Borgho-Ploce iſt für einen Freund des Maleriſchen, Lichtwallen und Bunten ein wahres Feſt. Da drängt ſich im Schatten eines mächtigen Baumes der Raguſaner, das Weib aus Canali und Breno, der Hertzegowiner, der bosniſche Maulthiertreiber, der türkiſche Zaptieh, der öſterreichiſche Soldat und Finanzbeamte, und ſcharf heben ſich die bunten Geſtalten von dem grellweißen Hintergrunde der ſonnenbeſchienenen Mauern

Trachten von Trebinje in der Karawanſerai bei Raguſa.

ab. Da fügt der Zufall Gruppen zuſammen, wie ſie das erfinderiſchſte Auge des Malers nie zu Stande brächte. Den Abſchluß des Ganzen bildet nach Norden hin eine mächtige, graue, nur von wenigen grünen Fleckchen unterbrochene Bergwand, während nach der andern Seite der kleine Hafen von Raguſa ſich zeigt und draußen auf hoher See Karavellen und Palacker tanzen und ſich die mittelalterlichen Baſtionen in das Meer hineinſchieben, aus welchem ganz in der Nähe die Gärten des Scoglio (Felseiland) Lacroma und dahinter die blauen Inſeln, eine über der andern, bis an den fernen Horizont emportauchen.

Raguſa verdankte — ſo heißt es — ſeinen Wohlſtand dem Handel, der Unabhängigkeit und der Neutralität. Alle drei Factoren wirkten aber nicht dauernd und gleichmäßig dabei mit und ſind nicht immer wörtlich zu verſtehen; denn der eigentliche Handel machte nach dem großen Erdbeben von 1667 mehr bloßer Schifffahrt Platz, wobei nicht der Verkauf, ſondern nur der Transport der Waaren lohnte, und die Unabhängigkeit der kleinen Republik iſt ſelten eine ganz vollſtändige geweſen. Anfangs, im zehnten Jahrhundert, war es das mächtige Venedig, welches, freilich vergeblich, dem Raguſaner Handel Abbruch zu thun verſuchte und welches lange Zeit einen kleinen Tribut erhielt. Von 1358 bis 1526 waren die Könige von Ungarn Raguſas Schirmherren. Als aber im 14. Jahrhundert die Türken ihre Reſidenz in Bruſſa hatten und die nordweſtlichen Küſten Kleinaſiens beherrſchten, knüpfte Raguſa alsbald auch mit ihnen Verbindung an und zahlte an den Sultan einen jährlichen Tribut, der im Laufe der Jahrhunderte und mit dem Näherrücken der türkiſchen Macht mehr und mehr wuchs, ohne

Digitized by Google

indessen je eine drückende Höhe zu erreichen. Anlaß zu solcher Erhöhung des Tributs gab z. B. 1453 nach dem Falle von Constantinopel der Umstand, daß Ragusa meheere voenehme Griechenfamilien auf ihree Flucht nach dem Westen gastfrei aufgenommen hatte. 1474 wurde die Summe von 8000 auf 10,000 Ducati gesteigert, weil sich bei der Vertheidigung Scutaris gegen die Türken zwei Ragusaner ausgezeichnet hatten. Trotz solcher gelegentlichen Differenzen erhielt sich dieses Schutzverhältniß bis in die letzten Zeiten der Republik, und letztere stand sich nicht schlecht dabei. Denn sie genoß im Handel mit den türkischen Ländern große Erleichterungen und Vortheile und gewann allein an dem Privilegium, die Herzegowina und einen Theil Bosniens mit Salz versehen zu dürfen, bedeutende Summen. So erreichte sie um 1430 ihre Blüthezeit und unterhielt Faetoreien in den meisten größeren Städten Serbiens, Rumeliens, der Moldau und Walachei, ja selbst in Aegypten und Syrien. Bis Frankreich, Holland, England, wo Cromwell ihr Privilegien verlieh, Amerika und Indien dehnten sich ihre Handelsbeziehungen aus; Mitte des 15. Jahrhundeets nannte sie eine Flotte von 300 Schiffen ihe eigen. Das Eebdeben von 1667 brachte zunächst eine große Verarmung hervor und ließ dann allmälig, wie erwähnt, an die Stelle des Handels die Frachtschifffahrt treten, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts infolge der Kriege der französischen Republik iheen Höhepunkt erreichte. Die französische Expedition nach Aegypten, die Einnahme Maltas durch die Engländer, die Vernichtung des französischen Handels in der Levante verdoppelte nur die Geschäftigkeit der Ragusaner, welche unter ihrer neutralen allseitig respectieten Flagge die glänzendsten Geschäfte machten. Alles Geld wurde zum Bauen von Schiffen verwendet; wee kein eigenes erstehen konnte, kaufte sich doch einen Antheil (Caratto), deren ein Fahrzeug gewöhnlich 24 zählte. Industrie und Ackerbau blieben den Franen und Geeisen überlassen, weil alle Jünglinge und Männer zue See gingen. Damals bedeckten sich die Felsen zwischen Ragusa und Gravosa mit zierlichen Landhäusern, Terrassen und Gärten. Zu Beginn dieses Jahrhunderts waren auf den Werften von Gravosa vierzig Schiffe im Bau. Der Wohlstand war nicht gerade enorm, aber allgemein verbreitet; alle Classen der Bevölterung, Adelige, Priester, Bürger und Handwerker, hatten ihre befonderen Cassen und hatten ihre Fonds in Venedig, Wien, Neapel und Mailand angelegt. Da wurde für das Alter, die Waisen, die armen Mädchen gesorgt, der Schulunterricht gehoben, Unterstützungscassen für Handwerkee gegründet u. s. w.

Diesem glücklichen Zustande machte der französische Gewaltstreich gegen Ragusa (Besetzung der Stadt 27. Mai 1806, Vernichtung der Republik 30. Jannae 1808) mit einem Schlage ein Ende. Die eagusanischen Schiffe, in denen das ganze Capital der Bevölkerung steckte, galten nun fiie französisches Eigenthum und waren erst fiie die Russen, dann für die Engländer gute Prisen. Nur verhältnißmäßig wenigen gelang es, in türkischen Häfen Zuflucht zu finden; von 360 Schiffen waren der plötzlich verarmten Stadt nach sieben Jahren nur 60 übrig geblieben. Die Stadt, welche Jahrhundeete lang mit Geschick und Glück ihre Stellung zwischen den rivalisirenden Mächten des Ostens und Westens behauptet und die vertheerendsten Wirkungen wiederholter Eebdeben und Pestseuchen (namentlich in den Jaheen 1348, 1465, 1481 und 1526) stets wieder auszugleichen verstanden hatte, wae endgültig der brutalen Gewalt Frankreichs erlegen. Erst jahrzehntelanger Sorgfalt der österreichischen Regierung oder einee Aenderung in dem staatlichen Verhältnisse des Hinteelandes mag es gelingen, dem Orte, welchem eigentliche Großindustrie fehlt, wieder zu dem frühern Wohlstande zu verhelfen.

A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873[1]).

I.

R. K. „1873 betraute mich die Kaiserl. Russ. Geoge. Gesellschaft mit einer Expedition nach der Untern Tunguska. Zuerst erforschte diesen Fluß 1723 Messerschmid. Es existiet ein Auszug aus seinem Tagebuche, welcher eine Aufzählung der hauptsächlichsten Zuflüsse, von ihm bestimmte Breiten und einige Angaben über die Gegend enthält. Doch ist der Auszug so kurz und die Reise selbst gehört einer so entfernten Periode an, daß die Kartographen nicht einmal Messerschmid's astronomische Bestimmungen ihrer Aufmerksamkeit würdigten; konnte man sich doch über den Werth des Auszuges und die Genauigkeit dee darin enthaltenen Angaben kaum an Ort und Stelle selbst klar werden. Nach Messerschmid blieb der Fluß anderthalb Jahrhunderte taug unerforscht; nur in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden 500 bis 600 Werst seiner Quellen nach dem Augenmaße aufgenommen. Gleichzeitig gaben Goldsucher, welche dort vortreffliche Geaphitlager entdeckt haben, einige Nachrichten über seinen Unterlauf. Von letzteren rührt Eichwald's kurze Mittheilung her.

Die Mitglieder der Expedition von 1873 haben folgende Arbeiten ausgeführt. Nachwalnych hat den Flußlauf 2300 Werst weit aufgenommeu. Ich zog zue Ergänzung Nachrichten über die ganze obere Hälfte des Flußsystems ein. Müller bestimmte 60 Punkte astronomisch und stellte an 33 Orten magnetische Beobachtungen an. Wir erforschten die geognostische Zusammensetzung des Bodens auf dem ganzen aufgenommenen Theile des Flußlaufes und brachten eine reiche paläontologische Sammlung zusammen. Ksenfhopolski sammelte Wirbelthiere und Insecteu; und eublich wurde ein ziemlich vollständiges Herbarium heimgebracht.

Jetzt sind die kartographischen Materialien der Expedition (Aufnahmen, Erkundigungen, astronomische Bestimmungen) verarbeitet. Sie dienten der Karte als Fundament, an deren Herstellung die Obersten O. E. Stubendorf und A. A. Bolschew sehr thätigen Antheil genommen haben, wofür ich ihnen hier meinen aufrichtigen Dank sage. Dieselbe ist in allen ihren Theilen ein neuer Zuwachs für die Karto-

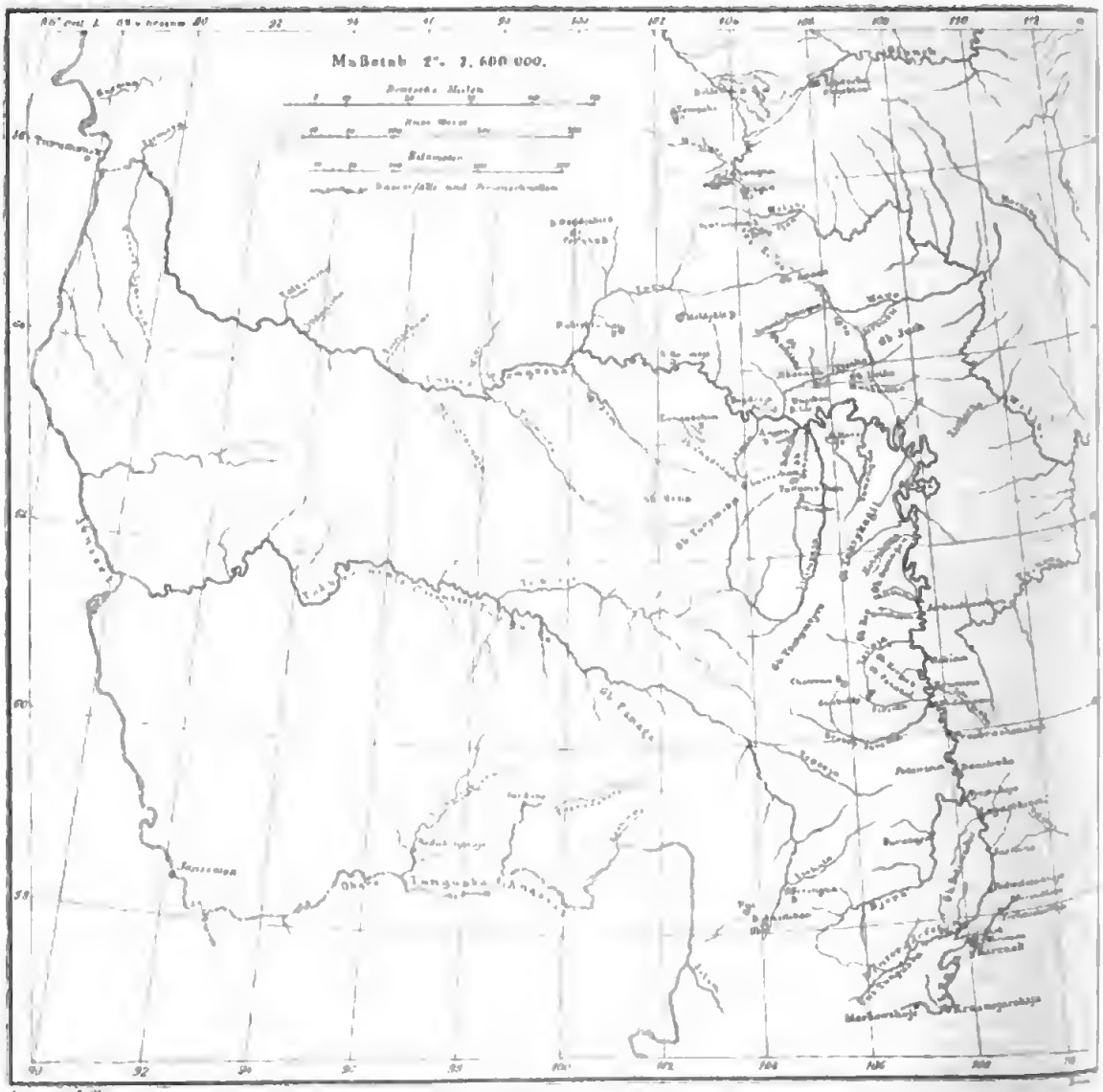
[1]) Aus dem Russischen der „Iswestija" der K. Russ. Geogr. Ges. XII. Heft 5, S. 403 bis 415. — Czekanowski übergab diese seine letzte Arbeit kurz vor seinem freiwilligen Tode (vergl. S. 157, Nr. 10 dieses Bandes) der Redaction der „Iswestija".

graphie, da einerseits alle Details im System der Untern Tunguska bis dato unbekannt waren, und sie andererseits die früheren Karten hinsichtlich des Flusses selbst völlig abändert, wie man daraus sehen kann, daß z. B. die große Flußbiegung nach Westen um 5 Längengrade falsch lag und die Aufnahme aus den fünfziger Jahren, welche der Astronom Schwarz für seine Karte benutzte, die Flußrichtung auf eine Strecke von 400 Werst des aufgenommenen Laufes im Vergleiche zur Wirklichkeit um volle 70 (?) Grade falsch zeigte.

Die nachstehenden Bemerkungen in Gestalt einer kurzen Uebersicht über das System und die Bevölkerung der Untern Tunguska sollen als Ergänzung zur Karte dienen.

* * *

Die Untere Tunguska (tungusisch Katunga), ein Zufluß des Jenisei, entspringt unter 57° nördl. Br. Ihre Quel-



Karte der Untern Tunguska und eines Theiles des Olenek. Von A. Czekanowski.

len stoßen hier an das System der Kuta, eines linken Zuflusses der Lena. Zuerst fließt sie nordöstlich, dann auf 5 Breitengrade nördlich; dann macht sie eine zweite Biegung. Mit allgemeiner Richtung nach W.-N.-W. durchschneidet sie dann einen Raum von 20 Längengraden und ergießt sich endlich unter 65° 47′ nördl. Br. durch zwei Mündungen in den Jenisei. Ihre ganze Länge beträgt rund 2500 Werst, nämlich 250 nach N.-O., 950 nach N. und 1300 nach N.-N.-W. Ihre bedeutendsten Zuflüsse auf der linken Seite sind: Njépa, Jeroma, Tetoje, die Mittlere und Untere Kutschema, Pánongna, Jilimpéja, Iritka, Widim, Taimura, die Obere Ljätnaja, Antinicha und die Untere Ljätnaja. Von rechts her hat sie in der obern Hälfte überhaupt keine irgendwie bedeutenden Zuflüsse; weiter unten sind es Ijeiko, Turú, Wiwi, Tschiskowa, Shdanicha, Falturicha, die Obere und Untere Tschalbuschewa, Porchina und Toméra (die nördliche). Der bedeutendste unter den Zuflüssen, die Jilimpeja, hat bei 500 Werst Länge, die Turú bis 350.

Das System der Tunguska begrenzen rechts erst die Lena, dann das System der Wilui, endlich das der Chatanga. Links stößt sie an das der Steinigen Tunguska. Die Wasserscheiden kennt man nur für die obere Hälfte des Systems. Dieselben sind im Allgemeinen flach, vielfach sumpfig. Auf der rechten Seite zieht sich zuerst die Wasserscheide der Lena hin: sie ist im Allgemeinen schmal, bei Kirensk etwa 20 Werst breit; nach der Tunguska hin, die hier unmittelbar ihren Fuß bespült, ist sie steil. Ihr höchster Punkt liegt unterhalb Kirensk, der ersten Biegung des Flusses fast gegenüber, und zwar nach barometrischer Bestimmung 811 Fuß über der Lena und 562 Fuß über der Tunguska. Die nächste Wasserscheide gegen den Wilui ist einförmig flach und niedrig bis zum 62. Grade, von wo an ihre Höhe beträchtlicher und ihr Umriß unregelmäßiger wird. Ueberhaupt haben an der Untern Tunguska die Wasserscheiden sowohl wie die von ihnen ausgehenden Verzweigungen in der obern und der untern Hälfte des Systems ein völlig verschiedenes Aussehen. Am Oberlaufe bis herab zum 60. Grade hat die ganze Gegend einen ebenen Charakter und eine relativ nicht große Höhe; sie bildet im Allgemeinen eine flache Anhöhe, die von breiten sanftgeneigten Fluß- und Bachthälern durchschnitten wird. Die nach der Tunguska sich hinabziehenden Gebirgszweige verlieren ihre ohnehin unbedeutende Höhe und präsentiren sich am Flusse kaum noch als schmale, abgerundete, sanft geneigte, wellige Unebenheiten, welche „Bork“ genannt werden. Dieselben werden oft vom Flusse weggespült und sind höchstens 10 Saschen hoch. Stellenweise zeigen sich Bodenunebenheiten von dieser Dimension, welche, obwohl sie die anderen an Höhe nicht übertreffen, doch durch ihre steilen Contouren und die an den Abhängen hervorstehenden Felsen in Etwas kleinen Gebirgszügen gleichen.

Dagegen ist unterhalb des 60. Grades das ganze Land gebirgig und stark gegliedert, ohne indessen wirkliche Gebirgszüge zu bilden. Es ist überall felsig und steinig und bildet eine Anhäufung von Bergen von sehr mannigfaltiger Gestalt, aber darin einander ähnlich, daß gewöhnlich die an den Abhängen heraustretenden Felsen terrassenförmig angeordnet sind und daß sich außerdem unter ihnen auch richtige Tafelberge finden mit allen Uebergängen derselben bis zur regelmäßigen conischen Form. Die Tafelberge charakterisiren diesen Theil des Tunguska-Systems. Man hat sie von verschwindender Größe bis zu ganzen Bergmassiven mit einem zusammenhängenden flachen Gipfel bis zu 200 und mehr Quadratwerst Oberfläche. Eine hohe senkrechte, gewöhnlich in regelmäßige Säulen zerfallende Felsterrasse umgiebt den ganzen Gipfel, der nicht selten die umliegende Gegend beherrscht, mit welcher derselbe durch sehr lange geneigte Abhänge in Verbindung steht, was einen Eindruck hervorbeingt, den Messerschmid mit den Worten „Gebirgszug in niedriger Lage“ bezeichnet.

In der Anordnung der Tafelberge liegt gar keine Regelmäßigkeit. Sie liegen bald hier, bald da. Doch muß ich bemerken, daß weiter stromab jenseit des flachen Quellgebietes ansangs Berge von unregelmäßiger Form und bis 200 Fuß Höhe salgen. Nach Ueberschreitung des 62. Grades beginnen tafelförmige Berggipfel aufzutreten.

Dort erhebt sich als erster der Boólbje bis zu 600 Fuß; unweit unterhalb desselben der Baljinna (877 Fuß). Er nebst den umliegenden, ebenso hohen, aber tief von einander getrennten Bergen — Owsak, Oloschinza, Nataja — bilden Massive, welche der Fluß in weiten Bogen umfließt, welche beim Betrachten der Karte sofort ins Auge fallen. Hier wächst auch die nahe, bis dahin flache Wasserscheide gegen den Wilui im Gebirge Tawebschénna, welches sich vom Flusse Ingaúma zum Flusse Tschirkó hinzieht, zum ersten Male zu beträchtlicher Höhe an. Weiter stromab namentlich von der Mündung des Flusses Ilimpeja an erlangen die Tafelberge bedeutendere verticale und horizontale Dimensionen und erreichen in den von Müller gemessenen Gipfeln folgende relative Höhe: Berg Dogdonjo 1385 Fuß, Longaschen 1972 Fuß, der untere Kormoje 1997 Fuß, an der Mündung der Taimura 1936 Fuß, Berg Tschelbyschew 1989 Fuß und Kutinga 2071 Fuß. Letzterer liegt am Flusse 47 Werst von seiner Mündung. In dieser Richtung werden sofort hinter jenem Berge die Erhebungen wieder niedriger, so daß die beträchtlichste Höhe daselbst, der Berg Bjälomoschje, nur noch 500 Fuß mißt; und weiterhin, einige Werst oberhalb seiner Mündung, tritt der Fluß in das flache, niedeige Jenisei-Thal ein.

Den hier auseinandergesetzten Unterschieden im äußern Ansehen entsprechen völlig die Unterschiede in der Zusammensetzung des Erdreichs. Es besteht nämlich der ganze flache obere Theil des Systems aus Schichten von Sandstein, Thon, zum Theil Kalkstein und Quarziten, welche der Thätigkeit des Wassers und der Verwitterung geringen Widerstand leisteten und jene kleinen abgerundeten Contouren aufbauten, welche diesen Theil des Systems auszeichnen. Nach dem Charakter der darin gefundenen Fossilien gehören diese Gesteine in die Epoche des obern Silur, vielleicht in den Uebergang zum Devon. Die Schichten sind gefaltet und streichen nach N.-O. Zwischen ihnen treten stellenweise Kalksteine auf, die ihrer Lagerung nach älter sind, aber in derselben Richtung streichen. Dieselben bilden jene nicht hohen, aber felsigen Gebirgszüge, von deren Vorkommen ich oben gesprochen.

Unter $60^1/_4{}^0$ machen diese Ablagerungen Trappgesteinen Platz. Die größtentheils am Flußspiegel zu Abhängen aufgerichteten Trappgänge werden durch zahlreich auftretende Breccien unterbrochen, die nicht selten zugleich mit den Trappabern hervorstehen. Höher hinauf lagern die Trappe als mächtige Schichten ruhig über einander, welche in ihrem Aeußern Unterschiede zeigen und gelegentlich Wacken ähnlich sind. Diese Trappschichten zeigen großentheils eine vielkantige säulenförmige Absonderung; sie bilden den flachen Gipfel der Berge, treten an den Abhängen als Terrassen auf und werden durch die Verwitterung in Geröll verwandelt. Stellenweise findet man in diesem Gebiete Schichtenköpfe von Sedimentgesteinen, welche rings von Trapp umgeben und zum Theil von Gängen desselben vuleanischen Gesteins durchbrochen sind. Letztere Schichten enthalten Graphit, Steinkohle und fossile Pflanzenreste. Sie gehören theits der Steinkohlenepoche, theils, wie es scheint, der Juraperiode an, was aber jetzt nach nicht ganz aufgeklärt ist. Stellenweise finden sich auch zwischen den Trappen Stücke silurischer Schichten.

Die Bedingungen für das Auftreten der Trappe und die dasselbe begleitenden Erscheinungen sprechen für ihre vuleanische Entstehung; und es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie beträchtlich sie in dieser Gegend entwickelt sind. An der Untern Tunguska beginnen sie unter $60^1/_4{}^0$ nördl. Br. und erstrecken sich ununterbrochen bis zum Berge Kutingna, also längs des Flußlaufes volle 1800 Werst; nach der andern Richtung, nämlich nordwärts, reicht dieses Gestein bis zum Polarkreise, also bis in das System des Olenek und der Chatanga hinein. So sind sie ununterbrochen über 6 Breiten- und 20 Längengrade ausgedehnt und nehmen eine Fläche ein, wie sie in ähnlicher Ausdehnung kein irgendwo immer bekanntes Eruptivgestein inne hat.

Endlich besteht der letzte, niedere, nach dem Jenisei hin an den Trapp angrenzende, schmale Streifen nicht hohen Landes, von welchem schon oben die Rede war, aus sich wie-

derholenden Schichten von Kalkstein, Quarzit und Thonschiefer der silurischen Epoche, welche nach N.-W. streichen.

Von nutzbaren an der Untern Tunguska bekannten Mineralien nannte ich schon Graphit und Steinkohle in den sedimentären, vom Trapp umschlossenen Schichten. Außerdem finden sich in Verbindung mit dem Trapp Eisenerze: Roth- und Magneteisenstein. Endlich hat man am Berge Ostraja-Werschina eine Ader entdeckt, welche Bleiglanz und Zinkblende enthält.

Im Gebiete der silurischen Schichten verdienen die Salzquellen volle Aufmerksamkeit; sie sind bekannt oberhalb und unterhalb der Mündung des Flusses Njepa sowie an diesem selbst.

* * *

Die Untere Tunguska durchfließt in ihrem Oberlaufe ein breites, flaches Alluvialthal; an ihren Ufern finden sich viel Sümpfe und Seen. Von 60° nördl. Br. abwärts wiederholen sich die Felswände an ihren Ufern und von der Ilimpeja an ist das Thal überhaupt enger, die Abhänge höher und steiler und die Ufer fast ununterbrochen felsig. Sümpfe und Seen sind sehr selten, Wiesenflächen nicht sehr ausgedehnt.

Die Breite des Flusses ist in seinem ganzen Laufe unbedeutend, wie folgende Zahlen zeigen:

Beim Dorfe Podwolotschnaja . .	35	Fuß,
unterhalb Jerbochotschan	980	„
beim Lagerplatz Ajakan	1211	„
beim Flusse Kopokit	1540	„
bei der Mündung des Flusses Attyk	1750	„
bei der Mündung des Flusses Turu	1253	„
unterhalb des Flusses Wandsha . .	2238	„
unterhalb der Insel Kowrytschka . .	2267	„
gegenüber dem Troizkischen Kloster	3450	„

Der Fluß überhaupt ist nicht inselreich; die Zahl der Inseln übersteigt nicht viel 120. Dieselben sind im Ganzen klein. Die größte, Irákta, ist $4^1/_2$ Werst lang. Hauptsächlich liegen sie auf der Strecke von Jerbochotschon (61° 16′) bis zum Flusse Ilimpeja. Im Allgemeinen sind sie angeschwemmt; nur vier sind felsig, alle in der untern Hälfte: eine an der Mündung der Ilimpeja, der zweite wenig oberhalb der Wiwi, die dritte etwas unterhalb der Mündung der Taimura und schließlich die Insel Kowrytschka, 8 Werst vor der Mündung der Tunguska. Auch giebt es unter Wasser befindliche Klippen, so oberhalb der Wiwi, 6 Werst oberhalb der Obern Ljätnaja und beim Flusse Jarátschimo. Endlich sind Stromschnellen und Wasserfälle vorhanden. Bei Niedrigwasser ist der Fluß überhaupt bis zum Dorfe Shdanowaja flach und voller Felsblöcke; weiter unterhalb folgen der Wasserfall von Shdanowaja; der Wasserfall von Jereminsk beim gleichnamigen Ort; Stromschnelle $5^1/_2$ Werst oberhalb Jerbochotschon; Wasserfall Chiningna, 7 Werst unterhalb des Felsens Ijednygi; Wasserfall Bjäljasa, unterhalb des Flusses Kl. Kuakangna; Wasserfall Orakan, 18 Werst unterhalb des Flusses Dawakit; Stromschnelle ohne Namen, 3 Werst unterhalb des Orakan; Stromschnelle Unjekan, 3 Werst unterhalb der Ilimpeja; „der vierte Wasserfall", 3 Werst unterhalb der Obern Ljätnaja; Stromschnelle ohne Namen, 7 Werst unterhalb Tschenkolta; Stromschnelle beim Flusse Obere Korautnaja; „der große Wasserfall", 104 Werst oberhalb der Mündung der Tunguska; drei Stromschnellen resp. 88, 76 und 71 Werst, oberhalb der Mündung der Tunguska; „der schräge Wasserfall", 70 Werst oberhalb der Tunguska-Mündung.

Außerdem giebt es noch Strudel oder „Ulowa": Medwjädkina und andere, nahe der Mündung, beim Vorgebirge Durny (d. i. das häßliche, schlechte). Endlich sind die Bunjunoski-Klippe und die Schlucht Suka bekannt durch starken Wasserschwall bei Hochwasser. — Gewöhnlich fließt der Fluß mit einer Geschwindigkeit von 4 Werst in der Stunde.

Ueber die Zeit des Eisgangs und des Zufrierens giebt es nur vom Oberlaufe, nämlich aus dem Orte Preobrashenskoje, Nachrichten:

	Eisgang	Zufrieren
1863. . . .	28. April	—
1864. . . .	30. „	22. September
1866. . . .	17. „	10. October
1867. . . .	16. „	5. October
1868. . . .	23. „	—
1869. . . .	23. „	19. October
1871. . . .	8. Mai	—
1872. . . .	28. April	17. October
1873. . . .	10. Mai	—

Die Zuflüsse haben im Ganzen den Eisgang früher als der Hauptstrom; nur der Ijeiko fall etwas später aufgehen. Von den anderen rechten Zuflüssen hat man bis jetzt noch keine Nachrichten.

Der Fluß geht bei Niedrigwasser auf. Im Unterlaufe sind, wie man sagt, Eisstöße von riesigen Dimensionen sehr häufig. Gleich nach dem Eisgange steigt der Wasserstand beträchtlich und das flache Uferland wird überschwemmt; dann setzt der Fluß auch das Eis des Unterlaufes in Bewegung und bildet dort wieder Eisstöße.

Das Thal der Tunguska ist im Allgemeinen reich an Quellen. Im Flußbette entspringend sind sie stellenweise so zahlreich, daß sie das Eis zerstören und die Passage den ganzen Winter hindurch unmöglich machen, wie z. B. bei den Gebirgen Klintschewski und Duschynineki unterhalb des Dorfes Sosnina. An den Ufern bilden die Quellen Eisfelder, welche sich am Unterlaufe stellenweise den ganzen Sommer hindurch erhalten. Auch der Schnee verschwindet in den Schluchten der höheren Tafelberge nicht.

Das ganze Flußgebiet ist von zusammenhängender Taiga (Urwald) eingenommen. So weit das herrschende, charakteristische Gestein reicht, findet man am Oberlauf Tannen, am mittlern Lärchen, am untern Cedern. Im flachen, niedrigen Oberlaufe erscheinen zwischen dem Tannenwalde nicht selten Kiefern; sie deuten stets auf ein Ansteigen, so unbedeutend dasselbe auch sein mag. Auch Sandweiden spielen in der Physiognomik des Thales eine beträchtliche Rolle, vorzugsweise aber nur im mittlern Theile, wo sie weite Strecken einnehmen, deren Urbarmachung vortreffliche Heuschläge liefern würde. Am Unterlaufe des Flusses sind die Thäler der kleineren Zuflüsse und die Quellgebiete der größeren nur mit Gebüsch oder, wie die Tundra, mit einer ununterbrochenen Moosdecke überzogen. Die Bergabhänge sind, wo sie aus Gerüll bestehen, nicht selten mit Flechten und Rentiermoos bedeckt, während die Gipfel der hohen Tafelberge nur Zwergbäumen Zuflucht bieten: Lärchen bis 8 Fuß, Cedern und Birken von 4 bis 5 Fuß Höhe, letzteren beiden in Gestalt verkrüppelter Sträucher.

Es verdient Aufmerksamkeit, daß einige Baumarten am Mittellaufe des Stromes ganz verschwinden, so der Faulbaum auf eine Strecke von 700 Werst (von der Insel Sitim bis zum Flusse Taimura); ebenso weit die Fichte (von Ustschi bis Bjälomaschje). Weißtannen endlich findet man 1650 Werst weit (von Ostina bis zum Flusse Tschalbyschewa) nicht; am Unterlaufe verkrüppelt der stattliche Baum zu Krummholz und im Thale des Jenisei hat er kaum erst wieder das Aussehen eines Bäumchens.

Das Thierleben im Urwald der Untern Tunguska ist nicht reich. Das Reh geht von der Lena nach bis zur Quelle der Njepa; das Elen findet sich nur an den obersten Quel-

Digitized by Google

len der Tunguska, ebenſo wie die Fiſchatter. Der Vielfraß iſt ſehr ſelten, ebenſo der Walf. Das tatariſche Biſamthier iſt nur von einer Stelle bekannt: am Fluſſe Dabóngna, einem Nebenfluß der Ilimpeja. Der Zabet iſt ſehr ſelten und findet nur am Fluſſe Owſalán, im Gebirge Dabakit, Unſélan und N. Körmoje Zuflucht. Nur Hermelin, Eichhörnchen und Bär finden ſich überall, weniger oft Fuchs und Iltis; außerdem hält ſich das Renthier in der ganzen nördlichen Hälfte des Flußgebietes, auf dem linken Ufer von den Quellen der Katſchema an abwärts durch das Gebiet der Ilimpeja und Bidima hindurch und auf dem rechten vom Iſecka abwärts. Endlich zeigen ſich in manchen Jahren Eisfüchſe an der Tunguska und gehen bis zum 60. Grade aufwärts.

Von Fiſchen finden ſich im Oberlaufe: Rothfeder, Kaulbars, Barbe, Qaappe, Forelle, Hecht, Chairus, Alaut, Gründling, Barſch, Bißler und Karpfen. Weiter unterhalb giebt es Tugun, Lenok (Salmo lenoc), Taimen, Rothfiſch und Tſchir. In den Uferſeen finden ſich ſehr viel Karauſchen.

Die Völker Oſt-Turkiſtans.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Ueber den Diſtrict Lab, den noch kein Europäer betrat, und den in ihm liegenden Lab-See verdankt Dr. Bellew einem Kalmak-Händler aus Jangihiſſar, der dieſen Diſtrict regelmäßig zu bereiſen pflegt, ganz neue Einzelnheiten. „Der Diſtrict Lob zu beiden Seiten des Tarim-Fluſſes iſt eine Gegend weiter Sümpfe, die im Weſten mit der Vereinigung der Flüſſe von Kutſcha und Kurla mit dem Tarim beginnen und ſich auf eine Länge van 30 Tagereiſen van Oſt nach Weſt bis zur Wüſte Gobi fortſetzen. An der Grenze dieſer Steppe jenſeits der bewohnten Sumpfniederungen liegt ein See, fünf Tagereiſen im Umkreiſe, und dieſem entfließt gegen Oſten ein mächtiger Fluß („and from it a great river goes out to the east"). Der See liegt mitten in einer Wüſte weißen Sandes drei Tagereiſen von den Lob-Anſiedelungen entfernt. Schaaren von Vögeln umfliegen den See und brüten hier; ihres Pelzes wegen jagt man den Pelikan (Karatſchilan) und Schwan (Kodai), dieſer wird in der ganzen Gegend nur hier angetraffen. — In ganz Lob iſt kein Gebirge anzutreffen, die Flüſſe und Sümpfe liegen zwiſchen Sandhügeln und Höhenzügen von Sand und Geröll, dazwiſchen dreitet ſich wellenförmig Sand aus; die Flußufer ſind dicht mit Schilfrohr beſtanden, denen Waldungen von Pappeln und Tamariſken folgen, Weiden fehlen. Einige der Geröllhügel erheben ſich bis zur Höhe der Hügel um Jangihiſſar (90 bis 180 Meter). Man gelangt in den Diſtrict längs der ihm von allen Seiten zueilenden Flüſſe; an den Rändern der Moräſte und den ſie verbindenden Flußrinnſalen ſitzt die Bevölkerung. — Vor etwa 160 Jahren wanderten in die Provinz aus der Nachbarſchaft und bis vom Naryn-Fluſſe (jenſeits des Thian-Schan) hee Kirgiſen und Kalmak ein. Die Zahl ihrer Familien beträgt jetzt an eintauſend. Dieſe Einwanderer fanden ein anderes Volk vor; Niemand weiß, wer ſie ſind und woher ſie kamen, Niemand verſteht ihre Sprache; man nennt ſie Jawa Kiſchi, „Wildes Volk"; ihre Nachkommen leben mit ihrem Vieh unter den wilden Thieren in den Dickichten und Darngebüſchen in der Nähe der Moräſte. Sie ſind klein van Statur, tragen langes, geflochtenes Haar und ſcheuen die Geſellſchaft anderer Menſchen. Sie ziehen ſich in ihre Rohrdickichte ängſtlich zurück, ſobald ſie auf die Lab-Leute ſtoßen; ſie ſollen, wie dieſe, Boote haben. Ihre Wohnplätze ſollen einige im Südoſten dieſer Sümpfe haben; man weiß nicht, welche Strecke ſie hier einnehmen. Jedenfalls haben ſie einen weiten Landſtrich beſetzt; ihre Zahl kennt man gleichfalls nicht, aber ſie können nicht zahlreich ſein, denn ſonſt würden ſie die Muſſalman-Eindringlinge zurücktreiben. Sie führen Bogen, Pfeile and einen langen Spieß, ſind ausgezeichnete Jäger, aber furchtſam, wenn ſie auf Menſchen ſtoßen. Ackerbaa treiben ſie nicht, ſondern halten nur Vieh; ihre Kleidung iſt aus einem groben aber ſtarken Stoff gefertigt, Luſ genannt, den ſie ſelbſt weben; die Lab-Einwanderer weben unter dieſem Namen ein feines Zeng mit Muſtern. Die mir vorgelegte Frage, ob der Name Lab aus Luſ entſtanden ſei, kann ich nicht beantworten; möglich ſcheint mir die Ableitung. Das Luſ-Zeug webt man aus den Faſern der Toka-tſchigha genannten Pflanze, die überall auf dem Sande, der die ſumpfigen Niederungen umgiebt, wild wächſt; dieſelbe hat eine Blüthe und trägt eine Schote wie die wilde Lakritze in den Umgebungen van Jangihiſſar. Man erhält die Luſ-Faſer durch Abſchneiden des Stieles hart über dem Boden, Abſtreifen der Blätter und Einlegen in Waſſer, wo ſie bleiben, bis ſie röſten; dann werden ſie mit einem Schlägel bearbeitet und der Baſt in langen Faſern abgezogen, dieſelben in Bündel gebunden, und wieder in Waſſer geworfen, bis ſie faulen und ſtinken, dann ſchlägt man ſie wieder, bis ſie in Faden zerſchleißen; dieſe werden dann klar geſchüttelt, in der Sonne gebleicht, endlich zu Faden geſponnen und zu Hemden wie Haſenzeug verwoben. Das Gewebe iſt ſtark und ſchützt vor den Stichen der Mücken und Stechfliegen."

Eine andere intereſſante Völkerſchaft hat ſich ins angrenzende Maraldabſchi gezogen, womit das Land zwiſchen Lob und Kaſchgar bezeichnet wird; ein Beſuch dieſer Provinz, deren Hauptſtadt ſieben Tagereiſen öſtlich von Kaſchgar an der Karawanenſtraße van Jarkand nach Akſu liegt, wurde Captain Biddulph geſtattet [1]). Hier wohnen in einer Wüſtenei mit ſpärlichem Graswuchs die Dolan (Dulan bei Shaw); ſie werden van den Nachbarn — mit Unrecht — den Kalmak beigezählt; denn ſie ſind wahl zweifellas Tibeter. „Phyſiſch ſind ſie eine ſehr ſchlechte Race und ihre geiſtigen Fähigkeiten ſind äußerſt gering. Sie ſind niedrig vaa Statur, kurz van Gliedern; Stirn zurücktretend, Geſichtszüge tatariſch, Geſichtsfarbe dunkel. Im Ganzen gleichen ſie den Bhot von Tibet, jedoch raſiren ſie als Mahammedaner den Kopf. Unter ſich ſprechen ſie eine Niemandem verſtändliche Sprache, ſonſt Turki. Sie ſind furchtſam und ziehen ſich ängſtlich vor Anderen zarück; doch iſt

[1]) S. Globus XXVI, S. 230, wo es heißt, daß die Dolanen als Nachkommen von Gefangenen aus dem Orus- und Jaxartesiande angeſehen werden. Red.

dieſe Menſchenſcheu gewiß auch der Behandlung zuzuſchreiben; denn der Name Dolan genügt, um den Träger jeglicher Unbill auszuſetzen und ihn auf gleiche Stufe zu ſtellen mit dem Eſel, den er reitet.“ Eine Beſonderheit dieſes Stammes iſt das Eingraben ihrer Wohnungen in den Boden; darin gleichen ſie einigen tibetiſchen Stämmen. „Man gräbt ein längliches Viereck in den Boden und bedeckt es mit einem flachen Dach von Rohr, getragen von Balken aus Pappelholz. Die Dächer ragen nur wenig über den Erdboden hervor; thatſächlich entdeckt der Reiſende Wohnungen erſt, wenn er über das Dach reitet. Dieſe erbärmlichen Erdlöcher theilt die Familie mit ihren Rindern, Eſeln und Schafen; dieſe Wohnungen haben jedoch den Vortheil, im Winter den ſtarken Froſt abzuhalten und im Sommer vor drückender Hitze Schutz zu gewähren.“ Eine Sitte, die gleichfalls bei den Tibetern ſich findet, iſt der vollſtändige Mangel an Eiferſucht auf die Frau: „Es iſt Sitte, daß der Ehemann dem Gaſte ſeine Frau abtritt und inzwiſchen in einem Nachbarerdloch Unterkommen ſucht; nicht bloß führt der Mann der Frau Gäſte zu, ſondern dieſe mag Jeden empfangen, und Männerſchuhe vor dem Eingang niedergelegt, ſind — wie in Tibet — dem Manne ein Zeichen, daß er nun nicht eintreten kann.“

Ganz andere ethnographiſche Verhältniſſe bietet das Gebirge ſüdlich von Kaſchgar, die Landſchaften Sarigh Kul (Sirikul der Karten) und Pakhpuluk, welch letzterer Diſtrict hier zum erſten Male genannt wird. Hier iſt die Bevölkerung rein ariſch; man begreift bei der abgeſchloſſenen Lage die Reinerhaltung der Race, wenn man hört, daß die Verhältniſſe nach ſolch urſprüngliche ſind, daß bis zur Stunde Geld eine unbekannte Waare iſt. Ihr Vieh ziehen ſich die Leute ſelbſt, ihren Bedarf an Getreide und Geſpinnſtfaſer bauen ſie ebenfalls und das Wenige, was man von Anderen oder von auswärts beziehen muß, wird im Wege des Tauſches eingehandelt. „Die Einwahner van Sarigh Kul kamen van Schighnan; ihre Sprache iſt jene der Schigni-Völker [1]), die dortigen Sitten ſtimmen mit unſeren überein. Die Wakhi und Badakſchani ſind Leute andern Schlages; wir verſtehen ihre Sprache nicht, nur unſere Fürſten nehmen Mädchen von dort zu Frauen; auch die Kundſchud [2]) (in den Hochthälern oberhalb Gilgit bis zu den Oxusquellen) ſind verſchieden von uns. Nur die Religion bewirkt einige Zuſammengehörigkeit, indem alle dieſe als Schiiten, umgeben van Sunniten, die uns als Häretiker verunglimpfen, ſich als Brüder betrachten. Die Einwahner von Kaſchgar wie auf der andern Seite jene von Bakhara bezeichnen uns als Tadſchik, die Kirgiſen nennen uns Sarten [3]). Daſſelbe ſagen ſie aber auch van den Badakſchani und Wakhi. Dieſe Bezeichnung poßt nicht für uns, wir ſind etwas eigenes, die Sarigh Kuli, und als ſolche bezeichnen uns auch die Badakſchani.“ Oberſtlieutenant T. E. Gordon, der ihr Land durchzog, ſagt van ihnen: „Dieſe Menſchen unterſcheiden ſich van Kirgiſen, Usbeken und den ſanftigen Einwahnern Oſtturkiſtans durch regelmäßige Züge und üppigen Bartwuchs; ſie grüßen, indem ſie die Hand zur Stirn führen, meiſt aber mit gekreuzten Armen wie die Turks.“ Vielweiberei findet man nur im Fürſtenhauſe; ſanſt iſt die einzige Frau die mit Liebe und Achtung behandelte Gefährtin des Mannes, dem ſie das Hauswesen führt, ſpinnt und webt, auch im Landbau hilft; ſie geht unverſchleiert. Scheidung iſt nicht ſtatthaft; Wittwen iſt Wiederverehelichung nach einem Trauerjahr geſtattet. Heirath iſt ein Freudenfeſt für die ganze Verwandtſchaft; die Braut wird dem Vater vergütet durch ein Löſegeld in Pferden, Rindern, Schafen, zuſammen im Werthe von 350 Mark. Der Bräutigam erhält vom Vater ein Geſchenk im Werthe von rund 10 Mark, ebenſoviel der Landesfürſt als Steuer. Die Verehelichung erfolgt unter folgendem Ceremaniell: Ein Mulla oder Prieſter nimmt ein Stück gebratenen Schaffleiſches, theilt es in zwei Stücke, ſpricht ein Gebet darüber, haucht die Stücke an, taucht ſie in Salz ein und giebt ſie nun in die rechte Hand des Mannes, die linke der Frau; dann wendet er ſich zu den Zeugen mit den Worten: „Dieſe Beiden ſind Mann und Frau; was Gott gebunden hat, laſſet den Menſchen nicht löſen.“ Die Gäſte tanzen, ſingen und ſpielen während dreier Tage.

Weniger ausführlich ſind die Nachrichten über die Einwahner unter dem Muſtagh im Pakhpuluk („den Pakhpa gehörend“) Kreis von Jarkond. „Sie bewohnen die engen Schluchten und Thäler der Quellbäche des Jarkand-Fluſſes bis hinauf zu den Gletſchern von Toraghil, welche ihre Sitze von der Provinz Balti des Reiches Kaſchmir trennen. Es iſt dies eine äußerſt arme Gegend, ſelbſt den Grenznachbarn wenig bekannt. Die Einwohner ſind ſa ſehr unvermiſchte Arier, daß man die Männer nur in Röcke und Hoſen zu ſtecken hat, um ſie im Aeußern zu den ſchönſten Engländern zu machen. Ihre hohen Geſtalten, helle Hautfarbe, lichte Augen, ſandfarbiges Haupt- und Barthaar kennzeichnen ſie bei völlig kaukaſiſchem Schnitt des Geſichtes als eine Race ganz verſchieden von denen, welche die Geſandtſchaft auf ihren Kreuz- und Querfahrten in Turkiſtan ſanſt hatte kennen lernen. Die Jarkandi nennen ſie Papn, ſie ſelbſt bezeichneten ſich als Pakhpa. Sie ſprechen das Turki van Jarkand, jedoch in verderbter, den Einwohnern dieſer Stadt ſchwer verſtändlicher Ausſprache. Sie wollen unter ſich keine andere Sprache reden; die geographiſchen Namen in ihrem Gebiete ſind alle türkiſch, doch ſind die Namen der Landſchaften, Thäler ꝛc. ſichtlich van anderm Urſprunge als die Lagernamen und Ortsnamen der Ebene und laſſen ſich etymologiſch nicht deuten. Sie ſind ſehr arm; im Winter beziehen ſie Quartier in einigen Winterdörfern, im Sommer ſchweifen ſie mit ihren kleinen Herden an Schafen und Hornvieh über die Berge und treiben in geſchützten Lagen Ackerbau. Ihre Waffen ſind Schwert und Luntenflinte, ihr An-

[1]) Schighnan liegt auf der Weſtſeite der Pamir genannten Hochflächen und iſt diejenige Landſchaft, in welcher der Amu Darja (Oxus) von der nördlichen in die weſtliche Richtung übergeht, um bald darauf wieder ſüdlich ſich zu wenden. („Der wahre Oberlauf des Oxus nimmt eine Lage ein, welche die Mitte hält zwiſchen den älteren (die ihn nördlich van Faizabad fließen laſſen) und meiner Karte, wo die Biegung nach Weſten unter 38½° nördl. Br. eingetragen iſt.“ Capt. Trotter.) Nach den Reiſeberichten eines indiſchen Kundſchafters, der das Ländchen 1874 bereiſte, iſt es der fruchtbarſte Landſtrich zwiſchen Hindukuſch und Ferghana, und heiße bei den Anwohnern Zudſchan oder „Zweilebig“, „weil Klima und Waſſer ſo geſund ſind, daß man ein doppeltes Leben erwerben hat, wenn man dieſen geſegneten Staat erreicht.“

[2]) Major Montgomerie (Great Trigonometrical Survey, Report for 1869/70, Dehra Dun 1870, p. XII) ſchreibt Kundſchût; Forſyth und ſeine Begleiter Kundſchud; bei der großen Sorgfalt, welche Forſyth der Orthographie geographiſcher Namen zuwendet, iſt der Schreibart Kundſchud der Vorzug zu geben und die Annahme der bekannten mißbräuchlichen Verwendung von u für ein kurzes dumpfes a ausgeſchloſſen. (Die Ravenſtein-Leitner'ſche Karte von Dardiſtan hat Kanjut. Red.) Ueber dieſe Kundſchût fehlen noch alle Nachrichten; wir werden ſie nach Wohnſitz und Namen als tibetiſchen Volk zu betrachten haben, ihr Name führt auf die Bedeutung „Einer, der alles einſteckt“, und wird als ein van Nachbaren gegebener Spottname zu betrachten ſein.

[3]) „Sarte bedeutet ſo viel als ein „Seßhafter“, im Gegenſatz zum Nichtſeßhaften (Nomaden); ſeßhaft ſind alle Tadſchik, aber nicht jeder Sarte iſt ein Tadſchik. Der Tadſchik iſt iraniſcher Abkunft; in alter, ſehr früher Zeit, wo es noch keine ſeßhafte türkiſche Bevölkerung gab, war es auch der Sarte, jetzt iſt letzterer aber auch türkiſcher Abſtammung.“ Lerch in „Ruſſiſche Revue“ Bd. 4, S. 279. Sprachlich bedeutet Sarte einen Städter, vergl. Lerch, daſ., Bd. 1, S. 32; Bd. 9, S. 410.

Digitized by Google

zug beſteht aus Tuch und Filz, den ſie aus der Wolle ihrer Thiere ſelbſt darſtellen. Sie ſind Schiiten. Sie ſcheinen von ihren Nachbarn verfolgt und gehetzt worden zu ſein, mit den Chineſen lagen ſie beſtändig in Krieg; unter des Amirs Herrſchaft fühlten ſie ſich wohler, die Kundſchut wagen nicht mehr wie früher auf Sklavenjagd unter ſie zu gehen."

Grundtypus der Bevölkerung. „Unter den vielen neuen Erſcheinungen und Bildern," ſagt Bellew, „welche dem Auge des Reiſenden in Kaſchgar ſich bieten, feſſelt keines ſeine Aufmerkſamkeit mehr, als die auffallende Verſchiedenheit in dem Ausdrucke der Geſichter und in den Raceentypen, die in den Städten angehäuft ſind. Dennoch durchzieht dieſe Maſſe trotz aller Verſchiedenheit in Größe, Körperbauart und Geſichtszügen eine allgemeine Aehnlichkeit, welche ihre Verwandtſchaft anzeigt, zugleich aber den Beſchauer daran mahnt, daß er ſich unter einem ganz andern Volke befindet, als jenes iſt, das er in Indien verließ. Zunächſt findet man keine ſchwarze, nicht einmal mehr eine dunkle Hautfarbe [1]); dann beobachtet man, daß ihre Geſichter Spielarten einer und derſelben Race ſind, ſo verſchieden vom Hindu, wie ſich die Leute von dieſem im Anzug unterſcheiden. Unter den Städtern hat unterſchiedsloſe Miſchung außerordentlich zahlreiche Abſtufungen und Schattirungen hervorgebracht; beſtimmter laſſen ſich dagegen einzelne Typen auf dem Lande unterſcheiden. Unter den Städtern entfernt ſich vom Durchſchnittstypus am meiſten der Usbeke auf der einen, der Sayad auf der andern Seite; beim erſtern herrſcht Tadſchik-, beim andern mangaliſches Element vor" [2]).

Bellew griff aus der Zahl der Patienten, die ihn während der Sprechſtunden ärztlich conſultirten, 30 Männer und 9 Frauen heraus, und erhielt aus Meſſungen folgende Ergebniſſe (bei Meſſung der Größe wurden die Schuhe nicht ausgezogen und ſind hierfür 1·5 Millm. von der ganzen Höhe in Abzug gebracht. Die Maße ſind Millimeter; die relativen Werthe, das Verhältniß der einzelnen Theile zur ganzen Höhe, ſind dem Kopfumfang in Klammern beigeſetzt):

	Mittel	Maximum	Minimum
Männer			
Ganze Höhe	1620	1720	1517
Kopfumfang [2])	541 (332)	548	516
Frauen			
Ganze Höhe	1509	1560	1433
Kopfumfang	521 (343)	541	510

[1]) In den Racentypen meiner Brüder (Ethnographical Heads from India ad High Asia. Leipzig 1859) erhielten ſämmtliche Moghuls aus Oſt-Turkiſtan die hellſte Farbe (I. Claſſe), während ſelbſt die hellſten Indier (Brahmanen) mit einer dunkleren Farbe (Scala II) getönt ſind.

[2]) „Die Sayads ſind die Nachkommen von Haſan und Huſain, den Söhnen von Ali, des vierten Chalifen, und Fatima, der Tochter des Propheten. Die älteſten Spaltungen unter den Sayad waren jene der Haſaniſten und Huſainiſten; die ſpäteren Abtheilungen nennen ſich nach dem Orte, wo ihre Vorfahren zuerſt ſich niederließen, alſo Bagdadi, Tabrizi ꝛc." J. Ch. Williams: Audh Census Report (Lakhnau 1869), p. 74.

[3]) „Der Kopfumfang wurde bei Männern über den größeren Kopf, bei Frauen über die glattgeſtrichenen Haare gemeſſen; das Meßband wurde oberhalb der Ohren angelegt und die Enden zwiſchen den Supraorbitalbogen oberhalb der Naſenwurzel zuſammengefegt." Bei den unten mitgetheilten Meſſungen meiner Brüder war das Band höher angelegt, daher die niedrigeren Zahlen.

„Dieſe 39 Individuen ſchließen keinen Ausländer ein, wie Andidſchani, Kaſchmiri, Badatſchani ꝛc., ſondern gehörten alle der tatariſchen Race an. Von Einwohnern anderer Städte erhielt ich als Größe: von einem Mann aus Khotan 1803 Millm., aus Kutſcha 1818, von zwei aus Aſſu 1793, beziehungsweiſe 1801, zwei aus Kaſchgar 1752, ein Dalan aus Taklama 1648. Nach dieſen Zahlen iſt die Bevölkerung der Städte des Weſtens aus Turk und Tatar, oder Mangale und Tadſchik zuſammengeſetzt. Ihre äußere Erſcheinung ſpottet jeder Beſchreibung, weil es unmöglich iſt, die charakteriſtiſchen Kennzeichen der verſchiedenen Racen allgemein anzuwenden. Alles, was man ſagen kann, iſt, daß Tatar-Blut überwiegt, daß Turk-Blut in größerer oder geringerer Menge zugeſetzt iſt und daß fremde Tadſchik-Formen mehr oder weniger dick eingeſprengt ſind."

Den Meſſungen meiner Brüder entnehme ich die nachſtehende Tabelle. (Die Werthe ſind Verhältnißzahlen und ſtellen das Verhältniß der Theile zur ganzen Höhe dar [1]). Sämmtliche Gemeſſene waren Männer im Alter von 25 bis 50 Jahren.) Die Jarkandi und Badatſchani ſind Mittel aus zwei Meſſungen. Angehängt iſt das Mittel von drei Argun, einer ſogleich zu beſprechenden Miſchrace; die Gemeſſenen nannten ſich Bhot-Jarkandi und waren von Tibetern mit Jarkandi Frauen gezeugt.

	Jarkandi	Badatſchani	Kokandi	Argun
Größe (abſolute Höhe) . . .	1693	1717	1545	1583
Spannweite der Arme . . .	1063	1040	1103	1030
Kopfumfang an der Stien .	297	306	327	331
Scheitelhöhe bis unter die Naſe	133	124	132	134
Schläfendurchmeſſer	77	80	85	83
Kopfdurchmeſſer (antero-postero)	111	108	116	113
Aeußere Augenwinkelentfernung	69	71	70	68
Innere „	28	26	23	25
Breite der Backenknochen . .	79	81	82	82
Länge des Mundes	34	34	43	42
„ „ Ohres	43	41	48	38
„ „ Armes	450	453	457	419
„ vom Rollhügel am Schenkelknochen zur Erde	628	612	616	551 [2])

Städtiſche und ländliche Bevölkerung zeigen wie in Lebensweiſe, ſo auch im Aeußern merkliche Unterſchiede; in Karghalik ſüdlich von Jarkand (wo die verſchiedenen über den ſüdlichen Gebirgsrand führenden Karawanenwege gabeln) erhielt Bellew folgende Werthe von 30 Männern:

	Mittel	Maximum	Minimum
Ganze Höhe	1680	1705	1538
Kopfumfang	525 (312)	533 (302)	518 (332)

[1]) Die ganze Höhe iſt als Maßeinheit genommen und ſämmtliche Meſſungen mit dieſer als Diviſor getheilt. Durch Multiplicirung jeder Meſſung mit der ganzen Höhe erhält man ſtatt der relativen wieder die abſoluten Zahlen. Die Ziffern ſind Millimeter.

[2]) Dieſe Zahlen wichen bei den drei Individuen außerordentlich ab und ſind: 520, 489, 642.

Digitized by Google

Die Sprache bezeichnet Vambéry als „chinesisch-tatarisch", der Türkisch als Grundlage mit einer starken Neigung zu arabisch-persischen Floskeln; „reiner ist die Volkssprache von Aksu, Ili und Khatan, und das von den Einwohnern der Stadt Ili gesprochene Zwitteridiom ist die eigentliche Brücke vom Türkischen zum Mongalischen" [1]). Bellew nennt die Sprache den Uighur-Dialekt des Turki. Er wird in einer größern oder geringern Zahl von Idiamen gesprochen; für das reinste gilt das Turki von Aksu.

Im Einzelnen veranlassen Bellew seine Beobachtungen zu folgenden Bemerkungen.

1. Die städtische Bevölkerung: „Die Mischungen der verschiedenen tatarischen Stämme haben die Neigung, sich in körperlichen Formen und geistigen Anlagen zu verschlechtern; ihnen gehören die über alle Beschreibung armseligen Creaturen an, welche den Straßenpöbel bilden; ungebildeten Geistes, roh in Sitten und zerfetzten Anzuges gleichen sie echten Straßen-Arabern, in jedem Winkel bereit ein Pferd zu halten, einen Pack zu tragen, eine Botschaft zu überbringen, aber aber die Taschen zu leeren, eines Bäckers Stand zu berauben, ein Stück Fleisch zu stehlen. Viele sind Hausirer mit Lebensmitteln, insbesondere Süßigkeiten, welche sie in Handkarren umherführen, oder auf einem Brette tragen, das mit Tragbändern um den Hals gehalten wird, gerade wie in Landau. Andere bieten in Körben, die auf dem Kopfe getragen werden, Melonen, Gurken und Früchte aus; wieder andere schreien in einem Tone, der lebhaft an die englische Heimath erinnert, ihre Dienste als Messerschleifer aus. Was immer jedoch ihre Beschäftigung sei, alle zeigen Gesichtszüge, die aus Tatar und Mandschu, aus Kalmak und Kirgis gemischt und keiner dieser Nationen bestimmt zuzurechnen sind; man bezeichnet sie als Nachkommen aus Ehen von Angehörigen dieser fremden Nationen mit eingeborenen Frauen der Städte." Geachtete Mischlinge sind die Arghun und Tschalgurt.

„Die Nachkommenschaft einer Frau indischer Abstammung mit einem Tataren heißt Arghun (meine Brüder schreiben Argun); sie zeichnen sich deutlich als Leute besserer Abstammung ab, mag die Mutter aber der Vater arisches Blut besessen haben; es zeigt sich dies sowohl in valleren Körperformen und feineren Gesichtszügen, wie in der höhern geistigen Anlage und besserem moralischen Lebenswandel. Im Gesichtsausdruck und Bartwuchs ist der Arghun vom reinen Arier vielfach nicht zu unterscheiden, der Körper ist eher noch kräftiger. Rasche Auffassungsgabe und Sinn für Ordnung haben Vielen zu den höchsten Staatsstellen verhalfen; als Händler sind sie gewandt, gute Rechner und unternehmende Leute; der Verkehr mit Indien liegt hauptsächlich in ihren Händen. Im Ganzen genommen muß man jedoch sagen, daß sie unter ihrer verdorbenen Umgebung verkommen und jedenfalls in niederen Stellungen nicht zuverlässig sind."

Tschalgurt heißt der Nachkomme einer Kaschgar-Frau mit einem Usbek-Vater; in Sitten sind sie den Straßennomaden gleich, im Gesichtsausdruck aber davon ganz verschieden; besonders auffallend ist, „daß die Kennzeichen der beiden Urstämme (Tatar und Perser) sich in gleichem Verhältnisse mischen, ein Punkt, in welchem der Tschalgurt ganz verschieden ist vom Arghun. Der kleine runde Kopf und Schnitt des Gesichtes sind beim Tschalgurt sichtlich tatarisch, der üppige Vollbart dagegen bis hinauf zum Ohr ist wieder ein deutliches Zeichen eines Tadschik (Persers). Ihre Erklärung mögen diese Formen finden im Abgehen des Usbek-Typus von seiner ursprünglichen Form, denn in der äußern Erscheinung unterscheidet sich der Usbek nur wenig vom Tschalgurt, den er hervorbrachte; und die Neigung des letztern dem Vater nachzuarten zeigt, daß der Vorzug, den ihm Vermischung mit Kaukasiern brachte, durch lange Fortsetzung zum angeborenen wurde und für diesen Stamm einen Racen-Subtypus ausbildete ähnlich wie bei Persern oder noch weiter westlich bei Osmanli. Einen starken Trieb zur Vermehrung erhielt der Tschalgurt unter der gegenwärtigen Regierung; denn die Andidschan- und Taschkent-Truppen des Amir haben sich häufig Kaschgar-Frauen genommen und ihre Cantonnirungen wimmeln von ihren Nachkommen. Viele dieser Kinder sind wie ihre Mütter von heller Gesichtsfarbe und mit rothen Wangen, und könnten für kräftige englische Kinder gelten, wenn man von der Rundgestalt der Gesichter und Körperformen absieht."

2. Die seßhafte Bauernbevölkerung „ist in den westlichen Districten überall von Turk-Abstammung und stellt die alten Hiungnu oder Uighur dar, die Hunnen von Attila's anstürmenden Schaaren. Zeit und Umstände haben ihre Persönlichkeit vollständig verändert; gegenwärtig unterscheiden sie sich nur wenig von ihren Vettern, den Erben der Seldschuk-Dynastie in Kleinasien und Byzanz. Sie sind ein schönes, gut gewachsenes Volk mit deutlichen Anzeichen eines nördlichen Ursitzes, die unter der Entwickelung kaukasischer Statur und Bartfülle nicht ganz verwischt werden konnten. Diese tatarische Gesichtsbildung ist einzelnen Districten deutlicher aufgeprägt als anderen, insbesondere ist dies in Jangihissar (zwischen Jarkand und Kaschgar) der Fall, wo die Wirkungen der Entnervung durch Tadschik weniger fühlbar wurden, als nördlich und südlich davon. In körperlicher Entwickelung ist die Landbevölkerung den Städtern voraus; sie sind fleißig und sorgfältig in ihren Verrichtungen, aber gleich jenen nicht fähig, andauernde oder schwere Arbeit zu ertragen. Zum Theil mag dies auf Rechnung der Unthätigkeit im langen Winter gesetzt werden (November bis März); die Zeit des Pflügens und Erntens ist während etwa drei Monaten die einzige Periode wirklicher Körperarbeit; die übrige Zeit liegen die Bauern vor ihren Hütten in der Sonne oder im Schatten ihren Baumanlagen, und der Wochenmarkttag ist das einzige Ereigniß, das sie zu einiger Thätigkeit antreibt."

[1]) Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. 19, 299; Bd. 23, 494.

Aus allen Erdtheilen.

Vom Büchertische.

Van Oscar Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" hat soeben die J. G. Cotta'sche Buchhandlung eine zweite Auflage erscheinen lassen. Das Werk, welchem die Literatur aller Völker kein zweites seiner Art an die Seite zu stellen hat, ist in unveränderter Form abgedruckt, nur mit dem Bildnisse des Verfassers geziert; es würde noch bedeutend an Werth und Benutzbarkeit gewinnen, wenn ihm ein guter Index von Namen und Sachen beigegeben würde. Aber auch ohne diesen ist das treffliche Buch allen Freunden der Erdkunde herzlich willkommen.

Noch ein anderes eben erschienenes Werk aus dem Verlage von Velhagen und Klasing trägt des verstorbenen Gelehrten Namen als den eines seiner geistigen Urheber: der „Physikalisch-statistische Atlas des Deutschen Reiches. Heraus-

Digitized by Google

gegeben von Richard Andree und Oscar Peschel." (1. Hälfte, 12 Karten mit Text, Bielefeld und Leipzig 1876.) Ein solches Werk fehlte bis jetzt vollkommen; denn wenn auch für Einzelstaaten, wie namentlich für die alten Provinzen Preußens, in August Meitzen's Atlas (Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates) Aehnliches bereits vorlag, so wies doch die gesammte Literatur nichts auf, was die verschiedenen natürlichen und statistischen Verhältnisse Gesammt-Deutschlands zusammenfassend graphisch dargestellt hätte. Der von den beiden Herausgebern gefaßte Plan wurde von Dr. R. Andree und mehreren Schülern Peschel's ausgeführt, und so entstand ein Werk, welches in den weitesten Kreisen mit dankbarem Interesse begrüßt werden muß. Denn was der Fachmann für seinen eigenen Gebrauch und sein eigenes Verständniß aus zahlreichen, weitschichtigen Materialien, Specialpublicationen, Detailkarten u. s. w. sich zusammenzutragen genöthigt ist, wird hier einem größern Kreise in der handlichen ansprechenden Gestalt deutlicher Uebersichtskarten geboten. Nur wer ähnliche Arbeiten selbst unternommen und es versucht hat, so zerstreutes Material, wie z. B. Höhenangaben, kartographisch zu condensiren, kann die Menge aufgewandten Fleißes annähernd bemessen und würdigen. Dazu kommt als erschwerender Umstand der fühlbare Mangel officieller statistischer Karten und die Zersplitterung des Materials infolge der politischen Vielköpfigkeit. Ist doch noch nicht einmal eine gleichmäßig zuverlässige und genaue Karte des ganzen Reiches vorhanden; zählt doch diese Grundlage aller statistischen Darstellungen der wunden Punkte fast noch zu viele (wir erinnern nur an das nördliche Baiern, die alte ungenaue Aufnahme von Schlesien, an Mecklenburg und Schleswig-Holstein u. s. w.)! Mit den Höhenmessungen [1]) steht es noch schlimmer; denn was davon publicirt ist, ist nur ein Theil des wirklich vorhandenen Materials, welches in den Acten der verschiedenen Generalstäbe und der mannigfachsten Behörden, soweit sie mit dem Bau von Chausseen, Eisenbahnen, Canälen, mit Flußregulirungen und Deichbauten zu thun haben, verborgen ruht. Konnten doch von den 169 meteorologischen Stationen in Deutschland eine Anzahl wegen mangelnder Höhenangaben (!) bei Anfertigung der Isothermenkarte nicht benutzt werden! — Wie rasch veralten sodann nicht gewisse Angaben der Karten, z. B. hinsichtlich des Waldbestandes, welcher alljährlich durch Abholzen und Aufforsten in seiner Ausdehnung ein anderes Bild zeigt! Wenn dieser Umstand auch für ein oder ein paar Jahre nicht in das Gewicht fällt, so doch für die 20, 30 und mehr Jahre, welche verstrichen sind, seitdem manche Landestheile aufgenommen wurden.

Auf solche und ähnliche Uebelstände machen die Verfasser in dem „Erläuternden Text" selbst aufmerksam. Es mögen darum sich in ihren Karten mit der Zeit so manche Verbesserungen nöthig zeigen — so sind es die Höhenverhältnisse Norddeutschlands (Tafel 1), die Polargrenze des Weinstocks (Tafel 4), die topographische Darstellung des Waldes (Tafel 8), womit wir nicht durchaus übereinstimmen können —, die Schuld davon wird wohl überwiegend auf die Quellen und deren Fehlen, nicht auf die Bearbeiter zurückfallen.

Peschel wollte selbst — wie R. Andree mittheilt — die Begleitworte zu den physikalischen Karten schreiben; doch der Tod hinderte ihn daran. Er hat aber noch auf seinem Sterbelager einen Theil der Karten in der Vollendung aber in der Zeichnung gesehen, ihre Ausführung gebilligt sowie den Titel des Ganzen selbst festgestellt. Lebhaft beschäftigte ihn das Unternehmen noch in den letzten Monaten seines Lebens, denn er betrachtete dasselbe nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte, sondern auch von dem des patriotischen Deutschen, der sich daran erfreute, in bildlicher Darstellung die Verhältnisse des Vaterlandes erläutert zu sehen. Die bis jetzt erschienene Hälfte des Atlas bringt folgende Tafeln: 1. Höhenschichtenkarte von Gustav Leipoldt (Maßstab 1 : 3,100,000) mit Niveaucurven von 100 zu 100 Meter. Durch Farben (deren Anordnung jedoch insofern, als Weiß in die Mitte der ganzen Folge zu stehen kommt, keine ganz glückliche ist) werden außerdem folgende Stufen zusammengefaßt: unter 0, 0 bis 100, 100 bis 200, 200 bis 300, 300 bis 500, 500 bis 700, über 700 Meter. Der höchste Punkt im Deutschen Reiche ist mit 2957 Meter die Zugspitze in den bayerischen Alpen. 2. bis 5. Temperaturkarten von F. W. Putzger; sie wie alle folgenden, die ethnographischen ausgenommen, im Maßstabe von 1 : 3,000,000. Sie stellen dar die Jahresisothermen, die mittleren Jahrestemperaturen, die durchschnittlichen Sommertemperaturen (nebst Verbreitung des Weinbaues und Polargrenze des Weinstocks) und die Jannartemperaturen. Tafel 6 bis 9 sind Arbeiten Otto Krümmel's und veranschaulichen die mittlere Höhe des jährlichen Regenfalls, die Verbreitung von Kohle und Torf, sowie die des Waldes an sich und nach Procenten der Gesammtfläche der Regierungs- und analogen Verwaltungsbezirke und die Vertheilung der Staatsforsten. Den Beschluß machen drei sehr interessante Karten von Richard Andree, nämlich Tafel 10 Völkerkarte des Deutschen Reichs und der angrenzenden Länder, Tafel 11 Confessionskarte, Tafel 12 Verbreitung der Juden. Tafel 10 ist von einem ungemein fleißigen und mit reicher Literatur belegten Texte begleitet, welcher die einzelnen Völkergrenzen kritisch mustert und ihre Darstellung rechtfertigt. Mit vollem Rechte schließt sie nicht, wie die übrigen Karten, an der Grenze des Reiches ab, sondern reicht darüber hinaus bis Paris, Triest, Großwardein und Kopenhagen; mit 16 verschiedenen Farbentönen bringt sie die Verbreitung der Ober- und Niederdeutschen, der Skandinavier, Littauer, Magyaren, von fünf romanischen und sechs slavischen Völkern zur Anschauung. Tafel 11 giebt auf Grund der Volkszählung vom 1. December 1871 mit drei verschiedenen Abstufungen von Roth die Kreise und Aemter an, wo 95 bis 100, 80 bis 95, 55 bis 80 Procent Evangelische wohnen, ebenso in Blau die gleichen Procentsätze der Katholiken an; mit Violett sind die Gebiete bezeichnet, wo sich beide Bekenntnisse etwa das Gleichgewicht halten. Wer damit eine historische Karte Deutschlands um 1648, als der Grundsatz „cujus regio, ejus religio" und das jus reformandi zur vollen Geltung kamen, vergleicht, wird auffallende Uebereinstimmungen in den politischen Grenzen von damals und den confessionellen von heute entdecken. Für die neueste Geschichte mag man die Karte der Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 im „Daheim" zur Hand nehmen und mit dieser Confessionskarte vergleichen, um so mancherlei zu begreifen.

Tafel 12 endlich giebt die Vertheilung der Juden in den einzelnen Kreisen nach sechs Abstufungen (10 bis 4·1, 4 bis 3·1, 3 bis 2·1, 2 bis 1·1, 1 bis 0·6, 0·5 bis 0·1 Prac.) an. Es ist von großem Interesse, in Karte und Text zu verfolgen, wie die Juden noch den großen Städten streben, wie ihre Intensität mit der Ausbreitung der Slaven in Westpreußen, Posen und Schlesien zusammenhängt, wie die ganz katholischen Gebiete von Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Regens-

[1]) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ein unlängst erschienenes und von Fachmännern empfohlenes Werk aufmerksam: „Dr. Paul Schreiber's Handbuch der barometrischen Höhenmessungen" (Weimar 1877, B. F. Voigt. Mit Atlas von 18 Tafeln. Preis 9 Mk.). Für Ingenieure, Forschungsreisende, Meteorologen, Mitglieder der Alpenvereine ꝛc. bestimmt, ertheilt es über alle bei solchen Arbeiten vorkommenden Fragen kurzen, aber eingehenden Aufschluß in elementarer Darstellung. Es zerfällt in vier Theile, deren erster, die barometrischen Höhenmessungen selbst und ihre Berechnung behandelnd, zugleich die wichtigsten Resultate der meteorologischen Forschungen darstellt. Der zweite bespricht die Instrumente zur Bestimmung des Luftdruckes, darunter vornehmlich die Aneroide, der dritte die Apparate und Methoden zur Bestimmung von Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und der geographischen Breite, der vierte giebt Literaturberichte.

burg und die protestantischen von Sachsen, der Mark und Schleswig-Holstein von ihnen frei sind, wie Elsaß und gewisse Theile Mitteldeutschlands sich durch starken jüdischen Procentsatz auszeichnen u. s. f.

Der Atlas, dessen zweite Hälfte nach Ablauf eines halben Jahres erscheinen soll und die geologischen Verhältnisse, die Bevölkerungsdichtigkeit, Sterblichkeit, Ehen, Geburten, Viehzucht u. s. w. zur Darstellung bringen wird, kommt einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entgegen und verdient eine weite Verbreitung, welche den Verfassern ihren Fleiß, den Verlegern die treffliche Ausstattung in typo- und kartographischer Beziehung lohnen sollte. Wir wiederholen es noch einmal, daß das Werk nicht für den Fachmann allein bestimmt, sondern das Verständniß größerer Kreise für heimische Angelegenheiten zu fördern vorzüglich geeignet ist.

* * *

— Die letzten Nachrichten von Prshewalski (vergl. „Globus" XXX, S. 288, XXXI, S. 112) sind: 1. ein Telegramm des Generalgouverneurs von Ostturkestan, von Kaufmann, datirt 21. December 1876, wonach der Reisende in Kurla südlich von Karaschar eingetroffen, von den Kaschgarern gut empfangen worden war und am 2. November nach dem Lab-nor aufzubrechen gedachte. — 2. Nachrichten zufolge, welche Ende März 1877 in St. Petersburg anlangten, befindet sich der Oberstlieutenant Prshewalski augenblicklich im Gebirge Altyn-Tag b südlich vom Lob-nor, wohin er gelangte, indem er dem untern Tarim, dem Hauptflusse Ostturkestans, folgte. In der Nähe des Lob-nor fand er die Ruinen zweier alten Städte. Nach seinen Angaben lebten während einiger Monate des Jahres 1862 an jenem See russische Altgläubige, welche von dort nördlich nach Turfan (am Südfuße des Thianschan) zogen, und über deren jetzigen Aufenthalt nichts bekannt ist. Sie zählten damals über 50 Familien, Männer, Weiber und Kinder, und bildeten eine vollständige Colonie. Prshewalski hofft, Ende Juli nach Kuldscha zurückzukehren. Alle Mitglieder seiner Expedition befinden sich wohl, und ihre Arbeiten haben den besten Fortgang. A. K.

— Auf dem Tonga-Archipel (Cook's Freundschafts-Inseln) herrscht König Georg und gebietet nach Angabe dortiger Missionäre über 18,500 christliche Unterthanen. Der erfolgreiche Anfang der methodistischen Mission auf Tonga wird vom 26. Juni 1826 datirt und man muß zugeben, daß das Missionswesen hier glänzende Erfolge aufzuweisen hat. Es traf im October vorigen Jahres das deutsche Kriegsschiff „Hertha" unter Capitän zur See Knorr bei diesen Inseln ein. Derselbe schloß am 1. November einen Freundschaftsvertrag zwischen dem König Georg und dem deutschen Kaiser ab, welcher in den australischen Colonien nicht wenig Aufsehen und patriotischen Unwillen hervorgerufen hat. Den wichtigsten Punkt in diesem Vertrage bildet die Abtretung eines Hafens an Deutschland, als Kohlenstation und Reparaturstätte deutscher Kriegsschiffe, in der zum Tonga-Gebiete gehörigen Vavau-Gruppe, welche sich durch ihre Fruchtbarkeit sowie durch die besten Häfen auszeichnet. Wie wir mit späterer Post erfahren, wäre es Man-o-war Rock mit Vavau Harbour, und soll Capitän Knorr sofort Anstalt getroffen haben, daß der Ort für die nöthigen Baulichkeiten gesäubert und eingerichtet wurde.

— Die einst so berühmten Goldfelder der australischen Colonie Victoria haben schon seit Jahren in ihrer Ergiebigkeit sehr erheblich nachgelassen und werden jetzt zum größten Theile nur noch bergmännisch von Compagnien bearbeitet. Die Zeit, wo der Einzelne sich im Alluvium mit Leichtigkeit Schätze sammeln konnte, ist längst vorüber. Das Gold wird gegenwärtig meistens aus Quarzriffen gewonnen, und dazu gehören immer erst bedeutende Geldmittel, ehe die Arbeiten, wenn überhaupt, sich lohnen. Wir möchten Niemandem rathen, die Thorheit zu begehen, der Goldfelder wegen nach Australien auszuwandern und sein Geld in solche höchst gewagte Unternehmungen zu stecken. Die Zahl derer, welche gegen Ende vorigen Jahres auf den Goldfeldern thätig waren, belief sich nur noch auf 41,990 Personen, gegen 60,307 und 73,479 in den Jahren 1870 und 1866. Davon arbeiteten 16,160 Europäer und 10,997 Chinesen im Alluvium und 14,725 Europäer und 108 Chinesen im Quarz. Wenn sie im Jahre 1875 noch 1,059,323 Unzen Gold — was im Durchschnitt für den einzelnen Digger den für dortige Lebensverhältnisse geringen wöchentlichen Lohn von 1 Pf. St. 18 Sch. 10 P. oder ungefähr 40 Mark ergiebt — lieferten, so ist das Jahr 1876, nach dem was darüber bis jetzt bekannt geworden, hinter einer Million Unzen zurückgeblieben. Das Areal, auf welchem die Goldfelder der Colonie Victoria sich ausbreiten, umfaßt 1125¾ engl. Quadratmeilen, welche sich auf sieben Minendistricte vertheilen, nämlich auf Ballarat mit 156, auf Beechwarth mit 284½, auf Sandhurst mit 141, auf Maryborough mit 85½, auf Castlemaine mit 166, auf Ararat mit 83¾ und auf Gipps Land mit 209½ Miles. Der Werth des gesammten Mineninventariums belief sich Ende vorigen Jahres auf 1,993,269 Pf. St. Fünfzehn Schächte hatten eine Tiefe von über tausend engl. Fuß erreicht. Die tiefsten waren der Newington mit 567½ Meter und der Magdala mit 548¾ Meter auf den Stawell-Goldfeldern und hatten damit die Tiefe des Silberbergwerks Kongsberg in Norwegen und des Gold- und Silberbergwerks Schemnitz in Ungarn.

— Laut Telegramm vom 20. Februar aus der Capstadt ist zwischen der Transvaal-Republik und Secocoeni Frieden geschlossen worden (s. „Globus" XXXI, S. 57). Letzterer zahlt 2000 Stück Vieh als Entschädigung und erklärt sich zum Unterthanen der Regierung von Transvaal.

— Nachdem es die russische Regierung abgelehnt hat die zahlreichen prähistorischen Grabstätten (Kurgane) ihres Landes durch ein Gesetz zum Staatseigenthum zu erklären, bildet sich jetzt eine Privatgesellschaft, um von den Landeigenthümern diese Kurgane zu erwerben und systematisch zu erforschen. (Nature.)

— Nach dem „Golos" will die „Gesellschaft für Förderung der russischen Kauffahrteischifffahrt" in diesem Jahre unter Dahl's Leitung die Erforschung der Ob-Mündung fortsetzen und Schiffe bauen lassen, welche 1878 Producte vom Ob nach Europa schaffen sollen, speciell Schiffsbauholz nach England.

Druckfehler. S. 144, Sp. 2, letzte Notiz muß es heißen Copiapo (statt Copiacho), Carrizal (statt Carripal), Araucania (statt Aranoania) und circa 60 engl. Meilen (statt 0·60 engl. Meilen).

Inhalt: Th. Friarte's Wanderungen in Dalmatien. III. (Mit fünf Abbildungen.) — A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873. I. (Mit einer Karte.) — Emil Schlagintweit: Die Völker Ost-Turkistans. II. — Aus allen Erdtheilen: Vom Büchertische. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 31. März 1877).

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

IV.

Von Ragusa nach den Bocche die Cattaro.

Die besuchenswerthesten Orte in Ragusas Umgebung sind das Felseiland Lacroma (La Croma) und das Ombla-Thal. La Croma, angeblich eine Umstellung der Buchstaben von Marco, wie die Venetianer die Insel nannten, liegt südlich von der Stadt und erstreckt sich, wie die Gebirgszüge des gegenüber liegenden Festlandes, von Südosten nach Nordwesten. Nur der Süden der kaum $^1/_4$ deutsche Meile langen und $^1/_{16}$ Meile breiten Insel ist bebaut, und dort steht auch ein altes ziemlich verfallenes Benedictinerkloster, das seine Entstehung einem Gelübde des Königs Richard Löwenherz von England verdankte. Als derselbe im Jahre 1192 aus Palästina zurückkehrte, wurde er im Adriatischen Meere von einem so heftigen Sturme überfallen, daß er der Jungfrau Maria dort eine Kirche zu bauen gelobte, wo er zuerst wieder festen Boden betreten würde. Sein Verlangen ging auf Lacroma in Erfüllung. Aber der Senat von Ragusa, welcher den König gastfrei aufnohm, wünschte, daß die verheißene Kirche lieber in der Stadt errichtet würde, was doch jenem Gelübde zuwiderlief. Papst Cölestin III., dem der Senat den schwierigen Casus vorlegte, beseitigte mit seiner Entscheidung die religiösen Bedenken der Ragusaner und wußte zugleich der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen: von dem Gelde, das der Engländer dem Senate übergeben hatte, wurde in Ragusa die 1667 durch das Erdbeben zerstörte Domkirche erbaut, gleichzeitig aber auch eine auf Lacroma, welche später in das nun längst aufgehobene Benedictinerkloster verwandelt wurde.

Das nur $^1/_2$ deutsche Meile lange Ombla-Thal liegt nördlich von Ragusa und mündet in die Bucht von Gravosa. „Wenn man, von Norden kommend — sagt Th. Schiff, Aus halbvergessenem Lande, S. 143 —, durch den Canale di Calamotta in den Hafen von Gravosa einfährt, so treten gegen Osten, gerade gegenüber der Halbinsel Lapad, die Berge, die bis dahin in ununterbrochener Reihenfolge die Küste begleiten, klaffend aus einander und bieten die Aussicht frei auf ein reizendes Thal. In der Mitte desselben strömt ein breiter Fluß von süßem, krystallhellem Wasser, tief genug, um selbst größeren Schiffen Einlauf zu gewähren, in das Meer. Es ist die Ombla. Etwa eine Viertelstunde von der Mündung des Flusses aufwärts hat dieselbe durch angeschwemmte Steine und Erdreich eine flache Insel gebildet, die, mit Binsen und Röhricht überwachsen, ein schönes gleichmäßiges grünes Dreieck bildet, dessen eine Spitze gegen das Meer gekehrt ist. Zu beiden Seiten des Flusses steigen die Ufer rascher gegen die bewaldeten Berge, mit prachtvoller fremdartiger, südlicher Vegetation bedeckt. Wieder stehen da Palme und Lorbeer, Myrthe und Aloë, hochstämmiger Rosmarin, Oel- und Feigenbaum und die schlanke, dunkle Cypresse.

In der blühenden Wildniß sind längs der Ufer kleine Gruppen von bewohnten Häusern und einzelne Ruinen zerstreut. Von den letzteren stehen gewöhnlich die Mauern der oft zweistöckigen Villen gänzlich unversehrt, die Fensteröffnungen sind mit schön gearbeiteten Simsen versehen, aber das Dach fehlt, die Häuser sind ausgebrannt und mitten im Hausraume, wo einst das traute Heim glücklicher Menschen war und vielleicht fröhliche Kinder sich tummelten, wuchert

Digitized by Google

jetzt Lorbeer und Rebe. Es waren die Ruſſen im Vereine mit Montenegrinern und Herzegowinern, welche im Jahre 1806, als der franzöſiſche General Lauriſton die Stadt beſetzt hielt, Raguſa angriffen und im ganzen Umkreiſe der Stadt alles verwüſteten, niederbrannten und zerſtörten. Die Einwohner flüchteten damals; als aber die Ruſſen mit ihren Verbündeten abgezogen waren, da war die Bevölkerung durch die Zerſtörung ihres Beſitzſtandes zu arm geworden, um ihre Häuſer wieder aufzubauen, und ſo iſt heute noch ganz Raguſa mit Ruinen zerſtörter Villen umgeben.

Wenn man auf der Bergfahrt die Hälfte des nur eine halbe Stunde langen Fluſſes hinter ſich hat, ſo verſchließt ein ungeheuerer Felſen, von welchem her die Ombla zu Thal fließt, die Ausſicht. Man fragt ſich vergebens, aus welcher Schlucht denn das Becken der Ombla ſich hervorwinden könne; es iſt eben Alles von zackigen Felſen, die einen weiten Halbkreis bilden, eingeſchloſſen, und nur aus der weißen Farbe des Fluſſes erkennt man, daß ſeine Waſſer hier irgendwo mit Gewalt herausbrechen aber durch eine plötzlich verengte Schlucht gezwängt werden.

Es ſcheint, daß Beides der Fall iſt. Man ſagt nämlich — und ich weiß nicht, ob irgend Jemand ſich darüber Gewißheit verſchafft habe —, daß der dasniſche Fluß Tredinſchizzo, welcher nicht weit von der öſterreichiſch-türkiſchen Grenze ſich in einen Steinſchlund verliert, an der Sohle des Ombla-Thales wieder zu Tage trete [1]). Wie dem auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß es einen überraſchenden Anblick gewährt, die ſchäumenden und toſenden Waſſermaſſen aus tauſend Ritzen und Sprüngen des nackten Felſen in gewaltiger Wucht mit ſchneeweißem Giſcht herauskochen zu ſehen, wie

Das ehemalige Benedictinerkloſter auf Lacroma bei Raguſa. (Nach einer Photographie.)

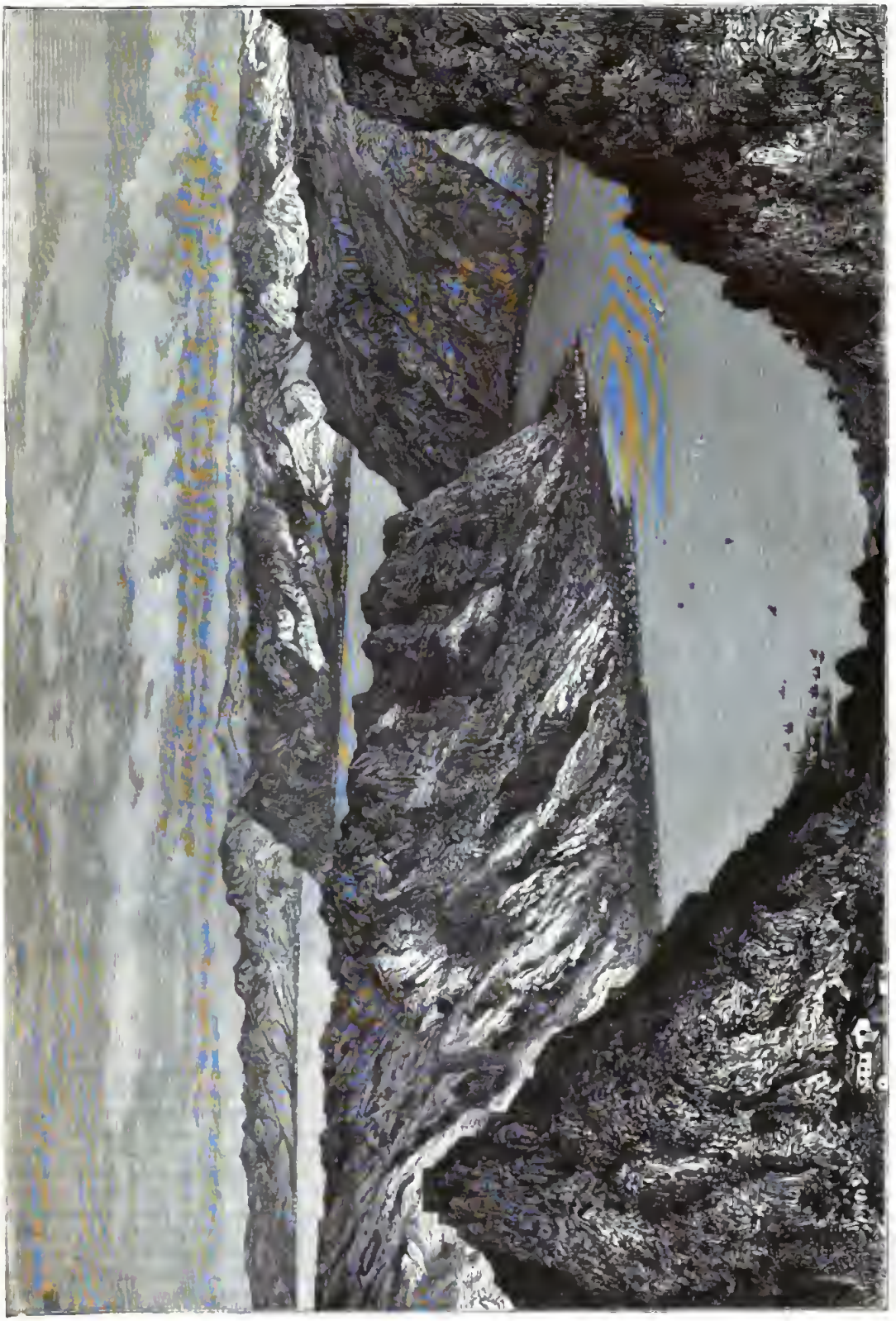
ſie unmittelbar darauf in wilder Eile über die Räder der dort befindlichen Mühle ſtürzen, um dann beruhigt und geklärt im majeſtätiſchen Laufe ſich dem Meere entgegenzurollen."

Die Fahrt von Raguſa nach Cattaro nimmt auf einem Lloyddampfer 7 bis 8 Stunden in Anſpruch; an ſchönen Herbſttagen, wenn die Sonnenſtrahlen ihre ſengende Kraft verloren haben und dem Reiſenden den Aufenthalt auf Deck geſtatten, iſt namentlich ihr Schluß von der größten Anziehungskraft; denn ſo wie der Dampfer die Punta di Oſtro umfahren hat und in die Bocche di Cattaro einlenkt, ſo entrollt ſich vor dem Auge ein Landſchaftsbild, das in ſeinem Wechſel, in ſeiner Lieblichkeit und ſeiner Großartigkeit als einzig auf Erden daſtehend gilt. Allenfalls laſſen ſich die Buchten und Biegungen, welche die Salzfluth des Adriatiſchen Meeres dort erfüllt, mit den Armen des Lugoner oder Comer Sees vergleichen und die Färbung der Landſchaft mit derjenigen am Lago Maggiore; aber die Verhältniſſe ſind ganz andere, die Breite des Meerbuſens iſt zudem geringer, und kaum hat man ſolchen Vergleich angeſtellt, ſo bereut man ihn auch ſchon.

Die Bocche, deren Namen (bocca = Mund, Mündung) wohl an die Vorſtellung von einer Flußmündung anklingt, ſind vielmehr eine gewaltige Höhlung, welche die Thätigkeit

[1]) Es kann das nur ein Theil des Tredinſchizza-Waſſers ſein, welches als Ombla wieder zu Tage tritt; der größere Theil verſchwindet nach meilenlangem nordöſtlichen Laufe in der Ebene Popowo, kommt aber bald darauf wieder als Krupa zum Vorſchein und ergießt ſich dann oberhalb Metkovich und Fort Opus in die Narenta.

Digitized by Google



Die Bocche di Cattaro, von den Höhen oberhalb Cattaros aus gesehen.

Digitized by Google

des Meeres in den Küstengebirgen hervorgebracht hat. Vier deutsche Meilen weit erstreckt sich das Meer in das Land hinein, bald durch hervortretende Berge zu einem blaßen Canale eingeengt, bald sich zu weiten Becken erweiternd. Von letzteren unterscheidet man drei, nämlich Punta d'Ostro, Combur und Le Catene, welche wiederum sich aus neun kleineren Meerbusen zusammensetzen. Vor der dem Südwinde ausgesetzten Einfahrt in die Bocche liegen zwei Felsinselchen, der Scoglio di Zagnizza und der Scoglio della Madonna di Zagnizza; zwischen letzterm und der Punta d'Ostro liegt die gegen 900 Klafter breite Haupteinfahrt, nach deren Passirung das Dampfschiff noch volle zwei Stunden braucht, um, bald nach Osten, bald nach Norden, bald nach Süden steuernd, im innersten Winkel des Golfes sein Ziel, Cattaro, zu erreichen. Vorher läuft es nur drei Orte an: Castelnuovo, Perasta und Risano. Der bedeutendste darunter ist Castelnuovo, welches der Haupteinfahrt genau nördlich gegenüber liegt, dort, wo sich nach Westen die Bay von Topla in das Festland hineinzieht und in dem Thale der Sutarina türkisches Gebiet bis ans Meer herabsteigt und den Kreis Cattaro vollständig von demjenigen von Ragusa trennt, wie letzterer auch seinerseits durch das türkische Gebiet beim Hafen Klek van dem übrigen Dalmatien geschieden ist. Von der See aus gewährt Castelnuovo mit seinen alten Mauern und Thürmen einen überaus malerischen Anblick; auf einem Felsen unten am Meere erhebt sich das Castel di mare, während im Norden das Castel di terra die Stadt gegen Angriffe vom Lande her zu decken bestimmt

Ansicht von Castelnuovo an den Bocche die Cattaro. (Nach einer Photographie.)

war. Aber Umfassungsmauern wie Thürme und Bastionen haben dermaßen von Erdbeben zu leiden gehabt, daß sie heute zum größten Theile nur Ruinen sind und jegliche fortificatorische Bedeutung verloren haben. Eine solche bewahrt einzig das Fort Spagnuolo, welches 1/4 Meile nördlich van der Stadt in beherrschender Lage auf einer Anhöhe sich erhebt und die Erinnerung an die Spanier und ihre Besetzung von Castelnuovo seit dem 16. Jahrhundert bis heute bewahrt hat. Die 1373 von dem serbischen Könige Stephan Twartka gegründete Stadt wurde nämlich 1538 von den gegen die Türken verbündeten Spaniern und Venetianern belagert und erobert und blieb im Besitze der ersteren, welche damals Fort Spagnuolo anlegten. Allein schon im folgenden Jahre erschien der türkische Admiral Chaireddin Barbarossa mit 120 Schiffen und 30,000 Reitern vor dem Orte, eroberte ihn nach zweimonatlicher Belagerung und ließ die gesammte Besatzung und Einwohnerschaft über die Klinge springen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es den Venetianern erst 1687, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen und darin zu erhalten, bis sie darin 1806 von den Russen, 1807 von den Franzosen und 1814 von den Oesterreichern abgelöst wurden. Als einzige Reste der fast anderthalbhundertjährigen Türkenherrschaft haben sich in Castelnuovo noch mehrere Inschriften erhalten, eine arabische neben dem Thore am Eingang in das Fort Spagnuolo, wonach dasselbe 1548 von dem Großvezir Simân-Beg ausgebaut worden ist; ferner eine zweite arabische an dem nach Ragusa führenden Thore der Stadt und eine türkische am

Digitized by Google

Brunnen auf dem Hauptplatze von Castelnuovo. Petter theilt dieselben in Transscription und Uebersetzung mit (Dalmatien II, S. 272).

Was in Castelnuovo den Blick besonders auf sich zieht, ist der üppige Pflanzenwuchs, der das Ufergelände bedeckt. Zum ersten Male sieht man Baumgruppen, die etwas einem Gehölze Aehnliches bilden, und daraus leuchten weiße Häuser, lachende Villen reicher Bocchesen hervor. Dann aber, in gewisser Höhe, hört die Vegetation mit einem Schlage auf, und kahl, schroff, silberweiß und den Gipfel von leuchtendem Dunste umwallt steigt das Gebirge empor. Jenseit Castelnuova bedecken zahlreiche kleine Dörfer den Strand und spiegeln sich in der Meerfluth, die fast immer glatt und eben wie ein Tisch daliegt, weil die Uferberge den Winden jeden Zutritt versperren. Zahllos sind die Capellen und auf jedem Hügel ragt ein Kirchthurm gen Himmel. Mit

Le Catene (die „Ketten") in den Bacche di Cattaro. (Nach einer Photographie.)

jedem Augenblicke ändert sich die Aussicht; ein schönes Bild nach dem andern zieht vorüber, und kaum daß man das eine mit entzückten Augen sich einzuprägen gesucht, so erscheint ein neues, das entschwundene an Neuheit und Reiz überbietend.

So geht es bei Curbilla vorbei, bei Cambar und bei Santa Domenica, hinein in die größte der vielen Meeresbuchten, zugleich die regelmäßigste von fast circusähnlicher Bildung. Der Dampfer verläßt sie wieder durch eine schmale Meeresstraße, welche sich anfangs den Blicken fast ganz entzieht: die Catene (Ketten). Kaum ein Kilometer ist die eine Felsenspitze von der andern entfernt, so daß man an der Wahrheit der Tradition nicht zweifelt, wonach im Jahre 1381 König Ludwig von Ungarn, um Cattaro vor dem Angriffe der Venetianer zu schützen, die Meeresstraße mit Eisenketten gesperrt hat.

A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873.

II.

R. K. „In administrativer Hinsicht gehört die Untere Tunguska zu zwei Gubernien: Jeniseisk und Irkutsk. Als Grenze geben Manche die Mündung der Nitkangua, Andere die Mündung der Illimpeja an. Der Fluß wird so in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Die untere besteht in dem Bezirk des Saßjädatelj (Assessor) von Turuchansk und ist nicht besiedelt. In früheren Jahren gab es dort einige Kronmagazine, wohin in Zeiten der Noth die Eingeborenen zum Kornempfange kamen. Jetzt ist dieser Theil des Flusses menschenleer. Ab und zu nur zieht noch eine Familie zur Zeit, wenn die Gänse mausern, zu den Flüssen Turu oder Ijeika, oder Tungusen aus Keshma an der Angara folgen den seltenen Zobelspuren und überschreiten den Fluß [1]). Nur der allerunterste Lauf belebt sich im Herbst auf kurze Zeit in Folge des Fischfangs; und an der Mündung selbst steht auf dem erhöhten, ebenen Alluvialufer das Troizkische Kloster und daneben ein Dorf wohlhabender Fischfang treibender Bauern.

Die obere Hälfte der Tunguska bildet das Verwaltungsgebiet des Kreisrichters von Kirensk und gehört zu zwei Amts- (Wolast) und einem Verwaltungsbezirk der Eingeborenen. Die ersten 200 Werst von der Quelle ab bildet sie einen Theil des makarowskischen Bezirks, welcher an der Lena liegt; hier gehören auch zu ihm zwei kleine Dörfer,

[1]) In der untern Hälfte finden sich an einigen Plätzen am Flusse Winterlager, aber in solcher Verfassung, daß in dem der Expedition vorangehenden Winter schwerlich Jemand darin gelebt haben kann. Eine Ausnahme machte vielleicht das Winterlager der Scherochinski'schen Jakuten gegenüber dem Fl. Trubkina.

Digitized by Google

Ober- und Unter-Karelinsk, welche beide unfern der Stadt Kirensk liegen. Die oberſten Quellen des Fluſſes werden nur von jagenden Tungusen beſucht, welche zum ſelben Bezirke gerechnet werden. Weiter thalabwärts ſind die guten Wieſenſtellen gelichtet und werden van den Bewohnern der nahen Dörfer an der Lena ausgenutzt, in deren engem Thale unterhalb Kirensk Wieſenflächen nur in unbedeutendem Umfange vorkommen. Zu größerer Bequemlichkeit haben die Leute an der Untern Tunguska ihre Winterlager und verweilen daſelbſt entweder zeitweilig in der Heuernte oder treiben auch ihr Vieh hin und bleiben dann die größere Hälfte des Jahres dort.

Unterhalb der Grenze des makarowskiſchen Bezirks folgt an der Tunguska auf eine Strecke von 530 Werſt das Gebiet des Bezirks von Petropawlowsk (an der Lena), welcher auch einen Theil des Fluſſes Njepa umſchließt; der niſchnetunguskiſche Theil dieſes Bezirks hat ſeine Verwaltung im Dorfe Preobraſhensk, welches einſt Eigenthum des Troizkiſchen Kloſters war. Jetzt bildet dieſer Antheil ein eigenes Kirchſpiel mit drei Kirchen und einer Capelle.

Die bäuerliche Bevölkerung des Antheils beſteht aus 661 Männern und 678 Weibern in 22 Dörfern, davon zwei an der Njepa. Davon beſtehen einige nur aus 2 bis 3 Höfen; das größte, Njepskoje, zählt deren 25. Eines der älteſten, Podwolotſchnaja, bildet durch ſeine Lage bei der Uebergangsſtelle zur Lena auch jetzt noch einen Hafen, einen Ort für Befrachtung und Flößung ſtromab. Im Munde der Bevölkerung iſt noch die Erinnerung an jene ſchönen Zeiten lebendig, als noch die Flößerei den Fluß belebte, als an ſeinen Ufern die Magazine der Kaufleute ſtanden und die Namen eines gewiſſen Choroſchew und Kareuygin berühmt waren und als ſich zu beſtimmten Zeiten von weit her die Tungusen in Schaaren zum Tauſchhandel verſammelten. Vielleicht ſchmückt die Ueberlieferung die Vergangenheit aus; doch iſt es wahr, daß die Gründer der beiden Dörfer Korelinsk durch den dortigen Reichthum an Bibern angelockt waren, und daß das Dorf Jerbochotſchan, welches vor 80 Jahren gegründet worden iſt, damals als Zehnten vierzig Zobel lieferte. Von den Bibern ſind jetzt nur noch die „Biberſpuren (Biber-Speiſereſte)“ geblieben, nämlich von ihnen benagte dirkene Balken; und an Zobeln liefert die Tunguska heutigen Tages jährlich 2 bis 3 Stück. Ebenſo zeugen von dem frühern Reichthum an Elenthieren nur noch die „altväteriſchen“ Fanggruben.

Bei dem Abnehmen des Pelzhandels wurde die ſinkende Unternehmungsluſt der Bevölkerung an der Untern Tunguska doch durch die Goldwäſcherei aufrecht gehalten. Die Verſuche, Getreide nach dem Jeniſei hinabzuflößen, hatten keinen aufmunternden Erfolg. Größern Nutzen erzielte die Lieferung von Vieh auf dem Landwege nach der Angara. Dieſe Unternehmungen brachten neues Leben und neue Thätigkeit, erweiterten die Verbindungen der Einwohner bis zum Wilui, als einer bedeutenden viehzüchtenden Gegend, und brachten manchen zu Vermögen. Seit der Verödung des Urwalds am Jeniſei ſteht die Untere Tunguska nur mit der Lena im Verkehr, wohin ſie die Erträge des dürftigen Pelzhandels ſchafft, hauptſächlich auch Fleiſch von Rindvieh und Renthieren ſowie Fiſche, alles Gegenſtände, deren Preiſe an der Lena ſeit der Entwickelung der Goldwäſchereien von Olekminsk zu früher unerhörter Höhe geſtiegen ſind. Die ganze Ausfuhr beträgt jährlich 5000 Pud, als deren Erſatz bis 500 Pud Waaren, die von den Bauern und Kaufleuten erſtanden ſind, nach der Tunguska gehen.

Dennoch verſiegen alle dieſe Einnahmequellen von Jahr zu Jahr mehr, und die Einwohner, gezwungen ihre Exiſtenz auf den Ackerbau zu gründen, ſprechen jetzt mit Dankbarkeit die Namen derjenigen Adminiſtratoren aus, welche vor 30, 40 Jahren energiſche Maßregeln anwendeten, um ſie zur Lichtung des Urwaldes und zur Beſtellung des Bodens zu zwingen. Jetzt umfaßt der Diſtrict bis 650 Deßjätinen Ackerlandes, wovon jährlich bis $^3/_6$ beſäet werden. Meiſt wird Roggen, Sommerkorn, Weizen, Gerſte, Hafer und Hanf gebaut. Die Felder liegen ſelten an den Bergabhängen, größtentheils auf dem niedern Uferlande und werden alljährlich im Frühjahr überſchwemmt. Dadurch verſpätet ſich die Ausſaat und das Getreide leidet ſehr oft von dem frühen herbſtlichen Reife. Der Diſtrict verſieht jährlich ſein Vorrathsmagazin mit Korn und Mehl von der Lena. Doch iſt zu bemerken, daß nach Anſicht von Leuten, welche mit der Sache näher bekannt ſind, die klimatiſchen Bedingungen an der Untern Tunguska nicht ſo ſchlimm ſind, als die Anwohner behaupten, und daß als Urſache des unbefriedigenden Zuſtandes des Ackerbaues der Mangel an Sorgfalt anzuſehen iſt.

Außerhalb der von Bauern beſiedelten Gebiete und im Tungusagebiete abwärts bis an die Grenze des Guberniums leben Tungusen von zwei Stämmen, vom kureiſchen und kondogiriſchen. Sie gehören zu einer gemeinſamen Verwaltung, welche ſich im Dorfe Jurjewa, 4 Werſt von Preobraſhensk, befindet, faſt genau auf der Grenze beider Stämme. Die kureiſchen hauſen oberhalb Preadraſhensk bis zur Grenze des makarowſchen Diſtricts und reichen ſeitlich nach Oſten bis zur Lena bei Witim; die kondogiriſchen ſitzen von Preobraſhensk abwärts bis zur Grenze des Bezirks von Turuchansk. Von erſteren beſitze ich keine Nachrichten; die kondagiriſchen aber zerfallen in folgende Stämme: 1. Tſchetſchögir (Tſchiltſchoger), 2. Oſoker (Oſchekir), 3. Akari und 4. Käpliu; letztere mit den Unterabtheilungen Goljé, Mongóli, Pawgirakai, Otſchekägir und Mumjälyr.

Die Mumjälyr leben nur noch in der Tradition und ſind angeblich vor 40 bis 60 Jahren ausgeſtorben. Die Umſtände, welche ihr Verſchwinden begleiteten, haben bei ihren Stammesgenoſſen einen Eindruck hinterlaſſen, der auch heute noch nicht verwiſcht iſt.

Sie erzählen, daß die Mumjälyr, mächtig durch Zahl, Reichthum und Eintracht, beſchloſſen, ihre wandernde Lebensweiſe aufzugeben; ſie verſahen ſich mit Hornvieh und Pferden, trieben ſie nach der Tunguska und machten ſich dort unverweilt an das Bauen von Häuſern, 50 Werſt unterhalb Jerdochotſchon, an einem für Viehzucht ſehr geeigneten Platze. Schon war das erſte Haus gebaut, als ſich auf einmal unter ihnen eine Krankheit zeigte, welche faſt plötzlich ſie alle, die in ungetrennter Gemeinſchaft lebten, und zugleich ihr Vieh ergriff. Niemand entſchloß ſich ihnen Hülfe zu bringen; alle flohen den verpeſteten Ort, und binnen kurzer Zeit war kein einziger Vertreter des Stammes mehr am Leben. Die Ruinen jenes Hauſes ſtehen noch heute am Bache Guljö, der von ihnen ſeinen Namen erhalten; die weite benachbarte Oede heißt Mumjälyr-ajau; und der Klang dieſes Namens erfüllt den abergläubiſchen Tungusen mit Zittern, da er glaubt, daß die Strafe des Himmels die Mumjälyren traf, weil ſie die Sitten der Vorfahren verließen. Solcher Leute giebt es jetzt nur noch ſehr wenige. Ich ſah einen, welcher ſeit 20 Jahren nicht aus der Taiga herausgekommen iſt, nicht einmal bis ins nächſte Dorf, und der unter ſeinen Brüdern für einen Sonderling gilt. Die Kondogirzen ſind übrigens ſehr zugänglich und ſtehen in engem Verkehr mit den Anſiedelungen, wo ſie alle Lebensbedürfniſſe auf Borg erhalten. Die einen ſtehen in ſolchem Verhältniſſe zu den Bauern, die anderen zu reicheren Stammesgenoſſen, und dieſe ihrerſeits wieder zu den Kaufleuten. Viele von ihnen ſind in einem Bauernhauſe herangewachſen, nachdem ſie ihre Eltern in der Kindheit verloren. Solche bleiben ihr Leben

long bei derſelben Familie. Ueberhaupt vergelten die Kondogirzen empfangene Wohlthaten mit ungeheuchelter Anhänglichkeit. Seinerſeits hält der Gläubiger oder, wie ſie ihn nennen, der „Freund“ ſeine Schuldner werth und hoch, ſo daß die einmal geſchloſſene Freundſchaft meiſt unwandelbar das ganze Leben hindurch dauert.

Im Gegenſatz zu anderen Tungusen hat der Kondogirze überhaupt keine beſondere Neigung zum Nomadenleben. Dies erklärt ſich einerſeits dadurch, daß er, ſtets im Verkehre mit ſeinem Freunde, bei ihm im Falle der äußerſten Noth Unterſtützung findet; andererſeits dadurch, daß die Taiga der Untern Tunguska in Folge der Vernichtung koſtbarer Pelzthiere jedes Nachſpüren erfolglos macht. Gewöhnlich hat jeder ſeinen eigenen kleinen Jagdbezirk, wo er das Eichhörnchen und den Fuchs jagt und wo er ſein Hauptquartier am Flußufer bei irgend einem See, der von Karauſchen wimmelt, aufgeſchlagen hat. Denn dieſer Fiſch bildet ſeine Hauptnahrung, und welche Wichtigkeit er für den Kondogirzen hat, kann man daraus ſehen, daß alle Uferſeen von ihm ihre Namen erhalten. Nur Seen, die wegen ihrer Karauſchen kein Intereſſe erwecken, werden nach ihrer Form benannt: der runde (muruma), der lange (duschnu) u. ſ. w. Dagegen zeigen häufig ſich wiederholende Namen, wie Chogdynna, Burguntſchna, Kajontſchno, an, daß die Karauſchen (ruſſ. karasi) im erſten groß (chogdy), im zweiten fett (burgu), im dritten mager (kajo) u. ſ. w. ſind. Uebrigens ſind dieſe tunguſiſchen Karauſchen wirklich vortrefflich und ſtehen an der Lena hoch im Preiſe, in Folge wovon die Tungusen zum Theil ihre Schulden damit bezahlen.

Ohne Zweifel können aus dieſen kondogiriſchen Tungusen noch ſeßhafte Ackerbauer werden; es ſind auch Verſuche in dieſer Richtung angeſtellt worden. Sie hatten zwar keinen Erfolg; doch muß man annehmen, daß der Grund des Mißerfolges hauptſächlich in dem Zuſtande von Abhängigkeit zu ſuchen iſt, in welchen die in ihrer Thätigkeit ſonſt ſelbſtändigen Tungusen durch dieſe Verſuche gebracht wurden. An der Tunguska giebt es wenigſtens ein entgegengeſetztes Beiſpiel, daß ein Tunguſe aus eigenem Antriebe Ackerbau trieb und ſich eine unabhängige Stellung ſchuf, und daß ſeine wenngleich kleine Haushaltung bei den Bauern als Muſter gilt. Außer jenen ſtändigen Verbindungen mit den nächſten Anſiedelungen unterhalten die Kondogirzen auch noch Verkehr mit den Tungusen von der Keſhma und mit den Tungusen und Jakuten an der Tſchona und am Wilui. Hinſichtlich der letzteren bemerke ich, daß es an der Untern Tunguska einen Ort Namens „Jamy“ giebt, von dem die Tradition erzählt, daß er und die Umgegend in alter Zeit und noch bis zur Ankunft der Ruſſen den Jakuten (die jetzt viel weiter öſtlich wohnen) gehörte. Sie lebten dort in ihren gewöhnlichen Erdhütten (Balaganen), deren Stelle jetzt Hügel und Vertiefungen bezeichnen, über denen alte Bäume wachſen. Die Jakuten kamen vom Wilui, wurden aber von den Tungusen mit Gewalt wieder zurückgedrängt.

Ohne dieſer Ueberlieferung beſondere Bedeutung beizumeſſen, hielt ich es doch für paſſend, ſie zu erwähnen, weil ſie einerſeits vielleicht den Weg jener jakutiſchen Eindringlinge anzeigen kann, deren Nachkommen jetzt, durch weite Entfernungen von ihren Landsleuten getrennt, am Jeniſei leben. Andererſeits beweiſt dieſe Tradition, daß die Beziehungen zwiſchen Tungusen und Jakuten früher feindſeliger Natur waren. Heute hat ſich das geändert. Heute treten die Kondogirzen gern in Familienverbindung mit den Jakuten und unterwerfen ſich leicht ihrem Einfluſſe, wie daraus hervorgeht, daß die Anwendung jakutiſcher Phraſen im Geſpräch als Zeichen von Bildung gilt; außerdem fangen die Wohlhabenderen an, in der Lebensweiſe manches von den Jakuten zu entlehnen. So ſind ſchon unter anderm bei den Kondogirzen die erſten nach jakutiſchem Muſter gebauten Winterhäuſer aufgetaucht. Man kann hoffen, daß die Jakuten ihrerſeits dieſe Hinneigung der Tungusen nicht unbeachtet laſſen werden. So hat ſich ſchon 1871 eine jakutiſche Familie an der Untern Tunguska angeſiedelt und eine ſehr bequeme Stelle einige Dutzend Werſt unterhalb der Bauernddrfer ausgewählt. Zur Zeit unſerer Expedition war ſchon eine große Wieſe, um dort Heu zu machen, gelichtet, und die Leute waren ganz zufrieden, obwohl ſie ſich nach ihren Bekannten und Verwandten ſehnten. Es bleibt zu wünſchen, daß andere ihrer Landsleute ihrem Beiſpiele folgten und in jenem Theile des Tunguska-Thales Viehzucht trieben, welches mit verhältnißmäßig geringer Mühe ſich in die trefflichſten Weideplätze verwandeln ließe.

Endlich haben die Kondogirzen Handelsbeziehungen auf dem Jahrmarkte, deſſen Umſatz zwar gering iſt, der aber als Verſammlungsplatz von Eingeborenen aus den entfernteſten Gegenden viel Intereſſe gewährt. Er findet an der Mündung der Alimpeja ſtatt und beginnt in der dritten Auguſtwoche. Hier kommen zum Tauſchhandel zuſammen: die Kondogirzen von Süden, die Tungusen von der Keſhma von S.-W., die Njurumujadiſchen aus dem Bezirke Turuchanſk von N.-W., von Norden die von der Sjurungna, mitunter auch welche von noch weiter her; endlich von S.-O. die Jakuten von der Tſchona und vom Wilui. Dort treffen ſich Leute, deren Wohnplätze 10 Breiten- und ebenſoviel Längengrade auseinander liegen.

Die Kondogirzen bieten dort vornehmlich Waaren an, die ſie von den Kaufleuten entnommen haben: Beile, Schwefel, Glasperlen, bunte Tücher, chineſiſches Baumwollenzeug, rothen Zitz, Thee, Tabak u. ſ. w.; die keſhmiſchen Tungusen Rentiere, die von Turuchanſk Rauchwerk; die Jakuten eigene Arbeiten: Pfeifen, Arpuki (Pferdeſchweife), kleine Röhrchen aus Meſſingblech (ſogenannte Imanta), die ein Toilettenzubehör bilden, ſilberne Ohrringe, Halsbänder, Meſſer, Silbermünzen alten Gepräges u. ſ. w.

Auf dem Jahrmarkt kamen im Ganzen 200 Menſchen zuſammen, ſetzen mehr. Er dauert etwa einen Monat. Der Stamm der kondogiriſchen Tungusen zählt überhaupt 132 männliche und 129 weibliche Perſonen.“

Die Völker Oſt-Turkiſtans.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

3. Die Nomaden ſind ausdauernde Naturen, paſſionirte Jäger und Freunde jeder edlen Sportart; jene, die ſeit Langem in Berührung mit der ſeßhaften Bevölkerung ſtehen, zeigen in größerer Körperſtärke und einem Anflug von Bart

Digitized by Google

Zeichen der Vermiſchung mit dieſen. „Ihre Hautfarbe iſt hell, bei Einzelnen trifft man ſogar roſige Geſichter, aber ihr Schönheitsideal kann nur den Geſchmack eines der Ihrigen befriedigen; übrigens muß man einzelnen jungen Mädchen, ſelbſt wenn ſie noch europäiſchen Muſtern gemeſſen werden, ein angenehmes Aeußere zuerkennen, und dies iſt mehr als man Matronen der nomadiſirenden oder ſeßhaften Bevölkerung nachſagen kann.“ Hauptvertreter der Nomaden ſind die echten Kirgiſen und Kalmüken. „Kirgiſen findet man im Gebirge von Juldus im Oſten (Flußthal am Südabhang des Thian-ſchan) bis Taſchkend im Weſten (70 bis 85° öſtl. L. v. Gr.), ihre Nachbaren ſind im Norden die Kaſak im Ilithale, im Weſten die Kiptſchak [1]), im Süden die Usbeken von Chokand und Turk von Kaſchgar, öſtlich von Juldus die Kalmak. Sie haben wie die Kalmak keine Städte oder Orte, ſondern wandern je nach der Jahreszeit von den niederen nach den höheren Thälern und Hochflächen aber umgekehrt. Dieſe periodiſchen Wanderungen von einer Region zur andern haben die beachtenswerthe Erſcheinung eines zeitweiſen Wechſels im Oberherrn zur Folge; nur im Süden des Reiches liegen alle Weidegründe auf dem Gebiet des Amir“ [2]).

In der Niederung ſitzen die Kirgiſen gemiſcht mit Kalmüken. „Die Kalmak ſind ein ganz anderes Volk als die Turks von Kaſchgar und unterſcheiden ſich von ihnen in Urſprung, Geſichtsbildung, Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und Lebensweiſe. Sie gehören zur großen mongoliſch-tatariſchen Race, die ihre Heimath im nördlichen Aſien hat [3]), und zogen hier ein vom Kok-Nor, der ſieben Tagereiſen nördlicher liegt als die Mongolei, die wieder zwölf Togereiſen nordöſtlich van Urumtſi beginnt [4]). Die Kalmak ſind ein hartes, ausdauerndes Volk. Ihre Sprache iſt verſchieden vom Turki der Kirgiſen und Usbeken, wie von dem Talar in Kaſchgar, und zerfällt in ſo viele Dialekte als Stämme, die ſo verſchieden unter ſich ſind, daß keiner den andern verſteht. Der gemeine Mann kann nicht ſchreiben und leſen, nur der Prieſter verſteht es. Die Kalmak führen ausſchließend ein Nomadenleben; ſie leben in Zelten, am Lob-See aber in Hütten, genannt Kippa, aus Rohrgeflecht mit Lehm oder Flußſchlamm beworfen, die zuweilen auf Booten ſtehen; ſtets ſtehen die Wohnungen zu 3 bis 4 beiſammen und werden auch die Kippa abgebrochen und anderswo aufgeſchlagen, wenn die Familie einen andern Weidegrund aufſucht.“

Sitten und Gebräuche ſind nach Bellew von ganz anderen Anſchauungen getragen als in Indien und Afghaniſtan, die geiſtigen Anlagen ſind ebenfalls ganz andere [1]). „Körperliche Anſtrengung iſt nicht beliebt, Pferd und Eſel übernehmen die Arbeit des Laſtentragens, und eine Reihe ſinnreicher mechaniſcher Vorrichtungen drücken die Nothwendigkeit mühſamer Handarbeit auf ein Minimum herab. Ueberraſcht iſt man durch die geringe Nachgiebigkeit gegen Regungen der Geſchlechtsliebe und als Seitenſtück dazu der Gleichgültigkeit für weibliche Schamhaftigkeit. Statt Kaſtengeiſtes ſieht man einen ungezwungenen Verkehr zwiſchen allen Ständen; kosmopolitiſche Gleichgültigkeit gegen Abſtammung und Glaubensbekenntniß.“

Der Islam iſt die Landesreligion ſeit acht Jahrhunderten; unter der chineſiſchen Herrſchaft entbehrte er der ſtaatlichen Stütze; die Lauheit des gemeinen Volkes im Vollzug der religiöſen Ceremonien, die große Unſittlichkeit in allen Schichten, den Clerus nicht ausgenommen, und die freiere Stellung der Frau ſind ſichtlich Folge der Jahrhunderte langen Zugehörigkeit zu China. Unter dem Amir gelangte dann das religiöſe Geſetz (Scheriat) wohl wieder zu größerer Beachtung, vermochte aber doch nicht, alle Gewohnheiten unter die unbeugſamen Vorſchriften des Koran zu bringen. Heirathen werden meiſt von den Eltern abgemacht, wenn die zu Verlobenden noch im Kindesalter ſtehen; mit 14 bis 16 Jahren erfolgt die feierliche Verlobung. Unter Erwachſenen beſtimmt Neigung die Wahl. Ablehnung des Antrages gilt erſt nach der dritten Wiederholung als Korb. Zur Ceremanie der Eheſchließung hat ſich der Vater des Mädchens vom Diſtrictsbeamten mit einem Erlaubnißſchein zu verſehen; die Ehe ſelbſt wird geſchloſſen durch den Prieſter unter Ableſung beſtimmter Formeln; ihr folgen bei Wohlhabenden Feſtlichkeiten von mehrtägiger Dauer.

Scheidung der Frau vom Manne iſt häufig und wird geradezu als Geſchäft betrieben. Die Frau fängt Streit mit dem Manne an, klagt beim Kozi auf Scheidung und hat für den Scheidebrief eine Kleinigkeit zu entrichten; bei der Scheidung behält ſie ihre Mitgift, Kleider u. ſ. w. Nach 3 Monaten 10 Tagen kann ſie wieder heirathen; ebenſo lange ſollte ſie von ihrer Mitgift zehren, wenn eine zweite Scheidung erfolgt. Dieſe koſtſpielige Wartezeit kürzt ſie ab durch Wechſel des Wohnorts; ſie zeigt hier den erſten Scheidebrief vor, und legt dadurch die Einhaltung der geſetzlichen Friſt dar; bis zu neun Scheidungen einer Frau wurden der Geſaadtſchaft bekannt. Für Kinder aus ſolchen Verbindungen hat der Vater ein von der Obrigkeit feſtzuſetzendes Kaſtgeld zu bezahlen. Vielweiberei, und zwar zwei gleichzeitige Frauen ſind Regel, vier das Maximum; bei den geringen Bedürfniſſen macht ihre Ernährung keine Schwierigkeit. Die Geburt eines Knaben wird zum Feſt für Familie und Nachbaren, für Mädchen macht man keine Ausgaben. Man rechnet zwei Mädchengeburten auf einen Knaben; ſicher iſt ein Ueberſchuß an Mädchen, wie ſofort die auffallend größere Anzahl von Weibern unter der Bevölkerung darthut. Hebammen fehlen, ihre Geſchäfte beſorgt die Mutter der Wöchnerin oder eine Nachbarsfrau; nach der Entbindung legen viele die innere Seite eines friſch abgezogenen mit Gelbwurzel ꝛc. eingeriebenen Schaffelles auf den Bauch, was die Haut raſch zuſammenziehen und den Leib wieder ſchlank machen ſoll; die Nabelſchnur ſchneidet man genau in der halben Körperlänge des Kindes ab. An der Wiege aus Weidengeflecht iſt eine Beſonderheit ein hölzernes, an ein Rohr angeſetztes Uringefäß, für deſſen Mündung die Kiſſen aus-

[1]) „Die Kiptſchak zeichnen ſich vor ihren Stammesgenoſſen, den Kirgiſen, durch einen höhern Grad der Entwickelung aus und führen eine halb nomadiſirende Lebensweiſe.“ (Aus einer ruſſiſchen Beſchreibung der Provinz Ferganah.) „Die Kiptſchak, welche im Binnenlande des Naryn und Kara-Darja wohnen, haben zu allen Zeiten als Hauptfactoren der geſchichtlichen Umwälzungen, namentlich aber im Kriege zwiſchen dem buddhiſtiſchen China und dem moslimiſchen Turan figurirt. In der abenteuerlichen Laufbahn Babees, der ſich in Indien ein umfängliches Reich gegründet, haben ſie eine Hauptrolle geſpielt; ſie waren es, welche den Chineſen in den letzten hundert Jahren die Herrſchaft über Kaſchgar mehrfach ſtreitig machten.“ Vambery in der Augsb. Allg. Zeitung vom 11. Jan. 1876.

[2]) Eine weſentliche Vereinfachung der politiſchen Verhältniſſe vollzog ſich ſeit der Anweſenheit der engliſchen Geſandtſchaft in Jurkand durch die 1875 erfolgte Einverleibung Chokands in das ruſſiſche Reich; Ende 1876 wurden ruſſiſche Grenzpoſten in den Alai-Bergen angelegt; bis zur Waſſerſcheide zwiſchen Oxus und Tarim reicht jetzt der Wille des Czaren.

[3]) Die Urheimath der Mongolen weiß H. H. Howorth („The northern Frontagers of Chinu“, Journal of the Royal Asiatic Society 1874, Bd. 7) in Ruſſiſch-Trunsbailalien nach.

[4]) Hier ſchaltet der Text intereſſante Notizen ein eines Kalmak über ausgedehnte Stadt- und Tempelruinen mit Bildern des Buddha in der bekannten Kukunor-Gegend, ſüdöſtlich des Lob-See. Vergl. oben S. 217 ff.

[1]) Es kann hier nur vorgeführt werden, was der ſeßhaften Bevölkerung gemeinſam iſt, unter Weglaſſung der Lebensgewohnheiten einzelner Stämme, insbeſondere der Nomaden.

Digitized by Google

geſchnitten ſind; dieſes Gefäß führt den Urin ab und hält das Bett rein. Am vierzehnten Tage badet die Frau, legt neue Kleider an und empfängt Beſuche; der Tag, an welchem das Kind ſeinen Namen erhält, wird zum Feſttage, wobei der mitwirkende Aſtrologe die Zeichen deutet. Die Beſchneidung verfiel unter der chineſiſchen Herrſchaft, wird aber jetzt vom Barbier unter großen Feierlichkeiten vorgenommen, wozu alle Weiber der Verwandtſchaft und Nachbarſchaft zugezogen werden. Die Zeit der Beſchneidung beſtimmt der Aſtrologe; man vollzieht ſie zwiſchen dem zweiten und zehnten Lebensjahre des Kindes. Im Alter von acht bis zehn Jahren ſendet man die Kinder in die Schule, ein niedriges ſchlecht gelüftetes Erdgeſchoß in einer belebten Straße, zuweilen ein Laden im Bazar, wo die Kinder, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite, auf treppenförmig ſich erhöhenden Tritten kauern. Man lehrt den Kindern leſen und ſchreiben, den größten Theil der Zeit nimmt das Einüben der Gebete in Anſpruch; der Lärm dabei iſt ungeheuerlich groß. Schulzwang beſteht nicht; die Schulen ſind Privatunternehmungen, doch üben Geiſtlichkeit und Beamte auf die Eltern einen Druck aus, damit Jeder leſen und ſchreiben lerne. Das Schulgeld beträgt 50 Pfennig im Monat im Mindeſtbetrag. Höhere Lehranſtalten, Madraſſa, finden ſich mehrere in jeder größern Stadt, auch hier wird jedoch zu viel Gewicht auf die Religion gelegt.

Oeffentliche Spiele mit Ball und Kegel, Scheibenſchießen, Schach- und Würfelſpiel kennt man wie bei uns. Im geſelligen Umgang legt man ſehr viel Gewicht auf Beobachtung der herkömmlichen Formen im Gruß, bei Beſuchen ꝛc.; man ſagt ſich Salam alaikum, „Friede ſei mit Dir“, unter Senkung des Kopfes nach vorn, die Hände über der Magengegend gefaltet. Theegeſellſchaften, Concerte und Tänze, wobei die Frauen allein ſehr anſtändig ſich drehen, ſind häufig; mit Guitarre, Violinen, Flageolet, Cymbel, Klangteller und Pauken macht man Muſik; Bettler und Gaukler trifft man als wandernde Muſikanten überall.

Bei herannahendem Tode kreuzt man dem Sterbenden die Hände über der Bruſt, ſtreckt ihm die Beine und bindet die großen Zehen beider Füße zuſammen. Den Prieſter (Mulla) ruft man erſt nach eingetretenem Tode; ihm liegt die Waſchung des Körpers ob. Dem Todten ſchließt man den Mund und bindet noch die zwei Daumen zuſammen; dem Leichenzuge folgen Frauen, Kinder und Verwandte; über dem offenen Grabe wird ein Schaf geopfert, deſſen Fleiſch dem Mulla gehört.

An den Häuſern iſt der Mangel jeglicher architektoniſcher Zier auffallend; einige Moſcheen und ältere Gebäude für höhere Zwecke ziehen allein die Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Wohnhaus iſt einſtöckig, aus ungebranntem Lehm aufgeführt und hat ein flaches Dach; die Häuſer Wohlhabender ſtehen von der Straße zurück und haben vor ſich einen geräumigen Hof. Die innere Eintheilung iſt durchgehends die niedriger kleiner Zimmer, die auf eine größere Halle ausmünden; dieſe liegt in der Mitte des Hauſes und hat den Ausgang in eine offene Veranda, von welcher man auf etlichen Stufen in den Haushof hinabſteigt. Die ſchmalen Fenſteröffnungen ſind durch einen mit Papier beklebten Rahmen aber mit Holzladen zu ſchließen. In der Decke eines jeden Zimmers iſt ein viereckiges Luft- und Lichtloch. Der Boden iſt nicht gedielt, ſondern beſteht aus feſtgeſtampftem Thon. Die Thüren ſind nicht geſtemmt, ſondern aus Längsbrettern zuſammengefügt, das Schloß erſetzt ein Holzriegel, der von außen mit einem ſinnreichen Schlüſſel von Holz zurückgeſchoben wird. Die Feuerplätze ſind untermauert und mit Rauchfang verſehen. In Ausführung und Regelmäßigkeit der Linien ſind die Häuſer den indiſchen voraus, aber in Erhaltung und Ausbeſſerung der Schäden ſind die Leute ſo nachläſſig wie dieſe. Unglaublich unreinlich ſind die Umgebungen der Häuſer wie der Straßen. Den Städten fehlen freie Plätze, öffentliche Gärten oder Straßenanlagen; die Straßen ſind ungepflaſtert, eng und voll Schmutz. „Städte und Häuſer unterſcheiden ſich in nichts von denen in Afghaniſtan oder dem weſtlichen Perſien.“

Die Nahrung iſt nahezu dieſelbe wie unter Europäern; man ißt alles, was genießbar iſt. Fleiſch wird in großen Mengen verzehrt und iſt ſo billig, daß es ſich auch der Aermſte verſchaffen kann; unter der chineſiſchen Herrſchaft kannte man keine Speiſeverbote, jetzt iſt es unterſagt, Schweine, Hunde und Eſel zu verzehren. Alles Brot iſt mit Sauerteig angemacht, Weißbrot iſt von ausgezeichneter Güte; Milch nimmt man wenig, friſche Butter ſieht man ſelten, ſie wird ſofort ausgelaſſen. Das Getränk bildet Thee, der vor, während und nach der Mahlzeit genoſſen wird, ſonſt Waſſer, klar aber geſüßt. Wein und gebrannte Getränke ſind verboten. Der Anzug beſteht im heißen Sommer aus leichten Baumwollſtoffen und Seide, im Winter aus dickem Tuch, Filz und Pelzwaaren, bei Reichen mit Seide verziert. Männer tragen auf dem Kopfe eine Mütze von Seide, Pelz, Filz ꝛc.; einen Turban darf der gemeine Mann nicht tragen. Den Körper ſchützt ein Hemd aus Baumwolle, darüber ein weiter über einander geſchlagener Rock; die Beine ſtecken in Hoſen aus Baumwolle, Tuch oder Leder, die Füße bei beiden Geſchlechtern in Stiefeln oder Schuhen, die im Winter mit Filzſtrümpfen gefüttert ſind. Auf Reiſen trägt man einen Ueberwurf aus Leder. Frauen tragen Hemd, Hoſen, weiten Kittel, langen Rock und Schulterüberwurf; den Kopf bedeckt eine niedere Mütze, ähnlich jener der Männer.

* * *

Der ethnographiſchen Forſchung iſt in Oſtturkiſtan ein weites Feld eröffnet. Am ſchwarzen Urvolk um den Lob-See wird ſich die Behauptung Hodgſon's [1]) erweiſen, daß die Bewohner der Waldgebirge Indiens, oder wenigſtens einige derſelben, eines Stammes waren mit den älteſten Bewohnern Centralaſiens. Der Urtypus des türkiſchen Volkes bleibt noch aufzudecken; noch iſt kein Gelehrter in das Gebiet des alten Uigurien, in den öſtlichen Thian-ſchan, gedrungen. Die vielen Völkerſchaften, in welche ſich die große Familie der Türken und Tataren durch Vermiſchung mit Ariern und Völkern tungusiſcher Abſtammung gliederte, harren noch der wiſſenſchaftlichen Beobachtung. Erhoben iſt nur, daß den allgemeinen Charakter der Bevölkerung hier wie in Indien weder die Urbewohner noch die ſpäteren Einwanderer, ſondern ariſche Völker beſtimmten. Unter der Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe ſanken zwar die gegenwärtigen Vertreter der alten Anſiedler zur unterdrückten, verachteten und zaghaften Nation herab, aber keines der Völker, die ſpäter ſich hierher wandten, konnte die ſtarke formbildende Kraft vernichten, welche dieſer Race inne wohnt.

[1]) B. B. Hodgſon: Colonisation of the Himalaya. Calcutta 1857, p. 94. 177. Vergl. Campbell in Proceedings of the Asiatic Soc. of Bengal 1865, p. 146.

Kampf des Sommers und Winters.

Geſchichtliche Entwickelung und geographiſche Verbreitung der Sitte.

Von Dr. **Konrad Zacher** in Halle.

I.

In Bd. 30 Nro. 19 des „Globus“ hat H. F. Schmidt dankenswerthe Mittheilungen gemacht über verſchiedene volksthümliche Frühlingsfeiern in Thüringen, und daran einige Notizen über die Arten und das Weſen dieſer Feiern überhaupt angeknüpft. Urſprung und Entwickelung derſelben laſſen ſich aber noch genauer erkennen und verfolgen, als er es gethan hat; ja es iſt ſogar möglich, ganz ähnliche Feiern bei den Völkern des claſſiſchen Alterthums nachzuweiſen.

Dieſe eigenthümlichen, in verſchiedenen Formen durch ganz Deutſchland, durch England und Skandinavien, durch viele ſlaviſche Länder verbreiteten, und auch den romaniſchen Völkern nicht fremden Bräuche, die ſich auf Empfang des Frühlings und Austreiben des Winters beziehen, haben ſeit Jahrhunderten nicht nur das Auge der abergläubenfeindlichen Geiſtlichkeit auf ſich gezogen, ihr höchſtes Mißfallen erregt, und ſie zu leider wohl oft erfolgreicher Bekämpfung veranlaßt, ſondern ſie ſind auch verſchiedentlich Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen geworden. Aber erfolgreiche Behandlung konnten ſie erſt finden in unſerm Jahrhundert, nachdem eine neue Richtung der Wiſſenſchaft des deutſchen Volkes Sprache, Sitte und Dichtung ſich zum Gegenſtand erwählt hatte, und haben ſie gefunden durch die beiden genialſten und feinſinnigſten Kenner deutſcher Art und deutſchen Volksgeiſtes, J. Grimm und L. Uhland [1]). Durch dieſer Männer Forſchungen ſind wir in den Stand geſetzt, nicht nur den jetzigen Zuſtand dieſer Bräuche in den verſchiedenſten Gegenden unſeres Vaterlandes zu überblicken, ſondern auch ihre Entwickelung rückwärts bis in graue Zeiten zu verfolgen.

Ein eigenthümlicher Charakterzug des deutſchen Volkes iſt von uralter Zeit her die innige, gemüth- und poeſievolle Freude an der umgebenden Natur geweſen. Nicht nur die lebenden Weſen des Waldes und Feldes, mit denen er in Berührung trat, dachte der Deutſche ſich als ihm nahverwandte, menſchlich fühlende und denkende Weſen; auch mit Wald und Feld und Berg und Heide ſelbſt war er innig verwachſen, ſie gehörten zu ſeiner Exiſtenz, und an allem Wechſel im Leben der Natur nahm ſein eigenes Leben gemüthvollen Antheil. Vor allen entzückte ihn die Schönheit der ſommerlich geſchmückten Erde: der Winter war ihm ein feindliches, finſteres Weſen, das die leuchtende Sonne und mit ihr alle Heiterkeit und Freude raubt. Um ſo freudiger ward er erregt durch die Wiederkehr des wonnigen Frühlings, das Wiederaufleben der Erde im Mai. Es iſt bekannt, welche große Rolle Frühling und Vogelgeſang bei den deutſchen Lyrikern des Mittelalters ſpielen. Wenn der Lenz einzieht, dann ſchmückt ſich die Erde mit fröhlichem Grün und bunten Blumen, dann beginnt die Zeit der Freude und Liebesluſt. Häufig ſtellen ſie ſich den Frühling (den ſie auch „Herr Mai“ nennen) und den Winter perſönlich dar, jenen als den friſchen, jungen, ſiegreichen Helden und König, der durch Boten ſchon vorher ſeine Ankunft verkündigt und dem Winter Krieg anſagt; mit reicher Gefolgſchaft und mächtigem Heere rückt er ein, im grünlaubigen Kleid, und vertreibt den Winter nebſt ſeinen Geſellen, dem Reif und Schnee. Freudig wird er empfangen, wie ein einziehender König, und wie dieſer reichlich Gaben vertheilt, ſo ertheilt er freigebig an Wald und Wieſe, an Berg und Thal wunneclichiu sumerkleit. Eine reiche Sammlung von Dichterſtellen der Art hat Grimm zuſammengeſtellt S. 719 ff.

Das ſind nun freilich Darſtellungen, wie ſie der dichteriſchen Denk- und Ausdrucksweiſe überhaupt gemäß ſind. Aehnliches findet ſich bei Dichtern aller Zeiten, und für uns liegt es am nächſten, uns an unſern Göthe zu erinnern:

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes, ꝛc.

Aber bei den deutſchen Dichtern des Mittelalters finden ſich dieſe Gedanken ſo oft, daß wir in ihnen einen nationalen Zug und volksthümliche Vorſtellungen erkennen müſſen. Es zeigt ſich auch hier jene Verwandtſchaft zwiſchen der Poeſie der Dichter und der unbewußten dichteriſchen Kraft des Volksgeiſtes. Alle urſprünglichen Schöpfungen des Volksgeiſtes ſind poetiſch, und vor allem die religiöſen, mythiſchen Vorſtellungen; und alle Volksbräuche, die ja ſchließlich immer mit jenen mythiſchen Vorſtellungen zuſammenhängen, tragen einen poetiſchen Hauch. So auch die Volksbräuche, von denen wir hier ſprechen, denen dieſelbe Anſchauung zu Grunde liegt, wie jenen bildlichen Ausdrücken der Dichter.

Von älteſter Zeit her faßte das deutſche Volk Winter und Sommer als perſönliche Weſen auf, als feindliche Herrſcher, die mit einander um die Herrſchaft ſtreiten. Und um der Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck zu geben, wurde dieſer Kampf von Winter und Sommer, bei dem der Winter unterlag, mimiſch dargeſtellt. Dies iſt die urſprüngliche Form, aus der alle jene verſchiedenen Arten der Frühlingsfeier hervorgegangen ſind. Natürlich hat ſich jener alte Brauch im Laufe der Zeit immer mehr und mehr, an manchen Orten ſtärker, an anderen weniger abgeſchwächt, und ſich in ſeiner urſprünglichen Form nur ſelten noch erhalten. Ein förmlicher Kampf findet noch ſtatt in den Rheingegenden, ferner in Schwaben, Bayern, der Schweiz und überhaupt den Alpenländern. Zwei Burſchen, der eine als Winter in Stroh oder in Moos eingemummt, der andere, der Sommer, mit Epheu oder friſchem Grün bekleidet, beide von zahlreichem Gefolge umgeben, treten auf und eingen mit einander, bis der Winter zu Boden geworfen iſt. Dann wird demſelben ſeine Hülle abgeriſſen, zerſtreut, und ein ſommerlicher Kranz oder Zweig herumgetragen. Dazu ſingt das Gefolge ein Lied, welches den Sieger preiſt und begrüßt, den Winter verhöhnt, wie jenes Tra ri ra, der Sommer der iſt da ꝛc. oder:

[1]) Grimm, Deutſche Mythologie, S. 715 ff.; Uhland, Ueber die deutſchen Volkslieder, Geſ. Schr. Bd. III, S. 17 ff.

Ju Ja Ja, der Sammertag iſt da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stube hinaus.

Oder:

Stad aus! dem Winter geha die Augen aus:
Veilchen, Roſenblumen,
Halen wir den Sammer,
Schicken den Winter übern Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

In Frankfurt am Main ſang man:

Hawele Hawele Lane,
Die Faſtnacht geht bald ane,
Unten in dem Hünkelhaus,
Hängt ein Karb voll Eier h'raus.
Droben in der Fürſte
Hängen die Bratwürſte.
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück ſchlag ins Haus,
Kamm nimmermehr heraus.
Vialen und die Blumen
Bringen uns den Sammer.
Ri Ra Rum!
Der Winter iſt bald rum!
Der Sammer iſt ſu keck
Und wirft den Winter in den Dreck.

Anderwärts wird während des Kampfes geſungen:

Stad aus, Stad aus,
Stecht dem Winter die Augen aus;

und nach beendigtem Kampfe:

Sa treiben wir den Winter aus
Durch unſere Stadt zum Thor hinaus.

Die älteſte Erwähnung dieſes Brauches findet ſich in Sebaſt. Franck's Weltbuch 1542: „Zuo mitterfaſten iſt der Roſenſantag ꝛc. An diſem tag hat man an etlichen arten ein ſpil, daß die buaben an langen ruaten bretzeln herumb tragen in der ſtatt, und zwen ungethane mann, einer in Singrüen oder Ephew, der heißt der Sammer, der ander mit gmöß angelegt, der heißt der Winter, diſe ſtreiten mit einander, da ligt der Summee ab, und erſchlecht den Winter, darnach geht man darauff zum wein."

Wie aber die Homeriſchen Helden vor dem Kampfe ſich mit Schmähworten reizten, wie Hildebrand und Hadubrand, bevor ſie zum Schwertkampf ſchreiten, Rede und Gegenrede wechſeln, ſo iſt zu vermuthen, daß dies auch in dieſem mimiſchen Kampfe Winter und Sommer gethan haben werden. Und in der That fand noch in dieſem Jahrhundert in der Schweiz an verſchiedenen Orten ein ſolcher Wettgeſang ſtatt zwiſchen dem Sommer, der, um die Wärme anzudeuten, ein Hemd übertrug, und in der einen Hand einen Baum mit Birnen und Aepfeln, vergoldeten Nüſſen und flatternden Bändern, in der andern einen vielfach geſpaltenen Knüttel hielt, und dem Winter in einfacher Winterkleidung und ebenfalls dem Knüttel, mit dem ſie nach jedesmaligem Abſetzen dem andern kräftig auf die Schulter klopften. In der Ukermark wurden vor Jahren zur Weihnachtszeit Sommer und Winter durch zwei alte Frauen dargeſtellt; „der Sommer trug Senſe und Hacke, der Winter einen Dreſchflegel, mit denen jedes die in ſeine Zeit fallenden Beſchäftigungen darſtellte. Ein Berichterſtatter wußte von den Worten des Streites nur noch das folgende Bruchſtück:

Winter:

Ich bin der Winter ſtalz,
Ich baue Brücken ohne Holz.

Sammer:

Ich bin der Sommer fein,
Ich mähe mein Karn
Und hacke es wohl auf,
Und fahr es in die Scheun.

Winter:

Ich dreſche das Korn und fahr es zur Stadt,
Daß jeder ſeine Nahrung davon hat" [1].

Streitlieder der Art ſind mehrfach aus alter Zeit bekannt. Z. B. folgendes Volkslied des 16. Jahrhunderts [2]:

Sammer:

Heut iſt auch ein fröhlicher Tag,
Daß man den Sammer gewinnen mag;
Alle ihr Herren mein,
Der Sammer iſt fein.

Winter:

Sa bin ich der Winter, ich gib dir's nit Recht,
O lieber Sammer, du biſt mein Knecht!
Alle ihr Herren mein,
Der Winter iſt fein.

Sammer:

Sa bin ich der Sammer alſa fein,
Zu meinen Zeiten da wächſt der Wein;
Alle ihr Herren mein,
Der Sommer iſt fein.

Winter:

O Sammer, du fallſt mir nichts gewinnen,
Ein friſchen Schnee will ich dir bringen;
Alle ide Herren mein,
Der Winter iſt fein.

Sommer:

O Winter, wir haben dein genug,
Nun heb dich aus dem Land mit Fug!
Alle ihr Herren mein,
Der Sammer iſt fein.

Winter:

Wahl aus dem Land laß ich mich nit jagen,
O Sammer, du mußt mit mir verzagen;
Alle ihr Herren mein,
Der Winter iſt fein.

Sie zählen gegenſeitig ihre Vorzüge auf, und ſchließlich muß der Winter ſich überwunden geben, und in den Refrain des Sommers einſtimmen:

Alle ihr Herren mein,
Der Sommer iſt fein.

Lieder ähnlicher Art ſind ſchon aus dem 15., ja 14. Jahrhundert erhalten (auch Hans Sachs hat ein „Geſpräch zwiſchen dem Sammer und dem Winter" gedichtet, gedruckt 1538) und nicht nur deutſche, ſondern auch franzöſiſche. Ja, ſchon ein lateiniſches, in Deutſchland oder England entſtandenes Gedicht des 8. oder 9. Jahrhunderts weiſt auf dies Sommer- und Winterſpiel hin, indem Winter und Sommer zunächſt über den Kuckuck, der von jeher den Deutſchen als Frühjahrsbote galt, dann über ihre eigenen Vorzüge ſtreiten. „Am Frühlingstage kammen die Hirten von den Bergen herab unter dem Baumſchatten zuſammen, um dem Kuckuck lobzuſingen. Unter ihnen der junge Daphnis und der ältere Palaeman. Auch der Frühling mit dem Blumenkranze und der alte Winter mit ſtruppigen Haaren kammen heran und erheben einen großen Streit über das

[1] Kuhn in Haupt's Zeitſchr. 5, 478.
[2] Uhland, Deutſche Volkslieder, Nr. 8.

Lied des Kuckucks. Sie werden redend aufgeführt. Der Frühling wünscht, daß sein liebster Kuckuck komme, allen ein werther Gast, mit röthlichem Schnabel gute Lieder anstimmend, daß er komme mit fröhlichem Sproß und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Phöbus im Wachsen des heitern Lichts; Blumen beingt er im Schnabel und schafft Honig herbei, erbaut Häuser und beschifft sanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Der Winter dagegen singt dem Vogel Scheltreden, er will, daß der Kuckuck nicht komme, sondern in schwarzen Höhlen schlafe, bring' er doch stets den Hunger mit, wecke Schlachten, breche die liebe Ruhe, stürme Land und Meer auf. Einander selbst auch mochen die Sprecher den Vorzug streitig. Der Winter rühmt sich seiner Schätze, seiner frohen Mahle, der süßen Rost und des warmen Feuers im House. Der Frühling schilt des Gegners Trägheit nnd Wohlleben und fragt, wer dem Schläfrigen Reichthümer aufhäufe, wenn nicht zuvor Frühling ader Sommer für ihn arbeite? Wahr! erwidert der Winter, weil jene mir arbeiten, sind sie auch meine Knechte, die für mich, ihren Herrn, alle Frucht ihrer Arbeit bewahren. Nicht einen Herrn erkennt in ihm der Frühling, nur einen hachmüthigen Bettler, der sich nicht zu nähren vermöge, wenn nicht der kammende Kuckuck ihm Nahrung reiche. Da entscheidet non hohem Sitze Palaeman und gleichmäßig die ganze Hirtenschaar, daß der vergeuderische, grimmige Winter schweigen fall, und der theure Gast, der Kuckuck, schleunig kommen möge, den Alles, Erde, Meer und Himmel, erwarte. Zum Schluß rufen sie ihm Heil, für immer Heil" [1]).

Nur in Aeußerlichkeiten ist dies Gedicht eine Nachahmung Virgil's, der Kern ist deutsch und ein wichtiges Zeugniß für die schon damals in deutschen Landen gedräuchliche Frühlingsfeier durch Sommer- und Winterstreit. Weitere Zeugnisse liefern englische Dramen des 16. Jahrhunderts. „Thomas Nash läßt in einem Stücke van 1593 die vier Jahreszeiten nedst ihrem Anhang spielen und zwar den Frühling mit einem Gefalge, das in grünes Moos „vorstellend kurzes Gras" gekleidet ist, und ein Lied absingt, warin der Ruf des Kuckucks und onderer Vögel wiederkehrt, mit dem man jetzt in allen Stroßen begrüßt werde. Auch Shakespeare führt in einem Lustspiele, das 1598 zuerst erschien, den Winter nnd den Frühling auf, jenen durch die Eule, diesen durch den Kuckuck kenntlich gemacht, und in dem Wettgesange, den sie anstimmen, wiederhalt der Frühling das lustige: Kuckuck! der Winter das nächtliche Tuten der Eule. Gehören auch die Lieder, wie sie vorliegen, den Schauspieldichtern an, so ist doch ein volksmäßiger Grund falcher Darstellung nicht zu bezweifeln" [2]). Und in der That wissen wir van einem derartigen Brauch aus Altengland. An die Stelle des vermummten Winters und Sommers traten hier allegarische Pflanzen: den Sommer stellte der glänzende grüne Hulst, den Winter der dunkele Epheu dar. „Hulst steht in der Halle, liedlich anzuschauen; Epheu steht vor der Thür und friert gewaltig; Hulst und seine lustigen Leute tanzen und singen, Epheu und seine Mägde weinen und ringen die Hände; Epheu hat eine Frostbeule: so wird es allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, roth wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselde vor den Rehen; Epheu hat Beeren, schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und frißt ste auf; Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schoar, die Nachtigal, den Papogei, die artige Lerche; guter Epheu! was für Vögel hast du? keinen als das Käuzlein, das schreiet hu, hu! Der Kehrreim fardert Epheu auf, dem Hulst gebührend die Meisterschaft zu lassen" [1]). Das Absingen war wohl mit einer mimischen Vorstellung nerbunden, in der Hulst und Epheu durch vermnmmte Personen dargestellt wurden. Eigenthümlich und wichtig ist, daß dieser Gebrauch schon zur Weihnachtszeit stattfand. Aehnliches muß auch in Deutschland existirt haben, wenigstens ist in einem alten deutschen Balkslied ein ähnlicher Streit zwischen Buchsbaum und Fahlweidenbaum enthalten. Scheindar hieroon gänzlich verschieden, ist doch von gleichem Ursprung eine andere englische Sitte, daß nämlich sowohl zur Weihnachtszeit als im Mai der Drachenkampf des heiligen Georg entweder mimisch dargestellt, oder doch die Erzählung davan vargetragen wird. Denn, wie wir weiterhin sehen werden, ist der Drachenkampf eine symbolische Darstellung der Ueberwindung des Winters durch den Sammer, die sich bei allen indogermanischen Völkern findet.

Wieder andere Gestalt hot der Kampf zwischen Winter und Sommer im Narden angenammen. „Olaus Magnus meldet: die Schweden und Gothen haben einen brauch, daß in den stätten die oberkeit den ersten tag meiens zwei geschwader reuter von starken jungen gesellen nnd männern versammeln läßt, nicht anders als wolt man zu einer gewaltigen schlacht ziehen. Das ein geschwader hat einen rittmeister, welcher unter dem namen des Winters mit vil pelzen und gefütterten kleidern angethan nnd mit einem winterspieß bewapnet ist: der reitet hoffertiglich hin und wieder, wirft schneeballen und eisschemel von sich, als walte er die kelte erlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das onder geschwader anch einen rittmeister, den heißt man den Blumengraven, der ist van grünem gezweig, laub und blumen bekleidet, auch mit andern sammerkleidern angethan und nicht fast werhaft, reitet mitsompt dem winterhauptmann in die stadt ein, doch ein jeder an seinem besandern ort nnd ordnung, halten alsdann ein affenlich stechen und turnier, in dem der Sommer den Winter überwindt und zu baden rennet. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche unb Funken, das sammerliche Gesinde wehrt sich mit Birkenmeien und ausgeschlagnen Lindenruten; endlich wird dem Sammer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen" [2]).

Dies Balksfest, an dem nicht selten Adel und Könige theilnohmen, hat sich noch erhalten, aber nur in der abgeblaßten Gestalt der Einführung des Sommers (före sommer i by) durch feierlichen Umzug des Maigrafen am Walpurgistage, der sich durch Zuwerfen des Kranzes ein Mädchen als Maiin (Maiinde) wählte (Uhl. S. 31), nnd in Niederdeutschland in dem Mairitt, d. h. dem Einhalen grünen Buschwerkes (des Maien) aus dem Wald. Van Kampf nnd Streit ist hier nichts mehr geblieben. Aber deutlich erkennen wir hier, wie die in ganz Norddeutschland verdreitete Sitte des Sammereinholens aus jener ältern Form des Sommer- und Winterkampfes hervorgegangen ist. Der alte Brauch wird mit der Zeit immer mehr verstümmelt, und wir können die Phasen dieses Verwitterungsprocesses deutlich verfolgen. In manchen Gegenden wird noch ein in Laub gehüllter Bursche ins Dorf eingehatt, wie in der Grafschoft Ziegenhain, in thüringischen Dörfern (Grimm S. 745); in halsteinischen Kirchspielen begeht man den Anfang des Maies so, daß man einen Burschen und ein Mädchen mit Laub und Blumen bekränzt und unter Musik in ein Wirthshaus geleitet, wo gezecht nnb getanzt wird (Gr. S. 737). Dies mag noch als ein Rest des persönlichen Auftretens des Sammers gelten. Aber wir

[1]) Uhland a. a. O. S. 23 ff.
[2]) Ebendas. S. 25.

[1]) Ebendas. S. 27.
[2]) Grimm, Mythl. S. 735.

Digitized by Google

haben geſehen, daß der Sommer auch bloß durch einen Baum oder Zweig, den er in der Hand hielt, charakteriſirt wurde, ja daß an Stelle von Winter und Sommer geradezu Bäume traten. Und ſo wird denn auch der Sommer, den man begrüßt aber einholt, meiſt nur durch grünes Laubwerk oder Kränze angedeutet. So namentlich bei dem norddeutſchen Mairitt. Hier war es meiſt die Aufgabe eines zu dieſem Zwecke erwählten Maigrafen, in feierlichem Zug den mit Buſchwerk beladenen Maiwagen einzuholen, und das Buſchwerk dann zu vertheilen. Dieſe Sitte des Ausziehens in den Wald, um von dort den Mai einzubringen, iſt ſchon alt; ſie wird ſchon in einer altfranzöſiſchen Erzählung aus dem 13. Jahrhundert erwähnt, und auch in der deutſchen Geſchichte ſpielt ſie eine ernſte Rolle: auf einer ſolchen Maienfahrt war es, daß König Albrecht I. erſchlagen wurde [1]). An manchen Orten ſind es die Kinder, die in den Wald ziehen, wie in Schwaben; ihr Führer iſt Maikönig, der ſich eine Königin wählen darf. Meiſt aber wird nur von der Jugend ein geſchmückter Baum oder ein Kranz herum getragen, dabei geſungen und Gaben eingefordert. Nach weiter verblaßt iſt die Sitte, wo nur der Brauch geblieben iſt, grüne Bäume aufzupflanzen, wie es in vielen Gegenden Deutſchlands zu Pfingſten üblich iſt. In Gelderland pflanzte man Maiabends Bäume auf, die geſchmückt und gleich Weihnachtsbäumen mit Kerzen behangen werden, dann folgte Geſang und Tanz (Gr. S. 738). Und unſer lieber Weihnachtsbaum ſelbſt iſt nichts anderes, als der Reſt jenes Kampfes zwiſchen Winter und Sommer, als ein Symbol des grünen, gabenreichen Sommers ſelbſt. Denn daß jener Kampf in England ſchon zu Weihnachten dargeſtellt ward, haben wir oben geſehen: auch in einigen Gegenden Deutſchlands wird er ſchon in dieſer Zeit aufgeführt: einem mit Früchten und Bändern geſchmückten Baume aber ſind wir ſchon mehrfach als Symbol des Sommers begegnet. „So wird alſo zu Weihnachten mitten im winterlichen Schnee der grüne Tannenbaum als Andeutung der wieder nahenden Macht des Frühlingsgattes aufgepflanzt“ [2]).

[1]) Uhland a. a. O. S. 32.

[2]) Dieſe Deutung des Chriſtbaumes bei Wernhold, Weihnacht-Spiele und Lieder, S. 17.

Wie nun von dem alten Kampf des Winters und Sommers in manchen Gegenden nur die Einholung und Bewillkommnung des Sommers geblieben iſt, ſo hat ſich in anderen die andere Seite, die Vertreibung des Winters, vornehmlich erhalten, und zwar ſind das, wie Grimm bemerkt, namentlich die ſlaviſchen Länder, von den Deutſchen die den Slaven benachbarten mitteldeutſchen, in denen der vertriebene Winter ja die Hauptrolle ſpielt. Der Winter, auch Tod genannt, wird meiſt durch eine Strohpuppe dargeſtellt, die zum Dorfe hinausgetragen, und entweder über die Grenze oder ins Waſſer geworfen, oder verbrannt wird. Daß dieſe Winteraustreibung mit jenem alten Kampf zuſammenhängt, beweiſen die dabei geſungenen Lieder, die ausdrücklich den Einzug des Sommers hervorheben, wie:

Nun tragen wir den Tod hinaus,
Das neue Jahr hinein.
Willkommen, angenehmer Frühling,
Willkommen, hervorgrünendes Gras,

das beweiſt auch die in ſlaviſchen wie deutſchen Gegenden herrſchende Sitte, nach Vernichtung der Strohpuppe einen jungen Baum abzuhauen, und in fröhlichem Zuge in das Dorf zu bringen, mit Verſen dieſer Art:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und den Meien
Mit Blümlein mancherleien.

Aus dieſen Verſen geht auch klar hervor, wie die Idee des Todes und des Winters völlig ineinander übergeht, da dem Tod der Frühling, das neue Leben der Natur entgegengeſetzt wird.

Analog iſt die italieniſche und ſpaniſche Sitte, zu Mittfaſten, am Lätareſonntag, eine Puppe zu binden, welche das älteſte Weib im Dorfe vorſtellt, von dem Volk, zumal den Kindern, hinausgeführt und mitten entzwei gefägt wird (segare la vecchia). Auch bei verſchiedenen ſlaviſchen Völkern findet ſich dieſer Brauch. Hier iſt alſo der Winter weiblich perſonificirt.

Alle dieſe Gebräuche ſind, wo ſie nicht mehr allgemeine Theilnahme der Dorfbewohner finden, ſondern durch die Jugend ausgeführt werden, mit Gabenheiſchung verbunden.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— Auf Koſten der Humboldt-Stiftung der Berliner Akademie hat ſich im Herbſte 1876 Dr. Karl Sachs nach Venezuela begeben, um dort Humboldt's Studien über die Zitteraale wieder aufzunehmen und fortzuführen. Gegen Ende November befand er ſich in Caladaza am Fluſſe Guarico und hatte ſeine Unterſuchungen an den elektriſchen Fiſchen des Oritnco-Fluſſes (Nebenfluß des Guarica) begonnen.

— Die Befahrung des Iça oder Putumayo. Zu Beginn des Jahres 1875 unternahm Raphael Reyes, ein Mitglied des Handlungshauſes Elias Reyes u. Comp. in Popayan in Columbia, eine Forſchungsreiſe in den weiten faſt gänzlich unbekannten Gebieten, welche den Südoſten von Columbia, den Oſten von Ecuador und den Weſten der braſilianiſchen Provinz Alto Amazonas bilden, und zwar mit der ausgeſprochenen Abſicht, einen Verbindungs- und Handelsweg zwiſchen ſeiner Heimath und dem Thale des Amazonas zu ermitteln. Gegen Anfang März ſchiffte er ſich auf dem Iça oder Putumayo ein, fuhr denſelben hinab und bezeichnete ihn in einer an die braſilianiſche Regierung gerichteten Denkſchrift als den geſuchten Handelsweg. Jener Strom entſpringt auf dem Oſtabhange der Cordillera de los Andes in 2° nördl. Br. öſtlich der Stadt Paſto und fließt mit ſüdöſtlicher Richtung dem Amazonenſtrome zu, unterwegs 30 Flüſſe, darunter mehrere ſchiffbare, und 25 große Bäche aufnehmend. Unter 3° 2′ ſüdl. Br. mündet er, 1600 Seemeilen vom Meere entfernt, in den Amazonenſtrom; ſein 900 Meilen langer Lauf iſt mit Ausnahme des erſten Zehntels durchaus ſchiffbar, ſelbſt für Dampfer von gewiſſem Tiefgang. Die erſten hundert Seemeilen iſt er bei Niedrigwaſſer nur 1½ Meter tief, weiterhin 2 bis 10 Meter. Die Wälder an ſeinem Ufer ſind nach Reyes reich an Gummi elaſticum, Saſſaparilla, Cacao und Hölzern, das Klima gut, die Indianer an ſeinen Ufern friedlich und der Strom ſelbſt der trefflichſte Abſatzweg für die columbiſchen Provinzen Paſto, Caldas, Popayan, Tuqueres und Obanda mit ½ Million Einwohner, die Ackerbau, Viehzucht, Eiſen- und Holzmanufactur treiben und Kaffee, Zucker, Taback, getrocknetes Fleiſch, Talg, Häute u. ſ. w. exportiren könnten. Das einzige Hinderniß für die Ent-

wickelung der Schifffahrt sei nur der Mangel eines Schiffahrts- und Handelsvertrages zwischen Brasilien, Ecuador und Columbia [1]) (vergl. Petermann's Mittheil. 1876, S. 15).

Im December 1875 hatte Reyes bereits zwei Dampfer auf dem Iça zu schwimmen, die nach San José, 720 Meilen von der Mündung entfernt, bestimmt waren. Von dort müßte dann eine Straße nach Pasto erbaut werden (Bulletin de la Soc. de Géogr. Août 1876, p. 193). Am 4. Mai 1876 langte dann nach dem Handelsjournal von Rio Janeiro vom 22. Juni (s. L'Explorateur Nr. 78, p. 137) der erste Dampfer des Herrn Reyes von oben her in der kleinen brasilianischen Stadt Tocantins an und brachte eine circa 50,000 Kilogramm schwere Ladung von Chinarinde, Sassaparilla und Borretsch, welche das Unternehmen wenigstens in Etwas bezahlt machte. Damals schien Peru Schwierigkeiten zu machen, die jetzt gehoben sind. Denn die „Exploration" (Nr. 11, Nouvelles, p. 143) bringt die Nachricht, daß zwischen Peru und Brasilien ein Vertrag abgeschlossen sei, welcher die Schifffahrt auf dem Iça regeln und erleichtern sollte. Schon früher hatte Brasilien mit dem Hause Elias Reyes u. Comp. einen Contract wegen Errichtung einer brasilianischen Dampferlinie gemacht, welche die Ein- und Ausfuhr zwischen den Häfen des Amazonenstroms und dem Süden Columbias vermitteln soll. Damit träte zu den sechs großen regelmäßig von Dampfern befahrenen Strömen des nördlichen Brasilien (und Peru) — es sind der Amazonenstrom bis Yarimaguas, der Ucayale bis Sarayacu, der Purus bis zum Einflusse des Hyntanahani, der Madeira bis S. Antonio, der Rio Negro bis S. Izabel und der Tapajoz bis Itaituba — als siebenter nun der Iça oder Putumayo.

— Die peruanische Regierung hat mit dem Eisenbahnkönig Mr. Henry Meiggs einen Vertrag abgeschlossen, wonach letzterer die Eisenbahnen Oroya-Cerro de Pasco, Chimbote-Huaraz und die Cuyo-Bahn binnen vier Jahren fertig stellt und das Recht erhält, die ertrunkenen Bergwerke von Cerro de Pasco zu bearbeiten. Welche Reichthümer man sich von letzterer Unternehmung verspricht, erhellt daraus, daß die Regierung zwar der zu bildenden Gesellschaft 7 Proc. Zinsen von ihrem Anlagecapital von 2½ Millionen Pfund garantirt, aber von dem Reinertrag der Bergwerke 25 Proc. pro Semester sich ausmacht, 30 Proc., wenn derselbe über 500,000 Pf. St., und 40 Prae, wenn er über 1 Million Pf. St. beträgt.

— Das „South American Missionary Magazine" für März 1877 enthält einen längern Bericht des Missionärs Jakab Resyek über sein Wirken unter den Hypurinas-Indianern, welche am obern Purus, einem südlichen Zuflusse des Amazonenstroms, zwischen 8° und 9° südl. Br. wohnen. Derselbe hatte im November 1876 vier Indianerkinder in Pflege, an welchen er eine interessante Entdeckung machte. „Die Indianer — schreibt er — haben eine Eigenthümlichkeit, welche ich erst unlängst entdeckt habe; jeder hat nämlich mehrere Namen, 2 bis 3, einen für den gewöhnlichen Gebrauch und die anderen für specielle (welche, giebt er leider nicht an) Gelegenheiten [2]). So heißt der eine Knabe von 13 Jahren Irima, Yuynaapu, Ischiricu; der andere Maniwa und Camariinri, die beiden Mädchen von 11 und 6 Jahren Camarienru, Hanyapa resp. Kimbari, Amankipa, Ushitru, so daß Jemand, der sein Leben lang unter diesen Indianern zugebracht hat, und in dessen Gegenwart über ihn wohl bekannte Leute gesprochen wird, nicht weiß, von wem die Rede ist. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß Männer und Frauen, sehr nahe Verwandte ausgenommen, selten oder nie mit einander sprechen und verkehren. „So oft wir von einer Anzahl Indianer beider Geschlechter besucht werden, so machen die Weiber sich doch stets mit der größten Bestimmtheit vor den Männern, Knaben ausgenommen, bei Seite und umgekehrt. Nur gezwungen nennen die Männer im Gespräche Frauennamen; selbst meine Kinder, die mich jetzt gut kennen, nennen mir auf Befragen nicht die Namen gewisser Frauen und Mädchen, außer wenn ich fest darauf bestehe. Als einzigen Grund geben sie an, daß die Frau böse würde — „capashi" nennen sie das. Doch setzen sie sich allmälig darüber hinweg."

— In den ersten Tagen des September 1876 sind nach „L'Exploration" (Bd. II, Nro. 1) 16 junge Leute, nämlich 3 Brasilianer, 4 Argentiner, 4 Spanier, 2 Engländer, 2 Deutsche und 1 Italiener von São Paulo, der Hauptstadt der gleichnamigen brasilianischen Provinz, aufgebrochen, um zu Fuße Buenos Ayres zu erreichen. Den letzten Nachrichten zufolge befanden sich dieselben schon auf dem Gebiete der Republica Oriental del Uruguay, nachdem sie die dichten jungfräulichen Wälder Südbrasiliens unter mancherlei Strapazen, Entbehrungen und Kämpfen mit wilden Thieren und Eingeborenen durchwandert hatten. Nach Vollendung des Wagstückes soll von zweien der Reisenden ein Bericht darüber aufgesetzt und in Buenos Ayres gedruckt werden.

— Von dem Herausgeber der jetzt leider (hoffentlich nur vorübergehend) eingegangenen trefflichen La-Plata-Monatsschrift, Richard Napp, ist mit Hülfe mehrerer Mitarbeiter ein ähnliches Handbuch für die argentinische Republik erschienen, wie wir es unlängst für Brasilien anzeigten. „Die Argentinische Republik" (Buenos Ayres 1876. Mit 6 Karten) wurde im Auftrage des Argentinischen Central-Comités für die Philadelphia-Ausstellung ausschließlich von einer Reihe deutscher Gelehrten bearbeitet — außer von dem Herausgeber rührt der Inhalt her von den Professoren Dr. H. Burmeister, Dr. A. Stelzner, Dr. Lorentz, Dr Weyenbergh, Dr. A. Döring, Minen-Ingenieur E. Hünicken, Schickendanz, Prof. Dr. M. Siewert und Major F. Melchert — und diese Autorschaft kann das Vertrauen zu den Angaben der äußerst brauchbaren und erwünschten Monographie nur erhöhen. Unter den Karten verdienen namentlich wegen des vielen neuen darin enthaltenen Materials die der Pampa und der Vertheidigungslinie gegen die Indianer (von dem verstorbenen Major Melchert) und die große Gesammtkarte des Landes (Maßstab 1 : 4,000,000) erwähnt zu werden. Wir gedenken auf den reichen Inhalt des Buches, eines wahren „standard work" für alle staatlichen und natürlichen Verhältnisse der Argentina, gelegentlich noch näher zurückzukommen.

— In der Argentinischen Republik ist das stete Kreuz und Leid der Regierung, die Indianerfrage, wenigstens vorläufig zum Vortheile der friedlichen Ansiedler im Süden der Provinz Buenos Ayres gelöst worden. Die Zahl der waffenfähigen Pampas-Indianer beträgt höchstens 6000, von denen namentlich die unter dem Häuptling Namuncura stehenden Puelches (3000 an der Zahl; ihre Sitze liegen zwischen 37° und 38° nördl. Br. und 64° und 67° westl. L. Gr.) durch stete Einfälle in die Colonistengebiete lästig fielen. Die Pampa begünstigte ihr unbemerktes Erscheinen und erleichterte ebenso ihr plötzliches Verschwinden, und selbst der ununterbrochene Befestigungsgürtel, welcher sich von Mercedes und Sarmiento im Norden durch vier Breitengrade bis zur Sierra de la Ventana (38° nördl. Br.) hinzieht, vermochte ihre Raubzüge nicht zu hindern. Der Kriegsminister, Oberst Alsina, unternahm nun im vorigen Jahre einen Zug in die Pampa, und es gelang ihm mit Hülfe seines großen Ingenieurcorps und einer starken Truppenmacht, jene Befestigungslinie unter steten Indianerangriffen um etwa zwei Grade weiter nach Westen vorzuschieben, so daß sie jetzt

[1]) Auch peruanisches Gebiet muß der Fluß durchströmen, da weiterhin auch dieser Staat bei den bezüglichen Verhandlungen sich betheiligt. Die Karten jener Gegend sind noch durchaus unzuverlässig.

[2]) Diese Sitte der gleichzeitigen Führung mehrerer Namen, welche noch näherer Erklärung bedarf, ist in Richard Andree's interessanter Arbeit: „Die Personennamen in der Völkerkunde" (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1876, S. 253) noch nicht erwähnt, also wohl noch nicht bekannt gewesen.

Digitized by Google

ungefähr mit der Linie Sarmiento-Bahia Blanca zusammenfällt. Es wurden auf derselben eine Reihe Forts errichtet und mit einem breiten und tiefen Graben unter einander verbunden. Nicht allein sind durch diese Maßregel der Republik 8000 bis 10,000 Quadratlegnas guten Weidelandes gewonnen, sondern die Indianer sind auch in Zukunft genöthigt, ehe sie die Vertheidigungslinie erreichen, eine weite wasserlose Wüste zu kreuzen, was ihre Einfälle mindestens bedeutend erschweren muß. Dem „Buenos Ayres Standard" zufolge wären die Landpreise in den nun gesicherten Districten schon im Steigen begriffen.

Ein neues Bradsogenthum in Sibirien.

Von A. Kohn.

Ich habe in meinen Artikeln über Sibirien sowie in meinem (in Vereine mit Dr. Richard Andree) bei Spamer in Leipzig herausgegebenen Werke „Sibirien und das Amurgebiet" öfters des „Bradjagenthums", des Vagabondirens, gedacht und diesen Krebsschaden dadurch erläutert, daß Gefangene aus den Strafanstalten entfliehen, sich im Lande zwecklos umhertreiben und durch Betteln und Stehlen ernähren. In der Zeit, als ich in Sibirien lebte, d. h. von 1864 bis 1870, war dort ein anderes Bradjagenthum nicht bekannt. Seit jener Zeit hat sich nun eine neue Art desselben entwickelt, welche ein trauriges Licht auf die socialen Verhältnisse des so reichen Landes und auf den Bildungsgrad seiner Bevölkerung wirft; ich theile aus einer Correspondenz des Herrn Putilowin Minusinsk im „Nowoje Wremja" (Neue Zeit) hier Einiges darüber mit. Putilow schreibt: Die unbegrenzten Flächen Sibiriens und Centralasiens haben hier das Bradjagenthum erzeugt. Ich spreche nicht vom Bradjagenthum der in die Strafordeit und auf Ansiedelung gesendeten Verbrecher; dieses kann ja mit der Aufhebung der Verbannung aufhören. Wenngleich sich gegen zwanzig Tausend Individuen dieser Kategorie ununterbrochen im Lande umhertreiben, so hat das doch keinen Einfluß auf die seßhafte Bevölkerung; denn es verlockt nicht durch sein Beispiel. Eine ganz andere Sache ist es, wenn eine ganze Bevölkerung sich von Ort zu Ort bewegt, bessere Sitze sucht und nirgends die gewünschten Bequemlichkeiten findet, da überall zur Existenz Arbeit nothwendig ist. Zu diesem kommt noch das Bradjagenthum der Häretiker (Raskolnik, von raskolotj, spalten), welche zur Secte der „Stronniki" (Pilger) gehören. Dieselbe ist am Ende des 18. Jahrhunderts im Jaroslawer Gouvernement entstanden, fand aber in jener Zeit in Rußland nicht den geeigneten Boden für sich. Anders liegen die Verhältnisse in Sibirien. Die unermeßlichen Flächen dieses Landes haben die Bevölkerung schon ohnedies an das Wandern gewöhnt. In der letzten Zeit hat sich diese Wanderlust besonders stark unter den russischen freiwilligen Colonisten kundgegeben, und ihr Beispiel hat schon viele eingeborene russische Sibirier verführt.

In diesem Medium hat nun die Secte der Pilger eine große Anzahl Anhänger gefunden, welche sich in zwei Classen theilen, in eigentliche Pilger und in Pilgergastfreunde. Die Mitglieder der ersten Classe zerreißen alle Familien- und Gesellschaftsbande, machen das Paßwesen illusorisch, verändern ihre Namen und gehen in die „Taiga" (Urwald) oder vagabondiren in Dörfern, wo sie gefangen und ins Gefängniß abgeführt werden. Dieses wird als ein vom Antichrist bereitetes Martyrthum betrachtet. Die Mitglieder der zweiten Classe leben in Dörfern, fügen sich äußerlich den Anordnungen der Behörden, rechnen aber das Aufnehmen und Verbergen der eigentlichen „Pilger" zu ihren Hauptpflichten; sie achten die letzteren sehr hoch, sagen, daß sie vom Antichrist verfolgt seien, und halten verschiedene Verstecke in Bereitschaft, in denen sie die Pilger unterbringen.

Diese Secte hat sich nun über ganz Sibirien verbreitet und übt in ökonomischer und moralischer Rücksicht einen höchst verderblichen Einfluß. Besonders groß ist die Anzahl dieser Sectirer im Kreise Ischym und Jalaturowsk (Gouvernement Tobolsk), Mariinsk und Bijsk (Gouvernement Tomsk) und Minnsinsk (Gouvernement Jenisseisk).

Von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl ihrer Anhänger und gleichzeitig damit die Anzahl der Bradjagen in Sibirien.

Um zu zeigen, auf welche Weise sich die Anhänger des „Pilgerthums" vermehren, und welche Folgen dieses nach sich zieht, erzählt Putilow die Geschichte der am Flusse Ussa angesiedelten Pilger.

Gegen Ende der fünfziger Jahre erschien im Ischymer Kreise eine unbekannte Persönlichkeit, welche sich Thomas Jegorowitsch nannte, und die Lehre der „Pilger" vorzutragen begann. Dieser Apostel hatte schnell gegen hundert Anhänger erworben, welche er mit sich in den Bijsker Kreis führte, wo er ihnen versprach, daß sie das „Bjelowodije" (zu Deutsch das Weißwasser) finden würden [1]). Dort angelangt, zerstreute sich der größte Theil in der Taiga; die übrigen siedelten sich in verschiedenen Dörfern, hauptsächlich aber im Dorfe Toino an. Hiermit begnügten sie sich jedoch nicht, sondern forderten von Thomas, daß er sie noch Bjelowodije führe; doch der pfiffige Vagabund erklärte, daß der Weg dahin in Folge ihrer Sünden für sie versperrt sei, doch habe ihm Gott gesagt, daß bald Christus das zweite Mal kommen werde, und deshalb ertheilte er ihnen den Rath, ein tiefes Loch zu graben, es mit Bäumen aus dem Urwalde zu bedecken und sich in demselben vor dem Antichrist zu verstecken. Nachdem Meister Thomas seine Schüler in dieses Loch gesetzt hatte, nahm er ihnen ihre Habe und entlief in den Tschelabinsker Kreis, da in Bijsk zwischen ihm und der Polizei Streitigkeiten ausgebrochen waren.

Da die im tiefen Loche Sitzenden vergebens auf das Erscheinen des jüngsten Gerichtes warteten, kamen sie endlich wieder ans Tageslicht und gegen vierzig Familien dieser Sectirer machten sich auf den Weg nach Minusinsk, wo sie von einer Gegend am Flusse Usso gehört hatten, die, von unzugänglichen Bergen ringsum eingeschlossen, von anderen bewohnten Landstrichen gänzlich geschieden sein sollte. Es fehlte ihnen aber ein Lehrer, und deshalb entsendeten sie eine Deputation an Thomas Jegorowitsch, der jedoch erst im Gouvernement Samara (im europäischen Rußland) gefunden wurde. Hier hatte dieser neue Prophet noch gegen funfzig Familien angeworben, mit denen er nach Minusinsk reiste. Die Pilger vernichteten ihre Reisepässe, veränderten ihre Namen, gingen zum Generalgouverneur und erklärten, daß sie Häretiker, die von Kirgisen abstammten, gegen 30 Jahre umher gewandert und nun endlich entschlossen seien, sich an der Ussa fest anzusiedeln und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. Der Generalgouverneur untersuchte die Sache nicht gründlich und siedelte die Vagabunden an der Ussa, ganz in der Nähe der Landesgrenze und über 400 Werst von der nächsten russischen Behörde, an.

Thomas Jegorowitsch, der sich nun in Iwan Athanasiewitsch umtaufte, war hier vollständig autokratischer Herrscher. Er verfuhr vollkommen despotisch mit seinen Anhängern; Fremde wurden nicht gelitten, sondern getödtet oder von seinem Gebiete verjagt. Während seiner Irrfahrten hat dieser neue Prophet sich einige Grundsätze gebildet, welche von seinen Anhängern befolgt werden; nämlich 1. es sei keine Sünde, einen Orthodoxen zu ermorden, denn er würde durch Blut gekrönt und seine Seele werde im himmlischen Jerusalem gereinigt; 2. es sei keine Sünde, Orthodoxen Mundvorräthe

[1]) Das „Bjelowodije" ist das russische Eldorado, welches der gemeine Russe seit lange sucht. Die „Pilger" haben daraus ein Land gemacht, in welchem der wahre Glauben schon vor der Zeit des Patriarchen Nikon existirte und das dem russischen Kaiser nicht unterthan ist. Dieses Land soll natürlich überreich an allen Schätzen sein.

Digitized by Google

zu stehlen, denn Gott giebt sie ihnen blaß für die Pilger; 3. aber ist es eine große Sünde, der Behörde von einem Verbrecher Anzeige zu machen; denn hierdurch wird man dem Verräther Judas ähnlich und dient dem Antichrist.

Die Verwegenheit des Iwan Athanasiewitsch ging so weit, daß er am hellen Tage Menschen abschlachtete. Endlich entdeckte dies zufällig ein Beamter, der Fürst Apakidse, und Iwan Athanasiewitsch wurde mit drei Genossen ins Gefängniß nach Krasnojarsk gebracht, von wo er jedoch verschwunden ist. Ist er etwa gestorben? Es geht das Gerücht, daß er lebe, und daß er in Ussa sei; doch ist es unmöglich seiner habhaft zu werden.

Jetzt wallen die „Pilger" aus Minusinsk nach Wladiwostak übersiedeln. Einige Male haben diese Sectirer es versucht, im Jenisseisker Gouvernement ihr gelobtes Land „Bjelowodije" aufzufinden; eine Partie ging an die Quellen des Jenisei, eine andere kam sogar nach Tschuguntschak und an den obern Irtysch, aber das ersehnte Bjelawodije hat sie nicht gefunden. Merkwürdig ist, daß die Pilger einige geschriebene „Wegweiser nach Bjelawodije" besitzen. In einem derselben ist der Weg aus Rußland über Tamsk, Barnaul, Bijsk und das Dorf Umansk, wo Pilger wohnen, und von hier an den obern Irtysch, über Kaschgar (!) vorgezeichnet; von dort aus ist es nach dem „Wegweiser" nicht mehr weit nach Bjelowodije.

Aus Rücksicht auf die Gemeingefährlichkeit dieser Secte wäre es, wie der Correspondent meint, nothwendig, daß gegen sie seitens der Regierung energische Maßregeln ergriffen würden, zu denen er auch die Schulpflicht zählt. Die Kirche kann mit diesen Sectirern nichts anfangen, denn sie würden sich doch immer statt in der Kirche an entlegenen Orten, im Verstecke der Taiga versammeln. Zum Aufsuchen ihres Bjelawodije sollen diese Fanatiker ungewöhnliche Summen ausgeben, so zwar, daß Putilow meint, daß sie für dieselben sehr gut einige gut bezahlte Lehrer unterhalten könnten. Selbst die allgemeine Heerespflicht soll nicht im Stande sein, diese Leute von ihrem Wahne zu heilen, denn wenn sie in fernere Gegenden gesendet werden, desertiren sie, wenn sie aber in nahen Garnisonen gelassen werden, bleiben sie in beständigem Verkehr mit ihren fanatischen Glaubensgenossen.

Hier sei noch bemerkt, daß Njemirowitsch-Dantschenka diese Secte auch in seiner Beschreibung Finnlands erwähnt, wo hin und wieder einige Individuen hinkommen, um sich von dem mildthätigen, aber ungebildeten Russen jener Gegend ernähren zu lassen. Soweit ich das russische Volk, d. h. den ungebildeten Bauern kenne, von Pskow bis an die Lena, bin ich überzeugt, daß es sehr leicht ist, ihm irgend einen Unsinn als den wahren Glauben aufzubinden; man muß es nur verstehen, die neue Lehre durch die Apokalypsis zu begründen, welche leider beim gemeinen Russen das Buch der Bücher und allgemein verbreitet ist. Wer dem russischen Volke wahl will, muß wünschen, daß die Regierung gerade die Verbreitung dieses Buches hintertreibe.

Hitze in Australien und Regenzauber der dortigen Eingebarenen.

H. G. Wie der diesjährige Winter in Europa sich durch eine außerordentliche Milde auszeichnet, so thut sich der gleichzeitige Sommer in Australien durch einen ungewöhnlich hohen Grad von Hitze hervor. Am 15. December vorigen Jahres stieg das Thermometer in Melbourne auf 31° R. im Schatten und auf 52° R. in der Sonne, in Adelaide auf resp. 36½° R. und 57° R. und in Sydney gar auf 37½° R. Von Plätzen aus dem Innern werden noch höhere Temperaturgrade berichtet. Z. B. stand das Thermometer in Walgett (Neu-Süd-Wales) auf 41° R. und in Ediawie, westlich vom Lake Eyre in Südaustralien, auf mehr denn 39° R. im Schatten. „Es ist hier," schreibt man uns am 15. December von letzterem Platze aus, „gegenwärtig eine ganz entsetzliche Hitze. Krähen, Elstern, Diamantsperlinge und andere kleine Vögel liegen, von der Hitze getödtet, todt unter den Bäumen. Niemand weiß sich einer solchen Hitze und Dürre zu erinnern. Meilenweit umher giebt es keinen Grashalm und kein Wasser mehr und die Gebüsche vertrocknen. Die Eingeborenen haben sich zahlreich — mehrere Hundert — am Dalhonsie, Peake und Stewart's Creek versammelt und sind halbverhungert. Es ist seit langer Zeit kein Regen gefallen, so daß es ihnen unmöglich wird, sich Wurzeln und Kräuter, auf die sie mit ihrem Lebensunterhalt hauptsächlich angewiesen sind, zu verschaffen. Man kann es den armen Geschöpfen daher nicht verdenken, wenn sie sich bemühen, dem Regen zu schmeicheln, daß er herabfalle. Dies geschieht in ungefähr folgender Weise. Sie verschaffen sich einen Adlerhabicht, reißen die Federn an den Flügeln aus und ziehen sie von den Spulen ab, um sie darauf in Bündeln zusammenzubinden. Dann entfedern sie den Körper des Vogels, wenden aber dabei die größte Vorsicht an, daß sie die Daunen nicht ausziehen, bevor die Federn ausgerupft sind. Nun erst nehmen sie die Daunen ab und stecken sie in einen Beutel. Nachdem dies Alles geschehen, öffnet einer der ältesten Männer des Stammes mit einem sehr scharfen Steine eine Ader am Arme oder an der Brust des sogenannten Regenmachers (diese Gabe soll, wie sie sagen, nur sehr Wenigen unter ihnen verliehen sein) und fängt das auslaufende Blut in einer Art hölzerner Schüssel auf, welche „peachie" (Pitschi) genannt wird und die aus einem Stücke massiven Holzes in der Länge von 1 bis 3 Fuß angefertigt ist. Er beschmiert sodann das Gesicht der Männer mit dem Blute und klebt die Daunen darauf. Man kann sich leicht vorstellen, welch ein scheußliches Aussehen ihnen dies giebt. Zum Schlusse beginnt eine Art Carroboree (Waffentanz), der oft drei bis vier Tage anhält. Sie nehmen sich dabei sehr in Acht, daß die Lubras (Frauen) sie nicht sehen, und auch ein verheiratheter Mann geht während dieser Zeit nicht ins Lager und spricht nicht mit seiner Gin (Ehefrau). Sofern es nun zufällig sehr wenig regnet, so lautet die Antwort, wenn man sie fragt, wer den Regen gemacht hat: „Ein anderer Blackfellow (Schwarzer) hat es gethan, nicht ich; ich glaube, ein Larrapinda (Name eines benachbarten Stammes) Blackfellow hat es gethan." Regnet es dagegen heftig und die Creeks schwellen an, so rühmen sie sich gleich, daß sie es gethan haben.

* * *

— Im verflossenen Jahre sollen über 30,000 Einwanderer in Brasilien angekommen sein, die größte bisher erreichte Zahl.

— Vom 1. März ab hat der Oesterreichische Lloyd den in erfreulichem Aufschwunge befindlichen griechischen See- und Handelsplatz Patras in directen Dampfschiffsverkehr mit Konstantinopel u. s. w. gesetzt. Die Schiffe fahren alle zwei Wochen von Corfu ab und berühren unterwegs außer Patras den Piraeus, Vala, Salaniki, Kawalla, Lagos, Dedeaghatsch, die Dardanellen und Gallipoli.

— Zwanzigtausend Alligatorhäute werden alljährlich in den Vereinigten Staaten zu Leder verarbeitet. In früheren Jahren kamen diese Häute fast ausschließlich aus dem Staate Louisiana und bildeten in New Orleans einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Gegenwärtig aber ist die Thätigkeit der Alligator-Jäger hauptsächlich auf die Sümpfe und Moräste von Florida beschränkt, und die Beute wird von Jacksonville aus nach den nördlichen Gerbereien verschifft.

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. IV. (Mit vier Abbildungen.) — A. Czekanowski über seine Erforschung der Untern Tunguska im Jahre 1873. II. (Schluß.) — Emil Schlagintweit: Die Völker Ost-Turkistans. III. (Schluß.) — Konrad Zacher: Kampf des Sommers und Winters. I. — Aus allen Erdtheilen: Südamerika. — Ein neues Bradjagenthum in Sibirien. — Hitze in Australien und Regenzauber der dortigen Eingebarenen. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 7. April 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 43, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

V.

Madonna di Scarpello. Die Bocchesen.

Kaum hat man die Catene hinter sich, so ändert die Natur ihren Charakter und nimmt einen ernstern Ausdruck an, als sie in der fruchtbaren Umgebung von Castelnuovo hatte. Zur Rechten hat man die Halbinsel, welche zwischen Cattaro und dem Thale Lupa sich nach Norden vorschiebt und im Berge S. Etia zu 2390 Fuß aufsteigt; auf dem schmalen Ufersaume zwischen Meer und Berg liegen die von Schiffern bewohnten Orte Stolivo und Perzogno, während gegenüber zur Linken eine eben solche nur kleinere Halbinsel sich nach Süden erstreckt und auf einem spitzen Ausläufer Perasto trägt. Vorn dehnt sich der weite Busen aus, an welchem Orahowatz und Cattaro selbst liegen, überragt von den wildzackigen montenegrinischen Grenzbergen; rückwärts öffnet sich die dreieckige, von bewaldeten Bergen eingeschlossene Bucht von Risano, das schon zu Römerzeiten unter dem Namen Risinium dieselbe Lage inne hatte. An der Ausmündung dieser letztern Meeresweitung liegen zwei kleine flache Inselchen, deren jedes so ganz mit Baulichkeiten bedeckt ist, daß diese unmittelbar auf der Meeresfluth zu schwimmen scheinen: es sind Madonna di Scarpello und S. Giorgio, erstere im Besitze eines wunderthätigen Mariendildes, letztere eine ehemalige Benedictinerabtei tragend. Das Marienkirchlein von Scarpello ist architektonisch nicht gerade beachtenswerth, unterscheidet sich aber von den anderen schmucklosen Kirchen der Gegend durch seine mit Bildern und Votivtafeln aus getriebenem Silber bedeckten Wände, durch seine Deckengemälde und seinen marmornen Fußboden und Altar. Auch das hochverehrte Cultusbild selbst besteht aus getriebenem Silber und nur die Köpfe der Maria und des Jesuskindes sind gemalt, nach byzantinischem Stile, wie etwa die Marien Cimadue's oder Taddeo Gaddi's. Nach Ansicht der Bocchesen aber, deren es so viele schon auf Anrufen aus Sturmes- und Türkengefahr gerettet hat, ist es ein Meisterwerk des heiligen Lucas selbst und hat die Reise von Negroponte, seinem frühern Aufenthaltsorte, nach den Bocche allein und ohne jede menschliche Hülfe ausgeführt. Denn am 22. Juli 1452 fanden es Fischer auf dem einsamen Scarpello-Felsen, umgeben von strahlenden Lichtern. Im feierlichen Geleite aller Boote und Schiffe, so viel deren die Bocche zählten, wurde es in die Hauptkirche von Perasto übergeführt, was aber nichts half, da es am folgenden Morgen wieder nach seiner Klippe zurückgekehrt war. Und das wiederholte sich noch zweimal, so daß die Bocchesen als die Klügeren nachgaben, den Fels ebneten, durch Versenkung von Steinen und alten Schiffen vergrößerten und eine Kirche darauf erbauten, welche ihre jetzige Gestalt im Jahre 1630 erhielt. Noch heutigen Tages ist es bei den Perastinern Sitte, wenn sie an einem der Ehrentage der Madonna, dem 22. Juli, zur Insel herübergefahren kommen, daß jeder einen mitgebrachten Stein an deren Ufer versenkt, um ihre Widerstandskraft gegen die Meereswogen zu vergrößern. An jedem ersten Sonntage des Mai wandert das Madonnenbild wieder unter großen Feierlichkeiten nach Perasto zurück und bleibt dort in der Kirche S. Nicolo bis Ende Juni den Gläubigen ausgestellt; in diese Zeit fällt ein zweites Hauptfest zum Andenken an den Beistand, den die Madonna am 15. Mai

1564 gegen die Peraſto bedrängenden Türken geleiſtet: als weißgekleidete ehrwürdige Matrone ſoll ſie mit drohend erhobenem Finger auf der Stadtmauer erſchienen ſein und die Ungläubigen in die Flucht gejagt haben. In Proceſſion wird an dieſem Tage ihr Bild durch die Straßen der Stadt getragen; auf den Knien rutſchen die Leute unter dem die Madonna ſchützenden Baldachin hindurch, Kranke und Gebresthafte ſuchen Heilung bei ihr und auch die griechiſch-katholiſchen [1]) Einwohner von Riſana ſtrömen herbei und feuern zur Erhöhung der Andacht ihre Gewehre ab, während die in der Nähe ankernden Schiffe ihre Geſchütze löſen. Nie ſegelt überhaupt ein bocheſiſcher Kauffahrer beim Scoglio Scarpello vorbei, ohne dem Gnadenbilde mit einigen Kanonen- oder Flintenſchüſſen ſeine Huldigung darzubringen. In allen Nöthen draußen auf hoher See wendet ſich auch der Bocheſe mit ſeinem Gebete und Gelübde an die „Madonna vom Meißel", und wie ſie ihre treuen Anhänger zu ſchützen verſteht, das zeigt eine Votivtafel in ihrer Kirche: dieſelbe iſt geweiht von dem Schiffe Spirita Santo, deſſen Beſatzung von nur 54 Mann am 6. September 1747 in vierſtündigem Kampfe ſich gegen fünf türkiſche Schiffe mit 1600 Mann tapfer hielt und die Feinde mit faſt unglaublichem Verluſt an Todten und Verwundeten in die Flucht jagte. Das größte Madonnenfeſt des Jahres wird aber

Die Inſeln Maria dello Scarpello und St. Giorgio in den Bacche di Cattaro. (Nach einer Photographie.)

am 15. Auguſt als an Mariä Himmelfahrt gefeiert und alsdann ſtrömen ſo viel Gläubige des katholiſchen und griechiſchen Ritus zuſammen, daß die kleine Felsinſel die Menge kaum zu faſſen vermag. Auf dem mit Quadern belegten Vorhofe des Kirchleins wird an dieſem Tage ein alter herkömmlicher Tanz aufgeführt, bei welchem zwei große mit Wein gefüllte Flaſchen in die Mitte des Platzes geſtellt werden. Um dieſe tanzen die Männer der benachbarten Ortſchaften in ihrer Nationaltracht, mit ihren ſchönſten Waffen geſchmückt, im Kreiſe herum, indem Jeder das Schnupftuch des Nebenmannes anfaßt und einer der bejahrteſten mit einem bloßen Schwert in der Hand den Vorſänger beim Abſingen der dabei üblichen ſerbiſchen Lieder macht. Nach dem Tanze werden zum Schluſſe die Flaſchen geleert.

Der nahe Scoglio S. Giorgio trug einſt eine berühmte Benedictinerabtei, welche von den Franzoſen in eine verſchanzte Caſerne verwandelt, aber 1813 von den Peraſtinern zur Uebergabe gezwungen wurde. Der Abt dieſes Kloſters durfte einſt am Feſte des heiligen Tryphonius in Cattaro das Hochamt in pontificalibus halten, mußte aber dafür dem dortigen Biſchofe ein kleines Geſchenk überreichen. Tryphonius iſt ein ſonſt nirgends bekannter Heiliger, aber ein Mann ſo recht nach dem Herzen der kampfesluſtigen Bocheſen geweſen: nach der Legende hat er, ein Phrygier von Geburt, ſich ſchon ſeit ſeiner früheſten Jugend mit Teufelaustreiben beſchäftigt, und ſeine größte Glaubens- und Heldenthat beſteht darin, daß er dem Teufel — den Schwanz

[1]) Die Mehrzahl der Einwohner des Kreiſes von Cattaro huldigt dem griechiſchen Ritus, und nur die Bewohner von Dobrota, Perzagno, Stolivo und Mula ſind faſt alle katholiſch. Der Abſtammung nach ſind ſie, die meiſten Katholiken ausgenommen, Slaven.

Crivoscianer. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ausgeriſſen hat, wie dies auf einer Marmorſculptur in der uralten Domkirche zu Cattaro zu ſehen iſt. Seit dem Jahre 809, wo die Venetianer ſeine Reliquien zu Schiffe von Nicäa nach Cattaro brachten, übt dieſer wehrhafte Heilige, der unter Kaiſer Philippus das Martyrium erlitt, ſein Patronat über Stadt und Umgegend aus. — Jenſeit Perasto wendet das Schiff ſeinen Lauf nach Süden und nähert ſich langſam Cattaro. Immer wilder und düſterer wird die Umgebung, die Berge immer höher, und nur einen ſchmalen Uferſtreifen laſſen ſie zwiſchen ſich und dem Meere, auf welchem einzelne größere Orte, wie rechts Perzagno, links Dobrota, ſich erheben, letzteres vorzugsweiſe der Wohnort reicher Schiffsherren, welche auch ſonſt an dieſen unfreundlichen Geſtaden ihre zerſtreuten Villen zu ſtehen haben, ſo daß z. B. das Ufer von Cattaro bis zu den Catene von einer ſelten unterbrochenen Häuſerreihe bedeckt erſcheint. Jene Rheder und Capitäne ſind meiſt weitgereiſte Leute und haben die Teufen valler Ducaten; aber ſie verſchmähen es doch, ſich mit ihren Schätzen an einem lieblichern Flecken Erde niederzulaſſen, ſondern kehren ſtets wieder in die Heimath zurück. In dunkler, halb ſtädtiſcher, halb national-ſlaviſcher Tracht wandeln ſie, den langen Tſchibuk in der Hand, gemeſſenen Schrittes durch die Straßen, ſitzen mit ihren Genoſſen plaudernd in einem der kleinen Kaffeehäuſer oder ſpähen auf der Marina unter den ankernden Küſtenfahrern herum, ob ſich nicht in irgend einer Weiſe ein vortheilhaftes Geſchäft, irgend ein Handel machen laſſe. Weib und Tochter aber bleiben unter allen Umſtänden zu Hauſe — es wäre eine Schande, wenn ſie ſich auf der Straße und vor fremden Männern ſehen ließen, eine Schande für den Herrn des Hauſes, für die Weiber, für die Familie. Man fühlt, daß man ſich hier an der Grenze des Orients befindet. Am ausgeprägteſten iſt dieſe Abſchließung des weiblichen Geſchlechts in Dobrota, das faſt ganz im Beſitze von Schiffscapitänen ſich befindet. „Folge davon iſt — erzählt Th. Schiff S. 121 —, daß man in ganz Dobrota kaum eines erwachſenen Mannes anſichtig wird. Früher erlernten die Dobrotaner die Führung eines Schiffes nur praktiſch und kannten ſelten ſchreiben und leſen. Seitdem der Staat aber die Ausſtellung eines Capitänpatents von dem Erfolge einer theoretiſchen und praktiſchen Prüfung abhängig macht, beſuchen ſämmtliche Jungen die nautiſche Schule, lernen etwas Tüchtiges und gehen dann auf die See. Natürlich ſind ſie immer auf kleinen Reiſen begriffen, ſchicken Briefe aus Newyork, Marſeille, London, St. Francisco, Hongkong und Gott weiß woher ſonſt noch, aber nach Dobrota kommen ſie alle zwei oder drei Jahre einmal auf wenige Tage.“ Aber auch Frauen ſieht man auf den Straßen Dobrotas nicht, denn ſie verlaſſen ihr Haus nur, um in der Barke die Kirche zu beſuchen; ſie leben völlig abgeſchloſſen von der Welt, und dies geht ſo weit, daß die Frau vom Hauſe nebſt ihren Töchtern nicht in der Gemeinſchaft der männlichen Familienmitglieder ſich zu Tiſche ſetzt, ſondern allein ſpeiſt. Trotzdem aber haben es die wegen ihrer Schönheit berühmten Dobrotanerinnen ſtets verſtanden — und die letzten ſolcher Fälle ſind noch nicht gar zu lange her —, ihre feſtungsartig ummauerten und mit Schießſcharten verſehenen Wohnhäuſer tapfer gegen räuberiſche Angeiffe der Montenegriner zu vertheidigen und höchſtens von einem Knechte unterſtützt die Söhne der Schwarzen Berge mit blutigen Köpfen heimzuſenden.

Dobrota mit ſeinen Gärten macht noch einen anmuthigen Eindruck; dann aber werden die Berge immer höher und ſchroffer; ihre Farbe wird ſchwarzgrau, tiefe Schatten breiten ſich über die enge Bucht, in welcher zur Winterszeit die Sonne erſt zwei Stunden vor Mittag aufgeht. Am Ende dieſer düſtern Bucht liegt eine kleine Maſſe alterthümlicher Häuſer, von alten Mauern umgeben und von einem Fort überragt — es iſt Cattaro.

* * *

Die Bocchesen werden in ganz Dalmatien als etwas Beſonderes, Eigenthümliches angeſehen und nicht ohne Grund. Denn ſie haben es verſtanden, ihren nur von Felſen und Salzwaſſer erfüllten Erdenwinkel zu einem der reichſten Gebiete des Landes umzuwandeln. Der Ackerbau freilich bringt wenig ein, und wenn auch die Bergeshänge durch künſtlichen Terraſſenbau zum Fruchttragen gezwungen worden ſind, ſo würde deren Ernteerträgniß die Bewohner des Kreiſes höchſtens nur ein Drittel des Jahres erhalten. Obendrein iſt der Sommer hier zwiſchen den hohen nackten Felswänden ſo heiß und trocken, daß Quellen und Bäche verſiegen und ſtellenweiſe das Trinkwaſſer von weit her geholt werden muß; nur Herbſt und Frühling ſind angenehm, der Winter reich an Regen wegen der nahen Hochgebirge. Die Schifffahrt dagegen iſt es, welche den Bocchesen zu Wohlſtand verhilft, und wenn auch alljährlich gar manche ihr Grab in den Wellen finden, ſo bringt es doch die Mehrzahl dahin, in oft verhältnißmäßig noch jungen Jahren ſich zur Ruhe zu ſetzen, das väterliche Haus auszubauen, es mit Seltenheiten aus fernen Ländern, namentlich mit Waffen, zu ſchmücken und dort in rauher, unzugänglicher Stille ihr Leben zu beſchließen.

Ganz verſchieden in Sitten und Gebräuchen von denjenigen Bocchesen, die unten am Meeresufer wohnen und zur See ihren Lebensunterhalt gewinnen, ſind jene, welche mehr landeinwärts im Gebirge ſitzen, namentlich die Bewohner von Crivoscie, einer aus mehreren Dörfern beſtehenden Gemeinde zwei Stunden nördlich von Riſano. Staatlich gehören die wenigen hundert Crivoscianer zwar zu Oeſterreich und ſpeciell zum Kreiſe Cattaro, in der That aber ſind es eine Art Montenegriner, halb unabhängige Serben, nach türkiſchen Angaben Abkömmlinge geflüchteter türkiſcher Unterthanen, wie die Uskoken. Dort oben hauſen ſie in elenden, aus über einander geſchichteten Steinen erbauten Hütten, und das Einzige, was ſie beſitzen, ſind außer Schafen und Ziegen ihre Waffen, die ſie nie von ihrer Seite laſſen. Von Jugend auf an alle Beſchwerden und Entbehrungen gewöhnt und voller Kriegsluſt, ſind ſie treffliche Schützen und geübte Bergſteiger und erprobten ſeit je ihre Künſte an ihren Erbfeinden, den Türken, denen ſie auch kürzlich wieder im bosniſchen Aufſtande in Menge gegenüber geſtanden haben. Haben ſie doch auch im Jahre 1869 den Truppen ihrer eigenen Regierung, welche ſie, wie alle ihre übrigen Unterthanen, zum Kriegsdienſte heranziehen wollte, den blutigſten Widerſtand geleiſtet. Ganze Regimenter voller Diſciplin und Muth ſuchten, als die Civilbeamten nichts auszurichten vermochten, vergeblich ſich Einlaß in das Hochthal von Crivoscie zu erzwingen: 300 bis 400 Männer vereitelten alle Anſtrengungen. Ein Hagel von Kugeln lichtete die Reihen der Soldaten, mächtige Steine rollten auf ihre Köpfe; bei Kujeſowatz verloren die Truppen allein 15 Offiziere und bei Maina wurden ihnen zwei ganze Compagnien aufgerieben, ohne daß die Angegriffenen einen einzigen Mann einbüßten, wie ſie überhaupt in dieſer ganzen Campagne nur einen Verluſt von 11 Todten und 73 Verwundeten hatten. Endlich ſah ſich die Regierung, welcher dieſes Gemetzel ſchon ein ganzes Regiment und mehrere Millionen Gulden gekoſtet hatte, genöthigt, den fruchtloſen Verſuchen Einhalt zu thun, die Crivoscianer vom regulären Kriegsdienſte zu befreien und ihre Steuern herabzuſetzen.

In den Bocche hat jedes Dorf faſt ſeine eigene Tracht und bewahrt dieſelbe ſo ſtreng, daß man auf Bildern aus dem vorigen Jahrhundert ſofort die Angehörigen der einzel-

Digitized by Google

nen Ortſchaften herauserkennen kann. Der Contraſt zwiſchen denſelben iſt faſt ganz bedeutend und erſtreckt ſich gleicherweiſe auf Schnitt wie auf Farbe des Gewandes. Während in Cattaro, Peraſto und Perzagno die meiſten Männer ſich nach europäiſcher Weiſe kleiden, tragen die Riſaner ein großes graues Wamms und eine betreßte Weſte mit goldenen Knöpfen, weiße von rothen Strumpfbändern gehaltene Strümpfe und einen rothen Fez mit goldener Puſchel, dagegen an Feiertagen reich mit goldenen und ſilbernen Litzen und Stickereien bedeckte, lange Ueberkleider und Weſten von dunkelgrünem Tuche. Dazu im Gürtel koſtbar verzierte Waffen, Handſchar und Piſtolen, und faſt eine damaſcirte Flinte mit perlmutterbedecktem Kolben. Die Bewohner von Dabrota und die meiſten Katholiken überhaupt gehen von Kopf bis zu Fuß ſchwarz: kurze, faltenreiche Beinkleider von ſchwarzem Zeuche, bei Reichen von Seide, ſchwarze Strümpfe und Schuhe, ſchwarze Weſte und Jacke, dunkele Leibbinde und ſchwarzes Käppchen, daß man meinen ſollte, ſie hätten Trauer. Nur an Weſte und Käppchen iſt etwas Goldſtickerei angebracht. Schade, daß der eigenthümliche Eindruck des Ganzen durch die europäiſche Cravatte auf dem gewöhnlichen Hemde geſtört wird. Die Frauen zeichnen ſich durch eine große Fülle von Schmuckſachen aus; Filigrannadeln mit großen Knöpfen ſtecken im Haare, drei- und vierfache Ketten hängen um den Hals, den Gürtel zieren große Platten von getriebenem Silber oder Kupfer und am Mieder häagt Gebommel von allerlei Geſtalt. Sonſt aber ſiad ſie meiſt eine ebenſo ſchlechte Behandlung gewohnt, wie die Weiber der Morlaken. Der gemeine Mann, welchem die ſtete Vertheidigung ſeines Landes oblag, hat ſich eben daran gewöhnt, jegliche ſchwere Arbeit ſeiner Lebensgefährtin aufzupacken, nnd unverdroſſen ſieht man die Weiber mit ſchweren Laſten durch die Berge ſchreiten, während ihre Herren und Meiſter auf dem Pferde oder Saumthiere ſitzen, das oft das ganze Vermögen der Familie ausmacht.

Henry M. Stanley's Forſchungsreiſe im central-afrikaniſchen Seengebiet.

(Nach ſeinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 26. und 29. März 1877.)

Ankunft in Udſchidſchi. — Umſchiffung des Tanganyika. — Der Lukuga-Abfluß. — Der Alexandra-Nyanza. — Abmarſch nach Nyangwe.

Nach den letzten Nachrichten [1]) befand ſich Stanley am 24. April 1876 in Ubogwe, nordöſtlich vom Tanganyika-See, auf dem Marſche nach Udſchidſchi; die jetzt vorliegenden Briefe ſind aus letzterm Orte vom 7., 10. und 13. Auguſt deſſelben Jahres datirt. Von Ubogwe ſchlug Stanley eine ſüdweſtliche Richtung ein und langte am 27. Mai zum zweiten Male in Udſchidſchi an, denn ſchon am 10. November 1871 hatte er Livingſtone dort aufgeſucht. In wenigen Tagen war ſein Boot, die „Lady Alice", flott, und ſchon am 11. Juni wurde die Umſchiffung des Tanganyika angetreten, welche Stanley in 51 Tagen zum erſten Male in vollſtändiger Weiſe ausführte, denn Burton und Speke befuhren nur kleine Theile des Ufers, während Cameron allein den Südtheil des Sees umſchiffte. Stanley ſchreibt hierüber: „Der Tanganyika iſt von mir umfahren und aufgenommen worden und ſeine enorme Küſtenlinie ſo genau niedergelegt, als ein ziemlich guter Chronometer und Sonnenbeobachtungen dies geſtatten. Capitän Burton's Entdeckung iſt jetzt ein vollendetes Ganzes, mit keiner unbeſtimmten Ecke noch unbekannten Einbuchtung. Ich bin Cameron's Cours Zoll für Zoll gefolgt, habe jedes ſeiner Lager markirt und dieſelben Führer benutzt. Wo er an tiefen Buchten vorbeifuhr und ſchließlich den See kreuzte, ohne das noch 19 geographiſche Meilen entfernte Südende zu erreichen, verließ ich ſeine Spur und vollendete, was er ungethan gelaſſen. Ich folgte ihm bis Kaſenge [2]), von wo er nach Udſchidſchi zurückkehrte, ohne die Nordhälfte zu erforſchen, aber ich ſetzte die Fahrt an den Ufern von Uguha, Goma, Kawumwe, Karamba, Ubwari und Maſanſi fort, alles neuer, von keinem Weißen beſachter Boden. So erreichte ich den Punkt, an dem Livingſtone und ich 1871 umkehrten [3]); von dort nach Udſchidſchi zurück, nachdem ich jede Ecke, Flußmündung und Bay, nach dem wirklichen Abfluß durchſucht hatte; die von mir ſo zurückgelegte Entfernung beträgt über 800 geogr. Meilen."

Leider hat Stanley keinen zuſammenhängenden Bericht über ſeine Fahrt eingeſandt, da ſein eiliger Aufbruch nach Nyangwe ihn daran verhinderte, doch erfahren wir viele intereſſante Einzelheiten. Nach Burton's Angabe wurde auf allen bisherigen Karten des Tanganyika die große Inſel Ubwari im nördlichen Theile deſſelben angegeben; Stanley fand, daß dieſelbe in Wirklichkeit eine 30 Miles lange, ſchmale Halbinſel ſei, welche die Länder Karamba und Ubwari enthält und durch einen 7 Miles breiten und 200 Fuß hohen Iſthmus mit der Weſtküſte zuſammenhängt. Den tief nach S.-S.-W. einſchneidenden Golf zwiſchen Ubwari und Maſanſi, auf dem Feſtlande, hat Stanley nach Burton, dem Entdecker des Tanganyika, benannt. Von einem der Ubwari-Hügel blickte Stanley mit dem Fernrohr nach Weſten, wo auf 20 bis 30 Meilen Entfernung wellenförmige Bergketten mit tiefen Zwiſchenthälern das Land einnehmen, hinter welchen ſich das große Plateau Centralafrikas wieder erhebt und im großen Bogen nach Südweſt am Horizont in das Gomaplateau übergeht. Viele kleine Flüſſe kommen aus den Thälern und fallen alle am Weſtufer des Burton-Golfs in den See. Ferner berichtet Stanley über „reiche Entdeckungen von prachtvollen Waſſerfällen, unvergleichlicher Scenerie, „Waſſer-Hyänen" (?), wohlriechenden Beeren, Höhlen, die Kupferminen von Katata und die Art ihrer Bearbeitung. Ich habe viel über die berühmten unterirdiſchen Häuſer in Rua gehört and eine neue Religion unter den Stämmen am Tanganyika gefunden."

Von Hauptintereſſe iſt dagegen Stanley's Erforſchung des Lukuga, jenes nach Cameron alleinigen Abfluſſes des Tanganyika. Stanley, welchem Cameron's Entdeckung bekannt war, fand die Mündung des Lukuga unter 5° 49′ 30″ ſüdl. Br. an der Weſtküſte; quer vor derſelben erſtreckt ſich

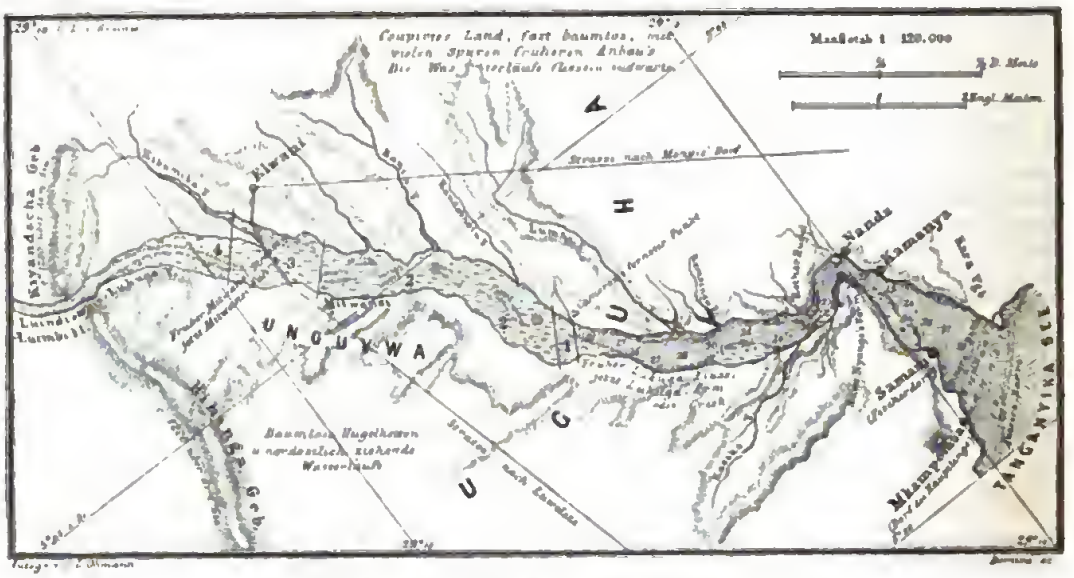
[1]) Ueber den bisherigen Verlauf der Expedition vergl. „Globus" XXVIII, S. 373; XXX, S. 166. 183. 198. 215.

[2]) Eine kleine Inſel an der Weſtküſte unter 5° 35′ 30″ ſüdlicher Breite.

[3]) Am Nordende des Sees.

eine Sandbarre mit nur 2 bis 4 Fuß Wassertiefe mit starker Brandung. Durch einen 6 Fuß tiefen Canal gelangte die „Lady Alice" durch dieselbe und nach Passirung einer zweiten, innern Schlammbarre mit 7 bis 13 Fuß Tiefe und 15 Fuß tiefer Passage in den eigentlichen Lukuga. Der Häuptling Kawe Nyange, welcher Cameron's Canoe geführt hatte, empfing Stanley freundlich und erbat sich, nach ihn zu begleiten. Mit dem herrschenden Südostwind fuhr das Boot den Lukuga hinauf, welchen Stanley als eine schöne, flußähnliche Wassermenge von 400 bis 600 Yards Breite schildert; das offene Wasser hat jedoch nur 90 bis 450 Yards Breite, da an beiden Ufern und besonders in allen vor dem Monsun geschützten Einbuchtungen ein dichter Papyruswald steht. Etwa eine Meile von der Mündung bei dem Orte Nanda verengt sich der Lukuga sehr stark, um dann mit größerer Breite sich scharf nach West und Nordwest zu wenden. Stanley's Lothungen ergaben eine zwischen 24 und 30 Fuß wechselnde Tiefe. Etwa 3 Meilen von der Mündung bei dem kleinen Lumba-Flusse schlug Stanley in einer kleinen Bucht mit Ukindo-Palmen sein Lager an derselben Stelle auf, an der Cameron 1874 umkehrte, da schwimmende Vegetation seinem Canoe den Weg versperrte. Jener fand den Lukuga hier „drei Faden tief, 600 Yards breit und mit einer Strömung von $1\frac{1}{2}$ Knoten." Stanley dagegen schreibt: „Hierauf fuhr ich den Lukuga weiter hinauf. Etwa 100 Yards höher kamen wir an die Grenze des offenen Wassers; eine anscheinend undurchdringliche Papyrusmasse wuchs von Ufer zu Ufer. Wir hielten an und suchten mit einer tragbaren Wasserwage (?) eine Strömung zu entdecken; die Wasserwage zeigte keine an. Hierauf drangen wir

Einfahrt in den Lukuga. (Nach Cameron.)



Der Lukuga-Arm des Tanganyika-Sees nach Stanley.

Die Querlinien im Flußbette scheiden folgende durch Zahlen bezeichnete Flächen: 1. Dichter Papyrus mit 9 bis 12 Fuß Wasser darunter. — 2. Papyrus und Morast mit offenen Wasserflächen dazwischen. — 3. Bar der letzten Regenzeit (November 1875 bis April 1876) trockenes Land, d. h. trockenliegendes Alluvium mit Wasserrohr und einigen Tamarinden bewachsen. — 4. Quelle des nordwestlich fließenden Luindi- oder Lumbi-Flusses. — Tiefen in englischen Faß.

20 Yards tief in den Papyrus ein, bis wir vor pechschwarzen Schlammbänken halten mußten, welche Pfützen und Schlammlöcher voller thierischen Lebens einschlossen. Ich ließ vier meiner Leute im Boote aufrecht stehen, kletterte auf ihre Schultern und hielt Umschau. Ich sah das Flußbett von Ufer zu Ufer mit Papyruspflanzen verstopft, außer wo sie kleine Tümpel stillen Wassers einschlossen, während ich etwa eine Meile höher hinauf Bäume sah, welche mitten in dem Bett zu stehen schienen." Hierauf kehrte Stanley in das offene Wasser zurück und suchte mittelst einer auf dem Wasser schwimmenden Holzscheibe, an welcher ein irdener Topf an einem Seile 5 Fuß unter der Oberfläche hing, eine Strömung zu entdecken. Das Resultat war folgendes: am Morgen, während der Südost-Monsun (Manda) stark wehte, schwamm die Scheibe in einer Stunde 822 Fuß von S.-O. nach N.-W., also vom See fort; am Nachmittag bei Wind-

Digitized by Google

ſtille dagegen 159 Fuß in 19½ Minute von N.-W. nach S.-O., d. h. dem See zu.

„Am zweiten Tage ging ich mit 15 meiner Leute, dem Häuptling und 10 ſeiner Leute zu Fuß nach Nordweſten, indem wir ſo nahe als möglich am Ufer des Lukuga blieben; ich bemerkte, daß alle Ströme und Waſſerbetten von Nordweſt nach Süd und Südoſt liefen. Nach einem Marſche von mehreren Stunden erreichten wir das Dorf Elwani, von wo ein Weg nach Süden den Luluga kreuzt. Nachdem wir den ſanften Abhang hinabgegangen, paſſirten wir das trockne Bett eines periodiſchen Stromes, in welchem vertrocknetes Waſſerrohr eine Strömung nach dem See zu anzeigte. Ein paar Yards weiter wurde das Bett zuerſt feucht, während undurchdringliches Waſſerrohr Alles anfüllte, außer wo der wohlausgetretene Pfad tunnelartig hindurchlief. Der Weg führte bald durch einen Sumpf, bald über feſten braunen Thonſchlamm, dann durch ſeichte Pfützen mit bald fuß-, bald knietiefem Waſſer. Endlich erreichten wir die Mitte des Mitwanſi (wie die Eingeborenen dieſen halb feſten verſtopften Theil des Lukuga nennen), und hier ſtrömte das Waſſer zweifelsohne nach Weſten; daſſelbe reichte bis an die Knie und hatte eine Temperatur von 68 Gr. F., etwa 7 Gr. kälter als der Lukuga. Wenn man das Rohr mit den Füßen niederdrückte, beſchleunigte ſich augenſcheinlich die Strömung. Von zwei Leuten ließ ich mich bis ans andere Ufer tragen, wobei ich die Unebenheit dieſes rohr-verſtopften Bettes bemerkte. Manchmal reichte ihnen das Waſſer bis an die Hüften, jedoch war die durchſchnittliche Tiefe 18 Zoll. Abgeſtorbene Bäume mitten im Flußbett bewieſen die Wahrheit der Nachricht, daß früher der Mitwanſi trocken genug war, um Tamarindenhaine zu tragen. Seit der letzten Regenzeit (November 1875 bis April 1876) dagegen iſt dieſe Strecke unter Waſſer geſetzt worden, und hat ſich eine ununterbrochene Strömung eingeſtellt. Dieſes Strombett heißt Lukuga, bis es die weſtwärts gelegene Kigandſcha-Bergkette paſſirt hat, worauf es den Namen Luindi oder Luimdi erhält und im Lande Rua den Kamolondo-Fluß (nicht See) erreicht, welcher in den Lualaba fällt.“ Nach viertägigen Experimenten, Unterſuchungen und Nachforſchungen kam Stanley zu der Ueberzeugung: „daß der untere offene Theil des Lukuga keine Strömung hat, dagegen das ſüdöſtliche Ende des Mitwanſi-Sumpfes oder Moraſtes eine große Menge des vom täglichen Südoſt-Monſun (welcher vom Ende April bis Mitte November jeden Morgen weht) gegen daſſelbe gepreßten Waſſers aufnimmt, während das überſchüſſige bei eintretender Windſtille wieder zum See zurückkehrt; daß eine zwei Meilen lange Strecke des Mitwanſi von Ufer zu Ufer mit feſten Schlammbänken, ſtehenden Pfützen, offenen Waſſerſtellen und undurchdringlichem Papyruswalde angefüllt und verſtopft iſt, daß erſt auf der dritten Meile, wo der Boden feſter wird und Waſſerrohr den Papyrus verdrängt, ein Durchſickern und ſchwaches Weſtwärtsfließen bemerkbar wird, welches, am Fuße der Kigandſcha-Kette ſich in einem gemeinſamen Bette ſammelnd, den Luindi-Fluß bildet.“

Stanley ſchlägt hierauf folgende etwas gewagte Erklärung vor: Vor Jahrtauſenden nahm ein ebenes Hochland mit ſanfter Senkung nach Weſten die Stelle des jetzigen Tanganyika ein [1]). Die vereinigten Flüſſe Malagaraſi und Luwegeri, die jetzt von Oſten in den See fallen, ſtoſſen damals weſtwärts über daſſelbe und brachen ſich den 1000 Fuß tiefen Weg durch die Kiyandſcha- und Kihinga-Ketten, um den Lualaba zu erreichen. Da trat die ungeheure vulcaniſche Kataſtrophe ein, welchen jenen ſchmalen, tiefen Spalt in Weſtafrika bildete, welcher heute im Norden den Mwutan, im Süden den Nyaſſa und in der Mitte den Tanganyika enthält. Die früher über das Plateau fließenden Ströme ſtürzten in den Spalt hinab und bildeten allmälig den See. Auch auf der Weſtküſte bildeten ſich durch Hebung des Bodens einfließende Ströme; ein ſolcher kam auch das alte Flußbett in umgekehrter Richtung herab und dies war der Luluga, der ſomit früher in den See einfloß. Allmälig hat ſich dann der Tanganyika, welcher keinen Abfluß hatte, bis an ſeinen Rand gefüllt, allmälig hat er den einfließenden Lukuga zurückgedrängt und „verſchluckt“, und jetzt gerade iſt der Zeitpunkt gekommen, in welchem ſich letzterer durch das uralte Bett in einen weſtlichen Abfluß des Sees verwandeln wird. „Der Schlamm des Mitwanſi,“ ſchreibt Stanley, „iſt ein zu ſchwaches Hinderniß, um die jährlich wachſende Waſſermenge des Tanganyika aufzuhalten, während ſich im Weſten ein ſteiler Abhang befindet, über welchen das überſchüſſige Waſſer abfließen muß. Die Folge wird ſein, daß nach fünf Jahren, vielleicht ein wenig ſpäter, ſich ein Abfluß von mächtiger Größe und wirklicher Stärke bilden wird; denn die Natur hat zum Tanganyika geſprochen: „So hoch ſollſt du ſteigen und nicht höher!“ Was Cameron entdeckte, iſt alſo heutigen Tages nicht der Abfluß des Tanganyika und iſt es nie geweſen, aber ſeine Entdeckung iſt deshalb nicht weniger glücklich und wichtig, denn in wenigen Jahren ſchon wird der ſtetig höherſteigende See das Hinderniß des Mitwanſi-Moraſtes aus dem Lukuga-Bette hinwegräumen und in großartigem Strome ſich in den Lualaba ergießen.“

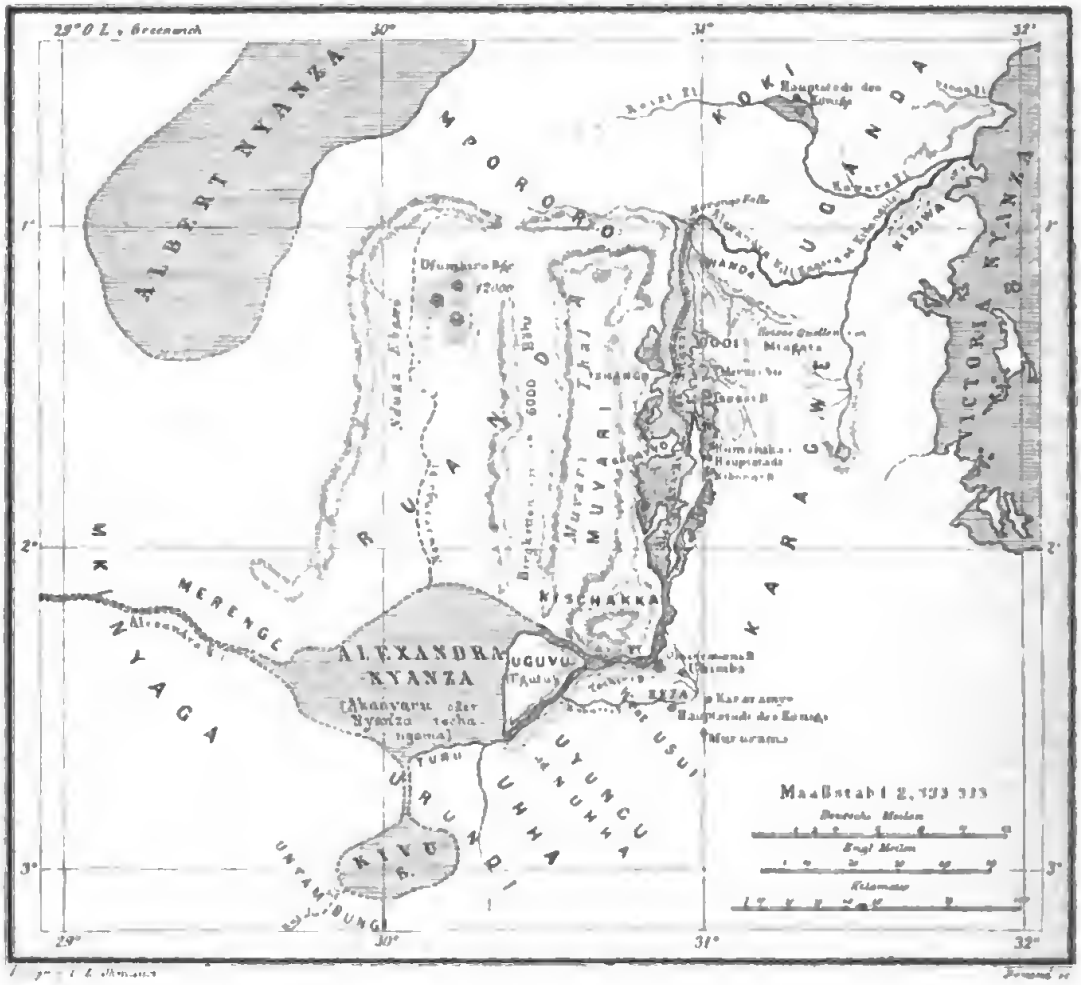
Stanley führt viele Beweiſe für das erſtaunliche Steigen des Tanganyika in jüngſter Zeit an, und zwar unabhängig von den periodiſchen Regenzeiten. Außer ſeinen eigenen zahlreichen Beobachtungen, welche ihm ſein erſter Beſuch des Sees vor fünf Jahren ermöglichte, zeigten ihm ſeine Führer auf der Rundfahrt frühere Sandbänke und Strandufer, die jetzt tief unter Waſſer ſind, Landſpitzen und Vorgebirge, die

[1]) Ueber das Entſtehen des Tanganyika-Sees wurden Stanley verſchiedene Traditionen der Eingeborenen mitgetheilt: Die Wadſchidſchi, welche vor langer Zeit aus Urimbi einwanderten und jetzt bei Udſchidſchi ein kleines Gebiet in der Mitte der Oſtküſte des Sees bewohnen, erzählen: Vor vielen Jahren war an Stelle des Tanganyika eine Ebene, auf welcher eine große Stadt ſtand. In dieſer wohnte ein Ehepaar in einer umfriedigten Wohnung, welche einen ſehr tiefen Brunnen enthielt; derſelbe war von einem mit Erde beworfenen Zaun aus Waſſerrohr umgeben und enthielt einen Ueberfluß von ſilberglänzenden, ſehr ſchmackhaften Fiſchen, welche die Hauptnahrung des Ehepaars bildeten. — Seit Generationen war aber die Exiſtenz des Brunnens von dieſer Familie vor allen Nachbarn verheimlicht worden, da ſonſt ein großes Unglück eintreten würde. Die Frau hatte jedoch heimlich einen Geliebten, dem ſie oft von den Fiſchen gab, ſo daß dieſer ſie voll Neugierde nach dem Urſprung derſelben frug, da ſie ſonſt nirgend zu finden waren. Lange weigerte ſie ſich, das Geheimniß zu verrathen, bis eines Tages ihr Mann nach Uvinza reiſte. Kaum war er fort, ſo führte ſie ihren Geliebten an den verborgenen Brunnen, in deſſen Tiefen er die Fiſche umherſchwimmen ſah. Bald verlangen ſtreckte er die Hand aus, um einen zu fangen, aber kaum berührte er das Waſſer, als der Brunnen barſt, die Erde ſich öffnete und bald ein großer See die ganze Ebene bedeckte. Als der Mann von ſeiner Reiſe zurückkehrte und mit Erſtaunen das große Waſſer ſah, wußte er, daß ſeine Frau das Geheimniß verrathen.

Nach einer andern Sage der Einwohner von Udſchidſchi heißt es, daß vor langer Zeit der Luwegeri, welcher bei Uemba nach Weſten in ein Thal floß, mit dem oſtwärts ſtrömenden Lukuga zuſammentraf, und die Gewäſſer beider Flüſſe ſich über das ganze Thal ausbreiteten und den Tanganyika bildeten; deshalb wird der Luwegeri auch die Mutter des Lukuga genannt.

Auch die Bewohner von Ugutha (am Lukuga) haben ihre Tradition, nach welcher einſt vor vielen, vielen Jahren in der Nähe von Urungu ein kleiner Hügel ſtand, welcher innen hohl war und ſehr tief und voller Waſſer. Eines Tages platzte dieſer Hügel, und das Waſſer breitete ſich über das Land aus und wurde ein See.

ſich in Inſeln verwandelt haben, und Inſeln, die ganz verſchwunden ſind. Auch die jetzt 4 Fuß tiefe Barre vor der Mündung des Lukuga bildete noch vor zwei Jahren eine lange weiße Sanddüne, die mit Ausnahme eines 500 Yards breiten Canals van Ufer zu Ufer reichte. Der dortige Häuptling ſchrieb die Veränderungen dem Beſuche Cameron's zu, der ein Zaubermittel in den Fluß geworfen habe, denn über das Sandufer bei ſeinem Dorfe branden jetzt weiße Wellen, ein dortiges Fiſcherdarf iſt ganz zerſtört und der früher trockene Mitwanſi mit Waſſer bedeckt. Ueberall zeigten ſich Beweiſe für die Worte des Führers: „Wahrlich, der Tanganyika verſchlingt das Land ſehr raſch[1])!“



Stanley's Aufnahme des Alexandra-Nil und Alexandra-Nyanza.
(Reducirt aus ſeiner Kartenſkizze im „Daily Telegraph“.)

Auch hält Stanley die vulcaniſche Thätigkeit, welche den See bildete, in jener Gegend noch nicht für ganz erloſchen, denn vor Kurzem hörte er, daß bei Mukungu in Urundi ein Berg umgefallen ſei und verſchiedene Dörfer und ihre Bewohner begraben habe; auch ſei vor drei Jahren der See in der Nähe von Udſchidſchi mit großen Stücken eines ſchwarzen, unbekannten Stoffes bedeckt geweſen, welchen Stanley als Aſphalt erkannte, der nur aus einer Oeffnung im Boden des Sees gequollen ſein kann. Auch haben die Bewohner der Ufer verſchiedene Sagen und Traditionen, welche alle auf ein kataſtrophenartiges Entſtehen des Sees hindeuten.

Am 1. Auguſt langte Stanley nach erfolgreicher Umſchiffung des Tanganyika mit ſeinem Boote wieder bei ſeinem Lager in Udſchidſchi an.

[1]) Daß der Spiegel des Tanganyika im Steigen begriffen iſt, bemerkte ſchon Cameron 1874. So ſagt er in „Across Africa 1° S. 268 von den Inſeln an der Mündung des Muſamwira (auf der Oſtküſte des Sees unter 6° 50′ ſ. Br.): „Vor wenigen Jahren bildeten dieſe Inſeln noch einen Theil einer großen bebauten und bewohnten Ebene und während des Tages ruderten wir zwiſchen Baumſtümpfen hindurch und über viele ehemalige Dorfſtätten hinweg. Nach den Angaben meiner Führer iſt der See in beſtändigem Wachſen begriffen. Und in Kowele (in Udſchidſchi) bemerkte ich, daß ſeit Burton's Anweſenheit ein Streifen Landes von über 600 Yards Breite und von

Der zweite Brief enthält einen Rückblick auf die Forſchungen im Gebiete zwiſchen den drei großen Seen [1]). Mit Entſchiedenheit nennt Stanley jetzt den Kagera-Fluß (Speke's Kitangule) den Hauptzufluß des Victoria-Nyanza und als ſolchen den wahren Oberlauf des Nils, denn er fand ihn 70, 80 und 120 Fuß tief, mit ſtarker Strömung und 150 bis 200 Yards Breite; bei dem Laufe durch den auf 10 bis 14 Meilen erweiterten ſogenannten Ingeſi (Speke's Windermere-See) iſt er noch 40 bis 60 Fuß tief. Seinen bisher für unbedeutend gehaltenen Quellſee, den Akanyaru, hat Stanley dagegen auf ſeiner Karte, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach zuverläſſigen Angaben aan Eingeborenen, als 40 Miles langes und 30 Miles breites Becken dargeſtellt, welches auf der Hochebene etwa in der Mitte zwiſchen Mwutan und Tanganyika liegt. Für dieſen auch Nyanza-Tſcha-Ngama genannten See beanſprucht Stanley den Namen Alexandea-Nyanza, als höchſte bekannte Nilquelle, wie er auch den Kagera Alexandra-Nil benannt haben will. Von Noeden her ergießt ſich dee auf dem 12,000 Fuß hohen Uſumbira entſpeingende Nawarongo in den See, während van Weſten dee Oberlauf des Alexandra-Nils van noch unbekannten Quellen durch das geoße Land Mkinyaga herkommt. Eine gebirgige Inſel ſall in der Mitte des Sees liegen, der in zwei Tagen gekreuzt werden kann. In zwei durch die Inſel Uguſu getrennten Armen, deren nöedlicher Ruwuwn heißt, ergießt ſich der Alexandeu-Nyanza in den Kagera und durch dieſen in den Ukerewe. Somit müßte jetzt ſüe den Nil nach Stanley's Angabe folgende Fluß- und Seen-Kette angenamuen werden: Der obere Alexandra-Nil entſpringt weit im Weſten, vielleicht in Nord-Manjuema, nordweſtlich vom Tanganyiku und fällt in den Alexandra-Nyanza (Akanyaea), der ſich durch den Alexandra-Nil (Ruwuwn, Ingeſi, Kagera, Kitangule) in den Victoria- (Ukerewe) Nyanza ergießt, deſſen Abfluß, der Victaeia-Nil (Somerſet-Fluß), durch den Ibrahim-Paſcha-See hindurch in den Albert- (Mwulan) Nyanza fällt, um dann als wirklicher weißer Nil nach Naeden zu ſtrömen: ein Waſſerſyſtem, das vielfach an den St. Lorenz in Nordamerika mit ſeiner großartigen Seenkette erinnert.

Weniger Vertranen aerdient dagegen die Nachricht, daß der Alexandra-Nyanza durch einen Sumpf mit dem 10 bis 15 Meilen ſüdlich gelegenen Kivo-See in Verbindang ſteht, welcher ſich bekanntlich durch den Ruſiſi-Fluß in das Nordende des Tanganyika ergießt, in welchem Falle gar Nil und Kanga aus gemeinſamen Quellen kommen würden.

Als Stanley wieder in Ubſchidſchi unlangte, fand er, daß unterdeß die Pocken daſelbſt ausgebrochen ſeien und täglich 40 bis 75 der Bewohner — Aeaber ſowohl als Eingebarene — hineafften; auch die Expedition hatte beeits ſünf Mann verloren, ſo daß Stanley ſich entſchloß, ſobald als möglich den Ort zu verlaſſen, und zwar um nach dem ſchon van Livingſtone und Cameran beſuchten Nyangwe am Lualaba zu marſchiren. Bei Schluß ſeines Briefes wae er noch unentſchloſſen, ob er von dart nardöſtlich zu den Quellen des Alexandra-Nils vordeingen oder den unterhalb Nyangwe noch ganz unbekannten Lualaba hinabgehen ſalle, was bekanntlich Cameron nicht gelang.

Aus einem beigefügten Briefe ſeines weißen Begleitees Pacock vam 29. Auguſt erſaheen wie noch, daß am nächſten Tage der Tanganyika nach Uguha gekreuzt, in 40 Tagen nach Nyangwe marſchirt und dann 50 bis 60 Tage lang den graßen Fluß hinabgegangen werden ſallte, ſa daß genügender Grund zur Haffnung aorhanden iſt, daß in nicht zu weiter Zukunft der kühne Farſchee mit dem gelöſten Räthſel der Kongo-Quellen an der Weſtküſte herauskommen und ſamit die großartigſte je van einem Einzelnen unternammene Forſchungsreiſe zu glücklichem Ende führen wird.

Feanz Birgham.

3 bis 4 (engl.) Meilen Länge aom See verſchlungen worden iſt." Ebenſo bemerkt er S. 273 von den ca. 40′ ſüdlicher gelegenen Makatoma-Inſeln, daß ſein Führer ſich noch der Zeit eeinneen konnte, wo dieſelben mit dem Feſtlonde zuſammenhingen.

[1]) Stanley verwirft Burton's Erklärung des Seenamens aus dem Kiſuaheli-Worte Kutſchangonika („Miſchung der Gewäſſer"), ſondern erklärt denſelben ous den Kidſchidſchi-Worten: Kitonga (kleiner See) und Nika (Ebene), alſo: „der ebenenähnliche See." Ferner bemerkt er, doß nur die Bewohner der Oſtküſte den Namen Tanganyika kennen; am Südende heißt er Dſchomba, Riemba oder Liemba (Livingſtone's Liembajee), d. h. See, auf der Weſtküſte Kimana. „Ebenſo wie die Wayanda alle geoßen Waſſermengen als Nyonzas bezeichneo, nennen die Wadſchidſchi dieſelben Tanganyikas."

Lieutenant Wheeler's geographiſche Expeditionen nach dem Südweſten der Vereinigten Staaten [1]).

Wahl keine andere ſtaatliche Behöede hat in einem ſa kurzen Zeitraum — van Beginn dieſes Jahehunderts bis jetzt — eine ſa große Anzahl von Expeditionen ausgerüſtet nls das Kriegsminiſterium der Vereinigten Staaten. Theils hatten dieſelben die Erfarſchaug des Laufes van Steömen, theils das Auffinden eines neuen Handelsweges oder beſiedelbarer Ländereien zum Zweck, — in neueſter Zeit aber eine ſyſtematiſche Vermeſſung der jenſeits der Rocky Mountains liegenden Gebiete. — Als ſpecieller Leiter dieſer letzten Expeditianen fungirte ſeit 1869 Lieutenant Geaege M. Wheeler, ein auf dee Militärakademie zu Weſtpaint nusgebildeter Offizier, welcher ſich mit Luſt und Liebe ſeiner Aufgabe widmet. Damit der Wiſſenſchaft nach möglichſt vielen Richtungen hin Genüge geleiſtet werde, hat derſelbe jeder von ihm ausgerüſteten topographiſchen Abtheilung noch Mäuner von naturwiſſenſchaftlicher Bildnag beigegeben, die ihre Beobachtungen in Farm aan Berichten während des Winters in Waſhiaglan auszuaebeiten hatten.

Behufs einee ſyſtematiſchen Bearbeitung theilte Lieutenant Wheeler den weſtlich vam hundertſten Meridian liegenden Theil der Vereinigten Staaten in 95 Vieecke. Das Expeditionsgebiet umfaßte bis jetzt: Colorada, Neu-Merico, Aeizana, Utah, Nevada und das ſüdliche Califoenien. Loew ſelbſt war bei drei Wheeler'ſchen Expeditionen 1873 bis 1876 betheiligt [2]), ferner bei einee undern nach Texas und dem Indianer-Territoriam im Jahre 1872, und hatte ſein

[1]) Vortrag des Dr. Oscae Loew in der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde am 6. Jonuor 1877; obgedruckt aus den Verhandlungen der Geſellſchoft ſüe Erdkunde zu Berlin Bd. IV, Nr. 1.

[2]) Die beteeffenden Reiſebeſchreibungen finden ſich in Petermann's Geographiſchen Mittheilungen 1873, S. 453; 1874, S. 401, 453; 1875, S. 441; 1876, S. 209, 327, 410.

Augenmerk auf die mineralogiſchen Vorkommniſſe, Bergbau- und Agriculturverhältniſſe zu richten, Analyſen von Mineralquellen und Bodenarten zu liefern ſowie Sammlungen anzulegen. Nebenbei wurde das ethnologiſche Intereſſe nicht vernachläſſigt.

Das zwiſchen der Rocky-Mountain-Kette in Colorado und der Sierra Nevada in Californien gelegene ungeheure Gebiet enthält nur zu einem ſehr geringen Theil beſiedelbares Land, indem die Tiefländer ein wüſtenartiges Gepräge tragen. Würden nicht zahlreiche hohe Gebirge, die zum Theile mit großartigen Wäldern bewachſen ſind, jene Gebiete durchſchneiden und Bäche und Flüſſe herab in die Ebenen ſenden, ſo wären die beſiedelbaren Strecken noch weiter redacirt. Vom oaſenartigen Hochland findet ein allmäliger Uebergang zu Halbwüſten und echten Wüſten ſtatt. Größere Wüſtencomplexe ſind die Painted Deſert, Gila Deſert und Mahave Deſert.

Wer nach dem Typus der Alpen ſeine Vorſtellungen über die Gebirge des amerikaniſchen Weſtens modelliren wollte, würde unrichtige Eindrücke erhalten; denn während bei erſteren ſchon in einer mäßigen Seehöhe von 6000 Fuß die Waldungen dem ſtarren Fels oder dem Gletſcher weichen, fangen bei letzteren dann erſt die Wälder an und werden bei ſteigender Seehöhe immer großartiger, bis bei 11,500 Fuß der Baumwuchs ſeine obere Grenze erreicht und die Natur zum zweiten Male den urmſeligen Charakter annimmt, den ſie in den Tiefländern bereits hatte. Freilich ſind in beiden Fällen die Urſachen der Vegetationsabnahme ganz verſchiedene, das eine Mal zu niedrige Temperatur, das andere Mal zu große Trockenheit.

Gletſcher ſucht man vergeblich; nur auf den nördlichen Theilen der Sierra Nevada kommen einige von geringer Ausdehnung vor. Es fehlt aber in keinem der höheren Gebirge an Anzeichen, daß ſie in einer vergangenen Periode eine größere Verbreitung hatten. Das Nichtvorhandenſein von Gletſchern in der Jetztzeit iſt wohl weniger den Temperaturverhältniſſen als vielmehr der großen Trockenheit der Atmoſphäre und den unzureichenden Schneefällen zuzuſchreiben. Zahlreich ſind die Anzeichen ehemaliger in jener Gletſcherzeit exiſtirenden Binnenſeen ſowie der größeren Ausdehnung jetzt noch vorhandener. So war der große Salzſee volle 1000 Fuß höher, wie Ablagerungen der Umgebung andeuten.

Unter den — im Verhältniß zu den zahlreichen Gebirgen — wenigen Seen ziehen die Salzſeen unſere beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihr Hauptrepräſentant iſt der große Salzſee mit 22 Proc. Salz, dann Sevier Lake mit 8 Proc. und Rush Lake. In Neu-Mexico findet ſich ein Salzſee bei den Placers Mountains ſowie ſüdlich der Zuni-Dörfer. Erwähnenswerth ſind die ſodahaltigen Seen in der Nähe der Oſtabhänge der Sierra Nevada, nämlich: Mona Lake, Black Lake und Owens Lake, letzterer mit über 2 Proc. kohlenſaurem Natron. Als abgeſchloſſenes Binnenbecken verdient das ſogenannte „Great Baſin“ Erwähnung, das einen Theil Californiens und Utahs und faſt ganz Nevada umfaßt, und deſſen Waſſerläufe keine Verbindung mit irgend einem ſich in den Ocean ergießenden Hauptfluß haben, ſondern entweder Seen ohne Abfluß bilden (Humboldt River, Owens River), deren Spiegel allein durch die Verdunſtung regulirt wird, oder im Sand verſinken, bevor ſie ein zur Seebildung paſſendes Becken erreichen, wie der Mohave River im ſüdöſtlichen Californien.

Von den Strömen des Südweſtens erreichen blaß vier eine größere Bedeutung, nämlich der Colorado, der Rio Grande, Gila und Pecos. Unter den kleineren Flüſſen giebt es mehrere, deren Waſſer durch einen Salzgehalt ganz ungenießbar wird, z. B. der Salt River, ein Nebenfluß des Brazos im nördlichen Texas, und der Virgin River im ſüdweſtlichen Nevada, ein Nebenfluß des großen Colorado.

Sehr charakteriſtiſch ſind die zahlreichen Flußſchluchten oder Klammen (Cañon), welche die Waſſer ſich tief durch die Felſen geſchnitten haben, und deren Entſtehung auf die durch den Fall des Terrains vermehrte eraſive Gewalt zurückgeführt werden muß. Oefter kommt es vor, daß man auf dem Maeſche in der Ebene unerwartet vor einem ſenkrecht abfallenden tiefen Cañon ſteht, auf deſſen Grund das Agens ſeiner Bildung, das Waſſer, vielleicht längſt verſchwunden iſt. Nur bei ſtarken Krümmungen iſt die eine Wandung eine geneigte, und ein Uebergang iſt blaß da möglich, wo zwei einander entgegengeſetzte Krümmungen nahe bei einander ſind.

Zu den merkwürdigſten Flüſſen gehört unſtreitig der Colorado, welcher kurz nach ſeiner Bildung aus Grand und Green River den berühmten großen Cañon von 3000 bis 6000 Fuß Tiefe und 280 engl. Meilen Länge, durch das ſich bis ins mittlere Arizona erſtreckende ſogenannte Colorado-Plateau ſchneidend, dann auf ſeinem Laufe bis zu ſeiner Mündung noch weitere ſechs Cañons bildet, wovon die größeren, Baulder- und Black-Cañon, eine Tiefe von nahezu 2500 Fuß erreichen. In ſeine ſteilen Wände eingeſchloſſen iſt der große Strom der Agricultur entzogen; erſt unterhalb Fort Mohave, wo er weite Thäler durchfließt, zeigt ſich der Nutzen ſeines einen rothen, befruchtenden Schlamm führenden Waſſers. Dort bildet er eine herrliche Oaſe in der Wüſte und ernährt den ackerbautreibenden Stamm der Mohave-Indianer.

Da die Tiefländer des Südweſtens von großer Trockenheit des Klimas zu leiden haben, ſo kann die Seltenheit von Quellen nicht überraſchen. Manche derſelben kommen aus bedeutenden Tiefen, wie ihre Temperatur darthut, einige erreichen ſogar Siedehitze und nehmen im nördlichen Californien, in Montana und Idaho den Charakter der Geyſirs an. Die Analyſe jener heißen Waſſer ergab theils bedeutende, theils ſehr geringe Mengen von Mineralſalzen. Specielle Bemerkung verdienen einige heiße Quellen in der Coſo-Kette im öſtlichen Californien, welche ſich durch einen intenſiv ſauren Geſchmack auszeichnen, der von freier Schwefelſäure herrührt. Dieſen verhältnißmäßig ſeltenen Fall haben wir auch beim „Sour Lake“ von Texas, dem Rio Vinagre in den Cordilleren Venezuelas und in den Budos-Gebirgen Ungarns. Vielfache Merkmale, wie Kieſelſinter, Kalkincruſtirungen, Schwefelablagerungen, Sodakruſten, laſſen ahnen, daß ehedem das Syſtem der heißen Quellen noch viel ausgedehnter war wie gegenwärtig.

Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die geologiſche Structur, ſo bemerken wir das Vorwalten der primären Formationen in den Gebirgen. Einige beſtehen aus paläozoiſchen Schichten, wie die Mogollon Meſa, ein Tafelgebirge Central-Arizonas, einige andere aus tertiären (in Utah).

Den Kohlenkalk mit Spirifer und Productus treffen wir am Fuß faſt aller primären Gebirge. Die Kreideformation erreicht ihre ausgedehnteſte Entwickelung in den Ebenen öſtlich der Rocky Mountains, wo ſie ſich vom nördlichen Nebraska bis ins mittlere Texas erſtreckt [1]). Weſtlich der Rocky Mountains finden wir ſie im nördlichen Neu-Mexico und Arizona ſowie Theilen von Utah vor, während die Sedimentärgeſteine des ſüdlichen Neu-Mexico und Arizona älteren For

[1]) Um die Geologie von Texas haben ſich Römer und Roßler, um die Neu-Mexicos, Arizonas und Californiens beſonders Jules Marcou und K. Gilbert große Verdienſte erworben.

mationen angehören. Die Bildung von Sedimenten in der Kreidezeit hat beſonders im nördlichen Arizona eine große Entwickelung erlangt, wie jene hohen inſelartigen Sandſtein-Meſas beweiſen, auf welchen die Moqui-Indianer ihre Wohnſitze aufſchlugen.

Es giebt wohl wenige Gebiete der Erde, wo die Bildung von Tafelbergen oder Meſas eine ſolche Ausdehnung erlangte als im nordweſtlichen Neu-Mexico. Die Eroſion war ſo mächtig, daß uns jene Meſas allein noch ſagen können, welche Schichten ehemals das Land bedeckten. In manchen Fällen, wie bei den Meſas bei Sunſet Croſſing in Arizona, iſt die Präſervirung von Inſelbergen nur Baſattergüſſen zu danken, welche den Sandſtein gegen die Eroſion ſchützten. Man glaubt, man habe Baſaltbügel vor ſich, bis ein Einblick in das Innere uns den Sandſtein enthüllt. Daß indeß auch Baſalt, wenngleich weniger leicht als Kalk oder Sandſtein, der Gewalt des Waſſers weichen muß, erhellt aus den Klammen, welche der Rio San Carlos in Arizona, der Rio de las Animas und Rio Grande in Neu-Mexico durch dieſes Geſtein genagt haben. Die eruptive Formation erreicht in den Gebirgsgegenden des Weſtens eine außerordentliche Entwickelung; vom eruptiven Granit bis zur modernen Lava fehlt kaum ein Glied, beſonders ragen aber Baſalt und Trachyt durch ihre koloſſalen Maſſen hervor, erſterer weite Ebenen (bei Caſtillo in Colorado, bei Sierra Mimbres, Neu-Mexico, bei den Triplet Mountains, Arizona) mit ſeinen Ergüſſen bedeckend, letzterer hohe Gipfel (Mount Taylor und Sierra de Jemez in Neu-Mexico ꝛc.) bildend.

Eng an das Studium der geologiſchen Formationen ſchließt ſich das der Erzgänge an, ein theoretiſch wie praktiſch wichtiges Capitel. Was dort die Natur dem Landmann verſagt, das giebt ſie reichlich dem Bergmann; denn unter den zahlreichen Gebirgen Coloradas, Neu-Mexicos, Utahs und Nevadas giebt es nur wenige, in denen das Vorkommen von Erzen verneint werden muß. Californien hat im Jahre 1874 $20^1/_3$ Mill., Nevada $35^1/_2$ Mill. und von den übrigen metallproducirenden Staaten Neu-Mexico, Arizona, Colorado, Utah, Idaho und Montana jeder etwa 6 Mill. Doll. in Gold und Silber producirt.

Wenn wir die große Anzahl der Erzgänge mit den vulkaniſchen Erſcheinungen und den zahlreichen heißen Quellen im Zuſammenhang betrachten, ſo kann man nicht umhin, die Bildungsweiſe der metallführenden Adern auf große vulkaniſche Riſſe zurückzuführen, in welche von unten herauf die heißen Waſſer drangen und ihre Mineralbeſtandtheile ablagerten. Secundäre ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Waſſer mögen die Carbonate der ſchweren Metalle ſpäter in Sulphide verwandelt haben.

Was das Klima jener Landestheile betrifft, ſo iſt es im Allgemeinen ein trockenes zu nennen, indem ſich die wäſſerigen Niederſchläge nur auf wenige Monate im Jahre vertheilen, nämlich Juli und Auguſt einerſeits, Januar und Februar andererſeits. Bei Weitem der größere Theil fällt auf den Plateaus und Gebirgen, das Tiefland empfängt um ſo weniger, je geringer ſeine Seehöhe; im öſtlichen Californien fallen bis 500 Fuß kaum 4 Zoll Regen im Jahr, wie die Beobachtungen bei Fort Yuma und Fort Mohave ergeben.

Im ausgeſprochenen Contraſt ſteht das milde Klima des bewaldeten Hochlandes zu dem der dürren, wüſtenartigen Tiefländer, welche in ihrer Sommerhitze mit der Sahara wetteifern und heiße Winde wie Sandſtürme zu ihren Eigenthümlichkeiten zählen. Der unheimliche Eindruck, welchen der Mangel des Grüns hervorruft, wird noch erhöht durch den ſchwarzen Ueberzug, den die verſchiedenen Geſteine darbieten und der auf eine dünne Schicht Manganſuperoxyd zurückzuführen iſt. Beſonders häufig wird dieſe Erſcheinung in der Mohave-Wüſte im öſtlichen Californien angetroffen.

Laſſen wir unſern Blick über jene Wüſten ſchweifen, wo die Fata Morgana durch theatraliſche Effecte dem todten Sande Leben zu verleihen ſucht, ſo überraſchen uns im Flußgebiet des Rio San Juan verfallene Mauern, die uns ſagen, daß ehedem ein civiliſirtes Volk hier wohnte und daß das Klima ein anderes war. Wir ziehen unwillkürlich Vergleiche mit den Ruinen in den Wüſten Kleinaſiens oder den zahlreichen Reſten in der Sahara und erblicken im innigen Zuſammenhang von Klima und Civiliſation die Möglichkeit des Unterganges jetzt beſtehender Nationen.

Deutlicher als jene Ruinen ſagen uns die verſiegten und jetzt noch verſiegenden Quellen und Bäche, die Betten vertrockneter Seen, Ameiſenhaufen, deren Bewohner entflohen, ausgetrocknete Ueberbleibſel ehemaliger Wachholderwälder, die leeren Schneckenhäuſer, wo keine lebende Schnecke mehr zu finden, daß Veränderungen im Klima noch nicht ſehr alten Datums ſind und noch fortdauern. Während ſo einerſeits die durchſchnittliche Regenmenge in Neu-Mexico, Arizona und im öſtlichen Californien noch immer im Abnehmen begriffen ſcheint, läßt ſich in Utah eine Zunahme bemerken, denn der Spiegel des großen Salzſees iſt ſeit den letzten 25 Jahren um 15 Fuß geſtiegen. Dieſe Verhältniſſe finden in der Annahme von Niveauveränderungen ihre einfachſte Erklärung; denn die Seehöhe des Plateaus ſteht — coteris paribus — mit der fallenden Regenmenge in einem gewiſſen Verhältniß.

Intereſſante Erſcheinungen bietet die Pflanzengeographie des Südweſtens dar. Von den Mammuthbäumen der Sierra Nevada bis zum Rieſencactus der Gila-Wüſte, von den ſchattigen Wäldern der Magollon Meſa bis zum kahlen Sand des Todes-Thales durchläuft die Flora eine lange Reihe wechſelnder Geſtalten. Schreiten wir aus dem öſtlichen Texas und Indianerterritorium mit niederen Gebirgsreihen, ausgedehnten Wäldern der Schwarzeiche (Quercus nigra) und idylliſch-romantiſchen Regionen gegen Weſten vor, ſo paſſiren wir die Zone der Mesquitwälder (Algarobia glandulosa) mit weiten von Büffeln bevölkerten Prairien, gelangen dann in die öderen Gegenden des nordweſtlichſten Texas und öſtlichen Neu-Mexico und nähern uns hohen Gebirgen, welche ſich in kurzen Entfernungen von einander aufthürmen und ein Gebiet großer Gegenſätze ſchaffen. Stärkere Vegetationscontraſte werden jedenfalls ſelten ſo nahe bei einander angetroffen als in Neu-Mexico und Arizona, denn aus der Flora der Nadelwälder der Gebirge kann uns ein eintägiger Marſch herab zu einer andern bringen, welche in vielen Stücken an die Sahara erinnert [1]). An den mehr begünſtigten Orten jener Wüſteneien überraſcht uns der Rieſencactus (Cactus giganteus) oder der ſeltſame Yuccabaum (Yucca brevifolia), oder erheben aus den Sandſchluchten Akazien ihre grünen Kronen.

Ein allgemeiner Ueberblick läßt uns drei Hauptzonen der Vegetation erkennen:

1. die Zone der Larrea Mexicana, vom Meeresſpiegel bis 4300 Fuß;
2. die Zone des Juniperus occidentalis, von 4800 bis 6800 Fuß;
3. die Zone der Nadelwälder, 5700 bis 11,500 Fuß.

Neben dieſen Hauptzonen laſſen ſich noch verſchiedene untergeordnete Zonen unterſcheiden, ſo z. B. drei Unterabtheilungen des Nadelwaldgebietes, nämlich:

[1]) Prof. V. Aſcherſan hat eine kleine Sammlung, die Loew aus der Mohave-Wüſte mitbrachte, beſichtigt und eine auffallende Analogie mit der Saharaflora conſtatirt.

die Zone des Piñon (Pinus edulis), von 5700 bis 6800 Fuß Seehöhe;
die Zone der Weißeiche (Q. alba) und Föhre, 6800 bis 9000 Fuß;
die Zone der Tanne und Fichte, 9000 bis 11,500 Fuß.

Merkwürdig ist die scharfe Begrenzung der Gebiete mancher Pflanzen; so überschreitet die Larrea Mexicana, die eigentlichste aller Wüstenpflanzen, weder den San-Gorgonio- noch den Cajon-Paß, beide im San-Bernardino-Gebirge, welches den südlichen Theil der Mohave-Wüste vom californischen Küstenstrich trennt.

Bei einer Betrachtung der Thierwelt bemerken wir unter den größeren Säugethieren der Gebirge: Bär, Bergschaf, Hirsch und Panther. Von besonderm Interesse für den Zoologen wie den Chemiker, wenngleich der Schrecken des Ansiedlers, ist das Stinkthier, welches in Gestalt einem Eichhörnchen einigermaßen ähnelt und sich nächtlicherweile in die Häuser und Hühnerhäfe der Einsiedeleien einschleicht, um zu naschen und zu rauben. In eigenen Drüsen sondert dies Thier ein gelbliches Oel ab, eine schwefelhaltige, ätherartige Verbindung von intensivem, lange haftendem Geruch; es ist Ekel erregend und ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel des Thieres gegen alle seine Feinde.

Charakteristisch sind die Prairiewölfe oder Coyotes, welche oft zur Ueberraschung des Reisenden in unmittelbarer Nähe seines Lagers ein nächtliches Heul- und Klageconcert anstimmen, das in allen Tonarten durch die Luft schallt. Westlich vom Rio Grande trifft man Büffel nie, Prairiehunde nur selten, beide Thierarten haben speciell die weiten östlich der Rocky Mountains gelegenen Ebenen zur Heimath.

Von dem in den Thälern des bewaldeten Gebirges sich findenden Colibri bis zum die Wüsten durchstreifenden Adler ist die Vogelwelt zwar durch zahlreiche Arten vertreten, allein Singvögel nach unseren Begriffen mangeln.

Die Reptilienwelt ist nächst den Insecten in den dürren Gegenden noch am besten vertreten. Bemerkenswerth ist eine große Landschildkröte (Testudo Agassizi), das Gilamonster (Holoderma horridum), eine armsdicke Eidechse mit breitem Kopf und kurzem Schwanz, die gehörnte Eidechse (Phrynosoma) mit einem Stachelkranze auf dem Kopfe, ein Batrachyer (Siredon) und die Klapperschlange. Das im Hochland beträchtliche Insectenleben reducirt sich mit der fallenden Seehöhe, d. h. mit der Zunahme des wüstenartigen Charakters. Ameisen scheinen die unterste Sprosse der animalischen Leiter zu sein, bevor die Wüste das thierische Leben unmöglich macht. Ihnen am nächsten stehen Heuschrecken und Fliegen, dann folgen einige Käferarten. Unter den wirbellosen giftigen Thieren ragen Taranteln, Krebsspinnen (Telephonium), Tausendfüße und Scorpione hervor.

Kampf des Sommers und Winters.

Geschichtliche Entwickelung und geographische Verbreitung der Sitte.

Von Dr. **Konrad Zacher** in Halle.

II.

Bei allen Völkern, die eine wirkliche Volksreligion gehabt haben, sind zu allen Zeiten die Volksbräuche mit der Religion, mit der Mythologie innig verbunden gewesen. Namentlich repräsentiren mimische Darstellungen meist das, was man als von einer Gottheit gethan sich vorstellte. Daher haben neuere Forscher auch in dieser Darstellung des Kampfes zwischen Winter und Sommer nur eine abgeblaßte Form für einen ältern Götterkampf sehen wollen. An den Kampf Thor's mit den Riesen, den Dämonen des Sturms und Winters, dachte Uhland, an Wodan Grimm. Und dies hat an sich mehr Wahrscheinlichkeit, da in den zwölf Nächten der Weihnachtszeit sowohl als der Fasnacht Wodan an der Spitze des wilden wüthenden Heeres einherfährt, seinen Umzug hält, da Wodan auch sonst als der Gott der Fruchtbarkeit, des Jahressegens und andererseits als Siegesgott erscheint. Daß in der That der siegende Sommer nicht nur dem Wesen nach mit Wodan identisch ist, sondern daß *ehemals in ähnlichen Spielen Waban selbst als Kämpfer und Sieger auftrat*, das haben durch Vergleichung verwandter Bräuche erwiesen Kuhn in einem Aufsatz in Haupt's Zeitschrift, Bd. V, und Weinhold in dem Buche „Weihnachtsspiele und Lieder".

In manchen Gegenden Deutschlands ist es nämlich üblich, daß zu Weihnachten, mitunter auch zu Fasnacht, der sogenannte *Schimmelreiter* seinen Umzug hält. Einem jungen Burschen werden Siebe vor die Brust und auf den Rücken gebunden, an dem vordern eine kurze Stange befestigt, an deren Spitze ein stets dazu bewahrter Pferdekopf gesteckt wird; über die Siebe werden weiße Betttücher gebreitet, so daß das Ganze einen Reiter auf weißem Pferde darstellt. Auf dem Kopf trägt der Reiter einen *alten breitkrämpigen Filzhut*. In Schlesien wird das Pferd durch drei oder vier Burschen gebildet, von denen jeder dem Vordermann die Arme über die Schultern legt, in Schwaben durch einen von zwei Burschen getragenen Sack, auf dem der Reiter sitzt. Begleitet wird der Schimmelreiter unter anderen vermummten Gestalten meist auch von dem sogenannten *Bär*, einer ganz in Erbsstroh eingehüllten Gestalt, in Sachsen auch *Haferbräutigam* genannt. Erkennen wir in dieser sofort den Winter wieder, so erinnert der Schimmelreiter mit dem breitkrämpigen Hut unverkennbar an die jetzt wohl mindestens aus Wagner's Nibelungen allgemein bekannte Erscheinung Wodans. Größere Gewähr geben englische Bräuche. Denn auch dort findet sich der Schimmelreiter wieder, und zwar entweder *hobby horse*, oder *hooden, hoodening, wooden horse* genannt. Hier ist also auch der Name des Gottes noch erhalten. Und in anderer Form zeigt sich derselbe als *Robin Hood* (Robin Kosеform für unser *Ruprecht*; dies aber ist ein in Deutschland viel verbreiteter Name für eine gleichfalls zu Weihnachten, auch im Frühjahr herumziehende, theils dem Schimmelreiter selbst, theils dem Bär entsprechende Gestalt), jener mythischen Figur, die nach alter Sage mit Lady May oder Lady Marian im grünen Walde ihr Wesen trieb, die noch jetzt in Weihnachts- und Frühlingsbräuchen eine Rolle spielt, der der erste Mai, als *Robin Hood's day*, heilig ist.

In christlichem Kleide nun tritt Wodan auf in Deutschland als St. *Martin*, der Ritter auf weißem Rosse, im

Digitized by Google

England, wie wir oben ſahen, als St. Georg, der Drachentödter. Die Schlange erſcheint ja bekanntlich im deutſchen Volksglauben immer als ein feindliches verderbliches Weſen, und in der nordiſchen Mythologie gehört die Midgardsſchlange zu den gefährlichſten Feinden der Götter, die mit ihr einſt einen Vernichtungskampf zu beſtehen haben werden. Dieſe Vorſtellung von der Schlangengeſtalt der götterfeindlichen Mächte iſt aber nicht den Germanen allein eigenthümlich, ſie findet ſich bei den verwandten Nationen gleichfalls (wie bei den Griechen Apollo die Schlange Python tödtet) und iſt offenbar ein aus urälteſter Zeit überliefertes Stammgut der indogermaniſchen Völker. Schon im Veda ſpielt eine Hauptrolle der Kampf Indra's, des ſeinem Weſen nach dem Zeus der Griechen, dem deutſchen Wodan entſprechenden Götterkönigs, mit dem feindlichen Dämon Vrtra, der die Wolkenkühe raubt und dadurch alles animaliſche und vegetative Leben beſchädigt. Aber von Indra's Donnerkeil getroffen ſinkt er als Schlange, Ahi, zu Boden nieder. Dem Inder erſchien als der Hauptfeind des Lebens die Dürre, beim Germanen war es der Winter, mit dem die Götter vor allem zu kämpfen hatten, und ſo wechſelten die Götterfeinde ihre Bedeutung, während die alte Form beibehalten ward.

Doch glaube ich nicht, daß unſer Volksbrauch, den Kampf des Sommers und Winters darzuſtellen, nur aus einem ältern, in dem die Gottheiten die Kämpfer geweſen, hervorgegangen ſei. Ich halte es für wahrſcheinlicher, daß ſchon in uralter Zeit, ſobald die Götterfiguren anfingen, für das Gefühl des Volkes mehr und mehr ihre urſprüngliche naturſymbotiſche Bedeutung zu verlieren und ihre perſönliche, ethiſche Bedeutung mehr hervortrat, jener Kampf zwiſchen den Mächten des friſchen Naturlebens und des feindlichen lebentödtenden Elementes, ſofern er im Volksbrauch bildlich dargeſtellt wurde, in einer gewiſſen Reaction das Naturſymboliſche, Allegoriſche, feſthielt, ja ſchärfer hervorhob, und ſo allmälig von den alten Göttergeſtalten ſich ganz loslöſte. Daß dies ſchon in ſehr früher Zeit ſtattgefunden, ſcheint mir aus verwandten altgriechiſchen und lateiniſchen Bräuchen[1]) hervorzugehen, die ebenfalls reine Naturſymbolik zeigen, und durch die verwiſchte Geſtalt, in der ſie damals ſchon erſcheinen, auf das graueſte Alterthum als die Zeit ihrer Entſtehung hinweiſen.

Das ſinnige Gefühl für die umgebende Natur ging den Alten keineswegs ab, wenn es auch nicht ſo eigenthümlich ſentimental entwickelt war als bei den Germanen und wenn es auch in ihren Schriftwerken nicht gerade ſehr hervortritt. Auch ſie hatten innige Freude am Thierleben aller Art, das zeigt unter anderen die Thierfabel, das zeigen die köſtlichen Zeichnungen in Ariſtophanes' Vögeln. Und daß ihnen der Sinn für landſchaftliche Schönheit nicht, wie man gewöhnlich glaubt, gemangelt, iſt in neuerer Zeit von mehreren Forſchern nachgewieſen worden. So begrüßten auch die Griechen freudig den Frühling und empfingen die erſten Frühlingsboten mit beſtimmten Gebräuchen. Wer die Weihe zum erſten Mal erblickte, warf ſich zu Boden[1]), wer die Einkehr des Storches zuerſt anſagte, empfing Botenlohn[2]). Wie bei uns in manchen Gegenden die Kinder im Frühjahr Thiere herumtragen, ſo trugen ſie in Rhodos eine Schwalbe herum und heiſchten Gaben unter Abſingung folgenden Liedchens[3]):

Die Schwalb' iſt gekommen,
Bringt fröhliche Monde,
Bringt fröhliche Zeiten.
Weiß iſt ſie am Bauche
Und ſchwarz iſt ihr Rücken.
Drum reich' aus dem Hauſe,
Dem reichen, uns Feigen,
Gieb Weins einen Becher,
Ein Körbchen voll Küſſe;
Auch Weißbrot verſchmäht nicht
Noch Erbsbrei die Schwalbe.

Sollen wir nun fortgehn? oder wird uns etwas dargereicht?
Wenn ihr was gebt, dann gut! Sonſt taſſen wir nicht ab,
Wir nehmen euch die ganze Thür, den Pfoſten mit,
Von ihrem Sitze holen wir die Hausfrau ſelbſt,
Das kleine Weibchen tragen wir mit Leichtigkeit.
Doch wenn du etwas ſchenkeſt, ſei die Gabe groß.
Mach auf, mach auf die Thüre für die Schwalbe hier;
Nicht alte Leute, ſondern Kinder ſind wir ja.

Unſerm Weihnachtsbaum und Frühlingseinholen entſprach die ſogenannte Eireſione[4]). Dies war ein mit bunten Bändern ausgeputzter, mit Früchten und mannigfaltig geformtem Backwerk behangener Oel- oder Lorbeerzweig, der an verſchiedenen Feſten, theils im Frühjahr, theils im Herbſt (in Athen namentlich an den im Mai ſtattfindenden Thargelien und den im November gefeierten Proeroſien) von Knaben herumgetragen wurde, und dann entweder vor dem Tempel Apoll's aufgeſtellt ward oder über der Thür von Privathäuſern aufgehängt wurde, ganz wie unſere Pfingſtkrone oder in Rom die corona spicea. Der Ueberlieferung nach wurde dabei geſungen[5]):

Feigen bringt Eireſione und reichlich nährende Brote,
Honig dazu in die Schüſſel und Oel, die Glieder zu ſalben,
Feurigen Weins einen Becher, der Rauſch und Schlummer
dir ſpendet.

Dies bezog ſich ſowohl auf die an der Eireſione hängenden Gegenſtände als auf die Segnungen des kommenden Jahrs, für die jene das Symbol waren. Daß die Knaben dabei Gaben eingefordert hätten, wird nicht ausdrücklich überliefert, wohl aber wird erzählt, daß Homer als blinder Greis auf Samos, von Knaben geführt, vor den Häuſern der Reichen, Gabe heiſchend, folgendes Eireſione genanntes Lied geſungen habe[6]):

---

[1]) Auf einige dieſer Uebereinſtimmungen iſt man ſchon früher aufmerkſam geworden. Zuerſt hat meines Wiſſens darüber gehandelt Ilgen, Opusc. 1, 4; ausführlicher Anton, in drei Programmen des Görlitzer Gymnaſiums 1839 bis 41: Comparatur mos recens hieme expulsa aestatem cantu salutandi cum similibus veterum moribus. Sehr detaillirt und ſcharfſinnig hat neuerdings einen Theil der von mir erwähnten deutſchen, ſlaviſchen und romaniſchen Bräuche nebſt einigen verwandten beſprochen und ihre Analogie mit altrömiſchen erwieſen Uſener in einem Aufſatz „Italiſche Mythen" im Rhein. Muſ. Band XXX, S. 182 ff. Doch liegen dieſe italiſchen Mythen theils von den hier beſprochenen etwas ferner ab, theils ſind ſie ſo dunkel erkennbar, und treten nur für den ſie mit wiſſenſchaftlicher Lupe Betrachtenden etwas klarer hervor, daß ich nur weniges von ihnen im Folgenden erwähnen zu dürfen geglaubt habe.

[1]) Ariſtoph. Vög. 501. 713.

[2]) Grimm, Myth. 723.

[3]) Athenäus VIII, 360. Bergl. Poetae lyrici III³, 1311. Anton a. a. O. II, 4.

[4]) Die Nachrichten darüber ſind ſehr zerſtreut, die hauptſächlichſten bei dem Schotiaſten zu Ariſtoph. Ritter 725 und Plutus 1055, und in dem Lexicon des Suidas u. d. W. εἰρεσιώνη. Vergl. K. Fr. Hermann Gr. Alterth. §. 56, 9.

[5]) Dies Lied erhalten bei Plutarch, Theſeus c. 22, und Suidas.

[6]) Nach der fälſchlich dem Herodot zugeſchriebenen Lebensbeſchreibung Homers, und Suidas u. d. W. Ὅμηρος.

Dies iſt das Haus eines reichen und wohlanſehnlichen Mannes:
Wohlanſehnlich iſt er und reich an Gütern des Glückes.
Oeffnet euch ſelbſt, ihr Thüren, denn Einzug halten will Reichthum,
Und mit dem Reichthum zugleich die Fülle des blühenden Frohſinns,
Fried' und behagliche Ruh. Stets voll ſeien Eimer und Kannen,
Und es dehne ſich ſtets der geknetete Teig in dem Backtrog.
Unter Geſang wird die Gattin des Sohnes den Wagen beſteigen,
Maulthiere führen ſie dann, ſtarkhufige, her in das Haus dir,
Daß ſie auf ſchimmerndem Eſtrich den Webſtuhl fleißig umwandle.
Wiederkehre ich dir von Jahr zu Jahr, wie die Schwalbe;
Vorfuß ſteh' ich im Vorſaal: drum reiche mir eilig die Gabe,
Ehrend des Wanderers Hort, Apollon, ſpende uns Armen.
Wenn ihr was gebt, dann gut! Sonſt dreiben wir nicht da,
Denn hier zu wohnen war nicht unſers Kommens Zweck.

Später wurde dies Lied auf Samos von Knaben geſungen. Es iſt offenbar, daß uns hier ein altes Volkslied vorliegt, welches wie die ähnlichen bei uns von den die Eireſione herumtragenden, Glück und Segen für das kommende Jahr wünſchenden, Gaben heiſchenden Knaben geſungen ward. Die große Aehnlichkeit mit dem Herumtragen des den Sommer bedeutenden Baumes bei uns ſpringt in die Augen.

Aber ich glaube eine Spur gefunden zu haben, daß auch der Kampf des Winters und Sommers den Griechen nicht unbekannt war. Die Silene nämlich, welche namentlich in den Satyrſpielen häufig auftraten, wurden mit einem zottigen Gewande bekleidet dargeſtellt, und dies Gewand hieß χίτων χοραῖος[1]). Dies bezeichnet oder urſprünglich ein Kleid von Heu oder Gras, oder überhaupt Grünzeug. Sie waren alſo urſprünglich in Grünzeug eingehüllt wie bei uns der Sommer[2]). Nun treten die Silene zwar in ſpäterer Zeit immer in dem Gefolge des Bacchus auf, urſprünglich aber haben ſie mit Bacchus und dem Weine nichts zu thun, ſondern ſie ſind Dämonen einmal des Quellwaſſers, dann des friſchen grünen Waldes und der vegetativen Fruchtbarkeit überhaupt. Ihnen entſprechen in der römiſchen Mythologie Mars (der ja erſt ſpät mit dem ganz verſchiedenen griechiſchen Ares identificirt worden iſt), Picus, Faunus, Silvanus[3]), die ſowohl befruchtende Wald- und Feldgötter als Frühlingsgottheiten ſind, die „als Frühlingsgötter und Götter der Befruchtung zugleich ſolche ſind, welche den Winter, den Tod und andere in Gedanken ſich von ſelbſt anſchließende Schreckniſſe austreiben, und ſowohl die Natur als das menſchliche Gemüth davon zu befreien die Macht haben“ (Preller). So iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß auch bei den Griechen in alter Zeit es einen Volksgebrauch gab, in dem der Kampf zwiſchen Winter und Sommer dargeſtellt und jener von dieſem überwunden ward, und daß der Sommer eben durch jenen in Grün gehüllten Silenos repräſentirt wurde. Und wie bei uns jene alten heidniſchen Mummereien ſich allmälig zu Weihnachts- und Oſterſpielen erweitert haben und daraus das mittelalterliche Drama hervorgegangen iſt, ſo iſt es ſehr leicht möglich, daß das griechiſche Drama eben von jenen älteſten Volksbräuchen, die ſpäter ganz verdrängt worden ſind, ſeinen Anfang genommen habe[1]).

Eine andere Spur iſt in einem altrömiſchen Brauche zu erkennen. In Rom wurde nämlich am Tage vor den Idus des März, d. h. des Frühlingsvollmondes, ein mit Fellen bekleideter Menſch durch die Stadt geführt und mit langen weißen Stäben aus der Stadt hinausgeprügelt. Man nannte ihn Mamurius Veturius, d. h. den Gott des alten Jahres (Preller, Röm. Myth., S. 317; Uſener a. a. O. S. 209 ff.[2]). Wie ſehr dieſer Brauch mit dem Austreiben des Winters oder Todes bei uns übereinſtimmt, liegt auf der Hand. Zweifelhafter iſt, ob dieſelbe Bedeutung jenem Brauche zuzuſchreiben iſt, nach welchem am 15. Mai von dem Pons Sublicius 24 von Binſen geflochtene Menſchenpuppen, die man Argei nannte, mit zuſammengeſchnürten Händen und Beinen durch die Veſtalinnen in die Tiber geſtürzt wurden, da hierfür noch verſchiedene andere Erklärungen möglich ſind. Dagegen ſcheint mit unſerem Todaustreiben nahe verwandt eine eigenthümliche böotiſche Sitte, von welcher Plutarch (Quaest. Symp. VI, 8) erzählt: „Es iſt ein althergebrachtes Opfer, welches der Archon auf dem Altar der Stadt, jeder Privatmann in ſeinem Hauſe verrichtet: es heißt Austreibung des Hungers (βουλίμου ἐξέλασις), da man dabei einen der Hausgenoſſen mit Weidenruthen zur Thür hinausprügelt und dazu ſagt: Hinaus mit dem Hunger, herein Reichthum und Geſundheit.“

[1]) Erwähnt in den Lexicis des Heſychius und Pollux (VII, 60); ferner von dem Commentator Homers Euſtathius S. 1166, 53, und von Dionyſius v. Halikarnaß. Röm. Geſch. 7, 72. Das Wort wird von den Gelehrten meiſt als Kleid aus Heu erklärt, von Wieſeler (Satyrſpiel S. 93. 99) als Stallkleid, was ſprachlich wie ſachlich gleich unzuläſſig iſt.

[2]) Schon im Alterthum waren Manche dieſer Meinung. Der Anekdotenerzähler Aelian ſagt Var. hist. 3, 40, dieſe Tracht bezeichne dichtes Weinlaub zur Andeutung ihrer bacchiſchen Natur.

[3]) Ich halte es nicht für unmöglich, daß Silvanus und Σελληνός oder Σελινός daſſelbe Wort ſind, vermittelt durch die bei Heſych erhaltene Form Σελγῆνος, in der, wie ſo oft, das γ für F ſteht, ſodaß alſo ΣελFῆνος wie lat. Silvanus den Waldgott bezeichnen würde (von ὕλη, das für συλFη, σαλFη ſteht).

[1]) So ſagt auch Bernhardy in ſeiner griech. Litteraturgeſchichte I, 409: „Dieſe (die κωμῳδία) mochte zuerſt wenig mehr als eine reich gruppirte Eireſione oder ein ſiciliſches Erntefeſt bedeuten“.

[2]) An den Iden des März ſelbſt wurde das Feſt der Anna Perenna gefeiert dadurch, daß das niedere Volk zur Stadt hinauszog, ſich am Tiberufer im Graſe, unter Zelten und Laubhütten lagerte, ſang und tanzte, und namentlich auf ein langes Leben trank. Das war eigentlich die Neujahrsfeier, denn bei den Römern begann in älterer Zeit das Jahr mit dem März. Anna Perenna bezeichnet gleichfalls, wie ſchon Corſſen geſehen hat (Kuhn's Zeitſchr. II, 34) das alte Jahr, deſſen Abſcheiden gefeiert ward. Uſener glaubt eine Spur gefunden zu haben, daß auch in Rom in früherer Zeit dieſe Perſonification des alten Jahres, wie bei uns der Tod, an dieſem Tage in's Waſſer ſei geworfen worden.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Harmand in Cambodja und Unter-Laos.

— Dr. med. J. Harmond, ein Mitglied jener franzöſiſchen Tongking-Expedition unter Deloporte und Garnier, welche des letztern Tod herbeiführte, unternahm im Jahre 1875 eine ſelbſtändige Reiſe in Hinterindien, welche noch ihren Fortgang nimmt, und von welcher bereits Reſultate vorliegen. (Reiſebericht nebſt Karte im Bullet. de la Soc.

de Géogr. de Paris 1876, October.) Zu Ende 1875 fuhr er den Mekhong bis zur Insel Khong (14° nördl. Br.) hinauf und bereiste von dort die westwärts liegenden siamesischen Provinzen Muln-Prey und Tonlé Repau und die cambodjische Compong-Soay. — Der Handel im untern Laos ist außerordentlich geringfügig; das Volk ist zu faul und indolent, auch zu sehr von oben gedrückt, die Zahl und Menge der Producte (Stiklock zum Rothfärben, Wachs, Felle, Elfenbein, Geweihe, Taue aus Bambus und Bast, wilder Cardamum) zu gering, um einen starken Verkehr ins Leben zu rufen. Die Pirogen, welche jene Moterialien nach Phnampenh hinabtragen, bringen Salz, Metalle, Stoffe, chinesisches Geschirr ꝛc. wieder mit herauf. Europäische aber chinesische Fabrikwaaren einzuführen würde sich kaum lohnen, da solche nur von den wenigen Mandorinen gekauft werden würden. Im Handel kommen eigentliche Münzen, wie Nen (Silberbaere im Werthe von 80 Mark) oder meist kunstreich gefälschte Tical (circa 20 Pfg. werth) nur selten vor, sondern fast durchaus nur Eisenstäbe in Rautenform, 15 Centimeter lang, 250 bis 300 Gramm schwer und circa 4 annamitische Tien werth (1 Tien = 1/10 Schnur, an welcher 600 durchlöcherte Sapeken (Zinkstückchen) aufgereiht sind; eine Schnur etwa = 80 Pfg., ein Tien also = 8 Pfg.). Diese Eisenstäbe werden ausschließlich von den Kuïs der eisenreichen Provinz Compong-Soay gefertigt. Alljährlich, wenn die Regen dem Boden wieder das erste Grün entlockt haben, und Wasser zum Tränken der Büffel sich gesammelt hat, verlassen ganze Wagenreihen, die meist von Chinesen geleitet werden, den Mekhong bei Stung-treng (13½° nördl. Br.), Khong (14°) und Bassac (nahe 16° nördl Br.) und schaffen Tabak, Aerkanüsse, Baumwollstoffe, Messingdroht, chinesisches Geschier u. s. w. in das 10 bis 12 Tagereisen entfernte Land der Kuï Häh, welche dafür iher Eisenstäbe, Aexte und Messer hergeben. Zu verwundern ist nur, daß noch kein industrieller Chinese versucht hat, diese theuere Waare durch ungleich billigere europäische Nachahmungen zu ersetzen. Einem Europäer aber dorf es nicht einfallen, an diesem Handel theilnehmen zu wollen; für seine Waaern würden ihm Matten, Reis, Büffel und dergleichen angeboten werden, für welche ihm jede Verwendung fehlte. Vartheilhoft wäre nur der Handel mit Penang-Sklaven (die Penang wohnen nördlich von den Stieng, östlich vom Mekhong etwa unter 13° nördl. Br), woron aber ein Europäer nicht denken darf. Von Wichtigkeit versprechen die Goldgruben von Attopeu östlich des Mekhong zu werden; obwohl über dieselben Genaueres nach nicht bekannt ist, so scheinen sie doch reich zu sein, da fast alle Frauen nnd Kinder weit und breit dicke goldene Armbänder von Attopeu tragen. So lange aber die Laos im Besitze des Landes sind, die Chinesen sich bloß vom Handel nähren nnd nicht selbst produciren und die fleißigen Annamiten feen bleiben, wird sich in dem geschilderten Zustonde wohl kanm etwas ändern.

Neben wissenschoftlichen Fragen wollte Dr. Harmand auch die Garnier'sche Hypothese entscheiden, wonach der bei der Insel Khong mündende Se-Lamphou vielleicht einen Wosserweg nach dem großen See von Cambodja dorbiete, auf welchem mon die Stromschnellen des Mekhong umgehen könnte. Dos hat sich aber als völlig irrig herausgestellt: jener Flnß hat keinen Znsammenhong mit dem System des großen Sees und ist nicht für Schifffahrt geeignet, seine Ufer sind fast unbewohnt und besitzen keine Prodncte. Harmand drang bis an seine Quellen im Gebirge Dongrek vor, in welchem auch der in den großen See fließende Stung Sen entspringt, der bei genauerer Erforschung und Ausbentung Cambodjos eine größere Rolle spielen könnte. Die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bildet ein sumpfiger Wald, der Lieblingsaufenthalt wilder Elephanten, und nicht, wie man nach einheimischen Angaben erwartete, ein höheres Gebirge.

Die beiden Provinzen Tonlé-Repau und Mulu-Prey sind, abgesehen von den bewaldeten Bergen und Flußufern nnd den Reisfeldern in der Nähe der wenigen Dörfer, eine weite, trockene nnd verbrannte, mit dünngefäeten, schattenlosen Bäumen bedeckte Savanne, die seit Jahrhunderten alljährlich von Bränden heimgesucht wird. Die menschlichen Niederlassnngen sind erbärmlich, ohne Fruchtbänme, ohne Schatten, ohne Gemüsebeete, ohne Hausthiere; alljährlich verzehrt sie das Feuer, und sie werden an einem andern Orte aufgebaut.

Ursprünglich waren beide Provinzen cambodjisch, bis sie Siam vor etwa 80 Jahren verrätherisch in Besitz nahm. Es hat wenig Freude davon; denn sie sind arm nnd völlig werthlos, nur von holbwilden Kuïs bewohnt, welche nichts produciren, als Matten, Palmsäcke und Wachs. Tonlé-Repon zählt 400 Steuerzahler, welche dem Hofe in Bangkok jährlich circa 160 Mark und als Geschenk ein paar Elephantenzähne und Hörner vom Rhinoceros eintragen.

Das gonze Gebiet zwischen 13° und 14½° nördl. Br., soweit es Harmand durchwanderte, ist von Kuïs bewohnt, während eigentliche Cambodjer, welche man für dort weit verbreitet hielt, nur ausnahmsweise vorkammen. Die Kuïs bilden nicht eine einzige Völkerfamilie, sondern mehrere bestimmte Gruppen (K. Mahaï, K. Mänh, K. Mnah, K. Ntoh, K. Parrh, K. Häh oder Dek, K. Damery u. s. w.), welche verschiedene Sprachen reden, denen nur die 5 bis 10 ersten Zahlwörter gemeinsom sind. Sonst bietet dies Volk Spuren zahlreicher Mischungen. Harmond hat möglichst viel Individnen gemessen und abgezeichnet, wobei ihm freilich die in ganz Hinterindien außer Annam verbreitete, abergläubische Scheu der Leute, ihren Kopf berühren zu lassen, sehr hinderlich war. Ebenso sommelte er Vocabularien, was gerade dort von Wichtigkeit ist, do die Kuïs fast alle schon cambodjisch sprechen und in vielen Dörfern nur nach die alten Frauen ihre Muttersprache reden. Ebenso nimmt dies Volk sehr rasch die Sitten, die Kleidung, die Haartracht und selbst die Pagoden der Combodjer an.

Während die Kuï Mnoh und Ntoh jener beiden armen Nordprovinzen von Ackerbau und Mattenflechten leben, besitzen die Porrh ouf der Grenze zwischen Siam und Cambodja ein fruchtbares, waldloses, wohlbevölkertes Land, wo herrliche Reisfelder und Zuckerpalmen (Borassus flabelliformis) in Menge gedeihen und reichen Gewinn abwerfen. Anffallend ist, daß die Annamiten diesen überaus nützlichen Baum so ganz verschmähen, während jedes cambodjische Dorf ihn hegt, so daß man an seinem Vorkammen schon von Weitem anf die Nationolität der Einwohner schließen kann. — Südlich vom Gebiete der Poerh folgt thoniges, hügeliges Land, das mit prachtvollen, dichten Wäldern bedeckt ist. Die Ausbentung namentlich der riesigen Pinus Massiouana wäre mittelst des schiffbaern Stung Sen, der in den großen See mündet, leicht zu bewerkstelligen. Dort sitzen die Kuï Häh oder Kuï Deck, die Eisen-Kuï, welche nur wenig Ackerbon treiben, aber desto mehr Eisen schmelzen und verarbeiten nnd damit ganz Cambodja nnd Unter-Laos versehen. Dos Erz kommt alles aus einem unbedeutenden Berge Phnom-Rhium unter 13° 15′ nördl. Br., wo es sich in Nestern nnd Lagern innerhalb einer Schicht rothen plastischen Thones findet und leicht in wenig tiefen Gruben gewonnen wird. Do reiner Raubbau betrieben wird und nach Jahrhunderte langer Ausbentung nach kein Mangel an Erz eingetreten ist, so glauben die Kuï, daß dasselbe in den Gruben von selbst nachwochse. Die Gewinnungsweise des Eisens beschreibt Harmand ausführlich. An Steuern zahlt der Mann jährlich 25 Pfund dieses Metolls.

In seinen zoologischen und botonischen Sammlungen war Harmand nicht glücklich; die Trockenheit hatte während seiner Reise olles Leben verscheucht. Nur Baumblüthen konnte er erlangen. Die gefundenen Ruinen und Monumente wurden sindirt, die Inschriften abgeklatscht. Der Verlust seiner Gewehre, der Mangel on Proviant, die Fluch

seines Dolmetschers nöthigten ihn, im März 1876 nach Soigon zurückzukehren.

Am 4. December 1876 brach er jedoch von Phnom-penh zu einer neuen Reise nach Ober-Cambodja und Laos auf, welche ihn womöglich durch Annam bis Tongking führen soll. Er reist allein, ohne europäische Begleitung und ohne Provisionen, nur von dem lebend, was er vorfindet. Vorher scheint er noch einen kürzern Ausflug im äußersten Nordosten des französischen Cochinchina gemacht zu haben: in der Sitzung der Französischen Geographischen Gesellschaft vom 7. März wurde eine Mittheilung von ihm über die Moï der Provinz Bien-haa, welche zwischen dem Donaï und dessen Nebenflusse Sang-be wohnen, verlesen. Diese Moï (der Name bezeichnet im Annamitischen überhaupt unabhängige Bergbewohner) zeigen starken annamitischen Einfluß; in ihrer Race sind Spuren von annamitischen, cambodjischen, Penong- und selbst chinesischem Blute vorhanden. Sie glauben an böse Geister, denen sie bei jeder wichtigern Handlung eine Art Sühnopfer bringen; so erlegen sie kein größeres Stück Wild, ohne am Dache ihres Hauses ein Bündel Bambusspähne aufzuhängen, dessen Größe sich nach derjenigen des getödteten Thieres richtet. Daran ist ein Bündel Holz befestigt, damit, wie sie sagen, sich der böse Geist das Thier kaufen kann. Handelt es sich um einen Elephanten, so wird auch noch eine Art Krug hinzugefügt, damit der böse Geist nach solch gewaltigem Mahle seinen Durst stillen könne. Außerdem spaltet man das eine Ende einer Bambusruthe, steckt eine Düte von Blättern hinein und läßt darin Kohlenstückchen verbrennen; für einen Elephanten werden zwei solcher Ruthen hergerichtet, für einen Hirsch oder Eber eine. Dieselben stehen in langen Reihen an den Wänden der Hütten, deren rauchgeschwärztes Dach mit jenen Bündeln und mit Reihen von allerlei Schädeln ausstaffirt ist. Ihre Hütten stehen auf sehr hohen (circa 2 Meter) Pfählen über dem Boden; die Wände derselben sind nicht senkrecht, sondern wie bei den Stieng von außen nach innen geneigt. Der so gebildete dreieckige Raum ist mit Wandbrettern aus Bambus ausgestattet. Von Charakter sind diese Moï hundertmal besser, als die Annamiten, welche Güte als Schwäche auslegen und dieselbe zum Stehlen und Betrügen ausbeuten. An Waffen führen sie eine Armbrust mit gewöhnlichen oder vergifteten Pfeilen und einen Hirschfänger, die Dorfhäuptlinge außerdem eine Waffe, die sie nie verläßt: eine breite, scharfe und sehr lange Eisenklinge, die in einer Scheide steckt, und deren Griff in eine lange, conische Eisenspitze ausläuft, so daß sie gleichzeitig als Handwaffe und zum Werfen dient. Mit ihr greifen sie die Elephanten an.

Während der Regenzeit sind ihre Wälder unbetretbar sowohl wegen der Malaria, als wegen der zahllosen Blutigel, die mit dem schärfsten Geruche ausgestattet sofort in Menge auf den Menschen loseilen und ihn schröpfen. Es genügt, fünf Minuten auf einem von Blättern und Zweigen gereinigten Platze zu verweilen, um zu sehen, wie sie sofort von allen Seiten wie Spannraupen herbeikriechen und zeitweilig anhalten, um sich aufzurichten und Umschau zu halten. (Vergl. die Schilderung dieser Landplage in „Globus" XXVI, S. 59.)

Asien.

— Professor Ahlquist (s. laufenden Band, S. 15) hat in Begleitung der Studenten Böhm und Bergroth Helsingfors am 24. Februar verlassen und die Reise zu den Ostjaken und Wogulen am Irtysch und Ob angetreten.

— Im Maßstabe von 1 : 5000 hat ein Orientale einen Plan von Smyrna aufgenommen und veröffentlicht (Plan de Smyrne, levé et dressé par Lamec Saad 1876, Smyrne R. Werth). Der Autor kam, nachdem seine sämmtlichen Familienglieder in den Metzeleien am Libanon im Jahre 1861 ihr Leben verloren hatten, mit Dr. Lorenz Reinke nach Deutschland und erhielt hier seine Erziehung. 1872 kehrte er nach dem Orient zurück und trat in den anatolischen Eisenbahndienst, welcher 1875 sistirt wurde. Seitdem war er in Syrien, Aegypten und Anatolien mit Privatarbeiten beschäftigt, und aus dieser Zeit rührt auch der Plan von Smyrna her, der, bei Wagner u. Debes in Leipzig chromolithographisch ausgeführt, in höchst gefälliger Weise die bebauten und projectirten Stadttheile, öffentliche Gebäude, Kirchen, Moscheen, militärische Baulichkeiten, Ruinen, Gärten, Weinberge, Felder, Wiesen, Sümpfe, Sand, christliche, mohammedanische, jüdische Begräbnißplätze, Steinbrüche, Gewässer, Straßen, Fußpfade, Dampf- und Pferdeeisenbahnen durch Farben und Signaturen unterscheidet. Der Autor denkt demnächst in den Orient zurückzukehren und, falls die finanziellen Mittel und die localen Verhältnisse es irgend thunlich erscheinen lassen, in gleicher Weise den noch viel interessantern Stadtplan von Damascus aufzunehmen.

— Smirnow, der Botaniker der großen russischen Amu-Darja-Expedition des Jahres 1874, wird in diesem Jahre mit Hülfe der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher eine botanische Reise nach Ferghana und der Pamir unternehmen. (Nature.)

— St. Petersburger Blätter melden die Rückkehr des Lieutenant Opatewitsch, welcher zwei Jahre lang die nördlichen pacifischen Küsten von Sibirien aufgenommen hat. Nach Beobachtung des Venusdurchgangs machte er eine vollständige und gründliche Aufnahme der Behring-Straße, wobei er seine Lothungen über circa 16 Quadratgrade bis in das Eismeer und an die Eisbarriere heran ausdehnte. Mit Hülfe von 14 Chronometern hat er viele Längenbestimmungen ausgeführt und die früher im Nordosten bestimmten Längen mit denen, welche unlängst vor dem Venusdurchgange im südöstlichen Sibirien mit großer Genauigkeit beobachtet worden sind, in Verbindung gebracht. (Nature.)

— Unseren aus Potanin's Briefen geschöpften Angaben auf S. 239 entgegen berichtet die „Nature" (Nro. 386), daß jene Expedition durch den Beginn des Winters und die Verschneeung der südwärts führenden Gebirgspässe in Kobdo zurückgehalten worden sei und den Winter über sich mit ethnographischen und commerciellen Studien beschäftige.

— Die Russische Geographische Gesellschaft hat nach „The Mail" (21. März 1877) beschlossen, eine systematische Sammlung aller englischen, russischen und einheimischen Nachrichten über die orischen Stämme am obern Oxus, im Hindukusch und westlichen Himalaya einschließlich der Thäler des Indus, Kabul-Darja und Yarkand-Darja zu veranstalten.

— Der russische Meteorolog Wojeikow ist von seiner mehrjährigen Reise um die Welt, welche ihn durch die europäischen Staaten, Nordamerika, Südamerika, Indien, Ceylon, Java und Japan führte, nach St. Petersburg zurückgekehrt und wird dort an die Geographische Gesellschaft über seine Beobachtungen berichten. Die vorzüglich meteorologischen Zwecken gewidmete Reise war besonders interessant in Japan, da Wojeikow dort noch nie von Europäern besuchte Gegenden berührte und werthvolle Nachrichten über die Ainos sammelte.

Inhalt: Vriarte's Wanderungen in Dalmatien. V. (Mit zwei Abbildungen.) — Henry M. Stanley's Forschungsreise im central-afrikanischen Seengebiet. (Mit einer Figur und zwei Karten.) — Konrad Zacher: Kampf des Sommers und Winters II. (Schluß.) — Lieutenant Wheeler's geographische Expeditionen nach dem Südwesten der Vereinigten Staaten. — Aus allen Erdtheilen: Dr. Harmand in Cambodja und Unter-Laos. — Asien. — (Schluß der Redaction 14. April 1877.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1877.

Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien.

VI.

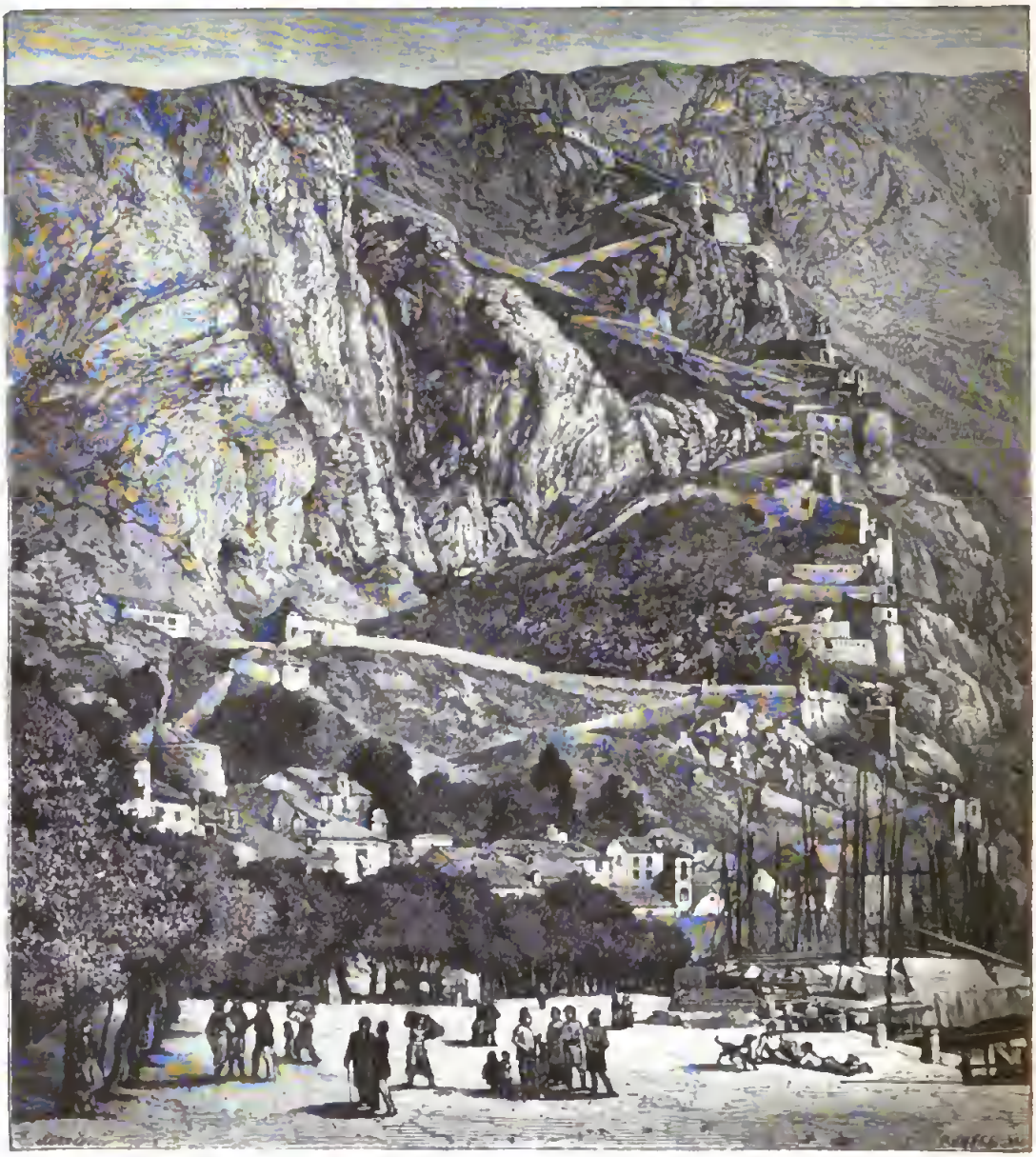
Cattaro.

Cattaro, slavisch Kotur genannt, ist die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, des südlichsten und kleinsten der ganzen Monarchie, welcher nur 104 Gemeinden zählt. Die Stadt liegt so eingeengt zwischen den Abhängen des Lowtschen (5240 Fuß hoch) und des Eliasberges (2390 Fuß), so versteckt in dem äußersten dunkeln und regenreichsten Winkel der Bocche, daß man sie vom Schiffe aus erst erblickt, wenn man sich zwischen Perzagno und Dobrota befindet. Die steilen Felswände scheinen so unmittelbar in das Meer abzustürzen, daß es aussieht, als hätten die ersten Ansiedler dort den Stein wegsprengen müssen, um Raum für ihre Häuser zu schaffen. Eine der drei Kirchen der Stadt, deren Vorderseite an einem kleinen Platze steht, stößt hinten unmittelbar an die Felswand, deren schroffe Spitzen ihren Glockenthurm weit überragen. Drei Thore führen durch die Wälle hindurch: die Porta Fiumara, wenn man von Narden, von Dobrota her, kommt, die Porta Gordicchio oder Francesco von Süden (Budua) her und die Porta Marina von der Seeseite aus. Vor der letztern ist vor nicht allzu langer Zeit ein Stück Meer zugeschüttet worden, um einen Landungsplatz und einen Spaziergang zu gewinnen, den unsere erste Abbildung zeigt. Dort sammelt sich bei jeder Ankunft des Lloyd-Dampfers Alles, was aus dem ganzen Kaiserstaate an Beamten und Offizieren in diesen äußersten Winkel gleichsam in die Verbannung geschickt ist, um den auf diesem einzigen Wege, der sie mit der civilisirten Welt verbindet, einlaufenden Nachrichten entgegenzugehen. Steil steigt der Berg hinter der Stadt empor; wo er in etwa 800 Fuß Höhe eine Einsattelung macht, ist das Fort S. Giovanni erbaut, welches mit der befestigten Stadt unten im Grunde durch vielfach gezackte Mauern und kleine Befestigungen in Verbindung gesetzt ist. Diese Felswände rauben dem Orte im Winter das Licht und erhitzen im Sommer die Temperatur auf eine so unerträgliche Weise, daß der des Klimas Ungewohnte sich des Nachts schlaflos auf seinem Lager wälzt. Auch der alsdann meist wehende Nordwest, der anderen Küstenplätzen eine große Erfrischung gewährt, wird durch die vorliegenden Berge von Cattaro abgehalten. Erst vom September an ist der Morgen des Tages erträglich. Im October liegt oft schon Schnee auf den Bergen und an den schönsten Tagen sendet die Sonne nicht vor zwei Uhr ihre belebenden Strahlen nach Cattaro. Zur Winterszeit regnet es viel, wie denn die Stadt an Wasser nicht Mangel leidet, weil überall innerhalb und außerhalb ihrer Mauern ebenso wie im Meere selbst der poröse, höhlenreiche Kalkstein eine Anzahl starker Quellen hervorsprudeln läßt, die ihren Oberlauf oder Ursprung mehr landeinwärts haben. Trotz alledem ist aber das Klima durchaus gesund. Vom Landungsplatze gesehen macht Cattaro einen freundlichen Eindruck; innen ist es ein Gewirr enger, mit großen Steinplatten bedeckter und mit hohen Häusern besetzter, aber reinlicher Gassen, in denen nach der Zählung von 1869 nicht mehr als 2017 Einwohner hausen. Gleich an der Porta Marina liegt der Hauptplatz der Stadt mit der Caserne; rechnet man noch den Dom des heiligen Tryphonius mit seinen Bildern hinzu, so ist man mit der Aufzählung der Merkwürdigkeiten fertig.

Digitized by Google

Unverkennbar in der Architektur der alterthümlichen Gebäude iſt der Einfluß Venedigs, welches ſeit dem Jahre 1420 in Cattaro herrſchte. Ein Gaſthaus zum Uebernachten giebt es in der ganzen Stadt nicht; vielmehr machen ſich einige Einwohner ein Geſchäft daraus, möblirte Wohnungen zu vermiethen. Der leiblichen Nothdurft kommt eine ganz leidliche Reſtauration auf der Promenade außerhalb der Mauer entgegen, wo ſich Reiſende, Offiziere der Garniſon und Beamte zuſammenfinden.

Der anziehendſte Ort in Cattaro iſt der Bazar der Mon-



Anſicht der Stadt Cattaro. (Nach einer Photographie.)

tenegriner unweit der Porta Fiumara, namentlich am Montag, Donnerstag und Freitag, wenn die Söhne und Töchter der Schwarzen Berge in Schaaren auf der 1844 erbauten Straße herabgeſtiegen kommen, welche ſich in zweiundſechszig Windungen zu der nahen Grenze hinaufzieht und Cattaro mit Njegusch, der Heimath des dortigen Fürſten, und Cetinje, ſeiner Reſidenz, verbindet. Auf dieſem Bazar müſſen die Montenegriner zuerſt ihre ſämmtlichen Waffen ablegen, ehe ſie die Stadt betreten dürfen, und die öſterreichiſchen Behörden überwachen dieſen Punkt genau, weil ſich des Oeftern zwiſchen den Montenegrinern und den Cattarinern Streit erhebt. Der Mann oft zu Pferde, die geplagte Frau mit

Montenegrinische Verkäuferin auf dem Bazar in Cattaro.

ſchweren Laſten bepackt, ſo wandern die Leute ſieben, acht Stunden weit über Berg und Thal und bringen Käſe, Fiſche, Kartaffeln, Gemüſe, Eis zur Bereitung des Sorbetto. Geflügel, im Winter Haſen und Federwildpret, auch Reiſig zum Brennen, Sumachblätter für die Gerber und Sumachholz für die Färber von Cattaro. Um ſpärlichen Gewinn ſchleppen die armen Weiber auf gekrümmtem Rücken Laſten herbei, welche in anderen Ländern kaum Männer zu tragen im Stande wären. „Selbſt in unſeren Gebirgsländern, — ſagt H. Noë, Dalmatien und ſeine Inſelwelt, S. 335 — in welchen man oft auf den Jochſteigen ſchwer beladenen Menſchen begegnet, habe ich dergleichen nicht geſehen. Es iſt das ſicherlich eine Wirkung des in Europa einzigen Klimas. Die Cerna Gora, welche auf der Breite von Rom liegt, faßt die Eigenſchaften des ſüdlichen und nördlichen Himmelsſtriches in ſich zuſammen. Die Hitze Italiens und die Kälte Deutſchlands, der Nebel der Nordländer und die Dürre des Oſtens, die weiche Luft des Adria-Geſtades und die Bora des Karſtes — Alles dies ſtellt das Wetter der Cerna Gora dar. Es iſt augenſcheinlich, daß hier die Natur die Rolle des Geſetzgebers von Sparta übernimmt und die Schwachen, wenn es deren giebt, ſchon in ihrer Entwickelung tödtet.“

Nicht minder belebt als der Montenegriner Bazar iſt der Markt auf der Marine, wo ſich die Bocheſentrachten mit den montenegriniſchen miſchen und namentlich viel Fiſche zum Verkaufe geſtellt werden. Denn Seefiſche, Reis, Palenta und Gemüſe, Schaf- und Ziegenfleiſch ſind die gewöhnlichen Speiſen in den Bocche. Rindfleiſch kommt ſelbſt in Cattaro nur ſelten vor und in der Faſtenzeit, welche von Katholiken und Griechen gleich ſtreng beobachtet wird, iſt Stockfiſch (Bunalà) faſt das tägliche Eſſen. Das gemeine Volk begnügt ſich auch außer den Faſten mit Banolà, Zwiebeln, Palenta und Scaranzen, einer Art kleiner Weißfiſche aus Montenegro. Caſtradina, d. h. geräucherte Hammelkeule, welche es nach Noë wohl verdient, der ganzen Welt als Leckerbiſſen bekannt zu werden, gehört zu den Feſttagsſpeiſen, und friſchgebratenes Fleiſch zu den ſeltenen Gerichten. Geiſtige Getränke werden gern und viel genoſſen und ſehr beliebt bei Reich und Arm iſt ſchwarzer Kaffee. — Auffallend iſt auf der Marina der Contraſt zwiſchen dem Aeußeren der Bäuerinnen aus den Bocche und der Aermlichkeit ihres Einkaufs: ſie ſind über und über mit Schmuckſachen bedeckt und dabei holen ſie mit Bedacht ein paar Kreuzer aus der Taſche hervor, um die ſonderbarſten Speiſen, gekochte Ochſenpfoten, an welchen noch die Hufe ſitzen, Schwarzbrot, das aus ſchlecht gehacktem Stroh bereitet zu ſein ſcheint, und dergleichen einzukaufen. Und die Montenegriner, welche vielleicht eben eine Tracht Holz für einen Gulden verkauft haben, tragen Stickereien und Waffen im Gürtel, die ihnen ſchweres Geld gekoſtet haben und oft ihren einzigen Beſitz ausmachen.

Welcher Ort zu Römerzeiten an Cattaros Stelle geſtanden hat, iſt nicht mit Sicherheit auszumachen, wennſchon dort gefundene Inſchriften beweiſen, daß er damals ſchon bewohnt war. Acerivium, das dort gelegen haben ſoll, läßt ſich ſeiner Poſition nach überhaupt nicht feſtlegen. Bei den Byzantinern ſoll die Stadt Delateron geheißen haben und daraus durch Wegfall der erſten Silbe der Name Cattaro entſtanden ſein, welchen die ſtets geſchäftige Volksetymologie dann komiſcher Weiſe mit *κατακρεῖν* = herabfließen, herabſtürzen zuſammenbringt, weil dort die Waſſer ſo ungeſtüm von den ſteilen Felswänden herabſtürzen, wie die alten Griechen den Namen der kleinaſiatiſchen Stadt Peſſinus von *πεσεῖν* = fallen herleiten, weil das dort verehrte Götterbild in einem angeblich vom Himmel herabgefallenen Steine beſtand. 867 kommt Cattaro zum erſten Male anläßlich eines Saracenenüberfalls glaubhaft in der Geſchichte vor; 889 wird es von Bosniaken verbrannt. Bis 1178 war es eine Republik unter dem Schutze der ſerbiſchen Könige, dann bis 1204 eine byzantiniſche Stadt, dann ſtand es wiederum bis 1368 unter ſerbiſchem, nachher unter ungariſchem Protectorate. 1378 von den Venetianern erobert und geplündert, machte es ſich ſpäter wieder ſelbſtändig, unterwarf ſich aber 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig den Venetianern, welche verſprachen, ihm ſeine bisherige Verfaſſung zu belaſſen, die Einkünfte nur für die Stadt ſelbſt zu verwenden und dieſelbe nie einer andern Macht abzutreten. Zu wiederholten Malen machten die Türken zu Waſſer wie zu Lande den Verſuch, ſich Cattaros zu bemächtigen, ſo 1539, 1569, 1572 und 1657, aber ſtets wurde ihre Abſicht durch das rechtzeitige Erſcheinen der venetianiſchen Flotte oder dergleichen vereitelt. 1797 kam dann die Stadt an Oeſterreich, welches dieſelbe bis 1806 behauptete. Dann beſetzten es die Ruſſen, danach die Franzoſen unter Gautier, welcher Anfang 1814 durch engliſche Schiffe unter Hoſte zur Capitulation gezwungen wurde. Hoſte überließ die Stadt den Montenegrinern, deren Freude über den Beſitz eines Seehafens freilich von kurzer Dauer war. Denn die Oeſterreicher unter General Milutinovitſch rückten bald heran, wurden zwar anfangs von den vereinigten Montenegrinern und griechiſch-katholiſchen Bocheſen zurückgedrängt, aber erzwangen ſich, nachdem ſie Verſtärkungen erhalten, am 19. Juni 1814 Einlaß in die Stadt, welche ſeitdem bei Oeſterreich verblieb. Es iſt keine beſonders glänzende Geſchichte, die die Stadt gehabt hat, vielmehr eine voller Unglück und Kämpfe. Die Geißeln vieler dalmatiſchen Orte, Peſt, Erdbeben und Türken, haben auch Cattaro ſchwer heimgeſucht: 1563 kam mehr als die Hälfte der Einwohner bei einem Erdbeben um, und dasjenige von 1667 zerſtörte Cattaro nebſt Budua und Caſtelnuovo vollſtändig. Dieſe Schickſale haben wohl eben ſo viel dazu beigetragen wie die düſtere beengende Lage der Stadt, um ihre Einwohner zu den ernſten, einfachen, aber braven Menſchen zu machen, als welche ſie ſich dem Fremden gegenüber zeigen.

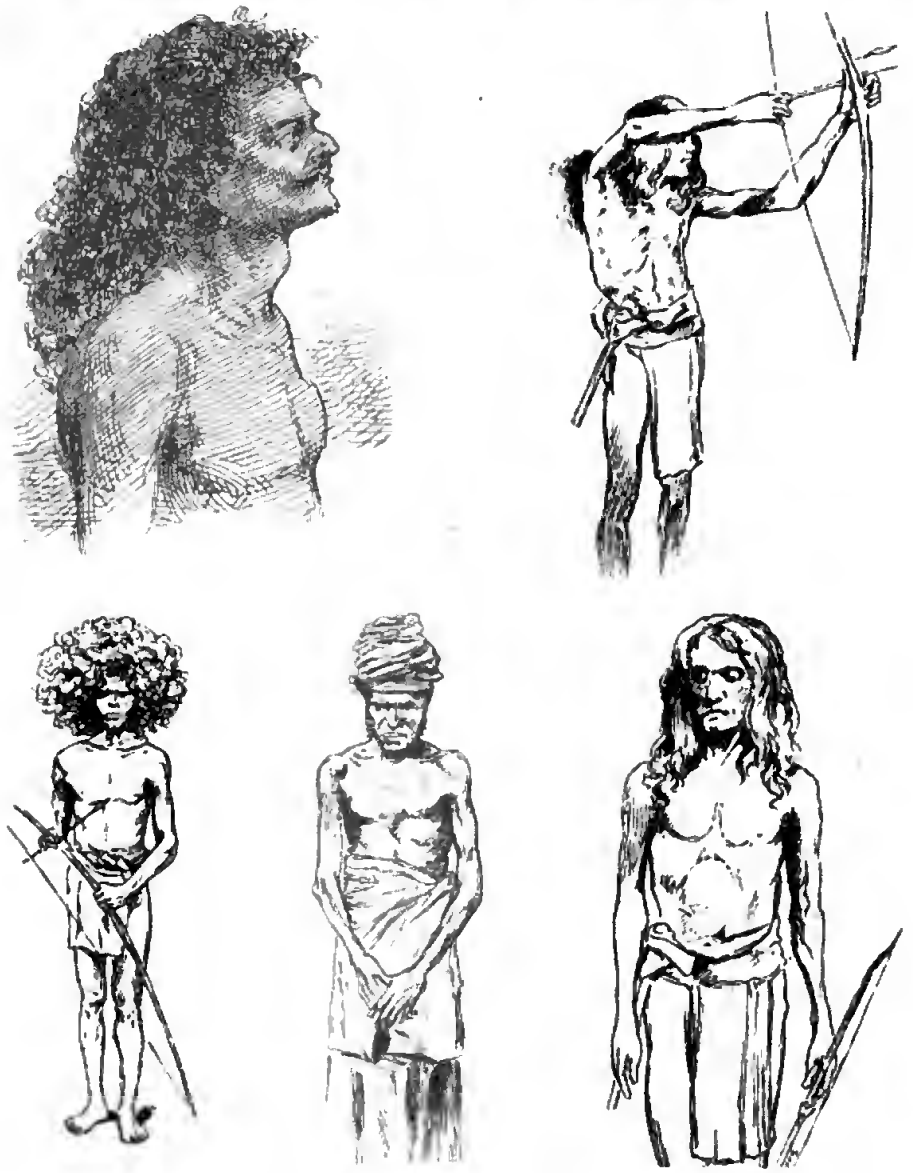
Die Beddahs auf Ceylon[1]).

α. Die Beddahs ſind ein hochintereſſanter Reſt der Urbevölkerung der Inſel Ceylon und gehören der draviſchen Race an; ſie ſind das reine Volk, während die ihnen ſprach-

[1]) Die dieſem Aufſatze beigegebenen Beddah-Typen ſind nach Skizzen gefertigt, welche der den Prinzen von Wales begleitende Künſtler im verfloſſenen Jahre in Ceylon nach der Natur aufnahm. Als Quellen wurden benutzt: Emerſon Tennent, Ceylon, Bd. II, S. 439 bis 451. — Lubbock, Die vorgeſchichtliche Zeit II, 138. — Barnard Davis, Thesaurus craniarum 132. On the Weddos by a Tamil in Transactions of the Ethnological Society New Series III, 70 und namentlich John Bailey, An account of the wild tribes of the Veddahs in denſelben Transactions II, 278 bis 320.

Digitized by Google

lich nahe verwandten Singhaleſen ſich ſtark mit vom Feſtlande herübergewanderten Indern vermiſcht haben. Der Name Veddah bedeutet einfach einen Jäger, im Singhaleſiſchen einen Bogenſchützen. Daß dieſes jetzt ſehr zuſammengeſchmolzene Volk einſt weiter über Ceylon ausgebreitet war, darauf deutet der Name Veddirata, Land der Veddahs, welcher einem großen Landſtriche im Oſten Ceylons beigelegt wird. Die eigentlichen Veddahs wohnen jetzt in den Diſtricten Batticaloa und Badulla, namentlich im erſtern, und dieſe ſind es, welche Tennent ſchilderte. Die „wilden“, urthüm-



Veddah-Typen.

lichen leben jedoch im parkartigen Diſtricte von Nilgala und den Wäldern von Bintenne, und von dieſen muß die Rede ſein, wenn man die Veddahs kennen lernen will. Bailey, der als Aſſiſtent des Colonialſecretärs in Ceylon lebte und genau mit ihnen vertraut wurde, ſagt: es dürfte ſchwer ſein barbariſchere Typen des menſchlichen Geſchlechts zu finden, als ſie ſind.

Die Veddahs von Nilgala, die wildeſten von allen, ſind in kleinen Familien über das Land zerſtreut und wohnen in Felshöhlen, wiewohl einige Rindenhütten beſitzen. Ihren Unterhalt erwerben ſie faſt nur durch die Jagd, und ihr Verkehr nach außen hin iſt ſo gering, daß ſie ſelbſt mit den anderen Familien des Diſtricts wenig umgehen; auch betrug 1858 ihre Zahl nur noch 72 in Nilgala. In Bintenne dagegen giebt es wilde und anſäſſige. Von den letzteren ſoll nicht die Rede ſein; die wilden, die faſt auf derſelben Stufe ſtehen, wie ihre Stammesgenoſſen in Nilgala, zählten 1856 noch 364 Köpfe.

Digitized by Google

Körperlich unterſcheiden ſich die Veddahs ſehr von den Singhaleſen; ſie ſind kleiner, dunkler als dieſe, dabei ſehr activ, muskulös und können große Strapazen ertragen. Ihre Schädel ſind nach Barnard Davis ſchmal (Breiteninder 66 bis 78), aber ſtets ſehr hoch, ziemlich meſognath und mit wenig vorſtehenden Jochbeinen verſehen. Der größte, den Bailey maß, hatte 5′ 3″ engliſch, der kleinſte 4′ 1″. Durchſchnittliche Größe der Männer 4′ 6″ bis 5′ 1″, der Weiber 4′ 4″ bis 4′ 8″. Das Geſicht iſt ziemlich regelmäßig, Naſe wohlgeformt, zur Abflachung geneigt, die Nüſtern weit. Mund groß, Lippen dick, Bart kurz und dürftig. Das nie gelockte Haar fällt in langen ſchlichten Maſſen auf den nackten Leib herab. Früher trugen die Veddahs als einziges Kleidungsſtück ein Rindenzeug vom Ritibaume (Antiaris saccadora) vor der Scham; an deſſen Stelle iſt jetzt ein ſchmutziger kleiner Lappen getreten.

Bringt man Veddahs aus ihren Wäldern in civiliſirte Gegenden, um ſie zu ſtudiren, ſo kriechen ſie gleich ſcheuen Thieren in einem Winkel zuſammen und kommen nur hervor, wenn man ihnen ein Geſchenk an Reis oder Zeug bietet, über das ſie herfallen und bei deſſen Theilung ſie untereinander in Streit gerathen. Daheim in ihren Wäldern ſtreifen ſie kühn und lautlos, mit dem Bogen in der Hand und der Axt auf der Schulter, umher. Mit der letztern holen ſie die Hanigwaben, ihre Lieblingsſpeiſe, aus den Bäumen. Ihre Hauptwaffe iſt der 6½ Fuß lange Bogen aus elaſtiſchem Holz, den ſie leicht handhaben, während ein Europäer ihn kaum zu ſpannen vermag. Die Sehne deſſelben iſt aus den Faſern der Sanseviera zeylanica geflochten. Die eine Elle langen Pfeile ſind mit einer oft 6 Zoll langen ſcharfen Eiſenſpitze verſehen; das Eiſen dazu erlangen ſie von den Singhaleſen durch Tauſch; früher auf dem Wege des ſtummen Handels. Doch das hat aufgehört, ebenſo das früher bei ihnen übliche Spannen des Bogens mit den Füßen.

Als Bogenſchützen ſind die Veddahs berühmt; ſie wiſſen das Wild leicht anzuſchleichen und werden auf der Jagd von ihren ſehr gelehrigen Hunden begleitet. Ihre Beute beſteht aus Hirſchen (Rusa Aristotelis), Affen, Schweinen, Leguanen. Dagegen berühren ſie nicht Ochſen-, Elephanten-, Bären-, Leoparden- und Schakalfleiſch, ebenſo keine Eidechſen, Fledermäuſe oder Schlangen. Fiſche lieben ſie ſehr, der Fang derſelben geſchieht durch Vergiften des Waſſers mittelſt Pflanzenſäften. Wenn Tennent erzählt, daß ſie die Vögel mit Pfeilen ſchöſſen, ſo widerſpricht dem Bailey, der von ihrer Schützenkunſt nicht viel hält; ſo kleine Objecte könnten ſie nicht treffen, ſagt er, und deshalb verſchafften ſie ſich die Vögel mit Leimruthen. Den Elephanten jagen ſie nur wegen ſeines Elfenbeins, nicht wegen des Fleiſches. Honig, mit der noch halb entwickelten Bienenbrut in den Waben, iſt ihre Lieblingsſpeiſe, und die Fähigkeit, ſie zu entdecken und ſchnell mit der kleinen Axt aus dem Baume herauszuhalen, iſt bewundernswerth. Auch die Kunſt Fleiſch im Honig aufzubewahren verſtehen ſie. Ihre Kochkunſt iſt ſehr roh; oft brennen ſie das Fleiſch nur im Feuer, welches ſie durch das Aneinanderreiben zweier Stücke Holz vom Bellandaume (Pterospermum suberifolium) ſich verſchaffen. Tabak rauchen ſie nicht, dagegen kauen ſie die Rinde des Marabaumes (Nephelium longanum) wie Areca und fügen dazu ſtatt des Betels Rinde der Gmelina asiatica und Kalk, den ſie aus Schneckenſchalen brennen.

Obgleich das Völkchen ſehr harmlos iſt, wird es doch von ſeinen Nachbarn gefürchtet und ſteht im Rufe Kinder zu ſtehlen. Ihr eheliches Leben iſt über jeden Zweifel erhaben und ſie können in dieſer Beziehung in einem Lande, wo Keuſchheit nicht viel gilt, als Muſter hingeſtellt werden. Sie heirathen nie Mädchen aus einer andern Race, ſind ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber und halten ſie gern verborgen. Jede Familie beſitzt ihre eigene Hütte; wohnen ſie in Höhlen, dann iſt der Raum jeder einzelnen Familie abgeſchreint. Auf ihre ſinghaleſiſchen Nachbarn, bei denen Polyandrie und häufige Eheſcheidungen herrſchen, ſehen die Veddahs mit Verachtung herab.

Ihre Heirathsgebräuche ſind ſehr einfacher Art. Der Junggeſelle, der ſeine Augen auf eine Schöne geworfen hat, nimmt einige Geſchenke, einen Topf mit Honig, einen getrockneten Leguan und bringt ſie in die Hütte des künftigen Schwiegervaters. Findet die Werbung Gehör, ſo wird das Mädchen herbeigerufen, welches nun eine ſelbſtgeſponnene Schnur dem Bewerber um die Bruſt knüpft — und die Ehe iſt geſchloſſen. Der Mann trägt dieſe Schnur ſein ganzes Leben lang und wird ſie ſchadhaft, ſo deſſert das Weib dieſelbe aus. Früher heiratheten die Veddahs regelmäßig ihre jüngeren Schweſtern, niemals die älteren; doch iſt dieſer Gebrauch jetzt vollſtändig abgekommen.

Krankheiten kommen nur wenig unter den Veddahs vor; doch werden ſie ſelten alt, und da nur ſehr wenige Kinder von ihnen erzeugt werden, ſo iſt ein Ausſterben der Race vorherzuſehen. Beſondere Gebräuche bei der Geburt oder Namengebung finden nicht ſtatt, und bis vor Kurzem bekümmerte man ſich gar nicht um die Todten — man ließ ſie eben einfach da liegen, wo ſie geſtorben waren. Die Ueberlebenden deckten ein paar Blätter und Steine über die Leiche und bezogen eine andere Höhle.

Tennent bemerkt, daß die Veddahs unter ſich keinerlei Koſte haben; ſie ſelbſt aber werden trotz ihres barbariſchen Zuſtandes von den Singhaleſen als zur höchſten Koſte gehörig betrachtet. Damit ſtimmt überein, daß ſie ſich ſelbſt königlicher Abkunft rühmen.

Wie ſchon der alte Knox [1]) bemerkt, ſprechen die Veddahs die Sprache der Singhaleſen, doch mit einem ſo fremden Accente, daß man eine ganz andere Sprache zu hören glaubt, und nur nach langer Kenntniß kann man ſich von der großen Uebereinſtimmung überzeugen. Es liegt auf der Hand, daß der Wörtervorrath eines ſo niedrig ſtehenden Volkes auch nur ein geringer ſein kann, und ſelbſt die einfachſten Dinge werden von ihnen umſchrieben. So ſagen ſie für gehen: (den Boden) mit Hämmern ſchlagen; ein Kind iſt eine „Knoſpe“, Reiskörner ſind „runde Dinger“, der Elephant „ein Thier gleich einem Berge“, während die Damhirſche (Axis maculata) „gefleckte Thiere“ und die Wildſchweine „Langſchnauzige“ genannt werden.

Von Schreiben, Leſen, einer Literatur aber Künſten iſt bei den Veddahs keine Spur vorhanden. Sie zählen mit Schwierigkeit an den Fingern, und von der Eintheilung der Zeit fehlt ihnen jeder Begriff. Schon die Beſtimmung von „übermorgen“ ihnen beizubringen erſcheint ſchwer.

Von einem zukünftigen Leben, von Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode, haben die Veddahs keinen Begriff; über ſolche Dinge mit ihnen ſich zu unterhalten, iſt ſchon deshold ſchwierig, weil ihre Sprache dazu nicht ausreicht. Alles, was Bailey van ihnen erfragen konnte, lief darauf hinaus, daß ſie an zahlreiche gute oder böſe Geiſter glauben, die in der Luft, in jedem Felſen, jedem Baume und Berge hauſen. Beſſer als dieſe Geiſter ſind diejenigen der verſtorbenen Ahnen und Verwandten bekannt, welche über das Wohl der Ueberlebenden wachen und als nehya jakun, gute Geiſter, verehrt werden. Durch ſie wird eine glückliche Jagd bewirkt, eine Krankheit geheilt, Unglück abgewendet. Um

[1]) An historical relation of the Island Ceylon by Robert Knox, a captive there near twenty years, Folio, London 1681.

Digitized by Google

dieſe guten Geiſter anzurufen, wird ein Pfeil in den Boden geſteckt, um welchen die Beddahs dann umher tanzen, indem ſie ſingen:

Ma mija, ma mija, ma deja,
Topang kojihetti mittigan jaudah!
Mein Abgeſchiedener, mein Abgeſchiedener, mein Gott,
Wo wanderſt du umher?

Von einem höchſten Weſen haben ſie keinen Begriff; Götzenbilder, Opfer, Libationen ſind ihnen unbekannt; auch beſondere Cultusſtätten haben ſie nicht. Alles Arzneiweſen iſt ihnen unbekannt und das Beſprengen der Kranken mit Waſſer und Anrufen der Ahnengeiſter iſt alles, was ſie gegen eine Krankheit thun. In ihren Zauberſprüchen werden Sonne und Mond häufig angerufen, die aber ſonſt keinerlei beſondere Verehrung genießen.

Miklucho-Maklai's Reiſen im weſtlichen Mikroneſien[1]).

Bugarla am Maklai-Ufer auf Neu-Guinea. 3. Juli 1876.

R. K. 7. u. 8. März 1876. Inſel Gebi. Hügelige, ganz mit reicher Vegetation bedeckte kleine Inſel, unter dem Aequator gelegen. Drei Dörfer und einige einzelne Hütten liegen am Meeresufer, welches zur Ebbezeit die Hauptſtraße bildet, während es nach Angabe der Eingeborenen im Innern der Inſel weder Dörfer noch Wege giebt. Die Bewohner ſind meiſtens Papua, woneben ſich beſonders unter dem männlichen Geſchlechte noch Einwanderer aus Tidor und Halmahera in geringer Anzahl finden. Wie auch auf Siram-laut, ſah ich hier Kinder von reinblütiger Papua-Mutter und malayiſchem Vater mit ſchlichten Haaren und ſehr brachycephalem Schädel. — Von einigen Tidoren, welche ihr Sultan als Häuptlinge hierher geſchickt hatte, wurde ich als alter Bekannter begrüßt, indem ſie behaupteten, daß ſie mich 1873 bei meinem zehntägigen Aufenthalte auf ihrer Inſel geſehen hätten. — Die Hauptnahrung iſt Trepang (verſchiedene Holothurienarten, gekocht und in der Sonne getrocknet, für die Chineſen ein Leckerbiſſen) und Schildkrötenfleiſch und ihre einzige Beſchäftigung beſteht im Sammeln der Holothurien und Fangen der Schildkröten.

13. März. Gruppe Pegan (oder Freewill, oder S. David [2]). Sechs niedrige, mit Kokospalmen beſtandene und von einem Riff umgebene Inſelchen. — Da ich am Ende der Hauptinſel Rauch und eine deutſche Flagge bemerkte, ſo fuhr ich ans Land und fand dort einen engliſchen Tredor — ſo wird auf den Inſeln des Stillen Oceans das Wort trader verdreht, um damit Agenten zu bezeichnen, welche von Handlungshäuſern Waaren zum Tauſchhandel mit den Eingeborenen erhalten und von dem Ertrage an Kokosnüſſen, Trepang u. ſ. w. ihre beſtimmten Procente haben — mit zahlreicher Familie (an 20 Kinder und Enkel) und einigen Eingeborenen beiderlei Geſchlechts von der Inſel Nawodo (Pleasant), von wo der Agent etwa vor Jahresfriſt hierher übergeſiedelt war, um für die Firma Godeffroy & Camp. in Hamburg Kobra (getrocknete Kokosnüſſe) und andere Producte zu ſammeln. Nach den Eingeborenen der Inſeln befragt, ſagte mir dieſer Mann, ein weggelaufener Matroſe oder ſonſt etwas der Art, daß deren nur eine geringe Anzahl auf der Gruppe exiſtire, und daß ſie ihn nur ſehr ſelten beſuchten. Von ihrem Aeußern konnte er mir nichts Genaues berichten, ſo daß ich über die Race, zu welcher ſie gehören, ohne Nachrichten blieb. Der Capitän eines Schoners, der ſchon lange in dieſen Gewäſſern herumgeſchwommen iſt, erzählte mir, daß er auf dieſen Inſeln viele Papua geſehen habe, aber er konnte mir nicht beſtimmt angeben, ob ſelbe dauernd dort wohnten oder nur von Wind und Strömung aus Neu-Guinea dorthin verſchlagen worden ſeien. Gerland (Waitz-Gerland'ſche Anthropologie der Naturvölker V, 2, S. 38) zählt die Pegau-Gruppe zu Mikroneſien; wahrſcheinlich aber ſind die Eingeborenen, welche Carteret (1767) ſah, ſchon längſt ausgeſtorben und die heutigen Bewohner leben dort noch nicht lange, da nach Angabe jenes engliſchen Agenten, auf welche freilich nicht viel Gewicht zu legen iſt, es auf der ganzen Gruppe nicht ein einziges Dorf giebt, ſondern nur einige ſchnell und für kurze Zeit errichtete Hütten und Baracken [1]).

Die holländiſche Regierung rechnet dieſe Gruppe zu ihren indiſchen Colonien, und Herr van Duyvendode in Ternate hatte ſogar, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren auf einer dieſer Inſeln eine Factorei zur Bereitung van Kokosnußöl; von ihm hoffe ich genaue Nachrichten über die wirklichen, damals vorhandenen Eingebarenen zu erhalten. Die europäiſch-mikroneſiſche Miſchrace (d. h. die Nachkommenſchaft jenes engliſchen Agenten) hat vornehmlich mikroneſiſchen Typus; eine nur wenig hellere Hautfarbe und die leichte blonde Schattirung im Haar verräth die Beimiſchung europäiſchen Blutes.

25. März. Gruppe Auropik, drei kleine flache Inſeln [2]). Ich fuhr nicht ans Land; aber als wir eine Piroge erblickten, ließen wir uns vor Anker treiben, um Eingebarene zu ſehen. Die Leute, welche zu uns kamen, waren nicht ſehr dunkel (Nro. 37 der Broca'ſchen Tadelle), mit gelockten und krauſen Haaren, welche große Hauben bildeten. Die Naſenſcheidewand war durchbohrt; eine große Menge von Schildpattringen und anderm Zierrath aus verſchiedenen weißen und rothen Muſcheln zog die weit durchlöcherten Ohrläppchen ſehr in die Länge. Die Arme trugen ober- und unterhalb des Ellenbogens Tättowirung in Geſtalt von Armbändern. In dem Haarwulſt ſteckte ein großer Kamm mit flatternder Feder, in der Naſenſcheidewand Blumen oder Blätter; ihre Kleidung beſtand aus einem engen Schurz, der um die Taille geſchlungen und zwiſchen den Beinen hindurchgezogen war. Ihr Anblick erinnerte mich an die Eingeborenen der Inſeln ſüdöſtlich von Ceram und dem Kei-Archipel; eine Beimiſchung von Papua-Blut iſt mir hier wie dort unzweifelhaft. Wie ich ſpäter erfuhr, verdankt Auropik einen großen Theil ſeiner Bewohner der Inſel

---

[1]) Auszug aus ſeinem Tagebuche, abgedruckt in den Isweſt. der Kaiſ. Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft XII, Heft 6, S. 502 ff. Vergl. oben S. 74 dieſes Bandes.

[2]) Meinicke (Inſeln des Stillen Oceans II, S. 365) zieht den Namen Mapia vor und rechnet ſie zu den Karolinen.

[1]) Nach Meinicke a. a. O. iſt die urſprüngliche karoliniſche Bevölkerung der Gruppe jetzt durch die Papua-Piraten Neu-Guineas zum größten Theile vernichtet oder weggeſchleppt worden.

[2]) Meinicke a. a. O. S. 359 ſchreibt Eauripik und giebt nur zwei Inſeln an.

Wuap oder Jap, deren Eingeborene hierher kommen, um das ſogenonne Hau ſich zu verſchoffen und zu koufen, einen Schmuck ous Muſcheln und Steinen (?), der dort ſehr hoch gehalten wird nnd unter den Häuptlingen als eine Art Geld dient, ſo daß ſein Beſitz ein Vorrecht derſelben iſt.

27. März. Gruppe Ulithi (Mogmog oder Mackenzie), aus 20 flochen Korolleninſeln beſtehend. Mein kurzer Aufenthalt auf einer derſelben, Iſor, reichte hin, um mich zu überzeugen, daß die Bevölkerung dieſes Archipels in jeder Hinſicht mit der von Wuap identiſch iſt.

28. März. Inſel Wuap oder Jap (die Eingeborenen ſelbſt ſprechen den Namen häufiger „Wuap“ ous; die von den Palou-Inſeln nennen ſie Pelu Lekop, d. i. Inſel Lekop), eine nicht große Inſel mit zwei kleineren, Uromon und Mok (Ronno und Torei noch Meinicke a. a. O. S. 360), am nördlichen Ende. Sie hat die Form eines unregelmäßigen X, d. h. zwei Buchten, eine von Norden einſchneidend, die ondere von Süden, loſſen in der Mitte nur eine ſchmale Landenge, mittelſt welcher die beiden ungleichen Hälften der Inſel zuſommenhängen. Nicht hohe Hügel [1]), theilweiſe faſt kahl, verleihen der Landſchaft, wenn ouch nicht beſondere Schönheit, ſo doch etwos Mannigfaltigkeit. Die ganze Zeit meines Aufenthaltes verbrachte ich entweder im Boi-bai, dem Club- oder Verſammlungshauſe der Eingeborenen, oder mit dem Beſuche der Strandbörfer.

Da ich dieſen Auszug ous meinem Tagebuche nicht beendigen konnte und ihn nicht in ſo verkürzter Geſtalt abſchicken wollte, ſo theile ich noch in wenigen Worten meine weitere Reiſeroute mit. Von Wuap fuhr ich noch dem Palou-Archipel, wo ich etwa zwei Wochen verweilte. Außer den anthropologiſchen Forſchungen erregten der Gebrouch einer ideographiſchen Schrift [2]) und dort gehörte Ueberlieferungen mein hohes Intereſſe.

In Angelenheiten ſeines Singopurer Rheders kehrte der Schooner, auf welchem ich mich befand, nun nach Wuap zurück und ging dann in weitem Bogen (gelegentlich des Südoſt-Monſuns) nach der Admiralitäts-Inſel [3]), wo er vom 28. Mai bis 9. Juni blieb.

Während meiner Reiſe hotte ich oftmols Gelegenheit, die ſchändliche Ausbeutung, welcher die Eingeborenen von Seiten der Weißen ausgeſetzt ſind, zu beobochten und ich bin entſchloſſen, ſo wie ſich die Möglichkeit bietet, von hier einen Brief abzuſenden (was leider vor November nicht ongehen wird), dieſe bis zum Verbrechen geſteigerten Ungerechtigkeiten, deren unfreiwilliger Zenge ich war, kurz zu ſchildern.

Ich beſuchte zuerſt bos ſüdliche, dann das nördliche Ufer der Admiralitäts-Inſel [1]) und fand bei den zur melaneſiſchen Roce gehörigen Bewohnern eine merkwürdige onotomiſche Beſonderheit, nämlich eine bedentende Größe der ſehr prognoth geſtellten Zähne beider Kinnladen [2]). Solche großzähnige Meloneſier ſond ich ouch ouf den Agomes-Inſeln, welche ich noch der Admiralitäts-Inſel beſuchte. Im Archipel Ninigo (Echiquier) wartete meiner eine Ueberroſchung onderer Art: mitten zwiſchen der meloneſiſchen Bevölkerung der umliegenden Inſeln (auch Kaniss oder Les Anachorètes haben meloneſiſche Bewohner) haben dieſe Inſeln, deren Zahl über 50 beträgt, mikroneſiſche Einwohnerſchaft. Von wo und auf welchem Wege dieſelbe hierher gerathen iſt, das blieben für mich Fragen, die ich, unbekannt mit der Sproche dieſer ſcheuen, eingeſchüchterten Menſchen, nicht zu löſen vermochte.

Am 17. Juni fuhr ich von Ninigo nach der Maklai-Küſte, wo ich nach einer Abweſenheit von 3½ Jahren am 28. deſſelben Monots eintraf. Meine Seereiſe von Java aus hat über vier Monate gedouert und war aus Gründen, die nicht von mir obhingen, ſehr uncomfortable; aber ich hatte Gelegenheit, mit eigenen Augen viele belehrende Thatſachen und Beziehungen zu ſehen, einige intereſſante Orte zu beſuchen und mein Ziel zu erreichen. Die Eingeborenen hier empfingen mich ſehr freundlich und ſogten, daß ſie mich erwortet hätten; Moklai hätte ihnen verſprochen, wiederzukommen, und ſie hätten nicht an der Erfüllung dieſer Zuſage gezweifelt. Im Beſitze eines ziemlich bequemen Hauſes, der nöthigen Sprochkenntniß und des vollen Vertrauens ſowie nicht geringer Zuneigung von Seiten der Papuo habe ich viel Chancen, meine wiſſenſchaftlichen Aufgaben, die ich mir bei meiner erſten Anweſenheit hier vorgezeichnet habe, um ein Beträchtliches zu fördern. Ich gehe ſofort on die Arbeit und hoffe im November über meine Reſultate, ſo viel ich deren olsdann ouszuweiſen habe, berichten zu können.

Miklucho-Maklai.“

[1]) Nach Capitän Btohm's Aufnahme ſ. die Karte von L. Friederichſen im Jouenal des Muſeum Godeffroy II, Taf. 2) ſteigen dieſelben bis 1464 Fuß on.

[2]) Man macht ſich nach Semper Mittheilungen duech Zuſendung von Bändern mit einzelnen Knoten.

[3]) Es iſt wohl die größte der Geuppe, die ſogenannte Große Admiralitäts-Inſel, gemeint. S. über dieſelben S. 201 des tauſenden Bandes des „Globus“.

[1]) Dieſelbe hat, wie die Mehezahl großer Inſeln, welche von zahlreichen getrennten und einandee feindlichen Stämmen bewohnt werden, keinen allgemeinen Namen; ſondern jedee Stamm kennt nue ſeinen Antheil odee ſeine Dörfer und die ſeinee ſpeciellen Feinde. Die Einwohner von Agomes oder Hermite (Los Seemitanos) nennen die Admiralitäts-Inſel Tani, ein Name, der, weit nicht auf ihr ſelbſt einheimiſch, nue ebenſo beeechtigt iſt, wie der europäiſche, weshalb ich letztern nicht duech die Agomes-Bezeichnung erſetze. Die Archipele Hermite, Echiquier und Les Anachorètes aber haben einheimiſche Namen, nämlich reſp. Agomes, Ninigo und Kaniſo, welche ich im Folgenden den europäiſchen Namen ſubſtituire.

[2]) Uebee dieſe Entdeckung, welche die Aufmerkſamkeit der Antheopologen veedient, ſchicke ich mit dieſee Poſt einen Bericht an den Präſidenten der Berliner antheopologiſch-ethnologiſchen Geſellſchaft, Prof. R. Virchow.

E. D. Young's Umſchiffung des Nyaſſa-Sees.

W. K. Es war ein Lieblingswunſch Livingſtone's, die Ausrottung des empörenden Sklavenhandels oußer durch die möglichſte Verſchließung der Abſatzgebiete auch an der Wurzel, d. h. in den Aufkaufsgebieten im Innern des Feſtlandes, durch engliſche Mittel in Angriff genommen zu ſehen. Als beſonders wirkſam für dieſen Zweck hielt er mit vollem Recht eine Stotionirung von Dampfern auf den großen Binnenſeen, an deren Ufern ſich Hauptmärkte der lebenden Waore befinden, und er mochte bekonntlich ſelber den Verſuch mit einem Dampfer, der „Lady Nyaſſa“, den Schire aufwärts in den Nyaſſo-See zu gelangen. Sein Unternehmen ſcheiterte an der Schwerfälligkeit des Schiffes und der Unüberwinddorkeit der Kotarakte, die unter dem 17. Breitengrade zwor nur einmol, oder deſto energiſcher die Schifffohrt unter-

Digitized by Google

brechen, da das Wasser des Flusses hier auf eine Strecke von etwa 75 engl. Meilen ein felsiges und mit Geröll angefülltes Bett bei einem Gefälle von 1800 Fuß durchläuft. War Kurzem ist die Lösung dieser schwierigen Aufgabe einem seiner ehemaligen Begleiter auf der Zambesi-Expedition, dem Lieutenant E. D. Young, gelungen, der sie als ein Vermächtniß seines verstorbenen Führers betrachtete und von einer Anzahl schottischer Verehrer ihres Landsmannes die Mittel dazu in reichem Maße zur Verfügung erhielt [1]).

Ein schmaler, aber den oft plötzlich und mit großer Kraft einsetzenden Stürmen auf dem Nyassa-See vollkommen gewachsener Dampfer, der ja in Stücke zerlegbar war, daß keines die Kräfte eines einzelnen Trägers überschritt, wurde an der Mündung des Zambesi zusammengesetzt, diesen und den Schire aufwärts geführt, am Fuße der Katacakte zerlegt, von Eingeborenen bis zu deren Anfange aufwärts getragen und dann abermals zusammengesetzt, um nun ohne weitere Hindernisse den See zu erreichen. Bemerkenswerth war hierbei das außerordentlich freundliche Entgegenkommen der Anwohner, dem wohl allein das glückliche Gelingen des schwierigen Transportes zu danken ist; denn es gehörten dazu nicht weniger als 800 Träger, eine Zahl, die sich unter der freudig herbeiströmenden Menschenmasse nicht nur willig zusammenfand, sondern auch bei einem mühsamen Wege, schwerer Last und drückender Hitze ihre saure Arbeit so zuverlässig und ehrlich ausführte, daß zum Schlusse auch nicht um eines Pfennigs Werth vermißt wurde.

Solch thatsächlicher Beweis von Freundschaft zeigt am besten, wie sehr diese arme, mit Füßen getretene Bevölkerung die Bemühungen der Engländer zu ihrem eigenen Besten zu würdigen weiß, und wie sehr sie ihrer bedarf. Young schätzt, daß aus den Umgebungen des Sees jährlich etwa 20,000 Seelen allein von den arabischen Händlern ausgeführt werden; diese genugsam bekannte, jedes Gefühls bare Menschencaste, welche schließlich doch nur Aufkäufer auf den Märkten der einheimischen Häuptlinge sind, werden aber zu verhältnißmäßig ehrlichen Leuten im Vergleiche mit dem Auftreten der Ma Biti, eines raubmörderischen, den Kaffern verwandten Stammes, welcher auch in Livingstone's Reiseberichten öfter erwähnt wird. Dieses Volk, das im Gegensatze zu den Arabern seine Beute nach dem Innern und den portugiesischen Besitzungen verkauft und beinahe alljährlich die Gestade des Sees heimsucht, hat nämlich die Gewohnheit, alles, was den Transport nicht auszuhalten verspricht, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht erbarmungslos niederzumachen. Kein Wunder, daß Young unter solchen Umständen die an manchen Stellen immer noch außerordentlich zahlreiche Bevölkerung doch bedeutend gelichtet fand, daß sich aller Orten die redenden Spuren der Vernichtungskämpfe in Gestalt von verwüsteten Ortschaften und zahlreich umherliegenden Skeletten zeigten, ja daß er das Mittel, dessen sich die Ureinwohner unseres Vaterlandes zum Schutze gegen reißende Thiere bedienten, die Pfahlbauten, sich hier in einem fruchtbaren Lande als Schutz gegen Menschen wiederholen sah, die gefährlicher und unbarmherziger sind als jene.

So begründet daher die ungeheuchelte Freude war, welche das Erscheinen eines Dampfers unter englischer Flagge bei dem friedliebenden Theile der Anwohner des Sees hervorrief, so groß und unverhohlen war die Bestürzung auf Seiten der arabischen Händler, die es sich nicht erklären konnten, wie es möglich gewesen sei, einen Dampfer in den See zu bringen und die darin wohl nicht ganz mit Unrecht das erste Wölkchen eines drohenden Gewitters erblickten. Das blaße Auftauchen der englischen wohlbekannten Flagge hatte die Wirkung, daß während eines ganzen Monats jeder Sklaventransport verschwunden war, obwohl Young nichts gegen die Händler unternahm, sondern sie vorläufig absichtlich ignorirte. Freilich hätte er am liebsten sofort die fünf arabischen Dhaus, die den Sklaventransport über den See vermitteln, confiscirt oder in den Grund gebohrt; aber es lag ihm zunächst daran festen Fuß zu fassen und seine Hauptaufgabe, an geeigneter Stelle eine Missionsanstalt zu errichten, nicht durch den schädlichen Einfluß der Araber auf die einheimischen Häuptlinge zu gefährden. Schon im Voraus hatte Young sein Augenmerk auf das Vorgebirge Maclear am südlichen Ende des Sees als günstigen Platz für die Mission gerichtet. Dieser Punkt liegt im Gebiete des Häuptlings M'Ponda, dessen Residenz sich am Ausflusse des Schire aus der Südspitze des Sees befindet; ihm wurde daher der erste Besuch abgestattet, um seine Einwilligung zu der Niederlassung zu erhalten. Sein Darf gilt und, wie sich Young überzeugte, mit Recht für einen Hauptsklavenmarkt; daß er sich aber trotzdem den Engländern nicht feindlich zeigte, sondern den Einflüsterungen der Araber entgegen ihren Wünschen seine Zustimmung ertheilte, ist charakteristisch für die Rolle überhaupt, welche die meisten Häuptlinge im Sklavenhandel spielen. Anfangs zwar, als die „Ilala", so hieß der kleine Dampfer, am 12. October 1875 sein Pfeifen zum ersten Male bei M'Ponda's aus etwa 1000 Hütten bestehendem Dorfe ertönen ließ, hatte derselbe sich unsichtbar gemacht, weil die Araber wenigstens seinen Aberglauben benutzt hatten, ihm Furcht vor bösen Geistern einzuflößen, welche die Engländer im Gefolge hätten; als aber Young nach einer kurzen Recognoscirungsfahrt zurückkehrte, um von dem Katarakte die dort zurückgelassene Ladung für die definitive Errichtung der Mission auf Cap Maclear abzuholen und ihm einen zweiten Besuch abstattete, wurde er mit der größten Herzlichkeit empfangen. M'Panda war zufällig — ein seltenes Ereigniß — nüchtern, und Young fand ihn sehr vernünftig in seinen Bemerkungen; er leugnete gar nicht, daß er ein großer Sklavenlieferant sei, entschuldigte sich aber damit, daß es ihm nur durch Verkauf von Elfenbein und Sklaven möglich sei, Zeuge und andere nothwendige Dinge von der Küste her zu erhalten. Allerdings weist diese Bemerkung ganz richtig auf die wahren Urheber der schändlichen Raubzüge hin; die Häuptlinge würden sich ihren Bedarf an Industrieerzeugnissen und Waaren der civilisirten Welt ebenso gern gegen andere Producte ihres Landes eintauschen; aber Portugiesen wie Araber begünstigen absichtlich keinen andern Handel, als den mit Elfenbein und Menschen, und stacheln sie auf diese Weise indirect an, wie sie es außerdem auch direct thun, Raubzüge gegen schwächere Nachbarn zu unternehmen und für den nöthigen Bedarf an Waare zu sorgen. Es würde ein nicht zum wenigsten wirksames Mittel zur Unterdrückung dieses durch Vernichtung der Elephanten wie der Menschen theils schädlichen, theils schändlichen Handels sein, wenn es gelänge, die wirklich nützlichen und so reichen Erzeugnisse des Landes an Gummi, Metallen, Baumwolle, Farbhölzern, Wachs ꝛc. zu einem regelmäßigen Austausche heranzuziehen.

Sobald die nothwendigen Häuser auf dem Vorgebirge Maclear gebaut und die ersten Einrichtungen der Mission vollendet waren, unternahm Young am 19. November 1875 mit vier europäischen Begleitern und einigen Negern eine Rundfahrt an den Ufern des Sees entlang, die er in einem Monat beendete. Leider war die Witterung der Ausführung nicht sehr günstig, da der See zu dieser Jahreszeit von häufigen Stürmen heimgesucht wird, die ohne vorhergehende Anzeichen mit großer Gewalt hereinbrechen und die Annäherung

[1]) Vergl. Globus XXIX, S. 144, XXX, S. 14. Das Folgende nach dem Vortrage Young's in der Royal Geographical Society am 26. Febr. 1877.

an die Küste unmöglich machen, eine für den Nyassa-See charakteristische Erscheinung, die ihm schon von Livingstone die Bezeichnung „See der Stürme" eintrug. Es gelang übrigens trotzdem einen genügenden Ueberblick zu gewinnen und eine ausreichende Skizze des Sees aufzunehmen; derselbe erstreckt sich weiter nach Norden, als Livingstone glaubte, nämlich bis 9° 20′ südl. Br., erreicht also fast die Breite, bis zu der sich der Tanganyika-See 50 Meilen westlich davon nach Süden erstreckt. Er ist ein auffallend tiefer, meist von hohen, namentlich auf der Ostseite steil in das Wasser abfallenden Bergzügen eingefaßter Binnensee, und wo Inseln über der Oberfläche auftauchen, da sind es die Spitzen fast senkrecht aus dem tiefen Grunde aufsteigender Felsenriffe, die durch gestrandete, von ihrem Entstehungsorte, den Deltas einmündender Flüsse abgetriebene Schilf- oder Grasinseln eine nicht eben große Ausdehnung gewannen haben.

Das erste Ziel Young's war die Residenz des Häuptlings Makandschira, des vielleicht größten Sklavenexporteurs auf der Südostseite des Sees, um von diesem die Erlaubniß zu erhalten, auch dort am Ausflusse des Laangwa eine zweite Mission zu errichten. Makandschira war längere Zeit in Zanzibar gewesen und zeigte sich daher mit dem Englischen wohl vertraut; sein Benehmen war höflich und zuvorkommend. Von dort verfolgte die „Ilala" ihren Weg nordwärts längs der Ostküste und kam bald in Sicht eines hohen Bergzuges, der sich über dem Dorfe Tschilawela aufthürmt; an vielen Stellen fallen dort die Bergwände direct in den See ab, so daß eine Lothleine von 100 Faden in kurzer Entfernung vom Ufer keinen Grund mehr fand, und auf eine weite Strecke kein Ankerplatz für größere Schiffe existirt. Letzteres ist erst wieder in Lifewa der Fall, dem Landeplatze von Sklaven, die von Arabern von Kota Kota auf der Westküste aus übergeführt werden; übrigens nicht, wie man nach früheren Berichten annahm, mittelst einer Art Fähre. Die See ist hier wie anderwo viel zu tief, als daß bei den häufigen Stürmen ein kleines nicht seetüchtiges Fahrzeug darauf Stand halten könnte. Am 22. setzte ein so heftiger Sturm ein, daß die „Ilala" die Anker lichten und von der Küste abhalten mußte; sie lief vor dem Winde her nach Norden bis jenseit der Inseln Likama und Tschisamulo (auf Young's Karte Chisamoolao, genau in 12° südl. Br. und 35° östl. L. Gr.), wo in dem fortlaufenden Zuge des Küstengebirges eine Senkung eintritt und sich ein fruchtbarer mit trefflichen Buchten versehener Küstenstrich aufthut. Alle Anzeichen, die starke Entwaldung, die Trümmerhaufen von Dörfern und die massenhaften Skelette, auf die das Auge in jeder Richtung traf, deuteten darauf, daß hier einst eine reiche Bevölkerung friedlich angesessen war; jetzt hatten sich die letzten armseligen Trümmer derselben Angesichts einer fruchtbaren Küste auf vereinzelte aus dem Wasser vorstehende Riffe und auf Pfahldauten gerettet, um, fast nur vom Fischfang kümmerlich lebend, das nackte Dasein vor ihren Verfolgern zu schützen. In ihren Kähnen hatten sie fruchtbare Erde vom Ufer auf diese Felsen gebracht, und wo immer nur eine Spalte oder Senkung Halt gewährte, da sah man ein kleines Fleckchen mühselig emporgezogener Maniokstauden oder Korn. Sehr interessant waren die Pfahldörfer, die meist 900 bis 1200 Fuß vom Ufer entfernt in 8 bis 12 Fuß tiefem Wasser erbaut waren. Reihenweise sind Pfähle in den Grund getrieben und auf ihnen eine hölzerne Plateforme errichtet, welche die Flur des Dorfes bildet und in einem Falle bis zu hundert Hütten Raum gewährte.

Am 25. erhob sich abermals ohne irgend eine Warnung ein rasender Sturm mit sintfluthartigem Regen, ein Wetter, wie man es sonst nur im Atlantischen Ocean zu treffen pflegt, und zwang alle Hände an Bord, um nicht an die Küste geworfen zu werden, während der ganzen Nacht zu harter Arbeit. Als sich aber am Morgen das Wetter legte, bot sich den Reisenden ein Anblick von staunenerregender Großartigkeit dar, den Young über alles stellt, was er an prächtigen Naturscenerien gesehen. Der begleitende Bergzug war wiederum hart an das Ufer herangetreten, Kuppen von 10,000 bis 12,000 Fuß Höhe fielen senkrecht in das Wasser ab, und überall hatten sich durch den Regen des vorhergehenden Tages Wasserfälle und Cascaden gebildet, die wie silberweiße Seidenflocken aus allen Ritzen und Spalten herabhingen. Young konnte dieser majestätischen Gipfelreihe keinen würdigern Namen geben, als den Livingstone's, des Entdeckers des Sees, der denselben sein „altes Heim" nannte, der aber, von räuberischen Ma Biti aufgehalten, diesen schönsten nördlichsten Theil nicht besuchen konnte.

Die Livingstone-Berge begleiten die Küste bis zum Nordende des Sees und reichen noch darüber hinaus weit nach Norden; ihnen parallel läuft an der Westküste eine fast gleich hohe, aber nicht so nahe an das Ufer herantretende Bergkette; zwischen beiden erstreckt sich die flache und theilweis sumpfige Nordküste in südwestlicher Richtung. Hier wurde die offenbar breite Mündung eines Flusses sichtbar, der man sich leider nicht nähern konnte, weil wiederum ein heftiger Sturm drei Tage hindurch wüthete und das Schiff nach Süden trieb. Sobald es aber möglich war, an der Nordwestküste zu landen, befragte Young die Eingeborenen über diesen Fluß und erhielt die Auskunft, daß es der Rovuma oder Rooma sei, der dort aus dem See nach Nordosten zu ausflösse (?). Dieselbe Auskunft erhielt schon Livingstone an ganz anderer Stelle, und Young hegt keinen Zweifel mehr an ihrer Richtigkeit; denn abgesehen davon, daß die Eingeborenen keinen Grund hatten, ihn zu täuschen, sah er auch in dem Wasser des Sees an jener Stelle eine Bestätigung ihrer Angaben. Ueberall nämlich, wo Flüsse und zwar augenscheinlich kleinere, als jener, in den See mündeten, war seine dunkelblaue Oberfläche, namentlich bei stürmischem Wetter, durch einen langen Streifen schmutzigen Wassers getrübt, und das war bei dem Rovuma nicht der Fall.

Die Rückfahrt längs der Westküste nach Süden gewährte eine erquickende Aussicht auf die parkähnlichen Wälder und Waldlichtungen, die den Raum zwischen der Küste und den erst weiter im Innern ansteigenden Bergen einnehmen und von zahlreichen Rudeln Wildes anmuthig belebt sind. An einer Stelle zeigte sich hier ein alleinstehender wegen seiner Färbung besonders auffallender Berg von 4000 Fuß Höhe, der den Namen Mount Waller erhielt. Er gleicht einer abgestumpften Pyramide, welcher statt der fehlenden Spitze ein vollkommen quadratischer Block von grünlicher Farbe als Gipfel dient. Unter dieser seltsamen Kuppe befindet sich ein breiter horizontaler Streifen einer weißen Steinart, dem sich nach unten ein zweiter, offenbar von Thon gebildeter und schließlich ein tief schwarzer anschließt, welch letzterer vielleicht aus Kohle besteht, die allen Eingeborenen wohl bekannt ist. Die Natur hat hier ein Monument errichtet, das in seiner eigenthümlichen Gestalt an die Werke der Pharaonen im Norden des Erdtheils erinnert, das aber mit seiner wunderbaren, außerordentlich effectvollen Färbung und seiner gigantischen Größe Alles, was Menschenhände zu leisten vermögen, weit hinter sich läßt.

Im weitern Verlaufe der Fahrt zeigte sich die Küste, die schon Livingstone, sein Bruder und Dr. Kirk im Jahre 1862 besucht haben; Young wandte sich daher wieder der Ostküste zu und erreichte sie nach einer stürmischen Fahrt, auf der einmal nicht weniger als zwölf Wasserhosen gleichzeitig dem

Digitized by Google

Schiffe Verderben drohten, bei den Inseln Tschisumula und Likomo. Letztere ist eine ausnahmsweise große und fruchtbare Insel in der Nähe der Küste mit einer starken Bevölkerung, welche die Reisenden gut aufnahm und sie sehr erfreut über ihren Besuch verabschiedete. Von dort steuerte dann die „Ilala", nachdem auch der uradischen Niederlassung Kata Kata, dem schon erwähnten Einschiffungsorte der Sklaven auf der Westküste, ein kurzer Aufenthalt gewidmet war, wieder nach dem Ausgangspunkte, der Mission auf Cap Maclear, zurück.

Young setzt die größte Hoffnung auf das Wirken der Mission unter diesen von Natur meist friedliebenden Völkerschaften, und man kann sie nur theilen, wenn man hört, daß es ihr schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens gelungen ist, zwischen zwei feindlichen Stämmen, den Makololo und Abschawas, Freundschaft zu stiften, ja sogar zwischen ersteren und den räuberischen Mu Biti, die fast den ganzen District zwischen dem See und dem Meere entvölkert haben, einen Friedensvertrag zu Stande zu bringen. Noch sind es keine 20 Jahre her, daß Livingstone zuerst die unbestimmten Nachrichten von großen Seen im Innern des Continents, die unsere Landsleute Rebmann und Krapf den Aussagen der Einwohner entnommen hatten, durch Augenschein bestätigte, und schon schwimmt auf einem derselben ein Dampfer, dem leicht andere nachfolgen könnten. Will man es da dem eifrigen Philanthropen verdenken, wenn er schon von einer nahen Zukunft die größten Erwartungen hegt? Mag man aber auch über die Civilisation der Eingebarenen nicht allzu sanguinisch denken, jedenfalls hat die Geographie der Energie und Aufopferung dieser bei mancher Wunderlichkeit doch uneigennützig für das Wohl leidender Mitmenschen bemühten englischen Missionäre abermals einen guten Schritt vorwärts in der Enthüllung des unbekannten Innern Afrikas zu danken.

Sanitätsreformen in Iran.

Seit seiner Rundreise durch Europa hat auch die „Krbla der Welt", der Schah von Persien, erkannt, daß manches von den Einrichtungen der sonst als ungesittete Barbaren betrachteten Frengi mit großem Nutzen für das Land und speciell für seine Privatschatulle in dem herrlichen Lande Iran eingeführt werden könne. Leider sind diese Versuche nicht überall geglückt: mit dem Eisenbahnbau des Baron Reuter hatte es sein Häkchen, und alle schönen Projecte in dieser Beziehung sind an dem Widerstande der Mullahdehide und ihrer fanatischen Parteigänger kläglich gescheitert. Das Zollwesen ist nach dem Vorbilde der beiden benachbarten Culturstaaten Rußland und Türkei glücklich zu dem Ideal widersinnigster Plackerei und zwar ohne Beihülfe fremder Beamten ausgebildet worden. Die Einrichtung der Post und Briefbeförderung ist Dank der praktischen Umsicht eines Oesterreichers soweit gelungen, daß dieselbe für die Zukunft gute finanzielle Resultate verspricht: doch würde sich der Schah wohl täuschen, wenn er die Fortdauer dieses erfreulichen Zustandes auch bei dem Uebergange der Verwaltung in persische Hände hofft.

Neuerdings ist nun der Regierung des Schah eine weitere Reform geglückt, von der nicht nur in fiscalischer Beziehung alles Mögliche gehofft werden darf, sondern welche auch gleichzeitig gestattet, gegen die türkischen Nachbarn für die empfindlichen Quarantainegebühren in Suleimanie, Hanegin u. s. w. Retorsionen auszuüben. Wir meinen die Einrichtung eines Gesundheitsrathes (conseil de santé) in Teheran, welcher die Aufgabe erhielt, eine Art von Sanitätsdienst im ganzen Reiche herbeizuführen.

Die Gesundheitsverhältnisse von Persien sind vom höchsten Interesse für Europa, besonders aber für die Türkei. Persien hat den Vorzug, als eine der nächsten Etappen für die periodischen Cholerainvasionen aus Indien zu dienen, wie es der Fall war in den vierziger Jahren und jetzt wieder. Durch indobritische Truppen ins Chanat Kelat eingeschleppt, hat sich die asiatische Seuche weiter verbreitet nach Afghanistan, wo sie in Kandahar und dessen nächster Umgebung während der Herbstmonate mörderische Verheerungen anrichtet und von wo aus sie in Charassan eingedrungen ist. Vom Jahre 1865 an bis zum Herbst 1872 trat sie in verschiedenen Theilen Persiens als endemische Krankheit auf, und einzelne Vorkommnisse bei Teheran im Herbste 1876 beweisen, daß die Keime bei der ersten Gelegenheit zu erneueter Entwickelung kommen können. Weiterhin giebt es im persischen Kurdistan endemische Herde für die Beulenpest, welche die Sanitätsbehörden von Constantinopel in Beziehung bringen mit den seit den letzten zehn Jahren regelmäßig sich wiederholenden Pestepidemien des mesopotamischen Tieflandes. Die beiden Hauptsanctuarien der Schiiten in Kerbela und Nedjef (Meschhed Ali) liegen mitten in den als Pestdrutstätte übelberufenen Marschen, und man behauptet in Constantinopel, daß der Leichentransport aus Persien vorzugsweise die Schuld trage. Seit Jahrhunderten pflegen die reicheren Schiiten sich nach ihrem Tode an der Grabstätte ihrer Hauptmärtyrer Ali und Hussein bestatten zu lassen; jahraus, jahrein langen die Leichenkarawanen aus Persien an — jedoch ist ihre Zahl allmälig in Abnahme begriffen, meist in Folge der von den Türken erhobenen Schwierigkeiten:

im Jahre	1873/74	wurden importirt	12,202	Leichen
„	„ 1874/75	„	„	1,158	„
„	„ 1875/76	„	„	841	„

In Nedjef selbst ist ein Gewölbe mit drei Etagen, in denen die Beisetzung nach einem verschiedenen Tarif erfolgt: diese durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Deponirung von Leichen, welche in der ganzen Stadt, in den Straßen, neben der großen Moschee erfolgt, hat Dr. Colvill zufolge die Bodenbeschaffenheit der Stadt so verändert, daß man nur auf Leichenmoder tritt, daß, wo man sich auch hinsetzen möge, jeder Sitz einen ganz eigenthümlichen fettigen Charakter zweifelhaften Ursprungs hat. Gegenwärtig dürfen die Leichen erst drei Jahre nach erfolgtem Tode aus Persien transferirt werden: für jeden Sarg wird an der Grenze eine Gebühr von einem persischen Ducaten (3 Mark) entrichtet.

Alle diese Verhältnisse haben schon früher auf den Sanitätscongressen von Constantinopel und Wien die Aufmerksamkeit der Fachmänner erregt, und man hat der persischen Regierung die Verpflichtung auferlegt, in Teheran einen permanenten Sanitätsconseil und in den Provinzen einen ausreichenden Gesundheitsdienst zu organisiren. Trotz der feierlichst gegebenen Versicherungen hatte jedoch der Schah bis jetzt nichts gethan, um den dringenden Vorstellungen der Diplomatie und speciell des osmanischen Sanitätsdelegirten

Digitized by Google

Dr. Castaldi Folge zu leisten. Erst im vorigen Sommer raffte sich die persische Regierung aus ihrer Lethargie auf und berief einen Conseil, bestehend aus den ärztlichen Notabilitäten Teherans, zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Perser, unter dem Vorsitze eines der zahllosen Kadscharenprinzen Ali Kuli Mirza, welcher auch glücklich zwei Sitzungen hielt. In der ersten beschloß man die Errichtung von Quarantainestationen auf persischem Gebiete, in denen die Provenienzen aus der von der Pest heimgesuchten Türkei einer Contumaz unterzogen werden sollten. In Kassr Schirin und auf der Insel Karatschi (vor dem Hafen von Buschir) wurde eine Anzahl von Serbazen (Soldaten) aufgestellt, deren Chef gleichzeitig als Inspectar und Quarantainearzt fungiren mußte. Alle Reisenden, welche aus der Türkei ankamen, wurden in eine Art von Schafhürde hineingetrieben und mußten zunächst 6 Franken täglich als Pension zahlen, wenn es Perser waren, 12 Franken aber, sobald es sich um Türken handelte. Lebensmittel und Wasser wurden natürlich zu hohen Preisen verabfolgt, wobei natürlich wiederum die Türken, welche das Unglück hatten, dieser Quarantaine in die Hände zu fallen, ohne Erbarmen gebrandschatzt wurden. Die Dauer der Contumaz hing ganz von der Bereitwilligkeit ab, mit welcher sich die Detinirten mit den pecuniären Anforderungen der Inspectoren abzufinden wußten. Die Procedur, welche für die ewig hungernden Serbazen eine ungehoffte Quelle des Verdienstes wurde, fand bei den Persern einen solchen Beifall, daß die Quarantaine noch Monate lang beibehalten wurde, nachdem die Pest in Bagdad längst erloschen war. Erst wiederholte energische Vorstellungen Münif Effendis in Teheran vermochten im Herbste dem Unwesen ein Ende zu machen, welches ebenso charakteristisch ist für die reformatorischen Tendenzen des Orients, wie für die freundnachbarlichen Beziehungen zwischen der Türkei und Persien.

In der zweiten Sitzung beschloß der Conseil, einen Arzt nach Schuster in Luristan abzusenden, wo im März 1876 eine mörderische Pest ausgebrochen war. Seit einem Jahre bereits ist dieser Ehrenmann unterwegs, aber bis heute noch nicht an seinem Bestimmungsorte eingetroffen. Allerdings versäumte er es nicht, nach Hörensagen einen Phantasiebericht abzustatten; im Uebrigen aber zieht er es vor, im Gefolge des Gouverneurs von Persisch-Arabistan umherzureisen, da von einer Gehaltszahlung keine Rede ist, und er so wenigstens seine Nahrung findet.

Nach dieser zweiten Sitzung schloß der Conseil seine Arbeiten; die Drahungen Münif Effendi's hatten den Reformeifer des Königs der Könige etwas zu stark abgekühlt. Erst seit Anfang dieses Jahres, wo die Pest in Mesopotamien wieder ihr Haupt erhebt und auch die Cholera in Chorassan aufgetreten ist, ließ man den Vorschlägen des Dr. Castaldi ein williges Gehör. Der conseil de santé hält seit Beginn des Februar regelmäßig jeden Sonntag eine Sitzung, wieder unter dem Vorsitze Ali Kuli Mirza's. Neben mehreren Sternen der persischen Arzneikunde befindet sich unter den Anwesenden auch der geniale Dr. Tholozan, Leibarzt des Schah, Autor beachtungswerther Studien über den außerindischen Ursprung der Cholera, und Dr. Castaldi, der osmanische Delegirte für Sanitätsangelegenheiten. Bei Thee und Wasserpfeife wird manches kluge Wort geredet über alles Mögliche — nur nicht über zweckmäßige Einrichtung des Sanitätsdienstes. Nichtige Debatten ohne Ziel und Ende, Berathungen, welche an Altersheit höchstens denen der Akademie von Argamasillas gleichen, vertrödeln die kostbare Zeit, für deren Werth der Orientale keinen Maßstab besitzt. Wenn die Europäer anfangen, über die Nothwendigkeit Aerzte anzustellen zu reden, so heißt es: „el hamdu lillah, die Gesundheit des Landes ist ja blühend wie eine Rose", und wenn die Pest oder Cholera kommt, was inschallah nicht der Fall sein wird, so werden wir Quarantainen einrichten: es ist noch viel Zeit vorhanden! Das Hauptresultat der bisherigen Sitzungen war die Aufstellung eines drakanischen Gebührentarifs, bei welchem die an sich schon zu hochgegriffenen Sätze des türkischen Tarifs um das Zehnfache hinaufgeschraubt wurden. Für das Fiscalische besitzt der Türke und Perser einen angeborenen Instinct, und beide sind darin allen Occidentalen entschieden „über".

Trotz dieser Sterilität in praktischer Beziehung haben es die Perser verstanden, eine Mortalitätsstatistik für Teheran aufzustellen, welche bei aller Dürftigkeit vor den türkischen Tabellen für Constantinopel in Bezug auf Genauigkeit entschiedene Vorzüge besitzt. Die Angaben wurden durch die Mittheilung der beeidigten Todtenwäscher erhalten, welche wie in allen Städten Persiens so auch in Teheran allein befugt sind, die rituelle Abwaschung der Leichen vorzunehmen. Allerdings fehlen in dieser Statistik die Sterbefälle bei den Israeliten, Gebern und Armeniern, welche jedoch nur in geringer Zahl in Teheran leben. Die Ziffern geben für die Woche

vom 18. Febr.	bis	24. Febr.	79	+	12	an Diphtherie
„ 25. „	„	3. März	76	+	13	„ „
„ 4. März	„	10. „	69	+	13	„ „

Die telegraphische Verbindung der wichtigsten Provinzialstädte mit Teheran hat den Vortheil, daß in jeder Sonntagssitzung ein Gesammtbild vom Gesundheitszustande des Landes vorgelegt werden kann. Aus diesen Bülletins ergiebt sich, daß die Diphtherie erst seit zwei Jahren in Persien heimisch geworden ist und mit ungeahnter Heftigkeit auftritt. In Schiraz ist diese Krankheit vollständig endemisch gewarden: mit geringen Schwankungen in der Intensität herrscht sie das ganze Jahr hindurch und hat bereits alle Kinder fortgerafft. In Kum und Kaschan zeigt sich die Diphtherie seit fünf Monaten, in Teheran seit December 1876, mit einer Mortalität von 20 bis 30 Proc. der Gesammtsterblichkeit. Wahrhaft grauenerregend sind die Verheerungen, welche die Blattern in diesem Lande anrichten, wo die Impfung fast unbekannt ist und sogar für sündhaft gilt. In Ispahan erkrankten seit December 1876 760 Personen, von denen nur 30 genasen, keiner, ohne erblindet zu sein oder den Gebrauch eines seiner Glieder verloren zu haben. In Asterabad, einer kleinen Stadt am Kaspischen Meere, sterben gegenwärtig täglich 50 Personen an den Blattern. Sollte der conseil de santé in Teheran noch längere Zeit fortfahren seine Sitzungen zu halten, so dürfte noch manches derartige Factum ans Licht gefördert werden, welches für einschlägige Verhältnisse in unseren Culturstaaten nicht ohne Werth ist.

Constantinopel. D. G.

Digitized by Google

Zur Coloniſation Polens.

Von **Albin Kohn.**

Die in Polen erſcheinenden Zeitſchriften widmen ſeit einiger Zeit der Einwanderung von Ausländern viele Aufmerkſamkeit. Beſonders iſt dies der Fall, ſeitdem einige Germanophoben Lärm gegen das Herbeiziehen und Herbeikommen deutſcher Landwirthe, Handwerker, Arbeiter u. ſ. w. erhoben und es als bedrohlich für die Nationalität der Eingeborenen verſchrien, auch diejenigen der nationalen Ketzerei beſchuldigt haben, welche Ausländer, beſonders aber Deutſche, herbeizogen, um Induſtrie, Handel, Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau zu heben und zu beleben. Unter den dieſem Gegenſtande gewidmeten Artikeln nimmt eine im Plocker „Koreſpondent Plocki“ veröffentlichte Arbeit eine hervorragende Stelle ein, weil ſie ſich durch Gründlichkeit, Objectivität und Parteiloſigkeit ſowie durch Leidenſchaftsloſigkeit auszeichnet. Ihr entnehme ich das Folgende.

In der Einleitung finden wir ſehr belehrende Aufſchlüſſe über die Anſiedelung von Ausländern in Polen und Verordnungen der verſchiedenen Regierungen, welche dieſen Gegenſtand betreffen. Aus dieſen Verordnungen erſieht man, daß, während den ſich in Polen anſiedelnden Ausländern ehemals viele Vergünſtigungen und Freiheiten zugeſtanden wurden, dieſe vom Staate in dem Maße eingeſchränkt worden ſind, als die Verhältniſſe der Induſtrie und Handwerke im Innern des Landes ſelbſt ſich beſſer geſtalteten und weniger des Beiſtandes von oben her bedurften. Trotzdem hat die Einwanderung in das Herzogthum Warſchau und ſpäter in das Königreich Polen ſtetig zugenommen und zwar beſonders Seitens der Deutſchen.

In Bezug auf das Plocker Gouvernement theilt der „Koreſpondent“ folgende ſtatiſtiſche Daten mit: Die Geſammtbevölkerung des Gouvernements beträgt 497,644 Seelen, von denen 26,154 Ausländer und zwar 13,169 Männer und 12,985 Frauen ſind, die zuſammen 5889 Familien bilden. Davon ſind Katholiken 18,529, Evangeliſche 7322, Mennoniten 137, Anabaptiſten 135, Juden 31.

Der Nationalität und Herkunft nach kamen aus Preußen 5684 Familien, aus Oeſterreich 82, aus Württemberg 70, aus Sachſen 14, aus Frankreich 10, aus Bayern 7, aus der Schweiz 7, aus Baden 4, aus Hannover 2, aus Heſſen-Darmſtadt 2, aus Belgien 2, aus England 2, aus Schleswig 1, aus Dänemark 1, aus Nordamerika 1.

Von der oben angeführten Geſammtzahl der Einwanderer, welche 26,154 Seelen beträgt, haben ſich 16,088 Perſonen in Polen naturaliſirt, während ſich 10,066 auf Grund eines Auslandspaſſes im Lande aufhalten. Intereſſant ſind die Zahlen, welche die Einwanderung in verſchiedenen Perioden dieſes Jahrhunderts darſtellen. Sie geſtaltete ſich folgendermaßen:

von	1800	bis	1810	wanderten	ein	392	Ausländer
„	1810	„	1820	„	„	219	„
„	1820	„	1830	„	„	330	„
„	1830	„	1840	„	„	647	„
„	1840	„	1850	„	„	919	„
„	1850	„	1860	„	„	1252	„
„	1860	„	1870	„	„	1345	„
„	1870	„	1875	„	„	785	„

Von den geſammten ausländiſchen Familien haben 2426 Grundbeſitz, ongekauft, 3426 Familien ernähren ſich vom Ertrage ihrer Arbeit, 37 leben von ihrem Capitale. Von den 3426 Familien, welche vom Ertrage ihrer Arbeit leben, gehört der größte Theil dem Handwerkerſtande an; die anderen ſind Fabrik- oder ländliche Arbeiter.

Höchſt wichtig iſt die chronologiſche Darſtellung der Zeitabſchnitte, in welchen die Einwanderer Grundbeſitz erworben haben; nach dieſer Darſtellnng kauften ſich ausländiſche Familien an:

von	1800	bis	1810	. . .	212
„	1810	„	1820	. . .	134
„	1820	„	1830	. . .	196
„	1830	„	1840	. . .	392
„	1840	„	1850	. . .	550
„	1850	„	1860	. . .	514
„	1860	„	1870	. . .	331
„	1870	„	1875	. . .	97

(Der merkliche Rückſchlag der begünſtigteren Einwanderungen von 1860 bis 1875 iſt wohl theilweiſe der Unſicherheit zuzuſchreiben, welche während der Periode von 1860 bis 1864 in Polen herrſchte, während welcher ſich das Land in revolutionärer Aufregung befunden hat, während ſpäter den Ausländer die nicht regulirten Verhältniſſe zwiſchen den Gutsbeſitzern und Bauern vom Kaufen von Ländereien abhielten.)

Wenn man die ſoeben angeführten Zahlen von der Geſammtzahl der Einwanderer in der entſprechenden Periode abzieht, findet man die Zahl derer, welche ſich Handwerken, Induſtrie und anderen Arbeiten gewidmet haben.

Im Beſitze von Einwanderern befinden ſich im Ganzen 2412 größere und kleinere Landwirthſchaften, Anſiedelungen, Häuſer, Fabriken und dergleichen. Von den 947,521 Deßjätinen (ungefähr 4,863,850 Magdeb. Morg.) befinden ſich 93,440 Morgen 117 Quadratruthen (Culmer Maß = circa 186,880 Magdeb. Morg.) in den Händen von Einwanderern, von welcher Zahl 65,537 Morgen 117 Quadratruthen (= circa 131,074 Magdeb. Morgen) Großgrundbeſitzern und 27,903 Morgen 99 Quadratruthen (= circa 55,806 Magdeb. Morg.) Kleingrundbeſitzern gehören.

Von der Geſammtzahl der Ausländer, welche ſich in Polen naturaliſirt haben, ſprechen 14,937 Perſonen polniſch, während 1151 Perſonen die polniſche Sprache nicht zu erlernen vermochten.

Der Landwirthſchaft widmen ſich im Allgemeinen 3833 Familien oder 17,789 Perſonen, von denen 3800 Familien aus Preußen, 32 Familien aus Oeſterreich und 1 Familie aus Frankreich ſtammen. Von dieſen Familien haben ſich 2464 naturaliſirt, während 1369 ſich auf Grund von Päſſen im Lande aufhalten. Von den übrigen Familien beſchäftigen ſich 934 mit Tagelöhnerarbeiten, 1016 Familien mit Handwerken und Kleininduſtrie, während 37 von ihrem Capitale leben; 53 Familien haben keine beſtimmte Erwerbsquelle.

Die ins Plocker Gouvernement eingewanderten Ausländer haben 100 Dörfer, Vorwerke und Colonien gegründet, von denen gegenwärtig 29 ausſchließlich von Ausländern, 55 von einer gemiſchten Bevölkerung, d. h. von Eingewanderten und Eingebarenen, und 16 ausſchließlich von Eingeborenen bewohnt ſind. Von den von Eingeborenen gegründeten Dörfern und Colonien gingen 10 Dörfer und 3

Colonien in den Besitz von Einwanderern über und werden auch ausschließlich von solchen bewohnt.

Aus obigen Zahlen geht hervor, daß die Einwanderer im Allgemeinen 5·2 Proc. der Gesammtbevölkerung des Plocker Gouvernements bilden. Hierin sind auch diejenigen mit inbegriffen, welche sich im Lande naturalisirt haben und somit strenggenommen den Eingeborenen zugezählt werden müssen. Eigentlich Fremder, welche sich auf Grund ihres Passes im Gouvernement aufhalten, verbleiben somit nur 2·0 Proc.

Dieses Verhältniß, sagt der „Korespondent Plocki", ist nicht bedeutend und bedroht durchaus nicht die eingeborenen Bewohner, und dieses um so mehr, als hierin außer den preußischen (deutschen) Einwanderern auch noch andere inbegriffen sind, welche für die Eingeborenen nicht gefährlich sind, da sie keinen entnationalisirenden Einfluß ausüben.

Seitdem die Bauern mit Eigenthum ausgestattet worden sind, hat sich der Arbeitslohn gesteigert, und dieses hat theilweise eine größere Einwanderung fremdländischer Elemente zur Folge gehabt; andererntheils aber haben die Ankömmlinge, welche mit der Absicht sich anzukaufen nach Polen kamen, in den heimischen Bauern Concurrenten gefunden, welche ihnen die Ausführung ihrer Absichten erschweren. Vom Jahre 1864 bis zum Jahre 1873 haben im ganzen Königreiche Polen eingeborene Bauern 214,920 Morgen (Culmer Maß. = circa 429,840 Magdeb. Morg.) im Werthe von 7,164,000 Rubel gekauft. Dieses ist mit ein Umstand, welcher die sich verringernde Einwanderung von Ausländern ins Plocker Gouvernement, besonders aber derer bedingt, welche sich ankaufen wollen.

„Wir sehen ferner, daß die Einwanderer 5 Proc. der Gesammtbodenfläche des Gouvernements besitzen. Wenn wir jedoch," sagt der „Korespondent Plocki", „berücksichtigen, daß von 100 Dörfern und Ansiedelungen, welche von Deutschen gegründet und ursprünglich auch ausschließlich von ihnen bewohnt worden sind, heute 10 sich gänzlich in den Händen der Eingeborenen befinden, 56 eine aus Ankömmlingen und Eingeborenen bestehende Bevölkerung besitzen und nur 29 in ausschließlich fremden Händen verblieben sind, so erscheint das Verhältniß des in ihrem Besitze befindlichen Bodens zur Gesammtbodenfläche des Gouvernements nicht beängstigend. Die erfreuliche und bedeutsame Erscheinung, daß die Eingeborenen die Einwanderer aus dem Besitze verdrängen, steht übrigens nicht vereinzelt da. Im Warschauer Gouvernement haben die Ankömmlinge 214 Dörfer und Colonien gegründet und haben aus 29 die eingeborenen Besitzer verdrängt; umgekehrt aber wurden sie aus 5 Dörfern von den Eingeborenen gänzlich verdrängt und in 155 müssen sie schon den Besitz mit den letzteren theilen, so daß nur noch 49 Dörfer und Colonien ausschließlich von ihnen bewohnt sind."

„Es dürfte nicht uninteressant sein," sagt der „Korespondent" am Schlusse des Artikels, „noch einige von Dr. Druzylowski gesammelte statistische Daten kennen zu lernen. Aus seiner Arbeit ersehen wir, daß während einer zehnjährigen Periode, von 1861 bis (inclusive) 1871, in der Stadt Plock auf 31 Evangelische (scil. Deutsche) 1 Geburt gekommen ist, während daselbst schon auf 29 Katholiken und Juden 1 Geburt kommt. In derselben Periode starben von je 1000 Einwohnern gegen 30. Die Vertheilung der Verstorbenen nach Confessionen ergiebt kein günstiges Resultat für die Evangelischen, da von je 1000 — 40 verstarben sind. Am günstigsten ist das Verhältniß für die Juden, da von 1000 nur 27 und von 1000 Katholiken 31 gestorben sind.

„Wenn wir," sagt Dr. Druzylowski, „die Confession mit der Nationalität identificiren, so sehen wir, daß sich die deutsche Bevölkerung in unserer Stadt nur durch Einwanderung vermehren kann und allmälig ausstirbt, also unter den hiesigen Verhältnissen keine innere Kraft zur Entwickelung besitzt.

„Aus dem bisher Gesagten kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die Deutschen in unserm Gouvernement für uns nicht drohend sind, daß von einer Verdrängung der Eingeborenen durch sie nicht die Rede sein kann und daß alles Geschrei gegen die deutsche Colonisation leere Phrase ist. Die Deutschen kommen zu uns, weil in ihrer Heimath 3917 Seelen auf der Quadratmeile leben, während in unserer Heimath auf der gleichen Fläche nur 2408 Menschen wohnen. Uebervölkerung, Theuerung des Bodens, größere Abgaben und Lasten in Deutschland, und umgekehrt billiger Boden, geringe Abgaben bei uns sind die Ursachen, welche die deutsche Colonisation hervorrufen, die also unter diesen Bedingungen eine ganz natürliche Erscheinung ist. Nicht wenig wird sie auch durch den Mangel an Bildung, durch die geringe Entwickelung der Industrie, des Ackerbaues u. s. w. befördert. Alle gegen die Deutschen gerichteten Declamationen werden der deutschen Colonisation keinen Damm entgegensetzen, sondern können nur die polnische Bevölkerung gegen die Ankömmlinge aufbringen, welche es bis jetzt nicht vermocht haben, sich mit der örtlichen Bevölkerung zu assimiliren."

Da der Artikel des „Korespondent Plocki" auf Acten basirt, aus denen seine Angaben geschöpft sind, hat er einen hohen Werth für jeden, der sich für die Völkerbewegung interessirt; jedenfalls beweist er, daß für jetzt die Verhältnisse im Plocker Gouvernement den deutschen Einwanderern nicht sehr günstig sind.

Anders scheinen die Sachen im Lubliner Gouvernement zu liegen, denn die „Gazeta Lubelska" sagt, daß während der letzten drei Jahre, d. h. von 1874 bis 1876, in den Lubartower Kreis allein 1092 deutsche Colonisten eingewandert sind, infolge dessen sie sich um den vierten Theil vermehrt haben; denn nun beträgt ihre Zahl 4800 Köpfe. Im Verhältnisse zur Gesammtbewohnerzahl des Kreises kommt 1 Deutscher auf 13 1/9 Eingeborene. Die Zunahme der Deutschen im Lubartower Kreise ist, nach der „Gazeta Lubelska", der in den letzten drei Jahren daselbst ausgeführten Parcellirung größerer Ansiedelungen zuzuschreiben, und sie bemerkt, daß die Thatsache allein, daß ein und dasselbe Element sich in einer Gegend immer mehr verdichtet, ohne sich mit den Eingeborenen zu verbinden, dafür zeugt, daß sich dieses Element auf polnischem Gebiete immer mehr absondert und eine selbständige Stellung einnimmt. Von den 4800 Deutschen, welche im Lubartower Kreise wohnen, gehören 631 Personen der Secte der Anabaptisten an.

Nachträglicher Bericht über die Novara-Expedition.

Die „Uebersichtliche Darstellung der unter dem Titel „Reise der österreichischen Fregatte Novara ⁊c." erschienenen Publicationen" (Wien 1877) und der Bericht, den nach völligem Abschluß der wissenschaftlichen Publicationen über diese Reise Vice-Admiral von Wüllerstorf-Urbair im Namen der Novara-Commission der k. k. Akademie der Wissenschaften an den Kaiser unterm 18. December 1876 erstattete, sind in mehr als einem Sinne beachtenswerth. Nicht bloß in

Oeſterreich und Deutſchland, wo man ſich an den Früchten dieſer Expedition in erſter Reihe erfreute, ſondern überall, wo Intereſſe für geographiſche Forſchungen beſteht, werden dieſe rückblickenden Berichte und Zuſammenſtellungen neuerdings die Aufmerkſamkeit auf eines der hervorragendſten Beiſpiele von Wiſſenſchaftspflege im großen Stil lenken, die die Neuzeit bietet. Nicht mit Unrecht hat man in dieſen letzten Jahren zu öfteren Malen dem Gefühle Ausdruck verliehen, daß auch jenen großen wiſſenſchaftlichen Reiſen, denen die Erforſchung der Erde, und beſonders ihre geographiſchen und naturgeſchichtlichen Zweige, ſeit Condamine's und Cook's Zeit ſoviel verdankt, die Stunde geſchlagen habe. Es ſei nicht mehr möglich, in dem kurzen Raum einiger Jahre den Anforderungen zu genügen, welche die heutige Wiſſenſchaft an Methoden und Reſultate ſtelle, ebenſowenig, wie es heute Forſcher gebe, die vielſeitig genug ſeien, um die mannigfaltigen Aufgaben zu löſen, welche einer ſolchen Expedition im Lauf ihrer Forſchungen aufſtoßen. Man findet, daß die einzelnen Specialiſten, welche enge Gebiete zum Schauplatz ihrer ſammelnden und forſchenden Thätigkeit machen, ungleich mehr für die Wiſſenſchaft gethan haben, als die größten Expeditionen. Die Berechtigung dieſer Auffaſſung iſt gewiß nicht zu verkennen, wenn ſie auch etwas übertreibt. Sicherlich ſind auf jeder Stufe der Wiſſenſchaft gewiſſe Methoden paſſender, nützlicher, anwendbarer, als andere, und ſo ſind auch die großen, allgemeinen wiſſenſchaftlichen Expeditionen vor 100 Jahren nothwendig geweſen, während man ihrer heute entrathen kann. Damals war das nächſte Bedürfniß der Naturgeſchichte, die allgemeinſten Formen und Grenzen, die großen Gruppen, den Beſtand, die Verbreitung der Organismen zu kennen, und ebenſo waren es nur höchſt elementare Aufgaben, die ſich Geographie und Völkerkunde in einer Zeit ſtellen konnten, welche von Polyneſien, Auſtralien, Innerafrika, Nordweſt-Amerika keine oder ganz unſichere Kenntniß beſaß und noch nicht einmal zu einer allgemeinen Gliederung der Menſchheit nach Racen gelangt war. Das iſt freilich alles anders geworden. Die Grenzen des organiſchen Lebens, die man damals ſuchte, ſind beſtimmt; die Formen der Thiere und Pflanzen werden, wie unvollſtändig auch unſere Kenntniß von ihnen noch immer iſt, ſich nur noch an wenigen Punkten unerwartet bereichert ſehen; ſelbſt da, wo noch Lücken ſind, empfinden viele Forſcher dieſelben weniger, als ſie die Mängel in der Beantwortung gewiſſer theoretiſch-biologiſchen Fragen fühlen. Ein neuer Muskel im Herzen einer Fliege oder ein neues Blutkörperchen in der Leibeshöhle eines Regenwurmes ſind den Meiſten wichtiger geworden als Dutzende von neuen Arten, die man früher faſt mit Gold aufwog. Dieſe letzteren ſendet uns der Handel, der bei der wachſenden Zahl und dem Reichthum der Muſeen es in ſeinem eigenen Intereſſe nicht mehr verſchmäht, die Lücken ſeiner Ladungen mit Schnecken und Korallen auszufüllen, jene Fragen aber beantwortet Niemand als nur der, der mit Scalpell und Mikroſkop umzugehen, der die Frageſtellung des Experiments und der die Kunſt verſteht, die Adern der Naturgeheimniſſe da anzuſchlagen, wo am wenigſten taubes Geſtein ſie verhüllt. Ohne Zweifel iſt es auch den Forſchungsreiſenden nur noch durch Specialiſirung möglich, wahrhaft Bedeutendes in der Förderung der Wiſſenſchaft zu leiſten, und nichts ſpricht deutlicher dieſen Umſchwung der Forſchungsmethode aus, als die Thatſache, daß die wichtigſte der großen wiſſenſchaftlichen Expeditionen, die wir nach der Novara-Expedition zu verzeichnen haben, die des „Challenger" iſt, welche nur ein Zweig der Biologie, ein Zweig, der vor 30 Jahren noch nicht einmal aufgeknoſpt war, drei Jahre lang in allen Theilen der Welt beſchäftigte.

Vielleicht wird alſo die Novara-Expedition mitunter auch darum vor anderen ihrer Art in den Annalen der Wiſſenſchaft einen hervorragenden Platz einnehmen, weil ſie die letzte der großen, auf allgemeine und mannigfaltige Ziele gerichteten Forſchungsexpeditionen war. Wir wiſſen das nicht, aber es iſt faſt wahrſcheinlich. Aber das wird unter allen Umſtänden ein nebenſächlicher Theil des Nachruhmes ſein, den ſie beanſpruchen darf. Ihre großen Verdienſte ruhen in den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen und in dieſer Beziehung darf man hervorheben, daß ſchon bei der Auswahl und Zuſammenſetzung ihres wiſſenſchaftlichen Stabes den Anforderungen moderner Wiſſenſchaftspflege in höherm Maße Genüge geſchah, als es bei früheren Expeditionen der Art der Fall geweſen. Zwei Zoologen, zwei Botaniker, ein Geologe, ein Geograph, ein Zeichner, dazu die wiſſenſchaftlichen Kräfte des Offiziercorps des Schiffes, voran der Führer der Expedition, Vice-Admiral von Wüllerſtorf-Urbair, bildeten eine Art kleiner Akademie, die nicht nur den laufenden Aufgaben, die eine ſolche Reiſe den Naturforſchern ſtellt, ſondern, wie unter anderen Scherzer's und Hochſtetter's Specialwerke zeigen, auch höheren Zielen gerecht wurde. Und auch in dieſen Zielen und Aufgaben iſt der Einfluß neuerer Auffaſſungen und Beſtrebungen nicht zu verkennen. An der Sorgfalt, mit der die anthropologiſchen Verhältniſſe berückſichtigt wurden, den genauen Schädel- und Körpermeſſungen, den eingehenden ethnographiſchen Schilderungen, den reichen Sammlungen, die für dieſe Zwecke angelegt wurden, erkennt man die Zeit des Erwachens der anthropologiſchen Studien. Die Hochſchätzung der meſſenden Methoden, die eifrige Anſammlung thatſächlichen Materials, die unbefangenere Betrachtung der Völker, die von den alten Racen- und Volksunterſcheidungen ſich frei hält, die Betonung endlich des linguiſtiſchen Elementes bezeichnen die Renaiſſance der Anthropologie, zu der beſonders die Bände „Körpermeſſungen" (von Weisbach) und „Ethnographie" (von J. Müller) des anthropologiſchen Theils Erhebliches beigetragen haben. Die zwei Bände des geologiſchen Theiles, und beſonders der über Neuſeeland (von Hochſtetter), geben Anwendungen der neuen Methoden ſtratigraphiſcher Geologie, Paläontologie und Petrographie, wie wir ſie auf außereuropäiſche Verhältniſſe bezogen ähnlich nur in den geologiſchen Aufnahmen Indiens und Nordamerikas wiederfinden. C. v. Scherzer's Statiſtiſch-Commercieller Theil (2 Bde.) iſt noch immer ein Unicum: weder früher noch ſpäter ſind die wirthſchaftlichen Verhältniſſe der bedeutendſten Productions- und Handelsgebiete der Erde ſo ganz in dem großen weitblickenden Sinn unſeres Dampf- und Telegraphen-Zeitalters behandelt worden. Das Scherzer'ſche Werk bildet den Ausgangspunkt der Handelsgeographie, die ſeit 20 Jahren von dem großen Stamm der Allgemeinen Geographie ſich als eine beſondere Anwendung abzuzweigen begonnen hat. Carl Andree, dem man das Fundamentalwerk dieſes jungen Wiſſenſchaftszweiges verdankt (Geographie des Welthandels), hat es mehr als einmal in emphatiſcher Weiſe anerkannt, daß er ohne die Berichte von der Novara-Expedition nie im Stande geweſen wäre, ein ſo lebensvolles Bild des Welthandels zu entwerfen, wie er es in dieſem Buche that. Man kann, wie es in der Natur der Sache liegt, keine ebenſo tiefen und originellen Anregungen von dem zoologiſchen und botaniſchen (3 Bde.), dem nautiſch-phyſikaliſchen (1 Bd.), dem mediciniſchen (1 Bd.) und dem beſchreibenden Theile (3 Bde.) hervorheben. Aber die Thatſache verdient jedenfalls Erwähnung, daß von dem letztern nicht weniger als 29,000 Exemplare abgeſetzt wurden, und zwar in zwei ſo vorwiegend continentalen Ländern wie Oeſterreich und Deutſchland. In ſolchen Ländern gerade, meinen wir, ſei jede Anregung zum Hinausſchauen über binnenländiſche Schranken doppelt und dreifach werthvoll,

und wir möchten heut zu Tage den praktischen Nutzen weniger Volksbücher höher stellen, als den einer inhaltreichen Reisebeschreibung, welche uns mitten in das Getriebe des Welthandels und Weltverkehres und des fernen Völkerlebens hineinführt. Es weht uns wie ein frischer Luftstrom aus solchen Büchern an, die die Lücken unserer binnenländischen Beschränkung und Verdumpfung öffnen, erfrischende Athemzüge und große Ausblicke thun lassen. Noch jetzt bedauern wir die Ungeschicklichkeiten, welche die zum Theil hochinteressanten Berichte der preußischen ostasiatischen Expedition verhinderten, eine ähnlich weite Verbreitung und Popularität zu gewinnen.

Außer diesen literarischen Productionen hat die Novara-Expedition durch Bereicherung der Sammlungen sich der Wissenschaft nützlich erwiesen: eine zoologische Sammlung von 320 Säugethieren, 1500 Vögeln, 950 Amphibien, 2000 Fischen, 6550 Conchylien, 13,000 Insecten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthieren, 60 Skeletten, 60 Schädeln, 120 Nestern und 250 Eiern, große botanische Sammlungen, eine geologisch-mineralogische Sammlung von mehreren tausend, eine ethnographische von 376 Stück, 100 Racenschädel konnten an die österreichischen Museen abgegeben werden. Die schöne Sammlung von 946 Aquarellen und sonstigen Skizzen Selleny's, des Malers der Expedition, ist leider durch den frühen Tod dieses hochbegabten Künstlers nicht zu voller Verwerthung gelangt. Bedenkt man, daß die Gesammtkosten der Expedition, die 51,686 Seemeilen zurücklegte und 849 Tage abwesend war, sich nicht höher als 616,560 fl. östr. Währ. beliefen, so scheint der Gewinn, den sie brachte, keineswegs theuer erkauft. Die officiellen Publicationen, theils von der k. k. Kriegsmarine, theils von der k. k. Akademie der Wissenschaften besorgt, haben im Ganzen gegen 40,000 österr. Gulden Erlös, nicht ganz ein Viertel der für ihre Herstellung aufgewandten Summe eingebracht.

München. F. R.

Aus allen Erdtheilen.

— In der „Daily Evening Post" von St. Francisco giebt C. Morena, welcher von 1859 bis 1862 im Dienste des Sultans von Atschin gestanden hat, Nachrichten über dieses Sultanat, dessen sich die Holländer nur mit der größten Mühe werden bemächtigen können. Denn nicht der Guerillakrieg der fanatischen Einwohner und nicht die 1000 Mann arabischer Kerntruppen des Sultans sind das größte Hinderniß, welches sich den holländischen Plänen entgegenstellt, sondern die Sümpfe und Dschungeln an der Küste Nord-Sumatras. (Ueber diesen Krieg giebt das „Handelsblod Padangs" folgende drastische Uebersicht: „Bis jetzt hat der Krieg mit Atschin 45,600,000 fl. gekostet. Dafür sind ungefähr 40,000 Bewohner Atschins todtgeschossen worden; folglich hat jeder derselben 1140 fl. gekostet, ohne Hinzurechnung des Mannes, welchen wir unsererseits manchmal in den Kauf geben mußten. Falls wir für die verausgabte Summe Grundstücke zum Preise von 1140 fl. pro Hectare angekauft hätten, würden wir wenigstens 40,000 Hectoren Grund und Boden besitzen, was jedenfalls ersprießlicher gewesen wäre als die betreffenden 40,000 Pfefferpflanzen, welche noch dazu den bösen Fehler besitzen, daß sie todt sind.") — Der Sultan heißt Sizi-Sultan-Alaidin-Sardhar-Mansur-Skandar-Shah; er zählt 56 Jahre, hat arabisches Blut in seinen Adern, trägt Ringe in Nase und Ohren, hat zahlreiche Weiber und ist vielleicht einer der reichsten Fürsten des Orients. Aus letzterm Grunde hält sich der nicht unintelligente Fürst für unbesiegbar und dachte 1859 sogar daran, die Holländer aus ganz Sumatra zu vertreiben.

(L'Exploration I, Nro. 13.)

— Abbé Charles Dollet (von der Société des missions étrongères) ging 1852 nach Mysore und arbeitete daselbst ein vergleichendes Wörterbuch des Französischen, Englischen, Lateinischen, Sanskrit, Kanaro und Tamulischen aus, holte sich die nöthigen Lettern aus Frankreich und druckte sein Werk in Indien. Nach wiederholtem Aufenthalte in Frankreich unternahm er eine Reise durch Canada, die Vereinigten Staaten, Südamerika, die Magelhaens-Straße und den Stillen Ocean und kehrte auf der Pacific-Bahn heim. Nun schrieb er „Histoire de l'église de Corée" (Paris 1874), welche in der Einleitung werthvolle Angaben über Geschichte, Sitten, Gebräuche, Sprache ꝛc. des der europäischen Forschung so gänzlich verschlossenen Korea enthält. Augenblicklich steht der Abbé, wie in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. Februar 1877 mitgetheilt wurde, im Begriff, eine neue Reise nach der Mandschurei, Japon, China, Tongking, Annam, Siam, Birma und Tibet zu unternehmen, um dort an Ort und Stelle das Material zu einer Geschichte seiner Gesellschaft zu sammeln, welche für Erd- und Völkerkunde Ostasiens nicht unwichtig zu werden verspricht. Er hat schon im Voraus an alle seine dort stationirten Collegen einen Fragebogen gesendet.

— Die chinesische Werft zu Fu-tschau hat nach einer Mittheilung des Corvettencapitäns Ditmar, Commandant S. M. S. „Luise", zwar nicht ganz die Ausdehnung der Werft zu Schang-hai, ist aber in größerm Aufschwunge begriffen als diese. Während letztere unter der Leitung von zwei chinesischen Directoren und zehn Aufsehern steht und gegenwärtig nur 1000 (früher 3000) Arbeiter beschäftigt, und auf ihr nicht nur Schiffe gebaut, sondern auch Kanonen, Gewehre u. s. w. hergestellt werden, beschäftigt man sich auf der Werft zu Fu-tschau nur mit Schiff- und Maschinenbau, und zwar mit wachsendem Erfolge. Die Werft ist im Jahre 1867 von dem französischen Linienschiffslieutenant Giquel gegründet und steht gegenwärtig noch unter der Direction desselben. Die Zahl der dort beschäftigten Arbeiter hat sich von 1000 im Jahre 1870 auf 1700 und die der dort erbauten Schiffe von 8 (5 Kanonenboote und 3 Transportschiffe) auf 16 Kriegsschiffe von circa 600 bis 800 Tons vermehrt. Drei Kriegsschiffe standen zur Zeit des Besuches des Capitäns Ditmor im November 1876 auf Stapel und zu einem neuen eisernen Transportschiff von 800 Tons wurden gerade die Rahmen gelegt. Zur Bewachung der Werft, der Schiffe und des Materials waren 500 chinesische Soldaten unter Waffen. Diese wohnen nach ihrer Gewohnheit und Sitte in kleinen chinesischen Trümmerbuden, welche wie Schwalbennester an die großen steinernen Gebäude der musterhaft und sauber gehaltenen Werft angeklebt erscheinen.

(Annalen der Hydrographie 1877, Hft. III, S. 147.)

Inhalt: Ch. Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. VI. (Schluß.) (Mit zwei Abbildungen.) — Die Veddahs auf Ceylon. (Mit fünf Abildungen.) — Miklucho-Maklai's Reise in Mikronesien. — E. D. Young's Umschiffung des Nyassa-Sees. — Sanitätsreformen in Iran. — A. Kohn: Zur Colonisation Polens durch Ausländer. — Nachträglicher Bericht über die Novara-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Fortsetzung von „Asien". — (Schluß der Redaction 21. April 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

I[1]).

Lust zu Reisen und Entdeckungen einerseits, andererseits das Verlangen, den Sklavenhandel im Innern Afrikas kennen zu lernen und dort an seiner Wurzel anzugreifen, veranlaßten den Schiffslieutenant Cameron, sich im Jahre 1872 der Londoner Geographischen Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, als diese eine öffentliche Subscription zur Aufsuchung und Unterstützung Livingstone's veranstaltete. Statt seiner aber fiel die Wahl auf Lieutenant Dawson, welcher jedoch sein Commando noch an der Küste in Bagamoyo niederlegte, als Stanley seine Auffindung des Missionars meldete. Dawson's Nachfolger, Lieutenant Henn und Oswell Livingstone, des großen Reisenden Sohn, verloren gleichfalls den Muth und gaben die Sache auf: die erste vortrefflich ausgerüstete Expedition war vollständig verunglückt.

Cameron aber hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sondern suchte sich durch Erlernung der Suaheli-Sprache auf seine künftige Aufgabe vorzubereiten, für welche er sich auch körperlich geeignet erachtete, da er während des abessinischen Krieges acht Monate im Rothen Meere und nachher fast drei Jahre an der Ostküste Afrikas zugebracht hatte, und zwar vielfach in offenen Booten. Wie nun Dawson umkehrte, stellte er sich wiederum jener Gesellschaft zur Verfügung, doch mit keinem bessern Erfolge als das erste Mal. Für einen andern Plan, über die Berge Kilimandscharo und Kenia zum Victoria Nyanza und Albert Nyanza vorzudringen, fand er zwar warme Fürsprecher in London, aber keine Geldmittel in der Casse der Gesellschaft. Endlich aber beschloß man, den Rest des für Livingstone's Aufsuchung gesammelten Geldes für eine zweite „Livingstone Search Expedition" zu verwenden, und Cameron hatte das Glück, an die Spitze derselben gestellt zu werden. Sein alter Freund und Camerad, Dr. W. E. Dillon, sollte ihn begleiten. Am 30. November 1872 verließen beide England, am selben Tage, wo die beiden Grandy's von Liverpool nach der afrikanischen Westküste abreisten (s. „Globus" XXVII, S. 46 und 108), fuhren über Brindisi, Cairo, wo ihnen der Chedive einen Empfehlungsbrief an alle seine Beamten und Offiziere ausstellte, und Suez nach Aden. Hier erhielten sie nicht nur von einem Santon (mohammedanischen Heiligen) Nomens Alowy ibn Zain el Aidûs einen Empfehlungsbrief an alle guten Moslim in Afrika, welcher sich später als ihr werthvollstes Papier erwies, sondern auch in der Person des Lieutenant Cecil Murphy einen Reisegefährten, welcher bald nach ihnen in Zanzibar eintraf. Cameron hatte dort zunächst einen kurzen Fieberanfall zu bestehen; dann machte er sich sofort daran, nach Leuten und Eseln sich umzuthun, und sicherte sich die Dienste Bombay's (Mbarak Mombé), der unter Speke's Getreuen einst die Hauptrolle gespielt hatte, aber die auf seine Tüchtigkeit und Energie gesetzten Hoffnungen wenig erfüllte.

[1]) Weitaus die meisten der in diesen Aufsätzen abgedruckten Abbildungen verdanken wir der Güte des Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig, in dessen Verlage die deutsche Ausgabe von Cameron's Across Africa (2 Bde., London 1877) demnächst erscheint. In unseren Spalten vermögen wir natürlich nur einen kurzen Auszug aus diesem bedeutendsten Reisewerke des letzten Jahres zu geben; um so mehr sind wir verpflichtet, unsere Leser bei dem allseitigen Interesse, das Afrika augenblicklich erregt, behufs weiterer Studien auf das mit allen Originalabbildungen ausgestattete Werk des Brockhaus'schen Verlages hinzuweisen.

Verney Lovett Cameron. (Nach einer Photographie.)

Doß gleichzeitig mit ihnen Sir Bartle Frere auf seiner Missian zur Unterdrückung des Sllovenhandels (vergl. „Globus“ XXII, S. 351, XXIII, S. 333, XXIV, S. 73, XXV, S. 352) in Zanzibar anwesend war, erwies sich für die Reiseoden ols eio schwerer Nachtheil, weil Arader wie Eingeborene (Wasuaheli nud Wamerima) naturgemäß beide englische Unternehmungen zusammenwarfen und auch der Cameron'schen, welche direct mit der Abschaffung des Sllavenhondels jo nichts zu thun hatte, zahlreiche Plackereien, Hindernisse und Kosten verursochten. In ihren Augen golt letztere Expedition als eine van der englischen Regierung ousgesendete, und eine als sa reich und freigedig bekonnte nach Kräften zu betrügen und auszubeuten, hielten sie sich für vollkammen berechtigt. Außerdem hatte Cameran Aostrag, seinen Aufbruch ins Innere möglichst zo beschleunigen, und war so gezwungen, für schweres Geld die Hefe von Zanzibar und Bogomoyo zu miethen, onstatt auf regelrechte Träger (Pagazi) warten zu können, welche sich damals (Jonuar 1873) sämmtlich im Innern befonden. Mit solchen Leoten, die fast durchweg starke Diebsgelüste zeigten und von denen loum ein Zehotel je eine weitere Strecke in Afrika zurückgelegt hatte, sollten die Engländer die schwierigste Periode der Regenzeit varzudringen suchen. Nicht besser war es mit den dreißig „Askari“ oder Soldoten bestellt, deren Anwerbuog Boadoy besargte. Ohne Auswahl zu treffen nahm er, wos ihm in die Hände fiel, und dos woren sicherlich die Untouglichsten für ihre Bestimmung, die dorin bestand, als Leibwache zu dienen, die Träger in Ordnung zu

Träger mit Gepäckstücken.

halten und bei Gelegenheit auch feindliche Angriffe zurückzuweisen.

Nachdem Comeron noch ein Dutzend Esel gekauft, segelte er om 2. Februar 1873 auf zwei gemietheten Dhaus mit seinen sämmtlichen Begleitern, Leuten, Thieren und Waoren nach Bogamoyo hinüber. Dieser Ort, wo olle nach Uoyanyembe bestimmten Korawanen die Küste verlassen, liegt Zonzibar gerode gegenüber ouf der Küste des Festlondes. Indische Händler, Arober, Wasuaheli, Wamerima, Slloven und Träger aus Unyamwesi bewohneu die paar steinernen Häuser nnd die Hütten desselben; außerbem liegt dort eine Belotschen-Gornisan des Sultans von Zanzibor. In einem der Steiohäuser schlugen die Engländer ihr Quartier ouf, hißten ihre Flagge und verwendeten ihre Zeit auf das Einüben ihrer Soldaten, Bezahlen ihrer Träger, Besuchen der dortigen fronzösischen Missianäre und dergleichen. Am 11. Februor kehrten sie nochmals nach Zanzibor zurück, um ihre Ausrüstung zu vervollständigen. Dort waren inzwischen ooch zwei abessinische Zelte, ein trogbares Guttaperchn-Baot, Munition ꝛc. für sie eingetroffen, sowie ihr Begleiter, Lieutenont Murphy. Auch Empfehlungsbriefe des Sultons von Zonzibar verschaffte ihnen der dortige englische Consul, Dr. Kirk, nnd, was wichtiger war als das, edensolche vao dem indischen Kousmonne, welcher die Zölle gepachtet hatte nnd welchem fost olle Händler im Innern mehr aber weniger Geld schuldig waren. Darauf kehrten sie nach Bogamoyo zurück und gingen um sa eifriger on das Geschäft des Trägermiethens, ols die Regenzeit (Mosika)

mit ſchnellen Schritten herankom. Da ſich aber herausſtellte, daß die gemietheten Träger nie recht zuſammenzubringen waren und neue nur ſpärlich ſich ſtellten, ſo beſchloß Cameron etwas weiter landeinwärts ein Lager zu beziehen, um dadurch einige Disciplin in die Trägerbande zu bringen, den Anſchein eines baldigen Aufbruches zu erwecken und ſo die mit ihrem Angebot noch zögernden Pagozi zu dem Entſchluſſe zu bringen, ſich zu melden. Zu dieſem Zwecke wurde eine Stelle, etwa vier engliſche Meilen landeinwärts bei der Pflanzung Schamba Gonèra, ausgewählt, und dort auf einem offenen grasigen Abhange, an deſſen Ende ein Bach dem Kingani-Fluſſe zuſtrömt, unter einigen großen Mangobäumen das Lager aufgeſchlagen. Das half aber wenig; denn die Eſel fanden dort zwar prächtiges Futter, aber die Träger waren um nichts beſſer zuſammenzuhalten, da ſie ſofort nach Empfang ihrer Ration wieder nach Bagamoyo verſchwanden. So ſchad Cameron die Träger und Thiere unter Dr. Dillon's Aufſicht nochmals etwas weiter vor, diesmal bis Kiloka jenſeit des Kingani-Fluſſes; aber ein Fieberanfall, welcher Murphy traf, nöthigte Dr. Dillon zur Umkehr. Damals ſtieß noch ein neuer Gefährte zu den drei Reiſenden, Robert Moffat, ein Neffe Livingſtone's, welcher auf die Nachricht von der Expedition ſein Erbtheil, eine Zuckerpflanzung in Natal, verkauft hatte und nach Zanzibar geeilt war, um alle ſeine Thätigkeit und ſeine Mittel der Erforſchung Afrikas und der Auffindung ſeines Oheims zu widmen.

Afrikaniſcher Herd.

Die Ankunft Moffat's benutzte Cameron, um ſelbſt mit Dillon und möglichſt viel Leuten in das Innere aufzubrechen und zunächſt den Kingani zu überſchreiten, während Murphy ſich erholen, Moffat eingewöhnen und beide ſpäter mit dem Reſte der Karawane nachkommen ſollten. Aber noch immer wirkte die bezaubernde Nähe von Bagamoyo derart, daß bei jedem Morgenappell Cameron's ſtets dreißig bis vierzig der Träger fehlten. Ein Verſuch, den Fährmann am Kingani durch Beſtechung dahin zu bringen, daß er keinen Träger ohne ſchriftliche Erlaubniß paſſiren ließ, ſchlug fehl. So wurde denn Bombay mit einigen Soldaten abgeſandt, um die Deſerteure herbeizuſchaffen, aber nach vier Tagen kehrte er ohne einen einzigen derſelben zurück. Inzwiſchen gelang es Cameron, einen Mann aus Comoro, Iſſa mit Namen, welcher tief im Innern gereiſt hatte und leſen und ſchreiben konnte, zu engagiren; aber von mehreren Wanyamweſi Karawanen, welche mit Elfenbein bei Kiloka nach der Küſte vorbeipaſſirten, wollte ſich kein Träger dazu verſtehen, bei den Engländern Dienſte zu nehmen, da keiner vor der Heimkehr auf die in naher Ausſicht ſtehenden Vergnügungen Bagamoyos verzichten mochte. Wahrhaft endlos iſt der Aufenthalt und der Aerger, welchen jeder Afrikareiſende ſchon beim Aufbruche infolge der Deſertionen auszuhalten hat; und er muß mit Leib und Seele bei der Sache ſein, wenn er nicht alsbald verzweifeln will.

Waffen und Schmuck der Wagogo's.

Am 28. März wurde endlich aufgebrochen; aber es wurde zehn Uhr, ehe die Eſel beladen und die Träger, von denen noch in der letzten Nacht wieder ſieben entwiſchten, auf den Beinen waren. Der Weg führte 2½ Stunden durch eine anmuthige Gegend, welliges Land mit einzelnen Baumgruppen und kleinen Gehölzen auf den höheren Kuppen, und lag unweit ſüdlich von demjenigen Stanley's. Gelagert wurde auf einem Hügel, und zwar ſtanden in der Mitte die Zelte der Reiſenden und um dieſelben wie ein Wall die Hütten der Leute, deren drei bis ſieben eine Kambi oder Corporalſchaft behufs gemeinſamen Kochens und Hüttenbauens bildeten. Ein Mann kocht, die anderen bauen, und auf ſolche Weiſe iſt dort, wo ſich genügendes Gras und Holz findet, ein Lager in wunderbar kurzer Zeit hergeſtellt. Einige Stunden nach Ankunft iſt Alles fertig, worauf die Leute eſſen und bis zum Abendbrot ſchlafen; dann wird wieder gegeſſen, geraucht und geſchwatzt, bis ſie um 8 oder 9 Uhr ſich zur Nachtruhe begeben. Mitunter freilich glaubt einer, er habe ſeinem Freunde am andern Ende des Lagers etwas Wichtiges zu erzählen vergeſſen, richtet ſich auf und brüllt ſo lange, bis er Antwort erhält. Dann hat er meiſt ſein Anliegen vergeſſen und ſo die ganze Karawane um nichts und wieder nichts geſtört. Zwei Tage ſpäter fiel der erſte Regen und gleich in ſolchen Strömen, daß Cameron, welcher in den nächſten Dörfern nach Lebensmitteln ſuchte, in wenigen Augenblicken völlig durchnäßt war und bis an die Knöchel im Waſſer watete. Eine trockene Schlucht, welche ſie am Morgen paſſirt hatten, war in einen beträchtlichen Strom verwandelt. Zu allem Unglücke verfehlte er den Rückweg in das Lager und mußte die Nacht unter freiem Himmel zubringen, was ihm ein heftiges mehrtägiges Fieber zuzog. Während dieſes Aufenthaltes brachte ihnen Moffat inzwiſchen angelangte Briefe und kehrte dann wieder zu dem faſt geneſenen Murphy zurück.

Cameron und Dillon zogen darauf drei Tage ohne Unterbrechung weiter nach Mſuwah über Prärien, welche mit einzelnen Baumgruppen beſtanden waren und ab und zu kleine Teiche mit wunderſchön rothen, blauen und weißen Waſſerlilien enthielten. In Mſuwah mußten ſie an den Häuptling „mhongo“ (Tribut) zahlen; der Grund dafür war eigenthümlich genug und zeigt, wie wenig Macht der Sultan von Zanzibar auf dem Feſtlande ausübt und wie wenig er thun kann, um dem Sklavenhandel zu ſteuern. Ein ihm

gehöriges Dorf, Whindé, 2½ deutſche Meilen nördlich von Bagamoyo, hatte nach mehrjährigem Kriege mit dem Häuptling von Mſuwah einen Vertrag geſchloſſen, wonach letzterer eine beſtimmte Anzahl Sklaven an Whindé zahlt und dafür die Erlaubniß erhält, alle Karawanen, die von anderen Küſtenorten als Whindé kommen, zu beſteuern. Und ſolchen Vertrag ſchließt ein dem Sultan von Zanzibar gehöriger Ort! Was blieb Cameron übrig, als 30 Doti (Stücke Zeug) zu zahlen und, da das Land weiterhin „hungrig" war, fünf Tage auf die verſprochenen und ſchon bezahlten Lebensmittel zu warten, um ſchließlich nur einen Theil derſelben, der nur für zwei Tage ausreichte, zu erhalten? Das Fieber wurde Cameron zwar bei dieſem Aufenthalte los, aber zugleich auch durch Deſertion ein ferneres halbes Dutzend Träger.

Am 14. April ging es weiter; es galt, die noch 18 deutſche Meilen entfernte, ſumpfige Makata-Ebene vor völligem Eintritt der Regenzeit zu durchkreuzen. Die Gegend war wohl bebaut und mit zahlreichen Weilern beſetzt, auch wohl bewäſſert und voller Gras; doch war durchaus kein Vieh zu entdecken, obwohl Tſetſe-Fliegen nicht bemerkt wurden. Jeder Acker trug eine kleine Hütte und in derſelben lagen Opfergaben, um die böſen Geiſter zu beſänftigen und von dem Verwüſten der Ernte abzuhalten. Auch auf den mit zerbrochenem Geſchirr beſtreuten Gräbern von Häuptlingen ſtanden ähnliche Hütten und meiſt ein kleiner Baum. Nachdem der ſüdwärts zum Kingani fließende Lugerengeri paſſirt war, deſſen breites Thal plötzlichen verheerenden Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt, traten ſie in bergiges Gebiet ein, deſſen Höhen ſie ſchon zwei Tage zuvor erblickt hatten. Die 40, 50 Fuß tiefen Schluchten erforderten ein ſtetes Ent- und Beladen der Eſel, aber die Granitfelſen und die herrliche Vegetation, namentlich roth, weiß und gelb blühende Akazien, waren ſo anziehend, daß die Reiſenden nicht an ihre Müdigkeit dachten. Dieſe von Burton und Speke als Duthumi-Berge bezeichneten Hahen heißen richtiger Kungwa. Nach vier Tagen erreichten ſie den Oberlauf des Lugerengeri, deſſen nördliche Ausbiegung ſie ſo abgeſchnitten hatten, überſchritten ihn unweit ſeiner Quellen auf einer rahen Brücke und verſahen ſich in der reichen Niederung mit allerlei Lebensmitteln. Anderen Tages hielt es freilich wieder ſchwer, die Träger aus dieſem Lande des Ueberfluſſes, wo Bohnen, Kürbiſſe, Honig, Eier und Karu billig zu haben waren, vorwärts zu bringen.

Am 26. April erreichten ſie die gefürchtete Makata-Ebene, deren Paſſage in der trockenen Jahreszeit nicht das Geringſte auf ſich hat, die aber durch die Regen in einen ſchwer paſſirbaren Sumpf verwandelt wird und damals gerade ihre ſchlimmſte Zeit hatte. Elephanten, Giraffen und Büffel hatten knietiefe, nun mit Waſſer gefüllte Löcher in den thonigen Schlamm getreten, in welchen die Eſel ſtecken blieben. Da hieß es, ſie abladen und herausziehen und zugleich die Träger zuſammenhalten, während es vom Himmel herab nach Kräften goß. Um nur fünf engliſche Meilen vorwärts zu kommen, brauchte der Zug ebenſo viele Stunden. Erſt um 3 Uhr Nachmittags wurde ein verhältnißmäßig trockener Platz mit Holz und Gras erreicht und dort getagert. Am folgenden Tage war der Weg nicht ganz ſo ſchlecht; doch mußte ein kleiner Fluß ſchwimmend gekreuzt werden, wobei ſich Dillon eine ſtarke Erkältung und danach Fieber zuzog. Wie ſehr übrigens ſolch kleine Flüſſe bei Regengüſſen anſchwellen, das zeigten Grasbüſchel und dergleichen in den Aeſten der Bäume am Ufer, welche an 10 Fuß über dem damaligen Waſſerſtande hängen geblieben waren. In der folgenden Nacht regnete es wieder in Strömen, ſo daß die eben paſſirten Flüſſe mächtig anſchwollen und die Expedition um mindeſtens acht Tage aufgehalten worden wäre, hätte ſie noch die Makata-Ebene zu paſſiren gehabt. Da jetzt beide Reiſenden erkrankten, Cameran an einem Fußleiden, Dillon am Fieber, und nur eine Hängematte vorhanden war, ſo ließ ſich erſterer allein bis zu dem großen Dorfe Rehenneko vorantragen und ſandte dann die Matte dem Dr. Dillan zurück. Alsbald nach ſeiner Ankunft war Cameron von einer wahlgekleideten, ſtaunenden Menge umgeben, an der das Auffallendſte ein ſonderbares Halsband war, beſtehend aus ſcheibenförmig zuſammengewickelten Meſſingdrähten, die horizontal vom Halſe abſtehen und oft 2 Fuß Durchmeſſer haben, ſo daß man unwillkürlich an Johannes des Täufers Haupt auf der Schüſſel erinnert wird. Dieſen ſeltſam unbequemen Schmuck bemerkte Cameron nur hier, obwohl er in der ganzen umliegenden Gegend getragen werden ſoll. Sein Lager ſchlug er auf einem Hügel beim Dorfe auf und richtete es ſo ein, daß es für längere Zeit benutzt werden konnte, falls Dillon's Zuſtand es erforderte. Derſelbe langte am 2. Mai dort an und mußte bis zum 20. das Bett hüten, welche Zeit Cameran mit allerlei kleinen Geſchäften und namentlich mit der Reparatur der ſo wichtigen Packſättel für die Eſel ausfüllte.

Köpfe von Wagaga's.

Der 26. Mai brachte endlich den anfangs zurückgebliebenen Reſt der ganzen Expedition in Sicht. Aber nur ein Weißer, Murphy, befand ſich bei ihr; der andere, Moffat, war unterwegs noch vor der Makata-Ebene den Einflüſſen des Klimas erlegen. Er war ſo voller Hoffnungen nach Bagamoyo geeilt, um ſo bald und nur 25 deutſche Meilen von der Küſte entfernt ſein einſames Grab zu finden, nur wenige Tage, nachdem ſein Oheim tief drinnen in Afrika am Bangweolo-See ſein thatenreiches Leben geendet hatte!

Die Geſammtexpedition beſtand nunmehr aus drei Europäern, Iſſa aus Camoro, Bombay mit 34 mit Sniber-Gewehren bewaffneten Soldaten, 192 Trägern, 6 Dienern, Köchen und Flintenträgern und 3 Knaben; außerdem aus 22 Eſeln, 3 Hunden, welche den Reiſenden viel Vergnügen gewährten, und einigen Weibern und Sklaven der Leute. Verloren hatte ſie bis dahin außer Moffat einen Soldaten und einen Träger durch Tod und 38 Träger durch Deſertion, außerdem zwei Eſel.

Als am 30. Mai aufgebrochen wurde, waren in der vorhergehenden Nacht wiederum 5 Mann deſertirt; während des faulen Monats in Rehenneko hatten ſie ſich gemächlich füttern laſſen und noch ihre Rationen für unterwegs in

Empfang genommen, um beim Wiederbeginn der Arbeit zu verschwinden. Ein zweiter Grund zum Aerger war das stete Streiten der Träger um besonders beliebte Gepäckstücke; denn obwohl jedem sein Packen dauernd zugewiesen worden war, so suchte doch jeder beim Aufbruch ein Stück zu erwischen, welches seinem Träger eine besondere Würde in der Karawane verlieh, wie namentlich die Zelte. Zunächst an Rang kamen die Packen mit Draht, Zeug und Perlen, zuletzt das Gepäck der Engländer, Kochgeschirr u. s. w. Nach langem Hin- und Herreden konnte endlich um 10 Uhr aufgebrochen werden. Der Weg führte in nordöstlicher Richtung durch das Gebirgsland von Usagara steil bergan und stieg bis Mpwapwa (wo jetzt die „Church Missionary Society" eine Missionsstation angelegt hat, s. oben S. 96) um nahezu 2000 Fuß. Am zweiten Tage ging es leicht bergab in das Thal des Mukondokwa, des Hauptzuflusses des Makata, der seinerseits wieder auf den Karten als Oberlauf des Wami (vergl. S. 96 dieses Bandes) dargestellt wird. Auf einem steilen Hügel an seinem Ufer wurde das Lager aufgeschlagen; unten floß der breite, flache Strom rasch dahin, und die Berge ringsum waren bis zum Gipfel mit Akazien bewachsen, welche — wie Burton richtig bemerkt — den Eindruck einer mit aufgespannten Regenschirmen versehenen Menge machen, und in den Schluchten und Thälern wuchsen die edlen, schlanken „Mparamusi" bis zu 140, 150 und mehr Fuß in die Höhe. Der nächste Marsch führte am Mukondokwa aufwärts bis Muinyi Useghara's Dorf, wo Cameron zum ersten Male eine eigenthümliche Sitte wahrnahm, die in ganz Ostafrika verbreitet sein soll: Eine Frau stürzte ins Lager und knüpfte in Issa's Turban einen Knoten, wodurch sie sich unter seinen Schutz stellte; ihr Mann hatte sie geschlagen, weil sie ihm ein Fischgericht schlecht zubereitet hatte. Der Gatte kam auch und reclamirte sie, erhielt sie aber nicht eher zurück, als bis er ein Lösegeld von einem Ochsen und drei Ziegen bezahlt und in Gegenwart seines Häuptlings gelobt hatte, sich in Zukunft jeder Mißhandlung zu enthalten. — Ebenso kann ein Sklave einen Wechsel seines Herrn herbeiführen, indem er seinem erwählten Beschützer einen Bogen oder Speer zerbricht oder in dessen Kleidung einen Knoten schlingt; sein früherer Eigenthümer kann ihn alsdann nur gegen Erlegung des vollen Werthes und unter dem Versprechen guter Behandlung zurückerhalten.

Am folgenden Tage ereignete sich ein Mißgeschick, welches leicht üble Folgen hätte nach sich ziehen können. Cameron hatte vierzig Leute nach Mbumi geschickt, um Lebensmittel zu kaufen. Dort war falscher Alarm entstanden, als ob ein Angriff eines wilden Gebirgsstammes bevorstände; in dem Tumulte war einem der Cameron'schen Leute das Gewehr losgegangen und hatte einen der Dörfler erschossen. Letztere hatten sich nun auf die Leute der Engländer geworfen und mehrere gefangen genommen; der Rest war entflohen, das gekaufte Korn verloren. Da schon so manche Karawane aus viel geringfügigeren Ursachen schwere Verluste durch die Bewohner der Usagara-Gebirge erlitten hatte, so war es als großes Glück zu betrachten, daß ein in der Nähe wohnender Araber sich der Fremden annahm und die Sache glücklich ins Reine brachte. Immerhin wurden sie dadurch mehrere Tage bis zum 11. Juni aufgehalten und büßten drei Lasten Zeug dabei ein. Hier schlossen sich ihnen auch drei Karawanen an, um in ihrem Schutze das weiterhin gelegene, ebene und circa 3000 Fuß hohe Land Ugogo zu passiren; die eine bestand aus Wanyamwesi, die mit ihrem Erlös heimkehrten und in Rehenneko angegriffen worden waren; die zweite führte ein Schmied, der in Unyanyembe, wo schon seit Jahren zwischen dem Häuptling Mirambo und den arabischen Händlern Krieg geführt wurde, durch Ausbessern von Flinten ein Vermögen zu verdienen hoffte, und die dritte bestand aus allerhand kleinen Leuten und Sklaven, die mit wenigen Waaren ins Innere zogen, wo sie dafür wahre Berge von Elfenbein zu erhalten meinten. So bewegte sich denn ein Zug von über 500 Menschen im Thale des Mukondokwa und seines Zuflusses Ugombo dahin, bei dem gleichnamigen See vorbei. Von dort bis Mpwapwa sind es zwei lange Märsche ohne Wasser, welche mittelst einer unstrengenden „torekesa" (Nachmittagsmarsch) überwunden werden mußten. Dieselbe besteht darin, daß Nachmittags von dem letzten Wasserplatze aufgebrochen, bis nach Dunkelwerden marschirt, dann geruht, andern Morgens möglichst früh aufgebrochen und wieder bis zu der ersehnten Quelle, Teich ꝛc. marschirt wird, so daß die Karawane nur circa 20 Stunden ohne Wasser bleibt, anstatt deren 30, wenn sie wie gewöhnlich sich vorwärts bewegte. Auf solche Weise durcheilten sie den trockenen, felsigen Strich Landes und hatten am folgenden Nachmittage wieder grüne Bäume, Felder und rieselndes Wasser vor sich. Trotzdem erlag ein Träger und ein Esel den Strapazen und dem Durste. Nachdem sie noch ein Stück an dem stets wasserreicher werdenden Strome hinaufgezogen waren, schlugen sie unter riesigen Akazien ihr Lager auf und rasteten zwei Tage, weil eine zweite wasserlose Region von über 7 deutschen Meilen Länge, Namens Marenga Mkali, ihnen zu passiren bevorstand. Doch war Cameron jetzt vorsichtiger und nahm drei mit Wasser gefüllte Luftkissen aus Guttapercha mit.

In Mpwapwa wie in ganz Ugogo ist der „tembé" die einzige Wohnung der Eingeborenen. Derselbe besteht aus zweimal zwei parallelen Mauern, innerhalb deren das Vieh die Nacht zubringt; an die Wände sind die Räume für die Menschen angebaut; das fast horizontale Dach ist ein wenig nach innen geneigt; das Ganze schmutzig und voller Ungeziefer. Das Volk trägt Bogen, Pfeile, einen langen, ovalen Schild von Rindshaut und einen Knotenstock zum Werfen und Schlagen; die Kleidung ist die der arabischen Sklaven an der Küste. Zwischen diesen furchtsamen Dörflern stolziren großthuerisch und drohend Leute vom Räuberstamme der Wadirigo umher, große, stattliche Männer, die den Luxus der Kleidung verschmähen, mit riesigen Schilden, einem schweren Speere und sechs bis acht fein gearbeiteten und mit Kupferdraht verzierten Assegaien bewaffnet, welche letzteren sie an 300 Fuß weit mit Kraft und Sicherheit zu schleudern verstehen. Ihr Kriegsruhm ist so groß, daß sich keiner der von ihnen zeitweise geplünderten Stämme gegen sie zur Wehre setzt.

Von Mpwapwa ging es in genau westlicher Richtung über Kisokweh und Tschunyo, dann am 20. Juni in zwölfstündigem und am 21. Juni in fünfstündigem Marsche über die sandige, mit zahlreichen Granithügeln bestreute und vegetationslose Marenga Mkali, womit Ugogo, das Land der als Erpresser und Diebe verschrieenen Wagogo, erreicht war. Roh und erpresserisch fand sie Cameron wohl, daneben aber ziemlich feige. Daß sie Tribut erheben, ist nicht unbillig; denn wenn sie nicht da wären und die Wasserplätze in Ordnung hielten, so wäre das Land in der heißen Jahreszeit einfach nicht zu passiren; nur sind sie in ihren Forderungen ohne jedes verständige Prineip. Einstmals versuchte es ein Araber, ihr Land mit Gewalt zu passiren, und sammelte ein Heer von 900 Mann; als er aber heranrückte, verschütteten die Wagogo die Brunnen und Quellen, verbrannten ihre Hütten und den Ueberfluß an Vorräthen und zogen sich mit Weib, Kind, Vieh und Lebensmitteln in das Dickicht zurück. Der Araber büßte seinen Versuch mit dem Verluste von 600 bis 700 Mann, die vor Hunger und Durst umkamen. Das circa 100 engl. Quadratmeilen große

Digitized by Google

Land zerfällt übrigens in zahlreiche, unabhängige Häuptlingsſchaften, deren jeder mhongo zu zahlen iſt. Jeder Stamm hat eine Viehherde, welche alle Erwachſenen, der Häuptling nicht ausgenommen, der Reihe nach hüten. Im Ganzen iſt das Land ſehr trocken; nur vom November bis Mai fällt viel Regen und erzeugt reichliche Ernten von Kafferkorn. Er wird in künſtlichen Brunnen geſammelt, nimmt aber mit der Zeit einen abſcheulichen Geſchmack an.

Am 22. Juni wurde Mwumi erreicht, wo vor acht Tagen des Häuptlings Schweſter geſtorben war. In Folge deſſen große Todtenfeier und allgemeine Betrunkenheit, welcher Umſtand die Reiſenden drei Tage dort aufhielt, in Folge wovon ein van Murphy in Bagamoyo engagirter Trupp Wanyamweſi en masse davonlief.

Die Wagaga unterſcheiden ſich von anderen Stämmen ſofort durch die Sitte, die Ohrläppchen zu durchbohren und dieſelben durch hineingeſteckte Holzklötze, Meſſingringe, als Schnupftabacksdoſen benutzte Kürbiſſe und derlei Dinge, welche andere Leute in den Taſchen tragen, zu monſtröſer Länge auszudehnen. Oft reichen die Ohrläppchen bis auf die Schultern herab und zerreißen ſelbſt im höhern Alter, worauf einer der Zipfel von Neuem durchbohrt wird. Ihre Waffen beſtehen aus zweiſchneidigen Meſſern, Speeren, Bogen, Pfeilen und Knotenſtöcken. Manche tragen Schilde van Ochſenhaut, wo die Haare heruntergekratzt und mit rother, gelber, ſchwarzer und weißer Farbe allerhand Muſter aufgemalt ſind (ſ. Abbildung 4). Viel getragen werden kleine in Zanzibar verfertigte Armbänder aus Kupfer und Meſſing, ferner „Kitindi" aus Eiſen- und Kupferdraht um Oberarm, Ober- und Unterſchenkel. Das Außerordentlichſte aber leiſten die Wagogo im Kopfputze; da iſt nichts ſo häßlich oder unſinnig, um dort nicht angebracht zu werden. So flechten manche ihr Wollhaar in zahlloſe, kleine, durch eingeflochtene Faſern vom Baobab-Baume künſtlich verlängerte Zöpfe, welche am Ende mit kleinen Meſſingkugeln oder bunten Perlen verziert werden und entweder wild um den Kopf herumhängen oder nach dieſer oder jener Richtung emporſtarren. Andere bedecken den Kopf mit blank polirten Kupfermünzen oder raſiren den größten Theil, während das ſtehen gebliebene Haar in Zöpfe gedreht und mit Draht umwunden wird. Von den Händlern erhalten ſie weißes Zeug, das ſie mit Lehm ſchmutzig gelb färben; auch den Leib bemalen ſie ſich mit rother Erde bald ſtellenweiſe, bald über und über. Dazu trieſen ſie meiſt von ranzigem Ricinusöl und waſchen ſich nie: kurzum — es ſind liebliche Geſellen.

Am 25. Juni wurde wieder aufgebrochen, nachdem in Mwumi mhongo bezahlt war; aber nach wenigen Meilen unintereſſanten Marſches entſtand neuer Aufenthalt, weil der Häuptling von Mapalatta, wo wiederum mhongo gefordert wurde, betrunken war. Im nächſten Dorfe gab es einen Zank wegen des Tributs und einen Diebſtahl, und ſo ging es fort mit Widerwärtigkeiten, Erpreſſungsverſuchen, Verluſten und Aerger aller Art, daß, wäre Cameron nicht der geduldigſte und für ſeine Ziele begeiſtertſte Menſch von der Welt geweſen, er umgekehrt und nicht 30 Meilen weit nach Afrika hinein gekommen wäre. So erreichte er Kanyenyé, eine breite Depreſſion im Centrum von Ugogo, wo viel Salzefflareſcenzen vorkommen. Dieſelben werden zuſammengeſcharrt, mit Waſſer vermiſcht, abgedampft, in zuckerhutähnliche Formen von circa 18 Zoll Höhe gebracht und ſo in die Nachbarländer expartirt. Von dort war es noch 2½ deutſche Meilen bis Groß-Kanyenyé; das zwiſchenliegende Land war eben, mit Baobab beſtanden, faſt durchweg angebaut und mit zahlreichen Tembés beſetzt. In einem derſelben ſah Cameron zuerſt viele Leute, die an Pocken daniederlagen, eine Krankheit, welche zeitweiſe wie ein verheerendes Feuer weite Strecken Afrikas heimſucht.

Dr. F. Stolze's Reiſen im ſüdlichen Perſien.

I.

Es iſt aus Zeitungsnachrichten bekannt, daß der Dr. Andreas im Jahre 1875 im Auftrage des preußiſchen Cultusminiſteriums eine archäologiſche Reiſe nach Perſien angetreten hat, welcher ſich Ausgrabungen im alten Perſepolis und eine geographiſch-ethnographiſche Exploration des ſüdlichen Perſiens anſchließen ſollten. Zu letzteren beiden Zwecken hatten die Köllinghuſen-Stiftung reſp. die Geographiſche Geſellſchaft in Hamburg bedeutende Zuſchüſſe zu den Reiſekoſten geleiſtet. Seit Monaten hat über das Ergehen des Reiſenden nichts verlautet; nur von ſeinem Reiſegenoſſen Dr. F. Stolze ſind Nachrichten nach Deutſchland gelangt. Derſelbe hatte die deutſche Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchganges nach Iſpahan begleitet und war bei deren Heimkehr zurückgeblieben, um dem Dr. Andreas bei deſſen archäologiſch-epigraphiſchen Unterſuchungen zur Seite zu ſtehen. Da aber Andreas länger, als er gehofft, in Europa zurückgehalten wurde, beſchloß Dr. Stolze, die Zwiſchenzeit nützlich zu verwenden und die alte perſiſche Königſtadt Perſepolis zu recognoſciren, und begab ſich in Geſellſchaft des Herrn Hölzer, acting superintendent des engliſch-indiſchen Telegraphen, nach Schiraz, welches er am letzten Tage des Jahres 1874 erreichte [1]). Der Weg windet ſich durch ſteiniges Terrain, zwiſchen ſchroff abfallenden Gebirgszügen hindurch und läuft zuletzt in einem mit Felstrümmern erfüllten, etwa eine Stunde breiten Thale in ſüdlicher Richtung fort. Plötzlich öffnet ſich zur Rechten die Felswand, und durch eine enge Schlucht hindurch blickt man auf das in einer breiten, ſonnigen, von mächtigen Gebirgsketten umgebenen Thalebene inmitten zahlreicher Gärten daliegende Schiraz. Der Anblick iſt unvergleichlich. Zu beiden Seiten

[1]) Die Beſchreibung dieſer erſten Reiſe erſchien in der Elberfelder Zeitung unter dem Titel „Reiſebilder aus Perſien. Von Dr. F. Stolze" (1875, Nro. 44 bis 53). Wir entlehnen derſelben mit gütiger Bewilligung der Redaction vieles von beſonderm Intereſſe. Die zugehörige Karte der Routen zwiſchen Schiraz, Firuzabad, Faſa und Darab wird in einer der nächſten Nummern der „Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin" veröffentlicht werden.

die ſchroffen, kahlen Felswände, zwiſchen denen der Weg ſich ſteil abwärts ſenkt, im Grunde die Schlöſſer und Gärten mit dunklen Cypreſſen und Pinien, dahinter die im Sonnenglanze leuchtenden blauen Kuppeln von Schiraz — es hat etwas Märchenhaftes, Beſtrickendes. Aber wie ſchwand die Illuſion, als das Ziel erreicht war! Verfallene Mauern, in Trümmer liegende Häuſer, verwilderte Gärten und dazwiſchen die mit unſäglichem Schmutz erfüllten Straßen! Todte Hunde und Katzen, Gerippe von Pferden und Maulthieren, von halbwilden Hunden benagt, liegen mitten im Wege. Die Pferde ſuchen vorſichtig ihren Weg durch die holprichten Gaſſen, bald einem Zuge langſam einherſchreitender Kameele ausweichend, bald ein tiefes Waſſerloch vermeidend. Dabei überall Geſchrei und Getümmel, das Ge-

Reſte des Hauptporti eusvon Tacht-i-Dſchemſchid (Perſepolis).

räuſch der in ihren Buden arbeitenden Handwerker, das laute Feilſchen der Käufer. Aus der kaum zehn Schritte breiten Hauptſtraße biegt man in eine enge, krumme, mit Schutt und Müll und unnennbaren Dingen erfüllte, von fenſterloſen Mauern begrenzte Seitengaſſe ein; die Fußgänger müſſen ſich an die Wand drücken, um an den Pferden vorbeizukommen; wenn ihnen gar ein Reiter begegnet, ſo iſt die Paſſage nur an beſonders erweiterten Stellen möglich.

Schiraz iſt ein wildes labyrinthiſches Chaos enger Gaſſen und Winkel, und ſelbſt die Bazare, ſonſt die Glanzpunkte orientaliſcher Städte, ſind dort mit einer einzigen Ausnahme, trotz all ihrer Belebtheit, elend. Rohe Stangen, mit Matten oder Rohr bedeckt, bilden das Dach; zwei ſchmale, kaum einen Schritt breite Fußwege durchſchneiden die Budenreihen, etwa einen Fuß tiefer ein ebenſo breiter Reitweg, der ſich bei naſſem Wetter in eine abſcheuliche ſchwarze Cloake verwandelt.

Ebenſo ſind die Schlöſſer, in denen der Gouverneur

Hiſſame Sultane, ein Onkel des Schah, wohnt, mehr als einfach: überall Spuren des Verfalls und einſtiger Größe. Aus dem zierlichen Holzwerk der Fenſter ſind die farbigen Gläſer herausgefallen und nicht durch neue erſetzt; die Mauern zeigen klaffende Spalten; die Wandgemälde ſind halb verloſchen und die Decken geſtatten dem Regen freien Eintritt. In den Gärten ſtehen die ſchönen Waſſerbaſſins und Teiche trocken, die Cascaden rauſchen nicht mehr und das Unkraut wächſt in den Steigen. Eine Ausnahme von dem allgemeinen Verfalle macht faſt allein das Grab des Hafis, um welches ſich eine Menge anderer zierlicher Grabſteine erheben, das Ganze von wahlerhaltenen Arcaden und ſchönen Bäumen umgeben. Die Perſer lieben es, Nachmittags die kleine Strecke hinauszuwandern, auf den Gräbern ſitzend ihre Waſſerpfeife zu rauchen und Thee zu ſchlürfen, die Verſe des großen Todten zu recitiren und ſich in Erinnerungen vergangener Herrlichkeit und Träume künftiger Größe zu verlieren.

Von Schiraz aus, wo Dr. Stolze im Hauſe des Dr. Odling, Arztes der engliſch-indiſchen Telegraphengeſellſchaft, Gaſtfreundſchaft genoß, beſuchte er zunächſt im Februar 1875 die Ruinen von Perſepolis, welche er mittelſt circa 200 photogrammmetriſcher Platten aufnahm. Der danach conſtruirte Plan im Maßſtabe von 1 : 740 mit äquidiſtanten Höhencurven von 1 zu 1 Meter, ſowie eine Arbeit über geographiſch-aſtronomiſche Ortsbeſtimmung ohne Chronometer durch den photogrammetriſchen Theodoliten ſind bereits in Berlin eingetroffen.

Die Ruinen, von den heutigen Perſern Tacht-i-Dſchemſchid (Thron Dſchemſchid's) genannt, liegen bekanntlich eine ſtarke Tagereiſe von Schiraz entfernt, etwas rechter Hand von dem Wege nach Iſpahan. Schon aus weiter Entfernung ſieht man, wenn man von Sergun kommend die dort 3½ Meilen breite Thalebene durchſchneidet, am nordöſtlichen Bergrande die Säulen und Pfeiler des Königsſchloſſes der Achämeniden. Je näher man kommt, um ſo mehr wachſen die im Verhältniß zu den hohen Bergen zuerſt geringfügig erſcheinenden Dimenſionen, bis man zuletzt ſtaunend vor den rieſigen Zeugen jener längſt entſchwundenen Zeiten ſteht. — Auf einer etwa 500 Schritte langen und 300 Schritte breiten Terraſſe, die ſich mit der einen langen Seite an die Bergwand lehnt, und deren drei andere Seiten, bald etwas vortretend, bald etwas zurückſpringend, durch ſtellenweiſe über 10 Meter hohe, aus rieſigen, auf das Sauberſte bearbeiteten Blöcken gefertigte Mauern begrenzt ſind, erhebt ſich eine Reihe wunderbarer Bauten, theilweiſe von den gewaltigſten Dimenſionen und alle von einer überraſchenden Großartigkeit der Conception und Feinheit der Ausführung. Das Material iſt nicht, wie frühere Beſchreiber meinten, Marmor, ſondern das Geſtein der Bergwand ſelbſt, ein dunkelgrauer, ſehr feinkörniger, die ſauberſte Bearbeitung zulaſſender Kalkfels, der ſtellenweiſe dem Einfluß von mehr als zwei Jahrtauſenden in wunderbarer Weiſe Widerſtand geleiſtet hat und noch heute die glänzende Politur der erſten Tage zeigt. Er hat im Laufe der Zeit eine prachtvolle, goldige Färbung angenommen, die im Glanze der ſüdlichen Sonne mit dem tiefblauen Himmel und den violetten und blauen Fernen der Berge in köſtlicher Harmonie zuſammenſchmilzt. — An der ſüdweſtlichen langen Seite führt eine gewaltige Freitreppe in zwei Fluchten, jede einmal gebrochen, hinan; die mehr als 80 Stufen, von denen oft 4 bis 5 aus einem Blocke beſtehen, ſind ſo niedrig und gleichzeitig ſo breit, daß vier Pferde bequem neben einander hinaufſteigen können. Oben empfangen den Reiſenden die Reſte eines gewaltigen Porticus. Noch ſtehen zwei rieſige, 20 Meter hohe Säulen; zwei andere ſind geſtürzt; zu beiden Seiten der Säulen befinden ſich je zwei Pfeiler von je 6 Meter Durchmeſſer. An jeden lehnt ſich einer jener bekannten mythologiſchen Thorwächter-Koloſſe von 7 Meter Höhe, mit ungefügem, ſtierähnlichem Thierleib. Die Zerſtörungswuth der mohammedaniſchen Eroberer hat ſich beſonders an den Geſichtern ausgelaſſen; doch ſind bei den Thürhütern der nordöſtlichen Seite langbärtige Männerköpfe mit der perſiſchen Mütze noch deutlich zu erkennen. Zur Rechten gelangt man dann auf einer mit reichen Reliefs geſchmückten, vierfachen Freitreppe zu dem eigentlichen Glanzpunkt von Perſepolis, einem 108 Meter langen, von 72 je 20 Meter hohen Säulen getragenen Palaſte. Dreizehn dieſer Koloſſe ſtehen noch und laſſen ahnen, wie überwältigend einſt der Eindruck geweſen ſein muß, als dieſe Halle dem Auge ungehinderten Durchblick geſtattete; denn eigentliche Wände waren hier nur im beſchränkteſten Maße vorhanden. Gegen Norden und Süden liegen noch fünf andere Paläſte von verſchiedener Ausdehnung, zwar auch mit Säulen und Vorhalle verſehen, aber doch alle von ſoliden Wänden mit Fenſtern, Thüren und Wandniſchen umgeben und nach drei Seiten Wohngemächer und Räume für das tägliche Leben enthaltend. Ueber die abſolute und relative Entſtehungszeit der einzelnen Bauten und ihre Beſtimmung können nur gründliche Ausgrabungen Aufſchluß geben; denn Ker Porter, wie Flandin's und Texier's Prachtwerk, ſo eingehend ſie Perſepolis behandeln, geben doch nur das zu Tage Liegende wieder, während ausgedehnte, zum großen Theile verſchüttete, unterirdiſche Gänge und Canäle und mächtige Schutthügel zwiſchen den Säulen ſowie außerhalb der großen Terraſſe unſchwer erkennen laſſen, wo die Löſung aller Räthſel zu ſuchen iſt. Doch iſt eine Rieſenarbeit erforderlich, ehe man all dieſen Trümmerhaufen auf den Grund kommt. So großartig der Eindruck von Perſepolis mit den drei Königsgräbern in der Felswand dahinter und mit ſeinen kühnen Bergumriſſen auch iſt, eines fehlt ihm, der Reiz des Lebens. Dieſe kahle, braune Felswand, die jeder Vegetation unzugänglich iſt, macht einen unſäglich öden Eindruck; kein Baum, kein Strauch bietet dem ermatteten Auge einen Ruhepunkt; es iſt das Bild des Todes und der Zerſtörung. Das mochte einſt anders ſein, als die Waſſerläufe noch rieſelten und die große Ciſterne am Bergabhange ihren belebenden Inhalt über die Terraſſe verbreitete. Perſepolis lag unzweifelhaft inmitten ſchattiger, duftathmender Gärten, und die Prachtbauten, deren Trümmer heutzutage den braunen Fels zum Hinlergrund haben, hoben ſich damals maleriſch vom ſaftigen Grün der ſüdlichen Vegetation ab.

Von Perſepolis zurückgekehrt, unternahm Dr. Stolze zuſammen mit Dr. Odling und dem ſpaniſchen Conſul, Rivadeneyra, eine Reiſe ſüdlich nach Firuzabad und von da öſtlich nach Faſa und Darab. Sie meinten zwar, in Begleitung von acht Dienern den circa 55 deutſche Meilen langen Weg bequem in etwa drei Wochen zurücklegen zu können; aber alsbald erklärte Hiſſame Sultane, der energiſche Gouverneur der Provinz Fars — der am ſchwerſten zu regierenden im ganzen Reiche, weil die zahlreichen Nomadenſtämme daſelbſt zu Räubereien und Widerſetzlichkeiten nur allzu geneigt ſind —, daß er es nie würde verantworten können, ſie dieſe Reiſe in ſo unſichere Gegenden ohne weitere fünfzehn Mann Bedeckung unternehmen zu laſſen; er wollte, „daß das Waſſer in ihrem Bauche von der Reiſe nicht warm werde.“

Zudem hatten ſich die Zuſtände in dem betreffenden Diſtricte in den letzten vierzehn Tagen ſehr verſchlimmert. Der Gouverneur von Schiraz, der Khawam Mulk, iſt nämlich gleichzeitig Gouverneur von Darab und aller Stämme der Gaſchgais, die, einſt mit Timurleng nach Perſien gekommen,

die ſüdlichen Bergdiſtricte inne haben und noch immer in ihrer großen Menge die nomadiſchen Sitten ihrer Vorfahren bewahren. Der Khawam hat ſelbſtverſtändlich alle Steuern in ſeinen Diſtricten zu erheben und an die Regierung abzuliefern; perſiſcher Sitte gemäß erhebt er den vierfachen Betrag und liefert ein Viertel an den Statthalter von Fars ab. Niemand findet dies unangemeſſen, und das Volk, welches es nicht beſſer weiß, iſt ſehr zufrieden, ſo billig fortzukommen. Denn nicht ſelten erhebt ein Gouverneur weit höhere Summen, ſo daß endlich den armen Leuten nichts übrig bleibt, als offene Empörung. Die Baharlu, ein türkiſcher Stamm, der inmitten der Gaſchgais lebt, und nicht der wenigſt zahlreiche und kriegeriſche, hatten einen Chef, Nasrullah Chan, einen allgemein beliebten und für dortige Verhältniſſe gerechten und billigen Mann, welcher lange Zeit allen Erpreſſungsverſuchen des Khawam mit großer Seldſtverleugnung entgegengetreten war, ſo daß dieſer ihn endlich zu beſeitigen beſchloß. Nach der beliebten orientaliſchen Praxis lockte er ihn unter nichtigen Vorwänden nach Schiraz, warf ihn hier als Rebellen in ſein Privatgefängniß und überwies die Baharlus dem Schwiegerſohne ſeines überliſteten Gegners, einem gefälligern Manne, der mehr auf ſeinen eigenen Beutel bedacht war. Das war vor 18 Monaten geſchehen; ſo ergrimmt die Baharlus waren, ſie mußten ſich ruhig verhalten, weil ſie wußten, daß jeder Empörungsverſuch dem Gefangenen den Kopf koſten würde. So lag Nasrullah Chan 16 Monate in Ketten, ehe es den Bitten ſeiner Hauptfrau gelang, daß ihm die Feſſeln abgenommen und ſeinen Söhnen und früheren Unterthanen Zutritt zu ihm geſtattet wurde. Durch Nachgiebigkeit gelang es den Baharlus, die Vorſicht des Kerkermeiſters und der Wächter einzuſchläfern, und plötzlich, acht an der Zahl, halb mit Liſt, halb mit blutiger Gewalt ihr Oberhaupt zu befreien. Vor der Stadt ſtehen neun Pferde bereit, und nun geht's fort, in wilder Jagd auf Darab zu. Die ſchleunigſt nachgeſandten fünfzig Reiter aber drehten, getreu der perſiſchen Tradition, welche ganze Regimenter vor kleinen Abtheilungen turkamaniſcher Reiter davonlaufen läßt, ſchleunigſt um, als ſie beim erſten Angriffe zwei der Ihrigen durch die Kugeln ihrer Gegner verloren hatten. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Geſchichte von dieſer kühnen Flucht durch Schiraz. Es lag auf der Hand, daß Nasrullah Chan und die Baharlus nun den Krieg gegen den Khawam beginnen würden; doch ſtand zu hoffen, daß noch einige Zeit bis zum Ausbruch offener Feindſeligkeiten verſtreichen würde, und dieſe Zeit dachte Dr. Stolze zu benutzen.

Der Frühling iſt in Perſien, wie im ganzen Orient, die ſchönſte, wenn auch nicht die geſundeſte Jahreszeit. Noch liegt viel Winterſchnee auf den Gipfeln der Berge, und die Sonne hat nicht alle Feuchtigkeit des Bodens verjagt. Ueberall, wo natürliche Waſſeradern oder Canäle die Thäler durchſchneiden, lacht das erfreuliche Grün der Felder, und ſelbſt waſſerloſe Strecken haben einen leichten, grünlichen Anflug. Die Berge freilich ſind kahl, und ihr einförmiges Braun iſt nicht eben angenehm; je mehr ſie aber vor dem Beſchauer zurückweichen, um ſo ſchöner werden ſie; ſie durchlaufen alle Tinten von einem reichen Violett bis zu dem geſättigtſten, tiefſten Blau in den Schatten der Ferne. Darüber iſt ein meiſt wolkenloſer Himmel gebreitet, von dem die Sonne glühend herabſtrahlt; doch iſt die Hitze nicht unerträglich, denn das perſiſche Plateau liegt durchſchnittlich 1300 Meter über dem Meeresſpiegel, und ſo folgen denn auf heiße Tage köſtliche, erquickende Nächte, und im Schatten iſt es ſelbſt am hohen Mittag verhältnißmäßig viel kühler, als an heißen Tagen in Deutſchland.

Der 22. März, der Tag der Abreiſe, kam und mit ihm die fünfzig mit perſiſchen Flinten und Piſtolen bewaffneten Reiter unter einem Yüs-baſchi (Hauptmann). An den erſten beiden Tagen bot die Reiſe nach Firuzabad wenig Bemerkenswerthes. So lange man in Perſien nicht genöthigt iſt, Bergketten zu überwinden, ſei es auf hohen Päſſen oder mit Hülfe enger Schluchten, läuft der Weg ſtets bequem inmitten meilenbreiter Thäler dahin, deren Hauptrichtung ſich von Südoſt nach Nordweſt erſtreckt [1]). Da man zu Pferde ſitzt, iſt es leicht, die vielen Waſſeradern zu durchreiten, und es bietet ſich kaum eine nennenswerthe Schwierigkeit. Am dritten Tage änderte die Landſchaft ihren Charakter; bei regneriſchem Wetter und heftigem Sturm, der die Reiſenden mehrmals nöthigte, von den Pferden zu ſteigen, erklommen ſie einen 2050 Meter hohen Paß. Die armen Thiere hatten ſchwere Arbeit auf dem wilden Geröll des Weges, der in einer Stunde zur Paßhöhe führte. Bergab ging es leichter; der Abfall nach Süden iſt nicht hoch, und das Thal war bald erreicht. Bei einer Wegbiegung kamen ihnen ſechs Reiter entgegen, der eine ſchwer verwundet. Fünf Räuber hatten aus einem Hinterhalte fünfundzwanzig Reiſende angegriffen, ihnen 19 Thiere und zwei Mann getödtet und viele verwundet. So war alſo wirklich die Unſicherheit des Weges keine bloße Fabel, und die Reiſenden konnten in die Lage kommen, ihre Bedeckung zu gebrauchen. Gegen Mittag verengte ſich der Weg mehr und mehr; Felſenwände traten zu beiden Seiten dicht an ihn heran und boten jeden Augenblick die überraſchendſten Einblicke in enge Schluchten, ſchmale Seitenthäler und rings von Klippen umgebene Schlupfwinkel; es waren Plätze, ſo recht nach dem Herzen eines Räubers, und ſie hätten ſich dort ſicherlich nicht über einen Angriff gewundert. Aber Alles blieb ſtill, ſelbſt als ſie zuletzt in einem wilden, hochromantiſchen Waldbachthale einherritten, wo es keinen andern Weg gab, als den Bach ſelbſt, der bald zwiſchen rieſigen Felsblöcken eingedämmt teichartige Flächen bildete, bald über bemooſte Klippen in kleinen Cascaden hinabſtürzte. Ein etwas bedenklicher Weg für Pferde, unmöglich für jeden bekleideten Fußgänger und gerade gut für Ziegen. Das Thal endete gegen zwei Uhr zwiſchen großartigen, über 1000 Meter hohen Felsmauern, und die gefährliche Stelle lag hinter ihnen; denn die perſiſchen Räuber pflegen nicht im offenen Felde anzugreifen, beſonders nicht, wenn ſie Europäer mit Präciſionswaffen vor ſich haben. Eine halbe Meile weiterhin erreichten ſie Ismailabad; ehe ſie aber nach Firuzabad gelangten, hatten ſie noch eine ähnliche, wenn nicht noch ſchlechtere Paſſage von drei Stunden durch eine Schlucht deſſelben ſüdwärts laufenden Fluſſes. Achtmal mußten ſie den Strom paſſiren, und ſelbſt in dieſer vorgeſchrittenen Frühlingszeit reichte ihnen das Waſſer bis an die Stiefeln. Dabei war der Weg ſo abſcheulich, daß ſie auf den vom Regen glatten Steinen mehrmals abſteigen und die Pferde führen mußten; wer Perſien kennt, weiß, was das bedeutet, denn die Pferde ſind dort echte Bergpferde und klettern, daß es eine wahre Luſt iſt. Wie ſollte auch in einem Lande, wo alle Wege Naturwege ſind, ſonſt ein Verkehr über hohe Berge und tiefe Thäler möglich ſein? Das beſte europäiſche Pferd würde an Stellen den Dienſt einfach verweigern, wo kein perſiſches Pferd auch nur einen Augenblick zögert. Dagegen iſt kein perſiſches Pferd dazu zu bringen, über ein irgend nennenswerthes

[1]) Faſt ſämmtliche Gebirge Perſiens haben dieſe Richtung, nach Dr. Tietze's Unterſuchungen auch der weſtliche Elburz, und ausgenommen ſind nur die von Oſten nach Weſten gerichteten Bergzüge des Südoſtens, d. h. Kirmans, Lariſtans und Perſiſch-Baluſchiſtans, ſowie der öſtliche Elburz. Es iſt dieſelbe Erhebungsrichtung, welcher auch der Kaukaſus folgt, ferner in Inner-Aſien der Körös-Tagh, der Kara-tau, der Tarbagatai, der Altai, der Changai u. ſ. w.

Hinderniß hinwegzuſpringen. In der Mitte dieſer ſchwierigen Paſſage treten plötzlich alte Baureſte auf, die einen tiefen Einblick in die ungeheure Kluft zwiſchen ehemals und jetzt gewähren. Links hoch auf dem Gipfel der 400 Meter hohen, ſteilen Felswände ziehen ſich mächtige Befeſtigungen wohl vier Kilometer weit hin: jede Klippe, jeder Vorſprung iſt mit einer Warte gekrönt; alle dieſe Einzelwerke ſind untereinander durch ſtarke Mauern verbunden; in der Mitte des Ganzen erhebt ſich eine ſtarke Citadelle, Kalaï Dachter. Nach allen Seiten hin ſind Baſtionen vorgeſchoben, und an den ſteilen Abhängen der Felſen ziehen ſich deutlich erkenndar künſtliche von oben her beſtrichene Zugänge zu der ſanft unnahbaren Feſtung hinauf. Alle dieſe Bauten verdanken ihren Urſprung unzweifelhaft der Saſſanidenzeit, wie ihr ganzes Gefüge zeigt. Wie aber kam eine ſolche Feſtung in dies jetzt ſo ſchwer zugängliche Thal? Das Räthſel löſt ſich hundert Schritt weiter: inmitten des Stromes liegen die Reſte einer uralten Brücke; das Waſſer brauſt wild zwiſchen den noch erhaltenen drei Pfeilern hindurch, wo einſt eine Culturſtraße die Plätze der Menſchen verband. Die Feſtung war beſtimmt, den einzigen directen Verbindungsweg zwiſchen den Thälern von Schiraz und Firuzabad zu ſperren. Heute freilich bedarf es dort keiner Feſtung mehr; die Culturſtraßen ſind aus Perſien verſchwunden, und fünfzig entſchloſſene Männer können dies Thal für die größte Armee ſperren. Bei jedem Schritte weiter mehren ſich die Spuren entſchwundener Größe: verwitterte, kaum noch erkenndare Reliefs in den Felswänden des Thales, Reſte alter Futtermauern zu beiden Seiten des Stromes, alles Ueberbleibſel jener Zeit, als der römiſche Kaiſer Valerianus, ein ſiebenzigjähriger Greis, von dem Könige der Neuperſer als gefangener Sklave herumgeſchleppt wurde.

Rechts, jenſeits des Fluſſes, liegen die ausgedehnten Ruinen eines alten Geberntempels, doch verhinderte der ſtrömende Regen einſtweilen die Beſichtigung. Ein zwei Tage ſpäter ausgeführter Beſuch zeigte ihn als ein ausgedehntes, maſſives Bauwerk von 100 Meter Länge und 50 Meter Breite. Er enthält 16 verſchiedene, bis 22 Meter hohe Räume mit gewölbtem Dache. Die ſehr dicken Mauern ſind von halb behauenen Steinen ausgeführt, durch einen feſten, ſtuckartigen Mörtel verbunden und auch damit überkleidet. Die Räumlichkeiten ſind an allen Seiten mit Niſchen verſehen, die ganz denen im alten Perſepolis und in den heutigen perſiſchen Häuſern entſprechen; in dieſer Beziehung war der Bauſtil zu allen Zeiten derſelbe. Alle Ornamente ſind in Stuck ausgeführt, meiſt in enger Anlehnung an die Vorbilder der perſepolitaniſchen Zeit; natürlich aber bleibt der Eindruck ſchon wegen des verſchiedenen Materials, noch mehr aber wegen jeden Mangels künſtleriſcher Gliederung des Ganzen weit hinter dem der älteren Baudenkmäler zurück. Eine Stunde ſpäter ritten die Reiſenden in Firuzabad ein und nahmen ihr Quartier in dem Hauſe des erblichen Chefs aller Gaſchgais, des Ilkani, der ihnen in der liebenswürdigſten Weiſe ſein Wohnzimmer einräumte, ſich ſelbſt in das „Enderum“ (Wohnung der Frauen) zurückziehend.

Firuzabad, auf den europäiſchen Karten meiſt als ein nicht unbedeutender Platz dargeſtellt, iſt nur ein geringer Gebirgsflecken. Trotz ſeiner Lage unter dem 29. Breitengrade iſt die Temperatur gemäßigt; denn das Thal liegt 1239 Meter über dem Meeresſpiegel, und hohe Berge halten die ſüdlichen heißen Winde ab. Die Stadt gehört dem Ilkani, einem ſtattlichen, klug ausſehenden jungen Manne, erb- und eigenthümlich. Er iſt in dieſer Gegend die bedeutendſte Perſönlichkeit; in ſeiner Begleitung bei Spazierritten hat er ſtets mindeſtens fünfzig Reiter, und ſein ganzes Auftreten zeigt, daß er ſeine Wichtigkeit kennt. Die patriarchaliſche Gewalt, welche er über die Gaſchgais ausübt, und die ihm vor Jahresfriſt durch den damaligen Gouverneur von Fars, Selle Sultane, einen Sohn des Schah, vorübergehend geraubt worden war, iſt freilich kaum ſehr bedeutend und nicht entfernt gleich der ſeines verſtorbenen Vaters; ſeine Jugend und die vielen Zwiſtigkeiten zwiſchen den einzelnen Stammeshäuptern haben nach und nach das Band des Gehorſams ſehr gelockert, und er iſt jetzt mehr das Haupt ſeines ſpeciellen Stammes, als ſämmtlicher Gaſchgais. Der Ilkani und ſeine nächſte Umgebung zeigten ein lebhaftes Intereſſe für europäiſche Verhältniſſe. Sie erkundigten ſich nach der Größe, den Geldmitteln, der Truppenzahl der einzelnen Länder, nach ſocialen Verhältniſſen, Verkehrsmitteln und allem Möglichen. Als der Ilkani hörte, ich ſei ein Preuße, ſagte er mir: „Wir haben vordem nicht einmal den Namen „Preußen“ gekannt; ſeitdem ihr aber Frankreich gegeſſen habt, wiſſen wir, wie mächtig ihr ſeid, und daß eure Soldaten zahlreicher und beſſer ſind, als die jedes andern Landes.“ Aufmerkſam hörte er einer kurzen Darſtellung unſerer militäriſchen Organiſation zu, und erkannte ihre Vortheile auf den erſten Blick.

Nach viertägigem Aufenthalte wurde wieder aufgebrochen, aber nicht ohne daß der Ilkani, der behauptete, dem Hiſſame Sultane für ihre Sicherheit verantwortlich zu ſein, den Reiſenden weitere drei Reiter und fünfzig Fußſoldaten nach Darab mitgab.

Bannu und die Afghanen[1]).

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Bannu iſt ein kleiner Diſtrict in engliſch Indien, da gelegen, wo der Kurum in den Indus fließt, ſüdlich von Kalabagh, zum größten Theil weſtlich vom Indus, dicht am Fuße des mächtigen Suleiman-Gebirges; es iſt etwa halb ſo groß als Wales und noch nicht lange, ſeit 1848, den Engländern unterworfen; die Unterwerfung wurde faſt ganz friedlich vollzogen. Bannu beſteht aus zwei großen Ebenen, welche beide von mäßig hohen Kalkgebirgen umſchloſſen ſind; das öſtlichſte iſt das berühmte Salzgebirge, deſſen merkwürdige Salzfelſen am Indusdurchbruch bei Kalabagh nebſt einem großen Theil der Gebirgskette ſelbſt zu Bannu gehören. Die eingeſchloſſenen Ebenen ſind meiſt baumlos, in Klima und Natur ganz zum Pendſjab gehörig, ſtark beeinflußt von der ſüdlichen Wüſte: der Sommer iſt trocken und ſehr heiß, der Winter oft recht kalt, Regen fällt im Herbſt in einzelnen Schauern, reichlicher im Frühjahr und im Winter, in welchem auch Schnee und Hagel nicht ſelten ſind.

[1]) Thorburn, Bannú, or our Afghán Frontier. London, Trübner 1876.

Die Staub- oder Sandstürme des Sommers sind eine echte Wüstenerscheinung; bleibt der Frühlingsregen aus, so ist Mißwachs und Hungersnoth die sichere Folge; und da dies nicht selten geschieht, da die Regenmenge im Ganzen nicht ausreicht, so muß der Indus und sein Wasser helfen: eine reichlich angelegte Canalisation spendet dem Lande seine verhältnißmäßig doch nicht geringe Fruchtbarkeit.

Bannu wird von Afghanen oder Paßhto bewohnt, von Stämmen, welche vom östlichen Eran allmälig niedergestiegen sind und sich über den westlichen Theil der Indusebene, in einigen Gegenden bis östlich vom Indus ausgebreitet haben. Die Afghanen sind für die Ethnologie von besonderm Interesse. Politisch völlig unabhängig von einander, sind ihre einzelnen Stämme auch mundartlich geschieden, und die Frage liegt nahe, ob diese Stämme alle eines einheitlichen Ursprunges sind. Es ist ja bekannt, daß mitten in Afghanistan fremde Stämme mongalischer Abkunft wohnen, die zum Theil ihre (west-) mongalische Sprache behalten, zum größern Theil freilich das Persische angenommen haben, allerdings bei ziemlich getreuer Bewahrung ihrer mongolischen Körperbeschaffenheit. Zudem ist neuerdings die Ansicht aufgestellt worden, die afghanische Sprache, zwar an und für sich unabhängig, bilde doch den Uebergang von den indischen zu den eranischen Sprachen, ja sie neige sich mehr zu jenen als zu diesen. Wir würden demnach auch dem afghanischen Volke eine ähnliche Stellung geben müssen; wir würden es als ein Uebergangsvolk aufzufassen haben zwischen Indien und Eran.

Derartige Uebergangsvölker kann es geben und giebt es, wenn auch nicht eben häufig, und wenn ihre ganze Art auch schwer zu erklären ist. Sieht man von Entlehnungen und Mischungen ab — was indeß nicht leicht ist und eine sehr eingehende Kritik erfordert —, so giebt es zwei Arten solcher ethnologischen Uebergänge, welche auf ganz entgegengesetztem Wege zu Stande kommen, die eine durch Differenzirung, die zweite durch Angleichung. Beide, Differenzirung und Angleichung, beruhen wieder auf drei Hauptpunkten: erstlich auf den Einflüssen der äußern Umgebung, des Milieu der Franzosen, wozu wir also Klima, Nahrung, Landesart u. s. w. rechnen; zweitens auf den historischen Schicksalen der betreffenden Völker und drittens auf ihren Culturverhältnissen; welche drei Punkte allerdings in mannigfacher Beziehung unter einander selbst stehen. Zweifelsohne bildeten Inder und Eranier irgend einmal ein Volk. Die Inder stiegen von Nordwesten nach Indien herab, etwa dem Lauf des Kabul parallel; möglich war es, daß sie sich durch diese Wanderung von allen Eraniern ein- für allemal trennten, möglich aber auch und auf den ersten Blick, bei dem ganz allmäligen Vorschieben solcher urzeitlichen Wandermassen, wahrscheinlicher, daß sie sich sehr langsam lostrennten, daß sie sich sehr allmälig differenzirten und, indem etwa gleichzeitig die Eranier sich nach Westen verbreiteten, so konnte es geschehen, daß die Völker vom Osten zum Westen eine ethnologische Uebergangsreihe bildeten.

Wenn hiergegen auch der schroffe, plötzliche Absturz des eranischen Hochlands in das indische Tiefland spricht, so ist die Sache doch interessant und ethnologisch, auch psychologisch wichtig genug, um sie genau zu untersuchen. Leider ist dies deshalb nicht leicht, weil wir über die Afghanen selbst noch verhältnißmäßig wenig wissen. Die Natur ihres Landes erschwert das Reisen in demselben gar sehr, und nur äußerst selten wird ein wissenschaftlich gebildeter Mann längere Zeit in diesen wilden Gebirgen, bei diesen rohen Gebirgsstämmen zu verweilen haben. So ist unsere Hauptquelle für das Gesammtwesen der Afghanen immer noch Elphinstone, dessen Bericht aus dem Anfange dieses Jahrhunderts durch die späteren Reisenden meist nur bestätigt, seltener weitergeführt und noch seltener und nur in Einzelheiten berichtigt werden konnte. Daher ist jeder neue Beitrag zu unserer Kenntniß dieser Völker von hohem Werth; für die oben angeregten Fragen aber sind namentlich die Afghanenstämme von Wichtigkeit, welche an der Grenze Indiens oder in Indien selber leben, in Bannu und nördlich und südlich von diesem District. Ueber sie bietet uns reichhaltige und vielfach neue Mittheilungen ein Buch, welches neuerdings bei Trübner in London erschienen ist, das oben genannte Werk von Thorburn. Der Verfasser, seit 1871 in Bannu Settlement-Officer, mußte in Folge seiner amtlichen Stellung ein möglichst genaues Studium auf Sprache und Eigenart der Afghanen seines Bezirkes verwenden; die Früchte seiner Arbeit sind in dem genannten ziemlich starken Bande niedergelegt und ethnologisch wichtig genug.

Die Paßhto Bannus gehören selbstverständlich der großen östlichen Abtheilung der Afghanen an; sie selber aber zerfallen wieder in mehrere Haupt- und Unterabtheilungen, wie wir aus Thorburn's Darstellung erschließen können. Zunächst breiteten sich in dieser Ostgrenze der afghanischen Bevölkerung Stämme aus, welche vom Westen kamen, die Bannudzai, sicher mit den Weziri (Waziri) zusammengehörig, deren Andrang ausweichend sie nach Bannu kamen. Sie trieben die Khatak vor sich her, die heute im Gebirge westlich von Kalabagh wohnen, und ebenso die jetzt verschwundenen Maugal und Hanni, welche Stämme wahrscheinlich alle zu dem großen Stamm der Weziri in näherer Verwandtschaft standen. Aber auch von Süden drangen Afghanen herzu und zwar Stämme, welche früher am Takht-i-Suleiman und nordöstlich bis Tank hin gesessen hatten, die Marwat und ihre Verkäufer, die Niazai, welche letzten, wie sie die sanft unbekannten Pathi vertrieben, selbst wieder von den nachrückenden Marwat vertrieben wurden, zum Theil in die Gebirge der Khalak, zum Theil, wie die Isa-khel und Aman, in die Ebenen diesseits und jenseits des Indus, welche die Gebirge von Kalabagh abschließen. Nach Thorburn kamen die Bannudzai im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die Weziri, deren wenig gekannte Hauptmasse im Suleiman-Gebirge seßhaft ist, im Anfang des 17. Jahrhunderts; aber zu keiner Zeit haben diese Wanderzüge, welche sich auch noch in unserm Jahrhundert nachweisen lassen, geruht. Das liegt in der Natur der Sache. Alle afghanischen Stämme bestehen aus einer großen Menge einzelner Clanschaften (Khel, Khail), deren Zahl sich allmälig durch die Vermehrung der Familien selber vermehrt. Natürlich wurde ihnen durch dies Anwachsen ihre Heimath zu enge, um so eher, je unfruchtbarer sie war; und um neuen Platz zum Leben zu haben, wanderten sie aus oder wurden von mächtigeren Stämmen gewaltsam verdrängt, deren Gewaltthaten sie dann auf die Stämme, auf welche sie zufällig stießen, ihrerseits übertrugen. Ganz ähnlich sind die Wanderungen der Araber und anderer Wüstenbewohner veranlaßt und vollzogen.

Eine eigenthümliche und höchst merkwürdige Sitte der Afghanen beförderte solche Wanderungen ganz besonders leicht. Es ist dies die Institution des Besh (Balsh), eine eigenartige Vertheilung der Stammesländereien, welche indeß keineswegs, wie Elphinstone und Spiegel meinen, nur bei dem großen Stamme der Jusufzai streng durchgeführt ist: wir finden sie nach Thorburn's Bericht ebenso streng in Bannu bei den Marwats, allerdings einigermaßen verschieden von den Gebräuchen der Jusufzai. Thorburn konnte und mußte als Settlement-Officer diese Einrichtungen durchaus genau kennen lernen. Das Abweichende in seinen Nachrichten beruht auf der verschiedenen Anwendung der gleichen Institution bei den einzelnen Stämmen. Nach Elphinstone hat jeder Stamm

ſein beſtimmtes Areal an Land: aber die Clanſchaften des Stammes verlooſen in beſtimmten Perioden die einzelnen Theile dieſer Ländereien unter einander, ſo daß, wenn ein Clan eine unfruchtbarere Strecke erhalten hat, er dieſe nicht immer behalten muß. Die Perioden dieſer Verlooſung ſind ſehr verſchieden; auch loosen bei einzelnen Stämmen nicht die Clane, ſondern die einzelnen Familien die Aecker aus. Anders bei den Morwat. Auch hier hat jeder Stamm ſeinen beſtimmten Grundbeſitz, und der Theil deſſelben, welcher nicht dem Terrain des Dorfes oder als Weideland des Stammes dient, wird in mehreren geoßen Hauptabtheilungen unter die Khels, die Clane, verloost, allein der Beſitz eines jeden Khel iſt feſt; dogegen zerfällt das Loos jedes einzelnen Clans wieder in kleinere Theile, und dieſe wieder in andere, zunächſt für die Geſchlechter, dann für die Familien, endlich für die einzelnen Honshaltungen; und letzteren wird ihr Antheil ſo zubemeſſen, daß jedes einzelne Familienglied, vom Vater bis zum neugeboenen Kind, ſein beſtimmtes Ackerlond bekommt. So haben oft ganz untergeordnete, aber kinderreiche Familien weit mehr Ländereien als kinderärmere Häuptlingsfamilien. Natürlich bedarf bei nnwachſender Individuenzahl der Stamm nach kurzer Zeit wieder eine neue Individual-Vertheilung, ein neues „Khulo-veſh“, was wörtlich „Vertheilung nach den einzelnen Mündern“ heißt, benn Khuln bedeutet Mund. Daher ſind nun die Perioden einer neuen Vertheilung bei den einzelnen Stämmen ouch hier ſehr verſchieden; wie ſich nuch ſonſt bei den einzelnen Marwatvölkern mannigfaltige Variationen finden. Doch tritt nie eine Vertauſchung des Geundbeſitzes der Stämme ein und die Variationen beziehen ſich nue nuf die Art und Weiſe dee Perſonalvertheilung. So werden z. B. bei den Mula-zai (ſüdlich Bannu) zwar die neuhinzugekommenen Individuen bei der neuen Vertheilung berückſichtigt, die dishor geſtorbenen oder ausgewanderten aber vicht ousgeſchieden und dadurch die Sache natürlich ſehr erſchwert.

Sehr intereſſant ſind feener die näheren Einzelnheiten, welche Thorburn über dieſe Vertheilung beibeingt. So hat man in den verſchiedenen Stämmen verſchiedene Geſetze über die Bäume auf den einzelnen Aeckern, ferner über die Berückſichtignng abweſender abee zurückerwarteter Stammesgliedee u. ſ. w., voe allen Dingen aber über die verſchiedenen Hypotheken, mit welchen die Aecker des Einzelnen, obwohl ſie ihm nicht dauernd angehöeen, belaſtet werden können und vielfach belaſtet ſind. Gerade durch dieſe Verpfändungen hat das Beſitzſyſtem bei vielen Morwot-Gemeinden arge Stöße erlitten, während es bei anderen noch in völliger Reinheit blüht. Die engliſche Beſitznohme hot dieſe Inſtitution nicht geſtört, da ſie zur Eehebung der Grundſteuer eigentlich recht bequem iſt; wenn ſie jetzt doch ollmälig (und vielfach ziemlich raſch) verfällt, ſo ſucht Thorburn die Gründe dafür außer in jenem Hypothekenweſen in dem nnchſenden Eigenthumsgefühl der Individuen, welches durch die engliſchen Verhältniſſe zunehmen muß, und ferner in der vorheerſchenden Macht einzelner Familien. Der Houptgrund des Verfalls dieſer Sitte ſind jedenfalls die neuen Verhältniſſe, in welche dieſe Afghanen jetzt eingetreten ſind, zu denen Einrichtungen der älteſten Urzeit des indogermaniſchen Lebens nllerdings nicht mehr recht paſſen. Daher hot ſich auch die ganze Inſtitution nur in demjenigen Gebiete Afghaniſtans am getreueſten erhalten, welches om unberührteſten, im Schutz der Berge, im Nordoſten, gelegen iſt, während mon ſie im Weſten nur in einzelnen Spuren findet. Der Umſtand aber, daß ſie die Marwat ſo ganz beſitzen, läßt dieſe ganz als echte Afghanen, als echte Eranier erſcheinen.

Die beiden Hauptſtämme Bannus, obwohl ſehr nohe untereinander verwandt, unterſcheiden ſich, abgeſehen von mundartlichen Eigenheiten, auch durch odweichende Sitten und Gebräuche. So zeichnen ſich die Marwat voe den Weziei durch die eigenthümliche Sitte aus, daß nach der Beelodung der Bräutigam ſeine Beaut, die ee Tags nie ſieht, nächtlich in ihrer Kommer, ollerdings nicht zu ehelicher Gemeinſchaft, beſuchen darf, mit Borwiſſen nnd Hülfe ſeiner künftigen Schwiegermnttee, abee unter fingirtem Nichtwiſſen der Männer bes Houſes, eine Sitte, welche on manches Aehnliche in den Dörfern unſeres Vateelandes eninnert und zugleich Analogo unter den vediſchen Indern gehabt zu haben ſcheint. Elphinſtone ſchreibt ſie allen Afghanen zu, mit Ausnahme der nordöſtlichſten, dee Beeburani und Juſuf-zai, ſowie fernee den oben genonnten Mongolen in Afghaniſtan, den Tadſchiks (der eraniſchen, meiſt gewerbtreibenden, perſiſch eedenden, den Afghonen unterworfenen Urbevölkerung des Landes) und einzelnen Hinduſtämmen, welche on die Afghanen angrenzen; die Sitte ſcheint alſo eine urſprünglich eraniſche zu ſein. Die Marwat gehören zu den Bewohnern Damans, d. h. der Ebene zwiſchen Indus und Suleiman-Gebirge, zu dem großen Stamme der Lohani; die Weziri gehöeen nicht zu ihnen, ſie ſcheinen ſich nähee on die öſtlichen Ghil-zai anzuſchließen.

Sehen wie nun ſo mannigfache und bedeutenbe Unterſchiede zwiſchen den Afghonen Bannus, ſo ſtehen ſie doch in einer Beziehung nicht nur untereinonder, ſondern mit allen öſtlichen Afghanen ouf einee Stufe: in Beteeff nämlich dee politiſchen Verfoſſung. Auch bei ihnen iſt die einheitliche Macht des Stammes aufgelöſt, ſie haben keinen Chan an der Spitze deſſelben: jede einzelne Doeffchaft wählt ſich ihren „Malik“, d. h. Vorſtehee, welcher eine beſtimmte Abgabe von jedem ſelbſtändigen Monn bekommt, dafür abee auch die öffentlichen Ausgoben leiſten muß. Jeder Khel wählt wieder einen oberſten Malik, welchee ſich durch Macht oder vornehme Abkunft oder Reichthum auszeichnet, oder iegend ein beſonders mächtiger Mann macht ſich gewaltſom zum Malik des Khels; unter ihm ſtehen dann die übeigen Maliks, unter dieſen die Geſchlechtshäupter. Sehr groß, dos ſieht mon, iſt die Mocht dieſer Häuptlinge nicht; dagegen iſt der Stolz jedes einzelnen ſelbſtändigen Afghanen, dee ſich völlig ebenbürtig jedem ondern Mitgliede ſeines Stammes fühlt, außerordentlich groß. So kann Thorburn wohl vom eepublikoniſchen Sinn der Paſhto reden; ebenſo begreift ſich's, daß dieſee Sinn und dieſe Verfaſſung zu zahlloſen Streitigkeiten Anlaß giebt. Zue Vermehrung ihrer Macht treten die einzelnen Clonſchoften des weſtlichen Bannu in größere Abtheilungen zuſammen, die Gundi genannt werden, wie auch die unlösbaee Blutsfreundſchaft einzelner Stämme Gundi heißt. Auch in dieſer Sitte beeühren ſich die weſtlichen Bewohner Bannus mit den Berburani. Meiſt ſteht einem ſolchen Gundi beſtimmter Clane ſofort ein zweites, aus den onderen Clonen gebildet, gegenüber; die oberſten Häuptlinge dieſer Vereinigungen ſind dann die mächtigſten im Lande, ſie beſchützen durch Rechtsſpruch und wenn es nicht anders geht, durch Krieg die einzelnen Mitglieder ihees Gundi, nnd zwar um ſo eifriger, weil jeder Einzelne, der ſich vom eigenen Gundi vernachläſſigt glaubt, zum ondern Gundi überläuft und dort mit Freuden ouſgenommen wird. Doch kommt auch eine Beeeinigung beider Gundis zu großen gemeinſamen Zwecken vor.

Die einzelnen Stämme zerfallen nnn wieder in viele Unterobtheilungen, und daß olle dieſe Khels untereinander uneinig ſind, das verſteht ſich bei einem Naturvolke von ſelber. Der Volkswitz beutet dieſe Feindlichkeiten monnigfach aus; es giebt eine Reihe von Sprichwörtern, welche Hohn oder Tadel gegen die einzelnen afghaniſchen Stämme oder Nachbarvölker nusſprechen. „Mit einem Khatak iſt keine

Digitized by Google

Freundſchaft möglich.“ „Hundert Dawari verjagt ein Stock.“ „Der iſt kein Dawari, deſſen Franſen nicht von Fett triefen.“ Die Dawari ſind die reichen und üppigen, aber verachteten Bewohner des Thales Dawar im weſtlichen Grenzgebirge Bannus. „Ein todter Kundi iſt beſſer als ein lebender“ — die Kundi ſind Lohani wie die Marwat. „Ein Khatak iſt wie ein Huhn: überſchleicht man ihn langſam, ſo duckt er ſich nieder, überraſcht man ihn, ſo gluckſt er.“ „Ein Marwat iſt gut zum Eſelhüten mit ſeinem vollen Bauch und ſeinen ſchwieligen Füßen.“ — „Wirfſt du einen Hindki ins Waſſer, ſein Hinterer bleibt doch trocken,“ er iſt unverſchämt glücklich, man kann ihm nichts anhaben. Derartiges iſt ſehr zahlreich.

Die Afghanen ſind ſchon in ſehr alter Zeit nach Indien eingewandert, doch wird ſich kaum genau beſtimmen laſſen, wann zuerſt. Schon zu Alexander's Zeiten gehörte zum Reich des Königs Porus, in den Gebirgen Kaſchmirs, der Stamm der Gandarier, welchen Strabo erwähnt; vielleicht kannte ihn ſchon Hekatäus. Diejenigen Gandarier, welche außer jenen bei Strabo, bei Herodot und ſonſt noch oft erwähnt werden, wohnten im Nordoſten Irans; dort lag die alte Gandaritis, dort liegt heutzutage noch Kandahar. Von hier aus ſcheinen jene indiſchen Gandarier nach Kaſchmir eingewandert und allmälig den Indern aſſimilirt zu ſein.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— In den Nilländern reiſt ſeit Kurzem ein junger ruſſiſcher Naturforſcher, Dr. Wilhelm Junker, welcher ſich durch Ausflüge in Island und Tuneſien auf größere Unternehmungen vorbereitet hat. Im Winter 1875 bis 1876 beſuchte er die Natronſeen weſtlich von Kairo und das Fajum, ging im März 1876 über Dſchidda nach Suakin und erforſchte von dort aus den Chor Baraka, welcher im Süden von Keren im Lande der Bagas, alſo an der Grenze Abeſſiniens, entſpringt. Eine Beſchreibung dieſer Reiſe von Takar bis Kaſſala brachten Petermann's Mittheilungen (1876, X). Im Juni und Juli ſammelte er um Chartum zoologiſche und ethnographiſche Objecte, machte im Auguſt mit Geſſi zuſammen einen Ausflug auf dem Blauen Nile bis Sena'ar und konnte im September den Sobat circa 300 Kilometer (in gerader Entfernung 176) bis zu der 1874 gegründeten Militärſtation Gardan Paſcha's Naſſer hinauffahren (ſ. Beſchreibung nebſt Karte in Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde 1877, S. 1 ff.). Dieſelbe iſt für Dampfer nur in den Regenmonaten, Juni bis incl. November, zu erreichen, während in den übrigen Monaten der Sobat für größere Fahrzeuge geſchloſſen bleibt. Nahe der Mündung iſt das Ufer bewaldet, weiter aufwärts aber dehnt ſich an 140 Kilometer weit eine endloſe Savanne aus, welche wieder üppiger Baumvegetation und Schlingpflanzen Platz macht. Am Unterlaufe des Stromes von ſeiner Mündung bis zum Dorfe Akual (65 Kilometer gerader Entfernung) ſitzen Schilluk; eine ebenſo lange Strecke nehmen die dann folgenden Djangeh ein; dann folgen 55 Kilometer, wo die Fallang wohnen, und bei der Station Naſſer ſitzen die Nuak. Faſt alle Dörfer, die während der Regenzeit von ihren Inſaſſen meiſt verlaſſen und mit höher gelegenen, zur Viehzucht geeigneteren Strichen vertauſcht werden, liegen auf dem ſüdlichen Ufer, nur wenige auf dem entgegengeſetzten. — Im October brach Dr. Junker von Chartum auf, kam im November nach Lado am Bahr-el-Dſchebel (circa 5° nördl. Br.) und erreichte von dort aus im December das ſchon von Marno und Lang beſuchte Land der Makraka. Nach „L'Exploration“ will er von dort aus nach Schweinfurth's Forſchungsgebiet im Lande der Niamniam und Manbuttu vordringen.

— In Folge der ägyptiſchen Beſitznahme von Zeila und Harrar im Jahre 1875 (ſ. „Globus“ XXVIII, S. 157 und XXIX, S. 48 und 239) laufen jetzt über das wenig bekannte Land der Somali ab und zu nähere Nachrichten ein. So ſprach am 7. Februar dieſes Jahres in der Cairiner Geographiſchen Geſellſchaft über daſſelbe der Commandant Mohammed-Muchtar, Generalſtabschef des Generals Nauf-Paſcha, welcher Harrar eroberte. Die Straße von Zeila nach Harrar paſſirt das Gebiet der Iſa-Somali, deren zahlreiche Unterabtheilungen zuſammen etwa 130,000 Seelen zählen. Es ſind Leute von verwegener Tapferkeit, bei denen Mord und Todtſchlag in höchſtem Anſehen ſtehen: von der weißen Straußenfeder, welche nur dem, der einen Mann erſchlagen, zuſteht, bis zu den Steinen auf dem Grabe des Kriegers, welche der Zahl der von ihm getödteten Opfer entſpricht, läuft alles darauf hinaus, den Todtſchlag zu glarificiren, und dabei den Todtſchlag in jeder Geſtalt, ob im offenen Kampfe oder aus feigem Verſtecke heraus. Die Iſa nähren ſich lediglich vom Vermiethen ihrer Kameele, wobei ſie die Reiſenden ſchändlich prellen und mit allen nur denkbaren ſchlechten Streichen quälen; ſelbſt Nauf-Paſcha hatte ſeine liebe Noth mit ihnen. Die Weiber begleiten ihre Männer und ſpielen gleichfalls Kameeltreiber. Mit Salztransport könnten ſie zwar viel verdienen, denn daſſelbe hat in Harrar einen 38 mal höhern Werth als an der Meeresküſte; aber ſie ſind zu faul, um dieſe Reiſe mehr als ein bis zwei Mal im Jahre zu machen. (Richard Burton, der einzige Europäer, welcher im Winter 1854/55 Harrar betrat, wählte bekanntlich nicht dieſe, ſondern eine öſtlichere Straße durch das Land der Gudaburſi-Samali.) — Weiterhin und bis circa 43 Kilometer vor Harrar wohnt der Gallaſtamm der Nala, ein ſeßhafteres Volk als die Iſa, mit ziemlich viel Hütten und Häuſern. — Harrar ſelbſt liegt auf einem Felshügel, der aber von umliegenden Höhen beherrſcht wird, 232 Kilometer von Zeila und in 9° 22′ 48″ nördl. Br. und 42° 20′ 15″ öſtl. L. Gr. (nach Burton 9° 20′ nördl. Br. und 42° 17′ öſtl. L.). Die von Steinmauern und 24 Thürmen umgebene Stadt faßt jetzt 35,000 Einwohner, alles fanatiſche Mohammedaner, zählen (früher gab man ihr nur 17,000 oder gar 10,000); das Klima iſt geſund und nicht heiß, aber ſehr trocken, die Höhenlage nach Burton über 5000 Fuß. Induſtrie iſt nicht vorhanden, dagegen baut man in der Umgebung außer Bananen, Citronen, Pomeranzen, Quitten, Granaten und vierzehn Arten von Getreide, Mais, Safran und beſonders den weltberühmten Kaffee, welcher den ſprichwörtlichen Mocha weit übertrifft. Gemüſe werden nicht gebaut. — Der Schulunterricht in Harrar iſt ſehr entwickelt, alle Kinder können leſen und ſchreiben; viele Einwohner ſind mit der arabiſchen Literatur wohl vertraut und nicht ſelten findet man Dichter unter ihnen. (L'Exploration, II, Nouvelles p. 3.)

Mr. Largeau, welcher ſich durch ſeine zwei Expeditionen nach Ghadames (1875 und 1876) unter den franzöſiſchen Reiſenden einen guten Namen gemacht hat und augenblicklich, wie Dr. von Barth, dem Hagar-Gebirge zuſtrebt, dabei aber an dem Beſten, an Geld, Mangel leidet, hat endlich von dem franzöſiſchen Unterrichtsminiſter eine Unterſtützung von 10,000 Francs erhalten, was mit dem Ertrage einer öffentlichen Sammlung hoffentlich hinreicht, um ihn ſeinen Plan ausführen zu laſſen. Er gedenkt jetzt über Inſalah in Tuat

Digitized by Google

nach Hagar zu gelangen und später die Guineeküste zu erreichen. Einstweilen befindet er sich noch in Biskra.

(L'Exploration II, Nr. 4, Nouvelles p. 38.)

— Rabbi Mardochoi, welchen der verstorbene Consul Beaumier zum afrikanischen Entdeckungsreisenden ausbildete (s. oben S. 156), beabsichtigt nach Timbuktu zu gehen und zwar über Tenduf und Akka. Er nimmt Waaren mit, die ihm genügenden Gewinn versprechen, wenn sie ihm nicht wiederum, wie früher, abgenommen werden. In der Sitzung vom 7. Februar 1877 hat er die Pariser Geographische Gesellschaft um eine pecuniäre Unterstützung gebeten, nomentlich um 12 Revolver nebst Munition, um sie als Geschenke zu vertheilen, um eine gute Uhr und ein Fernrohr für sich und um 12 Steinsägen, um vorkommenden Falls Inschriften absägen zu können.

— John D. A. Dumaresq, über dessen Entdeckung des Whemi-Flusses in Dahome wir in Nro. 1 dieses Bandes berichteten, hat unlängst dasselbe Gewässer nochmals in einem offenen Boote 28 Seemeilen aufwärts befahren, um seine Tiefe in der trockenen Jahreszeit festzustellen. Wiederum kamen ihm die Eingeborenen freundlich entgegen und erbaten den Schutz der Weißen gegen den König von Dahome, welcher sie mit grausamer Rache für ihre Freundlichkeit gegen Dumoresq bedroht hatte. Der König hatte in der zu seinem Reiche gehörenden Stadt Dugbah zwei Leute vom Whemi ergreifen und den einen in Abome tödten lassen: man schlug dem Unglücklichen einen Nagel in den Kopf; der Andere entkam. Inzwischen dauert die Blockade der Küste von Dahome durch die Engländer fort; doch mehren sich die Anzeichen, daß der König von Dahome zur Nachgiebigkeit neigt.

Vom Ogowe. Nachdem Dr. Oscar Lenz seine fast dreijährigen Reisen am Ogowe abgeschlossen hat und nach Europa zurückgekehrt ist (s. das Resumé derselben in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1877, Nro. 2 und 3), befindet sich nur noch eine Expedition an diesem großen westafrikanischen Flusse, bestehend aus dem Schiffsfähnrich Savorgnan de Brazza, dem Naturforscher Marche und dem Doctor Ballay (vergl. „Globus" XXX, S. 31 und 224). Mitte Februar 1876 hatte dieselbe mit vieler Mühe Lope, circa 300 Kilometer von der Mündung des Ogowe aufwärts im Lande der Okande, erreicht, aber unterwegs nicht weniger als fünf ihrer Boote mit allen darauf befindlichen Instrumenten und Tauschwaaren durch Schiffbruch eingebüßt. Nachdem die Lücken in der Ausrüstung ergänzt und es gelungen war, mit den den Europäern bisher feindlich gesinnten Oschebo oder Fan Frieden und Freundschaft zu schließen, setzte es Savorgnan durch, im Juni auf dem Landwege das südöstlich gelegene Gebiet der Aduma zu erreichen, wohin gleichzeitig mit ihm auch Dr. Lenz vordrang. Damit war der fernste Punkt des Marquis de Compiègne und Mr. Marche überschritten worden. Dr. Lenz wurde von dem Fan-Könige Mbia durch den Urwald aufwärts geführt, aber nicht am Ogowe entlang, sondern auf einem Umwege von zwei bis drei Wochen in südlicher und dann wieder in nördlicher Richtung, worauf er ziemlich weit oberhalb der Mündung des Lolo ein neues Volk, die Osako, erreichte. Es ist das ein kleiner Stamm, aber von großer Wichtigkeit in jenen Gegenden, da sie die eigentlichen Schmiede sind. Sie fabriciren ganz vorzügliche Messer, bereiten sich ihr Eisen selbst aus dem dort massenhaft vorkommenden Thoneisenstein, und von allen Seiten werden sie von den umwohnenden Stämmen besucht, die ihre Eisenwaaren bei ihnen kaufen. — Nachdem Dr. Lenz so den Ogowe wieder erreicht hatte, stieß er bei den Oschebo und Aduma auf heftigen Widerstand gegen weiteres Vordringen. Unter keinen Umständen wollten sie leiden, daß die weiterhin wohnenden Stämme ihren Bedarf, besonders an dem kostbarsten Artikel, an Salz, bekämen. Durch Bestechung eines Häuptlings, der ihm selbst zu Gewaltmitteln gegen seine eigenen Aduma-Leute rieth, setzte es aber Lenz durch, den Strom noch weiter zu erforschen. Er erreichte das kleine Gebiet der Bakala und kam dann zu den Mbamba, Awansi und Bansaka. Eine Tagereise oberhalb des letzten Bansaka-Dorfes mündet der große Fluß Schebe (Brazza schreibt Sibé), direct aus Osten kommend. An dieser Stelle (1° 3' südl. Br. und 1° 29' östlich von Lope, d. h. in gerader Richtung 26 deutsche Meilen südöstlich davon und über 4 Längengrade östlich der Küste) verließen ihn die Aduma; er stand allein, hatte weder Canoe noch sonst etwas und mußte umkehren. Mit großer Mühe nur kam er bis Adumo zurück und, als er das Gebiet der Oschebo passirte, wurde er von denselben angegriffen und mußte schließlich von den Waffen Gebrauch machen. Am 11. August trat er die Heimkehr nach Europa an, wo er zu Anfang dieses Jahres eintraf.

Inzwischen waren Mr. Marche und Dr. Balloy mit dem Gepäck Ende Juli von Lope aufgebrochen (Bull. de la Soc. de Géogr. 1877, Janvier, p. 55), erreichten mit ihren Booten am 14. August die Mündung des Ivindo, am 16. die des Lalo und hatten damit schon Compiègne's fernsten Punkt hinter sich. Einige Tage später drang Marche allein noch bis zu dem kleinen Flusse Kailei im Gebiete der Alzana (1° 16' südl. Br., 1° 48' östlich von Lope aber 5½ deutsche Meilen jenseit des fernsten Punktes des Dr. Lenz) vor. Am 4. October war er im Aduma-Dorfe Nghemi zurück.

Brazza empfand damals (sein Brief ist vom 23. November 1876) aufs Schwerste die große Zersplitterung der Stämme, deren jeder die Weißen möglichst lange bei sich zurückzuhalten strebt, sowie die Vielsprachigkeit, und beabsichtigte darum, Sklaven aus dem Innern zu kaufen, mit ihnen ein Boot zu bemannen und damit vorzudringen; denn in deren Interesse müßte es liegen, wieder stromaufwärts zu kommen. Vorläufig befand er sich in Lope, welches er erst Ende März wieder zu verlassen gedachte. Seine zoologischen Sammlungen ebenso wie neun astronomische Bestimmungen sind schon in Paris eingetroffen.

— In den portugiesischen Cortes wurde folgender Gesetzentwurf ohne Debatte genehmigt: „Art. 1. Die Regierung wird eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der Gebiete zwischen den Provinzen Angola und Mozambique sowie zum Studium der Verbindungen zwischen den Stromsystemen des Zoire (Congo) und Zambeze organisiren. Art. 2. Die Regierung ist bevollmächtigt, für diesen Zweck Ausgaben bis zur Höhe von 30 Contos (= 136,000 Mark) zu machen."

— Burgers, der Präsident von Transvaal, hat an den König von Portugal ein Schreiben gerichtet, worin er die Wiederherstellung des Friedens anzeigt und um Fortsetzung der durch den Kaffernkrieg gestörten Vorarbeiten für die Eisenbahn von Prätoria nach Lourenço Marquez bittet. Dieser Brief wie andere Symptome lassen darauf schließen, daß die Boers noch nicht auf jeden Gedanken an Erhaltung ihrer Autonomie verzichtet haben, wie man glauben sollte, wenn man die Vorgänge in Transvaal durch die stark gefärbte englische Brille ansieht. (A. A. Z.)

— Seit dem Jahre 1866 ist der Portugiese Jose Anchiela ohne jede staatliche oder sonstige Unterstützung im Küstengebiete von Angola mit Forschungen beschäftigt und hat die Lissaboner Museen mit werthvollen Sammlungen zur westafrikanischen Fauna bereichert. Während der ersten Jahre war der Forscher von seiner Gemahlin begleitet, die später durch Krankheit zur Rückkehr nach Lissabon genöthigt wurde. Die Dame schildert jetzt in einem rührenden Schreiben, wie sie alle Gefahren und Beschwerden mit ihrem Gemahl getheilt habe und seit ihrer Rückkehr ein Leben voll Sorge um den in der Ferne Weilenden führe. Dr. Bocage, Präsident der Lissaboner Geographischen Gesellschaft, hat den verdienstvollen Mann der Vergessenheit entrissen und eine Nationalsubscription zu Gunsten desselben angeregt.

(A. Z.)

Digitized by Google

— Die von uns auf S. 95 dieses Bandes besprochene Expedition der „Church Missionary Society“ nach dem Victoria Nyanza strebt ihrem fernen Ziele rüstig zu. In zwei Abtheilungen wurde von Mpwapwa, wo eine Missionsstation unter Mr. Clark und Harry Hartnoll errichtet worden ist, aufgebrochen, die erste unter Rev. Wilson und Mr. O'Neill am 7. October, die zweite unter Lieutenant Smith, Dr. J. Smith und Mr. Mackay am 21. October. Die erste schlug eine Straße nördlich von derjenigen Stanley's ein und passirte den bevölkerten Theil von Ugogo, ohne „mhongo“ zahlen zu müssen, während Lieutenant Smith's Karawane überall Tribut zu erlegen hatte und durch die Häuptlinge wie durch die Widerspenstigkeit der Träger vielen Aufenthalt erfuhr. Zwei der Begleiter, Mackay und Robertson, erkrankten und mußten gegen Ende des vorigen Jahres die Rückreise antreten; ersterer wanderte in 11 Tagen zu Fuß die 220 engl. Meilen von Mpwapwa nach der Küste und kräftigte dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er im Juni wieder in das Innere abgehen zu können hofft, diesmal in Begleitung eines Webers, eines Zimmermanns und anderer Handwerker. Die letzten Nachrichten von Lieutenant Smith sind vom 2. December 1876; er befand sich damals in 4° 44' südl. Br., 33° 45' östl. L. im Lande Usukuma, welches nördlich von Unyamwesi und südlich vom Victoria Nyanza liegt. Die Expedition, deren Mitglieder sich fast alle wohlauf befanden, hatte einen nördlichern Weg, als man sonst wählt, eingeschlagen und Unyanyembe, wo der Kampf der Araber mit Mirambo noch immer fortdauert, links liegen lassen. Nach „authentischen Mittheilungen eines Augenzeugen“ hätte Oberst Gordon zwei Dampfer auf dem See zu schwimmen und hatte König Mtesa den Brief der „Church Missionary Society“ erhalten und wünschte Lehrer für sein Volk. Aus Mpwapwa kamen Klagen von Clark, daß es schwierig sei, Lebensmittel zu erhalten, und daß der Ort nicht so gesund sei als man vermuthet habe.

* * *

— Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser wenigstens mit kurzen Worten auf die zweite, erweiterte und ergänzte Auflage von Brehm's Thierleben aufmerksam zu machen, welche seit October 1876 im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig in Lieferungen erscheint. Es ist nicht unseres Amtes, über dieses Prachtwerk, das von den hervorragendsten Zoologen wie von der großen Menge der Gebildeten in gleicher Weise freudig willkommen geheißen worden ist, ein Urtheil abzugeben. Das haben Berufenere gethan und es genügt, aus der großen Zahl der Lobeserhebungen diejenigen von Reisenden, wie Schweinfurth, v. Tschudi, Hochstetter, Darwin, Nohlfs, Fritsch, v. Schlagintweit, Nachtigal, und von Zoologen, wie Leuckart, Carus, Pagenstecher, Vogt, Häckel, v. Homeyer, Hartlaub, hervorzuheben, um auf den ganz ungewöhnlichen Werth des Buches hinzuweisen, in welchem sich das anerkannt meisterhafte Schilderungstalent Brehm's mit den künstlerischen Zeichnungen Kretschmer's, Mützel's und Schmidt's zu einem Ganzen vereint, wie es keine andere Nation besitzt. Daß gerade ein solches populärisirendes Werk, das die Eigenthümlichkeiten der Thiere so meisterlich schildert, auch allen Freunden der Erdkunde hochwillkommen sein muß, ist klar, und aus diesem Grunde können wir es unseren Lesern aufs Wärmste empfehlen. (Brehm's Thierleben, 2. Auflage, erscheint in circa 100 Lieferungen à 1 Mark. Die drei ersten Abtheilungen, Säugethiere, Vögel, Kriechthiere und Fische, behandelt Brehm, die vierte, die wirbellosen Thiere, Prof. Taschenberg und Prof. O. Schmidt.)

— Abgesehen von Paris, welches ohne die zahlreichen Vorstädte nahe an 2 Millionen Einwohner zählt, giebt es in Frankreich nach dem Census von 1876 acht Städte mit über 100,000 Einwohnern: Lyon (343,000), Marseille (319,000), Bordeaux (215,000), Lille (163,000), Toulouse (132,000), Saint-Etienne-en-Forez (126,000), Nantes (122,000) und Rouen (105,000). Seit dem letzten Census von 1872 hat Bordeaux um rund 21,000 Einwohner zugenommen, Lyon um 20,000, Saint-Etienne-en-Farez um 16,000, Toulouse um 7000, Marseille um 6000, Lille um 5000, Nantes um etwas über 3000, Rouen um etwas weniger als 3000. — 1789 war die Reihenfolge eine andere: Lyon mit 139,000 Einwohnern allerdings voran, dann Bordeaux (83,000), Marseille (76,000), Rouen (65,000), Nantes (65,000), Toulouse (55,000), Lille (13,000), Saint-Etienne-en-Forez (9000). Während Bordeaux und Marseille ihre Stelle vertauscht haben, sind Nantes und Rouen um drei Stellen zurückgekommen; beide Städte, namentlich Rouen, sind die stationärsten unter den großen französischen Bevölkeenngscentren. Um so stärker ist der Fortschritt von Lille und St. Etienne, welche auch ohne ihre Vorstädte große Centren sind; mit denselben sind sie noch viel beträchtlicher, namentlich Lille, ein wahrhaft fürchterlicher Gebäudehaufen, wenn man die Bororte und Vorstädte, mit denen es ununterbrochen zusammenhängt, hinzuzieht. In Wahrheit sind z. B. Tourcoing und Roubaix schon Theile der großen vlämischen Stadt.

(Tour du Monde 848.)

— Die Königin von Madagaskar hat neuerdings nach den „Alliance News“ ein Edict erlassen, welches in wörtlicher Uebersetzung lautet: „Ich, Ranovalomanjaka, durch die Gnade Gottes und den Willen meines Volkes Königin von Madagaskar, Vertheidigerin der Gesetze meines Königreiches, — und dies ist, was ich Euch sage, meine Unterthanen. Gott hat mir dieses Land und Königreich gegeben, und was den Rum betrifft, o meine Unterthanen, so bin ich mit Euch darin einig geworden, daß er in Antananarivo und in Imerina (Centralprovinz) nicht soll verkauft werden. Ich erinnere Euch daran, weil der Rum Eurer Person schadet; weil er Eure Habe zwecklos vergeudet; weil er Eure Weiber und Kinder ins Unglück führt; weil er die Weisen zu Narren und die Narren noch närrischer macht; weil er Euch antreibt, die Gesetze des Reiches zu übertreten und weil er Euch vor Gott strafbar macht. All dies beweist, daß der Rum ein zu böses Ding ist, um ihn in Antananarivo zu haben; denn des Nachts, wenn ihr davon trinkt, geht Ihr umher mit Knitteln und kämpft, und kämpft mit einander ohne Ursache und werft einander mit Steinen. Darum, mein Volk, warum liebst Du ihn denn? Aber ich sage Euch, daß der Handel mit guten Dingen, wobei Ihr Geld verdient, mir Freude macht, o mein Volk. Das ist es denn, was ich Euch sage: wenn Ihr mit Rum handelt oder Andere damit handeln laßt, hier in Antananarivo oder in Imerina, so seid Ihr nach dem Gesetze strafbar, weil ich mich nicht schäme, in meinem Reiche Gesetze zu geben, welche zu Eurem Besten dienen. Daher sage ich Euch: wer meine Gesetze bricht, den will ich strafen. Ist es nicht so, o mein Volk? So spricht Ranavalomanjaka, Königin von Madagaskar.“

(H. G.)

Inhalt: Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876). I. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. F. Stalze's Reisen im südlichen Persien. I. (Mit einer Abbildung.) — Georg Gerland: Bannu und die Afghanen I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 28. April 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

II.

Magomba, welcher schon 1857 bei Burton's Durchreise in Kanyenye herrschte, hatte noch bei Cameron's Ankunft die Macht in Händen. Seine Unterthanen behaupteten, daß er über 300 Jahre alt sei und schon zum vierten Male die Zähne geschichtet habe; sein drittes Gebiß sei vor ungefähr sieben Jahren ausgefallen und seitdem habe er nur von „pombé", dem dortigen Biere, gelebt, da er Fleisch, das sonst einzig würdige Nahrungsmittel eines so hohen Herrn, nicht mehr genießen konnte. Daß er weit über hundert Sommer zählte, glaubt auch Cameron, da seine Enkel schon alt und grau waren. — Ein ähnliches Beispiel afrikanischer Langlebigkeit erzählt auch Dr. Livingstone, welcher 1871 oder 1872 beim Ma Kazembe einen Mann, Pembereh, fand, der schon Kinder von über 30 Jahren hatte, als Dr. Lacerda ihn 1776 kennen lernte, und der nach Angabe der Araber noch 1874 am Leben war, damals also über 130 Jahre gezählt haben muß.

Auch hier in Kanyenye wieder Aufenthalt wegen Betrunkenheit des mit der Tributerhebung beauftragten Beamten, welcher, als er nüchtern geworden, nicht weniger als 100 Doti (200 Yards Baumwollenzeug) forderte, aber sofort sich mit 20 zufrieden gab, als er eine werthlose blaue Brille erspähte und sie auf vieles Bitten geschenkt erhielt. — Dem Eintritt der Eingeborenen in das Lager wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, so daß den ganzen Tag über eine habgierige, laute, aber lustige, zum Spaßmachen, Lachen und Verwundern aufgelegte Bande sich darin herumtrieb, deren Geschnatter und Geknurr oft klang, als wenn sich ein Hundert wilder Hunde um die Beute zanken. Auch ein Urenkel Magomba's, als präsumtiver Thronfolger besser gekleidet und reinlicher als die Uebrigen, stattete den Reisenden seinen Besuch ab. Zum Zeichen seines hohen Ranges und weil er es nicht nöthig hatte zu arbeiten, hatte er die Nägel seiner linken Hand zu enormer Länge wachsen lassen, so daß er dieselbe, welche viel kleiner als die rechte war, zu nichts anderm benutzen konnte, als um seine tägliche Fleischnahrung zu zerreißen.

Cameron hatte eben einen Besucher entlassen, als er einen Schuß im Lager hörte: sein Diener Mohammed Malim hatte beim Pistolenreinigen aus Zufall einen der Leute, Namens Sambo, mit dem er in Streit gerathen war, in den Kopf geschossen. Zum Glück war der Negerschädel so dick, daß die Kugel nicht eingedrungen, sondern zwischen Schädel und Schwarte entlang gelaufen war und am Hinterkopfe durch einen Schnitt leicht herausgeholt werden konnte. Cameron setzte seinen Diener während der Untersuchung des Falles in Arrest; das genügte aber einigen unverschämten Kerlen nicht, welche kamen und verlangten, daß jener in Ketten gelegt würde; sonst würden sie ihn erschießen. Das empörte den Reisenden freilich dermaßen, daß er die Kerle selbst in Ketten legen ließ. Die Untersuchung kostete einen weitern Tag; denn Cameron erinnert sich nicht, jemals an einem Tage so viel Lügen und falsche Zeugnisse gehört zu haben als damals. Auch der Häuptling von Kanyenye oder seine Rathgeber verlangten vier Doti, weil auf ihrem Boden Blut vergossen sei, und Cameron verstand sich aus Furcht vor weiteren Verwickelungen und Aufenthalt zum Zahlen.

In Kanyenye machte der Reisende einige Mondbeobach-

Das Feſtmahl unterſchiedlicher Wagani.

Digitized by Google

tungen, die mit ſeiner Marſchroute gut ſtimmten; die Längen wichen zwar von denen Speke's ab, aber die Breiten fielen genau zuſammen.

Nachdem die in Ketten Gelegten Verzeihung erhalten und beſſeres Betragen gelobt hatten, wurde am 9. Juli aufgebrochen und über gut bewaldetes grasreiches Tafelland in zwei Tagen nach Uſeche marſchirt, von wo die bisher ziemlich genau weſtwärts gehende Straße eine nordweſtliche Richtung annahm. Große Granitblöcke waren zwiſchen den Bäumen zerſtreut und zuletzt führte eine Art Thor durch eine Kette höchſt phantaſtiſch geſtalteter Granithügel und -Pfeiler, neben deren einem das Lager aufgeſchlagen wurde. Unweit davon lag auch ein Platz, wo das Volk Beſchwörungen macht, um Regen herbeizulocken; ein verkohlter Pfoſten und Aſchenhaufen bezeichneten den Fleck, wo ein unglücklicher Hexenmeiſter ſeinen erfolgloſen Regenzauber mit dem Leben gebüßt hatte. Zauberei iſt ein Fluch für das ganze Land; jede Krankheit wird böſen Geiſtern oder Verhexung zugeſchrieben und ſoll durch den Zauberer geheilt werden, dem es oft lange Zeit gelingt, Zutrauen zu erwerben und zu erhalten und in Freuden zu leben, bis der Tag der Rache naht. Dann beſchuldigt ihn vielleicht ein Nebenbuhler, eine große Perſönlichkeit bezaubert zu haben; und gelingt es ihm nicht, zu fliehen oder die Wuth des Volkes gegen ſeine Ankläger zu lenken, ſo wird er an jenen Pfahl gebunden und langſam geröſtet, bis er bekennt, worauf ſofort das Feuer auf ihn geworfen und ſein Todeskampf raſch beendet wird. Oft erfaßt den ſchmorenden Zauberer auch die Manie, daß er ſeinen Ruf am Pfahle aufrecht erhält und ſich allerlei Unthaten rühmt: „Ich habe den und den getödtet!“ — „Ich habe keinen Regen fallen laſſen!“ — „Ich habe gemacht, daß die Warumba N. N.'s Vieh fortgetrieben haben“ u. ſ. w. — Harmlos und auch von Weibern ausgeübt iſt Wahrſagekunſt, Beſchwören von Fiebern, Beulen und dergleichen; jene Zauberer ſind aber faſt ſtets Männer und vererben ihre Kunſt auf ihren Sohn, wenn nicht derſelbe nebſt der ganzen Familie wegen eines Staatsverbrechens des Vaters von der Erde vertilgt wird.

Befeſtigtes Dorf in Unyanyembe.

Uſeche war einſt der reichſte Diſtrict von Ugaga; aber nachdem einige Araberkarawanen dort, ohne „mhongo“ zu zahlen, durchpaſſiren wollten und zum Theil umkamen und dann zwei Jahre lang kein Regen fiel, glaubten die Wagaga an einen Fluch und wanderten in Maſſe aus. Erſt damals, als Cameron dort war, begann ein Rückſtrömen der Bevölkerung.

In der nächſten Station, Chako, erfuhr Cameron Näheres über die Beſtattungsweiſe der Häuptlinge. Zuerſt wird der Leichnam — merkwürdiger Weiſe — gewaſchen und dann aufrecht in einen hohlen Baum geſtellt; täglich kommt das Vieh, welches während deſſen eine Art Todtenwache hält, und ſchüttet pombé und Aſche auf den Leichnam, bis die völlige Zerſetzung eingetreten iſt. Dann wird derſelbe auf einer Stellage der Wirkung von Sonne, Regen und Thau ausgeſetzt, bis nur noch das Skelet übrig bleibt. Dieſes wird dann begraben. In früherer Zeit wurden bei ſolcher Gelegenheit auch zahlreiche Sklaven geopfert. Die Leichen gemeiner Leute werden einfach in das nächſte Gebüſch geworfen und dort von Raubthieren verzehrt.

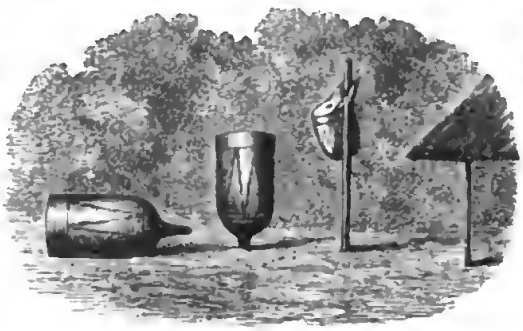
Große Mengen von Wahumbas, welche ihre nomadiſche Lebensweiſe aufgegeben haben, ſind unweit Choka angeſiedelt und dienen bei den ackerbauenden Wagogo als Hirten. Sie gehören zu dem großen Maſai-Volke und wohnen genau nördlich von Ugogo, wo ſie als viehzüchtende Nomaden umherziehen. Sie genießen nur mit Blut vermiſchte Milch und faſt rohes Fleiſch. Ihre Nachtherberge beſteht aus ein paar Zweigen, die ſie mit Häuten bedecken. Ihre Waffen tragen ſie ſchwere Speere, kurze, doppelſchneidige Schwerter und große Schilder. Von großem Muthe und überall gefürchtet, erklären ſie, daß kein anderer Stamm als ſie und die übrigen Maſai ein Recht auf Vieh habe, und ſtehlen daſſelbe, wo ſie können.

In Mdaduru wurde die letzte Station in Ugogo erreicht. Cameron war froh, dieſes theure Land verlaſſen zu können: während Burton noch 64 Rationen für 1 Doti erhielt, bekam er ſelten mehr als 10 und nie über 20. Eier waren ein unerſchwinglicher Luxus, Milch und Honig entſetzlich theuer, theuerer als in England, wenn man die Doti nur mit ihrem Zanzibarer Werthe in Anſchlag brachte! Dadurch wurde er zu der äußerſten Sparſamkeit gezwungen und freute ſich, wenn er, wie in Uſeche, Tauben und Kaninchen erlegte, aus mehr als einem Grunde. In Ugogo allein hatte er als Tribut 77 farbige Tücher, über 200 Doti, eine Rolle Draht und 3 Pfund Perlen bezahlt, d. h. nach Zanzibarer Preiſen 500 Dollars, nach Ugogo-Preiſen aber deren 1000!

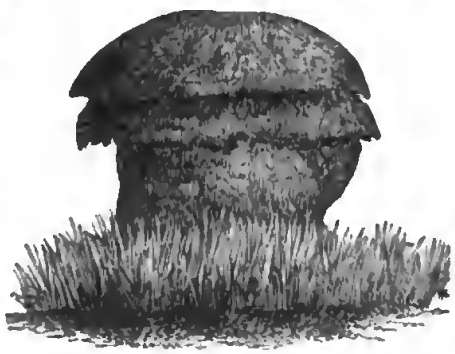
Am 18. Juli brach unſere Karawane nach der Mgunda Mkali, dem „heißen Felde“, auf. Als Burton und Speke 1857 daſſelbe betraten, hatte man eben erſt mit ſeiner Urbarmachung angefangen; von Waſſerplätzen waren nur wenige bekannt und auf dem ganzen über 20 deutſche Meilen langen Marſche zwiſchen Mdaduru und Unyanyembe konnte man nur an einer einzigen Stelle Lebensmittel erhalten, ſo daß Reiſende dies Gebiet in forcirten Märſchen und mit namhaftem Verluſte an Trägern durcheilen mußten. Das hat ſich jetzt ſehr zum Beſſern gewendet: der Wanyanwezi-Stamm der Wakimbu, welcher durch Krieg aus ſeinen früheren Sitzen vertrieben warden, hatte das Dickicht gelichtet und weite Strecken frühern Urwaldes in Cultur genommen. Der Weg führte ſtark bergauf; das erſte Nachtquartier lag ſchon in 3938 Fuß Meereshöhe. Das folgende Dorf, Pururu mit Namen, wurde, nachdem ein Mißverſtändniß mit den übrigens gaſtfreien Eingeborenen gütlich beigelegt war, von den Reiſenden genauer beſichtigt. Es war von zwei Palliſaden umgeben, nur mit zwei Thoren verſehen und innen reinlich und nett; die Hütten in der Form geſtreckter Vierecke, die Dächer ſtach. Ueber jedem Thore erhob ſich ein Lugaus, wo Steine zur Vertheidigung bereit lagen. Auch weiterhin war Cameron über den Anbau des Landes und die Bewäſſerungsverſuche erſtaunt, und er weiſt dieſem Volke keine niedrige Civiliſationsſtufe an. — Am

folgenden Abend wurde der Mabunguru, der weſtlichſte Zufluß des Ruaha oder obern Lufidſchi, erreicht, der noch auf große Strecken ausgedehnte Waſſerlachen enthielt; Wildſpuren waren in Menge vorhanden, namentlich auch von Nashörnern, die in jener Gegend häufig vorkommen. Auch Fährten von Antilopen und Büffel, ſpäter von Gnus und Zebras zeigten ſich; aber Dillon's und Cameron's Jagdverſuche waren noch ſtets erfolglos geblieben, weil ſie zu wenig Zeit darauf verwenden konnten. Auf dem Marſche nach Dſchiwó-la-Singa wurde die Waſſerſcheide zwiſchen dem Gebiete des Atlantiſchen Oceans und dem des Tanganyika-Sees überſchritten, während unmittelbar nordwärts die Gewäſſer zum Victoria-Nyanza und zum Nile abfließen. Die Gegend hat viel Einförmiges: große Felsblöcke ringsum zerſtreut, der Boden ſandig oder ein ſchwarzer Lehm, der auf dem Gronite liegt, lichtes Gehölz mit kleinen „mbugas“ oder Ebenen dazwiſchen. Viel Fährten, aber kein Wild; weit und breit das Gros verbrannt, ſo daß bei jedem Schritte der Kohlenſtoub aufwirbelte, den Reiſenden Mund und Naſe anfüllte und die Qualen des Durſtes tauſendfach vermehrte. Waſſer iſt zwar überall unter der Erdoberfläche vorhanden; aber erſt ein Nachgraben bis zu 3 und 4 Fuß Tiefe ließ es erreichen. Am 30. Juli wurde das erſte Dorf der Landſchaft Urguru erreicht, deren Häuptling, ein vortrefflich in indiſche Stoffe gekleideter Mann von lichterer Hautfarbe als ſeine Unterthanen, ein gut verpalliſadirtes Dorf in der Nähe bewohnte. Denn die Gegend iſt ſtets den Einfällen des Watuta-Stammes und der Ruga-ruga (d. h. Räuber von beliebiger Nationalität) ausgeſetzt; Cameron ſelbſt ſtieß am 1. Auguſt, als er ſich auf der Suche nach Wild von der Karawane entfernt hatte, im Walde auf eine von ſolchen Räubern errichtete und erſt kürzlich verlaſſene Verpalliſadirung, ſo daß er ſcheunigſt ſein Schießen einſtellte und zu ſeinen Leuten zurückkehrte. An jenem Toge lagerten ſie zu Morwa inmitten einer Gruppe enormer Felſen; Waſſer iſt nur durch Nachgraben zu erlangen und zwar am Fuße des größten von ihnen, der auf ein früheres Dorf geſtürzt ſein und deſſen Einwohner, die nun als Geiſter dort ſpuken, erſchlogen haben ſoll. Wird die Quelle dort einfoch als „madschi“ (d. i. Waſſer) bezeichnet ſtatt als „mnrwa“ (das Wort für Pombé, Palmwein und andere derartige Getränke), oder betritt jemand mit Schuhen den Platz, oder ſchießt in unmittelbarer Nähe eine Flinte los, ſo ſchneiden jene Geiſter nach dem Glauben der Eingedorenen den Waſſerzufluß ab, und kein Kundiger verſäumt, beim Schöpfen einige Perlen oder ein Stückchen Zeug als Sühnopfer für die Waſſergeiſter hineinzuwerfen. Als Cameron ſich deſſen weigerte, führte es Bambay auf ſeine eigenen Koſten aus.

Zwei Tage ſpäter erreichten ſie das Gebiet und die erſten wohlbefeſtigten Dörfer von Unyanyembe und ſandten Boten nach Kwikuruh an den dortigen arabiſchen Gouverneur Said-ibn-Salim, um ihn der Etiquette gemäß von ihrem Nahen zu unterrichten. Derſelbe empfing die Fremden ſehr goſtlich, ſetzte ihnen ein treffliches Frühſtück vor, dem ſie die ungetheilteſte Aufmerkſomkeit widmeten, und räumte ihnen in dem nahen Dorfe Kwiharoh das ſchon von Livingſtone und Stanley bewohnte, große, aus Luftſteinen erbaute Haus oder beſſer Gehöft ein. Ihre erſte Sorge war, die nur bis darthin gemietheten Träger auszulohnen und zu entlaſſen; als dies geſchehen, blieben ihnen nur noch 13 Ballen Zeug übrig. Said-ibn-Salim, der Begleiter von Burton und Speke nach dem Tanganyika und dem Victoria Nyanza, wie ſpäter Speke's und Grant's, war darum auch gegen Cameron von großer Freundlichkeit und ſandte ihnen täglich Lebensmittel aller Art. Gleich am zweiten Tage ließ er ſie die Runde bei allen dortigen angeſehenen Arabern machen, ein ſchweres Stück Arbeit, denn bei jedem derſelben wurde ihnen Speiſe und Trank vorgeſetzt, und ihre Leiſtungsfähigkeit blieb weit hinter den Anforderungen ihrer Wirthe zurück. Dieſelben leben dort ſehr behaglich in großen, ſchönen Häuſern mit Gärten und Feldern, wo ſie Weizen, Zwiebeln, Gurken und allerlei acclimatiſirte Früchte ziehen. In Friedenszeiten unterhalten ſie eine ſtändige Verbindung mit Zanzibar und beziehen von dort Kaffee, Thee, Zucker, Seife, Lichte, pulveriſirten Curry und andere Luxusgegenſtände. Damals freilich machte ihnen der ſchon erwähnte, infolge einer Unredlichkeit eines der Ihrigen ausgebrochene Krieg mit Mirambo viele Noth und hatte ihnen ſchon viel Verluſte und Elend zugezogen. In Unyanyembe lagen damals 1000 Balutſchen des Sultans von Zanzibar, zu welchen noch während Cameron's Aufenthalt weitere 2000 Mann von der Küſte ſtießen. Dieſe Macht hätte genügt, um den feindlichen Häuptling zu Paaren zu treiben, wenn nur unter den Arabern Einigkeit geherrſcht hätte und ein beſtimmter Kriegsplan verfolgt worden wäre. So aber ſind die Araber ſtets in Parteien geſondert, welche in dem mit großer Grauſamkeit und Hinterliſt geführten Kriege nur ihren eigenen Vortheil verfolgen[1]). Die kleineren unter ihnen legten auch Cameron's Vordringen allerlei Hinderniſſe in den Weg, während die angeſeheneren ſich durchaus freundlich benahmen und ihn unterſtützten. So kam es vor, daß, da die drei Engländer faſt während ihres ganzen Aufenthaltes in Unyanyembe am Fieber darniederlagen, 50 bis 60 ihrer Träger deſertirten, zum Theil durch jene veranlaßt, ja ſelbſt fortgeſchleppt. Während jener Zeit langte auch eine Karawane von König

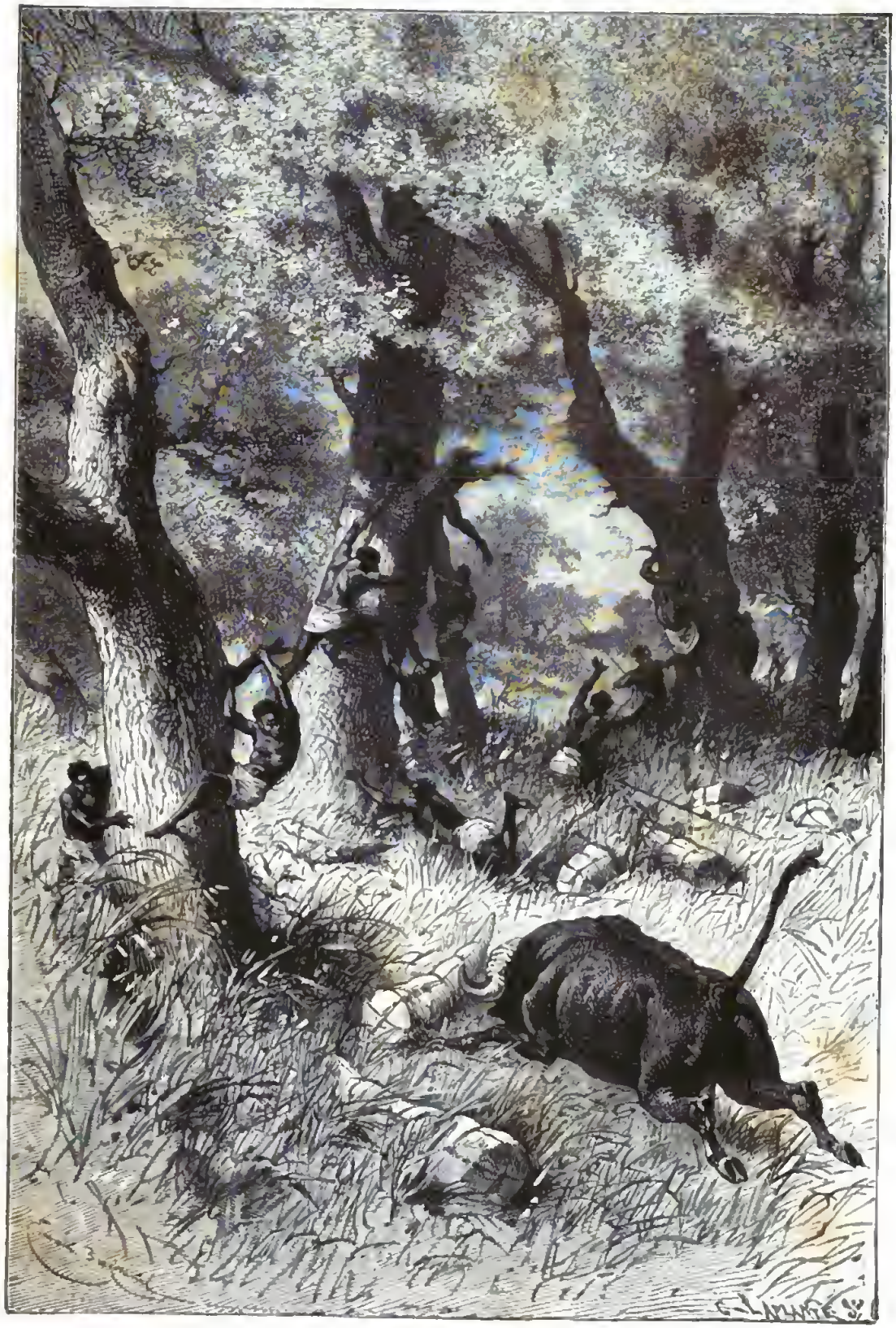


Trommeln in Unyamweſi.



Ameiſenhaufen.

[1]) Der Kampf dauert jetzt auch noch weiter, wie Lieutenant Smith berichtet (ſ. S. 320). Mirambo hat jetzt einen Franzoſen bei ſich, der ihm engliſche Briefe überſetzt.



Flucht vor einem Büffel.

Mteſa am Nordufer des Victoria Nyanza an, welche einen Brief von Sir Samuel Baker an Livingſtone überbrachte, von dem man damals annahm, daß er nordwärts nach dem Nil vorzudringen verſuchen würde. Cameron ſandte ſeinerſeits durch dieſelbe Karawane Briefe an Mteſa und Baker, ein ſeltenes Beiſpiel von Briefbeförderung quer durch Innerafrika!

Sonſt war ihr Aufenthalt in Kwiharah ein wenig befriedigender: die neugemietheten und im Voraus bezahlten Träger liefen ſtets nach wenigen Tagen davon, worunter ihre Waarenvorräthe arg zu leiden hatten; ſtärkere oder ſchwächere Fieberanfälle ſchwächten die Reiſenden; Phantaſien und zeitweiſe Erblindung kamen dazu, um ihre Lage unerträglich zu machen. Am 20. October — es war der traurigſte Tag von allen, die ſie bis dahin in Afrika verlebt hatten — kam ein Bote mit einem Briefe; er war von Jakab Wainright's Hand und meldete Livingſtone's Tod und das Nahen ſeiner Diener, welche die Leiche des Reiſenden vom Bangweolo-See nach der Küſte zu tragen ſich entſchloſſen hatten. Aber ſo geſchwächt durch das Fieber war das Denkvermögen Cameron's und Dillon's, daß ſie den Inhalt des an Livingſtone's Sohn (von welchem der Schreiber gehört hatte, daß er die heranrückende Expedition anführte) gerichteten Briefes nicht verſtanden und erſt durch den Boten Tſchuma, Livingſtone's treuen Diener, den Zuſammenhang erfuhren. Sofort ſchickten ſie Wainright Zeug und Pulver, um welches er gebeten, entgegen und ſandten einen Boten mit der Nachricht von des Miſſionars Tode nach der Küſte.

Einige Tage ſpäter langte die Leiche an und wurde von den Engländern und den angeſeheneren Arabern mit möglichſten Ehren empfangen. Suſi, der Führer des Zuges, hatte auch einige Kiſten, Gewehre und Inſtrumente des Verewigten mitgebracht; eine weitere beſonders werthvolle Kiſte mit Büchern war dagegen noch in Udſchidſchi zurückgeblieben.

Es fragte ſich nun, was die Cameron'ſche Expedition nach dem Tode deſſen, welchem ſie zu Hülfe geſchickt warden war, thun ſollte. Murphy beſchloß, nach der Oſtküſte zurückzukehren, und eine Darmentzündung zwang Dillon, ein Gleiches zu thun, während Cameron zunächſt die in Udſchidſchi befindliche Kiſte in Sicherheit bringen und dann die Forſchungen des todten Reiſenden wieder aufnehmen wollte. Er ſetzte ſeine Expedition folgendermaßen zuſammen: Bombay als Erſter, Bilál Wadi Asmani, der Führer Stanley's und Livingſtone's, als Zweiter im Commando, Mohammed Malim als Diener, Dolmetſcher und Schneider, Hamis als Flintenträger, Dſchacka als Diener, Sambo und Kombo zum Kochen und eine Anzahl Soldaten und Träger, alles zuſammen circa 100 Mann. Am 9. November brachen Dillon und Murphy mit Livingſtone's Leiche auf, in der Hoffnung, bald die Küſte und England zu erreichen, während Cameron, durch Fieber zum Skelete abgemagert, durch einen Sturz vom Eſel am Rücken verletzt, dazu an Ophthalmia erkrankt, einer ungewiſſen Zukunft entgegenging. Aber Letzterer war, wie ſtets ein neuer Aufbruch in jenen Gegenden durch das Fortlaufen der Träger zu einem äußerſt langwierigen wird, am 20. November noch keine 2 deutſche Meilen bis Itumvi gekommen, als ihm ein Bote die Nachricht von dem am 18. im Fieberwahnſinn erfolgten Selbſtmorde Dillon's, ſeines treueſten Cameraden, brachte!

Die directe Straße nach Udſchidſchi einzuſchlagen, weigerten ſich die Träger entſchieden, und ſo mußte ſich Cameron entſchließen, den gewöhnlichen ſüdlichen Umweg durch Ugunda zu machen. Nachdem er ſein Gepäck ſo viel als möglich verringert, brach er von Neuem auf, aber nur ſchrittweiſe, unter ſteten tagelangen Aufenthalten und Deſertiren der Träger kannte er die nächſten Stationen, Kononga, Teme, Kaſékerah und Kigandah, überwinden. In letzterm Dorfe, der Grenzſtation von Unyanyembe, ließ er Nachts die Ausgänge bewachen; trotzdem fehlten am folgenden Morgen 25 Mann und Fetzen ihrer dürftigen Kleidung auf den Palliſaden des Dorfes zeigten deutlich den Weg an, welchen ſie genommen hatten. Auch die Soldaten machten allerhand Späne: Cameron hatte, um das Marſchiren zu erleichtern und die Leute anzufeuern, eine Trommel ſchlagen laſſen; die Askari aber erklärten, daß Fahnentragen und Trommeln keine Arbeit für Soldaten, ſondern für Pagazi ſei, und nach vierſtündigem Streiten und Reden mußte die Trommel zurückbleiben.

Nachdem die Lücken unter der Trägerſchaar proviſoriſch ergänzt waren, wurde zunächſt der Grenzwald zwiſchen Unyanyembe und Uganda paſſirt. Alle Bäume zeigten friſches Grün, das Gras ſproßte auf den abgebrannten Flächen hervor, liebliche Lichtungen zeigten ſich und Alles ließ ſich ſo frühlingsmäßig an (es war Anfang December), daß Cameron, der Vielgeprüfte, neue Kraft und Hoffnung ſchöpfte und ohne Beſchwerden dem ſchottigen Pfade folgte. In dem Kwikuruh (d. h. Reſidenz) des Häuptlings Mrima Ngombó ſuchte er vor der Sonne Zuflucht in einem jener Verſammlungs- oder Clubhäuſer, deren faſt jedes Dorf von Unyamweſi (wozu Ugunda, Unyanyembe, Urguru u. ſ. w. gehören) zwei beſitzt, eines für die Männer, wo auch hervorragende Fremde Aufnahme finden, ein anderes, unnahbares, für die Frauen. Sobald ein Knabe ſieben, acht Jahre alt iſt, wirft er das mütterliche Joch ab und verbringt nun die meiſte Zeit mit Eſſen, Schlafen u. ſ. w. im Club.

Da auch bei Mrima Ngombó keine Träger zu erhalten waren, mußte das Gepäck abermals verringert und das am wenigſten Nöthige zurückgelaſſen werden; dann ein zweiter herzlicher Abſchied von Murphy, der gleichfalls anfangs die ſüdliche Route verfolgt hatte und wieder mit Cameron zuſammengetroffen war — dann zog der Letztere am 8. December genau weſtwärts. Die Gegend war anziehend, die Bäume friſch grün und der Boden mit Blumen bedeckt; hätten ſich nicht Gazellen gezeigt und hätten nicht ein Löwen- und ein Elephantenſchädel im Wege gelegen, man hätte glauben können, ſich in einem wohlgepflegten engliſchen Parke zu befinden. Alles nahm guten Fortgang, als plötzlich ein neues Hinderniß ſich zeigte. Eine Geſandtſchaft Tala's, des Häuptlings von Weſt-Ugara, an den Gouverneur in Unyanyembe kam des Weges daher und befahl Cameron umzukehren: ein Dorfhäuptling war im Streite von einem Araber erſchoſſen worden, und ehe die Sache nicht geregelt, war die Straße durch Ugara den Karawanen verſchloſſen. Cameron mußte wohl oder übel nach ſeinem letzten Quartiere Hiſinene zurückkehren. Das ganze Land zu umgehen war unmöglich, ſo daß Cameron nichts übrig blieb, als mit der Geſandtſchaft zugleich einen Mann zurückzuſchicken und den Gouverneur um recht raſche Erledigung der Angelegenheit zu bitten. Ein langweiliges Warten folgte nun; dazu war der Ort ungeſund, ſo daß er an Fieber und Dyſenterie erkrankte. Ließen ihm dieſe beiden Feinde Ruhe, ſo ſtellte er den Schnepfen in einem nahen Reisfelde nach, während ſeine Leute einmal Gazellen, das andere Mal ein Zebra ſchoſſen, letzteres der beſte Braten in Afrika, den auch die Araber genießen, welche ſonſt Pferde- und Eſelfleiſch verſchmähen. Der Weihnachtstag brachte ein arges Donnerwetter und verlief nicht ſonderlich heiter. Doch benutzte der Reiſende die unfreiwillige Muße, um das Volk zu ſtudiren.

So wie der Tag anbricht, kommen die Eingeborenen aus ihren Hütten heraus, ſetzen ſich ans Feuer und rauchen ihre Morgenpfeife. Dann begiebt ſich Alles, außer den alten

Digitized by Google

Frauen, den Kindern, dem Häuptling und zwei, drei alten Männern zur Arbeit auf das Feld. Weſſen Acker nahe beim Dorfe liegt, der geht Mittags nach Hauſe und ißt dort ſein gewöhnliches „ugali“ (Mehlſuppe); die Anderen holten ihr Mahl auf den Feldern. Fleiſch wird ſelten genoſſen und nur, wenn die Jagd ergiebig war. Kurz vor Sonnenuntergang kehrt Alles heim und dann wird getonzt, geraucht und geſungen und, wenn genug Getreide zum Pombé-Brauen vorhanden iſt, auch getrunken. Trommeln werden mit der Hand geſchlagen, und dazu gehen die Männer ſtundenlang heulend und ſchreiend im Kreiſe herum. Nie tonzen Männer und Weiber zuſammen, ſondern ſtets abgeſondert, wobei aber die letzteren noch unzüchtigere Geberden zum Beſten geben als die Männer. — Ihre Hütten beſtehen aus ſtarken Pfoſten, deren Zwiſchenräume mit Lehm ausgefüllt ſind; das Dach iſt flach und beſteht aus Baumrinde, Reiſig oder Gras mit einer dicken Schicht Erde darüber. Oben auf dem Dache werden ſüße Kartoffeln und Kürbiſſe für den Wintervorrath getrocknet. Innen ſind zwei, ſeltener drei Abtheilungen; die erſte enthält mit Häuten bedeckte Schlafſtellen und den auf S. 308 abgebildeten Herd, der in Afrika weit und breit in Gebrauch iſt, die zweite Lämmer und Ziegen, die dritte dient als Scheuer, wo in „lindo“, d. h. ſorgfältig mit Lehm verkitteten, oft ſehr großen Behältern aus Baumrinde, das Getreide aufbewahrt wird. Nur durch die Thür dringt Licht ein und entweicht der Rauch, ſo daß dicker Ruß das Innere bedeckt. Hinter den Dachſparren ſtecken Bogen, Pfeile, Knüttel und Speere, um durch den Rauch conſervirt zu werden. Reichere kaufen ſich Zeug zur Kleidung, Aermere richten ſich die innere Rinde einer Feigenbaumart dazu her. Das unterſcheidende Stammeszeichen der Wanyomweſi iſt eine tättowirte Linie in der Mitte der Stirn und an den Schläfen, außerdem eine dreieckige ausgefeilte Lücke zwiſchen den beiden oberen Vorderzähnen und ein kleines dreieckiges Stück von Hippopotamuszahn oder von Muſchelſchale am Halſe. Perlen und Metalldraht ſind die hauptſächlichſten Schmuckgegenſtände. Häuptlinge tragen rieſige cylindriſche Armbänder von Elfenbein, welche vom Handgelenk bis zum Ellbogen reichen und beim Zuſammenſchlagen ein ſolches Getöſe verurſachen, daß man es weithin hört; darum werden ſie von ihren Beſitzern zum Signalgeben bei Kriegsgefahr benutzt. Die Männer raſiren meiſt den Scheitel und flechten das übrige Haar in zahlloſe Zöpfchen, die durch eingeſchlungene Rindenfaſern bis auf das Kreuz herab verlängert werden. Beſonders elegante Stutzer raſiren ſich den ganzen Kopf, um Perrücken von Riemen zu tragen. Die Weiber haben meiſt keine beſondere Haartracht; manche belaſſen es in ſeiner natürlichen Krauſheit und ſtecken nur ein Meſſer, eine Pfeife oder ſonſt etwas hinein. Andere legen es in eine Menge kleiner Falten oder Wülſte, die wie die Furchen eines Ackers ausſehen, oder ordnen es in große, mit Rindenfaſer ausgeſtopfte Wülſte, zwei Friſuren, welche zwei bis drei Tage Zeit zur Herſtellung erfordern, dafür aber ſechs Monate und länger halten.

Am 28. December endlich kam die Nachricht, daß jener Streit beigelegt und die Straße durch Ugoro nun frei ſei, und zwei Tage ſpäter marſchirte Cameron bei ſtrömendem Regen nach einem andern Kwikuruh, einem großen, volkreichen Orte, wo die Mutter des Mrimo Ngombó herrſchte und ſich dem Reiſenden gegenüber ſehr liberal benahm. Auch die folgenden Tage, Neujahr und 2. Januar 1874, regnete es und der Schmutz unterwegs war oft knietief. Als Burtan hier durchkam, galt eine Flinte noch als werthvolles Erbſtück in der Familie eines Häuptlings; jetzt, 1874, war mindeſtens die Hälfte der Männer jeden Dorfes damit bewaffnet, und die Folge davon war ein Krieg Aller gegen Alle, wobei das eine Dorf für Mirambo, das nächſte für die Araber Partei nahm.

Ueber ſchöne, mit prächtigen Baumgruppen beſtandene, grasreiche Ebenen, wo Wild in Menge ſich zeigte, wurde in raſchen Märſchen der ſüdliche Ngombé erreicht, ein Zufluß des in den Tanganyika mündenden Malagarazi, und an ſeinem Gewäſſer, das an Nilpferden und Krokodilen reich war, ein Raſttag gemacht. Cameron fand bei ſeinem Herumſtreifen in der wildreichen und von Wagara-Jägern beſuchten Umgegend in einem Haufen die Ueberreſte eines Löwen, eines Büffels und eines Krokodils und erfuhr darüber folgende Geſchichte. Der Büffel war zur Tränke gekommen, als ihn der Löwe anſprang, ſo daß beide zuſammen ins Waſſer rollten und dort von dem Krokodil gepackt wurden. Letzteres wieder wurde von den kämpfenden Vierfüßlern etwa 60 Fuß weit aufs Land geſchleppt, und dort verendeten alle drei in einem unentwirrbaren Durcheinander.

Das Land Ugara, in welchem ſich die Expedition jetzt befand, gilt nicht als Theil von Unyamweſi, wenn auch die Einwohner dieſelben Stammeszeichen und Sitten und nahezu dieſelbe Sprache haben. An Tako, den oben erwähnten Häuptling des öſtlichſten der drei Theile von Ugara, mußte ein ſchwerer Tribut bezahlt werden, obwohl ſein Dorf ſeitwärts liegen blieb, ebenſo an den Häuptling von Utendé, dem centralen Diſtrict von Ugara. Das Land war durchweg eben und zeigte in zahlreichen zerſtörten Dörfern überall Spuren des Krieges zwiſchen den Arabern und Mirambo, welcher in der Nähe einen ſeiner feſteſten Plätze beſaß. Der Regen goß jetzt unaufhörlich vom Himmel herab, oft mit ſolcher Gewalt, daß Cameron von dem Getöſe erwachte. So ſchrieb er eine Nacht in ſein Tagebuch: „Donner und Blitz; liege wach und horche auf den Regen. Wenn der treffliche alte Tanganyika all' das Waſſer kriegt, muß er irgendwo platzen.“ Als er ſich dem Dorfe Liowa's, des Häuptlings von Weſt-Ugaro, näherte und die bis dahin flache Gegend conpirter wurde, hatte der Regen die Thäler und Senkungen in Moräſte verwandelt, denen nur die Größe abging, um den berüchtigten Mokoto-Sumpf ganz in den Schatten zu ſtellen.

In Liawa's Dorf ſtrömte die ganze Bevölkerung herbei, weniger um den Engländer als um ſeinen Hund Leo zu ſehen, von welchem die Träger Wundergeſchichten erzählten. Das Volk war eine hübſche, kräftige Race, kriegeriſch und wohl bewaffnet mit Flinten und Speeren, deren Schneide oft bis 2 Fuß lang und über 4 Zoll breit war. Von nun an traten auch zwei Arten von Schmuck auf, welche Cameron bis dahin ſelten geſehen hatte: der „Somdo“, eine Anzahl kleiner Ringe von Elephantenhaar oder -Haut, die an den Beinen getragen werden. Je angeſehener der Mann, deſto größer ihre Zahl; Häuptlinge mochten ihrer gegen 300 tragen, ſo daß es von Weitem ausſah, als hätten ſie die Elephantiaſis. Der andere Schmuck beſteht aus langen Franſen von Ziegenhaar, welche unterhalb des Knies um die Beine gebunden werden und faſt bis auf die Erde herabreichen; hier wie dort ſind oft noch kleine Schellen und Metallſtückchen angebracht, deren Klingeln und Klappern die Bruſt ihres Beſitzers mit Stolz erfüllt.

Am 17. Januar ging es weiter; aber der bald einſetzende Regen war überaus hinderlich. Er zog einher wie eine bewegliche Mauer von Waſſer und verurſachte ſolches Geräuſch, daß man Zeit hatte, vor ſeinem Herankommen die Zelte aufzuſchlagen und die Vorräthe in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Tage kamen Büffel als Störenfriede dazwiſchen: ein Theil der Leute warf die Laſten ab und flüchtete ſich, der andere machte Jagd auf die Thiere, ſo daß der Reſt der Karawane, darunter der an einem Skolopender-

Digitized by Google

biß erkrankte Cameron, Halt machen mußte. Weil nun Asmani ein Nashorn und ein Elenn geſchoſſen hatte, ſo weigerten ſich die Leute am folgenden Tage, weiterzuziehen, ehe das Fleiſch herbeigeſchafft und vertheilt war — und als es endlich am dritten Tage weiter ging, verlor man den Weg und wanderte drei Tage lang in der Wildniß ohne Pfad und Ziel umher, ſtets von Sümpfen und tiefen Strömen im Vorwärtskommen gehindert. Erſt am Abend des dritten Tages trafen ſie auf einen Eingeborenen, der ihnen den Weg nach dem nächſten Dorfe des Mân Komn wies, das ſie zwei Tage ſpäter erreichten. Vor dem Dorfe fließt ein 25 Fuß breiter und 8 Fuß tiefer Strom und dahinter erhebt ſich ein ſteiler Felſen, in welchen ein Theil der Einwohner ſich Löcher und Höhlen zum Wohnen gebohrt hat, ſo daß der Ort ſchwierig anzugreifen und leicht zu vertheidigen iſt und ſelbſt Mirambo bei einem Ueberfalle zurückgeſchlagen wurde. Mân Komo forderte aber ſo unverſchämten Tribut, daß Cameron eilends weiterzog, als ſich zwei Dörfler erboten, ihm den Weg nach Norden zu der Hauptſtadt von Uvinza zu zeigen. Aber was ſie von Lebensmitteln erzählt hatten, die unterwegs zu haben ſeien, erwies ſich, wie gewöhnlich, als falſch. Dazu war Cameron ſo krank, daß er ſich tragen laſſen mußte, und der heftige Regen vermehrte nur noch das Ungemach. Drei Tage lang lag er bei einem kleinen Weiler ſtill, während ſeine Leute erfolglos die Umgegend nach Lebensmitteln durchſtreiften und ſich von Wurzeln und Pilzen nährten, während bei ihm die Schmerzen in dem gebiſſenen Beine keinen Hunger aufkommen ließen. Freudig verließ er am 31. Januar die ungaſtliche Stelle; aber auch weiterhin zeigten die Einwohner der zwiſchen Felſen verſteckten Dörfer Mißtrauen und wollten keinen Verkehr mit der Karawane haben, welche ſie für Sklavenhändler hielten. So ging der Zug gerade durch einen lichten Wald, als plötzlich Cameron ſich ohne Weiteres von ſeinen Trägern fallen gelaſſen ſieht, Jeder ſeine Laſt, ſein Gewehr u. ſ. w. von ſich wirft und in höchſter Geſchwindigkeit auf oder hinter den nächſten Baum ſich rettet. „Was giebt's? Räuber, ein wildes Thier? Meine Flinte!“ ruft er, wie er, völlig außer Stande ſich zu regen, im Graſe liegt. Keine Antwort erfolgte, aber der Grund des Entſetzens ſelbſt, ein einzelner Büffel, raſte mit geſenktem Haupte plötzlich zwanzig Schritte weit von ihm vorbei, ohne ihn zu ſehen. Sonſt hätte er ihn wohl mit ſammt dem Stuhle in die Lüfte geſchleudert. — Am folgenden Tage erreichten ſie, ſtellenweiſe durch überſchwemmtes Gebiet ziehend, das Ufer des Sindi, eines großen Zufluſſes des Malagarazi.

Dr. F. Stolze's Reiſen im ſüdlichen Perſien.

II.

Die Straße von Fnizabad nach Fasa führt zuerſt etwas mehr, als eine Meile in nördlicher Richtung, dann oſtwärts, zuletzt nordöſtlich, bald bequem über ebenes Land, bald über rauhes Geſtein und Felsblöcke ganz unbeſchreibliche Pfade auf- und abkletternd. Ueberall dieſelbe Bergformation, ſteilaufgerichtete, geſchichtete Maſſen, die in langen Ketten von Nordweſt nach Südoſt hinſtreichen, oft wunderlich wie eine Säge gezackt, hier und da mit den Reſten winterlichen Schnees bedeckt. Es iſt eine ſonderbare Scenerie: mehr oder weniger überall Bäume, aber vereinzelt, meiſt verkrüppelt und traurig ausſehend; mächtige Flächen, mit halbſtrauchartigen Bittermandelbäumen ſparſam bedeckt, die jetzt in voller Blüthe ſtehen. Das alles beweiſt wohl, daß Perſien einſt auch in Bezug auf Pflanzenwuchs ein glücklicheres Land war als jetzt. Es mochte wohl immer nicht ſehr holzreich ſein, und gewiß waren die ſteilen, oft in einem Winkel von 60° abfallenden Gebirgsabhänge nicht bewaldet. Flächen aber, wie dieſe, welche noch jetzt dem ſinnloſen Ausrottungsſyſtem der Perſer zum Trotz Baumwuchs zeigen, waren ſicherlich einſt mit dichten Wäldern bedeckt. Es iſt das traurige Schickſal von Ländern, in welchen nomadiſche Völker, zumal wenn ſie Reitervölker ſind, ſich niederlaſſen, in nicht allzulanger Zeit ihrer Waldungen beraubt und aus fruchtbaren, viele Menſchen ernährenden Regionen in Stätten dürrer, waſſerloſer Unfruchtbarkeit verwandelt zu werden, die zuletzt kaum ihren nomadiſchen Verwüſtern den nöthigen Unterhalt gewähren. In Perſien mag den Nomaden, wie in Nordamerika den Indianern, das Feuer die erſten Dienſte zur Vertilgung der Waldungen geleiſtet haben. Später ſorgten die Viehherden ſelbſt dafür, jeden Baumwuchs im Entſtehen zu unterdrücken, und nur wo in Folge der Entwaldung eingetretener Waſſermangel die Ernährung größerer Viehherden unmöglich machte, entſtand nach und nach wieder ſpärlicher Baumwuchs. Aber ſelbſt dieſen laſſen die Perſer nicht aufkommen. Die Holzarmuth ihres Landes zwingt ſie, jeden Baum ſo viel irgend angänglich ſeiner Zweige zu berauben, bis er zuletzt dieſen Mißhandlungen erliegt. Fortwährend ſieht man Eſel mit ſolchen Baumzweigen ſchwer beladen nach den Dörfern und Städten ziehen, ein nicht unerheblicher Erwerbszweig der ländlichen Bevölkerung. Was aber iſt die Folge dieſes Verfahrens? Perſien, welches einſt jene gewaltigen Heere zur Eroberung des Weſtens, Südens und Oſtens ausſchicken konnte, hat jetzt kaum 5 Millionen Einwohner. Ueberall bei dem fruchtbarſten Boden Dürre und Waſſermangel. Verfallene, einſt übervolle Waſſerleitungen, verlaſſene Dörfer, Armuth und Elend aller Orten. Wenn es nicht gelingt, in den Bergen Waſſerreſervoirs anzulegen, um die Winter- und Frühlingsregen zu ſammeln, die jetzt in wenigen Stunden reißend in die Thäler ſtürzen und dort verſinken, wenn menſchliche Umſicht nicht künſtlich die Wälder wiederſchafft, die menſchliche Thorheit einſt vernichtet, ſo geht das Land unaufhaltſam ſeinem völligen Ruin entgegen. Immer häufiger folgen ſich die Jahre völliger Dürre, und die Zeit iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, wo, wenn es ſo weitergeht, nur noch an wenigen durch ewigen Schnee genährten Waſſerläufen ein dauernder Anbau möglich iſt.

Wahre Oaſen in der Wüſte ſind Maiman (1415 Meter) und Badindſchan (1091 Meter); reich bewäſſerte Gärten entwickelten dort eine Baum- und Blüthenpracht, die das Auge entzückte und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Hier iſt die Heimathſtätte der perſiſchen Roſe, die zur Herſtellung des meiſt nach Indien ausgeführten Roſenwaſſers dient. Nicht zu ſagen iſt, wie der Anblick dieſes friſchen Grüns das den ganzen Tag über durch die traurigen, graubraunen Flächen ermüdete Auge entzückt. Die Begeiſterung

der perſiſchen Dichter für ihre Gärten mit blühenden Blumen, grünen Bäumen und rieſelnden Waſſerläufen iſt nur dem verſtändlich, der dies Land kennt. Der Menſch iſt um ſo dankbarer für die Segnungen der Natur, je ſparſamer ſie ihm zu Theil werden.

Zwiſchen Maimon und Bobindſchon fing es an mit den räuberiſchen Ueberfällen Wirklichkeit zu werden. Das erſte Mal zogen ſich die Räuber, welche ſchon auf den Vortrab und die Bagage gefeuert hatten, zurück, als das eigentliche Gros herankam; das zweite Mal, anderthalb Stunden hinter Babindſchan, gelang es dem eindringlichen Zureden des Yüs-baſchi, die Flinten der Angreifer zur Ruhe zu bringen, worauf ſich letztere damit entſchuldigten, daß ſie die Karawane der Reiſenden für Räuber gehalten hätten. Und in der That machten die fünfzig ungewaſchenen, nackthelnigen Kerle der militäriſchen Escorte, mit einem Hemd und einer dunkelblauen Badehoſe bekleidet, den zerlumpten Filzmantel über die Schultern geworfen und den Kopf mit Filzmützen jeder Form bedeckt, einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. In jeder möglichen Weiſe trugen ſie ihre meiſtens mit Stricken mühſam zuſammengebundenen Gewehre, deren Schlöſſer alle Stadien vom Lunten- zum Percuſſionsſchloß durchliefen. Es kommt ſogar nicht ſelten vor, daß die zur Bewachung der Wege commandirten Truppen die Gegend ebenſo unſicher machen, wie die Räuber, und es iſt für einen einzelnen Mann nie ganz unbedenklich, kleinen Soldatentrupps zu begegnen, wenn ſie von einer Garniſon nach der andern wandern. Andererſeits ſehen oder auch in Perſien die Dorfbewohner nicht nur wie Räuber aus, ſondern ſind es auch alle mehr oder weniger und plündern, wo ſie können. Es wird nicht weit von der Wahrheit entfernt ſein, wenn man annimmt, daß dieſe Leute ſtets, wenn ihnen ein Angriff mißlingt, vorgeben, ſie hätten gemeint, Räuber vor ſich zu haben; das iſt jedenfalls die beſte Entſchuldigung und ſichert ihnen Straffreiheit.

Am Abend dieſes, des dritten, Tages ſeit Firuzabad mußten Dr. Stolze und ſeine Gefährten einen reißenden, tiefen Strom in einem engen Felsthale dreimal kreuzen. Die Waſſerwirbel waren ſo wild, die Strömung ſo ſchnell, daß es nicht ganz leicht war, den Schwindel zu bekämpfen, beſonders als die Pferde an einer Stelle zu ſchwimmen anfingen. Es ging indeſſen alles glücklich vorüber, und ſelbſt die hochbeladenen Maulthiere paſſirten ohne jeden Unfall. Leider war alle dieſe Mühe umſonſt; denn ſie hatten dieſen Weg nur gewählt, weil ſie ſchon in Firuzabad gehört hatten, daß ſich in dieſem Thale höchſt intereſſante alte Ruinen befänden, welche ſich nun auf einige kaum bemerkbare Mauerreſte an einem der Bergabhänge reducirten. Nichts iſt mehr geboten, als die höchſte Vorſicht und das unbedingteſte Mißtrauen allen perſiſchen Nachrichten von Alterthümern gegenüber; man wird meiſt in unangenehmer Weiſe enttäuſcht. In Folge dieſes Umweges ſollten ſie am nächſten Tage zwiſchen Azemundſcherd und Faſa einen neuen Raubanfall auszuhalten haben. Der Weg führte durch eine völlig uncultivirte Gebirgslandſchaft zwiſchen ſchroffen Marmorfelſen durch meiſt halb bewoldetes Terrain, und ſtieg zuletzt in einem wilden, ſteilen Thal abwärts, wo die Pferde von Felsblock zu Felsblock ſpringen mußten, während der Reiter die Zweige der Bäume nur vermeiden konnte, wenn er ſich mit dem Kopfe ganz auf den Hals der Thiere herabbeugte. Dr. Stolze war der übrigen Cavalcade etwas vorausgeritten und hatte eben eine freiere Stelle erreicht, als ihm einer der Fußgänger ein Zeichen gab, ſtill zu halten, und ihn auf eine Schaar von vielleicht hundert Männern aufmerkſam machte, die in etwa fünfhundert Schritt Entfernung den Weg verlegten; dabei wiederholte er mehrmals das Wort „Aradi“. Es iſt nämlich nicht nur die Provinz Chuziſtan oder Arabiſtan von der mahommedaniſchen Eroberung her von Arabern bevölkert, ſondern es ſind auch zahlreiche Stämme derſelben durch ganz Südperſien verſtreut, wo ſie eine mehr oder weniger unabhängige Exiſtenz führen und ſich faſt immer, da ſie Abgaben zu zahlen ſich hartnäckig weigern, im Kriege mit dem jeweiligen Gouverneur befinden. Beſonders der Hiſſame Sultane iſt ihr tödtlichſter Feind; er hat vor fünf Jahren fünfundzwanzig von ihnen wegen ihrer frechen Räubereien lebendig an den Thoren von Faſa einmauern laſſen, wo man noch jetzt dieſe ſchrecklichen Zeugniſſe perſiſcher Gerechtigkeitspflege ſieht. Dr. Stolze wartete alſo, bis der Yüs-baſchi mit ſeinen Reitern herankam, welcher ſofort die Karawane holten ließ. Dies Stocken und Zögern legten die Araber als Mangel an Muth aus, begannen ſofort ihr Feuer, ſandten einzelne Trupps nach den Spitzen näher gelegener Hügel und wurden von Augenblick zu Augenblick kühner. Unter fortwährendem, langſam näher kommendem Flintengeknatter, welches von der feigen Bedeckung der Reiſenden in keiner Weiſe erwidert wurde, begannen die üblichen Unterhandlungen. Da ſie indeſſen reſultatlos blieben, und ſchon einzelne Kugeln von hinten her in bedenklicher Nähe einſchlugen, entſchloß ſich endlich der Yüs-baſchi ſchweren Herzens, ſeinen ſichern Verſteck zu verlaſſen und ſo ſchnell als möglich auf einem Nebenpfade den Feind zu paſſiren. In kaum zehn Minuten war die gefährliche Strecke zurückgelegt, ohne jeden Verluſt, obwohl die Flinten luſtig genug knallten. Ein entſchloſſener Angriff gleich im Anfange hätte gewiß genügt, das Geſindel zu zerſtreuen; aber der perſiſche Soldat liebt es nicht, ſeine Haut zu Markte zu tragen und zieht eine ſchnelle Flucht jedem Angriffe vor, in Folge deſſen jede Räuberbande von vornherein auf die Feigheit ihrer Gegner ſpeculirt und frech auftritt, ohne im Grunde genommen viel tapferer als jene zu ſein.

Unter Donnerwetter, Hagel und Sturm galoppirte die Geſellſchaft zwei Stunden ſpäter in Faſa ein. Von dort war der weitere Weg nach Darab eben und bequem. Je tiefer ſie in das Herz dieſer nomadiſchen Diſtricte eindrangen, um ſo häufiger begegneten ſie wandernden Stämmen mit all ihrer Habe, mit Kind und Kegel, ſei es, daß ſie auf irgend einem noch nicht abgeweideten Flecke ihre nach zwei Seiten hin offenen, ſchwarzen Zelte aufgeſchlagen hatten, dem Auge des Beſchauers den Einblick in ihr ganzes häusliches Treiben eröffnend, während ihre Schaf- und Ziegenherden das Gros der weiten Thalebene abweideten, ſei es, daß ſich der ganze Stamm in Bewegung befand, alle Habe auf die geduldigen Eſel gepackt, die blökenden Herden vorwärts nach anderen Weideplätzen treibend, ein Schwarm wilder Reiter nach allen Seiten den Zug umkreiſend. Dieſe Turkamonen ſind ein ſchöner, ſtattlicher Menſchenſchlag, ſchlanke, wohlgebaute Figuren; kühn geſchnitten ſind ihre Züge und die Augen blitzen mit ungebändigter Wildheit aus den gebräunten Geſichtern. Das nomadiſche Leben bringt es mit ſich, daß bei all dieſen Stämmen, wiewohl ſie Mohammedaner ſind, die Frauen eine höhere Stellung einnehmen, als im übrigen Orient. Es iſt unmöglich, ſie, wie in der Abgeſchloſſenheit des Enderum, zu bloßen Werkzeugen der Sinnlichkeit zu erniedrigen; die Offenheit des Lebens macht ſie zu des Mannes Gefährtinnen, die ſich nicht ſcheuen, ihr Geſicht zu zeigen, wie es die Perſerinnen thun. Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, endlich an Stelle jener verhüllten Figuren mit ihrem abſcheulichen Coſtüm wieder menſchlich ausſehende Weſen mit menſchlichem Geſicht zu ſehen. Sie ſind freilich meiſt nicht anziehend; die Wildheit des Ausdrucks, die zu den entſchloſſenen, kühnen Geſichtern der Männer ſehr wohl paßt, giebt ihnen etwas Scheues, Befremdendes; die

zarten Regungen, die der Europäer auf einem weiblichen Gesicht zu lesen gewohnt ist, finden hier keine Stätte, und zum Ueberflusse erscheint der Schmutz, den in den Gesichtern der Männer der Bart verbirgt, und der mit der sonnengebräunten Farbe der Haut verschmilzt, bei ihnen in seiner wahren Natur. Am zweiten Tage, ziemlich in der Mitte des circa 11 deutsche Meilen langen Weges zwischen Fasa und Darab, hörten die Reisenden von alten Ruinen auf einer nicht weit abseits gelegenen, steilen Bergkuppe. Dieselben wurden als ganz wunderbar und einzig in ihrer Art geschildert und mit dem Namen „Gefängniß des Isfendiar" belegt. Obwohl durch die bisherigen Erfahrungen mißtrauisch gemacht, beschlossen sie doch, einen Versuch zu wagen, und sie wurden belohnt. Zwei und eine halbe Stunde, zuerst zu Pferde, die letzte halbe Stunde mit Händen und Füßen am senkrechten Abhang mit Hülfe der Führer aufwärts klimmend, erreichten sie ein 500 Meter langes und 150 Meter breites Felsplateau, dessen Oberfläche ganz und gar mit Resten rohen Mauerwerkes aus unbehauenen Steinen bedeckt ist. Ein etwa 10 Meter hoher Kuppelbau und elf Wasserbassins, zum Theil von bedeutender Ausdehnung und sauber mit einem sehr festen Mörtel ausgekleidet, sind noch wohl erhalten. Offenbar war dies einst, zur Sassanidenzeit oder früher, ein fester Platz, der damals unmöglich anders als durch Hunger genommen werden konnte. Von einem Gefängniß des Isfendiar ist freilich nicht die Rede.

Am letzten Tage gewann in der weiten Thalebene von Darab, nachdem die Reisenden am Morgen ihre Fußgänger entlassen hatten, die Situation wieder einen etwas bedenklichen Anstrich. Dreimal wurden sie von starken, berittenen Abtheilungen der Baharlus umringt, die mit wildem Geschrei ihre Gewehre schwangen und sie stürmisch um den Zweck ihrer Reise befragten. Doch gelang es den Frengis, sie zu beruhigen und Frieden mit ihnen zu schließen; sie sahen aber, daß sie keinen Augenblick zu früh gekommen waren; der ganze Stamm der Baharlus war schon in Bewegung, einer dieser Trupps beabsichtigte einen Angriff auf einige nahe gelegene, dem Khawam gehörige Dörfer; mit einem Worte, der Bürgerkrieg war eben im Stadium des Ausbruches.

Nachdem sie den in sieben Arme getheilten Strom von Darab, den wasserreichsten, den Dr. Stolze bisher in Persien gesehen, überschritten hatten, erreichten sie nach siebeneinhalbstündigem scharfen Marsche Darab, begierig auf seine alten Denkmäler, von denen sie in Schiraz und Firuzabad so viel gehört hatten, und die Flandin mit so hoher Bewunderung rühmt. Am folgenden Morgen ritten sie, begleitet von den beiden Söhnen des stellvertretenden Gouverneurs und einer Reitertruppe nach den unweit südlich gelegenen „Ruinen" der alten Stadt Darab, die an der entgegengesetzten Thalseite liegen. Wie enttäuscht waren sie aber, als sie fanden, daß diese gepriesenen Ruinen sich auf einen genau kreisförmigen Erdwall von etwa 700 Meter Durchmesser, in dessen Mitte sich ein natürlicher, felsiger Hügel befindet, und Spuren einer alten Wasserleitung beschränken! Kein Bauwerk, kein Rest eines einzigen Hauses innerhalb der Umwallung, kein Ziegel, wie sonst an allen Stätten alter persischer Cultur! Nun hofften sie wenigstens, daß die Nakschi Rustam, die „zahlreichen Reliefs" Flandin's sie entschädigen würden und machten sich auf den Weg dahin. Abermalige Enttäuschung! Ein einziges mittelgroßes, nicht besonders gut erhaltenes Relief aus der Sassanidenzeit, ohne jede Inschrift, das war Alles, und damit waren die Sehenswürdigkeiten von Darab erschöpft, so daß Dr. Odling und Dr. Stolze an die Rückkehr nach Schiraz denken konnten, während Consul Rivadeneyra noch die Handelsverhältnisse von Kirman und Jezd erforschen wollte.

Darab, 1110 Meter über dem Meere gelegen, ist ein ausgedehnter Ort, der sich durch Sauberkeit der Straßen und die zahlreichen, im Orte selbst belegenen Gärten mit dichten Orangenbüschen und schlanken Dattelpalmen vortheilhaft vor anderen Städten Persiens auszeichnet. Das ganze Thal macht den Eindruck großer Fruchtbarkeit, und die umgebenden Berge haben höchst malerische Contouren, besonders gegen Süden, wo eine Art von Felsenthor einen Durchblick auf das alte Darab gewährt.

Die Rückreise nach Schiraz brachte neues Ungemach: eine Schaar Araber hatte seit einigen Tagen den directen Weg nach Schiraz verlegt, und so mußten sie den zwei Tagereisen längern Weg über Fasa einschlagen. Schon unterwegs erkrankten Dr. Odling und Dr. Stolze an Durchfall und Erbrechen und, als sie am dritten Tage elend und von Schmerzen gequält in Fasa anlangten und dort ihr Kochgeschirr, welches in Persien durchgehends aus Kupfer besteht, untersuchten, fanden sie darin nicht eine Spur von Verzinnung und statt dessen einen reichlichen Ansatz von Grünspan. Es ist ein schlechtes Ding um eine Kupfervergiftung, wenn man täglich sieben bis acht Stunden im Sattel sitzen muß und des Nachts persisches Quartier in einem elenden Dorfe hat. Dr. Odling erholte sich bald; Dr. Stolze aber mußte die letzten drei Tage vollkommen fasten und wurde so elend, daß man schon eine Sänfte von Schiraz kommen lassen wollte, um ihn fortzuschaffen. Indessen dauerte er aus; zwar hing er, als sie am letzten Tage den Salzsee von Schiraz bei glühender Sonnenhitze passirt hatten, halb besinnungslos auf dem Rücken seines Pferdes, völlig passiv für die Schönheit der Landschaft. Aber auch die letzten qualvollen Stunden gingen vorüber, und gegen Mittag des 15. April konnte er seine ermatteten Glieder in seinem kühlen Schlafzimmer zum ersten Male seit zehn Tagen in völliger Ruhe ausstrecken.

Nur sehr langsam und unter häufigen Rückfällen und Ohnmachten konnte er sich von der chronischen Diarrhoe erholen und erst am 10. December 1875 von Schiraz nach Buschir aufbrechen, wo er mit gekräftigter Gesundheit am 23. December anlangte und am 4. Januar 1876 mit seinem Reisegefährten Dr. Andreas endlich zusammentraf. Auch dieser hatte unterwegs viel von Krankheit zu leiden gehabt. Sechszehn Tage schwebte er in Bombay, wo er an der Cholera erkrankte, in Lebensgefahr; als er genesen, folgte er der Einladung eines Fachgenossen, sich in Puna zu erholen, und benutzte die Muße, das Ritual der Parsis zu studiren. Denn er durfte sich nicht sofort in die Gluthhitze des Persischen Golfes wagen. In Schahbagh bei Buschir betrug z. B. nach Dr. Stolze's Beobachtungen das mittlere, tägliche Maximum im August 36·1° C., das mittlere tägliche Minimum 29·8° C., und dies bei einer psychrometrischen Tagesdifferenz von durchschnittlich 7·3° C., während sie Nachts bei sehr starkem Thaufall 1·5° betrug. In der Stadt Buschir war es noch heißer und feuchter. — Nach Bombay zurückgekehrt, erkrankte Dr. Andreas abermals heftig am Ringwurm, trat aber noch vor seiner völligen Wiederherstellung die Reise nach Buschir an, indem er unterwegs in Karatschi, Sanmiani und Gwadar seine linguistischen und historisch-geographischen Studien betrieb. In Buschir angelangt, begann er sogleich mit Dr. Stolze die Ausgrabungen des Ruinenhügels beim Dorfe Rischehr, und angestrengt arbeiteten beide Tag für Tag bis Ende April. Die gefundenen Ziegel mit Keilschrift waren häufig gebrochen, zuweilen in nicht weniger als 50 Stücke, und mußten mühsam zusammengekittet werden. Auf diese Weise gewannen sie circa 1000 Ziegel mit ganzen Inschriftenflächen und doppelt so viel Fragmente. Gleichzeitig förderten Ausgrabungen in der Ebene eine Reihe der schon bei Ritter erwähnten, seit-

Digitized by Google

dem aber völlig vernachläſſigten Todtenurnen in allen Geſſen zu Tage. Die Unterſuchung mehrerer von ihnen zeigte, daß ſie vollſtändige Skelette enthalten, ſowohl von Erwachſenen als von Kindern, und ſomit die Möglichkeit gewähren, anthropologiſch den Racentypus zu beſtimmen, welcher vor 2500 Jahren dieſe Gegenden bevölkerte. Auch andere Zweige der Wiſſenſchaft blieben nicht unberückſichtigt, wie z. B. eine Sammlung von Eidechſen, Schlangen, Inſecten, Spinnen, Skorpionen, Skolopendern, Landſchnecken ꝛc. angelegt wurde. Andreas' Hauptſtudien waren jedoch auf das Sprachliche gerichtet, und wie er in Puna Studien über Urſprung und Quellen des Rituals der Parſi gemacht, in den Küſtenſtädten von Balutſchiſtan Sammlungen zu einer Grammatik und einem Vocabularium der Beahui-Sprache angelegt hatte, ſo erforſchte er in Buſchir bei den Dorfbewohnern und Häuptlingen die dialektiſchen Eigenthümlichkeiten der Gegend, ihre Sprichwörter, Sitten, Traditionen und hiſtoriſchen Erinnerungen.

Gegen Ende October 1876 beabſichtigen die Reiſenden die ihnen von Hamburg aus aufgegebenen Forſchungen zu beginnen nnd zunächſt eine große Felſeninſchrift in Giſekun zu unterſuchen. „Von dort aus wollen wir — ſchreibt Dr. Stolze Ende October aus Schahbagh — Tengiſtûn nnd Deſchti nach allen Richtungen durchkreuzend, über Acheam nach Chormudſch gehen, den Chormudſch beſteigen, den Lauf des Fluſſes Mund unterſuchen und dann auf Kreuz- und Querwegen nach Firuzabad vordringen, dort Kalaï Dochter (ſ. oben) und die anderen ſaſſanidiſchen Baudenkmäler unterſuchen nnd auf einer nördlichen Route, vielleicht über Chiſcht nach Rudhilla und dann event. nach Genâwe gehen. In Rudhilla finden ſich, wie wir in Erfahrung gebracht, dieſelben Todtenurnen, wie hier, und in Genâwe Ziegel mit Keilinſchriften. Wir werden unſern Weg aufs Sorgfältigſte durch aſtronomiſche Beobachtungen, fortlaufende photogeammetriſche Aufnahmen, Compaßpeilungen und den Pedometer beſtimmen nnd hoffen eine reiche Ausbeute davonzutragen. Schon beſitzen wir eine vorläufige Karte von Tengiſtûn und Deſchti mit vielen Hunderten ſorgfältig beſtimmter Ortsnamen und haben Verbindungen mit allen dortigen Chefs angeknüpft.“ Ueber die Reſultate dieſer Reiſen wird nach Hambueg berichtet werden. Ehe jedoch die Reiſenden ihr neues Unternehmen begannen, hatten ſie noch ein Abenteuer zu beſtehen, welches ihree ganzen Expedition leicht ein unvorhergeſehenes Ende hätte bereiten können, und welches wir hier als eine weitere vortreffliche Illuſtration perſiſcher Zuſtände mittheilen.

Sie waren am Abend des 29. October, eines Sonntags, in Geſellſchaft eines Beamten des engliſchen Telegraphen, Mr. Allen, nach einer etwa 7 Kilometer von Schahbagh entfernten Schlucht gegangen, wo ſich noch ein Waſſertümpel von etwa zwei Meter Länge gehalten hatte, um dort vielleicht eine Hyäne, einen Fuchs oder ſonſt ein Wild, das meilenweit her dorthin zuſammenkommt, bei dem prachtvollen Mondlicht zu erlegen. Nach zwei Stunden vergebenen Wartens kehrten ſie ermüdet nach Hauſe zurück. Als ſie nun in ſchnellem Schritt das nur 300 Meter von Schahbagh entfernte Dorf Ravani, wo jeder Einwohner ſie genau perſönlich kannte, linker Hand paſſirten, eröffneten die Einwohner plötzlich aus einer Entfernung von etwa 15 Meter ein ſcharfes Feuer, was ſie noch fortſetzten, nachdem ſie bis auf etwa 8 Meter ſich ihnen im ſchnellen Laufe genähert hatten. Die Europäer waren ſo überraſcht, daß ſie im erſten Augenblicke gar nicht daran dachten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Wer konnte auch erwarten, daß drei wohlbewaffnete Europäer wenige hundert Schritt von ihrer Wohnung von Leuten, denen ſie tagtäglich zu veedienen gegeben, die ſie bei jeder Krankheit hülfbereit unentgeltlich mit Arznei verſehen haben, würden angegriffen werden?

Einer der Dorfbewohner ſchien vernünftiger und ermahnte die anderen auf das drohende Zurufen der Angegriffenen, von denen zum Glück keiner trotz der geeingen Diſtanz auch nur die leichteſte Verwundnng davongetragen hatte, zur Ruhe; widerwillig und zögernd ließen ſie endlich von ihnen ab und das Feuern ſchwieg.

Nnn gingen die drei Europäer energiſch auf ihee Angreifer los und verlangten Rechenſchaft, ohne zunächſt anderes als Spott und Hohn davonzntragen; ja zwei Kerle, deren einer im Dienſte des dortigen holländiſchen Conſuls ſteht, zeigten, als die meiſten ſich einſchüchtern ließen und einzelne davonliefen, nicht übel Luſt, es nochmals zu Thätlichkeitrn kommen zu laſſen. Dem Verlangen, den Angegriffenen nach ihrem Hauſe zu folgen und ihre Identität feſtſtellen zu laſſen, leiſtete keiner Folge, und den Reiſenden blieb nichts übrig, als nach Schahbagh zurückzukehren nnd ſich gegen etwaige nächtliche Angriffe in ihrem Hauſe zu verbarricadieen. Am folgenden Morgen telegraphirte Dr. Andreas den Hergang ſofort nach Teheran an Mirza Huſſein Chan ſowie an die engliſche nnd ruſſiſche Geſandtſchaft nnd bat um Beſtrafung der Schuldigen; aber obgleich umgehend von allen drei Seiten die Unterſuchung und Beſtrafung zugeſagt wurde, ſo ſcheinen doch die Localbehörden abſolut nichts gethan zu haben und ließen die Schuldigen entwiſchen. Ueber den ganzen Ausgang der Angelegenheit ſind noch keine Nachrichten eingelaufen; doch werden wohl die Angegriffenen Genugthnung erhalten haben. Denn ſie erkannten ſofort, daß, wenn dieſer Angriff dicht bei Buſchir, wo Alles für ruhig und geordnet gilt, unbeſtraft bliebe, ſie im Deſchti und Tengiſtûn, wo fortwährend gefochten wird und der kleine Krieg gar nicht aufhört, keinen Augenblick ihres Lebens ſicher wären, und ſie waren entſchloſſen, nicht eher aufzubrechen, bis die Sache regulirt wäre.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Das Privatleben der Bewohner Bannns ſchildert uns Thorburn in einer Menge einzelner Züge, welche ethnologiſch ſehr intereſſant nnd für unſere Kenutniß des öſtlichen Afghaniſtan nicht ohne Bedeutung ſind. Das Kind erhält ſeinen Namen zwei Wochen nach der Geburt, ganz ohne alle Ceremonie; neben der Muttermilch giebt man ihm täglich etwas Ghi, geſchmolzene Butter, das Köſtlichſte, was die Afghanen kennen. Sie ſoll die Verdauung fördern, wie man auch Einreibungen des ganzen Körpers mit Ghi für höchſt geſund hält. Die Mutter drückt und knetet Kopf und

Glieder des kleinen Weſens täglich, um ihnen ſchöne Formen zu geben. Namentlich beliebt iſt eine breite Stirn, und um dieſe Schönheit dem Kinde zu verſchaffen, legt man bei manchen Stämmen Thonformen auf und rückt den Leib des Kindes höher als den Kopf, um den Druck zu vermehren. Nächſt der Stirn verwendet man Sorgfalt auf die Naſe, die man ſchmal drückt und möglichſt verlängert; Augenbrauen und Schädel werden mit Spießglanz gefärbt, damit die kammenden Haare ſchwarz werden. Uebrigens färben ſich auch Erwachſene namentlich den Bart und zwar an verſchiedenen Tagen verſchieden, meiſt ſchwarz, doch auch roth oder weiß. Ihre Augen ſind gewöhnlich dunkel; als ſehr häßlich gelten hellere, die nicht eben ſelten und dann meiſt graugrünlich ſind; daher das Sprichwort: „Wer häßlich ſein ſoll, dem giebt Gott grüne Augen.“

Krankheit gilt als Wirkung dämoniſcher Mächte; namentlich in der Leber haben dieſelben ihren Sitz, ſie tödten den Menſchen, indem ſie ſeine Leber aufzehren. Dieſer Glaube iſt weit verbreitet. Die Leber gilt wie das Herz als Sitz der Leidenſchaften, als Sitz des Lebens, der Seele; daher in ſo vielen Märchen der Zug, daß man Herz und Leber eſſen muß, um die Herrſchaft über den Geiſt des frühern Beſitzers beider zu erlangen; in einem Märchenfragment in Grimm's Sammlung kommt ein Todter, deſſen Leber eine Frau nebſt ihren Gäſten gegeſſen hatte [1]), Nachts in das Haus, er iſt nun an die gefeſſelt, welche ſeine Seele in ihre Gewalt gebracht hatten. Umgekehrt werden Tityos und Prometheus wegen ihres Frevels gegen die Götter an der Leber geſtraft: ein von Gott geſandter Vogel, ein Dämon in Vogelgeſtalt, zehrt ſie auf. Merkwürdige Parallelen zu dieſen Anſichten und Mythen findet man bei ganz abliegenden Völkern, z. B. den Bewohnern des ſtillen Oceans. Die Fidſchi-Inſulaner, arge Cannibalen, aßen namentlich Herz, Leber und Zunge und glaubten, durch dieſen Genuß die Seelen der Feinde ganz in ihre Dienſte zu bekommen; in Tonga und Samoa ſah man bei Menſchenopfern häufig zu, ob die Leber des Todten geſchwollen war, in welchem Falle er gewiß gegen die Götter gefrevelt hatte und deshalb an der Leber geſtraft war. Ganz ähnliche Anſchauungen finden ſich bei ſemitiſchen und afrikaniſchen Völkern. — Uebrigens haben die Afghanen auch wirkliche Heilmethoden, nicht bloße Beſchwörungen. Fieber z. B. curirt man dadurch, daß der Patient, in ein naß warmes Schaffell eingeſchlagen, ins Bett geſteckt wird, damit er tüchtig ſchwitze. Im Ganzen aber ſind ſie ein geſunder, kräftiger Menſchenſchlag.

Der Hausbau iſt wenig ausgebildet: man hat meiſt niedrige, viereckige Häuſer, mit flachem Dach und nur einer einzigen Oeffnung, der Thür. In dieſem einen Raum, der nur mit ſehr dürftigem Hausrath ausgeſtattet iſt, wohnt die Familie beiſammen, oft nach mit dem Vieh. Im Sommer wohnt man auf dem Dach. Jeder Neuverheirathete hat ſein eigenes Haus, und da in dem Wohnraum zugleich geſchlafen und gekocht wird und zwar an einem Feuer, welches man mit getrocknetem Kuhmiſt unterhält, ſo iſt eine ſatche Abtrennung allerdings ſehr rathſam. Die Stämme, welche im Sommer nomadiſiren, wohnen dann in zeitweiligen ſchwarzen Lederzelten; die Häuſer ihrer Dörfer ſind nur roh aus Flechtwerk aufgeführt, das ganze Dorf mit einer Dornenhecke umzäunt, deren Stelle bei den ſeßhaften Afghanen ein Erdwall vertritt, wie denn ein jedes ihrer Dörfer auch eine Art Fort beſaß, welches gleichfalls aus Erde aufgeführt war — Vertheidigungsmittel, welche gegen aſiatiſche Feinde völlig genügten. Außerdem haben die Dörfer ihre Gemeindehäuſer, mit freiem Platz vor denſelben, wo die Männer zuſammenkommen, meiſt nur, um zu rauchen und zu ſchwatzen, doch auch für die ernſteren öffentlichen Angelegenheiten. In jedem Quartier eines jeden Dorfes iſt ein ſolches Haus, und die Männer, welche ſich in dieſem oder jenem verſammeln, gehören ſtets ſtreng einer und derſelben politiſchen Partei an. Die eigentliche Hausarbeit liegt den Weibern ab, die aber nicht ſchlecht geſtellt ſind. Die Männer beſorgen den Haus- und Felddau, die Herden, den Krieg und die öffentlichen Angelegenheiten. Jede Gemeinde hat ihre „Dum“ oder Dorfſänger.

Von den eigenthümlichen Hochzeitsceremonien mag erwähnt werden, daß bei den Bannudzai der Bräutigam und ein Mädchen, welches die Braut vertritt, zuſammen zum Dorfbache gehen, indem beider Obergewand an einander geknüpft iſt. Dort taucht der Bräutigam zuerſt den Finger dreimal, dann dreimal das Schwert in das Waſſer ein und läßt die Tropfen in einen Krug abrinnen, den er, nachdem ihn das Mädchen mit der Hand vollgeſchöpft hat, einige Schritte zurückträgt und auf den Boden ſtellt. Dann verſuchen einige Dum von der Brautpartei den Bräutigam zu fangen und mit einem Stück Bindfaden zu meſſen, wogegen ihn ſeine Freunde unter lebhaftem Scheingefecht vertheidigen. Während dieſes „Pandea“ genannten Streites kämpfen auch die Weiber: aber mit den Zungen. Die Verwandtinnen des Bräutigams und der Braut ſetzen ſich einander gegenüber und überbieten ſich zunächſt in Lobeserhebungen des ihnen Verwandten der beiden Verlobten; bald aber ändern ſie den Ton und jede Partei ſchmäht und höhnt den Verlobten der Gegenpartei aufs Aergſte. Das dauert eine Stunde. Bei den Marwat hält ſich Tags vor der Einholung die Braut mit einigen Freundinnen in einer beſonders hergerichteten Strohhütte auf; gegen Abend verſucht eine größere Schaar der Dorfgenaſſinnen der Braut eine Locke zu rauben, ebenfalls unter lebhaftem Scheingefecht, in welchem die Räuberinnen immer den Sieg behalten. Iſt dann die Braut heimgeführt, ſo bleibt ſie drei Tage lang in einem dunkeln Raum, wo ſie nur der neue Ehemann beſucht; erſt dann gehört ſie zur Familie des Mannes. Bei den Bannudzai wird die junge Frau drei Tage nach der Hochzeit von ihrer Mutter in die alte Heimath abgeholt, wo ſie noch einige Tage verweilt, dann aber dieſelbe erſt nach Jahresfriſt wieder beſuchen darf. Die Weiber werden gekauft; doch giebt man ſie nicht ohne Ausſteuer. Sklaverei iſt vorhanden, aber nicht ſehr ausgedehnt, und überall gehören die Sklaven zur Familie. Junge Mädchen giebt man oft als eine Art Geldzahlung fort, z. B. als Wergeld an eine andere Familie; ſie gehen dann in dieſe über, aber in einer Art von Sklavenſtellung, ſehr häufig als Nebenweiber des Mannes. Das Familienleben der Paſhto iſt ein inniges, wie ſie auch leidenſchaftliche Liebe ſehr wohl kennen — ein Charakterzug, der, wie Elphinſtone mit Recht bemerkt, bei Aſiaten ſehr merkwürdig iſt. Beſonders ſchön iſt die Ehrfurcht, welche ſie dem Alter zollen, in äußerer und innerer Hochhaltung. „Aelter und klüger“ iſt Sprichwort bei ihnen. Jetzt iſt dieſer Zug ihres Weſens ein völlig ethiſcher; urſprünglich aber iſt der ihnen wie bei allen Naturvölkern die Verehrung des Alters nicht ethiſch gemeint, ſondern einfach religiös und retigiös auch nur im roheſten Sinne des Wortes. Es iſt eine höchſt wichtige und intereſſante Erſcheinung im Leben der Menſchheit, daß alle ſittlichen Regungen ſich aus ganz roher, materieller Grundlage entwickelt haben, daß nichts Ethiſches urſprünglich gegeben iſt. So auch die Ehrfurcht vor dem Alter nicht: ſie hängt zuſammen mit der Furcht vor den Seelen. Die Seele des Todten wird gleich nach ihrer Loslöſung vom Körper ein mächtiger Geiſt, der nützen oder ſchaden kann, den man auf alle Weiſe alſo zum Freunde haben muß. Je

[1]) Grimm² 1822, 3. Band.

Digitized by Google

älter nun Einer iſt, deſto näher ſteht er jener Epoche der gefährlichen Macht, deſto mehr muß er geehrt werden. Daß der Menſch mit den Jahren immer heiliger wird, das zeigt ſich aus den Gebräuchen vieler Völker; daß man die dereinſt freiwerdenden Seelen auch der noch Lebenden fürchtet, beweiſt die Behandlung der Kranken vielfach, zum Theil auch die Tödtung der alten Eltern, welche überall, wo ſie herrſcht, als ſtrenge Pflicht angeſehen wird; ein Sitte, welche ſich bei unſerer Auffaſſung mit der Verehrung, die man gegen das Alter hegt, ſehr gut vereint. Elphinſtone berichtet van den Shirani, einem afghaniſchen Stamme des ſüdlichen Suleiman-Gebirges, daß ihr Häuptling, welcher den Titel Nika, d. h. Großvater, führt, ſtets das Familienhaupt der älteſten Familie iſt. Er ſteht, ſo glaubt man, unter unmittelbarer Führung und Hut der Gottheit, und Frevel gegen ihn rächen ſich ſofort durch ſchweres Unglück, z. B. durch den Tod eines Kindes. Kinder aber ſind den göttlichen Weſen das genehmſte Sühnopfer. Die Shirani behandeln alſo ihren „Großvater" ſchon bei Lebzeiten wie einen Geiſt oder Gott.

Aber trotz aller Familienanhänglichkeit herrſchen in allen afghaniſchen Familien die heftigſten Fehden, noch neben den Feindſeligkeiten, welche die Stämme unter einander haben. Ein Sprichwort lautet: „Ein Vetter beißt ſich den Zahn am andern Vetter aus;" denn wie zu Elphinſtone's Zeiten, ſo ſind auch heute noch die einzelnen Häuſer einer Familie immer mit einander im Streit, meiſt wegen Erbſchaftsangelegenheiten. Auf dieſen Familienzwiſten beruhen die Parteiungen in den Stämmen; ſie erfüllen das Leben des Einzelnen mit Haß und nicht ſelten auch mit blutigen Thaten. Meuchelmord iſt der beſtändige Begleiter dieſes Haſſes, trotzdem das alte Blutrecht der Wiedervergeltung gerichtlich ſtreng verpönt iſt. „Aber," ſagt das Sprichwort, „wer zähmt ſeine Hand, wenn ihm Sohn und Bruder erſchlagen ſind?" und ein anderes: „Afghaniſche Feindſchaft iſt wie Dungfeuer," d. h. ſie brennt heimlich und lange, unter dem Deckmantel der Verſtellung, weiter, bis ſie bei guter Gelegenheit in helle Flammen ausſchlägt. Man kennt genau die Zahl der beiderſeitig Getödteten, weiß genau, wie viel von der feindlichen Partei noch getödtet werden müſſen in einer Fehde, die ſich oft ſchon durch Generationen hindurchzieht, und ſo ſind Mordthaten und Familienrache auch heute noch gar nicht ſelten. Das Wergeld, mit welchem eine Tödtung geblißt wird, iſt oft höchſt bedeutend.

Mit dieſem privilegirten und angeerbten Haß und Parteiweſen verträgt ſich übrigens die größte Gaſtlichkeit ſehr wohl. Der Wanderer theilt mit dem Wanderer ſein Mahl; die Dörfer nehmen in ihren Fremdenhäuſern die Reiſenden unentgeltlich auf — die Unkoſten der Verpflegung trägt entweder der Dorfvorſteher oder ſämmtliche Gemeindeglieder. Von einem Häuptling oder Fürſten erwartet und rühmt man dieſe Gaſtlichkeit ebenſo wie die mittelalterlichen Sänger die „Milde" ihrer Fürſten erwarten und rühmen. Daher iſt es begreiflich genug, daß die engliſchen Machthaber im Lande ſich und ihrer Stellung durch wohlangebrachte Freigebigkeit unendlich nützen können; während das Gegentheil ihnen ebenſoſehr ſchadet. Die — unabhängigen — Dawaris gelten für beſonders ſpendabel; ihre Fürſten legen an Feſttagen gebratene Hühner in ihre Turbane und dieſe mit ſich fortzunehmen ſteht Jedem frei. Daher das ſchon oben erwähnte Sprichwort: „Der iſt kein Dawari, deſſen Frauſen nicht von Fett triefen." — Daß nun die Afghanen, namentlich die ärmeren Stämme, oft eine ganz unleidliche Gefräßigkeit zeigen, läßt ſich nicht leugnen. Eine Schaar Gebirgsafghanen, welche man zu einer großen Parade eingeladen hatte, in der Hoffnung, ihnen dadurch heilſam zu imponiren, war gegen die impoſanteſten Eindrücke völlig ſtumpf, dagegen ſtritten ſie lange hin und her über ihre Gaſt-Razionen und benahmen ſich ebenſo hochmüthig als unbeſcheiden — ganz nach Art roher Menſchen, welche dies ſelbe Weſen zeigen ſowohl in rein natürlichen als auch in cultivirten Verhältniſſen.

Die Afghanen ſind treue Anhänger ihrer alten Sitten, welche ja in geiſtig leeren, alſo in den Zuſtänden der Uncultur ganz beſonders zähe Kraft haben. „Das Leben giebt man wohl auf, aber nicht einen alten Branch," ſagen ſie ſprichwörtlich. Dennoch aber ſind ſie „Neuerungen, die auf altem Wege kommen" (Sprichwort), nicht abgeneigt, ſobald ihnen nur die Vortheile derſelben begreiflich gewarden ſind. Ganz ähnlich verhalten ſie ſich in ihren religiöſen Anſichten: nach keiner Seite gehen ſie in unverſtändiger Leidenſchaftlichkeit vor, ſo ſehr ſie auch — ſie ſind alle Muhammedaner — an ihren Mullahs hängen. Obwohl Sunniten, vertragen ſie, trotz mancher verächtlichen Sprichwörter gegen dieſelben, auch die Schiiten ganz gut, und wenn ihre Duldſamkeit gegen Hindus und Hindkis allerdings nicht ſehr groß iſt, ſo iſt das weit mehr Folge des Nationalhaſſes (welchen das Gefühl der eigenen Inferiorität mächtig ſtachelt), als des religiöſen Eifers. Natürlich ſind ſie Fataliſten, aber doch nicht ſo blinde wie die Muhammedaner ſanſt ſa aft. Denn, ſagt ihre Volksweisheit, „Schickſal iſt ein geſattelter Eſel und geht, wohin man es treibt." — „Gottes Wille iſt unabänderlich; aber dennoch, bindet eure Kameele an!" Hierzu halte man folgende Sprichwörter: „Obwohl Gott allmächtig iſt, er regnet dennoch nicht bei heiterm Himmel." — „Die Dinge geſchehen nach Gottes Willen, nicht nach der Prieſter Mund." — „Das Wort: „Mit Gottes Hülfe", bringt Segen, aber nicht bei der Schakaljagd" (d. h. nicht bei Kleinigkeiten). Nun iſt es freilich eine mißliche Sache, aus Sprichwörtern ſich ein Bild des ethiſch-intellectuellen Standes der Geſammtmenge eines Volkes zu bilden. So zeigen ſich auch die Afghanen in Dingen, welche ihren Horizont überſteigen, ganz abhängig von den Mullahs und erfüllt mit dem gröbſten Aberglauben. Man glaubt an Hexen- und Krankheitsbeſchwörungen; man glaubt an den böſen Blick und daß derſelbe namentlich Wöchnerinnen und Nackten oder Leuten ſchade, die im Dunkel der Nacht draußen ſind; daß man durch Blei, welches man in Oel gießt, den Uebelthäter erkennen könne, indem das Blei die Geſtalt deſſelben annehme. Aber man glaubt auch, daß, je älter und gläubiger der mit dem böſen Blick Behaftete werde, deſto mehr und mehr ſein Blick die unheilaalle Kraft verliere. Solche Züge, jene Sprichwörter und Aehnliches beweiſen, daß die Afghanen ein rohes, aber verſtändiges, gut beanlagtes Volk ſind, welches von ſemitiſchem Fanatismus ſehr weit entfernt und wohl im Stande iſt, zu lernen und weiter zu kommen. Dies wird nicht ſehr raſch gehen, auch wohl verhältnißmäßig nicht ſehr weit führen; allein hierin iſt nicht ſowohl die Begabung des Volkes Schuld als die höchſt hinderliche Naturumgebung und die allzulange Gewöhnung an ein culturloſes Leben.

Schließlich ſei noch einer, wie es ſcheint, ſehr alterthümlichen Sitte gedacht, welche ſich bei den Dawari erhalten hat. Wird eine Strecke Landes unfruchtbar, ſo ſollen ſie bisweilen einen Wanderer tödten und in dies Stück Land begraben, welches dadurch ſeine Fruchtbarkeit wieder erhatte, und zwar um ſo reichlicher wieder erhalte, je heiliger der getödtete Mann war. Beruht dieſe Nachricht auf wirklichen Thatſachen — waran wir kaum zweifeln dürfen —, ſo haben wir hier eine intereſſante Spur alter Menſchenopfer vor uns.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Auch die Goldfelder von Neu-Süd-Wales, welche hinter denen von Victoria (s. oben S. 256) immer weit zurückstanden, wiesen 1876 eine erhebliche Abnahme in der Ergiebigkeit gegen frühere Jahre aus. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß der Ertrag der Goldfelder in dieser Colonie einzig und allein nach den Eingängen der Goldescorten bemessen wird, daß aber in neuester Zeit, wo die Eisenbahnen immer weiter vorrücken, viel Gold auch auf diesem Wege befördert wird, welches sich dadurch der statistischen Calculation entzieht. — Die Goldfelder von Neu-Süd-Wales zerfallen je nach ihrer Lage in die westlichen, südlichen und nördlichen. Die westlichen waren von jeher die ergiebigsten und brachten 1876 einen Ertrag von 94,879 Unzen gegen 153,212 im Jahre 1875. Dann folgten die südlichen mit 27,418 Unzen gegen 42,405 im Vorjahre und endlich die nördlichen mit nur 4491 Unzen gegen 6162. Das Gold, welches in den letzten zehn Jahren auf den Goldfeldern von Neu-Süd-Wales gewonnen wurde, summirt wie folgt:

Im Jahre	1867	. . .	222,715	Unzen
„ „	1868	. . .	229,739	„
„ „	1869	. . .	324,882	„
„ „	1870	. . .	198,664	„
„ „	1871	. . .	296,928	„
„ „	1872	. . .	392,186	„
„ „	1873	. . .	328,197	„
„ „	1874	. . .	243,518	„
„ „	1875	. . .	201,779	„
„ „	1876	. . .	126,788	„
		Totol	2,565,396	Unzen.

Das in Neu-Süd-Wales gefundene Gold ist von geringerer Qualität als das von Victoria und sein Werth rangirt zwischen 3 Pf. St. 10 Sch. und 3 Pf. St. 18 Sch. 6 P. pro Unze. Nehmen wir einen Durchschnittspreis von 3 Pf. St. 15 Sch., so repräsentiren obige 2,565,396 Unzen den Werth von 9,620,235 Pf. St.

In der Münze von Sydney wurden im Jahre 1876 im Ganzen 1,651,292 Sovereigns geprägt gegen 2,128,517 Pf. St. im Jahre 1875, und seit Eröffnung der Münze im Mai 1855 überhaupt 10,787,761 Unzen Gold zum Werthe von 41,571,393 Pf. St. verprägt.

— Die Regierung von Neu-Süd-Wales hat soeben eine statistische Abhandlung von G. H. Reid: „An Essay on New South Wales“ (Sydney 1876), vertheilt, welche sich jenen officiellen Veröffentlichungen über Brasilien und die Argentinische Republik anschließt, die wir auf S. 48 und 270 dieses Bandes besprochen haben. Mit einer Karte der Colonie und einer großen Ansicht von Sydney ausgestattet, giebt das Buch eingehende und zuverlässige Nachricht über Klima, Bevölkerung, Gerichtspflege, Communicationen, Handel, Schifffahrt u. s. w. Die statistischen Daten, welchen, soweit sie die hauptsächlichsten Verhältnisse betreffen, auch diejenigen aus den anderen australischen Colonien hinzugefügt sind, reichen bis Ende des Jahres 1875 herab.

— Die Colonie Süd-Australien hat mit der holländisch-indischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, zu dem Zweck eine Dompfschifffahrts-Unternehmung zwischen Port Adelaide, Port Darwin und Batavia zu subventioniren. Der Vertrag ist vorläufig für fünf Jahre abgeschlossen worden — mit eventueller Kündigung zwei Jahre vor Ablauf des Termins. Dampfer von nicht weniger als 1000 Tonnen Gehalt werden mit Intervallen von circa 73 Tagen von Batavia abgehen und die Häfen von Darwin, Sydney und Melbourne sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise anlaufen. Der Beitrag der südaustralischen Regierung ist mit 1666 Pf. St. für jede Rundreise bemessen. Aus dieser Verbindung wird der Colonie ein großer Vortheil erwachsen; auch dürfte sie dazu dienen, das Northern Territory einer raschern Entwickelung entgegenzuführen.

— In dem Berichte über die Reise des Reverend S. M'Farlane an der Südostküste der langen Peninsula von Neu-Guinea (Bd. XXX, Nro. 9 und 10) erwähnten wir auf S. 142 des Hoine Anua oder Frauenlandes; ohne damals Näheres über diese Merkwürdigkeit mittheilen zu können. Jetzt schreibt uns M'Farlane selbst darüber Folgendes:

„Hoine Anuo oder Frauenland ist nach Angaben der Eingeborenen ein District oder eine Insel an der Südseite der Peninsula von Neu-Guinea, welche zu entdecken ich mich auf meiner letzten Reise vergeblich bemühte. Dort leben nur Frauen und Kinder weiblichen Geschlechts. Sicherlich befanden wir uns in der Nähe dieses merkwürdigen Landes, als wir, wie mein Bericht angiebt, einem großen Canoe begegneten, welches mit Frauen besetzt war, die sich als vortreffliche Ruderer erwiesen. Wie uns die Eingebarenen der Südostküste erzählten, dürfen Männer diesen Frauenstamm zwar besuchen, aber nur zum Zwecke der Begattung, und es ist ihnen nicht gestattet, sich länger aufzuhalten ohne die Gefahr ermordet zu werden. Die Kinder männlichen Geschlechts, welche diese Weiber gebären, werden bei der Geburt sofort getödtet, und nur die Mädchen bleiben am Leben. Es würde dies also auf eine Colonie prostituirter Frauen hindeuten.“

— Der Missionär Dr. Turner besuchte auf seiner Rundreise in der Südsee zu Ende vorigen Jahres auch die in 0° 18' südl. Br. und 176° 12' östl. L. Gr. gelegene und zur Gilbert-Gruppe gehörige Insel Nukunau, auf der, wie er berichtet, folgender religiöser Glaube herrscht. Tapuariki gilt den Eingeborenen als der große Gott und manifestirt sich als Donner, außerdem verehren sie aber noch viele andere Götter. Im Uranfange herrschte überall Finsterniß und der Himmel ruhte auf der Erde, bis ihn die beiden Brüder Naleau und Loki in die Höhe hoben. Aber damit war noch kein Licht geschaffen. Naleau und Loki hatten noch einen dritten Bruder. Diesem rissen sie das rechte Auge aus und warfen es an den Himmel, wo die Sonne daraus ward. Ein Gleiches geschah dann auch mit dem linken Auge, und es entstand der Mond. Der Mensch bildete sich allmälig aus den Fischen der See.

— Im Februar dieses Jahres trafen mit dem Homburger Schiffe „Hammershagen“ vierzig italienische Ackerbauern in Maryborough (Colonie Queensland) ein. Sie sind beauftragt, ein großes Areal Land anzukaufen, um darauf die verschiedenen Producte des südlichen Europas zu cultiviren. Eine weitere Anzahl von Italienern wird nachfolgen.

— Mehr als die Hälfte der auf dem australischen Continente producirten Wollen werden jetzt von Melbourne aus verschifft, und dabei darf nicht übersehen werden, daß in dieser Verschiffung gerade die auserlesensten Schuren begriffen sind. Die Victoria-Wollen rangiren im Allgemeinen in der Qualität viel höher als die der anderen australischen Colonien. Dies resultirt aus dem mehr gleichförmigen Klima dieser Colonie, aus den durchschnittlich besseren Weiden und aus dem unausgesetzten, keine Kosten

Digitized by Google

scheuenden Bestreben der Squatters, ihre Schafherden zu veredeln und dadurch feinere Sorten Wolle zu produciren. Die Art und Weise der Wäsche und Classificirung der Wollen hat in Victoria wahl den möglichsten Höhepunkt erreicht, und der größte Theil der Schur kammt in vorzüglichster Ordnung auf den Markt. Kein Wunder, daß daher die bedeutendsten Fabrikanten Europas und Nordamerikas den Melbourne-Markt alljährlich in immer größerer Anzahl besuchen, indem sie anerkennen, daß dort nunmehr einer der wichtigsten, wenn nicht geradezu der wichtigste Stapelplatz der Erde für Walle existire. Sehr beträchtliche Verkäufe werden jetzt in Melbourne selbst abgeschlossen, wa die Fabrikanten die erste Auswahl vor sich haben, während früher die dortigen Wallen fast sämmtlich an den Londoner Markt gebracht und durch Commissionäre verkauft wurden. Der Wollexport aus der Colonie Victaria belief sich im Jahre 1866/67 auf 169,548, 1870/71 auf 225,145, 1872/73 auf 233,729, 1874/75 auf 303,063 und 1875/76 auf 311,831 Ballen. Bemerkt sei, daß in Australien das Walljahr vom 1. October an datirt wird. Das laufende Jahr 1876/77 würde sicherlich eine noch wesentlich höhere Ausfuhr liefern, wenn nicht die große Trockenheit und Dürre, welche in Australien herrschte, hindernd eingewirkt hätte. Bis gegen Ende Februar 1877, wo die Saison aber schon sa ziemlich zu Ende war, erreichte der Wollexport aus Victoria die Höhe von 275,671 Ballen, welche, mit Ausnahme von 7847, die nach Nordamerika gingen, sämmtlich für England bestimmt waren. Für Amerika werden wegen des dortigen Zolltarifs nur sogenannte greasy, d. i. ungewaschene Wallen, angekauft.

Amerika.

— Dem Berichte des canadischen Ministers der Oeffentlichen Arbeiten für 1876, der kürzlich dem Parlamente der Dominion vorgelegt wurde, entnehmen wir Folgendes über den gegenwärtigen Stand der nördlichen oder canadischen Pacificbahn. Von dem Gesammtbudget der Oeffentlichen Arbeiten zu 11,405,000 Doll. wurden 2,302,000 auf dieselbe (2,390,000 auf Canäle, 999,000 auf die Intercolonial-Eisenbahn) verwandt. Ueber den Stand der Arbeiten giebt der Bericht des Hauptingenieurs an, daß von der Gesammtlänge der Linie, die zwischen Lake Superior und dem Stillen Ocean 2000 engl. Meilen mißt, 681 Meilen endgültig ausgelegt und 227 davan im Bau begriffen sind. Von der ausgelegten Linie an, die in Livingstone (bei Fort Pelly) ihren westlichen Endpunkt findet, ist eine provisarische Linie von 516 Meilen bis in die geographische Länge von Edmonton, vermessen. Bau den übrigen 260 Meilen bis zum Yellow-Head-Paß im Felsengebirge sind 140 Meilen ausgelegt. Auf der pacifischen Seite des Gebirges gehen die Arbeiten rüstig vorwärts. Eine Versuchslinie vom Yellow-Head-Paß bis Bute Inlet (Waddington Harbour) ist vermessen und andere Versuchslinien (eine von der ebengenannten abzweigend im Chilacoh Valley und im Thale der Blackwater und Salman River nach der Kamsquato-Bay hinabführend; die andere von der Mündung des Chilacoh im Thale des Stewart, Nechacoh und Euchu River entlang, über die Wasserscheide in das Thal des Salmon River, wo sie mit der vorigen zusammentrifft; eine dritte im Thale des Fraser River) sind behufs Vermessung in Aussicht genommen. Ob bei der abwartenden Stellung, welche Britisch-Columbia neuerdings den Vereinigungsplänen der Dominian entgegensetzt, und bei der schlechten wirthschaftlichen Lage, die ganz Britisch-Nordamerika einen Stempel van Ermattung aufdrückt, der große Plan der nördlichen Pacificbahn sa rasch zur vollen Ausführung gelangen wird, wie man früher annahm, ist wohl zu bezweifelu, und das Fortschreiten des Unternehmens wird wesentlich beeinflußt werden von dem Verlauf der wirthschaftlichen Krise, die Canada gegenwärtig stärker heimsucht als irgend ein europäisches Land oder selbst die Vereinigten Staaten, und in zweiter Linie von den Bedingungen, unter denen es den Finanzmännern der Dominion gelingen wird, ein projectirtes neues Anlehen anzubringen.

— Dr. J. F. Bransford, Arzt in der Vereinigten-Staaten-Flotte, hat auf der Insel Ometepec im See von Niearagua eine große Menge von verschiedenen prähistorischen Gefäßen, Begräbnißurnen u. s. w. für das Washingtoner Natianatmuseum ausgegraben. Er kounte daselbst drei verschiedene auf einander folgende Epochen vorgeschichtlicher Civilisation unterscheiden, deren jede von der varhergehenden durch Lavadecken des Vulcans getrennt war. Welche langen Zeiträume zwischen den einzelnen Perioden und Ausbrüchen verflossen sein müssen, beweist die dicke Schicht Erde, welche sich auf der frischen Lavafläche durch Zersetzung von Vegetabilien gebildet hat; die Daner dieser Perioden auch nur annähernd zu schätzen ist unmöglich. Vor Veröffentlichung seines an das Navy Departement gerichteten Reparts hat Dr. Bransfard Erlaubniß erhalten, die Insel behufs Feststellung einiger zweifelhafter Punkte nochmals zu besuchen.

— Von Prof. Charles Wiener, welcher zu archäologischen Zwecken Peru bereist, drucken die „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien“ (Heft 2, S. 129) einen Brief ab, welcher über die pernanische Legua folgende überraschende Aufklärung giebt: An einzelnen Stellen der Route findet man Kreuze, auf welchen die Distanzen van Legua zu Legua angegeben sind. Prof. Wiener nahm sich die Mühe, die Entfernung zweier salcher Meilenkreuze und zwar zwischen Coahuamayo und Junin mit der Meßkette zu messen und fand dieselbe zu 5·857 Kilometer. Diese Differenz zwischen der Länge der officiellen Legua (4·237 Kilometer) und der von ihm gemessenen erklärt sich aus der Unwissenheit der Leute einerseits, aus Ersparungsgründen der Regierung andererseits. Die Regierung bezahlt nämlich ihre Couriere nach der Anzahl der zurückgelegten Leguas; es vermindern sich daher bei der größern Länge der Leguas die Reiseausgaben. Die Bezeichnung „leguas largas“ und „leguas chicas“, „leguas de gobierno“ und „leguas de posta“ lassen deutlich erkennen, daß die Legua keine mathematische Größe, sondern sehr elastisch ist; je nach dem Charakter des Reisenden und dem Zweck der Reise erhält diese Größe einen verschiedenen Werth. Während man im Allgemeinen die Entfernung von Cajamarca nach Cuzco zu 450 Leguas berechnet, bemißt die Regierung diese Strecke nur zu 350 Leguas.

Ein zweiter Brief desselben Gelehrten (a. a. O. Heft 3, S. 183) schildert den Culturzustand Perns in folgenden Worten: Das Land, welches ich durchreiste, ist in voller Zersetzung begriffen. Die einstige Civilisation ist verschwunden und was sie als Erinnerung ihres Bestehens zurückgelassen, ist das Laster, welches sie selbst im Lande erzeugte. Schulen giebt es keine mehr im Innern des Landes. Der Postdienst ist im Erlöschen und wird nur mehr mühsam aufrecht erhalten, sa daß es keine regelmäßigen Communicatianen mehr giebt. Die Behörden sind ahne jede Autarität, das Geld ist außer Land gewandert. Der Handel der Bewohner ist zum größten Theile einfacher Waarentausch geworden, sa daß Industrieerzeugnisse gegen Naturproducte ausgetauscht werden. Die castillanische Sprache verschwindet, die Sprache der Eingeborenen, die Quichua, die, wie die unterlegene Race selbst, vielfach vermischt ist, gewinnt die Oberhand. — Das Volk lebt in einer unbegreiflichen Lethargie, die es zur Noth durch den Genuß von Coca für Momente abwehrt, und nur durch die Dämpfe des Chicha befreit es sich davon. Zuweilen reißt es sich gewaltsam aus diesem unsäglichen Elend und der Verkommenheit, wird aber daan zum wilden Thiere, das nicht tödtet, sondern sein Opfer zerreißt und um die Reste der „Bedayas“, „Ipinozas“ und anderer Unglücklicher tolle Reigen tanzt. Mit anderen Worten, Alles, was eine Nation dieses Namens würdig macht, ist aus diesem Lande verschwunden, und man findet heute nur in Gald gekleidete und strotzende Priester und ein Elend, das sich nicht einmal

Digitized by Google

hinter dürftige Lappen verbergen kann, sondern in seiner ganzen Häßlichkeit nackt zu Tage tritt. Es giebt keine heimische Industrie mehr, Alles ist und wird eingeführt. Der Mann der Wissenschaft und der Handelsmann sind fast durchaus Fremde. Die spanischen Nachkömmlinge behandeln die Eingeborenen mit vollster Verachtung, obwohl sie andererseits die Brüder derselben zu spielen belieben und sich durch die Spanier Unterdrückte nennen.

— Im Aprilheft des „Geographical Magazine" theilt G. E. Church eine sehr werthvolle, große Karte der Flüsse Purús und Madeira mit, welche im topographischen Departement der brasilianischen Regierung für ihn gezeichnet worden ist, und welche namentlich für das Quellgebiet der Ströme Juruá, Purús, Aquiry, Madre de Dios, Beni und Rio Grande sehr viel Neues enthält. Das ganze Gebiet von da an, wo die Grenzen Brasiliens, Perus und Bolivias zusammenstoßen, bis zu den Cordilleren, welche sich östlich von Cochabamba, La Paz, dem Titicaca-See und Cuzco in nordwestlicher Richtung hinziehen, erhält dadurch ein ganz anderes und viel detaillirteres Flußnetz als bisher. Terrain und Höhenverhältnisse sind dagegen ganz unberücksichtigt geblieben. In dem beigegebenen Memoir sucht Church nachzuweisen, daß die von vielen Leuten inner- wie außerhalb Bolivias genährte Hoffnung, als könnte der 1864 bis 1865 von dem Engländer Chandleß erforschte Purús und dessen Nebenfluß Aquiry jemals für Bolivia eine bessere Verbindung mit dem Amazonenstrom und dem Ocean darbieten als der Madeira, daß vielmehr der Purús und der Aquiry, der obendrein nur die äußerste nordwestliche Ecke des Landes durchfließt, dafür völlig ungeeignet seien. Vielmehr empfehle es sich als das allein Richtige, von der projectirten Madeira-Mamore-Bahn aus (s. die Keller-Leuzinger's Buche entnommenen Artikel in „Globus" XXV, S. 311, 369; XXVI, S. 1, 65, XXVII, S. 165) eine Zweigbahn über den Mamore und am Beni hinauf bis zu dessen ersten Stromschnellen zu führen und dadurch die Thäler des Beni und Madre de Dios (in der Tacana-Sprache „Mayu-tata", d. i. Großer Vater Fluß) zu eröffnen, deren Reichthum an landwirthschaftlichen, medicinischen und mineralischen Producten von keinem andern Flußthale der Neuen Welt übertroffen wird. Auch von den dort wohnenden Indianern wissen zwei Franziskanermönche, welche sie 1866 von der Mission Cabinas (am Rio Madidi, einem linken Zuflusse des Beni, in 12° 11' südl. Br. und 67° 45' westl. L. v. Gr.) aus besuchten, viel Günstiges zu berichten. Die in Betracht kommenden Stämme der Araonas, Toromonas, Pacaguaras und Caviñas haben nur stellenweise Bigamie, und nie bemerkte der Pater Fidel Codinach, der eine Zeit lang unter ihnen lebte, eine unzüchtige Handlung, Geberde oder Wort. Weiber und Kinder werden hoch gehalten und nie rah behandelt, vielmehr unterstützen sich alle Theile gegenseitig. Dem Häuptling und dem Priester, deren Aemter oft ein Individuum in sich vereinigt, gehorchen sie aufs Wort; berauschende Getränke kennen sie nicht und mit Ausnahme der Pacaguaras sind sie mäßig, enthaltsam, ja selbst zartfühlend und moralisch. Dafür sind sie arge Heiden, verehren zahllose Götter von der Sonne bis zu den Vorfahren, und jeder auch noch so kleine Stamm hat seinen schön geschmückten Tempel oder Heiligthum, wo zahlreiche Idole in Gestalt zierlich geflochtener Körbe, die mit Kieseln und bunten Steinchen gefüllt sind, und polirter Ebenholzstöcke mit eingeschnitzten Hieroglyphen stehen und mit Kränzen bunter Federn verziert werden. Alle Abtheilungen eines Stammes haben zwei Oberhäuptlinge, einen für den Krieg, den andern für den Frieden, und erweisen ihnen dieselbe Ehre wie den Götzen. In ihren Sitten herrscht viel Uebereinstimmung; doch zeichnen sich die Toromonas durch Gastfreundschaft, Höflichkeit und Fleiß aus; die Araonas sind Menschenfresser, die Caviñas sind schlau, aber auch neidisch und hinterlistig, die Pacaguaras nomadisiren, sind argwöhnisch, entschlossen und rachsüchtig. Wenn Church die höhere Cultur dieser Indianer dann dadurch zu erklären versucht, daß er sie für Nachkommen ausgewanderter, vor den Spaniern geflüchteter Inca-Indianer hält, welche durch gelegentlichen Raub spanischer Weiber auch europäisches Blut in sich aufnahmen, so vermögen wir die Haltbarkeit dieser Annahme weder zu bestreiten noch zu bestätigen. Doch berichtet auch Cl. R. Markham, daß nach der Entthronung der Incas 40,000 ihrer Unterthanen aus Cuzco und dessen Umgebung über Paucartambo nach Osten auswanderten, eine Richtung, welche sie allerdings an den Madre de Dios führen mußte.

— Sr. Moreno hat, datirt Sa. Cruz 26. Januar 1877, der argentinischen Regierung einen Bericht über seine Reise in Patagonien überschickt, woraus wir Folgendes hervorheben. Nach 18tägiger Fahrt langte er von Buenos Ayres am Rio Chupat an, nachdem er unterwegs Meeresthiere gesammelt. Die Einfahrt in den Fluß ist sehr schwierig, kaum 40 Yards breit und für Boote nur passirbar bei steigender Fluth. Moreno ging den Chupat 40 engl. Meilen hinauf und fand ihn 4 bis 6 Fuß tief; nach der Schneeschmelze hat er deren acht. Er ist nicht schiffbar und kann sich mit den großen Flüssen Rio Santa Cruz, Rio Negro und Rio Colorado nicht messen; nach Aussage der Indianer entspringt er 100 Legnas landeinwärts auf einer Berglette und nicht auf den Cordilleren, wie die Karten angeben. Das umliegende Tafelland enthält viele Fossilien, namentlich riesige Austern von 12 Pfund Gewicht, welche gutes Material zum Kalkbrennen abgeben könnten, ferner Haifischzähne, Schalen von Gürtelthieren, Robbenschädel u. s. w. Bei dem obern Walliser Dorfe, Caymari genannt (s. über diese Colonie „Globus" XXIX, S. 223), ist viel Kalkstein vorhanden. Diese ganze Tertiärformation ist mit losen Steinen bedeckt, zwischen welchen verkommenes Gras und Gestrüpp mühsam vegetirt. Weiter landeinwärts dagegen sollen gute Weidegründe existiren, aber die Indianer widersetzen sich jeder Ansiedelung der Weißen. Am Chupat ist Bewässerung zwar leicht auszuführen, der Boden aber von keiner besondern Qualität; Bauholz ist wenig vorhanden und wird in wenigen Jahren ganz verschwunden sein. Das Klima ist trocken und gesund, auch im Winter milde, aber zu raschen Umschlägen geneigt. Die Colonie zählt in 120 Häusern 700 Einwohner, deren Farmen sich circa 20 engl. Meilen weit ausdehnen. 10 engl. Quadratmeilen sind dort unter dem Pflug. Aber die Colonie hat mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß sie nach Moreno's Ansicht nicht recht gedeihen kann. Am 10. Januar verließ derselbe Chupat und erreichte vier Tage später Port Desire, einen großen, geräumigen, sichern und leicht zugänglichen Hafen mit einem verfallenen spanischen Fort (s. „Globus" XXIX, S. 224). Die steilen, moosbedeckten Klippen ringsum (Porphyr) geben ihm das Ansehen eines norwegischen Fjords. In der Nähe sind zahlreiche Quellen und einige für Kornbau geeignete Thäler. Dort stehen noch die fast ein Jahrhundert alten Steingehege der Spanier, ferner Kohlpflanzen und fruchttragende Quitten und Kirschbäume. Der Graswuchs ist gut, Brennholz reichlich vorhanden und der Regenfall größer als in Chupat. Für wenig Geld ließen sich im alten Fort Wohnungen für 100 Colonisten schaffen, die mit Robbenfang und Oelbereitung sich beschäftigen könnten. An Ackerland dagegen ist schwerlich genug vorhanden, um auch nur eine kleine Colonie zu ernähren. Dagegen glaubt Moreno, daß zwischen Port Desire, wo die projectirte schottische Ansiedelung wohl nun unterbleiben wird, und Santa Cruz anbaufähiges Land existire.

Am 20. Januar erreichte er Santa Cruz (50° südl. Br.) und rüstete sich dort zu seiner Reise quer über die Pampas nach den Cordilleren.

(The Brazil and River Plate Mail, 7. April 1877.)

Inhalt: Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876). II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. F. Stalze's Reisen im südlichen Persien. II. — Georg Gerland: Banau und die Afghanen. II. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Amerika. — (Schluß der Redaction 5. Mai 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

III.

Der Sindi wurde am 2. Februar 1874 auf einer Decke schwimmender Vegetation, eine der Eigenthümlichkeiten des zwischen den Wendekreisen gelegenen Afrika, überschritten. Viele dortige Flüsse sind auf weite Strecken ihres Laufes mit solchen Inseln bedeckt, welche oft von Menschen und Thieren als natürliche schwimmende Brücken benutzt werden. An der Uebergangsstelle war auf beiden Seiten nur je ein circa 2 Fuß breiter Canal offenen Wassers vorhanden; die übrigen hundert Yards waren auf etwa $^3/_4$ engl. Meilen weit stromab mit Vegetation völlig überwachsen. Beim Ueberschreiten hat man ein ähnliches Gefühl, als wenn man über einen schwankenden, mit Binsen und Riedgras bewachsenen Morast geht; bohrt man mit einem Stocke etwa drei Fuß tief durch die dicht verschlungene und mit Erde untermischte Pflanzenmasse, so kommt man auf das Wasser des Flusses, in welchem die Nilpferde herumschwimmen. Alljährlich wechseln diese Massen an Dicke und Festigkeit; sie entstehen durch die im Flußbett wachsenden Binsen, welche den hinabgeführten Detritus festhalten. Darauf siedeln sich Pflanzen an, blühen, verschlingen ihre Wurzeln in einander und bilden schließlich eine einzige, feste Masse. So geht das ungefähr sechs Jahre fort, worauf die Insel abzunehmen beginnt und in circa vier Jahren verschwunden ist. Mitunter versuchen Karawanen noch in dem letztern Stadium den Uebergang und büßen dabei eine Anzahl Leute ein. Solche Befürchtungen hegten auch Cameron's Träger; aber der Uebergang verlief ohne Unfall, und über wohlbebautes Land war bald das Dorf Itambaro, der Wohnsitz des Häuptlings von Uvinzo, eines achtjährigen Knaben, erreicht.

Als Cameron von dort auf das eben durchzogene Bergland zurückschaute, fiel ihm die Aehnlichkeit desselben mit einem Archipel auf, dessen Inseln durch die zahlreichen, von einander durch tiefe Schluchten getrennten Berge dargestellt wurden. Steilufer, Vorgebirge und Klippen fehlten nicht, und manche Berge hatten so schroffe Abhänge, daß sie aus der Entfernung unersteiglich aussahen. Aus den Thälern aber wirbelte feiner, blauer Rauch auf; das Ganze ein Anblick von merkwürdiger Schönheit.

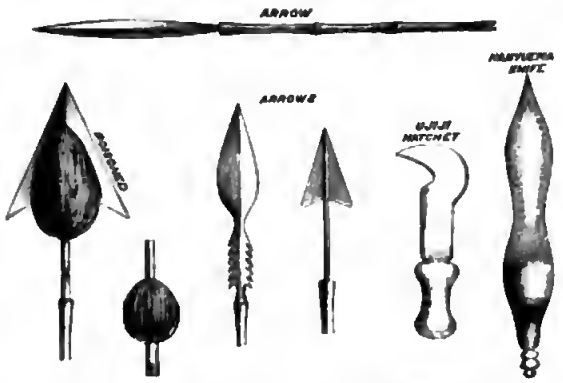
Uvinzo ist reich an allerlei Früchten und Gemüsen, Mais, süßen Kartoffeln, Bohnen, Tabak, und der Dorfschulze von Itoambaro sandte dem Reisenden auch sofort mit dem Bemerken, daß er hungerig sein müsse, eine Ziege, Hühner und Mehl. Dafür ließ er sich aber nur die Erlaubniß, den Malagarazi passiren zu dürfen, mit einem schweren Tribute bezahlen; während einige Tage später der Mutwalé oder Ortsvorsteher von Ugoga, wo sich die Fähre befindet, für die Benutzung derselben gleichfalls einen hohen Zoll verlangte. Der Mutwalé war ein junger Mann und sehr höflich, aber bestand fest auf seiner Forderung und war nicht zu einer raschen Erledigung der Angelegenheit zu bewegen. Eine weitere Verzögerung entstand dadurch, daß plötzlich ein Flüchtling aus einem nahen Dorfe eintraf, welches soeben von Miramba zerstört worden war. Rauchsäulen stiegen im Osten und Südosten auf, die Flüchtlinge mehrten sich, und Alles rüstete sich zum Widerstand. Allein es erfolgte kein Angriff; denn Miramba war bei einem frühern Ueberfalle von Ugogo mit großem Verluste zurückgeschlagen worden und hatte, dadurch gewitzigt, in der Nacht die Gegend verlassen, nachdem er sieben bis acht Dörfer ausgeplündert und verbrannt hatte. So konnten denn die dornigen Unterhandlun-

gen wieder beginnen. Und dornig konnte sie der Reisende wohl nennen; denn hatte er die eine Forderung bewilligt, so wurde eine neue gestellt und aller Scharfsinn aufgewendet, um für eine weitere Person die Berechtigung auf ein Geschenk nachzuweisen. Ansprüche darauf erhaben nämlich 1. der Mutwalé, 2. dessen Weib, 3. der oberste Mtéka oder Rathsmann, 4. dessen Weib, 5. der Mwari oder erste Ruderer, 6. dessen Weib, 7. des Mutwalé Verwandten, 8. das bei der Unterhandlung anwesende Volk, 9. die Ruderer, und 10. wurde Bezahlung für Stricke verlangt. Endlich aber riß Cameron die Geduld, und er lief unwillig davon. Das wirkte; denn bald kamen ihm der Mutwalé und der Mtéka nach, forderten insgesammt weniger, als der Reisende schon einzeln bewilligt hatte, und versprachen, daß die Boote am nächsten Morgen zur Stelle sein sollten.

So ziemlich hielten die Leute auch Wort und führten folgenden Tages auf ihren elenden Canoes, die nur aus ausgehöhlten Baumstämmen von 18 Fuß Länge und 2 Fuß Breite oder aus zusammengenähter Baumrinde bestanden, Menschen und Gepäck über den reißenden, wirbelnden, 30 Yards breiten Strom. Wegen der Esel aber erhob sich neuer Streit; denn die Fährleute weigerten sich, dieselben hinüber zu bugsiren, ehe ein Fetischmann seine „Medicin" gemacht hätte; und es blieb Cameron nichts übrig, als nachzugeben, zumal auch Bambay erklärte, daß Stanley wegen Vernachlässigung jener Vorsicht an dieser Stelle einen Esel eingebüßt habe.

Von nun an führte der Weg wieder nach Westen mit geringer Abweichung nach Norden. Langsam ging es über Mpeta, dessen von Speke angegebene Lage mit Cameron's Beobachtungen ziemlich übereinstimmte, und Itaga nach Lugowa, wo aus Sümpfen durch Auslaugen des Schlammes und Abdampfen vortreffliches Salz, das beste, was ihm in Afrika vorgekommen ist, gewonnen wird. Dieses Product von Uvinza wird weithin verführt; das ganze Gebiet vom Victoria Nyanza bis zum Südende des Tanganyika, und ein großer Theil von Manyuéma wird damit versorgt. Auch Cameron erhielt bei seiner Abreise von Lugawa von dem dortigen Häuptling eine Ladung Salz geschenkt. Eine eigenthümliche Art zu schnupfen ist dort im Gebrauche: man führt Taback in einem kleinen Kürbis bei sich, gießt, wenn man einer Prise bedarf, Wasser hinein, läßt dasselbe einige Augenblicke auf den Blättern ziehen, drückt dieselben aus und zieht den Saft in die Nasenlöcher ein, wo man ihn mehrere Minuten lang behält. Als Verschluß dienen dabei die Finger oder eine kleine Metallzange. Nichts Komischeres, als ein halbes Dutzend Männer ernsthaft am Feuer sitzen und sich unterhalten zu sehen, jeder mit einer solchen Zange auf der Nase.

Wiederholte Fieberanfälle, die Schmerzen im Beine und der Regen machten die Weiterreise überaus beschwerlich; zudem hatte er den Schmerz, seinen treuen Gefährten Lex wahrscheinlich durch einen Schlangenbiß zu verlieren. „Wenige können sich vorstellen — schreibt er — wie schwer mir der Verlust meines treuen Hundes in meiner Einsamkeit fiel, und welche Leere sein Tod in meinem täglichen Leben verursachte."



Pfeile und Messer von Udschidschi und Manyuema.

Geschirr von Udschidschi.

Am nächsten Tage wurde der Rufudschi, ein nördlicher Zufluß des Malagarazi, überschritten. Sein Thal ist auf beiden Seiten von Felsbergen eingeschlossen; sein Wasser ist wohlschmeckend, trotzdem es über salzhaltigen Boden strömt. Auf beiden Ufern lagen damals verödete Dörfer, zerbrochenes Geschirr, Kochplätze und Gruben, wo in der günstigen Jahreszeit Salz fabricirt wird. Die folgenden drei schwierigen Märsche führten durch Gebüsch, Grasland und zerstreute Granitberge und über zahlreiche Flüsse, darunter den Rugnwu und Masungwé. Dann neuer Aufenthalt, und endlich am 18. Februar 1874, 15 Jahre und 5 Tage, nachdem Burton den See entdeckte, erblickte er die Gewässer des Tanganyika und befand sich noch am selben Abend in Kawele, dem Hauptorte von Udschidschi, wo die von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzten arabischen Händler ihn herzlich bewillkommneten und seine Nachrichtrn von der Küste und von Unyanyembe begierig in Empfang nahmen.

Des Reisenden erste Sorge, nachdem er sich in Kawele ein bequemes Haus gemiethet, galt den dort zurückgebliebenen Papieren Livingstone's, welche er zu seiner Freude in der sichern Obhut des Mohammed-ibn-Salib fand, welcher ohne besondere Bestätigung des Sultans von Zanzibar doch von den arabischen Händlern als ihr Oberhaupt angesehen wurde. Dieselben sofort nach der Küste zu schicken, ging wegen des unsichern Zustandes der Straße nicht an, wie auch die Gegenden westlich vom See vor Ablauf eines Vierteljahrs für einen Reisenden nicht zugänglich sein sollten. So sah sich Cameron zunächst auf Kawele und eine Fahrt auf dem Tanganyika beschränkt.

Was erstern Ort anlangt, so war dort die wichtigste Person, wie erwähnt, Mohammed-ibn-Salib, ein alter, stattlicher Halbblut-Araber von sehr gutem Benehmen, der seit 1842 östlich nicht über Udschidschi hinausgekommen war. Als er in jenem Jahre in Ma Kasembe's Land Handel

Die „Betsy" auf dem Tanganyika-See.

Digitized by Google

trieb, wurde er gefangen gesetzt und über 20 Jahre festgehalten, davon die meiste Zeit in Ketten oder mit der Sklavengabel um den Hals. Jetzt lebt er dauernd in Kawele. Ihm zunächst an Ansehen stehen Muinyi Heri, ein reicher Mrima-Händler, Mahammed-ibn-Gharib, Livingstone's Freund, und dessen Bruder Hassani; ferner lebten dort Abdallah-ibn-Habib, verschiedene Agenten von Großhändlern, außerdem Schmiede, Zimmerleute und Sandalenmacher. — Die Eingeborenen haben ein ziemlich vortheilhaftes Aeußere, aber stehen im Rufe von Trinkern und Dieben; sie sind gute Schmiede und Träger und ausgezeichnete Fischer und Boatsleute. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einem Stücke Rindenzeug, welches unter dem einen Arme hindurchgeht und auf der andern Schulter zusammengeknüpft wird. Oft ist es mit schwarzen und gelben Streifen und Flecken gefärbt und so zurechtgeschnitten, daß es wie ein Leopardenfell aussieht. Ihr Hauptschmuck ist aus prachtvoll weißen und schön polirten Hippopotamuszähnen verfertigt, hat sichelförmige Gestalt und wird am Halse getragen. Auch tragen sie kleine Schellen und Drahtringe, und die Männer haben meist einen Speer in der Hand. Das Haar wird rasirt, wobei höchst sonderbare Muster wie Spiralen, Zickzacklinien, Büschel und dergleichen stehen bleiben, oder geschoren, wobei runde Flecken herausrasirt werden. Häuptlinge tragen farbige Stoffe und schwere Armringe. Der Herrscher (Mteme) von Ubschidschi lebt in einem Darf im Gebirge; jeder der kleinen Districte steht wieder unter einem meist erblichen Mutwalé, dem drei, vier Watóka (Aelteste) beigegeben sind, um Streit zu schlichten, den Tribut zu sammeln und nach Abzug ihres Antheils an den Mteme abzuführen.

Einwohner von Massi Kambi.

Watuta-Frau.

Sehenswerth ist der täglich früh von 7½ bis 10 Uhr und Nachmittags abgehaltene Markt, wobei Leute aus Uguhha, Uvira und Urundi und von anderen Stämmen sich auf einem freien Platze am Ufer des Sees zusammenfinden. Die Waguhha, welche westlich vom See zwischen 5 und 6° südl Br. sitzen, sind leicht an der sorgsamen Haarfrisur beider Geschlechter und an der phantastischen Tättawirung der Weiber kenntlich, die Warundi an dem hellbronzefarbigen Aeußern, welches mittelst Einreibung mit rather Erde und Oel hervorgebracht wird. Die Araber nennen letztere ein „rothes Volk", d. h. ein hellfarbiges. Die Frauen von Kawele und Umgegend bringen Körbe voll Mehl, süße Kartoffeln, Yams, Früchte der — hier zuerst auftretenden — Oelpalme, Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und sonstige Vegetabilien, außerdem Geschirr und große Kürbisse voll pombé und Palmwein, während die Männer frische und getrocknete Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Speere, Rindenzeug und Bogenholz verkaufen. Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rudern; von der Insel (nach Stanley's Angabe nur Halbinsel s. oben S. 277) Ubwari wird Hanf gebracht, woraus die Wagogo ihre Netze flechten, von Uvira Geschirr und Eisensachen, von Uvinza Salz u. s. w. Jeder Verkäufer nimmt alle Tage denselben Stand wieder ein und viele schützen sich durch kleine Lauben von Palmblättern gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Zwischen den in den höchsten und lautesten Tönen der menschlichen Stimme verhandelnden Käufern und Verkäufern wandern oft Leute aus fernen Gegenden herum, um ihr Elfenbein und ihre Sklaven loszuschlagen. Als Münze cursiren sogenannte Sofi-Perlen, welche kleinen Stückchen eines zerbrochenen Pfeifenstiels ähnlich sehen. Bei Beginn des Marktes wechseln Männer, welche ganze Säcke dieser Perlen vor sich haben, den Kauflustigen dieselben gegen andere aus und kaufen sie nach Schluß des Marktes von den Händlern zurück, wobei sie beide Male profitiren.

Es gelang unserm Reisenden, nach einigen Schwierigkeiten und für sehr theures Geld oder besser sehr viel Metalldraht, der erst in Zeug und dann in das von dem Eigenthümer gewünschte Elfenbein umgesetzt werden mußte, ein in ziemlich schlechtem Zustande befindliches Boot zu miethen, dasselbe auszubessern und zum Erstaunen der Einheimischen mit einem großen lateinischen Segel zu versehen. Sein erster Ausflug galt der kleinen Insel Bangwé, welche etwa 1½ deutsche Meilen westlich von Kawele liegt und der nördlichste von dort aus sichtbare Punkt der Ostküste des Sees ist. Indem er die Entfernung zwischen der Insel und Kawele genau berechnete und von letzterer aus eine Reihe von Punkten peilte, war er im Stande, die hauptsächlichsten an beiden Orten sichtbaren Punkte mit beträchtlicher Genauigkeit auf seiner Karte festzulegen und dadurch eine Basis für die projectirte Aufnahme des Sees zu erhalten. Auch ein zweites Boot erhielt er geliehen und bestimmte es für die Vorräthe; letzteres nannte er „Pickle", das andere, welches als sein Flaggenschiff dienen sollte, „Betsy". Sodann verschaffte er sich zwei Führer, Parla und Regwe, welche ihm die einheimischen Namen nennen, die Nachtstationen bezeichnen und als Dolmetscher dienen sollten; er zahlte jedem für die Reise 17½ Dollars, den Aeltesten ihrer Heimath als Sparteln aber nahezu das Doppelte. Bilál blieb zur Bewachung der Vorräthe zurück, Bombay mit 37 Mann schiffte sich ein, und am Nachmittag des 13. März schwamm die „Betsy" mit leichtem Winde nach Süden. Der erste Tag brachte sie etwa 2 deutsche Meilen vorwärts bis zum Cap Msamba, der zweite deren 3¾. Die Ufer waren von entzückender Schönheit: zahlreiche, wasserreiche Flüsse fallen in den See und führen ihm schwimmende Pflanzeninseln zu, die mit den darauf wurzelnden Büschen und selbst Bäumen oft segelnden Boaten gleichen; das lebhafte, verschieden getönte Grün der Bäume, die hellrothen Sandsteinfelsen und das blaue Wasser bildeten eine bunte und doch äußerst harmonische Farbenzusammenstellung; zahlreiche Vögel tummelten sich umher, weiße Möven mit grauem Rücken und rothen Beinen und Schnäbeln, langhalsige schwarze Schlangenhalsvögel, Taucher, graue und weiße Königsfischer und chokoladenfarbige Fischadler mit weißem Kopf und Hals. Nicht

minder dicht war das Waſſer bevölkert, wie das gelegentliche Schnauben eines Flußpferdes, der auftauchende Rücken eines Krokodils oder ſich emporſchnellende Fiſche bewieſen. Ein ſchwerer Fieberanfall, den Cameron auszuhalten hatte, nöthigte ihn am dritten Tage, ſüdlich von der Mündung des Malagarazi zu landen und einige Tage bis zu ſeiner Geneſung dort zu verweilen. Uebrigens zeigten ſich ſeine Begleiter gleich ſaumſelig auf dem Waſſer, wie zuvor auf dem Lande: am erſten Tage der Weitereiſe legten ſie kaum 2 deutſche Meilen zurück; am folgenden landeten ſie, um ein Gewitter abzuwarten, und weigerten ſich dann, noch am ſelben Tage Ras Kabogo zu paſſiren, wo ein Teufel und ſeine Frau reſidiren ſollten. Dieſe wurden am andern Morgen durch ein Opfer beſänftigt: der eine der Führer hielt ein Ruder, auf deſſen Schaufel einige Perlen lagen, dann ſprachen beide: „Du großer Mann, du mächtiger Teufel, du großer König, du nimmſt alle Männer, du tödteſt alle Männer, laß uns jetzt vorbeifahren.“ Sprachen es, verbeugten ſich, warfen die Perlen in das Waſſer, und weiter ging die Fahrt nach Süden. Am 23. März wurde Ras Kungwe umſchifft (circa 6° 5′ ſüdl. Br.), wo der unbekanntere Theil des Sees beginnt und die Breite deſſelben am geringſten wird und bis $3^1/_2$ deutſche Meilen abnimmt. Jenſeit dieſes Vorgebirges erheben ſich mächtige, waldbedeckte Berge, von deren Abhängen kryſtallene Bäche und Waſſerfälle in den See ſtürzen. Am Ufer finden ſich namentlich da, wo Flüſſe münden, kleine Edenen feinen Sandes oder groben Gerölles. Kleine Kornfelder im Dickicht zeigen die Schlupfwinkel

Das Dorf Kitata am Tanganyika-See.

armer Leute an, deren Dörfer durch mächtigere Nachbaren überfallen und deren Genoſſen an die Sklavenhändler von Udſchidſchi gegen Lebensmittel (Korn, Oel und Ziegen), das jene zu faul ſind ſelbſt zu produciren, verkauft wurden. Die einzige Arbeit, zu welcher ſich die Bewohner dieſer mächtigeren, wohlbefeſtigten Dörfer herablaſſen, iſt außer dem Sklavenhandel ein wenig Fiſchfang und Tabacksbau. In der folgenden Nacht erhob ſich ein ſolches Unwetter mit Donner und Blitz, daß Cameron ſeinen Leinwandverſchlag auf dem Hintertheile der „Betſy“ verließ und ſich von der Sicherheit ſeiner Boote überzeugte. Sie waren halb voll Waſſer; aber während er die am Lande ſchlafenden Leute herbeiholte, um ſie auszuſchöpfen, führte der Sturm ſein Zeltdach fort und der Regen durchweichte Bett, Karten, Bücher und Flinten. Die Feigheit und Ungewohntheit ſeiner Leute, zu Boote zu fahren, war überhaupt ſehr hinderlich: bei dem geringſten Winde erklärten ſie: „See ſchlecht, Boot zerbricht“ und weigerten ſich, weiter zu fahren. Ihre Gewohnheit, ſtets am Ufer entlang zu fahren, verurſachte die meiſten Gefahren; aber es war unmöglich, ſie von den Felswänden los zu machen und auf den offenen See hinauszuſteuern, kein geringer Nachtheil auch für die herzuſtellende Karte. Am 28. März fuhr die „Betſy“ durch den Canal zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Kadogo, wo gelandet wurde. Sie iſt dicht bevölkert, fruchtbar und gut bebaut; jede Hütte ſteht allein auf ihrem Acker und unter dem Schatten einer Sykomore oder eines ſanftigen Baumrieſen, und das Ganze hatte ein ſo friedliches, ſicheres Ausſehen, wie es ſeit Kawele dem Reiſenden noch nicht vorgekommen war. Gegenüber auf dem Feſtlande ſteht das Dorf des Häuptlings Ponda, deſſen Vater einſt die ganze Landſchaft Kawendi (zwiſchen $5^1/_2$ und $6^1/_2$° ſüdl. Br.) beherrſcht hatte. Nach deſſen Tode waren jedoch zahlreiche Parteien entſtanden und das Reich zerfallen, ſo daß ſich Panda mit dem ſtark befeſtigten Dorfe Kanyan Gwina begnügen mußte. Mit vieler Mühe erhielt Cameron Erlaubniß, daſſelbe zu beſuchen. Es war in guter Ord-

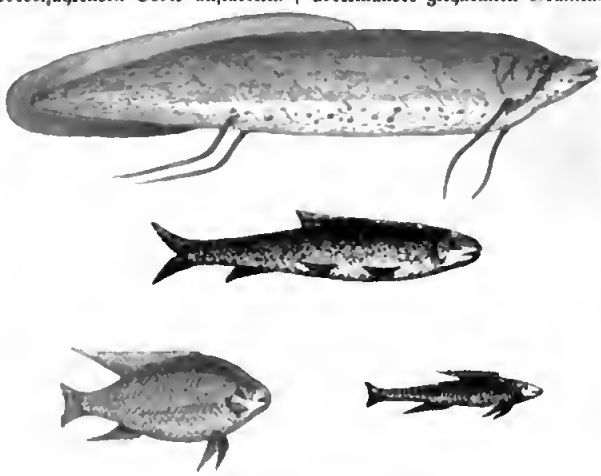
nung und durch radienförmig verlaufende Palliſaden in verſchiedene Quartiere getheilt. Zu beiden Seiten der Thür, welche in die Wohnung des Häuptlings führt, lagen Holzblöcke zum Niederſetzen für ſolche, die auf Audienz warteten, und darüber hingen etwa vierzig menſchliche Schädel nad ein halbes Dutzend von wilden Thieren. Der Häuptling ſchlug jedoch dem Fremden eine Zuſammenkunft ab, weil er ihn für einen großen Zauberer hielt und van ihm behext zu werden fürchtete. Ein Haufen Menſchen ſchaute zwei ſcheußlich häßlichen alten Weibern zu, welche zum Klange großer Trommeln tanzten oder mit Leib nnd Gliedern zitterten und zuckten, während ihre ſchlaffen, runzeligen Brüſte wie zwei leere Lederbeutel umherflogen. Dazu heulten ſie einen Geſang, in den zeitweiſe die umſtehenden Weiber einfielen. Ein ſehr dürftiges Stück Rindenzeug, Haarbüſchel vom Zebraſchwanz an Knie und Ellbogen und Schellen an den Knöcheln bildeten ihre ganze Bekleidung.

Die „Brüder" am Tanganyika-See.

Bei der Weiterfahrt paſſirte die „Betſy" eine Bucht unterhalb Karyan Gwina, wo eine Menge Leute badeten, ihre Waſſerkrüge füllten, ihr Fiſchgeräth nachſahen und die vorbeifahrenden Boote anſtarrten. Weiterhin erhoben ſich niedrige Klippen von Granit, Porphyr und Sandſtein, in welchen die Brandung Höhlungen ausgewaſchen hatte; dann trat Marmar auf und an einer Stelle anſcheinend aach Kohle, welche ihm Leute von der Oſtküſte als „Makoa Marikébu", d. h. Schiffskohle, bezeichneten, und deren Mächtigkeit zwiſchen 15 und 18 Fuß betrug. Leider gelang es ihm nicht, Proben davon zu erhalten. Bezeichnend für die dortigen Zuſtände war es, daß überall, wo ſie zu landen verſuchten, die Einwohner der wenigen Dörfer mit ihren Habſeligkeiten davontiefen, um nicht den vermeintlichen Sklavenhändlern in die Hände zu fallen; ſo war es an der Mündung des Fluſſes Kiſiſia, und am Muſanwira (6° 50' ſüdl. Br.), bis wohin ſchan Mirambo's gefürchteter Name gedrungen war. Cameron landete an der Mündung des letzteen Fluſſes zwiſchen einer Gruppe ſandiger, mit Gras bewachſener Inſeln, welche noch wenige Jahre vorher einen Theil einer großen, angedaulen und bewohnten Ebene gebildet hatten. Ein Beweis dafür war, daß ſie über Baumſtümpfe und ehematige Dorflagen hinwegruderten. (Vergl. über dieſes Anwachſen des Sees aben S. 280 Anmerkung.) Obwohl ringsum viele Fiſchereuſen lagen, ſo war es doch unmöglich, irgendwo etwas Eßbares zu erhalten; denn die wenigen angetroffenen Fiſcher erzählten, daß alles Volk wegen des beſtändigen Anwachſens des Sees die Ufer deſſelben verlaſſen habe und daß ſie nur zurückgekehrt ſeien, um einiges bei dem Abzug vergeſſene Fiſchgeräth zu holen.

Am folgenden Tage wurde $2^1/_2$ deutſche Meilen ſüdlich von dem gleichnamigen Fluſſe das van dem Teufel Muſamwira bewohnte Vorgebirge paſſirt; die Führer brachten ihr gewöhnliches Opfer, indem ſie noch obendrein Salz auf ihr Haupt ſtreuten und in das Waſſer warfen. Als ſie ſich dann am 5. April Maſſi Kambi näherten, um einige Lebensmittel zu kaufen, fanden ſie alle Zugänge des Dorfes verſchloſſen und die Wachtthürmchen beſetzt, ſo daß ſie auf einer kleinen Sandbank lagerten; erſt ſpäter zwang Wind und Wetter, nach dem Feſtlande überzuſiedeln. An Eßbarem war nur ſehr wenig aufzutreiben.

Dann wurde Ras Mpimdwe umſchifft, ein Vorgebirge aus koloſſalen, wild übereinander gethürmten Granitmaſſen, jenſeits deſſen zahlreiche, halb vom Waſſer verdeckte Felſen die Schifffahrt gefährdeten. Am frühen Morgen dieſes Tages war Cameron Zeuge einer ſehr merkwürdigen optiſchen Täuſchung: die Berggipfel auf dem Weſtufer des Sees erſchienen wie mit Schnee bedeckt; als er aber erſtaunt ſie durch ſein Fernrohr betrachtete, verſchwand das leuchtende Weiß und die Täuſchung offenbarte ſich. Die faſt horizontalen Strahlen der aufgehenden Sonne waren nämlich von der untern Seite der Wolken auf die Bergſpitzen



Fiſche aus dem Tanganyika-See.

reflectirt worden, welche letzteren im Contraſt zu den unteren, noch in tiefem Schatten befindtichen Partien der Berge hell weiß erſchienen. Es iſt leicht möglich, daß ſo manche Angade über Schaeekuppen durch die gleiche Urſache hervargerufen wird.

Unter mancherlei kleinen Unfällen ging die Fahrt längs des Ufers langſam nach Süden; alle paar Tage wurde der Sitz eines Teufels paſſirt, die Pflanzeninſeln ſchwammen, wie gewöhnlich, herum, die noch während Livingſtane's Reiſe (October 1872) beleebten Ufer waren durch die Sklavenjagden verödet, die wenigen Eingeborenen ſtets auf der Flucht,

Lebensmittel ſchwer zu erlangen und bei jedem Gewitter und jedem Winde erfaßte grauſes Entſetzen die feige Mannſchaft der beiden Boote. So ging es vorbei bei Ras Tſchakuoka (9. April), bei den Makakomo-Inſeln, bei Ras Makurungwe, wo die Ufer aus 70 bis 80 Fuß hohen, ſenkrecht aufſteigenden Granitfelſen beſtehen, bei der Kowenga-Inſel, wo mächtige Felsblöcke im wirrſten Durcheinander zerſtreut herumliegen, und bei dem Dorfe Kitata. Dort war kein importirtes Zeug mehr zu ſehen, ſondern das Volk trug Felle, Rinden- oder eigenfabricirtes Baumwollzeug. Das Wollhaar ſolben ſie ſich mit einem Gemiſch aus Oel und rother Erde, ſo daß es wie in Blut getaucht ausſieht. In Mokukira (circa 7° 41′ ſüdl. Br.) fiel Cameron auf, daß die Kinder bis zum zweiten, dritten Lebensjahre geſäugt werden, dazwiſchen aber Bier trinken, wie anderswo in tropiſchen Gegenden Kinder mit der Mutterbruſt und der Cigarre abwechſeln, ſo daß ſie in der That den Geſchmack für Bier mit der Muttermilch einſaugen.

Eine herrliche Landſchoft kam am 15. April in Sicht, als ſie unter 8° 11′ die Inſel Polunga erreichten. Cameron beſchreibt ſie folgendermaßen: An der äußern Seite der Inſel waren rieſige Felsmoſſen in den phantaſtiſchſten Formen zerſtreut und aufgethürmt, mächtige überhängende Blöcke, Obelisken, Pyramiden, Felsnadeln, kurz jede denkbare Geſtalt, alles mit Bäumen überwachſen, die aus jeder Spalte und Ritze, wo ſich nur ein wenig Erde geſammelt hatte, hervorwucherten, und von den Bäumen hingen 60, 70 Fuß lange Schlingpflanzen herab nud durch dieſes Laubgehänge ſchaute man hier und da in Höhlen und Löcher hinein. Und darunter dehnt ſich der herrliche See aus, gebodet in tropiſchen Sonnenſchein, wie leiſe athmend. Es ſchien, ols ſei es nicht Wirklichkeit, ſondern ein Theatertableau, für eine Verwandlung beſtimmt, und man hätte ſoſt erwartet, doß ſich die Felſen öffneten und Geiſter und Feen herausträten. Alles ſtill, kein lebendes Weſen rührt ſich — da bewegen ſich plötzlich die Schlingpflanzen und ein brounes Weſen erſcheint, dann noch eines, dann ein drittes, endlich eine ganze Herde von Affen, die ſich ſchaukelten und ſchwenkten und bei dem ungewohnten Anblicke eines Bootes ſchwatzten und ſchnatterten. Ein Schrei — und raſcher, als ſie gekomuen, woren ſie wieder verſchwunden, während das rollende Echo ſoſi dem Donner an Stärke gleich kam. — Stellenweiſe ſind die Felsblöcke ſo gelogert, daß das leichteſte Erdbeben ganz gewaltige Moſſen von ihren luſtigen Plätzen herabwerfen und die ärgſte Vernichtung und Zerſtörung anrichten kann.

Am 17. April erreichte Cameron das Dorf Kaſangakowa in 8° 40′ ſüdl. Br., ſeinen ſüdlichſten Punkt ouf dem See. Der Ort wird von Watutos bewohnt, einem Stamme der räuberiſchen Mazitus oder Zulus, während die rechtmäßigen Eigenthümer in das Gebirge geflohen ſind. Alle Männer dieſes Stammes führen Bogen und Pfeile, kurze Speere, Knüttel, eine kleine Art und einen ovalen Schild; den ſchweren Knüttel hoben ſelbſt kleine Knoben. Zur Ekephantenjagd benutzen ſie enorm ſchwere Speere. Trotz ihres räuberiſchen Charakters zeigten ſie ſich gegen die Fremden ſehr freundlich. Nach Art der Wagogo erweitern ſie ſich die Ohrläppchen und ſtecken Kürbiſſe oder mit Perlen verzierte Holzſtückchen hinein. Die Weiber trogen eine kleine Fellſchürze und hinten ein zweites Fell, mehr zum Schmuck als zur Bedeckung; denn das Geſäß bleibt völlig nackt, wie Comeron meint, um vielleicht zu zeigen, daß ſie keinen Schwanz haben. Reichere tragen Perlenſchnüre um Kopf und Bruſt; mitunter wird alles Haar unterhalb dieſer Schnur abraſirt, während es oberhoib derſelben buſchig ſtehen bleibt, was dann genau wie eine Pelzmütze ausſieht. Allgemein werden die beiden oberen Schneidezähne angefeilt; manche feilen ſie ſogar ganz weg nud ziehen ſich die beiden unteren aus. Das Stammeszeichen ſcheint eine Linie auf der Stirn und je eine auf den Schläfen zu ſein, letztere oft bis auf dos Kinn verlängert. Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Watuta durch die Jagd und damit, daß ſie ſich wie Heuſchrecken in einem fremden Dorfe niederlaſſen und nicht eher fortgehen, als bis ſie alle Lebensmittel verzehrt nud alle Hütten als Brennholz verbraucht haben, worauf ein anderes an die Reihe kommt. Nirgends ſtoßen ſie auf Widerſtand, ſondern Alles ſucht ſeine Rettung nur in der Flucht; denn ihr Kämpfen bedeutet ſchonungsloſes Abſchlachten.

In Kaſangalowa ſah Cameron zum erſten Mole in Afrika eine Frau mit Zwillingen.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

Wenn es uns in Thorburn's Buch bisweilen auffällt, daß der Verfaſſer über ethnologiſch wichtige Dinge entweder gar keine oder nur beiläufige Nachrichten giebt, wo er ſo leicht aus dem Vollen hätte ſchöpfen können; daß wir viele hauptſächlichſte Züge des ethnologiſchen Geſammtbildes an den verſchiedenſten, oft ganz zufälligen Orten finden und uns jenes Geſammtbild erſt ſelber mühevoll zuſammenſtellen müſſen: ſo haben dieſe Uebelſtände in der Entſtehungsgeſchichte des Buches ihren ſehr begreiflichen Grund. Ausgehend von Sprichwörtern, Erzählungen und dergleichen literariſchen Sammlungen hat Thorburn ſeine ethnologiſche Skizze nur beigefügt, um jene zu erklären; wobei er dann Schritt für Schritt zwar weiter gekommen iſt, aber doch nicht ſo planmäßig, nicht ſo nach allen Seiten hin, als es zu wünſchen war. Möchte er, dem ein ſo reiches Material zu Gebote ſteht, doch recht bald uns immer ſpecieller einführen in Leben und Art der Afghanen Bannus und der Nachbarſchaft, in welcher die Gebirgsgegenden von beſonderm Intereſſe ſind. Nachrichten über das Verhältniß der Stämme zueinander in Betreff ihrer Sitten und Gebräuche ſowohl als namentlich ihrer Sprochen; Verbreitung der einzelnen Gebräuche über die verſchiedenen Stämme hin; genou eingehende Schilderung (mit Maßangaben) der phyſiſchen Natur der Afghanen; dies und vieles andere der Art wäre von größter Bedeutung für die wiſſenſchaftliche Forſchung.

Doch für jetzt wollen wir den Verfaſſer auf dos Gebirt der Literatur begleiten. Wir erwähnten ſchon oben die Dum, deren jedes Dorf mehrere hat. Sie nehmen eine ganz eigenthümliche Stellung in der Gemeinde ein: Sänger und Muſiker, zugleich Spoßmacher und Geſchichtenerzähler, welchen

Digitized by Google

man mit großem Eifer auf dem Versammlungsplatz zuhört, welche ferner bei allen Dorffeierlichkeiten, z. B. Hochzeiten, unentbehrlich sind, haben sie, obwohl sie einer niedern wenig geachteten Stande angehören, dennoch große Bedeutung und hatten sie namentlich in früherer Zeit, wo sie von den einzelnen Fürsten in Sold gehalten wurden, deren Thaten sie dafür lobpreisend besangen. Auch jetzt noch fertigen sie auf Verlangen solche epische Poesie an; gewöhnlich aber erzählen sie nur und machen, wo es nöthig ist, Musik (meist mit der Trommel), wofür man sie je nach Gutdünken bezahlt. Die Berühmteren unter ihnen wandern auch wohl von einem Dorf zum andern. Wir haben in ihnen die letzten Reste eines Berufes, welcher im ganzen semitischen Alterthum und ebenso an den indischen Königshöfen in Blüthe stand. Ihre epische Poesie ist nach den Proben, welche Thorburn giebt, etwa von gleichem poetischen Werth als das Kriegslied Pentaurs in Ebers' Uarda, wenn man die künstlerische Behandlung des berühmten Aegyptologen abzieht; die Geschichten, welche sie erzählen, und dem Geschmacke des Volkes entsprechend mit großer Leidenschaftlichkeit und den lebhaftesten Gesten erzählen, sind kurze, anekdotenartige, bald scherzhafte und witzige, bald mehr ernste, ja moralisirende Darstellungen, sehr häufig auch Märchen oder Fabeln. Inhaltlich hängen sie (in diesen östlichen Gegenden überaus natürlich) fast ganz von Indien ab; aber nicht sowohl nach dieser Seite sind sie interessant — obwohl auch ihr Inhalt oft recht hübsch ist — als sie vielmehr durch ihre ganze Art und Weise und durch den mächtigen Einfluß, welchen sie auf die Hörer ausüben, für die geistige Art und Entwickelung des afghanischen sowie aller Völker, welche noch dem natürlichen Zustande angehören, lehrreich sind. Denn dieser Zustand wird literäeisch (das Wort im weitesten Sinn genommen) ganz und gar von diesen kleinen Erzählungen, diesen kurzen Berichten von einzelnen Heldenthaten, diesen Anekdoten und Novellen beherrscht; sie finden sich überall, auch bei solchen Völkern, wo man keine Spur von lyrischer Poesie antreffen mag. So beherrschen sie auch heute noch den räumlich größten Theil der Erde; denn in weiten Länderstrecken Asiens, in ganz Oceanien und Afrika, bei vielen europäischen Völkern und ebenso bei den Eingeborenen Amerikas sind sie die einzige Art der epischen Poesie, der erzählenden Unterhaltungsliteratur, welche z. B. in Polynesien, in Malaisien außerordentlich schöne Blüthen getrieben hat. In früheren Zeiten aber war ihre Herrschaft eine noch weit ausgedehntere: sie erstreckte sich auch über die Culturvölker Europas. Das ganze Mittelalter, als dem natürlichen Zustande näher stehend, lebte und webte in der Freude an solchen kleinen Erzählungen, an seiner Novellenliteratur; mochte man auch die Einzelnerzählungen in einen Rahmen oder Zusammenhang bringen, das eigentlich Fesselnde war nicht der Rahmen, sondern die bunte Mannigfaltigkeit der rasch abgeschlossenen Einzelngeschichten, wie Boccaz, wie Arioſt beweisen. Auch die meisten der großen Ritter-Epen (wenn nicht alle) bestehen aus der Aneinanderreihung einzelner, anekdotenartiger Geschichten, welche zunächst nur durch die Einheit der Person ihres Trägers selber zusammengehalten werden. Dieselbe Erscheinung, wie das Mittelalter, zeigt auch das Alterthum in sehr früher Zeit; nur daß hier durch die hohe Entwickelung der griechischen Cultur der einfache Naturzustand theils erhöht, theils für unsere Augen überstrahlt wird. Auch die großen Epen der Volkspoesie beider, man kann wohl sagen aller Zeiten und Völker sind aus solchen einzelnen kleinen Ganzen zusammengesetzt, oder durch Erweiterung einer solchen kleinern Erzählung durch spätere Ausführungen und Zusätze entstanden und erst ganz allmälig geworden, was sie sind. Für die Schulung des menschlichen Geistes, für die Entwickelung des epischen Sinnes sind diese großen Zusammenstellungen von äußerster Bedeutung: nicht die epische Kunst hat die besten großen Epen, Ilias, Odyssee, Nibelungen, geschaffen, vielmehr umgekehrt, an den allmälig zusammenwachsenden großen Epen hat sich erst der epische Sinn, die Kraft, ein größeres Ganze erzählend oder hörend und lesend zu beherrschen, entwickelt. Das Kunstepos, der Roman gehören daher einer sehr hohen Entwickelungsstufe des poetischen Geistes an. Daß nun auch die dramatische Poesie der Novellenliteratur außerordentlich viel verdankt, daß sie in ihr eine wahre Fundgrube gehabt hat und hat, wer wüßte das nicht? — Der geschilderte Entwickelungsgang der epischen Poesie begreift sich psychologisch sehr wohl. Einfache Menschen sind noch nicht im Stande, ein größeres Ganze zu fassen, weil sie zu sehr durch den Stoff beherrscht werden. Denn sie sind noch ganz abhängig von ihren Eindrücken: da jeder neue Eindruck, bei noch geringer Zahl der schon vorhandenen Vorstellungen und also noch verhältnißmäßig leerem Innern, wenig zu verdrängen findet, um sich festzusetzen, so nimmt er mit großer Gewalt Besitz vom ganzen Menschen. Diese Gewalt ist wie jede psychische Erscheinung zugleich auch physisch begründet: denn die Disposition, in welche sie das Vorstellungscentrum versetzt, ist zugleich eine völlig körperliche und zwar mit einem Lustgefühl verbunden, welches meist dem Verstande unbewußt, aber deshalb nicht minder kräftig ist. Nun giebt der Erzähler nichts eigentlich Neues, welches ja dem Hörer unverständlich und gleichgültig wäre: er geht vielmehr von Bekanntem aus, stellt aber dies Bekannte in ein anderes, gefälligeres Licht, verknüpft es auf überraschende Weise, verbindet es also für den Hörer mit lauter neuen, noch unbekannten Lustgefühlen. Dazu kommt ferner noch die Spannung der Erzählung. Im gewöhnlichen Leben verlaufen die Eindrücke und Vorstellungen für den halbwegs erwachsenen Naturmenschen fast immer gleichförmig, ohne Neues zu bringen; und tritt Neues ein, so pflegt dies doch nur umgeben von lauter Bekanntem und so sehr allmälig einzutreten, daß, wenn es da ist, es auch schon nicht mehr neu ist. Das Leben also muthet dem Auffassungsvermögen meist wenig genug zu. Ganz anders aber der Erzähler. Er führt die Vorstellungen in ganz anderer, unerwarteter Kette vor; er läßt keine durch lange Dauer sich abstumpfen, er giebt fortwährend Neues, er regt also den Geist immer aufs Neue an, durch Form und durch Inhalt; er wirkt also ungemein aufregend auf den Zuhörer, auch nach physischer Seite hin, da ja diese Anstrengungs- und Lustgefühle des Vorstellungscentrums zugleich völlig auf physischem Grunde beruhen. Daher die Aufregung, die äußerste Theilnahme der Zuhörer, der völlige Zwang, den der Erzähler auf sie ausübt; zugleich aber hier auch der Grund, warum die Erzählungen für solche Menschen kurz sein müssen: weil eine solche Spannung nicht lange ertragen wird. Es ist das mächtigste Gefühl des menschlichen Organismus, welches die Erzähler erregen, das Gefühl der erst verzögerten, dann befriedigten Erwartung, der fortwährend sich steigernden Geistesarbeit und der gelingenden Thätigkeit. Durch dies Streben nach Befriedigung, nach Gelingen, nach Lösung ist das scharfe Aussprechen des spriagenden Punktes, der endgültigen Wendung, das Pointirte dieser Geschichten bedingt. Man kann diese psycho-physischen Vorgänge bei Kindern, denen man erzählt, gut genug beobachten; zugleich aber auch an sich selber bei der Lectüre irgend eines neuen, spannenden Werkes; die ästhetische Befriedigung ist nicht die erste, zunächst steht ein rein sinnliches Behagen, welches sich oft genug auch in äußeren Gesten und Zügen des Hörers oder Lesers offenbart, und oft genug auch da, wo ästhetische Befriedigung überhaupt nicht eintritt. Auch bei den Dichtern kann die erste Conception ihrer Combinationen kaum anders

wirken; man denke an die Luſtgefühle des Erfindens, für die Leſſing eine ſo kurze und ſchlagende Bezeichnung fand. Von hier aus erklärt ſich die überraſchende Geſchwindigkeit, mit welcher ſich ſchon in den älteſten Zeiten paſſend erfundene Geſchichten nach allen Seiten hin weit verbreiteten. Solche Entlehnungen ſind ſchon ſehr zahlreich lange vor der Homeriſchen Zeit; und man wird zur vorſichtigſten Kritik auch den älteſten Erzählungen gegenüber aufgefordert, daß man nicht das für Originalerfindung halte, was nur Entlehnung iſt. Die Verbreitung der indiſchen Novellen über faſt den ganzen Erdball iſt die natürliche, ſelbſtverſtändliche Folge des pſychiſchen Zuſtandes der mittelalterlichen und alten Völker.

Um nun von den afghaniſchen Erzählungen ein Bild zu geben, theilen wir einige aus Thorburn's Sammlung mit, wobei es uns darauf ankam, ein möglichſt vollſtändiges Bild der Art des Inhalts und möglichſt originelle Erzählungen zu geben.

Habſucht und Frömmigkeit.

Eines Tages empfing der alte Maharadſchah Rundſchit Singh, der Löwe des Pendſchab, in Dardar eine Deputation von Hindus und Muhammedanern und beſchenkte beide reichlich, die erſteren unter anderm mit einer ſilbernen Kuh, die letzteren mit einem ſilbernen Schwein. Das Jahr darauf kamen beide Deputationen wieder zu ihm, und er fragte die Hindu, was ſie mit ihrer Kuh gemacht hätten. Sie hingen die Köpfe und geſtanden, daß ſie dieſelbe eingeſchmolzen und das Silber vertheilt hätten. „Und was habt ihr mit eurem Schwein gemacht?“ frogte der Fürſt die Muhammedaner. „O,“ ſagten ſie, „wir warfen das unreine Vieh, ſobald wir nach Haus kamen, in einen Graben.“ Als der Maharadſchah fand, daß beides wahr ſei, beſtrafte er die Hindu, den Muhammedanern aber gab er neue Geſchenke.

Der Lügner.

Es lebten einſt zwei Brüder und der Name des einen war Riſhtunai oder Wahrmund. Da ſie ſehr arm waren, ſagte Riſhtunai eines Tages zu ſeinem Bruder: „Bring mich auf den Markt und verkauf mich, ſo wirſt du von dem Gewinn bequem leben können.“ Sein Bruder that ſo. Als nun Riſhtunai verkauft wurde, fragte der Käufer, welcher Kaufmann war, ob er irgend welche Fehler hätte. „Ja,“ ſagte ſein Bruder, „einen: er lügt einmal im Jahr.“ „Dann iſt er ein wahrheitsliebender Burſch,“ ſagte der Kaufmann, „und dreihundert Rupis werth.“ — Einige Monate darauf zog der Kaufmann mit einer Karawane in eine entfernte Stadt und traf bei ſeiner Rückkehr einige Stationen von ſeiner Heimath mit Riſhtunai zuſammen, welcher ihm von ſeinem Weibe mit einem Willkommsgruß entgegengeſchickt war. Nach den erſten Begrüßungen fragte jener ängſtlich: „Iſt alles wohl zu Hauſe?“ „Ja,“ ſagte Riſhtunoi, „nur daß euer Hund todt iſt.“ „Wie kam das?“ fragte der andere ſorglos, denn er dachte an Weib und Kind und freute ſich, daß Alles wohl ſei. „Nun,“ erwiderte Riſhtunoi, „euer Maulthier war geſtorben und der Hund hatte zuviel vom Fleiſch deſſelben gefreſſen.“ — „Ei,“ ſagte jener und wurde aufmerkſam, „wodurch ſtarb denn das Maulthier?“ „Eure Mutter war geſtorben,“ antwortete der Sklave, „und das Maulthier hatte ſich beim Herbeiſchleppen der Steine für das Grabmal den Rücken verletzt.“ „Großer Gott,“ fragte der Kaufmann, „was brachte denn meiner Mutter den Tod?“ „O,“ erwiderte Riſhtunoi, „euer Kind ſtarb an der Bräune und eure Mutter vor Schmerz.“ „Gottes Wille geſchehe,“ rief der Kaufmann, warf ſich auf die Erde und weinte bitterlich, während jener noch Hauſe ging und der Frau ſagte, ihr Mann ſei todt. Als nun Tags darauf der Kaufmann noch Hauſe kam, ſo hörte er ſchon von fern Wehklagen, er trat ein mit der traurigen Gewißheit, daß Alles wahr ſei, was Riſhtunai berichtet hatte; denn dieſer hatte ihn, ſo lange er bei ihm war, elf Monate hindurch, nicht einmal belogen. Auf der Schwelle aber kam ihm ſein Weib mit dem Kind auf dem Arm und ſeine Mutter entgegen und alles Leid verwandelte ſich in Freude. Als nun der Kaufmann den Sklaven prügeln wollte, erinnerte ihn Riſhtunai an ſeinen Fehler, welcher ihm beim Kaufe nicht verſchwiegen ſei. Da gab ihm ſein Herr ſeine Schläge, ſondern die Freiheit und ſagte: „Einer, der täglich lügt, iſt beſſer, als ſolch ein Lügner wie du!“

Nichts iſt unmöglich.

Vor langer Zeit ſpielten einige Dorfmädchen zuſammen, als der König Salomo, auf ſeinem Throne ſitzend, an ihnen vorüber fuhr, um im Fluß zu baden. „Wie gern möchte ich eins von Salomo's Weibern werden, wenn ich älter bin,“ rief das kleinſte und geringſte der Mädchen. Die anderen lachten ſie aus und ſagten: „Hätten wir das noch gewünſcht, ſo wäre es ſchon thöricht genug; aber du, ſo arm, von ſo ganz niederm Stande, wie unſinnig!“ Nun trug es ſich zu, daß der König Salomo, während er badete, ſeinen heiligen Ring verlor, von dem ſeine ganze Macht ausging. Gott ſendete den Ring dem König David vom Himmel und König David gab ihn ſeinem Sohn, und alles, was auf Erden, im Waſſer und in der Luft lebte und webte, war durch des Ringes Kraft von ihm abhängig. Nun aber war er verloren, König Salomo's Feinde bekamen Gewalt über ihn und vertrieben ihn vom Throne, und ſo ward er ein freundloſer, unbekannter Bettler in den Gegenden, in welchen er zuvor mit ſolcher Weisheit und Gerechtigkeit geherrſcht hatte. Eines Tages kam er zufällig in das Dorf, in welchem des Mädchens Vater wohnte, und nahm Dienſte bei ihm. Der Alte ſah bald, was er für einen guten Diener an ihm beſaß; und weil ſeine Tochter noch keinen Mann bekommen hatte, ſo ſagte er zu Salomo: „Wenn du mir bis zu meinem Tode dienen willſt, ſo ſollſt du meine Tochter und ſpäter all mein Vermögen haben.“ Salomo willigte ein und die Hochzeit wurde beſtimmt. Für dies Feſt kaufte die Frau des Alten einen ſchönen Fiſch im Bazar und als ſie ihn reinigte, fand ſie einen Ring in ſeinem Leib, welchen ſie ihrer Tochter gab. In der Nacht fühlte König Salomo zu ſeiner großen Ueberraſchung einen Ring am Finger ſeiner Braut, welcher ganz ſeinem verlorenen gleich war. „Wo haſt du den Ring her,“ fragte er. „Ich will dir's morgen ſagen,“ war die Antwort. Salomo bezwang ſeine Neugierde; er hörte am andern Tag, daß die Mutter ihn gefunden habe, und bat um denſelben. „Da haſt du ihn, mein Lieber,“ ſagte ſie und ſteckte ihn an ſeinen kleinen Finger. Nun wieder im Beſitz ſeines heiligen Ringes eroberte er bald ſein Reich wieder und vernichtete ſeine Feinde; und das könnt ihr glauben, nicht die letzte unter ſeinen Weibern war die kleine Tochter des armen Baueen, deren Wunſch ſich alſo doch erfüllt hatte.

Glauben und Heiligkeit.

Eines Tages ſtritt ein König mit ſeinem Vezier darüber, ob Glauben oder ob Heiligkeit bei Gott mehr vermöchte. Der Vezier beſtand auf dem Glauben und wollte nicht zugeben, daß durch Heiligkeit irgend welche Wunder gethan werden könnten. Dadurch trat eine Spannung zwiſchen beiden ein. Der Vezier verhielt ſich ruhig, ſuchte ſich aber einige Wochen ſpäter vier Fakirs aus, denen jedem er zehn Rupis verſprach, wenn ſie ſeinen Willen in allen Stücken erfüllten. Hierauf tödtete er einen Eſel, begrub ihn in einer einſamen Gegend nahe der Stadt, und während zwei ſeiner Diener das Grab Tag und Nacht bewachen mußten, ließ er den dritten in einiger Entfernung von demſelben am Wege

niederſitzen und alle die vam Grabe zurückweiſen, welche ſich nicht mit dem vollen Glauben demſelben nahten, daß ihre Gebete erhört würden. Der vierte mußte im Lande umherziehen und die Heiligkeit des Grabes überall verkündea. Endlich hörte auch der König davan und erklärte, er walle an jenem Grabe um den Sieg über ſeine Feinde und um die Geburt eines Sohnes beten. Der Vezier hörte das unb gab ſeinen Dienern die nöthigen Weiſungen. Der König ging, ward aber am Wege von dem Fakir angehalten, welcher ihn zu beten warnte, wenn er nicht vollen Glauben an Gottes Erhörung hätte. Der König ging weiter, als er aber eben niederzuknien im Begriff war, trat der zweite Fakir ihm entgegen und tadelte ihn heftig, daß er van Gott die Vernichtnug ſeiner Feinde erbitten wollte, „benn," ſagte er, „deine Feinde, o König, ſtehen ſa gut in Gottes Haud wie du." Erſtaunt, waher der Fakir ſeine Abſicht wiſſe, blieb der König unentſchloſſeu ſtehen, bis der Vezier vartrat und ihn beten hieß, wenn er in feſtem Glauben käme, daß Gott ihn erhöre. Der König betete und als er in die Stadt zurückging, begegnete ihm ein Bote mit der Nachricht, ſeine Feinde ſeien beſiegt; als er aber in ben Palaſt eintrat, melbete ihm ein Eunuch, daß die Königin ſoeben einen Sohn gebaren habe. Außer ſich vor Freuden, wallte er eben jenem Grabe reiche Schenkungen beſtimmen, als der Vezier zu ihm ſagte: „Komm mit mir, König, und lerne erſt ſeine Heiligkeit kennen." Sie gingen und der Vezier grub das Eſelsgerippe aus; der König aber geſtanb zu, daß Glaube mehr werth ſei als Heiligkeit.

Der liſtige Betrüger.

Zwei Brüder lebten in einem ſtillen Darf, fern von der Stadt. Der ältere, Nameus Tagga Khan, war klug unb verſchlagen, der jüngere dumm. Eines Tages gab Tagga Khan ſeinem Bruder eine Ziege, daß er ſie zu Markte bringe, und jener, ſtolz über den Auftrag, machte ſich auf den Weg. Nach einiger Zeit begegnete ihm ein Mann und fragte, wo er denn mit ſa einem elenden Hund hinwollte; er aber antwortete aufgebracht: „Du Thor, das iſt kein Hund, ſondern eine Milchgeis." Etwas weiter begegnete ihm ein anberer Bauer, welcher ihm dieſelbe Frage that, und er antwortete, wie zuvor, doch minder zuverſichtlich. Noch etwas weiter traf er wieder einen anderu Lanbmann, welcher ihn ebenſa fragte; und jetzt autwortete er ſelbſt zweifelhaft: „Es iſt eine Ziege, wenn ich nicht irre, kein Hund." Und ſa ging er weiter, da er aber auch noch fernerhin ein paarmal wegea ſeines Hundes angeredet wurde, ſa glaubte er endlich ſelber, die Ziege ſei ein Hund und ließ ſie ſtehen, ging heim unb ſchalt ſeinen Bruder, daß er ihm einen ſalchen Streich geſpielt. — Die Männer, welche den Dummen angeredet hatten, waren ſechs Brüder, eine Banbe van Gaunern. Sie trieben die Ziege heim, ſchlachteten ſie und feierten ein großes Feſt.

Tagga Khan merkte, daß ſein Bruder betrogen war und beſchloß, den Streich mit Zinſen heimzuzahlen. Den nächſten Morgen ritt er zu Markte auf einem elenden Eſel, den er aber prächtig wie ein perſiſches Streitroß aufgezäumt hatte. Dieſelben Brüder begegneten ihm nach einander und fragten ihn, warum er denn ſeinem Eſel ein ſo ſchönes Geſchirr aufgelegt habe; er aber erwiderte: „Das iſt kein Eſel, ſondern ein Butſchaki." Der ſechste Bruber fragte ihn, was denn ein Butſchaki ſei, und er antwartete: „a Herr, das iſt ein Thier, welches hundert Jahre lebt und jeden Margen mit ſeinem Dünger einen Goldklumpen van ſich giebt." Nun hatte Tagga Khan ſich ſa eingerichtet, daß er die Stabt zu Nacht nicht erreichen kannte; und als der letzte Frager ihn aufforderte, Nachts bei ihm zu bleiben, nahm er das an. Früh Morgens fattelte er ſeinen Eſel, bückte ſich, unb nahm, als ab er das täglich thäte, einen Goldklumpen aus des Eſels Miſt, ben er vorher hineingeſteckt hatte. Die Brüder beobachteten ihn heimlich, wie Tagga Khan erwartete. Einige Tage nach ſeiner Heimlehr vom Markt kam die Gaunerbande zu ihm, wollte den wunberbaren Butſchaki kaufen und bot fünfhundert Rupis. Tagga Khan, nicht faul, ſchlaß den Handel nach einigen Scheinweigerungen ab.

Als die Gauner fart waren, ſagte er zu ſeinem Weibe: „In ein paar Tagen werden ſie wiederkammen, wenn ſie merken, daß der Eſel keine galdenen Eier legt. Wenn ſie kammen, ſag, ich ſei über Feld gegangen und laß eins von meinen grauen Kaninchen laufen, um mich zu rufen." Das Weib, abwahl ſie ihres Mannes Plan nicht verſtand, verſprach es ihm. Nach ein paar Tagen, als er die Bande herankammen ſah, machte ſich Tagga Khan aus dem Hauſe, indem er eines ſeiner Kaninchen mitnahm. „Wa iſt euer Mann?" fragte einer von den Gaunern das Weib beim Eintreten. Sie antwortete: „Er ging früh Morgens aus zu fiſchen, aber ich will ihn rufen laſſen." Dann ließ ſie das andere Kaninchen laufen und ſagte: „Lauf ſchnell und hole meinen Mann." Nach einer Stunde kam Tagga Khan mit dem Kaninchen unterm Arme, welches er mitgenommen hatte. „Hat das Kaninchen euch gerufen?" fragte der Sprecher der Bande. „Ja wahl," antwortete Tagga Khan. Nach einem kurzen Geflüſter bat ihm der älteſte Bruder fünfhundert Rupien für das Kaninchen, unb Tagga Khan ging auf den Handel ein.

Als ſie weg waren, ſagte er zu ſeinem Weibe: „Nach ein paar Tagen werden ſie wieder kommen, wenn ſie merken, daß ihr Kaninchen keine Batſchaften ausrichtet. Ich will rine Ziege tödten und ihnen einbilden, ich hätte bir den Hals abgeſchnitten und machte dich wieder lebendig." Dann nahm er ſeinen Stock und bemalte ihn in Ringen abwechſelnb roth und grün. Einige Tage barauf ſah Tagga Khan die Bande kammen, tödtete eine Ziege unb gab ſeinem Weib die nöthigen Weiſungen. Beim Eintreten überhäuften ſie Tagga Khan mit Vorwürfen, er habe ſie betragen, und verlangten ihre tauſend Rupis zurück. Er verſprach baß, wenn ſie ihm ſeinen Butſchaki und ſein Kaninchen wieder brächten; und als der Streit immer heftiger wurde, rief er ſeinem Weibe, ſie ſolle ein Tſchilam (türkiſche Pfeife) bringen. Sie antwortete nicht und brachte kein Tſchilam, worauf Tagga Khan aufſprang unb unter Schimpfreben gegen ihre Mutter unb Großmutter und ganze Verwandtſchaft in ein Nebenzimmer eilte. Ratſch, ratſch tönte es durch das ganze Haus. „Au! au! au!" ſchrie bas Weib. Gleich barauf kam Tagga Khan wieder mit einem blutigen Meſſer in der Hand, ſein Weib hinter ſich herſchleifend, deren Geſicht und Hals mit Blut überdeckt war. Als ſie lamlas niederſank, rief ihr grauſamer Mann: „Du Hexe, erſt letzten Freitag hab ich dir den Hals abgeſchnitten und wieder geheilt, jetzt ſoll's aber nicht ſa raſch gehen." Die ſechs Brüder waren verſteinert vor Schreck und ſagten kein Wort; ſie ſaßen ängſtlich in einem Winkel, während das Weib tadt da lag und ihr Mann wie ein blutiger Teufel var ihr ſtand. Enblich aber kamen ihm Thränen in die Augen, er ſagte: „Arme Gulijan, du biſt mir doch immer ein gutes Weib geweſen," nahm den roth und grün bemalten Stock aus bem Winkel, rieb ihn in der Hand, rief Allah an und berührte mit dem bunten Stab den Hals ſeines Weibes, worauf ſie wieder za ſich zu kommen ſchien und aufſtand. Das konnte kein Betrug ſein. Wieder wisperte die Bande zuſammen und ihr Sprecher ſagte: „Ueber das Frühere wollen wir nicht mehr reden; wir bieten bir fünfhunbert Rupien für den Stock." Tagga Khan willigte ein unb die ſechs Brüder gingen. Als ſie nach Hauſe kamen, hatte ihre Mutter ihnen kein Abendeſſen zurecht gemacht, und einer von ihuen, aus

Digitized by Google

Aerger und weil er ſich im Beſitze des Zauberſtockes wußte, ſchnitt ihr den Hals ab. Doch a weh! der bunte Stock hatte ſeine Kraft verloren, die Alte wurde nicht wieder lebendig. Erſchreckt über die That und weil ſie wohl wußten, daß der König die Geſchichte nicht glauben würde, flohen ſie und kamen niemals wieder. Tagga Khan aber behielt ſeine wohlverdienten fünfzehnhundert Rupis.

Praktiſche Strafe.

Ein alter Mann ſaß auf der Erde, als ein unverſchämter junger Geſell ſich heimlich hinter ihn ſchlich und ihm das Kleid über den Kopf zog. Der Alte ſtand freundlich auf und gab ihm eine Rupie. Ein Freund ſah das und ſagte: „Ei! du vergiltſt Böſes mit Gutem.“ „Keineswegs,“ erwiderte der Alte: „vielmehr habe ich dem Kerl ſeine Strafe gegeben, ohne meine Hand zu beſudeln.“ — Tags darauf verſuchte jener, in Hoffnung ähnlicher Belohnung, den Spaß an einem jungen Mann und ging mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

Tapfere Ausrede.

Ein Feigling, tüchtig bewaffnet, ward von einem Räuber auf offener Straße angegriffen und gab ihm ſeine Börſe hin. Ein Bekannter, der davon hörte, fragte ihn, warum er nicht mit dem Räuber gefochten habe. „Wie konnte ich denn?“ war die Antwort, „den Zügel hatte ich in der einen Hand, in der andern den Speer; ich ſollte doch wohl nicht gar mit meinem Munde gegen ihn fechten und wie ein Hund beißen?“

Die zwei Schlangen.

Zwei Schlangen lebten in einem Wald. Die eine hatte einen Kopf und hundert Schwänze, die andere hundert Köpfe und einen Schwanz. Der Wald gerieth in Brand und die erſtere entflah leicht, denn alle ihre Schwänze halfen ihr; die andere aber verbrannte, denn jeder Kopf wollte nach einer andern Richtung hin entfliehen.

Auf inhaltliche Vergleichung dieſer Erzählungen mit anderen mehr oder weniger weit verbreiteten gehen wir hier nicht ein. Man muß ſie ſich Abends vorgetragen denken, vor dem Gemeindehaus, in einer Verſammlung nicht der feineren, vielmehr der durchaus nicht vornehmen Afghanen; von den längeren, künſtlicher ausgeſponnenen, freilich auch langweiligeren Geſchichten, an welche ſich die gebildeten, modernen Paſhta ergötzen, giebt Thorburn zu unſerm lebhaften Bedauern kein Beiſpiel. Gerade die Vergleichung beider Arten wäre ethnologiſch wie literariſch von größtem Intereſſe. Auch genauere Angaben, wie und wo die Erzählungen geſammelt ſind, vermiſſen wir. Außerdem theilt Thorburn über 1200 Sprichwörter mit, eine ſehr werthvolle Sammlung, welche indeß keineswegs ſeine Vorräthe oder die Volksweisheit der Afghanen erſchöpft. Da wir ſchon Proben gegeben haben, gehen wir nicht weiter auf dieſe gnomiſche Poeſie des Volkes ein.

Geflügelte Worte der Herzegowiner.

Mitgetheilt von **Siegfried Kapper.**

I.

Unter den Südſlaven ſerbiſcher Zunge ſind es die Herzegowiner und die ihnen benachbarten ſtamm- und geſchlechtsverwandten Dalmatiner und Montenegriner, welche letzteren bekanntlich mit nur geringen Ausnahmen eben nichts anderes ſind als in den Wildniſſen der Czernagora eingewanderte Herzegowiner, die vor Allem durch dichteriſche Begabung, natürliche Beredtſamkeit und jene Gewandtheit des Geiſtes und der Rede ſich hervorthun, die wir mit dem, der als die geiſtreichſte geltenden Nation entlehnten, übrigens undefinirbaren Wörtchen „Esprit“ zu bezeichnen pflegen. Wie viel des Schönen, ja mitunter ſelbſt Großartigen all die anderen ſüdſlaviſchen Stämme, die Bulgaren, die Serben in Ungarn, im heutigen Fürſtenthum und in Altſerbien, die Croaten und die Bosnier in ihren Volksgeſängen aufzuweiſen haben mögen, ſieht man näher zu, ſo wird man finden, daß es beinahe regelmäßig die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien oder die Morlacchei iſt, aus denen die ſchönſten, ſinnigſten, ergreifendſten und bedeutſamſten Geſänge hervorgegangen. Die Geburtsſtätte des unter dem Namen „Lazarica“, die Lazaride, bekannten Fragmentencyklus, der den Untergang des großſerbiſchen Reiches zum Gegenſtande hat und, an epiſch breiter Anlage, weitem Geſichtskreis und Höhe der hiſtoriſchen Auffaſſung der Iliade gleich, populäres Gemeingut des ganzen Südſlaventhums geworden iſt, und zur Bewahrung und Hebung des nationalen Bewußtſeins ſowie der politiſchen Hoffnungen innerhalb deſſelben nicht wenig beigetragen hat, iſt die Herzegowina. Die in ihrer Tragik grandioſen und erſchütternden Geſänge von Ivan Crnojevitſch und deſſen Söhnen ſind Eigenthum theils der Herzegowina, theils Montenegros. Vuk Steſanovitſch Kawadzic und Tſchubro Tſchoikovitſch (Demetrius Milutinovitſch), die erſten Sammler ſerbiſcher Volksgeſänge, ſind beide Herzegowiner, Letzterer von Geburt, Erſterer von Abſtammung. Die von dem Letztgenannten vor vierzig Jahren veröffentlichte Sammlung enthält durchgehends nur Montenegriniſches, wie es der Sammler in ſeiner Stellung als Secretär des Vladiken von Montenegro, Peter's I., des nachmals Heiliggeſprochenen, und als Erzieher und Freund Peter's II., des nachmaligen und letzten der Vladiken, an Ort und Stelle aus dem Munde der czernagoriſchen Rhapſoden aufzuzeichnen Gelegenheit nahm. Die bedeutendſten Poeten des Südſlaventhums ſind aus dieſem Stamme hervorgegangen. Matthäus Katſchitſch, in außerſlaviſchen Kreiſen kaum dem Namen nach gekannt, geſchweige genugſam gewürdigt, ein Poet erſten Ranges, nicht nur ein Dichter aus dem Volke für das Volk, ſondern ein nationaler Dichter im claſſiſchen Sinn des Wortes in der Weiſe Arndt's und Uhland's, ſtammt aus Dalmatien. Man mag annähernd von der Bedeutung dieſes Kloſtermönches, deſſen Geſänge ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts (damals in Venedig) in unzähligen Auflagen gedruckt worden ſind, ſich eine Vorſtellung machen, wenn man erwägt, daß die Kritik noch heute nicht ganz darüber im Reinen mit ſich iſt, ob dieſe Poeſien das Werk eines einzelnen Menſchen, oder nur eine von ihm veranſtaltete Sammlung von Volksgeſängen ſeien. Demetrius Milutinovitſch, der, allerdings aus der Heimath flüchtig, Befreiungshymnen ſang und zum Ankampf gegen die osmaniſche Unterdrückung aufrief, ſtammt, wie bereits erwähnt, aus der Herzegowina. Peter II. Njeguſch, der einzige unter den überaus zahlreichen ſüdſlaviſchen Poeten

Digitized by Google

der Gegenwart, der Anſpruch hat, als der Weltliteratur angehörig bezeichnet zu werden, iſt Montenegriner. Auf das ſinnige, tief innige Seelenleben, das uns in den Liedern der Morlachen entgegentritt, deren nicht wenige, bei der größten Einfachheit der Motive und bei aller ſcheinbaren Alltäglichkeit der Canflicte, nicht ſelten Stoff zu ganzen Tragödien bieten, ſei hier nur hingedeutet — der hohen Lyrik in den Todtenklagen der Vocheſen nur erwähnt —, bezüglich der oratoriſchen Begabung nur an die ſchwungvollen Tiſchreden und Trinkſprüche erinnert, die ſtets die beſte Würze der beſcheidenen Mahle ſind und nie fehlen, wo zwei Freunde zuſammen Rothwein trinken, — der Rechtfertigungsreden nicht zu gedenken, durch die die Angeklagten vor ihren Richtern ihre Unſchuld darzuthun, der politiſchen Sermone, durch die in den Verſammlungen die geborenen Staatsmänner in Bundſchuhen und grobem Kittel ihre diverſen Anſichten zur Geltung zu bringen bemüht ſind.

Ein ganz ſpecieller Vorzug des Herzegowiners aber iſt die ihm eigene Gabe der Schlagfertigkeit, des Witzes, der Pointe. Er ſpricht im Ganzen wenig. Fremde, die Montenegra und die Herzegowina beſuchen, werden dadurch nicht ſelten in die peinlichſte Verlegenheit verſetzt, ſelbſt wenn ſie, was eine höchſt rare Sache iſt, ſeiner Sprache mächtig ſind. Man ſpricht eine Viertelſtunde lang, man fragt dies und jenes, erbittet ſich Auskunft über dies und das und erhält als Aufſchluß ein Achſelzucken, ein Kopfnicken, ein kurzes Wort, genau ſo wenig als eben unerläßlich, und genau ſo viel als eben nöthig iſt, um nichts zu ſagen. Man mag hiernach ermeſſen, was von all' den Discurſen zu halten ſei, welche der und jener Touriſt mit den Leuten in der Herzegawina und in Montenegro gehabt, von all' den politiſchen Enthüllungen und winkereichen Andeutungen, die er von da erhalten haben will. Spricht aber ein ſolcher Czernagarze oder ein Herzegowiner wirklich einmal, ſo ſagt er auch etwas, und das, was er ſagt, trifft auch. „Dem Weibe gehört die Zunge," ſagt ein Sprichwort, „dem Manne die Lippe, und über der Lippe wächſt ihm ein Gitter" (der Schnurrbart nämlich). „Das Weib mag ſchwatzen; was aber über die Lippe kommt, das ſoll ſtets ein Wort ſein. Darum, Freund, ziehe dich zweimal an deinem Schnurrbart, ehe du einmal die Lippe aufthuſt!"

Woher er dieſe Eigenthümlichkeit hat, ob ſie ihm von Alters her eigen, etwa wie die Athenienſer durch ihr „Salz" ſich bemerkbar machten, oder ob erſt in der Berührung mit dem Unterdrücker mit der gebotenen Vorſicht, Zurückhaltung, ja Kargheit der Rede ſich die conciſe Knappheit, die Ironie, das Auslaufen des Wortes in eine treffende Spitze ſich herausgebildet hat, mag hier ununterſucht bleiben. Es genügt, daß ſie vorhanden iſt, und Tag für Tag in einer Fülle von wirklich „etwas ſagenden" und nicht bloß „geſchwatzten" Worten ſich kundgiebt, die, wenn ſie am rechten Orte, zur rechten Stunde und vom rechten Munde kommen, alsbald auch zu „geflügelten" werden und mit wahrhaft geflügelter Schnelle ihren Weg durch das ganze Land und ſelbſt weit hinaus über daſſelbe durch alle ſpruchverwandten Gaue machen.

Die Form nun, in welche dieſe „geflügelten Worte" ſich kleiden, iſt verſchieden, je nach dem, was geſagt werden will, je nach der Stimmung und Laune und je nach dem Redegeſchicke des Vorbringenden.

So z. B. giebt es ſich als Sprichwort, wenn irgend eine im Leben gemachte Erfahrung praktiſch, leicht faßbar und leicht behaltbar fixirt und verwerthet werden ſoll; als Gleichniß, aber dann nur kurz und handlich für den Gebrauch, wenn dies nicht im direct belehrenden Tone, ſondern im Gewande eines Bildes geſchehen ſoll, aus welchem im Falle der Anwendung der Angeredete die Belehrung leicht ſelbſt ſich entnehmen mag; als Redensart, wenn beſtimmte Geſinnungs- und Handlungsweiſen, nicht ohne die Nebenabſicht, ſie zu ironiſiren, für den Verkehr ſcharf markirt, ſo zu ſagen typiſch gemacht werden ſollen. Solche Sprichwörter z. B. ſind:

— Gewohnheit drückt wie eine Laſt,
Entwöhnen drückt wie zweie faſt.

— Ohne Leid
Kein Beſcheid.

— Was quält, das lehrt.

— Je ſchwerer zu leiden, deſto beſſer zu merken.

— Willſt du Jemanden kennen lernen, — reich' ihm die Hand.

— Ein alter Feind wird nie ein neuer Freund.

— Thu einem Menſchen hundertmal Gutes und einmal nicht, er gedenkt dir dieſes und vergißt jenes.

— Wer ſchön ſchweigt, der ſchön ſpricht.

— Jeder Scherz iſt ein halber Ernſt.

— Wer von Böſem ſpricht oder an Böſes denkt, der geht Böſem oder Böſes geht ihm nach.

— Mancher, der thut, was er weiß, weiß nicht, was er thut.

— Haſt du ſanft keinen Feind, ſo hat deine Mutter einen dir geboren!

— Schwer iſt das Gute zu ſehen, doch iſt es leicht zu erkennen.

— Beſſer einem Braven gehorchen, als einem Schlechten befehlen.

— Beſſer mit allen Mängeln gekannt, als mit allen Vorzügen nicht gekannt.

— Beſſer kein Anfang als kein Ende.

— Beſſer mit dem Weiſen weinen als mit dem Thoren lachen.

— Beſſer Wiſſen als Haben.

— Beſſer ein ſchlechtes Jahr als ein ſchlechter Nachbar.

— Eile iſt des Teufels Botin.

— Der Heftige ſpringt ſelbſt über ſein Glück hinweg.

— Sieh' dem Gaſt erſt auf die Schuh',
Dann führ' in dein Haus ihn du!

— Zufriedenen, ſei noch ſo groß die Menge,
Kein Haus, das ihnen zu enge.

— Den lieben Gaſt
Zwei Tag genug du haſt.

— In Kirch' und Haus zu viel der Feſte,
Schad't dem Glauben und verdirbt die Güſte.

— Beſſer begraben ſein als Sklave.

— Nie ſei eines Andern, wer ſein eigen ſein kann.

— Beſſer iſt Leid glauben als Leid erproben.

— Sucht das Unglück nicht den Menſchen auf, ſo ſucht er es ſelber auf.

— Du trifft es, allein zu ſtehen an einem Abgrund, nicht aber im Glück.

— Man muß nicht ſeine Glocke fremdem Leithammel umhängen!

— Der beſte Bazar iſt das eigene Haus.

— Sparſamkeit iſt der beſte Erwerb.

— Um deſſen Leben nicht die eine Hälfte des Geſindes, um deſſen Tod nicht die andere Gott bittet, der iſt kein guter Hauswirth.

— Fremde Hand mehrt nicht.

— Der Kopf iſt älter als das Buch.

— Eine Mütze kann man Jedem kaufen, nicht aber Verſtand.

— Beſſer eine Unze Verſtand als hundert Unzen Beiſtand.

Digitized by Google

— Mehr denkt der Geiſt, als das Meer birgt.
— Schließe den Mund und öffne die Augen!
— Weß der Weiſe ſich ſchämt, deß rühmt ſich der Thor.
— Dem Manne heftet ſich die Schande an die Ferſe, dem Weibe an die Stirne.
— Gold geht durch aller Leute Hand, der Menſch durch aller Leute Mund.
— Thoren bauen Häuſer, Kluge kaufen ſie.
— Zerſtört nicht der Teufel die Wiege, zerſtört er das Grab.
— Gutes zahlt ſich ſchwer heim, um ſo leichter Böſes.
— Gott iſt ein alter Wunderthäter. Er ſchließt ein Thor und öffnet deren hundert.
— Flehe zu Gott, aber rudere ans Ufer!
— In weſſen Wagen du fährſt, deſſen Gäule du lobe!
— Nicht kämpft den Strauß die blanke Waffe;
Es kämpft den Strauß des Helden Herz!
— Beſſer mit einem Helden ſich raufen, als mit einem Feigling ſich küſſen.
— Schlimm um den Helden, von dem man nicht ſpricht.
— Viel *gilt* mehr, aber ſchön *geht weiter*.
— Wer nicht den Bruder als Bruder, der wird den Fremden als Herrn achten.
— Wer in einen Sumpf heirathet, den wäſcht kein Meer rein.

Als Beiſpiele für das *Gleichniß* mögen angeführt ſein:

— Der Menſch iſt härter, denn ein Stein, und gebrechlicher, denn ein Ei.
— Der Heuchler baut ſein Haus in Klüfte,
Der Giebel kaum lugt in die Lüfte!
— Beim Grobſchmied ſuche nicht ſeine Klingen.
— Das Waſſer todt, doch treibt es die Mühle.
— Waſſer und Feuer ſind treffliche Diener, aber ſchlechte Herren.
— Wer niemals einen Thurm geſeh'n,
Bleibt auch vor einem Ofen ſteh'n.
— Beſſer eigener Hanf als fremde Seide.
— Große Bäume wachſen zwar lange, fallen aber doch ſchnell.
— Jungen Herrlein reicht das Meer ſelbſt nicht bis ans Knie. (So groß nämlich dünken ſie ſich!)
— Das iſt ein ſchlechter Wind, der das Meer bis auf den Grund aufwühlt.
— Iſt der Honig auch ſüß, muß man ſich doch nicht in die Finger beißen! (Iſt der Vortheil auch angenehm, ſo muß man ſeinetwegen doch nicht die Ehre daranſetzen.)
— Vor drei Dingen hüte dich: vor glimmenden Kohlen, vor einer roſtigen Flinte und vor einem Hunde, der müßig kauert.
— Wer einen Wolf jagt, der muß ſcharfe Augen haben. (Wer es mit einem geriebenen Schelm aufnimmt, der muß ſich ihm gewachſen wiſſen.)
— Womit man ein Faß füllt, darnach riecht es für immerdar. (Wie man's im Elternhauſe vor ſich geſehen und gehört, ſo haftet's Einem zeitlebens an.)
— Aechtes Gold fängt nicht Roſt.
— Ein fauber Geſicht braucht viel Waſſer nicht.
— In jedem Haus giebt's Rauch.
— Das Roß mag man peitſchen, das Rind aber muß man lieben. (Denn jenes frißt und dient dem Luxus, dieſes aber pflügt und nährt das Haus.)
— Kann das Rind auch nicht reden, ſo knurrt doch das Rad. (Wenn es wo übel ſteht, ſo läßt ſich's nicht verheimlichen.)
— Strotzt die Tenne, ſo mißt doch auch der Scheffel. (Auch die Stimme kleiner Leute iſt nicht zu unterſchätzen.)
— Iſt auch das Gras gemäht, ſo bleiben doch die Wurzeln.
— Schlimm ſteht's um den Brei, der auf fremde Milch wartet. (Beſter Verlaß auf ſich ſelber Verlaß.)
— Je größer der Kopf, deſto größer das Kopfweh.
— Wer die Finger in fremde Thürangeln ſteckt, dem werden ſie eingeklemmt.
— Wer nicht anzündet, kann auch nicht leuchten.
— Aus ſchwarzer Erde ſprießt weißes Korn.
— Schwerer Weizen läßt auf ſich warten.
— Frißt auch der Hund den Brei, ſo doch nicht auch die Schüſſel.
— Unter dürrem Holz verbrennt auch der grüne Baum.
— In großen Waſſern gedeihen große Fiſche. (In großen Verhältniſſen große Menſchen.)
— Die Kanone ſpringt und der Bairam geht vorüber. (Der Genuß iſt kurz, aber was dabei aufgegangen, das iſt hin.)
— Jeder hält ſeinen Eſel für ſchneller als eines Andern Roß.
— Gott hat wollene Füße, aber ſtählerne Hände. (Man hört ihn nicht kommen, aber man fühlt ſeine Macht.)
— Wer den Kuchen, der hat auch das Meſſer.
— Ritte ſich's beſſer auf Hunden, hielte man keine Pferde.

Als Beiſpiele für die *Redensart*, die man gern anbringt, wo immer es ſich thun läßt, und auf die am liebſten allein man ſich beſchränkt, um damit Alles zu ſagen, was man eben zu ſagen gedenkt, oder es vielmehr errathen zu laſſen, mögen die folgenden dienen:

„Nicht ein Meſſer," ſagt man von einem Geizigen, „gäb' er dem Teufel, daß er ſich den Hals abſchneide."

„Er lobt das Meer und hält ſich ans Land," will ſagen: er iſt nicht aufrichtig in ſeiner Meinungsäußerung.

„Wenn ihn die Erde nicht an ſich hielte, er flöge auf," ſo hochmüthig trägt er den Kopf.

„Feiſt iſt ihm ſchön und reich iſt ihm weiſe," dem craſſen Materialiſten nämlich.

„Die Flinte möchte wohl, aber es fehlt am Stein," ſagt man von Leuten, die gern groß thäten, aber die Mittel dazu nicht haben.

„Der fand eine Kirche, drin der Herrgott betet," bezeichnet den Superklugen, etwa wie das Deutſche: „Er hört das Gras wachſen."

„Spräche Jemand: ein Eſel fliegt! er ließe hinaus, zu ſehen wohin." Will ſagen, ſo dumm iſt er.

„Wäre er nicht getauft, man dürfte keck ſein Fleiſch eſſen!" Paraphraſe für: ſo ein Rind oder ſo ein Schwein iſt er.

„Zwei Fiſche röſten an einem Feuer und doch glaubt einer dem andern nicht!" Ein ziemlich ergreifendes Bild für unglückſeliges Mißtrauen in gemeinſamem Unglück!

„Ein Haus mit Fenſtern blank, drin Kiſten leer und Schrank." Aeußerliche Flauſen und nichts dahinter.

„Gieb mir Glück, und dann meinetwegen nähe mich in einen Sack!" Wer Glück hat, für den giebt es keine Schwierigkeiten im Leben.

„Am Bauch giebt's kein Fenſter," von Putznarren, die ſich ſchlecht nähren, um ſich nur fein ausſtaffiren zu können, aber auch von Leuten, die ſich lieber das Nöthigſte verſagen, um nur honnet zu bleiben.

„Schwer rauchen und zugleich trinken" kennzeichnet den, Unerſättlichen, der gern Alles haben, alle Aemter und Würden in ſich vereinen, aber auch den ſich Ueberſtürzenden, Ueberbürdenden, der gern Alles auf einmal thun möchte.

„Fremde Ziegen, pures Fett! — Wer zu Fuß geht

ſchmäht immer den, der reitet. — Ein Stückchen in der Hand eines Andern ſieht immer wie ein Stück aus.“ Drei höchſt anſchauliche Verſinnlichungen des Neides.

In der Production ſolcher Sprichwörter, Gleichniſſe und Redensarten übrigens ſind nicht allein die herzegawiniſchen, ſondern die Slaven des Südens überhaupt unerſchöpflich, wobei außer dem zum Proverb und zum Epigramm hinneigenden Geiſt der Sprache ihnen allerdings eine Fülle mannigfacher und ernſter, durch Schulweisheit noch nicht verkümmerter Lebenserfahrung zu ſtatten kommt, wie ihre gedrückte Lage und mühevolle Exiſtenz ſie eben mit ſich bringt. Denn bekanntlich iſt nicht das ſorgenloſe Wohlleben, nicht die große Welt, nicht die feine Geſellſchaft und nicht die Gelehrſamkeit die Atmoſphäre, in welcher das Sprichwort gedeiht, ſondern ganz im Gegentheil die beſchränkte Dürftigkeit, die kleine Welt, die Geſellſchaft mit Schwielen an den Händen und mit Schweiß an der Stirn, der ſchlichte Mutterwitz, gereift in ſeiner Eigenartigkeit durch unmittelbar Aufgenommenes, nicht gehindert in ſeiner Entwickelung und verſauert durch Eingetrichtertes. Seine fruchtbarſten Producenten ſind nicht Hofdamen und Profeſſoren, ſondern die alten Weiber im Kreiſe ihrer Enkel und Enkelkinder auf der Hausſchwelle oder am Spinnrocken, und die alten Männer im Rathe der Männer bei Tabak und Weinkrug, und die fruchtbarſten unter ihnen ſind gerade, die weder ſchreiben noch leſen können. In der feinen, in der gebildeten Welt beherrſcht den Umgang das Beſtreben, ſich möglichſt Einer wie der Andere auszudrücken. Das giebt den conventionellen Uſus, der natürlich neuen Bildungen nicht gewogen iſt. Anders bei Leuten, wie z. B. unſere Herzegowiner. Da ſucht jeder möglichſt ſich ſelbſt zur Geltung zu bringen, ſo wie ſeine Perſon, ſo auch ſeine Meinung, und ſo geſchieht es denn, daß eine und dieſelbe Anſicht, ein und derſelbe Gedanke, eine und dieſelbe Erfahrung hundert- und ſelbſt tauſendfachen Ausdruck findet, und daher auch der den Redeverkehr geradezu beherrſchende Reichthum von Gleichniſſen, Sprichwortartigem und Redensarten.

Aus allen Erdtheilen.

Der Wolf in Rußland.

Der ganz enorme Schaden, welchen der nur von Fleiſch lebende, gefräßige, den Fuchs an Verſchlagenheit weit übertreffende Wolf dem Viehſtande Rußlands alljährlich zufügt, hat die Veranlaſſung zu einer ſehr beachtenswerthen, in der Druckerei des ruſſiſchen Miniſteriums des Innern gedruckten Broſchüre von Loſarewski gegeben [1]), in welcher auf Grund ſtatiſtiſcher Daten eine ungefähre Schätzung der Anzahl dieſer Raubthiere und der durch ſie vernichteten Werthe verſucht wird. Herr Laſarewski kommt nach verſchiedenen Schätzungsmethoden zu dem natürlich nur ganz approximativen Reſultate, daß allein das europäiſche Rußland an 200,000 Wölfe ſtändig beherberge, und iſt nach der Statiſtik der von ihnen getödteten Menſchen ſogar zu der Annahme geneigt, daß ſich ihre Anzahl in den letzten Jahrzehnten eher vermehrt als vermindert habe. Während in den Jahren 1849, 1850 und 1851 den officiellen Angaben zufolge durchſchnittlich 125 Perſonen verſchiedenen Alters den Beſtien zum Opfer fielen, betrug dieſer Verluſt an Menſchenleben im Jahre 1875 161. Vielleicht kann man die Vollſtändigkeit der älteren ſtatiſtiſchen Angaben in Abrede ſtellen, obſchon gerade derartige Unglücksfälle am ſorgfältigſten regiſtrirt zu werden pflegen; man mag auch zugeben, daß eine zunehmende Bevölkerung derſelben Anzahl Wölfe mehr Gelegenheit zu Angriffen biete; wenn aber Laſarewski ausdrücklich conſtatirt, daß die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung, geſchweige denn Ausrottung vollkommen ungenügend ſind und daß die eigentliche Jagd, die ein großes Aufgebot von Menſchen erfordert, ſeit dem Aufhören der Leibeigenſchaft weſentlich abgenommen hat, ſo iſt gar kein Grund vorhanden ihre Zunahme zu bezweifeln.

Den officiellen Angaben zufolge werden von dieſen Wölfen alljährlich etwa 180,000 Stück Großvieh und 560,000 Stück Kleinvieh vernichtet; Laſarewski weiſt aber an dem Beiſpiele mehrerer Gouvernements aus dem Vergleiche der officiellen Daten mit denen der Landſchaftsämter nach, daß dieſe Zahl weit hinter der wirklichen Höhe zurückbleibt. Außerdem ſind bei dieſen Zuſammenſtellungen die Verluſte an Federvieh und Hunden nicht berückſichtigt. Erſtere pflegen, da die Wölfinnen ihre Jungen faſt nur mit ſolchem auffüttern, ſehr erheblich zu ſein und betrugen z. B. im kaſanſchen Gouvernement allein an Gänſen jährlich 11,000 Stück; die Zahl der alljährlich getödteten Hunde wird auf mindeſtens 100,000 Stück geſchätzt. In Anbetracht aller Umſtände dürfte daher nach Laſarewski's Taxirung der von den Wölfen im europäiſchen Rußland an Hausthieren angerichtete Schaden mindeſtens die Summe von 15 Millionen Rubeln betragen. Das iſt aber nur der kleinere Theil des vernichteten Werthes, denn vielleicht vier Mal ſo viel Nahrung muß die Natur an Wild liefern, um den ſtets heulenden Magen des Wolfes zu befriedigen. In Deutſchland würde man das freilich in nationalökonomiſcher Hinſicht kaum als einen Verluſt bezeichnen können, da bei uns das zur Ernährung des Wildes nöthige Quantum wirthſchaftlicher Producte an Werth bei weitem den des Wildes überſteigt. Das iſt aber in Rußland bei einer minder dichten Bevölkerung und noch lange nicht ſo weit gediehener Ausnutzung des Bodens größtentheils nicht der Fall, und ſo veranſchlagt Laſarewski den Verluſt an Wild (vielleicht etwas zu hoch) auf jährlich 50 Millionen Rubel. Schließlich muß man noch die Verluſte der Hirten und Namaden in Sibirien in Anſchlag bringen, die ſich zwar der ſtatiſtiſchen Beobachtung faſt durchgängig entziehen, die aber, wie unter andern aus A. v. Middendorff's Schilderungen hervorgeht, namentlich an Renthieren ganz außerordentlich ſein müſſen.

Die Ausrottungsmittel, welche zur Zeit in Anwendung kommen, erfüllen ihren Zweck nur in ſehr unvollkommenem Maße; namentlich liefert die Jagd mit Feuerwaffen nur mäßige Reſultate. Es fehlt in Rußland ganz an einer unſeren Forſtbeamten entſprechenden Inſtitution; die Bauern haben entweder keine Gewehre oder ihre Jagdluſt iſt gering; wo aber hier und da große Grundbeſitzer ſtellenweiſe energiſcher vorgegangen ſind, iſt man die Plage doch nur vorübergehend losgeworden, weil gelegentlich wieder neue Wölfe einwanderten. Außerdem hat man berechnet, daß bei dieſen Treibjagden durch Verbrauch an Hunden, Schießmaterial und Löhnung der einzelne Wolf auf 30 bis 40 Rubel zu ſtehen kommt, und durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſind die Kaſten nach geſtiegen und dieſe Art Jagd ſeltener geworden. Fallen aber Gruben nützen nur ſehr wenig, da die Thiere zu ſchlau ſind, um ſich darin zu fangen; da-

[1]) W. M. Laſarewski: Ueber die Vernichtung von Vieh und Wild durch den Wolf und über die Ausrottung des Wolfes. St. Petersburg 1876 (71 S.). S. Röttger's Ruſſ. Revue 1877, H. 3, S. 260.

gegen sind die sibirischen Nomaden noch schlauer als sie und verstehen, wie Middendorf mittheilt, auf folgende sinnreiche, vielleicht auch in Rußland einführbare Methode den Vielfraß zu verderben. Sie rollen ein starkes, an beiden Enden zugespitztes Stück Fischbein um einen Stab spiralförmig auf, umwickeln das Ganze mit Fett und lassen dieses gefrieren. Sobald der Wolf den verlockenden Bissen verschluckt hat, thaut das Fett auf, das Fischbein streckt sich wieder und durchbohrt dabei die Magenwände des Thieres, das in Folge dessen crepiren muß. Den größten, vielleicht allein durchgreifenden Erfolg hat indessen die in Rußland noch wenig in Anwendung kommende Vergiftung mit Strychnin, die Lasarewski dringend empfiehlt, da sie verhältnißmäßig wenig kostspielig und ihre Praxis leicht zu erlernen ist. Es müßte aber auch von Seiten der Localverwaltungsbehörden eine weit größere Thätigkeit entwickelt werden als bisher; namentlich müßten die viel zu niedrigen Prämiensätze von 1½, 2, höchstens 3 Rubeln auf mindestens 10 Rubel pro Stück erhöht werden, um überhaupt einen Gewinn für den Jäger in Aussicht zu stellen. Für die Vertilgung von 200,000 Wölfen würde somit eine Summe von 2 Millionen Rubel nothwendig sein, da dies Ziel aber in einem Jahre kaum zu erreichen und daher immer wieder neuer Nachwuchs zu vertilgen sein würde, so wird vielleicht das Vier- oder Fünffache nöthig werden, was aber doch, wie man aus den obigen Daten ersieht, eine Capitalsanlage bliebe, wie sie kaum vortheilhafter gedacht werden könnte.

Möge es Lasarewski gelingen, seine Vorschläge an maßgebender Stelle zur Geltung zu bringen: nicht nur von einer drückenden Plage wird er dadurch sein Vaterland befreien, sondern auch von einem Makel, den das Ueberhandnehmen reißender Thiere in einem civilisirten Lande demselben ohne Zweifel anheftet.

Zur Bevölkerungsstatistik von Russisch-Polen.

C. P. Während Seitens der russischen Regierung die Ergebnisse der Volkszählungen in Betreff des eigentlichen Rußland mit ähnlicher Regelmäßigkeit und Vollständigkeit veröffentlicht werden, wie in den übrigen europäischen Staaten, kommen derartige Notizen über das Königreich Polen, die jetzigen „Weichselgouvernements", nur sehr ausnahmsweise zur allgemeinen Kenntniß, so daß der mit Mitteleuropa zunächst verbundene Theil des slavischen Kaiserreichs, wie in geographischer, so in statistischer Hinsicht zu den am meisten vernachlässigten Ländern Europas gehört. In dem kürzlich in Warschau erschienenen Werke Witold Zaleski's: „Statystyka porównawcza królestwa Polskiego" (Vergleichende Statistik des Königreichs Polen) finden wir über die neuesten Zählungsergebnisse von 1872 vielfach interessante Angaben, von denen wir zunächst die unseres Wissens in Deutschland noch nicht bekannt gewordenen über die Bevölkerung der einzelnen Gouvernements, gesondert nach städtischer und ländlicher Einwohnerschaft, und über die Seelenzahl der größeren Städte mittheilen wollen, indem wir uns vorbehalten, auf andere bemerkenswerthe Zahlen zurückzukommen. Die Vertheilung der Bevölkerung nach den einzelnen Gouvernements zeigt die Tabelle auf folgender Spalte.

Wie die nachstehenden Zahlen gegenüber den bisher in statistisch-geographischen Werken enthaltenen Angaben durch ihre Höhe überraschen und endlich einmal auch über diese nahe liegende terra incognita authentische Informationen bieten werden, so wird dies auch mit nachstehenden Mittheilungen über die größeren Städte des Königreichs Polen der Fall sein, wenigstens bei einigen derselben. Der Landeshauptstadt Warschau mit ihren 275,999 Einwohnern folgen die über 10,000 Seelen zählenden Städte des Landes in nachstehender Ordnung: Lodz (das 1821 erst 799 Einwohner zählte, seitdem aber durch Colonisation mit deutscher Bevölkerung zur zweiten Stadt Russisch-Polens heranwuchs) mit 50,498 Einwohnern, Lublin 28,933, Suwalki 19,899, Plotzk 19,825, Kalisch 16,957, Petrikau 16,720, Czenstochau 14,348, Lomscha 13,858, Zgierz 12,350, Siedlce 11,859, Wloclawek 11,781, Radom 11,495, Augustow 10,664, Kalwarya 10,195 Einwohner. Die einzige Gouvernementshauptstadt, die unter 10,000 Einwohner zählt, ist Kielce, das nur 8013 Seelen aufweist.

Gouvernements	Zahl der Städte	Einwohner in der Stadt	Einwohner auf dem Lande	Einwohner Zusammen
Stadt Warschau .	—	275,999	—	—
Gouv. Warschau .	18	83,543	696,993	780,536
„ Kalisch . . .	13	92,095	615,323	707,418
„ Petrikau . .	11	136,795	632,845	769,640
„ Radom . . .	11	58,437	483,556	541,993
„ Kielce	7	34,933	503,470	538,403
„ Lublin . . .	13	96,970	641,456	738,426
„ Siedlce . . .	12	70,385	555,712	629,097
„ Plotzk	11	69,472	431,096	500,568
„ Lomscha . . .	10	64,488	436,897	501,385
„ Suwalki . .	10	74,819	472,733	547,552
Zusammen	117	1,057,936	5,470,081	6,528,017

* * *

— Sollten die Wirren in der europäischen Türkei auch keinen andern Vortheil haben, so haben sie doch schon insofern genützt, als unsere Kenntniß vorzüglich ihrer Nordhälfte dadurch wesentlich bereichert und gefördert worden ist. Nicht nur wurde das k. k. militär-geographische Institut in Wien veranlaßt, die von österreichischen Offizieren aufgenommene Karte von Bosnien rasch dem großen Publicum in guter und billiger Gestalt zugänglich zu machen (s. „Globus" XXIX, S. 382) und derselben in nächster Zeit die Karte von Bulgarien folgen zu lassen, sondern es treten auch Arbeiten von Privatleuten an das Licht, welche sonst vielleicht noch lange auf Veröffentlichung hätten warten können, und welche das Ihrige beitragen, um die Kunde jener so hoch interessanten und so wenig bekannten Länder nicht länger so lückenhaft als bisher zu belassen. So Dr. Otto Blau's Reisen in Bosnien und der Herzegowina (Berlin, D. Reimer, 1877), welche wesentlich topographische und pflanzengeographische Aufzeichnungen und eine Karte von Heinrich Kiepert enthalten, welche in mehr als einem Punkte diejenige des obengenannten österreichischen Instituts verbessert. Der Anhang, gleichfalls von H. Kiepert, enthält Kartographisches und Statistisches, namentlich letzteres von großem Werthe, wie es auf S. 331 des vorigen Bandes des „Globus" näher begründet worden ist. — Ein anderes Werkchen, welches sich mit den geographischen Verhältnissen (Oro- und Hydrographie, Eisenbahnen, Communicationen) Bosniens und der südlich angrenzenden Gebiete, mit dem dortigen Reisen und den alten Grabdenkmälern beschäftigt, ist: H. Sternek, Geographische Verhältnisse ꝛc. in Bosnien, der Herzegowina und Nord-Montenegro (Wien, Braumüller). Der Verfasser, österreichischer Generalstadshauptmann, bereiste 1871 bis 1873 jene Länder behufs astronomischer Aufnahmen und einer Triangulation und spricht demnach als competentester Richter. Beigegeben sind vier Tafeln mit geologischen Angaben, Profilen und Abbildungen merkwürdiger Grabsteine. — Mit besonderm Interesse werden viele unserer Leser auch den unlängst erschienenen zweiten Band von F. Kanitz' Donau-Bulgarien jetzt zur Hand nehmen, um mancherlei Belehrung über den demnächstigen europäischen Kriegsschauplatz daraus zu schöpfen. Nur zu bedauern ist, daß das Verständniß beim Lesen durch den Mangel jeder Karte erschwert ist. Dieselbe

Digitized by Google

ist längst vollendet und wurde sogar 1875 auf dem Pariser geographischen Congresse unverdientermaßen prämiirt (denn sie war nicht einmal ausgestellt, konnte also gar nicht beurtheilt werden); aber erschienen ist sie bis heutigen Tages nicht. Hoffen wir, daß die bulgarische Karte des Wiener militär-geographischen Instituts sie baldigst überflüssig macht.

— Eine brauchbare „Statistische Karte des Deutschen Reiches" hat J. G. Busch in Leipzig in 3. Auflagen erscheinen lassen (Preis 1 Mark). In gefälligem Buntdruck giebt sie die einzelnen Länder nebst den Hauptstädten der Provinzen, Aemter und Kreise, ein vollständiges Eisenbahnnetz und sämmtliche über 3000 Seelen zählenden Orte. Letzteren ist die Einwohnerzahl vom 1. December 1875 beigefügt und in Klammern die Ziffer, um welche seit dem 1. December 1871 die betreffende Seelenzahl ab- oder zugenommen hat.

— Die italienische Regierung hat 6000 Francs für eine specielle Erforschung der Naturgeschichte von Calabrien, des unbekanntesten Theiles des Reiches, was Geologie, Fauna und Flora anbelangt, ausgesetzt und die Doctoren Arcangioli (Botanik), D. Stefani (Geologie), Cuvanna (Zoologie der Invertebraten) und Forsyth Mayor (Paläontologie und Zoologie der Vertebraten) mit der Lösung jener Aufgabe betraut.

(Nature.)

— In vielen holländischen Städten haben sich Ausschüsse gebildet, um ein passendes Schiff nach Nawaja Semlja und anderen Punkten des Arktischen Meeres zu senden und daselbst einfache Denkmäler zur Erinnerung an die älteren niederländischen Seefahrer errichten zu lassen. Namentlich handelt es sich dabei um Willem Barendsz' Reisen und Entdeckungen, dessen Andenken man auf solche Weise zu fixiren wünscht.

— Nach den „Times" hat Mr. Thamas W. Richardson, Secretär des „Ordens der Danieliten", Namens desselben dem Unterhause eine Petition überreicht, worin um eine neue Polarexpedition gebeten wird, an der nur Personen theilnehmen sollen, welche Fleischnahrung, Alkohol und Tabak verschmähen. Ob der „Orden der Danieliten" mit Vegetarianern den Pol zu erreichen hofft?

— Nach amtlichen Berichten giebt es in Rußland im Ganzen 59 Mill. Orthodoxe und 24 Mill. Andersgläubige. Orthodoxe Kirchen und Capellen zählt man 50,834, die Zahl der weltlichen Geistlichen beträgt 107,724. Im Jahr 1876 gab es 5689 Mönche und 3587 Nonnen, welche 493 Klöster bewohnten. In demselben Jahre traten 259,568 zur orthodoxen Kirche über (von diesen waren früher 250,007 Unirte).

— Die türkische Regierung in Constantinopel wird derzeit (Ende März) von 11 Ministern ohne und 18 Ministern mit Portefeuille gebildet. Der Gehalt der ersteren beträgt 1000 bis 3000 Ducaten monatlich, die anderen beziehen monatlich 2000 bis 5000 Ducaten. Zu den Ministern mit Portefeuille gehören: der Großvezier, der Scheich-ul-Islam, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges, der Präsident des Staatsrathes, der Marine-, der Artillerie-, der Finanz-, der Justizminister, der Minister der kirchlich-staatlichen Güter (Wokuf), der Handels- und der Ackerbauminister, der des öffentlichen Unterrichts, der der Staatsarchive, der der indirecten Abgaben, der Polizeiminister, der der Civilliste, der der inneren Angelegenheiten und endlich der des großherrlichen Palastes. (M. P.)

Statistisches über die slavischen Völker. A. S. Bubilowitsch in St. Petersburg veröffentlichte 1875 als Beitrag zu der schon in 3. Auflage erschienenen ethnographischen Karte der slavischen Völkerschaften von M. F. Mirkowitsch (vervollständigt durch A. F. Rittich) statistische Tabellen über die Vertheilung der Slaven, denen wir folgende Daten entnehmen. Die Gesammtzahl der Slaven beträgt nach Bubilowitsch 90,365,633, worunter 61,199,590 Russen, 9,492,162 Polen, 5,940,539 Serben und Croaten, 5,123,952 Bulgaren, 4,815,154 Czechen, 2,223,820 Slovaken, 136,000 Wenden und 111,416 Kaschuben (die ihre eigene Schriftsprache und Literatur besitzen). Unter den Russen sind 14,168,288 Klein- und 3,488,600 Weißrussen. Das Gros der Bulgaren bekennt sich zur griechischen (orthodoxen) Religion, 30,000 sind unirt, 500,000 katholisch und 400,000 Mahammedaner. Unter den Serben sind 3,023,129 orthodox (eigentliche Serben), 2,407,890 katholisch (Croaten), 500,000 Mahammedaner und 9520 unirt. Bemerkenswerth für die russischen Bestrebungen ist es, daß Bubilowitsch nur die russische Sprache „Sprache" (jasik) nennt, die übrigen slavischen Sprachen aber als „Dialekte" (narietschije) anführt, eine Nomenclatur, welche die nichtrussischen Slaven, wo bekanntlich der Eigensinn stark zu Hause ist, wenig erbaut haben wird. (M. P.)

— Ein Telegramm aus Tamsk vom 18. März meldet, daß am Ufer des Ob bei den Mariinsker Goldwäschereien ein wohlerhaltenes Mammuth mit Haut und Fleisch durch Schwonenberg's Expedition aufgefunden wurde.

— Am 7. März ist in der norwegischen Fischerstation Gjesvär, nahe dem Nordcap in 71° 12′ nördl. Br., die nördlichste Telegraphenstation auf der Erde eröffnet worden.

— In seinem jährlichen Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Hindustani-Sprache und Literatur behandelt Prof. Garcin de Tassy auch die einheimischen Zeitungen Indiens. Er theilt dort einen Artikel des „Cup of Jamshid" mit, der in Mirat gedruckt wird und sich über den bittern Tan beklagt, welchen englische Zeitungen mitunter gegen die einheimische Presse anzuschlagen für gut befinden. Es heißt da: „Diese Journale schmeicheln sich die wahren Thermometer von Fortschritt und Verfall zu sein und erkennen den einheimischen Zeitungen ein gleiches Privileg nicht zu; aber die indische Presse lacht über dieses Gespött. Sie hat ihre Sorglosigkeit und Trägheit abgeschüttelt und zieht Nutzen von der Freiheit, welche ihr die Regierung gewährt; sie sagt frei, was sie denkt, und weist die ungerechten gegen sie erhobenen Beschuldigungen zurück. — Die englischen Zeitungsschreiber sollten ihre eingeborenen Collegen als Brüder ansehen und in Frieden mit ihnen leben, wie die beiden Augen in einem und demselben Gesicht. Sonst werden die Inder Vergeltung üben und Niemand kann sie dann deswegen tadeln."

(Athenäum Nro. 2580.)

— Wie die „Nacht", das officielle Organ des russischen Marineministeriums meldet, ist eine Anzahl von Samojeden familien aus dem nördlichen Rußland, speciell von der Petschora-Mündung veranlaßt worden, bauernd nach dem südlichen Nawaja-Semlja überzusiedeln und dort eine Rettungsstation zu errichten.

Inhalt: Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876). III. (Mit acht Abbildungen.) — Georg Gerland: Bamm und die Afghanen. III. — S. Kapper: Geflügelte Worte der Herzegowiner. I. — Aus allen Erdtheilen: Der Wolf in Rußland. — Zur Bevölkerungsstatistik von Russisch-Polen. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 12. Mai 1877.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

IV.

Mit Vergnügen vernahm Cameron, als er Kasangalowa am 19. April verließ, um das Südende des Sees zu kreuzen und längs des Westufers nach Norden hinauf zu fahren, daß sich in der Nähe kein Lagerplatz befinde; denn dadurch waren seine Leute gezwungen, ein ordentliches Stück Ruderarbeit Tags über zu leisten, sie mochten wollen oder nicht. Zunächst machte aber die Abfahrt einige Schwierigkeit, weil die Boote etwa hundert Ellen vom Lande ab über tiefem Wasser im „tingi-tingi" festsaßen. So heißt die schon beschriebene Pflanzendecke an den Flußmündungen, welche zu dick ist, um Boote durchzulassen, oder zu dünn, um Menschen zu tragen. Ist sie letzteres im Stande, so heißt sie „sindi"; den in die Südostecke des Sees mündenden Fluß Kirumbwe bezeichnen die Eingeborenen als „ganz tingi-tingi mit ein wenig sindi."

Im Südwesten sind die den See begrenzenden Berge so steil, daß man sie fast Klippen nennen kann; sie bestehen aus hellfarbigem Granit mit darüber gelagertem rothen Sandstein. Schluchten, durch Erdstürze entstanden, und Wasserfälle unterbrachen die Bergwand. Der Regen schien nun nachzulassen, obwohl sich gelegentlicher Donner hören ließ, Regengüsse in den Bergen niederfielen und die Nächte für Beobachtungen noch zu wolkig waren. Das erste Nachtlager wurde auf Ras Kassowa gemacht und am folgenden Tage bei ziemlich stürmischem Wetter über eine tiefe Bucht hinweg die Fahrt nach Norden fortgesetzt. Zum Glück fürchteten sich seine Leute vor bewegtem Wasser nicht mehr so, als zum Anfang, und glücklich wurde Kalunga erreicht, eines der größten Dörfer, die Cameron in Afrika gesehen hat. Der dortige Häuptling Miriro war ein sehr alter Mann mit langem weißen Knebelbart; Schnurr- und Backenbart waren abrasirt, und für gewöhnlich trug er ein schmutziges Taschentuch auf dem Haupte. Als er dem Engländer seinen Besuch abstattete, vertauschte er dasselbe mit einem Fez, der durch Händler von der Küste importirt war. Aufmerksamkeit verdienen die Kornspeicher dieser Gegend: sie stehen 3 Fuß über der Erde auf Pfosten und haben 4 bis 12 Fuß Durchmesser und, das kegelförmige Dach abgerechnet, bis zu 20 Fuß Höhe. Die für altes Korn bestimmten sind gepflastert und besitzen unter der Dachtraufe ein kleines Loch als Zugang, das man mittelst eines eingekerbten Baumstammes erreicht. Will man frisches Korn darin aufbewahren, so erbaut man sie aus 11 Fuß langem Rohr, so daß zwischen je zwei Stäben zwei Zoll Zwischenraum bleibt, und legt in einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß Reifen von demselben Material herum, so daß die Luft frei hindurchziehen und das Heißwerden des Korns verhindern kann.

Viele Frauen hier, wie vorher in Kasangalowa, und gerade die hübschesten haben statt der Brustwarze nur ein Loch und sollen sich dieselbe zum Schmucke ausschneiden. Cameron hält die Operation für zu schmerzhaft, um sich ihr freiwillig zu unterziehen, und äußert seine Zweifel über den Grund der eigenthümlichen Verstümmelung, welche weit eher als Bestrafung aufgefaßt werden könnte.

Am folgenden Tage benutzten beide Boote den günstigen Wind zum Segeln. Die Küste war reich an kleinen Flüssen und Gießbächen; das ganze Land glich einem mächtigen mit Wasser vollgesogenen Schwamme (mit demselben Aus-

drucke bezeichnete bekanntlich Livingſtone auch das Becken des Bangweolo-Sees). Wa Erdſchlipfe ſtattgefunden hatten, brach überall Waſſer zwiſchen den Steinen hervor und tröpfelte in den See, der außerdem wohl auch durch Quellen auf ſeinem Grunde geſpeiſt wird. Längs der Ufer waren auf volle 15 deutſche Meilen hin keine Dörfer zu ſehen; alle Bewohner leben jenſeits der nur 500 bis 600 Fuß hohen Uferberge. Am 24. April, jenſeit des Ras Runangwa, ſteigen die bis oben hinauf bewaldeten Berge (Granit und Sandſtein) höher an; einige Gorillas (Sokos), welche auch Livingſtone im Manyuema-Gebiete ſah, zeigten ſich auf den Bäumen, verſchwanden aber, ehe der Reiſende ſchußfertig war. In 7° 35' ſüdl. Br. beginnt ſich das ſteile Ufer wieder mit Dörfern und terraſſenartig angelegten Feldern zu bedecken, ein Beweis, daß das vom Sklavenhandel bedrängte und entvölkerte Gebiet hinter ihnen lag. Zum erſten Male auf ſeiner Reiſe ſah er hier wilde Weintrauben.

Jenſeit des Ras Tembwé wurde das Land niedriger; er näherte ſich dem Lande Uguha, der Stelle, wo nach Angabe ſeiner Führer ſich der Ausfluß des Sees befinden ſollte. Kein Araber in Udſchidſchi ſcheint darum gewußt zu haben, obwohl eine ihrer Handelsſtraßen nördlich, eine zweite ſüdlich von dem Ausfluſſe, dem Lukuga, über den See hinüberführt. Wie wenig aber auf Ausſagen von Schwarzen zu geben iſt, zeigt der Umſtand, daß die beiden Führer, als ihnen die Eingebornen jener Gegend ſagten, bei den Kaſengé-Inſeln flöſſe der Lukuga in den See, ſofort daſſelbe behaupteten, obwohl ſie kurz zuvor das Gegentheil angegeben hatten. Doch der Häuptling verſicherte ihm zu ſeiner Freude, daß der Fluß hinausſtröme.

Köpfe von Waguha und anderen Uferſtämmen.

Die Waguha verwenden viel Mühe auf ihren Kopfputz; ſie theilen ihr Haar in vier Theile, legen es über Polſter und flechten die Enden in Zöpfe, wobei ſie nöthigen Falles noch falſches Haar zu Hülfe nehmen. Dieſe Zöpfe werden zu einem Kreuze angeordnet, ſodann eine Menge Nadeln von polirtem Eiſen hineingeſteckt und das Ganze zuweilen mit einer doppelten Reihe von Kaurimuſcheln verziert. Andere tragen die zum Tättowiren gebrauchten Meſſer oder ſonſtige verſchieden geſtaltete Zierrathe und Nadeln von Eiſen und Elfenbein im Haar oder geben ihren vier Zöpfen die Form von Widderhörnern und ſo fort (ſ. die erſte Abbildung). Hier, ſüdlich des Lukuga, ſtieß Cameron auch zum erſten Male auf eine Art von Götzenbildern; verſchiedene Männer trugen dort an ihrem Halſe eine kleine Figur von kegelförmiger Geſtalt, mit zwei oder drei Beinen und einem geſchnitzten Kopfe.

Am Mittage des 3. Mai 1874 erreichte Cameron die Einfahrt in den Lukuga (ſ. die Abbildung oben S. 278): ſie war über eine engl. Meile breit, aber von einer mit Gras bewachſenen Sandbank geſchloſſen, welche nur einen Canal von 300 bis 400 Yards Breite offen ließ. Derſelbe war an ſeiner ſtachſten Stelle zwar über einen Faden tief; trotzdem ſteht zeitweilig eine ſchwere Brandung darüber. Der dortige Häuptling erzählte dem Reiſenden, daß der Fluß ſeinen Leuten gut bekannt ſei; dieſelben reiſten öfters über einen Monat an ſeinem Ufer hin, bis er in einen großen Fluß, den Lualaba, falle. Unterwegs nehme er den Lalumbidſchi und viele kleine Zuflüſſe auf. Kein Araber aber ſei den Fluß hinabgekommen, und kein Händler beſuche den Ort. Am folgenden Morgen regnete es ſtark; aber Cameron fuhr mit dem Häuptling 4 bis 5 engl. Meilen den Strom hinab, bis eine Maſſe ſchwimmender Vegetation der weitern Fahrt Halt gebot. Dort betrug die Tiefe 3 Faden, die Breite 500 Yards, die Strömung 1½ Knoten. Vier bis fünf Meilen weiterhin fallte wieder eben ſo weit offenes Waſſer exiſtiren und auf eine große Strecke Pflanzenwuchs und offene Partien mit einander abwechſeln. Die Mündungen mehrerer kleiner Zuflüſſe waren, wie er bemerkte, deutlich vom See abgekehrt (während Stanley's Karte [ſ. oben S. 728] das gerade Gegentheil zeigt), und auch die Waſſerpflanzen trieben in derſelben Richtung dahin.

Am nächſten Tage ſetzte er ſeine Unterſuchungen fort; allein ſie hatten nur geringen Erfolg. Einen Canal durch die Pflanzendecke, welche offenbar durch herbeitreibende Hölzer und ſonſtige Vegetation ſtetig vermehrt wurde, zu graben, erſchien als zu theuer, und in Udſchidſchi, welches er am 9. Mai wieder erreichte, wollte ſich kein Führer und kein Dalmetſcher finden, um ihn zu Lande längs des Lukuga zu begleiten. Er glaubt feſt daran, daß der Strom zu groß iſt, um ſich in Sümpfen zu verlieren aber nur ein Stauwaſſer zu ſein; zudem hörte er am Orte ſelbſt, wie auch ſpäterhin zu wiederholten Malen die Verſicherung ausſprechen, daß der Lukuga in den Lualaba fließe. Allerdings ſind, wie er ſelbſt öfters bemerkt, ſolche Angaben der Afrikaner durchaus unglaubwürdig, und die neueſte Unterſuchung und Beſchreibung des Ausfluſſes durch Stanley ſcheint, ſo ſchwer es auch fällt, dem Zeitungsreporter vor dem wiſſenſchaftlich gebildeten Marineoffizier den Vorrang einzuräumen, einſtweilen den Vorzug zu verdienen.

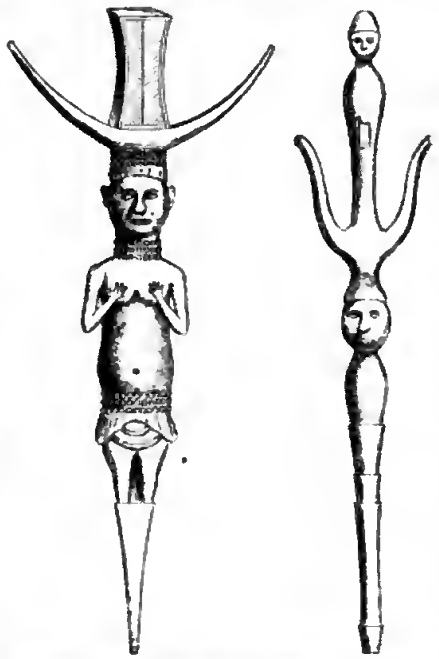
In Udſchidſchi fand er Briefe aus der Heimath, die faſt ein ganzes Jahr alt waren, ihn aber herzlich erfreuten. Unangenehmer berührte es ihn, daß in der Zwiſchenzeit die Zahl ſeiner Eſel auf vier zuſammengeſchmolzen war und auch ſein eigenes Reitthier unter den geſtorbenen ſich befand. — Mit den Arabern unterhielt er ſich häufig über die Geographie des innern Afrika und verſuchte, nach ihren Angaben und in ihrem Beiſein eine Karte herzuſtellen; aber nach wenigen Minuten Geſprächs war Nord und Süd, Oſt und Weſt und jede Entfernung unwiederbringlich verloren. Jegliches weitere Fragen erzeugte nur noch verwirrtere Antworten. Cameron ſagt ſelbſt, daß das Gerede dieſer Leute ſelbſt den klarſten Kopf in Verwirrung hätte bringen müſſen. Da ſie außerdem abſichtlich ihn zu täuſchen und irrezuführen ſuchten, ſo haben ihre Angaben über den Lauf des Lualaba nicht den geringſten Werth.

Der Aufenthalt in Kawele war diesmal nur kurz: nach wenigen Vorbereitungen brach er ſchon am 22. Mai wieder nach Weſten auf. Seinen bisherigen Diener Mahammed

Digitized by Google

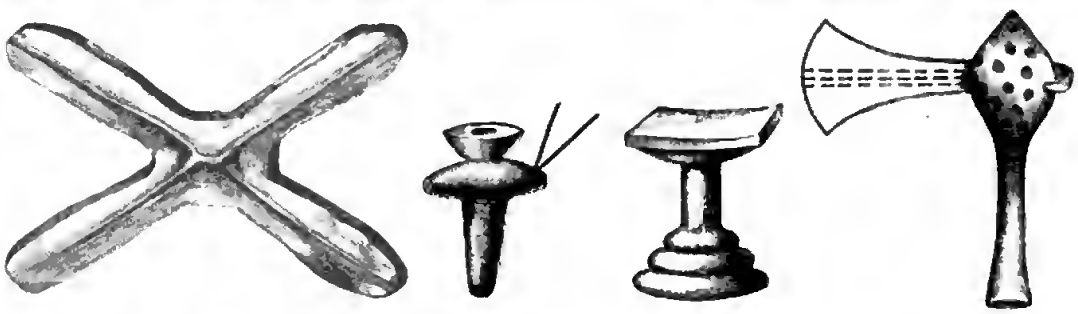
Malim, der sich beständig mit Bombay zankte, sandte er mit Livingstone's und seinen eigenen Papieren nach der Küste zurück und ersetzte ihn durch Dschumah Wabi Nassib, der sich als einen unschätzbaren Begleiter erwies. Wie gewöhnlich, war der Aufbruch ein sehr langsamer; mehrfach desertirten die Leute, um zu den Bierkrügen Kawele's zurückzukehren, und nachdem die Ueberfahrt über den See glücklich bewerkstelligt war, dauerte es noch bis zum 31. Mai, ehe Alles reisefertig dastand.

Die fröhliche Hoffnung, in Nyangwe [1]) durch Vermittelung eines halbarabischen Händlers Boote zu erhalten und mit ihnen in zwei bis drei Monaten auf dem unbekannten Flusse nach der Westküste hinabtreiben zu können, spannte des Reisenden Energie und Geist aufs Höchste an, als er im Begriffe stand, die Ufer des Tanganyika zu verlassen. Said Mezrui, ein Kaufmann von Kawele, begleitete ihn als Führer; denn ohne einen Landeskundigen in der Karawane zu wissen, hätte keiner der Leute die Reise nach Westen angetreten. Ueber sehr steile Berge hinweg — es sind die letzten Ausläufer der Gebirge von Ugoma, südlich von welchen eine breite Unterbrechung der Steilküste des Sees liegt, durch welche der Lukuga fließt — wurde Ruanba, die Hauptstadt des mehrerwähnten Uguha, erreicht. Diese beträchtliche Stadt liegt in einer sehr fruchtbaren Alluvialebene, welche der Lugumba und andere kleine Zuflüsse des Sees durchströmen. Unter gewaltigem Zulaufe der Menge passirte der Zug die Stadt und schlug jenseit derselben ihr Lager auf. Der angekündigte Besuch des Häuptlings mußte in Folge von dessen Betrunkenheit unterbleiben. Seinen Aufenthalt benutzte der Reisende, um für die wenigen ihm gebliebenen singo-mazzi (Perlen von Opalglas und von der Größe eines Taubenauges) einiges Kupfer und Ziegen einzutauschen. Das erstere kommt von Urua, jenem großen Reiche jenseit des Lualaba, hat die Gestalt eines Andreaskreuzes, Hanba genannt, und wiegt $2^1/_2$ bis 3 Pfund pro Stück. Jeder Arm ist 15 bis 16 Zoll lang, 2 Zoll breit und $^1/_2$ Zoll dick; viele haben in der Mitte eine erhabene Rippe. Im Manyuema-Lande ist dieses Kupfer sehr begehrt, während singo-mazzi jenseit Uguha ihren Werth verlieren. Durch Vertheilung von Perlen an seine Träger, welche damit ihren Lohn für zwei Monate im Voraus erhielten, und von Patronen an die Askari, welche stets bemüht waren, ihren Vorrath davon möglichst rasch zu verschießen, reducirte Cameron nach Kräften sein Gepäck und eilte dann vorwärts, so weit dies eben Bombay mit seinem ewigen Zögern und Zaudern zuließ. Nach Durchführung des Lugumba wurde die Wasserscheide zwischen diesem und dem Lukuga überschritten und am 6. Juni Meketo erreicht. Dasselbe liegt in dem breiten, tiefen Thale des Kassa, eines nördlichen Zuflusses des Lukuga. Dasselbe enthielt damals viel Felder grüner Matama (Kafferkorn) und Kassaoa (Maniokstaude), welche mit dem gelben, von der Sonne verbrannten Grase scharf contrastirten, kleine zerstreute Weiler unter dem Schatten großer Bäume und im Vordergrunde längs des Kassa eine Linie üppiger Vegetation, in seiner Gesammtheit ein liebliches Bild. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Tage, da Cameron sich Vorräthe und Träger zum Ersatz für einige Kranke verschaffen mußte.



Ständer zum Aufhängen der Bogen (Uguha).

In Menge strömte das Volk ins Lager, um Erdnüsse, Korn u. s. w. zu verkaufen; meist waren es Weiber, während die Männer sich auf Reisen befinden. Wie die Warua, von denen sie ein Zweig sind, sind auch die Waguha ein reisender und handeltreibender Stamm. Die Weiber, deren Haartracht schon oben beschrieben wurde, schmücken sich mit Armbändern von Messingdraht, mit Ringen von Eisen, Messing und Kupfer an den Knöcheln, Perlenketten um Hals und Brust und einem Band von Kaurimuscheln oder Perlen um den Kopf. Die Stirn bemalen sie sich mit Streifen von Zinnober und Schwarz. Um den Leib tragen sie ein



„Hanba" von Kupfer. (Aus Urua.) Pfeife. Kopfkissen. Beil.

[1]) Vergl. von hier an zur Orientirung die auf S. 162 des Bd. XXIX abgedruckte Karte von Cameron's Reise.

Digitized by Google

varn offenes Stück befranzten Grasstoffes, wie es die Abbildung zeigt; die Lücke varn wird durch eine schmale bis zu den Knien reichende Schürze, die mit Kaueis und Perlen geschmückt ist, bedeckt. Die in diesem Districte gebrauchten Hacken sind groß und schwer, aber die Beile gehören zu den denkbar kleinsten und unbrauchbarsten, da ihr Eisen nur $1^1/_2$ Zoll breit ist. Die Pfeile sind breitspitzig, mit Widerhaken versehen und vergiftet. Alle Männer tragen Pfeifen, um sich unterwegs Signale zu geben.

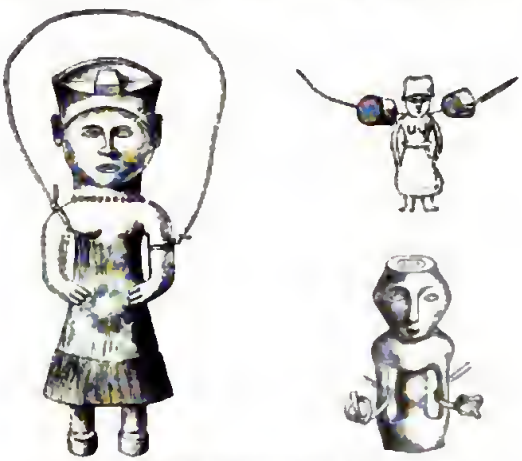
Bekleidung und Tättowirung einer Frau von Uguha.

Während Cameron's Aufenthalt in Meketa kamen einige Warua-Händler mit getrockneten Fischen und dem duftenden Oele des Mpafu-Baumes darthin. Es ist sonderbar, daß bei dem Fischreichthum des Tanganyika dessen Anwohner nur den kleinen, der Alritze ähnlichen „Dagaa" trocknen und stets willig Fische kaufen, welche ihnen über 150 engl. Meilen weit von den Warua gebracht werden.

Warua-Fischhändler.

Von Meketa aus marschirten sie ohne Aufenthalt sieben Tage lang nordwestlich bis nach dem Dorfe des Pakwanywa, des Häuptlings von Ubudschwa. Unterwegs wurden zahllose Ströme passirt, darunter als der größte zweimal der Rubumba, ein Hauptzufluß des Luama, der in den Lualaba fließt. Derselbe war so breit und tief, daß man ein Seil von Schlingpflanzen darüber werfen mußte, an welchem sich die Leute festhielten, um nicht unterzugehen. Die Gegend war reich an Wild, von Giraffen abgesehen, welche westlich von Unyanyembe nicht mehr viel vorkommen, stellenweise von großer Schönheit, besonders am Lugungwa-Flusse, der sich sein Bett volle fünfzig Fuß tief in den reichen Sandstein eingeschnitten hatte. Oben hatte die Schlucht nur acht Fuß Breite und war mit lieblichen Farren und Moosen bewachsen, während hoch oben von beiden Seiten die großen Bäume des Waldes ihre Zweige wie ein grünes Bogendach über dem rauschenden Flusse zusammenwölbten. Die Berge zu ihrer Rechten gehörten zum Gebirge von Ugoma. — In dieser Gegend tritt auch zuerst der oben erwähnte prächtige Mpafu-Baum auf; derselbe hat dreißig Fuß und mehr im Umfang und entwickelt erst in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß seine aus riesigen Aesten bestehende Krone. Die etwas der Olive ähnliche Frucht wird einige Tage lang in Wasser gelegt und dann das aufsteigende Oel abgeschöpft; es hat eine röthliche Farbe, ist sehr rein und klar und riecht angenehm. Unter der Rinde sitzt wohlriechendes Gummi in Menge, mit welchem sich die Eingeborenen räuchern. Auch sonst traten neue unbekannte Bäume auf, darunter einer mit einem dichten, weichen Holze, aus welchem die Eingeborenen vortreffliche Schüsseln, Kastenpauken und dergleichen herstellen und mit Schnitzwerk verzieren. Häufig wurden auch Striche dichter

Götzenbilder in Uguha.



Amulete der Bewohner von Ubudschwa.

Digitized by Google

undurchdringlicher Dſchungela paſſirt; die Schlingpflanzen waren meiſt ſo kautſchukhaltig, daß beim Lichten des Gewirrs ihr Saft in Maſſe auf die Reiſenden tröpfelte. Die ganze civiliſirte Welt könnte mit Leichtigkeit ihren geſammten Bedarf an Federharz dorther beziehen. Alle Dörfer beſaßen Fetiſchhütten mit kleinen geſchnitzten Idolen daneben, unter deren Schutz erſtere ſtehen; auf den Feldern befanden ſich rohere Figuren, denen oft Gaben an Pombé und Korn dargebracht und bei Gelegenheit der Ausſaat aber Ernte ſelbſt eine Ziege oder ein Huhn geopfert wird.

Die oberen Claſſen in Ubudſchwa tragen ähnliche Kleidung, Schmuck und Tättowirung, wie die Wagaha und Warua, mit denen ſie anſcheinend eines Stammes ſind. Ganz darin verſchieden ſind die unteren Claſſen, welche Cameron für die Ureinwohner hält. Deren Weiber durchbohren ſich die Oberlippe und ſtecken ein Stück Stein oder Holz hinein, welches wiederholt ſo lange durch ein größeres erſetzt wird, bis die Lippe 1½ oder 2 Zoll weit vorſteht, was natürlich abſcheulich ausſieht und die Ausſprache ſehr undeutlich macht. Ihre Kleidung beſteht aus ein bis drei ledernen Kiſſen etwa von der Geſtalt eines Büffelharnes, deren dicke Enden hinten und deren Spitze vorn am Körper anliegen. Vorn hängt als Schürze ein kleines Stück Rindenzeug. Männer tragen Schürzen von Fell und ſchmieren ſich ihre Wolle mit rothem Thon und Fett ein. Auch tättowiren ſie ſich das Geſicht und reiben ſich die Wunden mit Ruß ein. Beide Geſchlechter tragen kleine geſchnitzte Idole am Halſe oder Oberarm zum Schutze gegen böſe Geiſter; dieſelben ſind meiſt hohl und vom Fetiſchmann mit Schmutz angefüllt.

Am 19. Juni verließ der Zug Pakwanywa's Dorf, paſſirte alsbald eine ſtarke Quelle heißen Waſſers, weiterhin eine theils mit Dickicht beſtandene, theils offene Ebene und Eiſenſteingruben und erreichte Pachûndi, wo eine nahe an 300 Köpfe ſtarke Karawane unter Leitung von Muimi Haſſani ihn erwartete, um im Schutze ſeiner Gewehre nach Manyuéma zu ziehen.

Die Erdumſchiffung des „Challenger“.

Von dem 23. Bande des „Globus“ an haben wir dieſe epochemachende Expedition in einer Reihe von Artikeln [1]) unſeren Leſern vorgeführt und auf der letzten Seite von Band 29 die Rückkehr des Schiffes nach England gemeldet, welche am 26. Mai 1876 ſtattfand. Seitdem ſind von einigen Theilnehmern der Fahrt die Erlebniſſe und Arbeiten in populärer Darſtellung zuſammenhängend geſchildert worden; unter ihnen iſt das Werk von W. J. J. Spry, welcher als Ingenieur den „Challenger“ begleitete, ſoeben in deutſcher Ueberſetzung einem größern Publicum zugänglich gemacht worden unter dem Titel: „Die Expedition des „Challenger“. Eine wiſſenſchaftliche Reiſe um die Welt, die erſte in großartigem Maßſtabe ausgeführte Erforſchung der Tiefen der Oceane, in populärer Darſtellung von W. J. J. Spry, Mitglied der Expedition. Deutſch von Hago von Woſeſer.“ (Mit 12 großen Tonbildern, 47 Illuſtrationen im Text und einer Karte. Leipzig, F. Hirt und Sohn 1877.) Der Verfaſſer hat, wie er in ſeiner Vorrede ausführt, weniger auf die wiſſenſchaftliche Seite der unternommenen Unterſuchungen Rückſicht genommen, dieſelben vielmehr nur im Allgemeinen erwähnt. Dahingegen giebt er eine ziemlich ausführliche Beſchreibung der bei den Lothungen, Temperaturmeſſungen u. ſ. w. benutzten Apparate und der Anwendung derſelben, ſo daß man ſich mit Hülfe der zahlreichen betreffenden Abbildungen ein klares verſtändliches Bild von dem Verfahren bei den Beobachtungen machen kann.

George S. Nares.

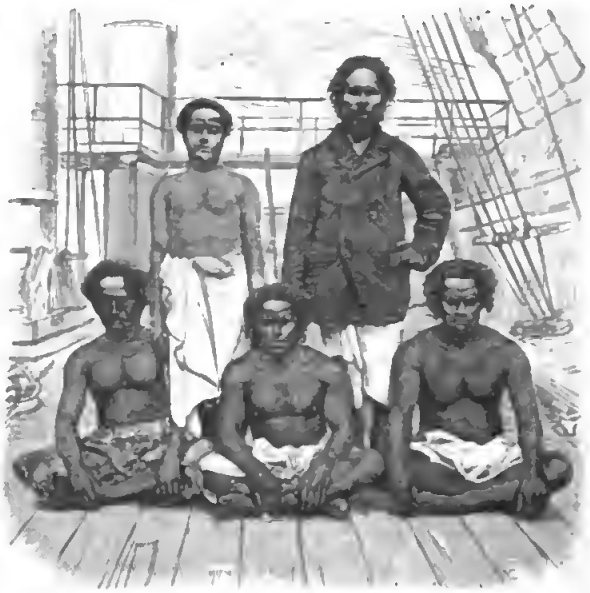
Bis zu den letzten Jahrzehnten war Alles, was in den Tiefen des Meeres lebt und exiſtirt, für uns ein ungelöſtes, geheimnißvolles Räthſel, ja es wurde ſogar die Behauptung aufgeſtellt, die ſpecifiſche Schwere des Waſſers in einer bedeutenden Tiefe ſei ſo groß, daß jede in das Meer verſenkte Laſt dadurch aufgehalten und dauernd getragen werde. Niemand glaubte an Thier- oder Pflanzenleben in dieſen der irrigen Meinung nach undurchdringlichen Tiefen des Meeres, und wenn die Lothleine einmal einen Seeſtern aus einer Tiefe von 1200 Faden heraufbrachte, ſo war man noch vor 15 Jahren feſt überzeugt, daß derſelbe beim Auslaufen oder Einholen der Leine unterwegs von dieſer gefaßt ſei, und die Beſchaffenheit und die Lebensweiſe des Thieres wurden dieſer Anſchauung gemäß gedeutet.

Den erſten Antrieb zu gründlicherer Erforſchung unſerer großen Waſſerbecken und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derſelben gab ohne Zweifel die unterſeeiſche Telegraphie; denn um dieſer den Erfolg zu ſichern, war es durchaus nöthig, die Geſtaltung und die Tiefe des Meeres, die Form und die Beſchaffenheit des Oceanbettes, das Leben der darin hauſenden Thiere und Pflanzen, die Stärke und die Verſetzung der unterſeeiſchen Strömungen, die Geſtalt und die Ausdehnung der großen oceaniſchen Baſſins und die Temperatur des Waſſers in den verſchiedenen Tiefen genau zu kennen.

So intereſſant auch die Ergebniſſe früherer Forſchungsreiſen waren, ſo wurde doch erſt im Jahr 1868, und zwar von England aus, eine einigermaßen ſyſtematiſche Unterſuchung des Meeresbodens vorgenommen, die zugleich natur-

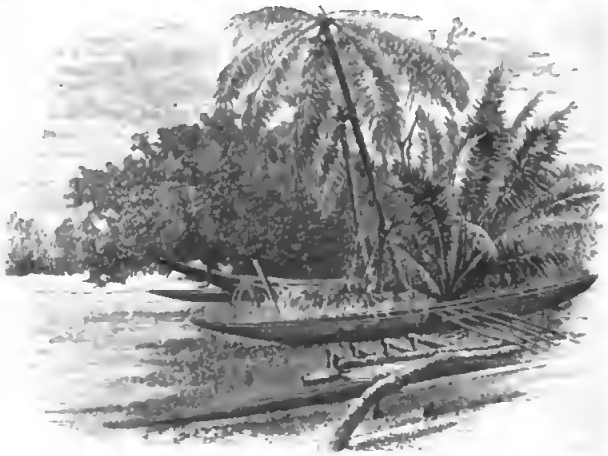
[1]) „Die oceaniſche Expedition der Dampfcorvette „Challenger“ in Bd. XXIII, S. 56; „Die Tiefſeeforſchungen des „Challenger“ und der Golfſtrom“ in Bd. XXIV, S. 47; „Die Geſtaltung des Seebodens im Nordatlantiſchen Ocean“ ebenda S. 96 und 143; „Eine ſubmarine Sahara im Nordatlantiſchen Ocean“ ebenda S. 281; „Der „Challenger“ im ſüdlichen Eismeer“ in Bd. XXVI, S. 8; „Der „Challenger“ im öſtlichen Archipelagus“ in Bd. XXVII, S. 73 und 89; „Der „Challenger“ bei den Philippinen“, ebenda S. 362; „Der „Challenger“ auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan“ in Bd. XXVIII, S. 58 und 73 (vergl. ebenda S. 80).

hiſtoriſche und phyſikaliſch-geographiſche Zwecke verfolgte. Zu jener Zeit ſetzte die Royal Society es durch, daß ihr das Kriegsſchiff „Lightning“ auf ſechs Wochen zur Verfügung geſtellt wurde, und trotz der kurzen Zeit waren die Reſultate derart, daß ſie den Eifer zu weiteren Forſchungen lebhaft anfachten. Obwohl man auf dieſer Reiſe keine bedeutende Tiefe mit dem Senkblei erreichte, ſo wurde doch mit dem Schleppnetz in einer Tiefe von 650 Faden gefiſcht, einer Tiefe, bis zu welcher man vorher mit dem Netze noch nicht gekommen war. Im folgenden Jahre (1869) erwirkte der Vorſtand der Royal Society, daß das Kriegsſchiff „Porcupine“ zu ähnlichen, jedoch ausgedehnteren Forſchungen ausgerüſtet wurde, und dieſer zweiten Expedition kamen die im Vorjahre gemachten Erfahrungen gar wohl zu ſtatten.



Eingeborene von Tongatabu.

Der erſte Theil der Fahrt fand zwiſchen den Breiten von Cap Clear und Galway an der Weſtküſte von Irland ſtatt; hier wurde auf 1500 Faden Tiefe (mehr als das Doppelte des Vorjahres) gelothet und mit dem Schleppnetze ein reicher Fang an unbekannten Thieren und Körpern gemacht, die den Forſchungstrieb immer mehr anregten. Der zweite Theil der Fahrt dehnte ſich bis an die Süd- und Weſtküſte Irlands aus, wo das Loth mit gutem Erfolge 2400 Faden Tiefe erreichte, und der dritte Abſchnitt der Reiſe führte das Schiff bald nachher zwiſchen die Küſten von Schottland und die Färöer-Inſeln, wo bereits im Jahre vorher theilweiſe Unterſuchungen angeſtellt waren. Die im Verhältniß zu der kurzen Zeit ſo ausgedehnten Meſſungen der „Porcupine“ ſollen unſer Wiſſen über den phyſikaliſchen Zuſtand des Meeres mehr bereichert haben als diejenigen aller früheren von England ausgeſandten Expeditionen.



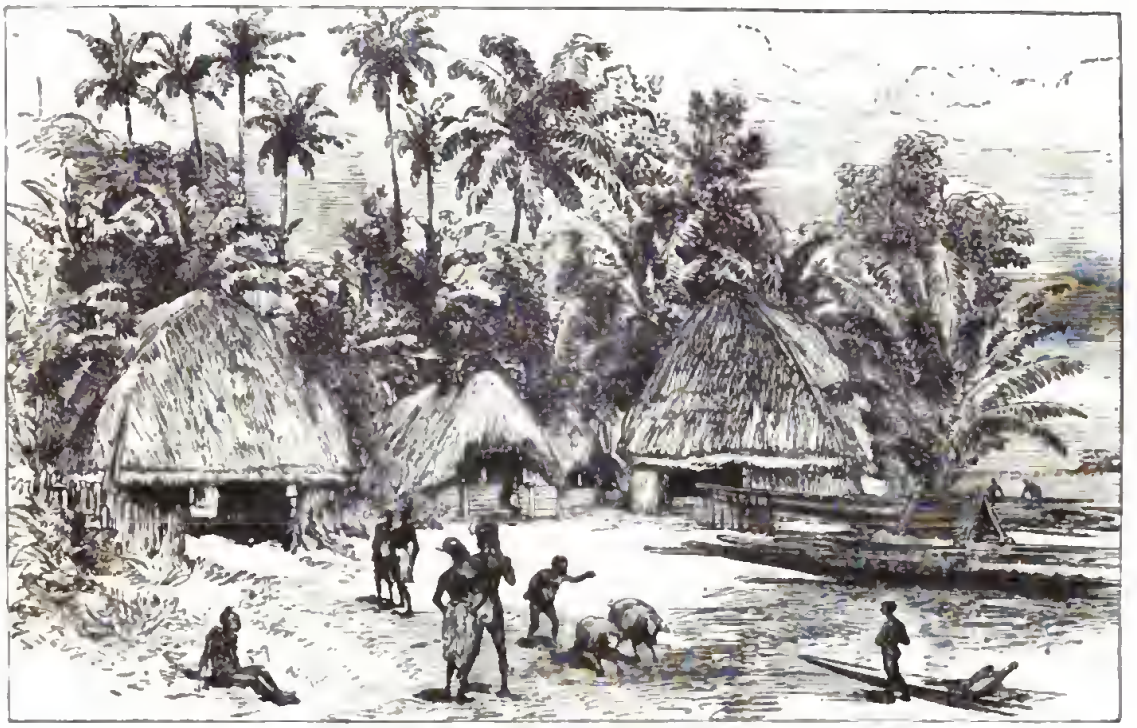
Landungsplatz auf Wild Island (Admiralitätsinſeln).

Im Jahre 1870 lief die „Porcupine“ abermals im Dienſte der Royal Society aus; diesmal führte ihr Weg zuerſt nach dem ſchon früher berührten ſüdweſtlichſten Punkte, dann an die portugieſiſche Küſte und nach Gibraltar, wo ſie einen reichen Schatz intereſſanter und wichtiger Daten für die Wiſſenſchaft ſammelte. Nicht allein mit dem Loth und dem Schleppnetz wurde gearbeitet, ſondern auch mit dem Thermometer wurden beſtändig Beobachtungen vorgenommen, die bisher noch ungeahnte Verſchiedenheiten der Temperatur in den tieferen Waſſerſchichten, das Beſtehen eines allgemeinen oceaniſchen Kreislaufes und das Vorhandenſein organiſchen Lebens auf dem Meeresboden feſtſtellten. Die praktiſche wie die wiſſenſchaftliche Wichtigkeit der durch dieſe kurzen und unvollſtändigen Unterſuchungen bewieſenen Thatſachen war ſo groß, daß es zur Pflicht und Ehrenſache der engliſchen Nation wurde, die Forſchungen noch weiter zu führen. Der Vorſtand der Royal Society wendete ſich daher an die engliſche Regierung; dieſe ging bereitwilligſt auf die ausgedehnten Pläne der Geſellſchaft ein und es wurde eine Commiſſion eingeſetzt, welche für die künftigen Unternehmungen einen feſten Plan entwerfen ſollte.

Man ſchlug vor, ein Schiff zu einer drei- bis vierjährigen Fahrt auszurüſten, auf welcher Tiefenmeſſungen, Fiſcherei jeder Art, thermometriſche Beobachtungen und chemiſche Unterſuchungen des Seewaſſers unausgeſetzt zu betreiben wären; zugleich ſollten die phyſikaliſche und biologiſche Beſchaffenheit der großen Oceanbecken, die Richtung und die Geſchwindigkeit der unterſeeiſchen Strömungen, die Thier- und Pflanzenwelt des tiefen Waſſers, beſonders in jenen Weltgegenden, die verhältnißmäßig noch unbekannt ſind, genau beobachtet werden. Zur Ausführung dieſer Arbeiten wurde die gedeckte Corvette „Challenger“, ein Schiff von 2000 Tons Deplacement und 400 Pferdeſtärken, auserſehen. Um den wiſſenſchaftlichen Zwecken, zu denen die Corvette beſtimmt war, zu entſprechen, wurde ſie an der königlichen Marinewerfte in Sheerneß umgebaut, wobei zur Beſchaffung der nothwendigen Räumlichkeiten alle Kanonen bis auf zwei 64-Pfünder aus dem Schiffe entfernt wurden. Die innere Eintheilung der Corvette wurde auf das Zweckmäßigſte geregelt; außer den Cajüten des Capitäns, des Commodore und des Directors des wiſſenſchaftlichen Stabes waren große

Räume zur Ausführung der Vermessungsarbeiten und Analysen, ein Laboratorium für den Chemiker, ein Arbeitszimmer für den Photographen vorhanden, die sämmtlich zu den verschiedenartigsten Untersuchungen mit Allem, was der Wissenschaft zu Dienste steht, reichlich ausgestattet waren. Auf dem Oberdeck stand, fast die ganze Breite des Schiffes einnehmend, eine doppelcylindrige Dampfmaschine van 18 Pferdestärken mit Gangspilleinrichtung zum Einwinden der Schleppnetztaue und Lothleinen, und auf dem hintern Theile des Decks befand sich außer dem gewöhnlichen „Standard“- und anderen Campassen ein Fox'scher Inclinationsapparat, mit dem täglich eine größere Zahl magnetischer Beobachtungen angestellt werden sollten.

Am Sonnabend den 7. December 1872 verließ das Schiff Sheerneß und langte am Freitag den 26. Mai 1876 wieder daselbst an. Das Material, welches es auf dieser dreijährigen Fahrt zusammengetragen hat, ist weit über alle Erwartungen reichhaltig ausgefallen. In den verschiedensten Theilen des Atlantischen, des südlichen Indischen und des Stillen Oceans wurden zahlreiche, dem Naturforscher noch wenig oder gar nicht bekannte Thiere und Pflanzen aufgefunden, Tiefen des Meeres, das man früher an vielen Stellen für unergründlich hielt, namentlich auch in Bezug auf Strömung und Temperatur genau festgestellt (die größte Tiefe wurde zwischen Neu-Guinea und Japan mit 4475 Faden gefunden), Küsten und Inseln, deren geographische Lage bisher nur sehr oberflächlich und mangelhaft bestimmt war, aufs Neue vermessen, und es sind so der Wissenschaft die unschätzbarsten Dienste geleistet worden. Das Schiff hat auf seiner großartigen Reise nicht weniger als 68,890

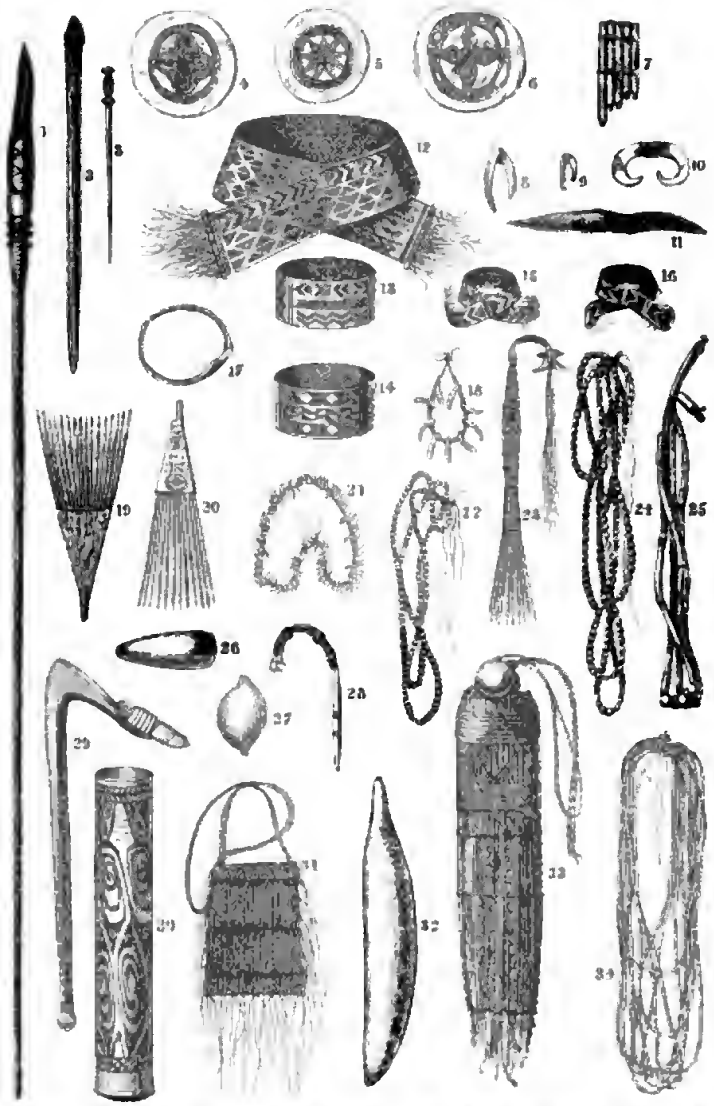


Dorf auf Wild Island (Admiralitätsinseln).

Seemeilen, also mehr als dreimal den Umfang der Erde (21,600 Seemeilen), zurückgelegt, ist in den drei Jahren 719 Tage in See gewesen und hat in dieser Zeit 370 Untersuchungen mit dem Senkblei, 255 Thermometerbeobachtungen angestellt und 240 erfolgreiche Züge mit dem Schlepp- oder Trawlnetz gethan. Und welche überraschende Resultate haben diese Beobachtungen ergeben, wie reich ist der Fang ausgefallen! In Tiefen, von denen man früher geglaubt hat, daß sie unmöglich lebende Wesen enthalten könnten, sind deren viele entdeckt, Lebensweise und Beschaffenheit mannigfacher Organismen, die man, weil sie Tausende von Faden unter der Oberfläche des Meeres hausen, vorher nur dem Namen nach gekannt hat, sind genau bestimmt, die specifische Schwere und die Temperatur des Wassers selbst in ungeahnten Tiefen gemessen, die Beschaffenheit des Meeresbodens ermittelt worden. Aber nach nach einer andern, nicht minder wichtigen Seite hin ist die Fahrt des „Challenger“ wie die unserer deutschen „Gazelle“ wichtig gewesen: für die ethnographische Wissenschaft. Von Tag zu Tag breitet sich Handel und Verkehr mehr und mehr aus und zieht selbst die abgelegensten Theile der Erde, zunächst an den Küsten, dann aber auch im Innern der Continente in seinen Bereich hinein. Wo er aber die Producte civilisirter Länder hinbringt, da verdrängt er mit rasender Eile die alte einheimische Cultur, die Erzeugnisse autochthoner Kunst und Industrie. Vieles, was man auf den ersten Blick für einheimische Erfindung zu halten geneigt ist, erweist sich bei näherer Betrachtung als Entlehnung oder Nachahmung: Cook ließ auf den Inseln des Stillen Oceans europäische Schnupftücher zurück; die Muster derselben wurden entweder getreu oder nur wenig modificirt nachgeahmt, und noch Verlauf weniger Jahrzehnte hält so Mancher für echt polynesisches Erzeugniß, was nur Entlehnung von europäischen Vorbildern ist. Andere Insulaner erprabten an sich die Gewalt der Flinten und, um sich gleichfalls der mächtigen Hülfe solcher Waffen zu versichern, gaben sie nachweis-

Digitized by Google

bar ihren Keulen die gebogene Form der Flintenschäfte aus dem vorigen Jahrhundert. Wer diesen Zusammenhang aber nicht kennt, sieht in unseren Museen in jenen Keulen nur ein echtes Erzeugniß eines unbeeinflußten Volkes. So verschwinden die Reste alter Kunstfertigkeiten und Culturen zusehends, nicht auf den leicht zugänglichen Inseln des Pacific allein, sondern auch in Afrika, wo Portugiesen und Araber das Innere beeinflussen. Von unschätzbarem Werthe sind



Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner von Neu-Guinea und den Admiralitätsinseln.

(A. = Admiralitätsinseln. N.-G. = Neu-Guinea.)

1, 2 Speere mit Obsidianspitze (A.). 3 Haarschmuck (A.). 4, 5, 6 Stirnschmuck aus Muschelschale und Schildpatt (A.). 7 Musikinstrument (A.). 8, 9 Fischangeln aus Muschelschale (A.). 10 Schmuck aus Knochen für die Nasenscheidewand (N.-G.). 11 Messer aus Obsidian (A.). 12 Gürtel aus geflochtenem Gras (A.). 13, 14 Armbänder aus geflochtenem Gras (A.). 15, 16 Fußknöchelschmuck aus geflochtenem Gras (A.). 17 Armband aus Muschelschale (A.). 18 Nasenschmuck aus Hunde- und Kuskus- (Beutelthier-) Zähnen (A.). 19, 20 Kämme (A.). 21 Halsschmuck aus Hundezähnen (A.). 22, 24, 25 Halsschmuck aus Knochen, Muschelschale und Beeren (N.-G.). 23 Kamm (N.-G.). 26 Steinbeil ohne Stiel (N.-G.). 27 Muschel, zum Galaschmuck gehörend (A.). 28 Nasenschmuck aus Knochen (A.). 29 Krummaxt aus Muschelschale (A.). 30, 32 Tschinumbehälter (A.). 31 Beutel aus Gras (A.). 33 Schmuck aus Menschenknochen und Kasuarfedern (A.). 34 Leibgürtel aus kleinen Muscheln (A.).

also die Sammlungen, welche „Challenger" und „Gazelle" aus den noch unberührten Archipelen des Stillen Oceans, namentlich von Neu-Guinea und den umliegenden Inseln, mit heimgebracht haben — und was andererseits das Berliner Ethnographische Museum unter A. Bastian's unvergleichlicher Leitung von Schweinfurth und Piaggia, von Lenz

und Bogge, von Rohlfs und Nachtigall seinem überreichen Besitze jüngst einverleibt hat, gewinnt von Jahr zu Jahr für die Völkerkunde an Werth und Bedeutung als Specimina wirklich einheimischer Fabrikation, die binnen Kurzem ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben wird.

Auf die Schilderungen von Sitten und Gebräuchen wenig bekannter Völkerstämme sowie von Gegenden in allen Theilen der Welt, von den Tropen bis zu den antarktischen Regionen, legt auch das Spry'sche Buch besonderes Gewicht, und auch in dieser Hinsicht bietet es eine reiche Fülle von Belehrung und angenehme Unterhaltung. Durch die zuvorkommende Freundlichkeit der Hirt'schen Verlagsbuchhandlung, der wir hier wochmals unsern besten Dank aussprechen, sind wir in der Lage, unseren Lesern eine Anzahl von Abbildungen vorzulegen, welche das Werk in großer Menge zieren. Die Auswahl derselben spricht für sich selbst; voran der Capitän des „Challenger", George S. Nares (jetzt Sir Nares), welcher das Schiff während des schwierigern Theils der Reise befehligte und es erst am 10. December 1874 verließ, um das Commando der englischen Nordpolarexpedition („Alert" und „Discovery") zu übernehmen und dieselbe glücklich durchzuführen (s. „Globus" XXX, S. 333, XXXI, S. 137, 152 und 171).

Es folgt die Abbildung einiger Einwohner von Tongatabu, mit deren König das deutsche Reich anlängst einen Freundschaftsvertrag abschloß (s. „Globus" XXXI, S. 256), welcher namentlich in Australien und auch sonst so unnöthig viel publicistischen Staub aufgeworfen hat. Schließlich sind es einige Bilder von den Admiralitäts-Inseln, landschaftlicher und ethnographischer Natur, welche wir als treffliche Illustrationen zu den Aufsätzen „Die Admiralitäts-Inseln und ihre Bewohner" (auf S. 201 der Nro. 13 des laufenden Bandes) und „Miklucho-Maklay's Reisen im westlichen Mikronesien" (S. 295 der Nro. 19) zu betrachten bitten.

Bamu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV.

Afghanen. Inder. Kafirs.

In unseren vorhergehenden Betrachtungen haben wir die nationale Stellung der Afghanen noch nicht besonders ins Auge gefaßt. Freilich zeigten uns ihre politisch-socialen Verhältnisse sowie ihr ganzes Leben und Sein nichts, was gegen ihre eranische Herkunft spräche; allein eranische und indische Nationalität sind nahe mit einander verwandt und nur eine directe Untersuchung wird darüber entscheiden können, ob die Afghanen ein Uebergangsvolk oder nicht, ob sie Eranier oder Inder oder — was doch auch möglich wäre — keins von beiden sind.

Bei dieser Untersuchung müssen wir in erster Linie die Sprache berücksichtigen; wir müssen ferner von den ältesterreichbaren Zuständen anhebend der Entwickelung der Völker durch den Lauf der Jahrhunderte nachgehen, um zu lernen, ob sich schon in ältester Zeit eine solche Uebergangsstellung zeigt oder sich die ethnologisch vermittelnden Züge erst mit der Zeit herausgebildet haben, sei es durch innere Entwickelung oder durch äußerliche Entlehnung, welche letztere natürlich für unsere Frage keinen Werth hat. Zugleich aber müssen wir die indogermanischen Nachbarstämme, welche weder Eranier noch (im strengen Wortsinne) Inder sind, heranziehen, da auch ihre Art vielfach zugleich an indisches und afghanisches Leben anrührt, die Völker, welche die schwer zugänglichen Gebirgsgegenden zwischen Kabul, Kaschmir und dem Hindukusch bewohnen und von Leitner [1]) als Dardu zusammengefaßt werden. Von diesen werden uns hauptsächlich die Siah-posch oder Kafirs interessiren, da diese sich, wie sie am fernsten wohnen, am reinsten von allen fremden Einflüssen gehalten haben, während umgekehrt die Bewohner von Dardistan bei ihrem Uebertritt zum Islam, bei zahlreicheren Berührungen mit Indien diese Reinheit nicht bewahren konnten. Und da sehen wir gleich zunächst eine auffallende Erscheinung: während die Sprachen Kafiristans und Dardistans, soweit sie bekannt sind, sich sehr nahe an die heutigen indischen Sprachen anschließen, zeigen die Bewohner Kafiristans ein durchaus eigenthümliches, von dem neu- und altindischen abweichendes Leben. Dagegen steht die Sprache der Afghanen den indischen Sprachen viel ferner, und dennoch zeigt sich eine so vollkommene Aehnlichkeit der heutigen roheren (also unberührteren) Afghanenstämme mit den alten vedischen Indern, daß jene auch heute noch den Bildungsstand, welchen die letzteren etwa 2000 Jahre vor Christus hatten, völlig bewahrt zu haben scheinen.

Jene Uebergangsstellung zwischen Indien und Eran ist nun zunächst von der afghanischen Sprache behauptet worden, und zwar von einem der besten Kenner derselben, welcher sie an Ort und Stelle scharf und vortrefflich beobachtet hat, von Dr. Ernst Trumpp. Dieser um die Wissenschaft hochverdiente Gelehrte nennt das Afghanische oder Paschto „keineswegs ein Prakritidiom wie das Sindhi, Panjabi u. s. w., vielmehr eine alte unabhängige Sprache, welche den ersten Uebergang von der indo-arischen zu der eranischen Familie bildet und deshalb an den Eigenthümlichkeiten beider Theil hat, wobei jedoch die Prakritzüge — d. h. die Aehnlichkeiten mit den neuindischen, den sogenannten prakritischen Sprachen — immer vorherrschen. Hierzu stimmt die geographische Stellung des Paschto zwischen indischen und iranischen Idiomen völlig." Die Prakritzüge, welche die Specialverwandtschaft des Paschto mit den neuindischen Sprachen ausmachen, sieht Trumpp zunächst in den Cerebrallauten, welche das Afghanische wie die prakritischen Sprachen zeigen, ferner in dem Umstand, daß eine Menge Paschtoworte direct von den angrenzenden Prakritidiomen, namentlich dem Sindhi, minder dem Panjabi „abgeleitet" seien, sowie endlich darin, daß die ganze Bildung des Declinations- und Conjugationsprocesses die genaueste Analogie zum Sindhi zeige, ja Einzelnes, wie die ganze Structur des afghanischen activen und passiven Verbs in den Zeiten der Vergangenheit, nur aus dem Sindhi erklärt werden könne.

[1]) Leitner, Results of a tour in Dardistan, Kashmir, Little Tibet, Ladak, Zanskar etc. Vol. I. Lahore and London 1873.

Allein was zunächst den Sprachschatz betrifft, so sind die Worte, welche Trumpp für abgeleitet aus dem Sindhi und anderen neuindischen Sprachen hält und von denen er eine Reihe im 23. Bande der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft mitgetheilt hat, zum großen Theil wenigstens durchaus anders aufzufassen. Es sind Worte, welche beiden Sprachen gemeinschaftlich angehören, theils seit der Zeit der indo-germanischen, theils der indo-eranischen Spracheinheit; auch Entlehnungen mögen freilich darunter sein, allein diese beweisen nur für die Nachbarschaft der Sprachen, nicht für irgend welche nähere Verwandtschaft. Ebensowenig sind die Cerebrallaute von irgend großer Beweiskraft. Man versteht unter denselben eine Reihe von t-Lauten, welche merkwürdig genug sind: sie werden ausgesprochen, indem man die Zungenspitze an den hinteren Gaumen legt und nun ein t, d, th, dh, n ertönen läßt. Sie gehören noch nicht der indogermanischen Ursprache, wohl aber schon dem Altindischen der vedischen Zeit durchaus an, sie breiten sich dann in späteren Zeiten immer weiter aus und von den heutigen Sprachen besitzt sie, nach Beames, das Sindhi am zahlreichsten. Außerdem sind sie sehr verbreitet in den sogenannten Dravidasprachen, den Sprachen der eingeborenen Bewohner Indiens, welche durch die einwandernden Arier aus ihren alten Sitzen verdrängt wurden; die Kafir besitzen diese Laute gleichfalls und ebenso die Afghanen. Berühmte Sprachforscher haben nun behauptet, diese Cerebralen seien zunächst einmal aus den dravidischen in die arischen Sprachen übergegangen, dann aber von Indien weiter ins Paschto vorgedrungen. Eine solche Entlehnung einer einzelnen Consonantenreihe wäre ethnologisch höchst merkwürdig, da sie sich weder psychologisch noch physiologisch recht erklären läßt: auch in dravidischen Warten, welche das Altindische entlehnte, war so leicht ein anderer T-Laut zu substituiren. Der einzige Fall einer wirklichen Lautentlehnung, der sicher steht, ist die Entlehnung der hottentotischen Schnalzlaute seitens einiger Kaffersprachen: und doch, wie wenig ist derselbe mit der behaupteten Entlehnung der Cerebrallaute gleichzustellen! Auch ist es unrichtig, daß wir sie von allen indogermanischen Sprachen nur im Indischen selber fänden: wie Beames berichtet, geben die Inder jeden Laut der englischen T-Reihe durch ihre Cerebralen wieder, und wenn Beames' Behauptung, alle teutonischen t oder d seien cerebral, klärlich eine Uebertreibung ist, so gilt sie doch, auf die englische Sprache eingeschränkt, durchaus. Wodurch aber am meisten das ethnologisch unbegreifliche Factum einer solchen bloßen Lautentlehnung widerlegt wird, das ist das fortwährende Umsichgreifen der Cerebralen in den prakritischen Dialekten und Sprachen, und vor allem die Thatsache, daß die cerebralen Laute im Indischen nur nach bestimmten anderen Lauten, welche die Mundstellung für den Cerebrallaut bedingen oder doch erleichtern, eintreten. Wann im Paschto die Cerebrallaute eintreten, läßt sich leider nicht bestimmen; geht wirklich das Afghanische auf das Altbaktrische als seine älteste Stufe zurück, so fehlen ihm in alter Zeit diese Laute noch ganz; jedenfalls aber scheinen sie sich nach ähnlichen Lautgesetzen wie in den indischen Sprachen entwickelt zu haben, nämlich dann, wenn ein anderer Laut die cerebrale Zungenlage leichter, bequemer macht als die dentale. Da wir nun diese Laute in Indien und den angrenzenden Ländern (auch in Hinterindien) so reichlich entwickelt sehen, so liegt es nahe, für diese gemeinschaftliche Erscheinung eine gemeinschaftliche Erklärung zu suchen, allein die behauptete Entlehnung genügt dazu nicht: wir müssen jedenfalls die größere Bequemlichkeit der Aussprache in erster Linie berücksichtigen. Vielleicht mögen hier geographische, klimatische Einflüsse die tiefliegende Ursache sein, doch wagen wir uns hier auf diesem schwierigen und dunkelen Gebiete nicht weiter. Nur das wird man zugeben, daß, da wir diese Laute in fast allen finnisch-asiatischen Sprachen des Festlandes, da wir sie ferner im nordwestlichen Europa gleichfalls und auch hier aus sogenannten dentalen entstanden wiederfinden, daß sich durch dieselben das Afghanische nur sehr äußerlich an das Indische anschließt; daß durch sie die behauptete Uebergangsstellung des Paschto nicht bewiesen wird.

Es bleiben also die Formen der Sprache selbst, die wir noch kurz betrachten müssen. Die afghanische Declination bildet erst einen besondern Pluralstamm, an welchen sie Reihe der Casusbildung antreten läßt, um den Stamm für die obliquen Casus zu schaffen. Diese letzteren werden specialisirt zunächst durch Präfixe, welche etwa unseren Präpositionen vergleichbar sind, und zugleich durch Postfixe, welche letzteren indeß in manchen Fällen entbehrlich sind. Anders die neuindischen Sprachen. Sie bilden keinen besonderen Pluralstamm (außer bisweilen durch Antreten selbständiger Worte, die eine Pluralität bezeichnen, was natürlich nicht hierher gehört); an den Singularstamm fügen sich die Reihe der Casusendungen, um den Nominativ und den Stamm obliquus zu bilden, und dieser so gebildeten Form treten zur Bezeichnung der einzelnen Casus Postfixe in selbständiger Stellung nach und Präfixe fehlen ganz. Diese Postfixe entsprechen lautlich durchaus nicht den afghanischen; sie haben also keine Verwandtschaft mit einander. Hieraus folgt, daß das Afghanische in Beziehung auf die Declination mit den prakritischen Sprachen nicht näher verwandt sei als mit den eranischen; und die vielfachen analogen Erscheinungen des Paschto und der indischen Sprachen lassen sich völlig genügend aus der nahen Verwandtschaft dieser Sprachen erklären. — Ganz ähnlich steht es mit dem Verbum. Auch hier zeigt unleugbar das Afghanische eine Menge Analogien mit den indischen Bildungen; weit mehrere und schlagendere aber mit den eranischen Formen, während seine indischen Analogien wieder auf die Urverwandtschaft zurückgehen. Die Zusammenhänge aber, welche Trumpp zwischen den afghanischen und den Sindhi-Formen findet, sind oft viel zu sehr gesucht und gezwungen, als daß sie überzeugend wären — so beim Erklärung der Bildungssilbe abgeleiteter Verba di, aus dem Sindhi-Verbum kijanu gemacht sein. So eng ist die Verbindung mit dem Sindhi auch hier nicht; und da die übrigen indischen Sprachen, nach Trumpp's eigener Meinung, dem Afghanischen so viel ferner stehen, daß sie ihm nicht den eranischen Charakter streitig machen können, so läßt sich von hier aus jene Uebergangsstellung um so weniger beweisen, als ja auch umgekehrt das benachbarte Sindhi recht leicht vom Paschto afficirt sein könnte. Das Verhalten des Afghanischen in den Temporibus der Vergangenheit der activen und causalen Verba findet keineswegs seine einzige Erklärung aus dem Sindhi, denn die Bildung dieser Tempora ist zugleich völlig eranisch und zu jener Eigenthümlichkeit, daß in passiven Constructionen bei nicht genanntem Urheber der Handlung das eigentliche Passivum, dagegen, wenn der Urheber genannt ist, die Participialtempora (mit dem Urheber im Instrumentalis) stehen müssen, hierbietet nicht nur das Sindhi, bietet auch das Lateinische eine schlagende Analogie. Wollte man aber eine nähere Verbindung des Sindhi und Paschto etwa noch aus der Suffigirung der Possessivpronomina schließen, welche das Sindhi wie das Paschto und das Persische zeigt, welche Erscheinung übrigens weit eher für eine Beeinflussung des Sindhi durch das Afghanische als für das umgekehrte Verhältniß sprechen würde: so können wir auch hierin, da Anfänge der gleichen Entwickelung, nach Beames, sich auch in den übrigen indischen Sprachen zeigen, da wir dieselbe Erscheinung in den ent-

tiſchen Formen der geiechiſchen Sprache ſehen, da endlich die afghaniſchen und ſindhiſchen Formen vielfach ſehe von einander abweichen, nur eine parallele Entwickelung beider Sprachen, durchaus keine nähere Specialverwandtſchaft ſehen.

Ganz anders das Kafiri, deſſen Kenntniß, ſoweit wir ſie beſitzen, wir edenfalls hanptſächlich dem unermüdlichen De. Trumpp veedanken. Abgeſehen von der lautlichen Uebereinſtimmung des Kafiri und der indiſchen Sprachen haden wir zunächſt eine Declination ohne Peäfixe, ahne Pluralſtamm, jedoch mit Objectivform und Poſtfixen; haden wir ferner genaues Zuſammenſtimmen der Pranomina, der Zahlwörtee; haden wir endlich ein Verbum, welches ganz nach indiſchem Bilbungsgeſetze zu Stande kammt. Allerdings finden wir nun auch Eigenheiten, auch hier angehängte Beſitzfürwäetee, namentlich aber ein ſehe originell entwickeltes Zählſyſtem, ſteeng nach der Vigeſimalmethode, welche ja auch ſonſt im indogermaniſchen Speachkreis Keime getrieben hat (quatre-vingt, score, Steige). Eigenthümlich iſt auch bie zweite Perſan des Pluralis im Veebum, welche auf k ausgeht, augenſcheinlich eine Participialbildung mit zuerſt ausgelaſſeuem und in Gebanken ergänztem, hernach nicht mehe gefühltem Hülfsverbum, wie das lateiniſche amamini. Auffallende Abweichungen van den indiſchen Speachen zeigt die Futuebilbung; während der Impeeativ, wie Trumpp eichtig hervaehebt, völlig mit der afghaniſchen Bildungsweiſe bieſes Tempus übereinſtimmt. Den Speachſchatz theilen die Kafirs ganz mit den verſchiedenen indiſchen Völkern, ja ein gegenſeitiges Verſtändniß erſcheint möglich.

Hiernach iſt zu ſolgern: 1. baß das Afghaniſche ſich völlig ſelbſtändig auf eraniſchem Baden entwickelt hat, daß es eine burchaus eraniſche, aber als ſolche den inbiſchen ſehr nahe verwandte Sprache iſt. Wenn Sprachen zu einer ſolchen Höhe der Entwickelung gelangt ſiud, daß ſie die Kraft unb Fülle ſinnlicher Eindrücke unb Formen bee geößern Macht eines höheren geiſtigen Lebens, ſeinen tieferen Auffaſſungen unb reicheren Beziehungeu unterordnen, dann bekammen ſie ſchon burch bieſen Proceß ein viel ähnlicheres Gepräge als ſie frühee vielleicht beſaßen. Dieſe Entwickelung iſt übrigens beileibe nicht als Verfall aufzufaſſen. 2. Die Afghanen ſinb ein echt eraniſches, als ſolches buechaus ſelbſtändiges Voll, unb nicht zu billigen iſt bie Anſicht eines unſerer erſten Kenner Eeans, Fr. Spiegel's, wenn ee das Volk der Afghanen ſüe entſtanden hält buech uralte Einmiſchung einer nicht ganz unbedeutenden eraniſchen Minderheit in eine inbiſche Bevälkerung. Schan die Thatſache, welche unwiderleglich ſein bürfte, baß bie Afghanen durch Wanberungen van Weſt hee, zum Theil in uralter Zeit, ihee jetzigen Wahnſitze diesſeits und jenſeits des Suleiman-Gebirges unb des Kabul-Fluſſes erreicht haben, ſpricht für ihee eraniſche Seldſtändigkeit.

Wie aber erklären wir uns die genaue Uebereinſtimmung des Lebens und Seins bieſer Eranier mit dem Leben und Sein der vebiſchen Inder? Wer in Fick's vergleichendem Wörterbuch der indo-germaniſchen Sprachen den Wortſchatz jener Periode betrachtet, in welcher Eranier unb Inder noch eine Nationalität bilbeten, wer dazu noch das gemeinſam indo-germaniſche Erbgut rechnet, der wirb einen ſehr eeichen Beſitz des innern und äußern Lebens finden, welcher beiden Völkern gemeinſam angehörte. Die Afghanen erſcheinen heutzutage faſt ärmer als ſie damals waren, ärmer auch in mancher Beziehung als die vebiſchen Inder. Das begeeift ſich leicht aus ihrer geographiſchen Umgebung. Das Hochland van Eean iſt für hiſtoriſche Entwickelung (namentlich, beiläufig geſagt, für moberne Entwickelung) eins der denkbar ungünſtigſten Länber der Erbe: eine wüſtenartige Hochebeue, von hahen, oft furchtbar ſteilen Randgebirgen ſchroff abgeſchloſſen, im Innern von wilden Gebirgsinſeln, welche namentlich eine breite Kette durch die Mitte dee Wüſte bilden, buechſetzt. In dieſen Bergtanbſchaften haben die Afghanen ihre Heimath, zuerſt wohl in den ſüblich-centralen, dann in denen des öſtlichen Eran. Sie ſinb meiſt lahl, mit Steppen- odee Wüſtenklima und entſprechendem organiſchen Leben, manche ſehr hoch, ſehr wild, ſehe ſchwer zugänglich: wie ſie in ſtürmiſchen Epochen völlige Sicherheit voe äußeren Feinben gewähren, ſa ſchließen ſie auch in ruhigen bie Berührung mit anderen Völkern ſa gut wie völlig aus, daher ſich benn auch jene mangaliſchen Eindringlinge, die ſogenannten Aimak, auf ihrer Bergiuſel halten kounten. Eine ſelbſtänbige Culturentwickelung, wie ſie in der fruchtbaren noebindiſchen Edene geſchehen mußte, war hier nicht möglich, weil die Beſchaſſung dee nothwenbigen Bebürfniſſe des Lebens die ganze Kraft bee Bewahner in Anſpruch nahm; auch kannte bie inbiſche odee irgenb welche andeee Bilbung nicht in dieſe Berge verpflanzt werden, wo ſie in ber Nath eines kümmerlichen Daſeins unmöglich Wurzel ſchtagen, überhaupt nicht gebraucht werden kannte, weil ſie nicht mächtig genug war, die äußeren Schwierigkeiten zu völliger Genüge des Lebens zu überwinden. Nue einzelne Cultuevertheite, Schmuck, Kleider, Waffen unb dergleichen, brangen burch Handel abee Raub, aber ſtets von Neuem, ein. Dieſe Einzelnheiten waeen natüelich nicht im Stande, bie Bevölkerung zu heben; bie Afghanen blieben alſo, was ſie waeen, odee vielmehr, nach einee bekannten, ſteeng geſetzmäßigen Erſcheinung im Völkerleben, ihre roheren Stämme wenigſtens faulen von der früheren Entwickelungsſtufe der inbiſch-eraniſchen Einheit heeab, weil ſie ſich nicht üdee dieſelbe hinaus zu entwickeln veemochten. Die Umbildung ihrer Sprache, welche, wie betonen es abeemals, durchaus nicht etwa zu ihrer ältern Farm (ſelbſt wenn wir bieſelbe im Altbakteiſchen hätten) ſich wie eine Ruine zum unverſehrten Gebäude, ſandern ehee wie eine modern entwickelte Stadt zu der alten länigtlichen Feſte, die ihr erſtee Ueſpeung war, verhält, dieſe Umbildung ihrer Sprache iſt das getreueſte Zeichen ihres geiſtigen Weiterlebens, ihrer geiſtigen Entwickelung. Dazu kommt bie Annahme des Islam, welche zwae wie eine Decke vielfach ſchützenb abee auch vielfach hemmend gewirkt hat unb wirkt. Die Afghanen am Inbus zeigen ſich inſaſeu ber Cultue wenig gewachſen, als ſie ſich, warauf auch Thorbuen hinweiſt, zunächſt unb zumeiſt ihre Fehler aneignen; allein auch dieſe Erſcheinung hängt mit ihrem langen Behareen in einem natüelich-uncultivirten Zuſtande zuſammen.

Weit ſchwieriger erklären ſich die Beehältniſſe Kafiriſtans. Bei der nahen ſprachlichen Verwanbtſchaft ſollte man eine nahe Berührung mit indiſchen Sitten unb Anſchauungen finden unb finbet das Gegentheil. Es iſt eine nicht ſelten ausgeſprochene Annahme, bie Kafies ſeien aus Indien etwa buech bie Muhammedaner odee irgenb andeee einrückende Feinde vertrieben. Wäre dies nun auch ſchan zu Alexander des Großen Zeit geſchehen, ſo müßten ſich die Siah-posch als verwilderte, zurückgekommene Inder zeigen, allein davon iſt nicht eine Spur: ſie ſtehen auf einem höchſt primitiven Zuſtand des geiſtigen und ſocialen Lebens, ſo daß ſie, ſelbſt mit vebiſchen Zuſtänden verglichen, ungleich unentwickelter, einfacher erſcheinen; ſie haben eeligiöſe Boeſtellungen, welche mit der vebiſchen Entwickelungsſtufe nur ſehr weuig und vollends gar nichts mit der beahmaniſchen gemein haben. Wollte man abee annehmen, ſie ſeien ein Stamm, welcher ſchan vor der vebiſchen Zeit, bei der erſten Einwanderung der Inber, aber ſpätee, aber von ben älteſten Urſitzen der Indo-Eranier aus, in ihre jetzigen Wohnſitze verſchlagen wären, wie ſtimmt dazu der genaue Parallelismus ihrer und der indiſchen Sprachen? Wie wiſſen es nicht; dennoch aber

hat dieſe letztere Annahme immer noch die meiſte Wahrſcheinlichkeit. Der Haß der Kafirs gegen die Muhammedaner — gegen andere Völker, z. B. brahmaniſche Hindu, Europäer, ſind ſie durchaus freundlich — kommt daher, daß die Muhammedaner die ſchönen und zuverläſſigen Bergbewohner gern als Sklaven beſitzen und daher wegfangen, wo ſie nur können. Für ihre frühere Geſchichte beweiſt er nichts.

Kafriſtan iſt ein jäh aufſteigendes Terraſſenland, welches ſeinen letzten Abſchluß in den unwirthlichen Schneehöhen des Hindukuſch und der wilden öſtlichen Gebirgsketten findet. Vom Tiefland aus führen ſehr beſchwerliche, oft ganz ſchmale, felſige Pfade zunächſt zu ſtufenartig übergelagerten Querthälern, durch welche hindurch man zu weit ausgedehnten, ebenfalls ſtufenartig über einander liegenden Hochebenen kommt, welche von mächtigen Gebirgen umrandet ſind. Hier liegen die Dörfer der Kafirs. Die Gebirge ſind bis zu einer gewiſſen Höhe bewaldet und zwar immer noch von ſubtropiſchen Formen. Auch ſonſt ſind die Gegenden wald- und namentlich gras- und blumenreich. Der Sommer iſt warm, doch die übergroße Hitze gemildert durch die Höhe, durch Winde von den Berggipfeln gekühlt; der Winter dagegen, bei ſteppenartiger Beſchaffenheit der Hochflächen, oft ſehr kalt. Die Luft iſt ſchon merklich dünner; daher die Kafirs im Tiefſande außerordentlich über die Hitze und die Schwere der Luft klagen.

Geflügelte Worte der Herzegowiner.

Mitgetheilt von **Siegfried Kapper.**

II.

Worin aber unter allen Südſlaven der Herzegowiner eine Specialität beſitzt, das iſt die Gabe des „bon mot“, die er, merkwürdigerweiſe genug, trotz der beengten Kreiſe, in denen ſein Daſein ſich bewegt und ſeine Lebensanſchauung ſich beſchränkt, mit der ſogenannten großen Welt gemein hat, — jene knappgefaßte, anekdotiſch zugeſpitzte Formung des geflügelten Wortes, die nur aus Red' und Antwort beſteht und um ſo treffender einſchlägt und nachhaltiger haftet, als ſie ſich als eine Thatſache giebt, und, als ob zur beſſern Beglaubigung, auch gleich dramatiſirt, alſo gleichſam wortgetreu. Etwas aber, was geſchehen iſt, das behalten die Leute viel leichter und lieber und tragen es weiter, als was ſich ihnen im Gewande der Lehre, der Sentenz geboten. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit die in der großen Welt auftauchenden bon mots ihren Weg machen. Man weiß aber auch, wie raſch ſie wieder verſchwinden, Raketen gleich, die aufſteigen, ein allgemeines „Ah!“ hervorrufen, ſogleich aber wieder verſchwinden und nichts hinter ſich zurücklaſſen als die leere Nacht. Auch die bon mots bei den Herzegowinern machen ihren Weg ſchnell genug, wiewohl weit langſamer, da ihnen nicht die Schwingen zu Gebote ſtehen, die ihren großweltlichen Geſchwiſtern der millionenzüngige Verkehr leiht. Was ſie aber von dieſen unterſcheidet, das iſt die ſittliche Tiefe, die bei allem Spaß und Witz ihnen beinahe ausnahmslos innewohnt, das typiſche, nicht ſelten hiſtoriſche Gepräge, das ihnen aufgedrückt iſt und ihnen, ſelbſt für den Ethnographen und den Geſchichtsſchreiber, bleibenden Werth verleiht. Und deshalb erhalten ſie ſich und gehen ſelbſt in den Redeſchatz über, während jene ſpur- und wirkungslos vorüberſchimmern.

Niemals befaſſen dieſe geflügelten Anekdoten ſich mit oberflächlichem Wortſpiel, nie mit Perſönlichkeiten. Ausnahmslos beinahe iſt ihr Witz ein ſachlicher und die Pointe, die geißelnde ſowohl wie die ironiſirende, auf Allgemeines gerichtet, auf die politiſche Lage und deren Werkzeuge, auf die kirchlichen Zuſtände, auf die nationalen Eigenthümlichkeiten, auf die häuslichen Verhältniſſe.

Voran in erſter Linie natürlich ſtehen die auf das Verhältniß zu den Türken gemünzten.

„Weshalb,“ fragte ein Raja einen Türken, „nimmſt du mir meine Struka?“ (Eine plaidartige, grobe Wollkotze, einen Meter breit und bei drei Meter lang, für die rauhe Jahreszeit, in jenen Gegenden unter Chriſten und Moslims allgemein in Gebrauch.) „Weil meine alt und die deine neu iſt!“ antwortete der Türke. Kurz aber bündig das Rechtsverhältniß zwiſchen Türken und Chriſten geſchildert, für welche letztere, außer im Wege des guten Willens, es weder eine Sicherheit der Perſon, noch des Lebens, noch des Eigenthums giebt.

„Effendi,“ fragte ein Raja den Muſti, „kann noch einem Karan ein Raja ins Paradies kommen?“ — „Vielleicht, wenn er vierzig Jahr einem Türken treu gedient und dieſer ihn im einundvierzigſten erſchlägt.“ Möglich nämlich, daß ſich dann der Prophet ſeiner erbarme. Welche bittere Ironie! Welch' tiefer Haß!

Fragte ein Raja einen Türken: „Sahſt du nicht hier jemanden, der meine Kuh, die mir geſtohlen worden, vorübertrieb?“ — „Ein Chriſt,“ antwortete der Türke, „war es nicht, und war es ein Türke, ſo ſah ich ihn nicht.“ Bekanntlich nämlich ſoll ein Muſelmann gegen einen Muſelmann zu eines Chriſten Gunſten nicht zeugen.

„Junge,“ fragte man neulich zu Ragufa das Söhnlein eines Raja, „glaubſt du wohl an die heilige Dreieinigkeit und fürchteſt du ſie?“ — „Ja wohl!“ antwortete der Knabe. „Aber ich bin ein Raja und glaube außerdem auch noch an die Viereinigkeit, die ich weit mehr fürchte!“ — „Und dieſe iſt?“ — „Je nun! Der Aga, der Kadi, der Steuerpächter und der Zapti!“

Harmloſer und doch treffender als im Folgenden kann das ſataliſtiſche islamitiſche kar niente kaum gekennzeichnet werden: „Sag einmal,“ fragte ein Raja einen Mahammedaner, „wie kommt es, daß ihr Türken niemals etwas arbeitet?“ — „Wir gehen nie müßig,“ antwortete derſelbe. „Fünfmal des Tages waſchen wir uns und beten, und in der Zwiſchenzeit rauchen wir und trinken Kaffee!“ — „Nun ſag' du mir,“ fragte darauf der Mohammedaner den Raja, „wie könnt ihr Gjauren nur leben, ohne euch mehr als einmal des Tags zu waſchen?“ — „Laß dich einmal waſchen, aber ſo ordentlich, wie wir, in der Kirche und dem Taufbecken, und es wird dir ſogar fürs ganze Leben und noch darüber hinaus genügen!“

„Weshalb ſchlägſt du mich?“ fragte ein Raja einen Türken. „Weil es im Koran ſo geſchrieben ſteht!“ — „Schreibt auch der Karan, daß du mir ein Schmerzensgeld zahlen ſollſt?“ — „Nein, das nicht!“

„Darf ich,“ fragte jüngſthin ein Raja einen Türken, der

Digitized by Google

ihn einlud, ſich mit ihm an einen Tiſch zu ſetzen und mit ihm zu ſpeiſen, „darf ich nun auch mich bekreuzen?“ — „Nimmermehr! Duld' ich auch die Taufe, ja doch nicht auch das Kreuz!“ Moslemitiſche Engherzigkeit und unſelige Halbheit trotz der ſchönſten Reformenzuſage! Emancipirt mag die Raja ſein, ſie mag ſich mit den Moslim in Gottes Namen an den Tiſch der Gleichberechtigung ſetzen! Aber die Conſequenzen daraus zu ziehen und von dem Rechte wirklich auch Gebrauch zu machen, das wird ihr nicht geſtattet!

Eine unerſchöpfliche Quelle geflügelter Anekdoten ſind ſelbſtverſtändlich der Aga und der Kadi, dieſe Repräſentanten türkiſcher Verwaltung und Juſtiz.

„Wann iſt der Aga am meiſten zu fürchten?“ — „Wenn er verarmt!“ — „Und wann gar nicht?“ — „Wenn er geſtorben!“

„Wie viel giebſt du dem Aga jährlich?“ fragte ein Raja den andern. „Nicht viel. Das Andere nimmt er ſich ſelbſt!“

„Weshalb, Vater, giebſt du dem Aga ein Lamm?“ fragte einen Raja ſein Kind. „Beſſer,“ antwortete der Alte, „eins geben als zwei ſich nehmen laſſen!“

„Wie viel ſchuldeſt du dem Aga?“ fragte man einſt einen Raja. „So viel er will!“ — „Und wann wirſt du ihm zahlen?“ — „So oft er will!“ — „Und wann wirſt du ihn bezahlt haben?“ — „Wann Gott will!“

„Vater,“ fragte einen Raja ſein Kind, „haben wir etwas, das der Aga nicht brauchen könnte?“ — „Allerdings, mein Sohn! Zwei Dinge: unſere Chriſtenſeele und unſer Schwein!“

„Vater,“ fragte der Knabe ein anderes Mal, „wenn unſer Aga von ſeiner Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt ſein wird, dann wird er ſich wohl gebeſſert haben und uns nicht mehr ſo ausſäckeln?“ — „Im Gegentheil, mein Sohn! Dann wird er es mehr denn jemals! Sanft hätte er die Pilgerfahrt gar nicht unternommen!“

„Junge!“ fuhr der Aga ein Chriſtenkind an, nachdem er, des Weges kommend, ihm einen Fauſtſchlag in den Nacken verſetzt. „Weißt du, aus welchem Grund ich dich ſchlage?“ — „Wohl nur aus dem Grunde, weil du der Aga biſt!“ — „Ganz richtig, kleiner Hund! Aber von wem haſt du das?“ — „Von meinem Vater, ſo wie dieſer von dem ſeinen, denen beiden es gerade ſo ergangen!“

Und nun erſt vom Kadi, dem Handhaber der Gerechtigkeit, von dem das eine Sprichwort ſagt, daß ebenſo wie alle Türken alle Chriſten vor ihm gleich ſeien, denn alle Türken, wenn ſie auch einen Gjaur todtgeſchlagen, ſeien unſchuldig, und alle Gjauren, wenn ſie auch nichts gethan haben, ſchuldig; und das andere: Schwer iſt's Kadi werden, dann aber giebt's Butter und Honig! Weshalb auch der Kadi, als die Kadin ihn einſt gefragt habe, was im Bazar eine Okka Butter koſtet, ihr geantwortet: „Weiß ich's? Hab' ich, ſeit ich Kadi bin, Butter je gekauft?“

Daß die Gerechtigkeit dem Kadi weiter nichts ſei als eine Waare, die er, je nach dem Preiſe, der ihm dafür geboten wird, zuwiegt oder auch nicht, iſt ein Thema, das nicht minder gern variirt wird wie ſeine Willkürlichkeit. „Lieber von Zweien verfolgt werden als beim Kadi Linſen eſſen!“ ſagt ein Sprichwort, was ſo viel ſagen will, als: von ihm gefangen gehalten zu werden und ſeiner Willkür preisgegeben zu ſein.

„Ich bitt' euch,“ fragte ein Weib den Diener des Kadi, „ſagt mir doch, wie geht man zum Kadi?“ — „Zu ihm,“ lautete der Beſcheid, „mit voller, von ihm mit leerer Hand.“

„Effendi,“ entſchuldigte ſich ein Roja gegen den Kadi, „ich wollte dir ein Lamm verehren, allein ich wußte nicht, was dir lieber wäre, ein weißes oder ein ſchwarzes?“ — „Wenn du das wieder einmal ſollteſt thun wollen,“ antwortete der Kadi, „ſo wiſſe, daß weit weniger darauf ankommt, in was für einem Fell das Lamm ſteckt als wie fett es iſt!“

„Kadi,“ fragte der Raja ein anderes Mal, „iſt es erlaubt, nach dem Din (nach Sinn und Wortlaut des Koran) ein geſtohlenes Lamm zu eſſen?“ — „Keinesfalls!“ — „Nun, das Lamm, das ich da bringe, ich habe es heute Morgen geſtohlen, und gedachte es dir zu verehren!“ — „Das ändert den Fall!“ ſagte der Kadi. „Ein geſtohlenes iſt das Lamm nur für dich; für mich iſt es ein geſchenktes und das darf Jedermann eſſen! Alſo laß es nur hier!“

„Kadi,“ fragte der Thürſteher, „wen ſoll ich eher vorlaſſen, den Kläger oder den Geklagten?“ — „Denjenigen, der ſchwerer zu tragen hat!“ Will ſagen, den, der mehr Geſchenke bringt.

„Es iſt ein Mann draußen,“ meldete der Thürſteher ein andermal. „Soll ich ihn vor dich laſſen?“ — „Wenn er auf dem Rücken trägt, ja; wenn nur auf den Armen, mag er warten!“

„Warum erzählſt du uns nicht etwas?“ fragten die Bauern ihren Popen. „Was ſoll ich euch erzählen?“ zuckte der Pope die Achſeln. „Euch zu belügen, fürchte ich mich vor Gott, euch die Wahrheit zu ſagen, fürchte ich mich vor dem Kadi.“ In der That, in wenigen Worten die ganze bodenloſe Miſère des Rajathums, das volle Bewußtſein deſſelben, und zugleich welche Selbſtironie!

Aber auch der unausbleibliche Umſchwung wird vorgefühlt und findet in geflügelten bon mots ſeinen tiefbedeutungsvollen Ausdruck.

„Woran liegt es,“ fragte ein Raja einen Beg, „daß ihr Türken nichts arbeitet und doch Alles habt?“ — „Das ſteht bei uns!“ — „Und wie lange ſoll das ſo währen?“ — „Das ſteht bei euch!“

„Woran,“ fragten die Hadſchi den Mufti, „wird man erkennen, daß der Weltuntergang nicht mehr fern iſt?“ — „Sobald die Gjauren anfangen werden unſern Kaffee zu trinken und wir ihren Branntwein!“ Sehr richtig! Mit der Beſſerung der materiellen Lage der Raja hält nothwendig gleichen Schritt der Verfall des Turkomanenthums. Deshalb auch all das Sträuben, es zu einem ſolchen kommen zu laſſen.

„Was iſt das für ein Toben und Zetergeſchrei auf dem Marktplatz?“ — „Je nun! Der Kadi verkündet, es ſolle zwiſchen Chriſten und Moslim von nun kein Unterſchied ſein im Lande, und die Türken ſagen ihm darauf ihre Meinung!“

Daß man dabei nicht vergißt, die eigenen Mängel, die Weiber, die Popen u. ſ. w. ein klein wenig mit über die Klinge der Ironie ſpringen zu laſſen, iſt nur ein Zeichen mehr jenes wahren Eſprit, der nicht nur einen Spaß zu machen, ſondern ihn auch zu vertragen weiß.

„Giebſt du, um deiner Seele Heil willen,“ fragte man einmal einen Popen, „auch manchmal ſelbſt ein Almoſen?“ — „Mit der einen Hand ertheile ich den Segen,“ war die Antwort, „mit der andern nehme ich ſelber und eine dritte hab' ich nicht!“

„Wie theuer ſchenkt der Schenke den Wein?“ fragte Jemand Marko Kraljewitſch. „Ich frage nie den Schenken, wie theuer er ſeinen Wein ſchenkt, ſondern nur, ob er welchen hat!“

„Gehſt du zuweilen in die Kirche?“ fragte ihn ein Anderer. „Ich gehe nie dorthin, wo man zahlt und nicht trinkt, ſondern nur dorthin, wo man trinkt und nicht zahlt!“

„Bekenne, mein Sohn!“ fragte der Beichtvater denſel-

Digitized by Google

den, als er im Sterben lag. „Biſt du irgend Jemandem etwas ſchuldig.“ — „Ja wohl! Dem dreieinigen Gott meine Seele, der Erde meinen Leib und dem Schenken den Wein!“

„Weißt du wohl, was es zu einem Bazar (Markt) bedarf?“ fragte ein Raja einen andern. „Ei nun! Einen großen Platz, Verkäufer, Käufer, verſchiedene Waaren.“ — „Ei, warum nicht gar! Nichts als drei Weiber und eine Gans, und der Bazar iſt fertig!“ So viel Lärm nämlich vollführen ſie.

„Mutter,“ fragte ein Mädchen, „was giebt's mehr auf Erden? Weiber oder Männer?“ — „Weiber, mein Kind,“ erklärte die Mutter, „ſeit ſo viele Männer ſich von ihren Weibern beherrſchen laſſen.“

Es fragte Jemand den Teufel: „Teufel! Giebt es wohl ein Geſchöpf, das unglückſeliger, oder eines, das verabſcheuungswürdiger iſt als du?“ — „Allerdings, und zwar beides!“ erwiderte der Teufel. „Unglückſeliger iſt, der im Hauſe wohnt ſeines Weibes, und verabſcheuungswürdiger, der ſich von ſeinem Weibe ernähren läßt!“

Durch ein beſonders herbes und derbes Korn zeichnen ſich die aus dem Munde von Czernagorzen ſtammenden oder denſelben in den Mund gelegten geflügelten Worte aus. So z. B. fragte einmal ein Pope einen Czernagorzen in der Beichte: „Haſt du nur, mein Sohn, treulich die heiligen Faſten beobachtet, und namentlich am Mittwoch und Freitag keine Fleiſchnahrung zu dir genommen?“ — „Ja wohl!“ war die Antwort. „Auch an all' den anderen Tagen nicht!“

„Fürchtet ihr euch denn gar nicht vor den Türken?“ fragte neulich Jemand einen Czernagorzen. „Nicht im Mindeſten!“ erwiderte der Czernagorze. „Wir fürchten überhaupt nichts in der Welt als Gott und bangen vor nichts als vor Schande!“

„Wie ſteht ihr jetzt mit den Türken?“ fragte man einen Czernagorzen. „Vorzüglich! Könnte beſſer gar nicht ſein! Leben wir im Streit, trachtet Einer dem Andern nach dem Leben; und leben wir im Frieden, trachtet Einer mit dem Andern Streit zu beginnen!“

„Freund,“ ſprach Einer von der Küſte zu einem Czernagorzen, „das iſt nun einmal wahr! Es giebt nirgends in der Welt ſo verwogene Räuber als bei euch!“ — „Sehr gütig von dir!“ verſetzte der Czernagorze. „Aber doch nur ein Compliment! Denn in Wirklichkeit thun's die euren den unſeren in allen Stücken zuvor!“

Und noch eine Form, in die bei den Herzegowinern das geflügelte Wort ſich gern kleidet, darf hier nicht überſehen werden, die der Fabel. Es iſt dies nicht das breitſpurige, auf eine epigrammatiſche Pointe ſchwerfällig zuwackelnde Thierepopoechen, das die Bücher unſerer Fabeldichter, äſopiſchen Zeichens, füllt, ſondern daſſelbe kleine, niedliche, oft ſogar zierliche bon mot, das wir eben kennen gelernt, nur daß in demſelben ſtatt der typiſchen Menſchen die demſelben entſprechenden typiſchen Thiergeſtalten das Wort führen, unſtreitig wie die einfachſte und conciſeſte, ſo auch die älteſte Form der Fabel, erſt ſpäter von Aeſop novelliſtiſch ausgeweitet und mit der berüchtigten Moral des fabula docet geſchmückt. Dies überflüſſige Anhängſel kennt die herzegowiniſche Volksfabel nicht, und vergleiche ich ſie mit den Producten unſerer ſchulgelehrten Aeſopiker, mögen dieſe nun Laſontaine heißen oder Lichtwer, ſo nehme ich keinen Augenblick Anſtand, ihr, vom äſthetiſchen Standpunkte aus, den Vorzug einzuräumen, wenn nämlich Unmittelbarkeit, Friſche und Prägnanz in dieſer Dichtungsart als Vorzug gelten gelaſſen wird. Doch hören wir beiſpielsweiſe!

Sah der Froſch, daß man ein Roß beſchlug, und hob auch gleich ſein Pfötlein.

„Warum bellſt du beſtändig?“ fragte Jemand den Hund. „Weil ich Anderes nicht kann!“

„Welches Futter iſt das ſchlechteſte?“ fragte man das Pferd. „Bohnenſtroh!“ — „Und was iſt ſchlechter als Bohnenſtroh?“ — „Eine leere Krippe!“

„Wie kommt es, Schweſter, daß du auf dem Rücken da liegſt?“ fragte eine Schildkröte die andere. „Siehſt du, das hat man davon, wenn man eilt.“

„Immer ſo nachdenklich, Eſel, und doch immer ſo ſchweigſam! Warum ſagſt du uns nicht auch einmal etwas?“ fragte Jemand den Eſel. „Thoren,“ bedeutete der Eſel den Frager, „ſagen Alles, was ſie denken, der Weiſe — ſchweigt!“

Es fragte ein Eſel den andern: „Wie viel lädt man denn dir auf?“ — „Ich wieg' es nie nach; nur ſo viel bedünkt mich manchmal, daß es denn doch etwas zu viel iſt!“ (Der Eſel wird geſchlagen, der herzegowiniſche „Michel“ wird gemeint!)

Es ſprachen die Wölfe zu den Füchſen: „Wie wär's, wenn ihr mal mit den Hunden da drüben anbändet?“ — „Herzlich gern wollen wir das! Doch wollen wir nur Eins abwarten: bis wir nämlich erfahren, wie es euch mit ihnen ergangen!“ — Ein altes geflügeltes Fabelchen zwar, nicht erſt in jüngſter Zeit erſannen, ſondern aus jenen fernen Tagen ſtammend, da noch die herzegowiniſchen und czernagoriſchen Geſchlechter (Plemena) einzeln und auf eigene Fauſt den Kampf gegen das Türkenthum führten, und aus particulariſtiſcher Kleinlichkeit eines das andere vorſchoben, ja einander ſelbſt im Stiche ließen, nichtsdeſtoweniger jedoch durch den Verlauf der jüngſten Kämpfe erſt aufs Neue wieder höchſt lehrreich illuſtrirt!

Und mit ihm möge auch dieſe kurze Skizze ihren Schluß erreicht haben, deren Zweck ja ohnehin kein anderer war, als denjenigen, die die Frage des europäiſchen Südoſtens damit erſchöpft zu haben meinen, daß ſie die Südſlaven kurzweg als Barbaren und Idioten bezeichnen, von denen die europäiſche Cultur nichts zu hoffen hat, und für die es ſonach eine Culturwohlthat iſt, türkiſcher Zucht und Civiliſationsbemühung überantwortet zu bleiben, ein ganz kleines argumentum ad hominem entgegenzuſtellen. Ein Volksſtamm, der, bar aller Bildungsbehelfe ſeit Jahrhunderten und niedergehalten von einem Stamme, der, ungeachtet er bereits durch ſechs Jahrhunderte auf europäiſchem Boden ſußt, ſeinen culturellen Beruf noch noch nicht durch das Mindeſte vorgethan — ganz im Gegentheil! —, immer noch eine ſo vielſeitige und bedeutende geiſtige Begabung bewahrt, dürfte im Scenarium der Weltgeſchichte denn doch kaum die Beſtimmung haben, im islamitiſchen Moder aufzugehen!

Venedig, November 1876.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Aus Angora meldet die Allgemeine Zeitung, daß dieſe Provinz allmälig anfängt, ſich von den Verheerungen der Hungersnoth 1874/75 zu erholen; die Herden der Angoraziegen, welche faſt ganz aufgerieben worden, haben ſich wieder ſoweit vermehrt, daß die Ausfuhr von Tiftik-Wolle jetzt ſchon wieder ungefähr die Hälfte des ehemaligen Quantums er-

Digitized by Google

reicht hat. Die Folgen jener schweren Heimsuchung würden noch rascher verschwinden, wenn die Provinz eine zweckmäßige Verbindung mit ihrem natürlichen Ausfuhrhafen Ismid hätte. Die Eisenbahnlinie Ismid-Angora ist allerdings vor einigen Jahren in Angriff genommen und es sind etwa 10 Kilometer weit die Erdarbeiten ausgeführt worden; die Sache blieb aber liegen und die schon darauf verwendete Zeit, Mühe und Geld sind gänzlich verloren.

— Der Bericht des englischen Viceconsuls Jago in Beirut für 1876 constatiet, daß Syrien mit Palästina und dem Libanon in dem mit März 1876 abschließenden Jahre 1,048,802 Pfund Sterling an Steuern aufgebracht hat, wovon aber nur 610,973 Pfund in diesem Gebiete selbst verausgabt wurden, während mehr als 40 Procent nach dem nimmersatten Constantinopel wanderten. Die Bevölkerung Syriens von Latakieh im Norden bis südlich zur ägyptischen Grenze wird auf wenig über 2 Millionen geschätzt (Prof. Socin in Bädeker's Palästina S. 90 glaubt, daß sie kaum zwei Millionen betrage, während derselbe Mr. Jago 1875 noch 2¼ Millianen annahm). Das christliche Element hat etwas zugenommen, das mohammedanische sich etwas vermindert. Trotz aller der bekannten Plackereien soll die Verwaltung der syrischen Provinz noch zu den besten im Reiche gehören, wenn auch für öffentliche Bauten nichts gethan wird, wenn auch der Ackerbau durch die schwersten Steuern (ca. 35 Procent des Ertrages) und Erpressungen jeder Art gehemmt und seine Entwickelung gehindert wird. Da die Regierung den Besitztitel selbst falscher Ländereien, die sie selbst verkauft hat, ansicht, so finden sich wenig Käufer, und so kommt es, daß ausgedehnte Strecken des denkbar fruchtbarsten Landes wüst liegen. Der Steuerpächter thut dann redlich das Seinige, um den armen Fellah nicht zum Aufathmen kommen zu lassen. Eine der sonderbarsten Steuern wird alljährlich in den meisten Dörfern rings um Damascus eingetrieben: sie besteht in einer Zwangssubscription auf officielle Zeitungen, welche der ungebildete Landmann gar nicht lesen kann. Da das Subscribentensammeln und, wie es scheint, auch das Austragen der Zeitungen durch Gendarmen geschieht, und letztere noch von den Bauern Verpflegung verlangen, so haben dieselben gebeten, die Steuer oder das Abonnement bezahlen zu dürfen, ohne die Zeitungen in Empfang nehmen zu müssen, weil sie so wenigstens die lästigen Gäste los würden. Aber die Bitte ist abschlägig beschieden worden.

— Aus Alexandria wird vom 22. April gemeldet, daß Capitän Burtan von Moiloh (Muëlih an der Küste von Hedschaz) zurückgekehrt und seine Sendung, deren Zweck es war, bei Moilah die von Eingeborenen gemeldeten Gold- und Silberminen zu verificiren, mit Erfolg gekrönt sei. Er fand solche in Mugnah am Fuße der Berge, zwei Tagemärsche vom Golf von Akabah, und daneben Reste alter Hochöfen, viele alte Inschriften, eine Wasserleitung und die Ruinen einer großen Stadt. Die das Land bewohnenden Beduinen sind kriegerisch und aufrührerisch, aber Vorsicht wurde beobachtet, und Burton's Expedition führte ruhig ihr Werk aus, inmitten von 1500 Beduinen. — So lüftet sich der Schleier, mit welchem die Mission Burton's bei seinem Abgange von Kairo umhüllt war; die Goldgruben liegen freilich auf arabischem, also türkischem, und nicht auf ägyptischem Gebiete.

Palästina. Von Lieutenant Kitchener, der an Stelle des Lieutenant Conder in diesem Jahre die englische Aufnahme des westjordanischen Palästina leitet (vergl. S. 48 dieses Bandes) sind gute Nachrichten eingetroffen. Das erste Lager war in Haifa an dem Meerbusen von Akka; die dortige Ebene wurde vollständig aufgenommen und von Medschdel (10 engl. Meilen von Haifa) aus ein Nivellement nach dem Meeresufer ausgeführt, im Anschluß an das von Lieut. Conder begonnene Nivellement zwischen dem See von Genezareth und dem Mittelländischen Meere, wodurch die Depression des erstern (jetzt zu 191 Meter angenommen) genau bestimmt werden soll. Zu diesem Zwecke hatte 1874 die „British Association" 100 Pfund bewilligt. Darauf wurde das Lager nach dem Hügel Hattin (7½ Kilom. westl. von Tiberias) verlegt, wo die Kreuzfahrer 1187 ihre große Niederlage durch Saladin erlitten. Das Land ist nach Kitchener's Briefen ruhig, die Einwohner freundlich; große Mengen tauglicher Leute sind nach Constantinopel zur Armee eingezogen worden. Dauert diese Ruhe fort, so wird die Aufnahme von Nord-Palästina noch vor Ende des Sommers vollendet sein und es werden nur noch hier und da kleine Lücken übrig bleiben.

Während sich so die größte bis jetzt unternommene Arbeit zur Erforschung des biblischen Landes ihrem Abschlusse nähert, ist endlich zu unserer großen Freude auch auf deutschem Boden der erste Schritt geschehen, um einen „Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas" ins Leben zu rufen. In dem Aufrufe, welchen die Herren Dr. C. Zimmermann, Prof. Dr. Socin und Prof. Dr. Kautzsch von Basel aus erlassen, heißt es:

„Beinahe alle Nationen haben zum Aufbau einer wissenschaftlichen Landeskunde von Palästina ihre Beiträge geliefert. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, dieses Forschungsgebiet auf die Höhe eines Faches der Wissenschaft zu erheben und unechte und wahre Traditionen, besonders an der Hand der wieder ans Licht gezogenen älteren Pilgerschriften, streng zu sondern.

Wenn auch Frankreich, ein Land, welches schon längst in Palästina festern Fuß gefaßt hat, an jener Arbeit einen großen Antheil hat, so gebührt doch unzweifelhaft der Ruhm, die größten Opfer für die Erforschung Palästinas gebracht zu haben, den Engländern und den Amerikanern. Diesen Leistungen gegenüber scheint das, was deutsche Forscher auf diesem Gebiete gethan, so Bedeutendes gerade sie in Betreff nüchterner Kritik geleistet haben, mit wenigen Ausnahmen in den Hintergrund gedrängt.

Es bleibt aber auf jenem Gebiete noch viel zu thun übrig; nach dem Erscheinen der großen Karte der Engländer wird erst recht klar werden, an welchen Punkten die Detailforschung einzusetzen hat. In Jerusalem haben bisher nur an wenigen Stellen systematisch geleitete Ausgrabungen vorgenommen werden können; es steht zu hoffen, daß eine Veränderung der politischen Lage manche Schwierigkeiten, welche der Fortsetzung dieser Arbeit im Wege stehen, hinwegräumen wird. Außerhalb Jerusalem ist beinahe noch nirgends der Schutt der Jahrtausende hinweggeräumt worden; in Samaria-Sebasta z. B. wären sicher interessante Resultate durch Ausgrabungen zu gewinnen.

Ganz abgesehen davon bleiben aber auch viele Ortslagen und Ruinenstätten übrig, die, weil von der Heerstraße der Touristen seitabliegend, bisher nur unvollkommen beschrieben wurden sind, und nach den Erfahrungen der letzten Jahre dürfte noch mancher Fund ohne Nachgrabungen über dem Boden, sowohl im Ost- als im Westjordanlande gemacht werden.

Wir brauchen hier nicht auseinanderzusetzen, wie wichtig die Erforschung Palästinas nach allen Seiten für das Verständniß der Bibel ist. Dem Interesse der Bibelforscher glauben wir am besten dadurch Vorschub zu leisten, daß wir einen Verein gründen, dessen Organ eine wissenschaftlich gehaltene Zeitschrift sein wird. Dieselbe wird zunächst in vierteljährlichen Heften erscheinen. Dabei werden wir unser Augenmerk richten auf

1) topographische, 2) naturwissenschaftliche, 3) ethnographische Abhandlungen zur Landeskunde. 4) Statistische Nachrichten und jeweilig politische Uebersichten. 5) Münz- und Inschriftenkunde. 6) Literarische Berichte.

Jedes Mitglied des Vereins soll die Zeitschrift gratis zugeschickt erhalten. Die jährlichen Geldbeiträge der Mitglieder fallen, soweit sie nicht von den Kosten der Zeitschrift

absorbirt werden, zu einem Fonds angesammelt werden, und es soll daher die Höhe des Beitrags bloß nach dem Minimum (10 Reichsmark) limitirt sein. Sobald der Fonds eine gewisse Höhe erreicht hätte, würde er zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe in Palästina verwendet werden.

Wir sind vollauf berechtigt, auf die wissenschaftliche Mitarbeit der in Palästina lebenden Deutschen, die bereits ein besonderes Museum in Jerusalem gegründet haben, zu rechnen. Auch werden wir uns bestreben, das Interesse der Touristen auf einzelne interessante Punkte zu lenken. Ganz besonders aber hoffen wir, daß unser Unternehmen dazu beitragen werde, manche der so überaus schwierigen topographischen Streitfragen zu lösen."

Wir begrüßen dieses Unternehmen als ein wahrhaft wissenschaftliches mit großer Freude und fordern unsere Leser, soweit ihnen an der Durchforschung einer der interessantesten Landschaften Asiens und zwar durch deutsche Kräfte gelegen ist, gern zur Unterstützung dieses vielversprechenden Unternehmens auf, welchem schon die ersten Namen auf dem Felde der Bibelkunde und der Geographie, Geologie, Geschichte u. s. w. Palästinas zur Seite stehen. (Anmeldungen werden erbeten unter der Adresse des Herrn K. Bädeker, Buchhändler in Leipzig. Weiteres enthält das demnächst erscheinende 1. Heft der Zeitschrift.)

— Seit der Entdeckung der Angara aber obern Tunguska durch den Kosacken Kurbat Iwanow 1643 dient dieselbe als große Handelsstraße trotz der Menge ihrer Stromschnellen, welche auf ihrem fast 1600 Werst langen Laufe fast überall, besonders häufig aber zwischen Bratski Ostrog und Jeniseisk, vorkommen. Die Menge der russischen Niederlassungen, welche so rasch nach der Gründung von Irkutsk (1652) an diesem Strome entstanden, beweisen, welche Bedeutung die Angara im 17. und 18. Jahrhundert und noch verhältnißmäßig bis vor Kurzem gehabt hat. Ueber den Waarenverkehr auf ihr existiren genaue statistische Angaben aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Gegenwärtig wird die Schifffahrt per Segel und Dampf nur noch zwischen Bratski Ostrog und Irkutsk unterhalten; in dem weitern Lauf des Flusses ist sie fast ganz eingegangen. Eine directe Folge dieser Lage ist die Verarmung der Bassins der Nebenflüsse der Angara und besonders des Gebietes von Minussinsk. Herr A. M. Sibiriakow beabsichtigt nun, auf seine Kosten und unter moralischer Unterstützung der Russischen Geographischen Gesellschaft eine Expedition zur Untersuchung jener Stromschnellen auszuschicken. Dieselbe hätte nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein großes wissenschaftliches Interesse; denn die 1868 von der sibirischen Expedition und dann später von Czekanowski und Titow angestellten bezüglichen Untersuchungen erschöpfen die Sache noch lange nicht und lassen noch viele Fragen unerörtert.

Die physikalisch-mathematische Section der Gesellschaft erhielt den Auftrag, für dieses Unternehmen ein detaillirtes Programm auszuarbeiten.

— In Rangun ist unlängst der Bericht J. W. Stretel's, des Deputy Conservator of Forests, über eine 1873 bis 1874 ausgeführte Reise im nördlichen Birma veröffentlicht worden. Er war von der indischen Regierung dorthin gesandt worden, um über die dortige Ficus elastica und die beste Art, Pflanzungen dieses Baumes in Britisch-Birma anzulegen, zu berichten. Von Mandale begab sich der Reisende nach Bhamo, von dort östlich zu den Kakhyen, nördlich bis Munlaung (26° nördl. Br.) und westlich zum See Indawgyi, indem er so einen der unbekanntesten Theile Birmas durchzog, welcher uns nur durch Capitän Hannay's Reisen (1836 bis 1838) und zwar nur sehr oberflächlich bekannt ist. Die englischen Aufnahmen brechen bis jetzt an der birmanischen Grenze scharf ab, so daß wir namentlich vom Norden und Westen des Landes fast gar nichts wissen. Um so dankenswerther sind daher solche Reisen von einzelnen Männern, wie Strettel, dessen Bericht viel Neues über die Kakhyen und Schan, sowie über die Verbreitung der Ficus elastica enthält.

— Die früher von uns schon erwähnte Hungersnoth in China wüthet jetzt in entsetzlicher Weise im äußersten Norden von Liang-fu, in Tschi-li, Schan-si und vor allem in Schan-tung, wo fast alle Districte schwer heimgesucht und schon Tausende von Menschen umgekommen sind. Die Regierung thut so viel wie nichts, um dem Verderben zu steuern: an Geld hat sie nur circa 260,000 Mark hergegeben, ein Tropfen auf den heißen Stein. Statt der Getreideeinfuhr, welche einige Kaufmannshäuser angefangen hatten, möglichst freies Spiel zu lassen, setzte sie einen Preis fest, der dieselben zwang, mit Verlust zu verkaufen und das Unternehmen aufzugeben. Ein solcher Schritt war nur gerechtfertigt, wenn die Regierung selbst sofort als Importeur auftreten wollte und konnte, und die indische Hungersnoth hat gezeigt, daß selbst dies ein Mißgriff sein würde, aber dazu ist die chinesische Regierung gar nicht im Stande. Ein anderer Umstand kommt hinzu, um die Noth zu vergrößern: bei früheren Hungersnöthen hatten viele Familien ihr Land verkauft, um ihr Leben zu fristen; nachher aber hatte die Regierung befahlen, daß die Käufer das Land ohne jede Entschädigung den früheren Eigenthümern zurückstellen sollten. In Folge dessen zahlen jetzt Landkäufer nur 15 Proc. des wirklichen Werthes von Grund und Boden. — Natürlich sind in der „Pekinger Zeitung" schon mehrere Edicte erschienen, welche die tiefe Betrübniß des kaiserlichen Gemüths über das Unglück seines Volkes schildern und anordnen, „daß kein einziger Unterthan im Zustande des Mangels gelassen werden soll." Die Staatssecretäre, wie überhaupt die Mehrzahl der chinesischen Beamten, verstehen sich aber trefflich auf Redensarten, und das ist ihr Hauptverdienst.

* * *

— Eine Zählung der Eskimos in Grönland ergab zu Beginn des Jahres 1876 9473 Seelen (4445 Männer und 5028 Weiber), d. h. 154 weniger, als zu Anfang 1875, während 1874 die Bevölkerung einen Zuwachs von 114 Personen aufwies. (L'Exploration II, 7.)

— Während der peruanischen Regierung augenblicklich ein Project vorliegt, den Hafen von Iquique im Süden des Landes durch Erbauung eines Molo und andere Arbeiten zu verbessern, melden Telegramme aus Valparaiso, daß ein Erdbeben und eine Fluthwelle am Abend des 9. Mai bedeutende Zerstörungen in Iquique, wie überhaupt an der ganzen dortigen Küste, angerichtet haben. Arica und Antofagasta haben nur wenig gelitten, Arica wurde dagegen zum Theil zerstört und in Callao am Molo und an dort liegenden Schiffen einiger Schaden angerichtet. 17 Schiffe gingen an der Küste Perus ganz verloren, 40 wurden beschädigt. In Iquique gingen 150,000 Quintals (zu 46,013 Kilogramm) Salpeter verloren, die vorhandenen Molen und zahlreiche Baulichkeiten wurden zerstört und beschädigt, so daß der Betrieb der kurzen Eisenbahn und der meisten Salpeterwerke auf vier Wochen eingestellt werden mußte. Die nur wenig landeinwärts liegenden Städte Tacna, Arequipa und Lima haben nicht gelitten.

Inhalt: Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876). IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Erdumschiffung des „Challenger". (Mit fünf Abbildungen.) — Georg Gerland: Bann und die Aghonen. IV. — S. Kapper: Geflügelte Worte der Herzegowiner. II. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 19. Mai 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 43, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1877.

Cameron's Reise quer durch Afrika (1873 bis 1876).

V.

Am 22. Juni verließen Cameron und die Karawane der Händler Pachündi und zogen über gebirgiges Land nach Kwasere, wo noch unlängst ein blühendes Dorf gestanden hatte, das aber nebst mehreren benachbarten Ansiedlungen erst kürztich zerstört worden war. Sessel, Töpfe, Mörser lagen zerstreut umher, und die reifende Ernte stand noch auf den Halmen. Und sicher hatten die Händler dabei ihre Hand im Spiele gehabt, obwohl sie es nicht Wort haben wollten; denn an jenem Tage errichteten sie, was sie sonst nie gethan hatten, eine starke Einfriedigung um ihr Lager. Jener Tagemarsch war übrigens überaus anstrengend gewesen; denn das Thermometer stieg um 1½ Uhr bis 38° R. im Schatten, während es in der Sonne auf 62° stand. Dazu war das Gras, durch welches sich der Zug seinen Weg zu bahnen hatte, fast undurchdringlich; stellenweise war es über zwölf Fuß hoch und so dicht, daß man beim Gegenlehnen kaum einen Eindruck zurückließ. Die Hauptstengel desselben waren oft dicker als ein Mannesdaumen, und selbst wo man das Gras niedergebrannt hatte, standen sie noch vier, fünf Fuß hoch empor und zerkratzten den Leuten Gesicht und Hände, während die herumstäubende Asche Mund, Augen und Nase erfüllte.

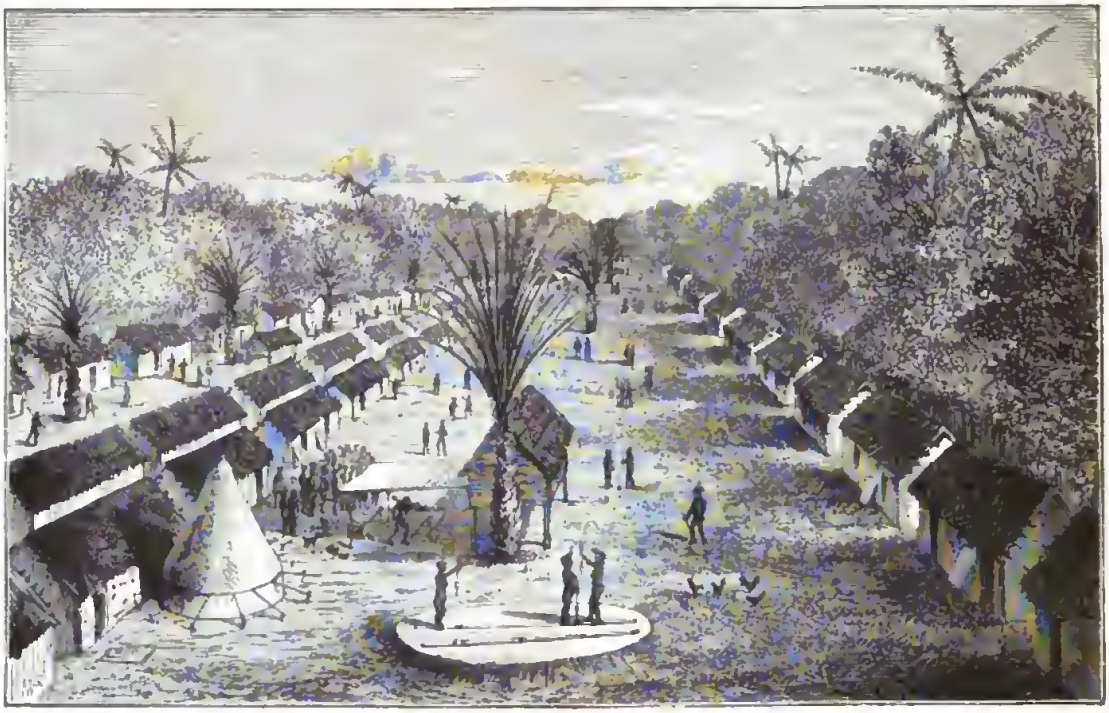
Weiterhin durchzogen sie mehrere Tage lang ein fruchtbares, wohl bewässertes und bevölkertes Gebiet, dessen Einwohner mit den Arabern auf einem gespannten Fuße zu stehen schienen, obwohl sie ins Lager kamen und Lebensmittel, Sklaven und Elfenbein zum Verkaufe brachten. Sklaven werden dort gewöhnlich mit einem Stück Holz wie eine Trense geknebelt; um den Hals tragen sie wuchtige Gabeln, und die Hände sind ihnen auf dem Rücken zusammengebunden. Ein Seil verknüpft ihren Leib mit dem ihres Herrn. Meist sind es Gefangene, welche unweit ihres Dorfes allein im Walde sich überraschen ließen, und nun gefesselt werden müssen, damit sie nicht entfliehen. Sonst geht es ihnen nicht schlecht, namentlich nicht bei den Händlern.

Viele der Dörfer jener Gegend hatten in der Mitte „öffentliche Parks", nämlich weite, offene, von schönen Bäumen beschattete Plätze, wo große Stümpfe der Fächerpalme standen, auf denen die Männer staunend und gaffend den Durchzug der Fremden musterten, während Weiber und Kinder sich mehr im Hintergrunde hielten. Zwar begrüßten die Männer die Hauptpersonen der Karawane mit dem Gesange „Madschi mnko" und mit Händeklatschen, waren aber sonst grob und unhöflich und schlugen Cameron selbst einen Trunk Wassers oder Feuer für seine Pfeife ab. Die Einwohner der Landschaft Uhiya, in welcher er sich jetzt befand, unterscheiden sich in Kleidung und Gewohnheiten sehr von ihren Nachbarn. Viele z. B. feilen sich sämmtliche Zähne spitz, so daß sie wie wilde Thiere aussehen. Ihre Haartracht ist zugleich häßlich und merkwürdig: manche tragen ein großes schüsselförmiges Chignon von Leder, welches in der Mitte ein Loch hat, aus welchem eine Art lederner Zunge heraushängt, andere salben ihr Haar mit Schmutz und Oel, die dritten formen es in Büsche und Wülste u. s. w. Beide Geschlechter tättowiren sich, aber ohne jeden Geschmack und jede Regelmäßigkeit, so daß die Narben entschieden abschreckend aussehen. Die Männer tragen einen kleinen Schurz von Fellen oder Rindenzeug, die Frauen Gürtel aus zwei bis drei Lederstreifen, von welchen vorn und hinten kleine Schürzen herabhängen. Etwas weiter gegen Westen soll das

Balk ganz nackt gehen; aber durch unausgeſetzte Manipulationen, während die Kinder noch jung ſind, fallen ſie es dahin bringen, daß die fette Haut des Unterleibes wie eine Schürze bis auf die halben Schenkel heradhängt. Eine ähnliche Sitte findet ſich auch unter den Stämmen bei Mozambique, wie Admiral Andradé, der Generalgauverneur van Angala, unſerm Reiſenden mittheilte.

Am weſtlichen Ende van Uhiya überſchritten ſie den Luwika, der in den Lukuga fließt, und lagerten dann in einem Dorfe, welches die Einwahner nach einer dart weit verbreiteten Sitte beim Tade des Häuptlings verlaſſen hatten, um ſich unweit davon ein neues zu dauen. Dann durchkreuzte der Weg eine Ebene und führte jenſeit derſelben ſa ſteil bergan, daß die Leute mehr mit Händen und Knien, als mit den Füßen himaufklettern mußten, und auf der andern Seite wieder ebenſa ſteil bergab in das fruchtdare, mit Dörfern erfüllte Thal des Lulumbidſche, Ubinza mit Namen, welches aber nicht mit jener andern gleichnamigen Landſchaft öſtlich vam Tanganyika und am Unterlaufe des Malagarazi-Fluſſes zu verwechſeln iſt. Außerhalb mancher Dörfer befanden ſich große thänerne Idale in verſchiedenen Haltungen, ſtehend, ſitzend und liegend, jedes van einem kleinen Schuppen überdeckt und neben ſich Töpfe vall Bier und Kornähren. Die dartigen Eingebarenen entfalten mehr Kunſt im Schnitzen, als alle früher deſuchten Stämme; viele van ihren Spazierſtäcken ſind wahre Meiſterwerke.

Am folgenden Tage wurde der Lulumbidſche, ein Zufluß des Luwika, der in den Lukuga fällt [1]), und mehrere ſeiner Nebenflüſſe überſchritten und das Dorf Kalamamba auf dem Gipfel einer hohen Bergkette erreicht, van wa Rohamba



Darf in Manyuéma.

mit ſeinen Oelpalmen, das erſte Darf in Manyuéma, ſich in der Ferne zeigte. Während die Leute van Uhiya leichte Speere, große Bagen und ſchwere Pfeile führen, beſteht die Bewaffnung der Manyuéma aus ſchweren Spießen und großen hölzernen Schilden. Da letztere für ſehe grauſam und verrätheriſch gelten, ſa wurden nun alle Träger ernſtlich ermahnt, bei der Karawane zu bleiben und nicht hinterdrein zu ſchlenbern; ſanſt wären ſie ſicher, den Kachtöpfen der Wilden anheim zu fallen. Cameron ſelbſt freilich tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß er damals ſa dünn und mager war, daß kaum ein Cannibale ihn des Verſpeiſens für werth erachten würde. — Ein mehrſtündiger ſchlimmer Weg brachte die Karawane am nächſten Tage dis Rohomba, deſſen rahe und ſchmutzige Bewahner in Maſſe herzuſtrömten, um die Fremden anzuſtaunen. Lebensmittel — Bananen, Hühner, Eier, Mehl und Palmwein — waren in Menge varhanden, ſo daß dort ein zweitägiger Halt gemacht wurde. Dann war ein breites, waſſerreiches Thal zu paſſiren, welches zum Landſchi-See hin entwäſſert wird, und der Anſtieg zu den Gebirgen Bambarré begann (vergl. Bd. XXIX, S. 178).

Stunde auf Stunde verrann, und fartwährend ſtiegen ſie mühſam an den ſteilen Berglehnen hinauf und mußten aft, um nur einen Stützpunkt für den Fuß zu finden, erſt mit den Händen nach den Bäumen und Schlingpflanzen greifen. Livingſtane dagegen rühmte ſeiner Zeit die geſchickte Anlage der bequemen Pfade in jenem Gebiete. Auch noch am nächſten Tage mußten ſie eine Stunde lang bergan ſteigen, ehe der Abſtieg begann. Der nördliche Abfall des Gebirges unterſcheidet ſich dadurch van dem ſüdlichen, daß es keine einfache Berglehne iſt, ſanderu daß ihn enarme Klüfte und Schluchten durchziehen. Bald führte der Weg unten in denſelben hin, bald aben auf den Kämmen derſelben, bald wie-

[1]) Nach der Karte Cameron's mündet er vielmehe in den See Landſchi, den der Lualaba durchfließt.

der länge ihrer Abhänge. Riesige Bäume überschatten diese Spalten, in welche nie ein Sonnenstrahl oder ein Windhauch Einlaß findet. Und was waren das für Bäume! Wenn man an dem Rande einer solchen Schlucht steht, so schaut man einhundert und fünfzig Fuß tief unter sich die Wurzeln dieser Kolosse, und in gleicher Höhe über sich sieht man ihre Stämme zwischen dem dichten Geäste und Laubwerke sich verlieren. Herrliche Schlingpflanzen hängen von ihnen herab und ketten hier und da jach todten Urwaldriesen fest an seine Genossen und hindern ihn am Umfallen. Feucht und kühl ist der Waldesgrund, wo Maase und Farren wuchern; aber das Fehlen jeden Lufthauches ist so beklemmend, daß Cameron freudig den blauen Himmel und das Sonnenlicht begrüßte, welches durch den lichtern Waldbestand am Fuße der Berge hindurchschimmerte.

Nachdem er diesen Urwald durchzogen, betrat er ein ganz neues schönes Land mit grünen Ebenen, strömenden Bächen, bewaldeten Hügeln, reichem Anbau und vielen Dörfern; conventionell mag man Rohombo schon zu Manyuéma rechnen, im eigentlichen sowohl ethnographischen wie geographischen Sinne beginnt das Land erst jenseits der Bambarre-Kette.

Die Hütten in den Dörfern sind zu langen Straßen angeordnet, die entweder parallel oder von einem großen Platze in der Mitte radial auslaufen. In der Mitte der Straßen stehen Palaver-Hütten, Palmbäume und Korndehälter. Wie sich die Hütten mit ihren hellrothen Wänden und schrägen Dächern von allen zuvor gesehenen unterscheiden, so auch die Kleidung der Leute. Die Männer tragen Schürzen von zugerichtetem Wildleder, die circa 8 Zoll breit sind und bis zu den Knien reichen, dazu einen einzigen schweren Speer und ein kleines Messer, das sie beim Essen gebrauchen. Häuptlinge führen ein kurzes zweischneidiges Schwert mit breitem, gekrümmtem Ende, dessen Schneide mit eisernen und kupfernen Schellen verziert ist; statt der Lederschürze tragen sie einen großen Schurz von buntgefärbtem Graszeug. Die Haare der Männer sind meist derart mit Lehm verkleistert und zusammengeknetet, daß sie Kegel, Spitzen und Platten bilden. Mitunter hängen lange, gerade oder gekrümmte solche Platten am Hinterkopfe herab und sind zur Aufnahme von Metallringen durchlöchert. Zwischen den Lehmplatten wird der Schädel kahl geschoren.

Die Frauen sahen bis auf die hängende Unterlippe besser

Köpfe von Manyuéma-Männern.

Leute von Manyuéma.

aus, als alle früheren. Mitunter hatten sie sich das Haar vorn in die Form eines altmodischen Damenhutes gebracht, welcher das Gesicht völlig beschattet, und ließen hinten lange Strähnen herabhängen, während andere das ganze Haar nach hinten strichen, es am Nacken zusammenbanden und es frei auf die Schultern herabfallen ließen. Erstaunlich einfach ist ihre Bekleidung: sie besteht nur aus einer Schnur um den Leib, die bei den Reicheren mit Perlen verziert ist, und an welcher zwei oft reichverzierte Miniaturschürzen von Graszeug hängen, wovon das vordere kaum die Größe eines halben Bogens Schreibpapier besitzt. Gehen die Frauen aufs Feld oder zum Fischen, so ersetzen sie dieselben, um sie zu schonen, durch ein kleines Büschel Laub.

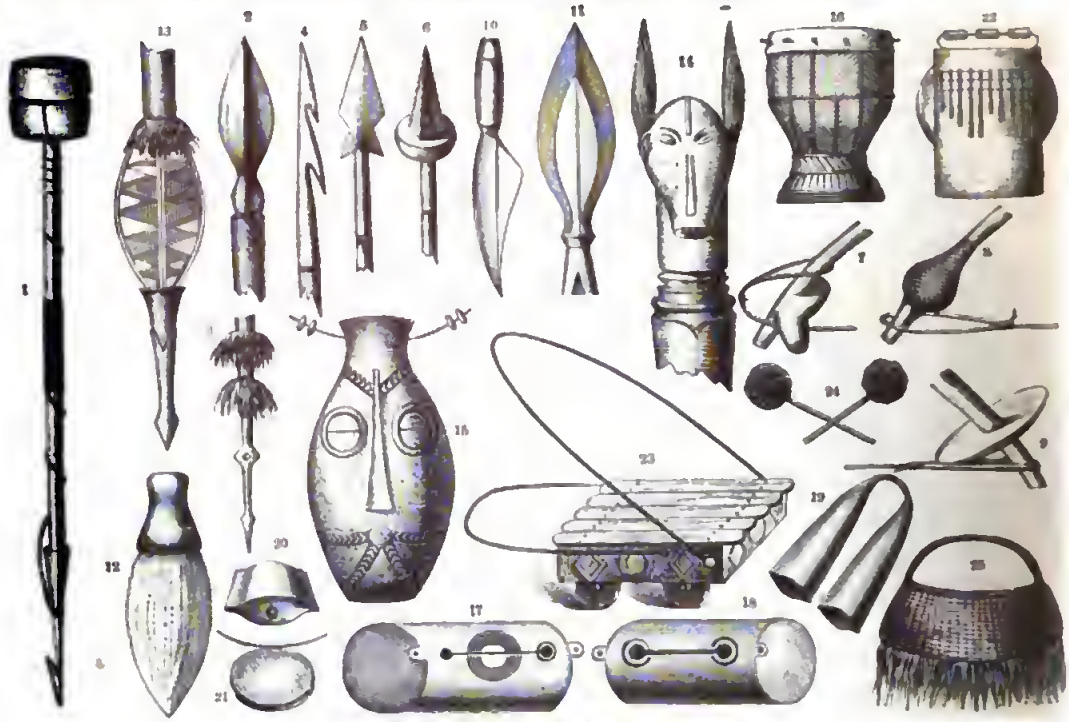
Auch das Vieh der Manyuéma unterscheidet sich von demjenigen jenseit des Bambarre-Gebirges und gleicht genau den Ziegen und Schafen der Dinka, wie sie Schweinfurth beschreibt. Diese ungewöhnlich fette Race findet sich in ganz Manyuéma und Bambarre; namentlich die Ziegen sind sehr fruchtbar und bringen auf einen Wurf gewöhnlich drei, aber auch vier, fünf, ja sechs Junge zur Welt.

Mit dem nächsten Marsche erreichte Cameron ein Gebiet, wo Livingstone sich einige Jahre vorher lange Zeit aufgehalten hatte. Sein Gastfreund Moene Kussu war gestorben; aber dessen Söhne Moene Buggu und Moene Gohé boten dem Engländer um des todten Missionärs willen jegliche Gastfreundschaft an; so geachtet hatte dessen wohlwollendes Betragen den englischen Namen dort gemacht. Viele Häuptlinge, von ihren Musikern und Waffenträgern begleitet, besuchten den Fremden; im Gefolge des einen war auch ein häßlicher Zwerg, der mit einer Klapper lärmte und unaufhörlich seines Herrn Namen rief: „Ohé, Moene Buté, Ohé, Ohé!“ Die Musiker spielten das Instrument Marimba, welches aus zwei Reihen Kürbissen besteht. Ueber je zwei derselben ist ein Brettchen von hartem Holze befestigt, welches mit Schlägeln, die einen Kopf von Kautschuk haben, geschlagen wird und einen metallischen Ton von sich giebt. Diese Schlägel sind von verschiedener Größe; der Spieler vertauscht sie auf geschickte Weise, je nachdem er einen hellern oder dumpfern Ton erzeugen will. Jener Moene Buté kam in einem langsamen, schleifenden, tänzelnden Schritte, der ihn in der Minute nicht viel über eine Klafter vorwärts brachte, auf Cameron zu; alle zwei bis drei Minuten blieb er stehen, während Marimbaspieler und Zwerg seine Größe priesen.

Das Volk scheint sich unter einander sehr zu lieben und hat überhaupt viele gute Eigenschaften, aber daneben auch

die, einem gräßlichen Cannibalismus zu fröhnen. Nicht nur verzehren sie die Leichen der im Kampfe gefallenen Feinde, sondern auch der an irgend einer Krankheit Gestorbenen. Sie legen dieselben ins Wasser, bis sie in Verwesung übergehen, und fressen sie dann, wie allerlei sonstiges Aas, ohne weitere Zubereitung. Cameron hörte dort ein Lied, worin die Menschenfresserei gepriesen wird; danach ist das Fleisch von Männern gut, das von Weibern schlecht, und letzteres wird nur genossen, wenn Männerfleisch nicht zu erlangen ist. — Tanzen ist ein Vorrecht der Häuptlinge; wandelt einen solchen die Lust dazu an, so fordert er ein hübsches Weib dazu auf — ist dieselbe unverheirathet, so gilt das als Heirathsantrag — und tanzt mit ihr, während die Dorftrommeln ertönen und die Leute „Gamello! Gamello!" dazu schreien.

Zunächst war nun der Luama zu überschreiten, ein großer, vielfach sich windender und wichtiger Zufluß des Lualada, welcher in den Bergen von Ugoma unfern des Tanganyika entspringt. Damals, in der Mitte der trockenen Zeit, war er noch für größere Dampfboote schiffbar. Er besitzt zahlreiche Zuflüsse und Altwasser, in denen die Weiber große Mengen von Fischen fangen. Quer über den Eingang derselben sind nämlich Dämme von Flechtwerk gezogen, in welchen stellenweise conische Oeffnungen, wie in einer Ratten-



Waffen und Geräthe in Manyuéma.

1 Fischspeer. 2, 3 Speere. 4, 5, 6 Pfeilspitzen. 7, 8, 9 Verschiedene Arten des Bogenspannens. 10, 11, 12 Messer. 13, 14 Spazierstöcke. 15 Amulet. 16, 17, 18 Trommeln. 19 Eisernes Gong. 20, 21 Eiserne Klingeln. 22 Musikinstrument. 23 Marimba. 24 Schlägel zur Marimba. 25 Klapper.

falle, angebracht sind. Sinkt das Wasser, so suchen die Fische durch diese Löcher den Hauptstrom zu gewinnen, und alsdann begeben sich die Weiber auf den Fischfang. Sie binden sich Laub statt der Schürzen um und setzen große Körbe von 7 Fuß Länge, $2^1/_2$ Fuß Tiefe und 2 Fuß Breite vor die bis dahin geschlossenen Oeffnungen, während einige Weiber in das Wasser gehen und die erschreckten Fische nach dem Damme zu treiben, wo dieselben unfehlbar in die Körbe gerathen.

Das Uebersetzen über den Luama, während dessen ein leichtes Erdbeben stattfand, nahm ziemliche Zeit in Anspruch, da der Fluß volle 100 Yards breit, in der Mitte acht bis zehn Fuß tief war und steile Ufer hatte, auch nur drei Boote disponibel waren. Darum wurde schon 1 engl. Meile weiterhin das Lager aufgeschlagen. Von dort an zeigten sich große Gerüste, auf welchen mächtige Grasbündel zum Decken der Hütten sowie Mais und Matama aufbewahrt wurden. Letztere Früchte wurden so freilich vor Erhitzung geschützt, hatten aber viel von den Vögeln zu leiden. — Am rechten Ufer des Luama führte dann der Weg nach Kisimbika; unterwegs wurden viele trockene Flußbetten gekreuzt, und ringsum war das Gras schon abgebrannt oder brannte gerade, so daß des Nachts der Himmel weithin von dem Feuerscheine geröthet war. Von Kisimbika wurde bis zum 17. Juli ohne weitern Aufenthalt marschirt und Nachts in den Dörfern gelagert, sehr zum Schrecken der Einwohner, welche von den Händlern und deren hungrigen Leuten schlecht behandelt und arg bestohlen wurden. Am 18. Juli wurde der Lulindi durchwatet, der bei Hochwasser nicht furthbar ist, wie eine sehr geschickte Hängebrücke 20 Fuß über dem damaligen Flußspiegel bewies. Vier dicke Schlingpflanzen waren an Baumstämmen befestigt, zwei davon um vier Fuß höher, als die anderen, und wurden außerdem durch andere Lianen, die von den höchsten Baumgipfeln zu beiden Seiten herabreichten, getragen, während horizontal angebrachte Seile die Brücke am Seitwärtsschwanken verhinderten. Auf dem

untern Seilpaace lagen wahldefeſtigte Stöcke als Fußweg, während ein weites Geflecht zu beiden Seiten ein gutes Geländer abgab. Das Ganze überraſchte Cameron um ſo mehr, als er weder vorher noch nachher wieder in Afrika ein ſolches Bauwerk zu Geſicht bekam.

Kaeungu, waam Abend gelagert wurde, iſt eine Gruppe von Dörfern am Abhange eines Hügels. Dort kam die Feindſchaft zwiſchen den Eingeborenen und den diebiſchen Arabern zum Ausbruche: erſtere waren der Karawane gefolgt, um ſie bei günſtiger Gelegenheit zu überfallen, und als ſich eine ſolche nicht bot, hatten ſie durch einen Diebſtahl die Araber gereizt. In Folge deſſen wurde ein Palaver gehalten, worin ſich beide Theile in Vorwürfen und Schmähungen ergingen, und welches damit endete, daß die Araber die Wortführer der Eingeborenen über den Haufen ſchießen ließen. Damit waren die Mordbanden der Händler entfeſſelt: bald ſtanden ringsum die Dörfer in Flammen, und die Pagazi trieben von allen Seiten unglückliche Weiber und Kinder als Gefangene und Herden von Schafen und Ziegen herbei. Denn obwohl die Eingeborenen den ſchändlichen Angreifern an Zahl unendlich überlegen ſind, ſo halten ſie doch vor deren Musketen nicht Stand. Es war wohl nur der Anweſenheit eines Engländers und dem Gewichte des engliſchen Namens zu danken, daß die Araber am nächſten Tage die Feindſeligkeiten einſtellten und ſich zu Unterhandlungen verſtanden. Beide Theile ſchickten Geſandte ab, welche ſich auf beiden Ufern eines kleinen Baches aufſtellten, in die Mitte deſſelben watteten und ſich gegenſeitig das Geſicht wuſchen. Dann machten einige von beiden Parteien mit einander Brüderſchaft, kritzelten mit Tinte etwas auf ein Papier,

Cameron wartet auf Canoes.

warfen daſſelbe nebſt etwas Pulver in einen Keſſel voll Waſſer, und dann tranken alle von dieſer „großen Medicin“. So war der Frieden wieder hergeſtellt, und ſchließlich gelang es auch Cameron's Bemühungen, daß die Gefangenen, aber nur gegen ein Löſegeld an Ziegen, wieder in Freiheit geſetzt wurden.

Zwei weitere Märſche brachten die Karawane nach Manyara's Dorf, welches zwiſchen vielen anderen ſteht, über die der Häuptling, wenn auch nicht nominell, herrſcht. Jedes derſelben hat zwei oder drei Schmelzhütten, wo Eiſen geſchmolzen wird. Schmiede bringen das Metall mit großen ſteinernen Hämmern und Ambaſen in die Form zweier an der Baſis zuſammenſtoßender Kegel, deren Spitze in ein langes nadelförmiges dünnes Ende ausläuft. In dieſer Form kommen die Stücke, welche etwa zwei Pfund wiegen, in den Handel.

Weitere zwei Tagemärſche brachten ſie nach der arabiſchen Niederlaſſung Kwakaſanga, wo drei weiße Araber und viele Miſchlinge und Wamerima in guten Häuſern leben. Von dort ſenden ſie ihre aus Sklaven und Wanyamweſi-Teägern beſtehenden Karawanen aus; einer von ihnen beſchäftigt allein 600 mit Flinten bewaffnete Leute, denen er außer dem Pulver wenig oder gar keinen Lohn zahlt. Dafür dürfen dieſelben ringsum plündern und Lebensmittel und Sklaven erbeuten; mit einem Theil der letzteren bezahlen ſie das Pulver. Wie gewöhnlich, waren dieſe Araber ſehr höflich und gaſtfrei gegen Cameron und hielten ihn eine ganze Woche lang bis zum 1. Auguſt bei ſich feſt. Dann noch zwei Märſche und vor ihnen lag der mächtige Lualaba. Von einem den Strom überragenden Hügel erblickte er zuerſt ſein raſch fließendes, trübes, gelbes Waſſer, das über eine Meile breit iſt und viele Inſeln enthält. Die größeren davon ſind gut bewaldet und werden nebſt einem Theile des linken Ufers von den Wagenya bewohnt, welche als die

einzigen Beſitzer von Booten den ganzen Handel und Verkehr dort in der Hand haben. Zahlreiche Boote, Schaaren von Waſſervögeln, welche nach Futter ſuchend von Sandbank zu Sandbank ſchwimmen, ſchnaubende Flußpferde in großen Herden und ab und zu der Rücken eines Krokodils beleben das Bild.

Nyangwé vom Fluſſe aus geſehen.

Mit einigen Eingeborenen traf Cameron die Verabredung, daß ſie ihn folgenden Tages zu Boote nach Nyangwé bringen ſollten, während ſeine meiſten Leute zu Lande gehen würden. Aber am nächſten Morgen war kein Canoe zu ſehen, außer weit drinnen im Strome, wo ſich die Leute mit ihren Fiſchreuſen zu ſchaffen machten. Erſt ſpät gelang es mit vielen Schreien und Winken, drei Boote ans Ufer zu locken und zu miethen. Die Fahrt ſtromab ging ſchnell von Statten und war durch die Schönheit der Landſchaft überaus angenehm. Am linken Ufer ſteigt das Land allmälig bis zu einer 10 bis 12 engl. Meilen entfernten, bewaldeten Bergkette an, während das rechte Ufer ſteil in kleinen Klippen aufſteigt und ab und zu nur von der Mündung eines Zufluſſes des Rieſenſtromes unterbrochen wird. Unaufhörlich wurden bevölkerte, wildreiche Inſeln paſſirt. Bei Sonnenuntergang kamen einige große Hütten auf einem Hügel über dem Fluſſe zum Vorſchein; es war der Anfang der arabiſchen Niederlaſſung von Nyangwé. Unmittelbar darunter befand ſich ein Landungsplatz; dort ſprang Cameron ans Land und überraſchte durch ſein Erſcheinen die Bewohner, welche von dem Nahen der Karawane noch nichts vernommen hatten. Habed-ibn-Salim, ein hübſcher, alter, weißkäpfiger Araber, begrüßte ihn voll Erſtaunen und ſchloß bald mit ihm Freundſchaft; raſch räumte er dem Ankömmling die Veranda eines neuen Hauſes und Räumlichkeiten für ſein Gepäck und ſein Gefolge ein. „So war ich denn endlich in Nyangwé! Und nun war die Frage, ob der Verſuch, dem Fluſſe bis zum Meere hin zu folgen, mit Erfolg gekrönt werden würde.“ Mit dieſen Worten beſchließt Cameron die Darſtellung der erſten Hälfte ſeiner Reiſe.

Bannu und die Afghanen.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Afghanen. Inder. Kafirs.

Wir wollen nun noch einen vergleichenden Blick auf das Leben der vediſchen Inder, der Afghanen und der Siah-poſch werfen, um die oben behaupteten Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten an einigen Hauptpunkten eingehender zu bewahrheiten. — Die politiſche Verfaſſung der Afghanen kennen wir ſchon. Das Gleiche zeigt ſich, wie man bei J. Muir [1]), freilich ſehr kurz, ausgeführt findet, bei den vediſchen Indern: hochgeehrte reiche — der Reichthum iſt überall von größter Bedeutung — Stammeskönige, ihnen untergeben die Häuptlinge der einzelnen Stämme, unter dieſen wieder die Dorfhäuptlinge. Verſammlungen der Aelteſten, wie ſie bei den Afghanen unter dem Namen Dſchirga beſtehen, fehlen auch bei den vediſchen Indern keineswegs. — Bei den Kafirs giebt es keine Häuptlinge, außer daß beſonders reiche und tapfere Männer eine Art von perſönlichem Adel erreichen können; was an die Zuſtände der Juſuf-zai und anderer öſtlicher Afghanen erinnert, wie ſie Elphinſtone ſchildert. Die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten werden in der Rathsverſammlung abgethan, welche außer Krieg und Herdenpflege die einzige Beſchäftigung der Männer iſt. Dies weiſt auf eine Verfaſſung hin, welche urſprünglich der afghaniſch-indiſchen gleich war; was ſich bei den Kafirs verändert hat, iſt Folge der geographiſchen Eigenthümlichkeiten Kafriſtans, welche, bei nicht großer Volkszahl, jeden Einzelnen möglichſt ſelbſtändig und unabhängig vom Andern entwickeln mußte. Auch das halbnomadiſche Leben neben dem Ackerbau theilen alle drei Völker — was aber bei den Indern vor 3000 bis 4000 Jahren galt, das haben Kafirs und Afghanen bis auf die heutige Zeit beibehalten.

Die Hochzeitsgebräuche ſtimmen bei Afghanen und Altindern ziemlich genau überein; wir finden bei beiden Völkern Vieles der alten ur-indogermaniſchen Sitten in verſchiedener Entwickelung aufbewahrt. Ja manche der ſeltſamſten Paſhto-Sitten erhalten ihre Erklärung durch altindiſche Gebräuche, deren Bedeutung in den vediſchen Erklärungsſchriften ausdrücklich angegeben iſt; man vergleiche hierzu die Aufſätze von A. Weber und F. Haas im fünften Band der indiſchen Studien. So z. B. jenes oben (S. 332) erwähnte Aneinanderknüpfen des Bräutigams und der Stellvertreterin der Braut, ſowie das ſonderbare Waſſerſchöpfen in einen Krug, welchen man im Felde ſtehen läßt. Das Zuſammenbinden findet ſich in den altindiſchen, auch ſonſt in den indo-

[1]) J. Muir, Original Sanskrit Texts on the Origin and History of the People of India, their Religion and Institutes. Vol. V. London 1872.

Digitized by Google

germaniſchen Heirathsgebräuchen wieder, ſein Sinn iſt klar. Das Waſſerholen bedeutet weiter nichts als eine Entſühnung beider zu Vermählenden. Waſſer wäſcht überall den religiöſen Bann weg, es hat bei allen Völkern entſündigende Kraft. Wer in Polyneſien irgendwie etwas Heiliges berührt hat und dadurch in den religiöſen Bann getreten, „tabu“ geworden iſt, muß ſich, um wieder ſein zu werden, waſchen; wer eſſen, wer beten will, muß, damit jeder auch unbewußte religiöſe Frevel von ihm geht, ſich waſchen; mit Tabu-Händen zu eſſen, wäre ein Greuel. So auch die Waſchungen der Hände, des Körpers bei den Semiten, das Weihwaſſer des Chriſtenthums, die Entſühnungsbäder der Völker des Agamemnon, als der Frevel gegen Apollo begangen war. Kleine Kinder gelten faſt überall als den Göttern geweiht, als heilig, als tabu: ſollen ſie in die menſchliche Gemeinſchaft treten, müſſen ſie aus dem religiöſen Bann gelöſt, entſündigt, werden durch Waſſer. Daher die ſo weit verbreitete Ceremonie, die Säuglinge mit Waſſer zu benetzen, welche heidniſche Sitte die chriſtliche Kirche ebenfalls zu einem ihrer Symbole benutzt hat. Der weibliche Körper bedarf nach dem Glauben aller alten Völker ſtärkerer Reinigung als der männliche; daher die Braut den Krug voll ſchöpft, der dann draußen ſtehen bleibt, weil man die alte Befleckung los ſein will. Ebenſo wird ein Theil des altindiſchen Brautbades fortgegoſſen, und Waſſer zu religiöſer Beſprengung ſpielt auch ſonſt bei den indiſchen Hochzeiten ſeine Rolle; es diente, nach Weber, zur Reinigung und als Schutz gegen Zauber. Daher taucht der Mann das, womit er ſeine Geſchäfte verrichtet, Schwert und Finger, ein, wobei möglicherweiſe in letzterer Ceremonie ein Doppelſinn liegt, welchen die altindiſche Sitte erklären würde (vergl. Weber a. a. O. S. 401, 404, 305). Auch der oben (S. 332) erwähnte Lockenraub findet in den altindiſchen Gebräuchen ſeine Erklärung: hier ſchneidet der Prieſter die Locken der Braut ab, und zwar um ſymboliſch ihre Loslöſung vom Elternhaus darzuſtellen. Die uralte Sitte des Scheingefechtes mit dem Bräutigam ſcheint im alten Indien wenigſtens in einzelnen Spuren nachweislich zu ſein. Auch jenes Niederſitzen im dunkeln Zimmer ſowie die Rückkehr der jungen Frau ins Elternhaus, wo ſie drei bis fünf Tage verweilt, erklärt ſich aus den altindiſchen Gebräuchen (vergl. Haas 359), während die Afghanen zwar den Brauch bis heute, aber nicht ſeine Bedeutung bewahrt haben.

Auch unter den Heirathsgebräuchen der Kafirs findet ſich einiges Verwandte. Nach Maſſon's Bericht bindet man zwei Gerten von der Größe des Bräutigams und der Braut zuſammen und giebt ſie den Verlobten, welche ſie ſorgfältig aufheben; mit der Löſung der Zweige würde auch die Ehe gelöſt ſein. Wie die Marwat die Braut heimlich beſuchen dürfen, ſo darf auch der Kafir ſie da, wo ihn Niemand ſieht, aufſuchen und mit ihr reden, aber nie öffentlich. Sie heirathen nie im eigenen Dorfe, weil ein Dorf als eine Familie und alle Weiber deſſelben als Schweſtern gelten; Aehnliches ſcheint, nach Thorburn's Schilderung wenigſtens, auch bei den ländlichen Afghanen Brauch zu ſein. Sonſt ſind die Gebräuche bei den Kafir von den indiſch-eraniſchen ſehr verſchieden. Zunächſt fehlen die Werber: der Bräutigam ſendet eine Ziege und drei Widder in das Haus der Braut und wenn dieſe angenommen werden, ſo gilt das Verlöbniß als geſchloſſen; die Hochzeitsceremonien hören auf, ſowie die Braut das neue Haus betreten hat; und während die afghaniſche Frau dann erſt noch einmal in das Vaterhaus zurückkehrt, darf die Kafirfrau es vor fünf Jahren nicht wieder betreten. Auch die Stellung der Weiber iſt bei den Siahpoſch eine andere: zunächſt liegt alle Arbeit, ſelbſt der Landbau, auf ihnen; ſie eſſen ferner nie mit ihren Männern gemeinſchaftlich, bei Feſten, Tänzen u. ſ. w. ſind ſie ſtreng von ihnen getrennt und auch den Götterbildern dürfen ſie ſich nicht nahen. Alle die Gebärenden ſowie für die Menſtruirenden giebt es eigene Häuſer in jedem Dorfe: erſtere müſſen 24 (nach einer andern wohl richtigern Nachricht 40) Tage von der übrigen Menſchheit abgeſchieden ſein; dann werden ſie, Mutter und Kind, gebadet und unter Muſik und Tanz ins Dorf zurückgeführt. Soll das Kind benannt werden, ſo legt man es an der Mutter Bruſt, indem man die Namen ſeiner Vorfahren herſagt; bei welchem Namen es zu ſaugen anfängt, den erhält es.

Ganz eigenthümlich ſtehen die Kafirs hinſichtlich ihrer Leichengebräuche da, über welche Elphinſtone, Maſſon, Burnes und Trumpp übereinſtimmend berichten. Die Leiche wird gewaſchen, in ihren beſten Kleidern auf ein Paradebett gelegt und ſo unter Tanz und Wehklagen der Weiber, Trommeln und Scheingefecht der Männer auf einen Berg getragen, wo man ſie in einen Sarg legt und dieſen entweder ins Freie unter Bäume oder in eine Höhle ſtellt. Stirbt jemand aus der Familie in den nächſten drei Jahren, ſo kommt er in denſelben Sarg, ſonſt in einen neuen. Männer bekommen ſo viel Stäbe auf den Sarg gelegt, als ſie Muhammedaner getödtet haben. Am Jahrestag des Todes wird ein Feſt gehalten und den Manen unter Anrufungen Opfer hingeſtellt. Dies erinnert an eraniſche Sitten, weicht aber von den vediſchen Leichengebräuchen, wie ſie Roth und Max Müller im 8. und 9. Band der Zeitſchr. der deutſchen morgenl. Geſellſchaft ſchildern, ganz und gar ab. Die Afghanen haben die muhammedaniſche Begräbnißweiſe angenommen.

Noch intereſſanter iſt eine Vergleichung der Religionen. Auch hier zwar fallen die Afghanen eigentlich aus der Betrachtung heraus, da ſie Muhammedaner ſind; allein ehe ſie es wurden, hingen ſie jedenfalls einer eraniſchen Volksreligion an und ſtanden dadurch in ihrem religiöſen Glauben und Meinen den vediſchen Indern verwandtſchaftlich nahe. Wir verweiſen hier auf Spiegel's treffliche Forſchungen. Dieſe einzelnen eraniſchen Volksreligionen, welche an der künſtlichen altbaktriſchen Religion keineswegs einen gemeinſchaftlichen, kräftigenden Mittelpunkt fanden, müſſen ziemlich früh ſchon verblaßt ſein; daher der Islam bei dieſen Stämmen ſo leichten Einlaß fand. Doch haben ſich Reſte derſelben im Aberglauben erhalten, wie einzelne gelegentliche Erwähnungen bei Thorburn zeigen; und eine genaue Sammlung des Aberglaubens der verſchiedenen afghaniſchen Stämme wäre ein höchſt wünſchenswerther Beitrag für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß derſelben. Hierher gehört z. B. jener oben erwähnte Glaube der Schiranis an ihren Nika, welcher ganz auf alteraniſche Grundlagen zurückgeht. Jedenfalls alſo ſtehen ſich Afghanen und Altinder in religiöſer Beziehung zwar durchaus nicht gleich, aber ſehr nahe. Dagegen iſt die Religion der Kafirs eine ganz andere: ſie beſteht hauptſächlich im Dienſte der Ahnen, deren Bilder ſie überall verehren. Das Wort imra bei Elphinſtone (yamrai, yamri bei Andern) heißt nicht ſowohl Gott als Götzenbild, daher das Haus, in welchem Götzen ſtanden, imr-amma, Götzenhaus, genannt wurde. Dieſe imra haben oft menſchliche Geſtalt, männlich oder weiblich, und der Götze in Vogelgeſtalt, welchen Liſter (bei Trumpp) anführt, ſteht nicht fern ab, da die Seele ſo häufig in Vogelgeſtalt gedacht wird; oft aber ſind es bloß aufrechte, etwa mannshohe und manns dicke Steine. Freilich iſt der Stein nicht der angebetete Gott oder Geiſt ſelbſt: „er ſteht für ihn da, deſſen Geſtalt wir nicht kennen,“ ſagen die Kafirs. Es iſt von hier aus begreiflich, daß jeder Stamm eine Menge und dabei ganz verſchiedene Götter hat, wie uns denn Elphinſtone mehrere Reihen ſolcher „Götter oder Heroen“ einzelner Dörfer nennt. Unter denſelben be-

Digitized by Google

finden ſich zweimal ſieben goldene Brüder, welche von einem goldenen Baum abſtammen: wir zweifeln nicht, daß wir in ihnen Sterne zu ſehen haben, einerſeits die Planeten, andererſeits etwa das Siebengeſtirn oder die septem triones, die ſieben Sterne des Wagens — vielleicht auch nur den Wagen und das Siebengeſtirn, welches ja auch in anderen Mythologien als eine Schaar Brüder oder Schweſtern aufgefaßt wird. In den Sternen aber ſah man in Altindien ſowohl wie in Alteranien und in vielen anderen Ländern die Verkörperung der Seelen der Vorfahren. Wenn unter dieſen Göttern auch Vagiſch als Gott des Waſſers aufgeführt wird, ſo müſſen wir bedenken, daß die Kafirs Fiſche nicht eſſen, ja, nach Elphinſtone's Ausdruck, ſie verabſcheuen, was ſich nicht anders als aus religiöſer Scheu erklären läßt. Auch Fiſche gelten nun häufig für Incorporationen der Seelen, ebenſo Schlangen, und dieſe tödten die Siah-poſch nie, weil ihnen ſanft ein großes Unglück widerfahren würde. So iſt es möglich, daß alle jene „Götter oder Helden" nur vergötterte Ahnen ſind, ſelbſt der Mäni, welcher Yuſh, das böſe Princip, aus der Welt vertrieb; allein möglich iſt es auch, daß wir unter dieſen ſecundären Göttern alte, echte Götterweſen erhalten finden, wie vielleicht der Doghan iſt, den freilich Elphinſtone auf ein einzelnes Dorf beſchränkt, den aber Burnes in einem zehntägigen Feſt, welches jährlich am 1. April wiederkehrt, gefeiert werden läßt. Auch Prieſter haben die Kafirs, allein dieſe, obwohl erblich, beſitzen ſo geringe Macht, daß ſie ſpätere Beobachter geradezu geleugnet haben. Merkwürdig iſt eine Art Schamanenthum bei ihnen, Leute, welche im Rauch des Opferfeuers von höheren Weſen begeiſtert werden. Sie opfern den Göttern Mehl, Butter und andere Speiſen, indem ſie dieſelben in ein Feuer werfen, welches vor dem Götzenbild angezündet wird; ebenſo opfern ſie Ziegen und Kühe — wie ſie Kühe auch ohne Anſtoß ſelber eſſen — indem ſie das Bild mit dem Blut der Opferthiere beſprengen.

Dieſe ganz eigenthümliche Religion beweiſt wie alles bisher Geſagte, daß die Kafirs unmöglich erſt in hiſtoriſcher Zeit aus Nordindien oder Kabul in die Gebirge verdrängt ſind. Wären ſie das, ſie hätten gerade in ihrer Abgeſchiedenheit, welche gar keinen Grund zu Umänderungen gab, indiſche Anſchauungen, indiſche Mythen, indiſche Namen beibehalten. Davon iſt aber keine Spur. Nach ſchlagender iſt der Umſtand, daß ihre Anſchauungen viel älter erſcheinen als die indiſchen. So alles, was wir vorhin über die Unreinheit d. h. den religiöſen Bann der Weiber ſahen, was man ganz ebenſo bei rohen mongoliſchen, polyneſiſchen, afrikaniſchen und anderen Völkern wiederfindet. Ferner die Darſtellung der Seelen durch Stäbe oder aufgerichtete Steine, jene ſchamanenähnlich Begeiſterten, die Feſte, welche gefeiert werden, wenn die Knaben das mannbare Alter erreicht haben und nun beſondern Schmuck anlegen dürfen, endlich die ſo ſehr ausgedehnte Verehrung der Vorfahren, neben welcher andere Götter entweder niemals aufgekommen oder gänzlich verſchwunden ſind, wie wir es ähnlich wieder bei vielen Oceaniern, bei afrikaniſchen und aſiatiſchen Völkern finden: alles das ſind Züge, welche für ein hohes Alter der Kafir-Religion zu ſprechen ſcheinen und ſich auf keine Weiſe durch die Iſolirung des Volkes etwa aus indiſchen (vediſchen) oder eraniſchen Religionsanſchauungen entwickeln konnten. Erfahren wir, was dringend zu wünſchen iſt, genauere und zahlreichere Einzelnheiten über die Kafirs, ſo mag vielleicht unſer Urtheil modificirt werden: für jetzt aber macht das Geſammtbild den Eindruck, als ob wir eins jener roheren Naturvölker vor uns hätten, wie ſie der Dravidaſtamm, Oceanien, das nördliche Aſien, Amerika und Afrika in ihren wenigſt entwickelten Völkern bieten. Dafür ſpricht auch der Charakter der Kafirs, ihre harmloſe Luſtigkeit, ihre raſch zu beſänftigende Leidenſchaftlichkeit. Dieſe Erſcheinung ſtimmt zu unſerer obigen — allerdings nur ſehr ſchüchternen — Vermuthung, daß die Kafir ein älterer in vorariſcher Periode abgetrennter inda-germaniſcher Stamm ſeien; denn auch die Indogermanen haben ſich von jenen roheren, naturwüchſigeren Grundlagen aus erſt allmälig entwickelt. Immer aber bleibt die Sprache der Siah-poſch durch ihre ſo nahe Berührung mit den indiſchen Sprachen ein völliges Räthſel, welches nur eine ſehr viel genauere Kenntniß aller der einſchlagenden höchſt cambinirten Verhältniſſe löſen kann. An Sprachentlehnung iſt nicht zu denken, denn ſeit den älteſten Zeiten finden wir die Kafirs abgetrennt in ihren Bergen, in welche ſich kein Eroberer hineingewagt hat; woher ſollte alſo die indiſche Sprache zu ihnen oder ſie zur indiſchen Sprache gekommen ſein?

Schließlich ſei noch bemerkt, daß wir über das Aeußere der Siah-poſch noch nicht genügend urtheilen können, da unſere Nachrichten meiſt nur von einzelnen Individuen entnommen ſind. Allgemein wird ihre Größe und ihre Schönheit gerühmt; ihre ſchöne Geſichtsfarbe erwähnt Elphinſtone, und der Jüngling, welchen Burnes ſah, war von griechiſchen Zügen und blauen Augen, aber dunkeln Haaren, und zwei Knaben ſah er, die minder ſchön waren, hohe Backenknochen, braune Augen und dunkelbraunes Haar hatten. Nach Trumpp's afghaniſchen Berichterſtattern ſind die Männer „etwas ſchwärzlich", die Weiber europäiſch weiß, mit rothen Wangen und ſehr ſchön; die Kafir-Männer, welche Trumpp ſelber ſah, waren nicht hellfarbig oder blond, ſondern ſchwärzlich, nur mit röthlichem Schein auf den Backen; ſie hatten dunkle Augen, dunkeln Bart und ein ſo ganz indiſches Aeußere, daß man ſie von wirklichen Indern nicht unterſchieden haben würde. Ihre ſchön gebogenen Brauen rühmt Burnes; ihr Bartwuchs iſt reichlich. Darnach haben wir alſo anzunehmen, daß bei großem, ſchönem Wuchs ſie meiſt von dunkler Complexion, von ſchönen, indiſchen Zügen ſind; daß aber unter ihnen einzelne hellere blauäugige Individuen vorkommen, bei welchen man an die oben (S. 332) erwähnten hellängigen Afghanen denke; daß namentlich die Weiber heller ſind, was bei der ſchweren Arbeit, welche auf ihnen liegt, freilich auffallend genug iſt. So ſtellen ſich die Kafir wie durch ihre Sprache ſo auch durch ihr Aeußeres den heutigen Indern nahe. Ueber das Aeußere der vediſchen Inder wiſſen wir leider nichts, außer daß ſie heller waren als ihre dravidiſchen Nachbarn.

Digitized by Google

Etymologie des Volks*).

Von **Dr. Rudolf Kleinpaul.**

„Der Menſch," hat ein Franzoſe am Anfang eines berühmten Buchs geſagt, „der Menſch verdirbt Alles in der Welt. Er zwingt den Boden, die Erzeugniſſe eines andern zu nähren, den Baum, eine fremde Frucht zu tragen; er vermiſcht und verwirrt die Klimen, die Elemente, die Jahreszeiten; er verſchneidet ſeinen Hund, ſein Pferd, ſeine Sklaven; er verkehrt Alles, entſtellt Alles; er hat Gefallen an Mißgeſtalten und an Ungeheuern; er will nichts, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menſchen: er muß ihn abrichten wie ein Reitpferd, er muß ihn zuſtutzen wie einen Baum in ſeinem Garten."

Nicht einmal, hätte er hinzufügen können, nicht einmal die Worte, die in ſeinem Munde gebaren und begraben werden. Denn er iſt es ganz eigentlich, der die Vocale für nichts und die Conſonanten für ſo gut wie gar nichts achtet; aus Nachläſſigkeit entnervt er die vollſtönenden Vocabeln, aus Eilfertigkeit verſtümmelt er ſie, aus Laune vergrößert er ſie ins Ungeheure. Von dem indogermaniſchen da-da-ma, was bleibt übrig? Eine Silbe, do. Das franzöſiſche ed-age = aetaticum, was iſt es geworden? âge, d. h. eine Endung, ein in der Luft halt- und rathlos ſchwebendes Suffix, wie etwa unſer -ung. Infante, d. i. Einer der noch nicht reden kann? Gerade das Gegentheil, Fant, der es kann. Umgekehrt für „heute", wie ſagen die Franzoſen? „An dem Tage des heutigen Tages," ad illud diurnum de hodie, aujourd'hui. Wie ſagen die Italiener für „ante"? de-ab-ante = davanti. Für „ipse"? iste-ipse = stesso, franzöſiſch nun gar semet-ipsissimus = metipsissimus = metipsimus = mêmo. Man könnte niemals endigen, wollte man alle die Mißhandlungen aufzählen, die der Menſch ſeiner Sprache zugefügt hat.

Ein Glück, wenn die Wörter wenigſtens theilweiſe in der Schrift erhalten worden ſind, z. B. in der franzöſiſchen; denn die Orthographie iſt bisweilen hiſtoriſcher als die Ausſpeache: man ſchreibt noch parlent, wenn man es auch nicht mehr ſagt; man ſieht noch den Plural vierges, wenn man ihn auch nicht mehr mit dem Ohre hört. Dennoch gleicht das nur einem Damme, der ſpät und von unmächtigen Gelehrten dem angeſchwollenen Strome entgegengeſetzt wird; bald wird er mit ihnen in die Tiefe hinabgeriſſen. Die Orthographie kann manchmal weniger dunkel, aber nie durchſichtig ſein; denn ſie fixirt nur die Ausſprache einer gewiſſen Periode, aber nicht diejenige der Urzeit und des Anfangs. Von altfranzöſiſchen Formen, wie parlent und vierges, bis zur indogermaniſchen Quelle iſt der Weg noch weit, der Unterſchied alſo nur relativ.

Dagegen hilft das Volk ſelber dieſer allgemeinen Verderbniß in gewiſſer Weiſe ab, freilich wie es von unerfahrenen Leuten zu erwarten iſt, ohne Ueberlegung und oft genug mit einer halb drolligen Tölpelei. Es legt, ohne viel Umſtände zu machen, den Wörtern, die es nicht verſteht, Wörter unter, die es verſteht, ein Verfahren, das unter dem Namen von „Anlehnungen" bekannt iſt. Wir werden uns das am beſten deutlich machen, wenn wir an ein paar verwandte Proceſſe denken.

Wir hören ein Thier brüllen oder einen Vogel pfeifen und mit unſerer gewohnten Geſchicklichkeit ſuchen wir ſofort die gehörten Laute nachzumachen. In der That iſt dieſe Geſchicklichkeit nicht allzugroß; denn ich denke mir, der Hahn kräht in allen Ländern der Welt auf eine und dieſelbe Weiſe, ja kann das in einzelnen Fällen aus eigener Erfahrung bezeugen; und dennoch ſpricht der deutſche von einem Kikeriki, der Italiener von einem Cuccurucu, der Inder von einem Kukkuta, der Chineſe von einem Kiao, der Mandſchur von einem Dſchor; ebenſo ſagen wir, der Hund mache Hau-han, der Italiener dagegen Bu-bu; ebendieſelben finden nicht, daß die Stimme des Eſels Ya, ſondern daß ſie Raglio ſei, wodurch auch in der That ſein rauhes Geſchrei viel richtiger ausgedrückt wird. Immerhin bemüht ſich hier ein Jeder, die betreffenden Töne ſo correct wie möglich aufzufaſſen und ſchlicht und ungekünſtelt wiederzugeben.

Bald aber legt er ihnen wie ein Dichter ſeine eigenen Gedanken in den Mund und paßt dem unartikulirten Gezwitſcher menſchliche Worte an. Der Schlag der Wachtel gilt für ein munteres „Weg vom Bett", für ein tiefſinniges „Die cur hic"; ſie ruft dem unvorſichtigen Schnitter in der Ernte zu: „Tritt mi nit, tritt mi nitt," und dem trägen Feldarbeiter: „Bück den Rück, Bück den Rück." Beim Buchfinken unterſcheidet der Kenner ein Bräutigamslied, einen Reiterzug, einen Weingeſang: „Fritz, Fritz, Fritz, willſt du mit zu Weine gehn;" der Elſäſſer verdeutſcht ſein Schlagen in der Strophe: „Zit, Zit, Zit, 's iſch den Litt ä wenigl 'z früeih" (Zeit, Zeit, Zeit, 's iſt den Leuten ein wenig zu früh); gerade wie die Grauammer, wenn ſie im Vorfrühling den Wanderer von Baumſpitze zu Baumſpitze begleitet, ihre ſchrillen, dem Zuſammenſchlagen eines Strumpfwirkerſtuhls nicht unähnlichen Triller wiederholt: „'s is, 's is, 's is, 's is, 's is noch ſo früh." Wee hätte nicht die Goldammer im Herbſt und Winter betrübt am Fenſter ſingen hören: „Bauer miet mich, Bauer miet mich," in der ſchönen Frühlingszeit dagegen auf dem Baume ſtolz und luſtig: „Bauer b'halt deinen Dienſt;" aber die melancholiſchen Käuzchen aus der Ferne rufen: „Komm mit, komm mit;" vernahmen doch ſchon die Griechen in dem Geſchrei derſelben ein wiederholtes „ἴυγξ", daher ſie ihren Grimaſſen liebeweckende Kraft zuſchrieben, wie denn noch heute im Italieniſchen Civetta der Ausdruck für eine Kakette iſt.

Ebenſo ſagen wir wohl den Kindern, der Jäger mache mit ſeiner Flinte „Piff, Paff, Puff", der Trompeter „Schmetterätäng" oder wie Ennius ſagt Turatantara:

Cum tuba terribili sonita taratantara dixit;

eine große Glocke dagegen Bum Bum, ein Laut, der im Chineſiſchen mit Tſiang Tſiang, im Mandſchur mit Tang Tang, im Indiſchen mit Tam Tam oder Gonggong wiedergegeben zu werden pflegt. Aber in Dresden, wenn eine vornehme Leiche begraben und die große Glocke der Friedeichsſtädter Kirche geläutet wird, ſo meint der gemeine Mann, es klinge wie „Sammt und Seide, Sammt und Seide"; und wenn die kleine Glocke für eine geringe Perſon ertönt, wie „Lümpchen und Läppchen, Lümpchen und Läppchen". Dem entſprechend verdolmetſcht der Proletarier in Erfurt die Stimme der Suſanna auf dem Dome mit „Rum" und die ihrer kleineren Nachbarin mit „Zimmt und Kümmel"; gerade ſo wie in Rom die Kirche San Lorenzo in Panisperna

*) Ausführlicheres findet der Leſer in „Ueber deutſche Volksetymologie von Karl Guſtav Andreſen. Heilbronn a/N. Gebr. Henninger 1876. 146 S." Beſprochen von Meyer in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 28. Auguſt 1876.

in San Lorenzo in pane e perna (Brod und Schinken) umgetauft wird. Die Clémence aber von St. Peter in Genf ſpricht mit ihrer ehernen Zunge unabläſſig: „Laudo Deum, Laudo Deum.“

Aehnlich wie mit Singvögeln und Glocken macht es nun der Menſch auch mit dem Menſchen ſelber: bald ſpricht er die fremden Warte nach; bald deutet er ſie aus. Er hat ein Bedürfniß, ſich etwas bei den Ausdrücken, die er braucht, zu denken; er will ihre Herkunft wiſſen, ihre Ableitung durchſchauen; und da nun ausländiſche Worte böhmiſche Dörfer ſind, ja die ſeiner eigenen Mutterſprache im Laufe der Zeit ihre Durchſichtigkeit verloren haben, verkürzt, verunſtaltet, nicht wiederzuerkennen ſind — ſo hilft er dieſem Mangel mit eigener Einbildungskraft ab und erfindet kühnlich eine Etymalogie. Mit der bloßen Aufnahme eines fremden Wortes in die herrſchenden Laut- und Bildungsgeſetze iſt es hier nicht etwa gethan, wie z. B. wenn das lateiniſche p am Anfange der Wörter in pf, alſo Palatium in Pfalz, Pandus in Pfund umgewandelt wird; ſondern in der unwillkürlichen Unterlegung einer erklärenden Wurzel liegt die Pointe dieſes Verfahrens, wie z. B. wenn das altdeutſche salhof in Sattelhof, place do repos in Rehbock umgetauft wird; die Unſchuld aus Kuhſchnappel (Kasenopole) die „Ouvertüre“ in „Ofenthüre“, „engagirt“ in „angeſchirrt“ überſetzt und ſchließlich nach einem Stück „Luerezienſaft“ verlangt, ſie wird in dieſem Aufſatze zum Studium gemacht; denn wenn wir auch über ihre Quidproquo vornehm lächeln, in unzähligen höchſt trivialen Fällen ſind wir ja naiv wie ſie.

Es giebt ein altes Wort, sin-flnot, welches „große“, oder vielleicht wie Sin-grün, d. i. Immergrün, „Fluth überall“ bedeutet. Weil nun aber die große Fluth zur Zeit des Noah als eine Strafe für die Sünde des Menſchengeſchlechts erſcheint, ein Motiv, das in den Fluthſagen faſt aller Völker wiederkehrt, ſo hat man ſchon frühzeitig eine Sündfluth daraus gemacht. Ja die grönländiſchen Miſſionäre gehen noch weiter. Es iſt natürlich keine Kleinigkeit, den Grönländern das Chriſtenthum zu lehren, Leuten, die nicht einmal einen Begriff von unſeren Bäumen, unſeren Hausthieren und Vögeln haben. Um ihnen nun zunächſt dieſen zu verſchaffen, ſagen ihnen die Deutſchen ein deutſches Wort und erklären es ihnen, wie man uns etwa den Phönix oder das Einhorn definirt; die Dänen dagegen nehmen auf gut Glück ein grönländiſches Wort und Ding. So z. B. kennen die Grönländer keine Tauben. Weil nun aber doch am Ende der Sündfluth die Taube mit dem Oelzweig geflogen kommt, ſo mußte entweder die Taube grönländiſirt oder eine grönländiſche Krähe zur Batin anderſehen werden, und beides iſt, ſo viel ich weiß, in der That geſchehen — immer noch weit unſchuldiger, als wenn wir umgekehrt, ohne Chriſtenthum, aus dem norwegiſchen Fjällfraß, d. i. Felſenbewohner, einen Vielfraß machen, wovon der wiſſenſchaftliche (gulo) und franzöſiſche Name (glouton) die Ueberſetzung iſt. Man kann dieſes unglückliche Thier mit dem Rennthier vergleichen, das aus dem lappländiſchen Ron entſtanden iſt; mit dem Eichharn, das von Rechtswegen ein Thier mit ſchattenwerfendem Schwanz bedeutet, und auf das griechiſche σκίουρος (lateiniſch sciurus, mittellateiniſch squiriolus, franzöſiſch écureuil, italieniſch scojattolo) zurückgeht; mit der berüchtigten Bernakelgans, die nicht aus Eiern, ſondern aus Muſcheln entſtehen und in dieſer Form auf Bäumen wachſen ſollte, daher auch während der Faſten ohne Gewiſſensbiſſe gegeſſen werden konnte, bloß weil ihr Name an die Bernakelmuſchel erinnerte, während ſie doch eigentlich eine Irländerin, Hibernicula, bedeutet, auf die Märkte nordamerikaniſcher Küſtenſtädte zu Tauſenden gebracht wird und mit Meereicheln oder Entenmuſcheln nichts mehr zu ſchaffen hat, als Irland mit Sybaris und mit anderen ſolchen Vergrönländerungen oder Verballhornungen mehr.

Denn dem Oelzweig geht es nicht etwa beſſer; wie für die Thiere, ſo wird auch für die Pflanzen eine populäre Naturgeſchichte zurecht gemacht. In den Aroideen erblickt man Aaronsſtäbe, die Früchte des hornartigen Karnelbaumes werden zu Carneliuskirſchen, die Blätter des aromatiſchen Felſeneppichs (petroselinum) zur Peterſilie; und die braſilianiſchen Erdbirnen verdanken ihren Namen „Jeruſalemartiſchoken“ einzig und allein dem portugieſiſchen Worte Girasole, Sonnenblume. Was wundern wir uns, wenn man das arabiſche bunn zu einer Kaffeebohne oder das famoſe Eimbeckbier zu Bockbier umgeſtaltet, und nun wirklich auf jedem Münchener Töpfchen ein zinnerner Bock zu ſehen iſt? Es erinnert das an ein Oxforder College, das urſprünglich Braſenhuis oder Bräuhaus hieß. Daraus hat man im Laufe der Zeit Brase nose gemacht und weil dies daſſelbe mit brazen noso oder einer Naſe aus Erz zu ſein ſcheint, ſo hat man nun auch wirklich eine ſolche über dem Thorweg angebracht und das Wappen des Collegs zeigt denſelben Schild und iſt ſo ſeit Jahrhunderten im Gebrauch.

Ja für Grönland ſcheinen alle Gegenſtände der europäiſchen Cultur, alle die tauſend Werkzeuge und Bedürfniſſe unſerer civiliſirten Gegenden bearbeitet worden zu ſein. Man möchte ſagen, die oben erwähnten Miſſionäre hätten ganz verzweifelt, ihren verlarenen Schafen etwas von der Welt nnd ihrer Geſchichte beizubringen, wenn ſie nicht herumtappend irgend eine Auslegung erwiſchten, eine Etymologie um jeden Preis herbeizerrten nnd die Worte in den Sinn zwangen, der ihnen gerade einfiel. Deutſchlands Witzbolde ſind die Miſſionäre und wir ſelbſt ſind Grönland. Was kann wohl im Grunde verrückter ſein, als ein Wort wie Armbruſt, das aus dem lateiniſchen arcuballista (engliſch arcubalist, franzöſiſch arbalête, däniſch armbosse, niederſächſiſch armboat) vermuthlich von Tell herausgebildet worden iſt? Uebrigens iſt dieſes arcuballista eine ziemlich unbekannte Größe, van der man nur weiß, daß ſie die Eigenſchaften des arcus und der ballista, des Bogens und einer Wurfmaſchine, in ſich vereinigte; die letztere war die urſprüngliche Artillerie der Römer. Iſt es nicht ergötzlich, in dem deutſchen Felleiſen das franzöſiſche Valiso nnd wenn man will das vidulus des Plautus zu entdecken? Wenn ſich der rindfleiſcheſſende Beefeater als ein Buffetier entpuppt? Die Armagnaken und Armen Jacken oder Armen Gecken, am Ende gar zu Armorittern werden — mich dünkt, ich höre den Bruder Kapuciner predigen:

„Der Rheinſtrom iſt warden zu einem Peinſtrom,
Die Klöſter ſind ausgenammene Neſter,
Die Biſthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und all die geſegneten deutſchen Länder
Sind verkehrt warden in Elender u. ſ. ſ.“

Als unverſtändliche und doch viel gebrauchte Fremdwörter haben namentlich die geographiſchen Eigennamen von dieſer unbezähmbaren Anlehnung zu leiden. Kein Volk iſt discret genug, ſich die Luſt zu verſagen, weit entfernte Städte oder Flecken, fremdes Eigenthum, zu bewitzeln und auf ſprachlichem Wege zu annectiren. Raeskilde, die ehrwürdige Hauptſtadt des alten Dänemarks und ſo viel wie König „Roe's Quelle“, wird im Munde der deutſchen Nachbarn zu Rathſchild; der ewige Frühling der Lambardei zu einem Mailand (Mediolanum); Jeruſalem, eigentlich Jerüſch-ſchâlêm, Beſitzung des Friedens, im Munde griechiſch-redender Juden, wahrſcheinlich zuerſt in der Septuaginta, mit Anlehnung an

ἱερός, heilig, zu Hierosolyma, gerade so wie die Rose von Jericho botaniſch Anastatica Hierochuntica genannt wird.

Euripus, gegenwärtig Egripo, heißt bekanntlich urſprünglich die engſte Stelle des Meeresarmes, welche die Inſel Euböa von der Landſchaft Böotien trennt. Im Jahre 410 v. Chr. überbrückten die Eubäer dieſe Stelle, um den Athenienſern die Seeverbindung mit Theſſalien abzuſchneiden; die Brücke wurde unter Juſtinian halb zerſtört, aber von den Venetianern wieder aufgebaut. Die letzteren nun machten ohne Zweifel aus dem oben erwähnten Egripo das Wort Negroponte, wie nun nicht nur der Canal, ſondern auch die Brücke und die Inſel ſelber heißt. Auf gleiche Weiſe iſt der Berg des Tarik, der Gebel al Tarik oder Gibraltar, im Italieniſchen zu einer Gibilterra geworden, als ob Gibil ein Volksname wie Inghil-terra wäre; ein Mißverſtändniß, das auch den ſicilianiſchen Namen des Aetna, Mongibello, veranlaßt hat. Es iſt das eigentlich Monte-Gebel oder „Berg“, auf italieniſch und arabiſch mit ſich ſelbſt zuſammengeſetzt. Auf der Straße von Palermo nach Meſſina begegnen wir einem Berg voll Mannaeſchen, welcher Gibilmanna heißt.

Die große Maſſe ſlaviſcher, ins Deutſche herübergenommener Namen gehört faſt ohne Ausnahme hierher. Brandenburg, eine Burg der Haveller, iſt aus Brennabor entſtanden und ſoll ſeinen Namen von dem es umgebenden Moraſte oder Lehme haben; aus dem wendiſchen Tſchina hat man Schönau gemacht; Namen wie Großgrabe, Grüngrädchen, Straßgrädchen gehen auf Grabow zurück, welches im Wendiſchen Buchenthal bedeutet; in Mecklenburg, einem früher ganz ſlaviſchen Lande, exiſtirt noch jetzt der Name Grabow für eine nicht unbedeutende Stadt daſelbſt. Namentlich aber verdient hier die ſchöne Geſchichte über die Entſtehung des Namens Budiſſin (Bautzen) angeführt zu werden. Ein Feldherr dortiger Gegend war in den Krieg gezogen; als er zurückkehrte, kamen ihm vom Schloß aus ſeine Leute mit Freudenzeichen entgegen und riefen ihm zu, daß ſeine Frau während ſeiner Abweſenheit ein Kind geboren hätte. Darauf fragte der Feldherr auf Wendiſch (ebenſo heißt es auf Ruſſiſch): „Budot syn?“ (Iſt's ein Sohn?), was ihm bejaht ward. Davon ſoll dann der Ort Budiſſin genannt worden ſein, ja wird noch jetzt ſo genannt in jedem Schreiben der königlichen Kreisdirection.

Derartige Geſchichten ſind hinterher vom Volke gemacht worden, um Namen zu erklären. Die Anlehnungen ſind deshalb nicht immer ohne Conſequenz, da ſie im Grunde das veranlaſſen, wodurch ſie ſelber entſtanden zu ſein ſcheinen. Sie veranlaſſen die Sage und ſchienen entſtanden durch die Sache. Das Volk, welches ein unbekanntes Gefäß mit dem Inhalte ſeiner Phantaſie erfüllte, nimmt nun den Inhalt als gegeben hin und ficht wie Don Quixote mit den Rieſen, die es aus Windmühlen erſchaffen. Von dergleichen Rieſen wimmelt die Mythologie.

Die weiſen Griechen hatten von Vorderaſien die Amazonen, eine Art von Mondgöttinnen (tſcherkeſſiſch maza, Mond) überkommen; der Mondcultus war bekanntlich über ganz Vorderaſien ausgebreitet. Nun klingt aber im Griechiſchen ἀ-μαζ-όν wie bruſtlos; eine vortreffliche Gelegenheit, daraus ein Weibervolk zu machen, das die rechte Bruſt wegbrannte, um den Bogen bequem zu ſpannen — eine reine Erfindung der Grammatiker, die nicht einmal den alten Bildhauern eingeleuchtet hat; denn wir bemerken auf Kunſtwerken niemals eine Spur von einer verbrannten Bruſt, dagegen einen halbmondförmigen Schild und die alten Attribute der Lichtgötter, Pfeil und Bogen, in den Händen der Amazonen. Aegis, der Sturmmantel, welchen Zeus um die Schultern wirft, iſt ein bildlicher Ausdruck der Sturm- und Donnerwolke, und hängt dieſes Wort wohl mit ἄϊσσω, flattern, ſchwingen, zuſammen. Da es aber auch ein Ziegenfell bedeuten kann, ſo erklärte die Sage, Zeus habe ſich aus dem Fell der Ziege Amalthea dieſen ſturm- und wettererregenden Mantel oder einen Schild gemacht, mit dem er zuerſt im Titanen- und Gigantenkampfe erſchienen ſei; und infolge davon findet ſich die Aegide bei Dichtern und Künſtlern als ein über Bruſt, Schultern oder Rücken mantelartig geworfenes Fell aufgefaßt, wie es von den Ureinwohnern Griechenlands nicht ſelten zur Bekleidung verwendet wurde. Auch bei dem Sonnengott Apollo, dem Lykios oder dem Lichten, was aber zugleich an Lykien als den Ausgangspunkt ſeines Cultus erinnert, hat man etymologiſirend den Begriff verändert, ohne ihn indeſſen wie dort zu verdrehen und zu verhunzen. „Apollon“ ſcheint nämlich aus „Apellon“ entſtanden zu ſein und eine Anſpielung auf ἀπολλύναι, verderben, zu enthalten, daher er ſich gleich nach ſeiner Geburt als der Ueberwinder der dem Lichte, und wie dies dann im ethiſchen Sinne aufgefaßt wurde, der ſittlichen Weltordnung feindlichen Mächte, als der Abwehrer des Uebels zeigt; und eben als ein ſolcher göttlich erhabener „Verderber“, als zürnender Drachentödter und Alexikakos, fernhintreffend, der Köcher auf ſeinen Schultern raſſelnd, und dennoch voll ungetrübter Heiterkeit und ewiger Jugendfriſche erſcheint er uns in jenem wunderbaren Marmor, der unter dem Namen des Apollo von Belvedere bekannt. Faſt könnte man verſucht ſein, auch bei dem gehörnten Moſes des Michel Angelo in Rom an ein etymologiſches Mißverſtändniß zu denken. Indeſſen iſt dies nicht durchaus ein Mißverſtändniß, ſondern nur die Beibehaltung einer dichteriſchen Ausdrucksweiſe. Die Bildung des Moſes mit Hörnern gründet ſich nämlich auf die Ueberſetzung der Stelle des 2. Buches Moſis Cap. 34, 35 in der Vulgata, welche das hebräiſche Wort nicht mit „glänzend“ wie Luther, ſondern mit gehörnt wiedergiebt. Moſes hatte, als er mit den Geſetztafeln vom Sinai herabſtieg, eine cornuta facies. Das Horn iſt nun aber ein bekanntes Symbol des Lichtſtrahls: und der letztere umgiebt den Moſes wiederum als Bild des geiſtigen Lichtes, welches ihm, dem Geſetzgeber, innewohnt; der Stier iſt in der Sprache der Symbolik Lehrer des göttlichen Geſetzes. Der ſtierköpfige Moſes iſt alſo an ſich nur ein dunkler Ausdruck für den erleuchteten Verkünder des Geſetzes, welcher allerdings in der Sculptur noch weniger als in der Poeſie verſtändlich ſein mag, indeſſen beide Male nur ſymboliſch ausgedeutet werden will. Leider geſchieht dies nicht überall; zehnmal für einmal vermögen wir dieſe heiligen Symbole nicht zu faſſen und ziehen ſie herab in die gemeine Deutlichkeit der Dinge; aber daraus dürfen wir dem Michel Angelo, daraus dem erhabenen Dichter keinen Vorwurf machen.

Dagegen erlaube man mir das etymologiſche Sündenregiſter noch um einige Anklagen zu vermehren, die mit den vorhin erwähnten zuſammenzuſtellen ſind. Bekanntlich erzählten die Griechen, Dido habe bei ihrer Landung in Afrika von dem numidiſchen Könige Hiarbas ſoviel Land gekauft, als mit einer Rindshaut belegt werden könne, dann aber liſtig die Haut in dünne Streifen zerſchnitten und damit einen weiten Raum umgrenzt; auf dieſem Boden bauete ſie ſodann die Burg Byrſa, den älteſten Theil Karthagos. Die ganze Sage hat nun wiederum nur die griechiſche Bedeutung des Wortes Byrſa, nämlich Fell, veranlaßt. Die römiſche Burg (Arce) hat ſogar zu einer ſehr tiefſinnigen Sage Veranlaſſung gegeben, indem dieſes Wort in Ara-celi umgedeutet ward. Es heißt, als Auguſtus zu ſterben kam, wollte er wiſſen, wer nach ihm die Welt beherrſchen werde, und beſchloß deshalb nach Delphi zu gehen und das Orakel zu befragen. Aber trotz aller ſeiner Opfer blieb es ſtumm, bis

endlich zum Erſtaunen des ganzen Heidenthums die folgende Antwort, die letzte unter allen, ertönte:

Ma puar Hebraeus, Dive, Daus ipse gubernans
Cedere sede jubet tristemque redire sub Orcum.
Ore fave tacitusque aris abscedito nostris.

Mit dieſem Beſcheide kehrte Auguſtus nach Rom zurück, und indem er ihn mit den Worten der ſibylliniſchen Bücher verglich, errichtete er auf dem Capitol einen Altar mit der Aufſchrift:

Ara primogeniti Dei.

Um dieſen Altar, den Anaklet 1130 mit vier Säulen umgab und über dem der Biſchof Cenbelli eine Kuppel bauete, bildete ſich angeblich die Baſilica S. Maeia in Ara Coeli, in deren einer Capelle, nicht weit vom Hochaltar, auf der Seite des Evangeliums er ſteht. Ebenſo muß in der Schweiz das Märchen, daß ſich der Landpfleger Pilatus, von ſeiner Blutſchuld gejagt, vom Tomlishorn in den Hochſee geſtürzt habe und noch heutigen Tages bei Stürmen und böſen Wettern umgehe, unbedingt auf den Namen Pilatusberg zurückzuführen ſein, ſei es nun, daß dieſer eigentlich Pfeilerberg oder Hutberg (mons pilatus) bedeutete, weil die höchſten Zackengipfel faſt immer mit einem Nebelhut bedeckt ſind. Was für Geſpenſter, wie viel ängſtigende Schreckbilder von einer einzigen falſchen Etymologie!

Und wie viel Jungfrauen und Heiligen auf der andern Seite! In den alten Kalendern ſtand geſchrieben: Ursula et Undecimilla, VV. MM., d h. Sancta Ursula et Sancta Undecimilla Virgines Martyres; Undecimilla war der Name einer Begleiterin der britiſchen Königstochter. Aus der einen Undecimilla wurden aber gegen allen Sinn und Verſtand Undecim mille virgines, elftauſend Jungfrauen, herausgeleſen und auf dem Ager Ueſulanus Tauſende von Gerippen aufgefunden; Eliſabeth von Schönau ſah eine nach der andern, und alle alten Jungfrauen Englands und Deutſchlands tröſten ſich mit dieſem Heere. Gerade ſo fand ſich auf dem alten claſſiſchen Soracte, dem Weiſer auf der großen Sonnenuhr der römiſchen Campagna, eine Inſchrift mit dieſem alldekannten Namen in großen Buchſtaben wie gewöhnlich: SORACTE. Weiß der Himmel, welch ein unwiſſender Prieſter, ganz vertieft in die Ikonographie ſeiner Heiligen, dieſelbe zu Geſicht bekam und ſich einbildete, das S wäre eine Abkürzung von San, ſo daß es San Oracta hieße. Nun aber war doch Oracte in keinem Kalender aufzufinden; ſofort errieth der Mann Gottes, wer es ſein mußte: es war der heilige Mörder ſeiner Mutter, Oreſtes, gemeint und Soracte war verderbt aus San Oreſte, und ſo heißt denn nun der Berg und auch noch das Dorf, das an ſeinem Fuße liegt, ſammt ſeinem ſchlechten Wein dazu.

So iſt es denn wahrhaft gefährlich, einen Namen zu haben, wenn das Volk die lächerlichſten Anſpielungen darin ſucht und findet. Kein Gott iſt ſicher, nicht von einem Philoſophen mit Gut identificirt, kein Valentin bei der „Fallſucht“ angerufen, kein Goethe der Gegenſtand eines ärgerlichen Diſtichons zu werden,

Ob von Göttern du ſtammſt, von Gothen oder vom Kothe;

obgleich die Gelehrten ſagen, daß God wahrſcheinlich ein altheidniſcher Name der Gottheit, Valentin nicht von „Fallen“, ſondern von „Valere“ abzuleiten, Goethe endlich etymologiſch gar nicht zu erklären, ſondern wie „Bopp“ aus einer altdeutſchen Namensform verkürzt ſei.

Aut Caesar aut nihil“ war die Deviſe Cäſar Borgia's, „o Cesare o niente“. Was macht das römiſche Volk aus dem niente? Aus dem nihil? Aus dem Nichts? Einen Nickel: „O Cesare o Niccolo.“

Dieſe kindlichen Verſuche ſind nicht immer ohne Witz und treffen mitunter in Einfalt, was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht. Das Rauhe Haus, das eigentlich nach ſeinem Erbauer Ruge's Haus heißt; Xanthippe, die im Berliner Jargon zu Zankdüſſe wird; der von Konſtantin den Großen auf die deutſchen Kaiſer übergegangene Titel Semper Auguſtus, den man ſeit Rudolf von Habsburg mit Allzeit Mehrer des Reichs verdeutſchte:

Aus Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre (Goethe)

ſcheinen den Sinn der Worte wahrer auszudrücken, als es vielleicht das richtige Etymon ſelber thäte. Das polniſche Wolfsfell, vlčuna, wird bei uns zu einer Wildſchur; dem feindlichen König im Schachſpiel ſagt man, wenn er den Angriff nicht mehr abzuwehren vermag: Matt; iſt das nicht ebenſo bezeichnend wie das indiſche mat gleich „tadt“? Im Franzöſiſchen: heißt es échec at mat, im Italieniſchen scacco matto, im Spaniſchen xaquimate, zum deutlichen Beweiſe, daß es eben ein Fremdwort iſt. Dennoch ſind ſelbſt die beſten dieſer volksmäßigen Anlehnungen nicht viel mehr als ſchlechte Witze, dem Dummerwitz zu vergleichen, den man aus dem ſlaw. Dubrawiae gemacht hat, und was das Schlimmſte iſt, ſie hören mit der Zeit auf, als Witze empfunden zu werden, verdrängen die coerecten Ausdrücke gänzlich aus der Unterhaltung und machen aus der ganzen Sprache eines Volkes ein Kauderwälſch, wie es wohl ungebildeten und kleinen Leuten ziemt, wie es aber in vornehmen und aufgeklärten Kreiſen unbedingt mißfallen muß; nicht minder mißfallen muß, als jeder banale Spaß, den man in Ermangelung wirklichen Geiſtes wiederholt.

Will man daher eine geſundere und weniger ſchwindelige Etymologie, ſo iſt Wiſſenſchaft nöthig, Wiſſenſchaft, die vorſichtig die Lautgeſetze beobachtend und das entſtellte Wort mit Feinheit prüfend durch die Maſſe der Verderbniſſe hindurch das echte Gut erkenne; Wiſſenſchaft, die in den gegenwärtigen Verſtümmelungen die alte Kraft und Herrlichkeit entdecke; Wiſſenſchaft, die die ſtarken Organismen der Sprache vor ſich ſehe, als wären ſie natürlich gewachſen und voll Freiheit aufgeblüht; die Münzen blank, als wären ſie nicht verwiſcht, nicht beſchmutzt durch den Gebrauch von vieler Generationen Hände; kurz die gleich einer Seele Plato's ihr Auge unverwandt auf die ewigen und glänzenden Ideen einer ſeligen Welt richte, ihre Verwirrung und unvollkommene Wiederſpiegelung in dem irdiſchen Duft beweinend.

Von ſolcher Wiſſenſchaft haben wir uns bemüht, in den vorliegenden Blättern eine Probe abzugeben — nur eine Probe, denn wir dünken uns weder gelehrt genug, um nur ein Gebiet der tauſendfach verzweigten Sprache vollſtändig zu umſpannen; noch fühlen wir in uns den erhabenen Scharfſinn, der dieſen Proteus in allen ſeinen tauſend Wendungen erfaßt. Eine leichte Skizze des Weges, den das Wort in ſeinem luftigen Leben zurücklegt, iſt Alles was wir bieten. Doch würden wir uns glücklich ſchätzen, wenn ein Denker darin einen Funken fände, um ihn in dem Dunkel ſeiner Meditation zu leiten; nicht um ſich dem Strom der Sprache entgegenzuſtemmen, das wäre Thorheit; wohl aber um ſeinen Lauf zu betrachten, um ſeine Quellen zu errathen, ſeine unergründlichen Tiefen zu bemeſſen.

Poca favilla, ſagt Dante,

Poca favilla gran fiamma accende.

Die Ureinwohner Corſicas.

Nach Dr. A. Mattei[1]).

α. Unter den alten Autoren läßt Pauſanias die Corſen aus Libyen abſtammen; Diodorus Siculus behauptet, ſie ſeien ein tyrrheniſches Volk; nach Herodot kamen ſie aus Phönizien, und Seneca, welcher nach Corſica verbannt war, ſieht in ihnen Griechen, Ligurer und Cantabrer. Alle dieſe Autoren ſprechen aber nur das aus, was ſie ihrer Zeit gehört haben, auf nähere Beweiſe für ihre Ausſprüche laſſen ſie ſich nicht ein.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Corſica an Frankreich kam, begann man ſich wieder mit der merkwürdigen Bevölkerung der Inſel wiſſenſchaftlich zu beſchäftigen; man glaubte in ihr Kelten zu erkennen, und dieſe Anſicht galt bis in die letzte Zeit, bis jetzt auf einmal die Basken auf der Bildfläche erſchienen und ſelbſt von einem Volke, das noch vor ihnen Corſica bewohnte, die Rede iſt.

Dr. Mattei, der ſehr gründlich und nach guter Methode bei ſeiner Arbeit vorgeht, beginnt mit einem Ueberblicke der Geologie Corſicas. Wir erſehen daraus, daß die Inſel in — geologiſch genommen — noch nicht ſehr entfernter Zeit ein bedeutend niedrigeres Klima als heute gehabt haben muß. Man findet nämlich dort Reſte eines Nagers (Lagomys), welcher heute Sibirien bewohnt, und des Bären, der wahrſcheinlich erſt im 15. Jahrhundert ausgerottet wurde. Die Muſſoti (Mouflons) ſind nach unſerm Autor unter den inſularen Einflüſſen im Laufe der Zeit modificirte Schafe. Dieſe großen Säugethiere konnten nicht ſchwimmend die Inſel erreichen; ſie ſind dorthin gelangt, als Corſica noch mit dem Feſtlande verbunden war. Ebenſo der Hirſch und der Fuchs, die auch dort gefunden werden. Zugleich mit den Knochen der nun ausgeſtorbenen Lagomys und des Bären entdeckte man aber in Grotten und Höhlen auch Menſchenknochen, und dadurch wird die Anweſenheit des Menſchen auf Corſica in ſehr frühe Zeit zurückgeſchoben; jedenfalls war die Inſel vor den Fahrten der Phönizier dorthin bewohnt, und ſo gut, wie der Hirſch und der Bär dorthin gelangten, konnte auch der Menſch dorthin kommen.

Um die Frage nach den Urbewohnern löſen zu können, muß man ſich zunächſt die heutigen Bewohner der Inſel anthropologiſch näher betrachten. Mattei glaubt vier verſchiedene phyſiſche Kategorien unter denſelben nachweiſen zu können; alle vier aber ſind dolichocephal und orthognath. Mattei vermochte nicht einen einzigen brachycephalen Schädel auf der Inſel aufzutreiben.

Die erſte Varietät der Corſen, die namentlich im Centrum der Inſel wohnt, iſt von mittlerm Wuchs, hat ſtraffe ſchwarze oder kaſtanienbraune Haare, leicht gebräunte Haut, dunkle Augen, gut gebildete Naſe, eiförmiges und im Ganzen offenes, intelligentes Geſicht. Mattei bezeichnet ſie als pelasgiſche Varietät.

Die zweite iſt kleiner als die vorige, hat einen weniger regelmäßigen Schädel, die Backenknochen ſind vorſpringender, das Geſicht weniger lang. Die Haare ſchwarz und ſchlicht, die Haut braun, aber wohl mehr durch klimatiſche Einflüſſe als von Geburt aus, die Augen dunkel. Dieſe weniger zahlreiche Varietät lebt in den Gebirgen und in der Ebene zerſtreut. Mattei vergleicht ſie den Bretonen, Irländern, Bergbewohnern Spaniens und nennt ſie keltiſche Varietät.

Die dritte Spielart wohnt im Süden und iſt ein klein wenig größer als die pelasgiſche. Die Haut iſt brauner als bei den beiden vorhergehenden, die Haare ſind ſchwarz und zuweilen gekräuſelt; die Augen dunkel und weit geſchlitzt; die Jochbeine mehr vorſpringend als bei der pelasgiſchen Varietät, Naſe gut gebaut, Lippen etwas ſtark. Sie nähert ſich den Sardiniern und wird vom Verfaſſer arabiſche Varietät genannt.

Die vierte meiſt im Norden der Inſel angeſeſſene Varietät iſt der Geſtalt nach die größte, die Haut iſt weiß oder nur leicht vom Klima gebräunt, die Haare ſind hell, kaſtanienbraun oder blond, die Augen blau. Dieſe Leute, welche an die Oberitaliener erinnern, nennt Mattei die ſächſiſche Varietät.

Natürlich zeigen viele Bewohner Corſicas Uebergänge und laſſen ſich, namentlich in den Städten, nicht in die eine oder andere Claſſe bringen. Vergleicht man die vier Varietäten mit den Völkern, welche in der Geſchichte der Inſel auftreten, ſo iſt anzunehmen, daß die ſächſiſche Spielart durch Vandalen und Longobarden importirt wurde; die arabiſche ſtammt aus der Zeit, als die Sarazenen ſich über die Mittelmeerinſeln ergoſſen; die pelasgiſche iſt zurückzuführen auf die Kleinaſiaten, Griechen, Etrusker und Römer, welche die Inſel beſiedelten, und die keltiſche aber keltiberiſche erſcheint als die älteſte aller.

Zu allen dieſen kommt noch eine neugriechiſche Colonie, 1676 zu Paomia an der Weſtküſte gegründet, welche ſich lange in Sprache und Religion unvermiſcht erhielt. Während der Kriege, die im verfloſſenen Jahrhundert in Corſica wütheten, wurden dieſe Griechen nach Ajaccio gebracht, wo ſie ſich ſeit 1774 mit den übrigen Einwohnern zu miſchen begannen.

Einige Aufſchlüſſe gewährt uns die Sprache. Der corſiſche Dialekt zeigt zwei deutliche Unterdialekte (vergl. Proverbj detti e massime Corse par le Dr. Mattei, Paris 1867). Am meiſten geſprochen iſt der nördliche Dialekt, während der ſüdliche nur von Porto Vecchia bis Ajaccio, bei Zicavo, Baſtelica und Bocognano geredet wird. Beide Dialekte ſind durch eine Bergkette getrennt. Der nördliche Dialekt iſt gut italieniſch, dem in der römiſchen Campagna geſprochenen nahe verwandt; der ſüdliche nähert ſich jenem, der in Sardinien, ja ſelbſt in Sicilien herrſcht. Manche Wörter haben noch die lateiniſchen Formen beibehalten, wie folgende Beiſpiele beweiſen mögen.

Corſiſch	Lateiniſch	Franzöſiſch
chere	quaerere	demander
Crassera	Cras sero	demain au soir
Dom	Dominus	seigneur
Eju	Ego	moi, je
Agghiu	Habeo	J'ai
Mugliera	Mulier	femme
Nimu	Nemo	aucun
Singhinnu	singulus	un, chacun

Ob im Corſiſchen auch phöniziſche Elemente ſich befinden, wagt Mattei nicht zu unterſcheiden; dagegen weiſt er

[1]) Bearbeitet nach Bulletin de la société d'Anthropologie. 2. Série XI, 597 (1876).

einige griechiſche Wörter nach. Egghju (Lamm) ſoll von αἴξ, Ziege, kammen; sarconn, Schlachtplatz der Thiere, von σάρξ, Fleiſch; ericca, Schlaß, von χρίκος, ein Ring, der zum Verſchließen der Thüren benutzt wurde. Aus dem Arabiſchen haben ſich kaum mehr Wörter erhalten als aus dem Griechiſchen. Was ſich von keltiſchen Wörtern findet, iſt nicht mehr als im Franzöſiſchen aber Italieniſchen auch. Der Name Corſica ſelbſt iſt unſerm Autor keltiſchen Urſprungs; er ſoll von corsig oder corsou, Sumpf, ſtammen, das paßt aber wenig zu der Gebirgsnatur des Landes. Vandalen und andere germaniſche Stämme, die im Verlaufe der Völkerwanderung nach Corſica kamen, waren dort zu kurze Zeit, um ſprachlich etwas zu hinterlaſſen; nur der „ſächſiſche“ blonde Typus iſt durch ſie bei einem Theil der Einwohner geblieben.

Was die Ortsnamen betrifft, von denen Mattei eine große Anzahl ſehr ſeltſam klingender aufführt, ſo überläßt er es einem Sprachkundigen, aus ihnen zu entſcheiden, ob darin ſich nicht Elemente der Sprache eines noch unbekannten, varkeltiſchen Volkes nachweiſen laſſen. Schon Seneca, der aus Spanien ſtammte, ſagt, daß die Corſen, nach ihrer Sprache und der Art ſich zu kleiden, iberiſchen Urſprungs ſein müßten. Dabei denkt Mattei an Basken, weil Prinz Lucian Bonaparte einige corſiſche Eigennamen aus dem Baskiſchen erklärt hat. Bereits 1840 bemerkte Mérimée (Notes d'un voyage en Corse, Paris 1840), daß der Wald von Aitone vom baskiſchen Aitz, Fels, und ona, gut, komme, während Bonaparte dieſes Wort aus Aita, Vater, und on, gut, erklärt. Damit läßt ſich allerdings gar nichts anfangen, und wenn nicht beſſere Beweiſe beigebracht werden, vermögen wir uns für einen baskiſchen Urſprung der Corſen nicht zu begeiſtern. Mattei ſelbſt bemerkt: Ce n'est pas assez pour rattacher aux Basques l'origine des Corses.

Werthvoll iſt, was Mattei über die vorgeſchichtlichen Alterthümer Corſicas zuſammenſtellt, da wir hierüber bisher wenig vernahmen. Es giebt dort Dolmen, Menhirs, Wackelſteine, Steinäxte, kurz alles, was zu einer richtigen Steinzeit gehört. Aber die intereſſanten Nurhagen Sardiniens fehlen [1]).

Dalmen wurden zuerſt 1811 in den Ebenen von Taraavo und im Thale aon Cavria nachgewieſen. Dieſe in Mérimée's oben erwähntem Buche abgebildeten Steindenkmäler heißen in Corſica Stauzone, Schmieden, aber Staxzono del dioule, Teufelsſchmieden. Der Ausdruck tola diu peccatu, Sündertiſch, deutet auf eine religiöſe Verwendung derſelben.

Die Menhirs, ſtehenden Steine, heißen im Corſiſchen stantare. Sie finden ſich im Thale van Rizzaneſe, in der Umgegend van Groſſa und bei Sartène, nicht fern von den Dolmen; alle im Süden; nur einer wurde bei Niolo in der Mitte der Inſel entdeckt.

Wackelſteine werden corſiſch Pierres in cavalletta genannt. Sie ſtehen an ſchwierigen Wegübergängen, ſo beim Cap Carſe, an der Straße von Olcani nach Oglicaſtro. Ob die Erklärung Mattei's: „Ces pierres avaient été préparées pour être facilement poussées sur des passants qu'on voudrait écraser“ richtig iſt, laſſen wir dahingeſtellt. Will man ſie nicht als vorgeſchichtliche Alterthümer auffaſſen, ſo bringt man ſie am beſten mit Gletſcherbewegungen in Verbindung — vorausgeſetzt, daß die geologiſchen Verhältniſſe hier zutreffen.

Die in Corſica gefundenen Steinäxte, nur wenig an der Zahl (ein Exemplar in der Bibliothek zu Baſta), beſtehen aus einheimiſchem Material und ſind polirt; meiſt wurden ſie aus Kalkſtein oder Serpentin gefertigt; ein Beil aus Feuerſtein oder Quarz iſt noch nicht entdeckt worden. (Egger über die polirten Steinbeile van Corſica in der Revue archéologique, November 1875.)

Die Dolmen und Menhirs beſtuden ſich faſt alle im Süden nnd dort wird der ſüdliche Dialekt geſprochen. Die Steinbeile dagegen wurden über die ganze Inſel zerſtreut gefunden, bei Ajaccio, Bologna, auf den höchſten Bergen. Was Bronzeſachen betrifft, ſo wurde nur eine Axt aus einem Tumulus bei Santo Pietro bei Tenda ausgegraben; ſie iſt gegoſſen.

An die Kelten gemahnt noch Manches in Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen. Die Straße von Baniſacio hieß bei den Römern Frotum gallicum; im Norden der Inſel liegt die Landſchaft Gallura; zwei Flüſſe im öſtlichen Theile heißen Rhatanus (vergl. Rhone). Der Gebrauch der Augurien bei den corſiſchen Schäfern „erinnert an druidiſche Gebräuche“ (das beweiſt nichts, da die Augurien über die ganze Erde vorkammen). Beim Johanniſſeſte tanzt die Jugend beiderlei Geſchlechts um große Feuer und umſchlingt ſich alsdann, was man oumparee cumere nennt [1]). Das iſt varchriſtlich. Am Neujahrstage beſchenkt man ſich mit der Strenna, einem Oelzweige; wie dieſes aber mit unſerm Weihnachtsbaume ſtimmen ſoll, den Mattei hier anzieht, vermögen wir nicht einzuſehen.

[1]) Ueber dieſe vergleiche Freiherr von Maltzan, Leipzig 1869, 275 ff.

[1]) Man möge hierzu das „Beilager“ der Johannispaare bei den Eſten und ähnliche Gebräuche bei anderen Völkern vergleichen. Mannhardt, Baumcultus, Berlin 1875, 469.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

Der chineſiſche Küſtenhandel.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die chineſiſchen Staatsmänner, von der Unmöglichkeit überzeugt, die Ausländer mit Gewalt zu vertreiben, dies auf politiſchem Wege zu erreichen ſuchen. Der Schwerpunkt dieſer Beſtrebungen ruht in der Perſönlichkeit des Großſecretärs und Vicekönigs, Li-hung-tſchang, der bei allen das Ausland betreffenden Unternehmungen die bewegende Kraft zu ſein ſcheint. Seine Politik geht darauf hinaus, die Ausſichten der Fremden ſo zu geſtalten, daß ihnen ſchließlich nichts anderes übrig bleibt, als das Land zu verlaſſen. Zu dieſem Zwecke läßt er es ſich angelegen ſein, durch Ankäufe, wie den der Wuſung-Eiſenbahn, den Fremden den Handel aus den Händen zu nehmen und auf die Chineſen zu übertragen, und er hat dieſen Beſtrebungen neuerdings durch den Kauf des geſammten Eigenthums (darunter 17 Schiffe) der unter amerikaniſcher Flagge fahrenden Schanghai-Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft wiederum Ausdruck gegeben. Der Kauf geſchah im Namen der ſogenannten Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft chineſiſcher Kaufleute (Chinese Merchants Steamer Company), die aber bekanntermaßen unter der Aegide Li's ſteht, von ihm Subſidien bezieht und unzweifelhaft von ihm mit dem Kaufe beauftragt

wurde. Es iſt der Schanghaier Geſellſchaft durchaus nicht zu verargen, daß ſie dieſen Verkauf abgeſchloſſen hat; unter den vorliegenden Verhältniſſen war es ihr unmöglich, auf die Dauer mit einer einheimiſchen Geſellſchaft zu concurriren, die von einer ſo bedeutenden und einflußreichen Perſönlichkeit, wie Li-hung-tſchang es iſt, unterſtützt wurde. Außerdem iſt der Preis unter den gegenwärtigen Handelsconjuncturen ein ſehr hoher. Wenn nun auch mit dieſem Kauf für die chineſiſche Geſellſchaft manche Vortheile verknüpft ſind, ſo iſt doch die Bahn derſelben bei Weitem noch nicht vollſtändig geebnet. Iſt auch mit dem Zurücktreten der Schanghai-Geſellſchaft die Flagge der Vereinigten Staaten von der chineſiſchen Küſte verſchwunden, ſo exiſtiren doch noch zwei engliſche Geſellſchaften, die beſſere Schiffe beſitzen als ſie, und überhaupt in jeder Beziehung ſich ihr gleichſtellen können.

Auch dieſe Geſellſchaften durch Ankauf zu beſeitigen, dazu möchte vielleicht nicht einmal die Macht Li's hinreichen, da ohnehin ſchon bei den chineſiſchen Kaufleuten große Unzufriedenheit über die in Folge des beſagten Kaufs und der damit verbundenen Geldunterſtützungen eingetretene Erhöhung der Steuern herrſcht. Ueberhaupt hängt die Exiſtenz der chineſiſchen Geſellſchaft ganz von dem Leben zweier Männer ab, ihres großen Patrons Li, und ihres Vorſtehers Tang-kin-ſing, eines Mannes von großen Fähigkeiten und genauer Kenntniß des engliſchen Handels. Sollte ſie einmal dieſer beiden Stützen beraubt werden, ſo würde wahrſcheinlich das ganze Gebäude zuſammenſtürzen.

(„Mail" dat. Schanghai, 10. Febr.)

— Von N. B. Dennys, dem man bereits einige nützliche Werke zur Kunde Chinas verdankt, wurde kürzlich bei Trübner in London eine Sammlung chineſiſcher Sagen, Märchen, Sprichwörter und Gebräuche herausgegeben (The Folk-Lore of China), welche neuerdings beweiſt, ein wie wenig richtiges Bild vom chineſiſchen Leben und beſonders der chineſiſchen Culturentwickelung uns jene Anſicht giebt, welche China als etwas völlig Abgeſchloſſenes, durchaus Eigenartiges, als ein Ding für ſich betrachtet. Es wäre ja in der That wunderbar, wenn einem ſo handelsthätigen und intelligenten Volk nicht da und dort eine fremde Anregung zuflöge und wenn es ſelbſt gegen ſeinen Willen wäre. Ein Culturvolk kann ſich nicht vollſtändig iſoliren, und die tiefere Kenntniß chineſiſcher Verhältniſſe, welche ſich allgemach anbahnt, wird dieſem Grundſatz für China viel weitere Geltung verleihen, als man gewöhnlich glaubte. So findet auch Dennys in der Volksweisheit und der Volksdichtung der Chineſen mancherlei Anklänge an Ariſches und Semitiſches, Anklänge, die manchmal überraſchend klar ſind. Die Räubergeſchichte aus „Tauſend und eine Nacht": „Seſam, öffne dich" wird wenig verändert in China erzählt, doch, wie Dennys glaubt, in einer ältern Form als die iſt, in der ſie uns aus Perſien überliefert iſt. Der ſchlafende Rip van Winkle kehrt in China in ſinniger Verſion in einem Manne wieder, der einige Jahrhunderte verpaßt, während er zwei Schachſpielern in einer Höhle zuſieht. Der Drache, dem man Jungfrauen opfert, ſpielt auch hier in den Sagen eine große Rolle, und die Deutung auffallender atmoſphäriſcher Erſcheinungen, wie z. B. Waſſerhoſen als Drachen, die noch heute in China gang und gäbe, dürfte ſich in der Entſtehungsgeſchichte unſerer abendländiſchen Drachenſagen ſtellenweiſe wiederfinden. Auch die Amphitryonſage kehrt in China wieder. Unter den Gebräuchen iſt der Trauring bei den Chineſen ebenſo verbreitet wie bei uns; in Südchina giebt die Braut dem Bräutigam ein Paar Schuhe „zum Zeichen, daß ſie ſich für die Zukunft unter ſeine Leitung beugt", während in Europa noch bei verſchiedenen Völkern die Sitte beſteht, dem neuvermählten Paare Schuhe nachzuwerfen. Chineſiſche Sprichwörter wie: „Ein Zoll Zeit iſt ſo gut wie ein Zoll Gold" oder „Wenn du ein Schwein tödteſt, tödte es ganz" ſtimmen zwar auffallend mit abendländiſchen überein, aber hier dürfte Gemeinſamkeit der Anſichten und Beſtrebungen in wirthſchaftlichen Dingen die Uebereinſtimmung zur Genüge erklären. Schwerer iſt zu verſtehen, warum die chineſiſchen Geiſterbeſchwörer ihre Geiſter einen Schreibapparat gebrauchen laſſen, der der „planchette" unſerer Medien ſehr ähnlich iſt. Daß Liebesgeſchichten hier und dort denſelben Kern und oft dieſelbe Einkleidung haben, iſt dagegen am wenigſten überraſchend. Dieſe Dinge wachſen aus jedem Volksgeiſt heraus gerade wie gewiſſe kosmopolitiſche Pflanzen, deren Keime allgegenwärtig ſind, jedem Boden entſprießen. Den chineſiſchen Geſchichten dieſer Art iſt aber eine große Innigkeit eigen, die in den Erzählungen aus dem Familienleben wiederkehrt und deren große Bedeutung für das geſammte Leben dieſes Volkes nicht zu verkennen iſt. Eine Geſchichte erzählt, wie ein Bootsmann die Liebe eines Mädchens gewann, an deſſen Fenſter er täglich vorüberfuhr. Als nun das Mädchen vor Liebesgram ſtarb, fand man, daß ihr Herz von Eiſen und in daſſelbe ein Bild des Vaters, des Fenſters und der beiden Liebenden eingegraben war. Daß die Innigkeit des Familienlebens in China noch nicht geſchwunden iſt, lehren die ſeltſamen Opfer, die nach immer die Kinder ihren Eltern bringen. In den chineſiſchen Zeitungen ſind noch heute Berichte von Kindern nicht ſelten, die zum Beſten kranker Väter oder Mütter ſich ein Stück Fleiſch aus dem Arme ſchneiden, um eine heilſame Brühe daraus zu kochen.

Die Auswanderung der Koreaner in das Amurland.

Die ohnehin ſchon armen nördlichen Provinzen Koreas hatten in den ſechsziger Jahren mehrere ſchlechte Ernten nach einander. Ungeachtet des hierdurch bewirkten und faſt bis zur Hungersnoth geſteigerten Nothſtandes fuhr die Regierung von Koreo nicht nur fort, die geſetzlichen Steuern mit eiſerner Hand zu erheben, ſondern ſie legte den Einwohnern ſogar noch eine Extraſteuer auf. Als im Jahre 1863 die Lage der letzteren nahezu unerträglich geworden war, entſchloſſen ſich zwölf Familien in das ruſſiſche Gebiet am Amur auszuwandern, welches trotz ſeiner großen Fruchtbarkeit bisher von den ruſſiſchen Coloniſten unbeachtet geblieben war. Dieſe Familien wurden von den Ruſſen freundlich aufgenommen und auf jede Weiſe unterſtützt und aufgemuntert, ſo daß die Colonie bald zum Blühen kam. Die Kunde von ihren guten Verhältniſſen drang raſch zu ihren Landsleuten und veranlaßte mehrere ihrem Beiſpiel zu folgen. Immer größere Dimenſionen nahmen die Auswanderungen an und ſchon 1865 zählte man 200 Koreaner im Amurgebiet. Die Regierung von Korea hatte die Sache anfangs ruhig geſchehen laſſen; als aber im Jahre 1870 nicht mehr einzelne Familien, ſondern ganze Stämme das Land zu verlaſſen begannen, ſuchte ſie die ſchädliche Entvölkerung der ohnedem dünn bevölkerten Bezirke durch Verbote, und als dieſe nicht halfen, durch Zwangsmaßregeln zu hemmen. Das Eigenthum der Emigranten wurde confiſcirt und gegen die zurückgebliebenen Verwandten mit den härteſten Maßregeln vorgegangen. Allein trotz alledem nahm die Auswanderung immer mehr zu; immer neue Coloniſten erſchienen an der ruſſiſchen Grenze und baten um Land. Sie kamen meiſtens halb verhungert und in Lumpen gehüllt an, ſo daß man ihnen alsbald mit Nahrungsmitteln aufhelfen mußte. Obgleich die ruſſiſchen Behörden nicht immer in der Lage waren dies thun zu können, da die von Europa zur See für die Truppen gebrachten Getreidevorräthe beſchränkt waren, ſo ließen ſich die Auswanderer durch dieſen Uebelſtand doch nicht zurückhalten. Im Jahre 1874 bildeten die Koreaner bereits 13 Niederloſſungen mit 4000 Einwohnern. Bald wußten dieſe Leute die Vorzüge, welche die ruſſiſche Cultur vor ihrer eigenen bot, zu ſchätzen; ruſſiſche Sitten und Gebräuche ſchlugen Wurzel. Die Koreaner bauten ihre Häuſer im ruſſiſchen Stil, nahmen ruſſiſche Kleider an und betrieben vor Allem den Ackerbau nach Art der Ruſſen. Auch das Chriſtenthum verbreitete ſich raſch unter ihnen; bereits bekennt ſich die Hälfte der

Digitized by Google

4000 Colaniſten zur griechiſchen Religion. Im Ganzen iſt es ein ruhiges, unterwürfiges, ackerbautreibendes Volk. Der Koreaner nähert ſich in ſeinem Weſen mehr dem Japaneſen als dem Chineſen; er iſt freundlicher, beſcheidener, gutmüthiger als der hochmüthige Chineſe, und dabei ſo mäßig und nüchtern wie der Japaneſe. So hat die ruſſiſche Regierung durch eine geſchickte Politik für wenig Geld ein fleißiges, lenkſames Volk gewonnen, das ihr nun ein bis dahin faſt unangebautes Gebiet urbar macht. Die Regierung von Korea ſieht dieſe Entwickelung der Dinge natürlich mit ſcheelen Augen an und hegt gegen Rußland einen tiefen, mit Furcht gemiſchten Haß. Sie behält das Schickſal ihrer früheren Unterthanen ſcharf im Auge, und es iſt ihr beſonders wichtig, in wie weit dieſe die Sitten, die Induſtrie und die Sprache der Koreaner, welche bisher mit ſo großer Strenge geheim gehalten wurden, an die Fremdlinge verrathen. Indeſſen kann dieſe Auswanderung nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die politiſchen Beziehungen Koreas bleiben. Entweder kommt die koreaniſche Regierung zur Einſicht, daß ſie durch ihre ſtrenge Verſchließung des Landes eine fehlerhafte Politik verfolgt oder die Furcht vor den ruſſiſchen Annexionsgelüſten treibt ſie zu einer Unbeſonnenheit. Die Eröffnung Koreas würde keinen unbedeutenden Markt für den Abſatz europäiſcher Artikel in dieſem noch ganz unentwickelten Lande, beſonders in den ſüdlichen und öſtlichen Provinzen, ſchaffen, während andererſeits die große Productionsfähigkeit des Landes, beſonders ſein Reichthum an Bauholz, eine große Rolle bei den derzeit in Oſtaſien in Gang gebrachten Unternehmungen ſpielen könnte.

(Aus den Forſchungen der ſibiriſchen Abtheilung der Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft. Jahrgang 1874.)

Afrika.

— Dr. Schweinfurth iſt am 22. März von Kairo nach der Sinoi-Halbinſel abgereiſt, wo er mehrere Wochen zubringen will. Nach ſeiner Rückkehr will er, wie L'Exploration (kl, Heft 7, Nouvelles p. 69) meldet, Vorbereitungen für eine Reiſe nach Innerafrika treffen.

— Am Sonntag den 15. April iſt der 2½ Meter tiefe und am Boden 18 Meter breite Süßwaſſercanal zwiſchen Kairo und dem Timſah-See bei Ismailia ohne namhafte Feierlichkeiten eröffnet worden. Derſelbe ſoll dem Suezcanal nicht nur den localägyptiſchen Handel zuführen, ſondern auch die von ihm durchſchnittene Wüſte mit Trink- und Berieſelungswaſſer verſehen. Nicht weniger als 100,000 Feddans (Acres) Land hofft man mit ſeiner Hülfe anbaufähig zu machen. Seitdem der kanopiſche Arm verſtopft iſt, iſt Alexandrien nur noch eine Oaſe in der Wüſte; die Producte Oberägyptens, wie des Deltas laſſen ſich nun weit billiger und bequemer als nach Alexandrien, nach Ismailia und Port Said ſchaffen. Daraus folgt aber nicht, daß nun die alte commercielle Hauptſtadt Aegyptens ſinken wird: Alexandrien allein beſitzt Baumwollpreſſen, ſo daß die auszuführende Baumwolle wohl oder übel ihren Weg dorthin nehmen muß; dort iſt der Beginn des Eiſenbahnſyſtems, das Ende des Mahmudieh-Canals, und da der Handel ſich nur ſehr ſchwer entſchließt, ſeine alten Bahnen zu verlaſſen und neue einzuſchlagen, ſo wird die Stadt mit ihrem erſt kürzlich vollendeten trefflichen Hafen nach wie vor blühen, während das in der völligen Wüſte gelegene Port Said, das ſein Fleiſch aus Syrien, ſeine Vegetabilien aus dem Delta, ſein Trinkwaſſer von Ismailia beziehen muß, wohl noch auf Jahre hinaus daſſelbe Kohlendepot inmitten von Sumpf und Sand bleiben wird, welches es heute iſt.

— Am 12. April wurde nach Meldungen aus der Capſtadt in Praetoria die engliſche Flagge aufgehißt und die Transvaal-Republik von England annectirt. Der Präſident des Freiſtaates legte gegen dieſe Gewaltthat Proteſt ein; Delegirte des Landes fallen ſich nach Europa und Amerika begeben, um bei den Mächten Proteſt zu erheben. Engliſche Truppen rückten zur Verhütung von Unruhen ein: merkwürdig, welche verſchiedene Moral England beſitzt, je nachdem es ſich um die europäiſche Türkei oder um Südafrika handelt. Doch läßt ſich nicht leugnen, daß das annectirte Land von nun an geſitteteren und geregelteren Zuſtänden entgegengeht. — Gleichzeitig hat auch das Cap-Miniſterium ſeine Zuſtimmung dazu gegeben, daß Griqualand Weſt am Oranje-Fluß definitiv der Cap-Colonie einverleibt werde. Damit iſt wohl auch das Schickſal des nun rings von britiſchem Gebiete umgebenen Oranje-River-Freiſtaats beſiegelt.

— Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet am 26. April aus Oporto in Portugal:

Aus Borro Manſa in Braſilien wird der Selbſtmord des portugieſiſchen Afrikoreiſenden Travaſſos Valdez gemeldet. Valdez war ein Sohn des Conde do Bamfim, diente als Regierungsſecretär auf Timor und fungirte dann zu Capſtadt und Loanda als ſtimmberechtigtes Mitglied der zur Aburtheilung gecaperter Sklavenſchiffe gebildeten Commiſſionen. Die Früchte ſeiner Reiſen und Beobachtungen veröffentlichte er in dem Werke „Six years of a travellers' life in Western Afrika“ (2 Bände. London 1861), das auch in Deutſchland als die bedeutendſte Arbeit über die ethnographiſchen Verhältniſſe Angolas geſchätzt iſt. Nach Portugal zurückgekehrt, war er abwechſelnd Beamter, Schriftſteller, Verlagsbuchhändler und Eiſenbahnunternehmer, ohne ſich zu einer bleibenden Stellung aufzuſchwingen. Nachdem auch ſein Plan in Madrid ein literariſches Centralorgan für die ſpaniſch-portugieſiſche Welt zu gründen geſcheitert war, ging er kürzlich nach Braſilien, wo er die Leitung einer Schule und Penſionsanſtalt übernahm. Schlechte Geſchäfte auch in dieſem neuen Berufskreiſe und der gegen ihn erhobene Vorwurf des Plagiats haben ihn dort zu jenem verzweifelten Schritte getrieben. Valdez, ein ebenſo unternehmender als kenntnißreicher Mann, hatte wohl in erſter Linie zur Führung der projectirten portugieſiſchen Expedition nach Centralafrika Beruf. Es iſt für portugieſiſche Zuſtände bezeichnend, daß dem verdienſtvollen Forſcher kein anderer Ausweg blieb als in einem Winkel Braſiliens zu ſchulmeiſtern.

— Der Sultan von Zanzibar hat die ſüdlich vom Cap Delgado belegene Bay von Tungue in Beſitz genommen und dort den Engländern die Anlegung einer Handelsfactorei geſtattet. Durch Vertrag mit England und dem Imam von Mascat (1828) wurde das Cap Delgado als Nordende der portugieſiſchen Beſitzungen auf der oſtafrikaniſchen Küſte anerkannt, ſo daß der Sultan durch jene Beſetzung die Rechte der portugieſiſchen Krone verletzt. Die Bay iſt ein geräumiger, tiefer Hafen, deſſen Einfahrt durch die kleine Inſel Tiooma in zwei Arme getheilt wird. In den umliegenden Ortſchaften wohnt eine aus Arabern und Negern beſtehende Bevölkerung, die ſeit lange unter einer ſelbſtgewählten Obrigkeit lebt, ohne die portugieſiſche Herrſchaft zu empfinden. Im Jahr 1852 mußte der Imam von Moscat ſeinen Verſuch, zu Tungue eine Zollſtätte einzurichten, in Folge portugieſiſcher Reclamationen aufgeben. Die portugieſiſche Preſſe verlangt, daß auch den Uebergriffen des Sultans von Zanzibar entgegengetreten werde. (A. Z.)

Inhalt: Cameron's Reiſe quer durch Afrika (1873 bis 1876). V. (Mit ſechs Abbildungen.) [Der Schluß dieſer Reiſe folgt im nächſten Bande.] — Georg Gerland: Bonnu und die Afghanen V. (Schluß.) — R. Kleinpaul: Etymologie des Volks. — A. Mottei über die Ureinwohner Corſicas. — Aus allen Erdtheilen: „Aſien“. (Fortſetzung.) — Afrika. — (Schluß der Redaction 26. Mai 1877.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

DEC 10 1988

DEC 15 1988

BOUND
DEC 16 1932
UNIV. MICH.
LIBRARY

Digitized by Google

BOUND
DEC 16 1932
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google